Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/globusillustrier5618unse

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Deutsche
Kolonialgesellsch
BERLIN

Fünfter Band.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1864.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Deutschland, Oesterreich und die Schweiz.

	Seite
Eisenbahnen über die Schweizer-Alpen	29
Verkehr der Stadt Meerane	30
Heidnisches aus Böhmen	32
Aus dem Oelschergebiet in Niederösterreich	83
Die Nordsee-Insel Borkum. Von Hermann Meier. I. II.	139 173
Volksmedicin in Oberbayern	192
Das deutsche Element in Südtirol.	206
Die Bevölkerung der schweizerischen Eidgenossenschaft	212
Wien	221
Schulbesuch in Oesterreich	224
Wendische Ortsnamen in der Lausitz	—
Das Harzgebirge. I. II.	257 289
Die Heimath der Bernsteingräber. Von Karl Ruß	309
Swante Wustrow und der Darß an der Ostsee	318
Die Romanen und Ladiner in Graubündten	—
Oesterreichs Kriegsflotte	319
Die Küstenlandschaft Ostfrieslands und deren Bewohner. Von Hermann Meier. I. II.	343 367
Das Richtige über die Stammes- und Sprach-Verhältnisse im Herzogthum Schleswig	370
Die Seen der Vorzeit in Oberkrain und die Felsenschlisse der Save	384

Volksmenge in Holland 96

	Seite
Die Kirche von Hiterdal in Norwegen	159

Großbritannien und Irland.

Das allmälige Aussterben der irischen Sprache	31
Der Mineralreichthum Großbritanniens und Irlands	160
Armuth in England	—
Aus Irland	187
Die Irländer und Schotten in England	—
Wohnungen der englischen Feldarbeiter	191
Die englischen Bergleute in Durham	—
Birminghams Einwohnerzahl	320
Steigerung der Eisenproduktion in Großbritannien	351
Archäologisches aus England	—
Feuersbrünste in England	—
Die Lachsfischerei in den Flüssen von Süd-Wales	—
Londons Kohlenverbrauch	352

Frankreich.

Omnibusverkehr der Stadt Paris	31
Vergrößerung von Paris	320
Frankreichs Bevölkerung	352
Das Unterrichtswesen in Frankreich	—

Rußland.

Ueber die deutschen Kolonien bei Tiflis	32
Eisenbahn von Moskau nach Sebastopol	96
Aus Rußland	186
Abzug des Silbergeldes aus Rußland	—

	Seite
Fischfang und Fische bei Odessa	213
Die Kurgane in den südrussischen Steppen	217
Der Seidenbau in Rußland	224
Der Getreidehafen Rostow am Don	288
Charakterskizze der Groß-Russen und der Klein-Russen	315
Die Südküste der Krim	341
Die neuesten Nachrichten über die Auerochsen im Bialowitzer Walde	389

Italien und die Iberische Halbinsel.

Bergbau in Spanien	31
Die Insel Ischia	220
Die deutschen Kolonien in Spanien	318
Spaniens Kriegsflotte	319

Europäische Türkei und Griechenland.

Expedition nach Albanien	64
Aus dem alten und neuen Athen. I. II.	73 105
Die Südslaven. Vom Freiherrn v. Reinsberg-Düringsfeld	97
Telegraph von Albanien nach Corfu	160
Heinrich Barth's Reise von Rustschuk nach Philippopel	180
Bemerkungen über Montenegro und die Montenegriner. Von Freiherrn v. Reinsberg-Düringsfeld	196
Die Finanzen des osmanischen Reiches	224
Die Erforschung des Drinflusses	317
Von der Ostküste des Adriatischen Meeres. Von Freiherrn v. Reinsberg-Düringsfeld	321
Die türkischen Frauen	335
Die türkische Armee	352

Asien.

Vorderasien und Persien.

Ein Ausflug nach Brussa. Besteigung des Olympos. Von Karl Remeis	20
Grab des Hafis	31
Kermanschah in Persien	51
Ein Berliner Kind unter den Afghanen	96

Die Entzifferung der Keilschriften und der Skulpturfelsen von Bisutun. Von Georg Ebers	238
Zwischen Dschidda und Mekka soll eine Eisenbahn angelegt werden	287
Die Inschrift von Bisutun	320
Konstantin Tischendorfs Reise nach dem Sinai	353

Innerasien und Ostindien.

Ostindien	94
Wittwenstand und Vielweiberei in Indien	127
Verkehr in der Indusregion	128
Die Handelsbewegung Indiens	—
Geschichte des Blutaberglaubens in Indien	178

Seite

Fortschritt des Theeanbaues in Indien 190
Aus Ostindien 221
Katholische Missionäre zu Hlassa in Tibet 254
Reisen in Asien . . . . . —
Bombay, die wahre Hauptstadt Ostindiens 256
Heuschreckenplage in Ostindien . . —
Assam, das mittlere Stromgebiet des Brahmaputra. Von Hermann v. Schlagintweit 266
Die Verhältnisse Kaschmirs . . . 383

Hinterindien und der ostasiatische Archipel.

Der Vulkan Gedeh auf Java . . 50

Seite

Ein Streifzug auf der Insel Sumatra 182
Ein Besuch in Bangkok, der Hauptstadt des Königreichs Siam. I. II. 193 225
Sitten und Gebräuche auf der Insel Karimon. Von R. Dach. I. II. 218 275
Neuere Mittheilungen über das Erdbeben in Manila. Von H. Birnbaum 313

China und Japan.

Die chinesischen Angelegenheiten . 12
Kuhpockenimpfung in China . . 160

Seite

Aus Indien überland nach China 187
Griechische Kirche bei Peking . . 190
Die Zustände in China 209
Der Handel Japans mit dem Auslande 223
Chinesische Justiz. Nach einer Schilderung aus dem Roman Gin-ping-mei von H. A. von der Gabelentz 348

Alte Denkmäler der eingeborenen Mongolen in der transbaikalischen Provinz 31
Die Man-gut-Grotte in Ostsibirien . . . . . —

Afrika.

Der Nordrand und die Sahara.

Colomieu's Zug durch die nördliche Sahara nach der Oase Warghla. I. II. 129 161
Rohlf's Reise durch die südlichen Provinzen von Marokko . . . 152
Freundschaft zwischen den Franzosen und den Tuareks der Sahara . 188

Der Nordosten und die Nilländer.

Die Wanderung der fünf nasamonischen Jünglinge zur Aufsuchung der Nilquellen 23
Vegetationsschilderung der Landschaft Sennâr. Von Dr. R. Hartmann. I. II. 43 77
Ein Bericht Pethericks vom Obern Nil 92
Vom obern Nil 126
Baumwollen-Kultur in Aegypten 128
Von der abessinischen Küste. . . 157
Universität und Studenten in Kairo 185
Die Ueberschwemmung in Aegypten 188
Kapitän Speke's Wanderung vom Nordgestade des Nyanza-See's nach Madi am obern Weißen Nil 249
Die österreichische Mission zu Gondokoro am obern Weißen Nil . 287

Westafrika und die Nigerländer.

Ermordung Moriz v. Beurmann's an der Grenze von Wadai . . 120
Sklavenhandel in Dahome . . . 126
Die gegenwärtigen Zustände am obern Niger und in Timbuktu 144
Von der afrikanischen Westküste . 187
Der Löwentödter Gerard beim König von Dahome . . . . . —
Menschenopfer an der Westküste von Afrika 188
Kulturgeographische Erläuterungen zur Karte von Nordwest-Afrika. I. II. III. IV. 270 299 329 363
Die Verwirrung am obern Niger 287
Nachrichten von der Guineaküste . 382

Die Kapländer.

Aus der südafrikanischen Kapregion 188
Ausrottung der Buschmänner in der Kapregion . . . . . —

Neue Reisen in Afrika 121
Reisen in Afrika 157
Portugiesisches Afrika 189
Die Provinz Natal in Südostafrika 382

Madagaskar.

Die Revolution auf der Insel Madagaskar 27
Madagaskar 126
Seidenraupen auf Madagaskar . 190
Eine neue Krisis auf Madagaskar 255
Die Zustände auf der Insel Madagaskar 382

Die maskarenischen Inseln Mauritius und Réunion im Indischen Ocean. I. II. 33 65

Amerika.

Nordamerika.

Die Newyorker Jugend 96
Mosaik aus dem Yankeelande. III. IV. 114 142
Eine Diebsgallerie in Newyork . 124
Neue Goldminen in Californien . 160
Die russischen Kolonien an der Nordwestküste von Amerika . . 176
Theebau in Nordamerika . . . 190
Hind's Wanderungen in Labrador 208
Newyork am Ende des Jahres 1863 346
Die Deutschen Philadelphia's . . 351
Der große Wasserfall im südlichen Columbiastrome 394

Mexiko, Centralamerika und Westindien.

Centralamerika 63
Eisenbahnen in Mexiko 96
Die Rebellion auf St. Domingo 127
Die Insel St. Thomas in Westindien 154
Expeditionen in Panama und Chiriqui 158
Anbau der Fieberrinde auf Jamaica 350
Ein Gang durch die Mammuthgrotte in Kentucky 372
Hebung und Senkung der Küsten Nordamerika's 383
Einwanderung in Nordamerika über Neuyork 384
Verluste der Handelsmarine in den Vereinigten Staaten während des Jahres 1863 . . . . . —

Südamerika.

Grashof's Reisen von Buenos Ayres durch die argentinischen Pampas und über die Cordillere nach Copiapo in Chile . . . 1
Argentinische Mittagsmahlzeit . . 32
Chile 32 222
Ecuador 63 222
Peru 63
Bolivia 64
La Plata-Region 95
Paraguay . . . . . —
Der Essigfluß in Neu-Granada . 96
Pflanzen und Schlangen in Venezuela 147
Eisenbahn in Chile 158
Die deutsche Kolonie in Peru . . —
Peruanische Verhältnisse . . . . —
Ein deutsches Sängerfest in Brasilien . . . . . —
Erdbeben in Arequipa 159
Die wilden Goajiros-Indianer auf der Halbinsel Maracaibo . . . 181
Das Schicksal der polynesischen Kuli's in Peru 189
Französischer Einfluß in Peru und Ecuador . . . . . —
Menschenfresser in Peru 190
Grashof's Reise von Rio Janeiro über Bahia nach Madeira . . 201
Nicaragua 222
Costa rica . . . . . —
Neugranada . . . . . —
Die Landschaft am Apurestrom in Venezuela 244
Baumwolle am La Plata . . . 256
Martino da Silva Coutinho's Expedition auf dem Purus in Brasilien 266
Entdeckung von Kohlen in Brasilien 350
Die Araukaner 376
Der Nutzen des brasilianischen Wachsbaumes . . . . . —

Australien.

Seite

Australien.

Eine neue Faserpflanze in Queensland, Australien 95
Expeditionen in Westaustralien . 127
Neue Karte von Australien . . . 128
Nachrichten aus Australien . . . 157
Die Einkünfte der Kolonie Neusüdwales 190
Gold und Wein in Australien . —
Neue Reisen in Westaustralien . 222
Australische Nachrichten 255

Seite

Die Ureingeborenen der Insel Tasmanien 318
Census von Victoria, Australien, 1861 383
Die Wollausfuhr Australiens . . —

Oceanien.

Ueber die Fidschi-Inseln in der Südsee 24
Abenteuer eines Seemanns unter den Kannibalen des Fidschi-Archipels. I. II. 60 87

Seite

Barbarei der Engländer auf Neuseeland 95
Auf den Markesas-Inseln . . . 189
Die Unruhen auf Neuseeland und deren Veranlassung 215
Geographische Entdeckungen auf Neu-Seeland 255
Auckland, Neu-Seeland 256
Eine Maorifestung 319
Militär-Ansiedlungen in Neu-Seeland . . . . . —

Allgemeines.

Ethnologische Beiträge. VII. VIII. IX. 16 56 81
Die Abstammung der Hauskatze . 32
Die Ethnographie im Sprüchwort. I. II. 53 85
Ludwig Schmarda am Adriatischen Meere 96
Leben und Treiben der Zigeuner in Deutschland 110
Die Beziehungen des Menschen zu den Affen 116
Der Telegraph zwischen Europa und Indien 123
Europäische Generale bei den chinesischen Rebellen 127
Die Russen in Kokan . . . . . —
Eine Negerzeitung 128
Dänischer Vertrag mit China . . —
Das Vorkommen der Muschelhügel in allen Erdtheilen 149
Der Zoolog von Martens . . . 160
Eine internationale Gaunerbande —
Die ehemaligen Reichsunmittelbaren in Preußen . . . . . —

Kaffee aus Böhmen 160
Zur Statistik der Juden . . . —
Das Skalpiren bei den Indianern 184
Sir James Brooke 189
Dampferlinie rund um den Erdball 191
Dampfschifffahrt nach Haiti . . —
Temperatur der Erdrinde . . . —
Temperaturzunahme mit der Tiefe —
Ein afrikanisches Klagelied . . . 223
Kann der Neger seine Haut verändern? . . . . . —
Neue Goldfunde . . . . . —
Wieder Wein auf Madeira . . . 224
Der Silberabzug aus Europa nach Indien . . . . . —
Der schweizerische Forscher Dr. A. Schläfli und seine Reisen. I. II. 247 277
Die geographische Gesellschaft in St. Petersburg 254
Eine wissenschaftliche Expedition . —
Die Eisenbahn zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean 255

Die Bedeutung der Hausthiere für die Kulturentwicklung der Völker. I. II. 281 305
E. G. Squier 287
Der australische Reisende Howitt auf Neuseeland verschollen . . —
Eine neue Art von Dampfern . 288
Die überseeische Paketschifffahrt Englands . . . . . —
Brasilianische Baumwolle . . . —
Urtheil über die Neugriechen . . 319
Zur Völkerpsychologie . . . . —
Auswanderung über Liverpool im Jahre 1863 . . . . . —
Auswanderung vom Clyde . . . —
Die Peninsular and Oriental Steam Navigation Company 320
Zur Statistik der französischen Kolonien 350
Kohlen- und Eisenerzeugung . . 351
Kostenaufwand der stehenden Heere 352
Die Namen der höchsten Berge . 382
Die Einwanderung von Tscherkessen nach der Türkei 383

Illustrationenverzeichniß.

Europa.

Deutschland.

Krypta auf dem Schlosse in Quedlinburg 257
Das Rathhaus zu Halberstadt . 260
Das Innere des Halberstädter Doms 261
Aussicht aus dem Kreuzgange des Domes zu Halberstadt . . . 263
Der Regenstein 264
Der Teufelsstuhl bei der Klus . 265
Die Roßtrappe 289
Rathhaus in Wernigerode . . . 292
Brocken 293
Brockenführer 295
Hexentanzplatz 296
Bockengespenst 297

Der Südosten Europa's.

Metope am Partheuon (Hautrelief des Phidias) 73
Der Parthenon 67
Die Friauler Gebirge 97
Türkischer Mudir und herzegowinische Begs 100
Herzegowinische Raja 101
Morlaken in der griechischen Kirche zu Sebenico 103
Montenegriner nach der Schlacht bei Rjeka 104
Das Theater des Herodes Atticus unterhalb der Akropolis . . . 106
Griechische Fastnachtsfeierlichkeit beim Zeustempel 108
Die große Landbatterie von Trebinje 197
Rjegusch, der Stammsitz der Fürsten von Montenegro 200
Leuchtthurm an der Punta d'Istria 321
Tersat 324
Ausgrabungen römischer Alterthümer des Dr. Carrara in Salona 325
Einfahrt in den Hafen von Sebenico 327
Eine Straße in Sebenico . . . 328
Im Innern eines Harems zu Konstantinopel 336
Vortrag einer Erzählung im Harem 337
Ein Gesellschaftszimmer im Harem 339
Ein Besuch im Harem 340

Holzkirche von Hiterdal 159
Ein Theil der Stadt Funchal auf Madeira 205
Die Insel Ischia 220

Asien.

Vorderasien und Persien.

Residenz des Statthalters von Kermanschah in Persien 52
Keilschriften 239 240
Inschriftfelsen von Bisutun . 241 320
Brücke des Hassan Abad in Ispahan 300
Beduine von der Sinaihalbinsel 353
Felspartie im Wadi Mokatteb . 354
Nabatäische, griechische und lateinische Inschriften im Wadi Mokatteb 355
Bilderskulpturen im Wadi Mokatteb 356
Beduinenknabe und Kameel von der Sinaihalbinsel 357
Pater Procop, Ikonomos des Katharinenklosters auf dem Sinai 360
Mélethios Bajanelles, Superior des Katharinenklosters auf dem Sinai 361

Indien und der ostasiatische Archipel.

Vulkan Gedeh auf Java . . . 50
Eine Ansicht in Bangkok . . . 193
Audienzhalle des Königs zu Bangkok 225
Siamesische Komödianten in Bangkok 226
Frauen des Königs von Siam in ihrem Palast 227
Mongkut, König von Siam und dessen Hauptgemahlin 228
Porträt des zweiten Königs von Siam 229
Ein achtjähriger Sohn des Königs von Siam 230
Ein Katafalk für den König von Siam 231
Portal der großen Pagode Watschaug 232
Eine Hofkomödiantin in Bangkok 233
Garde-Amazone des Königs von Siam . . . . . —
Ruine einer alten Pagode in Ajuthia 234
Eine Pagode aus der neuern Zeit 235
Kanal von Ajuthia 236
Buddah-Statue in einem verfallenen Tempel 237
Ein Elephant auf Ceylon, den Pflug ziehend 281

Prinz Kong 12
Chinesische Kriegsmandarinen . . 13

Afrika.

Seite

Der Nordrand und die Sahara.

Der Ksar Tadscheruna 129
Si Seliman, Porträt 130
Grabmal eines Marabu 131
Der Ksar Bu Alem . . . . . —
Karawane durch die Wüste . . . 132
Der Paß in Uled Sergum . . . 133
Eine Wohnung in Tadscheruna . 134
Aim Massin . . . . . —
Straße in Metlili 135
Metlili, Ansicht der Stadt . . . —
Junge Frau von Metlili . . . 136
Gesichtstypen aus der Sahara . 137
Radschel el Haschem, Bettelnde Marabuts 161

Seite

Der Ksar El Hadschadscha . . . 162
Der Schlachtplatz in Warghla . . 163
Ein Tuarek sprengt zum Kampfe an 164
Attatisch oder Kameelpalankin . . 165
Bahus ben Babia, Kaid von Agussa 166
Schildwache am Thor von Warghla 168
Ein Karteſſa, der einen Brunnen reinigt 169
Ein Schambaa-Araber in der Wüſte betend 172

Port Louis auf Mauritius . . 33
Der Pieter Boot auf Mauritius . 36

Seite

Cascada de la Savane 37
Die Wilhelms-Ebene auf Mauritius 38
Malgaschen auf Mauritius . . 39
Straße im malabarischen Camp zu Port Louis 40
Eine Malabarin 41
Malabarische Arbeiter auf Mauritius 42
Boulevard in St. Denis . . . 65
Ansicht von St. Paul 67
Indischer Doktor 68
Indischer Barbier 69
St. Gilles 70
Indische und Negerarbeiter . . . 71
Feldhüter 72

Amerika.

Nordamerika und Westindien.

Der Hafen von St. Thomas . . 155
In der Mammuthgrotte in Kentucky 372
Die Laube in der Mammuthgrotte 373
Cyprinodons, die blinden Fische der Mammuthgrotte 374
Der Fluß Styx in der Mammuthgrotte 375

Südamerika.

Der Vaqueano (Weganfspürer) in den argentinischen Pampas . . 1
Gauchosporträts 2
Pampasindianerinnen 3
Soldat und Wasserträgerin in Cattamarca 5
Gauchoshütte am Gebirge von Abosada, Provinz Cattamarca . 8

Höhensee der Cordillere 9
Tanz der Sambaeneca 10
Kreolennegerin in Bahia . . . 201
Mestize von Bahia 202
Minas-Neger in Bahia 203
Hafen von Rio de Janeiro mit dem Orgelgebirge 204
Manuel Talma (ein Araukaner) . 376
Araukaner-Indianer 377

Karten-Beilagen.

(Aus Meyer's neuestem Hand-Atlas.)

Karte von Nordwest-Afrika. Kulturgeschichtliche Erläuterungen dazu 270 299 329 363
Karte vom Herzogthum Schleswig. Zu dem Artikel: Das Richtige über die Stammes- und Sprachverhältnisse im Herzogthum Schleswig 370

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Grashoff's Reise von Buenos Ayres durch die argentinischen Pampas und über die Cordillere nach Copiapo in Chile.

Der Baqueano. — Improvisatoren. — Der Gaucho. — Die Pampas. — Pampas-Indianer. — Rosario am Parana. — Cordoba. — Cuguare. — Chinchawanzen. — Strauße. — Abreise von Cordoba. — Unzen. — Die Salzsteppe. — Catamarca. — Reise nach Fuerte de Andalgala. — Santa Rosa. — Indianerfestungen. — Nach Belen. — Santa Rosa. — Indianerburg Quebrada de la Troya. — Uebersteigung der Anden. — Grabhügel. — Copiapo.

Begleite der Leser einen deutschen Landsmann auf der weiten Strecke von der breiten Mündung des La Platastroms bis an das Stille Weltmeer. Herr O. E. F. Grashoff, ein talentvoller Maler aus Köln, unternahm in den Jahren 1852 bis 1855 ausgedehnte Reisen in Südamerika, namentlich in Brasilien, den argentinischen Landen und Chile, und entwarf eine Menge vortrefflicher Zeichnungen, über welche auch ein Kenner, wie Alexander von Humboldt, sich mit der größten Anerkennung ausgesprochen hat. Diese Skizzen sind Eigenthum des Globus geworden, zugleich mit Gras-

Der Baqueano in den argentinischen Pampas.

hoff's Reisebeschreibung, welche wir als Unterlage und Leitfaden für die nachfolgenden Darstellungen nehmen. Wir vervollständigen aber dieselben aus anderen Quellen, die wir namhaft machen.

Vor allen anderen wollen wir in dieser Beziehung ein Werk hervorheben, von welchem wohl nur wenige Exemplare nach Deutschland gekommen sind; wir meinen: Vida de Facundo Quiroga i aspecto fisico, costumbres i hábitos de la república arjentina, seguida de apuntes biográficos sobre el jeneral Frai Felix Aldao. Por el autor de Arjiropolis. Santiago 1851. Der Verfasser ist Herr Sarmiento, der geistreichste Schriftsteller, welchen Südamerika aufzuweisen hat. Sein Buch gewährt einen Einblick in die Verhältnisse des argentinischen Landes wie kein anderes, es schildert eingehend die Gesittungszustände jener Region, und die einzelnen Darstellungen typischer Charaktere, zum Beispiel des Baqueano, des Rastreador und des Gaucho malo sind wahre Meisterstücke. Doch wir wenden uns zu unserem Reisenden.

Von Buenos Ayres aus nahm Grashoff zunächst seinen Weg nach Cordoba. Ihm schlossen sich noch mehrere Gefährten und unter diesen ein deutscher Bergmann an. Sie miethten im November 1852 zusammen eine gerade nicht stattliche, aber doch große und bequeme Galera, einen Wagen, der von fünf Pferden gezogen wird. Auf jedem derselben saß ein Reiter, Cuartero. Der älteste unter ihnen, ein Mann von sehr entschlossenem Wesen, machte den Anführer. Es war der Baqueano. Das Wort bedeutet eigentlich einen Kuhtreiber, einen Rindviehhirten. Viehzucht war von jeher die Hauptbeschäftigung der Argentiner in den weiten Steppen; dort waren die Hirten zu Hause und kannten Weg und Steg. So verstand es sich von selbst, daß sowohl die Wagenkarawanen wie Soldatenzüge Baqueanos zu Führern nahmen. Allmälig ward der Ausdruck gleichbedeutend mit Geleiter, Führer, Lootse, und in der That ist er der eigentliche Pilot der Pampas.

Der Baqueano weiß, wohin ein beliebiger Pfad führt, ob zu einem Wasserplatze oder nicht; er kennt die Wege, welche durch den Morast ziehen und zu welcher Jahreszeit sie zu passiren sind. In dunkler Nacht, auf freier Ebene, in dichten Wäldern findet er sich allemal zurecht und verirrt sich nie. Im Nothfall untersucht er die Bäume, steigt vom Pferde, läßt die Pflanzen durch seine Hände gehen und sagt: Wir sind auf dem Wege da und dorthin und noch so und so viele Leguas von der Estancia N. N. entfernt. Oft will es Alle bedünken, daß z. B. die Richtung nach Süden eingeschlagen werden müsse und doch nimmt der Baqueano eine ganz entgegengesetzte, ohne sich an Einwendungen zu kehren. Oft ist die Dunkelheit auf den Pampas undurchdringlich und man kann buchstäblich keine Hand vor Augen sehen. Dann rauft der Führer an mehreren Stellen Gras aus, beriecht Wurzeln und Erde, kauet beide, wiederholt das mehrmals und weiß nun sicher, ob ein salziger oder süßer Bach in der Nähe ist; danach findet er sich zurecht.

Manchmal kommt es vor, daß der Baqueano Reisende über solche Strecken in den Pampas zu führen hat, durch welche überhaupt kein Weg führt. Der Baqueano sinnt eine Weile hin und her, betrachtet sich den Horizont, prüft den Boden, faßt einen bestimmten Punkt in's Auge und schießt wie ein Pfeil auf seinem Renner in's Weite. Plötzlich schlägt er eine neue Richtung ein, galoppirt fast ununterbrochen Tag und Nacht und kommt richtig an.

Gaucho-Portraits.

Nachdem Grashoff 28 Leguas (eine Legua ist etwa dreiviertel deutsche Meilen) zurückgelegt hatte, nahm er in dem kleinen Orte Casto sein zweites Nachtquartier. Vor dem Rancho, einer elenden Hütte, saß ein improvisirender Gaucho, welcher die Gesellschaft mit seinem Guitarrenspiel unterhielt. Es gibt viele Payadores, Improvisatoren, unter den Gauchos. Gewöhnlich finden sie sich in einer besuchten Schenke ein. Mit besonderer Aufmerksamkeit horchen die Gäste gespannt auf den Vortrag und Niemand wagt den Payador zu stören. Unser Gaucho besang den Reichthum eines der Reisegefährten, welcher große Bergwerke besaß. Jede Strophe endete mit einem Tremolo, in welches der Chor näselnd einfiel.

Es kann nicht fehlen, daß die eigenthümliche großartige Natur den Gaucho poetisch anregt und in der That hat er seine Volkspoesie; auch musikalisch ist er. Sein Lieblingsinstrument, die Guitarre, hat er von den Spaniern überkommen. Die Pampas haben ihre Barden, Sänger, Troubadours, welche die verschiedenen Estancias und Ortschaften besuchen. Sie singen von den Helden der Einöde, die vor der Gerechtigkeit flohen, vom Schmerz der Witwe, der die Indianer jüngst ihren Sohn geraubt und dergleichen mehr. Der Sänger aber hat keine feste Behausung, er legt

sein Haupt nieder, wo der Abend ihn überrascht, oftmals unter freiem Himmel. Er ist überall willkommen und hat beim festlichen Schmause einen besonderen Platz. Der argentinische Gaucho trinkt nicht, wenn nicht Musik und Weise ihn anregen, in jeder Schenke hängt eine Guitarre und der herumwandernde Sänger weiß schon von weitem, ob er Zuhörer finden werde; die Zahl der vor der Thür angebundenen Rosse deutet ihm an, ob und wie viel Gäste sich eingefunden haben.

Die Gauchos (sprich Ga-utschos) sind ein außergewöhnlicher Menschenschlag; hervorgegangen aus einer Vermischung der Spanier, hier besonders der Andalusier, mit den Eingebornen. Ueberall in den weiten Pampas ist der Gaucho Viehzüchter und weiter nichts. Sein Hirtenleben erinnert an asiatische Zustände, an das Zelt der Kalmücken, an den Araber, an ein barbarisches, stationäres Leben und Treiben.

In den argentinischen Pampas gibt es keine Nomadenstämme. Der Hirt besitzt den Boden, welchen das Vieh beweidet, als Eigenthümer; er wohnt an einer Stelle, die unbestritten ihm gehört. Aber er lebt vereinzelt. Die Familien sind weit und breit über die ausgedehnte Fläche zerstreut und das Haus des nächsten Nachbars liegt meist zwei bis drei, oft zwanzig Stunden weit entfernt. Woher soll unter solchen Zuständen Fortschritt und Entwickelung kommen, da ohnehin Jedermann Viehzüchter und weiter nichts ist?

Die Gauchos unterscheiden sich von den nomadischen Stämmen, die ja eben einen Stamm, einen Verein, eine Gemeinschaft bilden; aber sie haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den Feudalbaronen, welche auf dem Lande lebten, plünderten und mit den Städten in Fehde lagen.

Die Frau beaufsichtigt das Haus, bereitet die Speisen, scheert das Wollvieh, melkt die Kühe, macht Käse, webt grobe Leinwand oder Baumwollenzeug; den Weibern liegen die meisten Beschäftigungen ob und sie können von Glück sagen, wenn der Mann ein wenig Mais pflanzt. Brod wird im Allgemeinen nicht gegessen. Die Knaben üben sich früh im Gebrauche der Fangschnur und der Wurfkugeln (Lasso und Bolas) an Kälbern und Ziegen und werden schon auf's Pferd gesetzt, sobald sie nur auf eigenen Füßen stehen können. Der Jüngling bändigt Füllen und reitet wilde Pferde zu. Als Mann tritt der Gaucho in's öffentliche Leben ein, falls von einem solchen die Rede sein kann. An diesen Leuten ist nichts mehr Spanisches als die Sprache und was sie etwa noch vom Christenthum beibehalten haben. Der Gaucho erkennt Niemand auf Erden als über sich stehend und der Europäer kommt gar erst in letzter Linie, denn er gilt für keinen guten Reiter! Der Gaucho hat einen unbesiegbaren Widerwillen gegen unterrichtete Menschen, er mag weder ihre Kleider leiden noch ihre Sitten oder Lebensweise. Alle physischen Eigenschaften sind bei ihm stark entwickelt, desto weniger aber die moralischen. Er ist kräftig, hochfahrend, energisch, aber er hat nie Unterricht irgend einer Art genossen. Seine Bedürfnisse sind gering; er ist glücklich in seiner Armuth, weil er keine anderen Vergnügungen kennt, als solche, die er allzeit haben kann. Zu arbeiten braucht er nicht, denn seine Heerde gibt ihm Kleider und Nahrung und die Beaufsichtigung des Viehes macht ihm keine Beschwerde.

Hinter Casto überschritt Grashoff unter vielen Beschwerden den Rio Arecife; obgleich sich die Ufer gut zur Anlage einer Brücke eignen, ist doch von Seiten der indolenten Regierung oder Bevölkerung nichts geschehen, um den mühsamen Flußübergang auch nur im geringsten zu erleichtern. Pontezuelas ist die nächste Poststation, bei welcher man sich so

Pampas-Indianerinnen.

recht in der argentinischen Pampa befindet. Auf dem Wege dorthin wächst viel Salbei und das beliebte Suppenkraut Portulak, auch findet man kleine rothe und blaue Verbenen. Unermeßliche Felder von Disteln dehnen sich aus, soweit das Auge des Reisenden reicht. Kleine Kamillenarten wechseln mit dem niedrigen Graswuchs (pastoforte) ab. Ueber sumpfigen Stellen flattern große Schaaren Wildgänse und kleine Bekassinen, die von Raubvögeln gejagt werden. Biscachas, kaninchenartige Nager, saßen vor ihren Höhlen, mit denen der ganze Boden unterwühlt ist und zogen sich beim Herannahen der Pferde eilig in diese Löcher zurück. In friedlichem Vereine mit ihnen lebt eine kleine graue Eule, Athene cunicularia, welche die Höhle mitbenützt und fast nie da fehlt, wo die Biscacha vorkommt*).

*) Es ist merkwürdig, in welcher Weise die Natur ihre Analogie hat. Auf der nordamerikanischen Prairie finden wir den sogenannten Prairiehund, der nach Wislicenus mit dem Hamster einige Aehnlichkeit hat. Diese Arctomys ludoviciana lebt zu tausenden nachbarlich neben einander und die aufgeworfene Erde bildet einen wallartigen Hügel. Mit und neben dem Prairiehunde und oft in seiner Höhle findet man kleine Eulen (Stryx hypogaea *Bonap.*) und Klapperschlangen. In den südamerikanischen Pampas, welche den hohen, trockenen Prairien einigermaßen entsprechen, finden wir statt der Arctomys ludoviciana die Vizcacha (Biscacha) gleichfalls in Gemeinschaft mit einer Eule und einer Schlange, aber sie wirft keinen Hügel auf, und ihre Löcher sind dem Reiter gefährlich, weil hineintretende Pferde leicht das Bein brechen. A.

Auf der weiten Fläche der Pampas können Wagen fahren, ohne auf ein natürliches Hinderniß zu stoßen. Der Mensch braucht nur da und dort ein wenig Bahn zu machen, indem er Bäume und Gestrüpp beseitigt. Mit der leichtesten Mühe ließen sich die trefflichsten Verbindungswege herstellen; die Natur hat Alles dazu vorbereitet, sie bedarf nur geringer Nachhilfe. Unabsehbare Ebenen, dichte Wälder und große Ströme kennzeichnen das Land. Der Horizont ist unsicher, er verschwimmt in farbigen Wolken und leichten Dünsten mit Himmel und Erde; man weiß nicht, wo der letztere aufhört und der erstere beginnt. Im Norden wie im Süden liegen Indianer auf der Lauer; in Mondscheinnächten stürmen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und überfallen gleich einem Trupp Hyänen Heerden und Hirten. Dann und wann ziehen Wagenkarawanen durch die Pampas. Sie halten Rast; die Mannschaft lagert sich um ein Feuer und hält dabei unwillkürlich den Blick nach Süden gerichtet. Beim kleinsten Geräusch starrt der Baqueano in die düstere Nacht hinaus, um zu erspähen, ob nicht eine Indianerhorde mit plötzlichem Ueberfall drohe. Sein Ohr hört nichts Verdächtiges; aber der Reisende ist darum nicht beruhigt; er betrachtet genau das Ohr des Pferdes und sieht zu, ob dasselbe sich nicht bewege und nach hinten hinabhänge. Ist das der Fall, so weiß er, daß er für den Augenblick sicher ist.

Die Pampas-Indianer, unter sich gesellschaftlich verbunden, sind in vieler Beziehung interessant. Sie bewohnen meist den Süden der argentinischen Provinzen. Die im Osten der Anden in den Pampas umherstreifenden werden gewöhnlich unter dem Namen der Aucas zusammengefaßt. Sie werden in die, am weitesten nach Osten streifenden, Ranquelas und die an den Quellen des Rio Negro wohnenden Chilenos getheilt. Ihre Zahl wird zusammen auf 30,000 Seelen geschätzt. Die Puelchen, ein Stamm, der nur etwa noch 600 Köpfe zählt, hatten früher die Jagdgründe in der Provinz Buenos Ayres inne, jetzt wohnen sie meist am Rio Colorado.

Ueber ungeheure Strecken des Landes schweifen diese Wilden hin und man trifft sie oft einige hundert Stunden von ihrem eigentlichen Wohnsitze entfernt an. Jetzt sind sie noch der Schrecken der Weißen, aber nach Ablauf eines halben Jahrhunderts wird es schwerlich noch wilde Indianer nördlich vom Rio Negro geben. Der Vernichtungskrieg gegen sie ist zu blutig; der Christ mordet den Indianer und der Indianer den Christen. Der Eingeborene hat nach und nach dem Spanier Platz machen müssen.

Am 2. December Abends kam Grashoff in Rosario am Parana an. Von Buenos Ayres bis hierher rechnet man etwa 70 Leguas. Das Städtchen spiegelt sich recht hübsch in den weißen, silberhellen Fluthen des bedeutenden Stromes. In dem Hause eines Rheinländers, Deichmann, fand Grashoff gastliche Aufnahme. Durch mehrere europäische Kaufleute, unter denen auch einige Deutsche sind, hat sich Rosario zum wichtigsten Handelsplatz am Parana erhoben. Die Ankerplätze sind vortrefflich und Seeschiffe mit 14 Fuß Tiefgang können zu jeder Jahreszeit dorthin gelangen.

Hinter Rosario war die Gegend durch die Pampas-Indianer unsicher. Grashoff und seine Gefährten reisten bis an die Zähne bewaffnet. Sie wurden jedoch von keinem Unfall betroffen.

Die Distel verschwand und üppiger Graswuchs trat an ihre Stelle. Bei der Station Esquina war ein bis 15 Fuß hoher Zaun aus langstieligen, stacheligen Cacteen und den breitblättrigen Tunales, auf welchen die Cochenilleschildlaus lebt, zum Schutz gegen die Indianer gepflanzt worden. In der Hecke flatterten bunte Papageien umher und der Scheerenvogel, Tijerata, mit seinem langen getheilten Schwanze belebte die graugrünen Cactusarten. Ein Gauchomädchen beschenkte die Reisenden nach Landessitte mit dem duftenden Kraut von Basilicum. — In den elenden Ranchos (Hirtenhütten), die am Wege liegen, erhält man ein nationales Getränk, Quemadillo, das aus Wachholderbranntwein und warmem Wasser mit einem Zusatz von Anis und Zucker bereitet und durch eine lange Röhre eingesaugt wird.

Bei Cabeza de Tigre fanden die Reisenden einen neuen eigenthümlichen Schutzwall gegen die räuberischen Indianerhorden aufgeworfen. Es war eine doppelte Mauer von über 20 Fuß hohen Pereseien, einer sehr stachel- und astreichen Cactusart, hinter welchen Erdhaufen aufgeworfen waren. Kurz vor Grashoff's Ankunft hatten die Indianer in der Nähe vier Männer getödtet und ein Mädchen geraubt.

Hier schon kam der Algarobebaum strauchartig vor; die Vegetation wurde immer reicher, das Gras höher und dichter. Die Reseda der Prairie, trebol, wächst häufig und erfüllt mit ihrem Dufte die Lüfte. Bunte, seltsam gestaltete Falter wiegen sich in den Blüthen; die amaranthrothe Pampasrose unterbricht in tausenden von Exemplaren das einfarbige Grün des Grases, in welchem hellgrüne Eidechsen umherrascheln und über dem der graubraune Adler und ein anderer als Wetterprophet betrachteter Raubvogel, der Yago, schweben.

Bei Posto de Busto ward das Nachtlager durch allerlei Mosquiten, zudringliche Mäuse und Kröten gestört. Mangel an Bequemlichkeit und körperlicher Erquickung kennzeichnen überhaupt das Reisen in diesen halbcivilisirten Ländern. In den ärmlichen Poststationen und elenden Ranchos ist selten etwas zu bekommen und Grashoff hatte sich deshalb mit dem Nothwendigsten selbst versehen: Messer, Gabeln, Löffeln, Schüsseln und vor allem einem eisernen Wasserkessel, um darin Wasser zur Bereitung des Maté (Paraguaythee's) zu kochen. Brod und Salz sind bei den Gauchos nicht zu haben, wenigstens ist das Steinsalz grau und schlecht und der Branntwein noch schlechter. Guter Braten (asado), der am Spieße geröstet wird und vortreffliche mit Zwiebeln bereitete Fleischbrühe (caldo) findet man dagegen in den viehreichen Landen überall. Der Weg nach Cordoba hin war oft durch Wagenkarawanen belebt, welche Waaren nach Rosario führten. Diese Wagen, carretas, deren Dach und Seiten mit Ochsenhäuten überspannt sind, sehen sehr schwerfällig aus. Die Räder sind bis 5 Fuß hoch, große Ochsen sind vorgespannt und den ganzen Vorderraum der Carreta nimmt der Führer, Tropero, nebst seiner Familie ein. Das Lenken der Ochsen geschieht vermittelst einer langen, vorn mit Eisen beschlagenen Stange.

Kurz vor Cordoba bemerkt man wieder die ersten Kreuze; sonst ist auf der ganzen Strecke von Buenos Ayres an (183 Leguas) nicht ein einziges christliches Zeichen zu sehen. Die Sierra de Cordoba erscheint in massenhaften, großartigen Umrissen; die Stadt selbst tritt erst aus dem Thale hervor, wenn man ihr ganz nahe ist. Ihre Lage ist sehr malerisch; die Straßen sind, wie bei den meisten spanischen Städten Südamerika's, alle rechtwinklig und einförmig gebaut.

Cordoba ist die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens und zählt zwischen 14 und 15,000 Seelen*). Sie hat sechs Kirchen, doch keine derselben ist im reinen Style gebaut. Nach Tschudi sind die Bewohner zu neun Zehntheilen Mischlinge, vorzüglich Mestizen, kräftige Leute, bei denen aber der feinere

*) Nach Tschudi (Reise durch die Andes von Südamerika. Gotha 1860) hat Cordoba 22 bis 25,000 Einwohner. Wir haben früher im Globus erwähnt, daß von Rosario nach Cordoba eine Eisenbahn gebaut werden soll.

spanische Typus über die plumpen Indianerformen überwiegt. Einiger Handel schützt die Stadt vor gänzlichem Verfall, namentlich kommen hier sehr schöne Ponchos, Mäntel aus einem Stücke gewoben, zu Markte. Mit diesem Kleidungsstück wird in den argentinischen Provinzen ein großer Luxus getrieben. Jene, welche von den Indianern aus Vicuñawolle gewebt und reich mit bunten Streifen durchwirkt werden, kosten zuweilen 4 bis 10 Unzen Gold. Der Wohlhabende trägt auch Ponchos aus Seide, doch sind diese meist grob gewirkt und mit geschmacklosen Randverzierungen versehen. Der Gaucho behält Tag und Nacht diesen ärmellosen Mantel am Leibe. Seiner Bequemlichkeit halber — er hat in der Mitte ein Loch, durch welches der Kopf gesteckt wird — tragen ihn auch Weiße der höchsten Stände und viele Indianer.

Ein Ausflug in die Sierra de Cordoba bot für Grashoff manches Neue dar. Auf der Hecke des nächsten Rancho waren die Köpfe von acht Cugnaren*) aufgesteckt, die kleinsten nicht größer als die einer Hauskatze. Der Besitzer des Rancho, ein alter Jäger, ein Cazador, hatte diese „amerikanischen Löwen" mit dem Lasso und einem Knüttel getödtet. Auf der nächsten Station klagte der Pferdehalter, daß die

Soldat und Wasserträgerin in Catamarca.

Löwen in seinen Schafheerden bedeutende Verwüstungen anrichten; Tiger kommen dagegen hier nicht vor.

Im Schlafe wurden die Reisenden von einer ekelhaften Wanzenart, Chincha, gestört, die sich von der Decke des Zimmers auf die Schlafenden niederfallen ließ. Sie saugt nur so lange, als der Schlafende ruhig bleibt, entfernt sich aber bei der geringsten Bewegung. Der Stich selbst schmerzt nicht, aber das später eintretende Jucken und Brennen der Haut ist abscheulich. An Flöhen fehlt es auch nicht.

*) Grashoff meint hier den Puma, felis concolor.

Der Algarobebaum war nun schon häufig, und oft von bedeutender Größe. An den verschiedensten Cactusarten war Ueberfluß; Feldhühner liefen im Gräse umher und boten eine ergiebige Jagd; wilde Tauben flatterten in den Lüften. Am meisten Interesse aber gewährt der amerikanische Strauß, der hier und da in den Ranchos auch gezähmt vorkommt*). Dieser Strauß (Rhea americana) ist sehr behutsam und schlau, liebt die Einsamkeit und läuft außerordentlich schnell; nichts desto weniger wird er eine leichte Beute des Gaucho, der ihn mit seinen Wurfkugeln ereilt.

Am 27. December brach Grashoff von Cordoba nach Catamarca auf. Der Rio Primero ward überschritten und die Reise mit Maulthieren weiter fortgesetzt. Der Weg führte durch üppiges Buschwerk, die Vegetation wurde immer reicher und der Baumwuchs höher. An den Hecken wucherten schöne blühende Passionsblumen (passionaria) und wilde Kürbisse (calabaza silvestre). Um die Blüthen herum schwirrten kleine stahlblaue Kolibris, hier beja flor, Blumenküsser, genannt; über den Weg liefen wohlgenährte Hamster, turone, welche unserer europäischen Art gleichen. Von den Bäumen herab hingen Schmarotzerpflanzen, unter denen sich eine Orchideenart, flor del aire oder Luftblume, besonders auszeichnet. Berg auf Berg ab ging es weiter durch Wälder. Einige Mais- und Tabaksfelder zeigten, daß die Leute stellenweise hier fleißig sind und sich mit Ackerbau beschäftigen, und daß die Bevölkerung zunimmt. Hie und da hatte man das hohe Gras und Haidekraut abgebrannt, um den Boden urbar zu machen. Am Wege standen wohlriechende Kräuter, die Fächerpalme breitete sich aus, doch konnten die Reisenden, wenn sie Nachts unter einem Algarobebaume ihr Lager aufschlugen, in der herrlichen Natur aus Furcht vor giftigen Schlangen und Stechfliegen nicht recht zur Ruhe gelangen. Sie zogen es aber doch vor im Freien zu übernachten, denn in den Ranchos und verschiedenen Poststationen war es vor Ungeziefer nicht auszuhalten.

Bei las Toscas gelangte Grashoff an die berühmten Salzsteppen. Vorher jedoch machte er noch die Bekanntschaft des gefürchtetsten Raubthieres jener Gegend, des Jaguars oder der Unze. Er hatte schon zu verschiedenen Malen am Tage das Heulen dieser Katzenart vernommen, endlich stieß ihm eine auf; sie konnte jedoch nicht erlegt werden, da die Reiter durch das dornige Gebüsch an der weitern Verfolgung verhindert wurden. Ueberall hält man dort eigene Hunde, um die Unze (felis onca), „diesen großen Viehwürger der argentinischen Staaten", einzukreisen. Sie wird dann mit einer Lanze abgestochen. Das Thier ist meist rostgelb, am Bauche weiß und mit vier bis sechs Längenreihen gelber Flecken versehen. Doch gibt es auch eine ganz schwarze Abart.

Bei las Toscas ward das letzte brakige Wasser in ein Fäßchen gefüllt, da in der Salzsteppe — Salina — nur salziges Wasser vorkommt. Die Vegetation wird eine andere und nimmt entschieden den Charakter der Salzpflanzen an. Der erste Theil der Wüste, welche eine Breite von 28 Leguas hat, besteht aus einem eingetrockneten Salzsee, dessen Ufer noch zu erkennen sind. Der Boden ist ganz weiß und sieht aus, als ob er mit Schnee bedeckt wäre, — eine Folge der auskrystallisirten salpeterhaltigen Salztheile; von Vegetation war keine Spur, so daß das Ganze Einem winterlich erschienen wäre, wenn nicht die brennende Sonne an den südlichen Sommer gemahnt hätte. Die Hufe der Maulthiere, deren Spuren lange sichtbar blieben, verursachten ein Knistern und Knattern, als ob Jemand über eine leicht gefrorene Fläche hinschritte. Der Strauß und der langbeinige amerikanische Hase jagten in verschiedener Richtung über die Silberfläche hin und konnten noch in weiter Ferne als dunkle Punkte auf dem hellen Grunde erkannt werden. Weiter nördlich hob sich der Boden wieder; hier war das nördliche Ufer des Sees. In einem elenden Rancho, von zudringlichen Fliegen und einer Meute klaffender Hunde belästigt, verbrachte Grashoff die letzte Nacht des Jahres 1853. Der glühende Wüstenwind, der Pampero, verfolgte die Reisenden auch am nächsten Tage, als sie den letzten Rest der Salzwüste zurücklegten. Die ersten Höhlen der Viscacha, welche nun wieder auftraten, konnte man für ein sicheres Anzeichen nehmen, daß nun die Mühen und die Noth des Wüstenrittes überstanden seien, und daß man die Provinz Catamarca erreicht habe.

Nun traten große Cereusarten auf, deren Stamm oft 2 bis 3 Fuß im Durchmesser hatte. Häufig kam die langblättrige Myrthe vor, noch mehr die kleinblättrige. Belebt wurden das Gestrüpp und die riesigen oft umgesunkenen Baumstämme durch bunte Papageien; die Spuren von Unzen waren überall zu erkennen. Füchse, Hasen und kleinere Raubthiere waren oft sichtbar. Der Weg war mit bunten Kieseln, Geröll und glänzendem Glimmer bedeckt; schroffe Felsen der zerstreut liegenden Gebirgsmassen brachten Mannichfaltigkeit in die Landschaft.

Bei Ponte del Rio, das noch 14 Leguas vor Catamarca liegt, ward endlich die Gegend so schön und herrlich, daß die Reisenden sich für alle Mühseligkeiten reich entschädigt sahen. Stattliche Baumgruppen, hübsche Gebirgsketten, kleine stille Landseen im Thale, duftende Kräuter und klares Quellwasser erfrischten Leib und Seele nach den Anstrengungen des Zuges durch die Salzwüste. In jener Gegend kommt das Guanaco (Auchenia Guanaco) vor.

Die Reise von Cordoba bis Catamarca hatte 8 Tage gedauert; die Entfernung beträgt etwas über 120 Leguas.

Catamarca ist die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens; obwohl Regierungssitz, gleicht sie doch mehr einem Dorfe, als einer Stadt, so ärmlich sehen die meisten Häuser aus. Nur wenige machen davon eine Ausnahme. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 4 bis 5000 Seelen*). Die Straßen sind ungepflastert, doch scheint im Allgemeinen Reinlichkeit zu herrschen. Die drei Kirchen sind in einem ganz verwahrlosten Zustande und trotz des großen Einflusses, den die Geistlichkeit übt, thut man nichts um das Einstürzen der Hauptthürme der Kathedrale zu verhüten.

Die Lage Catamarca's, das günstige Klima, der sehr ergiebige Boden, die reizende Gebirgskette mit ihren vielen Kupferbergwerken, das Alles könnte dem Städtchen zu einer guten Zukunft verhelfen, wenn hier deutscher Fleiß, statt argentinischer Trägheit herrschte. Die Bewohner sind ohne alle Thatkraft, freilich fehlt bei ihnen auch die Anregung zu aller bedeutendern geistigen und körperlichen Thätigkeit; der indianische Typus schlägt überall noch vollkommen durch und überwiegt bei weitem die spanische Beimischung, von der nur die Sprache übrig zu sein scheint.

Die ganze Besatzung von Catamarca bestand aus einem Dutzend Soldaten, von denen sich jeder so nachlässig und malerisch kleidete, wie es ihm gerade beliebte. Unter den Frauen gibt es manche hübsche und graziöse Erscheinung; wie das Bild der Wasserträgerin, Anna Maria Aguilar, beweist. Doch sind die Gesichtszüge beinahe ganz indianisch.

Catamarca hat auch, wie Tschudi berichtet, ein wöchentlich einmal erscheinendes politisches und belletristisches Jour-

*) Vergl. Globus I, S. 295, wo sich eine Abbildung dieses Straußes findet, u. II, S. 60.

*) Nach Tschudi 6 bis 7000 Seelen.

nal, „El Ambato" genannt. Man kann von dieser Zeitung buchstäblich sagen, daß sie ihre Farbe ändere, denn je nachdem gerade ein Papiervorrath vorhanden ist, erscheint sie bald weiß, bald blau, roth, grün oder gelb.

Am 19. Januar 1854 brach Grashoff weiter nach Norden hin auf. Die Maulthiere und Pferde wurden gesattelt und das herrliche Thal de las Chaeras betreten. Zu beiden Seiten erheben sich hohe Gebirgsketten, zwischen denen kleine Leben spendende Flüsse hinziehen, die sogar hier und da Mühlen treiben. Die Baumwolle gedeiht prächtig und das ganze Thal gleicht einem Garten, in dem sich die Landhäuser der Catamarqueños hinziehen. Die schönsten Apfelsinen, Orangen, Feigen und Trauben standen überall am Wege. Passionsblumen, purpurrothblühende Granadas, hoben sich aus dem dunklen Grün leuchtend ab; Mais- und Tabaksfelder wurden sichtbar. Die Leute sahen zufrieden und reinlich aus und lebten im Wohlstande gemüthlich beisammen. In dieser Gegend zeigt sich das Gürtelthier, Quirquincho bola (Dasypus oder Armadill), häufig. Es kommt in verschiedenen Arten vor und wird als Leckerbissen verzehrt. Aus der cylinderförmigen Panzerhaut verfertigt man Wassergefäße.

Weiter nordwärts bei Puerta wird der Weg beschwerlicher; große Felsblöcke treten hindernd auf und der Gebirgsfluß muß wohl zwanzigmal überschritten werden. Hier ist ein wahres Paradies für die Cacteen, die in allen möglichen phantastischen Formen vorkommen. Bald gleichen sie riesigen Kandelabern, bald stacheligen Schlangen, bald Melonen, bald Scheiben, Schüsseln oder Gliedern. Ihre herrlichen weißen, blaß- oder orangerothen, gelben und purpurfarbenen Blüthen verbreiten, zumal in der Nacht, einen köstlichen Geruch und dienen bunten Käfern und schillernden Schmetterlingen, mariposas, zum Aufenthalt.

Bergkuppen und Hügel wechseln in der Landschaft ab, das Thal verengt und erweitert sich. Bergkessel, Höhlen mit Wasserfällen, schroffe Felsen und gut mit Getreide, Kartoffeln und Futterkräutern bestellter Boden folgen auf einander. Doch ist die Gegend wenig bewohnt; zur Viehzucht ist das Land trefflich geeignet, aber die Condore thun vielen Schaden unter dem Jungvieh. Das Uebersteigen der Cordillere von Fuerte war ungemein beschwerlich und für die Reisenden besonders peinlich, da kein frisches, sondern nur salziges Wasser, wie in den Salinas zu erlangen war.

Bei Fuerte de Puearo war Grashoff am Knotenpunkt dreier Gebirgszüge angelangt. Hier stoßen nämlich die das Thal von Chacras im weiten Bogen umziehenden Gebirge von Ambato im Westen und die Sierra de Aneaste im Osten mit der Kette von Aconquija zusammen, deren höchste Gipfel der etwa 16,000 Fuß hohe, schneebedeckte Aconquijaberg ist. Es ist ein erhabener Anblick, aber fast noch mehr fesseln den Reisenden die ungeheuren Ruinen von alten Indianer-Festungen, welche die Höhen umsäumen. Die sehr stark gebauten Mauern werden von Resten von Thürmen überragt, die aber kaum noch zu erkennen sind, während die Mauern auf die Ausdehnung von wenigstens 2 Stunden gut erhalten sind. Diese Befestigungen rühren von den tapfern und intelligenten Calchaquis-Indianern her, welche sich hier lange Zeit zuerst gegen die Einfälle der peruanischen Incas, dann gegen die Spanier vertheidigten. Im üppigen Graswuchs des Thales von Pueara weideten Strauße und Guanacos friedlich neben einander.

Fuerte de Andalgara, das nächste Ziel, ist ein kleines Provinzialstädtchen von nur 300 Einwohnern. Niedrige Häuser und kleine Hütten zwischen Gärten ziehen sich an einem Sandwege hin. Auf der großen Plaza stehen einige bessere Wohnhäuser, eine alte Kapelle und eine im Neubau begriffene Kirche. Ein Glockenthurm fehlt ganz; einstweilen waren die Glocken in einem hölzernen Gerüste untergebracht.

Grashoff fand in Fuerte ein eigenthümliches Instrument, eine Art Doppelzither, Salterio oder Psalterio genannt. Es war mit 106 Metallseiten bezogen, von denen abwechselnd 4 und 3 Saiten nur einen Ton gaben. Es diente bei der Aufführung eines besonders in Chile sehr beliebten Nationaltanzes, der Sambaeneca. In der Stille milder Nächte ertönt diese Tanzweise beinahe in jeder Hütte; doch wird sie meist mit der Guitarre begleitet. Der Tänzer und seine Doña schwingen in graziösen Armwindungen ihre Taschentücher, beugen den Körper auf und nieder, drehen sich auf den Fußspitzen herum oder klopfen die Absätze der Schuhe zusammen. Dabei fliegen die langen Zöpfe der Dame umher und aus den Mienen des Mannes spricht eine Leidenschaftlichkeit, welche jedoch durch die Grandezza gemildert wird, die von den alten Spaniern auf ihre südamerikanischen Nachkommen vererbt worden ist.

Die Umgegend von Fuerte ist gut angebaut; Wein wird wenig gezogen, dagegen kommen vorzügliche Wassermelonen, Scandias, in Menge vor; ebenso eine kleine Art Pfirsiche, Durasnos. Den Hauptreichthum der Umgebung bilden die Kupferminen, die Gold- und Silberbergwerke. Mit Grashoff zugleich langte dort der deutsche Bergmann Host aus Andernach an, welcher im Auftrage einer englisch-amerikanischen Gesellschaft jene Bergwerke ausbeuten sollte.

Grashoff wandte seine Schritte weiter westlich nach Belen, um von da aus die Hauptkette der Anden zu übersteigen und nach Chile zu gelangen. Zunächst dehnte sich vor ihm eine weite Ebene aus, die mit duftigen Kräutern und armem Graswuchs bestanden war. Die Bäume und Sträucher auf dieser stillen Hochebene haben ein fast todtes Ansehen, vor allem der Baum Retamo, der wie ausgedörrt erscheint. Sein Ansehen ist wie abgestorben, bleifarben, die kleinen Blätter sind kaum als solche zu bezeichnen, es sind cylindrische schmutzig graugrüne Ansätze, die aus den dürren Aesten hervorbrechen. Schattengewährend sind die schön belaubten Zweige des Talabaumes und des Tarillastrauches. Alles in dieser Gegend ist öde, weder Säugethier noch Vogel ist zu sehen. Der Boden besteht aus Triebsand, den die Wasserströme unregelmäßig zusammengeschwemmt haben und in dem hier und da nur die Spur eines Fuchses zu bemerken ist, welchen die Raublust in diese abgeschiedene Gegend trieb. Kein Käfer, keine Ameise läßt sich blicken, höchstens flattert in der Gluth der Sonne ein düstergefärbter Schmetterling matt umher. Im Sommer fehlt hier das Wasser gänzlich, da der sandige Boden es rasch aufsaugt.

Nachdem Grashoff in dieser Ebene 9 Leguas zurückgelegt hatte, deutete ihm Froschgequak Wasser an; er nahm unter freiem Himmel sein Nachtquartier und erreichte am andern Tage den kleinen Ort Belen, welcher idyllisch am Fuße einer blauen Bergkette liegt und etwa 2000 Einwohner zählt. Die Kirche des Ortes ist hübsch und mit Kuppeln versehen, doch in keinem reinen Style gebaut. Der Marktplatz war geräumig, reinlich und frei von wucherndem Gras und Unkraut.

Am 27. Januar langte unser Reisender, ohne besondere Erlebnisse, in Cachieneo oder Santa Rosa an. Der Ort liegt schon am Fuße der Anden, besteht aus vielen einzelnen zerstreuten Häusern und Hütten und gehört zum Departement Tinogasta der Provinz Catamarca.

Cachieneo ist besonders als Ausfuhrplatz für Rindvieh nach Chile hin von einiger Bedeutung. Aus dem Inneren der argentinischen Staaten, besonders von Tucuman, kommen die Ochsen in langen Zügen hierher, um für die gefahrvolle Reise über die Cordilleren eigens abgerichtet zu werden. Man

Gauchohütte am Gebirge von Rhosada, Provinz Catamarca.

Höhensee in der Cordillere auf dem Wege von Santa Rosa nach Copiapo.

fängt die Thiere mit einem Lasso ein, bindet ihnen die Beine zusammen und steckt Stangen zwischen diese hindurch, an denen sie in die Höhe gezogen werden. Man beschlägt die gespaltenen Hufe mit sichelförmigen Eisenstücken, was sehr schnell von den Leuten besorgt wird; dann kann der Transport über die Anden beginnen.

Hinter Santa Rosa, nach Westen zu, dehnt sich ein schönes grünes Thal aus, dann kamen große Sandflächen, in denen die Maulthiere bis an die Knöchel versanken. In den großartigen Felsmassen, die sich zu beiden Seiten des Weges ausdehnten, hört die Vegetation fast gänzlich auf. Verkrüppelte, rundliche, nackte und verfaulte Cactusarten sind neben verschiedenem dürren Strauch- und Wurzelwerk, das Wind und Wetter zusammengejagt hatte, Alles, was sich dem Auge bietet. Kein Grashalm, keine grüne Mimose kommt in dem dürren Boden auf. Die Felsen werden immer massenhafter, nur in den Spalten und Schluchten wächst noch vereinzelt ein Algarrobestrauch oder ein hundertjähriger Cereus. Plötzlich öffnet sich die drückende Masse der Berge und die Quebrada de la Troya liegt vor den Blicken des Reisenden. Quebrada de la Troya bedeutet eine vom Wasser durchzogene Schlucht. Hier ist es aber nicht das Wasser, was besonders auffällt, sondern es sind die herrlichen Reste einer alten Indianerstadt.

In zwei halbkreisförmigen Parallelen zeigen sich die

Tanz der Sambacueca.

Ruinen der alten Ansiedelung. Die Grundmauern sind meist noch gut erhalten, zumal an dem Kazikenhause, das sich an einen Hügel im Süden anlehnt. Noch auf den Bergen findet man Ueberbleibsel der Mauern, die aus bunten, meist blaurothen und schwarzen Steinen bestehen, und sich bis an einen noch 18 Fuß hohen Thurm hinziehen. Dieser beherrscht die ganze Gegend und gestattet durch eine enge Thüre und einige kleine Fensteröffnungen Blicke in die Ferne; er ist, wie die Wohnhäuser, von runder Form. Die inneren Wände sind mit Lehm und Thon sauber verputzt. Andere Häuser, in viereckiger Form angelegt, haben gleich den runden, nur eine

Eingangöffnung. Im Thurme selbst hatten sich noch einige indianische Töpferwaaren, Stücke von Krügen, Henkel und allerlei Scherben erhalten, die sehr hübsch mit schwarzen Linien und Rauten bemalt waren.

Mit dem Eintritt der spanischen Herrschaft verfielen diese alten Indianerburgen; sie sind ein Zeugniß verhältnißmäßiger Civilisation. Die Indianer sind verschollen und über die Gräber und Ruinen schreitet der einsame Gebirgswanderer hin. So großartig diese alten Bauwerke aber auch sind, gegenüber der Majestät der sie umgebenden Andes verschwinden sie in Nichts.

Im gewundenen Schlangenlauf durcheilt das Flüßchen Cabrado die Gebirge westlich von den alten Ruinen und mußte von Grashoff hundert und drei und neunzig Mal überschritten werden. Die Felsen, über welche das klare Wasser des Flüßchens hinstürzt, bestehen anfangs aus gelbem Sandstein und nehmen dann goldgelbe, orangefarbene bis dunkelkarmoisinrothe Farben an. Sandsteine, Schiefer und Granit mit viel Glimmer wechseln miteinander ab. Es folgen auf Meilenweite öde, runde Bergkuppen. Der buchenartige Jumielbaum zeigt sich, Moskiten peinigen den Reisenden und die Saumthiere, Raubvögel kreisen in den Lüften und von den Felsabhängen schrillt der pfeifende Ton des Guanaco. Besonders in der Sierra de la Tamberia traf Grashoff dieses Llamathier häufiger; nach Art der Gemsen hatten die Guanacos Vorposten ausgestellt.

An den zackigen Felsspitzen Los tres quebradas führte der Weg vorbei über das milchweiße Wasser des Rio blanco. Am Wege waren viele Grabdenkmale. Eines bestand aus einem Haufen roh zusammengewürfelter Steine, auf denen ein hölzernes Kreuz stand. Es deckte die Leiche eines Gauchojünglings, dessen Maulthier sich verlaufen hatte. Er mußte zu Fuße weiter wandern; die bedrückende, verdünnte Bergluft, vereint mit dem beschwerlichen Bergsteigen, erzeugte in ihm die gefährliche Punakrankheit, welcher er erlag. Der Sattel des Maulthieres lag nicht weit vom Grabe entfernt. Nach der allgemeinen Landessitte legte auch Grashoff einen Stein auf den Leichenhügel.

Bei El Portezuelo de la Estanzuela war die mächtige Höhenkette der Anden erstiegen. In dieser rauhen Gegend kam kein Strauch mehr fort; auch Thiere fehlen; nur einige finkenartige Vögel saßen auf den Steinen und die Bergbiscacha eilte schnellfüßig über das Geröll dahin. Als einsame Erscheinung tritt eine schöngeformte gelbe Sternblume, Rosa de monte, auf.

Weiterhin zeigen die Berge eine schwarze Färbung, weshalb sie den Namen Puertas negras führen. Dann folgt eine Hochebene, auf der die Vegetation immer mehr abnimmt. Todte Maulthiere, Gerippe von Ochsen und Pferden bedeckten massenhaft den Weg. Die Thiere erlagen hier den Anstrengungen des Bergsteigens oder verirrten sich während des Nachtlagers und kamen aus Mangel an Futter um. Ein kleiner Salzsee, umgeben von dunklen Granitmassen, auf denen hie und da kümmerliche Mimosen standen, verschaffte der Gegend einige Abwechselung und ward von Grashoff abgezeichnet. (Siehe die Abbildung.) Bis in diese Gegend verirrt sich das Vicuña, obgleich es nur dürftige Gräser und einige Pilze als Nahrung findet.

Wenn die Reisenden am Ermatten waren, dann rief ihnen der Maulthiertreiber sein Vamos! (Vorwärts!) zu und sang eine näselnde, einförmige Weise nach Art der Gauchos. Der Bergabhang, welcher die argentinischen Staaten von Chile trennt, ward überklettert, ein schöner Bergkessel breitete sich aus, die Vegetation ward frischer, grüner und ein schäumender Felsbach toste über große Blöcke dahin. „Dieses Wasser führt nach Copiapo", sagte der Führer. Der chilenische Boden war erreicht.

Durch lange Schluchten und über Ebenen hinweg führte der Weg immer weiter westwärts. Endlich lag ein schönes Thal vor den Reisenden, und in demselben der ausgedehnte Ort Pueblo de Indio; von dort ab zieht sich etwa eine Viertel Legua lang eine ununterbrochene Linie von Häusern bis zur Vorstadt von Copiapo.

Die Reise über die Anden von Santa Rosa bis Copiapo hatte 6½ Tag gedauert; die Entfernung von Fuerte del Andalgala bis Copiapo beträgt ungefähr 200 Leguas.

Copiapo liegt beinahe ganz von Bergen eingeschlossen, und die Gebirgsketten ragen rings hinter den Häusern und Kirchen hervor. Die Plaza ist ein großer, schön gelegener, freier Platz. Zwischen den meist gut gebauten und wohlerhaltenen Gebäuden stehen gewöhnlich Alamo-Pauso-Bäume, die unseren deutschen Pappeln gleichen und der Stadt ein freundliches Ansehen verleihen. Das Rathhaus, Cabildo, ist einstöckig und gleicht den meisten Stadthäusern der südamerikanischen Städte. In der Mitte der Plaza erhebt sich auf einem schweren Sockel ein Piedestal, in dessen acht Ecken Löwenköpfe Wasser speien und als Brunnen dienen. Das Ganze wird von der Bronzestatue eines copiaponer Bergmanns in Nationaltracht gekrönt. Ueber der Schulter hängt die Gerga, ein kleiner Mantel, in der Rechten schwingt er den „Schlägel", während die Linke das „Eisen" hält. Der Schöpfer dieses hübschen Denkmals ist ein Engländer; es ward zur Erinnerung an die Auffindung der reichen Silberminen von Charnecillo im Jahre 1851 errichtet. Für die Stadt sind diese ganz zufällig entdeckten Minen ein ungemeiner Segen, sie hebt sich dadurch zusehends und die Bevölkerung nimmt zu.

In den Straßen herrscht Ordnung und Reinlichkeit; wo sie noch nicht gepflastert sind, fährt mehrmals täglich ein Sprengwagen. Das Militär ist ordentlich nach Art des französischen uniformirt und sticht gewaltig gegen die zerlumpten Marssöhne in Catamarca ab. Die Kaufläden sind elegant eingerichtet und mit allerlei Luxusartikeln versehen. In dem Theater, das stark besucht wird, werden gute Stücke, meist Uebersetzungen aus dem Französischen, aufgeführt. — Aber selten vergeht ein Monat, daß in Copiapo nicht ein Erdbeben stattfindet; die Bewohner sind daran gewöhnt, eilen vor ihre Häuser hinaus und bauen, was von den hölzernen Gebäuden und Kirchen zusammenstürzt, wieder auf.

Von Copiapo fuhr Grashoff mit der Eisenbahn nach Caldera, von wo er weiter nach Valparaiso ging. Wir werden unsern Landsmann auf seinen ferneren Reisen begleiten.

Die chinesischen Angelegenheiten.

Neulich schilderten wir den gegenwärtigen Stand der Dinge im Kaiserreiche des Sonnenaufgangs, und wiesen nach, daß die Engländer in Folge einer durchaus verwerflichen Politik Verwirrung nach Japan hineingetragen haben. Auch im himmlischen Blumenreiche der Mitte sind sie in unbequeme Händel verwickelt worden, deren Dauer Niemand abzusehen vermag. Vor zwanzig Jahren brachen sie den Opiumkrieg vom Zaune, und damit begann die Schwächung der kaiserlichen Gewalt. Als zu der Abneigung der Chinesen gegen die Herrschaft der Mandschudynastie ungegohrene Ideen vom Christenthum kamen und der „Himmelssohn" seine Rebellion begann, gerieth die Regierung zu Peking immer mehr ins Gedränge. Vor wenigen Jahren begann England einen zweiten Krieg und erhielt bei demselben einen unbequemen Partner an den Franzosen, welche auch im fernen Osten „Gloire" ernten wollen. Diesen zweiten Krieg können wir mit Recht als einen Silberkrieg bezeichnen, und auch ihn hat England unter geradezu nichtsnutzigen, ganz frivolen Vorwänden vom Zaune gebrochen.

Prinz Kong, chinesischer Premierminister. (Nach einer Photographie aus Peking.)

Palmerston hatte mit der frechen und rücksichtslosen Leichtfertigkeit, durch welche seine Politik sich allzeit gekennzeichnet hat, den Opiumkrieg begonnen, welcher durch die Friedensschlüsse von Nanking und Hunan Schaï, 29. August 1842 und 8. Oktober 1843, beendigt wurde. England setzte in denselben zwei Clauseln durch, welche den Keim zu unablässigen Zänkereien in sich trugen, und vermittelst welcher es jeden Augenblick eine Handhabe zu einem neuen Kriege finden konnte, wenn es einen solchen haben wollte. Die eine Clausel lautet: „Britische Unterthanen und Schiffe sollen in China ebensowohl, wie Chinesen, welche sich an Bord britischer Schiffe geflüchtet haben, nicht unter chinesischer, sondern unter englischer Gerichtsbarkeit stehen". Die zweite Clausel ist folgende: „Englische Schleichhändler sollen von allen Strafen befreit sein, mit Ausnahme der Konfiskation solcher Waaren, die wirklich Kontrebande sind". So übermüthig war man zu jener Zeit in England, daß im Kabinet erörtert wurde, ob man — vor nun zwanzig Jahren — nicht mit Waffengewalt auch vom japanischen Kaiser einen ähnlichen Vertrag erzwingen solle!

Man muß sich wohl hüten, diese asiatischen Angelegenheiten, welche für die ganze Welt von großer Tragweite sind, durch eine englische Brille zu betrachten. Das geschieht aber zumeist, weil die Blätter auf dem europäischen Kontinent, leider auch unsere deutschen, nur nachschreiben, was die londoner Zeitungen sagen, und eine genauere Kenntniß der Zustände des fernen Ostens bei uns zu den Ausnahmen gehört.

Wir unsrerseits nehmen deshalb von Zeit zu Zeit Gelegenheit, die Verhältnisse zu schildern, wie sie wirklich sind, und die Thatsachen reden zu lassen, mit denen die Räsonnements der Engländer sehr oft nicht im Einklange stehen.

Allemal wenn ein Toryministerium abtrat und Palmerston wieder ans Ruder kam, begannen die Zänkereien von vorne. Der Schreiber dieser Zeilen hat den Gang der Dinge in China mit Aufmerksamkeit verfolgt. Die Chinesen befolgten redlich die ihnen aufgezwungenen Verträge; Palmerston suchte also Streit. Die Verträge besagten: „Engländer dürfen sich zu (at) Canton aufhalten", und damit war offenbar gemeint, daß sie nach wie vor in den europäischen Faktoreien, die bei jener Stadt liegen, nach Belieben verweilen dürften. Palmerston aber legte den Satz willkürlich so aus, daß sie in Canton, in der chinesischen Stadt, sich aufhalten dürften. Jedermann, der die Verhältnisse auch nur oberflächlich kannte, konnte sich sagen, daß die Stadtbewohner gegen eine solche Neuerung Einsprache erheben, daß europäische Eindringlinge wahrscheinlich Mißhandlungen erfahren würden, endlich auch, daß die chinesische Regierung mit einer solchen Auslegung nicht einverstanden sein konnte. Aber Palmerston erklärte, daß er im Recht sei und nöthigenfalls „die Barbaren wieder züchtigen wolle". In wie frecher und hochfahrender Weise Palmerston mit der chinesischen Regierung umging, ergibt sich aus seinem Schreiben an den pekinger Hof.

Das Aktenstück trägt das Datum vom 18. August 1849, und in demselben sagt Palmerston: — „Die britische Regierung weiß sehr wohl, daß sie erforderlichen Falls eine Streitmacht zur Verfügung hat, und daß diese im Stande wäre, die Stadt Canton zu zerstören. Sie würde kein einziges Haus stehen lassen und auf solche Weise könnte die Stadt gezüchtigt werden".

Acht Jahre später wurde dann Canton von den Eng-

ländern in der That bombardirt! Es war das eine schmachvolle Geschichte. Der bekannte Fürsprecher des Opiumhandels, Sir John Bowring, war höchster Beamter auf Hongkong, und ganz im Sinne Palmerstons verwickelte er sich in eine Menge von Zänkereien und Streitigkeiten mit den Chinesen, bis ein Toryministerium ans Ruder kam, welches ihm dann Befehl gab, die Stänkereien und Zetteleien bleiben zu lassen. Trotzdem erließ er am 3. März 1855 eine Verordnung, demgemäß chinesische Schiffseigenthümer, Unterthanen des Kaisers, für ihre Fahrzeuge ein englisches „Register" (also das, was wir Deutschen in unserer Seemannssprache einen Beilbrief nennen) erhalten konnten. Was Bowring damit bezweckte, ergibt sich aus der oben von uns hervorgehobenen Clausel über die Schleichhändler. Denn nun war dem Schmuggeln Thor und Thür geöffnet; die Verordnung war geradezu eine Prämie nicht blos für die Schleichhändler, sondern auch für die Piraten, und beide Klassen von Biederleuten machten sich sofort eine solche Gunst der Umstände zu Nutzen.

Am 14. November 1856 legten die chinesischen Behörden Beschlag auf die „Arrow", eine Lorcha, d. h. großes Boot, das Schleichhandel getrieben hatte. Bowring nahm das Schmugglerschiff mit Gewalt weg, unter dem Vorwande, daß die Chinesen vertragswidrig gehandelt hätten. Die Arrow hatte am 27. September 1855 einen englischen Beilbrief erhalten. Bowring gab ihn, obwohl er wußte, daß der Schiffsbesitzer, Ma tschau wang, ein berüchtigter Seeräuber war. Er ist später als überwiesener Seeräuber bestraft worden. Solche Leute waren specielle Schützlinge der „britischen Krone"! Nun besagte eine Ordonnanz desselben Bowring vom 29. Mai 1856, „daß Beilbriefe jedesmal nach Ablauf eines Jahres erneuert werden müssen; geschieht das nicht, dann sind sie ohne Weiteres ungültig." Am 8. Oktober 1856, also elf Tage nachdem der einseitig ertheilte und vom chinesischen Standpunkt überhaupt ganz gesetzwidrige, der Lorcha Arrow ertheilte Beilbrief erloschen war, belegte die chinesische Polizei dieselbe mit Beschlag und verhaftete zwölf des Seeraubs angeklagte chinesische Matrosen, von denen, beiläufig bemerkt, die meisten späterhin als Piraten auch von den englischen Gerichten auf Hongkong verurtheilt wurden. Aber Bowring nahm sich dieser Schleichhändler und Seeräuber an, und ein Gleiches that der englische Konsul Parkes. Er

Chinesische Kriegsmandarine (Mandschu). (Nach einer Photographie aus Peking.)

verlangte vom Vicekönig Yih (der ein sehr verständiger Mann war, auf dessen Kosten aber die Engländer eine Menge alberner Geschichten verbreitet haben) die Auslieferung, und diese erfolgte. Die ganze hochmüthige Frechheit der Engländer ergibt sich aber daraus, daß Parkes ärgerlich war, weil die Auslieferung dieser Schmuggler und Piraten „nicht genau in der Weise erfolgte, wie ich in meinem Schreiben an Yih verlangt hatte".

Aber das Beste kommt noch. Am 11. Oktober schreibt Bowring an Parkes: — „Bei näherer Prüfung stellt sich heraus, daß die Arrow nicht berechtigt war, die britische Flagge zu führen; ihre Licenz war am 27. September erloschen und seitdem hat sie keinen Anspruch mehr auf britischen Schutz".

Der Vertreter der englischen Regierung wußte also

sehr wohl, daß er absolut im Unrecht war, trotzdem schrieb er vier Wochen später, am 14. November, an den Vicekönig Yih:

„Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Lorcha Arrow gesetzmäßig die britische Flagge führt und zwar einem Beilbriefe zufolge, den ich selber ihr ertheilt habe."

Der Vertreter der britischen Krone steht hier als ein ganz gemeiner Lügner da. Aber das londoner Kabinet zog mit ihm an einem und demselben Strange. Der Vicekönig, obwohl das sonnenklare Recht auf seiner Seite war, wollte nachgeben, aber dadurch wäre der nichtswürdige Plan der Engländer durchkreuzt worden. Es lag ihrer Politik nicht im Mindesten an der Arrow oder nur die angebliche „Beschimpfung der britischen Flagge", sie wollte den Krieg. Und nun beachte man, welchen Verlauf die Dinge nahmen. Admiral Seymour erhielt Befehl, mit der Flotte feindlich einzuschreiten, Lord Elgin kam nach China, um Forderungen zu stellen und dieselben mit Gewalt durchzusetzen. So verlangte er dann Entschädigung für das, britischen Unterthanen (den Schmugglern und Piraten der Arrow, deren Beilbrief ohnehin erloschen war!) angethane Unrecht; Einlaß britischer Unterthanen in Canton (— wir erinnern an die oben mitgetheilte Auslegung Palmerstons —), Residenz eines englischen Gesandten in Peking und zuletzt, was bei der Manchesterpolitik allemal die Hauptsache ist, ausgedehnte Handelsbefugnisse.

Elgin erschien als Unterhändler sogleich mit einer Kriegsflotte, „um zu züchtigen". Am 2. Juli war er in Hongkong; Seymour blockirte ohne Weiteres den Strom von Canton, noch bevor Feindseligkeiten erklärt waren, und ehe man dem Kaiser von China auch nur mit einem Worte kund gegeben hatte, was man wollte! Erst am 12. December 1857 formulirte Elgin seine Begehren, sagte aber von der Seeräuberlorcha Arrow, welche man doch zur Handhabe des Streites gemacht hatte, kein Wort!

Zu nichtswürdiger Lüge und roher Gewaltthat fügten die Engländer noch persönliche Beleidigung eines Mannes, auf dessen Seite Recht und gesunder Menschenverstand war. Sie machten, wie wir schon sagten, den Vicekönig Yih vor der „civilisirten Welt" lächerlich, karrikirten ihn. Indeß alle Schmach fällt lediglich auf John Bull. Aber kaum wird er gefühlt haben, wie viel Würde in dem Schreiben eben dieses Yih liegt, der alle planmäßigen Lügen der Engländer in folgender Weise an den Pranger stellte.

„Das Mißverständniß vom vorigen Oktober entstand in folgender Weise: Die chinesische Regierung hatte einige chinesische Verbrecher verhaftet, aber Konsul Parkes legte, ganz mit Unrecht, Gewicht auf das von keiner Seite her unterstützte Zeugniß, welches der Kapitän der Lorcha (— der später, wie schon bemerkt, von englischen Gerichten des Seeraubs überwiesen wurde —) abgab. Dieser behauptete, die chinesischen Beamten hätten, als sie an Bord erschienen, um die Verbrecher zu verhaften, die britische Flagge herabgeriffen. Aber die Beamten sahen, als sie an Bord kamen, gar keine britische Flagge (— zu deren Führung, wie wir von Bowring weiter oben selbst erfahren haben, die Arrow auch gar nicht berechtigt gewesen wäre —). Die verhaftete Mannschaft hat ausdrücklich bezeugt, daß die Flagge gerade damals im Schiffsraume lag; folglich konnte sie gar nicht flattern. Die Lorcha war von Suaching gebaut, der ihr Rheder war und für ihn erhielt ihr Kapitän ein Register; folglich waren die Schiffsleute Verbrecher, alle aus dem Einen Lande, und hatten China's Gesetze übertreten. Zwei derselben, Li ming tai und Lien hieng fu, haben eingestanden, daß sie des Seeraubes auf offenem Meere schuldig seien, und das ist auch von Wua sching bekräftigt worden. Man hat ermittelt, daß die eben erwähnten Verbrecher notorische Piraten sind."

„Auf wiederholtes Ansuchen des Konsul Parkes gab ich die zwölf Gefangenen heraus. Gefühl und Gerechtigkeit hätten dadurch befriedigt sein müssen, aber Konsul Parkes nahm die Gefangenen nicht an, sondern begann plötzlich und ohne irgend einen Anlaß die Feindseligkeiten; er griff mehrere Tage hinter einander die Forts an, zerstörte einige, bombardirte die Provinzialhauptstadt (nämlich Canton), schickte zu drei verschiedenen Malen Soldaten ans Land und ließ Dörfer in verschiedenen Richtungen niederbrennen. Millionen Menschen sind Augenzeugen dieser Vorgänge gewesen. Im Anfange bemüheten sich alle Engländer, überhaupt alle Fremden, welche Sinn für Gerechtigkeit hatten, dem Konsul Parkes von einem solchen Verfahren abzurathen, aber er wollte nicht hören."

Man sieht, was Lüge und was Wahrheit ist: Das Aktenstück ist in den Parlamentsblaubüchern nicht verfälscht; es steht der Länge nach im Buche, Lord Palmerston hat in demselben nicht gestrichen, wie er es in den auf den afghanischen Krieg bezüglichen Dokumenten gethan. Aber die Makel, daß er planmäßig ein Urkundenfälscher sei und die Beweise, welche David Urquhart dafür beigebracht, kann er nicht von sich abwaschen.

In China nahmen dann die Dinge folgenden Verlauf. Der rechtschaffene Mann, Vicekönig Yih, wurde gefangen genommen und nach Calcutta gebracht, wo er bald nachher starb. Welche Gedanken muß er über britische Redlichkeit, Wahrhaftigkeit und Civilisation gehabt haben! Elgin schrieb unterm 11. Februar 1858 an den Kaiser nach Peking, und was verlangte dieser Lord mit der eisernen Stirn? „Genugthuung für zugefügte Beleidigungen und — einen neuen Handelsvertrag!" Der war des Pudels Kern. Nachdem man Canton bombardirt hatte, beschoß man im nächsten Jahre die Festungswerke am Peïho und erzwang den Frieden von Tien tsing.

Aber das widersinnige und gewaltthätige Benehmen der Engländer war noch lange nicht zu Ende. Der Frieden von Tien tsing sollte nach Ablauf eines Jahres, also gegen Ende Juli 1859, bestätigt werden, und man wollte die Ratifikationen in Peking selbst auswechseln. England hatte Herrn Bruce, Frankreich Herrn von Bourboulon zum Bevollmächtigten ernannt. Beide trafen im Frühsommer zu Schanghaï ein, wo zwei hohe kaiserliche Beamte ihnen mittheilten, daß bereits alle Anstalten getroffen worden seien, um sie mit allen Ehren am nördlichen Mündungsarme des Peïhoflusses zu empfangen; der Generalstatthalter der Provinz Pe tschi li, in welcher Peking liegt, werde sie in feierlichem Aufzuge nach der Hauptstadt geleiten. Sie fügten hinzu: der südliche Mündungsarm sei nicht zu befahren; der Kaiser habe die im vorigen Jahre durch die Engländer und Franzosen zerstörten Forts wieder aufbauen und den ganzen Stromeingang durch starke Verrammelungen von Eisen, Balken, Ketten und versenkten Schiffen unfahrbar machen lassen, das sei wegen der Rebellen geschehen, welche mit einem Zuge gegen Peking gedroht hätten.

Was that Bruce? Er lehnte all und jeden Verkehr mit den kaiserlichen Bevollmächtigten ab, denn er hatte sich in den Kopf gesetzt, in die südliche Mündung einzufahren. Die englischen Kaufleute in Schanghaï machten ihm vergeblich Vorstellungen; Bruce blieb so verstockt, daß der North China Herald ihn für einen „wahnwitzigen Menschen" er-

klärte. Er aber fuhr mit seiner ganzen Kriegsflotte nach dem Südarm ab, und Bourbonlon schloß sich ihm an. Daß es sich um die Auswechselung von Friedensverträgen handelte, blieb ganz außer Acht. Die Kaufleute protestirten „gegen einen eben so ungerechten als widersinnigen Krieg"; die chinesische Regierung, obwohl so arg mißhandelt, habe sich durchweg loyal gezeigt; Bruce aber sei ein hochmüthiger Mensch von äußerst beschränkten Geistesgaben. Er habe den ersten Mann nach dem Kaiser, den Bevollmächtigten Kwei liang, der ihm in Schanghaï so höflich entgegengekommen sei, „geradezu unwürdig" behandelt.

Wir lesen seit Jahren regelmäßig die zu Hongkong erscheinende Overland China Maïl. Sie äußerte Folgendes: — „Im Namen der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und des Christenthums protestiren wir feierlich dagegen, daß in dieser Angelegenheit, in welcher alles Unrecht auf britischer Seite ist, auch nur Ein Kanonenschuß abgefeuert werde".

Der russische Bevollmächtigte ging ruhig nach Peking und sein Vertrag wurde ratificirt; der nordamerikanische Gesandte nahm gar keinen Anstand, an den Nordarm des Peïho sich zu begeben, wo er mit Ehren empfangen wurde; aber John Bull Bruce wollte nicht. Indem er in den verbotenen Mündungsarm einfuhr, eröffnete er die Feindseligkeiten, und bekam eine Lektion, bei der es nur schade ist, daß die chinesischen Kugeln ihn, den Anstifter alles Unheils, verschonten und viele hunderte seiner unschuldigen Werkzeuge hinwegrafften, welche er auf die Schlachtbank führte. Er gab einem alten, äußerst unfähigen Seemanne, dem Admiral Hope, Befehl zum Angriff und zum Hinwegräumen aller Hindernisse im Flusse.

Noch jetzt suchten die Chinesen ihn andern Sinnes zu machen; sie schickten ein Boot zu ihm und baten ihn brieflich, am Nordarme zu landen. Er hörte nicht; einen zweiten Brief desselben Inhalts wies er ohne Weiteres zurück, und befahl, als Antwort, das Feuern zu beginnen. Aber die Taku-Forts waren im besten Zustande. Hope verachtete sie, aber die Chinesen überschütteten ihn mit einem Hagel von Kugeln, und bohrten drei seiner Schiffe in den Grund. Die gelandeten Truppen, welche Forts erstürmen sollten, richteten nichts aus und wurden in die Flucht geschlagen. Diesmal wurde der britische Uebermuth „gezüchtigt"; er erlitt eine schimpfliche und wohlverdiente Niederlage.

Auf chinesischer Seite zeichneten sich die Mandschu durch Tapferkeit aus; zwei ihrer höheren Offiziere, deren jeder ein Fort befehligte, sind auf unserer Illustration vorgestellt*).

Interessant ist, wie der mongolische Fürst Sangkolinsin, Oberbefehlshaber der chinesischen Streitkräfte, das Benehmen der Barbarenschiffe (der Ausdruck ist hier völlig am Platze) schildert. „Sie stürmten", sagt er in seinem Bericht an den Kaiser, „in die inneren Gewässer und schossen auf unsere Krieger. Aber diese geriethen in Wuth und zerstörten die Schiffe. Der Kampf dauerte von 2 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends. Schon seit mehreren Tagen hatten die rebellischen Barbaren sich höchst unverschämt benommen; auf unsere Zuschriften nahmen sie keine Rücksicht, sondern verlangten, daß binnen einer bestimmten Frist alle Hindernisse hinweggeräumt werden müßten. Bald legten sie Hand an. Es war schwierig, mit diesen übermüthigen Barbaren fertig zu werden. Ich aber erwog, daß das Werk des Friedens, das nun schon ins zweite Jahr besteht, gefährdet werden könne, wenn ich sofort das Feuer eröffnete, ich verhielt mich also ruhig und wartete meine Zeit ab. Dadurch wurden die Barbaren noch übermüthiger, während sie die Wuth unserer Krieger fütterten ꝛc." In einer Nachschrift sagt Sangkolinsin, daß er „von den auf keine Vernunftgründe hörenden" Barbaren 41 Kanonen erbeutet habe.

Geradezu lächerlich ist, daß Palmerston seine Zeitungen gegen „Verrath" deklamiren ließ, während die Overland China Maïl viel richtiger sagt, daß die Politik Englands China gegenüber „eine der widerwärtigsten und verächtlichsten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts bildet". Die Niederlage bei den Taku-Forts war durchaus verdient, die Scharte wurde dann im nächsten Jahre wieder ausgewetzt; die vereinigten Engländer und Franzosen kamen wieder, verbrannten und plünderten den kaiserlichen Sommerpalast, rückten nach Peking und erzwangen dort den Frieden vom 25. Oktober 1860, welcher ihnen Alles gewährte, was sie irgend wünschten. Der französische Moniteur sprach damals von einem „Triomphe éclatant de la civilisation sur la vieille civilisation asiatique: les drapeaux de la France et de la Grande Bretagne ont flotté sur les murs de Pekin".

Wir haben die obige Schilderung gegeben, weil jetzt wieder unausstehlich viel „vom Berufe der europäischen Civilisation" die Rede ist, und weil die englischen Blätter, wenn sie die Streitigkeiten mit Japan behandeln, sich abermals aufs hohe Pferd gesetzt haben, und die Dinge auch wieder in Palmerstons Style behandeln. Wir wollten zeigen, auf welcher Seite die Lüge, der Hochmuth und die Barbarei steht.

In Betreff des Kaisers von China hat übrigens die englische Politik, nachdem sie Alles, was sie irgend wünschte, in der oben dargestellten Weise erzwungen, eine Schwenkung gemacht. Eine Zeit lang war sie unschlüssig, ob sie ihre Sympathien nicht den Taïping-Rebellen zuwenden und ihnen Vorschub gegen den Kaiser leisten solle. Dann aber zog sie es vor, dem letztern, der ja ohnehin Alles hatte gewähren müssen, ferner keine Schwierigkeit zu bereiten. Seitdem unterstützt sie ihn direkt und indirekt.

In China steht ein ganz ausgezeichneter Staatsmann an der Spitze der Geschäfte, Prinz Kong, ein Verwandter des Kaisers. Dieser Minister begreift vollkommen, daß unter den obwaltenden Verhältnissen Alles darauf ankommt, mit den Europäern Frieden zu halten; China ist nicht stark genug, gleichzeitig mit diesen und mit den Rebellen, deren es im Lande vier große, ganz unabhängig von einander handelnde Gruppen gibt, Krieg zu führen. Auch begreift er vollkommen, und hat das mehrmals ausgesprochen, daß die Tage der frühern chinesischen Politik ein für alle Mal vorüber sind; von Beschränkungen und von Absperrung der Ausländer könne keine Rede mehr sein. Er werde die Verträge aufrichtig halten und die Europäer könnten ihre Zwecke am besten erreichen, wenn sie ihm keine Verlegenheit bereiten; dadurch würden sie nur ihren eigenen Gegnern Vorschub leisten.

Während die Engländer und Franzosen ihren Zug gegen Peking unternahmen, war der Kaiser Hien Fung nach Jehol, einer Stadt jenseits der großen Mauer gegangen, wo er im Augustmonat, nach einer zehnjährigen Regierung, in Folge seiner Ausschweifungen starb. Dadurch wurde die Lage der Dinge abermals kritisch, denn die Kriegspartei rührte sich und eine neue Verwirrung konnte nicht ausbleiben, wenn sie den Prinzen Kong stürzte. Hien Fung hatte seinen ältesten, noch minderjährigen Sohn Tsaï tschun zum Nachfolger ernannt, und dieser bestieg als Tschi siang den Thron. Im November 1861 hielt er seinen Einzug in Peking; Kong stürzte mit Hülfe der Kaiserin-Mutter den

*) Nach einer Photographie aus Peking, welche uns Herr Gustav Spieß, kgl. sächs. Bevollmächtigter bei der ostasiatischen Expedition unter Graf Eulenburg, zusandte.

kriegslustigen Regentschaftsrath, und nahm das Heft in die Hand. Damit war der Sieg für die Friedenspartei gesichert, und Kong verfuhr so klug, daß er sich die Mitwirkung der Engländer und Franzosen gegen die Rebellen zu sichern wußte. Dadurch verstärkte er die kaiserliche Sache und verwickelte die Europäer in eine lange Reihenfolge von Weiterungen. Außerdem hatte er den Vortheil, daß die chinesischen Soldaten europäische Offiziere und Unteroffiziere erhielten, und sie werden nun in abendländischer Weise eingeübt. Prinz Kong hat sich durch Erfahrung überzeugt, daß auch das altchinesische Kriegswesen über den Haufen geworfen werden muß, und benutzt nun die frühern Feinde des Blumenreiches der Mitte, um seine Truppen auf europäischen Fuß zu bringen und mit Waffen der neuesten Art zu versehen.

Durch kluges Verfahren ist es diesem ausgezeichneten Manne gelungen, den wankenden Thron des Kaisers einigermaßen wieder zu stützen und nach und nach den Taïping-Rebellen Boden abzugewinnen. Den neuesten Nachrichten zufolge soll es den Kaiserlichen gelungen sein, einen Theil von Nanking, der Hauptstadt, in welcher der „Himmelssohn" seinen Thron aufgeschlagen hat, einzunehmen. Jedenfalls scheint es, als ob seit einiger Zeit der Stern der Rebellen am Erbleichen sei, aber auf Wiederherstellung der Ruhe und der kaiserlichen Autorität im ganzen weiten Reiche wird China wohl noch Jahre lang zu warten haben. Es ist in schrecklicher Weise klar geworden, wie innerlich verfault der Mandarinenstaat war und daß die Chinesen alle die Herrschaft der Mandschudynastie nur mit Widerwillen betrachten. A.

Ethnologische Beiträge.

VII.

Fortschritte der Ethnologie und Anthropologie. — Linné, Buffon, Blumenbach. — Rassenverschiedenheit. — Die Hülfswissenschaften der Anthropologie. — Die anthropologische Gesellschaft in Paris und ihre Arbeiten. — St. Hilaire's anthropologische Klassifikation; seine vier Haupttypen des Menschengeschlechts. — Hyperboräer und Paraboräer. — Wissenschaftliche Instruktionen. — Perier und Pruner-Bey über die alten Rassen in Aegypten. — Ueber die künstliche Verunstaltung des Schädels bei den uramerikanischen Völkern. — Fünf verschiedene Typen derselben. — Keilförmige Verunstaltungen. — Zur Geschichte der Volkswanderungen.

Wir haben schon oft darauf hingewiesen, daß die anthropologisch-ethnologische Wissenschaft in unsern Tagen mit Riesenschritten vorwärts geht und sich neue Grundlagen erobert. Der Eifer, man kann fast sagen, die Begeisterung für dieselbe ist bei den drei großen Kulturvölkern, welche an der Spitze der geistigen Bewegung stehen, gleich groß; man arbeitet in Deutschland, Frankreich und England mit demselben rüstigen Fleiße, forscht unermüdlich, vertieft sich in die schwierigsten Untersuchungen und eine große Anzahl bedeutender Kräfte streben nach demselben Ziele hin. Die „Wissenschaft vom Menschen" ist die jüngste unter allen und das Feld für sie unendlich ausgedehnt; aber sie gewährt einen ungemeinen Reiz und hat zugleich für das Völker- und Staatsleben eine Tragweite und eine Bedeutung, von welcher der Kundige vollkommen überzeugt ist und die im Fortgang der Zeit auch im „Kreise der Gebildeten überhaupt" erkannt werden wird. Wir unsererseits tragen nach Kräften dazu bei, weit verbreitete Irrthümer und falsche Vorstellungen zu berichtigen, und halten es für eine Pflicht, veralteten Ansichten und landläufigen Meinungen, welche keine andere Unterlage haben, als überkommene Redensarten, die schön klingen und doch völlig hohl sind, durch die Mittheilungen von Thatsachen, wie sie sind, entgegen zu wirken.

Die Menge von Vorstellungen, welche durch neuere Beobachtungen und Forschungen sich als unhaltbar herausgestellt haben, ist sehr beträchtlich. Es gibt sehr viel aufzuräumen, viele hergebrachte Ueberlieferungen zu beseitigen, und alte Bande müssen abgestreift werden. Bei uns in Deutschland hat freilich die Wissenschaft sich ihre volle Freiheit und ihre Unbefangenheit niemals verkümmern, der Flug des Denkens sich durch keine Schranke hemmen lassen. Auch in Frankreich hat es nie an Geistern gefehlt, welche jedem Vorurtheil den Rücken kehrten. In England ist aber, wie wir neulich hervorhoben, ein Umschwung zum Bessern erst in der jüngsten Zeit hervorgetreten. Die Verhandlungen sowohl der ethnologischen wie der anthropologischen Gesellschaft zu London liefern dafür den Beweis.

Wir haben die Hoffnung, die Fortschritte der anthropologischen Wissenschaft unter uns Deutschen gelegentlich im Globus aus der Feder eines Mannes dargestellt zu sehen, welcher dem Gange derselben aufmerksam gefolgt ist. Das Material ist aber weit und vielfach zerstreut, weil bei uns ein großes Centrum, wie es unsere Nachbarn an London und Paris besitzen, durchaus fehlt. An und für sich ist das ein Vorzug für Deutschland, hat jedoch in mancher Beziehung Unbequemlichkeiten. Die französischen Naturforscher leben zunächst in der Hauptstadt; bei uns müssen Wanderversammlungen aushelfen.

Doch wir kommen auf die anthropologische Gesellschaft in Paris. Sie wurde im Juni 1860 gegründet, besteht also erst seit drei Jahren; sie hat aber in dieser kurzen Zeit schon Erhebliches geleistet, und konnte bei ihrer Jahresversammlung am 4. Juni 1863 in der That mit Freude und Genugthuung auf ihre Thätigkeit zurückblicken. Ein ausgezeichneter Gelehrter, Broca, Generalsekretär der Gesellschaft, gab eine meisterhafte Darstellung über die Verhandlungen der Gesellschaft und eine Uebersicht des gegenwärtigen Standes der anthropologischen und ethnologischen Wissenschaft, aus welcher wir das Nachfolgende hervorheben. Der Leser wird mit Interesse wahrnehmen, wie viele und wichtige Probleme zur Erörterung gekommen sind.

Die ersten Anläufe zu eigentlich anthropologischen Studien fallen in das 18. Jahrhundert. Linné gab in seiner Klassificirung der Thiere auch dem Menschen eine Stelle und Buffon entwarf in meisterhaftem Styl seine „Naturgeschichte des Menschen". Dieses Werk wird in seiner Art allzeit klassisch bleiben, zeigt aber begreiflicherweise, daß die Wissenschaft zu jener Zeit noch in ihren schwachen Anfängen war. Buffon beschreibt, so gut ihm die Hülfsmittel, über welche man damals zu verfügen hatte, irgend erlaubten, die physischen Merkmale der Völker, er schildert ihre Gestalt, Farbe ꝛc., war aber noch nicht im Stande, die Varietäten zu gruppiren, sie in Klassen einzutheilen und zu einem Begriffe von einer eigentlichen Rasse zu gelangen. Das aber konnte Blumenbach, als er die Kraniologie zur Grundlage nahm, das Genus homo methodisch eintheilte und zuerst eine Nomenclatur feststellte. Buffon mußte sich mit Beschreibung der Völker, mit einer Ethnographie, begnügen;

Blumenbach gab uns die Grundlage zur Rassenkunde, zur Ethnologie.

Nun war eine Rassenverschiedenheit festgestellt und damit ein unabsehbares Feld für die Forschung eröffnet. Blumenbach's Klassifikation und Beschreibungen mußten vervollständigt und berichtigt werden; es handelte sich darum, den Ursprung dauerbarer Varietäten und erblicher Typen zu erforschen, die verschiedenen Merkmale und Abstufungen genau zu untersuchen. Zunächst kam es darauf an, zu ermitteln, welchen Einfluß die äußeren Umstände und Lebensbedingungen auf den Menschen üben, z. B. Klima, Nahrung, Lebensweise u. dgl. m., und sich zu vergewissern, in wie weit diese verschiedenen Agentien das Individuum oder die Rasse umwandeln können; sodann, innerhalb welcher Grenzen diese Varietäten durch die Gesetze der Vererbung und des „Atavismus" beschränkt bleiben. Man mußte die Verwandtschaft der Völker ermitteln, ihre Wanderungen verfolgen, ihren Vermischungen mit anderen nachspüren, ihre Denkmäler, Geschichte und Ueberlieferungen befragen; ja noch mehr, man mußte über ihre historischen Zeiten hinausgehen und bis zu ihrer Wiege hinaufsteigen. Das Alles waren neue Fragen und Aufgaben, welche die Wissenschaft sich früher noch nicht gestellt hatte, und zur Beantwortung und Lösung derselben müssen Zoologie, Anatomie, Physiologie, Sprachwissenschaft, Geologie und Paläontologie mitwirken.

Vor 60 Jahren wäre eine Wissenschaft der Anthropologie noch gar nicht möglich gewesen. Man muß Wissenschaften erst haben, bevor man sie zu gruppiren vermag, und einige, welcher die Anthropologie gar nicht entbehren kann, waren noch nicht in dem Grad entwickelt, um ihr als Unterlage und Stütze zu dienen. Die vergleichende Sprachwissenschaft befand sich kaum in den ersten Anfängen, die Alterthumskunde umfaßte nur sehr beschränkte Räume, die Geologie und Paläontologie hatten kaum angefangen, sich zu entwickeln. Alles, was über die eigentlich geschichtlichen Zeiten hinaus lag, war noch so gut wie verschlossen, die Geschichte selber wartete noch auf eine tiefer eingehende kritische Behandlung, die freie Forschung hatte das theologische Joch keineswegs völlig abgeschüttelt, die Chronologie war noch nicht entwickelt, sondern ein Prokrustesbett, in welches man die Geschichte des hohen Alterthums einzwängte.

Aber die Fortschritte, welche die anthropologische Wissenschaft binnen einem halben Jahrhundert gemacht, sind geradezu bewundernswürdig. Nie zuvor entfaltete sich der Geist freier Untersuchung und Forschung nach allen Richtungen hin mit einer solchen Macht und Kraft. Die seit Jahrtausenden schweigsame Sphinx hat ihre Geheimnisse offenbart; die Alterthümer Amerika's, diese Adelsdiplome einer Welt, die wir längst nicht mehr als eine „neue" bezeichnen dürfen, bieten unserm staunenden Blick ungeahnte Wunder dar; Ninive und Babylon sind wieder ans Tageslicht gebracht und reden deutlich genug. Die Oberfläche unseres Planeten liegt nun offen vor uns gleich den Seiten eines aufgeschlagenen Buches; sie gilt uns für ein Archiv, in welchem die Urkunden der drei Naturreiche niedergelegt sind; in diesem Archiv hat jede Species, bevor sie verschwand, ihre Merkzeichen hinterlassen. Auch der Mensch, welcher erst spät aufgetreten ist, hinterließ Spuren seines Daseins in Perioden, die weiter hinaufreichen, als man früher zu ahnen gewagt hatte. Auf den Seiten dieses ungeheuern Buches steht die Geschichte unzähliger Wesen geschrieben, die von Epoche zu Epoche, gleich den Rennern in einem Cirkus, einander die Fackel des Lebens überreichten:

Et, quasi cursores, vitaï lampada tradunt!

Die Archäologen und Paläontologen beseelten gleichsam die stofflichen Ueberreste der Vergangenheit, während gleichzeitig andere Gelehrte auf anderen Wegen in die verflossenen Jahrtausende eindrangen. Längst abgestorbene Sprachen wurden wieder belebt; man drang in die vorgeschichtlichen Annalen der Völker ein, man fand Beweise für ihre längst vergessenen Wanderungen, ihre früher unbekannten Verwandtschaften, die Trümmer ihres ältesten Glaubens, und konnte die verschiedenen Wandelungen in ihrer geistigen, gewerblichen und gesellschaftlichen Entwickelung verfolgen.

In diesem, wir können wohl sagen unvergleichlichen halben Jahrhundert, das so viele Entdeckungen aufzuweisen und schon so viele Räthsel gelöst hat, wurde das Studium der Menschenrassen mit einer unermeßlichen Menge von Thatsachen bereichert. Das von jeher ungastliche Afrika ist in unseren Tagen nicht mehr undurchdringlich, das Festland Australien gleichfalls von einem Ende bis zum andern durchzogen worden; an allen Küsten der verschiedenen Oceane landen europäische Fahrzeuge; Kaufleute, Missionäre und Männer der Wissenschaft gehen bis tief ins Innere der Kontinente.

Fast alle Völker des Erdballs sind beobachtet, beschrieben und bildlich dargestellt worden; man studirt ihre Sitten, ihre Sprache und Religion, ihre Gewerbsamkeit und ihre Ueberlieferungen; unsere Museen sind reich an anthropologischen und ethnologischen Gegenständen, wir besitzen Schädel und Gerippe aus allen Weltgegenden, Trachten und Werkzeuge aller Völker, und haben vollauf Mittel zum Studium.

Die Ernte ist ungemein reich und jede Wissenschaft zieht Nutzen aus derselben. Der Zoolog hat den Versuch wagen können, die frühere Eintheilung der Menschenrassen zu verbessern und zu vervollständigen; Andere haben sich insbesondere der Kraniologie zugewandt und diese von Blumenbach und Camper begründete Wissenschaft zur Unterlage ihrer anthropologischen Studien gemacht. Andere endlich, unbekümmert um die Forschungen der Anatomen, ließen die physischen Merkmale der verschiedenen Rassen bei Seite und arbeiteten im Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft. Solche vereinzelte abgesonderte Forschungen in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft vom Menschen sind ohne Zweifel von erheblichem Nutzen gewesen, denn manche einzelnen Fragen wurden dadurch, daß man sie ausschließlich, ohne Rücksicht auf alles Andere, behandelte, tiefer ergründet und wir gewannen solchergestalt eine große Anzahl neuer Thatsachen. Aber diese vereinzelten abgesonderten Forschungen genügten noch nicht zur Bildung eines aus methodisch mit einander verbundenen Zweigen gebildeten Faseikels, nicht zur Herstellung einer Wissenschaft. Die verschiedenen Grundlagen oder Zweige zu einer Anthropologie waren nun allerdings vorhanden, aber noch nicht die Anthropologie. Zur Gründung dieser Wissenschaft reichten individuelle Anstrengungen nicht aus. Wo wäre auch ein universaler Geist zu finden, welcher so viele verschiedene Zweige der Wissenschaft mit gleicher Gründlichkeit sich aneignen und sie alle wechselseitig durchdringen könnte? Dazu würde nicht einmal der vereinigte Genius eines Aristoteles, Haller und Humboldt ausreichen. Diesen Zweck kann nur die Vergesellschaftung, die Genossenschaft, das Zusammenwirken Vieler zu einem gemeinschaftlichen Zweck, erreichen. Deshalb sind anthropologische Gesellschaften gegründet worden.

Schon im Anfang unseres Jahrhunderts bildete sich in Paris eine „Gesellschaft der Menschenbeobachter"; in England schrieb Prichard seine Naturgeschichte des Menschengeschlechts, in welcher Naturgeschichte, Ethnographie und Sprachwissenschaft einander tragen und ergänzen. In Frankreich brach William Edwards eine neue Bahn, indem er zum ersten Male die physiologischen Merkmale der Menschenrassen in ihrer Beziehung auf Geschichte ins Auge faßte und im Jahre 1839 die Ethnologische Gesellschaft bildete. Sie stellte sich die Aufgabe, gleichzeitig zu erforschen: die Organisation der Menschenrassen, ihren geistigen und sittlichen Charakter, ihre Sprachen und geschichtlichen Ueberlieferungen, um auf solchen Grundlagen die Wissenschaft der Ethnologie zu errichten. Ihre Arbeiten

sind von großer Bedeutung gewesen, und auch in London und Newyork bildeten sich ethnologische Vereine.

Aber dieses Programm war nicht vollständig; es bezog sich nur auf die Ethnologie oder die Wissenschaft von den Menschenrassen, nicht auf die Anthropologie, die Wissenschaft vom Menschen überhaupt. Gewiß gibt es ausgedehnte Gebietsstrecken, die beiden gemeinsam sind, z. B. die Eintheilung und Beschreibung der gegenwärtigen Menschenrassen, die Ermittelung ihrer Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, das Studium ihrer Anlagen und ihrer Lebensweise, und die Bestimmung, in wie weit sie in Bezug auf Blut und Sprache mit einander verwandt sind. Aber es blieben noch andere, weit mehr ausgreifende Fragen zu beantworten. Alle Menschenrassen, wie verschieden von einander sie auch sein mögen, bilden eine große Gesammtheit, eine harmonische Gruppe, und es kommt darauf an, diese Gruppe in ihrer Gesammtheit und Ganzheit zu erforschen, ihre Stellung in der Reihenfolge der Wesen zu bestimmen, nachzuweisen, in welcher Beziehung sie zu anderen Gruppen der Natur steht, und ihren gemeinsamen Charakter in anatomischer, physiologischer und geistiger Hinsicht festzustellen. Man muß ferner die Gesetze studiren, durch welche das Beharren oder der Wechsel dieser Merkmale bedingt wird; muß die Einwirkung äußerer Bedingungen würdigen, z. B. des Klima's, die Erscheinungen erblicher Uebertragung, die extremen Einflüsse von Consanguinität und ethnischer Vermischungen. Es handelt sich um biologische Fragen. Endlich wagt sich die Anthropologie auch in jene Regionen, in welchen ein Problem verschleiert liegt, das wohl niemals gelöst werden wird; sie forscht nämlich dem Ursprunge des Menschengeschlechts in sofern nach, als sie emsig und eifrig nach den ersten Spuren des Menschendaseins auf Erden sucht; sie studirt die ältesten Ueberbleibsel seiner Thätigkeit, seiner Industrie, steigt allmälig aus unberechenbar entfernt liegenden Epochen in die geschichtlichen Zeiten herab, folgt der Menschheit auf ihrem langsamen Entwickelungsgange, auf den verschiedenen Stufen ihres Fortschritts und in ihren Kämpfen mit der sie umgebenden Natur.

Ethnologie ist demnach nur ein Theil der Wissenschaft vom Menschen; der andere Theil ist die „allgemeine Anthropologie". Aber beide zusammen bilden nur Eine Wissenschaft, die edelste von allen, denn der Gegenstand ihrer Forschungen ist die Menschheit in ihren wechselseitigen Beziehungen und im Verhältnisse zur übrigen Natur. —

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wies Broca nach, was die pariser anthropologische Gesellschaft während ihres dreijährigen Bestehens in Bezug auf Ethnologie geleistet habe. Diese, die Wissenschaft von den Menschenrassen, umfaßt, wie wir schon andeuteten, das Studium ihrer verschiedenen Merkmale, ihrer Klassifikation, Sprachen, Sitten, Glaubensmeinungen, Gewerbsamkeit und Künste, sodann auch ihre Stellung in der Geschichte.

Isidor Geoffroy Saint Hilaire hat in einer Denkschrift über „Anthropologische Klassifikation und die Haupttypen des Menschengeschlechts" die Ergebnisse dreißigjähriger Studien niedergelegt. Er führt die Eintheilungen seiner Vorgänger an und schildert die Grundsätze, auf welchen dieselben beruhten; dann weist er nach, daß die am meisten in die Augen fallenden unterscheidenden Merkmale nicht allemal die größte Bedeutung haben. Er spricht ausführlich über die Bedeutung der Schädelbildung, und bemerkt, es sei nicht genügend, das Menschengeschlecht in eine gewisse Anzahl von Rassen einzutheilen; er meinte, daß die Verschiedenheit manchmal auf weniger auffallenden Merkmalen beruhe und demnach ein Schema, in welchem alle Rassen in ein und dieselbe Reihe gestellt werden, den Grundsätzen der Naturwissenschaft nicht entspreche. Man habe deshalb auch Hauptrassen und sekundäre Rassen angenommen; aber dadurch entstehen nur fortlaufende Verwirrung im Ausdruck und gewagte Schlüsse in der Wissenschaft, weil man dann zu der Annahme gelange, daß alle sekundären Rassen von demselben anthropologischen Urstamm herkommen und bei ihrer Wiedervereinigung eine Hauptrasse bilden würden. Man nehme dabei schon als bewiesen an, was erst noch zu beweisen sei. So stelle man z. B. den Satz auf, die große mongolische Rasse begreife in sich: Tataren, Chinesen, Malayen, Polynesier, Hyperboräer, Paraboräer und alle Ureingeborenen Amerika's, während doch der Zusammenhang dieser verschiedenen Rassen und ihre unmittelbare Verwandtschaft durchaus problematisch sei. St. Hilaire meint deshalb, daß die Ureintheilung der Menschheit, in sofern sie sich auf unterscheidende Merkmale der ersten Klasse gründet, Typen umfaße, nicht Rassen, und daß man bei Bestimmung dieser Typen (Urformen) die Gestaltung des Schädels zur Grundlage nehmen solle.

Er nimmt vier solcher Typen an: den kaukasischen, mongolischen, den äthiopischen und den hottentotischen Typus. Der erstere sei orthognath, der zweite eurygnath, der dritte prognath, der vierte zugleich eurygnath und prognath. Man könne alle Rassen, deren St. Hilaire überhaupt nur zwölf annimmt, leicht bei einem dieser vier Typen unterbringen und wieder Unterabtheilungen nachweisen. Bei diesen unterscheidet er im hohen Norden Hyperboräer und Paraboräer, was früher nicht geschehen ist. Alle Völker in der Region des nördlichen Eismeers, von Lappland bis Kamtschatka und von hier bis Grönland, hat man bisher als zu einer Rasse gehörend betrachtet. Sie leben jenseit des Polarkreises, unter denselben Bedingungen von Licht und Wärme, inmitten einer gleichartigen Flora und Fauna. Man folgerte deshalb, alle diese Völker müßten ein und dieselbe Organisation und denselben physischen Typus haben, und bezeichnete sie als eine sekundäre Rasse, welche von der mongolischen Hauptrasse abstamme. Aber die Annahme einer anthropologischen Einerleiheit der Polarrasse in Europa, Asien und Amerika entspricht der Wirklichkeit nicht. H. Guerrault, welcher die Fahrt des Prinzen Napoleon nach dem Eismeer mitgemacht, fand einen sehr auffallenden Unterschied zwischen dem Schädel eines Lappländers und jenem eines Eskimo; er stellte nähere Unterfuchungen an, und kam zu der Ansicht, daß beide Völker dem mongolischen Typus nahe stehen; das erstere durch die kugelförmige, das zweite durch die pyramidale Form des Schädels. Beide Merkmale findet man zusammen bei den eigentlichen Mongolen, aber nicht bei den Hyperboräern. Guerrault's Wahrnehmung ist dann von St. Hilaire bestätigt worden; dieser beschränkt den Namen Hyperboräer auf die europäischen Polarmenschen, und bezeichnet die Eskimo's als Paraboräer. Es fragt sich übrigens wohl noch, ob überhaupt alle Völker, welche jenseit des Polarkreises Bewohner des nördlichen Eismeeres sind, zu der einen oder andern dieser Rassen gehören. —

Die pariser ethnologische Gesellschaft erhält aus allen Erdtheilen Berichte und Mittheilungen. Um die Forschungen zu erleichtern und Methode in dieselben zu bringen, den Reisenden und Beobachtern gleichsam einen Leitfaden an die Hand zu geben, hat sie eine Reihe von Instruktionen entworfen, die schon an sich werthvoll sind; z. B. jene für Pern, Mexiko, Brasilien, Senegambien, Frankreich und Chile; auch für Nordafrika und China hat sie dergleichen vorbereitet. Sie alle enthalten eine Uebersicht der ethnologischen Thatsachen, in soweit dieselben bis jetzt bekannt sind, und stellen die dunkeln oder ganz besonders zu beobachtenden Punkte scharf in den Vordergrund. Die Instruktion für Peru ist von Gosse, jene für Chile von Pruner-Bey, die für Frankreich von Lagneau entworfen worden. Außer den Specialinstruktionen hat die Gesellschaft auch allgemeine Instruktionen entwerfen lassen, welche gleichfalls zum Leitfaden für die Beobachtung und Forschung dienen; jene über die physischen, anatomischen und physiologischen Merkmale der verschiedenen Menschenrassen sind vollendet.

Die Denkschriften der Gesellschaft enthalten eine beträchtliche

Anzahl werthvoller Aufsätze (— aus denen wir nach und nach im Globus Auszüge geben werden —); wir wollen einzelne derselben anführen: Pruner-Bey über die Neger; Berchon über den Senegal; Duval über den Gabun; Berthillon über Südafrika; Dally über Abessinien; Perier über die Kabaylen und insbesondere über die blondhaarigen, welche in einem Theile des Atlas wohnen.

Perier und Pruner-Bey haben ausführlich über die alten Rassen Aegyptens gehandelt, stimmen aber in den Ergebnissen nicht überein. Champollion, Lepsius, Brugsch, Mariette u. A. haben uns von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Dynastie zu Dynastie geführt, sie sind bis über die geschichtliche Periode hinausgegangen, haben uns aber immer noch keinen Schlüssel zur ägyptischen Ethnologie gegeben. Welches Urvolk zündete im Nilthale die Fackel höherer Gesittung an? Kam es von Süden, Norden oder Westen her? Pruner-Bey verzweifelte nicht daran, die wichtige Frage beantworten zu können; er hat 20 Jahre lang in Aegypten gelebt und ist ein Mann von sehr umfassenden Kenntnissen. Er bemühte sich zuerst, die physischen Merkmale der alten Aegypter zu bestimmen. Schon Blumenbach hatte bemerkt, daß deren Schädel wenig Uebereinstimmung zeigen, und aus den Gemälden ersehen wir deutlich, daß seit den Tagen des höchsten Alterthums die Bevölkerung Aegyptens zahlreichen Mischungen mit verschiedenen Völkern Afrika's, Asiens und selbst Europa's unterworfen gewesen ist. Pruner-Bey wandte insbesondere den ältesten Gemälden und den ältesten Mumien seine Aufmerksamkeit zu, und gelangte zu der Ueberzeugung, daß vom Anbeginn der geschichtlichen Periode die Bevölkerung Aegyptens schon aus zwei außerordentlich verschiedenen Typen bestand, die er als den feinern und den gröbern bezeichnet. Diese beiden Typen, von welchen man noch heutzutage unter den Kopten und auch unter den Fellahs reine Exemplare findet, leitet Pruner-Bey von zwei verschiedenen Rassen her, die schon vor der historischen Zeit im Nilthale vermischt waren. Aber wo ist der Ursprung dieser Rassen zu suchen, und welchen Antheil hatte jede einzelne an der geistigen, materiellen und gesellschaftlichen Entwickelung Aegyptens? Pruner-Bey nimmt an, der grobe Typus habe das Land zuerst inne gehabt, der feinere Typus sei Begründer der ägyptischen Civilisation; aber diese Rasse sei weder arisch noch semitisch. Die Schädel des feinen Typus, der aus einer andern Gegend nach Aegypten einwanderte, bieten mit jenen der asiatischen Rassen nur sehr dürftige Aehnlichkeiten dar. Pruner-Bey findet demnach im Osten lediglich Ungewißheit, wirft deshalb seinen Blick nach Westen, und vergleicht den feinen Typus mit jenem der libyschen oder Berber-Rasse; die Uebereinstimmung mit demselben scheint ihm vollständig zu sein. Der feine Typus, sagt er, welcher die ägyptische Civilisation schuf, war berberischen Ursprungs; die Civilisation selbst aber wurde nicht von Außen her ins Nilthal gebracht, sondern entstand in demselben. Diesen autochthonen Charakter gibt Perier zu; wenn er aber, fügt er hinzu, ihn auswärts suchen wolle, so würde er das nicht in Libyen, sondern in Asien, im „geheimnißvollen Indien" thun. (— Aber wozu das? Wozu eine Civilisation, welche einen so durchaus eigenartigen, wir können sagen nilotischen Charakter trägt, so weit herholen? Es liegt dafür weder eine Nothwendigkeit, noch irgend ein Beweis vor. —)

Gosse hat über die künstliche Entstellung des Schädels eingehende Untersuchungen angestellt. Bekanntlich herrschte früher und herrscht vielfach noch heute bei manchen amerikanischen Völkern die Gewohnheit, den Schädeln der Kinder vermittelst methodischen Druckes eine künstliche Gestalt zu geben. Ein solcher Gebrauch, meint man, der an die Stelle der natürlichen Form eine künstliche setzt, erschwere kraniologische Bestimmungen oder nehme ihnen vielmehr alle Bedeutung. Die Schwierigkeit ist um so größer, da gewisse Kinderkrankheiten, welche natürliche Verunstaltungen zur Folge haben, mit künstlichen Entstellungen verwechselt werden können. Giraldis hat zu Paris im Krankenhause der Findelkinder die Ursache dieses Irrthums nachgewiesen, und Barnard Davis hat gezeigt, daß pathologische Deformationen einer besondern Art bei Erwachsenen und selbst bei Leuten in vorgerückten Jahren erzeugt werden können. Gratiolet wies darauf hin, daß künstliche Entstellungen ursprünglich nicht selten eine Uebertreibung der unterscheidenden Merkmale einer Rasse seien, welche dieselbe bei sich einführt. Jedes Volk, gleichviel ob civilisirt oder wild, hat eine hohe Meinung von sich selbst, hält die Züge, durch welche es sich von anderen unterscheidet, für besonders schön und um den Kindern eine konventionelle Schönheit zu verleihen, gebrauchen die Mütter mechanische Vorkehrungen, welche den Köpfen eine gewisse Gestalt verleihen. Ein entstellter Schädel ist demnach gleich einer Karrikatur, bei welcher die Uebertreibung charakteristischer Züge doch die Aehnlichkeit nicht zerstört, und in welcher ein wahrer Künstler immer noch den wirklichen Ausdruck des Gesichts zu erkennen vermag. Gratiolet verglich den nicht entstellten Schädel eines Totonaken (Mexiko) mit einem alten entstellten Schädel von der Insel Sacrificios, wies die natürliche Beschaffenheit des erstern, die künstliche Uebertreibung des andern nach, und erklärte, daß es für den Naturforscher keineswegs unmöglich sei, den primitiven Schädeltypus an einem verunstalteten Schädel nachzuweisen.

Anderseits hat Gosse durch seine Beobachtungen sehr zahlreiche Arten der Schädelentstellung, welche in Amerika gebräuchlich waren und noch sind, nachgewiesen, daß sich dieselben auf fünf verschiedene Typen zurückführen lassen. Er hat dieselben beschrieben und an Beispielen gezeigt, wie das Studium dieses wunderlichen Gebrauches einiges Licht auf die Geschichte der Wanderungen werfen kann. Wenn ein Volk einmal ein gewisses Verfahren bei der Entstellung des Schädels angenommen hat, dann wird dasselbe zu einem Bestandtheil seiner nationalen Art und Weise und verwächst mit derselben, ja es wird zu einer so eingefleischten Gewohnheit, daß es auch die weitesten Wanderungen überlebt, und noch bleibt, wenn selbst andere Sitten, wenn sogar Sprache, Religion und gesellschaftliche Verhältnisse sich völlig geändert haben. Bei den verschiedenen Rassen im alten Peru hatte jede eine besondere Art der Schädelentstellung; und Gosse hat in seiner Abhandlung „über die Rassen in Peru" einige ethnologische Ansichten Tschudi's und Ribero's berichtigt. Interessant sind auch Gosse's Untersuchungen über die Völker, welche die keilförmige Entstellung des Schädels bei sich eingeführt haben. Sie wird vermittelst zweier Lagen von Thon, auf dem Vorderkopfe und auf dem Hinterkopfe, bewerkstelligt, ging im Schwang auf Cuba, wo Columbus sie fand, bei den Natches und verschiedenen Völkern in Florida und in Peru, wo wir sie heute noch bei den Omaguas und Connibos finden.

Nun entsteht die Frage: Ist es wahrscheinlich, daß Völker, welche so weit auseinander wohnen und ohne von einander etwas zu wissen, auf denselben Gedanken verfallen sein können und ihn auf eine und dieselbe Weise verwirklicht haben? Oder ist es wahrscheinlicher, daß ein Wandervolk seinen nationalen Brauch in verschiedenen anderen Gegenden eingeführt habe? Die Wanderung von Cuba nach Florida ist keine schwierige; aber nur schwer läßt sich begreifen, wie so unerfahrene Schiffer diesen Brauch in Peru haben einführen können, ohne zwischen inne liegende Stationen. Man muß zu diesem Zweck annehmen, daß das Volk mit den keilförmigen Schädeln, in nacheinander folgenden Stationen, Mexiko, Centralamerika und die Landenge von Panama durchwandert habe. Ein Basrelief in den Ruinen von Palenque stellt das Profil eines Indianers mit keilförmigem Schädel dar. Darauf will Gosse eine Begründung seiner Hypothese stützen; er findet einen weitern Beweis dafür in einem außerordentlich entstellten Schädel, der in einer Höhle im Thale

von Ghovel, im Staate Chiapas, gefunden worden ist. Dieser war mit einer dicken Stalagmitenlage überzogen, gehört in eine weit entfernt liegende Zeit und gleicht genau den keilförmigen Schädeln in Florida und Peru. —

Gosse und Broca wollen nun daraus die Gewißheit herleiten, daß vor vielen Jahrhunderten ein Wandervolk, das abwechselnd zu Land und zur See reiste, den ungeheuern Raum von Florida über Cuba und durch das südliche Mexiko, nach Peru gelangt sei. Uns scheint für eine solche Annahme ein bündiger Beweis zu fehlen, auch wenn die genannten Gelehrten sich auf Ueberlieferungen und archäologische Dokumente berufen, welche Brasseur de Bourbourg erwähnt. Dieser ist bekanntlich gar kein kritischer Kopf und nur mit großer Vorsicht zu benutzen. Das ist namentlich der Fall mit seiner Einleitung zum heiligen Buche Centralamerika's, dem Popol Vuh, auf welche Broca großen Werth zu legen scheint. Der Abbé will aus dem verhältnißmäßig neuen Buche, das keinen eigentlich historischen Charakter trägt, ermittelt haben, daß vor der christlichen Zeit das Volk der Nahoas von Cuba, überhaupt von den großen Antillen, nach Mexiko hinübergeschifft und in der Nähe des heutigen Tampico gelandet sei. Von dort sei es gen Süden gezogen, habe an der Terminoslagune Halt gemacht, das alte Reich Xibalba erobert und Ghovel gegründet, das nur drei Leguas von der Höhle liegt, in welcher der obenerwähnte Schädel gefunden wurde. Nach einer Zeit des Gedeihens, deren Dauer wir nicht wissen, wurden diese Nahoas, 174 n. Chr., in Folge einer nationalen Revolution vertrieben und mußten andere Wohnplätze suchen; ein Theil sei über die Landenge von Panama gegangen und habe sich in Peru niedergelassen. „So hat dasselbe Volk, die Nahoas, auf seinen successiven Wanderungen alle Regionen inne gehabt, wo die keilförmige Entstellung des Schädels im Gebrauche war; und hier liegt eine Aufklärung der Anthropologie durch die Geschichte und eine Bestätigung der Anthropologie durch die Geschichte vor."

So sagt Broca. Aber Bourbourg's Angaben lassen Zweifel zu und sind selber unbewiesen; man kann auf sie nichts Sicheres gründen und am allerwenigsten aus ihnen eine ganz zuverlässige Schlußfolgerung ziehen. A.

Ein Ausflug nach Brussa in Bithynien. Besteigung des Olympos.

Von **Karl Remeis.**

Während der Dauer meines Aufenthaltes in Konstantinopel hatte ich oft Gelegenheit, die gewaltigen schneebedeckten Gipfel des Olymps, welche in der durchsichtigen Luft ganz nahe schienen, zu bewundern, und Lust bekommen, einen Ausflug auf diese Höhen und nach dem am Fuße des Olymps gelegenen Brussa zu machen.

Meine drei Reisegefährten und ich nahmen eines jener leichten und eleganten Boote (Kaïken), welche sich bei dem geringen Widerstande, den die Leichtigkeit ihrer Bauart dem Wasser bietet, zwar außerordentlich schnell fortbewegen lassen, aber ebendeshalb auch dem Umschlagen sehr ausgesetzt sind und beim Einsteigen, sowie bei jeder Bewegung der auf dem Boden des Schiffchens sitzenden Passagiere viele Vorsicht erfordern. Schnell führten uns die beiden Ruderer durch das Gewühl von Dampfbooten, Kriegsschiffen und Barken, welche die Fluthen nach allen Richtungen durchschneiden, aus dem goldenen Horn, an der Spitze des Serails vorüber, hinaus in das tiefblaue, spiegelglatte Marmara-Meer. Die Sonne stieg glänzend aus dem Wasser empor und gab uns für den Rückblick die schönste Beleuchtung. Tausende von schlanken Minarets und majestätischen Kuppeln, eine unabsehbare Menge von Palästen, Moscheen und Häusern längs des Meergestades und an Hügeln hingestreckt, deren Spitzen dunkle Cypressen und blühende Gärten krönen, ein weiter Hafen, bedeckt mit Schiffen, Segeln und Masten, in der Ferne die blauen Fluthen des Bosporus und gegenüber das schimmernde Gestade von Scutari — das ist Konstantinopel! Längs der asiatischen Küste ruderten wir an dem großen, über eine halbe Stunde langen Begräbnißplatz von Scutari und an Kadi-Köi — dem ehemaligen Chalcedon — vorüber und näherten uns bald der Gruppe jener reizenden Eilande, welche den Namen Prinzen-Inseln aus der Zeit des byzantinischen Reiches tragen, wo sie häufig als Verbannungsort für Glieder der kaiserlichen Familie dienten.

Deutlich konnten wir auf den beiden größten dieser Inseln, Chalki und Prinkipo, schöne Höhenzüge, anmuthige Thäler, Oelbaumpflanzungen, Klöster und Dörfer wahrnehmen und genossen nochmals das prächtige, wunderbar klare Panorama von Konstantinopel, Scutari und der asiatischen Küste.

Nun wurde auf ein Vorgebirg losgesteuert, und, nachdem wir dieses umschifft, kam in einer Bucht Mudania, ein großes, beinahe im Wasser stehendes Dorf zum Vorschein, wo wir nach kurzer Zeit — im Ganzen nach zehnstündiger Fahrt — landeten.

Wir suchten uns unter einer ziemlich großen Anzahl von Pferden, welche sämmtlich türkische Sättel und zum Schutz vor dem bösen Blick Amulets in Rosenkranzform trugen, die verhältnißmäßig guten aus, luden unser Gepäck auf die Rosinanten der beiden Knechte und setzten uns rasch in Bewegung. Der Weg führt anfangs dem Meere entlang, dann bergan durch Weingärten und Maulbeerpflanzungen bis auf eine Anhöhe, von der sich eine weite, schöne Rundsicht auf ein grünes, in Wellenlinien hinziehendes Thal öffnet, in welchem Waldpartien oder einzelne Bäume in anmuthigen Gruppirungen, bisweilen unterbrochen von Wiesen und Flüssen, hervortreten. Im Hintergrunde, dicht am Abhang des Olymps, dessen Höhenzüge das Thal umrahmen, geben einzelne Häuser, zwischen Bäumen versteckt und terrassenförmig an einander gelehnt, die erste Kunde von Brussa. Ein schneller Ritt brachte uns an gewaltigen Eichen-, Oliven- und an Maulbeerpflanzungen, welche die mächtige Ausdehnung des Seidenbaues erkennen ließen, vorüber, immer das von der Abendsonne vergoldete Brussa vor uns — nach einigen Stunden zu der Furt des Odryses, welche wir, bis an den Kopf der Pferde im Wasser, passirten. Am andern Ufer, in der Nähe einer Hütte und unter riesigen, dichtbelaubten Eichen wurde eine kurze Rast gehalten, der Inwohner der Hütte, der seines Amtes zugleich Straßenwächter und Wirth war, brachte ganz vorzüglichen Kaffee.

Die Straße ist ziemlich belebt: Fußgänger, einzelne Reiter, Frauen, die nach Männerart zu Pferde sitzen, Karawanen und lange Züge von Zigeunern, welche als Taglöhner wandern, schlechte holprige Wagen mit dichtverschleierten Frauen besetzt, dazwischen Heerden von Schafen und Eseln, ziehen in bunter Abwechselung des Weges entlang und lassen auf den

lebhaften Verkehr schließen, welchen Brussa zwischen Syrien und Konstantinopel vermittelt. Da findet man in schlauchartigen Gefäßen Wein, in den klassisch geformten Thonkrügen Oel, in mächtigen Körben und Tragbahren Schnee und Eis von den Höhen des Olymps, und in großen Päcken kostbare Seidenwaaren und Stickereien. Gewöhnlich wird das Gepäck in zwei mächtigen Behältern untergebracht, welche zu beiden Seiten des Pferdes herabhängen, während die Beine des Reiters beinahe einen rechten Winkel am Halse des Pferdes bilden, ohne daß diese Art zu reiten die Sicherheit und Schnelligkeit zu beeinträchtigen scheint. —

In der Nähe von Brussa ziehen sich die steinigen Wege zwischen großen Hecken hin, welche schöne, mit zahlreichen Schaf- und Büffelheerden belebte Wiesenflächen umschließen. Als wir nach fünfstündigem Ritt in Brussa einzogen, war es dunkel geworden, und wir hatten alle Mühe in den unbeleuchteten, schlechtgepflasterten Straßen ohne Unfall das „Hôtel de l'Olympe" zu erreichen, wo wir gastliche Aufnahme und guten Brussaer Wein fanden.

In aller Frühe traten wir unsern Gang durch die Stadt an, stiegen in den obern Theil derselben hinauf und genossen von einer schattigen, mit dem schönsten Blumenflor bedeckten Anhöhe (Tophane) ein reizendes Panorama. Zwischen dem mächtigen Olymp und einer blauen Bergeskette, in einem anmuthigen, lieblichen Thal, in glänzendem, durch üppige Weinpflanzungen, dunkle Cypressen und helle Oliven schön nüancirtem Grün, liegt Brussa wie in einem weiten, blühenden Garten. Die Stadt ist mit ihren 8000 Häusern und 500 Minarets amphitheatralisch an den nördlichen Abhängen des Olymps hingebaut und erstreckt sich in weiter Ausdehnung in das Thal hinab. Zwischen den rothen Dächern ragen die massigen Kuppeln der 120 Moscheen und die stattlichen Gebäude der 4 griechischen Kirchen hervor, und darunter mischen sich gewaltige Ueberreste von Mauern und Thürmen, an denen Epheu und Weinreben in reichem Gewinde hinaufranken. Man erkennt noch ziemlich deutlich die Lage der aus den Zeiten der Erbauung der Stadt herstammenden Mauern und einzelner Thore und findet Spuren einer großen, die Stadt beherrschenden Citadelle.

Brussa, oder wie es im Alterthume hieß, Prusa, soll, wie es heißt, auf Anrathen Hannibals, welcher bei dem Könige Prusias dem Zweiten von Bithynien Aufnahme fand, erbaut und nach diesem letzten benannt worden sein. Unter der Römerherrschaft wurde die Stadt durch ihre Schwefelbäder und anmuthige Lage bekannt und geschätzt, und war längere Zeit Aufenthaltsort des Plinius.

Von 1326 bis 1361 befand sich die Residenz der 6 ersten osmanischen Sultane, deren Grabmäler noch zu sehen sind, in Brussa, welches so eine Wiege des türkischen Reiches wurde, von der aus blutige Eroberungszüge nach allen Seiten hin unternommen wurden.

In neuerer Zeit diente es als Verbannungsort für Abd-el-Kader und erlangte eine traurige Berühmtheit durch das große Erdbeben im Jahre 1856, dessen Spuren noch jetzt überall an halbzerfallenen Moscheen, geborstenen Häusern und Erdrissen wahrnehmbar sind. Insbesondere in der obern Stadt sieht man schreckliche Verwüstungen; stellenweise kann man nicht ohne Mühe in dem Steingerölle, welches den Boden bedeckt, vorwärts kommen. Dagegen wird auch an dem Wiederaufbau, namentlich von Moscheen, rüstig gearbeitet und einzelne derselben, wie die Ulu Dschami-Moschee und das Grabmal Osmans des Ersten, sind ebenso großartig als geschmackvoll wieder hergestellt. Auch in den Bazaren wird noch an einzelnen Stellen gebaut, während in dem größten Theile derselben die Reparatur vollendet ist und große Thätigkeit und Rührigkeit herrscht. Wir fanden dort prachtvolle und bedeutend wohlfeilere Stickereien und Seidenwaaren als in dem Bezestan von Konstantinopel; für 250 bis 300 Piaster konnte man äußerst geschmackvolle, reich mit Gold gestickte Teppiche und Vorhänge haben und in den fabrikartigen Stickereien minderte sich der Preis noch um etwa 50 Piaster. Dabei sind die Verkäufer weder so zudringlich wie in den Bazaren der Hauptstadt, noch fordern sie für ihre Waare auf eine so unverschämte Weise. Ich wandte mich an einen Waffenhändler, dessen Lager eine reiche Auswahl eingelegter Gewehre, reichgeschmückter Yatagans und persischer Säbel bot, mit der Frage nach dem Preise eines ziemlich unscheinbaren Dolches. Als ich auf das Gebot von 100 Frcs. ihm die Unverhältnißmäßigkeit der Forderung verständlich machte, schnitt er zur Probe mit der ächten Damascenerklinge einen Nagel durch, ohne daß die Schneide den geringsten Schaden nahm.

Die Stadt selbst, welche von der Ferne oder von Oben herab einen so freundlichen und großartigen Anblick bietet, besteht im Innern, gleich allen orientalischen Städten aus einem Labyrinthe schlechtgebauter Häuser von Lehm und Holz und krummer, winkliger Straßen, in deren Mitte der Rinnstein länft, und deren Pflaster von großen unregelmäßigen und eckigen Steinen gebildet wird. Dagegen herrscht in Brussa größere Reinlichkeit als in anderen Städten des Orients und alle Straßen sind benannt, auch die Häuser numerirt, während in der Hauptstadt des türkischen Reiches diese Einrichtung noch nicht getroffen ist.

Außerhalb der Stadt, inmitten gewaltiger Mauerreste, liegt das weite Leichenfeld, welches mit prächtigen, bedeutend größeren Cypressen bedeckt ist, als die berühmte Todtenstadt in Scutari aufzuweisen hat. Die marmornen Grabsteine sind nach der schönen türkischen Sitte ganz einfach und gleichförmig und tragen einen Turban oder eine Muschel oder ein Blatt an der Spitze, — das bekannte Unterscheidungszeichen, ob der Stein das Grab eines Mannes oder einer Frau deckt. Die Denkmale, deren Inschrift ich mir übersetzen ließ, enthielten außer dem Namen des Verstorbenen Sprüche aus dem Koran oder die Bitte um ein Gebet; viele darunter weisen mit rührenden Worten auf die Schreckniſse des Erdbebens hin.

In der Nähe des Todtenfeldes liegt das berühmte Kaffeehaus Burarbaschi, ein äußerst liebliches Plätzchen zwischen Felsen und schattigen Bäumen mit einer reizenden Aussicht auf das Thal und einen Theil der Stadt. Ein sprudelnder Quell, der aus einem nahen Felsen springt, ist in einem Marmorbecken eingefaßt und rings um das kühlende Wasser auf Divans hingelagert, das Nargileh (Wasserpfeife) vor sich, trafen wir eine große Gesellschaft, die mit ernster Aufmerksamkeit einem mit Wort, Blick und Geberde beredten Märchenerzähler zuhörte.

Um die Sonne auf dem Gipfel des Olymps (Keschisch-Dagh der Türken) aufgehen zu sehen, verließen wir gegen Abend Brussa, kamen erst durch ein kleines, an Cypressen reiches Thal und ritten bald auf steinigen und steilen Wegen den schroff ansteigenden Berg hinan, bis wir nach anderthalb Stunden auf ein ziemlich großes, von riesigen Eichen und Buchen bedecktes Plateau gelangten. Der Pfad führt nun im Zickzack von der Bergeswand empor und stellenweise ganz hart am Abgrunde hin, so daß wir erst allmälig unsere Blicke an die schwindelnde Tiefe gewöhnen und hinreichendes Vertrauen in den sichern Gang unserer Pferde gewinnen konnten. Bald beginnt die Region der Tannen und Fichten und die Scenerie wird immer wilder und großartiger: tiefe, dunkle Abhänge und Thäler wechseln mit wilden Felsen und steilen Gebirgswänden, und vor uns erhebt sich in gigantischen Formen mit seinen weißen Flächen der mächtige Gipfel.

Auf einer mit ungeheuren Felsblöcken übersäeten Hochebene, welche wir nach drei Stunden erreichten, wurde Halt gemacht und den müden Gliedern unter dem tiefblauen, sternfunkelnden Himmel, in der milden, kühlenden Luft eine sehr erwünschte Rast vergönnt. Den Rest des Weges legten wir zu Fuß zurück und gelangten auf die Höhe nach zweistündigem, mühsamen Klettern und Steigen, welches namentlich bei Ueberwindung des letzten

Abhanges durch den schmalen und mit Steinen bedeckten Pfad sehr erschwert wird.

Endlich war der höchste Punkt erreicht, und der Anblick, welcher sich darbot, entschädigte reichlich für alle Mühe. Eine majestätische Ruhe lagert auf dem weiten Schneefeld, eine glänzende Helle ist durch die aufgehende Sonne über das Land ergossen, dessen einzelne Erscheinungen und Farben sich in der klaren Atmosphäre überraschend schön abheben. Das ferne tiefblaue Meer und das anmuthige grüne Thal mit seinen Flüssen und Gehölzen bildet einen herrlichen Kontrast zu der wilden, zerklüfteten Gebirgslandschaft. Landeinwärts erhebt sich die kolossale Kette des Damangebirges, dessen Ausläufer der Olymp ist, und riesige Massen und Höhenzüge wechseln mit waldigen Ebenen, während vor uns sich das fruchtbare Thal, durch welches wir unsern Weg genommen, mit seinen schönen Wiesenflächen und dunklen Waldpartien ausbreitet.

Westlich dehnt sich das Land ziemlich einförmig und kahl mit einzelnen Erhebungen bis zur trojanischen Ebene hin, welche die mit duftigem, goldenem Lichte überströmten Höhenzüge des Ida abschließen.

Das Meer in seinem tausendfachen Glitzern und Blitzen, die Prinzeninseln und die europäische Küste umrahmen die Landschaft, deren Schönheit durch den Wechsel der Töne und Formen ungemein erhöht wird.

Dabei unterbricht kein Laut die stille Einsamkeit, und wie hier oben die schneebedeckten Berge, so machen auch die städtelosen Thäler und der glatte Ocean den Eindruck einer unbeweglichen, wunderbaren Ruhe. — Von Konstantinopel konnten wir trotz der durchsichtigen Luft und ungeachtet aller Forschungen auch mit dem Fernrohr keine Spur finden, und auch Brussa blieb durch vorspringende Abhänge des Gebirges völlig verdeckt*). —

Das Abwärtssteigen war mit mannigfachen Schwierigkeiten verbunden und wir befanden uns sehr oft in Gefahr, auf den schmalen, abschüssigen Pfaden zu straucheln und zu stürzen.

Nachdem wir unsere Pferde wieder bestiegen hatten, ging es verhältnißmäßig rasch bergunter; bald sahen wir tief und gerade unter uns in die Straßen und auf die Kuppeln und Dächer Brussa's hinab, welches nach den verschiedenen Windungen des Weges in immer größeren und klareren Dimensionen auftauchte. Bevor wir in die Stadt gelangten, besuchten wir die prächtig gelegenen warmen Mineralbäder von Jani- und Eski-Kaplidscha**), zu deren Gebrauch sich viele türkische Standespersonen aus allen Theilen des Reiches eingefunden hatten. Dieses war denn auch der Grund, daß wir die besser eingerichteten Badeanstalten nicht zu sehen bekamen; soviel wir wahrnehmen konnten, lassen aber die Einrichtungen an Zweckmäßigkeit und Comfort außerordentlich viel zu wünschen übrig.

Ein schönes Beispiel ächt türkischer Wirthschaft fiel uns auch gleich bei den ersten Schritten in Brussa in die Augen: In der vergangenen Nacht hatte ein Brand ungefähr 10 Häuser zerstört; obwohl aber der Schutt und die Balken theilweise noch in Gluth waren und der geringste Windstoß den benachbarten Häusern Gefahr bringen mußte, kümmerte sich doch Niemand mehr um die Brandstätte, mit Ausnahme einiger alten Türken, welche mit ernstem Gleichmuth und mit der Pfeife im Munde ihr verbranntes Eigenthum betrachteten. Wie unsere Begleiter erzählten, gibt es in Brussa keine anderen Löschanstalten als kleine, tragbare Handspritzen, welche im Besitz der Wasserträger sind und deren Anwendung erkauft werden muß, so daß, wenn man nicht handelseins wird, die einzig mögliche Hilfeleistung unterbleibt.

Gegen Mittag langten wir in unserm Absteigquartier an, stärkten uns durch ein gediegenes Mahl und hielten dann die wohlverdiente Siesta.

Gegen Abend wurde der Rückweg angetreten, der uns fortwährend über Hügel und durch ein kleines Dorf führte, dessen freundliche, theilweise von Steinen gebaute Häuser den Eindruck einer im Orient überraschenden Reinlichkeit machten. Als wir um eine Bergesecke bogen, breitete sich vor uns das Meer und die weite Bucht aus, in der Mudania liegt, und ein Blick rückwärts zeigte uns noch einmal Brussa in goldigster Abendbeleuchtung und die Höhenzüge des Olymps in einem Glühen, wie ich es nie schöner in den Alpen der Schweiz gesehen habe. Wir erreichten Mudania um Mitternacht und fanden in der dortigen Anhaltsstation eine bunte Menge von Reisenden, welche auf das um 4 Uhr Morgens ankommende Dampfboot warteten. Mit vieler Mühe erhielten wir ein Zimmer, allein kaum hatten wir es uns bequem gemacht und trotz des steten Schreiens und Lärmens zu schlafen versucht, so ertönte die Schiffsglocke und rief uns schleunig an Bord. Unter vielem Stolpern über die aus Kisten und Kästen improvisirten Schlafstellen und über herumliegende, ballenartige Gegenstände, aus denen sich unter Fluchen Gestalten entpuppten, suchten wir uns möglichst bequeme Plätze aus und hielten Rundschau über das Deck, welches in der That einen äußerst malerischen Anblick bot.

Da sitzt ein türkischer Händler mit großen Körben voll duftender Rosen, nebenan lagert in malerischen Gruppirungen ein Trupp Tscherkessen, wilde, stattliche Gestalten mit Dolch, Pistolen und Gewehr bewaffnet, weiterhin ist ein Grieche in kleidsamer Nationaltracht mit einem von Schaffellen umhüllten Bulgaren in Streit gerathen und droht mit dem Messer, während ein alter Türke mit grauem Barte zu vermitteln sucht, und im vordern Theil des Schiffes kauert eine große Anzahl Frauen am Boden nieder, in Teppichen und Decken bis an die schwarzen Augen verhüllt, welche häufig nach den Männern blinzeln; strenge Abschließung ist auf dem Deck eines Dampfers unmöglich. Der größte, aus Türken bestehende Theil der Passagiere verrichtete mit vielem Ceremoniel das Morgengebet und schien sich mit der größten Inbrunst der Andachtsübung hinzugeben. Doch scheint auch hier das starre Festhalten an den Vorschriften des Koran verschwunden zu sein; denn als wir in Folge einer Wette einigen ehrwürdigen Türken ein Paar Flaschen Wein anboten, sahen wir, daß sie deren Inhalt, allerdings an einem etwas entfernteren Punkte des Schiffes, mit Wohlbehagen zu sich nahmen.

Der Dampfer war viel zu klein für die Menge der Reisenden und Waaren und wurde nach und nach dergestalt überfüllt, daß nur eine gleichmäßige Vertheilung der Passagiere und ein fortwährendes Herüber- und Hinüberkommandiren dieses lebendigen Ballastes das Gleichgewicht erhalten konnte. Das Schiff befand sich offenbar in den letzten Stadien seiner Existenz, die Maschine war in einem entsprechenden Zustande und zum Ueberfluß stellte sich bei näherem Nachforschen, als einzelne bedenkliche Erscheinungen vorkamen, noch heraus, daß der Maschinist schlief! Nachdem das Schiff wieder in richtigem Gang war, bewegten sich zwei, mit einem über die Breite des Decks reichenden Strick verbundene Männer langsam vorwärts und sammelten mit der genauesten Gründlichkeit die Fahrbillets ein. Jeder einzelne Passagier wird unerbittlich durch das Sieb gezogen und muß entweder sich über den Besitz einer Karte ausweisen oder den Fahrpreis nachzahlen. Beides war indeß bei einzelnen Indivi-

*) Das Panorama ist in der That sehr ausgedehnt. Man überblickt nach Norden hin das Marmarameer mit den Buchten von Mudania und Ismid, sieht Konstantinopel und das Schwarze Meer; an einer andern Stelle fällt das Auge auf die Seen von Isnik und Yenischehr und kann den Lauf des Sangarius verfolgen. Im Westen liegen die Seen von Apollonia Der Lauf des Rhyndacus und der See von Miletopolis, auch sieht man in dieser Richtung die Halbinsel von Cyzicus und die Landschaft Troas, und nach Süden und Osten hin dehnen sich die Ebenen von Mysien und Bithynien aus.

**) Sie liegen eine kleine Stunde weit von Brussa entfernt. Die Zahl der Schwefelquellen beträgt im Ganzen sieben; sie haben 70° C. Wärme.

duen, welche sich unentgeltliche Fahrt verschaffen wollten, ein Ding der Unmöglichkeit; doch auch hier wußten sich die Einsammler zu helfen: mit raschem Blicke hatten sie das, was der Betreffende an Geldeswerth an sich trug, erkannt, und ihn schleunigst durch Abnahme von Ringen, Waffen oder entbehrlicher Kleidungsstücke gepfändet, ohne besondere Rücksicht darauf zu nehmen, ob der Werth der Gegenstände den Betrag des Preises übersteige. Nur an einem alten Türken war trotz der spähenden Blicke auch nicht das mindeste Werthähnliche zu finden und seine Versicherungen, daß er gar nichts besitze, fanden in dem Augenschein sofortige Bestätigung. Damit aber auch hier die Nemesis obwalte, wurde der blinde Passagier in den Kohlenraum verwiesen, wohin er nach vielem Protestiren, endlich in das Unvermeidliche mit Entschlossenheit sich fügend, mit Würde wanderte.

Als wir uns Konstantinopel näherten, banden einige Kawasse einen Trupp junger, martialisch aussehender Bursche mit Händen und Füßen an einander, wobei diese offenbar in bestem Humor jubelten und schrieen. Auf eingezogene Erkundigung erfuhren wir, daß die so Verknüpften Rekruten seien, deren Ausreißen in den Straßen von Konstantinopel man durch diese gelinde Weise unmöglich machen wolle.

An der Brücke von Galata konnten wir wegen der großen Anzahl der dort liegenden Dampfer nicht landen und mußten in eines der vielen Boote springen, die sich sofort um unser Schiff drängten. Unglücklicherweise hatte das Boot einen Leck, durch welchen bei der zu großen Anzahl der Passagiere das Wasser unaufhaltsam eindrang, so daß wir zwar noch rechtzeitig vor dem Versinken, jedoch stark durchnäßt, das Ufer erreichten.

Die Wanderung der fünf nasamonischen Jünglinge zur Aufsuchung der Nilquellen.

Wir nehmen den „Vater der Geschichte" nie ohne inniges Vergnügen zur Hand. Wie einfach und klar erzählt dieser alte Herodot, wie geschmackvoll stellt er dar, und wie sinnig und wahrheitsgetreu ist er in seinen Bemerkungen! Jüngst lasen wir wieder einmal nach was er (im zweiten Buche, von Kapitel 28 an) über den Nil sagt. Er fragte in Aegypten über die Nilquellen nach, „aber, sagt er, Keiner von denen, mit welchen ich darüber sprach, gleichviel ob er Aegypter, Libyer oder Grieche war, wollte etwas Sicheres wissen". Dann gerieth er in Sais an einen Tempelschreiber, der ihm allerlei Mährchen aufbinden wollte; aber der Mann aus Halikarnassus ließ sich nicht zum Besten haben; er betont nämlich, daß es ihm geschienen habe, als ob jener Schreiber Scherz getrieben, indem er behauptete es zu wissen. Plump genug war der Scherz. Zwischen Syene (Assuan) und Elephantine lägen zwei Berge, Krophi und Mosi, beide mit spitzem Gipfel. Mitten zwischen diesen kömmt der Nil aus unergründlicher Tiefe hervor; die eine Hälfte des Wassers strömt in der Richtung nach Aegypten, also gegen Norden hin, die andere seitwärts gen Aethiopien. König Psammetich hätte, um die Tiefe der Quellen zu ergründen, ein Tau von vielen tausend Klaftern Länge flechten lassen, und doch sei man mit demselben nicht auf den Grund gekommen.

Herodot bemerkt weiter, daß man den Nil stromaufwärts bis Meroë kenne, „bis zu einer Reise von vier Monaten zu Wasser und zu Land, abgesehen von seinem Lauf in Aegypten. Es fließt aber der Nil vom Abend und Sonnenuntergang her; wie es von da an weiter geht, kann Niemand mit Gewißheit angeben; denn es ist dieses Land eine Wüste in Folge der Hitze".

Das also waren die Vorstellungen im 5. Jahrhundert vor Christus. Dann erzählt Herodot in seiner schmucklosen Weise die Geschichte von den Nasamonen, welche wir um so lieber mittheilen, weil wir über diesen vielbesprochenen Gegenstand in der jüngsten Zeit eine Erklärung erhalten haben, die uns von Belang scheint.

Folgendes, sagt Herodot, hörte ich von griechischen Männern aus Cyrene, welche vorgaben, zu dem Orakel des Jupiter Ammon (— in der heutigen Oase Siwah, westlich von Aegypten —) gekommen zu sein, und ein Gespräch mit Etearchos, dem Könige der Ammonier, gehabt zu haben. Nach manchen anderen Gesprächen sei die Rede auch auf den Nil gekommen, und daß Niemand dessen Quellen kennt. Etearchos versicherte, es seien einmal Männer vom Stamme der Nasamonen bei ihm gewesen; diese sind ein libysches Volk, das an der Syrte (— Golf von Sidra im Tripolitanischen —) und dem ostwärts von der Syrte gelegenen Land in keiner großen Entfernung wohnt. Diese Nasamonen also seien zu ihm gekommen und hätten auf die Frage: ob sie etwas Näheres von den Wüsten Libyens wüßten, Folgendes erzählt. Angesehene Männer bei ihnen hätten recht ausgelassene Söhne gehabt, welche auf allerlei unnütze Dinge verfielen. So hätten sie fünf von ihnen durch das Loos erwählt, welche die Wüsten Libyens besichtigen und zusehen sollten, ob sie nicht etwas mehr zu sehen bekämen als die, welche die entferntesten Gegenden je besehen hätten.

An dem Theil von Libyen nämlich, der am nördlichen (mittelländischen) Meere liegt, von Aegypten angefangen bis zu dem Vorgebirge Soloeis (Kap Spartel an der Straße von Gibraltar), wo Libyen endet, wohnen auf der ganzen Küstenstrecke Libyer in vielen Völkern. Aber über dem Meere und der am Meere sich hinziehenden Niederung, oberhalb (landeinwärts) derselben, ist Libyen voll von wilden Thieren; und oberhalb dieses Landstriches ist nur Sand und eine völlig wasserlose, von Allem entblößte Wüste. Die Jünglinge nun, wohl versehen mit Wasser und Lebensmitteln, zogen zuerst durch das bewohnte Land und kamen, nachdem sie dasselbe durchschritten, in das Land der wilden Thiere. Aus diesem zogen zogen sie dann durch die Wüste, indem sie ihren Weg in westlicher Richtung nahmen. Und als sie viel sandiges Land durchzogen hatten und in vielen Tagen, erblickten sie mit einem Male wieder Bäume, welche in der Ebene wuchsen. Da traten sie herzu und pflückten von der auf den Bäumen befindlichen Frucht. Als sie aber pflückten, kamen kleine Männer herbei, die nicht einmal von mittler Größe waren, packten sie und schleppten sie weg. Es verstanden aber weder die Nasamonen deren Sprache, noch die, welche jene wegschleppten, die der Nasamonen. Diese wurden dann durch große Sümpfe geführt, und als sie durch dieselben waren, gelangten sie in eine Stadt, deren Bewohner aber an Größe den Führern gleich waren, und schwarz von Farbe. Längs der Stadt floß ein großer Strom, vom Abend nach Sonnenaufgang zu, und in demselben waren Krokodile zu sehen.

In soweit also wäre die Erzählung des Ammoniers Etearchus von mir angegeben; nun fügte er noch hinzu, es wären die Nasamonen zurückgekehrt, wie die Cyrenäer behaupten, und diejenigen, zu welchen jene gekommen, wären lauter Zauberer gewesen. In dem Flusse nun, welcher an jener Stadt vorbeifließt, glaubte auch Etearchus den Nil zu erkennen, und erscheint dies auch ganz vernünftig ꝛc. So weit Herodots Erzählung.

Nun hat man über diese Reise der Nasamonen zu den Schwarzen vielfache Vermuthungen aufgestellt, die zum Theil in's Blaue hineinlaufen. Daß der große Fluß im Innern nicht der Nil Aegyp-

tens sein konnte, war freilich klar; er liegt östlich von der Syrte und dem Lande der Nasamonen, diese gingen aber westlich („*τὴν ὁδὸν ποιευμένους πρὸς ξέφυρον ἄνεμον*"). Man meinte nun, sie seien an den Niger gekommen, selbst Karl Ritter (Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen. Berlin 1861, S. 56, glaubt, es „könne wohl kein anderer als der Niger gemeint sein".

Aber diese Ansicht hat etwas Abenteuerliches. Die Nasamonen hätten in einer Zeit, da man in Afrika noch kein Kameel als Karawanenthier hatte, die ungeheure Strecke vom 35. bis zum 15° östl. Länge von Ferro zurücklegen müssen, in südwestlicher Richtung, vom 32. bis zum 17° nördl. Br. und noch dazu auf weiten Umwegen, da auch heute in gerader südwestlicher Richtung noch kein direkter Karawanenweg zwischen der Oase Fessan und Timbuktu vorhanden ist.

Man machte sich die Erklärung leicht. Da man weiß, daß Timbuktu am Niger liegt, so mußte die von Schwarzen bewohnte Stadt ohne Weiteres Timbuktu sein. An dieses „denkt" auch Bähr in seiner Uebersetzung Herodots (Stuttgart 1862, Enterpe, Anmerkung zu Kap. 32, S. 46). Aber er vergißt, daß 500 Jahre vor Chr. an diese Stadt gar nicht „gedacht" werden konnte; denn „gegen das Ende des 5. Jahrhunderts der Hedschra (also gegen Ende des 11. Jahrhunderts nach Christus) wurde Timbuktu oder Tumbutu von den Imoschahr (Tuáreg) gegründet, von den Stämmen der Idenān und der Imedidderen, nachdem es eine Zeitlang gelegentlich ihr Lagerplatz gewesen war". Heinrich Barth, Reise in Afrika, Bd. IV, S. 607.

Damit ist diese Timbuktu-Hypothese wohl ein für allemal abgethan. Bei den Früchten, welche die Nasamonen abpflückten, dachte man an den sogenannten Butterbaum, der in Senegambien und am Niger allerdings vorkommt. Aber es war noch viel einfacher, an Datteln zu denken, die bekanntlich in fast allen Oasen wachsen.

Nun fragt sich aber: wohin sind die Nasamonen gekommen; wo liegen die Sümpfe, wo ist der Fluß mit den Krokodilen? Darauf hat neulich Vivien de St. Martin Antwort gegeben. (Le Nord de l'Afrique dans l'antiquité grecque et romaine etc. Paris 1863, S. 17 ꝛc.) Seine Bemerkungen sind im Wesentlichen Folgende.

„Der Reiseweg der Nasamonen läßt sich auf der Karte im Allgemeinen recht gut verfolgen. Sie zogen von der Küste der östlichen Syrte aus, hatten also die nördlichen Theile von Fessan vor Augen, welche schon zur Zone der wilden Thiere gehören, und gingen in südwestlicher Richtung. In dieser mußten sie an den Eingang der eigentlichen Wüste kommen, was etwas südlich von Ghadames der Fall gewesen ist. Von dort ab gehen sie dann, wie es im Herodot ausdrücklich heißt: gerade nach Westen. Die afrikanischen Nomaden wissen sich vortrefflich nach den Himmelsgegenden zu orientiren. Die Genauigkeit dieser Angaben kann also nicht bezweifelt werden. Demgemäß befanden sich die Nasamonen nun in der Region, welche wir heute als die algierische Sahara bezeichnen, in einer Gegend der Wüste, wo diese, im Süden des centralen Atlas, viele Oasen hat, deren Grenzen nach Süden hin in die Wüsten sich verlaufen. Das Abenteuer, welches die Wanderer an den Palmenbäumen und mit den kleinen schwarzen Leuten zu bestehen hatten, fand unzweifelhaft in einer der großen Oasen statt, und zwar in Wargla.

Zwischen der Westgrenze von Fessan und der Oase Wargla beträgt die Entfernung, auf der Reise durch die Wüste, mindestens 120 Lieues. Damit rechtfertigen sich die Bezeichnungen „viel sandiges Land und in vielen Tagen". In Wargla findet man auch heute noch nicht nur große Sümpfe, die überhaupt in vielen Vertiefungen der Sahara vorkommen, sondern auch eine Stadt und jene von Wargla rühmt sich (wie Daumas in seinem Werke Le Sahara algérien, Paris 1845, S. 75 bemerkt) die allerälteste Stadt in der Wüste zu sein. Man findet aber dort auch den großen Fluß, welcher von Westen nach Osten läuft. Der Wadi von Wargla hat das ganze Jahr hindurch Wasser und ist in der Zeit, in welcher die Winterregen ihm das Wasser einer großen Menge von Zuflüssen zuführen, sehr breit, er ist überhaupt einer der bedeutendsten in jener Region Afrika's. Krokodile sind freilich jetzt nicht mehr in ihnen vorhanden, aber diese Thiere sind auch aus anderen afrikanischen Gewässern im Fortgange der Zeit verschwunden, z. B. aus einem See im mauretanischen Atlas, in welchem sie im Alterthum, nach einer Aussage des Königs Juba, gefunden wurden.

Auch die kleinen schwarzen Leute treffen zu, in vielen Oasen und namentlich in Wargla. Bei den Berbern sind schwarze Sklaven häufig; man findet viele Mischlinge, aber in manchen Bezirken und Oertlichkeiten wohnen seit undenklichen Zeiten Schwarze; man weiß nicht, wann sie aus dem Süden gekommen sind. (— Man nimmt übrigens auch an, daß die Oasen alle, bis an den Fuß des Atlas ursprünglich eine schwarze Bevölkerung gehabt haben, und daß die Berbern erst nach diesen gekommen seien. —) Die „Zauberer" können um so weniger auffallen, da der Glaube, daß die Schwarzen zaubern können, auch heute noch im Schwange geht". —

Demgemäß wären also die fünf nasamonischen Jünglinge nicht an den Niger gekommen, sondern bis in die Oase Wargla. Uns will bedünken, daß die letztere Annahme mehr Wahrscheinlichkeit habe, als die erstere, welche bisher in allgemeiner Geltung gestanden. A.

Ueber die Fidschi-Inseln in der Südsee.

Lage des Archipelagus. — Klima. — Vulkane. — Fruchtbarkeit. Oelpflanzen. — Die Sagopalme von Seemann entdeckt. — Handelsgewächse; Muskatnuß. — Brodpflanze. — Eßbare Wurzeln. — Bananen. — Nationalgetränk. Yakona. — Die geographische Verbreitung der Kokospalme. — Eine ethnologische Bemerkung.

Dieser Archipelagus gehört in mehrfacher Beziehung zu den interessantesten Haselungen im großen Weltmeer; auch wird er sehr häufig von Schiffen besucht, unterhält beträchtlichen Handelsverkehr, hat mehrere hundert europäische Ansiedler und eine Anzahl von Missionären. Seine in ethnologischer Beziehung sehr merkwürdigen Bewohner, über welche wir ein anderes Mal reden, sind bis auf unsre Tage herab Kannibalen der ärgsten Art gewesen, aber es ist den Bemühungen der Europäer gelungen, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen und die Dinge bessern sich.

Im Jahre 1859 bot der Oberhäuptling des Archipelagus, der König von Ban, der englischen Krone die Souveränetät an, und die gesetzgebende Versammlung von Neusüdwales befürwortete dringend die Annahme. Seltsamer Weise lehnte die britische Regierung ab, schickte aber Bevollmächtigte nach den Inseln, um über die Verhältnisse derselben genaue Erkundigungen einzuziehen. Unser Landsmann Berthold Seemann schloß sich der Expedition an, und als Frucht seiner Bemühungen liegt uns ein inhaltreiches Werk vor (Viti: an account of a government

mission to the Vitian or Fijian Islands in the years 1860 bis 1861), das schon zu Ende des vorigen Jahres erschien; wir waren aber erst jetzt in der Lage, es durchzulesen. Seemann ist bekanntlich ein ausgezeichneter Botaniker; wir wollen deshalb besondere Rücksicht auf die Kapitel nehmen, in welchen er die Pflanzenwelt behandelt.

Die Fidschi-Inseln liegen etwa in der Mitte zwischen den Tonga-(Freundschafts-)Inseln und der französischen Besitzung Neu-Caledonia, und haben zusammen einen Flächeninhalt wie Wales, also etwa 350 deutsche Geviertmeilen, oder zehnmal so viel wie die Jonischen Inseln. Die Zahl der Eilande übersteigt 230; die größten sind Viti-Levu, Kadavu, Vanua-Levu und Taviuni. Das Klima des Archipelagus (zwischen 19° 47′ und 15° 47′ südl. Br. 180° 8′ westl. und 176° 50′ östl. L. v. Gr.) ist tropisch, aber die Hitze wird im Winter durch den Südost-, im Sommer durch den Nordost-Passat gemildert; die Mitteltemperatur kann auf etwa 80° F. (21⅓° oder 26⅔° C.) angenommen werden; manchmal steigt jedoch die Hitze auf 121° F. (39⅝° R. oder 49⅘° C.). Aber die Inseln sind fast frei vom Fieber, das auf den Samoa-Inseln (den Navigatoren) so gefährlich ist. Dyssenterie kommt bei Europäern und Eingebornen vor; die letztern behaupten, daß sie erst nach Ankunft der Europäer bei ihnen aufgetreten sei und bezeichnen sie deshalb als „des weißen Mannes Krankheit".

Thätige Vulkane sind jetzt nicht mehr vorhanden, wohl aber zeigen die höchsten Berge (bis 4,000 F. üb. dem Meere) erloschene Krater; warme Quellen sind häufig vorhanden, Erdbeben nicht ganz selten, und vor einigen Jahren erhob sich zwischen den Fidschi- und den Tonga-Inseln ein Eiland aus der See, während Massen von Bimsstein an die Südküste von Kadavu und Viti Levu getrieben wurden.

Der Boden ist außerordentlich fruchtbar. Die Eingebornen haben Ueberfluß an Nahrungsmitteln und können trotzdem einen reichlichen Ueberschuß, namentlich an Kokosnüssen abgeben; sobald der Anbau unter europäischer Leitung eine größere Ausdehnung gewinnt, werden sie auch Zucker, Tabak, Kaffee, Tamarinde und Baumwolle in nicht unbeträchtlicher Menge in den Handel liefern. Das Zuckerrohr wächst in verschiedenen Gegenden wild und eine purpurfarbige Varietät, von 16 F. Höhe, wird stellenweis von den Eingebornen angebaut. Man deckt mit den Blättern des Zuckerrohrs oder des Pandanus odoratissimus die Dächer der Hütten. Für den Kaffeebau eignet sich das Land vortrefflich. Der Samen des Dilo (Calophyllum inophyllum; im östlichen Polynesien Tamanu, in Indien Kaschumpa genannt) liefert das Bitteröl oder Woodel, wie es im indischen Handel genannt wird; es ist auch ein vortreffliches Mittel gegen Rheumatismus, Gliederschmerzen und Quetschungen. Die Tonne von diesem Oel wird in England mit 90 Pfd. Sterling bezahlt. Der Dilo wird 60 Fuß hoch, gewährt dichten Schatten und sieht mit seinen vielen weißen Blüthen sehr hübsch aus. Das aus dem Stamm ausschwitzende Harz, das im Handel als Tacamahaca vorkommt, wird von den Tahitiern als Wohlgeruch benutzt; das Holz eignet sich zur Verfertigung von Möbeln und zum Schiffsbau.

Eine wichtige Oelpflanze ist auch die Kerzennuß, Aleurites triloba; das Oel ist vortrefflich und steht an Güte jenem aus Sesam oder Raps nicht nach. Die Crotonöl-Pflanze ist von den Tonga-Inseln her eingeführt worden und wird zu Einzäunungen benützt. Gegenwärtig ist die Ausbeutung dieser und anderer Oelpflanzen noch gering, wird aber mit der Zeit von Bedeutung werden. Nur allein das Oel der Kokosnuß-Pflanze (Cocos nucifera *L.*) wird schon seit längerer Zeit ausgeführt. Die wesleyanischen Missionäre lassen sich von den Eingebornen die Kirchenabgaben in Kokosöl bezahlen und machen dabei ein gutes Geschäft; doch übersteigt die ganze Ausfuhr noch nicht 300 Tonnen. Die Kokospalme kommt in mehreren Varietäten vor; eine derselben hat Nüsse, die nicht größer als ein Puterei sind, aber mehr als einhundert solcher kleinen Nüsse sind an jedem Büschel. Merkwürdig bleibt, daß hier manche Kokospalmen einen getheilten Stamm haben, indem sie Aeste bilden; auch auf den Samoa-Inseln hat man dergleichen bemerkt. Es versteht sich, daß auch auf den Fidschi-Eilanden die Kokospalme in vielfacher Weise benützt wird. Stärke wird aus vier verschiedenen Pflanzen gewonnen, namentlich aus zwei Arten von Arrowroot, welche man beide als Yabia bezeichnet.

Die Niu soria oder Sougo (Sagus vitiensis *Wendl.*) ist eine ächte Sagopalme; sie wurde erst von Seemann und Pritchard in sumpfigen Gegenden auf Viti Levu, Vanua Levu und Ovalau entdeckt, und bildet dort Haine in einer Ausdehnung von mehreren englischen Meilen. Bei den Eingebornen von Ovalau heißt sie Niu soria, bei denen auf Viti Levu Sougo. Dieser Name erinnert an Sago oder Sagu, womit man auf anderen, von Papuastämmen bewohnten Inseln einige Arten von Sagus bezeichnet. Die Entdeckung dieser Palme auf den Fidschi-Inseln ist ethnologisch und commerciell nicht ohne Wichtigkeit; einmal ist dadurch ein Ausfuhrartikel mehr gewonnen, sodann wird die geographische Verbreitung der Sago liefernden Palmen 1500 Miles weiter nach Südosten gerückt, als seither der Fall gewesen. Die Insulaner wußten nicht, daß der Stamm ein nahrhaftes Mark enthält, bis Seemann ihnen den Beweis dafür tieferte. Die größten waren 40 bis 50 Fuß hoch und hatten 3 Fuß 9 Zoll bis 4 Fuß 4 Zoll im Umfange. Diese Sago-Palme auf den Fidschi-Inseln hat eine leichtere Frucht als jene im hinterindischen Archipel (der Sagus Rumphii) und gibt der Landschaft einen anmuthigen Charakter; die Blätter flattern gleich riesigen Fäden im Winde, und der ganze Baum ist in Gestalt und Bewegung weit anmuthiger als die Kokospalme. Dieser Fidschi-Sago ist nicht schwammig, das Mark vielmehr so hart wie ein stark gebackenes Brod; in den untern Theilen des Baumes hat es einen süßlichen lieblichen Geschmack, weiter nach oben ist es ziemlich fade. Ein Sagobaum muß gefällt werden, wenn eben die Blüthen hervorknospen; dann hat das Mark seine volle Entwickelung.

Aber auch an anderen werthvollen Pflanzen ist üppige Fülle vorhanden. Eine Art von Curcuma (Curcuma longa) wächst in allen niedrigen Gegenden; eine Art Ingwer (Zingiber Zerumbet *Rosc.*) ist zwar nicht so stark und scharf wie die chinesische, ersetzt aber unsern officinellen Ingwer vollkommen. Ein Muskatnußbaum (Myristica castaneae folia *A. Gray*) heißt bei den Eingebornen Male und wird 60 bis 80 Fuß hoch; Macis und Nüsse, welche so groß sind wie ein Taubenei, können vollkommen als Ersatz der ächten Muskatnuß (Myristica moschata *Linn.*) dienen. Pfeffersträuche (Capsicum frutescens *Linn.*) wachsen überall; der Vogelpfeffer ist von Weißen eingeführt worden.

Getreide und Hülsenfrüchte kennt der Polynesier nicht; seine Hauptnahrung besteht in Yam, Taro, Bananen, Brodfrucht und Kokosnüssen, doch so, daß in verschiedenen Gegenden der Genuß eines dieser Nahrungsmittel entschieden, mit größerem oder geringerem Ausschluß der übrigen, vorwaltet. So auf der Hawaii-Gruppe der Taro, während Kokosnüsse für einen Leckerbissen gelten, welcher den Weibern versagt war; so bei den Samoanern die Brodfrucht, bei den Fidschis der Yam (Dioscorea alata), obwohl bei ihnen alle anderen genannten Früchte in Fülle zu finden sind. Auspflanzen und Erntezeit des Yam bilden die Grundtagen ihres Kalenders; von den elf Monaten, in welche sie das Jahr eintheilen, führen nur solche keine, auf den Yam Bezug habende Benennungen, in welchen man sich um die Pflanzen nicht zu kümmern braucht. Auch die Kawai (Dioscorea aculeata) wird häufig gepflanzt, ist wohlschmeckend und sehr mehlhaltig. Taro, oder wie die Fidschianer sagen, Dalo (Colocasia antiquorum, var. esculenta *Schott*) kommt in mehr als ein Dutzend Varietäten vor, von denen manche wild wachsen.

Unsere Kartoffel ist von Europäern in verschiedenen Gegenden angepflanzt worden und theilweise gediehen, theilweise auch nicht; Schalotten werden von den Insulanern gepflanzt, Rüben aus europäischem Samen gezogen; die süße Kartoffel, Batate, ist wahrscheinlich aus Neuseeland hierher gebracht worden, weil sie denselben Namen führt wie bei den Maoris, Kumara. Der Masawe oder Vasili Toga-Strauch ist von den Tonga-Inseln gekommen, hat eine 10 bis 15 Pfund schwere Wurzel, die gebacken wird, und dann wie Süßholz schmeckt auch von den Insulanern gekaut wird; sie verstanden nicht, ein berauschendes Getränk aus ihr zu bereiten, was doch den Hawaiiern bekannt war.

Sehr viele eßbare Wurzeln wachsen wild; als Gemüse werden viele wilde und angebaute Pflanzen benützt, z. B. die Ota (Angiopteris evecta *Hoffm.*) als Spinat. Man hat einige Arten von Portulak und Hibiscus; die Blätter der Boro dina (Solanum anthropophagorum) werden gegessen und ihre Früchte gleichen jenen des Paradiesapfels (Lycopersicum esculentum), der hier recht eigentlich zu Hause ist.

Der Mais wird, bei einem so großen Ueberfluß eßbarer Pflanzen, von den Europäern nur spärlich angepflanzt; die Insulaner kümmern sich gar nicht um ihn. In hochgelegenen Berggegenden würden ohne Zweifel alle unsere europäischen Gemüse gut gedeihen.

Bananen und Pisang werden Vudi genannt. Seemann bezeichnet als Bananen diejenigen Musas, deren Früchte man roh genießen kann, als Pisang (Plantains) jene, welche gekocht werden müssen. Es gibt deren nicht weniger als achtzehn verschiedene Arten und Abarten, und jede derselben hat ihren besondern Namen. Aber nur eine einzige wächst wild, und zeichnet sich von allen anderen dadurch aus, daß ihre Fruchtbüschel nicht herabhängen, sondern vollkommen aufwärts stehen. Die Bananenblätter werden mannigfach benützt: sie ersetzen z. B. unsere Teller, beim Anfertigen von Cigaretten unser Papier; auch macht man Kleider daraus, die freilich nur ein paar Tage halten.

Die Brodfrucht tritt gleichfalls in vielen Varietäten, in regelmäßigen Wäldern auf und heißt Uto, d. h. Herz, weil die Frucht eine herzartige Gestalt hat. Man bereitet aus der Frucht Puddings, und kocht oder bäckt sie. Das Holz ist für den Schiffsbau wichtig, aber aus der Rinde bereiten die Fidschianer nicht, was doch andere Polynesier thun, ein Zeug. Drega ist ein Harz, das aus Einschnitten, die man in den Stamm macht, hervorquillt; es wird zum Kalfatern der Schiffe benützt und ersetzt unsern Theer.

Wir wollen die reiche Fülle eßbarer Gewächse, welche Seemann beschreibt, nicht speciell aufführen, aber einige Bemerkungen über die Nationalgetränke der Fidschianer aufführen. In vorderster Reihe steht die Kana oder wie man auf den Inseln sagt, Yakona. Sie wird aus der Wurzel des Piper methysticum *Forster*, oder wie jetzt die Botaniker sagen, Macropiper methysticum, bereitet. Von dieser Pfefferart gibt es sechs Varietäten, die alle angebaut und durch Schößlinge fortgepflanzt werden. Zur Bereitung des Getränks nimmt man außer der Wurzel auch noch den untern Theil des Stammes, und legt beide an eine trockene Stelle. Sie müssen klein gemacht werden und das bewerkstelligt der Polynesier, indem er sie — kauet! Auf den Fidschi-Inseln fällt diese Arbeit Knaben zu, die recht gesunde Zähne haben, auf anderen Eilanden den jungen Mädchen. Eine gewisse Quantität zerkauter Masse wird in ein hölzernes Gefäß gethan, das vier Beine hat. An demselben ist ein Strick befestigt, welchen man dem vornehmsten Mann in der Gesellschaft zuwirft, wenn das Trinkgefäß dargebracht wird. Es gilt bei den Fidschianern für einen Ehrenpunkt, so viel als möglich Wurzel auf einmal zu kauen. Seemann sah einen Eingebornen auf Verata, der binnen drei Stunden ein so großes Maul voll kauen konnte, daß die Masse hinreichte zu einer Yakonamenge, an welcher ein halbes Hundert Männer sich berauschen konnten. Die Wirkung der Kana ist zum Glück eine andere als jene unserer geistigen Getränke; die Leute werden durch den Genuß derselben nicht händel- und streitsüchtig. Bei Feierlichkeiten und Zechgelagen fangen Alle zu singen an, wenn die Masse in das Gefäß geworfen und Wasser darauf gegossen wird; sie schlagen den Takt mit kleinen Stecken auf hohle Bambusrohre und das dauert so lange, bis die gekaute Masse durch die Fasern des Bau (d. h. verschiedene Arten von Paritium) oder Farrnblätter gepreßt worden ist. Der Gesang verstummt, sobald das Getränk fertig ist; dann erhebt sich ein Priester oder vornehmer Mann, sagt einen Spruch und der Angesehenste in der Gesellschaft thut den ersten Trunk aus einer Kokosschale.

Die Yakona hat, wenn mäßig genossen, keine nachtheiligen Folgen, aber Mißbrauch bringt Hautkrankheiten hervor und schwächt das Gesicht. Fast alle Weißen der niederen Stände auf den Fidschi-Inseln trinken dieses unsaubere Getränk, manche sogar im Uebermaß; anständige Europäer verabscheuen es. Uebrigens händigt man Leuten, von denen man Besuch empfängt, als Zeichen der Höflichkeit und zum Willkommen ein Stück Yakonawurzel ein; sie wird auch als Opfer in den Tempeln dargebracht. Sie vertritt bei Kauf und Verkauf die Stelle unseres Daraufgeldes, Handgeldes.

Außer der Yakona und dem Getränk, welches die Kokosnuß ihnen gewährt, hatten die Fidschianer weiter nichts als Wasser. Sie verstanden es nicht, aus den zuckerhaltigen Wurzeln der Masawe (Dracaena terminalis) ein geistiges Getränk zu bereiten, während andere Polynesier, namentlich jene auf Hawaii, einen solchen Gebrauch kannten. Ebenso waren ihnen Aufgüsse auf aromatische Blätter fremd; und doch wächst auf ihren Inseln der sogenannte Fidschi-Thee, dessen Gebrauch die Europäer auf den östlichen Inseln Polynesiens kennen lernten. Die Matadra nämlich, Missiessya corymbulosa *Wedell*, ein zur Familie der Nesseln gehörender Strauch von 8 Fuß Höhe, hat Blätter, welche jenen der Ulme ähneln; selbst Europäer haben einen aus denselben bereiteten Aufguß für chinesischen Thee getrunken.

Seemann macht eine Bemerkung, die wir für wichtig halten, weil sie auf ethnologische Verhältnisse Licht wirft. Weder die Fidschi-Insulaner noch andere Polynesier waren bekannt mit dem Verfahren, aus den noch geschlossenen Blüthen der Kokospalme den sogenannten Toddy, Palmenwein, zu gewinnen. Erst durch die Europäer sind sie mit demselben bekannt gemacht worden. Dadurch wird die Ansicht derer bestätigt, welche den Satz aufstellen, daß die Polynesier nicht von den Malayen abstammen und überhaupt nicht aus Asien gekommen seien. Erstens würden sie ihre Wanderungen nicht den Passatwinden entgegen haben unternehmen können, und was zweitens die Uebereinstimmung gewisser malayischer und polynesischer Wörter anbelangt, so muß erst noch ausgemacht werden, ob sie von den Malayen zu den Polynesiern, oder von diesen zu jenen gelangten. Man kann den Spieß umkehren auch in Bezug der geographischen Verbreitung von polynesischen Pflanzen und Thieren.

Wir wissen, daß alle Polynesier den Genuß berauschender Getränke leidenschaftlich lieben. Gewiß hätten sie die Bereitung des Toddy nicht verlernt, wenn sie dieselbe überhaupt gekannt hätten; ohnehin wächs ja die Kokospalme bei ihnen in unzähliger Menge. Nun könnte man freilich einwenden, die Polynesier hätten die „Wiege ihrer Rasse" schon in einer Zeit verlassen, bevor den Malayen der Kokosbaum und die Verfertigung des Toddy bekannt gewesen sei. Aber Ueberlieferung, historische Belege und beobachtete Thatsachen stimmen darin überein, daß die Kokospalme sich von Westen nach Osten verbreitet habe. Alljährlich werden viele Kokosnüsse an die Ostküste Australiens getrieben, keimen dort und wachsen, bis sie bei der niedrigen Wintertemperatur absterben. Auf Ceylon, das jetzt

mit Kokoswäldern bedeckt ist, hat man eine bestimmte Ueberlieferung, daß die Kokospalme dort einst unbekannt war; in der Nähe von Punta Galle ist eine Statue, welche sich auf das Bekanntwerden dieses Baumes bezieht. Die Marawansa, so heißen die ältesten Chroniken jener Insel, erzählen von allen Bäumen, welche durch Fürsten angepflanzt worden sind, aber von der Kokospalme schweigen sie gänzlich. Daraus scheint sich zu ergeben, daß es dort eine Zeit gab, da man sie nicht kannte. Alle anderen Speeies des Genus Cocos sind streng auf das Innere des tropischen Amerika angewiesen; nur diese eine Speeies, Cocos nucifera *Linné*, ist eine Pflanze der Küstenregion, ihre Frucht erleidet keinen Schaden durch Seewasser, sie ist über Polynesien und die alte Welt verbreitet.

Wenn aber auch die Einführung der Kokospalme in Asien nach der vermeintlichen Auswanderung der polynesischen Stämme von dort stattgefunden hätte, so müßten diese doch die Bereitung des Toddy gekannt haben, denn man bereitet diesen Wein aus mehreren Arten unzweifelhaft asiatischer Palmen. Und das geschah bereits in sehr alter Zeit; das Sanscrit hat für das Getränk den Namen Tade, und aus ihm haben die Engländer ihr Toddy gemacht. Gewiß hätten die Polynesier ein Verfahren nicht vergessen, vermittelst desselben man aus der Palme nicht nur Wein gewinnt, sondern auch Zucker, Essig und Hefe. Weshalb sollten sie dergleichen nicht bereitet haben?

Wahrscheinlich verhält sich die Sache folgendermaßen. Die Kokosnuß kam aus dem westlichen Amerika, wurde durch Winde und Strömungen nach Polynesien getrieben, wo man von Toddybereitung nichts wußte; sie trieb weiter nach Asien, wo man dann aus ihr eben so gut ein Lieblingsgetränk gewann, wie seit undenklichen Zeiten aus der Palmyrapalme, dem wilden Dattelbaume, der Arenga saccharifera und den verschiedenen Arten der Caryota-Palmen.

Die Revolution auf der Insel Madagaskar.

Ueber die blutigen Ereignisse, von welchen Madagaskar im Mai dieses Jahres heimgesucht wurde, bekommen wir allmälig Nachrichten, welche sehr interessante Einzelnheiten enthalten. Aber noch ist nicht Alles zur Genüge aufgeklärt, z. B. nicht die Rolle des englischen Missionärs Ellis, der sich, wie wir zeigen werden, etwas übermüthig oder doch unklug benommen zu haben scheint.

Den allgemeinen Verlauf des blutigen Dramas haben wir vor einigen Monaten ausführlich geschildert (Globus IV, S. 270 ff.); heute wollen wir Erläuterungen und Ergänzungen geben, die wir in den Berichten des vielfach von uns erwähnten ehemaligen Ceremonienmeisters der Königin Ranovalo finden. Dieser Mann, J. Laborde, ist jetzt französischer Consul in der Hauptstadt Tananarive oder Antananarivo und ein ungemein thätiger Agent für die napoleonischen Zwecke. Außerdem haben wir Mittheilungen eines französischen Arztes vor uns liegen, der psychologische Enthüllungen gibt.

Wir können nun mit Bestimmtheit sagen, daß zweierlei Momente bei jener Revolution von vorragender Wichtigkeit gewesen sind: ein ethnologisches, nämlich gegenseitige Rassenabneigung, und ein seelisches; dieses letztere trat in Form einer psychischen Seuche auf.

Zwei Parteien stritten um Einfluß beim König Radama und standen sich schroff gegenüber. Die eine wurde gebildet von Offizieren und Adel; auf ihrer Seite befanden sich der Premierminister und Oberbefehlshaber des Heeres; die zweite bestand aus den Menamaso, den „rothen Augen" (Globus IV, S. 272), jungen Leuten, welche einst des Prinzen Leibwache bildeten, und alle Gewalt an sich rissen, als Radama König wurde. Sie benahmen sich anmaßend, und verleiteten Radama, der lediglich ihr Werkzeug war, zu vielen gemeinschädlichen Handlungen und, namentlich auch im Steinernen Hause, zu großen Ausschweifungen.

Andrianam pri ne merina, Vater Radama des Ersten, stammte aus dem Norden der Provinz Emerina; diese letztere ist bekanntlich die Heimath des Volkes der Hovas, welches die übrigen Nationen und Rassen der Insel unterworfen hat. Männer aus dem Norden waren dem genannten Häuptling behülflich, zwölf verbundene Stämme zu bezwingen, und das Königreich der Hovas zu gründen; in diesem fielen begreiflicherweise ihnen die höchsten Aemter und Würden zu. Die Menamaso aber sind Leute aus dem Süden. Das Ministerium war bisher estts aus Angehörigen der sehr einflußreichen Familie des frühern Obergenerals Rainikaro zusammengesetzt, und das war auch unter Radama dem Zweiten der Fall. Aber das Ministerium hatte, den Menamaso gegenüber, Macht und Einfluß verloren.

Diese mißbrauchten den König, und verleiteten ihn auch zum Erlaß des Gesetzes, durch welches der Zweikampf zwischen Einzelnen, der offene Krieg eines Stammes gegen einen beliebigen andern, die Fehde zwischen Dorf und Dorf gut geheißen wurde. Radama proklamirte damit offen die Berechtigung des Bürgerkrieges. Wir haben früher erzählt, daß alle Vorstellungen der Minister, des Adels und der Volksältesten beim Könige kein Gehör fanden und ersehen jetzt aus Laborde's amtlichem, im pariser Moniteur abgedruckten Berichte, daß sich Radama äußerst steifnackig benahm. Die Bevollmächtigten des Volks benahmen sich mit der größten Unterwürfigkeit, sie baten den Monarchen flehentlich, ein so heilloses und verderbliches Gesetz zu widerrufen, verlangten die Auslieferung von 33 der am schwersten beschuldigten und unbeliebtesten Menamaso's; sie wiesen darauf hin, daß das ganze Volk, sogar mit Einrechnung der Sklaven, sich versammelt habe und den König um Nachgiebigkeit bitte; die Deputation erschien sieben Mal im Palast und erhielt sieben Mal dieselbe verneinende Antwort, während draußen die Stimmung des zu vielen tausenden versammelten Volkes immer drohender wurde. Der König hätte wahrscheinlich das Leben seiner Günstlinge retten können, wenn er rechtzeitig das böse Gesetz widerrief. Jetzt fragte er die Deputation:

„Wer ist euer König?"

„Wir haben keinen andern König als Dich."

„Nun, ich, euer König, lecke euch die Füße, aber bewilligt mir Gnade für diese Leute. Es ist ja schon genug Blut vergossen worden. Sie sollen künftig keine Aemter und Würden mehr bekleiden, ich will sie verbannen, aber ihr müßt sie verschonen."

Es war zu spät; die erbitterte Menge wollte nichts mehr von Gnade hören und eilte mit Hacken und Aexten herbei, um das Steinerne Haus zu zerstören. Ein Offizier der Königin erscheint mit der königlichen Fahne. Er wird vom Volke begrüßt; dieses legt die Waffen nieder, verlangt aber nach wie vor die Auslieferurg der Schuldigen. Der König führt inzwischen diese letzteren aus dem Steinernen Hause nach seinem Palaste, indem er beide Arme über ihnen ausbreitet. Am Abend zerstreute sich das Volk; am andern Tage wiederholten sich die Auftritte; Nachts war der Palast umzingelt, obwohl der König nun die Menamaso ausgeliefert hatte. Dann wurde der König ermordet.

In dem oben erwähnten Briefe eines Arztes, der unterm

6. Juni von der französischen Insel Réunion schreibt, finden wir die Ramenenzanas als Radama's Mörder bezeichnet. Der Schreiber ist beiläufig bemerkt, in mancher Hinsicht einseitig gesinnt, indem er die Sachen und Personen durch französische Augengläser betrachtet, und die Malgaschen durch Waffengewalt zur „Civilisation" zwingen will, weil das auf friedlichem Wege nicht möglich sei. Aber die Thatsachen, welche er mittheilt, sind von Belang.

Im Märzmonat 1863 sah man plötzlich in den Straßen der Hauptstadt Tananarive Männer und Frauen umherlaufen, die von einer ganz eigenthümlichen und außerordentlichen Krankheit ergriffen waren (vergl. die Schilderung Globus IV, S. 272). Die Leute zitterten am ganzen Leibe, Gang und Bewegung waren schwankend, in Gesichtszügen und Ausdruck des Auges lag etwas Irres und Wirres. Sie stießen unartikulirte Laute hervor, liefen nach allen Richtungen umher, fielen die ihnen begegnenden Menschen an und versetzten denselben Fußtritte und Faustschläge. In den nur wenige Schritte breiten Straßen konnte ihnen Niemand ausweichen; aber die Würdenträger und Edelleute blieben von diesen Convulsionären unbehelligt, lachten über das Ganze und riethen den anderen, Rücksicht auf die Narrheit zu nehmen; denn auf Madagaskar sind die Wahnsinnigen (— wie im mohammedanischen Orient —) Gegenstand einer Art von scheuer Ehrfurcht. Man bezeichnete sie als Ramenanzas und ihre Zahl wuchs, als sie mit so großer Nachsicht behandelt wurden, und nicht minder stieg ihre Anmaßung; denn nicht nur schlugen sie nach wie vor um sich, sondern verlangten auch, daß man sie grüßen solle. Bei den Malgaschen hatte das weiter nichts auf sich; als aber ein Ramenanza den englischen Missionär X. (wahrscheinlich Ellis) zum Gruße aufforderte, versetzte der Geistliche ihm erst eine derbe Ohrfeige, und dann einen so kräftigen Fußtritt, daß jener kopfüber zu Boden fiel.

Die Krankheit griff immer mehr um sich und erregte in hohem Grade die Aufmerksamkeit der französischen Missionäre und eines ehemaligen Flottenapothekers, der in Tananarive als Arzt prakticirt. Sie alle kamen zu der Ueberzeugung, daß dieses Uebel nicht unter die gewöhnlichen Krankheitsformen klassificirt werden könne, und daß es gerathen sei, der Sache ihren Verlauf zu lassen. Die Ramenanzas trieben dann nach wie vor ihren Unfug, drangen nun sogar in die Häuser ein, zerschlugen Alles und verlangten, wenn sie abzogen, die Begrüßung. Als eine Truppenmusterung stattfand, wurden auch Soldaten von der Krankheit ergriffen; viele warfen plötzlich ihre Waffen weg, bekamen Zuckungen, schlugen auf Kameraden und Offiziere los und mißhandelten sogar den General. Sie würden selbst den König, dessen Person doch für geheiligt gilt, nicht verschont haben, wenn er zugegen gewesen wäre. Bald sprach man auch von Geistererscheinungen; Radama der Erste und Ranovalona seien aus ihren Gräbern hervorgekommen, um zu erklären, daß Radama der Zweite des Thrones unwürdig sei. Er habe das Land an die Weißen verkauft und über einen solchen Hochverrath am Lande stöhnten Vater und Mutter hinter dem Berge*); ihre Geister weinten und bäten alle ihre Unterthanen, sich an die Sikidis (Beschwörer, Zauberer, Priester der alten Landesgötter) zu wenden, um den Zauber zu entfernen, welcher auf dem Könige laste. Dieser erließ, auf den Rath seiner Oberbeamten, ein Dekret, in welchem er erklärte, daß die Kranken ein Anrecht auf Hochachtung hätten und vom Volke begrüßt werden müßten; die Ramenanzas seien eben so unverletzlich, wie der König selber, hätten ein Privilegium, Alles zu thun, was ihnen beliebe!

*) Dazu wollen wir bemerken, daß Radama der Zweite gar nicht Radama des Ersten Sohn war. Ranonavalo gebar diesen, als jener schon einige Jahre todt war. A.

Diese Volkskrankheit dauerte anderthalb Monate lang. Die Besessenen verübten die größten Unordnungen, täglich prophezeieten die Sikidis und Ramenanzas unheilverkündende Ereignisse, die nicht lange auf sich warten lassen würden. —

So der Arzt auf Réunion. Wir haben früher (Globus IV, 272) die Angabe der englischen Missionäre mitgetheilt, demgemäß diese Bewegung der Ramenanzas durch die Götzenpriester hervorgerufen und durch die Menamaso gefördert worden sei; diese Günstlinge hätten Leute bestochen, die als angeblich Besessene vom Land hereinkommen mußten. Aber das letztere ist sicherlich unwahr; denn wenn, wie wir später sehen werden, der König und die Menamaso von Ramenanzas ermordet worden sind, so ist doch gar nicht denkbar, daß die Menamaso Leute dazu aufgestachelt und dafür bezahlt hätten, sie selber und ihren königlichen Freund und Beschützer zu ermorden. Die Bewegung war ja gerade gegen die Menamaso gerichtet.

Wir erklären uns die Sache anders. In das ganze öffentliche Leben von Madagaskar war durch die Europäer und Radamals und seiner Günstlinge tolle Wirthschaft ein Bruch gekommen; die Leute konnten sich nicht mehr zurecht finden und in viele Köpfe zog Verwirrung ein. Den Verlauf, welchen die Dinge in solchen Perioden nehmen, hat der leider so früh verstorbene Rudolf Leubuscher in einer vortrefflichen Abhandlung über „Psychische Epidemien und politischen Wahnsinn" sehr gut geschildert. Es gibt psychische Epidemien, eine Fortpflanzung psychischer Zustände von einem Individuum auf eine größere Masse von Individuen, eine auf diese sich übertragende, gleichartig fortgehende psychische Erregung, die beim Einzelnen oder in vielen Einzelnen eins der Momente zur Entstehung psychischer Krankheit werden kann. In diesem Sinne kann von einem socialen Wahnsinn, gegenüber dem individuellen, gesprochen werden. Die psychische Erregung hat oft eine große Gewalt. „Die allgemeine psychische Erregung einer Zeit, die psychische Constitution, kann den Hintergrund bilden, auf welchem sich die einzelnen psychischen Krankheitsformen abheben; man kann in vielen einzelnen Fällen bestimmt erklären, daß die psychische Krankheit, welche noch in besonderen organischen Zuständen wurzelte und diesen zunächst ihre Entstehung verdankte, nicht zum Ausbruche gekommen wäre, wenn sie nicht durch die psychische Constitution der Zeit von einer andern Zeit verbreitet gewesen wäre. In vielen Tausenden schlummert der Keim der psychischen Krankheit, aber günstige Verhältnisse tragen sie über die Klippen, an denen sie scheitern könnten, hinweg. Dann kommt bei Einigen nur ein einziger Windstoß, der das Schiff über den Haufen wirft. Wir stehen oft staunend da, wenn die Besonnenheit eines Menschen plötzlich zusammenbricht und ein vollendetes psychisches Krankseln uns fertig entgegentritt, und meinen dann wohl, daß es plötzlich entstanden sei. Aber das hatte der Mensch längst fertig mit sich herumgetragen. So finden wir in dem Leben der Völker, wie die langsame Arbeit der Geschichte Stoff auf Stoff herzuträgt, bis ein einziger Funke den ganzen Haufen in lodernde Flammen setzt, daß die Völker verwirrt auftaumeln und nicht wissen, wie sie sich zurecht finden sollen!"

Leubuscher erläutert diesen Satz eingehend und bemerkt weiter: „Es habe zu allen Zeiten psychische Epidemien gegeben und man könne in kleineren Kreisen ihre Entstehung alle Tage beobachten; ja, man könne wohl sagen, daß ein gemeinsames Handeln großer Massen ohne psychische Contagion ganz unmöglich ist. Das psychische Miasma wirkt viel schneller und unmittelbarer als die körperlichen Zustände; es hat scheinbar etwas Dunkles und Geheimnißvolles; es ist gleichsam Instinkt, wenn ein gegebener Impuls Tausende im Nu durchzuckt und fortreißt zu denselben Gefühle, derselben Aeußerung. Einzelne, welche den Anstoß geben, können sich ihres Ziels wohl

bewußt sein; in der Masse, die ihnen folgt, ist oft nur der bewußtlose Trieb lebendig. Begünstigende Momente für die Fortpflanzung der psychischen Erregung sind alle, welche die Phantasie erregen. Es sind vorzugsweise Zustände des Gemüths, welche sich fortpflanzen. Deshalb werden die psychischen Epidemien in Zeiten auftreten und sich ausbreiten, wo die Leidenschaften schon angestachelt sind, wo die Zeitverhältnisse die Neigung zu phantastischer Exaltation in vielen einzelnen Köpfen rege gemacht haben. Von jeher sind es am meisten religiöse Gedanken gewesen, die zu Schwärmerei und Fanatismus fortrissen."

Diese Bemerkungen passen, wie uns bedünkt, auf die Ranenanzas. Auf die Ereignisse in Tananarive wollen wir heute nicht weiter eingehen, sondern erst abwarten, was der französische Missionär Jouven, welchen die Leser des Globus kennen, darüber zu sagen hat. Doch müssen wir erwähnen, was der Arzt von Réunion über Radamas Ermordung mittheilt. Zwölf Ranenanzas, von den Ministern aufgestachelt, hätten ihn aus einem Saal in ein benachbartes Zimmer geschleppt, und ihn mit einem um den Hals geworfenen Strick erwürgt. Nach altem Brauch und Gesetz darf man nämlich des Königs Blut nicht vergießen.

Den neuesten Nachrichten zufolge ist zwar auf Madagaskar noch Alles ruhig, aber es herrschte Unzufriedenheit. Inzwischen haben sich die Franzosen auf alle Wechselfälle vorbereitet und der bekannte Lambert ist mit dem Flottenkapitän Dupré, demselben, welcher bei Radama's Krönung zugegen war, nach Madagaskar gegangen, um mit der neuen Regierung „Conventionen" abzuschließen. A.

Eisenbahnen über die Schweizer-Alpen.

Die Angelegenheit der Ueberschienung eines Schweizer-Alpenpasses ist in ein neues Stadium getreten.

Von den Unternehmungen der schweizerischen Bahngesellschaften*) streben drei nach einem Alpenübergang. Dieselben sind:

a) Die „Ligne d Italie", auch Walliser Bahn genannt; führt von Bouveret**) nach St. Maurice, Martigny, Sitten, immer der Rhône entlang und hofft auf Fortsetzung über den Simplon (— Langensee).

b) Die „schweizerische Centralbahn"; führt von Basel (Hauensteintunnel 8300' lang) über Olten, dem Kreuzungspunkt der großen Schweizer Eisenbahnlinien, nach Luzern, um vom Vierwaldstätter-See über den St. Gotthard zu gelangen.

c) Die „Vereinigten Schweizerbahnen"***) beginnen mit der Rheinthallinie in Rorschach†) und führen über Sargans, wo die Wallensee-Zürich-Linie desselben Systems mündet, nach Chur, den Lukmanier (oder einen andern Bündner Paß) erstrebend.

Von diesen drei Alpenpässen, Simplon, St. Gotthard und Lukmanier, schien der letztere eine lange Zeit die gegründetste Hoffnung zu haben. Im größern Publikum konnte man kaum glaublich finden, daß durch die Gebirgsschlünde des Simplon und des St. Gotthard je das Riesenwerk der Ueberschienung oder Durchbohrung möglich sein würde. Der Lukmanier, in dem immer noch wenig bereisten und wenig bekannten „Lande dahinten", schien günstigere Verhältnisse zu bieten, und das ökonomisch bedrängte Unternehmen der „Vereinigten Schweizerbahnen" ließ es an Rührigkeit nicht fehlen, oft den Lukmanier zur Sprache zu bringen; es hoffte, die in Aussicht gestellte Alpenfortsetzung werde ein günstiges Licht auf das im Betrieb befindliche Werk reflektiren. Nach den Profilzeichnungen des Hrn. Forstinspektor Coaz*) wurde ersichtlich, daß — aber eben nur von den Graubündner Pässen — der Lukmanier den günstigsten Uebergang bietet, soweit es die absolute Höhe und die Neigung der beiderseitigen Abhänge betrifft.

Freilich, die „Vereinigten Schweizerbahnen" waren nicht in der Lage, das Unternehmen einer Lukmanierbahn auszuführen oder auch nur zu beginnen und ihre Rivalen hatten keine Ursache, um des ostschweizerischen Konkurrenten willen sich zu beeilen. Mittlerweile rückte jedoch der Bau des Mont Cenis rüstig vorwärts, der Brenner wurde in Angriff genommen und so mußte auch von Seite der Schweiz Etwas geschehen, wenn nicht ihre uralten Handelswege überholt werden sollten. Die beiden rentabeln Bahnsysteme, nämlich die (zürcherische) Nordostbahn und die (baslerische) Centralbahn, hatten unterdessen, ganz im Stillen, den Kredit ihrer Unternehmen fest begründet und Kräfte für weitere Anstrengungen gesammelt. Insbesondere hatte die erstere sich den Ruf eines weise verwalteten Systems erworben; sie zahlte den Aktionären 8% Dividende und erwarb zugleich die Ostwestbahnlinie Zürich—Zug—Luzern, unternahm auch den Bau einer kleinern Bahn in die Bezirke Bülach und Regensberg, so daß das reiche Zürich, welches durch die Koalition der Ostwestbahn-Schwindler hätte sollen bei Seite gestellt werden, um der Knotenpunkt von fünf Bahnsträngen **) wurde. Unter diesen Bahnlinien war auch der Zugang zum Vierwaldstätter-See und somit zum Alpenpaß des St. Gotthard. Nun erst wurde klar, daß Zürich aus seiner bisherigen zuwartenden Stellung heraustreten und, in Verbindung mit Basel und im Verein mit der ganzen mittlern und nördlichen Schweiz, Hand an's Werk legen werde zu einer Gotthardbahn.

Nun aber, lieber Leser, nimm gefälligst eine gute Karte zur Hand! Da ist der St. Gotthard. Zu beiden Seiten, am unmittelbaren Fuße des Paßüberganges, liegen Hospenthal (und Andermatt) in einer Höhe von circa 1459 Met., sowie Airolo 1179 Met., und dazwischen das wilde Gebirge mit einer Paßerhebung von circa 2100 Met. Von den nackten, schneegestreiften Randbergen eingefaßt, bildet die Paßlücke ein kahles, ödes Felsplateau,

---

*) Nach dem Bundesgesetz vom 28. Juli 1852 ist das gesammte Bahnwesen der Schweiz Gegenstand beliebiger Unternehmungen der Kantone oder der Privatthätigkeit. „Das System des Staatsbaues als eidgenössisches Regale wurde in Rücksicht auf die eigenthümlichen politischen Verhältnisse der Bundeseinrichtungen, in Betracht der Abneigung gegen Staatsschulden und der Eifersucht zwischen den Kantonen und einzelnen Landestheilen verworfen." Man befolgte also hierin die Lehren der Nationalökonomie und das britische und französische Muster. Alle Bahnen sind Unternehmungen von Privatgesellschaften; nur eine ist in Folge ökonomischer Bedrängniß zur Staatsbahn geworden: Neuenstadt—Biel—Bern—Langnau, ein Bruchstück des verunglückten „Ostwestbahn"-Unternehmens. Sie wurde, als „Berner Staatsbahn", vom Kanton Bern übernommen.

**) Am Genfersee, nahe der Rhônemündung.

***) Diese Vereinigung dreier Ost- und Südost-Linien hat sich einen etwas pausbackigen Namen beigelegt (auch Union Suisse).

†) St. Gallischer Hafen, am Bodensee, an welchem Bassin nicht nur die „Schweizerische Nordostbahn", sondern auch die Staatsbahnen Baden's, Württemberg's und Bayern's auslaufen (nämlich in Romanshorn, Konstanz, Friedrichshafen und Lindau).

*) Reprodnzirt in Petermann's Mittheilungen 1862 (Taf. 2). Bei dieser Gelegenheit heißt es im Text (S. 9): „Aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch die erste Eisenbahn über die Centralalpen innerhalb der Grenzen Graubündens ihren Gipfelpunkt überschreiten."

**) Die Zürich-Wallensee-Linie der Union Suisse eingerechnet.

etwa eine Stunde lang, einen wellig unebenen Thalgrund, in dessen Vertiefungen die zahlreichen Wasserrinnen sich zu kleinen Seen sammeln. Die Seelein schauen frostig drein, selbst an den schönsten Hochsommertagen; sie beherbergen keinen Fisch, kaum einige Lurche, und kaum zwei Monate zeigt sich ihr Wasser eisfrei *). So führt uns, mitten im Sommer, die große Verkehrsstraße zweier Erdtheils-Hälften durch eine nordischkalte Welt. Allein erst im langen Winter kommen all' die Unbilden, welche die Vereinigung der grönländischen mit der Gebirgsnatur mit sich bringt. Nur eine bewunderungswürdige Menschenliebe gibt die Kraft, in dieser Wüste zu wohnen. In dem Hospiz, wo ein Tessiner „Spittler" den Wirth macht und ein Kaplan den Gottesdienst besorgt, findet der ermüdete Wanderer Erquickung — unentgeltlich, wenn er arm ist **); bei schlechtem Wetter gehen muthige Männer nach beiden Seiten thalwärts, um Verirrte zu suchen. Wenn bei starkem, tagelang anhaltendem Schneefall erst noch die grausigen „Guggseten" ***) eintreten, dann bleibt eine Zeit lang alle Verbindung mit den Thalbewohnern abgeschnitten. So trat am 5. Januar 1860 furchtbares Wetter ein; die Urner Post mußte mit ihren zehn Passagieren drei Tage im Hospiz bleiben und brauchte dann sieben Stunden †), um nach Airolo zu gelangen. Im Januar 1863 blieben ††) 25 Passagiere 20 Tage lang im Hospiz eingeschneit und kamen endlich ohne ihr Gepäck in Bellinzona an.

Durch diese Wildniß kann die Eisenbahn nicht führen. Es handelt sich um eine Riesenröhre durch die Eingeweide des Berges. Es sind durch den Ingenieur Wetli, der schon am Lukmanier gearbeitet, genaue Studien für eine St. Gotthardbahn aufgenommen worden, und endlich war die Sache so weit reif, daß eine Versammlung von Deputirten aller betheiligten Kantone, sowie der Central- und der Nordostbahn-Gesellschaft angeordnet wurde. Diese Versammlung wurde in Luzern abgehalten; 17 Kantone †††) betheiligten sich daran. Der Präsident, Herr Regierungsrath Zingg von Luzern, gab u. A. folgende Daten über das vorliegende Unternehmen ††††).

Die ganze Bergbahn von Flüelen bis Biaska ist auf die Länge von 106 Kilometer, auf eine mittlere Steigung von $18,_1$‰ und auf die Anwendung des gewöhnlichen Lokomotivbetriebs berechnet. Maximum der Steigung 26‰, kleinster Krümmungs-Halbmesser nicht unter 300 Met. Zur Ersteigung der Thalstufen sind an fünf Orten rückwärts gehende Linien von $1—1,_8$ Kilometer Länge, mit schwacher Steigung und geringer Krümmung eingeschaltet, die mit den Bahnzügen rückwärts befahren werden können. Der große Tunnel beginnt je circa 100 Met. über den Orten Göschenen und Airolo*), auf der Urner Seite 1200 Met. überm Meer und ist $15,_4$ Kilometer lang **). Der Tunnel ist durch zwei Schächte erreichbar, deren einer 166 Met. tief ist und von der ganzen Länge 5 Kilometer abschneidet, während der andere, 296 Met. tief, ziemlich den ganzen Tunnel in zwei Hälften theilt. Dadurch würde natürlich die Bauzeit auf ein relativ geringes Maß beschränkt ***). Auch würde die Bahn nicht in die eigentliche Alpenregion hinaufsteigen und mit deren schwierigen klimatischen Verhältnissen nicht gar zu viel zu kämpfen haben."

Immerhin geht aus diesen Daten hervor, daß die Gotthardbahn ein ungleich schwierigeres Unternehmen ist, als die energisch geförderte Tyroler Bahn über den Brenner. Diese erhält gar keinen eigentlichen Alpentunnel †), sondern führt — in 1367 Met. abs. Höhe — über den Berg, indem die beiden Thäler von Nord und Süd sich sanft gegen den Paß erheben. Die Maximalsteigung beträgt selbst auf der Nordseite nicht mehr als 25‰. Auch schildert man die klimatischen Verhältnisse des Brenners als äußerst günstige. Bleibenden Schnee hat er gewöhnlich nur von November bis April; auf der Paßhöhe reift noch Hafer.

In wie weit nun das Gotthard-Unternehmen gesichert sei, oder gar, wann der Bau beginnen werde, das läßt sich jetzt noch nicht sagen. Seine Gegner sind durch die Luzerner Konferenz unangenehm aufgeschreckt worden und werden ihm Schwierigkeiten machen; schon ist eine Gegenkonferenz der Lukmanier- und Simplon-Freunde angeordnet. Indessen werden auch die Gotthard-Freunde nicht müssig bleiben. E—i.

*) Im Jahr 1855 lag am 28. Juli noch immer Schnee auf dem Lago grande; am 4. August war der Lucendrosee noch zu ⅔ mit Schnee und Eis bedeckt; am 17. August verschwand der letzte Schnee auf dem Platz vor dem Wirthshause (siehe „Archiv f. schweiz. Statistik", 1860, S. 121).

**) Jährlich werden 10 bis 12,000 arme Reisende gratis verpflegt.

***) Oder Guxeten = Schneewirbelstürme, mit Lauinen häufig im Tremolathale (auf der Südseite).

†) Anstatt 2 bis 3.

††) Nach Zeitungsberichten.

†††) Von sämmtlichen 22.

††††) Vergleiche „Neue Zürcher Zeitung" vom 12. August 1863.

*) Eine Variante läßt den Tunnel in 1115 Met., resp. 1500 Met. beginnen (was ungefähr der absoluten Höhe von Hospenthal entspräche) und nur 9,8 Kilometer lang werden. Zwei Schächte von 268 Met. und 285 Met., unter sich 5,1 Kilometer entfernt, würden die Durchbohrung erleichtern.

**) Der „Mont Cenis"-Tunnel erreicht 1335 Met. absolute Höhe und wird 12,2 Kilometer lang.

***) Am Mont Cenis kann bekanntlich von Schächten keine Rede sein, da sich über dem Scheitel des Tunnels eine Gebirgsmasse von 1600 Met. erhebt. Maximum der Steigung bis 30‰.

†) Wohl aber mehrere Thaltunnels, deren längster 600 Met.

Aus allen Erdtheilen.

Verkehr der Stadt Meerane. Wie sehr der Verkehr in den letzten fünfzig Jahren gestiegen ist, läßt sich schlagend an dem Aufschwung der Stadt Meerane im Königreich Sachsen nachweisen. Meerane hat nach der letzten Zählung von 1861 13,718 Einwohner. Doch bestand hier im Jahre 1819 und ebenso in dem gewerbthätigen Glauchau *noch keine Post*! Die Geschäftsleute und alle übrigen Bewohner dieser Städte erhielten ihre Briefe, Gelder und Packereien wöchentlich zweimal durch einen Postboten von Gößnitz aus. Für jeden ankommenden Brief zahlte man einen Groschen, für jeden abgehenden sechs Pfennige Botenlohn. Uebrigens mußten die Absender selbstverständlich ihre abgehenden Postsachen *selbst* nach Gößnitz tragen oder schicken. Auf dringende Vorstellungen wurde vom Jahre 1820 an eine viermalige Fahrpost eingerichtet. Das Postgeschäft erhielt ein Bäcker nebenbei für den jährlichen Gehalt von 24 Thlr., der erst später auf wiederholtes Ansuchen auf 30 Thlr. erhöht wurde. Die Dienstmagd desselben beschäftigte sich mit dem Austragen der Briefe, da ein eigener Briefträger zu kostspielig gewesen wäre. Wie sieht es dagegen jetzt in Meerane aus? Die Fabrikation stieg immer mehr, der Handel breitete sich aus und die Bevölkerung wuchs mit dem Wohlstande von Jahr zu Jahr. Jetzt ist in Meerane ein Postamt erster Klasse und während noch im Jahre 1850 die Gesammtzahl der angekommenen Postsendungen 41,853 Stück ausmachte, betrug dieselbe im Jahre 1861 bereits die hohe Summe von 179,588 Stück. Der erste Briefträger war 1839 angestellt worden. Im November 1858 fuhr die letzte Postkutsche durch

die Stadt; seitdem ist Meerane durch die Eisenbahn mit den gewerbthätigen Nachbarstädten verbunden. — So berichtet die „Chronik und Beschreibung der Fabrik- und Handelsstadt Meerane von Dr. J. H. Leopold."

Omnibusverkehr der Stadt Paris. Im Jahre 1861 waren in Paris im Ganzen 560 öffentliche Omnibus thätig, die zu ihrer Beförderung 6900 Pferde brauchten. Die Zahl der Personen, welche diese Omnibus innerhalb des Weichbildes der Stadt benutzten, ist die ungeheure von 76,285,538, wovon 30,319,757 auf dem Dach der Wagen saßen, die übrigen drinnen. Außerdem wurden auf den Pferdebahnen im Innern von Paris und nach Boulogne, Sevres und St. Cloud noch 2,864,041 Reisende befördert. Die Gesammtsumme der Einnahmen der Omnibusgesellschaften beträgt 16,133,218 Franken, worunter allein für Pferdedünger ein Satz von 364,687 Fr. vorkommt. Die Ausgaben betrugen 14,710,220 Fr., so daß ein Reingewinn von 1,422,998 Fr. erzielt wurde.

Bergbau in Spanien. Spanien ist sehr reich an nützlichen Metallen. Im Jahre 1858 allein wurden 7000 neue Bergwerke eröffnet, von denen im Jahre 1860 bereits gegen 2000 gewinnbringend waren. Im Jahre 1858 wurden nicht weniger als 8 neue zum Theil mächtige Kohlenlager entdeckt und zwar in Catalonien, Cordova, Cuenca, Leon, Oviedo, Valencia, Sevilla und Teruel. Bisher haben diese Bergwerke aus Mangel an Verbindungsstraßen nicht im Großen ausgebeutet werden können; seit dem vorigen Jahre sind aber zahlreiche Arbeiten im Gange, um diese mit den großen Eisenbahnlinien in unmittelbare Verbindung zu setzen. Sowohl in Hinsicht der Masse, als auch der Güte ihrer Erzeugnisse können diese Bergwerke den Wettbewerb mit den besten in Europa aushalten. Im Jahre 1858 betrug die Ausbeute an Steinkohlen: 170,900 Tonnen, an Coaks: 28,750 Tonnen und an Braunkohlen 2700 Tonnen.

Das allmälige Aussterben der irischen Sprache. Es ist eine bekannte Thatsache, daß da, wo eine von nur wenigen Menschen gesprochene, nicht sehr entwickelte Sprache, die keine bedeutende Literatur hat, mit einer großen, von vielen Millionen Menschen gesprochenen Kultursprache zusammentrifft, die erstere allmälig verschwindet. In diesem Falle befinden sich z. B. die niederdeutsche Mundart gegenüber dem Hochdeutschen und manche slavische Idiome gegenüber der deutschen Sprache. Recht auffällig ist aber das Verhältniß der englischen zur irischen Sprache. Zur Zeit des letzten Census, im Jahre 1861, sprachen von den 5,789,967 Einwohnern Irlands nur noch 1,105,536 Erisch, d. h. die ursprüngliche celtische Sprache Irlands. Von dieser Zahl hinwieder verstanden 163,275 (meist in den Binnengrafschaften, Tipperary u. a.) nur Erisch, die große Mehrzahl von 942,261 sprach zugleich Englisch. Von denjenigen, die blos Irisch verstehen, wohnen nicht mehr als etwa 3000 in städtischen Bezirken. Daß das celtische Idiom in Irland, wie in England (Wales) und Hochschottland, seinem Aussterben, wenn auch langsam, entgegengeht, erhellt aus dem Umstande, daß von allen Irischredenden sich nicht ein Drittel in der Generation unter zwanzig Jahren findet. Uebrigens geht mit dem Verschwinden der Landessprache die vordringende Schulbildung (wenigstens was Lesen und Schreiben betrifft) Hand in Hand, oder vielmehr ersteres ist die nothwendige Folge des letztern; denn das Englische beherrscht natürlich die Schulen. Für die gelehrte Erhaltung der altirischen Sprache sorgen übrigens mehrere Gesellschaften und Zeitschriften in Irland, und ganz besonderes Verdienst darum hatte der verstorbene deutsche Gelehrte Karl Zeuß, der Verfasser der Grammatica Celtica.

Alte Denkmäler der eingeborenen Mongolen in der transbaikalischen Provinz. Ueber dieselben machte Hr. Dawydoff, Mitglied der Petersburger geographischen Gesellschaft, umfassende Studien in dem Bezirke von Werchne Udinsk. Die in Rede stehenden Monumente sind dort unter dem russischen Namen Maiaks bekannt, was so viel wie Markstein oder Signalthurm bezeichnet. Sehr selten findet man sie einzeln, meist in mehr oder minder zahlreichen Gruppen an den Abhängen der Berge oder in Thälern. Die Benennung Maiak kommt hauptsächlich denen zu, die aus Steinen erbaut sind, in denen sich eine viereckige Kammer ohne Decke befindet. Andere bestehen aus Erdhaufen, die oben in eine große Fläche endigen und von zusammenhaltenden Steinen gestützt werden, oder es sind abgestutzte Erdkegel, die von Steinplatten zusammengehalten werden. Die Aehnlichkeit eines solchen Denkmals mit einem Tumulus ist einleuchtend, doch erklärt sich Dawydoff dagegen, daß hier Grabhügel vorlägen. Er sagt, sie sind erstens nicht zahlreich genug, um als solche betrachtet zu werden, dann erheischen sie viel zu viel Arbeitskraft und scheinen auch nach ihren Maßverhältnissen zu etwas ganz anderem, als zu den Gräbern einiger elenden Nomaden gedient zu haben, welchen die gewöhnlichsten Gebrauchsutensilien unbekannt waren. Dawydoff ließ mehrere der Denkmäler aufgraben und fand in ihnen Menschenskelette ohne Kopf, einzelne Knochen, sowie in anderen einzelne Schädel. Aber die Körper schienen sämmtlich im nackten Zustande unter die Steine gelegt worden zu sein; denn in ihrer Lagerstätte fand sich nicht die geringste Spur von Bekleidungsstücken irgend einer Art, kein Hausgeräth, nichts von Metall. Hierdurch kommt Dawydoff zu dem Schlusse: daß diese Monumente alte heilige Altäre waren, an denen Menschenopfer stattfanden.

Das Grab des Hafis. Die Stadt Schiras in Persien ist durch ihre Rosen und dadurch, daß sie die Vaterstadt des Dichters Hafis ist, bis weit in das civilisirte Abendland hin bekannt geworden. Wie Heinrich Brugsch im zweiten Bande seiner persischen Reise erzählt, besuchte er das Grab des weltberühmten erotischen Dichters. Am Ende der Stadt Schiras, im Angesichte des Felsenthores von Allahu-akber, befindet sich ein Friedhof, der im Viereck von einer hohen Erdmauer umgehen ist. Grabsteine aller Zeiten und aller Formen sind dort, von einem Kranze blühender Rosen umgeben, zu sehen. Linker Hand, nach dem Eingange zu, befindet sich ein Grabdenkmal, das vor allen übrigen sich auszeichnet. Es besteht aus einer mächtigen, wohlgeschliffenen, gelblichen Marmorplatte, auf welcher in erhabenen, schönen persischen Schriftzügen lange Inschriften eingemeißelt sind. Es ist das Grab des Dichterfürsten Hafis, der bereits im Jahre 1388 hier begraben ward. Sein eigentlicher Name war Schems-ed-din-Muhammed. Durch seine Lieder, deren begeisterungsvoller Schwung noch heute den Perser und uns Europäer mit unbeschreiblicher Wonne erfüllt, hat er sich die Unsterblichkeit für alle Zeiten errungen.

Die Man-gut-Grotte in Ostsibirien ward im Frühjahre 1852 von einem Russen, Herrn Juransky, aus Nertschinsk besucht. Der Bericht darüber findet sich in den Veröffentlichungen der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft für 1859 mitgetheilt. An der mongolischen Grenze fand Juransky bei dem Posten Man-gut sibirische Kosaken, von denen er zwei Führer erhielt, die ihn über den Ononfluß nach dem berühmten Granitfelsen von Man-gut führten. Die Gesammthöhe des Felsens beträgt 18 Saschenen. Der Eingang zur Grotte liegt auf der nördlichen Seite und über demselben befindet sich in der Höhe von 1 Saschene und 8 Warschock ein glatter, wie polirter Stein, der mit schräg-liegenden Schriftzügen bedeckt ist. Dieser „beschriebene Stein", wie er in der Umgegend genannt wird, besteht aus grobkörnigem Granit und ist 1 Saschene lang und 2 Arschinen hoch; die anderen ihn umgebenden Felsblöcke sind zersprengt und zerrissen oder mit Flechten und Moos bedeckt. Die Vorderseite des erwähnten Steines trägt eine elfzeilige Inschrift in alten mongolischen Charakteren (oder Tangut-Vierecken); auf der Rückseite findet man siebenundzwanzig Zeilen alte uigurische Schrift; etwas höher sind noch drei minder gut erhaltene Zeilen angebracht. Zwischen den tangutischen und uigurischen Zeichen ist eine Zeile alte Sanskritschrift und etwas mehr unten bemerkt man die unleserlichen Spuren einer chinesischen Inschrift. Zuletzt sieht man etwa anderthalb Arschinen von der Seite des Steines noch eine Zeile alter Sanskritschrift, die unter dem Namen Lantzer bekannt ist und von den Buddhisten als heilig betrachtet wird. Sie ist augenscheinlich mit Zinnoberölfarbe geschrieben und sehr wohl erhalten.

Beim Eintritt in die Grotte gewahrt man zuerst die Bilder buddhistischer Gottheiten und allegorische Figuren, die durch einen tibetanischen Text erklärt werden, alles sehr grob auf Seidenvorhänge gemalt, die im Winkel von einem Stock herabhängen. Die Gemälde stammen aus neuerer Zeit, doch kann man sie kaum noch unterscheiden, so sehr sind sie von Vögeln beschmutzt, die in den Spalten des Felsens ihre Nester gebaut haben; durch die Anwesenheit der Menschen ließen sie sich nicht stören und zwitscherten ruhig weiter. Als in früheren Zeiten noch das Argali das sibirische Daurien bewohnte, soll es häufig vorgekommen sein, daß die Thiere sich vor den Jägern oder den brennenden Sonnenstrahlen in die Höhle flüchteten.

Die Man-gut-Grotte, welche von den Umwohnenden Puketuja genannt wird, ist 24 Fuß engl. tief, 14 Fuß breit und 5 Fuß hoch; die Wölbung ist unregelmäßig, der Boden uneben und die Wände bieten nichts besonders Bemerkenswerthes.

Heidnisches aus Böhmen. In den Mittheilungen des ungemein rührigen und nun bereits 1900 Mitglieder zählenden Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Jahrgang II, Nr. 1, finden wir einen interessanten Aufsatz des rühmlich bekannten Professors Grohmann über verschiedene noch bestehende heidnische Gebräuche und Sagen in Böhmen. Insbesondere sind hierbei die Wechselwirkungen zwischen deutscher und slawischer Sage und heidnischer Religion von Belang. Zur Zeit der Winter-Sonnenwende hielt nach dem Glauben der alten Deutschen die Göttin Freja ihren segnenden Umzug durchs Land. In dieser heiligen Zeit durfte nicht gesponnen werden, sonst strafte die Göttin. Bei den Deutschen im Erzgebirge heißt die Göttin Holda, hat also denselben Namen wie in Thüringen und Hessen, ein neuer Beweis, daß das Erzgebirge von jenen Gegenden aus bevölkert wurde. Auch östlich von der Elbe läßt sich Frau Holle nachweisen, nur heißt sie dort (z. B. in Albersdorf) Frau Hille.

Mit Frau Holle eins ist die Perahta (alte Form für Bertha), die noch heute bei den Tschechen als Parychta vorkommt. Es folgt daraus, daß die altdeutsche Form bei jenen Slawen noch im Gebrauch ist, daß auch schon vor dem Jahre 1000 eine so innige Verbindung deutschen und slawischen Volkslebens in Böhmen und Mähren vorhanden war, daß die Slawen, damals noch zum großen Theile Heiden, die Gestalten des deutschen Volksglaubens in sich aufnahmen und in späteren Jahrhunderten mit einer Zähigkeit festhielten, als ob sie ihr ursprüngliches Eigenthum gewesen wären.

Argentinische Mittagsmahlzeit. In Grashoff's Manuskript seiner Reisen durch Südamerika finden wir folgende Schilderung einer Mittagsmahlzeit in Catamarca. Zuerst trägt man eine Fleischbrühe, la sopa oder el caldo, in großen Obertassen auf, die aus Hühnern bereitet ist. Es folgt eine zweite Bouilton, el puchero, aus Hammel- oder Rindfleisch, in welcher Kohl, Kartoffeln, eine Art Kürbis (sapalio), Piment und andere Gewürze schwimmen. Nun kommen Tomates oder Liebesäpfel, Bohnen in Fett schwimmend und verschiedenartig zubereitete Eier. Dann Pasteten mit Fleisch, Eiern und Zwiebeln gefüllt. Es ist Sitte, daß viele Gerichte zu gleicher Zeit aufgetragen werden müssen, auch ist der Geschmack vieler ein und derselbe. Hühner, Tauben und Truthühner (pavo), sowie der Asado oder Spießbraten sind schlecht bereitet und keineswegs für den Gaumen eines Feinschmeckers berechnet. Die Fleischbrühe ist dagegen durchgängig wohlschmeckend und kräftig. Da die Südamerikaner große Freunde von Süßigkeiten sind, so beschließt das Dulce, welches aus eingemachten Früchten oder reinem Honigseim besteht, allemal die Tafel. Die vielen verdorbenen Mägen und schlechten Zähne, die bei älteren und jüngeren Damen häufig gefunden werden, ist Grashoff geneigt, der übertriebenen Leckerei von Süßigkeiten zuzuschreiben. Das Brod der Catamarqueños ist weiß und von angenehmem Geschmacke; seine Form, in der es gebacken wird, gleicht den Pfaffenmützen. Als Getränke dienen bei der Mahlzeit, außer etwas Wein, frischgemolkene Milch, die der gekochten vorgezogen wird, ein säuerlich süßes Getränk, das man aus der Schotenfrucht des Algarrobebaumes durch Gährung gewinnt.

Ueber die deutschen Kolonien bei Tiflis gibt Freiherr von Harthausen folgende Auskunft: Im Jahre 1818 wanderte eine große Anzahl Schwaben aus Württemberg aus, weil sie sich im Vaterlande in ihren religiösen Anschauungen und Rechten tief verletzt glaubten. Das russische Gouvernement wies ihnen Grundstücke in der Gegend von Odessa an, allein sie wollten dort kein rechtes Gedeihen gewinnen und auf ihren Antrag wurden sie nun größtentheils in die transkaukasische Provinz übersiedelt. Auch hier hatten sie in den ersten Jahren mit vielen Drangsalen zu kämpfen, durch Fleiß und Ausdauer wurden aber viele Kolonisten reich.

Dann riß bei ihnen eine religiöse Seuche ein; sie glaubten, das Ende der Welt sei gekommen und wollten unter Anführung einer Prophetin nach Jerusalem auswandern. Dem widersetzte sich aber die russische Regierung und zwang die Leute zu bleiben.

Die deutschen Kolonien bei Tiflis sind sehr blühend; sie sind für die europäisch lebende Bevölkerung von Tiflis, das russische Militär und die russischen Beamten wichtig, fast unentbehrlich. Die ganze Gartenkultur ist in ihren Händen, sie ziehen und liefern alle Gemüse, das meiste Obst, sowie fast alles Geflügel. Ihre Grundstücke sind durch Bewässerungswerke genügend mit Wasser versehen.

Nicht selten gehen einige von den Kolonisten nach Persien, des Handels und mancher Spekulationen halber; sie sind dort sehr gerne gesehen, besonders bei den Großen, ihrer Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit halber. In einem Perserkriege in den vierziger Jahren drang ein persisches Corps bis zur deutschen Kolonie Helenendorf vor und diese ward vom ersten Schwarm geplündert. Allein der persische Obergeneral hatte kaum vernommen, daß es ein deutsches Dorf sei, so ließ er den Leuten Alles zurückgeben und ließ ihnen verkünden, sie möchten nach Persien kommen, wo sie Grund und Boden haben sollten, so viel sie möchten. — Bisher haben die deutschen Kolonien wenig Einfluß auf den Fortschritt der Kultur bei den umwohnenden Grusiern und Tataren geäußert; die Grusier sind indolent, die Tataren stehen als Mohammedaner zu fern.

So schildert Freiherr von Harthausen diese Kolonisten im Jahre 1844. Fast zwanzig Jahre später, 1861, besuchte sie Heinrich Brugsch. Die kräftigen Hausväter mit ihren deutschen Zügen und ihrer nationalen altdeutschen Tracht saßen, aus langen Pfeifen rauchend, unter den schattigen Bäumen vor den Thüren ihrer sauberen Gehöfte. Brugsch wäre gern bei ihnen eingetreten, aber der bekannte Haß dieser Kolonisten gegen ihre deutschen Landsleute hielt ihn davon ab. Obgleich sie Lutheraner sind, fällt ihr Kalender doch mit dem russischen zusammen und sie feiern nicht nur Ostern, sondern auch die übrigen Feste des christlichen Jahres nach dem Kalender ihres neuen russischen Herrn.

Chile. In dieser Republik, die unter allen ehemals spanischen Colonien die am wenigsten mit Indianer- und Negerblut gemischte Bevölkerung hat, und wo das weiße Element ganz überwiegend vorwaltet, ist wachsender Fortschritt. Man hat jetzt die Strecke von Chillan bis Talcahuaro vermessen, und der Bau einer Eisenbahn wird in Angriff genommen. Eine zweite soll von der Centralbahn abzweigen und bis an die andere geführt werden. — Die Kohlengruben im Süden des Landes ergeben eine wachsende Ausbeute; eben so die Guanogruben von Mexillones.

Im Hafen von Valparaiso sind 1862 eingelaufen: 1037 Schiffe; ausgelaufen 1038; die Zahl der mit Dampf- und Segelschiffen angekommenen Passagiere beträgt 10,257.

Die Abstammung der Hauskatze. Von dem bekannten Afrika-Reisenden, dem jetzigen Direktor des Hamburger zoologischen Gartens, Dr. A. Brehm, brachte der Globus vor einiger Zeit Nachrichten über dessen Reise nach Mensa. Brehm hat nun soeben die wissenschaftlichen „Ergebnisse meiner Reise nach Habasch" herausgegeben, in welchem das von ihm beobachtete Thierleben an der Nordostküste Abyssiniens und in Mensa behandelt wird. — Ueber die Abstammung unserer Hauskatze war man bekanntlich bisher im Unklaren; daß sie von unserer heimischen wilden Katze nicht abstamme, war ausgemacht. Erst in neuerer Zeit nahm man an, daß die in Nubien heimische felis maniculata Rüppels als Stammmutter anzusehen sei. Dieser Ansicht pflichtet auch Brehm bei. Er sagt darüber in dem erwähnten Werke: Die Hauskatze Abyssiniens und Sudahns gibt sich so recht eigentlich als Nachkomme der kleinpfötigen Wildkatze, felis maniculata, zu erkennen. Sie zeigt nicht nur eine ganz ähnliche Färbung, wie ihre wilde Stammmutter, sondern auch dieselbe Schlankheit und Schmächtigkeit, ich möchte sagen, Armseligkeit, welche diese vor ihren Verwandten auszeichnet. Allerdings hat sie nicht dasselbe Loos wie unsere Hauskatze. Ihre Herrschaft bekümmert sich kaum um sie und überläßt es ihr selbst, sich zu ernähren, so gut sie kann. Diese Vernachlässigung dürfte aber schwerlich als der Grund ihres erbärmlichen Aussehens anzunehmen sein, denn an Nahrung fehlt es einem Raubthiere in jenen Breiten zu keiner Zeit des Jahres. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß die Katze Nord- und Mittelafrika's nur deshalb so schmächtig erscheint, weil sie am treusten die ursprüngliche Gestalt sich erhalten hat, d. h. am wenigsten den Einflüssen der Züchtung unterworfen gewesen ist. Sie hat sich ihre Freiheit in ungleich höherem Maße zu bewahren gewußt, als unsere Katze; sie scheint in ihrem Herren eben nur ihren Hauswirth zu erblicken. Niemals sieht man einen Sudahnesen, Abyssinier oder Araber mit der Katze spielen, niemals sie hätscheln und liebkosen; die Leute bekümmern sich kaum um sie und halten sie einzig und allein ihres Nutzens, nicht ihrer Anmuth wegen. Die gewöhnliche Färbung der innerafrikanischen Hauskatze kommt, wie bemerkt, der ihrer wahrscheinlichen Stammmutter am nächsten; doch gibt es auch hier schon ausgeartete, nämlich einfarbig weiße oder schwarze, rothgelbe und sogenannte dreifarbige Hauskatzen. Allein alle diese Ausartungen finden sich ungleich seltener als bei uns zu Lande.

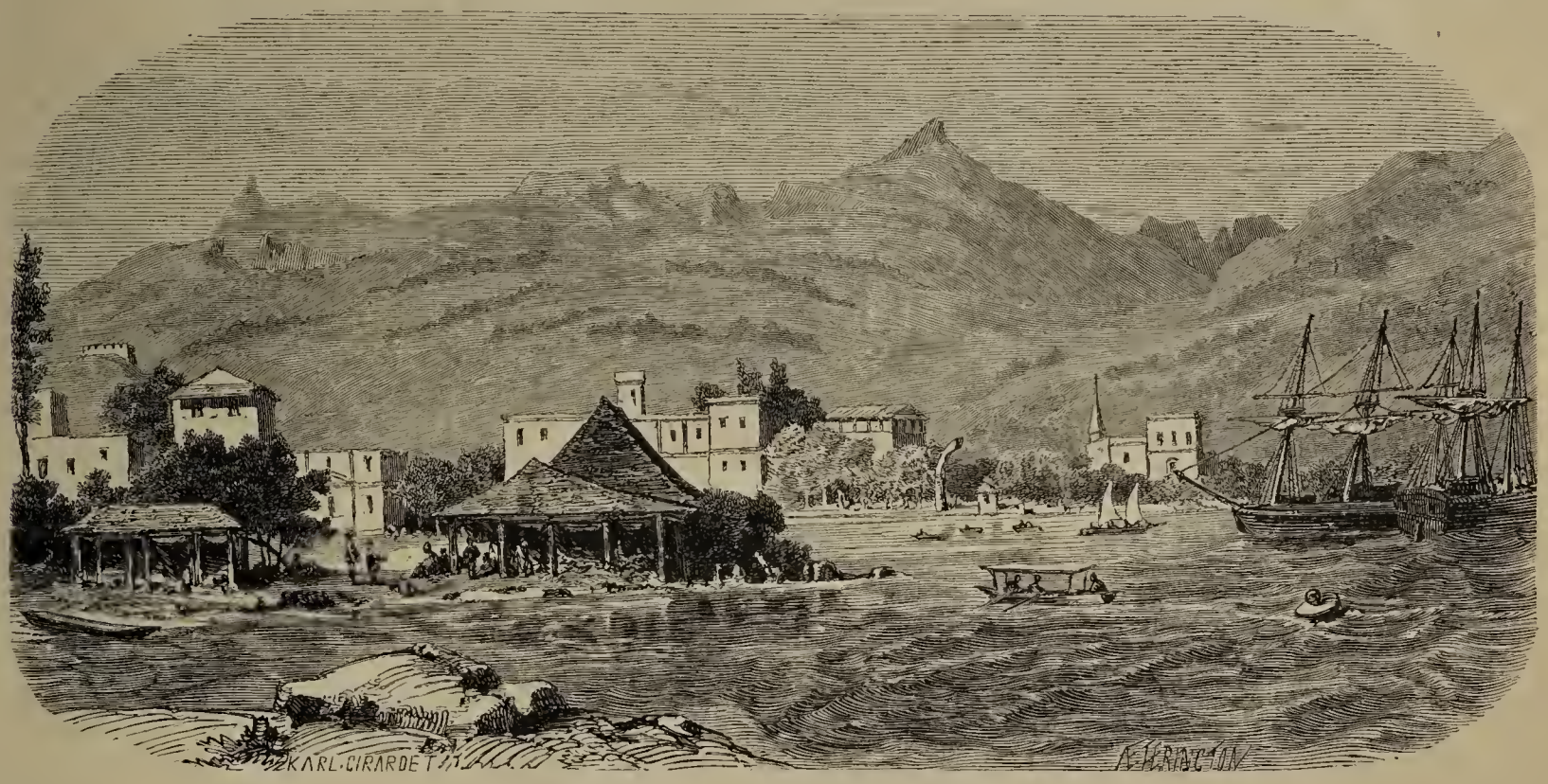
Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die maskarenischen Inseln Mauritius und Réunion im Indischen Ocean*).

Erster Artikel.

Die Inseln im indischen Ocean. — Gegensatz zum Stillen Weltmeer. — Die Maskarenen. — Mauritius. — Landschaftliche Eindrücke. — Die Hauptstadt Port Louis. — Handelstreiben. — Der botanische Garten. — Cascade de la Savane. — Ein Ausflug nach dem Grand Bassin. — Die Wilhelms-Ebene. — Zuckerrohr und Plantagen. — Der Borer und das Unkraut Cailli. — Der Charakter von Port Louis und die buntscheckige Bevölkerung: Creolen, Chinesen, Parsis, Malgaschen, Malayen, Neger. — Die Malabaren als Plantagenarbeiter. — Gesetze über Kuli-Einwanderung.

Der weite Meeresraum zwischen den westlichen Küsten Ostindiens und Australiens und den lang hingestreckten Gestaden Ostafrika's erscheint nur spärlich mit Inseln besäet und bildet in dieser Beziehung einen auffallenden Gegensatz zum stillen Ocean. In diesem liegen die Eilandfluren zu beiden Seiten des Erdgleichers in großer Fülle zumeist in geringer Entfernung von einander; im indischen Meere dagegen tritt das insularische Element nur sehr zerstreut auf; es fehlt hier ein eigentlicher Archipelagus und die wenigen vereinzelten Gruppen sind klein, auch zumeist nur im Süden des Aequators vorhanden. Dort finden wir die Seychellen, eine Hafelung von etwa anderthalb Dutzend kleinen, mit Korallenriffen umzogenen Graniteinseln; südwestlich von ihnen die elf unbewohnten Amiranten, welche von Schildkrötenfängern besucht werden;



Port Louis auf Mauritius. (Nach einer Originalzeichnung.)

nach Süden hin eine Anzahl kleiner Koralleneilande und die Granitinsel Rodriguez; sodann am Nordeingange des Kanals von Mosámbik die vulkanischen Comoro-Inseln.

Daneben aber zieht sich, lang hingedehnt, nur 40 Meilen von der afrikanischen Küste entfernt, Madagaskar, diese „Perle des indischen Weltmeeres", reich an tropischen Produkten aller Art, und östlich von ihr, gleichsam als Vorposten, liegen die beiden „Zuckerinseln" Mauritius und Réunion. Als im Jahre 1505 der Portugiese Masearenhas, nach welchem die Gruppe benannt wird, an den Küsten landete, war das Land nicht von Menschen bewohnt, wohl aber vom Dodo oder Dronte, jenem Riesenvogel, der nun längst verschwunden, und von welchem nichts übrig geblieben ist, als einige Knochen, die sich in einem holländischen Museum befinden. Es erscheint seltsam genug, daß beide Eilande unbevölkert waren, obwohl Madagaskar so nahe liegt und arabische Seefahrer Jahrhunderte lang den

*) Travels in Eastern Afriea, by Lyons Mc Leod, London 1860, Bd. 2, S. 144 ff. — Ludwig Schmarda's Reise um die Erde in den Jahren 1853 bis 1857, Braunschweig 1861, Bd. 2, S. 11 ff. — Revue maritime et coloniale, Januar 1863, S. 29 ff. Sodann dieselbe in den Lieferungen vom März und Mai 1863. — Reise nach den maskarenischen oder französisch-afrikanischen Inseln Isle de France und Bourbon, von Bory de St. Vincent. Aus dem Französischen, Weimar 1805, S. 86 ff. — Séjour à l'île Mauriee, par Alfred Erny, in le Tour du Monde Nr. 164 und 165. — Voyage à l'île de la Réunion, par L. Simonin, in le Tour du Monde Nr. 141 und 142.

südwestlichen Theil des indischen Oceans durchkreuzt haben. Die Portugiesen ließen beide Eilande unbeachtet; sie hatten in Indien, Ostafrika, im malayischen Archipelagus und in Brasilien überseeische Besitzungen genug. Ein Gleiches gilt von den Holländern, welche das nach dem Prinzen Moritz, Mauritius, von Nassau-Oranien benannte Eiland 1598 zu besiedeln anfingen, dasselbe jedoch 1712 freiwillig aufgaben, um ihre Kräfte mehr am Vorgebirge der guten Hoffnung und im indischen Archipelagus zu concentriren.

Aber den Franzosen, welche einst große Pläne auf Indien verfolgten, war die vortreffliche Welt- und Handelslage dieser Inseln nicht entgangen; sie nahmen 1721 Mauritius in Besitz und nannten dasselbe Isle de France. Bis 1810 blieb die Insel in ihrem Besitze, wurde dann von den Engländern besetzt und im Frieden von 1814 an diese abgetreten. Sie stellten den alten Namen wieder her. Das heutige Réunion, welches den Franzosen noch jetzt gehört, wird seit 1649 als ihr Eigenthum betrachtet. Man nannte es damals Bourbon, später eine Zeitlang Napoléon.

Beide Maskarenen sind in mehr als einer Beziehung von Wichtigkeit: sie liefern eine große Menge Zuckers in den Welthandel. Auf der einen waltet das französische Element vor, auf der andern geräth dasselbe ins Gedränge gegenüber dem englischen und wird durch die größere Ausdauer und Zähigkeit des letztern mehr und mehr verdrängt. Sodann ist in volkswirthschaftlicher Beziehung ein großes „philanthropisches" Experiment gemacht worden; man hat die Neger emancipirt und dann jene Folgen geerntet, welche von unbefangenen Leuten mit Bestimmtheit vorausgesagt wurden.

Die Inseln stehen gegenwärtig in regelmäßiger Verbindung mit Europa und man erreicht sie über Alexandrien, Suez, Aden und Port Mahe auf den Seychellen durchschnittlich nach einer Reise von 26 bis 28 Tagen. Der Waarenverkehr freilich sieht sich noch immer auf die alte Straße um das Vorgebirge der guten Hoffnung angewiesen. Mauritius, das einige gute Häfen besitzt, hebt sich viel rascher als Réunion, das nur unsichere Rheden hat und wo die Franzosen gegenwärtig mit großen Kosten ein paar künstliche Häfen zu schaffen bemüht sind.

Ein Reisender aus Nordeuropa, welcher in Sicht von Mauritius kommt und in Port Louis ans Land steigt, ist erstaunt und entzückt über die üppige Fülle tropischen Pflanzenlebens und über das ungemein bunte Treiben der Menschen, welches seinem Auge sich darbietet. Auf einen schmalen Streifen sandigen Ufers folgt eine grüne Gestadefläche; aus reizenden Gärten und Pflanzungen blicken die rothen Dächer hervor. Strandbatterien und ein hochliegendes Fort beherrschen den von großen Seeschiffen und vielen kleinen Fahrzeugen belebten Hafen. Hinter der Stadt thürmt sich das Gebirge seltsam gestaltet empor. Man sieht den Pouce, den Signalthurm und den Pieter Boot, denn das ist die richtige Bezeichnung für den Berg, welcher in dieser Kette als der höchste dasteht. Auf seinem Gipfel steigt ein großer, unzugänglicher Fels empor, der einigermaßen einem Menschenkörper gleicht und auf dem Meere schon aus weiter Entfernung sichtbar ist. Er gilt den Schiffern als Landmarke und eine Art von Wahrzeichen, mehr als der eigentliche Hafensignal-Berg.

Port Louis zählt jetzt zwischen 30 und 40,000 Einwohner und hat breite, zum Theil schöne, mit Schwarzholzmimosen, Benzoëbäumen und theilweise auch mit Palmen bepflanzte Straßen. Die Häuser haben zumeist nur ein Erdgeschoß, andere nur ein Stockwerk, aber manche sind äußerst bequem eingerichtet und den klimatischen Verhältnissen angepaßt. Bei den wohlhabenden Leuten fehlt eine Veranda nicht und das Haus steht in einem Garten. Die Fensteröffnungen werden nur zur Hälfte mit Glasscheiben versehen, um das Licht durchzulassen; die andere Hälfte hat bewegliche Jalousien, welche der Luft freien Eingang oder Durchzug gestatten. Man gebraucht stets die Vorsicht, den Fußboden etwa eine Elle über den Hausgrund zu legen und hält auf diese Art das Eindringen der Feuchtigkeit ab.

Kein Reisender versäumt, den botanischen Garten zu besuchen, welcher etwa sieben Miles von der Stadt in der Nähe des durch Bernardin de Saint Pierre's Paul und Virginie so bekannt gewordenen Pampelmouse liegt. Schmarda bemerkt, daß er gar kein botanischer Garten in dem Sinne sei, welchen wir in Europa mit dem Worte verbinden, wohl aber eine prachtvolle Wildniß. Ursprünglich war eine große Fläche in französischem Styl durch rechtwinklige Gänge in Vierecke getheilt worden und mehrere derselben sind mit Zimmtbäumen eingefaßt. Aber gegenwärtig ist Alles ein Durcheinander von hohen Bäumen, die dort ursprünglich gewachsen oder aus irgend einem Grunde, z. B. wegen ihres ökonomischen Nutzens, ihrer hübschen Gestalt, oder aus wissenschaftlichem Bedürfniß angepflanzt sind. Namentlich findet man eine Fülle von Palmen aller Zonen, auch die schöne Lodoicea Sechellarum, welche wir im Globus eingehend geschildert haben (Bd. III, S. 150). Prachtvoller Bambus überwuchert die niedrigen Pflanzen. Der Garten, welcher durch die Fülle und Schönheit seines Baumschlags unerreicht ist, hat auch Wasser in Menge. In der Nähe befindet sich das fingirte Grab von Paul und Virginie; diese beiden Hauptpersonen des schönen Romans sind an einer ganz andern Stelle beerdigt.

Eine Wanderung durch diese gebirgige Insel, die einen Flächenraum von etwa 32 deutschen Geviertmeilen einnimmt, ist in jeder Hinsicht belohnend. Gleich am Fuße des Signalberges findet man einen langen Baumgang von Filao, welchen man als die Trauerweide der Kolonie bezeichnet hat. Sie führt zum Gottesacker, auf dem (wie zu Cincinnati und in anderen Städten des „freien" Yankeelandes) die schwarzen Leichen von den Weißen durch eine Mauer getrennt worden sind. In manchen Gegenden wachsen Kokospalmen, die reichen Ertrag geben, und den Charakter des Pflanzenwuchses am Tamarindenflusse hat man mit dem nilotischen verglichen.

Mauritius bietet eine große Mannigfaltigkeit landschaftlicher Scenen dar. Die Insel ist vulkanischen Ursprungs; von den Bergen strömen Bäche in Menge herab, welche zum Theil prachtvolle Kaskaden und Wasserfälle bilden und die Thäler und Ebenen befruchten. Keiner von den vielen, zum Theil sehr eigenthümlich gestalteten Bergen übersteigt die Höhe von 2700 Fuß; die meisten sind kegelförmig. In der Configuration der Insel ist eigentlich gar keine Regelmäßigkeit; das Ganze erscheint gleich einem wirren Durcheinander.

Wir wollen den Reisenden Alfred Erny begleiten. Er unternahm von dem kleinen Orte Port Souillac aus einen Ausflug in's Innere. Dieser Hafen liegt in der Mitte der Südküste, im Bezirk Savane, ist sicher, hat aber eine gefährliche Einfahrt. Unweit von Souillac zeigt man den Fremden eine Naturmerkwürdigkeit, die Cascade de la Savane. Man denke sich eine schwarze Basaltmauer, welche durchweg aus regelmäßigen geometrischen Prismen besteht, die von Menschenhand behauen zu sein scheinen, so glatt und geordnet erscheinen sie. Das herabfallende Wasser bricht sich an diesem Gestein, bahnt sich aber einen Weg und fällt schäumend in ein rings umschlossenes Becken hinab, welches an manchen Stellen mit Teichrosen bedeckt und mit Bananenpflanzen umsäumt ist.

Sehr lohnend erscheint ein Ausflug nach dem Grand

Bassin, das nördlich von Souillac landeinwärts liegt. Man geht zunächst nach dem Dorfe Combo, nimmt dort ein gutes Maulthier und reitet über das Bois Sec, eine traurige Gegend, in welcher verdorrte und umgefallene Baumstämme in unzählbarer Menge zu sehen sind. Weiterhin folgt grüner Wald, von welchem eben eine Strecke urbar gemacht wurde. Malabarische Arbeiter hieben die Stämme ab und verbrannten sie nachher sammt den Wurzeln; die Asche dient als Dünger, und man pflanzt Zucker in den auf solche Weise befruchteten Boden. Erny machte die Bemerkung, daß überall, wo auf Mauritius Durchhaue in den Wäldern vorhanden sind, die Umgegend solcher Lichtungen von den Orkanen weit mehr zu leiden hat, als die übrigen Waldestheile, und das erklärt sich leicht. Die Bäume erheben sich im Walde sehr nahe bei einander, streben in die Höhe, um Licht und Luft zu gewinnen und sind durch Schlingpflanzen, auf welche der Wind keine Gewalt ausübt, gleichsam zu einer festen Masse verbunden. Sie stehen geschlossen da wie eine Phalanx; sobald man aber eine Lücke hinein macht, bricht der wilde Orkan in diese hinein und übt seine Werke der Zerstörung aus.

Zu beiden Seiten eines engen Pfades stand verwilderter Tabak in großer Menge. Nicht ohne Ueberraschung sieht man in diesen Wäldern auf Mauritius natürliche Pfropfungen in großer Menge. Eine schwächere Pflanze kommt durch Zufall mit den Zweigen einer stärkern Art in Berührung, schlägt in denselben Wurzeln, wächst weiter und erscheint nun als ein Bestandtheil dieser andern Pflanze; eine Mimose z. B. auf einem Zimmtbaume, ähnlich wie bei uns in Europa die Mistel.

Weiter aufwärts beginnen die baumartigen Farrn, welche eine wahre Zierde der Landschaft bilden. Ein Blick abwärts zeigt eine malerische aber äußerst wilde Landschaft. Nach einer halben Stunde ist man auf einer ausgedehnten Hochebene und am Grand Bassin. Dieses Becken bildet auf dem höchsten Punkte des Plateau's der Insel, mehr als 2000 Fuß über der Meeresfläche, einen kleinen See. An demselben steigt ein Hügel empor, auf welchem die englische Flagge weht. Das Wasser ist rings von großen Bäumen umgeben; etwa in der Mitte liegt eine kleine Insel, und am Rande ist die Hütte eines schwarzen Aufsehers. Wasservögel besuchen das große Becken nicht; außer Goldfischen findet man nur Aale von gewaltiger Größe, und im Land erzählt man, daß schon mehr als einmal badende Menschen von ihnen aufgefressen worden seien. Aber allerlei Wild und lärmende Affen sind in der Umgegend in großer Menge vorhanden.

Von diesem großen Becken strömen nach allen Richtungen Gewässer ab, welche weit und breit dem Lande Feuchtigkeit spenden. Der See soll an manchen Stellen bis zu 60 Fuß Tiefe haben und an andern „unergründlich" sein. Der Umfang dieses alten Kraters beträgt etwa ein Viertel Liene, und die ganze Ufergegend besteht aus Lava. Er ist zu allen Jahreszeiten mit Wasser gefüllt.

Nördlich vom Großen Becken dehnt sich ein Hochplateau aus, das den Bezirk der Wilhelms-Ebene bildet. Diese ist ungemein fruchtbar, hat eine milde Temperatur und die reichen Bewohner von Port Louis besitzen dort zum Theil ungemein hübsche und stattliche Landhäuser, in denen sie während der vier heißen Monate vom December bis März Sommerfrische halten. Von dort aus besuchen sie gelegentlich die Zuckerplantagen.

Wir haben weiter oben die Mascarenen als Zuckerinseln bezeichnet, und das sind sie in der That; Zucker bildet das Haupterzeugniß, um welches sich Alles dreht. Die Holländer brachten das süße Rohr aus Java nach Mauritius, wo dasselbe vortrefflich gedieh. Im Jahre 1860 waren auf der Insel 127,056 Acres unter Anbau und von diesen 118,284 Acres mit Zuckerrohr bepflanzt.

Inmitten einer Zuckerplantage sieht man allemal ein großes Gebäude mit Bogengängen und einem blechernen, gewöhnlich mit rother Oelfarbe angestrichenen Dache. In demselben befinden sich die Mühlen, Maschinen, Oefen ꝛc. zur Bereitung des Zuckers. Der Pflanzer wohnt mit seiner Familie in einem besondern Gartenhause. In einiger Entfernung stehen mehrere Reihen von strohgedeckten Hütten, welche man als Camp bezeichnet; in denselben hausen die Arbeiter. Der Neger ist ein unverbesserlicher Faullenzer, aber auch der Indier entzieht sich gern der Arbeit; doch ist er bei weitem nicht so träg als der Neger.

Der Pflanzer ist zugleich Fabrikant; er bereitet aus dem Safte des Rohres den Zucker. Im Juli wird dasselbe reif; die Arbeiter schneiden es über der Wurzel ab, beladen damit die überall bereit stehenden Karren, und so gelangt es in die Zuckermühle. Auf eine Beschreibung des Verfahrens gehen wir hier nicht ein, weil wir gelegentlich eine westindische Zuckerpflanzung zu schildern gedenken und bemerken nur, daß die Ernde auf Mauritius bis in die zweite Hälfte des Decembermonats zu dauern pflegt.

Eine Zuckerpflanzung erfordert große Aufmerksamkeit, besonders wenn junge Schößlinge dem Boden anvertraut worden sind. Diese haben einen äußerst gefährlichen Feind an dem Borer, einem Insekt, welches entsetzliche Verwüstungen anrichtet. Es ist aus Ceylon gekommen, wo man seinetwegen den Anbau des Zuckers hat aufgeben müssen. Mauritius zittert vor diesem kleinen Thiere. Das Insekt durchbohrt das Rohr der ganzen Länge nach, und das wässerige Fleisch desselben wird dann holzig und unbrauchbar. Dadurch gehen jährlich Millionen verloren. Man hat insektenfressende Vögel aus der Fremde eingeführt, und unsere Staare und Sperlinge würden, falls sie auf Mauritius zu finden wären, tapfer unter dem Borer aufräumen; inzwischen muß man sich begnügen, ihrer so viel als thunlich durch die indischen Arbeiter vernichten zu lassen. Sie überwachen das junge Rohr und suchen das Insekt und dessen Eier auf. Einige Bezirke, z. B. die Pamplemousses im Norden, haben sehr viel vom Borer gelitten, mehr als die im Süden, wo freilich der Schaden auch beträchtlich gewesen ist. Eine andere Plage im Norden ist das Cailli, ein Unkraut, welches vor etwa zwanzig Jahren zuerst auftrat und seitdem zu einer wahren Pest geworden ist. Man weiß nicht, auf welche Weise es nach Mauritius gebracht wurde. Es wuchert ganz entsetzlich um sich und thut den Zuckerplantagen großen Schaden.

Wir wenden uns wieder nach der Hauptstadt Port Louis, die einen interessanten Anblick gewährt. Die weißen Creolen haben nicht die Energie der eingewanderten Europäer, welche wenigstens eine Reihe von Jahren mehr Zähigkeit bewahren, dann aber auch die Einwirkungen des Klima's empfinden. Mauritius ist gesund, aber das Klima ist eben tropisch. Noch heute besteht die Mehrzahl der Weißen aus Creolen französischer Abstammung, und sie sind sehr mißvergnügt über die Engländer, weil sie von diesen überflügelt werden. Sie halten sich für gedrückt, und doch haben sie unbedingt gleiche Rechte mit allen anderen und werden von der Regierung mit der größten Rücksicht behandelt. Ein unbefangener Beobachter, unser Landsmann Schmarda, der als Augenzeuge spricht, bemerkt Folgendes:

„Der französische Creole kann bei seiner größern Unwissenheit, bei seinem Mangel an Energie, bei Leichtsinn, Sucht nach Vergnügungen und Neigung zum Aufwand bis zur Verschwendung, die Concurrenz der Engländer nicht

anshalten. Er muß sich reformiren oder wird allmälig verarmen, und nach der Meinung der mit den Verhältnissen Vertrauten ist die Zeit nicht fern, wo es auf Mauritius nur noch ein französisches Proletariat geben wird. Denselben

Der Pieter Boot auf der Insel Mauritius. (Nach einer Originalzeichnung.)

Einfluß der unwiderstehlichen Amalgamation, welchen die herrschende lebenskräftige Rasse naturgemäß auf die übrigen ausübt, werden auch die Reste der holländischen Ansiedler auf der südöstlichen Seite der Insel nicht widerstehen können. Doch werden die Folgen wahrscheinlich minder bedenklich sein, da, bei der Analogie im Charakter aller germanischen Völker, der Transfusionsprozeß der Nationalität ein mehr natürlicher und daher auch leichterer ist."

Auch Alfred Erny gesteht ein, daß die französischen Creolen an Charakterenergie weit hinter den Nordeuropäern zurückstehen. Allgemein wirft man ihnen Trägheit vor. Der Franzose sucht aber seine Stammesgenossen damit zu entschuldigen, daß sie unter einem heißen, entnervenden Klima leben. Uebrigens herrscht in Port Louis ein reges Handelstreiben, besonders auf dem Regierungsplatz, in der Rue royale und auf den Quais; dort findet man am Tage

Cascade de la Savane auf Mauritius. (Nach einer Originalzeichnung.)

keine Müssiggänger. Die Stadt besitzt ein Theater. Die Engländer haben Sauberkeit erzwungen, auch halten sie Pferderennen ab.

Betrachten wir uns das buntschäckige Gewühl. In der dunkelfarbigen Menschenmenge fällt uns zunächst der Chinese auf. Man führte anfangs weizengelbe Söhne des himmlischen Reiches ein, um sie als Arbeiter auf den Zuckerplantagen zu verwenden; aber sie zogen das Handeln und Schachern vor und gediehen dabei vortrefflich. Sie halten Buden für den Kleinverkauf, sind Wagenverleiher, treiben Handwerke, und an jeder Straßenecke findet man einen chinesischen Spezereiladen. Der „Himmlische" geht mit seinem großen Sonnenschirm, hat einen ledernen Geldbeutel in der Hand und findet sich überall ein, wo eine Versteigerung abgehalten wird, oder wo es etwas zu handeln gibt. Es würde selbst unseren europäischen Juden oder den Tataren schwer fallen, im Kleinhandel mit ihnen zu concurriren.

An der eigenthümlichen Gestalt der Kopfbedeckung erkennen wir sogleich den Parsi. Er ist aus Bombay oder Surat in Indien herbeigekommen und treibt nur Großhandel. An ihm vorüber geht ein dunkelfarbiger Mann mit schlichtem, wie Seide glänzendem Haar; er ist ein Malgasche. Sein Gesichtswinkel ist beinahe so gerade wie bei einem Europäer; nicht selten hat ein solcher Mann aus Madagaskar eine Art von Adlernase, die nicht gedrückt ist wie jene des Kaffern; zwar seine Lippen sind aufgeworfen, aber es ist Verhältniß und Feinheit darin. Der Blick ist eindringend und etwas wild; die Haut, man möchte sagen, olivenschwarz. Auch der Malaye hat auf Mauritius seine Vertreter. Dieser Mensch ist kastaniengelb oder kastanienbraun und führt seinen Kris, das gefährliche Dolchmesser, im Gürtel.

Aber diese Typen sind verhältnißmäßig nicht zahlreich; die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Negern und Indiern.

Auch auf Mauritius hat sich herausgestellt, daß der freie Neger nicht arbeitet und als ein nichtsnutziger Proletarier zur ärgsten Landplage wird. In Port Louis hat er eine Vorstadt inne, das Camp Creole, welches sehr malerisch

Die Wilhelms-Ebene auf der Insel Mauritius. (Nach einer Originalzeichnung.)

liegt; die Weißen bewohnen die eigentliche Stadt, die Indier eine besondere Vorstadt, das Camp malabar, welches man auch wohl als Klein-Indien bezeichnet. Dort ist Alles asiatisch. Am Sonntage sieht man die Frauen im schönsten Putz einherwandeln; sie haben Ringe von Kupfer oder anderem Metall an Fingern und Zehen, an Arm- und Beingelenken, am Nasenknorpel, und in den Ohren Reife mit Muscheln. Als Bekleidung dient ein Shawl, der bis auf die Füße herabhängt. Nach unseren Begriffen sind die meisten nicht gerade hübsch, aber viele haben sehr bewegliche und ausdrucksvolle Züge, und an die dunkle Hautfarbe gewöhnt man sich bald, weil man sie in in so großer Menge sieht. Die Malabaren (man bezeichnet auf Mauritius alle aus Indien eingeführten Arbeiter mit diesem Namen) sind untereinander recht gesellig. Oft sieht man sehr lebhafte Gruppen, welche mit einander schwatzen und dabei die

Guguri rauchen, eine Wasserpfeife, deren Tabaksbehälter von einer Kokosschale gebildet wird.

Diejenigen Malabaren, welche sich zum Brahmanismus bekennen, feiern in jedem zweiten Jahr ein großes Fest, zu welchem sie vier Monate vorher alle Vorkehrungen zu treffen pflegen. Sie errichten nämlich aus Bambus eine hohe Pagode mit mehreren Stockwerken, die, etwa nach Art der russischen Kirchen, von einer Kuppel überragt werden. Die Pagode wird dann mit allerlei buntfarbigem Papier aufgeputzt und das Ganze nennen sie Ghun, während die Feierlichkeit selbst Yamse heißt; sie dauert elf Tage.

Die mohammedanischen Malabaren dagegen haben einige Moscheen und sind, gleich den Persern und den indischen Anhängern des arabischen Propheten, Schiiten. Demgemäß gilt ihnen Ali als der allein rechtmäßige Nachfolger Mohammeds, und die drei Khalifen Abubekr, Othman und Omar werden verabscheut. Alljährlich, beim Vollmond im Monat März, feiern sie den Tod Hosseïns, der Ali's zweiter Sohn war und in der Schlacht bei Kerbela in Mesopotamien getödtet wurde, als er die Rechte seines Vaters vertheidigte. Dann herrscht allgemeine Trauer; zehn Tage lang bereitet man sich durch Fasten und Büßen zum Feste vor, bei welchem ein großer Umgang gehalten wird. Voran ziehen Männer, welche sich Arme und Gesicht mit verschiedenen Farben beschmutzt haben, Säbel schwingen und dabei verschiedene Rufe ausstoßen. Auch veranstalten sie Scheingefechte, die manchmal ein verhängnißvolles Ende nehmen; die Schiiten glauben, daß ein Mann, welcher dabei sein Leben einbüßt, geraden Weges ins Paradies gelange. Uebrigens haben die Malabaren bei diesem Fest eine Ceremonie, welche von jener der übrigen Schiiten völlig abweicht. Der Sarg, in welchem bei diesen letzteren eine Menschengestalt liegt, die den mit Wunden bedeckten Hosseïn bedeutet, enthält bei den Malabaren — ein Spanferkel. Sie haben nach Annahme des Mohammedanismus, der bei ihnen sehr äußerlich ist, manche heidnische Bräuche beibehalten.

Es ist bemerkenswerth, daß die Inder keine heiteren Lieder kennen, wohl aber Trauergesänge. Diese Menschen kennen Heiterkeit in unserm Sinne nicht. Sie leben mit Frau, Kindern und Hausthieren sehr zufrieden in einer Hütte, deren Geruch ein Europäer platterdings nicht ertragen kann. Der Malgasche dagegen macht sich Musik, so oft er kann. Er spielt auf dem Bobre, einer Art Zither mit einer Saite, welche er über einen Flaschenkürbis spannt, oder schlägt eine Art Trommel mit seiner Faust, oder er hat eine Art von Maultrommel und eine Marrauwane, eine „Harfe", welche sein Lieblingsinstrument bildet. Aber auch die Musik des Malgaschen ist melancholisch und sein Tanz hat etwas Ernsthaftes und Feierliches. Die Marrauwane ist eine walzenförmige Leier mit 7 bis 8 über ein Bambusgestell gezogenen Saiten.

Malgaschen auf Mauritius. (Nach einer Photographie.)

Von den Negern war Schmarda nicht im Mindesten erbaut. Er fuhr durch ihre Vorstadt hinaus nach Pampelmouse. „Beide Seiten der Straße waren mit zerstreuten Häuschen und Hütten besetzt, welche von der schwarzen und gemischten Bevölkerung bewohnt werden. Aber unter ihnen befand sich eine große Zahl von Branntweinläden, in denen es trotz des englischen Sonntags sehr lebhaft herging, und wo Lieder in einem Entsetzen erregenden, französischen Patois gesungen wurden. Die Straßen waren sehr belebt von Gehenden, Fahrenden und Reitenden aller Farben; ungeschlachte Neger und Mulatten, die aber alle emancipirt sind und faullenzen; Terceróns und Quarterons mit ihren koketten Weibern und Töchtern, in graziöser Haltung, europäischen Kleidern von den schreiendsten Farben; die meisten trugen schwarze Sonnenschirme. Dazwischen wandelten stattliche Malabaren, welche seit der Sklavenemancipation die eigentliche arbeitende Bevölkerung bilden. Die freigewordenen Neger sind in der Regel zur Arbeit in den Pflanzungen nicht zu bewegen, und wenn sie arbeiten, sind sie unzuverlässig und gehen ihren Dienstgebern bei der ersten Veranlassung davon. In ihrem Benehmen sind sie in der Regel unverschämt. Sie bestellen kleine Fleckchen Landes mit Yam und Bataten, und verdingen sich höchstens zu kleinen leichten Arbeiten, bis sie so viel erworben haben, um außer ihren Bedürfnissen sich den

Lurus der Rumflasche zu verschaffen." — Demnach sind die Ideale der Negerphilanthropen und Abolitionisten im indischen Ocean genau so verwirklicht wie im tropischen Amerika. Die Emancipation hat überall nichts weiter geschaffen, als ein faules und unverschämtes Negerproletariat*).

Gegenüber den laut redenden Thatsachen ist oftmals und sehr dreist die Behauptung aufgestellt worden, daß gerade Mauritius zeige, wie wohlthätig die Emancipation der Neger auf das Gedeihen der Insel gewirkt habe. Allerdings hat die Zuckerproduktion sich vermehrt, aber die Neger haben daran nicht den allermindesten Antheil. Die Emancipirten, welche seit dreißig Jahren vollkommen frei sind, arbeiten heute eben so wenig, wie ihre Söhne. Von diesen kann doch die pseudophilanthropische Floskel nicht behaupten, daß „Knechtschaft, barbarischer Druck und ein absolutes System der Bevormundung alle für einen vernünftigen Genuß der Selbstständigkeit erforderlichen Fähigkeiten des Menschen in einem erschreckenden Grade zu ertödten vermöge" **).

Auf Mauritius nahmen die Dinge folgenden Verlauf: Vom Jahre 1834 bis 1839 dauerte die sogenannte Lehrlingszeit der Sklaven, die Uebergangsperiode, nach deren Ablauf die Neger frei wurden. Während derselben zeigte sich schon, daß von Seiten dieser freien Leute auf gar keine regelmäßige Arbeit zu rechnen sei, und daß man sich „Hände" aus anderen Gegenden verschaffen müsse, wenn nicht aller Anbau aufhören solle. Deshalb holte man schon in den Jahren 1834 bis 1838 nicht weniger als 24,566 Indier, die sich auf 5 Jahre verdingen mußten und nach Ablauf dieser Frist wieder in ihre Heimath zurückkehren konnten.

Die Philanthropen sind mit folgender Unwahrheit bei der Hand: „Weil man aus Indien Arbeitskräfte genug bekommen konnte, vernachlässigte man die Emancipirten". Aber wenn diese letzteren hätten arbeiten wollen, so brauchte man ja keine Malabaren aus Indien mit so großen Kosten herüberzuholen, Leute, mit denen man ohnehin erst Experimente machen mußte, die möglicherweise fehlschlagen konnten. Man holte aber Malabaren, weil die Neger sich platterdings zu gar nichts verstanden.

Straße im malabarischen Camp zu Port Louis. (Nach einer Originalzeichnung.)

*) Darüber sind alle Beobachter, welche fünf Sinne haben, durchaus einverstanden. So sagt Cruy, wo er von der Hochebene spricht, von welcher die Rivière Noire herabkommt: „Elle est habité par une population de noirs tellement paresseux, que même pour de l'argent, on ne peut les décider, à faire une course ou à porter un fardeau." In den Städten und auf den Plantagen: „Les Indiens ont remplacé dans tous les quartiers les travailleurs noirs, qui, depuis qu'ils sont libres, ne veulent plus rien faire".

**) Dieser Satz steht in einem Artikel: „Ueber freie Arbeit und Sklavenarbeit in den Kolonien". Berliner Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde. 1856. I, S. 192. Der Verfasser behandelt den Gegenstand, ohne auch nur ein Wort darüber zu sagen, weshalb der Malabare arbeitet und weshalb der Neger nicht; er hat keine Ahnung von der verschiedenen Anlage und Begabung der Rassen, aber viele dreiste und oberflächliche Phrasen des gewöhnlichen Schlages. Er fragt gar nicht, was nach der Emancipation die Neger aus sich gemacht haben und was aus ihnen geworden sei. Die Antwort hätte allerdings sehr niederschlagend gelautet.

Die englische Regierung ließ sich von den angeblichen Negerfreunden, d. h. den Handwerksphilanthropen, zu einer eben so ungerechten als unklugen Maßregel verleiten. Man stellte ihr vor, daß die „armen guten" Neger um alle segensreichen Früchte der Emancipation und der Freiheit durch die habgierigen Plantagenbesitzer geradezu betrogen würden. Aus Aerger darüber, daß die Sklaverei beseitigt sei, hätten sie Malabaren hinüber gezogen und die Neger ohne Arbeit

duktion im Jahre 1842 bis auf 36,542 Tonnen herabgesunken war, mußte man die Einfuhr von Kulis wieder gestatten, denn mit den Negern war platterdings gar nichts anzufangen. Auch jene 36,542 Tonnen Zucker waren nur durch Arbeit der Malabaren erzeugt worden; ohne sie würde gar keine Produktion stattgefunden haben.

Durch diese verhältnißmäßig fleißigen Leute ist damals

Eine Malabarin. (Nach einer Photographie.)

gelassen! Diese widersinnige und durchaus unwahre Angabe fand Glauben, und die Einfuhr indischer Arbeiter wurde verboten!

Nun war freilich den Negerfreunden ihr Wille geschehen, aber die „armen guten Neger" wollten auch jetzt nicht arbeiten, und selbst der höchste Lohn hatte keinen Reiz für sie. Die Neger also wollten nicht arbeiten, Malabaren sollte man nicht mehr haben, und so geschah, was nicht ausbleiben konnte: — der Plantagenanbau verfiel, und der Ruin der ganzen Insel war unabwendbar, wenn man bei dem widersinnigen System blieb, welches die englische Regierung, schlechtem Rathe folgend, beliebte. Nachdem dasselbe vier Jahre gedauert hatte, und die Zuckerpro-

Mauritius vor dem gänzlichen Verfalle bewahrt geblieben, und als die Zufuhr von Arbeitern wieder erlaubt war, stieg der Anbau des Zuckers rasch. Folgende Zahlen beweisen.

	Malabaren.		Zuckerausfuhr.
	Männer.	Frauen.	
1842:	18,105.	888.	73,082,177 Pfund.
1857:	107,072.	35,452.	229,321,468 „

Während jener Verbotsjahre, 1838 bis 1843, folgte auf Mauritius eine Geldkrisis nach der andern und viele Pflanzer gingen zu Grunde. Und als dann wieder Arbeiter kamen, litt die Insel viel durch die Experimente, welche England in Betreff der Zuckerzölle vornahm; die Jahre 1847 und 1848 brachten abermals eine Krisis, und erst

seitdem sind die Dinge einigermaßen ins Geleise gekommen. Die Düngung mit Guano hat da, wo sie mit verständiger Benutzung der Bodenverhältnisse geschah, großen Nutzen gebracht, aber der oben erwähnte Borer und das Cailli-Unkraut machen den Pflanzern viel zu schaffen.

Die Zahl der Neger betrug 1857 nur noch 40,678, und es ist bemerkenswerth, daß ihre Zahl abnimmt, seitdem sie, von Indien bis Mauritius 10 Pfd. Sterling. Dann stellte die Regierung ihrerseits verantwortliche Agenten an, welche schon in Indien mit den Auswanderern einen auf fünf Jahre gültigen Vertrag schlossen; aber die Arbeiter waren damit nur der Kolonie als solche auf jene Zeitfrist verpflichtet, während sie beim Arbeitgeber sich nur auf ein Jahr zu verdingen brauchten und nach Ablauf dieser Zeit sich

Malabarische Arbeiter auf Mauritius. (Nach einer Photographie.)

vollfrei wie sie sind, sich unbeschränkt der Trägheit und dem Branntweingenuß hingeben können.

Mauritius aber verwendete im Durchschnitt (seit 1857) jährlich 550,000 Thaler (80,000 Pfd. Sterling), um Arbeitskräfte aus Indien kommen zu lassen. Es hat bei dieser Kuliverschiffung an Mißbräuchen nicht gefehlt, die Dinge sind aber nach und nach auf einen befriedigenden Stand gekommen. Anfangs fehlte die nöthige Kontrole, und die angeworbenen Arbeiter wurden von gewissenlosen Agenten betrogen. Die Kosten für den einzelnen Arbeiter betrugen

einen andern wählen konnten, wenn jener ihnen nicht zusagte. Die Regierung bewilligte den Leuten, welche Arbeiter importirten, eine Prämie oder Entschädigung von 6, später von 7 Pfd. Sterling für jeden männlichen Arbeiter und 3 Pfd. Sterling für jede Frau oder ein Kind unter zwölf Jahren; auch verpflichtete sich die Kolonie, alle Kulis, welche nach Ablauf ihres Contracts in ihre Heimath zurückkehren wollen, auf öffentliche Kosten dorthin zu schicken.

Unter solchen Verhältnissen erhielt Mauritius binnen vierzehn Monaten etwa 34,000 indische Arbeiter, Frauen und

Kinder ungerechnet. Aber die Ausgaben drückten schwer auf die Kolonialkassen, und die oben erwähnte Prämie wurde deshalb auf 4 Pfd. Sterling vermindert. Im Jahre 1844 verbot dann die Regierung jede Kulieinfuhr durch Privatpersonen, nahm die Einwanderungssache ganz in ihre Hand und bestritt alle Kosten, mit Ausnahme von 2 Pfd. Sterling, welche sie sich, als Stempelabgabe, für jeden angenommenen Arbeiter vom Pflanzer zahlen ließ. Die jährliche Einfuhr von Kulis wurde nun auf nicht mehr als 6000 Köpfe festgestellt. Darin lag wieder ein arger Fehlgriff; denn die Nachfrage nach Arbeitern war stärker, als das Angebot, und so entstand eine nachtheilige Concurrenz; die Kolonisten machten einander ihre Arbeiter abspänstig, trieben die Löhne in die Höhe und die weniger Reichen unter den Pflanzern kamen in schweren Nachtheil.

Erst nach elf Jahren, 1855, erlaubte die Regierung den Pflanzern wieder, sich, außer dem Regierungscontingent von 6000 Köpfen, so viele Kulis kommen zu lassen, als ihnen beliebte; die Contracte durften aber auch jetzt nur auf Mauritius abgeschlossen werden. Allerlei neue Uebelstände kamen dabei zum Vorschein. Manche Kulis, welche auf Kosten eines Pflanzers gekommen waren, nahmen Verding bei einem ganz andern, und daraus entstand viel Streit und Verwirrung. Man mußte also endlich gestatten, daß ein Abschluß der Contracte schon in Indien selbst stattfinden dürfe, und das geschieht denn auch seit dem Jahre 1858; 1861 verzichtete die Regierung ihrerseits auch darauf, ihr früheres Jahrescontingent von 6000 Köpfen einzuführen. Heute stehen nun die Dinge so, daß die Pflanzer alle Kosten für die Einführung männlicher Arbeiter tragen, und seit dem 4. März 1861 die Hälfte für jene von Frauen. Die Ueberschiffung jener Kulis, welche nach Ablauf des Contractes in ihre indische Heimath zurückkehren wollen, geschieht auf Kosten der Kolonialkasse.

Uebrigens wird die Anwerbung in Indien von Regierungsbeamten überwacht, und diese haben auch die Aufsicht über Alles, was bei der Verschiffung zu beobachten ist. Auf Mauritius sollen nun auch die Frauen, deren jeder Emigrantentransport mindestens 25 Procent enthalten muß, zu solchen Arbeiten verwandt werden, welche ihrem Geschlecht angemessen sind. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig 40 Procent, und ihr bisheriger Müssiggang hat manche nachtheilige Folgen herbeigeführt.

Am 31. December 1861 waren auf Mauritius 158,992 indische Arbeiter beschäftigt; dazu kamen 65,928 Kulifrauen und Kinder, zusammen 224,920 Köpfe. In dem genannten Jahre kamen 13,985 Einwanderer, wovon 7184 aus Calcutta in 21 Schiffen, 1996 von Madras in 7 und 1805 von Bombay in 6 Schiffen. Die Einfuhrkosten stellten sich für einen Kuli aus Calcutta auf 10 bis 11, aus Madras 8½, aus Bombay 7½ Pfd. Sterling.

Die amtlichen Ausweise zeigen, daß verhältnißmäßig wenige Kulis nach Indien zurückkehren; die meisten bleiben. Zurückgeschifft wurden 1858: 8165 Köpfe; 1859: 5118; 1860: 2833; 1861: 2257 Köpfe.

Es ist bezeichnend, daß auf der ganzen Insel im Jahre 1861 sich nur 655 Neger (von mehr als 40,000!) zum Abschluß eines Contracts herbeigelassen haben. Dagegen gingen neue Contracte ein: 27,887 neueingewanderte Indier, 41,116 früher eingewanderte Indier und 457 Malgaschen.

Tantae molis erat, — um Mauritius vom Untergange zu retten, an dessen Rand es stand, weil die freien Neger nicht arbeiten wollten. Wir haben die Thatsachen angeführt, weil dadurch alle Sophismen aus dem Felde geschlagen werden. „Les faits sont les grands arbitres de la vérité“ sagte einmal ein Franzose mit vollem Rechte. Mit den Malabaren hat man auf Mauritius freilich auch seine liebe Noth; auch bei ihnen tritt der Hang der dunkelfarbigen Südvölker zur Trägheit hervor; aber sie arbeiten doch, sind in Ordnung zu halten, und viele von ihnen haben es schon zu Wohlstand gebracht. Den freien Negern sind sie unendlich vorzuziehen.

Das Gesetz hat diese indischen Leute unter seinen besondern Schutz genommen, und eine Ordonnanz vom 22. April 1862 enthält manche sehr zweckmäßige Bestimmungen. Die Frauen dürfen, wie schon bemerkt, nicht zu harten Arbeiten verwandt werden; sie schließen ihre Verträge immer nur auf ein Jahr ab und stehen unter der besondern Obhut des „Emigrantenprotektors“. Jeder indische Arbeiter, der erkrankt, bekommt auf Kosten des Arbeitgebers Wohnung, Nahrung und ärztliche Pflege. Außer dem baaren Lohn erhält der Arbeiter, neben seiner Wohnung, täglich 1½ Pfd. Reis, oder 2½ Pfd. Mais, oder 2½ Pfd. gekochten Manioc; monatlich 2 Pfd. Salzfisch, 1 Pfd. Oel und 1 Pfd. Salz und dazu noch einige Kleinigkeiten.

Wir gehen auf die einzelnen Bestimmungen nicht weiter ein. Gewiß ist aber, daß die „Malabaren“ auf Mauritius vortrefflich gedeihen und die Mehrzahl derselben nicht wieder in die alte Heimath zurückgeht. A.

Vegetationsschilderung der Landschaft Sennâr.

Von Dr. R. Hartmann.

I.

In den nachfolgenden Seiten will ich eine Skizze der sennârischen Pflanzenwelt nach meinen eigenen Beobachtungen zu geben versuchen. Ich habe Sennâr im Sommer des Jahres 1860, also zur Zeit der Nilschwelle — Kharîf — gesehen, zu einer Zeit, in welcher die tropisch-afrikanische Natur ihre größte schöpferische Kraft entfaltet. Andere, frühere Reisende, wie Russegger, Kotschy und Herzog P. W. von Würtemberg dagegen sind in Sennâr während der Wintermonate, also zur Zeit der dortigen Dürre — Hethâ — gewesen. Der russische Botaniker Cienkowsky befand sich daselbst während der Frühlingsmonate des Jahres 1848. Die verschiedene Jah-

reszeit erlaubte daher sowohl Kotschy *), als auch Cienkowsky **) und mir, über die Flora eines der interessantesten Tropenländer der Erde verschiedenartige Beobachtungen anzustellen, auch dort zu verschiedenen Monaten blühende Pflanzen einzusammeln.

Wie ich hoffe, wird meine nachfolgende Arbeit nicht nur Fachmännern, sondern auch allen Denen willkommen sein, welche sich über den Charakter der Vegetation in einem Theile des tropischen Nordostafrika, über die landschaftliche Gruppirung der wichtigsten dort vorkommenden Pflanzenformen und deren Beziehungen zu Thier- und Menschenleben unterrichten wollen. Ferner kann diese botanisch-geographische Skizze zur Ergänzung des vorhin citirten Aufsatzes von Kotschy und der Plantae quaedam Niloticae, quas collegit R. Hartmann etc., des Dr. G. Schweinfurth, Berlin 1862, c. tab., sowie zur weitern Ausführung meiner früheren, theils in diesen Blättern, theils auch anderweitig, über Aethiopien publicirten Arbeiten dienen.

Djezîret-Sennâr, d. h. Insel Sennâr, selten Djezîret-el-Hôjeh, Insel Hôjeh, desto häufiger schlechthin El-Djezîreh***), die Insel, heißt bei den Eingebornen Sudâns das vom blauen und weißen Nil eingeschlossene Land. Die Türken nennen diese Gegend in ihrem Kanzleistyle: Dâr-Sennâr, d. h. Provinz, Distrikt Sennâr, als einen Theil des Bâschâlik- (Ejâlet-) Sudân. Der Name Sennâr darf eigentlich eben nur auf das genannte Zwischenflußland angewendet werden. Man hört bei uns und in Aegypten die am rechten Ufer des Bahhr-el-azraq und am linken Ufer des Bahhr-el-abjadt (zwischen letzterm Flusse und Kordûfân) gelegenen Landstrecken wohl Ost- und West-Sennâr nennen; allein das sind nur geographische Begriffe, denn Eingeborne und Türken haben für die letztgenannten Gegenden, die sie nicht mehr zur Djezîreh oder dem Dâr-Sennâr rechnen, besondere Namen, deren Anführung später erfolgen soll.

Djezîret-Sennâr beginnt, von Norden her gerechnet, am Râs-el-Kharthûm, d. h. da, wo der weiße und blaue Nil in einander gehen. Die „Insel" erstreckt sich bis zum Bahhr-Sôbât, einem rechten Konfluenten des Bahhr-el-abjadt, etwa 9° n. Br. Von da ab nach Süden liegt Terra incognita, über deren Naturbeschaffenheit uns nur Vermuthungen, leider aber keine sicheren Nachrichten, zu Gebote stehen.

Sennâr†) ist in seinem nördlichen Theile völlig eben. Unter dem 13—14°, etwa in Höhe der Stadt Sennâr, ragen einzelne Granitberge aus der Fläche hervor, und von hier ab weiter nach Süden reiht sich dann Berg an Berg, dichter, immer dichter. Es entstehen Berggruppen, endlich auch jene Ketten und Joche, welche die Gebirgsländer Dâr-Fazoglo *), Dâr-Bertha und Dâr-Djumûz bilden und als Vorgelände der südabyssinischen Alpengegenden betrachtet werden dürfen, mit welchen sie sehr viele physische Eigenthümlichkeiten gemein haben.

Ströme, deren Betten zur Zeit der Dürre sowohl theilweise, als auch gänzlich trocken liegen, durchfurchen das Niederland von Sennâr. Viele derselben gehen, in der Hauptrichtung von Ost nach West, in den mächtigen Bahhr-el-abjadt. So der Khôr-é'-Delêb, der Khôr-é-Sumgerah, der Khôr-el-Djâal (Bahhr-el-Djâal), der Bahhr-Sôbât. Unzählbare kleinere Regenstrombetten von unregelmäßigem Verlauf münden in den blauen und weißen Fluß und in deren innerhalb der Djezîret-Sennâr befindliche Konfluenten ein.

Das Flachland von Sennâr, dessen Steigung von Kharthûm bis an den Fuß der Fundj-Berge nur gering ist, südlich vom Khôr-el-Qanah jedoch ziemlich plötzlich um 200 bis 300 Fuß zunimmt, besteht aus Thonlagern mit überliegenden Alluvien, die viele Konglomerate enthalten, eisenschüssig und nicht arm an Geschieben sind. In der Nähe der Ufer lagert der blaue Fluß seine glimmerreichen Sand- und Schlammbänke ab. Die Verwitterung der Granitberge im Süden erzeugt feldspathhaltige Trümmermassen, diejenige der Waldbäume ꝛc. dagegen stellenweise fußdicke Humusschichten. Eisen und Gold enthält das zwischen den Bergen befindliche Schuttland in Menge.

Die Flora Sennârs, zwar der Hauptmasse ihrer Repräsentanten nach an die Nachbarschaft der Ströme gebannt, entfaltet dennoch auch nach jeder andern Richtung hin, Dank sei es den tropischen Regen, eine große Ueppigkeit und Fülle. Die mächtige, undurchdringliche Ghâbah, der Urwald, wechselt hier mit heiteren Buschwäldern, mit frischgrünenden Wiesen, mit wogenden Feldern mannshoher Gräser — den Khalât — ab. Selten nur findet man ödere Strecken, Atmûr — Wüste — genannt, die aber doch eher Steppe als Wüste sind. Es herrscht ein ungemein großer Unterschied zwischen der Pflanzenarmuth der ägyptischen und nubischen Stein- und Sandwüste und dem Pflanzenreichthum der Ebenen und Berglandschaften Sennârs. Das mögen sich doch besonders Diejenigen merken, welche wohl einmal die vergnügliche Nilfahrt von Cairo bis Wâdî-Halfah gemacht und nun sich einbilden, Afrika sei auch selbst weiter nach Süden nichts und wieder nichts als ein Wüstenreich. Da wird denn später zu Hause etwas von „trostloser Einförmigkeit" u. dgl. des afrikanischen Kontinentes phantasirt und gänzlich falschen Vorstellungen Raum gewährt. Durch meine nachfolgende Schilderung hoffe ich die fernere Beurtheilung der tropisch-afrikanischen Pflanzenwelt ein für allemal auf richtigere Wege zu leiten.

Der Wanderer, welcher zu Anfang Mai das traurige Kharthûm mit seinen brennendheißen, staubigen Straßen und seinen weiten Leichenäckern verläßt, südöstlich längs des linken Ufers des blauen Nils auf der Heerstraße nach Sennâr vordringt, fühlt sich anfänglich von der Vegetationsarmuth der weiten, grenzenlosen Ebene, durch welche jener knochenstarrende Kameelpfad führt, auf das Lebhafteste betroffen. Wo sind die tropischen Wälder und Grasebenen, von denen

---

*) Th. Kotschy, der hochverdiente Reisende und Pflanzenkenner, hat seine Beobachtungen in einem sehr lehrreichen Aufsatze übersichtlich zusammengestellt: S. „Allgemeiner Ueberblick der Nilländer und ihrer Pflanzenbekleidung". A. d. Mittheilungen der k. k. geograph. Gesellsch. zu Wien, 1. Jahrg., 2. Heft, S. 156 ff.

**) Cienkowsky hat Nichts über seine in Afrika gesammelten und in Petersburg deponirten Pflanzen veröffentlicht. Dr. G. Schweinfurth dagegen wird diese z. Th. recht werthvollen Specimina der Vergessenheit entreißen und, wie zu hoffen steht, das Wichtigste davon systematisch beschreiben.

***) Um diesen Aufsatz nach jeder Richtung hin möglichst brauchbar zu machen, habe ich die Orthographie der darin vorkommenden arabischen, nubischen und abyssinischen Namen so sorgfältig, als ich irgend vermochte, durch genaue Umschreibung wiederzugeben versucht.

†) Der Name Sennâr ist nach meinen Erkundigungen von dem berberinischen Sanâ oder Senâ (?) und von Artî — die Insel — abzuleiten, daher eigentlich Senârtî. Weil nun die Araber das Wort Artî mit einem Elif zu schreiben pflegen, so sollten auch wir lieber Sennâr oder Senâr statt Sennâar oder Sen'âr schreiben.

Die Gründe, wegen deren das Land von den Eingebornen für eine Insel gehalten wird, findet man in meiner „Skizze der Landschaft Sennâr u. s. w." S. 2 ausführlich erörtert.

*) Ich wähle hier den alten Bertha-Namen der Provinz, obwohl die türkische Schreibweise Fezoghlu, auch Fezughli, welche in der Aussprache wie Fesóglo, Fesóglĕ klingt, in Sennâr gar sehr gebräuchlich ist.

er geträmmt? Nichts als eine unabsehbare, gelblichbraune, staubige Fläche, auf welcher der Wind mächtige Tromben emporwühlt, die sausend und knisternd dahinstürmen. Bei Oôz-Bârî und Oerêf, unfern Kharthûm, sieht man wenigstens noch Buschwerk, von den dornigen Ruthen des Tundub (Sodada decidua *Forsk.*), von den schirmförmigen Büschen des Laôd (El-ʿÛd, Acaciae spec.) und von knorrigen Hedjelîdj (Balanites aegyptiaca *Del.*) gebildet. Hinter Oerêf lichtet sich das Gebüsch; da gibt es nur dünn gesäete, fußhohe Grashalme, welche von Ferne dem Boden ein mattgelbliches Kolorit verleihen; sowie denn vereinzelte Sodaden und Balanites die Einöde gar zu dürftig mit ihren blau- und graugrünen, schattenlosen, sparrigen Kronen schmücken. In der Nähe der meist seitwärts vom Flusse gelegenen Dörfer finden sich weite Strecken des dunklen, thonigen Erdreiches in viereckige Parzellen abgetheilt; dies sind Durrah-Felder, welche in Mitten der Regenzeit von wogenden, über mannshohen Sorghumhalmen strotzen, in der Hethâ aber öd und trocken dastehen, kaum daß ein winziges Laôd- oder Senâbüschchen (Cassia acutifolia *Del.*), eine bizarre ʿOschûrstaude (Calortopis procera *R. Br.*) oder eine wollblättrige Crozophora mühsam über die in der Sonne aufklaffenden Schollen solcher Aecker hinwegkriechen. Träge windet sich hier, um den Monat Mai, der Bahlr-el-azraq durch das Land, eingeengt von seinen hohen, abschüssigen, bröckligen Böschungen, in seinem Bette strotzend von Sandinseln und verzogen durch niedrige, sandige Vorgebirge, auf denen ungestaltete Krokodile ihren Mittagsschlaf halten und wo unzählige Wasservögel (zu hunderttausenden) bei einander rasten. Ein schmaler Kranz dicht verwachsenen Gebüsches von Sonth oder Nilakazien (Acacia nilotica *Linn.*), von Hedjelîdj, Râk (Salvadora persica *Linn.*) und hin und wieder von Chamae-fistula Tora *Don.* drängt sich am Uferrande. Die Böschungen selbst sind mit Büscheln von Cypergräsern und mit mannshohen Gehegen der Mimosa Habbas *Linn.*, dem Ereqât-el-Oarn der Bewohner vom Atbarah, bewachsen. Dieser auch in Nubien und Dongolah gemeine Kosmopolit hat zartgefiederte Blätter, welche sich Abends schließen und fingerlange, mit steifen, röthlichbraunen Borsten bewachsene Hülsen, die ganz in Richtung der Ausbuchtungen, in denen die Samen liegen, mit glasartiger Sprödigkeit ausbrechen. Die Dornen dieses Strauches sind hin- und hergebogen und zeigen sich beim Durchdringen des Ufergebüsches als das Nichtswürdigste, was man sich denken kann, da an ihnen Alles haften bleibt. Salvadora persica, am Bahlr-el-abjadt und am Schendî auch Schâû*) genannt, hat spröde, lederartige Blätter und trägt einsamige Beeren, etwa vom Aussehen unserer Johannisbeere (Ribes rubrum *Linn.*), mit kressenartig scharfer Hülle und süßlicher Pulpe versehen. Diese Beeren werden unter dem Namen ʿEneb-e'-Dîb, d. h. Wolfsbeere, auf den Märkten von Kharthûm und Berber verkauft. Die Nilakazie hat hier ein so sehr unregelmäßiges, verschrobenes Wachsthum, daß es schwer hält, dasselbe schärfer zu charakterisiren. Ihre hochgelben Blüthenköpfchen hauchen das feinste Aroma aus; ihr weinrothes, festes Holz wird an den Werften (Mândjerah's) zu Sennâr, Kârkûtsch, Rosêres und an der Mândjerah unfern Turah-el-Hadrah zum Bau roher, aber dauerhafter Nilbarken (Kajâçen, Oandjen) verwendet. Die moniliformen Hülsen dieses nützlichen Baumes, arab. Oorâdh genannt, dienen zum Ledergerben und, wie dessen getrocknete Blüthen und Blätter, als Volksmittel bei Reconvalescenz vom perniciösen Fieber und schwerer Dysenterie.

Die größeren Nilinseln strotzen hier von Akazien, von Tharfâ (Tamarix nilotica *Ehrenb.*) und der einförmigen Nilweide (Salix nilotica *W.*). Etwas weiter landein wuchert mannshohes Schilfrohr (Phragmites communis *Trin.*) im Dickicht; besonders aber sammelt sich dieser Kosmopolit an solchen tieferen Stellen, welche sich während der Regenzeit in stehende Lachen verwandeln.

Ziemlich selten erheben sich über das Gewirr des Niederwaldes hinweg einsam stehende oder in kleinen Gruppen bei einander wachsende Harâs-Bäume (Acacia albida *Del.*). Ihr Wuchs ist nicht so deutlich schirmförmig, wie der der Sijâleh-Akazien und vieler anderer Arten der Gattung; ihre Krone erscheint vielmehr noch häufiger abgerundet; der Stamm, zuweilen von 3¼ bis 4½ Fuß Durchmesser, ist mit weißlicher, rissiger Rinde überkleidet, das Blattwerk zeigt sich matt graugrün. Der Baum würde sehr häßlich aussehen, wenn nicht seine dicht verschränkten, große Blättermassen tragenden Aeste den unangenehmen Eindruck wieder milderten. Die langen, eine trockne, süßliche Pulpe enthaltenden Hülsen werden von den Beduinen Kharrûb-el-ʿArab genannt und von ihnen verspeist. Auch stellen diesen Früchten Hausvieh, Affen und Eichhörnchen (Xerus) nach. Das Holz des Harâs ist leicht, aber dennoch dauerhaft und dient den Schillûk und Kitch am weißen Nil zum Bau der Pirogen. Ein Paar schöne Exemplare dieses Baumes befinden sich bei Omm-Dermân unfern Kharthûm, andere bei Kanlîn (-e-Schergî) am Bahlr-el-azraq, und ein Harâs von seltener Größe erhebt sich auf dem Platze nicht weit von der Hauptwache zu Woled-Medîneh. Die Thálhah (Acacia gummifera *Del.*?), eine Art mit weißlich grauem Stamme, mattgelblichem Holze und frischgrünem, ein sparriges (selten schirmförmiges) Astwerk bekleidendem Laube, welche bei Oorofgo, Dérri und ʿOgmeh in Nubien, um Merâwî, Dâmer, Schendî ꝛc. nicht selten ist, erinnere ich mich in Sennâr südlich vom 14° Br. nicht weiter beobachtet zu haben. Unfern Kharthûm bemerkt man sie aber noch hier und da am Uferdickicht.

Die bisher geschilderten Uferwälder haben, trotz ihrer stellenweise ganz undurchdringlichen Parthien, einen noch gewissermassen civilisirten Anstrich. Fußpfade und Viehbahnen, auf denen die Kameele und Buckelrinder der Nomaden, oft Heerden von vielen Tausenden, aus der Steppe zum Flusse getrieben werden, durchziehen das Dickicht die Kreuz und Quer. Abends drückt sich wohl ein Schakal oder Fuchs von Busch zu Busch; eine Omm-Rischâd (Felis caracal *Schreb.*) oder eine Wildkatze (Felis maniculata *Ruepp.*) ducken sich auf schrägliegenden Stämmen und erhaschen in leisem Sprung ein unbedachtes Vöglein; das weißgestreifte Eichhörnchen (Xerus leucumbrinus *Ruepp.*) huscht am Boden umher. Perlhühner (Numida ptilorhyncha *Licht.*) trippeln mit ihrem hellen, weit vernehmbaren Gluchsen durch das Unterholz, picken die Sämereien und Insekten auf; in hochästigen Akazien rastet ein Weih (Meliërax polyzonus *Ruepp.*) oder ein Glatthornvogel (Rhynchaceros erythrorhynchus *Cab.*); das Gurren der Wildtauben (Turtur senecapensis *Linn.*, Peristera chalcospilos *Ruepp.*, Ectopistes capensis *Lath.*), ertönt von allen Seiten. Größere und gefährlichere Thiere kommen hier kaum vor. Alles athmet in dieser Gegend noch Frieden und idyllische Beschaulichkeit.

Begibt man sich nun aus dieser Ufer-Ghâbah landein, so trifft man nicht selten, z. B. zwischen den Dörfern Hesehêsa und Thâîbah (l. Ufer) meilenbreites, fast gänzlich undurchdringliches Buschwerk von etwa vier bis fünf Fuß hohen Akazien, hier in Summa: Seghah und Laôd genannt (Ac. Ehrenbergiana *Hayne?*). Diese stets schirmförmig wachsenden Bäumchen zeigen spärliches Laub, tiefbraunrothe Zweige, zolllange, gerade, weißliche Dornen und mattgelbe

*) Unzweifelhaft corrumpirt aus dem koptischen Schoye (Schue).

Blüthen. Unzählige weiße, spindelförmige Nester von Psychiden haften an den Dornen und geben den Akazienbäumchen häufig das Aussehen, als seien sie mit weißlichen Schötchen überladen. Diese Gebüsche, in denen außer Hedjelidj und Gräsern kaum noch andere Pflanzen gedeihen, gewähren einen häßlichen, eintönigen Anblick. Sie dienen übrigens mancherlei Vögeln, besonders Finken, Bienenfressern und Keilschwänzen (Argya) zum Aufenthalt.

Stellenweise trifft man auch, so um die Stadt Woled-Medîneh und das Dorf Zeribah, öde und unfruchtbare Strecken mit lehmigem Boden, auf welchem sich kaum mehr, als die sich dicht über den Boden ausbreitenden Stauden einer vollblättrigen Euphorbiacee (Crozophora obliqua *A. Juss.*) sehen lassen, welche Pflanze, ähnlich wie unser Schellkraut (Chelidonium majus *Linn.*), einen farbigen Saft enthält und an vielen Stellen Sennârs, Nubiens und Abyssiniens sehr häufig vorkommt. In großer Ausdehnung ist hier der Boden (in den Monaten Mai und Juni) mit der gelb blühenden Zygophyllee Tribulus terrestris *Linn.* bedeckt; auf Fels- und Waldboden, an Wegen, Rainen und um die Hütten der Dörfer sieht man diesen in warmen Regionen der alten Welt und Amerika's so weit verbreiteten Kosmopoliten. Den Waldboden bekleidete im Mai in ungeheueren Mengen eine nette, ½ bis 1 Fuß hohe Liliacee mit länglich-lanzettlichen Blüthen — Scilla obtusifolia *Poir.* — Ja auf Lichtungen der Ghâbah wächst dies Pflänzchen oft so massenweise, daß der ganze Boden dadurch einen bläulichen Anflug erhält.

Südlich von Woled-Medîneh wird die Vegetation der Khalah streckenweise dichter; Qasch, d. h. hohes, sparriges Gras, schießt hier bis zur Mannshöhe massenhaft auf. Besonders häufig ist ein dem Androgrogon giganteus *Hochst.* der Bejûdah-Steppe ähnliches Bartgras mit glatten Halmen und langen, schmalen, etwa ½ Fuß langen Blättern (Andr. sennarensis *Hochst.*?). Das aromatische Maghreb-Gras (A. circinatus *Hochst.*) wächst häufig in größeren Waldlichtungen und auf ausgedehnten Steppen. Der Wurzelstock (Rhizom) dieses etwa 2½ bis 3½ Fuß hohen Bartgrases verbreitet einen angenehmen, säuerlichen Geruch und dient eine Abkochung desselben, als Volksmittel, bei Erkältungen ꝛc. Die harschen, scharfen Blätter dieser Graminee verletzen wie diejenigen des Bandgrases (Phalaris picta *Linn.*) leicht unbedeckte Körpertheile und erzeugen Verwundungen, welche im sudânesischen Klima bei langwieriger Eiterung nur schwer heilen. Alles „Qasch" zeigt sich während der trocknen Zeit dürr und mattgelb; seine verdorrten Halme krachen und knistern alsdann unter dem Huftritt der durch die Steppe ziehenden Lastthiere. Sobald aber die ersten Regengüsse das Erdreich befruchten, sprießen auch schon grüne Schößlinge an den Halmen auf und jedes mit Qasch bestandene Gefilde nimmt bereits im Monat Juni das Aussehen eines in Blüthe stehenden Kornackers an.

Weiter südlich gruppirt sich das Buschwerk der Steppen allmälig mehr und mehr an einander; man sieht hier zuweilen recht liebliche Boskets, denen eines englischen Parks vergleichbar, gebildet von Balanites, Acacia, Grewia und Zizyphus. Einzelne von der Ardhah (Termes destructor Smeathm. *Hag.*) zernagte Baumstämme ragen mit dürrem, in der Sonne gebleichtem Astwerk aus dem Dickicht. Zuweilen sieht man weißliche und braun oder bleigrau geringelte Lerchenschwämme (Boletus) an solchen windbrüchigen Stämmen hervorwuchern. Die hochgelben, aus kompakter Lehmmasse geformten, 10 bis 15 Fuß hohen Dome der Termiten streben überall zwischen dem Gebüsch empor. Hier flattern die prächtigsten, scharlachroth und grünlichblau gefärbten Bienenfresser (Melittotheres nubicus *Rchb.*) und Perlhühner, Didjâdj-el-Wâdi, fliehen gluchsend vor dem Beduinen oder dem seine Garnison wechselnden schwarzen Soldaten, von welchen Leuten ihnen gar gern nachgestellt wird. Diese ereilen nämlich das Perlhuhn im Lauf, strecken es mit dem an einem Ende gebogenen Wurfstocke nieder, schneiden dem zuckenden Thiere unter Hersagung einer frommen Gebetsformel die Kehle ab und bereiten dasselbe im nächsten Dorfe im Kochtopf zu. Auch kleine, langohrige Hasen (Lepus aethiopicus *Ehr.*) und scheue Gazellen (Antilope dorcas *Licht.*) beleben diese Khalen. Hin und wieder sogar werden die Leierhörner des stattlichen Wasserbockes, arab. Bagr-el-Ghâbah — Waldkuh — (Adenota leucotis *Licht. Pet.*) über der Krone des Buschwerkes sichtbar.

Der Flußwald nimmt unter diesen Breiten von Stunde zu Stunde einen großartigern, tropischern Charakter an. Eine ungeheure Wirrniß füllt schon südlich von Mesalmieh die Böschungen; das vom Wasser blankgespülte Wurzelwerk hängt tief in die Fluthen hinab und entzieht häufig die geschichteten Schlammbänke der Uferabdachung gänzlich dem Auge des Beobachters. Eine hübsche Pflanze mit oleanderartigen Blättern und Dolden weißlicher, rosenroth überflogener, wohlriechender Blüthen, welche beim Einschneiden dicklichen Milchsaft von sich gibt, schießt in dichtesten Büschen an der Uferböschung auf; Schlingpflanzen mit oft ungemein zierlichen, herzförmigen, pfeilförmigen und gefingerten Blättern klettern in den sich zur Wasserfläche hinabneigenden Zweigen auf- und niederwärts. In der ausgewaschenen Böschung, da wo gewisse Vertiefungen seit Jahr und Tag den destruktiven Einflüssen der schwellenden Sommerwasser des Bahhr-el-azraq widerstanden, haben Sonne und Wärme mancherlei Krautpflanzen das Dasein gegeben: Eclipta erecta *Linn.*, Amaranthus Blitum a sylvestris *Moq.*, Pupalia lappacea *Moq.*, Cyperus pygmaeus *Rottb.*, C. rotundus *Linn.*, Fimbristylis dichotoma *Vahl*, F. squarrosa *Vahl*, Poa aegyptiaca *Willd.*, P. megastachya *Koel.*, Diplachne poaeformis *Hochst.* ꝛc. Zuweilen wuchern hier, gleich einer Erscheinung aus anderer Welt, die kaum fingerlangen Wedel eines kleinen Farrn (Pteris longifolia *Linn.*). Denn Moose und Farrn sind in diesen Gegenden Afrika's gar selten; häufiger sind sie schon in den Bergwäldern der Berthât und Abyssiniens; mächtig üppige Farrndickichte schildern uns der wackere Burton vom Maongo na Lôba oder Kamerûn-Gebirge, Decken vom Kilimandjâro. Weiter oben, am Rande der Böschung, sieht man ferner Croz, ophora obliqua *A. Juss.*, Abutilon asiaticum *Guill. Perr.*, *Rich.* und Glinus lotoides *Linn.*

Hin und wieder trifft man hier an sanften Flußabdachungen ein kleines Baumwollen- oder Tabaksfeld. Die Baumwollstauden wachsen 6 bis 8 Fuß hoch, werden in ganz regelmäßigen Reihen angepflanzt, treiben ihre schwefelgelben Blüthen im December und werden die Kapseln im Februar geschnitten. Wilde Baumwolle (Gossypium punctatum *Guill. Perr.*) kommt in den Wäldern des blauen und weißen Flusses, sowie in denen beider Hauptkonfluenten vor. Die Eingebornen bedienen sich der feinen, das beste Gespinnst liefernden Samenwolle dieses Strauches. Tabak wird am blauen Flusse gewöhnlich getrocknet und mit etwas Wasser zu Kuchen von grüner Farbe zusammengeknetet (Thúmbak-Qâraçah); derselbe dient im Sennâr mehr zum Kauen und Schnupfen, als zum Rauchen. Nur die Berthât sind starke Raucher, weniger sind dies schon die mohammedanischen Sudânesen. Die hiesige Tabakspflanze (Nicotiana Tabacum *Linn.*) bildet spannenhohe Stauden. In Dongolah nimmt man die höhere, vollblättrige Nicot. rustica *Linn.* lieber zum Kauen, N. Tabacum *Linn.* dagegen mehr zum Rauchen. Der Urwald erscheint

hier äußerst malerisch. Er bildet vollkommen undurchdringliche Gewirre, welche man nur auf den gewundenen Pfaden zu passiren vermag, die von zur Tränke eilendem Vieh und, näher am Wasser, auch von Flußpferden, gebahnt werden. Schlingpflanzen winden sich mit armsdicken Stämmen zwischen den Waldboden bedeckenden, steifen Gräsern und Schilfröhren (Phragmites), zwischen Dornstauden (Poivrea Hartmanniana *Schweinf.*) und niedlichen Liliaceen hin, kriechen an den zum Theil ungeheuer dicken Stämmen der Waldbäume empor, fallen in Guirlanden aus deren Zweigen herab, kriechen, schlingen sich weiter und erzeugen so ein Dickicht von zauberhafter Wirkung. Vermehrt wird die Verschlingung von Astwerk und Laub durch die gewaltigen, oft in mehreren Ellen langen Bündeln herabhängenden Luftwurzeln des Ficus populifolia *Vahl.* Neben diesem hübsch belaubten Baume, dessen aus vielen kleineren Stämmen combinirter Truncus an denjenigen der Baniane oder des indischen Feigenbaumes erinnert, streben gigantische Southe (Ac. nilotica *Linn.*), hohe baumartige Tamarisken (Tamarix nilotica *Ehr.*), knorrige Zizyphus Spina Christi, Cassien- und Bauhinien-Sträucher u. dgl. m. empor. Flaschenkürbisse (Cucurbita Lagenaria *Linn.*), deren Blätter und niedliche, birnförmige, hartschalige Früchte wir im Mai völlig vertrocknet sahen, auch Lawês (corr. aus El-ʿAwâz — Cissus quadrangularis *Linn.*) hier in diesen Wäldern neben Phaseolus-, Rhynchosia- und Convolvulus-Arten die gemeinsten Schlinggewächse. Den Lawês bemerkt man zuerst in Dongolah. An der sechsten Nilkatarakte überflicht derselbe die zwischen den Felsen hervorwuchernden Akazien. In der Bejûdah-Steppe wird dieser Cissus südlich vom 17° Br. häufiger. In Sennâr fehlt er keinem Urwalddickicht und keinem Steppenbuschwerk *); oft überzieht er die Bäume in solcher Menge, daß es auf den ersten Blick kaum möglich erscheint, den Pflanzenwirth, welcher den Schmarotzer beherbergt, herauszuerkennen. So befindet sich dicht beim Dorfe Bedûs oder Bedôs im Târ-Rosêres ein mächtiger Hedjelîdj, dessen Laubwerk unter der ungeheuern Fülle von Cissusranken, die wie ein grüner Teppich aus der Krone bis zur Erde herabhängen, völlig verschwindet. Kaum mag es eine phantastischere und doch zugleich angenehmere Pflanze geben, als den Lawês. Armsdick windet sich sein mit aschfarbener Rinde bekleideter Stengel schlangenartig in den Baum hinauf und treibt hier zahlreiche, sich immer dichotomisch verästelnde, gegliederte, vierkantige, geflügelte Zweige, welche sich in manchen Verschlingungen hin- und herwinden, aber auch massenweise in dichten Bündeln aus dem Astwerke des Pflanzenwirthes bis zur Erde niedergehen. Da, wo zwei der gegliederten Zweige auseinander treten, sprießen zu zwei entgegengesetzte, herzförmige, ziemlich fleischige, spröde Blätter, mit sägeförmigem Rande und zwei je den Blättern entgegengesetzte Ranken hervor; die Pflanze ist gewunden wie unser wilder Wein (Ampelopsis quinquefolia *P.* et *Schult.*). Jedem Blatte ist eine gestielte Blüthenrispe, mit vierblättrigen Kelchen ohne Blüthenblätter von grünlicher Farbe, entgegengesetzt. Die Beere ist roth, einsamig und ähnelt nach O. Dillon in Aussehen und Geschmack der Weinbeere. Ich selbst habe die Frucht des Cissus nicht im reifen Zustande gesehen. Seine Stengel und Blätter sind glänzend grün; die Rinde der Zweige ist sehr spröde; die aus dicht liegenden Gefäßbündeln gebildete Markscheide dagegen ist so zähe, daß dieser Theil von den Fundj und Berthât zu Strickwerk verarbeitet wird. Vertrocknet werden die grünen Aeste aschgrau und ihr peripherischer Theil ist alsdann sehr zerreiblich. Dieses Gewächs gewinnt einen bizarren Anstrich durch die Gliederung der kantigen Stengel, wodurch es einem Cactus oder einer Euphorbie vergleichbar ist; einen angenehmen Eindruck macht dasselbe durch seine üppigen Verschlingungen und seine glänzend grüne Farbe, die oft wunderbar gegen das Graugrün der Balanites und das Braungrün der Akazien absticht, an denen der Cissus rankt. Ich halte diese Pflanze für eine der größten Zierden tropischer Waldungen. Wenn ich nicht irre, so ist es der Lawês gewesen, auf dessen Blättern A. de Malzac und Binder im Territorium der Denga eine kleine Art rother Schildläuse (Coccus) (?) gefunden *).

Aus diesen Urwäldern ertönt bei Tage das sonderbare, nicht unmelodische Schnurren der Bartvögel (Bucco margaritatus *Rucpp.*), das Gurren der Wildtauben (Turtur aegyptiacus *Temm.*, Peristera chalcospilos *Wagl.*, Columba abyssinica *Lath.*, Ectopistes capensis *Lath.*), das Glucksen der Perlhühner. Meerkätzchen — Abû-Landj der Araber — (Cercopithecus griseoviridis *Desm.*) schwingen sich darin kreischend und zankend von Ast zu Ast. Zuweilen dringt selbst ein Leopard oder gar ein Löwe von Süden her hierhin vor.

Weiter nach dem Lande hin hört hier der dichte Wald auf; einzelne, oft wenig über mannshohe, seltsam verdrückte Zizyphus-Bäumchen und Balanites erheben sich da im grasbewachsenen Boden. Auch sie sind wieder mit Lawês behängt, um dessen Blüthen hübsch metallisch grün und weiß gezeichnete Käfer aus der Abtheilung der Cetoniaden schwärmen. In diesen Bäumen klettern unzählige, behende Eidechsen umher, die chamäleonähnlich ihre Farbe wechselnde Agama mutabilis *Merr.* und die buntgefleckte Eremias pardalis *Dum. Bibr.* oder der gestreifte Euprepes.

Die Dörfer befinden sich überall einige hundert Schritte weit vom Flußufer entfernt; zuweilen sind sie auf eine Erhöhung hingebaut, welche durch eine zur Zeit der Nilschwelle mit Regenwasser und aufgeschwemmtem Flußwasser bedeckte Niederung vom wiederum erhöhten Uferrande getrennt und E'-Dhahr oder E'-Dhahhereh, d. h. Rücken, genannt wird. Gruppen von Balanites, Acacia nilotica *Linn.* und vereinzelte Dôm-Palmen (Hyphaene thebaica *Mart.*) beschatten die Strohhütten der Dörfer zwischen Kharthûm und Woled-Medîneh. Die Simbilah, der niedliche schwarze Storch (Sphenorhynchus Abdimii *Licht.*) des Sudân nistet, vereint mit dem reizenden Kuhreiher (Buphus), in diesen Dorfbäumen und erhöht den freundlichen, echt ländlichen Charakter der hiesigen Niederlassungen. Termitenwohnungen sieht man hier überall, im Wald, in der Steppe, ja selbst zwischen den Häusern der Dörfer. Oefters lehnen sie sich an Zizyphus, Ficus und Grewien. In solchen Fällen ragt der mit dem Lehmbau umklebte Strauch oder Baum nicht selten entlaubt oder windbrüchig, total abgestorben, aus seiner ihm Verderben bringenden Hülle hervor; nur zuweilen grünt und blüht er jedoch lustig dabei weiter. An manchen Stellen ziehen sich fast nur von Tharfâ-Bäumen (Tamarix nilotica *Ehr.*) gebildete Dickichte längs der Ufer hin. Die Tamariske, in Unterägypten und im Maghreb (Nordwestafrika) ʿEthl genannt, ist im ganzen Nilgebiete gemein. In Nubien füllt sie, im Verein mit Sodaden, Pulicarien, Crozophoren u. dgl., die Wüstenthäler und Regenstrombetten, ist hier aber noch unansehnlich, strauchartig. Im Sennâr dagegen, ferner am Atbarah, Khôr-el-Qasch, Hâwasch, Kâsim ꝛc. tritt dies

*) Auch in Abessinien, ferner bei den Gâlâ, in Kâfâ, Enârgâ, am Râad, Dindir, Bahhr-el-abjadt und Bahhr-el-Ghazâl, bei den Djûr u. s. w. soll dieser Cissus sehr gemein sein.

*) Malzac sprach einmal die Vermuthung aus, daß diese Schildlaus ähnlich dem indischen Coccus lacca *Kerr*, welcher den rothen Lack gibt, zu industriellen Zwecken verwendbar sei.

Gewächs als nicht sehr hoher (20 Fuß), aber doch ganz stattlicher, waldbildender Baum auf. Tharfâ-Wälder erinnern an unsere nordischen Coniferenwälder und schwächen durch ihr einförmiges Wesen, durch das gesellige Beisammenstehen sehr vieler Individuen den sonst so tropischen Eindruck der hiesigen, aus gemischten Holzarten bestehenden Waldpartien. In einem dieser Tharfâgebüsche, zwischen Abu-Sakrah und Sennâr, glaubten wir uns — so seltsam das auch klingen mag — an die mit Kiefern bestandenen Ufer der Havel versetzt; indessen mahnte das vom Gegenufer herüberdröhnende Löwengebrüll bald an die afrikanische Umgebung. Diese Tharfâ-Wälder entbehren, in Sennâr wenigstens, der Schlingpflanzen, auch ist ihr Unterwuchs dürftig. — Dasch, d. i. sparriges Gras und Schilfrohr, Sandistel (Sonchus ciliatus *Lam.*), welche letztere auch besonders gern auf Baumwollenfeldern wuchert, Malvaceen (Abutilon asiaticum *Gll., Perr. Rich.*), Hibiscus spec.?, Ambrosia maritima *Linn.* und weniges andere Zeug wuchern zwischen den Tharfâ-Bäumen am Boden. Ein etwas pittoreskes Element gewinnt der Tharfâ-Wald durch den unregelmäßigen, zuweilen recht verworrenen Wuchs seines Astwerkes. Am Uferabhange mischen sich hier und da die Séşebân (Sesbania aegyptiacà *Pers.*, S. punctata *Dec.*) mit ihren langen, dünnen, vielsamigen Hülsen den Akazien, Mimosen, Tamarisken ꝛc. bei.

Die Wälder beginnen südwärts von Sennâr erst wieder bei Felâtah. Die Eingebornen berichten nach Ueberlieferungen, daß hier in früheren Zeiten die Flußwälder auch am linken Ufer weiter bis nach Kharthûm hinabgereicht und sogar landeinwärts sich weiter erstreckt hätten, als jetzt, wie dies an manchen Punkten auf der Höhe von Sêrû und Hedebât ja noch heut stattfindet. Der Konfiguration des Landes und Bodens nach zu urtheilen, bezweifle ich jedoch, daß es früher in Sennâr nördlich vom 13° Br. Binnenwälder gegeben. Dagegen mag der Flußwald ehemals an solchen Stellen dichter und breiter gewesen sein, wo er zur Zeit nur dürftig ist oder wo derselbe jetzt, wie bei Sennâr, gänzlich fehlt. Es hat diese Veränderung des Waldbestandes ihren Grund in dem rohen und verstandlosen Abholzen, welches fortwährend, theils auf Antrieb der Regierung, theils auf Privatspekulation geschieht. Von dem geschlagenen Holze wird nur wenig, zu Flößen vereinigt, den Fluß hinab nach Kharthûm und gar nach Nubien geschwemmt. Vieles verfault völlig unbenutzt. An einigen Orten, zu Mesalamieh, Abû-Harâs, Kârkûtsch ꝛc. brennt man auch Kohlen aus Akazienholz. Besonders aber geschieht dies am untern Atbarah, bei dem Hamdâb und Awlâd-e'-Nâqeh ꝛc. Da die Ausbeutung dieser schönen Tropenwälder so ganz ohne Sinn und ohne Nutzen für den Nationalwohlstand betrieben wird, so könnte man dies Holzschlagen hier zu Land bedauern, wenn nicht andererseits dadurch die Bürgschaft einer allmäligen Trockenlegung so mancher sumpfigen Strecke und eine allgemeine Verbesserung des furchtbaren Klimas gewährt würde. Uebrigens ist der Waldreichthum Sennârs auch jetzt noch immer sehr groß und wird es auch, bei der dünnen Bevölkerung, noch eine gehörige Zeit lang bleiben. Abgeholzte Stellen bewuchern hier mit Gräsern, Liliaceen und Amaryllideen, wildem Spargel, Aron, Poivrea, Tribulus ꝛc.

Wie die bisherigen Schilderungen ergeben, ist der Norden des Zwischenflußlandes von Sennâr bis gegen den 14° Br. hin, bis auf die unmittelbare Nähe des Flusses, dünnbewachsenes Steppenland. Wir haben gesehen, daß der Gras- und Baumwuchs der Steppe sich dann allmälig verdichtet. Südlich von Sennâr beginnt in größeren und kleineren Zwischenräumen sich ein Buschwald auszubreiten. Ja man könnte die ganze Landschaft südlich vom 13° 30′ einen einzigen, von Lichtungen unterbrochenen Buschwald nennen. Freilich haben diese Lichtungen nicht selten einen bedeutenden Flächeninhalt. Sie stellen theils üppige Grassteppen, theils (seltener) dünner bewachsene, sogar recht öde, pflanzenarme Strecken dar, für welche letztere der Sennârier den Namen Atmûr, d. h. Wüste, gebraucht. Hauptsächlich bedecken Andropogon-Arten und Akazien von schirmförmigem Wuchs nördlich etwa von 12° 30′ das Steppenland. Der Buschwald dagegen wird hier besonders von Acacia, Balanites, Bauhinia, Zizyphus und Calotropis gebildet.

Der Flußwald ändert südlich von Sennâr seinen Charakter, er wird noch tropischer, als weiter nördlich. Die Tamariske verschwindet hier mehr und mehr; die Gattungen Grewia, Adansonia, Tamarindus, Bauhinia, Ficus, Sterculia und Combretum treten in den Vordergrund. Fassen wir zunächst die Urwaldpartien zwischen den Dörfern Abû-Schôkah und Barangawwah ins Auge. Acacia nilotica *Linn.* (auch wohl A. seyal *Del.*?) behauptet noch immer einen hervorragenden Rang, sie bildet in dieser Gegend sehr stattliche Bäume. Ueber ihr streben prächtige Sykomoren (Urostigma) mit umfangreichen Stämmen und fast zwei Spannen langen, glänzend grünen, harschen Blättern empor. Das Unterholz wird zum Theil von Grewia echinulata *Del.* gebildet, mit ihren an die der Haselnuß (Corylus avellana) erinnernden Blättern, ihrer abgerundeten Krone, ihrem knorrigen, verdrückten Stamme, theils auch macht sich hier der Kither-Strauch bemerkbar; eine dornige, weißblühende Bauhinia mit kleinen, mehrfach getheilten Blättern von prächtigem, saftigem Grün, welche der von Kotschy in Kordûfân beobachteten Bauh. parviflora nicht identisch ist. Die Tamarinde, arab. Thamr-hindî (Tamarindus indica *Linn.*) ist einer der herrlichsten Bäume, die es gibt. Sein dicker, mit schwärzlicher, rissiger Rinde bedeckter Stamm erinnert durch seinen Wuchs an denjenigen unserer Eichen, die zartgefiederten, sehr dicht stehenden Blätter zeichnen sich durch köstlich frisches Grün aus. Die Krone ist meist abgerundet. Aus den braunen Hülsen bereiten die Eingebornen von Sennâr, Kordûfân und Dâr-Fûr einen Teig, den sie in der Sonne etwas aufgähren lassen, dann zu etwa pfundschweren, flachen, runden Broden zusammenkneten, und so, mit Schalenresten, Stielen und Samenkörnern vermischt, in den Handel bringen. Dieses, arab. 'Ardêb*) genannte Präparat gibt, in Wasser aufgeweicht, ein äußerst erfrischendes, leicht auflösendes Medicament.

Adansonia digitata *Linn.*, arab. El-Hamrah, ist der Riese unter den afrikanischen Bäumen. Sie ist, wie die Welingtonia der bis jetzt bekannte höchste, so der dickste Baum. Ich maß häufig Exemplare der Hamrah von 40 bis 50 Fuß rh. Umfang; bei Rosêres einige von 60 bis 70 Fuß, nicht weit von Gherî in Fazoglo einen von 85 Fuß. Das Wachsthum des Stammes zeigt vieles Eigenthümliche. Man sieht z. B. nicht selten, wie dieser sich über dem Boden in zwei, auch drei gleich große Stämme theilt. Die mächtigen Wurzeln des Baumes kriechen in langen Windungen über den Erdboden hin. In der Höhe von 10 bis 15 Fuß, wo sich der an der Wurzel besonders dicke Stamm verjüngt, zweigen sich gewaltige Aeste ab, die sich bald aufwärts, bald niederwärts beugen. Sie sind fast in ihrem ganzen Verlaufe drehrund und nur an einzelnen Stellen knollig, knorrig. Die Rinde ist glatt; nur selten sieht man einen jüngeren Ast als rundlichen Tuberkel daran hervorbrechen oder irgend eine Rauhigkeit in ihrer Fläche. Ein ziemlich feines Peridерm überzieht die Rinde; dasselbe zeigt eine violette, röthlichbraun überflogene, zuweilen in Grauroth spielende Farbe, woher

*) Ardebb, nach anderer Schreibweise.

denn auch der Name des Baumes, „El-Hamrah, d. h. die Rothe", stammt. Wo das Perideru abblättert, da tritt eine saftgrüne Korkschicht zum Vorschein. Am Ende der nicht stark verästelten Zweige brechen Büschel langgestielter, gefingerter Blätter hervor, die eine mächtige, anmuthig grüne Krone bilden. Die Blüthen haben einen gegen 3 Zoll breiten Durchmesser, sind fünfblättrig, mit umgerollten Zipfeln, schneeweiß und von schwach käseartigem Geruch. Aus der Unmasse verwachsener Staubgefäße ragt der lange Griffel hervor. Viele dieser Blüthen fallen, namentlich leicht nach starken Regengüssen, sammt ihren Fruchtständen ab. Die Frucht bildet eine ovale, an beiden Enden etwas (am freien Ende mehr) zugespitzte Kapsel von 10 bis 15 Zoll Länge und 5 bis 8 Zoll Dicke; ihre harte, mit schmutzig grünem Flaum bedeckte Schale umschließt eine weißliche, durch zehn bis zwölf feste, netzartig verflochtene, fasrige Scheidewände getheilte, viele harte, nierenförmige Samen enthaltende Pulpe. Letztere ist in getrocknetem Zustande sehr mehlartig, zerreiblich und hat einen säuerlich süßen, höchst angenehmen Geschmack. Mit Wasser umgerührt gibt dieselbe ein recht erfrischendes, bei fieberhaften Krankheiten sehr zuträgliches Getränk. Diese Frucht — Qangelês genannt*) — wird deshalb in allen sennârischen Hütten für die trockene Zeit aufbewahrt. Affen und Erdeichhörnchen (Xerus) stellen ihnen eifrig nach. Aus ihren Samen hat man in Sennâr zuweilen ein erträglich schmeckendes Kaffeesurrogat zu brennen versucht. Von den schleimigen Blättern dieser Sterculiacee bereiten die südlichen Nôbah und einige Stämme des Bahhr-el-abjadt ein Gemüse, ähnlich wie die Bornuer mit den Blättern des bei ihnen Kûka genannten Baumes verfahren. Das sehr weiche Holz wird in Sennâr nirgend zu technischen Zwecken verwendet. Verwundungen desselben veranlassen leicht ein Absterben des Baumes.

Bei den in der Nähe der sennârischen Dörfer befindlichen Hamrah-Bäumen wird die Rinde in einiger Fuß Höhe von der Wurzel gleichmäßig ringsherum abgeschabt; durch Wucherung der korkbildenden Schicht entsteht da, wo die Abschälung aufhört, eine ringförmige Verdickung. Theils soll dies geschehen, um die Ziegen von dem für den Baum verderblichen Benagen der Rinde abzuhalten, theils um leichter die Lehmgänge zu entdecken, welche von der zerstörenden Termite am Baume emporgezogen werden und die auf dem hellen, rindenlosen Untergrund deutlicher bemerkbar sind.

Die Hamrah ist ein prächtiger Baum, dessen ungeheueres, dunkelgrünes Laubdach auch im dichtesten Urwalde heraus zu erkennen ist. Unfern Hellet-el-Qomr in der Gegend von Hedebât stehen auf einem Hügel etwa ein Dutzend mäßig starke Exemplare dieses Baumes; man sieht ihre Gruppe schon von Ferne wie einen begrünten Felsen über das Walddickicht hinwegragen. Aber nur in der Regenzeit ist die Hamrah schön; denn während der Monate Oktober bis Mai steht sie entlaubt da, ihre dann kahlen Riesenäste in gespenstischer Weise nach allen Richtungen ausreckend. Erst im Mai bedeckt sie sich mit Laub, im Juni mit Blüthen; im September reifen die Früchte. Ein völlig belaubter, blühender Hamrah-Baum gehört unstreitig zu dem Imposantesten, was pflanzliche Schöpfung darzubieten vermag.

Der Hamrah-Stamm zeigt seltsame Unregelmäßigkeiten des Wachsthums. Oefters ist derselbe hohl und dient dann als Ziegenstall, als Plauderstübchen ꝛc. Ein solcher hohler Riese, dessen zwei Hauptäste horizontal herabragen, erhebt sich an der steilen Böschung des blauen Flusses zu Omm-Dermân im Dâr-Rosêres. Zuweilen gewährt eine hohle Hamrah innen den Anblick einer Grotte, in welcher Knorren und Knollen des Holzes die Formen von Stalaktiten nachzuahmen scheinen. Ein derartiges interessantes Exemplar traf ich am Begräbnißplatze des Berges El-Djerebîn in Inner-Sennâr. In kleinen Stammhöhlen, besonders in solchen, die zwischen den Aesten befindlich, sammelt sich nicht selten schönes, klares, kühles Regenwasser, dessen sich die Eingebornen gelegentlich zum Trinken bedienen.

Auch findet man Stämme, die, durch ihre eigene Schwere umgesunken, Seitenwurzeln in die Erde treiben und lustig weiter grünen und andere, welche sich völlig mit der Krone gegen die Erde neigen, wieder andere, deren Stämme ganz schräg stehen und sich von der Wurzel bis zur Krone so stark verschmälern, wie eine frisch ausschlagende Tulpenzwiebel. So gewährt diese merkwürdige Sterculiacee da, wo sie häufig, dem Reisenden einen stets wechselnden Genuß, ein immer wieder sich erneuerndes Interesse.

In Sennâr darf man sie erst südlich vom 13° nördl. Br. suchen; am weißen Flusse soll man sie zwischen dem 13° und 8°, etwa bis zur Breite der Ghâbah-Schambîl*), treffen, von wo an südlich dieselbe nicht mehr so häufig sein, vielmehr öfter durch andere riesenhafte Sterculiaceen, wie den Kurulengî (spec.?) ersetzt werden soll. Bei den Djûr hat man die Hamrah, wie ich höre, vermißt. Die riesigsten Exemplare derselben bemerkt man in Rosêres und Fazoglo.

Ein anderes schon öfter erwähntes Gewächs ist der Sidr (Zizyphus Spina Christi *Willd.*), der Lotos Palieuros des Theophrast (oder griechisch λωτός παλιοῦρος des Theophrast); derselbe zeigt sich über den ganzen Orient, über Kleinasien, Syrien, Arabien, Abessinien und die Nilländer verbreitet. Der Sidr wird bis 20 Fuß hoch, hat einen sehr unregelmäßig wachsenden Stamm, mit verschränkten Hauptästen, an deren Enden ruthenförmige, mit paarigen, geraden Dornen und abwechselnden, ovalen Blättern besetzte Zweige hervorwachsen. Die Blüthen des Sidr sind weiß, seine Steinfrüchte mit röthlicher Hülle und spärlichem, säuerlich süßem Fleisch — arab. Nebeq — kommen auf die Märkte, werden auch zu einer Art Kuchen verbacken und dienen Nomaden und Seßhaften als Vorrathsspeise, z. B. auf Reisen.

Südlich von Sennâr nun besteht ein großer Theil der Buschwälder hauptsächlich aus Sidr. Ein Sidr-Wald ist das Bizarrste, was man sich denken kann. Da sieht man eine Unzahl verkrümmter und verwachsener, kaum mannshoher, mit schwärzlicher, rissiger Rinde bekleideter Klötze aus der Erde hervorstarren. An den freien Enden dieser Klötze schießen die hellgrünen, dornigen Ruthen auf. Das erinnert oft an alte Bachweiden.

Zwischen die Sidr-Bäume mischen sich Balanites, Akazien, Calotropis, hin und wieder ein baumartiges Combretum, hohe Gräser (Andropogon, Saccharam, Cyperus) und Schilfrohr. Cissus quadrangularis durchflechtet Busch um Busch. Termitenkegel Schritt auf Schritt. Zwischen dem Dickicht Hasen (Lepus aethiopicus *Ehr.*), Wasser-Böcke (Adenota leucotis *Pet. Licht.*), die Baqr-el-wahsch (Bubalis mauretanica *Sunder.*) und Gazellen (A. dorcas *Licht.*), Perlhühner, zuweilen auch Rebhühner (Perdix Clappertoni *Ruepp.*), Bienenfresser (Melittophagus erythropterus *Brie*, Melitto-theres nubicus *Rchbg.*) ꝛc. Schakale (Canis lupaster *Ehrenb.*) und Füchse (C. niloticus *E. Geoffr.*, C. famelicus *Ruepp.*), die Dumm-Rischâd (Felis caracal *Schreb.*), die Qéth-el-Khalah (Felis maniculata *Ruepp.*) und Qéth-Zabâth (Genetta vulgaris *Gr.*) schleichen darin ihrem Raube nach. Selbst Löwen sind hier nicht so gar selten.

*) In vielen Reiseberichten wird auch der Baum fälschlich „Qangelês" genannt.

*) Corrumpirt aus Ghâbah-e'-Schambî — Wald des Schambî.

Der Boden dieser Sidr-Wälder ist, wie derjenige der meisten in der Nähe des Flusses gelegenen Waldpartien, mehr humusreich, seltener lehmig und kiesig. Im Allgemeinen zwar zeigt hier der Waldboden den Charakter seiner Entstehung, als eines Produktes wiederholter Anschwemmung des Bahhr-el-azraq und Bahhr-el-abjadt. Seine Fruchtbarkeit ist ungemein bedeutend und der verhältnißweise großartige Ertrag des hiesigen, im Ganzen doch so geringfügigen Ackerbaues zeigt, was dereinst bei verständiger Bewirthschaftung daraus gewonnen werden könnte.

Der Vulkan Gedeh auf Java.

Wer sich längere Zeit in Batavia, der Hauptstadt der Insel Java, aufgehalten hat, versäumt schwerlich, einen Ausflug nach jenen hübsch geformten Kraterbergen zu machen, von denen Graf Görz sagt, daß sie, wegen ihrer unvergleichlichen Schönheit, unter den Bergen das seien, was unter den Bäumen die Palmen sind. Er sagt: „Während ich in Westindien oft die freie Aussicht auf bebaute Strecken vermißte, fand ich auf Java eine mehr als ewig grüne Kultur, die natürliche Vegetation der heißen Zone, die ich jedoch an Ueppigkeit jener von Guyana nicht gleichstellen will."

Auch die Naturforscher der Novara-Expedition unternahmen im Mai des Jahres 1858 eine Reise nach den interessanten Vulkanen Pangerango und Gedeh. Der Weg führt zunächst über die bekannte Ortschaft Buitenzorg, das unweit von Batavia liegt; von da an kommt man durch eine reich kultivirte Gegend mit herrlichen Reisfeldern, dann durch Kaffeegärten und durch die unbewohnte Wildniß eines Gebirgspasses nach Tjipanas in den Preanger-Regentschaften am Fuße des Pangerango. Ein Reitweg ist bis auf den höchsten Punkt gebahnt worden, und obschon derselbe oft überaus steil hinaufläuft, so kann man sich doch den kleinen javanischen Pferden ganz sicher überlassen.

Bis zu etwa 4000 Fuß Höhe sind die Gehänge des Gebirges frei von Wald. Man sieht kleine Dörfer, reitet über Grasflächen, auf denen Büffel weiden, oder durch Tabak- und Kaffeepflanzungen. Dann beginnt der Wald, in dem man mit Freuden die heimischen Erdbeerfelder begrüßt. Chinapflanzungen treten auf, und der Weg führt durch einen unbeschreiblich großartigen Wald von 80 bis 100 Fuß hohen schnurgeraden Stämmen des Rasamalabaumes (Liquidambar Altingiana) weiter. Auf der 1500 Fuß hohen Thalfläche Tjiburum sind für die Reisenden Rasthäuser gebaut, die man Pasangrahans nennt. Steil, bergan in Zickzacklinien geht es weiter an heißen Schwefelwasserbächen vorbei, die in Kaskaden niederfallen und die Nähe vulkanischen Feuers anzeigen, ebenso wie das Stein- und Schuttfeld von der verheerenden Macht des nahen Kraters des Gedeh zeugt.

Vulkan Gedeh vom Gipfel des Pangerango aus gesehen. (Nach einer Originalzeichnung.)

Bei der 7200 Fuß über dem Meere gelegenen Station Kadang-Badak ist der sogenannte Versammlungsort der Rhinocerosse; diese Dickhäuter sollen noch immer einzeln hier vorkommen, allein durch herannahende Reisende werden die furchtsamen Thiere leicht fortgescheucht. Von hier aus steigt der Pangerango als freistehender regelmäßiger Kegel mit einer Neigung von 25 bis 30° an. Die Luft wird kühler, die Vegetation nordischer. Zwar erscheinen noch immer Baumfarrn, aber zwischen verkrüppelten, zwergartigen Bäumen, die mit Moos überzogen sind, und von denen haarähnliche, graugrüne Tillandsien herabhängen. Alle Pflanzen zeigen eine kriechende Tendenz und tragen eine Verkümmerung des Wuchses und Einförmigkeit der Arten zur Schau. Als Dr. Junghuhn im Jahre 1839 zum ersten Male den Gipfel des Pangerango erstieg, flohen schnaubend Rhinocerosse vor ihm davon; jetzt kommen sie dort oben nicht mehr vor.

Der höchste Punkt liegt 9326 par. Fuß über dem Meeresspiegel und ist durch ein kleines Häuschen geschmückt, in dem sich ein großer eiserner Ofen, Tische, Betten und Stühle befinden. Als die Reisenden der Novara-Expedition oben angelangt waren, betrug die Temperatur nur 9°. Eine der schönsten Blumen, welche die Natur hervorgebracht hat, die von Junghuhn entdeckte Primula imperialis, welche noch an keinem andern Orte der Erde gefunden wurde, schmückt neben andern niedlichen Pflänzchen den

Gipfel. Als charakteristische Pflanze des höchsten Punktes kann eine Immortelle, Gnaphalium arboreum, gelten. Durch das Gebüsch schlüpft eine Drossel (Turdus fumidus), welche nebst einem kleinen, zierlichen, zaunkönigartigen Genossen der einzige Bewohner der Bergeshöhe ist.

Der Pangerango ist der größte aller erloschenen Eruptionskegel auf Java; er erhebt sich an der östlichen Seite eines ebenfalls erloschenen ungeheuren Kraterabgrundes. Dicht neben demselben, in einem Abstande von nur einer Meile gegen Südost, und mit diesem durch den 7000 Fuß hohen Rücken Pasen Alang verbunden, ragt ein zweiter Vulkankegel, der Gunung Gedeh, fast zu gleicher Höhe (9323 par. Fuß) empor. Sein Gipfel ist eingestürzt, und auf dem Boden des großen Einsturzkraters erhebt sich ein neuer, noch niederer Eruptionskegel, mit einem tiefen Kraterschachte, dem thätigen Feuerschlunde des Gedeh. Vom Pangerango aus gesehen, scheint der Gedeh so nahe zu liegen, daß man glaubt, einen Stein gerade in den Krater werfen zu können. Der Geolog der Novara-Expedition, der rühmlich bekannte F. v. Hochstetter, bestieg den Gipfel des Gedeh. Der Weg führte über lose Stein- und Schlackenfelder, welche, von niederem Gebüsch und Gras nur spärlich bewachsen, den obern Theil des Gedehkegels bilden. Ein starker Schwefelwasserstoff-Geruch entsteigt der Solfatara, die unter dem Krater in einer tiefen wilden Waldschlucht liegt. Heiße Wasser- und Schwefeldämpfe dringen aus dunklen, am obern Rande schwefelgelb beschlagenen Felsspalten hervor. Hochstetter schildert den Anblick des Kraters und seiner Umgebung, als er oben angekommen war, folgendermaßen:

„Rückwärts stand klar vom Fuße bis zur Spitze der schöne, üppig grün bewaldete Kegel des Pangerango; vor uns aber lagen öde, wüste, graue Steinmassen, die hohe amphitheatralisch geformte Felswand des Einsturzkraters, regelmäßig aufgebaut aus säulenförmig abgesonderten Trachytbänken und unter ihr der dampfende Eruptionskegel, ein wüster Stein- und Schutthaufen vom buntesten Farbengemenge. Aus dem gewaltigen Schlunde des Einsturzkraters, an dessen nackte Felswand der neue Eruptionskegel angelehnt liegt, zieht sich eine kahle Felsschlucht voll Stein- und Trümmermassen, die der thätige Krater von Zeit zu Zeit auswirft, zur Seite tief hinab, bis sie sich in den dunklen Waldmassen verliert.

Wir mußten noch hinabsteigen und dann zum thätigen Krater selbst erst wieder hinaufklettern. Indeß war dies leichter ausgeführt, als wir es uns nach dem Anblick von oben gedacht hatten, und ohne Unfall erreichten wir das Ziel.

Da standen wir nun am gähnenden Rande eines thätigen Kraters. Wir konnten keinen Schritt mehr vorwärts thun. Ein trichterförmiger Abgrund von 250 Fuß Tiefe lag vor uns, sein Boden mit Schlamm gefüllt, in dem da und dort gelbliche Wasserpfützen standen. Die uns begleitenden Javanesen behaupteten, daß sie es hier früher nie so ruhig gesehen, und daß der Krater sonst immer voll Dampf gewesen sei. Diesmal stiegen nur aus einzelnen Seitenspalten des Schachtes schwache Wasserdämpfe in die Höhe, sowie sie auch überall aus den Rissen und Spalten an der Außenseite des Schuttkegels hervorbrachen. Nur Wasser, Wasserdämpfe, Schlamm und eckige Gesteinstrümmer, die Schutt- und Trümmermassen der abgestürzten Felsen des Einsturzkraters sahen wir, aber keine Spur von geschmolzenen Massen oder Lavaströmen, welche der heutige Krater des Gedeh zu Tage gefördert hätte. Die ganze historische Thätigkeit des Vulkans läßt sich mit den Explosionen eines Dampfkessels vergleichen, welcher durch die, im Innern des Berges noch nicht erkalteten, in rothglühendem Zustande befindlichen Massen uralter trachytischer Lavaströme geheizt ist, die bei ihrem Hervorbrechen den Vulkankegel selbst aufbauten. Wasser, Schlamm und Steine hat der Berg zu wiederholten Malen bis in die neueste Zeit ausgeworfen, fein zerriebenen Sand und vulkanische Asche, die bis nach Batavia flog, auch feurige Steintrümmer und glühender Sand wurden mitgerissen und bildeten die von ferne bewunderten Feuergarben; aber bis zu heißflüssigen Lavaströmen, bis zu rund abgeschmolzenen Bomben hat es der Krater des Gedeh seit Menschengedenken nicht gebracht. Dazu reicht seine innere Lebenskraft nicht mehr hin; er ist ebenso in seinem letzten Stadium, im Absterben, wie alle übrigen Vulkane Java's. Es ist die letzte Reaction des innern Feuers gegen das von außen eindringende atmosphärische Wasser. Selbst die thätigsten Vulkane auf Java, der Gunung Guntur und Gunung Lamongan werfen nur glühende Gesteinstrümmer und glühende Asche aus, eigentliche Gesteinstrümmer hat man nie gesehen."

Kermanschah in Persien.

Ein paar Stunden westlich von der Bergkette, in welcher der berühmte Inschriftfelsen von Bisutun liegt, öffnet sich eine weite, prachtvolle, fruchtbare Ebene, an deren Südende die Stadt Kermanschah mit ihren schönen Moscheen und Minarets liegt. Im Nordosten erblickt man in einer wild zerrissenen Gebirgskette den steilen gewaltigen Fels Taki Bostan, d. i. der Gartendom, und zwischen diesem und der Stadt strömt von Norden gegen Süd der Karasu, an dessen westlichem Ufer die Stadt sehr hübsch an dem Südwestgehänge einer Berghöhe erbaut ist, so daß sie selbst mit ihren Terrassen und flachen Dächern weithin das Thal und die Ebene beherrscht. Der Strom durchfließt selbst einen Theil der Stadt, deren tiefer gelegene Gegend den Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Nach Kinneir ist die Lage von Kermanschah 34° 26′ n. Br. und 47° 12′ ö. L. von Greenwich.

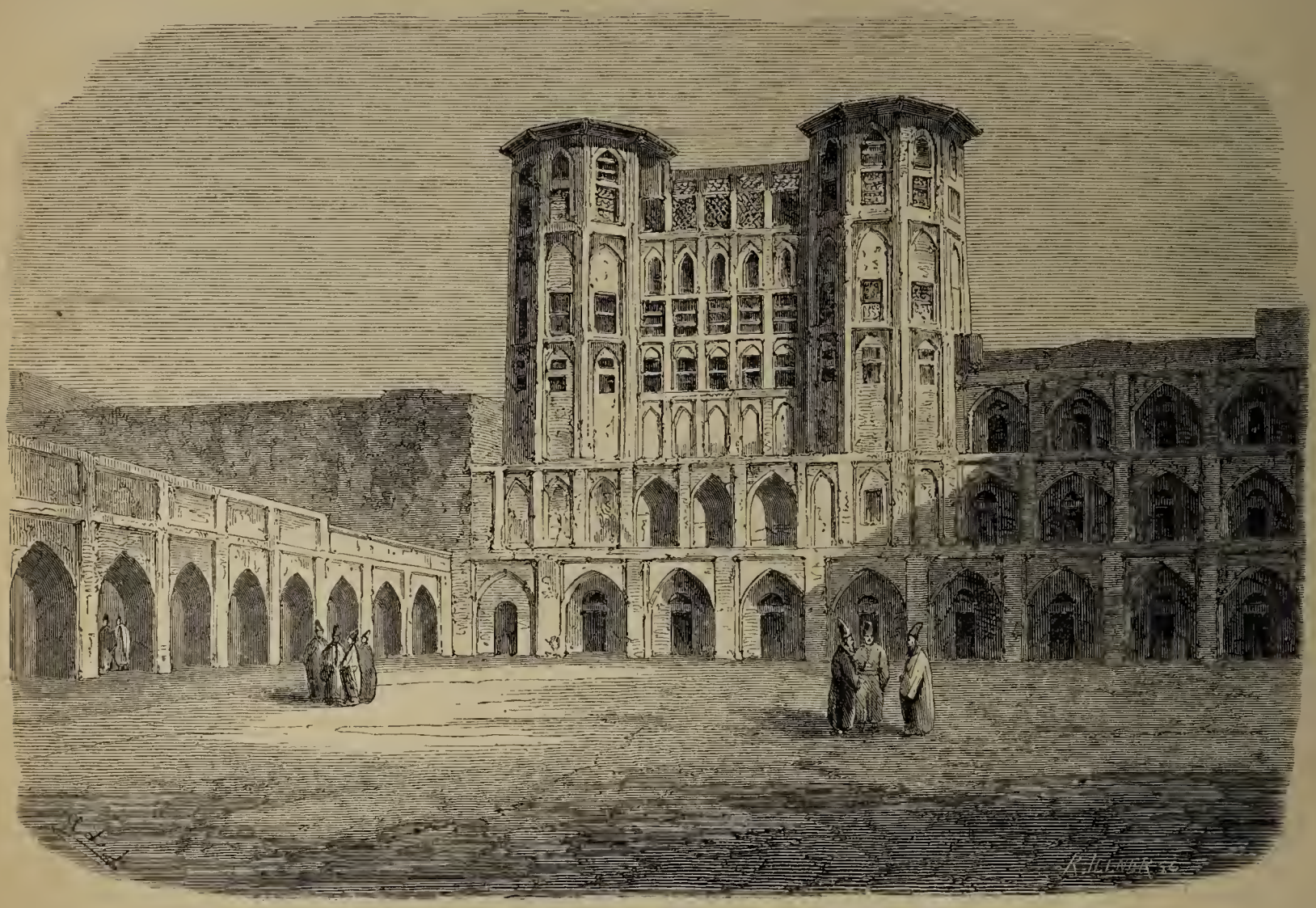
Ueberall umgeben den Ort Gärten mit Kiosks und kleinen Lusthäusern; Kanäle und Wasserbecken ziehen sich durch die pittoresken Anlagen und angenehme Laubgänge laden überall zum Spazierengehen ein. Das Innere der Stadt ist eng und schmutzig; sie ist mit einer Backsteinmauer umgeben, durch welche vier Thore führen. Eugen Flandin (Voyage en Perse I, 425) schildert Kermanschah als ganz in Trümmern liegend. Der Handel ist trotz der günstigen Lage der Stadt beinahe verschwunden, und nur die wenigen nach Kerbelah wallfahrenden Pilger bringen einiges Leben in den Ort. Unter den Gebäuden Kermanschahs nimmt das Residenzschloß des Statthalters den ersten Rang ein. Von Herrn Major August Krziz, welcher es aus eigener Anschauung kennt, erhielten wir darüber folgende Mittheilung:

Wie bei den meisten orientalischen Gebäuden, so macht auch der Palast des Statthalters von Kermanschah keinen Anspruch auf ein schönes Aeußere; das Innere dagegen ist mit dem größten Luxus auf das Prachtvollste ausgestattet, wie es sich für einen Großen des Schahs von Persien geziemt. Die Hauptfront des Gebäudes ist aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, die nicht einmal angestrichen sind; außer den Pfeilern und Fenstern gewahrt man äußerlich nicht die geringste Zierrath am Gebäude. Der Haupt-

eingang unterscheidet sich kaum von den vielen seitlich gelegenen Thüren, die zu Remisen führen.

Im ersten und zweiten Stockwerke der beiden Thürme, sowie in dem zwischen diesen liegenden Hauptgebäude, liegen Staatszimmer oder obere Gelasse (Balah-Chaneh), die vom Statthalter nur bei großen Festen betreten werden; dann wirft er von hier aus Gold- und Silbermünzen unter die gaffende Menge, die aus den niedrigsten Gesellschaftsklassen besteht und allerlei Gaukelspiele auf dem Hofraume treibt. Die Zellen des linken Seitenflügels sind mit großen Oeffnungen versehen, in denen aber keine Fenster sitzen. Wenn hier im Winter Soldaten einquartirt werden, so müssen die Oeffnungen durch Urussj, Schubfenster, geschlossen werden. Der rechte Flügel wird durch einfache offene Arkaden gebildet. Hinter diesen ist das eigentliche Wohngebäude des Statthalters. Es ist ungemein weitläufig und enthält eine große Menge von Zimmern, in denen die wahrhaft kolossalgroße Dienerschaft untergebracht wird. Ganze Schaaren von Ordonnanzen und allerlei Müssiggängern umschwärmen fortwährend diesen Theil des Schlosses. Da gibt es eigene Säle für den sogenannten Chalwet oder die geheimen Unterhandlungen; besondere Säle für den Empfang der Großen an Festtagen; Gemächer und Kammern, in welchen den mittleren Volksklassen Audienz ertheilt wird; Arbeitszimmer; Zimmer für die Günstlinge, die nichts anderes zu thun haben, als durch ihre fortwährende Anwesenheit in der Antichambre den Minister zu ehren, wenn er sie auch oft monatelang keines Blickes würdigt. Jede Jahreszeit erfordert wieder andere Empfangszimmer. So sucht man im Sommer die Gelasse an der Schattenseite oder ein halbunterirdisches Erdgeschoß (Zirzemin), im Winter dagegen die Sonnenseite auf. Reichen die Zimmer zu den verschiedenen Empfangsfeierlichkeiten nicht mehr aus, dann nimmt man die Terrassen oder die hübschen Kiosks in den Gärten als Aushülfe, oder man sitzt vom Morgen bis zum Abend auf ausgebreiteten Teppichen an den herrlichen Wasserbecken, plaudert, lacht, läßt sich etwas vordeklamiren und raucht das Kalium. Das ist das Tagewerk des großen Statthalters, und sehnt er sich am Abend nach all diesen Anstrengungen nach Ruhe und Geschäftslosigkeit, dann zieht er sich in seinen Harem zurück.

Bei größerer Thätigkeit der Regierung und der Bewohner könnte die fruchtbare Gegend von Kermanschah mit ihrem gesunden Klima ein wahrer Garten für Persien werden. Sie ist durch



Residenz des Statthalters von Kermanschah in Persien. (Nach einer Originalzeichnung des Major Krziz.)

ihre reichen Ernten an Weizen, Gerste, Wein, Sesam und Baumwolle eine der einträglichsten Provinzen Persiens; die große Wohlfeilheit aller Lebensmittel zieht dorthin aus den minder fruchtbaren Gegenden, zumal aus Kaschan, Kom und Isfahan dürftige Kolonisten.

Außer diesen Eingewanderten sind Kurden, oder hier vielmehr noch Luren, die Hauptbewohner des Thales von Kermanschah; sie verlassen aber ihre Winterdörfer in der Sommerhitze, um unter schwarzen Pferdehaarzelten, auf den Yailaks mit ihren Heerden zu nomadisiren.

Aus den orientalischen Autoren und den Forschungen S. de Sacys ergibt sich, daß Kermanschah erst von den sassanidischen Königen erbaut wurde. Baram (Varenes IV.) soll zwischen 388 bis 399 die Stadt angelegt haben. Da er zu Lebzeiten seines Vaters Gouverneur der Provinz Kerman war, so hatte er den Beinamen Kerman-schah, und davon erhielt auch die Stadt ihren Namen.

Die Ethnographie im Sprüchwort.

Erster Artikel.

I.

Die Sprüchwörter machen den geistigen Hausschatz der Völker aus. In ihnen werden ebensowohl die Ergebnisse aller Beobachtungen und Erfahrungen, wie die Ergüsse augenblicklicher Stimmungen oder Verstimmungen niedergelegt, sorgsam aufbewahrt und zum allgemeinen Nutzen und Frommen nachfolgender Geschlechter von Mund zu Mund vererbt. Können wir daher diesen Hausschatz als den eigentlichen Codex der Lebensweisheit jedes Volkes ansehen, so ergibt sich von selbst die Wichtigkeit, welche die Vergleichung der Sprüchwörter der verschiedenen Nationen für den Ethnographen haben muß. Denn nirgends hat sich die Eigenthümlichkeit der Völker in Bezug auf ihren Geist, ihre Anschauungs- und Darstellungsweise bestimmter ausgeprägt, nirgends ist der Standpunkt der Moral und Bildung, die Nationalität der Stämme und der Einfluß der Geschichte, des Wohnsitzes und des Klima's deutlicher zu erkennen, als in den Sprüchwörtern, so daß man aus ihnen oft ein klareres Bild von dem eigensten Wesen und der geistigen und sittlichen Individualität der einzelnen Völker gewinnt, als aus bändereichen Beschreibungen. So genügt ein flüchtiger Blick in die Sprüchwörtersammlungen der Russen, um aus der großen Zahl der Sprüche, welche den Czaren betreffen, auf das innige Verhältniß zwischen Czar und Volk zu schließen, wie es wenigstens bisher bestand.

Die Sprüchwörter der Lithauer und Polen wiederum sind voll des Hasses gegen den Adel, als den Unterdrücker der Bauern; die der englisch und französisch sprechenden Neger dagegen ein Verdammungsurtheil in letzter Instanz aller Schwärmer für Onele Tom.

Die orientalischen Völker, für welche das Sprüchwort, wie der Perser sagt, „der Schmuck der Sprache" ist, haben es meist ebenso schwungvoll und bilderreich ausgedrückt, wie die romanischen Völker, namentlich die Franzosen, sich bemüht haben, es einfach und epigrammatisch hinzustellen.

In der französischen Schweiz tragen die Sprüchwörter fast sämmtlich den Stempel der Spottsucht, welche den Bewohnern eigen ist, und bei allen niederdeutschen Stämmen ist das Sprüchwort so derb, daß prüde Damen es beinahe immer nur unter dem Schutze des Fächers mit anhören können.

Ueberhaupt sind die Sprüchwörter der Deutschen die wenigst poetischen, die der Araber die tiefsinnigsten, die der Hebräer die zartesten in der Auffassung, besonders in Bezug auf Alles, was die Frauen betrifft, die der Afrikaner die originellsten in der Ausdrucksweise und die der Finnen und Russen die poetischsten.

Am meisten tritt das hervor, wenn man die einzelnen Sprüchwörter, deren Grundgedanke verschiedenen Nationen gemeinsam ist, in den mannigfachen Varianten verfolgt, welche sich allmälig unter dem Einflusse des Nationalcharakters, Gesittungsgrades und der lokalen Verhältnisse jedes Volksstammes gebildet haben, und wir wollen daher der seit vorigem Jahr bei H. Fries in Leipzig erscheinenden Sprüchwörtersammlung aller Völker*), der umfassendsten Zusammenstellung dieser Art, welche es gibt, einige Beispiele entnehmen, um sie einer näheren Betrachtung ihrer ethnologischen Bedeutsamkeit zu unterwerfen.

Spricht der Deutsche:

Zwei Hähne auf einem Misthaufen vertragen sich nicht,

so stimmt ihm der Tscheche und Lithauer wörtlich bei. Der Däne meint zurückhaltend:

Zwei Hähne taugen nicht auf einen Misthaufen,

und der Albanese erklärt kurz:

Zwei Hähne nie auf einem Miste.

In Italien, wo die Hühner weniger persönliche Freiheit genießen, als in den deutschen Dörfern, sagt der Corse und Toskaner:

Zwei Hähne befinden sich nicht wohl in einem Hühnerhause,

der Venetianer aber:

Zwei Hähne auf einem Hühnerhofe beißen sich.

Der Pole hat statt der Hähne, die sich nicht vertragen:

Zwei Kater an einem Ort,

der Russe:

Zwei Bären in einer Höhle,

oder:

Zwei Wölfe in einem Wald,

gewählt, und der Afrikaner versichert seinerseits:

Zwei Krokodile leben nicht in einer Höhle,

oder:

Zwei große Fische trinken nicht Wasser an einer Felsschlucht.

Der Hebräer drückt dieselbe Idee mit den Worten aus:

Zwei Krähen schlafen nicht auf einem Brete,

während der Spanier behauptet:

Zwei Sperlinge auf einer Kornähre vertragen sich nie.

Nicht mindern Anlaß zu Streitigkeiten gibt ein Knochen zwischen zwei Hunden, weshalb man in Deutschland, Dänemark und Holland spricht:

Zwei Hunde an einem Bein
Kommen selten überein,

und von den Franzosen und Magyaren hört:

Wenn zwei Hunde sich an einen Knochen machen, vertragen sie sich nicht.

In Böhmen, wo die Küche eine große Rolle spielt, stellt der Tscheche den Vergleich an:

Zwei Köchinnen in einer Küche, zwei Hähne auf einem Düngerhaufen,

und in Galizien macht der Ruthene die Bemerkung:

Zwei Hähne, zwei Rauchsäulen und zwei Herren vertragen sich nie,

welche wir ähnlich in dem dänischen Sprüchwort wiederfinden:

Zwei Herren, zwei Hähne und zwei Narren in einem Haus können sich nicht vertragen.

Unwillkürlich hat man die an Thieren gemachte Beobachtung auch auf die Menschen übertragen, und schon in der Ewe-Sprache in Afrika heißt es:

Zwei Könige sitzen nicht in einer Stadt.

Der Hebräer fragt:

Ist es möglich, daß zwei Könige sich einer einzigen Krone bedienen können?

und der Tscheche erklärt:

Ein Haus leidet nicht zwei Herren,

was der Russe durch ein Beispiel aus seinem Haushaltungswesen als unumstößlich zu beweisen sucht, indem er spricht:

Zwei Schafsköpfe legt man nicht in einen Kessel.

Wie hier, so sind es auch bei dem bekannten Sprüchwort:

Hinter'm Berg wohnen auch Leute,

die lokalen Verhältnisse, welche vorzugsweise die verschiedenen Auffassungen bedingt haben.

Daher sagt man in mehreren Gegenden Deutschlands:

Ueber'm Berg — oder: hinter'm Berge — wohnen auch Leute,

---

*) Das Sprüchwort als Kosmopolit. Von Ida v. Düringsfeld. 3 Bde. Leipzig 1863.

Die Frau im Sprüchwort. Von O. Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld. Leipzig 1862.

Internationale Titulaturen. Von Demselben. 2 Bde. Leipzig 1863.

Von demselben Verfasser im Druck: Der Mann im Sprüchwort. — Das Kind im Sprüchwort. — Das Wetter im Sprüchwort.

und die Bulgaren sprechen:

Hinter der Donau gibt's auch noch Leute.

Der Holländer, dessen Städte reich an malerischen Giebelhäusern sind, versichert:

Ueberall stehen die Giebel in die Höhe,

während der französische Schweizer in seinem Patois spottet:

Ueberall haben die Gänse einen Schnabel.

Dies ist allerdings ebenso wahr, wie die Bemerkungen des Deutschen:

Gänse gehen überall barfuß;
Zerbrochne Töpfe gibt's überall,

und:

Andere Leute haben auch Hände,

oder:

Andere Leute kochen auch mit Wasser.

Dann auch der Däne, der ferne Kolonien besitzt, erklärt:

Zerbrochenes Geschirr in allen Landen;

der Holländer, welcher als Handelsmann die Welt kennt, belehrt uns weise:

Ueberall kennt man Geld,

und der vielgereiste Engländer hat als Frucht seiner Fahrten die Entdeckung mit nach Haus gebracht:

In jedem Lande geht des Morgens die Sonne auf,

was freilich die Annahme des Deutschen:

Ueberall geht die Sonne auf,

wesentlich specialisirt.

Der Franzose, welcher immer denkt, man könne nirgends leben, wie in Frankreich, ruft, wenn er herauskömmt, ganz verwundert aus:

's ist ganz wie bei uns,

und auch der Plattdeutsche findet anderswo zu seinem großen Entzücken:

Helf Gott mit Gnaden, hier wird auch Seife gesotten!

wogegen der nicht platt sprechende Deutsche von seiner Wanderschaft erzählt:

G'rade wie bei uns zu Land
Hängt man die Wurst auch an die Wand,

und:

In anderen Ländern ißt man auch Brod.

Ueberhaupt ist das Brod ein Gegenstand, dessen Verbreitung nicht blos den Deutschen zur Beruhigung dient. Auch die Krainer, welche als Hausirer weit herumziehen, trösten einander:

Wo die Sonne geht, wird gebacken,

die Kroaten sprechen:

Ueberall wird Brod gegessen,

und die Tschechen sagen:

Ueberall wird Brod mit zwei Rinden gebacken.

Der Deutsche läßt sich sogar dadurch, daß es im Plattdeutschen heißt:

Anderswo wird auch Brod gebacken,

zu dem kosmopolitischen Ausspruch hinreißen:

Anderwärts ist auch gut Brod essen,

und glaubt irriger Weise hieraus folgern zu dürfen:

Ueberall bäckt man das Brod im Ofen,

ein Beweis, wie fern der Orient ihm liegt.

Um so auffallender ist es, daß er sein Sprüchwort:

Mit der Zeit pflückt man Rosen,

nicht blos mit einem Bilde deutscher Agrikultur und Industrie:

Mit Zeit und Geduld wird aus dem Haufstengel ein Halskragen,

sondern auch mit einem den Türken entlehnten Beispiel:

Mit Geduld und Zeit
Wird 's Maulbeerblatt ein Atlaskleid,

bereichert hat. Denn der Türke spricht:

Mit Geduld wird die saure Traube Wein und das Maulbeerblatt Atlas,

und der Russe, welcher immer an seinen geliebten Czaren denkt, sagt:

Die Zeit verwandelt die Früchte des Maulbeerbaumes in den Sarasan der Kaiserin.

In England, wie in Italien, heißt es:

Mit Zeit und Stroh reifen die Mispeln,

in der Türkei:

Mit Zeit und Stroh reifen die Aprikosen,

und bei den Wallachen:

Dulden und Schweigen macht die Trauben süß.

Auch die alten Griechen meinten:

Zeit bringt Korn und nicht der Acker;

die Deutschen versichern:

Zeit macht Heu,

und die Zigeuner fassen sich kurz, indem sie sagen:

Die Zeit macht Alles (oder: alle Früchte) reif.

Melancholisch wie das Land, in dem er wohnt, ist das Sprüchwort des Letten:

Die Zeit verwandelt einen Kienapfel in einen Sarg,

oder:

Die Zeit wandelt eine Eichel in einen Königssarg,

obwohl er sich mit der Hoffnung zu trösten sucht:

Zeit und Eifer trocknen Sümpfe aus,

und:

Zeit macht aus einem Gerstenkorne eine Kanne Bier,

Beides zwei wirkliche Wohlthaten für den Letten.

Beim Engländer hört man den Seemann:

Eine Maus kann mit der Zeit ein Tau entzwei beißen,

und der Holländer hat nicht nur ebenfalls diesen Spruch, nur bestimmter ausgedrückt:

Mit der Zeit beißt die Maus das Tau in Stücke,

sondern auch noch folgende andere:

Mit der Zeit kommt die Henne auf die Eier;
Mit der Zeit wird der Bauer sein Geld los,

und:

Mit der Zeit wird das Kind ein Mann,

oder:

Mit der Zeit kommt Harmen in's Wamms.

Der letzte Spruch findet sich, mit Veränderung des Namens, auch im Plattdeutschen wieder:

All mit der Zeit kommt Jan in's Wamms und Gretchen in den Rock,

und um nicht hinter seinem Namensbruder, dem Holländer, zurückzubleiben, hat der Deutsche gleichfalls noch einige Beobachtungen über die Wirkungen der Zeit angestellt, indem er spricht:

Mit Zeit und Weile lernt ein wilder Ochse das Joch tragen;
Mit Zeit und Weile kommt man nach Rom;
Mit der Zeit wird dir hold,
Was dein nicht gewollt,

und:

Mit der Zeit
Verschwindet alles Leid,

während der englisch sprechende Neger keinen höhern Preis des Wartens zu verheißen weiß, als:

Wenn du Geduld hast, wirst du's morgen sehen,

oder:

Wirst du den Bauch der Ameise sehen.

Nicht minder charakteristisch pflegt jedes Volk auf seine Weise den Rath auszudrücken, einen günstigen Moment nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, oder, wie der Italier warnt:

Wer Zeit hat, warte nicht auf die Zeit.

Denn:

Wer auf die Zeit wartet, dem mangelt die Zeit (deutsch),

oder:

Wer Zeit hat und auf die Zeit wartet, der verliert die Zeit (polnisch).

Zeit und Flut zögern um keines Menschen willen,

sagt der Engländer;

Zeit, Ebbe und Flut wartet auf Niemand,

sagt der Deutsche, welcher des Meeres Wuth kennen gelernt, und der Holländer, seiner Mühlen gedenkend, spricht:

Man muß den guten Wind nicht über das Haupt hinwehen lassen.

In Böhmen, dem Obstland, heißt es:

Zur Zeit gehört es sich, die Erdbeeren zu suchen, die Weichseln zu pflücken und zur Zeit auch die Birnen abzunehmen (tschechisch),

oder:

Wenn die Birnen reif sind, dann muß man sie schütteln (tschechisch);

in dem noch immer waldreichen Oberschlesien dagegen:

Man geht Pilze suchen zur Zeit, wo sie im Walde sind.

Deshalb ermahnt der Araber, der Wüste seiner Heimath gemäß:

Ergreife die Gelegenheit, verliere in Geschäften keine Zeit; das Kameel, welches zuletzt zur Cisterne kommt, läuft Gefahr, kein Wasser mehr zu finden,

indem er hinzusetzt:

Dem Klugen geziemt es, der Zeit nachzugeben, sowie der Schwimmende dem fließenden Wasser nachgibt;

der Hindu empfiehlt an:

Waschet euch die Hände in fließendem Wasser,

und der Engländer, welcher sich die Vorstellung der alten Römer:

Die Gelegenheit hat eine lockige Stirne und ein kahles Haupt,

angeeignet, räth:

Fasse die Gelegenheit bei der Stirnlocke, bevor sie dir den Rücken zuwendet.

Der Holländer hat dieselbe Idee, wenn er sagt:

Man muß den Zufall beim Haar greifen,

und der Deutsche hat zwar ein ähnliches Bild in seiner Phantasie:

Gelegenheit hat vorn langes, hinten kurzes Haar,

zieht jedoch vor, etwas weniger poetisch, aber allgemein verständlich zu sprechen:

Wem das Ferkel gegeben wird, der soll den Sack bereit haben.

Auch der Vlaming sucht sich für Jedermann faßlich auszudrücken:

Schnappt zu, wenn euch der Bissen geboten wird,

und der Franzose wie der Tscheche wählen den Hasen zum Repräsentanten der Gelegenheit, indem der erstere als Regel aufstellt:

Man muß den Hasen beim Kragen nehmen,

und der Tscheche den Rath ertheilt:

Halte den Hasen, wenn du ihn hast; wenn du ihn loslässest, siehst du ihn nicht mehr.

Der Italiener, ein leidenschaftlicher Verehrer des Ball- oder Kugelspiels, gibt die Vorschrift:

Man muß den Ball schlagen, wenn er aufspringt;

der Lette, welcher selten allzuwohlhabend ist, warnt ängstlich:

Laß nicht das Brod bei der Thür vorbeigehen,

und der Kroate, an Entbehrungen gewöhnt, meint genügsam:

Man muß sich in die Zeit schicken.

Denn, wie der Finne weise bemerkt:

Die Zeit fragt nicht nach dem Mann, wenn nicht der Mann nach der Zeit.

Es ist nicht alle Tage Fest, daß wir immer Konfekt essen könnten,

meint der Perser, weil es die Gewohnheit der Mohammedaner ist, an den großen Festen mit Konfekt und Zuckerwerk zu bewirthen und zu beschenken, und aus ähnlichem Grunde heißt es in der Grafschaft Mark:

Es ist nicht alle Tage Kirmeß;

in Böhmen:

Es ist nicht jeden Tag Kirchweih;

in Rußland:

Es ist nicht alle Tage Markttag;

bei den Letten:

Es ist nicht alle Tage Brodtag;

oder:

Nicht alle Tage bäckt die Mutter Kuchen;

bei den Südslawen:

Nicht jeder Tag ist Christtag,

und in Spanien und Portugal:

August und Weinlese sind nicht alle Tage.

Das altgriechische Sprüchwort:

Eine Schwalbe macht keinen Frühling,

hat sich bei allen romanischen und slavischen Völkern in der Fassung, welche die Römer ihm gegeben:

Eine Schwalbe macht nicht Frühjahr,

erhalten. Nur die Franzosen sagen:

Eine Schwalbe macht nicht den Frühling;

die Polen:

Ein Schwälbchen bringt nicht das Frühjahr;

die Bulgaren:

Mit einer Schwalbe wird nicht das Frühjahr;

und die Slovaken gleich den Magyaren:

Eine Schwalbe macht nicht Frühjahr, ein Stamm ist kein Wald.

Auch die Walachen sprechen:

Eine Schwalbe bringt nicht das Frühjahr herbei, und ein Baum macht keinen Wald;

und im Albanesischen heißt es:

Ein (schöner) Tag bringt den Kuckuk (Frühling) noch nicht.

Die nördlicher wohnenden germanischen Völker dagegen, welche ursprünglich blos zwei Jahreszeiten, den Winter und Sommer annehmen, haben, gleich den Ehsten, statt des Frühlings den Sommer gesetzt und sagen, wie diese:

Eine Schwalbe macht keinen Sommer,

weshalb die Tschechen, von den Deutschen beeinflußt, behaupten:

Auch ohne eine Schwalbe wird Sommer.

Als Gegenstück dazu versichern die Holländer:

Eine einzige Elster macht keinen Winter,

oder:

Eine Elster macht keinen kalten Winter;

die Deutschen:

Eine Krähe macht keinen Winter;

und die Engländer, beide Ideen zusammenfassend:

Eine Schwalbe macht weder den Sommer, noch eine Schnepfe den Winter.

In Sicilien sagt man ausnahmsweise:

Eine Blume allein macht nicht Frühling,

während es im übrigen Italien nur heißt:

Eine Blume macht kein Gewinde;

im Dänischen:

Eine Blume macht noch keinen Kranz;

und im Russischen:

Eine Blume macht keinen Garten, und wär' sie auch eine Rose.

Ueberhaupt hat der Gedanke, welcher diesem Sprüchwort zu Grunde liegt, die mannigfachsten Abwandlungen erhalten. So finden wir in der Ewe-Sprache:

Ein Baum macht nicht den Wald,

womit das tschechische:

Ein Bamm macht keinen Hain,

und das polnisch-oberschlesische:

Ein Baum ist kein Wald,

übereinstimmt; ferner im Lettischen:

Ein Blatt macht keinen Baum;

im Italienischen:

Ein Dorn macht keinen Zaun;

im Russischen:

Ein Grashalm macht keine Wiese;
Eine Feder macht keinen Pfühl;
Ein Haar macht noch keinen Pelz;
Eine Traube macht noch keinen Weinberg,

und:

Eine Welle macht kein Meer:

im Neger-Englischen:

Eine Schnepfe bedeckt den Teller nicht,

und im Hindostanischen:

Eine Hand bringt keinen Schall hervor,

eine Behauptung, welche durch das tamulische:

Um mit den Fingern zu knacken, genügt der Finger nicht;

das türkische:

Eine Hand klatscht nicht;

das italienische:

Eine Nuß im Sack klappert nicht,

und das dänische:

Ein Schilling in der Tasche klingt nicht,

bekräftigt wird.

Auch im Neger-Französischen heißt es:

Ein Finger kann nicht Kalalu (jene dünne, grüne Suppe, welche man auf den Antillen sehr liebt) essen,

und ganz ähnlich den Russen sprechen die Italiener:

Ein Korb mit Weintrauben macht noch keine Weinlese;

die Deutschen:

Aus einem Reis wird kein Besen,

und die Dänen:

Ein Tropfen Honig macht das Meer nicht süß,

während das lateinische Sprüchwort:

Ein Mann macht keine Stadt,

Anlaß gab, zu sagen:

Ein Mann macht keinen Tanz (italienisch);
Ein Mann macht keinen Ball (französisch);
Ein Mann kann keinen Tag machen,

oder:

Ein Mann macht keinen Tanz,
Eine Blume keinen Kranz (deutsch);
Eine Ameise macht keinen Haufen (russisch),

und:

Ein Jude macht keinen Jahrmarkt (kroatisch).

Ethnologische Beiträge.

VIII.

Wanderungen der Polynesier. — Mischung auf Neu-Caledonien. — Rasse und Schönheitsbegriff. — Zur Ethnologie Frankreichs. — Vermischung der Rassengruppen. — Pfahlbauten. — Die brachycephalen Rhätier in Graubünden. — Bemerkungen über die Bewohner abgelegener Thäler im Kanton Wallis. — Alte Sagen. — Ueber die Basken. — Die vorkeltische Urbevölkerung Europa's und ihre Verschiedenheit. — Alte Schädel. — Linguistische Untersuchungen. — Semitisch- und Indo-Europäisch. — Allerlei über den sogenannten Ursprung der Sprache. — Phantastische Ansichten.

In der pariser Gesellschaft für Anthropologie, über deren Arbeiten wir in unserer vorigen Nummer Mittheilungen gaben, fanden, nach Broca's Bericht, manche Erörterungen über die verschiedenen Völker Amerikas statt. Martin de Moussy schilderte jene in der La Plata-Region, Simonet die in den magellanischen Gegenden, Rameau und Landry sprachen über die Bewohner Canadas, Dally über die Indianer der Vereinigten Staaten. Der Satz, daß die uramerikanischen Völker eine Einheit bilden, ist mehrfach bestritten worden.

Auch über die Völker Oceaniens sind werthvolle Abhandlungen zum Vortrage gekommen, z. B. von Berchon über das Tättowiren auf den Marquesas-Inseln; von Rufz über die Ethnologie Polynesiens im Allgemeinen, von Bougarel und Rochas über Neu-Caledonien, die Neuen Hebriden und Tahiti. Die Neu-Caledonier (welche im Globus bereits geschildert worden sind) waren an einem schönen Tag, ohne daß sie etwas davon ahnten, „französische Unterthanen", wollen aber trotz aller gezogenen Kanonen noch immer nicht begreifen, daß es bei dieser Annectirung mit rechten Dingen zugegangen sei. Sie gehören zu den sogenannten oceanischen Negern, sind jedoch seit mindestens einem Jahrhundert mit braunen Polynesiern vermischt, und zwar von den Loyalty-Inseln her, die in der Nähe liegen, und wohin vor nun fünf Menschenaltern polynesische Leute von der Insel Wallis kamen, sich niederließen und mit den Eingeborenen vermischten. Aus einer polynesischen und einer melanesischen Rasse ist eine Mischung entstanden; die Produkte derselben erhielten vermittelst ihrer Zuthat an polynesischem Blut einen Hang zur Seefahrt, schifften nach Neu-Caledonien und vermischten sich dort ihrerseits wieder mit den Eingeborenen an der Ostküste. Diese ist jetzt von verschiedenen Stämmen bewohnt; einige sind fast ganz schwarz, andere zeigen in ihrer Hautfarbe alle verschiedenen Abstufungen zwischen Schwarz und Gelb. Im westlichen Neu-Caledonien, das aber noch nicht genau erforscht worden ist, scheinen sich die Melanesier ziemlich unvermischt erhalten zu haben.

Diese Wanderungen der Polynesier und ihrer Mischlinge sind noch nicht aus dem Gedächtnisse der Insulaner verschwunden, und ihre Ueberlieferungen wurden ethnologisch bestätigt durch 57 Schädel, welche Bougarel aus dem östlichen Neu-Caledonien nach Europa mitgebracht hat. Er theilte dieselben in drei Serien; die zwei extremen geben die Typen der eingeborenen schwarzen und der eingewanderten gelben Rasse, die mittlere enthält jene der Mischlinge. Dazu kommen noch 25 in Polynesien von ihm gesammelte Schädel. Bougarel hat für jede Serie das Mittel aller kraniometrischen Elemente festgestellt und nachgewiesen, daß die gelbe Rasse auf Neu-Caledonien intermediäre Merkmale aufweist, die zwischen jenen der melanesischen und der polynesischen mitten inne liegen. Die Kraniologie bestätigt, daß die gelben, von den Loyalty-Inseln herübergekommenen Leute Mischlinge waren.

Pihan Dufeillay hat die Bewohner der Andamanen in den Kreis seiner Untersuchung gezogen, Armand das transgangetische Indien, Pruner-Bey die Drusen. Cordier wies einen Türkenschädel aus dem 17. Jahrhundert vor und stellte einen anatomischen und artistischen Vergleich zwischen Köpfen der Türken, Griechen und Araber an. Er entwickelte seine Ansichten über die Darstellung ethnischer Typen vermittelst der Bildhauerkunst. Er weist nach, daß „Schönheit" nicht diesem oder jenem Typus eigenthümlich sei; daß jede Rasse ihre Schönheit habe, welche von der anderer abweicht; der ideale Typus derselben reflektirt sich in einem harmonischen Gleichgewichte der intellectuellen und moralischen Merkmale nicht weniger, als in den unterscheidenden äußeren Kennzeichen einer solchen Rasse. Die Gesetze der Schönheit sind demnach nicht universell, und eben so wenig ist es der Kanon der Verhältnisse des menschlichen Körpers; beide müssen für jede einzelne Rasse näher studirt und speciell bestimmt werden.

Die Kunst in ihren ethnologischen Beziehungen ist auch sonst mehrfach erörtert worden. Gratiolet sprach über den Typus der Köpfe bei den griechischen Statuen, Boudin über die Gestalt der Basis des Thorax bei denselben, Cordier über das Proportionssystem.

Für die ethnologische Forschung in Bezug auf Frankreich ist viel geschehen. Die Gesellschaft besitzt nahe an 500 Schädel, theilweise aus den alten Begräbnißstätten in Paris, theilweise aus anderen aus der merovingischen und der keltisch-römischen Zeit, namentlich auch aus einer alten Stadt der Suessonen bei Mont Berny, und aus den Kirchhöfen der alten Burgunder.

Unter diesen verschiedenen Reihenfolgen von Schädeln findet man, abgesehen von den Uebergangs- (mitten inne liegenden) Formen, zwei wesentlich von einander verschiedene Typen. Der eine ist brachycephal, hat also runden oder kurzen Kopf; die andere dolichocephal, mit langem Kopf; darin liegt der Beweis, daß auf dem Boden des heutigen Frankreichs vor der historischen Zeit und während derselben eine Vermischung zwischen den Rassengruppen stattgefunden hat, zwischen den brachycephalen und den dolichocephalen. Nun waren aber alle Völker von sogenannter indoeuropäischer Abkunft, welche nach einander Gallien eroberten und bevölkerten, Kelten, Kymri's und Germanen, dolichocephale Menschen, und dasselbe gilt, wenn auch in geringerm Grade, von den Römern. Es ist also keinem Zweifel unterworfen, daß der brachycephale Typus, der in Frankreich noch heute so ungemein häufig ist, herzuleiten sei von der Bevölkerung, welche vor Ankunft der Kelten im Lande war. Auch ist durch manche Untersuchungen ins Klare gestellt worden, daß im Steinzeitalter die britischen Inseln, Dänemark, die Schweiz und noch andere Länder Europas von brachycephalen Menschen bewohnt waren.

Diese Ursassen des Bodens, deren Namen unwiederbringlich verloren ist, wurden lange vor der historischen Zeit durch nach einander folgende Wogen dolichocephaler Völker heimgesucht, welche aus Asien nach Europa gekommen waren. Zwischen beiden Gruppen entstand ein Kampf, der ohne Zweifel Jahrhunderte hindurch gedauert hat und von Osteuropa bis zum atlantischen Ocean und zum Mittelmeere reichte. Aber die steinerne Axt vermochte gegen Waffen aus Erz nichts auszurichten, und die

höher begabte Minderzahl blieb Sieger. Die bezwungenen Ursassen suchten in Sümpfen, an Seen und Stromufern eine Zuflucht, ähnlich wie später ihre Dränger und Eroberer selber. Die ruhigen Gewässer dieser Seen gewährten jenen Autochtonen wohl Schutz gegen wilde Thiere, aber nicht gegen Angriffe der Menschen; viele ihrer hölzernen Wohnungen wurden in Brand gesteckt, und noch heute finden wir verkohlte Ueberbleibsel in den Seen, und mit denselben Grundpfähle, Pfeile, Aexte aus Feuerstein und Messer. Gosse hat nachgewiesen, daß fast alle diese Wohnungen in und an den Seen, sowohl jene aus der Stein-, wie aus der Bronceperiode, durch Feuer zerstört worden sind. Diese „Pfahlbauten" nehmen ein hohes Interesse in Anspruch.

Die Besiegten wurden theilweise ausgerottet, die Uebrigbleibenden unterwarfen sich dem Sieger. Aber im Süden und Osten behaupteten die Ursassen das numerische Uebergewicht und vermischten ihr Blut mit jenem der Eroberer. So entstanden Blendlingsschläge, welche je nach der größern Blutzuthat in der Mischung von der einen oder andern Seite die respectiven Merkmale der Urschläge in ungleichem Grade an sich trugen. Sie büßten Nationalität, Sitten, Sprache und selbst ihren alten Namen ein.

Aber in einigen Gegenden, wo die Beschaffenheit des Landes einen natürlichen Schutz gewährte, und welche die Eroberer in Ruhe ließen, weil der Besitz derselben sie nicht reizte, z. B. in schwer zugängigen Thälern, entgingen einzelne Trümmer und Reste der Ursassen dem Schicksale, welches über die anderen gekommen war. Das war ohne Zweifel mit den Nachkommen der alten Rhätier der Fall, z. B. jenen, welche der berühmte Akademiker von Baer in Graubünden näher beobachtet hat. Er ermittelte, daß sie brachycephale Leute seien. Sie waren nicht zahlreich genug, um eine Nation zu bilden, haben aber ihren Typus bewahrt, nur die Sprache ist allmälig romanisirt worden.

Bei dem großen Interesse, welches die Forschungen über diesen Gegenstand in Anspruch nehmen, wäre eine genaue Untersuchung der am meisten abgelegenen, hohen Alpenthäler sehr wünschenswerth. Sie gäbe wahrscheinlich manche Ausbeute. Als ich das Obige schrieb, fielen mir manche Stellen ein, die ich vor etwa zwanzig Jahren in Julius Fröbels „Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseite der Penninischen Alpen", Berlin 1840, gelesen hatte, und da ich eben dies Buch wieder zur Hand nehme, finde ich, daß mein Gedächtniß mich nicht getäuscht hat.

Fröbel ging ins Val d'Heremence (Eringer-Thal); er bemerkt S. 34: „Jeden, der durch Tirol und durch manche Gegenden der Schweizer Alpen gereist ist und dann hierher kommt, muß das düstere Schweigen überraschen, das in diesen Thälern herrscht. Da hört man keine Kuhreigen, kein Jodeln, und die religiösen Gesänge, welche Sonntags nach dem Gottesdienst auf dem Kirchhofe, vor dem Pfarrhause oder auf der Straße von Weibern und Kindern mit lauter, gellender Stimme unisono gesungen werden, sind die einzigen Töne, die ich auf der ganzen Reise durch diese Gegenden zu hören bekam."

Der Führer erzählte dem Reisenden Folgendes: Die Alpen von Barma und Liapec gehören zu den Montagnes des chié, d. h. den Alpen der Zehn, was so viel heiße, als Montagnes de dix larrons ou brigands. Unter Montagne versteht man dort immer nur eine Alp oder Viehweide; ein Berg heißt mont; chié ist zehn. In alten Zeiten, so sagte der Führer, es könne mehr als tausend Jahre her sein, war das ganze Thal von Erremengse ein einziger großer Wald. In diesem ganzen Eringerthal wohnten damals Wilde, des sauvages. Als man das Thal entdeckt und darin Dörfer erbaut, sei die Canaille verjagt worden; on a chassé la canaille. Zuletzt seien von diesen „Brigands" nur noch zehn übrig geblieben, welche sich in der Höhle, die man darum la barma des chié nenne, aufgehalten, bis sie dort entdeckt und getödtet worden seien. Das seien die zehn Räuber, les dix larrons. Vier Alpen hätten noch jetzt die Namen von diesen Räubern; jene der übrigen wisse man nicht mehr. In Bezug auf diese und andere Namen verweise ich auf Fröbel, S. 37.

In jener Erzählung liegt jedenfalls eine Erinnerung an Ursassen des Landes, „die Wilden", welche in Thälern Zuflucht gesucht hatten, die man erst später „entdeckte." Nicht ohne Belang ist auch die „Caverne des fâïes d'Arzinol". „In der Mitte einer Felswand sah ich etwas künstlich angebrachtes Holzwerk. Dort, sagte der Führer, sei der Eingang der Feenhöhle von Arzinol. Man sage, sie sei von Feen erbaut und bewohnt worden, doch er glaube, es hätten Menschen darin gewohnt. Vor einigen Jahren hätten sechs Bursche aus der Gemeinde Heremence sich von oben an Seilen hinabgelassen und sie besucht. Der Boden sei mit Steinen ausgepflastert; in der Mitte liege eine große ovale Steinplatte, welche von kleineren Steinen umgeben sei. In dem Felsen, zu beiden Seiten des Ausgangs, vorn über dem Abgrunde, seien Löcher eingehauen, in welchen die Zapfen einer noch erhaltenen hölzernen Walze ruhen, und diese haben, wie man deutlich sehe, dazu gedient, an einem Seile Gegenstände heraufzuziehen und herabzulassen. Davon, daß die Höhle in neueren Zeiten bewohnt gewesen sei, wußte der Führer nichts." Fröbel konnte leider die Höhle nicht besuchen, weil sie auf der andern Seite des Thales lag.

Die „Savans" haben ihr den Namen Hunnengrotten gegeben, ältere Bücher über die Schweiz fabeln, daß „Ungarn, Saracenen und Araber" in jenes Thal gekommen seien. Der Führer aber meinte, gewiß viel richtiger, man wisse noch, daß Solches einmal vor sehr alten Zeiten der Fall gewesen, als die Gletscher im Hintergrunde noch nicht so groß waren, und die Feinde seien damals hinten über die Gletscher gekommen. Nicht weit von der Höhle sei im Thal eine Stelle, la bataille genannt; dort sei damals der Feind geschlagen worden; von da an bis zur Franzosenzeit wußte man von keinem Feind etwas.

Man sollte eine genaue Untersuchung der Höhle und der Schlachtstätte vornehmen; sie ergäbe vielleicht wichtige Resultate. Uebrigens sah Fröbel (S. 165) im Eringer- und Einfischthale nur schöne Leute mit entschieden romanischer oder germanischer Gesichtsbildung; hellblonde mit blauen Augen, braunhaarige und schwarzhaarige. „Die letzteren scheinen mir im Ganzen von zarterem Körperbau zu sein. Die braunhaarigen herrschen vor und sind große, starke Leute."

An Keltisches erinnern die verschwenderischen Leichenmale der Einfischer und das vieljährige Zusammensparen dafür. „Wollte man aus dem formellen Zustande der Sprache in dem romanischen Dialekte des Wallis einen Schluß ziehen, so würde man am ersten die Bewohner des Val de Bagne für Fremdlinge unter den Romanen halten können, denn nirgends erscheinen die Wortstämme so unkenntlich wie in ihrer Mundart." Fröbel gibt davon, S. 171, eine Probe und äußert dann, es sei ihm wahrscheinlich, daß die Wilden, die Canaille, ferner die Bewohner des Einfischthales, welche noch bis in späte Zeit Heiden gewesen und erst durch die Bischöfe von Sitten bekehrt wurden, die letzten Ueberreste einer freien, also auch unter den Römern in ihren Thalwinkeln freigebliebenen keltischen Bevölkerung gewesen seien. Die Sage von den Hunnen und Ungarn könne sich wohl auf diese keltischen Ueberreste beziehen, welche, obwohl die Ureinwohner des Landes, doch später, als die neue Bevölkerung, die germanischen Stammes war, mit ihnen in den äußersten Thalwinkeln zusammenstieß, als Eindringlinge angesehen und verfolgt wurden. Das Thal von la Barma ist der beste Zufluchtsort für einen Haufen von Menschen in solcher Lage, den man sich denken kann, denn man vermuthet weiter vorn nicht einmal die Existenz eines solchen, und auch das Einfischthal ist an seinem Ausgange fast ganz geschlossen."

Diese Ansicht hat im Allgemeinen Vieles für sich; nur darin liegt, wie die neuere Forschung herausgestellt hat, ein Irrthum,

daß Kelten die ältesten Ureinwohner dieser Region gewesen seien. Jene „letzten Reste" können übrigens Kelten gewesen sein, doch ist es wahrscheinlich, daß sie den vorkeltischen Ursassen angehört haben. Schädelfunde würden darüber einigen Aufschluß geben können.

In den Pyrenäen haben die Basken Volksthümlichkeit, Sitten und Sprache bewahrt. Ueber dieses interessante Volk hat Pruner-Bey einen eingehenden Vortrag gehalten. Die bastische Sprache hat den Schiffbruch überlebt, in welchem alle übrigen Uridiome Europas gescheitert und zu Grunde gegangen sind; sie allein steht als lebendiger Beweis dafür das Vorhandensein einer Urbevölkerung, welche den Boden inne hatte, als die Eroberer von Asien her einwanderten. Dieser unwiderlegbare linguistische Beweis zeigt, in Verbindung mit anatomischen Thatsachen direkt oder indirekt, daß wenigstens einige dieser Ursassen brachycephal waren. Retzius und alle anderen Anthropologen nach ihm haben dann den Schluß ziehen wollen, daß auch die Basken brachycephal seien. Diese Annahme stützte sich auf die Beobachtung zweier baskischen Schädel, welche man in Stockholm besitzt. Vor einiger Zeit erhielt jedoch die anthropologische Gesellschaft sechszig bastische Schädel von einem Kirchhofe in der Provinz Guipuscoa. Aber unter diesen sind nur drei wirklich brachycephal, die meisten übrigen durchaus dolichocephal. Man ist überrascht, daß der Durchschnittstypus dieser ganzen Reihe baskischer Schädel weit mehr dolichocephal ist als bei einer gleichen Anzahl nordfranzösischer Schädel*). (Ueber die baskischen Schädel haben in der pariser anthropologischen Gesellschaft höchst lebhafte Erörterungen statt gefunden; wir können aber jetzt nicht näher auf dieselben eingehen.)

Uebrigens beweisen diese dolichocephalen Baskenschädel nichts gegen den Satz, daß vor der Einwanderung aus Asien Europa schon eine Urbevölkerung hatte. Es ist unwiderlegbar nachgewiesen, daß die vorkeltischen Menschen in Dänemark, auf den britischen Inseln, in Frankreich und der Schweiz zumeist brachycephal waren. Diese geheimnißvolle Urzeit liegt weit hinter uns; wir stehen ihr gegenüber wie Wanderer, denen aus der Entfernung alle Bäume eines Waldes wie Eine Masse erscheinen. Unserm Geist, der seinen Weg nur durch Tasten findet, will es nicht einleuchten, daß vor dem Eindringen der aus Asien herkommenden Menschen nur ein einziges Volk, eine einzige Art oder Rasse von Ursassen, den Boden von ganz Europa inne gehabt habe. Finden wir doch heute noch die Erde besetzt mit einer Anzahl von Völkern, die an Sprachen und Typus wesentlich von einander abweichen; die verschiedensten Rassen leben, vermischt oder unvermischt, hart nebeneinander. Was könnte uns, solchen Thatsachen gegenüber, zu der Annahme berechtigen, daß vor, wir wollen sagen, fünftausend Jahren die Bevölkerung Europas eine durchaus gleichartige habe sein müssen? War denn die Menschheit damals noch jung? Hatten Wanderungen und Kämpfe nicht Zeit genug gehabt, in verschiedenen Theilen des Erdballs auch verschiedene Typen zu verbreiten? Doch die Thatsachen sprechen ja laut genug; die Verschiedenheit der europäischen Urvölker ist ausgemacht; die Paläontologie des Menschen liefert die Belege dafür; es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß brachycephale Menschen vor unserer historischen Zeit vorhanden waren.

Zu einer Reihenfolge von Beobachtungen, welche das vorgeschichtliche Dasein von Brachycephalen beweisen, kommen noch andere, zwar weniger zahlreiche, aber nicht minder entscheidende, aus welchen sich das gleichzeitige, vielleicht ein früheres Vorhandensein eines dolichocephalen Typus ergibt. Ein mit Stalagmit überzogener Schädel, welchen Garrigon in einer Höhle in den Pyrenäen fand, ist dolichocephal; ein Schädel von Meilen am zürcher See, aus einem Pfahlbau aus der Steinperiode, ist gleichfalls dolichocephal; nicht minder der berühmte Schädel aus der Höhle von Engis, welchen Schmerling zusammen mit Knochen vom Elephanten, Rhinoceros und anderen, ausgestorbenen, Thieren fand. Und der berühmte Schädel aus dem Neanderthal am Niederrhein, der von Professor Schaffhausen in Bonn beschrieben worden ist, hat eine so seltsame Gestalt, daß manche ihn für den ältesten aller bekannten Schädel halten. Er ist in hohem Grade merkwürdig durch Schmalheit und Länge. Gegenüber solcher Thatsachen kann man unmöglich in Abrede stellen, daß eine dolichocephale Rasse, oder auch mehr als eine, in einer unberechenbar weit zurückliegenden Zeit in Europa vorhanden gewesen sei.

Um auf die historischen Zeiten zu kommen, so hat Lagnean in seiner Abhandlung über Gaelen und Kelten nachgewiesen, daß diese beiden Volksstämme jedenfalls in ihrer Nationalität verschieden waren. William Edwards hatte früher die Identität beider behauptet. Boudin wies den Einfluß der ethnologischen Abstammung auf den Körperbau nach und benutzte dabei die Conscriptionstabelle für das Heer. Er entwarf Karten, in welchen er durch verschiedenartige Farbenbezeichnungen die hier in Betracht kommenden Verhältnisse geographisch veranschaulichte. Er hat ähnliche Karten über Kurzsichtigkeit, das Vorwalten schlechter Zähne ꝛc. entworfen. In dieser Beziehung und insbesondere auch in der Statur bieten die Bewohner der Normandie und jene der Bretagne die schärfsten Gegensätze dar; auch hat Bertillon nachgewiesen, daß beide, die an Ursprung so verschieden sind, die Extreme in der Mortalität bilden.

Die linguistischen Untersuchungen werfen bekanntlich in manchen Fällen Licht auf die Völkerkunde. Pruner-Bey erörterte die Sprache Afrika's, Westasiens, Amerika's und Australiens, namentlich in Bezug auf primitive Zählmethode. Chavée handelte über den Parallelismus der indoeuropäischen und semitischen Sprachen und betonte den urwesentlichen, radikalen, absoluten Unterschied, durch welchen beide große Sprachfamilien von einander getrennt sind. All und jeder verwandtschaftliche Zusammenhang beider wird an ihm in Abrede gestellt und eine ursprüngliche Verschiedenheit behauptet. Es handelt sich, sagt Broca, hier um eine Thatsache und um eine Schlußfolgerung. Die Thatsache ist von Halléguen in Zweifel gezogen worden, indem dieser einige Punkte nachzuweisen suchte, bei denen in der semitischen und der indoeuropäischen Grammatik Uebereinstimmung herrscht. Aber Pruner-Bey und Rénan nahmen die Thatsachen entschieden an und erklärten es für eine Unmöglichkeit, das Hebräische vom Sanskrit oder dieses von jenem abzuleiten, Chavées Folgerung dagegen sei wenigstens nicht erwiesen. Rénan betrachtet sie nicht nur als möglich, sondern auch als wahrscheinlich; fügt aber hinzu, daß Alles, was vor dem Ursprunge der Civilisation, vor der Bildung einer eigentlichen Gesellschaft, vor der Organisirung der Sprachen liege, den Linguisten unbekannt und auch unzugängig sei. — So weit Broca.

Wir unsrerseits meinen, daß er damit das Richtige getroffen habe. Pruner-Bey dagegen verstieg sich, was manche Linguisten gern thun, hoch in den Nebel, indem er von Möglichkeiten träumte, durch deren Annahme überhaupt gar nichts erklärt wird, und die lediglich auf Phantasiespiele hinauslaufen. Er gab zu, daß die arischen, semitischen und turanischen Sprachen gar keine direkte Verwandtschaft unter einander haben, „aber sie könnten doch möglicherweise von einem und demselben Stamme gekommen sein, von einer Sprachfamilie, die für uns auf immer verloren ist." Dies ist doch geradezu überflüssige Spielerei.

Man macht sich überhaupt in Betreff des „Ursprungs der

*) Rezius in Stockholm stellte zwei Schädel- und zwei Gesichtsformen auf; 1) die brachycephalische: Schädel kurz, rund oder viereckig, Länge und Breite nicht wesentlich ungleich, Hinterhaupt kurz, etwas platt, Gruben für das kleine Hirn aufsteigend, Scheitelhöcker stark, Hinterhauptshöcker oft fehlend; hintere Hirnlappen kurz, breit. 2) Dolichocephalische Form: Schädel lang, besonders durch Entwickelung des Hinterhauptes, oval; Gruben für das kleine Gehirn mehr horizontal, Scheitelhöcker oft fehlend, Hinterhauptshöcker sehr stark; hintere Hirnlappen besonders nach hinten entwickelt.

Sprache" viel ganz unnöthiges Kopfzerbrechen, und eine Zusammenstellung der Ansichten, welche darüber seit etwa einem Menschenalter geäußert worden sind, würde ergötzliche Proben von geistiger Absprungigkeit und von seltsamem Raffinement enthalten. Die Linguistik ist eine wichtige und erhabene Wissenschaft, welche ganz ungeheure Fortschritte gemacht hat. Deutschland steht auch in dieser Beziehung in vorderster Reihe, und wer einen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand dieser Wissenschaft sich verschaffen will, den verweisen wir auf ein klar und anziehend geschriebenes Werk: Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, von Dr. Max Müller, Leipzig 1863. Unser Landsmann hielt sie zu London in englischer Sprache; sie haben aber durch die deutsche Bearbeitung des Professor Karl Böttger in Dessau noch gewonnen.

In seinen Bemerkungen über den „Ursprung der Sprache" (S. 277 ff.) bemerkt Herr Müller ganz richtig, „daß wir kein Mittel haben, das Problem des Sprachenursprungs auf historischem Wege zu lösen." Aber die Sprache und ihr Ursprung sind gar kein Problem. Die Sprache ist dem Menschen angeboren, und durch sie ist er eben Mensch. Jeder Mensch hat die Sprache von vorne herein; sie ist für ihn physiologische und psychologische Grundbedingung und Nothwendigkeit, ohne welche ein normaler Mensch, gleichviel auf welcher Stufe, gar nicht gedacht werden kann. Müller sagt:

„Die Geschichte fängt erst lange nach der Zeit an, wo die Menschheit das Sprachvermögen erlangt hatte, und selbst die ältesten Ueberlieferungen schweigen über die Art und Weise, in welcher der Mensch zu dem Besitz seiner frühesten Gedanken und Wörter gelangte."

An diesem Schweigen thun die ältesten Ueberlieferungen sehr wohl, und unseren Linguisten wäre ein Gleiches zu rathen; denn daß sie davon rein gar nichts wissen können, liegt auf der flachen Hand.

„Man sagt uns, daß der erste Mensch ein Sohn Gottes war, daß Gott den Menschen ihm zum Bilde schuf, daß er ihn aus Erdstaub bildete und in seine Nase den Athem des Lebens hauchte. Das sind einfache Thatsachen, und sie müssen als solche hingenommen werden; wenn wir über sie Urtheile zu bilden anfangen, so streift die Schneide des menschlichen Verstandes, ohne irgendwo zu haften, jedesmal vorbei."

Wer aber wird im Ernst heute noch von einem „ersten Menschen" reden? Wer mit einer mythologischen Ansicht von sehr handgreiflicher Natur sich noch im Ernst befassen mögen? Und was Müller als „einfache Thatsachen" hinstellt, das sind gar keine Thatsachen, sondern Phantasiegebilde.

Die Abschnitte, in welchen Müller den Ursprung der Sprache und Sprachen behandelt, enthalten manches Schätzbare, aber auch manche Concessionen an die bekannte Voreingenommenheit der Engländer. Es ist viel zu viel Hypothese, Wenn und Aber darin, zu viel Spielerei mit Möglichkeiten, z. B. in dem Satze: „Wenn es auch bewiesen werden könnte, daß alle Sprachen der Menschheit auf eine gemeinsame Quelle hinweisen, so würde doch daraus nicht folgen, daß darum die menschliche Rasse von einem einzigen Paare abstammen müsse." So weit ist Alles gut; Müller setzt aber hinzu: „denn die Sprache hätte ja das Eigenthum einer begünstigten Rasse sein können und sich den anderen Rassen erst im Laufe der Geschichte mitgetheilt haben." Das ist doch zu stark! Als ob überhaupt ein normaler Mensch, ein Volk ohne Sprache auch nur gedacht werden könnte! Und nun eine „Gottheit", die eine Rasse „begünstigt" mit einer Sprache, welche sie allen übrigen zeitweilig entzogen hätte, bis es ihr dann einmal einfällt, diesen sprachlosen Parias die Sprache zu schenken!!

Ein deutscher Gelehrter sollte doch den Grillen eines englischen Publikums nicht Zugeständnisse machen, wie sie im Folgenden enthalten sind: Nachdem darauf hingewiesen worden ist, daß das vermeintliche „Problem" des gemeinsamen Ursprungs der Sprachen mit den im Alten Testament enthaltenen Angaben über die sogenannte Schöpfungsgeschichte und die Genealogie der Patriarchen in keinem Zusammenhange steht, heißt es: „Wenn uns unsere Untersuchungen zu der Annahme verschiedener Anfänge der Sprachen des Menschengeschlechts hinführen sollten, so steht dieser Ansicht im Alten Testamente nichts entgegen. Denn obgleich die Juden glaubten, daß eine Zeit lang die ganze Erde nur eine Sprache und Rede besaß, so haben doch auch die bedeutendsten geistlichen Autoritäten, namentlich mit Bezugnahme auf die amerikanischen Dialekte, nachgewiesen, daß neue Sprachen in späterer Zeit entstanden sein dürften."

Es ist linguistisch und für den Gegenstand, welchen Müller behandelt, muendlich gleichgültig, was für Angaben darüber das Alte Testament enthält. Wir wissen, wo das Buch der Genesis redigirt wurde, und welche Zuthaten es am Euphrat erhielt. Die Juden aber hatten eine höchst beschränkte Vorstellung vom Umfang der Erde und kannten nur einen sehr geringen Theil derselben. Die Ansichten des Moses und der alten Juden haben ganz und gar keine Bedeutung. Sie kannten einige Punkte von Nordafrika, Aegypten und Nubien, Vorderasien und den Euphratländern; höchstens noch von den Gegenden zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere. Sie kannten nicht den tausendsten Theil der Erdoberfläche. Was sie also meinten, ist so viel oder so wenig werth, als was etwa die alten Peruaner gemeint haben. Der Umfang ihrer höchst geringen und beschränkten Kunde ist graphisch angezeigt auf einer Karte zu Nott und Gliddon's Types of Mankind, Philadelphia, 6. Auflage, 1854, S. 552. „Geistliche Autoritäten" als solche sind in Bezug auf unsern Gegenstand von eben so irrelevanter Art, als z. B. juridische oder chemische Autoritäten wären; sie haben in die Sache gar nichts hinein zu reden.

Wir könnten noch mehr Seltsamkeiten hervorheben, wollen aber mit der folgenden schließen. Müller sagt: „Man hat gegen mich die Anklage erhoben, daß ich in meinen Forschungen von einem unbedingten Glauben an den gemeinschaftlichen Ursprung des Menschengeschlechts geleitet worden sei. Ich leugne nicht, daß ich diesen Glauben hege, und daß die Bestätigung desselben, wenn sie überhaupt nöthig ist, durch Darwin's Buch On the origin of species dargeboten worden ist." Diese Behauptung ist stark; denn Darwin's „geistreiche Seiltänzereien auf naturwissenschaftlichem Gebiete", — so hat sich ein ausgezeichneter Naturforscher ausgedrückt, — seine vielfach von Sachkennern und gründlichen Fachgelehrten nicht blos angefochtene, sondern auch völlig verworfene Theorie, für eine Bestätigung eines Glaubens auszugeben, — das kann zwar befremdlich erscheinen, es ist aber damit gar kein Beweis beigebracht. Sodann: mit der Erklärung des „Problems über den Ursprung der Sprachen" hat doch schwerlich der Linguist etwas zu schaffen, sondern das Urtheil stände eher den Anatomen, Physiologen und Anthropologen zu, welche ohnehin schon mehrfach gegen „Uebergriffe der Linguistik" sich ausgesprochen haben.

Wenn Leute wie Bunsen oder Prichard, Owen und Humboldt sich für die Einheit des Menschengeschlechts ausgesprochen haben, so ist damit die Einerleiheit noch gar nicht bewiesen. Und wenn, wie Hr. Müller hervorhebt, jede Nation, welche überhaupt eine Ueberlieferung über den Ursprung des Menschengeschlechts besitzt, „die menschliche Rasse von einem einzigen Paare oder gar von einem einzigen Individuum ableitet," so ist auch damit weiter nichts gesagt, als daß jedes Volk seine Anfänge sehr einfach und natürlich erklärte und sich einen Stammvater gab. Aber an den „Ursprung des Menschengeschlechts" hat es dabei nicht gedacht; so abstrakt war kein Volk, das auf einer frühern Entwickelungsstufe stand. Die Kosmogonien ꝛc. gehören einer spätern an. A.

Abenteuer eines Seemanns unter den Kannibalen des Fidschi-Archipels.

I.

Wir gaben jüngst einige Mittheilungen über die Fidschi-Inseln, nach Berichten unseres Landsmannes Berthold Seemann. Die Bewohner dieser Eilande in der Südsee bieten dem Beobachter Stoff in Fülle zur Beobachtung, und sie gehören auf jeden Fall zu den interessantesten im großen Ocean. Aber ihr inneres Leben und ihre Eigenthümlichkeiten lernen wir weniger aus den Berichten kennen, welche wir durch wissenschaftliche Reisende erhalten, die nur zeitweilig unter den Insulanern sich aufhalten, als durch solche Europäer, welche jahrelang nothgedrungen oder freiwillig mit den „Wilden" verkehrten. So haben wir durch Mariner einen tiefen Einblick in das Leben der Tonga- (Freundschafts-) Insulaner gewonnen; und über die Fidschi-Inseln lesen wir in John Elphinstone Erskine's Journal of a cruise among the islands of the Western Pacific etc., London 1853, die merkwürdigen Erzählungen eines Matrosen, der zwei Jahre bei den Leuten auf Fidschi blieb (S. 411 bis 477). Damals, 1840, war der Einfluß der Engländer auf jener Gruppe noch nicht so groß wie jetzt; die Bewohner lebten noch ganz in ihrer alten Weise, und der Matrose konnte ihre Sitten und Gebräuche in aller Muße beobachten.

Dieser John Jackson erscheint uns als ein rechtes Urbild jener Klasse von Abenteurern, welche in der weiten Südsee durch eine Menge thatenlustiger Menschen vertreten wird, die überall umherschwärmen und sich zu keinem seßhaften Leben, zu keiner regelmäßigen und andauernden Beschäftigung verstehen wollen, bevor sie recht viel „von der Welt gesehen" haben. Jackson war im November 1820 in der englischen Landschaft Sussex geboren. Als er sechszehn Jahre zählte, konnte er es in seiner Heimath nicht mehr aushalten, verließ die Schule und ging „in die Welt". Im Juni 1837 fuhr er als Matrose nach Vandiemensland, wo er im Januar 1838 ankam. Nachdem er einige Zeit in Hobarttown verweilt, fuhr er längere Zeit auf Küstenschiffen von einem australischen Hafen zum andern, ging dann an Bord eines Südseefahrers, der von Sidney nach Tahiti steuerte und besuchte manche Inseln, z. B. auch die Kingsmill-Gruppe.

Auf den Samoa-Inseln (Navigatoren) nahmen die Eingeborenen der Insel Manua ihn gefangen, weil sie einen weißen Mann bei sich haben wollten. Er blieb einige Monate bei ihnen und ging später an Bord verschiedener Fahrzeuge. Eins derselben, das bewaffnet und mit etwa sechszig Spaniern bemannt war, schien ihm verdächtig zu sein und mochte wohl auf Seeraub ausgehen; er nahm also die erste beste Gelegenheit wahr, dasselbe zu verlassen und fand sie bei den Fidschi-Inseln, bei Somo-Somo, das auf einem Eilande, ganz in der Nähe von Vanua Levu liegt, also von der zweitgrößten Insel des Archipelagus. Nun lassen wir ihn seine Abenteuer erzählen:

— — Als ich mich entschlossen hatte, das gefährliche Schiff zu verlassen, zog ich eines Abends zwei Paar weite Matrosenhosen und zwei Röcke an, steckte ein scharfes Klappmesser zu mir und befestigte in meiner Mütze etwas Tabak und einige kleine Pfeifen. Mit diesen nothwendigsten Dingen versehen, ließ ich mich bei nächtlicher Weile an einem Strick in das Meer hinab und versuchte, das etwa eine halbe englische Meile entfernte Ufer durch Schwimmen zu erreichen. Ich hatte aber nicht bedacht, daß die vielen Kleider durch das aufgesaugte Salzwasser schwer wurden. Nur mit der größten Anstrengung konnte ich weiter schwimmen; ich fühlte, wie meine Glieder ermattelen und wie ich endlich untersank. Ich hatte bereis eine ziemliche Menge Wasser geschluckt, als ich meine letzten Kräfte zusammen nahm und mich der überflüssigen Kleider entledigte. Ich schwamm weiter, fühlte endlich Grund unter meinen Füßen, und erreichte das Ufer, wo ich, Gott dankend, fast kraftlos und wie todt zusammenstürzte.

Wenn auch mein Körper wie zerschlagen war, so war doch mein Gemüth durch die glückliche Rettung erleichtert. Ich ging dem Walde zu und ließ die Ansiedelung, die ich vom Schiffe aus gesehen hatte, zur Linken liegen. Die ganze Nacht wanderte ich fort, bis ich zu einem rauschenden Waldstrom gelangte. Die Sonne ging auf; ich erfrischte mich durch einen Trunk, badete mich und wusch das Salzwasser aus den Kleidern, die ich dann zum Trocknen auf Steine legte.

So saß ich nackt da, ließ mein vergangenes Leben an mir vorübergehen und dachte daran, was aus mir ferner wohl werden würde. Mein Hinsinnen ward durch die Erscheinung eines alten, wild aussehenden Eingeborenen unterbrochen. Wohl zwei Minuten blieb er sprachlos über meine unerwartete Erscheinung vor mir stehen. Er begann zu sprechen; seine Mienen wurden immer wilder, und obgleich ich ihn nicht verstand, vermuthete ich doch, daß er meine Kleider haben wollte, und daß er sonst mich „moku", tödten, würde. Doch kehrte ich mich nicht daran und schlüpfte schnell in die Kleider; dann gab ich ihm durch Zeichen zu verstehen, daß ich Feuer für meine Pfeife verlange. Er führte mich zu einer Hütte, gab mir Feuer und wiederholte sein Verlangen nach meinen Kleidern und meinem Messer. Ich gab ihm Tabak, dessen Gebrauch er recht gut kannte. Doch das war ihm nicht genug. Er ward immer dringender und rief laut, worauf ein junger, hübscher Eingeborener mit einer Keule erschien. Der Alte nahm die Keule und wollte damit nach meinem Kopfe schlagen, doch trat ich so nahe an ihn heran, daß er seine Absicht nicht ausführen konnte. Damit ich in Gutem mit ihm auseinander käme, wollte ich ihm ein Paar meiner Hosen geben. Als ich nun zurücktrat, um sie auszuziehen, versuchte er mit der Keule nach mir zu schlagen; ich wich aber dem Streich aus und stieß ihm mein Messer in den Unterleib. Als der Bursch dies sah, lief er davon, der Alte sank um, und ich entfernte mich in einer anderen Richtung.

Von einem Hügel aus sah ich die oben erwähnte Ansiedelung wieder; was blieb mir übrig? In den Wäldern wäre ich von den Gebirgsbewohnern erschlagen worden; ich beschloß also, mich auf Gnade oder Ungnade dem „König" zu ergeben und ihm meine ganze Habe anzubieten.

Einige Knaben, die ich vor dem Orte traf, brachten mich zum Könige. Er gab mir zu verstehen, daß ich nicht wieder zum Schiffe zurückkehren solle, denn hier gebe es genug zu essen und genug Mädchen. Die Mädchen brachten einen Topf mit Fischen, gossen Suppe in eine Cokosnußschale, legten die Fische auf einen mit grünem Laub bedeckten Holzteller und reichten mir beides dar. Auf des Königs Geheiß schälte ein Mädchen Yamwurzeln für mich, ein anderes entfernte die Gräten aus dem Fisch, und ein drittes fächelte mir mit einem Palmenzweig die Fliegen fort.

Als ich so da saß, kam ein in der Nähe wohnender Missionär, Hunt mit Namen, auf mich zu und sagte mir, daß der Kapitän des Schiffes mich zurück verlange; er machte mich aufmerksam, daß die Eingeborenen falsche und verrätherische Leute seien, die mich heute mit Speisen versehen, morgen aber vielleicht tödten würden. Der König aber erklärte, ich müßte sein „Manu

Mannu", d. h. Vogel, werden, und daß er mich unter keiner Bedingung frei ließe.

Als das Schiff die Insel verlassen hatte, sagte der König Tuithakau zu mir, er werde seine „Gali's", d. h. ihm unterthänige Orte, besuchen, und ich solle ihn auf der Fahrt begleiten. Es würde mir Vergnügen machen, wenn ich die Mädchen von Vanua-Levu (einer der größeren Fidschi-Inseln) tanzen sähe, und daß ein „Kaua vonu", Schildkrötenfest, gefeiert würde.

Ich mußte den Sessel des Königs in das Kanoe bringen, was außer mir Niemand thun durfte; denn derselbe war tabu, „verboten." Der König nahm Platz darauf und befahl, daß ihm noch sein Lieblingshahn und ein Vogel mit rothem Schnabel gebracht würden; diese beiden waren, nebst mir, seine Mannu Manus.

Die Flotille stach in See. Unser Kanoe segelte am besten, nächst ihm jenes des zweiten Sohnes des Königs, der Tui-kila-kila hieß. Auf halbem Wege schwiegen Alle, die in den Kanoes saßen. Man warf Lebensmittel über Bord, um dem großen Gotte des Meeres, einem Haifische, der hier residirte, ein Speiseopfer zu bringen.

An dem Orte unserer Bestimmung blieben wir zwei oder drei Tage und lebten herrlich und in Freuden. Schildkröten, Schweine und auf vielerlei Art zubereitetes Geflügel, allerlei Pflanzenkost und Früchte wurden in Menge verzehrt und dazu Angona (die Ava oder Kava der Polynesier) getrunken. Dann begann der Tanz der Weiber und Mädchen zum Ergötzen des Königs und seiner Mannu-Mannu.

Sie stellten sich am Abend dem Hause des Königs gegenüber auf. Ein Feuer ward angezündet, damit man sie besser betrachten könne. Ihr Haar war zu einem ungeheuren Umfange aufgeputzt und mit Blumen besteckt, die Haut mit Oel eingerieben und mit Sandelholz roth gefärbt. Die Kleidung war aus Baumrinde verfertigt; der untere Theil, hübsch gefärbt, hing in Fransen bis auf die Kniee herab, der obere umgab den Oberkörper wie eine Art Trommel, so daß dieser sich darin frei bewegen konnte.

Als der Tanz zu Ende war, ging ich mit dem Sohne des Königs in dessen Hütte schlafen. Er hatte hier einen Harem, der aus nicht weniger als fünfzig Töchtern von kleinen Häuptlingen bestand, die mich alle sehr zuvorkommend aufnahmen, da ich ein Mann Mannu war.

Als die Schweineställe leer und Früchte und Schildkröten verzehrt waren, brachen wir, zur Freude der Eingeborenen, die wir fast kahl gegessen hatten, auf. Als letzter Tribut wurden eine Menge irdener Kochtöpfe, die hier sehr hübsch angefertigt werden, in die Kanoes gebracht; der Prinz nahm noch zwei hübsche Mädchen für seinen Harem mit.

Auf der Rückfahrt legten wir bei Vuna, auf unserer Insel Taveuni an, wo die Ueberreste eines einst gefürchteten und von unserem Könige überwundenen Volksstammes wohnten. Der entthronte König war als Aufseher über sein ehemaliges Volk belassen worden. Als unser König Tuithakau heran kam, krochen sie ihm auf Händen und Füßen in demüthiger Weise entgegen, klatschten zuweilen in die Hände und wagten nicht eher zu sprechen, bis sie gefragt wurden; dabei gebrauchten sie stets den Ausdruck „saka", wenn es Euer Majestät gefällig. Später erhielt dieses Volk seine Freiheit wieder.

Unterwegs bemerkte man, daß ich vergessen hatte, den Lieblingshahn des Königs wieder auf das Schiff zu bringen. Man schickte deshalb ein eigenes Kanoe ab und er kam auch am andern Morgen glücklich an; der Mann, welcher ihn trug, hatte seine Hände mit Zeug umwickelt, da er es nicht wagen durfte, das geheiligte Thier mit bloßen Händen anzufassen. Ich meinte, was denn an so einem Thier gelegen sei, am besten wäre, es zu schlachten und zu kochen. Bei diesen Worten bemächtigte sich ein Entsetzen der Eingeborenen; sie sagten mir, daß, wenn einer der ihrigen dies gewagt hätte, er unfehlbar auf Geheiß des Königs getödtet und als ausgezeichnetes „Faka figa levu", d. h. Mittagsessen, zubereitet worden wäre. Der König aber sprach nur: „Was kann man von einem Papalangi, Europäer, Fremden, verlangen?"

Im Monate März des Jahres 1841 kam ein Abgesandter des Königs Tui Mativata, Namens Bonavidongo oder die „stinkende Mangrove", zu unserm König und forderte ihn auf, gemeinschaftlich einen Streit zwischen den Einwohnern von Mouta auf Vanua Levu und der benachbarten Insel Male beizulegen. Als unser König eine Menge von Tapa, Zeug, welches in großen Ballen, „Katodraus", zusammengeschnürt war, erhalten hatte, versprach er, mit seinen Hülfstruppen in einigen Tagen in Mouta zu erscheinen.

In vierzig Kriegskanoes mit zweitausend Mann brachen wir auf. An mehreren Orten legten wir an, um Nahrungsmittel einzunehmen. An einem Platze war aber nichts zu finden als Hunde, Katzen, Eidechsen und große weiße Würmer. Unsere Leute rösteten die ersteren und verzehrten die Würmer roh, was mir um so mehr auffiel, da sie sonst bei ihrem Essen sehr heikel waren. Sie aber meinten, das gehöre mit zum Kriegsgebrauch.

Wir kamen in Mouta bei unseren Bundesgenossen glücklich an. Der Weg zu dem Orte führte durch ein enges Flußthal, in welchem die Mangrovebäume so dicht standen, daß kaum das Sonnenlicht durchfiel. Die Stadt war auf einem Hügel erbaut und bestand aus etwa 150 Häusern. In der Mitte war des Königs, Tui-Mativatas, Haus, und diesem gegenüber der Tempel Bure.

Der fremde König führte uns in diesen Tempel, welcher von den Unsrigen mit dem Ausrufe: Dwa, Dwa, waa begrüßt wurde. Der Priester, eine prophetische, heilige Person, hielt eine kriegerische Rede, in der sehr viel von „Bakola", Menschenfleisch, die Rede war.

Am andern Morgen fuhren wir mit günstigem Winde nach der Insel Male. In Mitten derselben erhebt sich ein Berg, der wie ein Zuckerhut gestaltet und nur auf einem schmalen Pfade zugänglich ist. Auf diesem Berge liegt der Ort Male, dessen Einwohner, durch die Lage geschützt und übermüthig gemacht, häufig Raubzüge in die Umgebung unternahmen, die Weiber als Gefangene heimführten und die Männer verzehrten.

Als wir nahe genug herangekommen waren, sahen wir die Eingeborenen mit herausfordernder und drohender Miene oben stehen. Sie hatten sich schon seit langem recht gut auf unsern Besuch vorbereitet und sagten, daß sie mit großen Steinen reichlich versehen seien, und daß, wenn diese nichts nützten, ihnen genug „Nukui Bulatangi" (britischer Sand, Schießpulver) und „Wua ei kau", Flintenkugeln, zu Gebote ständen. Ueber unsere vielen Hülfstruppen spotteten sie und meinten, sie würden nichts nützen, auch wenn unter ihnen Bulatangi (Briten), Franse (Franzosen), und Meriki (Amerikaner) wären. Das Spotten dauerte von beiden Seiten noch länger fort, bis drei Männer von Male uns bis auf den halben Weg entgegenkamen. Alles, was bei uns Flinten hatte, schoß, und jene drei sanken todt nieder. Schnell stürzte man über die Körper her und bemächtigte sich ihrer, wobei aber einige Verwundungen durch die Leute von Male vorkamen. Hiermit war der Kampf zu Ende.

Die Todten wurden in sitzender Stellung in den Bug eines Kanoes gebracht, unsere Leute sangen ein Abschiedslied, die Trommeln wurden gerührt und die Rückfahrt nach Mouta angetreten. Die Körper der Erschossenen wurden mit Zinnober und Ruß bemalt und auf den Platz zwischen dem Tempel und Königshause in Mouta gesetzt. Hier trat ein „Dau wofa" oder Redner, ein alter Priester, vor die Todten hin und hielt eine Anrede an sie, welche die Umstehenden schweigend vernahmen; er spottete über die Erschlagenen und warf zuletzt dieselben um.

Nun zog man sie an Armen und Beinen über den Erdboden hin und brachte sie nach einem Tempel, der für die kannibalische Feierlichkeit bestimmt war. Ein großer Haufen gebleichter Menschenknochen vor der Thür deutete seinen Zweck genugsam an. Drinnen saß der Priester an einem aus Menschengebeinen verfertigten Tische; auf demselben lagen zwei Schädel, und aus diesen trank man Angona. Des Priesters langer Bart wallte bis auf den Tisch herab und seine Fingernägel erreichten die Länge von anderthalb Zoll. Andere Schädel lagen am Boden umher; Flinten und Keulen, mit denen Menschen getödtet worden waren, standen an den Seiten des Gemaches; sie waren dem Gotte des Tempels geweiht. Von der Decke bis auf den Boden hingen vorhangartig große Stücke Zeug herab und gaben dem Ganzen ein feierliches Ansehen.

Auf dem Platze flackerte ein lustiges Feuer um große Steine, auf welchen das Menschenfleisch gebraten werden sollte. Ein Fleischer, Tafa tamata, zerlegte die Körper, wobei er sich eines Messers, verschiedener Muschelschalen und scharfer Stückchen Bambusrohr bediente.

Der König war ungemein begierig darauf, daß die Mahlzeit begänne. Er spornte den Fleischer an, sich zu beeilen, und sagte ihm, daß er wenigstens die drei Nasen gleich haben müsse. Sie wurden ihm gereicht; er röstete sie und hatte bereits zwei derselben verzehrt, als er bemerkte, daß ich ihn voll Erstaunen anblickte. Er glaubte aber, ich sei selbst lüstern nach Menschenfleisch, und reichte mir die dritte Nase hin, indem er sich entschuldigte: es sei besser zu spät, als gar nicht. Voll Entsetzen schlug ich das Anerbieten aus, gab allerlei Vorwände an und bat zuletzt um etwas Schweinefleisch.

Der Fleischer hatte sein Zergliederungshandwerk vollendet, die Steine im Feuer waren rothglühend; man warf grüne Blätter darauf, um die Hitze etwas zu dämpfen und kochte dann das Fleisch. Nach Rang und Verdienst wurde es später vertheilt. Der König, der Priester, der Redner und Fleischer erhielten das erste, mancher Häuptling bekam nur etwa ein Pfund, mit dem er sehr sparsam umging und nur zuweilen davon naschte. Ein Tanz beschloß das Kannibalenfest.

Bonavidongo, die stinkende Mangrove, war unterdessen mein Freund geworden, und ich bat meinen König, daß er mir erlauben möge, ihn auf zwei Monate zu besuchen. Tuithakau willigte ein, und ich fuhr am andern Morgen nach Vanua Levu ab, dessen Inneres ich gern kennen lernen wollte. Die Bewohner der ersten zwei oder drei Dörfer, durch welche ich kam, standen weit hinter den Leuten von Somo-Somo zurück; sie waren nicht gut gebaut, betrachteten mich mit Neugierde und untersuchten auf allerlei Art, ob ich auch wirklich ein Mensch sei. Am zweiten Tage kamen wir in Nateva Matua (Alt Nateva) an, einem Orte, der etwa fünf Miles von der Nateva-Küste entfernt auf einem steilen, fast unzugänglichen Felsen liegt. Die fünfzig gut gebauten Häuser waren von einem starken Steinwall umgeben, der mit Schießscharten durchbrochen war. An jedem Hause befand sich eine Höhlung, in welcher ein vierjähriger Vorrath von „Mandrai", Brodfrüchten, für den Fall einer Belagerung aufbewahrt wurde. In der That hatten die Natevaner, begünstigt durch die feste Lage ihres Ortes, sich bereits einige Male gegen eine große Uebermacht gehalten.

Endlich erreichten wir Nateva Savana, eine stark befestigte Stadt an der Küste. Ein tiefer Graben, der nur einen schmalen Eingang übrig ließ, umgab den Platz. In der Mitte stand das Haus des Tuiranga levu, des großen Häuptlings, auf einer Grundlage von Steinen, recht hübsch gebaut und mit Strauchwerk umgeben. Ich trat mit Bonavidongo ein; dieser überreichte dem König ehrerbietig ein Stück Menschenfleisch und trug eine genaue Erzählung aller seiner Erlebnisse vor. Der König war ein großer dicker Mann mit fast weißer Haut; sein Haar war silberweiß, der Bartwuchs dünn und die Fingernägel trug er so lang, wie der Monta-Priester. „Sa loloma?" Wie geht es dir? redete er mich freundlich an und versprach mir für meinen Aufenthalt in Nateva alles Gute, wenn es da auch nicht so schön wie in Somo-Somo sei; übrigens hoffe er, daß ich bei ihm und seinem Schwiegersohne Bonavidongo bleiben würde.

Nachdem ich mich einige Zeit in Nateva aufgehalten hatte, schickte der König an alle ihm untergebenen Häuptlinge Gesandte, damit sie zu einer Besprechung erschienen und Tribut leisteten. Die Gesandten erhielten kurze und lange Stäbe, durch die ihr Gedächtniß bei der Sendung unterstützt werden sollte, da die Stäbe eine, je nach ihrer Länge, gewisse Bedeutung besaßen. Die Nateva-Leute erwarteten, stattlich geputzt, die Fremden; ihre Gesichter waren roth und schwarz bemalt, bei einigen nur die Backen, bei anderen war Alles bis auf die Nase schwarz, und wieder andere hatten sich eine Brille um die Augen herum gezeichnet. Die Fremden rückten mit Speeren und Keulen bewaffnet heran, stets von ihren Häuptlingen angeführt und setzten sich im Halbkreise nieder. Als sie alle angekommen waren, zogen die Natevaner ihre Kleider aus und legten sie auf Haufen, während ein Mann umher ging und laut ausrief, für welche Abtheilung von Fremden jeder der Kleiderhaufen bestimmt sei. Mehrere Reden, die alle darauf hinausliefen, daß das gute Einverständniß bewahrt werden müsse, wurden gehalten. Als Zeichen der Freundschaft wurden Fischzähne ausgetauscht.

Die Fremden begaben sich dann in ein für sie hergerichtetes Haus, wo man sie bewirthete. Aus Dankbarkeit führten sie dann einen Kriegstanz auf, bei dem sie in die Hände klatschten, die Arme in die Höhe warfen und mit Bambusstäben gegen einander schlugen. Ein zu diesem Zwecke gedichteter Gesang begleitete das Ganze.

Des Königs Frauen waren alle gestorben und er hielt auch keine Diener; aber zwei Töchter pflegten ihn mit großer Sorgfalt. Sein Haus war immer voll Männer, die für ihn kochten, ohne daß man sie dazu anhielt. Oft kamen sie von sehr entfernten Orten und wurden dann von anderen abgelöst. Immer brachten sie Lebensmittel mit: Seegarnelen, Aale, Yamwurzeln oder Schweine, trugen dieses zu des Königs Haus, begannen ihr Kochgeschäft und brachten die zubereiteten Speisen nebst Angona auf Holztellern. Der König aß, hörte Neuigkeiten an und schlief. Das war sein Lebenslauf.

Als ich einst in dem benachbarten Orte Vusaratu Aale aß, fragten mich die Insulaner, ob es in unserem Lande auch Aale gäbe, und ob die Aale dort einen König hätten? Als ich mit Nein antwortete, führten sie mich zu einem Wasserbecken, über dem ein Tempel gebaut war. In dem Wasser war ein ungeheurer Aal mit fürchterlichem Kopfe, wohl so dick wie mein Schenkel und, wie die Leute sagten, zwei Klaftern lang. Der Aal war ein „Kalou", Geist. Um zu sehen, in welcher Verehrung er bei ihnen stehe, legte ich meine Flinte auf ihn an. Sie aber baten mich, abzustehen und fütterten den Aal mit gekochten Brodfrüchten. Der Aal war sehr alt und auch bereits einige Male mit Kindern von Gefangenen gefüttert worden!

Mit Bonavidongo machte ich einst einen Ausflug nach der entgegengesetzten Küste von Vanua Levu, die wir mit unserem Kanoe bald erreichten. Wir gingen von da ins Innere, berührten mehrere Städte und kamen zuletzt nach Wace Wace. Im Tempel wurden wir begrüßt, worauf ich eine Anrede an die Eingeborenen hielt, in der ich ihnen sagte, daß ich aus dem Lande sei, wo die „Dakai", Flinten, gemacht würden, von denen sie glaubten, daß sie vom Teufel kämen. Nun fragte man mich, ob ich denn auch ein wirklicher Mensch sei, oder gar ein Teufel, der seinen Schweif nur in den Beinkleidern verborgen habe? Sie fragten, wovon die Flintenläufe gemacht wären, die sie für hölzern hielten. Diese und andere Fragen erregten bei unserm Volke

Heiterkeit. Sie hielten sich für besser als die „Ai le kutu", Landbewohner. Diese waren denn allerdings keine so stattlichen Leute als meine Insulaner von Somo-Somo; sie hatten eine viel dunklere Hautfarbe und einen weniger intelligenten Gesichtsausdruck. Sie wollten kaum ihren eigenen Augen trauen, als sie einen weißen Menschen sahen, betasteten mich, um sich zu überzeugen, ob ich auch leibhaftig sei, fuhren mit den Händen vor meinen Augen herum, um zu wissen, ob ich sehen könne; sie sagten, ich hätte Katzenaugen. Wieder andere hielten mich, der weißen Haut wegen, für einen Aussätzigen, andere erklärten, ich sei blos ein Schwein, welchem man die Borsten abgebrüht habe; die Mädchen wollten mir gar nicht nahe kommen, und wenn ein Mann solch ein schwarzes Fräulein packte, um mir dasselbe zu zeigen, erhob sich ein gellendes Geschrei der Weiber.

Als ich mit Bonavidongo die für unsern König als Tribut bestimmten, abseits liegenden Lebensmittel betrachtete, wunderte ich mich nicht wenig, auf einem großen Haufen Yamwurzeln ein junges Mädchen sitzen zu sehen. Sie war hübsch gewachsen, der Körper war mit Oel eingerieben, das Gesicht bemalt und das aufgeputzte Haar mit Blumen geschmückt. Sie war dazu bestimmt, mit den Yamwurzeln gekocht zu werden. Ich beschloß, sie zu retten, und wandte mich deshalb an Bonavidongo, indem ich das Mädchen zum Weibe verlangte. Die Eingeborenen aber, welche mich noch immer für einen Geist hielten, lachten mich aus. Ich ward wüthend darüber, riß das Mädchen zu mir heran und spannte den Hahn meiner Flinte. Da schrieen sie alle: „Watima, watima, sie ist dein Weib!" Ich nahm sie mit mir und während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Nateva ist sie mir treu und dankbar geblieben.

Aus allen Erdtheilen.

Central-Amerika. In den fünf Republiken dieser Region gehört bekanntlich ein friedlicher Zustand zu den Ausnahmen, und sie haben seit ihrer Unabhängigkeit kaum jemals Ruhe gehabt. Der Versuch, einen centralamerikanischen Staatenbund zu schaffen, ist nach kurzem Versuche gescheitert, und seitdem haben die einzelnen Staaten unabläßig innere Revolutionen oder Kriege untereinander gehabt. Gegenwärtig bekämpft der Dictator von Guatemala, Don Ramon Carrera, der ursprünglich ein indianischer Viehtreiber war, den Präsidenten Barrios von San Salvador; er ist aber bei Coatepec zurückgeschlagen worden. Als Carrera die Hauptstadt Guatemala verlassen hatte, um gegen den Feind zu ziehen, erhoben sich seine Feinde, erklärten ihn für abgesetzt und boten die Präsidentenwürde dem General Zavala an. Dieser ging scheinbar auf den Antrag ein, nahm aber die Rädelsführer gefangen.

Für den Handel von Guatemala ist das Jahr 1862 recht günstig gewesen. Amtlichen Berichten zufolge betrug die Einfuhr den Werth von 1,093,044 Piaster, die Ausfuhr 1,272,483 Piaster (Dollars) oder 387,000 mehr als im Vorjahr. Die Anzahl der Exportartikel ist von 23 im Jahre 1860 auf 41 im Jahre 1862 gestiegen. Der Anbau des Kaffee's, für welchen das Land vortrefflich geeignet ist, gewinnt eine immer größere Verbreitung; während die Ausfuhr 1858 erst 1040 Dollars betrug, ist sie 1862 auf 119,076 Dollars gestiegen. Auch die Zuckerausfuhr wächst; sie betrug 92,352 Dollars; fast doppelt so viel als 1858. Zum ersten Male erscheinen in den Ausfuhrtabellen Silberbarren, freilich nur erst im Belaufe von 32,375 Dollars. Uebrigens kommt der Antrieb zur Ausbeutung der Hülfsquellen des so reich von der Natur gesegneten Landes durch die Ausländer; jenes Silber wurde in den Gruben bei Chiquimula gefördert; sie werden von einer englischen Gesellschaft betrieben. Andere Ausfuhrartikel sind: Häute, Hölzer, Kautschuk, Sassaparille, Cochenille ꝛc.

Ecuador. In diesem Staat ist immer eine extreme Partei am Ruder; aber die eine wird allemal von der andern bald fortgejagt, um gelegentlich wieder oben auf zu kommen. Gegenwärtig sind die Ultraradikalen unterlegen und die Ultramontanen in des Wortes verwegenster Bedeutung am Ruder. Der Präsident hat mit der römischen Curie ein Concordat abgeschlossen, dessen Bestimmungen interessant sind, weil durch dasselbe thatsächlich der Papst zum Beherrscher von Ecuador geworden ist und von einer weltlichen Staatsgewalt eigentlich gar keine Rede mehr sein kann. Diesem Concordat gemäß ist außer der römisch-katholischen-apostolischen Religion keine andere erlaubt, kein anderer Cultus soll geduldet werden. Der öffentliche Unterricht steht lediglich und allein unter Aufsicht der Bischöfe, und diese werden vom Papst ernannt. Sie veröffentlichen alle päpstlichen Bullen und Erlasse, gleichviel welches Inhalts, ohne daß sich die weltliche Obrigkeit irgendwie darum bekümmern darf, denn die geistliche Gewalt ist ganz und gar unabhängig. Die Bischöfe berufen nach Belieben Concilien, üben die kirchliche Jurisdiction und haben keine andere Obrigkeit über sich, als jene des Vaticans. Die Geistlichkeit erhebt den Zehnten, kann nach Belieben Eigenthum und Grundbesitz erwerben, alle Mönchsorden haben freien Zugang. Das ist der Inhalt. Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um zu begreifen, daß dieses ungeheuerliche Concordat auf keine lange Dauer zu rechnen hat; denn sobald die Radikalen wieder ans Ruder gelangen, machen sie einen dicken Strich durch das Ganze und kümmern sich gar nicht darum, daß dann eine Excommunication nicht ausbleibt.

Peru. Am 3. April 1863 starb in Chorillos Präsident Miguel San Roman; er bekleidete sein Amt seit dem 24. October 1862. Dieser Mann war am 17. Mai 1802 zu Puno geboren und betheiligte sich schon als zwölfjähriger Knabe am Unabhängigkeitskriege. Sein Nachfolger ist General Pezet.

Die südamerikanischen Verfassungen und die Verordnungen, welche von Seiten der Regierung erlassen werden, lauten immer ganz vortrefflich; aber durchschnittlich bleiben neun Zehntel derselben lediglich auf dem Papier. Das muß man bei Beurtheilung südamerikanischer Angelegenheiten nie vergessen. Es gibt in jenen Ländern manche verständige Leute, welche Einsicht und guten Willen haben, sie scheitern aber mit ihren Bestrebungen an der Trägheit oder dem Uebelwollen; auch sind die Dinge nie so stätig, daß sich etwas Gutes dauernd bewurzeln kann. Das Alles gilt namentlich von Peru noch mehr als von den übrigen Creolenstaaten, Neu-Granada und Venezuela etwa ausgenommen.

Jüngst hat man einen großen Schritt zum Bessern gemacht, der uns Europäern freilich seltsam genug vorkommt, weil er sich eigentlich von selbst verstehen sollte. Es sind nämlich für die Städte Arequipa, Cuseo und Trujillo Commissionen ernannt worden, vor denen jeder, der ärztliche Praxis ausüben will, eine Prüfung bestehen muß. Die Regierung hat auch anbefohlen: den Bau von sieben Brücken, drei Gefängnissen, zwei Kirchen, zwei Leichenäckern und die Anlage eines Spazierganges; ferner sollen Kanäle gegraben werden, damit der Rimac, an welchem die Hauptstadt liegt, mehr Wasser erhalte. Die Städte Tacna und Arica sollen jede eine öffentliche Uhr erhalten, dergleichen ihnen bis dahin böhmische Dörfer waren.

Man projectirt eine Eisenbahn von Iquique bis in die Salpetergruben. Für die Bahn von Arica nach Tacna gewährleistet die Regierung 6½ Procent Zinsen; dieselbe wird aber so schwach benutzt, daß 1862 eine Summe von 58,494 Piastern zugeschossen werden mußte.

Einen Einblick in die staatswirthschaftlichen Verhältnisse gewährt das Budget. Dasselbe beträgt, für einen Staat, der noch nicht zwei Millionen Einwohner zählt, und von denen wenigstens die Hälfte Halb- oder Ganz-Wilde sind, die ungeheure Summe von 54,496,902 Dollars für Ausgaben (sage mehr als 80 Millionen deutsche Thaler!), und 41,921,969 für Einnahme. Fehlsumme: 12,574,900 Dollars! Der Congreß hat die Ausgaben auf 42 Millionen abgemindert und die Einnahmen auf 46 Millionen gesteigert. Das Kriegsbudget, für die halbzerlumpte, zu vier Fünfteln aus Indianern und

Mischlingen bestehende Armee beträgt fünfzehn Millionen Dollars!

Uebrigens soll eine Normalschule gegründet werden; 100,000 Dollars sind zur Aufbesserung der Lehrerbesoldungen jährlich ausgeworfen, selbst Dörfer sollen Schulen bekommen. Für Maß, Gewichte und Münzen hat Peru das Decimalsystem angenommen.

Jetzt soll endlich auch die sogenannte Feble umgewandelt werden. Die Republik Bolivia treibt nämlich das Handwerk des Kippens und Wippens mit ihren Münzen, indem sie Vier-Realen-Stücke prägt, deren innerer Werth um ein Drittel geringer ist. Diese Münze wird als Feble (spanisch: Schwäche; nicht vollwichtig oder vollgültig) aber im Verkehr zu ihrem Nennwerth genommen. Bolivia prägte also immer darauf los und überschwemmte auch Peru mit solchen Tostones. Mehr als einmal drohete darüber sogar Krieg auszubrechen. Die Regierung will nun die etwa 6 Millionen betragenden Tostones zum Nennwerth annehmen, sie umschmelzen lassen und die bolivianischen Febles verbieten.

Die Guanolager und der Salpeter von Iquique sind eine große Einnahmequelle für Peru; von letzterem wurden 1860 ausgeführt 1,269,048 Centner; 1862 schon 1,629,016 Centner. Aber gerade diese Einnahmen reizen zur Verschwendung, und ein sehr großer Theil derselben wird auf sehr unnütze Weise vergeudet. Vorerst sind die Guanolager noch da und bringen Geld über Geld ein; sie werden aber auch ein Ende nehmen. Die Regierung hat sie vermessen lassen, und so stellte sich für den Anfang des Jahres 1863 Folgendes heraus:

Die Guanolager auf den Lobos-Inseln sind im Allgemeinen 10 bis 12, an manchen Stellen aber bis zu 40 Fuß hoch. Je dicker die Lage, um so besser der Guano. Den Guano erster Qualität auf beiden Lobos-Inseln schätzt man auf 3 Mill. Tonnen, jenen zweiter Qualität auf etwa 1 Million. Der Reinertrag der ersten beträgt 6, jener der zweiten 4 Pfd. Sterling für die Tonne; zusammen also 18 Millionen. Die Macabi-Inseln haben 1½ Million, die Guanape-Inseln 2½ Mill. Tonnen Guano. Damit hätte also Peru von diesem Vogeldünger eine Einnahme von 46 Millionen, sage etwa 320 Millionen Thaler, in Aussicht.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Peru einen großen materiellen Aufschwung gewinnen könnte, wenn es mit seinen Revolutionen ein Ende machte, und wenn es fleißige Menschen im Lande hätte. Die letzteren fehlen, und alle Zwangsmittel, die Trägen zum Arbeiten zu vermögen, hat man aus der Hand gegeben. Aber Arbeitskräfte wollte man haben, und deshalb experimentirte man in der weiten Welt umher.

Vor ein paar Monaten hat nun der Minister des Auswärtigen, Ribeiro (der Freund Tschudi's, mit welchem er gemeinschaftlich ein Werk über die peruanischen Alterthümer herausgegeben), einen Bericht abgefaßt, der einen interessanten Einblick gewährt. Also die Peruaner sind zu rechtschaffenem Arbeiten nicht aufgelegt. Man suchte Leute in Nordeuropa; sie ließen sich auch verlocken und kamen, aber nur, um zu finden, wie nachtheilig das Klima für sie sei, wie fremdartig Sitte und Sprache. Sie waren untauglich zur Feldarbeit, zum Plantagenbetrieb, und viele kamen um; die Ueberlebenden wurden Handwerker und dergleichen, und manchen geht es recht gut. Mit den Deutschen war demnach die Speculation fehlgeschlagen. Nun holte man Kulis aus Indien; sie waren fügsam, aber nicht kräftig, und ergaben sich, ihrem Elende gegenüber, dem Trunk. Man versuchte es dann mit Chinesen, die in schamloser Weise gestohlen und zwangsweise in die Guanogruben geschafft wurden, wo sie in grauenhafter Weise mißhandelt wurden und zumeist umkamen. Diesem chinesisch-peruanischen Sclavenhandel wurde dann in China selbst ein Ende gemacht.

Von allen diesen Dingen finde ich freilich in Ribeiro's Berichten nichts; dafür ist er aber um so ausführlicher über die polynesischen Arbeiter; doch stellt er die Dinge noch in viel zu günstigem Lichte dar und verschweigt, daß ein wahres Sclavenraubsystem von Peru aus getrieben wurde.

Die Inseln des großen Oceans lagen den Peruanern gleichsam vor der Thür. Mehrere Rheder erboten sich, dem Lande „diese so höchst erwünschten Hülfskräfte" zu verschaffen. Sie schlossen mit den Pflanzern Verträge ab, welche den Arbeitern allerlei Vortheile in Aussicht stellten, — natürlich auf dem Papier. „Die Regierung gab ihre Genehmigung und umgab dieselbe mit allen durch die Civilisation geheiligten Garantien" — auf dem Papier.

Von allen möglichen Inseln wurden nun Polynesier geholt. Ribeiro sagt uns nicht, in welcher Weise; ich finde aber, daß noch zu Anfang 1863 mehre peruanische Schiffe 680 Menschen von der Osterinsel holten. „Aber die Eingeborenen flohen ins Innere, um der Einschiffung sich zu entziehen." Diese Angabe ist bezeichnend; man nennt aber jetzt, nach französischem Vorbilde, solche geraubte und gepreßte Leute: „freie Auswanderer und freie Lehrlinge." Man begreift, daß solche Menschen keine Lust zum Arbeiten verspürten, und Ribeiro sagt: „Sie wollen nicht arbeiten; ihre Gewohnheit, in den Wäldern umher zu irren, ihr wildes Leben, ihre Empfänglichkeit für Krankheiten und dann ein unaustilgbares Heimweh, lassen eine solche Einwanderung als unpraktisch erscheinen." Der Minister fügt hinzu, daß die Pflanzer große Summen verloren hätten durch eine Sterblichkeit, welche jene, die jemals durch Seuchen verursacht wurden, übertroffen hat!

Die französische Regierung auf Tahiti legte sich ins Mittel und paßte den peruanischen Kapitänen auf. Sie nahm einige als Seeräuber beim Kragen und verurtheilte sie wegen Menschenraubes. Dann erst erschien eine Verordnung, welche jede fernere Einfuhr polynesischer Arbeiter untersagt. Die Diplomatie in Lima hat sich ins Mittel gelegt und ausgewirkt, daß die noch vorhandenen Polynesier auf Staatskosten in ihre Heimath zurückgeschickt werden.

Was bleibt nun für die Zukunft übrig? Ich ersehe, daß Peru sich an die Neger in der Yankee-Union wenden und diese einladen will. Diese Schwarzen kommen dann in eine eigene Lage. In den „freien Staaten" Nordamerikas gebraucht man sie als Kanonenfutter im Namen der „Freiheit" oder sie werden auf den Straßen todtgeschlagen, wie das z. B. wieder einmal in Neuyork der Fall war. Kommen sie aber nach Peru, so ist zu wetten, daß sie, obwohl Neger, bald zur Hälfte dem Klima und den Verhältnissen überhaupt erliegen.

Bolivia. In dieser Mischlingsrepublik herrschen auch jetzt wieder bürgerliche Unruhen und Fehden. Der gegenwärtige Präsident, General Acha, war kaum ein Jahr in seinem Amt, als schon eine Revolution gegen ihn ausbrach. Er selber kam durch einen Aufstand ans Ruder; aber in Südamerika frißt eine Revolution immer sehr rasch die andere auf. Das zerrüttete Land ist außerdem noch in einen Streit über die Guanolager von Mexillones verwickelt, welche ein Chilene entdeckt hat. Nun möchte Bolivia sich diesen Schatz von Vogeldünger aneignen und behauptet, er läge innerhalb der bolivianischen Grenze. Inzwischen hat man bei Copacabana hoch oben im Land, in der Nähe des Titicaca-Sees, eine Kohlengrube entdeckt, was für die so holzarmen und doch an Erz so reichen Gegenden der Cordillere von der größten Bedeutung werden kann. Bis jetzt hat man dort zum Verhütten der Erze nur die Tola, das heißt einen harzigen Strauch, oder Taquia, Llamamist. Ob die Kohle Braun- oder Steinkohle sei, wissen wir noch nicht; in der Provinz Tarija ist vor einiger Zeit ein Braunkohlenlager gefunden worden.

Es ist im Plan, durch einen Chilenen eine fahrbare Straße in Bolivia bauen zu lassen. Sie soll von Cobija am stillen Meere nach Oleria geführt werden, das nur dreißig spanische Meilen von Potosi entfernt liegt. Sie wird, wenn sie zu Stande kommt, die erste fahrbare Straße in Bolivia sein!

Von Bedeutung erscheint, daß die Regierung die Ausfuhr von Silbererz gestattet hat; die Ausfuhrabgabe beträgt 4 Realen vom Centner. Seit der Eroberung des Inkareiches durch die Spanier mußte alles Silber in die Münze geschickt werden. Bolivia hat nun auch Briefmarken. — Auch von La Paz nach Caena soll ein fahrbarer Weg in Angriff genommen werden, und in Cochabamba hat man Balsas, d. h. Rohr-Flösse, gebaut, die über aufgeblasene Thierschläuche gelegt werden und 60 Fahrgäste tragen können. Man will mit ihnen den Desaguadero und andere Binnengewässer befahren.

Expedition nach Albanien. Von Seiten der österreichischen Akademie der Wissenschaften ist eine Expedition nach Albanien veranlaßt worden, welche den Drinfluß erforschen soll, um die Möglichkeit seiner Schiffbarmachung festzustellen. Im Angesicht der ungeheuren Entwicklung der Land- und Seeverkehrsmittel sind die Karawanen ein Anachronismus, und das produktenreiche Albanien kann einen bedeutenden Verkehr im adriatischen Meer nähren. Von der theilnahmlosen türkischen Verwaltung ist aber in dieser Hinsicht nichts zu erwarten.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die maskarenischen Inseln Mauritius und Réunion im Indischen Ocean.

Zweiter Artikel.

Réunion und die Hauptstadt St. Denis. — Erlebnisse des Consuls Mc'Leod in maskarenischen Gasthäusern. — Die schwarze Dienerschaft. — Boulevard Doret. — Volksleben auf den Promenaden. — Pariser Straße und botanischer Garten. — Die Produktion der Insel. — Ein Ausflug nach Cap Possession und St. Paul. — Ein idyllischer Monat. — Schwefelquellen und Feuerberge. — Unter dem Wind und im Winde. Klimatische Verhältnisse. — Die warmen Quellen von Salazie und das Quartier français. — Der Circus. — Der Grand Brulé und der große Vulkan. — Ein Blick in den Krater. — Die Stadt St. Pierre. — Die Orkane und die Raz du Marée. — St. Louis und der Zuckerbau. — St. Leu und St. Gilles. — Arbeiter aus Cochinchina.

Ein Dampfer legt die Strecke von der englischen Insel Mauritius nach Réunion in zehn bis zwölf Stunden zurück; von Europa aus erreicht man die Hauptstadt St. Denis, auf dem Wege über Aden, binnen vier Wochen. Sie hat breite Straßen, ist von einem Boulevard umgeben und gewährt dem Auge des Europäers ein nicht minder buntes und anziehendes Gemälde, als Port Louis. Die Vegetation zeigt auch hier tropische Ueppigkeit. Aber auch auf Réunion hört man dieselbe Klage, wie auf Mauritius, daß die Neger nicht arbeiten und ihr böses Beispiel sehr nachtheilig auf viele indische Kulis einwirke.

Die weißen Leute haben ihre liebe Noth mit der Dienerschaft, und Consul Lyons Mc'Leod erzählt eine Menge ergötzlicher Vorfälle, welche er zu Port Louis erlebte. Im ersten Gasthofe mußten einmal alle Gäste anderthalb Stunden lang auf ihr Frühstück warten, weil es den schwarzen Dienern gefiel, das Pferdegeschirr des Gastwirthes zu putzen; ein anderes Mal konnten sie gar kein Trinkwasser bekommen und mußten es sich am Ende selbst holen. Abends war im Hause Alles dunkel, und da keine Neger sich bequemten, einen Leuchter zu holen oder zu tragen, denn die gesammte Dienerschaft lag toll und voll betrunken am Boden umher,

Boulevard Doret in St. Denis, Insel Réunion. (Nach einer Photographie.)

so war der Consul noch froh, ein brennendes Licht in einem Flaschenhalse zu finden. Er nahm die Flasche und leuchtete seiner Frau. In seinem „Hôtel de l'Europe" hatte er wohl ein Zimmer, bekam jedoch nichts zu essen.

Dann zog er in ein anderes, wo er aus dem Regen in die Traufe kam. Ein Diener trug ihm einen Papageienkäfig ins Zimmer; dafür gab ihm Mc'Leod einen Schilling, also zehn Silbergroschen. Der Neger nahm das Geldstück, besah es und sprach: „Sie wollen doch wohl ein Gentleman sein, und bieten mir einen Schilling an?" Dann klopfte er auf seine Tasche, in welcher Geld klapperte, zog seinerseits einen Schilling heraus, warf beide dem Consul vor die Füße und rief: „Da, nimm du das, armer Teufel!" und ging aus der Thür.

So sind die emancipirten Neger, die „armen, guten Schwarzen". The „poor blacks" have the upperhand at Mauritius. Alle Stände sind ihrer dunkelfarbigen Dienerschaft auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Consul Mc'Leod erzählt Folgendes: Die Frau des Obersten B. war eine starke Philanthropin und wollte als solche nichts gegen das „Prinzip" aufkommen lassen. Wenn die Diener alle zusammen, oft den ganzen Tag, fortgelaufen waren und sich erst Abends wieder sehen ließen, bekamen sie einen „milden Verweis". Als das Ehepaar eines Sonntags aus der Kirche und von einigen Besuchen heimkam, fand es auf dem Mittagstische nur Brod und Käse stehen; der Tischdiener lag betrunken an der Erde; der Koch hatte die Küchenthür abgeschlossen und drohete, Jedem, der ihm nahe käme, den Hals abzuschneiden. Beide erhielten einen „milden Verweis", denn die Frau Oberstin war ja philanthropisch und Abolitionistin.

Freilich war sie noch sehr „grün" auf Mauritius, das heißt, erst einige Monate da. Es kam aber die Zeit, da eine größere Gesellschaft zum Mittagessen geladen worden war. Am Morgen jenes Tages waren die glanzledernen Stiefeln des Obersten verschwunden, und dieser erklärte seinem schwarzen Diener, daß er sie bezahlen müsse, denn sie seien offenbar durch Nachlässigkeit abhanden gekommen. Der Neger bäumte sich nun in so frecher Weise auf, daß der Oberst ihm einen Hieb mit der Reitpeitsche versetzte und dann anderes Schuhwerk anzog.

Die Gäste kamen und wurden in den Speisesaal geführt. Suppe und Fisch wurden aufgetragen, wie es in der Ordnung ist. Dann folgte eine Pause; kein Diener war zu erblicken. Die Oberstin steht auf, um nachzusehen, findet aber nirgends Diener oder Mägde, auch antwortet Niemand auf ihr Rufen. Nun ist sie in der Küche. Dort stehen alle Gänge in der Reihenfolge, wie sie aufgetragen werden sollten, aber in der Mitte waren die Glanzlederstiefeln des Obersten aufgepflanzt, und zwar so, daß in jedem Schaft eine gebratene, mit Puddingbrühe übergossene Ente steckte. Die übrigen Speisen waren mit Asche überstreut worden. Die philanthropische Oberstin sank ohnmächtig zu Boden, und so fand ihr Mann sie.

Doch wir wenden uns nach Réunion, wo in St. Denis die Diener Nachmittags aus dem „Bache der Schwarzen", welcher am Boulevard Doret fließt, Wasser zum Trinken für die Herrschaft holen. Sie füllen kleine Fässer, welche sie auf dem Kopfe forttragen, schwatzen aber unterwegs eine Stunde und länger und bringen allemal lauwarmes Wasser nach Hause. Simonin sagt 1862: „Seit der Emancipation von 1848 will der Neger für Niemand mehr etwas thun; er prunkt mit dem Namen Citoyen, und auf einen andern hört er nicht. Er will „Proprietaire" sein. Als solcher besitzt er eine Hütte nebst einem Stück Gartenfeld, welches seine Frau mit Mais, Erbsen, einigen Gemüsen und dergleichen bestellt; ein Schwein und Hühner, welche er gelegentlich zu Markte bringt, fehlen auch nicht; sodann hat er Manioc und Bohnen und noch mancherlei, das ihm die Natur spendet. So kann er sich satt essen, ohne zu arbeiten."

Die Malabaren bauen auch Reis, Safran und Piment, haben größere Felder und bestellen dieselben mit weit mehr Umsicht und Verstand, als der Neger seinen Garten.

St. Denis hat keinen eigentlichen Hafen, kaum eine gute Rhede, und bei starkem Wind oder bei Sturmfluth müssen die Schiffe so schnell als möglich die Anker lichten und das hohe Meer suchen. Doch zu Ende des Märzmonats ist das schlimme Wetter vorüber und die Fahrzeuge liegen sicher. Von der Rhede aus gewahrt man die basaltische Kette des Cap Bernard, auf welchem ein Leuchtthurm steht. Man sieht auf den ersten Blick, daß die ganze Insel vulkanisch ist, denn dem Auge gähnen tiefe Spalten und Risse entgegen, spitze, jäh abfallende Felsen, Basaltsäulen, die oft an ihrem Gipfel gekrümmt sind. Die Erdrevolutionen, welchen diese Insel ihre Hebung verdankte, müssen über alle Begriffe furchtbar gewesen sein.

Am Sonntag geht es heiter zu auf den Promenaden von St. Denis. Man hört den Klang des Bobre, des Cayambe und des Tamtam; zu dieser Musik tanzen die Afrikaner unter hohen Filaobäumen. Da sieht man den hochgewachsenen Neger von der Zanguebarküste, den aus Mosámbik, den tättowirten Kaffern und den Malgaschen. Sie alle tanzen in verschiedenen Gruppen und springen durch einander her, wie Teufel. Dieser hat sein Haar mit Federn geschmückt, ein anderer hat Brust, Beine und Arme mit Glasperlen und allerlei anderm Flitter behängt und verursacht ein wunderliches Geklapper. Das wilde Geschrei der Tanzenden ist eben so unharmonisch wie die Musik, aber die Leute fühlen sich offenbar sehr glücklich bei diesen Höllenquadrillen. Als Zuschauer stehen einige weiße Soldaten da, und wohl auch Mulatten; diese Mischlinge sind aber viel zu stolz, viel zu sehr „Gentlemen", als daß sie sich so gemein machen könnten, am Tanzen der schwarzen Leute Theil zu nehmen. Auch Simonin betrachtete sich den seltsamen Ball und fand ihn schon deshalb interessant, weil er nie zuvor etwas Aehnliches gesehen hatte.

Auf dem Regierungsplatze zu St. Denis erhebt sich ein Standbild des Herrn de la Bourdonnais, der sich um die Verwaltung der beiden maskarenischen Inseln große Verdienste erworben hat. Es erging ihm, wie manchen anderen wackeren Leuten. Zur Zeit Ludwigs des Fünfzehnten wurde er drei Jahre lang in der pariser Bastille festgehalten, ohne sich auch nur vertheidigen zu können. Er war verleumdet worden, aber die Nachwelt wußte den Mann zu würdigen, und er hat nun sowohl in St. Denis wie zu Port Louis ein Denkmal.

St. Denis hat auch eine „pariser Straße", an welcher die Kathedrale, das Stadthaus und das Militärkrankenhaus liegen. Etwas höher hinauf kommt man durch eine Seitengasse zum Bazar, auf welchem die indischen Physiognomien vorwalten. Der botanische Garten ist in weit besserm Stand, als jener auf Mauritius, den wir in unserer vorigen Nummer geschildert haben; der Direktor desselben hat Palmen aus Cayenne dorthin verpflanzt. Auch das naturwissenschaftliche Museum enthält viele werthvolle Gegenstände, namentlich eine reiche Sammlung von Fischen, die im Indischen Ocean vorkommen.

Die Stadt liegt in 53° 10′ östlicher Länge von Paris und 20° 52′ südlicher Breite, nur 35 Lieues westlich von Mauritius, 1020 Lieues westlich von Poudichery in Ostindien und 140 östlich von Madagaskar. Die Länge der

Insel beträgt etwa 17 Wegstunden, die größte Breite nur 13, der Umfang 58 Stunden, der Flächeninhalt 231,550 Hektaren von je ungefähr 200 Quadratruthen. Die Volksmenge betrug im Jahre 1860 schon 178,238 und hatte sich, gegen 1859, durch Einwanderung aus Indien, um 11,680 Köpfe vermehrt. Von der Gesammtsumme kommen nahe an 20,000 Seelen auf die Hauptstadt.

Auch Réunion ist, wie Mauritius, vorzugsweise eine Zuckerinsel, und durch die Einführung indischer Arbeiter ist es möglich geworden, den Zuckerbau sehr beträchtlich auszudehnen. Wir wollen hier, nach den neuesten amtlichen Quellen (Revue maritime et coloniale, Mai 1863, S. 33) einige Ziffern über die Produktion der Insel mittheilen. Réunion lieferte:

		1855	1860
Zucker	Kilogr.	51,563,567 . .	82,436,358
Syrup u. Melasse	„	4,363,800 . .	6,232,095
Kaffee	„	678,645 . .	368,200
Baumwolle . . .	„	1,000 . .	450
Cacao	„	1,000 . .	1,000
Gewürznelken . .	„	286,250 . .	6,350
Tabak	„	424,671 . .	523,350

Dazu kamen 1860 noch 3,488,903 Litres Zuckerbranntwein (Tafia), 5250 Kilogramme Vanille und 500 Kilogr. Pfeffer und andere Gewürze. Die Tabelle zeigt, daß der Anbau von Gewürznelken zurückgegangen ist, während jener des Tabaks um ein Fünftel gestiegen ist, daß aber jener des Zuckers ungemein zunahm. Mit Zuckerrohr waren 47,039 Hektaren bepflanzt worden und 24,119 Hektaren mit Lebensmitteln.

Wir wollen nun den Reisenden Simonin auf seinem Ausfluge begleiten. Er ging im Anfange des Aprilmonat nach St. Paul, der frühern Hauptstadt von Réunion. Sie liegt nach Südwesten hin. Ein Mulatte lenkte das mit sechs Ruderern bemannte Boot und die Fahrt ging zunächst nach dem Cap de la Possession. Die Neger und Indier ruderten um die Wette, um einem andern Fahrzeuge zuvorzukommen. Dabei schrien sie, einander anfmunternd, ganz entsetzlich, und der im hohen Grad übelriechende Schweiß troff den Afrikanern in Strömen vom Leib herab. Es gelang ihnen übrigens, ein paar Minuten früher als ihre Nebenbuhler das Kap zu erreichen, wo sie, gleich den alten Griechen vor Troja, ihr Boot auf den Strand zogen.

Ansicht von St. Paul. (Nach einer Photographie.)

Vom Kap Bernard, das sich bei St. Denis erhebt, bis nach Possession fallen basaltische Spitzberge steil zum Meer ab und zeigen die seltsamsten Gestaltungen. An einigen Stellen fließen Wasserläufe in schäumenden Kaskaden herab und gewähren einen freundlichen Anblick gegenüber den dunklen Gebirgsmassen. Unten vor der Schlucht der Grande Chaloupe liegt ein Spital für indische Kulis.

Die Ortschaft Possession ist neuern Ursprungs, aber die Stelle, auf welcher sie liegt, ist schon früh, wenn auch nur spärlich, bewohnt gewesen. Wir haben bereits in der vorigen Nummer gesagt, daß Réunion um 1505 von den Portugiesen entdeckt und 1513 vom Seefahrer Mascarenhas besucht worden sei. Man nannte sie Insel der heiligen Apollonia; die Portugiesen nahmen aber keinen Besitz von ihr und brachten nur eine Anzahl von Ziegen ans Land, welche verwilderten und noch heute als wilde Cabri's

im Innern vorkommen. Die Franzosen, welche in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts auf Madagaskar Niederlassungen angelegt hatten, nahmen das herrenlose Eiland mit allen Förmlichkeiten in Besitz; die Feierlichkeit fand an einem Kap statt, das seitdem Possession heißt, und der Name Mascarenhas oder Sta. Apollonia wurde in Bourbon umgewandelt. Das genannte Dorf ist sehr belebt und versorgt den Markt der Hauptstadt mit Gemüse, Früchten und Geflügel. An vielen Stellen sieht man Haufen von Orangen, Bananen, Erdnüsse, Mangofrüchte, Kokosnüsse und eine besondere Art kleiner grüner Citronen, welche, außer auf Réunion, nur noch auf den Seychellen vorkommen.

Von Possession führt eine von Tamarinden und Schwarzmimosen beschattete Straße über die Ebene des Galets und den gleichnamigen Fluß, und auf ihr gelangt man nach St. Paul, das an einer schönen, anmuthig ausgeschweiften Meeresbucht liegt. Aus der Ferne gewahrt man Zuckerpflanzungen u. Mühlen; die „Remparts von Bernica“ (man nennt auf Réunion alle Basaltberge Remparts) steigen bis über 1000 Fuß empor, und die Abhänge sind mit Eisenholz, Ebenholz und anderen werthvollen Bäumen bestanden, in deren Gezweig Vögel flattern und nisten, namentlich der anmuthige Jungfernvogel und eine von den Philippinen eingeführte Amsel mit gelbem Schnabel, welche von großem Werth ist, weil sie unter den Heuschrecken große Verwüstungen anrichtet.

St. Paul war bis 1738 Hauptstadt der Insel. Simonin fand den Ort so anmuthig und malerisch, daß er den ganzen Aprilmonat dort blieb. Er wohnte in einem von Palmen beschatteten Gartenhause, die sternenhellen Abende waren entzückend, die Lüfte balsamisch und weit und breit herrschte tiefe Stille. Nur durch das Brausen der fernen Brandung wurde sie unterbrochen und dann und wann ging ein singender Neger, mit einer Laterne in der Hand, vorüber, oder ein Nachbar, der Inder Mutasama, sprach ein inbrünstiges Gebet zu Brama. Auch kam es vor, daß ein Malabare vor seiner Hütte das Tamtam schlug. Freilich wurden die angenehmen Eindrücke gestört, wenn der Blick auf kriechende Skorpione oder Tausendfüße fiel; aber an dergleichen gewöhnt man sich in den tropischen Ländern bald.

Der indische Doktor Kanakapule zu St. Paul. (Nach einer Photographie.)

Eine interessante Figur war ein indischer Doktor, Namens Kanakapule, der an jeder Hand sechs Finger hatte und alle Krankheiten mit Quecksilber kuriren wollte; auch glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, dieses Metall zu consolidiren.

Am Rivière des Galets liegen großartige und wilde Landschaften, und jenseits des Brulé de St. Paul gelangt man zu den Schwefelquellen von Mafatte, die erst vor wenigen Jahren aufgefunden wurden und nun ein vielbesuchtes Bad sind. Aurère liegt in einer hohen, wilden Gegend, in welcher Aprikosen, Oliven, Pflaumen und Mandeln gedeihen; das Tiefland ist für diese Fruchtbäume viel zu heiß; aber dort oben kommen selbst Fichten und Eichen fort. Bei Aurère hat man eine Aussicht, die geradezu majestätisch genannt werden kann. Das Auge fällt nach der einen Seite hin auf den Cimandef, 7080 Fuß, nach der andern auf den Großen Benard, 8960 Fuß hoch, und fern am Horizonte steigt der höchste Berg der Insel auf, der Piton des Neiges, dessen Gipfel mehr als 9000 Fuß über der Meeresfläche liegt.

Die Insel wird in zwei Abtheilungen geschieden; jene unter dem Winde, mit dem Hauptorte St. Paul und die im Winde, mit der Hauptstadt St. Denis. Diese letztere ist die fruchtbarere und frischere, weil sie fast das ganze Jahr hindurch Regen hat, welcher in der andern Abtheilung nur während der eigentlichen Regenzeit fällt, nämlich in den Monaten März bis Oktober. Dann steigt die Hitze manchmal auf 35° C., aber während der trockenen Zeit ist bei stets heiterm Himmel die Temperatur viel niedriger.

In den ersten Maitagen ging Simonin wieder nach St. Denis zurück, um von dort nach anderen Richtungen hin Ausflüge zu unternehmen, namentlich nach den Warmen Quellen von Salazie, wohin der Weg durch eine wahre Gartenlandschaft führt. Dort wachsen Mangobäume, Vanille, Zuckerrohr und Mais; Dörfer lugen zwischen Kokos- und Tamarindenhainen hervor, folgen einander wie Ringe in einer Kette, und die ganze Gegend hat etwas Bezauberndes. Zur Rechten zieht sich, von Nordwest nach Südost,

eine lange Reihe von basaltischen Spitzbergen hin, welche des Feuers Gewalt aus dem Schooße des Oceans emporgehoben, und die Abhänge dieser steilen Berge sind mit Wäldern von nutzbarem Holze bestanden.

So gelangt man in das Quartier Français, wo Reis und Mais, welche früher dort gebaut wurden, dem Zuckerrohr haben weichen müssen. Dieses bedeckt nun den ganzen Raum vom Meeresstrande bis an die Abhänge des schwarze Mimosen, welche den Kaffeebäumen Schutz und Schatten geben. Da wechselte man die Kulturen und 1815 wurde das Zuckerrohr eingeführt, welches auf Mauritius guten Ertrag gab.

Die Warmen Quellen von Salazie liegen am Ende von Schluchten, welche die Rivière du Mât bildet, in etwa 3000 Fuß Höhe über dem Meere. Dort erinnert nichts an eine tropische Landschaft, man glaubt sich vielmehr in eine

Indischer Barbier auf Réunion. (Nach einer Originalzeichnung.)

Gebirges. Es überwuchert Alles; Reis, ein Hauptnahrungsmittel der malabarischen Kulis, bezieht man jetzt aus Indien, Schlacht- und Federvieh kommt aus Madagaskar. Schade, daß auch der Kaffeebau zurückgeht. Man hat im vorigen Jahrhundert die Bohne direkt aus Mokka nach Bourbon gebracht und sie gedieh hier vortrefflich; dasselbe gilt von den Gewürznelken und Muskatnußbäumen von den Molukken, mit welchen die Insel gleichsam bedeckt war. Aber die gewaltigen Orkane der Jahre 1806, 1807 und 1829 rissen fast alle Gewürzbäume um und zugleich viele

Alpenregion versetzt. Von dem kleinen Orte Salazie aus kommt man in den sogenannten Circus, wo die Quellen liegen. In der Nähe stehen ein Krankenhaus und einige ländliche Wohnungen. Die Quellen sind eisenhaltig, gasig und alkalinisch und wurden 1831 durch ein paar Ziegenjäger entdeckt. Das Wasser schmeckt angenehm und perlt wie Selterserwasser.

Dieser Circus von Salazie bildet, neben dem Vulcan du Grand Brulé und dem Circus von Cilaos, einen der merkwürdigsten Punkte auf Réunion. Die umliegenden Berge

sind alle spitz und die Gipfel oft von Wolken umhüllt — hinter dem Circus erheben sich der Piton des Neiges, der Gros Morne und die Drei Salazes. Im Osten der Salazes-Ebenen liegt der Bezirk St. Benoit an der Ostküste, der einen beträchtlichen Zuckerertrag liefert. Die gleichnamige Stadt liegt am Meere. Weil das Innere der Insel so wild und gebirgig ist, geht die Poststraße an der Küste hin, rund um das ganze Eiland. Von St. Benoit nach Süden hin, schon bei der Stadt Sainte Rose, tritt der durchaus vulkanische Charakter von Réunion stärker hervor als weiter nördlich; Lava und Schlacken liegen offen zu Tage. Nachdem man durch eine duftige Waldlandschaft gekommen, erreicht man das große „verbrannte" Gelände, den Grand Brulé de Sainte Rose, und geht vier Stunden weit nur auf Lava. Auf der einen Seite liegt das Meer, wohin alle Lava fließt, welche der Vulkan auswirft, und es ist ein großartiger Anblick, wenn Feuer und Wasser sich vermählen. Der Ocean scheint sich vor der Gluth, welche zischend in ihn hineinfährt, zurückzuziehen, braust aber bald wieder hervor, beleckt die brennende Masse und dann steigen Dampfsäulen hoch in die Luft empor.

Insel, daß sie von sehr heftigen Erderschütterungen verschont bleibt.

Die Landstraße, welche unweit vom Meere den Grand Brulé durchschneidet, ist im Jahre 1858 von der Lava durchbrochen worden. Der Feuerstrom hatte sich bei seinem Hinabdrängen zum Ocean in drei ungeheure Arme getheilt, die zusammengerechnet wohl eine Achtel deutsche Meile breit waren; majestätisch floß er hinab, aber er bedurfte mehrerer Tage, um bis an die Straße zu gelangen. Der Schaden an derselben wurde rasch ausgebessert.

Bevor Simonin den Grand Brulé verließ, warf er noch einen letzten Blick auf den Vulkan. Aus dem Krater stieg langsam eine Rauchwolke empor und stand, bei der ruhigen Luft, hoch über dem Feuerberge wie ein Federbusch, der sich röthete, als die Dunkelheit hereinbrach. Die ganze Erscheinung erinnerte ihn genau an eine ähnliche, welche er 1857 am Vesuv beobachtet hatte. Aber der Vulkan auf Réunion ist ruhiger und bei weitem nicht so gefährlich als jener bei Neapel und sendet allemal seine Lava dem Meere zu. Gewöhnlich besteigt man ihn von St. Philippe aus, das am Südostende der Insel liegt; die Creolen gehen übrigens

St. Gilles auf der Insel Réunion. (Nach einer Photographie.)

Der Vulkan von Réunion hat nicht in jedem Jahr Ausbrüche, gibt aber doch alljährlich Anzeichen seiner Thätigkeit und 1862 und 1863 ist es wieder sehr lebhaft in seinem Innern zugegangen. Die jüngsten Abhänge sind allemal schwärzlich, glänzend und scheinen kaum erst einige Festigkeit gewonnen zu haben; auf den frühern findet man weißlichen Ausschlag und wohl auch einige Flechten und Moose, auf den älteren wächst allerlei Gesträuch und die allerältesten sind mit Palmen und andern hohen Bäumen bestanden. Wenn der Krater brennt, wirft er nicht immer Lava aus, sondern manchmal Aschenregen oder eine leichte glasartige, faserige Materie, welche von den Creolen Vulkanshaare genannt wird. Seinem Aschenregen geht allemal ein dumpfes, donnergleiches Rollen vorher. Das sogenannte Gehäge (l'Enclos), von welchem das Grand Brulé förmlich umschlossen ist, endigt in seinem obern Theile mit demjenigen Krater, welcher in unseren Tagen vorzugsweise thätig ist. Er wird als la Marmite, also etwa Kochtopf, oder Piton de Fournaise bezeichnet. Das „Gehäge" bildet nun der Vulkan selber und entlang dem ganzen Abfall zum Meer eine wahre Mauer. Das Gelände senkt sich gen Osten sehr rasch, während der Piton de Fournaise 2600 Metres hoch ist. Sein offener Krater ist bisher ein wirkliches Sicherheitsventil gewesen und ihm verdankt die durchaus vulkanische

nicht gern hinauf. Oben kriecht man bis an den Rand des Kraters, legt sich an denselben platt nieder und gewinnt dann einen Einblick in den Krater, den „Brunnen", der 600 bis 800 Fuß tief ist und einen Durchmesser von etwa 450 Fuß hat. Unten ist ein schwarzer Pfuhl, in welchem sich eine ungeheure kugelförmige Masse von dickflüssigen Stoffen umhertreibt; sie war hellroth und brodelte auf und nieder. Manchmal wurde das Brodeln und Gähren stärker; dann spaltete sich der schwarze Pfuhl sternförmig, und die von dem Gewicht der schwarzen Masse gedrückte oder von einer innern Kraft gehobene rothe Materie drang dann wie eine gewaltige Wulst empor. Oft bildeten sich gleichzeitig eine ganze Menge solcher ringförmigen Wülste. Da, wo die Masse kochte, stiegen Schwefeldünste auf, welche einen großen Theil der Kraterwände gelb gefärbt haben. An der Südküste liegt auch das Quartier St. Joseph, und dort bildet, wie zu St. Philippe, die Verfertigung von Vacoa-Säcken einen Haupterwerbszweig: die Leute schneiden die Blätter des Vacoa in Streifen und flechten aus denselben Säcke, in welchen Zucker und Kaffee verpackt werden. Diese Industrie ist so bedeutend, daß sie jährlich etwa zwei Millionen Francs einträgt. Auf Mauritius beschäftigt sich auch ein ganzes Dorf mit derselben.

Den Hauptort an der Südküste bildet die Stadt St.

Pierre. Dort wendet die Regierung große Mühe und Kosten auf, um der Insel endlich einen guten Hafen zu schaffen. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß es ihr an einem solchen fehlt und das ist ein höchst empfindlicher Mangel, weil vom November bis März die Orkane und Wirbelstürme außerordentlich gefährlich sind. Ihr Herannahen wird durch das rasche Fallen des Barometers verkündigt; bald nachher braust der Wind mit ungewöhnlicher Heftigkeit heran und der Regen fällt in Strömen herab. Am Lande werden Bäume entwurzelt und Dächer abgedeckt, und auf dem Meere — wehe dem Schiffe, das sich im Bereich des wüthenden Windes befindet! Auch die sogenannte Raz de marée stellt sich gewöhnlich zur Zeit der Orkane ein. Das hohe Meer erscheint ganz ruhig, aber plötzlich entsteht an der Küste eine Springfluth und bricht sich mit ungeheurer Macht am Gestade. Sie rollt das Gestein wirr und wild durch einander und man glaubt einen Donner zu hören. Dabei bleibt der Himmel heiter, auch die Luft ganz ruhig; nach und nach besänftigen sich die Wellen und das Meer wird wieder glatt. In St. Pierre hat die Raz de marée manchmal großen Schaden angerichtet, z. B. bei den Arbeiten zur Herstellung eines Hafens. Sie warf Steinmassen von 80,000 Pfd. Schwere oben vom Hafendamm herab, welcher ihr Widerstand leistete. Auch in St. Paul schreiten die Hafenarbeiten voran.

St. Pierre ist eine recht anmuthige Stadt und hat gut gepflasterte Straßen, die von Bächen durchzogen werden, auch ist die Luft frisch, denn fast alle Tage wehet ein kühler Wind.

Von dort aus kann man einen Ausflug nach dem berühmten Cirens von Cilaos unternehmen, der einem ungeheuern Krater gleicht. Auf dem Wege dorthin hat man einen Blick auf alle höchsten Punkte der Insel. Dort oben glaubt man sich in die Schweiz versetzt; denn man sieht Hütten, welche an jene in den Alpen erinnern; dort wachsen Brombeeren und die Leute bauen europäische Gemüse, selbst Linsen und Kartoffeln fehlen nicht und Birnbäume sind gar nicht selten. Die warmen Quellen im Cirens von Cilaos ähneln jenen von Salazie, nur schmecken sie etwas säuerlich und metallig, bekommen übrigens ganz vortrefflich. In der Umgegend stellen die Jäger den wilden Ziegen nach.

Indische und Neger-Arbeiter auf den Zuckerpflanzungen, Insel Réunion. (Nach einer Photographie.)

An der Südwestküste liegt die Stadt St. Louis, in deren Umgegend viel duftiger Faham wächst, dieser „Thee von Bourbon", welcher es gut und gern mit dem chinesischen aufnehmen kann. Auch wird viel Zucker gebaut, dessen Ernte schon im Juni beginnt. Die „Roulaison" fängt dann an, d. h. man bringt das Rohr zum Auspressen zwischen die Walzen. Der holzige Theil heißt Bagasse, wird getrocknet und als Brennstoff verwandt. Die Arbeiter sind, wie wir schon mehrfach hervorhoben, durchschnittlich Indier, die zwar bei weitem nicht so körperkräftig sind wie die herkulischen Neger, aber doch arbeiten und folgen. Am Tag über sind sie auf den Plantagen zerstreut, Abends kommen sie heim zu ihren Paillotes, d. h. Hütten aus Bambus. Versuche, die Chinesen als Feldarbeiter zu verwenden, sind auch auf Réunion mißlungen, denn die Hinmlischen liefen vom Feld in die Städte, um Kleinhandel zu treiben.

Von St. Louis aus führt die Landstraße in nördlicher

Richtung nach St. Leu, das an der Westküste liegt. In diesem Bezirke wurde früher Baumwolle gebaut und der dortige Kaffee war weit und breit berühmt. Von diesen Kulturen ist jetzt kaum noch eine Spur übrig; Alles baut Zucker und wieder Zucker. Auf der Strecke von St. Leu nach St. Paul an der Nordküste passirt man eine ganze Reihenfolge pittoresker Schluchten, in denen überall Bambusgruppen stehen,

Zum Schlusse wollen wir noch darauf hinweisen, daß am 2. März 1863 Réunion wieder einmal von einem gewaltigen Orkane heimgesucht worden ist. Er brach mit ungeheurer Gewalt herein und auf der Rhede von St. Denis gingen sofort drei mit Zucker beladene Schiffe mit Mann und Maus im Angesichte der Stadt zu Grunde. Der Ocean rollte seine wilden Wogen weit landeinwärts, überfluthete

Ein Feldhüter auf Réunion. (Nach einer Originalzeichnung.)

und häufig reichen ausgedehnte, noch nicht urbar gemachte Wiesen bis ans Meer. Ganz reizend liegt das Fischerdorf St. Gilles am Ausgang einer tiefen Schlucht und man nimmt dort Seebäder, ohne von Haifischen belästigt zu werden. Auf den Wiesen weiden Rindviehheerden, deren Hirten allemal Malgaschen sind. Weiterhin liegen Zuckerpflanzungen, auf denen Kaffern oder Mosámbikneger, eine Lanze in der Hand tragend, als Feldhüter angestellt sind, und auf dem Wege nach St. Paul fehlt es nie an Negern, welche ab und zugehen.

die Felder und verschlang viele Menschen. Am 7. März waren von 27 Schiffen, welche vor der Stadt lagen, nur 2 ohne Beschädigung geblieben, 5 hatten leichte, 6 sehr schwere Havarien, bei 3 gingen die Masten über Bord, 1 wurde an die Küste geworfen, 7 fehlten ganz. Von diesen ist 1, entsetzlich zugerichtet, auf Ste. Marie in Madagaskar eingelaufen.

Schon vor einiger Zeit haben wir im Globus darauf hingewiesen, daß die Franzosen seit Anfang dieses Jahres auch aus Cochinchina Feldarbeiter geholt haben. Dadurch

wird die Buntscheckigkeit der Bevölkerung immer ärger. Zwischen Indern und Negern sind Verbindungen häufig und man sieht schon viele afrikano-malabarische Mulatten. Jene Mulatten, welche ihr Dasein der Vermischung zwischen Weißen und Schwarzen verdanken, bilden auf Mauritius eine zahlreiche Klasse, die ungleich respektabler ist als die Neger. Diese letzteren nehmen seit der Emancipation an Zahl ab; das ist eine ausgemachte Thatsache, denn wie M. le Chesnais in der Revue du Monde colonial (März 1863, S. 208) schreibt: „Le plus grand nombre croupit dans l'oisiveté et dans le vice." Also überall dasselbe alte Lied!

Aus dem alten und neuen Athen.

Erster Artikel.

Das heutige Athen. — Die Akropolis. — Das Erechtheum. — Die Propyläen. — Tempel der Nike Apteros. — Die Pinakothek. — Der Parthenon.

Die alte Stadt des Perikles rückt uns immer näher. Das moderne Leben, welchem sich der Südosten Europa's am meisten abgewandt hatte, dringt unaufhaltsam auch in Griechenland und die Türkei ein und Telegraphen und Dampfer haben Athen und Konstantinopel gleichsam an die Häfen von Triest und Marseille gekettet. Nicht blos neugierige Touristen und Reisende, welche die klassische Schönheit des griechischen Himmels aufsuchen, setzen ihren Fuß auf hellenischen Boden; nein, der immer mächtiger sich aufschwingende Handel und die Einflüsse der Politik flößen dem europäischen Publikum heutzutage das meiste Interesse an jenen Gegenden ein.

Und doch, wer jemals von der Schönheit des griechischen Götterhimmels, von der Schönheit und Mannichfaltigkeit griechischer Kunst, von der Höhe und Vielseitigkeit der geistigen Bildung, von den Sitten freier Anmuth und dem würdigen Ernst des öffentlichen Lebens der alten Hellenen gehört hat, betritt diesen geweihten Boden, obwohl Zwerge auf den Trümmern einer Riesenwelt vegetiren, mit der tiefen Empfindung einer heiligen Scheu. Die prosaische Gegen-

Metope am Parthenon. Hautrelief des Phidias. (Nach einer Photographie.)

wart, das heutige verkommene Griechengeschlecht, die ärmliche Mittelstadt Athen, sie verschwinden vor seinen Blicken und im Geiste baut er sich aus den Resten und Ruinen der edlen Bauwerke, welche ihn umgeben, die Stadt des Perikles wieder auf. Ueberall in der organischen wie in der unorganischen Natur umgab den griechischen Menschen die Kunsttrieb weckende Schönheit. Sie lachte ihm ins Herz mit dem hellen Lichte ihrer Sonne und mit der Zauberpracht der Farben. Sie grüßte ihn aus der strahlenden Bläne seines Himmels und Meeres und aus der Reinheit und Klarheit seiner Luft; sie lockte und bildete sein Auge durch die Linien und Formen des schön gestalteten Bodens, wie durch die anmuthig wallenden Wogen des rauschenden Meeres.

Der Hauptort, in dem sich das Schönheitsleben Griechenlands zusammenfand, war stets Athen. Es liegt in einer Ebene und ist im weiten Bogen von felsigen Bergen umgeben, die mit niederm Gestrüpp und Gebüsch bedeckt sind. Getreidefelder, kleine Wiesen und Gärten wechseln mit einander ab in dieser Ebene, durch deren Mitte in einem Olivenwalde der alte Kephissos sich hinwindet. Im Sommer bietet die Gegend einen dürren verbrannten Anblick; aber die Sonne Griechenlands ist die alte geblieben, sie verleiht dem Bilde ihre bezaubernden Töne und Tinten. Der Kephissos schlängelt sich träge zum Meere hin, auf dem felsigen Hymettos finden die Bienen nur wenige Honigblumen und eine einzige niedrige Cypresse erhebt sich statt jenes Hains des Poseidon, in den Antigone den blinden Vater geleitete*). Im Uebrigen zeigt der dürre Fels nur Disteln und Thymian und spärliche Anemonen und Asphodelosblumen. Aber am Horizonte heben sich von der untergehenden Sonne beleuchtet in scharfen Umrissen violette Felsrücken mit tiefblauen Schluchten und lichtrothen Kanten ab; in der Mitte ragt die stolze Trümmerstätte der Akropolis mit den riesigen Säulen des Parthenon. Seitwärts schimmern die Säulen, welche die Stelle bezeichnen, wo der Zeustempel des Hadrian stand. Im Süden tauchen aus dem weinfarbigen Meere das vielgipfelige Aegina, Salamis, durch die Perserschlacht berühmt, und die östlichen Zacken der Morea mit ihren Buchten und Felsrippen auf.

In dieser Ebene liegt Athen, eine kleine weiße Stadt, die von der vorspringenden Höhe, welche sie beherrscht, gleichsam zusammengedrängt wird. Die ersten Häuser erheben sich mordentlich, ohne Styl, sie sind meist mit rothen Ziegeln gedeckt; lang und breit, aber ungepflastert ziehen sich durch die Stadt einige Straßen, von ärmlichen Buden eingesäumt, welche Schilder mit französischer Aufschrift tragen. Fünf oder sechs andere, engere und kürzere Straßen durchschneiden die ersteren rechtwinklig. So ist das heutige Athen; aber außerhalb desselben liegen die Ruinen der Vergangenheit, die wunderbaren Denkmale des Alterthums. Die hochtrabenden Namen der Straßen, wie Minervastraße, Straße des Aeolus, des Hermes, zwingen uns höchstens ein Lächeln ab. Das königliche Schloß, welches im Jahre 1843 vollendet wurde, liegt am Fuße des Lykabettus am Ende der Hermesstraße. Es ist ein großes weitläufiges Gebäude aus pentelischem Marmor, das den Eindruck einer Kaserne macht. Unter den Kirchen ist nur die im byzantinischen Styl erbaute alte Kathedrale bemerkenswerth; die Universität, vom Architekten Hansen erbaut, ist ein hübsches Gebäude, dazu gesellen sich noch eine Blindenanstalt, ein Seminar und einige andere öffentliche Gebäude, die aber alle mit der Kunst nichts zu schaffen haben. So sieht es im heutigen Athen aus, das jetzt etwa 20,000 Einwohner in 2000 Häusern zählt. Das Wenige aber, was hier auf Kultur hinweist, verdankt nicht etwa seinen Ursprung der gräkoslavischen Mischungsbevölkerung; es ist von Fremden, zumeist Deutschen, geschaffen worden, die aber für ihre Bemühungen von jenen Gräken mit Undank belohnt wurden.

Inmitten der attischen Ebene, deren Halbkreis durch die Bergzüge des Hymettos, Pentelikon, Parnes und Aegaleos gebildet wird, erhebt sich, schroff und steil aus der Ebene aufsteigend, in einer Höhe von nahezu 400 Fuß, der Felsenhügel, welcher in vorhistorischer Zeit die Stadt Athen trug. Dieser Felsenhügel ist die Akropolis (Hochstadt). Von drei Seiten, nach Norden, Osten und Süden zu, verleihen die steil abfallenden Wände natürlichen Schutz. Nur auf der Westseite senkt sich der Fels allmälig mit einer breiten Erdlage in das Thal, aus welchem darum auch nur von dieser einzigen Seite ein Aufgang zur Burg führt. Aus der befestigten Hochstadt wurde später, als die Stadt selbst am Fuße des Felsens auf dessen nördlicher Seite sich ausbreitete, eine Burg, welche die Heiligthümer der Stadt, die vornehmsten Tempel der Götter und den Staatsschatz schirmend umschloß. Diesen Charakter der befestigten Burg bewahrte die Akropolis auch noch in jenen glänzenden Zeiten der höchsten Macht Athens, als Perikles und Phidias sie mit den Meisterwerken der Architektur und Plastik schmückten. Noch heutigen Tages ist ein freier Anblick der Propyläen und des Parthenon nur von außerhalb der Stadt möglich, von der Piräischen Straße her und von den Hügeln, welche sie umgeben.

Die alten Tempel und Heiligthümer, welche die Akropolis bedeckten, gingen in Flammen auf, als die Perserschaaren Hellas überschwemmten. Aber sie stiegen unendlich herrlicher empor aus der Asche, nachdem in den glorreichen Siegen von Salamis und Platää Griechenland seine Freiheit erkämpft und Rache genommen hatte an den städteverwüstenden Barbaren. Zuerst beeilte man sich nur, die Akropolis als Festung herzustellen und die gebrochenen Mauern wieder aufzubauen. Die Trümmer der zerstörten Tempel mußten dabei als Baumaterial dienen und noch heute gewahrt der Beschauer an den regellos eingefügten Fries- und Giebelstücken, Gebälkresten und Säulentrommeln, aus denen die Nordseite der Mauer (die sogenannte Pelasgische Mauer) besteht, die Spuren jener eilenden Hast, mit welcher Themistokles das Werk der erneuerten Befestigung der Stadtburg betrieb.

Mit kaum 500 Schritten durchmißt man die Länge, mit 225 die größte Breite des künstlich geebneten Felsrückens der Akropolis. Aber dieser kleine Raum war genügend, um die größten und herrlichsten Werke aufzunehmen, welche die bauende und bildende Kunst in Griechenland geschaffen. Die Summen, welche Perikles auf sie verwendete, würden den Finanzminister des mächtigsten Staates von Europa erschrecken. Sie betrugen, wenn wir den Geldwerth jener Zeit in Anschlag bringen, weit über 10 Millionen Thaler unseres Geldes. Zwei Jahrtausende später bedurfte es langer Berathungen, ob das mächtigste Volk der Erde, dessen Hauptstadt mehr Einwohner zählt, als der ganze athenische Staat zu Perikles Zeit, den fünfzigsten Theil dieser Summe verwenden sollte, um die von Lord Elgin geraubten Reste der Parthenonsculpturen zum Eigenthum Englands zu machen!

*) Sophokles schildert ihn in dem herrlichen Chorgesange im Oedipus auf Kolonos. Ich übersetze den griechischen Text folgendermaßen: „Fremdling, du kamst zum leuchtenden Kolonos, in dieses roßtummelnden Gaues herrlichste Flur. Wo helltönend flötet und emsig flattert die Nachtigall, im grünen Thalgebüsch verborgen, im dunkelfarbigen Epheu, unter des Gottes üppig sprossendem Laubgewölbe — —, wo nicht hinscheint der Sonne Strahl, wo nicht wehet des Windes Hauch, wo schwärmend Dionysos immer wandelt, Hand in Hand mit den göttlichen Ammen.“ A.

Von uralter Zeit her waren auf der Akropolis alle Keime des öffentlichen Lebens, Religion, Regierung, Gericht wie in einer Knospe verschlossen. Hier stand der Tempel des alten Königs Erechtheus, des Stammheroen der Athener. In diesem Tempel, den schon Homer kennt und preist und dessen Neubau Perikles nach dem Perserbrande begann, der aber erst ein Menschenalter nach seinem Tode zu Ende geführt ward, thronte im uralten, vom Himmel gefallenen Bilde die Göttin Athene-Polias, die Stadtbeschützerin, auf derselben Stätte, wo sie ihren Streit um die Herrschaft des Landes mit Poseidon geführt und wo noch neben dem Salzquell, dem Geschenke Poseidons in jenem Wettstreite, der heilige Oelbaum stand, die Gabe der siegreichen Pallas. Noch heutigen Tages sind die Trümmer dieses Erechtheums, gereinigt von den türkischen und mittelalterlichen Verunstaltungen, das Entzücken der kunstsinnigen Betrachter, und die in ihrer Art einzige, von allen anderen griechischen Tempelbauten abweichende, Komposition dieses wundervollen Bauwerkes ist eben nur die von Meisterhand gelöste Aufgabe: die zahlreichen Heiligthümer, Altäre und Wundermale in einem Ganzen zu vereinen, das jedes derselben in seiner Selbstständigkeit bestehen ließ, während der Bau als Ganzes zugleich doch den Anforderungen architektonischer Schönheit Genüge leistete.

An der Westseite der Akropolis befindet sich das großartige Eingangsgebäude derselben, die Propyläen. Bis zum Jahre 1853 war die eigentliche alte Eingangsthür zu diesen unbekannt; Alles auf der Westseite war mit Schutt und Sand bedeckt. Da gelang es dem Franzosen Beulé, in der Achse des Mitteleinganges der Propyläen nach Westen zu die alte Eingangsthür zu entdecken. Mit Unterstützung der französischen Regierung hatte er zwei Jahre lang gegraben und verewigte dann seine Entdeckung in etwas prahlender französischer Weise durch eine Inschrifttafel, des Inhalts: La France a découvert la porte de l'Acropole, les murs, les tours et l'escalier. Beulé 1853.

Von dieser Thür führte eine große Freitreppe von Marmor zu den Propyläen hinauf. Die Stufen der Treppe waren durch eine mit gerillten Steinen belegte Bahn in der Mitte unterbrochen, auf der selbst Reiter zur Burg heraufziehen konnten. Zur Rechten begrüßt den Hinauswandelnden zunächst ein leichter, zierlicher Tempelbau, dessen Façade von nur vier kannelirten jonischen Säulen gebildet wird. Es ist der Tempel der Nike Apteros, der flügellosen Siegesgöttin; denn nicht unbeständig hin- und herschwebend, sondern gleichsam in seiner eigenen Heimath weilt der Sieg in der geliebten Stadt Athen. Die archäologische Gesellschaft Athens ist jetzt mit der Wiederherstellung des kleinen, aber herrlichen Tempels beschäftigt. An ihm vorbei führt der Weg weiter zu den Propyläen. Mit ihren Marmorhallen und breiten Seitenflügeln überspannen sie 168 Fuß breit die ganze Westseite des Felsens. Phidias und Perikles erdachten den großartigen Bau, welchen Mnesikles ausführte. 58 Fuß, der Breite der Treppe entsprechend, nimmt der Mittelbau des eigentlichen Thores ein, den Rest des Raumes zur Rechten und Linken füllten zu beiden Seiten, um 26 Fuß nach der Treppe zu vortretend, zwei tempelförmige Gebäude, die Giebelfronte mit den offenen Säulenhallen der Treppe zukehrend, welche an ihnen vorüber dem mittlern Hauptgebäude zuführt. Es sind die bildergeschmückte*) Pinakothek und das Zeughaus. Jetzt stehen wir vor dem eigentlichen Burgthor. Sechs dorische Säulen von pentelischem Marmor, 4½ Fuß im Durchmesser, 29 in der Höhe, trugen den dorischen Fries, gekrönt von dem mächtigen Dreieck des Tempelgiebels. Beim mittlern Eingang stehen die Säulen 13 Fuß von einander, während sie bei den beiden Seiteneingängen nur 7 Fuß von einander entfernt sind. Der Bau der Propyläen ward im Jahre 437 vor Christus begonnen und in fünf Jahren zu Ende geführt.

Die Pinakothek dient jetzt als Antikenkabinet. Die Aufzählung all der Statuen, Metopen, Haut- und Basreliefs, Büsten, Cameen, Vasen, Mosaiken, gebrannten Erden, Gläser und Bronzen, die hier aufgestellt sind, würde allein einen Band ausmachen. Man kann hier die griechische Kunst von ihrem Beginn in der äginetischen Epoche bis zur römischen Verfallzeit durchstudiren.

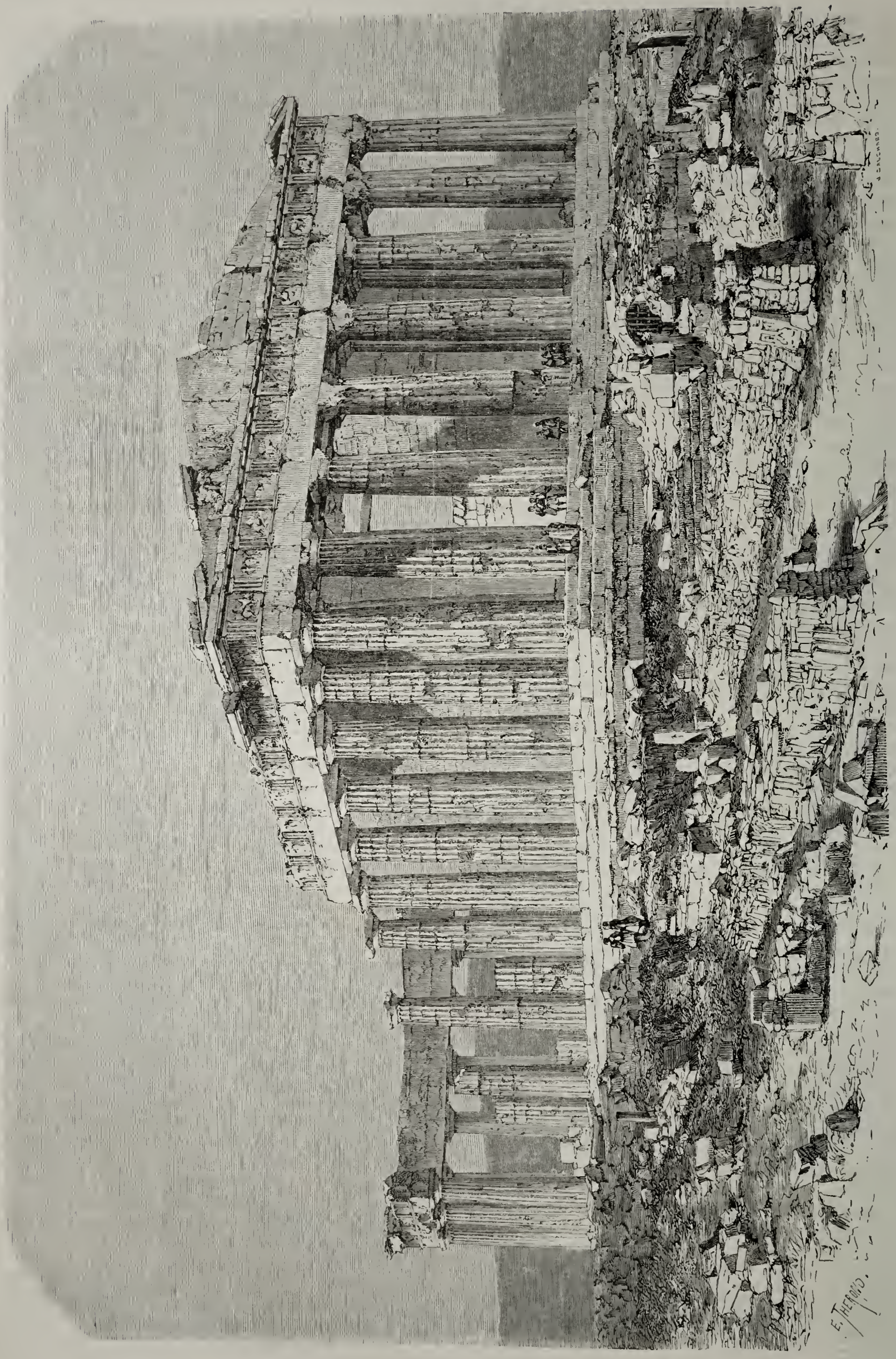
Als noch die Akropolis unzerstört in ihrer vollen Pracht und Schönheit dastand, zeigte sich dem durch die Propyläen Eintretenden zunächst zur Linken vor dem Erechtheum stehend das 70 Fuß hohe Riesenbild der ehernen Athene Promachos, des Phidias Werk, in der Linken den Schild erhoben, in der Rechten den Speer schwingend. Aber Alles überstrahlte, zur Rechten auf der höchsten Bergfläche gelegen, der neue Tempel der Göttin Jungfrau, der Athene Parthenos, des Meisters Phidias herrlichste Schöpfung, der säulenwaldumgebene Parthenon, ein Wunderbau, der einzig dasteht unter den Tempeln Griechenlands, so hoch erhaben über den anderen, wie die Gesänge Homers über den Epen der späteren Zeit.

Wohl erfüllt noch heute ein Wald hochaufstrebender Säulen, von reichen Gesimsen gekrönt, durch Schönheit der Formen und Verhältnisse das Auge mit Entzücken. Aber im ersten Augenblick ist selbst die stärkste Phantasie unvermögend, aus der wüsten Verstümmelung sich das Ganze wieder in seiner alten Herrlichkeit herzustellen. Die Säulen, jetzt des Daches und zum Theil selbst der Kapitäler beraubt, starren klagend hinein in die blaue Luft. Verstreut im wirren Durcheinander füllen die schönsten Baustücke den Schuttboden des innern Tempelraumes, — ein verlassenes Schlachtfeld, bedeckt mit verstümmelten Leichen und Gliedern. Verschwunden ist der Schmuck der Metopen, zertrümmert sind die herrlichen Giebel, entführt die verstümmelten Reste der schönheitstrahlenden Giebelgruppen, ausgebrochen bis auf wenige Platten der reiche Bilderschmuck des Cellafrieses!

So ist der ergreifende und niederschlagende Anblick des Parthenon jetzt. Wie aber war er einst, als er im Jahre 436 vor Christus, herrlich über die Ebene von Athen leuchtend, vollendet dastand?

Ein altes griechisches Kultusgesetz wollte, daß das im Tempel aufgestellte, dem Eintretenden entgegenblickende Gottesbild nach Osten schaue. Darum hatte auch der Parthenon seinen Eingang auf der Ostseite. Die Cella, das eigentliche Tempelhaus, war umgeben von einer weiten, offenen Säulenhalle, welche an den beiden Giebelseiten von je 8 dorischen Säulen, an den beiden Langseiten von je 17 Säulen gebildet ward. In der ganzen Architektur des Tempels, vom Kranze bis zum Unterbau hinab, war keine einzige Linie wirklich horizontal, sondern alle entsprachen einer Kurve, deren Anfang sich schon an der untersten Tempelstufe zeigte, nach oben hingebogen. Dadurch ward der Eindruck der Schwere, der sich bei einer vollkommen geradlinigen

*) Nach den Untersuchungen des Franzosen Raoul Rochette konnte der Saal der Pinakothek nur bewegliche Bilder enthalten haben. Denn auf den Marmorwänden selbst findet man keine Spur von Malerei und eben so wenig sind daran Löcher bemerkbar, die zur Befestigung von Haken dienen konnten, an welchen die Gemälde aufgehängt waren. Sie müßten wohl auf Staffeleien gestanden haben. Beulé meint, daß die Beleuchtungsverhältnisse der Pinakothek so ungünstiger Natur seien, daß Mnesikles sie schwerlich zu einem Bildersaal bestimmt habe und daß erst viel später darin Bilder aufgestellt worden sind.



Der Parthenon. (Nach einer Photographie.)

Architektur in langen Säulenstellungen geltend macht, auf das Glücklichste vermieden. Der Parthenon war kein Kolossalwerk der Baukunst. Bei einer Länge von 227 Fuß betrug seine Höhe vom Säulenfuße nur 65 Fuß. Die Höhe der einzelnen Säulen war wenig über 34 Fuß.

Dem herrlichen harmonischen Bau entsprach nun auch an Sinn und Gehalt die Ausschmückung durch die bildenden Künste. Die äußeren Bildwerke des Parthenon waren ein Inbegriff und eine bildliche Darstellung der attischen Religion und des attischen Lebens in ihren höchsten und bedeutsamsten Elementen.

In dem hochragenden Dreieck des östlichen Giebelfeldes über dem Eingange war von Phidias die Geburt der Pallas Athene dargestellt — wie der homerische Hymnus sang:

Und Ehrfurcht faßte die Götter
Allzumal; und sie sprang von dem Aegistragenden Vater
Nieder im hurtigen Schwung, von seinem unsterblichen Haupte,
Schwingend den ragenden Speer.

War so der östliche Giebel dem ersten Auftreten der Göttin geweiht, so zeigte die große Statuengruppe des westlichen Giebelfeldes ein poetisches Bild der Verherrlichung des Landes selbst, um dessen Besitz einst Pallas und Poseidon gestritten. Der Wettstreit ist entschieden, der Sieg ist der Göttin zugesprochen, auf deren Geheiß soeben der fruchtspendende Oelbaum aufgesproßt war, welchem man den Preis zuerkannte vor der Gabe des Poseidon, dem Salzquell. Zur Seite des Oelbaumes standen Athene in Siegesfreude und Poseidon voll Unmuth.

Und wie solchergestalt die beiden großen Hauptdogmen der Landesgottheit: das Mysterium ihrer Geburt und die Sage von ihrer ersten Großthat, auf beiden Giebelfeldern in erhabenster Gestaltung, prangend in Farben, Gold- und Marmorglanz zu schauen waren, so umschlossen Darstellungen anderer Großthaten, von ihr selbst oder unter ihrer schützenden Leitung vollbracht, rund um den äußern Fries des Tempels laufend und auf 92 Metopen künstlerisch geordnet, den Prachttempel der Göttin.

Nachdem so Phidias in den Giebeln und Metopenfeldern die Herrlichkeit und Macht der Landesgöttin geschildert, schloß er das Ganze seiner tiefsinnigen Komposition durch den Fries der Cella, auf dem er das gottgeliebte Volk der Athener selbst darstellt, wie es, in der Feier der Panathenäen begriffen, in festlichen Zügen, geschmückt und lebensfroh hinaufwandelt zu der Schutzgöttin seiner erhabenen Stadtburg, ihr seine Verehrung und dankbare Huldigung darzubringen.

Nach dem Siege des Christenthums über das Heidenthum zog die „heilige Jungfrau", die „Mutter des Gottessohnes", ein in den Tempel der Pallas Athene. Aber nach der Eroberung durch die Türken ward sie wieder daraus vertrieben und im Jahre 1456 der Parthenon zu einer Moschee umgewandelt, von deren Minarete auf dem westlichen Giebel der Muezzin zum Gebete rief.

Doch selbst der Türken Barbarei zerstörte nichts von den größeren Monumenten und die Akropolis erreichte in ihren wesentlichen Denkmälern wohlerhalten das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Aus dem Jahre 1676 haben wir noch vollständige Beschreibungen derselben durch den Franzosen Spon und den Engländer Wheeler. Kurz vorher hatte der Franzose Carrey die Bildwerke des Parthenons in einer Reihe von Bildwerken gezeichnet, deren Originale die Pariser Bibliothek bewahrt.

Aber am 28. September 1687 geschah das Entsetzliche. Der Feldmarschall der Republik Venedig, Graf Otto von Königsmark und der Generalkapitän Morosini belagerten die Akropolis, um sie den Türken zu entreißen. Auf der steilen Höhe der Pnyx standen die Mörsergeschütze und eine Bombe traf das Pulvermagazin, welches die Türken im Parthenon errichtet hatten. Der Tempel, dessen Herrlichkeit zwei Jahrtausenden getrotzt hatte, ward mitten auseinandergerissen und in zwei große von einander geschiedene Ruinen verwandelt.

Der Nachfolger Königsmark's und Morosini's in der Verwüstung des Parthenon war der Schotte Lord Elgin. Mit Erlaubniß der türkischen Regierung ließ er die noch vorhandenen Giebelstatuen herunterschleifen, die Metopen und den Cellafries bis auf wenige Stücke ausbrechen, um die so geraubten letzten Reste der Kunst des Phidias für eine hohe Summe an die englische Regierung zu verkaufen. Bei dieser grausamen Verwüstung ging noch vieles Alterthum zu Grunde, indem durch die Ungeschicklichkeit der Arbeiter Manches zerstört und herabgestürzt wurde. „Als der türkische Beamte, so erzählt ein Augenzeuge, die letzte Metope ausbrechen und dabei einen großen Theil des Gesimses herabstürzen sah, nahm er seine Pfeife aus dem Munde, trocknete eine Thräne ab und sagte in einem bittenden Tone zu dem Helfershelfer des Lords: Τέλος! (Laßt's genug sein!)"

Vegetationsschilderung der Landschaft Sennâr.

Von Dr. R. Hartmann.

II.

Einer der schönsten und interessantesten Punkte Sennârs — in pflanzlicher Beziehung — ist das Dorf El-Amboḳ, unfern Sôrû und schräg gegenüber dem Kreisflecken Kârkûsch gelegen. Hier erheben sich auf einem mit Grasbüscheln, Calotropis und Sidr-Büschen bewachsenen, während der Regenzeit zum Theil auch mit wiesenartigem Graswuchs bedecktem Plane, ungefähr 600 Schritt weit vom Ufer entfernt, Gruppen der prachtvollsten Tropenbäume: kolossale Tamarinden und Akazien, Sykomoren, Hamrân und Delêb-Palmen, sogar, wie eine seltene Erinnerung an Dongolah, eine vereinsamte Dattelpalme. Eine der hier befindlichen Tamarinden ist von gigantischem Wuchse und gewährt ihre ungeheuere, beinahe tischförmig ausgebreitete Blätterkrone einen Schatten, in welchem, wie die Eingeborenen sich ausdrücken: „eine Schwadron Schêgieh-Reiterei oder eine Kompagnie Nidzâm Rast machen könnte". Stechapfel blüht in ihrer Nähe. Die Sykomore (Ficus sycomorus *Linn.*), arab. Djimmêz, ist ein gar herrlicher Baum. Mag man nun die

berühmte Sykomorenallee hinunterreiten, welche von Cairo nach Schloß Schûbrah führt oder einen jener vereinzelten Baum-Patriarchen betrachten, wie sie in wüster Gegend bei Esneh, Assuân oder Dorosgo schon aus weiter Ferne das Auge des Nilreisenden erquicken, oder mag man endlich jene stolzen Gruppen bewundern, welche die Regenstrombetten des sennârischen Waldes beschatten, überall bewährt sich der Djimmêz als ein köstliches Produkt pflanzlicher Schöpfung. Zur Zeit, als die alten Aegypter noch die Felsengräber zu Memphis, Theben, Ma'abdeh ꝛc. mit Särgen „von Sykomorenholz" füllten, da mag der „Baum der Eselsfeige" am untern Nile häufiger gewesen sein, als jetzt, wo er hier halbwild und, mit Ausnahme größerer Städte, immer nur vereinzelt angetroffen wird. Noch heut ist der Sykomorbaum dem ägyptischen Stadtbewohner und Dörfler ein sehr wichtiges Erzeugniß; er ist unter den laubarmen Bäumen der Wüstenregion ein schattenspendender Freund, unter dessen kühlendem Dache sich oft das ganze Gemeinleben einer Ortschaft koncentrirt. Da betrachte man den gigantischen Djimmêz vor der Moschee zu Dêrri in Nubien. Am Fuße seines mächtigen Stammes halten Kaufleute und feilschen um Getreide; Mädchen und Frauen ruhen hier einen Augenblick von der Arbeit des Wasserholens und klatschen mit südlicher Lebhaftigkeit; bärtige arnautische Soldaten dampfen da den Schibûq und erinnern einander an manche blutige Kriegsthat im „schlechten Südlande"; Jungen fechten im Schatten des Patriarchen ihre Straßenfehden aus, Hunde und Esel recken hier die Glieder. So geht es von früh bis spät; alles Leben der Stadt bewegt sich unter dem altehrwürdigen Djimmêz, der manches Jahrzehent gesehen, der unter den Memlûken gegrünt, wie er gegrünt und grünen wird in der neuen Aera des Reformators Mohammed 'Ali und seiner rüstig fortschreitenden Thronerben. Der Stamm der Sykomore zeigt viele Rauhigkeiten, Knollen, Astlöcher ꝛc. Die silbergraue Borke springt leicht ab und entblößt tiefer liegende bräunlichrothe Partien und die grünen Korkschichten. Dadurch erscheint denn die Sykomore häufig wie gescheckt. Ihre Blätter ändern von rundlich herzförmiger Form in eine länglich-elliptische, mit herzförmiger Basis, ab. Die Früchte, sogenannte Eselsfeigen, haben einen faden Geschmack und werden von Unmassen kleiner Chalcididen (Blastophaga Sycomori *Linn.*) bewohnt.

Die gemeinsten Palmen Aegyptens und Nubiens sind die Dattelpalme (Phoenix dactylifera *Linn.*) und die Dôm-Palme (Hyphaene thebaica *Mart.*). In der nubischen Wüste findet sich noch zerstreut der Delâkh (Hyphaene Argun *Mart.*). In Sennâr kommt ferner der stolze Delêb (oder Dulêb, Dilêb, Borassus Aethiopum *Mart.*) hinzu. Dieser findet sich kaum nördlicher als Sabaâh-Delêb, kommt überhaupt nördlich vom 12° Br. nur vereinzelt oder in kleinen Gruppen vor; am obern blauen Nil, südlich vom 11° Br., im Jebûs- und Tumât-Thale wird er dagegen häufiger. Er verbreitet sich bis nach Senegambien und ist nach Barth's Mittheilungen auch in Baghirmî, Musgû ꝛc. keineswegs selten. Unter allen Palmenbäumen, die ich gesehen, ist der Delêb einer der schönsten. Sein kerzengrader Stamm steigt bis 80 und mehr Fuß auf; die Blattstiele lösen sich, sobald die Blätter vertrocknet, so rein ab, daß keine Reste davon zurückbleiben, weshalb denn der Stamm ziemlich glatt, kaum nur geringelt, erscheint. Er schwillt dicht über der Wurzel leicht an, verjüngt sich, schwillt in der Mitte tonnenförmig, verschmälert sich nochmals und schwillt endlich wiederum ein wenig unter der Krone. Diese besteht aus einigen 20 prachtvollen Fächerblättern mit langen, dornigen Stielen und herabgebogenen Zipfeln. Jeder der Fächer ist oberher lederartig, glänzend grün und hat einen Durchmesser von je 3 bis 5 Fuß bei etwa gleicher Länge. Die Früchte brechen in 10 bis 15 Trauben hervor, sind eiförmig, orangefarben, erreichen die Größe eines Kindskopfes und besitzen bei ananasartigem Geruch einen faden, süßlichen Geschmack. Ihr Fleisch ist von zähen Fasern durchwachsen; der harten Samen sind drei. Den Delêb-Früchten gehen die Eingeborenen, außerdem aber große Flatterthiere (Pteropus), Affen und Elephanten nach. Diejenigen Elephanten, welche von den Eingeborenen gerade mit Verzehren von Delêbfrüchten betroffen werden, erhalten bei den einfältigen Halbwilden den Namen E'-Delêbî — der Delêb-Fresser — und gelten als eine besondere Varietät der Art.

Die Dattelpalme, arab. Nakhleh, Kenſi: Nakhel-djî, kommt südlich von Kharthûm nicht gut mehr fort. Versuche, welche man in früheren Jahren auf Antrieb des Generalgouverneurs Ahhmed-Bâschâ-el-Djerkesî mit Anpflanzung dieses Baumes bei Kamlîn und Woled-Medîneh gemacht, haben keinen Erfolg gehabt, und südlich vom 14° Br. trifft man jetzt nur noch wenige, verkümmerte Exemplare. Der fette, feuchte Boden der äquatorialen Regionen scheint der Dattelpalme nicht so zu behagen, als der trocknere der nördlichen Gegenden Afrikas. Ihr Verbreitungsbezirk bleibt ein mehr subtropischer. Im Schatten der Bäume zu El-Amboa' wuchert auch Stechapfel (Datura Stramonium *Linn.*), der in Sennâr auf Schuttland, z. B. bei Sennâr selbst an der Uferböschung, nicht selten ist und zuweilen mannshohe Büsche bildet.

Die obengenannten Bäume zusammen bilden hier die aller-malerischeste Gruppe. In ihrem Schatten liegen die netten Strohhütten des Dorfes. Niedliche grüne Papageien (Palaeornis cubicularis *Hassely.*) und Corviden (Ptilostomus senegalensis *Swains.*) umflattern die Delêb-Palmen; in den Zweigen der Hamrân und Djimmêz ruht der Abû-'Ang (Ardea atricollis *Vieill.*) und nistet die Simbilah (Sphenorhynchus Abdimii *Licht.*).

Um Sêrû dehnen sich weite, niedrig liegende Wiesenpläne aus, auf denen Buschwerk von Calotropis, Zizyphus und Combretum steht. Solche Plätze werden besonders gern von den Termiten zum Aufbau ihrer zackigen Lehmdome erkoren, welche letztere wie lauter riesige Maulwurfshügel über den Rasen emporragen. Der Boden ist überall von den unterranen Bauen des Abû-Dlaf (Oryeteropus) unterwühlt, dem Hauptfeinde der Termiten. Weiter südlich hält sich auch die Umm-Girfa (Phatages Temminkii *Smuts.*) auf. Wiesen, wie diese, werden von Sêrû ab weiter stromauf häufiger und finden sich auch landeinwärts nicht selten. Stellenweise sind sie recht malerisch, von Wald eingeschlossen und zur Regenzeit mit gutem, dichtstehendem Rasen bewachsen. Das Vieh findet auf ihnen treffliche Weide und sieht man hier um Mitte Mai, wenn die Regen noch nicht so heftig und das Gras in rechter Fülle, viele Duâr's (Lager) der Abu-Rôf-Beduinen und dabei große Heerden von Zebus, Schafen und Ziegen. Schon öfter ist in diesem Aufsatze des 'Dschûr*) (Calotropis procera *R. Br.*) Erwähnung geschehen. Diese sonderbare Asclepiadee, welche auch über Syrien, Vorderasien und Ostindien verbreitet ist, theilt sich dicht über der Wurzel in eine Anzahl verästelter Zweige, welche mit ovalen, kurzgestielten Blättern besetzt, mit röthlichen Blüthendolden geschmückt sind und ovale, viele Samen enthaltende Früchte tragen. Wenn diese Früchte gereift platzen, so werden ihre mit feinen Haaren besetzten Samen überall hin verweht. Auch zernagen Insekten (Lygaeus militaris *Fabr.*, Poeciloteera Calotropidis *Gerst.*) die 'Dschûr-Früchte und

*) „Fetmeh" in Oberägypten (nach Burckhardt) genannt.

Blätter und wird schon dadurch eine weite Verstreuung des Samens in den Luftströmen ermöglicht. Mit den Samenhaaren des ʿDschûr stopft man im Nilthale gelegentlich Kissen aus. Ziegen fressen, trotz des scharfen, in dieser Pflanze enthaltenen Milchsaftes, die frischen Blätter begierig ab. Dieser Saft, der bei jeder Verletzung des Strauches reichlich hervorquillt, dient als Ferment bei Gährung des Durrah-Bieres (Merîsi, Bilbil, Qabç-e'-Thôr), wird aber keineswegs zur Vergiftung der Pfeile benutzt. Die geraden Zweige des Strauches werden, wie die des Tmdub (Sodada decidua *Forsk.*) zu Peifenröhren verarbeitet. ʿDschûrholz ist leicht, brüchig, mit zerreiblicher Rinde versehen, widersteht jedoch, wie alle Theile dieser Pflanze, den Termiten, die nicht gern daran gehen.

Man begegnet dem ʿDschûr von der Thebaide an südwärts. Er liebt die Nähe des Wassers und findet sich in der Bejûdah-Steppe zunächst da, wo reichlichere Brunnen, so an den Bijâr-el-Qour und Abû'l-ʿDschûr. In Sennâr tritt die Pflanze überall auf, in Steppe und Wald, bis nach Fazoglo hin. Wo sie hoch und dicht wächst, so z. B. bei Dabbeh im Dâr-Dongolah und bei Lônî im Sennâr, da gewähren ihre hellbläulich-grünen, wie bereift aussehenden, gespreizten Stengel den sonderbarsten, den bizarrsten Eindruck. Oft möchte man sich in eine vorweltliche Landschaft versetzt glauben, eine so fremdartige Erscheinung bietet das massenhaftere Beisammenstehen dieses keineswegs schönen Gewächses dar.

Unfern Hedebât ändert die Landschaft wiederum allmälig ihren Charakter. Während hier das rechte Stromufer, mit steiler Böschung, unmittelbar vom Wasser bespült wird, zieht sich am linken eine Niederung hin, welche streckenweise mit Sand und Schliech bedeckt, theilweise auch bewachsen ist und endlich, oft aber erst auf 1000 bis 2000 Schritte Entfernung vom Wasser, durch die Böschung begrenzt wird. Hinter der Uferböschung dacht sich das Land ab, wird vertieft, um, allmälig wieder emporsteigend, in eine vollkommene Ebene oder in ein wellenförmiges Hügelland überzugehen. Wie schon erwähnt, wird die zu beiden Seiten abfallende Böschung von den Sennâriern Dhâhher oder Dhâhhereh, Rücken, genannt. Das Erdreich ist hier überall, wie ja auch weiter stromab, thoniges, eisenschüssiges, an Konglomeraten und Geschiebstücken reiches Schwemmland, stellenweise aber, besonders in den Niederungen, mit leichter, schwärzlicher Humusdecke versehen. Sobald im Mai die ersten Regen fallen, dann wird auch die Uferniederung alsbald mit Tümpeln bedeckt, ja wenn gegen Ende Juli der Bahhr-el-azraq seinen höchsten Stand erreicht, wird die ganze Gegend überschwemmt und aus dem trüben, schlammigen Wasser ragen alsdann nur noch verworrene Baumdickichte hervor. Nun treiben Massen der mit am freien Ende eingeschnittenen Blättern versehenen Pistia aethiopica *Fenzl* von Süden her stromab, wuchern zwischen den unter Wasser stehenden Bäumen und verkommen hier theils beim Sinken der Gewässer, theils werden sie von der Strömung hinweggeführt. Zur trockenen Zeit dagegen ist diese Pflanze erst in Fazoglo und in Dâr-Djumûz in seichteren Flußbuchten anzutreffen.

Die sommerlichen Regengüsse erzeugen aber auch seitwärts vom Dhâhher an allen vertieften Stellen zahlreiche Sümpfe, die oft untereinander zusammenhängend, ganze Ketten bilden und sich selbst ganz tief im Lande vorfinden. Die Eingeborenen haben für diese Regenteiche den Kollectivnamen Fûlah, pl. Fûlât. Die meisten derselben trocknen während der dürren Jahreszeit aus; nur wenige behalten Jahr aus Jahr ein Wasser und führen in solchem Falle die Namen Môjê oder Birket (aus Birkeh), so der Birket-Kurah unfern Hedebât und das Môjê-Dî'sah, gegenüber vom Dorfe Bedâs im Dâr-Rosêres. Während der Regenzeit schwellen auch diese Sümpfe an und nun sammeln sich in ihnen Flußpferde und Krokodile. Die Oberflächen der Wässer beschlagen um dieselbe Zeit mit grünlichem Conferventüberzuge und Lotosblumen, arab. Beschinîn (Nymphaea coerulea *Sav.*), sprießen dann sowohl im Môjê-Dî'sah, wie auch in mancher größern Fûlah und in stillen Buchten des Bahhr-el-azraq auf. Zu anderen Perioden dagegen würde man diese Pflanzen meist vergebens suchen. Die klassischen Nilblumen entfalten eine große Blüthenpracht. Ueber ihre schönen, breiten Blätter huschen die langzehige Parra africana *Linn.*, in Fazoglo auch Rallus abyssinicus *Ruepp.* Die Samen des Beschnîn werden am weißen Nil mit Durrah- und Dokhn-Korn zu Brod verbacken; seine Wurzelknollen von Kitchnegern und nubischen Schiffsleuten gekocht verzehrt.

Das merkwürdige Korkholz — Ambâdj, ʾAmbâk — (Aedemone mirabilis *Kotschy*), welches am Bahhr-el-abjadt, im sumpfigen Gebiete oberhalb der Schillûk, so häufig, wird am blauen Flusse nur an wenigen Stellen gefunden und auch dies nur im Frühherbste. Der „rübenartige" Stamm schießt dann 15 bis 20 Fuß hoch über dem Wasser empor, treibt nur wenige, mit gefiederten Blättern bewachsene Aeste und blüht gelb, ganz von Farbe des Goldregen (Cytisus), aber nicht in solcher Fülle, wie dieser. Das sehr leichte, maltgelblich-weiße, schwammige Holz der Aedemone dient zu mancherlei technischen Zwecken, zur Konstruktion von Flößen, zu Schwimmklötzen für Harpunen beim Flußpferd- und Krokodilfang und besonders zu Flaschenstopfen, wie denn „ʿAmbâdj" im Sennâr zugleich soviel wie „Stopfen" bedeutet. So leicht ist dies Holz, daß ein daraus verfertigtes Floß, welches zwei Menschen und mehrere Stück Kleinvieh zu tragen vermag, doch nur 8 bis 12 Pfund wiegt und daher von einem Manne bequem umhergeschleppt werden kann.

Der vorhin genannte Birket-Kurah, 1½ Stunden südöstlich von Hedebât gelegen, füllt die Mitte eines mit kurzem Rasen bewachsenen, fast kreisrunden Beckens, und schöne, von vielerlei Schlingpflanzen berankte Tamarinden, Akazien-, Balanites-, Zizyphus- und Çabâhh-Bäumchen umgeben diesen Sumpf. E'-Çabâhh wird hier das schon erwähnte Combretum (C. Hartmannianum *Schweinf.*)*) genannt, vom 13° an südwärts einer der gemeinsten Waldbäume des Sennâr und nach Schilderungen befremdeter Personen auch am Ostufer des Bahhr-el-abjadt, bis zum Sôbât hin, nicht selten. Dieser Çabâhh bildet 5 bis 30 Fuß hohe Bäume mit knorriger, rissiger, schwarzfarbiger Rinde und lineallanzettlichen unteren, ovallanzettlichen oberen Blättern, deren Rand wellenförmig. Die Spitze jedes Blattes ist fadenartig 3 bis 4 Zoll lang vorgezogen, die Farbe derselben ist glänzend saftgrün (vert de vessie), wie gefirnißt. Die Blüthchen sind ganz unscheinbar. Der Wuchs des Çabâhh ist sehr unregelmäßig und zeigt fast bei jedem Individuum einen anderen Habitus, immer jedoch ist derselbe verdrückt und knorrig, bis zur Bizarrerie. Oft glaubt man einem zufällig in die Erde gesteckten, armdicken Baumaste zu begegnen, an dem nur wenige Büschel der stets etwas hängen-

*) Ist durch Dr. G. Schweinfurth in den von mir gesammelten Plantae quaedam Niloticae, Berlin 1862, S. 27, als Apocynaceae spec. mit einem ? aufgeführt und gezeichnet worden. Ich selbst hatte nur Blättereremplare des Çabâhh gesammelt und die winzigen Blüthen wohl deshalb übersehen, weil dieselben an den mit noch ganz unentwickelten Blättern bewachsenen Zweigen (zu Anfang Mai) hervorbrechen, oder es waren dieselben zur Zeit, als ich den Çabâhh besichtigte (Mitte Juni) schon abgeblüht. Cienkowsky hat Blüthen dieses Baumes von Rosêres mitgebracht und Dr. Schweinfurth darin ein Combretum entdeckt.

den Blätter grünen; dort bildet man sich ein, man habe eine Birke vor sich; hier wieder biegt sich ein schenkelsdicker Çabâhhstamm über den Erdboden hin, sendet viele verschränkte Aeste empor und trägt erst, nachdem er sich aufgerichtet, seine dichte Blattkrone; wieder einmal glaubt man, ganz von ferne, eine Kugelakazie (Robinia) zu sehen. Zwischen 13 und 12° Br. kommt dieser Baum zwar nicht selten vor, immer jedoch mit anderen Holzarten gemischt; südlich vom 12. Breitengrade jedoch bildet er ziemlich ausgedehnte Wälder, die ein Lieblingsaufenthalt der Elephanten, welche Blätter und junge Zweige des Çabâhh, sowie Blätter und Wurzeln des Kithr sehr gern fressen. Es ist zu verwundern, daß Çabâhh und Kithr, beides recht auffällige Formen, von den bisherigen Reisenden so gut wie gänzlich übergangen worden. Um Hedebât finden sich, wie bei Sêrû, viele mit niedrigen Gräsern bewachsene Wiesen und darauf gruppenartige Gebüsche, unter denen Çabâhh, Sidr und Hedjelidj die Hauptgewächse. Einzelne knorrige Sidr und Çabâhh streben hier und da aus dem Wiesenboden empor oder lehnen sich gegen Termitenhaufen. Cissus und prächtige Convolvulus, unter letzteren eine der Ipomaea repens ähnliche oder mit ihr identische Art, deren große, purpurne Blüthentrichter den herrlichsten Eindruck machen, klettern an den Bäumen. Hier in diesen südsennârischen Wäldern ist eine rechte Heimath für Ipomaeen und zwar für weiße, rosenrothe und purpurne; man vermißt dieselben namentlich im Gebiete von Rosêres fast in keinem dichteren Gebüsche. Auch weitkletternde Rhynchosien mit hochrothen Blüthen kommen hier und da in den Wäldern vor; häufig sind diese Pflanzen auch in den reichen Forsten der Djûr, Kitch und Schîr im weißen Flußgebiete.

Auf den Wiesen um Hedebât streckt sich wilder Wein (Vitis abyssinica *Hochst.*) im Grase dahin. Dieser ähnelt im Habitus unserer Vitis vinifera *Linn.* und bringt zu Ende August reifende Trauben hervor, deren kleine Beeren ganz angenehm schmecken sollen. Ferner schießen hier auf: weißblühende Liliaceen (Uropetalum tacazzeanum *Hochst.*, var. angustifolia *Schweinf.*), Aronstauden (Arum abyssinicum *Rich.*) mit fast spontonpfeilförmigen, nicht gefleckten Blättern, deren Blüthen erst im Juli hervorbrechen, sowie eine niedere, stammlose Fächerpalme.

Die muldenförmigen Bodenvertiefungen dieser Gegend, wie sie mitten im Walde nicht selten, sind mit steifen, sparrigen, bald an Phragmites, bald an Donax erinnernden, mannshoch wachsenden Röhren bedeckt. Während der Regenmonate wird der Boden dieser Rohrdickichte sumpfig. Kleine mit trüblichem Wasser erfüllte Regenströme durchfurchen dann das fette Alluvium nach allen Seiten. In den Wäldern südlich von Hedebât, besonders auf dem Westufer des Bahhr-el-azraq, z. B. gegen den Djebel-Thâlî und Khôr-el-Djamûs hin, tritt Bauhinia tamarindacea *Del.* mit fein netzförmig geaderten Blättern auf. Sie wird hier Laôd genannt, bildet mäßige Bäume und trägt lange, glatte, mit grünlichgelbem Flaum bekleidete Hülsen, Kharrûb-el-'Abîd genannt, von fein aromatischem Geruch, jedoch ziemlich fadem Geschmack. An dieser Frucht laben sich Affen, Eichhörnchen (Xerus), Wildschweine (Sus sennarensis) und Elephanten. Bauhinia-Arten scheinen auch südlich vom Aequator mit Wald bildend aufzutreten; in dieser Eigenschaft erwähnt ihrer z. B. Livingstone. Alle Bauhiniendickichte zeigen einen freundlichen, man möchte sagen, fast nordeuropäischen Charakter, da ihnen die fremdartige Bizarrerie der Sidr- und Çabâhh-Waldungen fehlt.

Betritt man, von Hedebât aus, die nach dem Djebel-(Dull-) Ghûle, dem Hauptberge der Djebâl-e'-Fundj, führende Karawanenstraße, so passirt man zunächst Mischwald und Rohrdickichte der schon beschriebenen Art, alsdann aber riesiges, mit 'Dschûr bewachsenes, wellenförmiges und reich mit Termitenbauten besetztes Land. Endlich berührt man eine weite, nur mit vereinzelten Hedjelîdj-Bäumen, mit der niedrigen Laôd-Akazie, sodann auch mit schmalen Calotropis-Büschen und mit zerstreuten Grasbüscheln bewachsene Ebene, von den Eingeborenen nicht ganz unpassend El-Atmûr — die Wüste — genannt, da ihre Oede und Dürre allerdings seltsam mit dem kräftigen Buschwuchs der nördlicheren Khalât kontrastirt. (Vergl. Globus Bd. IV, S. 202.)

Der an mannichfachen Geschieben reiche Boden dieser „Atmûr" zeigt zahlreiche, kreisrunde und muldenförmige Einsenkungen, gewissermaßen Wiederholungen im Kleinen der charakteristischen Bodenformation im Karstgebirge. Diese Einsenkungen, die übrigens einen völlig andern Ursprung haben, wie die Dolline des Karst, indem sie nämlich ein Produkt der Regengüsse und sich siehlender, wilder Thiere, z. B. der Elephanten und großen Antilopen ꝛc., strotzen von (im Mai und Juni noch vergilbtem) harschem Grase. Viele sind die Betten größerer und kleinerer Regenteiche, deren allermeiste schon im Monat Januar versiegen, wenn auch ihr Boden häufig bis in den April hinein eine weiche, schlammige Beschaffenheit behält. Zu Ende Mai füllen sie sich allmälig wieder mit Wasser und werden dann von den in ihnen trinkenden und sich behaglich in ihnen wälzenden Thieren vergrößert. Schalen von Kopffüßern (Lanistes carenata *Ol. Mont.*), zuweilen auch von kopflosen Weichthieren (Anodonta rubens *Lam.*) liegen auf dem Grunde dieser Vertiefungen umher. Von diesen Mollusken entwickeln sich, wie ich selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt, mit den ersten Regen sehr viele Jungen, was darauf hindeutet, daß ihre Keime nicht völlig eintrocknen und daß ihnen gewissermaßen latentes Leben innebleibt.

Schaaren von Klafschnäbeln (Anastomus), Nashorngänsen (Sarkidiornis, Plectropterus), schwarzen Störchen (Sphenorhynchus) und Regenpfeifern (Pluvianus) finden sich von Mai bis September an diesen Fûlât ein, wo ihrer hinlängliche Beute an Schneckenbrut, an Wasserkäfern und Larven von Fröschen (Cystignathus) wartet.

Wenn man nun von Hedebât aus in südwestlicher Richtung gegen den Djebel-el-Djerebûn vordringt, so betritt man zunächst wieder dichtbewachsene Khalah, deren Gräser so dicht wie Getreidehalme aufschießen. Zwischen diesen Gramineen wuchern schirmförmige Büsche des Qaqamûth (Acacia campylacantha *Hochst.*) von 6 Zoll bis zu 6 Fuß Höhe, ferner 'Dschûr, Hedjelidj, Uropetalum und Zwergpalmen. Am Abhange des Hügels, an welchem noch vor etwa 30 Jahren die Fungî-Stadt Hellet-Sihhah gestanden, wächst außer Laôd noch eine krautartige, im Habitus ihrer Blätter an eine sanicelenartige Umbellifere erinnernde Pflanze, deren oftmals wie ein Alraun (Radix Atropae Mandragorae *Linn.*) getheilte Wurzel, Bebûn genannt, in Zeiten der Noth als Brodsurrogat dient. Sie hat einen holzigen, faden, schwach selerieartigen Geschmack. Wir trafen dies Kraut leider nicht blühend. An solchen Stellen soll auch die Çûb-el-Ardhah oder Therthûs wachsen, eine auf der Bruchfläche, wie Radix Ratanhae, hochrothe Wurzel, welche zur Heilung der Dysenterie benutzt wird*).

*) Wir geben später noch eine Mittheilung über die Vegetation in Sennâr. Red.

Ethnologische Beiträge.

IX.

Einwendungen gegen die Bezeichnungen Turanisch, Arisch und Semitisch.

Die Anthropologen und die Linguisten liegen über mancherlei Gegenstände im Streit, insbesondere über die Namensbezeichnung mehrerer Stammgruppen von Völkern. Kollektivbenennungen sind in der Regel mehr oder weniger willkürlich; wenn aber die Gelehrten ein für allemal wissen, was dieselben bedeuten und der allgemeine Gebrauch sie einmal angenommen und festgestellt hat, dann erscheint es bedenklich, an denselben etwas zu ändern. Auch Max Müller sagt (in seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, S. 253 der deutschen Ausgabe), daß jede Abänderung der Terminologie im Allgemeinen eben so viele Verwirrung hervorbringe, als sie Nutzen schaffen möge.

Aber gerade gegen ihn ist Broca in einem Vortrage „über Linguistik und Anthropologie" aufgetreten. Mit Recht verlangt er, daß eine neu aufgestellte Terminologie derart beschaffen sei, daß sie keine Verwirrung anrichte. Das aber sei der Fall mit drei von den Linguisten erfundenen Ausdrücken über drei der wichtigsten Stammgruppen. Es erscheint von Interesse, zu hören, was ein so ausgezeichneter Mann wie Broca in dieser Beziehung zu sagen hat. Seine Beweisführung ist im Wesentlichen folgende.

Die asiatischen Rassen zwischen dem Kaspischen See und dem Japanischen Meere, zwischen Tibet und dem nördlichen Eismeer erscheinen als eine natürliche Gruppe, und ihre gemeinschaftlichen Merkmale bilden den mongolischen Typus. Sie reden sehr verschiedene Sprachen, die unter sich viel weiter von einander abweichen als z. B. das Griechische und Französische, das Deutsche und das Bas Breton. Sie können folglich keine so augenfällig zusammengehörige Familie bilden, wie jene der indo-europäischen Sprachen, bieten jedoch, wenn auch nicht in ihren Vokabularien, doch wenigstens in ihrem Grundbau einige gemeinsame Züge, und man hat sie deshalb, vermittelst mehr oder weniger kühner oder entscheidender Annäherungen, als eine und dieselbe Gruppe hingestellt. Baron Bunsen fühlte das Bedürfniß, derselben einen Namen zu geben; deshalb ersann er oder vielmehr er wagte (denn so drückt er selber sich aus) die Benennung turanische Gruppe.

In Folge dieses abenteuerlichen Neologismus hat man nun jetzt zwei Bezeichnungen für eine und dieselbe Sache. Da, wo der Anthropolog Mongolisch sagt, gebrauchen die Nachfolger Bunsens den Ausdruck Turanisch. Aber das ist eine sehr unnütze und schädliche Verwicklung.

Das südwestliche Sibirien, also das Land im Norden der unabhängigen Tatarei, welches vom Irtysch durchströmt wird, stand im 15. Jahrhundert unter einem Tatarenchan, dessen Gebiet Klaproth auf seiner Karte als Chanat Sibir (1404) bezeichnet. Auf der Karte von 1479 ist abzunehmen, daß dasselbe im Laufe des 15. Jahrhunderts den Namen Chanat Turan erhalten hatte. Dieses wurde von den Russen erobert. Im Jahre 1840 nun machte Omalius d'Halloy den Vorschlag, die gegenwärtigen Abkömmlinge der Tataren im Lande Turan als Turanier zu bezeichnen. Diese Benennung war verständig und verständlich; man wußte sofort, was damit bezeichnet werden sollte. Nun kam aber Bunsen und wandte diesen, an sich begränzenden und specifisch bezeichnenden, Namen auf die größte Stammgruppe der Welt an. Damit schuf er Verwirrung. Das sah Omalius d'Halloy sofort ein und verzichtete deshalb in der neuesten Ausgabe seiner „Elemente der Ethnographie", Paris 1859, S. 56, auf einen Namen, der so unbestimmt geworden war. Man hörte also jetzt auf einmal von turanischen Völkern, statt von mongolischen, und bald rollte dann die Kugel weiter. Nun hatte man eine Verwandtschaft, eine Filiation, und von da bis zur Genealogie war nur ein Schritt. „Aus dem von Bunsen riskirten Neologismus entpuppte sich eine ethnogenische Fabel. Die Sylbe Tur, die Wurzel des Wortes Turanisch, ist schon zum Namen einer patriarchalischen Person gemacht worden, zum gemeinsamen Stammvater der Türken, Tataren, Japaner, Mongolen, Sibirier und Chinesen, ja sogar der Malayen, der Polynesier und Amerikaner!"

Im Jahre 1847 wagte Bunsen seinen Ausdruck turanisch, und zehn Jahre später schrieb Max Müller in Oxford Folgendes:

„Die Trennung des turanischen Urstammes fand statt, lange ehe die Vorfahren der arischen Familie ihren gemeinschaftlichen Wohnsitz verließen. Denn überall, wohin arische Kolonisten auf ihrer Wanderung von Osten nach Westen drangen, fanden sie das Land von Wilden besetzt, welche Abkömmlinge Tur's waren. In allen Zeiten der Geschichte, bis auf unsere Tage herab, hat Tur den größten Theil der Erde besessen; die von Sem und Japhet in Anspruch genommenen Länder erscheinen nur als kleine Theile, wenn man sie mit dem weitausgedehnten Gebiete der turanischen Sprache vergleicht. Die arische und semitische Sprache haben nur vier Halbinseln inne: Indien, Arabien, Kleinasien und Europa; das übrige Asien gehört den Nachkommen Tur's."

So schreibt Max Müller. Wir hätten somit im Handumdrehen einen ehrwürdigen Altvater, von dem zwar Moses nichts wußte, dem man aber einen Platz neben Noah's Söhnen einräumt! Aber wer ist denn dieser Tur, der im 10. Kapitel der Genesis keine Stelle fand? Ohne Zweifel ein anderer Noah, vielleicht gar ein anderer Adam, den wir wohl auch bald den Chinesen aufoktroiren werden? Wir lachen manchmal über die Romandichter und die Genealogen des Mittelalters, welche die Franken von einem Francus, Urenkel Hectors, herleiten, und die Türken von Turcus, den man auch vom alten Priamus abstammen ließ. Aber wir wollen es doch nicht eben so machen, wie jene Romandichter*).

*) Max Müller hat in seinen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache", deutsch von C. Böttger, Leipzig 1863, diesen fabelhaften selbsterfundenen Patriarchen Tur stillschweigend wieder fallen lassen, und es wird nun wohl nie mehr die Rede von ihm sein. Ueber seine Auffassung dessen, was von ihm als Turanisch bezeichnet wird, wollen wir einige Stellen hersetzen. Da, wo er von Arya spricht, sagt er:

„Ich will die Vermuthung aussprechen, daß die Etymologie des Wortes Arya uns auf einen Pflüger oder Ackermann hinführt und mit der Wurzel von arare zusammenhängt. Die Arier haben vielleicht diesen Namen für sich gewählt im Gegensatze zu den Nomadenrassen, den Turaniern, in deren Originalnamen Tura die Schnelligkeit eines Reiters liegt." S. 201. Also: Vermuthung, — vielleicht — und wo ist der „Originalname Tura" zu finden?

S. 244. „Der Name Turanisch wird im Gegensatze zu Arisch gebraucht und auf die Nomadenrassen Asiens im Gegensatz zu den ackerbautreibenden arischen Rassen angewandt. Die turanische Familie oder Klasse besteht aus zwei Hauptabtheilungen, der nördlichen und der südlichen.

In Zeiten, wo die wissenschaftliche Kritik noch nicht entwickelt ist, sehen wir bei vielen Völkern das Bestreben, den Namen des Volkes von einem gemeinsamen Stammvater abzuleiten. Heute ist man darüber einverstanden, daß das berühmte zehnte Kapitel der Genesis nicht einen biographischen Charakter trägt, sondern einen ethnologischen. Die Namen der Männer bezeichnen Völker, und diese sind in einer genealogischen Tabelle gruppirt, je nach der Verwandtschaft, welche man unter ihnen zu erkennen glaubte. Diese Tabelle enthält die ältesten schriftlichen Nachrichten über die Ethnologie des westlichen Asiens und die Nilregion, und sie ist gerade deshalb weit richtiger, als eine wirkliche Genealogie sein würde. Ein Theil der Verwandtschaften, welche der Verfasser jenes Kapitels annimmt, ist von der wissenschaftlichen Kritik als richtig erkannt worden; ein anderer Theil steht mit geschichtlichen Thatsachen, Linguistik und Anthropologie im Widerspruche.

Es erscheint längst nicht mehr angemessen, alle Völker der Erde auf drei Familien zurück zu führen, welche angeblich von Noah's Söhnen abstammen sollen; die weißen von Japhet, die gelben von Sem, die schwarzen von Ham. Ein gelbhäutiges Volk ist in der Genesis gar nicht erwähnt, und der Augenschein belehrt uns ohnehin, daß die Abkömmlinge Sem's eben so weiß sind, wie jene Japhets. Auf diese Dreitheilung mußte man also verzichten. Die Erfindung eines Patriarchen Tur kam offenbar zu spät, aber als Stammvater der gelbhäutigen Völker hätte er die Reihe der „Urväter der Völker" um einen vermehren können! Den Anthropologen geziemt es nicht, diesem von der Phantasie aufgenommenen Patriarchen Tur Gastrecht zu gewähren, oder ihn gar an die Spitze einer großen natürlichen Abtheilung des Menschengeschlechtes zu stellen. Wir haben für diese eine seit langer Zeit in der Wissenschaft gültige Bezeichnung: jene der mongolischen Völker. Sie ist einer Nation entlehnt, welche sehr scharf kennzeichnende Merkmale aufweist. Wir haben seit Blumenbach immer sehr gut gewußt, was wir unter der Bezeichnung „mongolische Völker" uns zu denken haben; wir verstehen darunter solche, welche um den anthropologischen Typus, den man als Mongolisch bezeichnet, sich gleichsam von selbst gruppiren. Wollte man aber die mongolischen Völker, welche zu dem großen Urstamm gehören, von dem specifisch als Mongolen bezeichneten einzelnen Volk unterscheiden, dann könnte man jene mit dem sehr bezeichnenden Worte Mongoliden belegen; das wäre verständlich.

Die nördliche wird bisweilen auch die ural-altaische oder ugro-tatarische genannt und in fünf Abtheilungen getheilt: die tunguſische, mongolische, türkische, finnische und samojedische. Die südliche, welche den Süden Asiens inne hat, zerfällt in vier Klassen: die tamulische oder die Sprache Dekhans; Bhotija oder die Dialekte Tibets und Bhotans; die taïsche oder die Dialekte von Siam und die malayische oder die Dialekte der Malayen und Polynesiens."

Dann heißt es weiter: „Wenn wir nun in dieser ungeheuern Menge von Sprachen und Dialekten dieselbe Familienähnlichkeit entdecken wollten, welche die semitischen und arischen Sprachen zusammenhält, so würden wir ohne Zweifel in unseren Erwartungen getäuscht werden; aber gerade das Fehlen jener Familienähnlichkeit macht einen der charakteristischen Unterschiede der turanischen Dialekte aus (!). Es sind Nomadensprachen, die eben als solche gegen die semitischen und arischen contrastiren."

S. 371 hebt Müller in einer Anmerkung hervor, daß Professor Boller in Wien den turanischen Charakter auch der japanesischen Sprache festgestellt habe.

Wir haben keinen Raum, um abzuschreiben, was Müller weiter über diese turanische Nomadensprache äußert; aber wir wollen darauf hinweisen, daß die Japaner, die Tamulen, die Siamesen, Malayen und Polynesier eher alles andere sind als Nomaden. Sie waren es auch niemals. Sie bilden Staaten, Japan z. B. bildet einen sehr charakteristischen Agrikultur- und Industriestaat. Es ist offenbar, daß das Wort turanisch in der abenteuerlichen Weise, wie es nun im Schwange geht, gar keine Berechtigung hat und sehr überflüssig ist. Die Linguisten werden wohl selber daran gehen, der Logik zu ihrem Rechte zu verhelfen und eine Remedur eintreten zu lassen, damit die Spielerei mit diesem Wort aufhöre.

Die Sprachwissenschaft wird ihren schönsten Triumph erringen, wenn sie nachweisen kann, daß die Annäherungen oder Unterschiede, welche sie ermittelt, mit den natürlichen Abtheilungen zusammenfallen, welche sich aus dem Studium des physischen Menschen ergeben. Bunsen u. A. glauben die Möglichkeit zu sehen, die Sprachen der bislang als mongolisch bezeichneten Völker als eine große Familie betrachten zu können. Sie haben aber dann nicht den alten guten Namen beibehalten, sondern, wie schon gesagt, einen neuen erfunden, der viel mangelhafter ist, als der andere, ohne irgend einen triftigen Grund die Synonymie verwirrt und zu seltsamen, geradezu albernen mythologischen Interpretationen Anlaß gab. —

Broca ging dann zu einem andern wichtigen Gegenstand über. Die Sprachwissenschaft hat festgestellt, daß seit Anbeginn der geschichtlichen Zeiten die europäischen Völker, mit Ausnahme einiger sehr eng begrenzten Bruchtheile, sodann jene Kleinasiens, Persiens und des bramanischen Indiens, Sprachen reden oder einst geredet haben, welche von einem gemeinsamen Urstamm abzuleiten sind und eine große Familie bilden. Ferner, daß es eine Zeit gegeben habe, da die Vorfahren der Arier, Iranier, Pelasger, Kelten, Germanen und Slaven nebeneinander lebten. Man bezeichnete diese Sprachen und die Völker, von denen sie geredet werden, als indo-europäisch. Dieser Ausdruck ist bezeichnend, gibt unmittelbar die Vertheilung der Völker zu erkennen und läßt die Fragen über deren Ursprung, welche noch jetzt der Erörterung unterliegen, bei Seite. Die Sache selbst ist durch die Sprachwissenschaft und die Anatomie bestätigt worden, und die Anthropologen haben gern die Bezeichnung indo-europäisch angenommen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß möglicherweise nicht etwa ein besserer aufgefunden werden könnte. Er bezeichnet ja lediglich die geographische Ausdehnung der indo-europäischen Völker. Wenn man dermaleinst definitiv den Urſitz oder das Urstammvolk kennen wird, aus welchem jene unvermischt oder vermischt hervorgegangen sind, dann wird allerdings an die Stelle dieser vorläufigen Bezeichnung ein geographischer oder ethnologischer Name treten müssen, der schärfer und bestimmter ist. So weit sind wir aber noch nicht. Die Linguisten geben uns bis jetzt nur Wahrscheinlichkeiten, aber keine Gewißheit, und die Bezeichnungen, welche man einführen will, bezeichnen viel mehr eine Theorie, als eine festgestellte Thatsache. Ich will nicht davon reden, daß von Einigen diese große Menschengruppe nach Noah's Sohne Japhet, oder nach des Prometheus Vater Japet, als eine japetische bezeichnet wird. Andere haben das Problem auf wirklich wissenschaftlichem Wege zu lösen gesucht, alle in Betracht kommenden Umstände reiflich erwogen, die Sprachen verglichen, das relative Alterthum der verschiedenen Zweige des indo-europäischen Stammes zu erforschen gesucht und den Wanderungen in vorgeschichtlichen und historischen Zeiten und nicht minder dem gemeinschaftlichen Ausgangspunkte nachgespürt. Sie haben dann die gesammte Gruppe mit einem Namen belegt, welcher auf den angeblichen Ursprungspunkt Bezug hat. So erhielten wir die Bezeichnungen Arier und Iranier für die Indo-Europäer. Beide Ausdrücke, auf denselben Gegenstand angewendet, sind aber keineswegs synonym; jeder hat eine besondere Bedeutung und bezeichnet eine der sechs partiellen indo-europäischen Sprachen und Völkergruppen. Die iranische erhält ihren Namen von Iran, also Persien, die arische Gruppe von den Aryas, den ersten Eroberern Indiens. Der ersten Gruppe entsprechen die Sprachen, welche das Zend zur Grundlage haben, der zweiten, bei denen das Sanskrit dieselbe bildete. Diese Wörter drücken zwei besondere Ideen aus, zwei einander entgegengesetzte Urfakta, zwei in ungleichem Maße wahrscheinliche Hypothesen, über welche noch hin und her gestritten wird. Wer uns Iranier nennt, spricht damit eben so wohl eine Theorie aus, als der, welcher uns als Arier bezeichnet. Für die Anthropologen aber erscheint es gerathen, ihre Nomenklatur erst dann zu ändern, wenn

einmal das Problem der indo-europäischen Ursprungsangelegenheit zu einem sichern und festen Abschlusse gediehen sein wird. Uebrigens sind die Bezeichnungen arisch und iranisch durchaus wissenschaftlich. (Es mag hier beigefügt werden, daß die „arische Theorie" an dem alten John Crawfurd in London einen sehr eifrigen Gegner hat. Wir werden gelegentlich die Einwendungen, welche er gegen dieselbe vorbringt, zusammenstellen.)

Aber turanisch ist keine wissenschaftliche Bezeichnung, eben so wenig wie eine andere, gegen welche eigentlich Jedermann protestirt und die trotzdem im allgemeinen Gebrauch ist. Sie erscheint falsch, trügerisch, unwissenschaftlich, ist der Bibel entlehnt und entspricht doch dem biblischen Texte nicht. Ich meine die Bezeichnung Semiten und semitische Völker, womit man die angeblichen Abkömmlinge des Patriarchen Sem bezeichnet. Als Eichhorn zuerst diese Namen anwandte, hielt er selber dieselben gewiß nicht für genau. Man wendet sie an auf eine Sprachenfamilie, als deren Typus gewissermaßen das alte Hebräische gilt, und auf eine andere, deren Hauptrepräsentanten die arabischen Völker bilden.

Diese Völker zerfallen allerdings in mehrere sehr erkennbare Unterabtheilungen, bilden aber sowohl für Anthropologen, wie für Linguisten einen einzigen großen Hauptstamm, welchen Cuvier als den aramäischen, Bory de St. Vincent als den adamischen bezeichnet. Der letztere Ausdruck wurde von Bory einer Tradition entlehnt, die er selber verwarf, und war unannehmbar sowohl für die Polygenisten, welchen der sogenannte „erste Mensch" für weiter nichts gelten kann, als für ein Fabelwesen, wie für die Monogenisten, die Einpaarler. Diesen müssen ja alle Menschenrassen für gleich sehr adamisch gelten. Die Bezeichnung aramäisch war nicht so unwissenschaftlich, mußte aber fallen, als die fortgeschrittene Sprachwissenschaft der aramäischen Sprache ihre richtige Stellung anwies. Es ist nun, auch durch Renan, ausgemacht, daß die aramäische Periode erst die zweite Epoche in der Entwickelung der sogenannten semitischen Sprache bildet, und daß die hebräischen älter sind.

Die Anthropologen haben nun eine weniger mangelhafte Bezeichnung gewählt und dieselbe der Geographie entlehnt. Sie belegen die sogenannten Semiten mit dem Ausdrucke syro-arabische Völker. Syrien und Arabien bilden die wichtigsten und zugleich die äußersten Länder derjenigen Region, welche zu Anbeginn der geschichtlichen Zeit von diesen Völkern bewohnt war. Diese Benennung hat dieselbe Grundlage, wie die Bezeichnung indo-europäisch und drückt eine durchaus sichere Thatsache aus.

Renan spricht sich in seiner „Allgemeinen Geschichte der semitischen Sprachen" folgendermaßen aus:

„Die Benennung Semitisch, semitische Völker ist durchaus fehlerhaft, schon deshalb, weil eine beträchtliche Anzahl von Völkern, welche semitische Sprachen redeten, z. B. die Phönicier und mehrere arabische Stämme, dem zehnten Kapitel der Genesis zufolge, von Ham abstammten, und andererseits Völker, welche in jenem Kapitel als Abkömmlinge Sems figuriren, z. B. die Elamiten, gar keine semitische Sprache redeten."

Selbst Leuten, die einen beschränkten biblischen Standpunkt einnehmen, ist es nicht entgangen, wie unpassend die Bezeichnung Semitisch ist, z. B. Pritchard, der sich auch mit guten Gründen für „Syro-arabisch" ausspricht. Renan hebt weiter hervor, daß die Bezeichnung Semitisch noch lange Zeit die Ursache einer Menge von Verwirrung sein werde. Wenn er selber ihn gebraucht habe, so bezeichne er damit nur Völker, welche Hebräisch, Syrisch, Arabisch oder eine verwandte Mundart redeten, aber keineswegs die Völker, welche im zehnten Kapitel der Genesis als Sem's Nachkommen aufgeführt werden, denn diese sind zum guten Theil arischen, d. h. indo-europäischen Ursprungs. Broca betont, daß die Anthropologen sich der so ungenauen und trügerischen Bezeichnung Semitisch gar nicht bedienen sollten; man solle sagen: Syro-arabisch. A.

Aus dem Oetschergebiet in Niederösterreich.

Der Oetscher. — Die Flüsse des Gebietes. — Die Wälder. — Das Holzschwemmen und die Holzknechte. — Die Weiden und Almen. — Viehzucht. — Der Halder und die Schwaigerin.

In dem Zuge der österreichischen Alpen, da wo diese sich zwischen der Enns und Leitha schon in niedrigeren Stufen gegen das Donauthal absenken, gewahrt man an beiden Enden des Höhenzuges Berge, die sich durch Höhe und scharf ausgeprägte Umrisse auszeichnen. Der östliche ist der oft besuchte und viel beschriebene Schneeberg (6567'). Der westliche ist der durch auffallend massige Gestalt und isolirte Stellung höher erscheinende, wenngleich niedrigere Oetscher (5970').

Das Berggebiet des letztern ist überaus reich an Wasserquellen. Mehr als vierzig Gewässer, größere und kleinere, leiten aus seinen unterirdischen Behältnissen und Vorrathskammern ihren Ursprung und gehen wie Strahlen nach allen Seiten. Der bedeutendste Fluß ist die Ybbs, im Volksmunde Ois, dann die Erlaf, Melk und Traisen, welche alle der Donau zufließen. Einen eigenthümlichen Reiz erhält das Oetschergebiet durch die theils noch vollen, theils schon im Ablauf begriffenen Seebecken, die sich in demselben befinden; unter diesen zeichnen sich der Lunzer- und Erlaffee durch Größe aus. Romantische Thäler, Wasserfälle, interessante Kalksteinhöhlen und eine Rundschau vom Gipfel des noch wenig besuchten Berges, die einen Flächenraum von beinahe 700 Geviertmeilen umfaßt, machen das Gebiet des Oetschers zu einem der schönsten Punkte in Oesterreich. In geologischer Beziehung stellt der Oetscher einen Theil der nördlichen Kalk-Alpenzone dar, und demgemäß verhält sich auch seine Flora als eine Kalk-Alpenflora, die auf den höchsten Punkten den Charakter einer ächten Alpenflora annimmt und viele seltene Alpenblumen neben vielfach verschlungenen Zwergföhren und Zwergwachholder zeigt.

Noch drei Fünftel der Gesammtbodenfläche werden von Waldungen bedeckt, und das Gebiet kann jetzt noch als reich an Wald bezeichnet werden. Seit 1850 werden die letzten Reste des Urwaldes in den innersten Schluchten und auf den steilsten Höhen und Wänden dem vertilgenden Beile überliefert und bald gänzlich verschwunden sein. Die Plenterwirthschaft oder der Femelbetrieb, eine förmliche Raubwirthschaft, fand bis vor nicht langer Zeit noch statt, und wegen geringer Nachpflanzungen rückt die Vegetationsgrenze von den Höhen immer mehr herab, die Abspülungen und Wasserrisse werden vergrößert und die fruchtbaren Niederungen mit Geröll bedeckt.

Der Ackerbau am Oetscher ist natürlich nicht von Bedeutung, dagegen blüht die Eisenindustrie, namentlich die Senfenfabrikation. Der Betrieb findet meist mit Holzkohlen statt;

aber neben dem Kohlenbrennen ist es das Schwemmen, der Handel mit Holz nach Wien, der in bedenklicher Weise verwüstend auf die Wälder einwirkt. Jene drei schon erwähnten Flüsse, die Traisen, Pielach und Erlaf, bieten sich als natürliche Straßen dar, auf welchen das Holz auf billige Weise nach Wien geschafft werden kann. Es läßt sich annäherungsweise berechnen, daß jährlich zwischen 50,000 und 60,000 Klafter Brennholz von diesem einen Punkte aus verschwemmt werden. Mit der Abstockung des Holzes sind die Holzknechte betraut. Sie fällen und schneiden die Stämme, holen sie geschickt von Orten, die man früher für unzugänglich hielt, und verschwemmen sie dann.

Zur ersten Herabbringung des Holzes von den Bergen dienen die Riesen. Dieselben sind zweierlei: Holz- und Wasserriesen. Beide sind von kleinen Holzstämmen zusammengesetzte, abwärts laufende Rinnen, in deren oberes Ende die Scheiter nach einander gelegt werden, um darin schnell abzufahren und am untern Ende an ihren Bestimmungsort zu gelangen. Solche Riesen, gewöhnlich mehrere hundert Klafter lang, findet man in den höheren Bergen, wo die Holzschläge sind, häufig. Unten am Berge, bei nur geringen Neigungen, bringt man wasserhaltige Riesen (Wasserriesen) an, in deren oberes Ende man Wasser einfließen läßt, das die Scheiter möglichst mit fortreißt.

Als Schwemmwasser benutzt man die Bäche zwischen den Bergthälern, die im Frühjahr bei Thauwetter anschwellen. Durch Schleusen, hier Klausen genannt, werden sie aufgestaut und, wenn sie genug Wasser enthalten, mit dem Holze abgelassen. Zum Auffangen des geschwemmten Holzes dienen große Rechen, die querüber im Wasser angebracht sind.

Die Holzknechte, welche sich mit dem Fällen und Schwemmen der Stämme befassen, bilden einen eigenthümlichen, kräftigen Menschenschlag. Im Hochgebirge ist ihre Heimath; dort, auf einer grünen Wiesenmatte, einem Bergquell nahe, steht des Holzknechtes Kaische, eine niedrige, aus übereinandergelegten Baumstämmen gezimmerte, mit Brettern gedeckte Waldhütte. Hier hat er seinen Ein- und Ausgang oft nur auf Waldesdauer. Gewöhntich stehen mehrere Kaischen beisammen und bilden die Ansiedlung aller Knechte, welche in einem Schlag arbeiten. Das Jahr hindurch hat der Holzknecht sein Brod im Walde und verdient es sich mit der Axt; im Holzschlag arbeitet er mit mehreren Genossen unter Leitung des Paßknechtes. Eine Partie von Arbeitern heißt Paß.

Mit Beginn der schönen Jahreszeit zieht der Mann in den Schlag. Er trägt seine Sägen, Keile, Bohrer, Klafterstange und den Schleifstein. Auf dem Rücken hat er die hölzerne „Kraxe", beladen mit Mehl, Schmalz, Gries und Salz, sodann ein Paar Schüsseln und Töpfe.

Das Fällen der Bäume und Klieben der Scheiter geschieht mit staunenswerther Umsicht, und bald stehen da, wo früher Wald war, die „Zaine", Stöße von geschichteten Scheitern. Während des Winters geschieht nun das Bringen. Der Holzknecht setzt seine Handschlitten und Steigeisen in Bereitschaft, richtet sich Bahnen her, baut Riesen und Schwemmwerke. Hat der Schnee den gefrorenen Boden unter sich, so ist die Zeit zum Bringen da. Da schnallt er die Steigeisen an, ladet die Scheiter auf den Schlitten und bringt sie mit reißender Schnelligkeit abwärts zur Riese.

Außer der Arbeitszeit ist die Lebensweise der Holzknechte eine einförmige. Im Geschäft des Kochens wechselt einer mit dem andern ab; ein wie allemal werden die unvermeidlichen „Holzknechtsnocken" genossen. Sie bestehen aus kleinen Mehl- oder Griesklößen, die in Fett abgeschmälzt werden. Dazu ein Stück schwarzes Brod und ein Schluck aus der gemeinsamen Flasche.

Den Holzknecht erkennt man an der grünen oder grün verbrämten grauen Lodenjuppe, dem grünen, mit Gemsbart und Schildhahnfedern gezierten Hut und dem schlanken, festen Körperbau, dem freien, oft kecken Blick und dem zierlich geschnittenen Stutzbärtchen. Aber Holzknecht und Wildschütz galten und gelten ortweise noch jetzt als sich gegenseitig einschließende Begriffe. Die Leute sind treffliche Schützen, und manchmal hilft der Erlös für einen gewilddiebten Rehbock dem kargen Verdienste aus. Unter die freien Beschäftigungen des Holzknechts gehört noch das Wurzelgraben, das Sammeln von Wurzeln heilkräftiger Pflanzen, die in die Apotheken verkauft werden.

Als Gegenstück zur Schilderung der Holzknechte und der Wälder am Oetscher theilen wir Einiges über die Viehzucht und die Almweiden im Gebirgstocke jenes Alpenberges mit. Große Strecken desselben sind mit Weiden bedeckt, die im Hochgebirge theils als Hutweiden, theils als Bergweiden immer mehr an Ausdehnung gewinnen, bis in der Höhe zwischen 4000 und 5000 Fuß die eigentliche Alpenweide, Alm, Platz greift.

Die Ausdehnung dieser Weiden ist so groß, daß manche schon am Fuße des Berges beginnt und sich neben Felspartien und Waldungen mit dem üppigsten Graswuchs bis zum Gipfel hinanzieht. Die Güte der Weide nimmt aber mit ihrer höhern Lage nicht ab, sondern es findet vielmehr das umgekehrte Verhältniß statt: je höher der Berg, desto besser die Weide. Das beste nahrhafteste Futter wächst erst über 5000 Fuß hinauf in üppiger Fülle, während auf diesen sonnigen Triften hie und da eine Quelle frisches, gesundes, krystallhelles Wasser zum Trunke darbietet. Eine Kultur der Weiden, abgesehen vom Reinigen derselben von Disteln und Brombeersträuchern, besteht nicht. Von Zeit zu Zeit bewachsen aber die tiefer in den Voralpen liegenden Weideplätze mit Nadel- und Laubholz, welches in solcher Menge emporschießt, daß die ganze Fläche mit jungem Wald besetzt ist. Um nun die Weide wieder ihrer Bestimmung zuzuführen, wird der Grund „gebrandet": man umgrenzt ein Stück Weide, haut das niedrige Gestrüpp aus, legt das Laub und Reisig reihenweise auf den Boden und zündet es an. Dies geschieht im Sommer und bei günstigem Winde. In das ausgebrannte und mit Asche gedüngte Erdreich wird Roggenkorn, zuweilen auch Rübe gesäet und geerntet. Im nächsten Jahre begrünt sich der Brand schon mit Futterkräutern und die Weide ist wieder verjüngt.

Auf diesen Almen gestaltet sich nun die Jungviehzucht und die Almwirthschaft (Schwaigen) zu einer einträglichen Erwerbsquelle. Sobald im Frühling der letzte Schnee gewichen ist und das zarte Grün der jungen Gräser hervorschießt, wird den jungen Stallbewohnern die Thür zum Austrieb geöffnet. Auf der Hausweide bleiben sie nun bis in den späten Herbst hinein ohne Hut; damit man weiß, wo das Jungvieh steht, hängt man ein Paar Stück Glocken um; nur von Zeit zu Zeit sieht der Bauer nach, ob die Thiere gesund sind, und reicht ihnen die Maulgabe, Salz und Brod. Was die Hausweide im Kleinen, das ist die Alm, Alpenweide, im Großen; da kommen hundert und auch mehrere hundert Stück Vieh, zum Theil eigenes, meistens aber fremdes, gegen Weidegeld aufgenommenes Vieh, zusammen. Zur Kontrole wird jedes Stück gebrannt.

Die Aufsicht über das Weidevieh führt der Almhirt oder Halder; er hat ein schwieriges Geschäft und steht bei den Bauern in großem Ansehen. Er kennt jedes Stück und muß wissen, wo es den Tag über weidet; er kennt auch die Krankheiten und gibt den Vieharzt ab, wobei sich seine Praxis auch oft auf Menschen erstreckt; eine kleine Apotheke führt er stets bei sich. Aber diese Halder sind oft unzuverlässig, sie begehen ihr „Gai", den Weidedistrikt, nicht oft genug, zechen im Wirthshaus und geben den Leichtgläubigen vor, der heilige Patrizius, oder St. Leonhard, St. Oswald und St. Wendelin hielten statt ihrer Wache auf der Alm. Im Herbst, wenn der Abtrieb der Thiere stattfindet, kehrt der Halder beim Bauer ein, der ihn trefflich verpflegt, damit er im künftigen Sommer gut auf sein Vieh passe; dafür ertheilt er dem Bauernhaus den Halbersegen mit dem Spruch: „Glück herein! Unglück hinaus!"

In der Aufsicht über das Vieh hilft dem Halder die Schwaigerin, von deren Schönheit in Liedern und Reisebeschreibungen

viel gefabelt wird, die aber, wenig Ausnahmen abgerechnet, nur in der Phantasie poetischer Alpenfremde zu finden ist. Die Schwaigerin ist eine gewöhnliche Dienstmagd, bisweilen eine Bauerntochter, aber immer eine Person, die mit dem Melkvieh und der Almwirthschaft vertraut ist und das gesellige Leben im Thale mit der Einsamkeit der vom Wetter umtoseten Bretterhütte vertauscht. Ein kräftiger Körperbau und frisches Aussehen charakterisiren sie in ihrer äußeren Erscheinung.

Die einfache Hütte der Schwaigerin besteht aus einem länglichen Viereck, das aus behauenen Stämmen zusammengefügt ist; die Fugen werden mit Moos verstopft; das Bretterdach ist mit Steinen beschwert, um dem Winde das Gegengewicht zu halten. Eine Thür dient für Vieh und Menschen. Das Innere der Schwaig ist ebensowenig anziehend, wie das Aeußere. Nicht nur unter einem Dache, sondern zwischen denselben Wänden wohnt die Hirtin mit der Heerde; das einzige, was jene voraus hat, ist die erhöhte Bettstätte zur Nachtruhe. Wo die Schwaigerin einen besondern durch Bretter vom Stalle abgeschiedenen Raum bewohnt, findet man als Luxusgegenstände Tisch und Bank und einige Heiligenbilder an der Wand. Das Milchbehältniß ist von der Wohnung abgesondert.

In diese Einsiedelei zieht die Schwaigerin zu Urbani oder Johanni mit der Heerde hinauf. Auf der steiermärker Seite holt man am Tage zuvor Erdreich von der Alm und mischt es dem Vieh mit drei Ameisen unter das Futter. Dadurch soll die Heerde für den künftigen Aufenthalt vorbereitet werden. Jedenfalls erhält das Vieh als Schutzmittel die „Maulgabe", bestehend aus Steinneidkraut (Asplenium ruta muraria), Teufelspeitschen (Silene acaulis), Rahmplötscherl (Homogyne discolor), Speik (Achillea clavennae) und Salz. Diese Mixtur nebst „Pöchl", d. i. Pechöl, dient denn auf der Alm täglich als Maulgabe. Unter frommen Wünschen wird die Heerde noch mit Dreikönigswasser besprengt und zieht nun fort.

Des Morgens nimmt die Schwaigerin ihren „Melkstechter", Melkkübel und melkt die Kühe in der Hütte; dann werden sie ins Freie entlassen. Mittags wird im Freien gemolken, und jede Kuh folgt willig auf den Ruf ihres Namens, um ihren Tribut zu entrichten. Die Behandlung der Milch, das Buttermachen und ähnliche Geschäfte nehmen den Rest des Tages ein, der am Abend wieder mit Melken beschlossen wird.

Heftige Gewitter, trübe, lang andauernde Nebel oder die Krankheit eines Stücks Vieh unterbrechen das ewige Einerlei. Die Schwaigerin kennt die Heilmittel und wendet z. B. gegen das Verlieren der Milch „Hahnakampl" (Ranunculus hybridus) oder Polygonum viviparum an; letztere Pflanze führt den Namen: „Bring mir's wieder", nämlich die Milch. Auch viele sympathetische Mittel laufen mit unter; so gibts gegen „d'Mauka", geschwollene Füße, ein untrügliches Mittel. Die Rasenfläche, auf welcher der kranke Fuß steht, wird ausgestochen und verkehrt wieder hingelegt.

Mit St. Michael endet die Almzeit und die Schwaigerin muß ans „Abfödeln" denken. Der Heimtrieb geschieht mit einer gewissen Feierlichkeit und die Hörner der Kühe werden mit Blumenkränzen und Goldflitter geschmückt.

Im Thale angelangt, finden wir die Schwaigerin an langen Winterabenden beim Kienspan am Spinnrocken sitzen. Sie erzählt von der Alm oder summt ein Lied, das sie im vorigen Sommer auf der Höhe gesungen und im nächsten Sommer dort wieder singen wird.

Eine sehr eingehende Beschreibung finden wir in einem Buche M. A. Becker's: „Der Oetscher und sein Gebiet", Wien 1859, das wir mit Vergnügen gelesen haben. Wir können es denen, welche einen Ausflug in jene noch wenig bekannte, aber an Naturschönheiten reiche Gegend unternehmen wollen, aufrichtig empfehlen.

Die Ethnographie im Sprüchwort.

Zweiter Artikel.

Höchst originell in Bezug auf die verschiedene Anschauungsweise der Völker sind auch die Varianten der Frage:

Was nützt der Kuh Muskate?

Schon der Deutsche hat nämlich diese Frage, die er gewöhnlich mit dem spöttischen Zusatz begleitet:

Sie frißt wohl Haberstroh,

mehrfach umgewandelt, indem er bald den Bauern, bald den Esel zum Stellvertreter der Kuh erwählt und demgemäß spricht:

Was weiß ein Bauer vom Gurkensalat? —

oder:

Er ißt ihn mit der Mistgabel,

und:

Was versteht ein Bauer vom Safran?
Was soll der Honig in Esels Maul?
Was soll dem Esel der Psalter?
Was soll dem Esel die Leier (der Dohle die Harfe)?
Was thut der Esel mit der Sackpfeife?

In den anderen Sprachen sind es vorzugsweise die Kuh und der Esel, an welche man denkt, und zwar fragt der Tscheche:

Was versteht die Kuh von der Muskatenblüthe?

der Italiener:

Was weiß eine Kuh vom Safranessen?

der Englisch sprechende Neger:

Was weiß die Kuh vom Sonntag?

und der Lette:

Was sollen der Kuh Perlen?

der Perser dagegen:

Was versteht der Esel vom Preis des Brodzuckers und des Zuckerkands?

oder:

Was weiß ein Esel vom Safran?

und der Franzose:

Was hat der Esel mit der Lyra zu thun?

Nur der Pole in Oberschlesien hat gleich dem Deutschen den Bauer ausgewählt und sagt:

Was nützt dem Bauer die Uhr, wenn er sie nicht aufzuziehen versteht?

Der Engländer erklärt:

S' ist nicht für den Esel, Honig zu lecken,

und:

Perlen werden von hungrigen Schweinen schlecht geschätzt;

der Toskaner versichert:

Die Perlen sind nicht für die Eber gemacht,

und der Venetianer ruft spöttisch aus:

Die Muskatnüsse den Ebern geben!

Auch der Deutsche meint:

Der Sau gehören nicht Muskaten,

und fügt scherzhaft hinzu:

Sind auch Kleien da? fragte die Sau an der Tafel des Löwen;
Wenn das Ferkel träumt, so ist's von Trebern,

und:

Ich gäb' eine Perle für ein Gerstenkorn, sagte der Hahn.

Aehnliche Bedeutung haben auch folgende, etwas weniger prosaische Fragen des Russen:

Was soll der nackten Fürstin der Schleppenträger?

oder:

Was soll dem Kahlkopf der goldne Kamm?

des Finnen:

Was frommt das Boot Dem, der nicht rudern kann?

des Hindu:

Was weiß der Blinde von der Schönheit der Tulpe?

des Persers:

Was soll der Thau den Papierblumen?

und des Deutschen:

Wer wird den Sack mit Seide nähen?

Dergleichen thun heißt im Venetianischen:

Den Wein den Fröschen geben,

oder:

Das Zuckerwerk den Hühnern (Schweinen) hinwerfen;

im Persischen:

Unter Blinden einen Spiegel in die Höhe halten,

oder:

Eine Orange in der Hand eines Affen;

im Holländischen:

Es ist Rosen vor die Ferkel gestreut;

im Hindostanischen:

Ein Weingarten für die Krähen,

und im Deutschen, wie im Französischen:

Perlen vor die Säne (Schweine) werfen.

Ebenso verschiedenartig bunt sind die Abwandlungen des deutschen Sprüchworts:

Die Trauben sind sauer, sagte der Fuchs.

Der Franzose spricht:

Von den Maulbeeren sagt der Fuchs: sie wären zu grün;

der Spanier:

Der Fuchs sagt von den Trauben, die er nicht erreichen konnte: sie wären nicht reif;

der Araber in Aegypten:

Wer nicht an die Weintraube reichen kann, sagt von ihr: sie ist sauer;

der Engländer:

Pfui, die Hagebutten! sagte der Fuchs, als er sie nicht erreichen konnte;

der Tatar in der Krim:

Wenn dir der Stock fehlt, um die Pfirsich herabzuwerfen, sagst du: ihr Geschmack sei zu herbe;

der Finne:

Von der Tanne fiel das Eichhorn:
Hohl sind ihre Nüsse, sprach es;

der Bulgare:

Die weiße Feige gilt für eine braune, die nicht in unsern Magen kommt;

der Englisch sprechende Neger:

Wenn der Affe keine reifen Bananen bekommen kann, so sagt er: sie seien sauer;

der Russe:

Die Arbuse hat keinen Saft, von der wir nicht einen Schnitt abbekommen;
Wer den Wein nicht bezahlen kann, verachtet ihn,

oder:

Wer die Pasteten nicht bezahlen kann, dem sind sie zu fett;
Ich mag ihn nicht haben, sagte die Dirne, als der Freier an ihrem Hause vorüberging,

und:

Der Hecht nennt die Karpfen unschmackhaft, nachdem er drei Mal umsonst versucht hat, durch's Meer zu kommen;

der Türke:

Es ist heute Fasttag, sagte die Katze, als sie Leber sah, an die sie nicht kommen konnte;

der Pole:

Als der Fuchs die Wurst nicht erreichen konnte, sagte er beim Weggehen: aber das ist nur ein Strick!

der Lette:

Die Taube, die in der Luft fliegt, hat mageres Fleisch,

oder:

Wenn man den weißen Gaul verkaufen will, so liebt man die Schimmel nicht, und will man den schwarzen Gaul verkaufen, so liebt man die Rappen nicht,

und in der Grafschaft Mark heißt es nicht blos:

Die Trauben sind sauer, sagte der Fuchs, als er nicht dabei konnte,

sondern auch:

Wenn keine kommt, will ich auch keine, hat der Fuchs gesagt, da hat er mit dem Schwanz an den Birnbaum geschlagen,

oder:

Es war mir doch nur Spaß, hat der Fuchs gesagt, da hat er in der Eile ein Birnenblatt für eine Birne angesehen. Wenn du auch eine Birne gewesen wärst, ich hätte dich doch nicht gefressen,

und:

Sie ist mir zu krumm, sagte der Fuchs, da saß die Katze mit 'ner Wurst auf 'n Baum.

Bei dem Spruche:

Neue Besen kehren gut,

welcher auf Englisch:

Ein neuer Besen kehrt rein;

auf Italienisch:

Ein neuer Besen kehrt das Haus gut;

auf Tschechisch:

Jeder neue Besen fegt gut,

oder, wie in Krain:

Neue Besen fegen gut;

auf Serbisch:

Neue Besen fegen schön;

in Parma:

Neuer Besen fegt das Haus gut;

in der Picardie, wie in Kroatien:

Neuer Besen kehrt gern;

auf Lateinisch:

Neuere Besen (sind) immer besser;

in Brescia:

Neuer Besen, schöner Besen,

und auf Französisch:

Es geht nichts über einen neuen Besen,

lautet, macht das Sieb den Besen vielfach Konkurrenz. Denn schon die alten Römer behaupteten, wie noch jetzt die Polen es thun:

Das neue Sieb hängt an neuem Nagel,

und Russen, Serben, Bulgaren und Magyaren sagen:

Neues Sieb hängt man an den Nagel.

Auch der Wallache meint:

So lange das Sieb neu ist, hängt man 's an den Nagel;

der Neugrieche fragt:

Mein neues Sieb, wo häng' ich dich hin?

und der Serbe versichert:

Neues Sieb siebt allein.

Die Polen, Kleinrussen und Kroaten geben als üblich an:

Den neuen Durchschlag an den Nagel, den alten unter die Bank;

die Russen:

Die alte Peitsche legt man unter die Bank, und die neue hängt man auf,

und die Tschechen, wie die Polen in Oberschlesien:

Neuen Hut hängt man an den Nagel.

In ähnlicher Weise erklärt der Englisch sprechende Neger:

Junges Wälschkorn schmeckt süß;

der Deutsche:

Neue Töpfe kochen gut;

der Perser:

Ein neuer Topf erhält das Wasser kühl,

oder:

Neue Diener sind geschwind,

und der Hindu:

Ein neuer Diener fängt viel Wild,

während der Venetianer spottet:

Neuer Verwalter drei Tage gut;

der Deutsche scherzt:

Neue Regenten können elf Kegel schieben,

und der Franzose Jeden, der sich beeifert, ironisch mit den Worten bezeichnet:

Er spielt den neuen Besen.

Sehr interessant in ethnographischer Beziehung sind auch die mannichfaltigen Formen, unter denen das Sprüchwort:

Schenken heißt Angeln,

oder, wie es im Venetianischen lautet:

Schenken heißt Fischen,

erscheint. Bei dieser Art des Schenkens nämlich, von welcher der Baske sagt:

Ein Geschenk erwartet etwas Besseres,

und der Türke warnend äußert:

Nimm kein Geschenk an, denn man wird es dir wieder abverlangen, sei's am Hochzeitstag, sei's am Festtag,

wird am häufigsten mit Fischen nach Fischen geangelt, und zwar ist sowohl der Köder, wie der Fang bei jedem Volke ein anderer. Der Spanier spricht:

Mit einer Sardelle eine Forelle fischen;

der Italiener:

Eine Brachse auswerfen, um einen Hecht zu fangen,

oder:

Einen Wurm wegwerfen, um einen Hecht zu fangen;

der Franzose:

Man muß eine Elritze opfern, um einen Lachs zu fischen,

oder:

ein Rothauge zu bekommen,

und im Allgemeinen:

Er gibt einen kleinen Fisch, um einen großen zu fangen,

und der Holländer endlich:

Er wirft einen Häring aus, um einen Kabeljau zu fangen.

Der Engländer will nicht einmal einen Fisch daran wenden, sondern meint:

Um einen Lachs zu fangen, kann man schon einen Angelhaken verlieren;

der Spanier will sogar:

Einen Kiesel hineinthun, und eine Pflugschaar herausziehen,

und der Franzose räth mit ächt gallischer Unverschämtheit:

Ein Ei geben, um einen Ochsen zu bekommen,

und:

Eine Erbse geben, um einen Scheffel Bohnen zu bekommen.

Indessen läßt er auch mit sich handeln, denn es heißt auch im Französischen:

Er sä't ein Gerstenkorn, um eine Taube zu fangen.

Mäßiger von Haus aus ist der Italiener mit seinen Anweisungen:

Ein Kügelchen auswerfen, um einen Täubrich zu fangen,

oder:

Eine Magnetnadel auswerfen, um eine Eisenstange zu bekommen;

am bescheidensten aber tritt der Deutsche in seiner Redensart auf:

Die Wurst nach der Speckseite werfen,

welche im Plattdeutschen:

Mit der Mettwurst nach dem Schinken schmeißen,

und in Franken:

Die Wurst nach dem Sausack werfen,

lautet. Denn sowohl der Sausack oder die große Magenwurst, wie die Speckseite oder der Schinken, so kolossal er auch sein möge, sind immer unbedeutender im Verhältniß zu der Wurst, die dafür angeboten wird, als Alles, was andere Völker für ihre Geschenke beanspruchen, und selbst wenn der Deutsche sagt:

Er gibt — den Hut um einen Rock,

so gibt er mehr, als der Tscheche, welcher

Mit einem Gänserich einen Widder erschleichen

will und nur aus Nachahmung des Deutschen sich dazu versteht, daß es von ihm heißt:

Mit der Bratwurst schlug er die Speckseite herab.

So dürfte fast jede der 500 Sprüchwortkategorien, welche in der oben erwähnten Sammlung aus mehr als 90 Sprachen und Dialekten vergleichend zusammengefaßt worden sind, den Ethnographen Blicke in das innerste Leben der einzelnen Völker thun lassen, die ihm sonst gänzlich versagt sind, und ihn am leichtesten und richtigsten erkennen lassen, welche Verschiedenheiten oft Nachbarvölker für immer geistig von einander trennen, und welche Aehnlichkeiten bisweilen zwischen weit von einander wohnenden Nationen obwalten.

v. R.-D.

Abenteuer eines Seemanns unter den Kannibalen des Fidschi-Archipels.

II.

Einige Zeit nach diesem Ereignisse begleitete ich Bonavidongo wieder nach einem Orte, Navii genannt, der auch auf Vanua Levu, auf dem Kap Udu, am Eingange der Bucht Waitue-mate, liegt. Des Morgens um zwei Uhr weckte mich Bonavidongo und bat mich, meine Patronentasche mit recht viel Patronen umzuhängen. Er wollte der Küste entlang nach einer unbewohnten Insel fahren, um dort Kalabassen zu sammeln. Diese Kalabasseninsel lag aber der Stadt Namuka gegenüber, deren Einwohner mit denen von Navii im Kriege lebten, und bei den letzteren waren wir zu Gaste. Es war also Vorsicht nothwendig. Wir landeten an der Namuka abgekehrten Seite der Insel und gingen nach der andern quer durch das Land; bei den Kanoes ließen wir Wache zurück. Als wir am Ufer angekommen waren, bemerkten wir acht oder zehn Kanoes mit Männern von Namuka. Bonavidongo beschloß sogleich, sie von zwei Seiten anzugreifen. Ein Theil unserer Leute erwartete sie an der Küste, während wir zu unseren Kanoes zurückliefen, um die Insel herumruderten und so ihnen in den Rücken kamen. Der Kampf mit unseren zurückgelassenen Leuten war bereits im vollen Gange, als wir mit unseren Kanoes ankamen und den Sieg vollständig machten. Einige entkamen jedoch in ein paar Kanoes und auf Einen, welcher noch durch Schwimmen sich retten wollte, ward von uns aus fortwährend gefeuert. Ich bat für diesen Menschen, und trotz vieler Widersprüche Bonavidongo's rettete ich ihn und zog ihn, als wir nahe genug an ihn heran gekommen waren, in unser Kanoe hinein. Ehe wir mit ihm nach unserm Stationsplatze Navii zurückkamen, erzählte er uns die interessante Neuigkeit, daß die Einwohner von Male, das wir neulich bestürmt hatten, aus Rache für die drei Erschossenen, welche verzehrt worden waren, die Stadt Mouta zerstört hätten, und daß Bonavidongo's Vater, Tui Mativa, sich nach Namuka geflüchtet habe, nach eben der Stadt, deren Kanoes wir gerade überfallen hatten. Bonavidongo war jetzt erfreut, daß wenigstens einer von den Namuka-Leuten durch mich gerettet worden war.

Die Todten wurden als Beute nach Navii gebracht, um dort gekocht zu werden. Das Kannibalenfest in Navii begann, und besonders die Weiber und Mädchen zeichneten sich durch pöbelhaftes Betragen gegen die Todten aus, die von ihnen herumgezerrt und auf alle mögliche Art verspottet wurden. Ich sah der Scene von Ferne zu. Mit dem Menschenfleisch zugleich wurden Schildkröten gekocht, und die Eingebornen, welche glaubten, daß ich Menschenfleisch nur deshalb nicht äße, weil ich seinen guten Geschmack nicht kenne, versuchten mich zu täuschen, indem sie ein Stück Menschenfleisch unter Schildkrötenfleisch mischten und es mir so anboten. Ich erkannte aber die List und warf das Ganze von mir.

Der Mann, dem ich das Leben gerettet hatte, betrachtete sich als meinen „Kaisi", Sklaven. Er hatte Weib und Kinder und sagte mir, daß das erstere, wenn er nicht heimkehre, nach einigen Tagen gehängt werden würde. Mit des Häuptlings Erlaubniß schenkte ich ihm die Freiheit. Nach einigen Tagen kam er dankbar wieder und brachte mir „Kaka kani bula", Lösegeld, das in verschiedenen Gemüsen, einigen fetten Schweinen und fünf oder sechs „Tambuadamu", rothen Fischzähnen, bestand. Diese letzteren, sowie die weißen Fischzähne zirkuliren hier als Geld. Die rothen sind seltener und gelten mehr als die weißen, welche gleichsam als Scheidemünze dienen. Der Gebrauch der Fischzähne als Geld stammt von den Tonga-Inseln, von wo aus auch die

großen Doppelkanoes und das Augonagetränk nach den Fidschi-Inseln eingeführt wurden.

Als wir von Navii nach Nateva zurückkehrten, überfiel uns auf halbem Wege ein Sturm. Statt aber mit den Segeln und Rudern zu arbeiten, waren die Natevaner ganz unthätig und wie vom Blitz geschlagen; sie sangen und riefen ihren Götzen Turanga an, während ich große Noth hatte, das Segel wenigstens einigermaßen in Ordnung zu erhalten. Später fand ich, daß nicht alle Fidschi-Insulaner so schlechte Seeleute sind, und daß sie sich in „Ai vanna", Landratten und „Ai wai", Seeleute, eintheilen. Glücklich erreichten wir noch das Land, was natürlich dem Götzen des Salzwassers, Turanga, zugeschrieben wurde.

Ich war nun schon lange Zeit in Nateva und wurde ganz melancholisch, besonders deshalb, weil man mich mehr wie ein Kuriosum, denn als einen Menschen behandelte. Bonavidongo hielt mich zurück und erlaubte mir nicht, nach Somo-Somo heimzukehren, wo man mich doch als einen Menschen behandelt hatte. Ich bat einige Fremde, welche zum Besuch gekommen waren, mich in ihre Heimath mitzunehmen, damit ich wenigstens eine Abwechselung hätte; sie versprachen es mir auch, entfernten sich aber immer heimlich, ohne mich mitzunehmen, wahrscheinlich aus Furcht vor Bonavidongo. Jetzt setzte ich auch meinen Kopf auf. In einer Fehde mit dem benachbarten Orte Tuneola waren die meisten Flinten der Natevaner unbrauchbar geworden; da sie dieselben nicht auszubessern verstanden, so besorgte ich dieses Geschäft, so lange es mir gefiel und erklärte endlich, daß ich es nicht mehr wolle. Man berieth nun darüber, ob man mich erschlagen solle, kam aber zu dem Beschlusse, daß ich lebend mehr nützen könne, als todt. In dieser Zeit begab es sich, daß ein junges Mädchen an einen abscheulich häßlichen Krüppel verheirathet werden sollte, vor der Hochzeit aber erklärte, daß sie ihn unter keiner Bedingung nehmen wolle. Dieses Mädchen war in mich verliebt und machte mir den Vorschlag, daß wir zusammen flüchten sollten. Ich überlegte mir die Sache hin und her und stellte ihr vor, daß, wenn wir glücklich auch nach einem fremden Orte entkämen, wir doch Gefahr liefen, dort verzehrt zu werden. Ich ging nun zu den Aeltesten des Ortes und fragte, ob ich das Mädchen bekommen könne. Sie waren über diese Anmaßung höchlich erstaunt und sagten, wie ich es mir beikommen lassen könne, die Tochter eines Häuptlings, die im Range so hoch über mir stehe, zu verlangen. Auf meine Antwort, daß der geringste Mann in Bulatangi, England, besser sei, als der höchstgestellte auf den Fidschi-Inseln, lachten sie nur.

Zugleich machte man mir wieder den Antrag, die unbrauchbar gewordenen Flinten auszubessern. Ich verlangte eine hohe Summe an Fischzähnen dafür, die man nicht aufbringen konnte und rückte endlich mit dem Vorschlag heraus, daß man mir die „Maramei", Häuptlingstochter, dafür geben sollte. Es ward eine große Berathung gehalten und mir endlich das Mädchen zugesagt, wenn ich alle Flinten wieder in brauchbaren Zustand setzen würde. Ich ging ans Werk. Mit meinen einfachen Werkzeugen, die aus einem Schraubenzieher, Feile, Messer und Segeltuchnadel bestanden, besserte ich einige glücklich aus; bei anderen aber waren die Federn zerbrochen und jetzt war guter Rath theuer. Doch half mir der Zufall.

Eines Tages waren viele Schweine geschlachtet und gekocht worden. Nur wenig von dem Fleische ward vertheilt und das meiste hatte man für die Götter im Tempel aufgehängt. Ich bekam Hunger und schlich Nachts in den Tempel, schnitt mir ein Stück Fleisch von einem Schweine ab und verzehrte es. Damit man dies aber nicht merken solle, warf ich den Rest des Schweines in den Wald, wo es von den wilden Hunden aufgefressen wurde. Im Tempel aber fielen mir zum Glück die alten verstaubten Gewehre auf, die zu Ehren des Gottes dorthin gesetzt waren. Ich schraubte die Schlösser ab, nahm die Federn heraus und setzte alles wieder in den frühern Stand, so daß Niemand etwas merkte. Mit den Federn besserte ich die Flinten aus, erhielt das Mädchen zum Weibe und galt nun als ein „Matai levu", großer Künstler. Als ein Wunder aber wurde es betrachtet, daß eins der Schweine im Tempel verschwunden war; man glaubte, der Gott habe seine besondere Gnade zeigen wollen und habe ein ganzes Schwein auf einmal verschlungen.

Ich hatte nun zwei Weiber und beschloß, meine Tage in Nateva hinzubringen. Mein kleines Haus war in gutem Stande; ich pflanzte mir Taro und Kokosnußbäume, legte eine Schweinezucht an und hielt Geflügelvieh.

Es ereignete sich, so fährt der Matrose Jackson fort, daß das Volk von Tuneola, mit dem wir bereits früher Krieg geführt hatten, häufige Raubzüge in unser Gebiet unternahm und unsere Pflanzungen verwüstete. Es ward nun Alles zum Feldzuge gegen Tuneola vorbereitet. Die Männer schwärzten ihr Gesicht, legten neue Gürtel an, putzten ihre Haare und banden sich Kniebuckeln aus Wurzelfasern um die Beine, wodurch die Kraft der Fußmuskeln erhöht werden soll. Auch die Bärte waren schwarz gemalt und aus den grimmigen Gesichtern schauten nur das Weiße des Auges und die weißen Zähne unheimlich hervor. Einzeln rannten sie vor das Haus des Königs, reckten ihre athletischen Glieder, zeigten nach der Gegend von Tuneola und verlangten, in den Kampf geführt zu werden. Wir legten uns in der Nacht in einen Hinterhalt; Feuer durfte nicht gemacht werden, damit wir uns nicht verriethen; dafür aber peinigten uns die Stechmücken entsetzlich. Am Morgen kam der Feind heran und ein fruchtloses Schießen begann von beiden Seiten, während die nicht mit Flinten versehenen Insulaner sich im Hintergrund hielten und nur einer dem andern mit dem Tode drohten. Endlich unternahm Bonavidongo einen Sturm auf den Feind. Das Schießen hatte etwas nachgelassen und mit den Kenlen in der Hand stürmten die Unsrigen vorwärts. Der Feind floh, kehrte dann aber plötzlich zurück und nun wichen Bonavidongo's Leute. Dies wiederholte sich einige Male, bis es zum Handgemenge kam, wobei viele verwundet und getödtet wurden. Nun war es die größte Sorge auf beiden Seiten, die eigenen Todten und Verwundeten in Sicherheit zu schaffen und soviel wie möglich Fremde zum kannibalischen Mahle zu erlangen. Ich errettete Bonavidongo aus großer Gefahr, indem ich einen starken Mann aus Tuneola, der ihn bereits überwältigt hatte, niederschoß. Die Feinde zogen sich zurück, nachdem noch von beiden Seiten Drohungen ausgestoßen waren. Die Unsrigen behaupteten die Wahlstatt und gingen gleich daran, einige der erbeuteten Feindesleichen zu kochen und zu verzehren.

Bonavidongo's Lebensrettung durch mich war aber auch gleichsam meine eigene. Denn ebenso wie hier nach dem Tode eines Häuptlings diejenigen seiner Weiber, welche bereits Kinder gehabt haben, aufgehängt werden, so müssen ihm auch seine Lieblinge und nächsten Genossen die letzte Ehre erzeigen, indem sie sich für ihn hängen lassen. Dieses Schicksal würde auch mich betroffen haben. Man hängt übrigens von den Weibern nur jene, welche bereits Kinder hatten; dadurch wird die Legitimation der letzteren dargethan.

Es trat wieder eine Festlichkeit bei den Insulanern ein, bei welcher den Göttern abermals Schweine geopfert wurden. Sogleich warf man die Frage auf, ob der Gott auch diesmal so gnädig sein werde, ein ganzes Schwein zu verschlingen? Mich wandelte das Lachen an und ich beschloß, sie von ihrem lächerlichen Glauben zu heilen, indem ich ihnen den wahren Hergang der Sache mittheilte. Ich glaubte nicht, daß dadurch für mich eine Gefahr entstände, da ich doch schon so lange unter ihnen lebte und Hausbesitzer war. Ich sagte also, daß ich der „Kalou" (Gott) gewesen sei, der das Schwein verzehrt habe, und daß, wenn sie dieses nicht glauben wollten, sie an einer gewissen Stelle im Walde noch die Knochen des Schweines finden müßten. Alle waren sehr bestürzt, glaubten aber nicht an die Möglichkeit meiner Angaben. Einige liefen in den Wald und

brachten mit dem Ausruf „Dina sara", es ist wirklich wahr! den Schädel des Schweines herbei. Nun entstand ein solcher Aufruhr, daß mir klar wurde, wie ich durch mein Bekenntniß eine Dummheit begangen habe. Sie riefen: „Wenn dich unser Gott nicht bestraft hat, so werden wir dich bestrafen!" Die Blicke wurden immer drohender, die Erzürnten drängten sich an mich heran und als ich gerade im Begriff war, einen Schluck Angona zu trinken, warfen sie mich hinterrücks durch die Thür eine wohl zehn Fuß hohe Treppe hinab. Doch geschah mir nichts; ich dachte an meine Rettung und lief dem Ufer zu. Mittlerweile war es dunkel geworden und der Schwarm meiner Verfolger konnte mich nicht entdecken, da ich mich in einem Busch verkrochen hatte. Als sie an mir vorüber gelaufen waren, schlug ich eine andere Richtung ein, um an die Küste zu gelangen, welche Somo-Somo gegenüber liegt. Nur des Nachts ging ich weiter und nährte mich von Kokosnüssen, indem ich dabei die den Natevanern befreundeten Orte vermied. Nach drei Tagen mühsamen Umherirrens erreichte ich eine kleine zu Somo-Somo gehörige Stadt, wo ich zum Häuptling ging, ihm schmeichelte und verschiedene Auskunft von ihm erhielt.

Am andern Tage segelte ein zu Somo-Somo gehöriges Kanoe an der Küste vorüber; es trug den stolzen Namen Ramarama, das Licht, und hatte über zweihundert Mann an Bord. Ich schwamm zu ihm hin und verlangte aufgenommen zu werden, damit ich zu Tui kila kila, meinem alten Bekannten, käme. Die Leute aber erklärten, mich nicht aufnehmen zu wollen, da sie Magi Magi, Taue, und Katodraus, Tuchballen, nach Bau, dem größten Orte der Fidschi-Inseln, zu bringen hätten. Um nur weiter zu kommen, bat ich sie, mich dorthin mitzunehmen. Statt dessen aber stießen sie mich mit ihren Rudern in das Wasser, warfen nach mir und wiesen mich nach Nateva zurück, indem sie bemerkten, ich könne noch von Glück sagen, wenn sie mich nicht erschlügen. Betrübt schwamm ich ans Ufer zurück; wußte ich doch nicht, was nun aus mir werden sollte!

Nicht weit vom Städtchen traf ich einen einäugigen Insulaner, der mich fragte, weshalb ich auf das Kanoe zugeschwommen sei? Als ich sagte, ich wolle nach Bau, gab er sich als einen Häuptling aus diesem Orte zu erkennen, und daß er Mala, ein Gesandter sei, der aber seine Geschäfte hier schon beendigt habe. Gern wolle er mich mitnehmen und zwar auf demselben Kanoe, das mich eben verstoßen hatte. Thakombau, der König von Bau, sei der mächtigste Häuptling auf den Fidschi-Inseln, von ihm seien mehr oder weniger alle anderen abhängig, und die Einwohner von Somo-Somo wären eigentlich nicht besser als seine Sklaven, da sie alle Zimmermannsarbeiten für Bau verrichten müßten.

Ich ging auf seinen Vorschlag ein; wir bestiegen die Ramarama und kamen am ersten Tage bis Koro, einem tributpflichtigen Städtchen. Hier wurde das Nachtquartier aufgeschlagen. Am zweiten Tage kamen wir nach der Niederlassung Levuka auf der Insel Ovalau. Hier fand ich fünfundzwanzig Weiße, meist Amerikaner, welche von Schiffen, die sich mit dem Fange von Tripang (Holothurien) beschäftigten, fortgelaufen waren und sich hier niedergelassen hatten. Sie schienen sich ganz wohl zu fühlen, jeder besaß vier bis fünf Weiber und manche hatten ebensoviel Kinder. Ich hätte bei ihnen bleiben können, doch glaubte ich mich unter den Kannibalen sicherer, als unter diesen halbcivilisirten Leuten.

Wir trafen in Ovalau noch mehrere Kanoes, selbst von den Tonga-Inseln und der Wallis-Insel, die alle nach Bau zu einer großen Festlichkeit hinwollten. Unser Kanoe aber, an dem man sieben Jahre lang gebaut hatte, war das größte, wenigstens hundert Fuß lang, und konnte dreihundert Mann aufnehmen. Die Flotte setzte sich in Bewegung; in Moturiki, das unter der Botmäßigkeit von Bau steht, waren Lebensmittel für uns bereit. Viwa, eine Missionsstation, ließen wir zu Linken liegen und kamen dann in Bau an, wo alle Mann an Bord den Palast Thakombau's begrüßten. Eine Art Lootse kam uns in einem kleinen Kanoe entgegen; er war vom König abgesandt, um den ankommenden Fremdlingen anzuzeigen, daß sie aus Ehrfurcht für ihn die Haare abschneiden müßten. Nun lassen die meisten Fidschi-Insulaner ihre Haare zehn bis zwölf Jahre hindurch wachsen und drehen sie zu kleinen Zöpfchen zusammen. Bei vielen, namentlich den Leuten von Somo-Somo, erregte der Befehl Unwillen, doch fügten sich alle, und die Haare wurden abgeschnitten.

Der Mast unseres großen Kanoe sollte niedergelassen werden. Thakombau kam dazu heran und fragte, ob das Kanoe auch gehörig eingeweiht sei; als man ihm antwortete, daß allerdings während der siebenjährigen Bauzeit desselben viele Menschenopfer veranstaltet seien, damit es ein guter Segler werde, war er doch nicht zufrieden, weil man das Schiff nicht über die Körper von Sklaven hinweg in das Meer hineingezogen habe; daran sei wohl der böse Einfluß englischer Missionäre Schuld. Als der große Mast niedergelassen wurde, riß ein Tau; der Mast entglitt den Händen der Leute und einer wurde erschlagen. Sogleich schrieb man dies dem Einflusse böser Götter zu und der König befahl, zehn Leichen herbeizubringen, die für die Götter gekocht werden sollten. Doch waren diese zehn noch nicht genug und weitere elf wurden auf den Platz vor dem „Ulu ni puaka", dem Empfangshause für Fremde, geschafft. In diesem Hause und auf den Plätzen und Straßen der Stadt wurden nun so lange große Schmausereien von Menschenfleisch, Schweinen und Yamswurzeln gehalten, bis Thakombau die Erlaubniß zur Rückkehr ertheilte.

Zwei Monate hatte die Schmauserei gedauert, und an jedem Tage waren über zweihundert Schweine geschlachtet worden; ungeheure Mengen Schildkröten und Fische wurden herangeschleppt. Die letzteren waren in so großer Menge vorhanden, daß man von ihnen nur die Augen genoß und das Uebrige den Hunden vorwarf. Die Speisereste, sowie die ungeheuren Mengen von Yams und anderer Pflanzenkost bedeckten buchstäblich den ganzen Boden von Bau.

Am Morgen ward das Tika- oder Titika-Spiel gespielt. Man stellt sich dabei in zwei Parteien an beiden Enden der Hauptstraße auf und wirft mit leichten Rohrstäben, Tikas, auf einander. Die Insulaner verstehen dieselben ungemein weit zu werfen. Nachmittags wird im Hause „Lavo" gespielt. Zwei Parteien setzen sich dabei auf eine glatte am Boden liegende Matte und werfen kleine, aus Kokosnußschale gefertigte flache „Lavos" gegeneinander, wobei man die Lavos der Gegenpartei durch geschicktes Anwerfen von der Matte verdrängen muß. Es ist also eine Art Fidschibillard.

Thakombau fragte mich, ob ich ihm nicht Bleikugeln gießen könne, und als ich dies bejahte, führte er mich in seine Wohnung, wo ich zu meinem Erstaunen vierzig oder fünfzig Bleibarren und über zweihundert Fäßchen Pulver fand. Er sagte, daß er jetzt schlecht mit Munition versehen sei und daß er nur wünsche, bald wieder mehr von einem der Schiffe einhandeln zu können, die hierher zum Fang der Seekühe kommen, denn gewöhnlich habe er sechshundert Fäßchen Pulver und die entsprechende Menge Blei vorräthig. Fünftausend Flinten hatte er unter seine Leute vertheilt. Nun gab er mir ein Schlüsselbund; ich öffnete damit mehrere Kisten und fand in ihnen alle zum Kugelgießen nothwendigen Werkzeuge, Formen und Schmelzpfannen, meist aus amerikanischen Fabriken herstammend. Als ich meine Arbeit zu seiner Freude vollendet hatte, stellte er mich förmlich unter seinen Schutz und gelobte mir Freundschaft, die er mir gegenüber auch hielt; aber gegen sein Volk war er ein arger Tyrann.

Um die Fidschi-Inseln recht kennen zu lernen, war es mir gestattet worden, öfter Ausflüge in die Umgebung zu machen. So begleitete ich einst Revelita, den Bruder des Königs, nach der Insel

Batiki, wo den tributpflichtigen Einwohnern Lebensmittel abverlangt werden sollten. Diese armen Menschen, welche bereits in der letzten Zeit zu wiederholten Malen mit großen Tributforderungen heimgesucht waren, erschraken, als sie unsere Kanoes erblickten, und begannen sogleich Schweine und Yams zu kochen. Als wir herankamen, brachten sie uns eilig Speisen entgegen, welche aber noch halb roh waren. Revelila war darüber erzürnt und ließ alle vor sich rufen. Auf Händen und Füßen krochen sie demüthig heran. Wüthend fuhr er sie an und sagte, er wisse nicht, wie er sie strafen solle, da es nicht Gebrauch sei, sie zu tödten. Einer der Begleiter Revetita's rieth, die Eingeborenen sollten den Bimsstein, der am Bachufer lag, verschlingen, weil sie es gewagt hätten, uns hartes Fleisch vorzusetzen. Und nun mußten die armen Menschen massenhaft Bimsstein verschlingen!

Nach und nach besuchte ich alle Vanua-Kaisis oder Sklavenstädte Baus, z. B. Kaba, Tautata, Bure atun u. a. Sie müssen Thakombau's Wirthschaft mit Speisen versehen, auch die Häuser desselben bauen und ausbessern. Andere Städte dagegen geben nur zeitweise Tribut, z. B. Holzteller, Ruder, kleine und große Kanoes und andere Holzwaaren; wieder andere liefern Zeug und Tauwerk, oder Matten, Körbe, Töpfe, Fischernetze, eine Art Kurkumä und Loa. Dieses letztere ist ein Kienruß, mit dem sich die Krieger schwärzen.

Eine eigenthümliche Figur in Bau war der Vater des Königs, Tanoa, der wegen seines Schnaufens und durch die Nase Sprechens von den Weißen „der alte Schnaufer" genannt wurde. Oft trat er singend aus seinem Hause heraus und ein Mädchen hielt ihm mit einem Fächer die Stechmücken ab. Je nach Laune rief er dann, daß man ihm „Puaka dina", ein Schwein, schlachte; rief er aber scherzend: Bringt mir „Puaka balava", ein langes Schwein, so meinte er damit einen Menschen, und sogleich ward irgend ein armer Sklave für ihn abgeschlachtet.

Die Europäer sind in Bau sehr angesehen, denn mit ihrer Hülfe kam dieser Ort zu seiner Blüthe und erlangte die Oberherrschaft über viele andere Inseln und Orte. Im Jahre 1808 verunglückte bei Bau ein amerikanisches Schiff, durch dessen Mannschaft zuerst die Feuerwaffen bei den Fidschileuten eingeführt wurden.

Es war schon lange meine Absicht gewesen, einmal Rewa zu besuchen, einen gleichfalls mächtigen Staat der Fidschi-Inseln, in dem sich besonders europäische Einflüsse geltend machen. Auf halbem Wege kam ich nach Rakelo, einem Orte, der sich bald zu Rewa, bald zu Bau hält, und dessen König bei den ewigen Streitigkeiten gern neutral bleiben möchte, aber meist mit in den Kampf hineingezogen wird. Dieser Ort fiel mir besonders dadurch auf, daß ich in ihm keine Menschenknochen fand. Der König erklärte mir, daß ihr Gott Menschenfleisch verabscheue, daß sie sich desselben gleichfalls enthielten und deshalb viel glücklicher wären, als die Leute in dem benachbarten Orte Tokotoko, das auf der andern Flußseite läge und schon zu Rewa gehöre.

Ich überschritt eine große Brücke und kam auf der andern Seite des Flusses in das Gebiet von Tokotoko, das als besonders starke Festung weit und breit berühmt ist. Wenigstens vier englische Meilen in die Runde um die Stadt zieht sich ein labyrinthisches Gewirr von Wassergräben, Erdwällen und Fußpfaden hin, in dem sich ein Uneingeweihter gar nicht zurecht findet. Auch ich verirrte mich und kam statt nach Tokotoko, stets wieder an meinen Ausgangspunkt zurück. Endlich führte mich ein Knabe zum Häuptling, der mich freundlich aufnahm. Burebasanga, der nächste Ort auf meiner Straße, war ebenso wie Tokotoko befestigt; hinter diesem Städtchen dehnen sich nach Rewa zu, so weit der Blick reichen kann, mächtige kultivirte Ebenen aus. Yams, Zuckerrohr, Taro und andere Kulturgewächse gediehen in üppiger Fülle, dazwischen standen Joi-Bäume, welche eine ölige Nuß liefern und Bergäpfelbäume mit ihren herrlichen Laubkronen. Endlich erreichte ich Rewa, welches von drei Brüdern zu gleicher Zeit regiert wird. Was mir zunächst auffiel, waren die nach europäischer Art gebauten Häuser; eins bewohnte ein Missionär, die anderen beherbergten Handwerker und Mechaniker; sie beschäftigten sich mit dem Ausbessern von Flinten, machten Zimmermannsarbeiten, bauten Boote und dergleichen. Sie nahmen mich freundlich auf und gaben mir zu essen.

Ohne weiteres ging ich nun zu einem der drei Könige hin; er besaß drei Häuser, die von einem saubern Zaune, der ein Thor hatte, umgeben waren. Sein Name war Thakonanto, die Engländer aber nannten ihn „Herr Phillips". Das Aeußere dieses Fürsten war nicht sehr ansprechend; seine Haut war dunkler als die der meisten anderen Eingeborenen, das Gesicht breit, die Nase flach, der Mund sehr groß und besonders durch das Fehlen der Vorderzähne unschön. Als ich an die Thür kam, trat er auf mich zu und fragte in englischer Sprache: „Wie geht's? Ach, ihr kommt, um mich zu sehen; so machen es alle Weißen; alle Fremden sind mir willkommen!" Ein Kredenztisch mit Gläsern, einige Speiseschränke, eine große Uhr, Stühle, Theekessel und allerlei bunt durcheinander gestellte Dinge machten die Einrichtung des Zimmers aus. Zur Theezeit gab es Fisch und Schweinefleisch nebst Thee; die Weißen des Ortes fanden sich ein, eine gemüthliche Unterhaltung begann, und „Phillips" sprach ziemlich fließend Englisch, Spanisch, die verschiedenen Fidschidialekte und die Sprache von Tahiti und den Tonga-Inseln. Für einen Fidschi-Insulaner konnte er als sehr gebildet gelten; er fühlte sich glücklich in der Gesellschaft von Fremden, obgleich sie ihm nicht wenig kosteten. Nach dem Thee mußte sein Diener, der aus Manila stammte, in einem Pulverfäßchen Grog bereiten. Wenn der König und seine europäischen Genossen betrunken waren, was sich zuweilen ereignete, dann wurden allerlei Späße und Rohheiten getrieben.

Zwei von den drei eingezäunten Häusern Thakonanto's waren von seinen Weibern bewohnt, und mehr als siebenzig verschiedene Ortschaften sind verpflichtet, seinen Haushalt mit Lebensmitteln zu versorgen. Wenn dabei die unglücklichen Ueberbringer sich etwas langsam zeigten, dann verschlug es dem Könige nichts, den ersten besten niederzuschießen. Der Leichnam ward in den Fluß geworfen, wo ihn dann die Haifische fraßen.

In dieser Zeit ereignete es sich, daß der baufällige Palast des Königs Drekete, Thakonanto's Bruder, neu gebaut werden mußte. Eine große Menge Sklaven waren beschäftigt, die Blätter zuzubereiten, aus welchen das Dach verfertigt wird. Nach der Vollendung sollten große Festlichkeiten und Tänze stattfinden. Als alle Vorbereitungen zum Bau vollendet waren, wurden ein oder zwei Sklaven geopfert, damit das Werk gut von statten gehe; diese Opfer waren heimlich; soweit ich, als die anderen Europäer sahen etwas davon; es schien mir, als ob hier in Rewa schon eine gewisse Scheu unter den Eingeborenen herrsche, da sie ihren Kannibalismus nicht öffentlich zeigten. Die großen Festlichkeiten, das Austauschen der Fischzähne ꝛc. begann gerade so, wie ich es schon früher oft beobachtet hatte; doch war ich noch immer neugieriger, als die übrigen hier ansässigen Weißen, welche blos ihren Geschäften nachgingen und Geld oder vielmehr Schildkrot verdienen wollten. Ich erwähne dies, da ich das Folgende allein sah und dafür außer mir keinen Augenzeugen anführen kann.

Die Löcher für die Grundpfosten wurden gegraben, in jedes derselben stieg ein Sklave hinein, lebendig ward er mit Erde überschüttet und auf ihm wurden dann die Pfosten errichtet. So baute man das neue Königshaus auf lebendig Begrabenen! Ich habe später noch oft Gelegenheit gehabt, mit den Sklaven in

ihren Dörfern zusammen zu kommen. Diese unglücklichen Menschen befanden sich in einer so traurigen Lage und waren durch die fortwährende Bedrückung so um alles Selbstbewußtsein gebracht worden, daß sie es als eine Ehre betrachteten, geopfert, oder von den Häuptlingen verspeist zu werden. Und so wie die Häuser der Häuptlinge auf Menschen erbaut werden, so benutzt man auch lebende Sklaven als Walzen, wenn ein neuerbautes Königskanoe vom Stapel gelassen wird. In beiden Fällen haben die Fidschi-Insulaner die Vorstellung, daß die dazu verwendeten Sklaven immerdar entweder das Haus oder das Kanoe über der Erde und dem Wasser aufrecht erhielten.

Bei den meisten Großen und Königen auf den Fidschi-Inseln ist es Sitte, daß sie sich mit einem Hofstaate umgeben, in dem sich allerlei körperlich auffallende Leute, wie Krüppel, Zwerge und dergleichen befinden. Nun ereignete es sich, daß von den Tonga-Inseln ein Kanoe nach Rewa kam, in dem sich ein amerikanischer Neger befand, welcher in Tongatabu von seinem Schiff entlaufen war. Sogleich fiel es der Königin, Drekete's Frau, ein, ihren Hofstaat mit diesem Schwarzen zu vermehren, und damit er bei ihr aushielte, wies sie ihm eine ihrer Sklavinnen zum Weib an; das Mädchen aber wollte den dicklippigen, häßlichen „Koch" nicht nehmen. Es ist nämlich auf den Fidschi-Inseln Gebrauch, alle Neger Köche zu nennen; die europäischen und amerikanischen Schiffe, welche hier verkehren, haben auch gewöhnlich Schwarze als Köche. Bei den Eingeborenen ist aber das Kochen der Speisen die niedrigste Beschäftigung, und von den Negern glaubt man, daß sie durch die fortwährende Beschäftigung mit dem Feuer endlich schwarz geworden wären.

Das Mädchen sträubte sich fortwährend, entlief nach ihrer Heimath, ward aber zurück gebracht. Sie wäre unfehlbar getödtet worden, da aber der Neger erklärte, wieder fortgehen zu wollen, wenn er sie nicht bekomme, so stand die Gefahr in Aussicht, daß der Königspalast eine Merkwürdigkeit verlieren würde. Das Mädchen blieb also am Leben, lief aber bald zum zweiten Male fort und wurde wieder eingefangen. Wüthend rannte die Königin auf das arme Geschöpf zu, schlug es und warf es zu Boden. Dann ergriff sie einen Feuerbrand, mißhandelte damit das Mädchen auf empörende Weise und gab schließlich Befehl, ihr die Beine abzubrechen. Ich war Zeuge aller dieser Scheußlichkeiten; als aber zwei Männer auf das Mädchen zugingen, um den Befehl der Königin auszuführen, hielt ich mich nicht länger, stürzte auf sie zu und warf sie zurück. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich aller Anwesenden; die Königin wechselte ihre Farbe und gab den Befehl, mich zu binden und zu tödten. An Widerstand war nicht zu denken; mit auf den Rücken gebundenen Händen ward ich in des König's Haus geführt. Die Königin schimpfte fürchterlich und sagte, dafür, daß ich des Mädchens Leben gerettet hätte, solle ich nun selber sterben. Der Neger war gleich erbötig, mir den Garaus zu machen, weil ich ihn mit einigen, gerade nicht sehr schmeichelhaften Ausdrücken bedient hatte. Die Königin war neugierig geworden, zu erfahren, was ich dem Schwarzen auf Englisch gesagt. Ich übersetzte ihr, daß die Neger die niedrigsten aller Menschen seien, und daß es schade wäre, wegen einer so niedrig stehenden Kreatur ein Fidschimädchen aufzuopfern. Sie war darüber erstaunt und fragte die Tonga-Insulaner, ob das wirklich an dem sei? Diese bestätigten ihr mein Urtheil und sagten noch, daß ich als englischer Gentleman noch weit über den Herren der Neger, über den Amerikanern, stände. In Folge dessen erhielt ich meine Freiheit wieder und ward wegen meines unerschrockenen Auftretens überall hoch geehrt. Die Königin, eine hübsche und noch junge Person, war wie umgewandelt gegen mich, und als einst Drekete, der König, neben ihr saß, rief Ra di ni Bau, Ihre Majestät die Königin von Bau, ihm zu: Kaisi mata vaka puaka, du schweinsgesichtiger Sklave! Der König mußte Platz machen und ich an ihrer Seite niedersitzen. Sie war aus adligerm Blute, als ihr Gemahl, machte sich nicht viel aus ihm und wechselte oft mit ihren Liebhabern.

Ich beobachtete die Sitten und Gebräuche dieser Leute fortwährend. Ein kleiner Krüppel fiel mir auf, weil er als Improvisator und Hofpoet angestellt war; auch hörte ich ihren Bauchrednern zu. Allerlei medizinische Künste gehen im Schwange und besonders sind sie geschickt im Gebrauche von Giften und Gegengiften. Sie sollen es verstehen, Gifte zu bereiten, die erst nach längerer Zeit zu wirken beginnen und einen schleichenden Tod herbeiführen. Auch Maskeraden sah ich, die gewöhnlich zum allgemeinen Ergötzen von den Sklaven aufgeführt werden. Einst stellte ein Sklav einen weißen Matrosen dar, als dessen charakteristische Eigenschaften eine lange angeklebte Nase und schlechte Zähne gelten, die durch abgebrochene kleine Stückchen eines schwarzen Thonpfeifenrohrs dargestellt wurden.

Oft machte ich mit Thakonauto Ausflüge in die Wälder, um Enten und Tauben zu schießen. Einst zeigte er mir einen Baum, der so mit Stechmücken bedeckt war, daß man mit Leichtigkeit von einem einzigen Zweig soviel abstreifen konnte, um buchstäblich eine Mütze damit zu füllen. Es war der „Akau ni namu", Baum der Stechmücken. Dieser Baum war so bekannt, daß man in Rewa sagte, er sei von den Knaben geschüttelt worden, wenn dort die Moskitos häufiger wurden; man glaubt auch fest daran, daß er alle Stechmücken des ganzen Landes anziehe.

Bei einem Ausfluge nach dem vierzig englische Meilen entfernten Inselchen Benga lernte ich die Art und Weise kennen, wie man geistige Getränke abzieht. Die zwanzig oder dreißig Dörfer des felsigen, von hübschen Gewässern durchströmten Eilandes waren unter die drei Könige von Rewa zu gleichen Theilen vertheilt. Zu Thakonauto's Gebiete gehörte der Ort, in dem ich die Destillation mit ansah; ein großer dreibeiniger Pechkessel stand auf drei Steinen über einem lustig prasselnden Feuer. Er enthielt eine gegohrene Mischung von Bananen, Zuckerrohr, Ti-Wurzeln nebst anderen zuckerhaltigen Pflanzenstoffen und war mit einem lehmverklebten Holzdeckel verschlossen, in dessen Mitte sich ein Loch befand; in diesem steckte ein alter Flintenlauf, damit die geistigen Dämpfe abziehen konnten. Der Flintenlauf führte in ein langes und weites Bambusrohr, das in kaltem Wasser lag; in diesem kühlten sich die Dämpfe ab und liefen an dessen vorderem Ende als Branntwein in ein vorgehaltenes Gefäß.

Bei einem andern Ausfluge nach der kleinen Insel Kantavu hatte ich Gelegenheit, eine der scheußlichsten Scenen zu beobachten, welche mir auf den Fidschi-Inseln vorkamen. Als wir dort bei dem uns tributpflichtigen Volke anlangten, fanden wir auch eine Menge Leute von Na buke levu bei den Kantavuanern zum Besuche. Mit Rewa aber standen sie in einem feindlichen Verhältnisse. Im Vertrauen auf die Gastfreundschaft der Leute von Kantavu blieben sie über Nacht da, wurden aber von unseren Leuten im Schlafe überfallen. Die meisten entrannen, aber ungefähr vierzig wurden zu Gefangenen gemacht.

Die Insel Kantavu besteht aus zwei Theilen, die durch eine schmale Landenge verbunden sind, und über diese sollten unsere großen Doppelkanoes weggewälzt werden, um in ein anderes Fahrwasser zu gelangen. Als die besten Walzen zu diesem Zwecke wurden nun die lebenden Körper der Gefangenen betrachtet. Große Bananenbäume wurden gefällt und zerschnitten, und an jede Seite der Schlachtopfer band man einen großen Klotz fest, so daß sie sich nicht bewegen konnten. Auf dem Weg, über den das sehr schwere Doppelkanoe gewälzt werden sollte, wurden die Unglücklichen in gleich weiten Abständen hingelegt. Unsere Leute begannen ein Kriegsgeheul, das große Kanoe ward vorwärts geschoben, und ich ging auf die Seite, um mir den gräßlichen Anblick zu ersparen. Trotz des Gesanges und des Geheules konnte ich das Schreien der armen Menschen hören. Als Alles vorüber war, ging ich hinaus. Mit

dem Gesichte nach oben lagen die vierzig zermalmten Körper da, sie hatten als Walzen gedient und wurden dann — verzehrt.

Die Leute von Kantavu sind sehr abergläubig. Sie schreiben z. B. die vielen Erdbeben, welche oft großen Schaden verursachen, einem Drachen zu. Dieser „A Dage" genießt göttliche Verehrung. Er ist ungeheuer groß und trägt die ganzen Inseln auf sich. Sein Schlaf dauert immer sieben Jahre, und wenn er sich einmal im Schlafe umwendet oder gähnt, so erschüttert er das ganze Gebäude der Inseln, und so entsteht ein Erdbeben. Damit er sich nun recht sanft umwende und nicht zu laut gähne, werden ihm werthvolle Dinge geopfert.

In den Legenden und Sagen der Insulaner spielen die Riesen eine große Rolle. Unter den Riesen war einer, der in einem ungeheuer großen Schiffe einst auf Kantavu anlangte; als Anker diente ihm ein noch auf der Insel liegender Felsenberg, in dem sich eine Höhle befindet. Durch diese Höhle hatte er sein Ankerseil gezogen. Er war so groß, daß er von Insel zu Insel durch das Meer schritt, aber das Wasser reichte ihm nur bis an die Kniee.

Die Phantasie dieser Leute ist immer ungemein rege. So sind sie ungeheure Lügner, die einem auf die glaubwürdigste Weise allerlei Geschichten erzählen. Es begegnete mir oft, daß mir ein Eingeborner entgegentrat und erzählte, so eben habe ein europäisches Schiff Anker geworfen und sei dann von den Insulanern überfallen worden. Er malte Alles bis aufs Kleinste aus, und wenn ich am Ufer weiter nachforschte, ergab sich stets, daß auch nicht ein Wort an der ganzen Sache richtig war.

Bei unserer Rückkehr von Kantavu wurde in Rewa dem König Bericht über alles Vorgefallene erstattet; aus jedem verzehrten Schwein wurden zehn gemacht und die Gefangenen und Getödteten zählten gleich nach Hunderten. Der Erzähler war einmal in Sydney gewesen und belustigte oft den König mit den unglaublichsten Dingen, die er dort gesehen haben wollte. „Seht, König", sagte er, „Ihr wundert Euch über die Geschicklichkeit der Weißen, mit der sie hier unsere großen Bäume in Bretter zersägen. Das ist noch gar nichts. Ich wollte mir die in einem Wald bei Sydney gelegenen Sägemühlen ansehen. Schon vier Tage vorher, ehe ich an dem Platze ankam, war die Luft so sehr mit Sägespänen angefüllt, daß ich kaum sehen konnte. Je näher ich kam, desto schlimmer wurden die Wolken und ich mußte die Augen schließen, um nicht stockblind zu werden. Endlich kam ich ganz im Dunklen herangetappt und was sah ich? Mehrere hunderttausend Sägemühlen, die von einem Bache getrieben wurden." Ein anderer Reisebericht dieses Fidschi-Insulaners lautete dahin, daß er in Sydney die Länge der dortigen Soldatenkasernen habe ausmessen wollen; aber, nachdem er volle drei Monate lang gemessen habe, sei er noch nicht zum Ende gelangt und habe dann nicht weiter messen mögen, weil es doch vergebliche Mühe gewesen wäre.

An der Küste von Viti Levu liegt ein Ort Namens Suba, den ich mit einem alten Engländer aufsuchte, um dort aus den herrlichen Baumstämmen Bretter zu sägen. In einem Tempel (Bure) fand ich einen magern, kränklichen jungen Mann von etwa zwanzig Jahren. Als ich eintrat, wickelte er die Matte, auf welcher er gelegen hatte, zusammen und wollte hinaus gehen. Er sagte, daß er zu seinem Begräbniß wandere. Auf meine Anfrage, wie das zuginge, sagte er, seit drei Tagen habe er nichts gegessen; er werde nun abmagern und die Frauenzimmer würden ihn „lila", Skelett, schimpfen; das könne er nicht vertragen und müsse sich nun begraben lassen. Auf alle meine Einwendungen sagte er nur, daß wir Weißen weniger Schamgefühl als sie besäßen, er könne es nicht ertragen, verlacht zu werden. Seine Verwandten hatten sich unterdessen versammelt. Der Vater stand mit einem Spaten bereit, um das Grab zu graben, die Mutter trug ein Stück Zeug und die Schwester Zinnober in der Hand. Er ging voran, alle folgten ihm, aber nicht etwa klagend und betrübt, sondern ganz vergnügt. Man machte Halt. Der Vater begann zu graben, die Mutter legte dem Sohne den neuen Stoff um, und die Schwester bemalte ihn mit Zinnober und Ruß. Das Grab war fertig. Die Mutter und Schwester rieben zum Abschied ihre Nasen an jener des Jünglings. Ein Trunk Wasser war seine letzte Labung. Dann wünschte er sich an einer Weinrebe aufhängen zu dürfen; der Vater aber ward böse und sagte: „Stirb, wie ein Mann!" Nun legte er sich auf seiner Matte in das nur vier Fuß tiefe Grab, und unter dem Rufe „Sa tiko", Leb' wohl, ward Erde auf ihn geschaufelt, die der Vater feststampfte. Das Begräbniß war zu Ende; Vater, Mutter und Schwester wuschen sich im Bache und kehrten ruhig zur Stadt zurück, wo eine Todtenfestlichkeit mit Tanz stattfand. In der letzten Wohnung des Selbstmörders ward auf Muschelschalen geblasen und mit Bambusstäben geklappert, damit er aus der unsichtbaren Welt nicht wieder zurückkehre.

Hier endet Jackson's Erzählung. Er verließ bald darauf die Fidschi-Inseln, lebte zwei Jahre in Neu-Caledonien und auf den Neu-Hebriden und kam im Juni 1850 nach Sydney.

Ein Bericht Petherick's vom Obern Nil. — Miani gegen Speke.

Es war uns sehr auffallend, daß Kapitän Speke nach seiner Rückkehr so wenig über Konsul Petherick mittheilte, mit welchem er doch in Gondokoro zusammengetroffen war. Er hatte doch in England gehört, welche Gerüchte über den Tod dieses Reisenden in Umlauf gewesen waren, und welche Theilnahme man dem angeblich Verschollenen widmete. Dieser Lakonismus erschien um so unbegreiflicher, da gerade Petherick ausgesandt worden, um den beiden Männern, welche die Nilquellen entdecken sollten, Hülfe zu leisten. Jetzt erfahren wir aus dem Athenäum (Nr. 1870), daß zwischen Petherick und Speke in Gondokoro „Mißverständnisse" obgewaltet hätten. Das Athenäum unterdrückt aber die darauf bezüglichen Stellen eines Briefes, welchen Petherick an einen seiner Verwandten geschrieben hat.

Dieser Bericht ist datirt: Insel Kyt, im Bahr el Gasal, 12. Mai 1863; er gibt eine ins Einzelne gehende Darstellung der vielen Beschwerden und Gefahren, welchen Petherick nicht entgehen konnte. Im November 1861 wurden zwei starkbemannte Boote nilaufwärts dem Kapitän Speke entgegen geschickt. Sie drangen, sagt P., ins Innere, siebenzehn Tagereisen weit in gerader südlicher Richtung von meiner Station in 4° 48′ n. Br., 700 Miles westlich von Gondokoro, wurden aber von den feindlich gesinnten Eingeborenen bedroht und weit und breit herrschte Hungersnoth. Nachdem sie vergeblich nach einer gastlichern Region gesucht, mußten sie umkehren.

Ich war überzeugt, daß für Speke gerade der Mangel an Hülfsmitteln ein Haupthinderniß bilden würde, aber die in England unterzeichneten Summen reichten nicht hin; ich machte deshalb alles Werthvolle, das ich besaß, zu Geld und verschaffte mir damit weitere 4000 bis 5000 Pfd. Sterling. Sodann kaufte ich mir Vorräthe aller Art, schaffte vier Boote an und gab meinem

sehr zahlreichen Gefolge Vorschüsse; es war meine Absicht, in Gondokoro ein großes Depot zu errichten, aus welchem ich mich versorgen konnte. —

Petherick erzählt dann seine Reiseabenteuer. Im März 1862 verließ er Chartum; seine Begleiter waren die Herren Muree, der amerikanische Botaniker Grownell und Foxcroft. Es war schon spät in der Jahreszeit, doch verzweifelte er trotzdem nicht, bis Gondokoro vordringen zu können. Das war jedoch eine Täuschung. Der Südwind, welcher den Fahrzeugen entgegen war, trat sechs Wochen früher als gewöhnlich ein, und dieser Umstand wurde geradezu verhängnißvoll. „Das Schiff Kathleen, das von Kairo erwartet wurde, war nicht angekommen und wir mußten uns mit einem alten Dampfer begnügen, den wir Lady of the Nile tauften." Dieses Fahrzeug wurde sehr oft leck und war oft dem Untergange nahe, die Vorräthe litten Schaden, und am Ende mußten die Reisenden es um Mitternacht verlassen, weil es sank. Auf Koffern, Kisten und Waarenballen retteten sie sich; in aller Eile wurde ein Floß aus Sparren und Rohr oder Binsen angefertigt, und auf diesem befanden sie sich nun auf unübersehbaren Morästen, welche sich am Stromufer hinziehen! Mitten in dunkler Nacht wurde noch vom Boote gerettet, was nur zu retten war, und zwar beim Schein von Laternen und unter den schmerzhaften Stichen von Myriaden Mostitos. Petherick's Frau, Katharina, ermuthigte die Männer und ging in bewundernswürdiger Weise Allen mit Eifer und gutem Beispiele voran, während sie von Mückenstichen entsetzlich gepeinigt wurde. Als die Reisenden späterhin bei stürmischem Wetter von Negern angegriffen wurden, die darauf rechneten, daß während des Regens die Gewehre nicht losgehen würden, lud sie die Flinten.

Die Leidensgeschichte dieser Fahrt auf dem Weißen Nil ist lang. Ein Mast fiel über Bord und zerschlug die Kajüte; auch richtete er unter Stangen und Segelwerk große Verwüstungen an. Der unaufhörliche Regen war in hohem Grade nachtheilig; Taue und Wanten verfaulten, und als wieder ein Gewittersturm kam, rissen sie auseinander. Bei Tage sah man nichts als unendliche Sümpfe und Abends hörte man nichts als das Summen der Mücken. Endlich, unter etwa 6° n. Br., waren auch die letzten Taue und Stricke unbrauchbar geworden und deshalb war nun eine Fortsetzung der Reise nicht mehr möglich. Aber umkehren wollte Petherick nicht, und er landete deshalb an einer Stelle, wo er, rings von Sumpf und Rohr umgeben, einen theilweise nicht flüssigen Schlamm fand. Ein Kytch-Häuptling lieferte Träger, aber in so unzulänglicher Zahl, daß ein ganzer Monat erforderlich war, um alle Habseligkeiten fortzuschaffen.

Die Reisenden mußten oft bis an den Gürtel im Wasser waten, kamen aber in einem Tage bis zu der Jagdstation eines piemontesischen Handelsmannes. Dort zeigten sich jedoch die Neger sehr feindselig, und die Gegend war so arm, daß an ein Vordringen in gerader Richtung nach Süden gar nicht zu denken war. Petherick mußte nach Westen gehen, nach einer andern Station, die in Rohl liegt und demselben Handelsmann gehört; sie war aber mehr als hundert Miles entfernt. Nur dort waren Träger zu haben. Der Weg führte unablässig durch Sümpfe und Moräste; die Neger wagten Angriffe, viele Güter und der photographische Apparat gingen verloren, mehrere Leute starben und Fieber in verschiedener Gestalt nahmen überhand. Nachts ruhete man auf Schlamm oder auf feuchtem Boden in der Nähe irgend eines Viehkraals und die Europäer wären ohne Zweifel erlegen, wenn sie nicht ein kleines Boot aus Kautschuk bei sich gehabt hätten.

Nach sechs Wochen konnten sie endlich eine südliche Richtung einschlagen, weil sie nun wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Aber sie litten sehr am Fieber, und erst nach zwei weiteren Monaten gelangten sie zu der Station unter den Moro, westlich am Gondokoro; dort verweilten sie vierzehn Tage, verschafften sich Träger, wurden wieder einigermaßen gesund, kamen durch ein anmuthiges Hügelland und langten nach einer Wanderung von acht Tagen endlich in Gondokoro an. Dort fanden sie eins von ihren vier Chartumer Booten und noch vier andere mit ergänzten Vorräthen, eine Anzahl bewaffneter Männer und Briefe aus Charthum vom Decembermonate. Zu ihrer freudigen Ueberraschung befanden sich auch Speke und Grant dort.

Petherick machte dann einige Bemerkungen über die Zustände am obern Weißen Nil, die während der letztverflossenen Jahre sich in grauenhafter Weise umgestaltet haben. Was er bemerkt, stimmt ganz mit den Berichten Baker's überein, welche wir früher im Globus mitgetheilt haben (Bd. IV, S. 23). Früher, sagt Petherick, tauschte man Elfenbein gegen Glasperlen, Kaurimuscheln und kupferne Arm- und Beinringe ein; man bezahlte damit auch Träger und Lebensmittel; aber nun ist Viehraub an der Tagesordnung. Von da bis zum Sklavenraub und Sklavenhandel war nur ein Schritt, und dem rechtschaffenen Handelsmann ist nun jede Aussicht auf Mitbewerb verschlossen. Ich habe deshalb meine Station am Niambara oder eigentlich Moro, westlich von Gondokoro, bis wohin meine Leute von arabischen Freibeutern verfolgt worden sind, nach den Niam Niam verlegt, wo es kein Hornvieh gibt. Dasselbe beabsichtige ich jetzt hier (auf der Insel Kyt, am Bahr el Gasal) und sobald ich die ausstehenden Schulden eingetrieben habe, will ich froh sein, alle Geschäfte am weißen Nil aufzugeben.

„Zu meinem großen Mißvergnügen beauftragte Speke mit der Erforschung des zweiten See's (der nordwestlich vom Nyanze See liegt) Herrn Baker, dessen Boote er zur Rückfahrt angenommen hatte. Ich aber beschloß, um auch meinerseits etwas zu thun, in einer andern Richtung dorthin vorzudringen." Daran aber, sagt er weiter, wurde er durch seine Pflicht als Consul verhindert; er schritt gegen die Sklavenhändler ein, verhaftete mehrere derselben und schickte 45 Betheiligte als Gefangene nach Kairo. Darüber waren aber die Bösewichter in Gondokoro dermaßen erbittert, daß sein Leben in steter Gefahr schwebte. Sie machten ihm seine Leute abspänstig und zuletzt blieben ihm nur noch 15 übrig. Baker, auch ein Feind der Sklavenhändler, machte eine ähnliche Erfahrung, und um nur weiter zu kommen, mußte sich derselbe an arabische Handelsleute anschließen, welche eine vier bis fünf Tagereisen südöstlich von Gondokoro gelegene Station besitzen.

In Folge so vieler Widerwärtigkeiten und des schlechten Klimas von Gondokoro wurde Frau Petherick krank. Man vertauschte also diesen Punkt und schiffte stromab bis zur Insel Kyt, wo es sich mit der Gesundheit besserte. Am 12. Mai wollte Frau Tinne, mit welcher Petherick dort zusammentraf, nach dem Innern aufbrechen, er selbst aber demnächst sich an den Sobat begeben, um dort den Sklavenhändlern aufzupassen.

So viel über Petherick. Was nun den Venetianer Miani anbelangt, so war derselbe im August 1863 zu Wien, um dort beim Kaiser Franz Joseph um eine Unterstützungssumme nachzusuchen. Er will nämlich eine neue Expedition nach dem Obern Nil unternehmen. Daß es mit Speke's bisherigen Angaben nicht in allewege seine Richtigkeit habe, ist allgemach zu einer europäischen Ueberzeugung geworden. Auch Miani, der von Norden her weiter nilaufwärts gekommen war, als irgend ein Reisender vor ihm, spricht scharfe Zweifel aus. Einem Wiener Bericht in der Allgemeinen Zeitung zufolge behauptet er sogar, Speke und Grant hätten den Tamarindenbaum, in welchen er, Miani, seinen Namen eingeschnitten hat, gar nicht gesehen, obwohl sie das behaupten. Dieser Baum stehe am östlichen Ufer des Nil, während Speke und Grant ihn am westlichen Ufer einzeichnen, und zwar an einer Stelle, wo sie den Nil eine Krümmung machen lassen. Diese sei aber gar nicht vorhanden. Auf der Stelle, wo Speke auf seiner Karte den Nzige-See einzeichnet, befinde sich der große Fluß Gici. Auf Speke's Karte fehlen alle Namen der Länder, welche Miani durchwandert hat;

eben so fehlen die verschiedenen Namen, welche der Nil während seines Laufes durch die zwei Länder annimmt. Von Gondoloro nach Galuffi gebrauchte Miani 15 Tagereisen und eben so viele zurück, während er sich in Galuffi 5 Tage lang aufhielt. Dort, im 2.° n. Br., schnitt er seinen Namen in eine große Tamarinde. Da aber die englischen Reisenden nach ihren eigenen Angaben von Kamrasi nach Karuma den Lauf des Flusses verließen und eine nordöstliche Richtung einschlugen, so konnten sie weder jene Tamarinden noch den Fluß Mery, gegenüber von Galuffi, gesehen haben. Dieser aber sei kein anderer als der Nil, welcher hier einen andern Namen führt; an seiner Quelle in Patico, im Lande der Galla, heiße er, nach der Aussage der Eingebornen, Amé, und entspringe keineswegs in einem See.

Miani ist inzwischen nach Triest gegangen, um dort Vorbereitungen zu seiner Reise zu treffen. A.

Aus allen Erdtheilen.

Ostindien. Am 30. April ist in Bombay die Flotte der ehemaligen Ostindischen Compagnie, wenn der Ausdruck erlaubt ist, begraben worden. Zehn Minuten vor Mittag ging Kommodore Frushard an Bord der Adschdaha, und als die Glocke Zwölf schlug, wurde die Flagge der Kompagnie, welche noch flatterte, mit elf Kanonenschüssen begrüßt. Dann verschwand sie für immer.

In Calcutta schwärmt man für eine Eisenbahn nach St. Petersburg und London; sie soll durch Centralasien geführt werden und nur im Kaspischen Meere, das aber mit Dampfern befahren wird, eine Unterbrechung erfahren. Auf europäischer Seite würde Astrachan an den Mündungen der Wolga den Anfangs- resp. den Endpunkt bilden. Man nimmt gewiß irrthümlich an, daß diese, ohnehin im weiten Felde stehende Bahn einer Euphratbahn und dem Suezkanal Wettbewerb machen werde, so sehr, daß diese beiden Anlagen überflüssig erscheinen.

Zwei eigenthümliche Dinge machen in Indien viel von sich reden: die Schweine und die Schuhe. Mit der Schweineangelegenheit verhält es sich folgendermaßen. Der Vicegouverneur Sir Charles Trevelyan hatte in Calcutta eine große landwirthschaftliche Ausstellung veranstaltet. Er selber ist ein ausgezeichneter Schweinezüchter und wollte seine Schweine zeigen. Aber diese Thiere gelten sowohl bei Brahmanen wie bei Mohammedanern für unrein. Der Engländer glaubte trotzdem durchdringen zu können, sah aber bald, daß ihm nichts anders übrig blieb, als klein beizugeben. Die reichsten Grundbesitzer erklärten, daß sie ihre geheiligten Kühe nicht ausstellen würden, wenn der Engländer darauf bestehe, die Schweine auszustellen. Also blieben diese fort.

Die „große Schuhfrage" hat eine politische Tragweite. Seit Anbeginn der englischen Herrschaft in Ostindien ist es herkömmlich, daß Briten und Eingeborene bei amtlichen Feierlichkeiten sich gegenseitig Höflichkeitsbezeigungen nach ihrer Landes- und Volkssitte erweisen. Demgemäß behält der Indier seinen Turban auf dem Kopfe, legt seine Pantoffeln ab und erscheint barfuß vor dem Engländer; dieser behält die Schuhe an und nimmt den Hut ab. Damit sind beide Theile seit vielen Jahren ganz zufrieden gewesen. Dann aber fiel es dem Generalstatthalter Lord Canning ein, zu befehlen, daß die eingeborenen Offiziere nach europäischer Art vor ihm erscheinen sollten. Natürlich erhob sich die Frage, was sie mit ihren Schuhen anfangen sollen, und diese ist noch nicht beantwortet worden. Einige Offiziere legen dieselben nach wie vor ab, ohne sich um den Befehl zu kümmern. Andere behalten sie an. Aber keiner will sich dazu verstehen, die Kopfbedeckung abzunehmen, schon deshalb nicht, weil man an der Art und Weise, wie der Turban getragen wird, und an der Gestalt desselben die Kaste des Trägers erkennt. In Simla, wo der jetzige Generalstatthalter Lord Elgin Sommerfrische hält, ist ein Ausschuß niedergesetzt worden, um über diesen allerdings wichtigen Gegenstand zu berathen. In Calcutta ereignete sich ein Vorfall, welcher ein Schlaglicht auf die Frage wirft. Ein Eingeborener hatte die Vorkehrung getroffen, sich seine Schuhe an den Beinkleidern festzunähen; aber ein englischer Offizier beging die Brutalität, ihm dieselben abschneiden zu lassen. Darüber hat der Hindu eine Klage bei den Gerichten anhängig gemacht.

Freimaurerei unter den Hindu's. Darüber ist in Delhi eine interessante Entdeckung gemacht worden. Während der großen Sipahi-Meuterei wurde ein verwundeter englischer Offizier an einen sichern Ort gebracht und verbunden. Dabei erzählte er, daß er sich verloren und dem Tode nahe geglaubt und dann vielleicht unwillkürlich das in größter Noth gebräuchliche Maurerzeichen gemacht habe; auch sprach er ein Wort aus, das nur Eingeweihete kennen. Zu seiner Ueberraschung wiederholte ein vornehmer Hindu Zeichen und Wort und nahm sich des Bruders an. Seitdem haben sich die Engländer große Mühe gegeben, um der Verbindung unter den Eingebornen, von welcher sie nicht einmal eine Ahnung hatten, auf die Spur zu kommen. Man weiß, daß in Indien sehr viele Geheimbünde vorhanden sind, aber sie haben keine schriftlichen Urkunden, sondern nur Zeichen und Symbole. Vor dem Ausbruche des großen Aufstandes wurde in geheimnißvoller Weise eine Lotusblume unter den verschiedenen Sipahiregimentern umhergeschickt; bald nachher spielten Honigkuchen eine ähnliche Rolle.

Soll Calcutta die Hauptstadt des indischen Reiches bleiben? Diese Frage wurde schon 1857 gestellt und man erörterte seit jener Zeit den Plan, eine der großen Städte im Nordwesten zur Hauptstadt zu erheben. Calcutta eignet sich allerdings jetzt nicht mehr zu einer solchen, denn es liegt am äußersten Ende des Landes, und der Sitz der Regierung muß mehr nach der Mitte hin verlegt werden. In Calcutta leben etwa 30,000 Europäer unter ungefähr einer Million Eingeborner; im Fall einer Revolution wäre sie vom übrigen Land abgeschnitten und die Regierung gleichfalls. Die Verlegung scheint jetzt ausgemacht zu sein, doch schwankt man noch zwischen Delhi und Agra. Delhi liegt an der Einmündung der Yamuna (Dschamna) in den Ganges, war Hauptstadt des Großmogul, und es knüpfen sich an diese Stadt große geschichtliche Erinnerungen. Agra galt einst für die reichste Stadt der Welt, hat eine treffliche Lage, von der aus der ganze Norden leicht überwacht werden kann, prangt noch heute mit vielen Tempeln und Palästen und ist Knotenpunkt für die Bahnen von Lahore, Delhi und Calcutta und für den Handel von großer Wichtigkeit.

Die Eisenbahnen haben in Ostindien einen Erfolg, der jede Erwartung übertrifft. Lange wollten die Hindu's von dem neuen Verkehrsmittel nichts wissen, denn die Priester waren demselben nicht gewogen; als sie aber einmal das Vorurtheil überwunden hatten, wurden sie leidenschaftliche Passagiere. Eine Fahrt auf den indischen Bahnen hat für den Europäer einen ganz ungemeinen Reiz; namentlich der Geograph und Ethnolog findet bei derselben seine Rechnung. Die Schienenwege führen bald durch freundliche, sorgfältig angebaute Gegenden, dann wieder durch wildes Waldgestrüpp, wo der Tiger brüllt, wenn die Lokomotive pfeift. Man kommt über riesenhafte Viadukte und schaut hinab in Flüsse, an deren schlammigen Ufern Krokodile sich sonnen. Anfangs eilten sie ins Wasser, wenn die Lokomotive heransauste; jetzt haben sie sich daran gewöhnt und bleiben ruhig liegen, ähnlich wie unser wiederkäuendes Hornvieh auf Feldern und Wiesen. An allen Bahnhöfen hat man ein ungemein buntes Schauspiel. Der Bahnhofinspector ist allemal ein Engländer, ein schweigsamer Mann, der eine ähnliche Tracht hat wie die Polizeidiener in London; er versteht aber etwas Hindustanisch. Es kostet ihn große Mühe, die Ordnung zu erhalten; denn Alles drängt und lärmt durcheinander. Im Leben dieses Volkes ist noch Vieles wie vor drei Jahrtausenden. Da kommen Träger in hellen Kleidern und setzen im Bahnhof eine Sänfte nieder. Wer sitzt darin? Eine mit Juwelen und Edelsteinen reich geschmückte Braut von vier Jahren; sie erwartet ihren sechsjährigen Bräutigam, welcher mit dem nächsten Zug eintreffen wird. Da zieht eine Schaar von Pilgern an; sie alle sind nur mit einem rosenrothen Lendenschurz und mit einem Turban bekleidet; jeder trägt ein

Gefäß, das mit Wasser aus dem heiligen Gangesstrome gefüllt ist, und das er wie einen Schatz hütet; er will es mit in seine, vielleicht weit entfernte Heimath nehmen. An einem Pfeiler liegt ein ekelhafter, mit Ungeziefer bedeckter Fakir und stellt seine widerwärtigen Wunden, welche er sich selber zugefügt hat, zur Schau aus. Die Hindu können sich an den Gedanken fester Preise nicht gewöhnen; deshalb sucht am Schalter des Einnehmers jeder etwas vom Betrage der Fahrkarte abzuhandeln. Davon kann allerdings keine Rede sein, dann wird geschimpft über die „europäischen Schweine", deren Ammen, Väter und Mütter. Im Jahre 1862 ist die indische Centralbahn von mehr als 6 Mill. Fahrgästen benutzt worden.

Die Hindu's fahren zumeist in der dritten Klasse. Dort sind sie zusammengedrängt wie Häringe, sitzen halbnackt, schreien, gestikuliren, rauchen ihre Habbelbabbel oder kauen Betel und speien den rothen Speichel umher in eben so widerwärtiger Weise, wie die Yankees den braunen Saft ihres Kautabaks. Die Eisenbahnen nützen dem Land ungeheuer, doch ist vorerst ein großer Nachtheil mit ihnen verbunden. Die Regierung hat nämlich kein Mittel, zu verhindern, daß auch Thags und Dakoïts, Angehörige der Würger- und Mörderbanden, welche ein Schrecken für ganz Indien sind, sich dieses Transportmittels bedienen und weiter als je zuvor über das ganze Land sich verbreiten. Wer heute an einer Stelle einen Raubmord begangen hat, kann morgen schon hundert Meilen weit von derselben entfernt sein. Es ist eine Schwäche der Aeltern, ihren kleinen Kindern so viele Kostbarkeiten als möglich anzuhängen, und das reizt die Mörder. Diese Kinder werden in den Dörfern überfallen, und im vorigen Jahre sind hunderte derselben unter der Würgeschnur der Thags oder unter dem Messer der Dakoïts ums Leben gekommen. Man hat die Polizei auf dem Lande beträchtlich vermehren müssen, aber trotzdem dauern die Unthaten fort.

La Plata-Region. In der Provinz Rioja ist ein sehr reichhaltiges Petroleumbecken gefunden worden; eine wissenschaftliche Untersuchung hat ergeben, daß dasselbe sich mit jenem in Pennsylvanien messen kann. Es fehlt aber an genügenden Arbeitskräften zur Ausbeute. — Die Umgegend von Tucuman hat viel durch Ueberschwemmungen gelitten; der Regen fiel 21 Tage hintereinander ununterbrochen in gewaltigen Strömen; die Zuckerfelder standen völlig unter Wasser, bei Molino de Ojedo mußten die Menschen Rettung auf den höchsten Zweigen der Bäume suchen. Als der Gouverneur mit einer Hülfsmannschaft Rettung bringen wollte, liefen die Soldaten vor Schrecken davon; nur drei Mann und der Gouverneur hielten aus und retteten wenigstens einige Menschen. Auch Santiago del Estero ist schwer heimgesucht worden; das linke Uferland des Rio Hondo bildete einen weiten See, die Ortschaften Malvinas und Manantial ragten nur mit den Dächern über die Flächen; die Stadt Leales, aus welcher sich kaum einige hundert Menschen retten konnten, ist bis auf drei Häuser völlig verschwunden; selbst die Kirchen sind fortgeschwemmt worden. Der Fluß Gajon hat eine Strecke Landes von wenigstens zwölf Quadratmeilen unter Wasser gesetzt.

Paraguay. Dieser Staat ist durch die mit Unrecht viel verschriene Politik des Doktors Francia, welcher das Land vom Verkehr nach Außen abschloß, von Revolutionen und Bürgerkriegen befreit geblieben und fristet sich ein bescheidenes und friedliches Dasein. Auch fehlt der Fortschritt nicht und Paraguay ist nun längst den Fremden eröffnet. Wir begreifen sehr wohl, weshalb es sich nicht in engere Verbindungen mit den übrigen Republiken einläßt. Peru möchte einen Gesammtbund aus allen südamerikanischen Staaten bilden, und 1856 hatten Chile und Ecuador sich in demselben Sinn ausgesprochen. Jüngst hat Peru den Plan wieder in den Vordergrund geschoben. Derselbe ist aber von Seiten Paraguays entschieden abgelehnt worden.

In Asuncion, der Hauptstadt des Landes, ist ein statistisches Bureau errichtet worden, und an Vollendung der Eisenbahn, welche den Paraguaystrom mit dem Parana verbinden soll, wird eifrig gearbeitet. — Der Staat besitzt mehrere sehr tüchtig gearbeitete große Kriegsdampfer und neun kleinere, die auch für den Handelsverkehr benutzt werden. Sie alle sind auf den Werften des Landes gebaut worden.

Die Ausfuhr von Tabak, der ein vortreffliches Blatt liefert, wird mit jedem Jahre beträchtlicher; im Jahre 1862 wurden 374,000 Centner in Blättern, zumeist nach England und Spanien, exportirt. Auf die Bedeutung, welche der Tabaksbau in Paraguay gewinnen werde, hat der Schreiber dieser Zeilen schon vor zehn Jahren im Bremer Handelsblatte hingewiesen; die Hanseaten haben aber diese Winke unbeachtet gelassen.

Barbarei der Engländer auf Neuseeland. Wir wiesen vor einiger Zeit darauf hin, daß die Eingeborenen Neuseelands rasch an Zahl abnehmen. Hr. v. Hochstetter entwarf darüber ein ergreifendes Bild. Inzwischen hat der Krieg gegen diese Maori's, welcher schon so viele Menschenleben verschlang, eine immer gräßlichere Gestalt angenommen, wie sich aus folgendem Bericht ergibt:

Die Dinge, welche gegenwärtig in Neuseeland vorgehen, sind zwar nur eine beschränktere Auflage von dem, was vor 6 Jahren in Indien geschah, aber sie sind sehr lehrreich als Kommentar zu der englischen Philanthropie. Freilich handelt es sich um eine sehr prosaische Realität. Von den habgierigen englischen Kolonisten werden die unglücklichen Eingeborenen allmälig, aber mit unwiderstehlicher Konsequenz, aus dem Lande verdrängt, auf dem sie und ihre Vorfahren seit Jahrhunderten gewohnt haben. Allerdings geschieht Alles auf sehr „gesetzlichem" Weg. Das Parlament von Auckland macht das Gesetz, daß das Land individuelles Eigenthum und nicht Stammesbesitz sei. Auf dieses „Gesetz" gestützt, greift man ein beliebiges Individuum auf und läßt es für eine Flasche Rum, für eine alte Uniform oder auch für gutes Geld das verkaufen, was ihm nicht gehört, und der Kolonist erwirbt so ein Eigenthum, zu dessen Schutz er die bewaffnete Macht Englands aufzubieten befugt ist. Die Maoris jedoch haben von ihren Vätern den Rechtsgrundsatz ererbt, daß das Land dem Stamm gehöre und kein einzelnes Individuum darüber verfügen könne. Diese sogenannten „Käufe" sind also für sie nichts als Räubereien. Sie greifen daher ganz natürlich zur Büchse und schießen den räuberischen Eindringling, der seinen Raub nicht gutwillig fahren lassen will, nieder. Dies ist das Vorspiel aller bereits chronisch gewordenen Maorikriege. Und wie werden diese Kriege nun geführt? Ein britischer Offizier, Oberstlieutenant Hutchins, entblödet sich nicht, in seinen offiziellen Bericht über den letzten Zusammenguß mit den Eingeborenen folgende Stelle aufzunehmen: „Eine oder zwei Frauen befanden sich unter den Gefallenen, und verschiedenen verwundeten Männern wurde bei dem Schlußangriff mit dem Bajonnett der Garaus gemacht (despatched). Die Zahl der Getödteten wird verschieden, von 50 bis 100, angegeben. Der Verlust auf unserer Seite ist: einer getödtet und vier verwundet." Ein Augenzeuge, dessen Bericht unmittelbar unter dem des Herrn Hutchins in der Times abgedruckt wird, fügt hinzu: „Eine Frau warf sich über ihren verwundeten Gatten, um ihn zu schützen, und wurde mit dem Bajonnett durchbohrt." Wohlverstanden! Dies waren nicht die Handlungen einer kleinen desperaten Bande, überfallen und umschwärmt von einer Uebermacht heulender Wilden, sondern die Uebermacht war auf Seite der Engländer. In dem Verhältniß von 3 zu 1 hatten sie die Eingeborenen im Schlaf überfallen und schossen sie mit Armstrongkanonen vom Land und mit Bomben vom Meer aus fast ohne Widerstand nieder. Wie wenig die Schlächterei ein Kampf genannt werden konnte, geht aus der Thatsache hervor, daß von den Angreifenden nur ein Mann getödtet wurde.

Eine neue Faserpflanze in Queensland, Australien. Es scheint, als ob dieselbe von großer Bedeutung und ein Ersatzmittel der Seide werden solle. Man hat aus ihr schon Gewebe verfertigt, die feiner sind, als die zartesten von der Alpaeawolle. Die Pflanze ist die Sida retusa und wurde zuerst auf der londoner Ausstellung gezeigt. Ihre Vorzüge leuchteten den Fabrikanten ein, und gegenwärtig sind die Versuche schon derart gelungen, daß es heißt, man werde die ganze Weberei revolutioniren. In Queensland betrachtete man die Sida als ein schädliches Unkraut, das ausgerauft und verbrannt wurde. Ein Ansiedler aber hatte den glücklichen Gedanken, eine Partie davon nach London zu schicken und jetzt gehen schon tausende von Tonnen Sida nach Europa. Das Sidazeug ist wasserdicht, hat schönen Glanz und ist billiger als Seide. — In Betreff der letztern wollen wir Folgendes hinzufügen. Von Turin aus wurde im vorigen Jahr eine Gesandtschaft nach Japan geschickt. Auf dem Rückwege hat dieselbe eine Reise durch Indien gemacht und will über Rußland nach Italien heimkehren. An der Spitze steht Doktor Orio aus Mailand; seine Hauptaufgabe ist, aus dem Morgenlande den Samen von Seidenwürmern mitzubringen; denn in Europa scheint der Seidenwurm sich erschöpfen zu wollen. Man hat es namentlich auf die berühmten Zuchtarten in Kaschmir abgesehen.

Der Essigfluß in Neu-Granada. Ludwig Schmarda besuchte auf seiner Reise um die Erde in den Jahren 1853 bis 1857 auch die Republik Neu-Granada. Bei dem Dorfe und Vulkan Purace sah er den berühmten Essigfluß oder Rio vinagre, der, zwischen Trachytwänden hervorschäumend, verschiedene Wasserfälle bildet. Das Wasser war trübe von erdigen Theilen und schmeckte sehr bemerkbar säuerlich mit einem süßlich zusammenziehenden Beisatz; es enthält vorzugsweise Alaun und etwas freie Salz- und Schwefelsäure, doch in solcher Menge, daß der Staubregen des Wasserfalles ätzend auf die Augen wirkt. Diese Bestandtheile des Wassers rühren von vulkanischen Einflüssen her. Fische kommen im Essigfluß natürlich nicht vor, und selbst noch zwei oder drei Meilen unterhalb seiner Einmündung in den Cauca kommen auch in diesem Strome keine lebenden Wesen vor. Dagegen vegetiren einige Algen in dem Flusse. Eine industriöse Bevölkerung hätte hier Alaunsiedereien oder Sämischgerbereien anlegen können — allein die Neu-Granadesen thun eben lieber gar nichts.

Die Newyorker Jugend. Wir finden in einem Newyorker Blatte Folgendes: Jene Altersklassen, in denen der civilisirte Mensch die Schule zu besuchen pflegt, müssen unter den 850,000 Einwohnern Newyorks wenigstens 185,000 Kinder zählen. Von diesen waren im vergangenen Jahre 120,000 in den verschiedenen Schulen eingeschrieben worden. Dieses Verhältniß wäre nicht so ungünstig, wenn sich der durchschnittliche Schulenbesuch nicht bedeutend geringer herausstellte. Die durchschnittliche Anzahl der in den Schulen wirklich anwesenden Kinder betrug nicht mehr als 43,000. Somit schwänzten unter 3 Schülern stets 2 die Schule, und von 4 Kindern war kaum 1 ein regelmäßiger Schulbesucher.

Die Straßen Newyorks sind viel besser mit diesen Altersklassen bevölkert. Man kann annehmen, daß wenigstens 50,000 junge Newyorker zwischen 6 und 15 Jahren den größten Theil des Tages auf der Straße zubringen; hierbei wird die Zahl der Kinder, die zwar keine Schule besuchen, aber zu Hause unter Aufsicht der Aeltern sind, oder schon Geld verdienen müssen, auf 90,000 angenommen.

Diese 50,000, wenn nicht mehr, die ihre Erziehung auf der Straße holen, sind es nun, aus denen die meisten Verbrecher ihre Armee rekrutiren. Man ist in Newyork an das Entsetzliche, daß die größere Hälfte der Verbrecher aus Unmündigen besteht, bereits so sehr gewöhnt, daß ein 14jähriger Einbrecher oder ein 8jähriger Taschendieb nicht das geringste Aufsehen erregt. Wenn ein Todtschläger 19 Jahre alt ist, überrascht seine Jugend nicht mehr.

Diese Thatsachen bilden einen seltsamen Kontrast gegen den Eifer, mit welchem die Metropolitan-Polizei die Biertrinker und Kartenspieler verfolgt. Es gibt ein Gesetz, erlassen am 12. April 1843, welches alle Aeltern, die ihre Kinder zwecklos durch die Straßen streichen lassen, einer Geldstrafe von 50 Schilling unterwirft. Warum bleibt es ein todter Buchstabe? Wenn man demselben in seiner ganzen Ausdehnung nachkommen würde, dann hätte die Polizei genug zu thun; sie würde nicht, von langer Weile geplagt, stundenlang an den Straßenecken zu stehen brauchen, um Frauen mit Bierkrügen abzufassen.

Jeder, dem die Abnahme der Verbrechen am Herzen liegt, würde ihnen viel dankbarer sein, wenn sie ein, die Sittlichkeit der unteren Volksschichten betreffendes, vernünftiges Gesetz zur Ausführung brächten, statt unvernünftige, gegen ein unschuldiges Getränke gerichtete Polizeiverordnungen mit einem Eifer durchzuführen, der einer bessern Sache würdig wäre.

Ein Berliner Kind unter den Afghanen. Wir haben früher im Globus (Bd. III, S. 288) die Abenteuer des Schuhmachers Friedrich Wilhelm Gebhardt in Afghanistan erzählt. Herr Dr. med. Häntzsche in Dresden nahm davon Anlaß, sein Zusammentreffen mit diesem eigenthümlichen Wanderer in Persien zu erzählen (Globus Bd. IV, S. 287); er bemerkte, daß es erfreulich sein werde, wenn irgend Jemand im Orient durch seine Notiz im Globus sich bewogen fände, Nachforschungen über des ehrlichen Gebhardt weitere Schicksale anzustellen.

Nun erfahren wir, daß die Afghanen diesem unsern Landsmanne den Hals nicht abgeschnitten haben; denn wir erhielten von einem deutschen Kaufmann, Herrn Rudolf Karl Pleimes, folgende Zuschrift:

Alexandria, Aegypten, 15. Sept. 1863.

„In den letzten Nummern des Globus, welche mir zukamen, las ich mit Interesse den „Fr. W. Gebhardt" betreffenden Artikel des Hrn. Dr. Häntzsche. Sie wähnen den Mann in der Gefangenschaft der Afghanen; ich kann Sie jedoch darüber beruhigen, wie Sie aus Folgendem ersehen werden.

Im August 1859 kehrte ich von einem längern Aufenthalt in Suakim am Rothen Meere nach Dscheddah zurück. Da meine Fußbekleidung sich in ziemlich mangelhaftem Zustande befand, erbat ich mir von einem Bekannten in Dscheddah die Adresse eines zuverlässigen Schusters. Derselbe berichtete mir zu meinem Erstaunen, daß sich ein deutscher Schuster in Dscheddah aufhalte, und ließ mich auf mein Ersuchen zu demselben führen. Mein Begleiter brachte mich auf den Marktplatz, wo wir uns durch eine Masse von Arnauten, Melonenhändlern 2c. durchdrängen mußten und hielt plötzlich vor einem schlicht aussehenden Manne in arabischer Kleidung, d. i. blauem bis an die Knöchel reichendem Hemd und Fes. Ich hätte den Mann nie für einen Deutschen gehalten, wenn nicht sein klares blaues Auge, noch mehr aber ein „Guten Tag, Landsmann" mich von seiner Nationalität überzeugt hätte. Ich kam bald in ein längeres Gespräch mit ihm, worin er mir in Kurzem seine Wanderungen durch den Orient erzählte, welche genau mit Ihrem Artikel im Globus übereinstimmen, weshalb ich ein Wiederholen derselben unterlasse. Damals kam er von Bagdad und war auch in Mekka gewesen. Sein nächstes Ziel wäre Indien. Die Schuhe, die ich mir von ihm machen ließ, stellten mich sehr zufrieden und leisteten mir auf späteren Wüstenreisen, wo ich des unbequemen Schaukelns auf dem Kameele wegen manche Strecke zu Fuße zurücklegte, gute Dienste."

Ludwig Schmarda am Adriatischen Meere. In Oesterreich tritt in preiswürdiger Art ein Bestreben zu Tage, die reichen Hülfsquellen des schönen Kaiserstaates immer mehr zu entwickeln. So hat in allerjüngster Zeit das Marine-Ministerium die Ausarbeitung eines neuen zeitgemäßen Gesetzes über die Seefischerei in Angriff genommen; es will zugleich Maßregeln treffen, um die österreichische Seefischerei und die Produktion der übrigen für die Volkswirthschaft bedeutenden Meeresprodukte auf einen höhern Ertrag zu bringen. Das Marine-Ministerium hat, wie man uns aus Wien schreibt, einen ausgezeichneten Mann, den durch seine Reisen und seine zoologischen Arbeiten bekannten Professor der Wiener Universität, Dr. Ludwig K. Schmarda, mit der wissenschaftlichen Erforschung dieser Angelegenheit betraut, um eine Grundlage für die beabsichtigten Maßregeln zu gewinnen. Professor Schmarda hat Ende August seine Reise an das Adriatische Meer angetreten.

Eisenbahnen in Mexiko. Der Bau der Eisenbahn zwischen Veracruz und Orizaba schreitet rasch vorwärts; sie wird schon bis Soledad befahren und soll dieses Jahr noch Chiquihnite erreichen. Mehrere Brücken sind bereits vollendet, andere im Bau, namentlich ein Meisterstück über die Baranca von Metlac, von 1000 Fuß Höhe über dem Abgrund und 220 Meter Länge.

Eisenbahn von Moskau nach Sebastopol. Der Kaiser von Rußland hat einem englischen Hause die Bewilligung zum Bau einer Eisenbahn von Moskau nach Sebastopol ertheilt. Der Bau soll in sechs Jahren ausgeführt werden. Durch diese Bahn wird das Eisenbahnnetz, das sich durch das europäische Rußland schlingt, vollständig, insofern jetzt auch für den Osten eine Eisenbahnverbindung zwischen St. Petersburg und dem Schwarzen Meer hergestellt wird. Der Westen erhält eine solche durch die schon in Angriff genommene Odessa-Kiewer Eisenbahn. Der Handel und der Wohlstand der bevölkerten östlichen Provinzen Rußlands werden dadurch einen außerordentlichen Aufschwung nehmen, besonders da Sebastopol zu einem Freihafen erklärt wird.

Volksmenge in Holland. Die Ergebnisse der jüngsten Volkszählung in Holland sind jetzt bekannt geworden. Die Gesammtbevölkerung des Königreiches beläuft sich auf 3,293,577 Seelen (1,616,357 männlichen und 1,677,220 weiblichen Geschlechts). Von dieser Gesammtzahl waren 1,808,311 niederländische Reformirte, 9689 wallonische Reformirte, 5270 Remonstranten, 65,470 abgeschiedene (?) Christen, 41,865 Mennoniten, 54,318 evangelische Lutheraner, 9822 Altlutheraner, 334 Herrnhuter, 1,225,171 Katholiken, 5337 Altrömische (?), 60,409 niederländische und 3018 portugiesische Israeliten.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die Südslaven.

Vom **Frhrn. v. Reinsberg-Düringsfeld.**

Das Gebiet der Südslaven. — Religiöse Verschiedenheit und nationale Uneinigkeit. — Patriarchalische Sitten. — Hochzeiten. — Die Morlaken und ihre Lebensweise. — Glaube an Vampyre und Hexen. — Niedrige Stellung der Frauen. — Kleidertrachten. — Blutrache. — Die Montenegriner.

Wenn man mit dem Dampfschiff von Triest nach Venedig fährt, erblickt man in der Ferne malerisch geformte Berge, welche den Horizont begrenzen: es sind die Frianler Gebirge. Kahl und hell, wie alle Bergketten, welche die Küsten des Adriatischen Meeres begleiten, zeichnen sie sich vor diesen weder durch ihre Höhe, noch durch ihre Farbe aus, aber dem Ethnographen sind sie wichtig, weil sie die Grenzscheide zwischen den Slaven und den Westromanen bilden. Denn von den Alpen Kärnthens bis zu den Bergen Montenegro's und von den Ufern des Isonzo bis zur Westküste des Schwarzen Meeres wohnen fast ununterbrochen die Völkerschaften slavischen Stammes, welche man mit dem Namen Südslaven bezeichnet. Obwohl sie mit ihren Kolonien am Plattensee und in den Komitaten Wieselburg, Oedenburg und Eisenburg bis in die Kreise unter dem Wiener Walde und dem Mannhartsberge hineinreichen und so gewissermaßen mit den Slovaken, den südlichen Vorposten der Nordslaven, in unmittelbarer Verbindung stehen, sind sie doch körperlich und geistig, in Sprache und Sitten so verschieden von den Nordslaven, daß sie mit Recht als ein besonderer Zweig der slavischen Rasse angesehen werden, der in Vereinigung mit den Russen den großen südöstlichen Hauptast ausmacht.

Ihr Kernland bildet das Gebiet zwischen dem Adriatischen und dem Schwarzen Meere, südlich von der Drau und der

Die Frianler Gebirge. (Nach einer Originalzeichnung von Philipp Kanitz.)

Donau bis zu einer Linie, die man sich durch die Städte Antivari, Novi Bazar, Prisrend, Ochrida, Kastoria, Nianista, Saloniki, Adrianopel, Sisseboli, Burgas, Slivno und Razgrad gezogen denken muß. Nur an der Theiß, Marosch und Temesch, in der Vojvodina, der Batschka und dem Banat, der Kornkammer Ungarns, haben die Südslaven auch von dem linken Ufer der Donau Besitz genommen, und im äußersten Westen der beschriebenen Länderstrecke haben sich die Slovenen oder Wenden (Winden), deren Hauptsitz Krain mit dem Marburger Kreise ist, früh schon in dem österreichischen Küstenlande, in Istrien, in den Frianler Gebirgen und den westlichen Komitaten Ungarns ausgebreitet.

So ausgedehnt aber der Flächenraum ist, den die Südslaven inne haben, so beträgt doch ihre Gesammtzahl, den neuesten Angaben gemäß, kaum acht Millionen Seelen, von denen über vier Millionen unter der Herrschaft

Oesterreichs und die übrigen unter der Hoheit der Pforte leben. Die Sprache scheidet sie in Slovenen, Kroaten, Serben und Bulgaren, obwohl die zwischen ihren Sprachweisen bestehenden Abweichungen, welche nur im allmäligen Uebergange eintreten, so gering sind, daß der unparteiische Beurtheiler blos Mundarten der serbischen Sprache darin erkennt und namentlich zwischen dem Kroatischen und Serbischen fast keinen nennenswerthen Unterschied herauszufinden weiß.

Dennoch hat die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses eine solche Spaltung herbeigeführt, daß der Serbe sich beleidigt fühlt, für einen Kroaten gehalten zu werden, und dieser wiederum nur kroatski oder kroatisch, nicht srbski oder serbisch sprechen will. Ja, dieser Zwiespalt hält sogar die Glieder eines und desselben Volkes ab, einen gemeinschaftlichen Stammnamen zu führen. Denn außer in Serbien nennen sich die fünf Millionen Slaven serbischen Stammes nirgends mehr Srbi oder Srblji, sondern entweder nach der Gegend, in welcher sie wohnen, wie z. B. Montenegriner, Herzegowiner, Bosnier, Dalmatier, Slavonier, Banater, Batschker, Ragusaer ꝛc., oder, was häufiger vorkommt, nach ihrem Glauben. So geben die Slaven, welche den Islam angenommen haben, sich selbst den Namen echte Türken (Pravi Turci), während die Anhänger der griechischen und römischen Kirche sich gegenseitig als Krschtjanin und Hrschtjanin oder Rischean bezeichnen, weil die Katholiken Isu Krst und die Griechen oder „rechtgläubigen Christen" Isus Hristos sagen, und beide Namen werden auch im gewöhnlichen Leben ohne allen Anstoß angewendet. Dagegen ist Vlah, Vlasi (Walache) der Schimpfname, mit welchem in der Türkei die mohammedanischen und katholischen Slaven die Griechen höhnen, und diese rächen sich, indem sie die Katholiken je nach den Gegenden Lateiner, Hrkaći, Bunjevci oder Sokci*), und die Renegaten, welche von den eigentlichen Türken nie anders, als mit dem Ausdruck Aftertürken oder Bartlose (Cosi) bezeichnet werden, Unreine (Peksijani), in der Bulgarei Pomaken nennen.

Aus demselben Grunde bedienen sich die Serben römischen Glaubens, gleich den katholischen Slovenen, zu Druck und Schrift des lateinischen Alphabetes, die drei Millionen Serben griechischen Glaubens aber, welche in Montenegro oder Tschernagora, der Zeboc und Herzegowina, in Bosnien, dem Fürstenthum Serbien und den südslavischen Provinzen Oesterreichs wohnen, gleich den Bulgaren, des cyrillischen Alphabetes (cirillica oder azbuka), das seinen Ursprung den Heiligen Cyrillus und Methodius, den Aposteln Mährens, verdankt. Nun pflegen die Serben zu außerheiligen Büchern und zum häuslichen Gebrauche die aus diesem Alphabet gebildete Civilschrift der Russen anzuwenden, während die Bulgaren die in den Kirchenbüchern übliche Schrift**) auch im täglichen Leben beibehalten, die Bosnier sich früher eines eigenen Alphabetes bedienten, das azbuki bosanski genannt wird***), und die römisch-katholischen Slaven Dalmatiens ehedem als heilige Schreibweise die sogenannte glagolitische Schrift benutzten.

In manchen Distrikten der Herzegowina unterscheiden sich die Katholiken sogar äußerlich von den Griechischgläubigen, indem sie ihre torba, d. h. die Tasche, welche der Serbe bei jedem weitern Gange entweder auf dem Rücken oder am Halse bei sich trägt, aus rother Wolle und nicht aus blauer, wie die Griechen, anfertigen, und in Slavonien ist selbst die Formel des Grußes eine andere. Denn während die Anhänger der römischen Kirche sich der Worte: „Faljen Isus! Gelobt sei Jesus!" mit der Antwort: „Urjf faljen! In Ewigkeit gelobt!" bedienen, sprechen die Bekenner griechischen Glaubens: „Pomozi Bog! Gott helf!" worauf die Antwort: „Bog te pomogao! Gott helfe dir!" erfolgt.

Um eine Einigung der Glieder des so vielfach gespaltenen Stammes herbeizuführen, versuchten vor ungefähr dreißig Jahren bei dem Beginn der südslavischen Nationalitätsbestrebungen mehrere Führer der Bewegung den Namen Ilirci, Illyrier, als Bezeichnung aller slavischen Völker zwischen dem Adriatischen und Schwarzen Meere zur Geltung zu bringen und so zugleich die Idee der Wiederherstellung des alten illyrischen Reiches anzubahnen, das sich einst von Aquileja bis Epirus, vom Adriatischen Meere bis Mösien erstreckte.

Es gelang zwar, diesem Namen in den literarisch gebildeten Kreisen der Slovenen, Kroaten und Dalmatier, sowie im Ausland das Bürgerrecht zu verschaffen, aber bei dem Volke selbst fand derselbe keinen Anklang, weil er nicht im Wesen der Nation wurzelte. Wenn auch einige südslavische Gelehrte behaupten, die frühesten Bewohner Dalmatiens und der angrenzenden turkoslavischen Provinzen seien Slaven gewesen, so steht doch fest, daß die alten Illyrier nicht slavischen, sondern thrakisch-pelasgischen Stammes waren, und ihre Sprache sich zum Theil noch in dem Idiom der heutigen Schkipetaren oder Albanesen erhalten hat, welche die letzten Ueberreste dieses einst so mächtigen Volkes sind. Selbst der Name Illyrien, welchen zur Zeit des römischen Reiches ein bald größerer, bald kleinerer Ländercomplex südlich der Drave und der Donau führte, verschwand, als in den Jahren 634 und 638 die Hrvaten und Serben, vom Kaiser Heraklius gegen die Avaren zu Hülfe gerufen, herbeizogen, die Avaren vernichteten oder unterjochten und das Land derselben für immer in Besitz nahmen.

Erst Ende vorigen Jahrhunderts ward wiederum ein Illyrien geschaffen, und diese Benennung blieb mit verschiedenen Modifikationen ihrer Bedeutung sowohl unter französischer, wie unter österreichischer Herrschaft bis zur neuesten Organisation des Kaiserreiches die Bezeichnung einer administrativen Abtheilung des Staatsgebietes, welche zuletzt die Herzogthümer Käruthen und Krain, die Grafschaft Görz und Gradiska, die Markgrafschaft Istrien und die Stadt Triest umfaßte.

Das alte illyrische Wappen, ein Stern über dem Halbmond, ward zwar schon 1842 in Agram als gemeinsames Banner der Südslaven gegen die Uebergriffe der Magyaren erhoben, aber obwohl die Serben Oesterreichs sich nicht minder thätig an dem Kampfe gegen Ungarn betheiligten, als die Kroaten, vermochte es doch nicht, beide Völker bleibend zu verbinden. Nur die Slovenen, welche 1,200,000 Seelen zählen, haben sich seit der Annahme des neukroatischen Alphabetes in ihren Büchern auch in ihrer Sprach-

*) Die Benennung Latin ist besonders bei Ragusa und an den Bocche di Cattaro; Hrkac oder Chrkac (Schnarcher) bei Spalato und Sign in Dalmatien; Bunjevac (vom Flusse Buna, wo sie früher gewohnt haben sollen) in der Batschka und Schokac in Bosnien, Syrmien, Slavonien und Kroatien üblich.

**) Bekanntlich sind die Kirchenbücher aller griechischgläubigen Slaven in der kirchenslavischen Sprache verfaßt, die zu den jetzigen slavischen Sprachen in demselben Verhältniß steht, wie das Gothische zu den germanischen Sprachen, und welcher die heutige Mundart der Bulgaren am nächsten geblieben ist.

***) Es enthält eben so viel Buchstaben als das altslavische Kirchenalphabet, aber die Bedeutung einiger Lettern in Betreff der Zahlen, die sie bezeichnen, ist eine andere und die Form der Schrift die der sogenannten skoropis oder rukopis, der Schnellschrift, welche man vor Erfindung der Buchdruckerkunst zum täglichen Gebrauch anwandte, während man die Krasnopis oder Schönschrift nur zu Büchern und wichtigeren Schriften benutzte und später in den kirchenslavischen Bücherdruck übertrug.

weise mehr und mehr ihren Nachbarn, den Kroaten, genähert, und die anderthalb Millionen Bulgaren wiederum, welche östlich vom Timok und den Serben an den Nord- und Südabhängen des Balkan wohnen, sind in neuester Zeit unirte Griechen und so den nichtunirten Serben fremder geworden.

Indessen trotz der verschiedenen Stammesnamen und trotz des religiösen Hasses, welcher die Serben in drei feindliche Lager: in Anhänger der orientalischen Kirche, römisch-katholische Christen und Bekenner des Islam, theilt, sind doch die moralischen Eigenschaften, die Sitten und Gewohnheiten bei Allen dieselben geblieben, und selbst in ihrer äußern Körperbeschaffenheit, ihrer Kleidung und Lebensweise unterscheiden sie sich nur wenig von einander.

Schon ein flüchtiger Blick auf die vom Maler Kanitz mit vollendeter Kennerschaft skizzirten Köpfe einiger Begs und Raja's der Herzegowina genügt, um die Aehnlichkeit der südslavisch-nationalen Typen im Gegensatz zu dem eines wirklichen Türken zu erkennen.

Während nämlich Raja, wie man weiß, der Kollektivname für alle nichttürkischen Unterthanen der Pforte ist, sind die Begs meist Nachkommen des alten slavischen Adels, welcher nach dem Falle des Serbenreiches (1389), Bosniens (1463) und der Herzegowina (1483) den Islam annahm, um nicht seine Güter zu verlieren. Sie bilden gegenwärtig die Herrscher oder den besitzenden Stand des Landes, zeichnen sich aber weder durch mehr Bildung oder größeres Wissen, noch äußerlich irgendwie vor der ihnen untergebenen Klasse des Volkes aus. Der niedrigste Bauer und Ackersmann trägt, wenn er das Geld dazu hat, dieselben Kleider und Waffen, wie der vornehmste Grundbesitzer und reitet und lebt, wenn er kann, wie der reichste Aga oder Beg. Selbst die Geistlichen tragen die Landestracht, und nur die Kaludjeri oder griechischen Mönche behalten ihren Ordensanzug bei. In den Städten ist allerdings mehr türkische Kleidung und Lebensweise Mode geworden, weshalb das Landvolk dafür die Städter mit Geringschätzung straft und diese wiederum sich mögern mit den Landbewohnern vermischen; aber auch der Städter hat gleich den türkisch gewordenen Slaven auf dem Lande noch viel Gebräuche und Ideen bewahrt, die ihren christlich-slavischen Ursprung nicht verläugnen können, und man darf im Allgemeinen dreist behaupten, daß die lange türkische Herrschaft auf die Sitten der Turkoslaven ebensowenig Einfluß ausgeübt hat, wie auf die Sprache derselben. Daher finden wir bei den Südslaven der Türkei, wie bei denen Oesterreichs, noch immer dieselbe unbegrenzte Gastfreundschaft, dasselbe patriarchalische Familienleben, dieselbe Tapferkeit und Lust am Kampfe, die strenge Religiosität, die Rechtlichkeit unter einander und die Unverbrüchlichkeit der Freundschaft; aber auch dieselbe unversöhnliche Feindschaft, dieselbe blutige Rachsucht, dieselbe Indolenz in Bezug auf den morgigen Tag. Die Nähe des Islam hat diese Indolenz noch vermehrt, und der Fatalismus hat nirgends tiefere Wurzeln geschlagen, als bei den Südslaven. „Tako je sudjeno!" (So ist es beschlossen!) heißt es bei jeder Gelegenheit, und die Türken selbst wenden ihr „inschallah!" (So Gott will!) kaum öfter an, als die Südslaven ihr „hrala" oder „fata Bogu!" (Gott Lob! Gott sei Dank!)

Auch die südslavischen Gewohnheiten haben sich bei allen Stämmen fast unverändert erhalten. Ueberall brennt am Weihnachtsabend oder badnjak dan (Klotztag) der mächtige Klotz, der unter besonderen Ceremonien geholt und angezündet wird; überall gilt die Feier des Namenstages als eines der größten Feste des Jahres, und überall ist der Kolo oder Rundtanz das Lieblingsvergnügen der Jugend, welche ihn mit ihrem Gesang begleitet. Denn, wie Schafarik mit Recht sagt: „Wo eine Slavin ist, da ist Gesang; sie erfüllt Haus und Hof, Berg und Thal, Wiesen und Felder, Gärten und Weingärten mit dem Schall ihrer Lieder", und bei den Südslaven scheinen die Männer nicht weniger singlustig zu sein, als die Frauen. Wenigstens pflegt kein Serbe ein Geschäft ohne Singen zu verrichten. Ihre Lieder sind theils Helden-, theils Frauenlieder und ebenso poetisch in den Worten, wie eigenthümlich in der Melodie. Das verbreitetste musikalische Instrument, das bei keiner Festlichkeit fehlen darf, ist eine Art Mandoline, Gusle genannt, deren eine Saite in der Stärke einer Violoncellsaite aus Pferdehaaren besteht. Ein Bogen mit einer gleichen Saite dient zum Streichen. In Bosnien hat man zur Begleitung des Gesanges auch mehrseitige Violinen und Tamburins, in Serbien trifft man fast in jedem Dorfe einen Dudelsackpfeifer an, und in Dalmatien ist eine Art Pfeife üblich, welche aus zwei nebeneinander liegenden Röhren besteht, die ein gemeinschaftliches Mundstück haben.

Da fast alle Slaven serbischen Stammes von ihrem Boden und ihren Heerden leben, steht auch die Leitung der Familie überall unter einem Oberhaupt oder Aeltesten, welcher das Haus und das ganze Vermögen verwaltet, die Familie in allen Angelegenheiten vertritt, das Gebet, so oft es zu verrichten ist, beginnt und schließt, die Gäste empfängt und unterhält und die nöthigen Feldarbeiten anordnet, während seine Frau oder die älteste Schwiegertochter das Hauswesen leitet und die häuslichen Arbeiten unter die weiblichen Mitglieder vertheilt, deren es oft viele gibt, weil es Sitte ist, daß die Söhne auch nach ihrer Verheirathung im Hause der Aeltern bleiben. Wird der Vater oder Großvater zu alt, um die Obliegenheiten des Oberhauptes erfüllen zu können, so übergibt er seine Würde dem Verständigsten der Familie, wenn er auch der Jüngste wäre, und diesem sind nun alle Hausgenossen zu gehorchen schuldig. Ihm steht es auch zu, die jungen Leute der Familie zu verheirathen, ihre Wahl zu prüfen und zu billigen oder zu verwerfen, oder auch eigenmächtig zu treffen und alles zur Hochzeit Nöthige zu besorgen.

Die früher ziemlich allgemein übliche Sitte, Mädchen, bei deren Aeltern man mit seiner Bewerbung abgewiesen zu werden fürchtete, gewaltsam zu entführen, kommt in Folge der strengen gegen den Mädchenraub erlassenen Verbote jetzt nur noch selten vor. Dagegen ist das Werben sowohl, wie die Hochzeit mit vielen Förmlichkeiten verbunden, welche mit geringen Modifikationen fast überall gleich sind.

Zu den Hochzeitgästen (svati) gehören: der Pathe oder Trauungszeuge (kum), der Vicepathe (prikumak), der Aelteste oder stary svat, der Ordnung zu halten hat, der Zugführer (vojvoda), der Brautführer oder Schwager (dever), weil es gewöhnlich ein Bruder oder naher Anverwandter der Braut ist, und der Hochzeitsbitter, der zugleich der Improvisator und Spaßmacher bei der Hochzeit ist. Bei wohlhabenden Familien darf auch ein besonderer Fahnenträger (bairaktar) nicht fehlen. Wohnt die Braut nur irgend weit genug, um zu Pferde geholt zu werden, dann steigen die festlich gekleideten Svati auf reichgeschirrte Pferde und reiten unter vielem Schießen und fremdartigen Rufen zum Haus des Mädchens. Dort werden unendliche Gesundheiten getrunken und Geschenke gewechselt, nachdem der Brautpreis, bestehend in Gaben an die Aeltern und Geschwister, bereits bei der förmlichen Werbung gezahlt worden ist, und dann wird unter mancherlei anderen Ceremonien die junge Frau in das Haus des Bräutigams gebracht, wo die Festlichkeiten in althergebrachter Weise noch mehrere Tage lang dauern.

Auch bei Leichenbegängnissen wird, wo es die Verhältnisse gestatten, einige Tage hindurch geschmaust und gezecht,

und die Frauen, oder eigens gedungene Klageweiber stimmen während des Zuges am Grabe ihre Todtenklagen an. Dasselbe thun die weiblichen Anverwandten, so oft sie die Grabstätte des Verstorbenen besuchen, um für sein Seelenheil zu beten, und während die Leiche noch im Hause auf der Bahre liegt, halten die Nachbarn, Freunde und Verwandten Wache, damit der Todte nicht ein Vukodlak oder Vampyr werde. (Vergl. Globus IV, 371.)

Die Gefahr ist groß: selbst ein ehrenwerther Mensch ist nicht gesichert davor, wenn ein Hausthier unter der Leiche wegläuft, oder ein Vogel über sie hinfliegt; und wie leicht geschieht das in Häusern, deren Thüren und Fenster Tag und Nacht offen stehen! Ist das Unglück durch die Wächter nicht verhindert worden, so steht der Todte nach 40 Tagen des Nachts als Vukodlak wieder aus dem Grabe auf, geht in die Häuser, würgt die Schlafenden und trinkt ihr Blut. Sterben daher viele Leute in einem Dorfe, so sagt man, ein Vukodlak gehe um, und sucht nun zu erfahren, in welchem Grabe er liege, indem man in einer bestimmten Nacht ein schwarzes Fohlen ohne alle Abzeichen auf den Kirchhof führt und über jedes Grab hinwegtreibt. Wo es den Sprung verweigert, vermuthet man den Vukodlak, gräbt die Leiche aus und durchstößt sie, wenn sie noch nicht ganz verwest ist, mit einem spitzen Weißdornpfahl.

Auch gegen die Mora oder den Alp, welche, je nachdem sie männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist, die schlafenden Weiber oder Männer quält, am Athmen hindert und ihnen die Zunge lähmt, werden ernstliche Vorkehrungen durch Tragen von Amuletten und anderen Dingen getroffen, und auf die Hexen, welche die Herzen der Kinder essen, Menschen und Vieh verzaubern und Hagel und Gewitter machen, wird mit Kugeln aus geweihtem Wachs in die Wolken geschossen, sobald ein Unwetter droht. Denn der Aberglaube hat sich bei den Südslaven, namentlich denen griechischen Glaubens, in voller Kraft erhalten, und der Vukodlak, die Vila, eine Art Fee oder Nymphe, und die Hexen spielen fast überall eine gleich bedeutende Rolle. Erst in neuester Zeit fängt die Vermeh-

Türkischer Mudir und herzegowinische Begs. (Nach einer Originalzeichnung von Philipp Kanitz.)

rung und Verbesserung der Schulen in Oesterreich und Serbien an, Früchte zu tragen, obwohl die Theilnahme am Unterricht sich noch immer nur in Kroatien, Slavonien und an der Militärgrenze auf die Hälfte, in Krain, Istrien und dem Küstenland auf ein Drittel, und in Dalmatien gar blos auf achtzehn Prozent der Kinder zwischen sechs bis zwölf Jahren beschränkt. In der Türkei ist außer in Bulgarien, wo es über 50 Knabenschulen gibt, kaum in den Städten von Volksunterricht die Rede.

Als ein Urtypus des serbischen Stammes in Bezug auf Körperbeschaffenheit, Charakter und Lebensweise gelten die Morlaken in Dalmatien, welche das ganze Innere des Landes vom Gebiet von Zara an bis zur Mündung der

Narenta bewohnen und sich selbst Vlah, Vlasi oder Wlachen nennen.

Die Meisten haben eine hohe, kräftige Gestalt, einen starken und gewandten Körper und schöne männliche Züge. Das graue oder blaue Auge ist voller Ausdruck, die Stirn breit und hoch, das Haar blond, röthlich oder ganz schwarz. Die Zähne sind glänzend weiß, die Haut ist von der Sonne gebräunt, denn die Knaben laufen beim Hüten des Viehes stets mit bloßem Kopfe, oft halbnackend herum, und die Erwachsenen setzen sich mit offener Brust der Sommergluth aus, vor der weder die rothe Mütze, noch der Turban schützt. Sehkraft und Gehör sind so scharf, daß sie schon genau unterscheiden, wo Andere kaum sehen, und von Felsspitze zu Felsspitze in einer Entfernung mit einander sprechen, wo diejenigen, welche neben ihnen stehen, nur unbestimmte Töne vernehmen. Die Stimme ist stark und sehr klangvoll, die Körperstärke ganz ungewöhnlich. Mit der größten Leichtigkeit tragen sie die übermäßigsten Lasten auf den Schultern und ziehen dabei die allerunbequemsten Fußpfade, welche etwas kürzer sind, den besten Fahrstraßen vor. Ihr Schritt ist lang, aber gemessen und gleichmäßig, ihre Haltung gerade. Nie gehen sie, selbst als Greise, gebückt, selten mit Stock, und dabei legen sie die weitesten Strecken ebenso ruhig in den heißesten Augusttagen, wie in Sturm-, Regen- und Frostnächten zurück, gleichviel ob sie in der Ebene, oder im Gebirge wandern.

Obwohl sie meist wenig Kleider und Decken und fast gar keine Betten besitzen, haben sie doch weder Oefen, noch Kamine, noch Fensterscheiben in ihren Häusern, und die Wintermonate ausgenommen, wo sie beinahe immer am Feuer sitzen, schlafen sie fast stets auf der Tenne, oder unter einem Baume.

Die Häuser selbst bestehen entweder aus Steinmauern mit oder ohne Kalk, oder aus vier großen, in die Erde geschlagenen Pfählen mit Wänden aus geflochtenen Ruthen, die mit Kuhmist übertüncht sind. Die Dächer sind von Steinplatten, Stroh oder Schilf, der Fußboden ist die Erde, die Thür zugleich Fenster und Schornstein. Wohnen mehrere Familien in einem Hause, so theilt eine Ruthenwand

Herzegowinische Raja. (Nach einer Originalzeichnung von Philipp Kanitz.)

den innern Raum, welcher als Empfangs- und Eßsaal, Schlafstube, Garderobe, Vorrathskammer und nicht selten auch als Viehstall dient. Vier Bretter an ebensoviel Pfählen, etwas Gerstenstroh darauf und eine Ziegendecke darüber, bilden in einer Ecke das Bett; eine nur wenig über dem Erdboden erhabene, mit Steinen ausgelegte Herdstelle die Küche und ein Tisch, eine Kleiderkiste und ein Kornkasten, einige Scheuel und Ackergeräthschaften das Mobiliar des Hauses.

Von frühester Kindheit an jedem Wind und Wetter ausgesetzt, da Knaben wie Mädchen oft schon mit vier, fünf Jahren helfen müssen, die Schafe zu hüten, sind weder die härtesten Strapazen und Entbehrungen, noch die größten Schwelgereien, denen sich die Morlaken gelegentlich über-

lassen, im Stande, ihrer eisernen Gesundheit zu schaden. Wird aber Jemand krank, so wendet er sich lieber an die landesüblichen Heilkundigen, als an wirkliche Aerzte, weil die Morlaken kein Vertrauen zu deren Weisen haben und fürchten, beim Tode, wie sie sich ausdrücken, „ein doppeltes Begräbniß bezahlen" zu müssen. Es gibt daher viele Familien, in welchen die Ausübung der Heilkunst, oder auch blos die Heilung gewisser Krankheiten vom Vater auf den Sohn forterbt. Hauptarzneimittel sind Wein und Branntwein mit Pfeffer oder Schießpulver. Die Chirurgie wird ebenfalls von Einigen und zwar mit Glück betrieben, und zwei alte Frauen, Mutter Barka aus Cattaro und Mutter Topussa aus Makarska, haben sich durch die Heilung offener Schäden einen großen Ruf erworben.

Die Nahrung der Morlaken ist wie die ihrer Väter, einfach und ärmlich. Haben sie Ueberfluß, dann schwelgen sie unmäßig — haben sie Noth, was bei ihrer schlechten Wirthschaft häufig vorkommt, so leben sie mit so Wenigem, wie es kein anderes Volk Europa's auszuhalten vermöchte, und ertragen gefaßt den äußersten Mangel.

Brod bereiten sie täglich, meist aus Gerste mit allerlei Beimischungen, wie Hirse, Haidekorn, Spelt und Sorge; selten aus reinem Weizen, und zwar nur zur Bewirthung von Gästen oder an besonders festlichen Tagen. Sie backen es in Form von flachen Kuchen auf der heißen Platte des Herdes, indem sie auf den gesäuerten oder ungesäuerten Teig einen glühend gemachten Deckel von Eisen oder Thon stürzen und diesen mit brennenden Kohlen bedecken. An den hohen Festen sind Wecken oder Brezeln, welche man im Ofen bäckt, üblich.

Milch von Schafen und Ziegen ist das Hauptnahrungsmittel. Sie genießen dieselbe auf alle Art und machen Rahm, Butter und Käse, namentlich den beliebten Schlauchkäse (sirenja) daraus, indem sie einfachen Käse 24 Stunden lang pressen, ihn dann zerreiben, Salz und Knoblauch darunter mischen und diese Masse in einen Schlauch stopfen, den sie möglichst luftdicht verschließen, damit der Käse nicht verderbe. Frischer Käse in Butter gebacken (cievara) gilt als Leckerspeise, Eier mit Butter, Zwiebeln und Schinken gibt man besonders den Wöchnerinnen. Als Suppe kochen sie harte Polenta (Maisbrei) mit Milch oder Wasser und Mehl in Wasser. Fleisch essen sie selten gesotten, noch seltener als Ragout. Dagegen lieben sie eine Mischung aus gestampfter Gerste, Blut, Kaldaunen, Leber, Lunge und getrocknetem Fleisch mit Speck und Zwiebeln, Naurma genannt. Zwiebeln und Knoblauch dürfen überhaupt nie fehlen und werden in Unmasse genossen. Vom Knoblauch erzählt man die Sage, er habe Gott um einen Platz unter den Zugemüsen gebeten, und es sei bestimmt worden, er solle allemal eintreten, wenn keine anderen da wären. Statt dessen sind für den Morlaken alle anderen Zugemüse nie da ohne den Knoblauch.

Auf Braten sind die Morlaken besonders lüstern. Hammel braten sie ganz an hölzernen Spießen, andere Fleischsorten auf Rost und Kohlen. Ihr größtes Festessen aber, japarnjik, eine Art Torte, besteht aus wohlschmeckenden Kräutern, Nüssen, Mandeln, Aepfeln, Käse und Honig in einer Art Teig gebacken, der auswendig mit kleingeschnittenen Nüssen, Mandeln und Knoblauch belegt ist.

Von Getränken lieben sie vorzugsweise die geistigen, namentlich reinen alten Wein und Branntwein, wenn sie welchen haben. Wein mit Wasser zu mischen, halten sie für schimpflich. Dagegen trinken sie Wein mit Milch, Essig mit Wasser und Molken, und ist nichts Anderes da, begnügen sie sich mit bloßem Wasser, obgleich es oft schmuzig und stinkend ist, weil es in heißer Sommerszeit nicht selten mehrere Meilen weit aus Lachen geholt werden muß.

Ueberhaupt ist die tägliche Kost des Morlaken erbärmlich schlecht. Zum Frühstück Brod mit Schlauchkäse oder Knoblauch und Milch, etwas Wein oder Wasser. Zu Mittag Suppe, Zwiebeln oder Knoblauch und Käse, selten Fleisch. Zum Vesper- und Abendbrod äußerst wenig. An Fasttagen nehmen sie fast gar nichts zu sich, aber an den Festtagen muß es um jeden Preis Reis, Braten, Weizenbrod und Wein geben, und sollte man das ganze Jahr kaum Brod von Sorge haben.

Bei den Mahlzeiten sitzen die Morlaken auf dreibeinigen Schemeln rings um einen niedrigen ungedeckten Tisch herum, auf welchem ein hölzerner Napf (zdila), für Alle gemeinsam, Schüsseln und Teller ersetzt und ein einziger hölzerner Becher (bukvara) zum wechselseitigen Gebrauch steht. Sind keine Schemel da, so hockt man auf den Hacken, während die Frauen bedienen und das jüngste Mädchen im Hause den Sitzenden mit einem Stück brennenden Kiens leuchtet. Denn die Frauen dürfen nie mit den Männern an einem Tische sitzen: sie sind die Dienerinnen, die Sklavinnen und werden als untergeordnete Wesen behandelt. Ein Knabe von acht Jahren wird schon höher geachtet, als eine Frau, und während der Mann der Trägheit und dem Müssiggange fröhnt, ist die Frau die Arbeiterin des Hauses. Ihr liegt es ob, das Holz zu sammeln, das Wasser zu holen und für die Kleidung der ganzen Familie zu sorgen. Reitet der Mann zur Stadt, muß sie, oft noch belastet, neben dem Pferde herlaufen; ist ein Gast da, muß die älteste Tochter oder Schwiegertochter ihm das Wasser zum Händewaschen bringen, ihn kämmen, frisiren und bei Tisch bedienen, und erwähnt ein Mann der weiblichen Glieder seiner Familie, so thut er es nie, ohne hinzuzufügen: „um Verzeihung, meine Frau", oder „meine Schwester".

Daher kommt es, daß die Weiber beinahe alle ein verkümmertes Aussehen haben, nur in der ersten Jugend hübsch sind und sehr rasch verblühen, während man unter den Männern viele klassisch schöne Leute trifft.

Die moralischen Eigenschaften der Morlaken hängen mit ihrer Lebensweise und Religiosität zusammen. Geistig begabt, edelmüthig und tapfer, sind sie zugleich arbeitsscheu, rachsüchtig und Feinde alles Zwanges. Ihre Gastfreiheit artet oft in Verschwendung, ihre Anhänglichkeit an das Alte in fanatischen Haß gegen alles Neue aus, der sich in Excessen Luft macht und jede Verbesserung ihrer Lage unendlich erschwert. Diebstahl ist an einigen Orten unbekannt, Mordthaten kommen zwar häufig, indessen meist nur aus Zorn und in der Trunkenheit oder aus Rachsucht vor, und in Bezug auf weibliche Sittsamkeit sind sie äußerst streng. Die Freundschaft ist für sie nicht blos ein einfaches Gefühl, sondern eine moralische Verpflichtung, die sie durch einen Akt der Religion weihen, indem eine besondere Ceremonie der Kirche zwei Freunde oder Freundinnen vor dem Altare zu Halbbrüdern (pobratimi) oder Halbschwestern (posestrimi) verbindet. Nicht minder feierlich, wenn gleich nicht in der Kirche, wird der Racheeid geleistet, sobald ein Mitglied der Familie getödtet worden ist, und trotz aller gegen die Blutrache erlassenen Verbote kann in manchen Gegenden noch immer nur der Blutpreis (krvarina) dem Schuldigen das Leben retten. Denn, wie das Sprüchwort sagt: Wer sich nicht rächt, wird nicht heilig, und die Griechischgläubigen setzen hinzu: Lieber einen Menschen aus Rache tödten, als Fleisch in den Fasten essen.

Alle Vorschriften der Kirche werden streng beobachtet und während des Gottesdienstes selbst die Waffen abgelegt, die sonst den Morlaken nie verlassen, indem, wie bei allen Serben,

der höchste Schmuck der Männer in der Pracht des Handjar (einer Art Dolch) und in der Schönheit des Gewehres und der reich ausgelegten Pistolen besteht, welche ihrer ganzen Erscheinung ein kriegerisches Gepräge geben, dem auch ihre übrige Kleidung entspricht.

Im Allgemeinen ist dieselbe ziemlich einerlei: auf dem Kopf eine rothe Mütze, um welche an der türkischen Grenze und bei Ragusa ein farbiges Tuch turbanartig gewunden wird, das Haar in einen Zopf gebunden, der mit schwarzen Bändern durchflochten und mit Quasten und Zierrathen geschmückt ist, eine braune, unten mit einigen Streifen von buntem Tuch besetzte Jacke oder ein grüner, reichverzierter Spenser (koparan) über der mit mehreren Reihen kleiner Silberknöpfe besetzten Weste (jaecrma) von blauem oder rothem Rasche und dem auf der Brust gekreuzten Leibchen (krožet) von rother oder roth und weiß gestreifter Leinwand, und dieses beides von der rothwollenen Binde (pas) festgehalten, über welche der Ledergürtel mit den Waffen und den zum Rauchen und Schießen nöthigen Materialien getragen wird; die Beinkleider entweder weitgefaltet, wie bei den Türken, oder eng anliegend, wie bei den Magyaren, aber ohne Verzierung mit Schnüren und an den Füßen rothe Schuhe oder Sandalen (opanke), welche aus einer Sohle von rohem Rindsleder und Schnüren aus rohem Schafsleder bestehen, buntgestrickte Strümpfe und goldgestickte Kamaschen. Die Frauen tragen dieselbe Fußbekleidung und außerdem über dem gestickten Hemde, das über der Brust offen und am Hals mit Spangen oder Heften zugemacht ist, ein vorn offenes

Morlaken in der griechischen Kirche zu Sebenico. (Nach einer Originalzeichnung von Philipp Kanitz.)

Unterkleid mit Aermeln, das modrina, bialka oder bernjica heißt, je nachdem es von blauer oder von weißer Sersche oder von Leinwand ist. Ueber demselben haben sie einen meist rothen Rock ohne Aermel von Flanell oder Leinwand, kuozec genannt, der vorn zugeknöpft und mit dem Unterkleid zusammen an den Hüften durch einen Bund von Wolle oder Leder festgehalten wird, eine in Wolle gewirkte Schürze (prevjaca) und ein enganschließendes Oberkleid (jadak) ohne Aermel von schwarzer, weißer oder blauer Sersche, das vorn offen und mit einem Rand von buntem Tuch eingefaßt ist.

Auf den von Butter glänzenden Flechten, welche mit Münzen, Flittern und Quasten durchwunden sind, tragen Frauen ein weißes Kopftuch, Mädchen die rothe Mütze, die sie sticken und mit Münzen und Muscheln, Federn und Blumen behängen. Halsbänder von bunten Glasperlen mit Münzen daran, Ohrgehänge von Zinn oder Messing, Armbänder von Leder mit Silber- oder Zinnzierrathen, Ringe aus Zinn oder Messing und ein kleines halbmondförmiges Taschenmesser (britva), an einer Kette hängend, machen den Schmuck der Morlaken aus.

Fast ganz dieselbe Kleidung finden wir in den türkisch-slavischen Provinzen. Auch dort besteht der Hauptschmuck der Männer in kostbaren Waffen, die Jeder bei sich führt, und schon mancher Bosnier oder Herzegowiner ist zum Islam übergetreten, weil es den Raja's mitunter verboten wird, Waffen zu tragen. Als Kopfbedeckung ist der Turban am üblichsten, obwohl man in der Herzegowina auch rothe, dem Fes ähnliche Mützen trägt, und bei verheiratheten Frauen ist eine Art Krone gebräuchlich, welche aus Zinn oder Silber besteht und mit Reihen vergoldeter Para's oder Silbermünzen behangen ist.

Montenegriner nach der Schlacht bei Rjeka. (Nach einer Originalzeichnung von Philipp Kanitz.)

Bei den Montenegrinern dient eine rothe, bis hinauf ungeschlagene Mütze oder Kappe den Männern und Mädchen, ein Kopftuch den Frauen als Kopfbedeckung, Kamaschen, Strümpfe und Opanken als Fußbekleidung. Ein anschließender, bis an die Knie reichender Rock mit engen

Aermeln aus grobem weißen Tuch fällt über die ziemlich weiten Hosen aus blauem Rasch. Unter demselben tragen Viele eine rothe über einander geschlagene Weste, während Wohlhabende noch eine rothe oder grüne Jacke ohne Aermel überziehen, die gleich der Weste mit goldenen Borten und Schnüren besetzt und mit vergoldeten Knöpfen und Schnallen versehen ist. Um die Lenden tragen sie meist eine rothwollene Binde und über derselben vorn einen ledernen Gürtel, in welchem Handjar und Pistolen stecken und an dem zwei kleine mit Zinn eingelegte Patrontaschen und eine ähnliche kleinere Tasche für Geld und andere Gegenstände, eine Oelbüchse zum Schmieren der Waffen und ein Schraubenzieher hängen. Die Patronen werden auf dem Kopfe zwischen dem Umschlag und der Kappe aufbewahrt und über der Achsel trägt fast jeder Montenegriner eine Art Plaid, die graue Struka, mit welcher er bei Regenwetter sich und seine Waffen schützt und in der Nacht sich einhüllt.

Die Struka ist auch den Frauen eigen, welche über dem buntgestickten Hemd einen langen weißen Rock mit engen Aermeln, eine buntfarbige wollene Schürze und ein weißes Oberkleid ohne Aermel tragen. Der Gürtel, an welchem die Britwa und ein mit Zinn eingelegtes Täschchen hängen, ist aus Leder, mit Messing und rothen Steinen besetzt; an den Füßen tragen sie lange Strümpfe und Opanken.

Die Kroaten nähern sich in ihrer Kleidung am meisten den Morlaken, und ihre Körperkraft, ihre Unempfindlichkeit gegen Wetter, Strapazen und Entbehrungen, sowie ihre Tapferkeit machen sie zu Kerntruppen der österreichischen Armee.

Aus dem alten und neuen Athen.

Zweiter Artikel.

Das Theater des Herodes. — Die Wiederentdeckung des Dionysostheaters. — Der Zeustempel. — Die Abstammung der Neugriechen. — Die Volkslieder der Neugriechen.

Die Akropolis ist es nicht allein, welche bemerkenswerthe alte Monumente enthält. Am Fuße derselben, namentlich nach Süden, Osten und Westen zu, treffen wir noch auf viele Stellen, die durch geschichtliche Ereignisse geheiligt sind oder die Ueberreste herrlicher Kunstwerke aufweisen.

Recht interessante Nachgrabungen hat man an der Südseite der Akropolis angestellt, wo das Theater des Herodes Attieus sich befindet. Sie wurden im Jahre 1857 durch den thätigen Konservator der Alterthümer Athens, Pittakis, eingeleitet. Das Theater, welches unsere Abbildung vorführt, ward zur Zeit der Antonine von dem reichen Herodes Attiens zu Ehren seiner Gemahlin Regilla errichtet. Unter den Theatern Griechenlands war es eines der bedeutendsten; es konnte sechstausend Personen fassen und war mit einem herrlichen Dache aus Cedernholz gedeckt. Das Proscenium ist noch gut erhalten; gegenüber den herrlichen griechischen Bauten macht aber dieses mit Fenstern und über einander gestellten Arkaden versehene Gebäude den Eindruck der verfallenden Kunst.

Von weit größerm Belange aber für die Kunstgeschichte Athens als dies römische Theater war das altgriechische Theater des Dionysos, das erste aus Steinen überhaupt erbaute Theater Griechenlands. Mit all seinen Herrlichkeiten, dem Schmuck der Bildsäulen und anderen Skulpturen, war es in den Stürmen der Barbarenzeit völlig zu Grunde gegangen; Schutt und Erde häuften sich über den Trümmern, und fast jede Spur war verloren, bis auf die Notiz aus den Alten, daß sich das Theater des Dionysos unterhalb der Südseite der Akropolis befunden habe.

Seit vierzig Jahren trachtete man danach, das Theater des Dionysos wieder aufzufinden; die griechische Regierung und die archäologische Gesellschaft in Athen stellten vergebliche Nachforschungen an. Aber ein Deutscher sollte der glückliche Entdecker sein. Im Frühjahre 1862 gingen von Berlin aus mehrere Architekten und Archäologen nach Athen zur Untersuchung der dortigen Baudenkmäler, unter ihnen der Hofbaurath und Professor Strack. Schon eine lange Reihe von Jahren hatte sich dieser tüchtige Mann mit dem altgriechischen Theatergebäude beschäftigt. Er suchte und maß alle muthmaßlichen Spuren des Dionysostheaters und fand durch Kombinationen, daß der unterste Theil des Zuschauerraums einige zwanzig Fuß unter dem jetzigen Boden verborgen sein müsse. Er begann, ganz dem Interesse der Wissenschaft hingegeben, auf eigene Kosten die Ausgrabungen und fand endlich nach fünftägigem Suchen die ersten wohl erhaltenen Sitzstufen in einer Tiefe von vierzehn Fuß. Siebenzehn zusammenhängende Sitzreihen, eine Treppe, sechs Marmorsessel und zwei Piedestale für Bildsäulen förderte er zu Tage. An den Sesseln befinden sich Inschriften, welche anzeigen, daß sie die Plätze für den Herold, Feldherrn ꝛc. waren. Nach der Größe des Zuschauerraums zu schließen, welcher die Form eines Kreisausschnittes hat, konnte er mehr als 20,000 Personen fassen, also die ganze Bürgerschaft von Athen zur Zeit der Blüthe der Stadt.

So haben wir es unserm Landsmanne Strack zu verdanken, daß einer der bedeutendsten und großartigsten Schauplätze in der Geschichte des menschlichen Geistes und der gesammten Weltkultur wieder an das Tageslicht gezogen worden ist. Das Dionysostheater ward im Jahre 500 v. Chr. aufgeführt; es war, wenn wir von den Anfängen des Thespis absehen, die wahre Wiege der dramatischen Kunst. Es war die Stätte, wo den Göttern zu Ehren, nicht zur bloßen sinnebestrickenden Kurzweil Aeschylos, Sophokles und Euripides ihre erhabenen Schöpfungen in lebendiger Verkörperung dem hellenischen Volke zuerst vorführten, wo Prometheus am Felsen seufzte und Orest vor den Eumeniden bebte; wo Oedipus sein trauriges Schicksal erfüllte und die herrliche Antigone dem grausamen

Spruche Kreons erlag; wo Medea und Phädra in wilder Leidenschaft tobten und Iphigenia in zartem Weh nach der Heimat schmachtete. Hier erblickten das Licht jene erhabenen Gestalten, welche ihre Erkenntniß wie ihre Leiden den spätesten Generationen zum Trost und zur Mahnung hinterließen; hier entfaltete sich eine Kunstform, die den Gipfel aller Kunst erklomm, und welche auf dieser Höhe den Sterblichen die Geschicke des Daseins, den Auf- und Niedergang der Geschlechter und Völker im Spiegel erblicken ließ, — ein Bild von der Nichtigkeit alles Irdischen und von dem, was einzig und unerschütterlich im Wechsel besteht.

Doch wie der Ernst an dieser Stätte wohnte, so erhob hier auch die ausgelassene Laune ihr unsterbliches Gelächter. Im Theater des Dionysos ließ Aristophanes genial, mit unerhörter Kühnheit, die Pfeile seines Spottes fliegen und das Feuerwerk seines Witzes aufflackern, und der feine, geistreiche Menander fesselte hier seinen Zuhörerkreis durch die anmuthige Heiterkeit der neuern attischen Komödie.

Oestlich vom Theater des Dionysos, nach den Abhängen des Hymettos und dem altberühmten Flusse Ilissus zu, ragen Säulen und Bogen in die Luft, welche an die römische Herrschaft in Griechenland erinnern. Zunächst fällt uns der Bogen des Hadrian in die Augen, der aber in einem so wunderlichen Geschmack erbaut ist, daß man an seiner Erbauung durch den kunstsinnigen Kaiser Hadrian zweifelt. Er ist aus pentelischem Marmor in zwei Stockwerken aufgeführt. Das untere Stockwerk enthält den Bogen, über ihm ist noch eine zweite Etage mit Nischen und einem Fronton angebracht. Die Säulen gehören zur korinthischen Ordnung. Die nordwestliche Seite des Bogens, die nach der Akropolis hinschaut, trägt am Fries die Inschrift: „Hier ist das alte Athen, die Stadt des Theseus". Die südöstliche dagegen, welche nach den römischen Bauten, nach „Hadrianopolis" hinweist, bedeutet uns: „Hier ist die Stadt des Hadrian, nicht die des Theseus".

Der Tempel des olympyschen Zeus, welcher am rechten Ufer des Ilissus liegt, war einer der größten Griechenlands. An ihm ist sieben Jahrhunderte lang gebaut worden. Pisistratus begann ihn 530 vor Christus, und nach ihm bauten Perseus, König von Macedonien, Antiochus Epiphanes und der römische Kaiser Augustus daran; aber erst Hadrian ließ ihn vollenden.

Wegen der Isolirung dieser Ruinen in der nackten Ebene, wegen ihrer kolossalen Verhältnisse und wegen des Reichthums ihres Schmuckes ist ihr Eindruck ein großartiger. Gegenüber der ernsten Einfachheit der griechischen Tempel aber, die sich auf der Akropolis im Hintergrunde erheben, tritt dies römische Bauwerk sehr in den Hintergrund. Jetzt sind nur noch sechzehn große Säulen übrig; an einer derselben bemerkt man eine ausgemauerte Nische, die einem der letzten Säulenheiligen zum Aufenthalt diente. Unter dem Vorplatze des Tempels entdeckte unser Landsmann Forchhammer große Gewölbe und Cisternen. Der freie Platz nach Südwesten zu vor dem Tempel dient zu allerlei Belustigungen des griechischen Volkes, namentlich in der Fastnachtszeit.

So groß der Unterschied zwischen dem neuen Athen, von dem wir im ersten Artikel gesprochen haben, und dem alten ist, dessen herrliche Trümmerstätten wir dem Leser vorgeführt haben, so groß ist auch der Unterschied zwischen der griechischen Bevölkerung von einst und jetzt. Bis auf ganz kümmerliche Reste ist die alte hellenische Bevölkerung gänzlich verschwunden, sie ist aufgegangen in einer gräkoslawischen Mischlingsrasse, in der aber das slavische Element bei weitem vorwiegt. Es hat lange Zeit gebraucht, ehe diese Ansicht über den ethnologischen Charakter der Neugriechen zum Durchbruch und zur Anerkennung gelangte, obgleich sie auch heute noch manche Gegner zählt. Vor allem war es Jakob Philipp Fallmerayer, der „Fragmentist", welcher, unbekümmert um zahlreiche Anfechtungen, für die Slavicität der Neugriechen auftrat und den Beweis dafür mit einem erstaunlichen Aufwande von deutscher Gelehrsamkeit und einer scharfen Argumentation lieferte*).

Neu-Athen, Neu-Lacedämon und Neu-Hellas mit Inbegriff des großen illyrischen Länderdreiecks stellen ihm zufolge nicht mehr den heitern Geist des hellenischen Wesens dar, sondern sie haben überhaupt gar keinen eigenthümlichen Geist, kein lebendiges Prinzip, keine selbstständige Idee zu versinnlichen; da sie als Fragment, als Aggregat und gleichsam als verlorner äußerster Wandelstern Licht und Wärme von dem slavischen Rußland aus empfangen.

Wie weiland die alten Germanen das weströmische Reich zertrümmerten und sich in dessen Provinzen ansiedelten, so verhängten die Slaven ein ähnliches und noch viel tiefer einschneidendes Geschick über das östliche Reich; Slavenblut, Sitte und Sprache drangen bis in die innersten Sitze der Hellasstämme vor und der Peloponnes war Jahrhunderte lang dem Namen und der Sache nach ein „slavisches Barbarenland". Die altbyzantinischen Länder, welche man heute Slavonien, Kroatien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Ober-Albanien und Bulgarien nennt, sammt allen Thälern des großen dardanischen Gebirgsstockes und vier Fünftel von Thracien und Macedonien sind heute fast rein slavische Gebiete. Für Alles aber, was südlich von diesen Ländern liegt und das eigentliche Hellas bildet, hielt man am Griechenthum fest, „weil daselbst nicht nur heute griechisch geredet werde, sondern auch der Bevölkerungsstock zu keiner Zeit eine wesentliche Verwandlung erlitten habe". Aber nicht einmal das halbbarbarische Bulgargriechisch ist in Hellas gegenwärtig überall Muttersprache. Vom Dasein der vier alten Dialekte als Volkssprache ist ohnehin keine Rede. Mehr als die Hälfte der Bewohner des Königreichs, und zwar in den vorzugsweise als klassisch berühmten Distrikten, sind jetzt noch albanische Schkypetaren.

Fallmerayer gelangt zu folgender Ansicht: „Die einst zwischen dem macedonischen Olymp und der Südspitze des Peloponneses ansässigen, Dorisch, Attisch, Jonisch und Aeolisch redenden Hellenen wurden in nachweisbarer Zeit auf gewaltsamen Wegen dem größern Theile nach vernichtet, die Reste aber mit eingewanderten, transdanubischen Slaven und anderen Fremdlingen in einer Weise vermischt, gekreuzt und zersetzt, daß die gegenwärtigen Bewohner jener Distrikte, wenn sie jetzt auch griechisch reden, doch nicht mehr als ächte Nachkommenschaft der alten Bevölkerung zu betrachten sind. Um das Jahr 1000 war die Halbinsel Peloponnes mit dem ganzen nordwärts liegenden hellenischen Kontinent, Weniges ausgenommen, von Slaven bebaut und von den Zeitgenossen als Slavenland anerkannt".

Flächen, Höhen, Berge, Wälder, stehendes und strömendes Gewässer, Hütte, Dorf, Stadt und endlich das Land selbst erhielten theilweise oder im Ganzen neue und aus dem Genius der neuen Bevölkerung geschöpfte, meistens physische Eigenschaften, Lokaleindrücke oder Erinnerungen an die alte Heimath wiedergebende Benennungen. So finden wir griechische Ortschaften mit den slavischen Namen War-

*) Vergleiche namentlich: „Fragmente aus dem Orient" von Jakob Ph. Fallmerayer, Bd. II, 367 ff., und viele Stellen in der „Geschichte der Halbinsel Morea".

schau, Kamenz, Melnik, Wolgast, Glogow, Beresow, Lewetzow, Glaz ꝛc. Die alten Flüsse Pamisus und Helisson in Messenien heißen gegenwärtig mit ihren slavischen Namen Pirnatscha und Warmutzena. *Τί ζμπωρίζεις*, Was sprichst du da? *Εἶναι ἐπανω εἰς τὴν πολιτζα*, Es steht oben auf dem Sims. So reden die thessalischen Hellenen von Turnowo! Die Buchstaben dieser Doppelphrase und die Endsilbe des einen der beiden begriffgebenden Wörter sind allerdings griechisch, aber der Kern ist illyrisch-slavisch, wo „isvoriti" reden und Polica den an der Wand hinlaufenden Sims bedeutet. Die gebildeten Griechen legen allerdings diese Slavismen allmälig ab, nur den slavischen Infinitiv will sich das Volk noch nicht nehmen lassen. In Athen und Osthellas verliert das schul- und alphabetlose Albanesen-Schkypi mit jedem Jahre an Boden und wird nach einigen Menschenaltern verlöschen, gerade wie das Slavische in den anderen griechischen Landschaften nach einander und zuletzt in Lakonien allmälig erloschen ist.

Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts begann die regelmäßige Slavenströmung über die Donau und die theilweise Seßhaftmachung derselben auf byzantinischem Boden. Unter den byzantinischen Kaisern fanden sich viele Slaven, ja von 866 bis 1034, also 156 Jahre regierte fast ununterbrochen eine Slavenfamilie über das Land. Die slavischen Dragubiten und Sagudaten wohnten bei Saloniki; die Belezegniten, Bajuniten und Berziten in Thessalien; die Kribitschen in Messenien, die Milinzi im Taygetus, die Ezeriten im Eurotasthal, die Serben im größern Theile Illyricums; Stämme mit der allgemeinen Benennung „Sklaben, Sklabinier und Sklabesianen" in Elis, Arkadien, in Lakonien, in Tzakonien, in ganz Peloponnes.

Nur in großen Städten und festen Plätzen, deren sich die Barbaren nicht bemächtigen konnten, haben sich Reste der byzantinischen Griechen, jenes unkriegerischen, verschmitzten und trügerischen Krämervolks erhalten, welches man im Abendlande so zärtlich liebte und „Hellenen" nennt. In Europa hat man es gleich anfangs darin versehen, daß man an das Dasein eines wirklich griechischen Volkes im Sinne des Alterthums glaubte. Denn „Volk" im eigentlichen Sinne, hat schon Hobhouse gemeint, könne man die Griechen gar nicht nennen, weil sie weniger ein charakteristisch ausgeprägtes, von eigenthümlichem Geiste beseeltes und eine Idee repräsentirendes Weltindividuum, als eine von der herrschenden Staatskirche der Osmanli abweichende religiöse Sekte darstellen und nicht einmal eine nationale Benennung führen (sie nennen sich ja „Römer"). Die Griechen sind den Künsten abgeneigt und attische Lebenseleganz ist ihnen von Natur zuwider.

Das sind die für die Neugriechen harten aber kaum ungerechten Ansichten des Fragmentisten. Hören wir dagegen den Franzosen Proust. Er sagt: Die geistige Begabung der heutigen Griechen ist dieselbe wie zu den Zeiten Homers; er hat noch dieselbe Fähigkeit, Alles schnell und leicht zu begreifen und drückt sich noch mit derselben Leichtigkeit elegant und fließend aus. Diese Eigenschaften geben den Griechen gegenüber den anderen Völkern des Orients eine so überlegene Stellung, daß sie bei den meisten mißliebig sind. Die Türken werfen ihnen vor, daß sie herausfordernd und heuchlerisch seien, weil sie der Gewalt List entgegen setzten; die Levantiner (welche bekanntlich selber in sehr üblem Rufe stehen) dagegen beschuldigen sie der Untreue im Handel und Wandel, weil sie sich nach ihnen gerichtet haben und sie nun übertreffen. Auch mit den anderen das Mittelmeer umwohnenden Nationen stehen sie auf keinem bessern Fuße. Auch About (freilich ein oberflächlicher Schöngeist) spricht sich für das Hellenenthum der heutigen Griechen aus. Nach ihm ist es ein Leichtes, den feingeformten Griechen von dem kräftigen Albanesen zu unterscheiden; er nimmt also an, daß sich beide Rassen neben einander unvermischt erhalten haben, was schwerlich der Fall gewesen sein kann. Die griechische Rasse sei nur sehr wenig degenerirt; freilich sei sie in den Unabhängigkeitskriegen großentheils zerstört worden, doch habe sie sich wieder ersetzt und namentlich durch die Einwanderung der reichen und intelligenten Bewohner des Phanar in Konstantinopel, der Phanarioten, Zuwachs erhalten. Andere „Griechen" kamen aus Thessalien und Albanien und bildeten mit den Ersten der Morea die Pallikaren, die Tapferen. Sie haben sich ihre kriegerischen und räuberischen Sitten, wenngleich mit einiger türkischen Beimischung, und die Nationaltracht (die aber wesentlich südslavisch oder arnautisch ist!) bewahrt. Die Männer tragen ein Schnürleibchen, die Frauen dagegen nicht. Die Phanarioten aber kleiden sich nach europäischer Weise und sprechen viel Französisch; sie sind lackirt.

Die Volkslieder der Neugriechen sind vielfach gesammelt und beachtet worden. Es sind Liebeslieder, Hochzeitsgesänge, Legenden, Arbeitslieder und Balladen, die oft einen historischen Hintergrund haben, Schlachten und Heldenthaten besingen. In den meisten waltet das Ernste und Melancholische vor, wie in den Volksliedern der Slaven. Ueberhaupt läßt sich ihnen eine sehr große Aehnlichkeit mit den südslavischen Liedern nicht absprechen. In einer Schenke zu Athen hörte Proust folgendes Liedchen:

Rizi weint, sie weint wie eine Turteltaube,
Rizi grämt sich wie ein Rebhuhn.
„Mädchen, weiß wie Schnee, fragt sie Yachos,
Süß, wie die Melone, sage deinen Kummer mir."

„Ach, ich suche, Yachos, doch kann ich nicht finden,
Jene Blume, die unsterblich macht."
Yachos schritt zu dem Berg und kehrte wieder:
„Deine Augen küss' ich, hier hast du die Blume."

Rizi drückt die Blume an die Lippen,
Aber weint dabei wie eine Turteltaube,
Weint dabei gerade wie ein Rebhuhn.
„Das ist nicht die Blume, die unsterblich macht,
Yachos, es ist die Blume der — Liebe!"

„Aber, Rizi, ist's denn nicht die Liebe,
Die unsterblich macht? Was weinst du?"
Rizi trocknet sich die Thränen, und vereinigt
Schritten sie zur Kirche als ein Paar.

In einem Kaffeehause zu Burnabat in Kleinasien vernahm Proust noch folgende Romanze, die sich in einer Variante in den „Erzählungen und Gedichten der Neugriechen von Mraino Betos" wieder findet: —

Jedesmal, wenn er bei ihrem Fenster vorüber ritt, hielt er an. Sie wollte sich vom Fenster zurückziehen, doch konnte sie nicht. Sie blickte ihm nach, bis sein Pferd verschwunden war, und bis der Staub, den es aufgewühlt hatte, sich legte.

Eines Tages fragte er sie: Liebst du mich? — Ich weiß nicht, ob ich dich liebe, aber wenn ich die Augen niederschlage, sehe ich dich, wenn ich sie wieder erhebe, sehe ich dich, und schließe ich sie auch noch so fest, ich sehe dich doch.

Ein andermal sagte er zu ihr: Gib mir einen Kuß! Wo wäre das bestellte Feld, das die Ernte verweigert? Wo ist das Mädchen zu finden, in deren Herz man die Liebe gesäet hat und das die Ernte des Kusses den Lippen nicht darbeut?

Aber die Brüder dachten anders; wie er fort war, tödteten sie sie.

Griechische Fastnachtsfeierlichkeit beim Zeustempel. (Nach einer Originalzeichnung.)

Freudig kehrte er am Morgen wieder. Er hatte seinen schönsten Talagani angezogen, mit den besten Waffen sich geschmückt und trug den goldnen Handjar, den er den Türken abgenommen hatte. Als er sich dem Hause nähert, hört er Todtenlieder klingen — und sein Pferd sträubte die Mähne.

Wem gilt das Kreuz und wem das Todtenlied? so fragte er. Der, die dich liebte, und der deine Liebe den Tod bereitete, erhielt er zur Antwort. Da zog er seinen Handjar und stieß ihn sich in die Brust.

Das Theater des Herodes Atticus unterhalb der Akropolis. (Nach einer Photographie.)

In einem Grabe wurden sie begraben; darauf pflanzte man eine Cypresse und eine Blume, die sich gegen einander neigen.

Leben und Treiben der Zigeuner in Deutschland.

Als ich jüngst das vortreffliche Buch des reußischen Kriminalraths Richard Liebich über die „Zigeuner, ihr Wesen und ihre Sprache, nach eigenen Beobachtungen dargestellt“ (Leipzig 1863) las, tauchten recht lebendig Erinnerungen aus früher Jugend in mir auf. Vor länger als 30 Jahren sah man diese Fremdlinge häufiger als jetzt in Niedersachsen umherziehen, und wenn sich braune Leute mit dem pechschwarzen Haar und dem eigenthümlich funkelnden Blicke, der ärmlichen Kleidung und dem seltsam von dieser abstechenden Flitterputze blicken ließen, dann lief die Jugend zusammen. „Die Tatern sind da! Die gelben Tatern kommen!“ Wir gingen dann näher heran und betrachteten diese Wanderer mit gespannter Neugier und einer Art von ängstlicher Scheu. Glaubte man doch, daß sie es auf das Stehlen von Kindern abgesehen hätten, daß sie hexen könnten und daß sie „Schweinigel fräßen“. Noch lange Zeit gaben dann die fremden Zugvögel Stoff zu Gesprächen.

Späterhin sind mir nicht selten Zigeuner begegnet; einigemal habe ich im Harze sie auf weiten Strecken begleitet und, neben einem Kohlenmeiler gelagert, mir Manches von ihnen erzählen lassen. Diese waren aus Friedrichslohra bei Nordhausen, wo vor etwa einhundert Jahren Friedrich II. von Preußen einen Versuch gemacht hat, sie an feste Wohnsitze zu ketten. Später bin ich den „Tatern“ in der Güldenen Aue begegnet, dann auch auf der Schwäbischen Alp und am obern Neckar, von wo ich mit ihnen zwei Tage lang im Schwarzwald umherstreifte. Es ging sich vortrefflich mit diesen Leuten um. Sobald sie fanden, daß ich näheres Interesse an ihnen nahm, waren sie unbefangen, und die Auslagen für Wein und Branntwein, für Tabak und Eßwaaren belohnten sich reichlich durch die Erzählungen, welche sie zum Besten gaben. Jene im Harze fand ich weniger unreinlich, als die Zigeuner sonst zu sein pflegen; bei ihnen war ein junges Mädchen von etwa 16 Jahren, dessen Körperbau gradezu wunderschön genannt werden konnte. Das Gesicht trug vollkommen indische Züge, die bräunliche Haut war glatt, weich wie Sammet und glänzend und die Beweglichkeit dieser Zigeunerin so gelenk und behend, daß ich sie als kleine Tigerkatze bezeichnete. Sie wußte, daß sie schön war und kämmte auch ihr Haar sorgfältig; an den Kleidern war kein Riß und kein Schmutzfleck, und die Hände waren sauber gewaschen. Das Alles ist eine Seltenheit unter diesen Asiaten; vielleicht ist jene Schöne jetzt eine Zigeunermutter mit abschreckend häßlichen Zügen geworden!

Liebich's Charakteristik ist außerordentlich zutreffend; der Kriminalrath, ein genauer und scharfer Beobachter, ist der Zigeunersprache in der Weise mächtig, daß manche „Tatern“ ihn für einen der ihrigen gehalten haben. Es ist ihm also ergangen wie jenem wunderbaren Manne George Borrow, mit welchem unsere Leser in einem folgenden Artikel näher bekannt werden sollen. Dieser Engländer ist wohl tiefer als je zuvor ein anderer Mann in das innerste Wesen des eigenthümlichen Volkes eingedrungen.

Ich habe vergeblich nach einer Uebersicht der Volkszahl gesucht; wir wissen nicht einmal annähernd, wie viele Zigeuner Europa beherbergt. In Liebich's vortrefflichem Buche wäre ein statistischer Nachweis über die Vertheilung der Zigeuner in Deutschland, ihre Wohnorte und eine Erörterung über den Erfolg, welchen die Versuche zur Ansässigmachung der Zigeuner gehabt haben, ganz am Platze gewesen; leider fehlt das Alles. In Grellmann's Werk, das 1787 in zweiter Auflage erschien, finde ich nur allgemeine Angaben über die Verbreitung und die Kopfzahl aus jener Zeit.

Doch betrachten wir uns die Zigeuner, wie sie auch heute noch in Deutschland sind. Daß sie aus dem nordwestlichen Indien stammen, ist nun längst ausgemacht; eben so, daß sie 1417 zuerst in Deutschland erschienen und im Wesentlichen geblieben sind, wie sie damals waren. So werden sie auch sein, so lange sie überhaupt existiren; unsere „Civilisation“ vermag ihnen nichts anzuhaben; sie prallte, trotz alles Köpfens, Räderns und Verbrennens, trotz aller Bibeln und Gesangbücher und Kerker völlig von ihnen ab; sie eignet sich platterdings nicht für diese Leute. Auch jetzt noch gilt, und der Augenschein sowohl wie Liebich's Buch liefern den Beweis, was Grellmann vor beinahe 80 Jahren schrieb: „Weder Zeit, noch Klima, noch Beispiele haben bisher auf diese irrenden Fremdlinge merklichen Einfluß gehabt. Seit vierthalb hundert Jahren wandern sie auf ausländischem Boden umher, sind zu finden im Süden und Norden, im Morgen- und Abendlande, unter rohen und gebildeten, faulen und fleißigen Menschen, und bleiben noch immer und überall, was ihre Väter waren, — Zigeuner. Afrika macht sie nicht schwärzer, Europa nicht weißer, in Spanien lernen sie nicht faul, in Deutschland nicht fleißig sein, unter Türken nicht Mohammed, unter Christen nicht Christum verehren. Um und neben sich sehen sie stäte Wohnungen ansässiger Menschen, folgen aber nichts desto weniger ihrer Weise, sind noch immer unstät und ziehende Räuber.“

Der alte Sebastian Münster im 16. Jahrhundert bezeichnete sie als „ein schwarz, wüst und unflätig Volk, das sonderlich gern stiehlt“. Es hält streng fest an seiner Eigenart und an seinem Wesen, aber es tritt nicht als ein geschlossenes Ganze auf, sondern ist zerflossen und zerstreut und nur Familien und kleinere Gruppen halten enger zusammen. Aber woher auch ein Zigeuner kommen mag, er wird in fremdem Lande von seinesgleichen als Bruder und Freund behandelt.

Wir haben schon angedeutet, daß man ihn nicht nach dem allgemeinen Maßstabe unserer Civilisation beurtheilen dürfe und Liebich spricht ganz dieselbe Ansicht aus. Der Zigeuner ist ein vollständiger Gegensatz dieser Civilisation, er verneint sie, will mit ihr gar nichts zu schaffen haben, verachtet und verwirft alle Vortheile, die sie ihm bieten könnte, denn er ist ein Rôm, ein selbstständiger Mensch; Sitte, Verfassung und Religion anderer Menschen sind ihm unverständlich und ganz gleichgültig. Nur selten wird er seine Abstammung verheimlichen oder verleugnen; man erkennt ihn ja ohnehin auf den ersten Blick, und gegen Eingeweihete ist er stets offen. Daß er, wie Liebich hervorhebt, auch dem Nichteingeweihten, der für ihn und seine Lebensweise Interesse zeigt, gern vom Zigeunerwesen erzählt, habe auch ich zu erfahren Gelegenheit gehabt.

Er redet mit seinesgleichen nur die Zigeunersprache, über welche wir wohl später Einiges bemerken, lernt aber mit großer Leichtigkeit die Sprache anderer Menschen. Die Mischung seiner Charakterzüge ist merkwürdig und vereinigt manche scheinbare Gegensätze, ähnlich wie bei anderen barbarischen Völkern. Der Zigeuner ist zugleich zerstreut und unachtsam, aber auch klug und verschmitzt; er hat eine scharfe Beobachtungsgabe, große Wachsamkeit, kann den Schlaf willkürlich herbei rufen und nach Belieben ihn wieder abschütteln. Als ein unstäter, vielfach verfolgter und gehetzter Mensch, ohne irgend einen innern Zusammenhang mit den Völkern, unter denen er sich umhertreibt, ist er scheu, mißtrauisch, versteckt und furchtsam oder feig; gegen Andere zeigt er knechtischen Sinn, wenigstens in den äußeren Formen, z. B. durch Handkuß und Kniebeugung. Er ist zudringlich, bettelhaft,

eigennützig; üppig und doch genügsam, verschwenderisch und zugleich geizig, mit einem Wort ein Barbar, und Mitleid gegen ein Thier kennt er nicht.

Der Religion ist der Zigeuner völlig abgekehrt; es ist, als ob ihm jede Empfänglichkeit dafür fehle. Kein Gebrauch, kein Symbol, kein Kultus weist darauf hin, daß er einen Schöpfer aller Dinge auch nur ahne; er hat nicht einmal Erinnerungen aus heidnischen Tempeln. Er spricht zwar von einem höchsten Wesen, o baro dewel an o polopenn, d. h. der große Gott im Himmel, verbindet aber damit nur eine höchst dunkle Vorstellung. Von diesem Wesen kommt Blitz und Donner, Schnee und Regen; seine Lichter (die Sterne) brennen am Himmel. Ueber die Erde, welche dem Zigeuner heilig ist, hat er eine sehr schöne Vorstellung; er betrachtet sie als die Mutter alles Guten; sie bestand durch sich selbst von Anfang an und ist nicht erst erschaffen. Das Kind, welches stirbt, ist vom großen Gott „gefressen" worden, und dieser wird dafür verflucht und verwünscht. Der Teufel, welcher wohl erst von den Christen entlehnt worden ist, erscheint als eine höchst unbedeutende Persönlichkeit; Himmel und Hölle sind nicht vorhanden, und nichts deutet an einen Glauben auf Fortleben nach dem Tode. Der Schwur: bei den Todten! ist unverbrüchlich, und man geht nie am Grabe eines Stammgenossen vorüber, ohne auf dasselbe etwas Bier, Wein oder Branntwein auszugießen.

Eine alte Zigeunerin erzählte Herrn Liebich einen Traum, den sie gehabt haben wollte. Demzufolge hatte sie sich nach dem Tode wiedergefunden in einem großen schönen Garten (also in einem Paradiese), der mit zahllosen fetten Igeln bevölkert gewesen sei. Der Igel ist das Lieblingsgericht aller Zigeuner. Er heißt in ihrer Sprache Stachellengĕro oder Soretto und wird durch abgerichtete Hunde in seinem Lager aufgesucht. Man sengt ihm, manchmal vom lebendigen Leibe, die Stacheln ab, er wird gereinigt, gebrüht, ausgenommen und reichlich mit Knoblauch oder Zwiebel gespickt und dann an hellem, von dem herabträufelnden Fette genährten Feuer am Spieße gebraten oder mit Essig und Zwiebeln gedämpft; Pfeffer, Salz oder anderes Gewürz kommt nicht hinzu. Ueberhaupt steht der Igel in so hohen Ehren, daß er das allen Zigeunern gemeinschaftliche Wappen bildet.

Da der Zigeuner sich um das Christenthum nicht bekümmert, so sind ihm auch dessen Lehren und Gebräuche gleichgültig, aber er läßt seine Kinder womöglich mehrmals taufen, um das übliche Pathengeschenk zu bekommen. (Siehe das Gedicht am Ende.) Aber zum Gevatterstehen nimmt er Nichtzigeuner; er gibt sich für einen Katholiken, Protestanten, griechischen Christen ꝛc. aus, wie es ihm eben paßt. Der Katholik heißt bei ihm ein Kreuzmacher, Truschullengĕro, der Protestant ist ihm ein Dickopf, Pessoschereskĕro.

Als die Zigeuner in Deutschland auftraten, hatten sie ein gemeinschaftliches Oberhaupt, einen König, Graf, oder wie man ihn nennen will. Im Fortgange der Zeit haben sie sich in einzelne Landsmannschaften gesondert, die in sich unabhängig sind, obwohl mit den übrigen in Beziehung stehen. Jede hat ihren eigenen Hauptmann.

Kriminalrath Liebich bemerkt, daß nach den ihm gewordenen Berichten die Zigeuner Deutschlands in drei Landsmannschaften zerfallen: die altpreußische, welche besonders in Schlesien und Posen sich aufhält, die neupreußische und die hannoverische. Aber hier ist offenbar eine Lücke; denn die Zigeuner im mittlern und südlichen Deutschland, in Oesterreich ꝛc. sind doch da, und wir erfahren nicht, wie es mit ihnen stehe. Es wäre zu wünschen, daß wir darüber nähere Nachrichten erhielten*).

*) Unter den Lesern des Globus sind gewiß Mehrere, welche im Stande wären, über die Zigeuner in den südlichen Landschaften, in der Rheingegend, Westfalen, in Böhmen, an der Donau ꝛc. Nachrichten mitzutheilen. Wir würden es ihnen Dank wissen, wenn sie uns Notizen oder Schilderungen über deren Verhältnisse, Zahl, Wohnorte, Erwerbsverhältnisse ꝛc. zukommen lassen wollten. A.

Jede dieser drei Landsmannschaften führt ihre eigenen Farben und verehrt einen besondern Baum oder Strauch.

Die Altpreußen haben Schwarz und Weiß und halten die Tanne (oder nach andern Angaben den Hagebuttenstrauch) für heilig. Die Farbe der Neupreußen ist Grün und Weiß, ihr Baum der Mai- oder Pfingstbaum (das wäre also die Birke). Die Hannoveraner haben Schwarz, Blau und Gold und verehren den Mehlbeerbaum, Crataegus oxyacantha. Das Allen gemeinsame Wappen ist, wie schon bemerkt, der Igel. Die Landsmannschaften unterscheiden sich dadurch, daß man demselben bald ein Birkenblatt, bald ein Mehlbeerbaumblatt in das Maul gibt.

Der Hauptmann ist eine sehr wichtige Person; er hatte in früheren Zeiten uneingeschränkte Gerichtsgewalt, selbst über Leben und Tod, und übt auch heute noch ausgedehnte Befugnisse. Der Zigeuner nennt ihn zutraulich seinen Vetter, Gako*).

Er führt die Standesregister und überhaupt die öffentlichen Papiere der Landsmannschaft, hat Siegel und Stempel, bestätigt Ehen und Scheidungen, schlichtet Streitigkeiten, ertheilt Rügen, verhängt Strafen, z. B. körperliche Züchtigungen, Verstümmelungen, Ausschließung aus der Gemeinschaft, kann auch für infam erklärte Zigeuner wieder zu ehrlichen Leuten machen, indem er ihnen in öffentlicher Versammlung seinen Becher, aus dem er zuvor selber getrunken, darreicht. Damit ist dann jede Schuld getilgt.

Alle sieben Jahre versammelt sich zur Pfingstzeit jede Landsmannschaft um ihren Hauptmann an einem Orte, welchen dieser bestimmt hat, und daraus erklären sich die in bestimmten Zeiträumen wiederkehrenden zahlreichen Züge von Zigeunerbanden nach einer und derselben Richtung. In solchen Versammlungen werden die inneren Angelegenheiten geordnet. Der Hauptmann hat in Ausübung seines Amtes, insbesondere bei öffentlichen, feierlichen Gerichtssitzungen eine Art Generalanwalt, einen Tschatschopaskĕro, der Wahr und Recht spricht, zur Seite und außerdem einen Protokollführer. Der Hauptmann trägt bei Ausübung seines Amtes oder bei Feierlichkeiten als Zeichen seiner Würde einen dreieckigen Hut mit silberner Quaste und am linken Arm ein Band mit Wappen und Farben seiner Landsmannschaft. Seine Würde ist nicht erblich; man wählt den Mann, welcher für den tüchtigsten gehalten wird, ruft ihn unter Jubel und Trompetenschall aus und überreicht ihm zwei über das Kreuz gelegte Zweige von dem heiligen Baume oder Strauche der Landsmannschaft. Dann nimmt er einen mit Wein gefüllten Krug von einem bekränzten Teller, trinkt und setzt den Quastenhut auf. Der Krug muß auf einen Zug geleert werden. Dann wirft der Hauptmann ihn in Scherben, redet zu den Versammelten und gelobt, die Zigeunergesetze unverbrüchlich zu halten und zu handhaben. Darauf gibt ihm Jeder den Handschlag der Treue, und nachher beginnt der Schmaus. Jeder neugewählte Hauptmann muß einen, seiner Landsmannschaft heiligen Baum oder Strauch pflanzen und für dessen Gedeihen Sorge tragen.

Der Familienvater fordert und erhält unbedingten Gehorsam; aber in der Bande wird nichts unternommen, was nicht zuvor von der Zigeunermutter, dem ältesten Weibe, gutgeheißen worden ist. Selbst ihr Schweigen wird geachtet und

*) Liebich bemerkt: „Mit dem Prädikat Gako sind sie auch gegen andere als ihresgleichen freigebig. Sie ertheilen es jedem, dem sie schmeicheln, dessen Gunst sie gewinnen wollen, und auch sonst als Zeichen großer Achtung und besonderen Respekts. Es wird wohl dasselbe sein wie Gachó in der spanischen Zigeunersprache, das Borrow (the Zincali or an account of the Gypses in Spain etc., London 1841, Thl. II, S. 48) erklärt als: a gentleman; Caballero. Properly: any kind of person who is not a Gypsy. A.

gilt als Mißbilligung eines Vorschlags; ihr bloßer Blick bändigt den Muthwillen der Kinder. Bei Ehen wird großes Gewicht darauf gelegt, daß der Bräutigam ein wahrhafter, ächter Zigeuner, ein Tschatschopaskĕro rôm, aus unvermischtem Blut entsprossen sei, daß er zur „Schwarzpartie", Mellĕli Torin, gehöre und „väterliche Hand", Dadeskuro wast, habe. Ohne Genehmigung des Hauptmanns ist keine Ehe gültig; die Hochzeiten hält man am liebsten am Pfingstsonntage. Pfingsten scheint überhaupt eine große Bedeutung zu haben. Vor Pfingsten darf kein Zigeuner einen Zweig von seinem verehrten Baume, ja überhaupt von keinem laubtragenden Baume brechen. Auf die kirchliche Trauung wird an und für sich gar kein Gewicht gelegt; man läßt sie aber vornehmen, um Legitimationspapiere zu bekommen.

In früheren Zeiten ist es vorgekommen, daß lebensmüde, altersschwache, zum Erwerb nicht mehr fähige Personen mit ihrer Einwilligung lebendig begraben wurden. Vor den Augen des zum Sterben Bereiten wurde im tiefen Wald eine Grube gegraben und der mit seinen besten Kleidern angethane Mensch langsam, unter Gesang, hineingethan. Der Tod eines Zigeuners erfüllt die ganze Bande mit großer Betrübniß; aber die Wittwe schweigt. Aeußere Zeichen der Trauer sind nicht üblich. Jedem Todten gibt man einen Zweig des heiligen Baumes oder Stranches mit ins Grab; die Kleider des Verstorbenen, sein Bett oder was ihm sonst zum Lager oder als Decke gedient hat, brennt man zu Asche; wenn sie erkaltet ist, tritt ein bejahrter Verwandter mit dem Fuß hinein, und aus der Fußspur will man dann am andern Morgen erkennen, ob ein erwachsenes oder unerwachsenes Glied der Familie dem Verstorbenen zunächst nachfolgen werde. Auf das einsame Grab pflanzt man einen heiligen Baum und sucht es nach einem Jahre, am Todestage, wieder auf.

Ueber die Erwerbszweige der Zigeuner brauchen wir nicht in ausführliche Erörterungen einzugehen; sie sind bekannt genug. Der Mann ist musikalisch in hohem Grad; er lernt mit Leichtigkeit solche Instrumente spielen, welche er mit sich umhertragen kann, aber keins, das einen festen Platz einnimmt; deshalb befaßt er sich nicht mit dem Klavier, wohl aber mit Geige, Clarinette, Tamburin, Horn, Harfe ꝛc. In seiner eigenthümlichen, melodienreichen Musik schlägt das feurige, wilde und stürmische Element vor, aber auch das Zarte, Sanfte und Wehmüthige weiß er vortrefflich zum Ausdrucke zu bringen.

Zum eigentlichen seßhaften Handwerk bequemt er sich nie, weil er es nicht ertragen kann, an einem Orte festgebannt zu sein, er ist auch als Arbeiter Nomade, z. B. als Schlosser und Schmied; er verfertigt Drahtgeflechte, Siebe, Mausefallen, Vogelläsige, schnitzt Löffel und Teller. Auch ist er ein gewandter Seiltänzer, zieht mit einem Marionettentheater umher und handelt gern mit Pferden. Auch ist er Schatzgräber, und die Weiber ziehen einen nicht geringen Theil ihres Erwerbes aus Wahrsagen und Traumdeuterei. Aber diese Dinge, an welche die Zigeuner selber nicht glauben, haben sie erst von den Christen gelernt, ebenso das Kartenlegen und das Prophezeien aus dem Kaffeesatze. Dann und wann heilen sie auch Krankheiten bei Vieh und Menschen durch „Zaubermittel"; sie sind auch rattenvertilgende „Kammerjäger" und mit dem Eigenthum anderer Leute haben sie es nie genau genommen.

Schon weiter oben deuteten wir an, daß der Zigeuner großen Werth auf Reinhaltung des Blutes legt; er will unvermischt bleiben und dadurch fremde, zersetzende Elemente von sich fern halten. Manche Eigenthümlichkeiten, die er bei seinem ersten Auftreten in Europa hatte, sind allerdings im Fortgange der Zeit verloren gegangen oder abgeschwächt worden, aber an den meisten Merkmalen, die ihn allezeit kennzeichneten, hält er fest.

Der Zigeuner ist gesellig; er will sich ohne alle Beschränkung frei bewegen, die Wanderlust liegt unvertilgbar in seinem Blute. Oft hat er gar keine Heimath, aber er sucht eine solche auch nicht, weil er sich aus ihr nichts macht, ihrer gar nicht bedarf. Seine Heimath ist die weite Welt.

Es ist ungemein bezeichnend, daß die Zigeunersprache keinen Ausdruck für Wohnen kennt; um den Begriff anzudeuten, hat sie: me heschawa, ich sitze, und me atschawa, ich bleibe. Das Haus heißt Ker, häuslich: keredŭno, und dieser Begriff ist dann auf einen andern, dem Zigeuner selber fremden, jenen der Heimath, übertragen worden. Der Zigeuner nennt sich gern den armen Mann, Tschornlo rôm; er zieht ein Nachtlager im Walde, überhaupt unter freiem Himmel dem Schlafen in einem geschlossenen Raume vor. Auf körperliche Reinlichkeit legt er keinen Werth, aber so armselig auch seine Kleidung sein möge, es müssen doch Flitter und Putz daran sein. Er trägt an abgerissenen Schuhen mächtige klirrende Sporen, hat gern einen breitkrämpigen Filzhut und an der Mütze dürfen Troddeln nicht fehlen. Grün ist seine Lieblingsfarbe; wer sie trägt, ist in den Augen der Zigeuner ein unbescholtener Mann, ein Tschatschopaslĕro rôm; wer der Acht verfallen ist, darf an seinen Kleidern kein Grün haben. Großer Werth wird auf den Besitz eines silbernen Trinkbechers gelegt, der aber nicht ferner gebraucht werden darf, wenn er einmal zur Erde gefallen ist; denn durch die Berührung der Erde wird er geheiligt und ungeeignet für menschlichen Gebrauch. Der Mann, obwohl sehr unkriegerisch, besitzt gern Waffen, gleichviel, welcher Art.

In Bezug auf Speise ist der Zigeuner nicht wählerisch; wir sagten schon, daß der Igel sein Lieblingsgericht bilde; aber auch der Fuchs, welcher ein paar Tage im fließenden Bach ausgewässert worden ist, wird nicht verschmäht, eben so wenig die Romaneskeri madschka, „Zigeunerkatze", d. h. das Eichhörnchen. Während man keinen Anstand nimmt, Fleisch von kranken oder gefallenen Thieren zu verzehren, wird auch der stärkste Hunger den Zigeuner nicht zum Genusse des Pferdefleisches bewegen; er verschmäht dasselbe unter allen Umständen, weiß aber selber nicht anzugeben, aus welchem Grunde das geschieht. An die Stelle des Bilsenkrautes, vermittelst dessen in früheren Jahrhunderten die Zigeuner sich berauschten, ist nun der Branntwein getreten, der in so großer Menge getrunken wird, wie nur irgend die Mittel erlauben. Während das Feuerwasser den nordamerikanischen Indianer zu Grunde richtet, hat es dem Zigeuner nichts an und bringt bei ihm niemals Säuferwahnsinn hervor. So verschieden sind die körperlichen Anlagen.

Nach Liebich ist der Zigeuner, als ein Mensch von gutmüthiger, versöhnlicher Natur, nicht fähig, Rachegedanken gegen seinesgleichen zu hegen oder Rache zu üben. Aber Zweikämpfe kommen vor, und es gibt beleidigende, sehr schmutzige Redensarten, welche nur durch sofortige Abbitte und Widerruf oder durch Zweikampf gesühnt werden können; Niemand darf sich dergleichen ungestraft gefallen lassen. Aber grundlose Beschimpfungen und Herausforderungen werden vom Hauptmann mit Peitschenhieben oder Ausstoßung bestraft. Ein ausgestoßener Mann ist unehrlich; er wird es auch, wenn er mit einem Henker irgendwelche Berührung gehabt hat. Stiefel, Schuhsohlen und Kleider der Frauen gelten für unrein. Wer nach einem Andern mit einem Schuh wirft, macht sich einer tödtlichen Beleidigung schuldig. Die Frauen sind sehr achtsam auf ihre Kleider, mit denen sie nicht einmal Kochgeschirr berühren dürfen; es wird deshalb, gleich allem Tischgeräth, an Drahtringen aufgehängt.

Wo ein Zigeuner unter Dach übernachtet hat, macht er seinen „Zinken", wie es in der Gaunersprache heißt. Er zeichnet das Bild einer Harfe oder eines Harfenschlüssels an die Wand,

schreibt auch wohl, wenn er es versteht, seinen Namen darunter; wer im Freien geschlafen hat, schneidet das Zeichen in einen Baum ein, oder hängt einen Fetzen von seiner Kleidung am Strauch auf. Auch auf Kreuzwegen wird ein Zeichen zurückgelassen, z. B. ein Baumästchen mit wenigstens drei Zweigen, und zwar dergestalt, daß die Spitze des mittlern die eingeschlagene Richtung andeutet. Man schichtet auch wohl drei Steine übereinander oder macht drei parallel laufende, durch einen Querstrich verbundene Striche, deren mittlerer länger ist als die beiden andern.

Außer den Geschlechtsnamen, die übrigens erst spätern Ursprungs sind, führen die Zigeuner Beinamen, welche den körperlichen oder geistigen Eigenschaften entsprechen, z. B. der Eiserne, Starke, Rothe; der süße Gott, das schwarze Mädchen: Gali minsch. — Liebich verweist über das Wort Minsch auf sein Wörterbuch, aber dort ist es unter M nicht zu finden, wohl aber S. 235 im deutsch-zigeunerischen Wörterbuche. Bei Borrow II. Vocabeln ꝛc., S. 70 finde ich Minchi; bei den englischen Zigeunern heißt das Wort Mitschi; es stammt aus dem Sanskrit. Borrow erklärt es als Pudendum feminae. — Ferner: der schwarze Knabe, die Gans ꝛc. Bei der Taufe gibt man den Mädchen gern vornehm klingende Namen, z. B. Apollonia, Crescentia, Lila, Enda. Mantscherle ist Magdalena, Koberli ist August, Stamlo Wilhelm, Weiberle und Muta Karoline. Untereinander bedient man sich lediglich der Zigeunernamen, der deutschklingenden nur in Reisepässen, Tauf- und anderen amtlichen Zeugnissen. So heißt Hanstein: Lamo; Christian Bayer: Bola; Petermann: Bello ꝛc.

Wir sind Herrn Liebich dankbar dafür, daß er mehrere geographische Benennungen, welche bei den Zigeunern üblich sind, zusammengestellt hat. Viele derselben sind bezeichnend und wir wollen deshalb einige mittheilen.

Oesterreich heißt das Weinland, moljakro temm; Preußen ist das blaue, hochbeinige Land, blawädo temm, baro herengëro temm; Brandenburg heißt chadscherdino temm, omime chadschewawa, ich brenne; Bayern ist, wegen der dort herrschenden polizeilichen Strenge, das nichtswürdige Land, tschiwälo temm; Hannover und Braunschweig heißen, wegen des Rosses in ihrem altsassischen Wappen, das Pferdeland, graieskero temm; Sachsen, nach den Kurschwertern im Wappen, das Schwertland; Rußland ist das kalte Land, schilëlo temm; die Schweiz das Käseland, kiralengero temm; Böhmen das stumme Land, lallëro temm; Altenburg das breithosige Land, baro cholewengëro temm, von Cholib, Hose, weil die Bauern weite Beinkleider tragen; Hessen ist das Hexenland (Verwechselung von ſſ und x); England, panineskero temm, Wasserland; Frankreich, walschtikko temm, Wälschland.

Auch die Städtenamen sind oft sehr bezeichnend. Wien ist Honigstadt oder untere Weinstadt; Berlin — wie vortrefflich ausgedrückt! — ist baro herengero foro, die hochbeinige Stadt, auch wohl große Glockenstadt; Schweidnitz und Schweinfurt werden, allerdings sehr uneigentlich, als Schweinestadt, Halle und Sulza, wegen der Salzwerke, gesalzene Stadt, londo foro, genannt; Erfurt ist die große Glockenstadt; München — auch das ist wieder bezeichnend und Fallmerayer, der so viel von Derwischabad zu erzählen wußte, würde einverstanden sein — ist Pfaffenstadt, raiascheskero foro, vom raschen Priester; Bern und Pirna: Birnenstadt, broleskero foro; Nürnberg ist Nierenstadt. Man sieht aus diesen und anderen Beispielen, wie sich die Zigeuner ihre Städtenamen zurecht gemacht haben.

Als Flußbezeichnungen finden wir für die Oder: baridir panin, das größere Wasser; die schwarze Elster ist galo panin, das schwarze Wasser; die Elbe: das schiffbare Wasser, bero jengëro panin, von bero, Schiff; der Rhein heißt rino, der Rheinfall stiga. —

Schon Grellmann hat die Frage erörtert, was der Staat mit solchen Menschen machen solle? Die Antwort ist eigentlich leicht; er muß suchen, sie so viel als möglich unschädlich zu machen. Einordnen in unsere bürgerliche Gesellschaft, der sie nun einmal wildfremd sind und für welche ihnen jedes Verständniß fehlt, lassen sie sich platterdings nicht. Sie wollen bleiben, was sie immer waren, weil sie nichts anders werden können: „wild und frei". Sie sind gleich einer unstät umherirrenden Völkermumie, durch große Völkerstürme in Bruchstücken über die weite Welt umhergeschleudert, ohne Zusammenhang und doch überall dieselben — Zigeuner. Die Verschiedenheit der Länder, in welche diese Trümmer hineingeworfen worden sind, hat allerdings in äußeren Dingen manche Modifikationen zur Folge gehabt, die Zigeuner mußten sich den äußeren Verhältnissen anbequemen und wurden von den verschiedenen Nationalitäten wenigstens äußerlich angestreift. Der Gitano in Spanien, der Gipsy in England, der Bohemien in Frankreich, der Heidane in Holland, (und welche Landesbenennungen sie in Ungarn, in der Moldau und Walachei — wo sie, beiläufig bemerkt, nicht mehr Leibeigene oder Sklaven sind, wie Liebich meint —, in Persien, Aegypten*) oder sonst wo haben mögen)

*) Liebich hebt, S. 9, ganz richtig hervor, es sei „eine charakteristische Eigenthümlichkeit aller Zigeuner, daß sie überall unter allen Himmelsgegenden in dem Verkehr mit allen anderen Völkern mit ungemeiner Zähigkeit an ihrer ursprünglichen Sprache festhalten." Er möchte deshalb „der Vermuthung Raum geben, daß die von Kremer beobachteten Leute (in Aegypten) am Ende gar keine Zigeuner gewesen seien." (Wir haben sie im Globus Bd. IV, S. 122 geschildert.) Er druckt zu diesem Zweck ein von Kremer mitgetheiltes Wörterverzeichniß wieder ab, das allerdings mit der Sprache der Zigeuner in Deutschland nichts gemein hat.

Ich möchte mir aber einige bescheidene Bemerkungen erlauben. Ein Vergleich des Vocabulars Borrow's über die spanische Zigeunersprache mit jenem Liebich's zeigt zwischen beiden eine große Menge von Abweichungen, und Wörter, die da oder dort ganz fehlen oder ganz verschieden lauten. Und Borrow wie Liebich sind ausgezeichnete Kenner, und die spanischen Gitanos sind doch unbezweifelt ächte Zigeuner. Um gleich beim Buchstaben A stehen zu bleiben, so hat Borrow für Vater: Abatico, Liebich, S. 250, Dad; B. hat abelar, haben, besitzen; bei L. fehlt das Wort, er hat unter: haben und besitzen: mande hi, d. h. mir ist; Abertune, a foreigner, fehlt bei L., der für Fremdling Durodunu hat; Aberucar, to repent, span.: arrepentirse, fehlt bei L.; dieser hat für bereuen: me keidawawa, und so fort. Ich komme wohl demnächst, wenn ich Auszüge aus Borrow's Werke gebe, auf die Sprachverhältnisse zurück und stelle dann die Aehnlichkeit zwischen der deutschen und spanischen Zigeunersprache zusammen.

Hier soll nur die Ansicht aufgestellt werden, daß die Abweichung in der Sprache der ägyptischen Zigeuner von jener unserer Zigeuner nichts für die Annahme beweist, daß diese ägyptischen deshalb keine Zigeuner seien. In Persien bezeichnet man die Zigeuner als Gurbat, Duman und Kaoli; in Syrien und Oberägypten als Nuwar; im übrigen Aegypten als Ghagar; diese sind ganz wie unsere Zigeuner, Kesselflicker, Affenführer, Seiltänzer ꝛc. Ghagar, sagt von Kremer, ist als ein ganz allgemeiner Name bezeichnet worden; am zahlreichsten ist der Name Ghawazi, „alle sprechen den allgemeinen Zigeunerdialekt".

Ich finde nun in Latham, Elements of comparative philology, London, 1862, S. 248, ein kleines Vocabularium der persischen und ägyptischen Zigeunersprache und will einige Wörter nebeneinander stellen:

	Persien.			Aegypten.
	Khurbat.	Duman.	Ghagar.	Helebi.
Kopf:	Sir,	Murras,	Sir,	Nas.
Haar:	Val,	Khalluf,	Bal,	Schara.
Ohr:	Kan,	Prink,	Hanka,	Hazara.
Zähne:	Dandlir,	Ghiolu,	Dandi,	Sinnan.
Sonne:	Gaham,	Gaham,	Kam,	— — —
Mond:	Heinf,	Heinf,	Kano,	— — —
Feuer:	Ag,	Ar,	Ag,	Megmndara.

Mir scheint, als ob schon die Wörter Dandi und Ag, da sie indischen Stammes sind, bezeichnend wären. Hier ist Uebereinstimmung mit der Sprache der persischen Kurbat, deren Zahlwörter übrigens fast genau jenen der norwegischen Zigeuner entsprechen. Ich habe Professor Pott's bekanntes Werk gerade nicht zur Hand; was das von Latham anbetrifft, so ist es ein dickleibiges (744 Seiten!) wüstes und ganz unkritisches Buch, das über die Zigeuner weiter nichts enthält, als dürftige Auszüge aus den Vocabularien jener in Aegypten und Persien und eine Aufzählung der Kardinalzahlen von 1 bis 10 der norwegischen Zigeuner und der „Tater", welche Latham als „a variety of the ordinary Gipsy" bezeichnet!!

A.

— ist in seinem innern Wesen überall der alte urwüchsige Zigeuner geblieben, derselbe Sinte, Mamusch, Rôm (d. h. Mann, Mensch), wie er sich selber nennt; derselbe Dadeskor tschawo, d. h. des Vaters Sohn, als ein unvermischter Rôm, der Galo, „schwarze", dunkelhäutige Mann, der er schon war, als er, zur Verwunderung der Europäer, im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts Europa zu durchstreifen begann. Und so ist er, ein Landstreicher von Geblüt, einem Ahasverus vergleichbar, immer und immer rastlos unterwegs, und noch der letzte Zigeuner wird ein unstäter Vagabund sein.

Er kann eben nicht anders. Und glaube man nicht etwa, daß er sich bei seinem Leben und Treiben nicht behaglich fühle; er mag es für kein anderes hingeben und verschönert es sich, er, der „arme Mann", durch Musik und Poesie. Er selber erscheint den Dichtern als ein interessanter Gegenstand; wir wollen nur an des Cervantes liebliche Novelle von der Gitanilla, dem Zigeunermädchen, der Preciosa, erinnern; an Alexander Mussin Puschkin's, Lenau's und Karl Beck's Gedichte.

Der Zigeuner selber dichtet, so wie er kann und wie sich ihm eben eine äußere Veranlassung bietet, welche ihn bewegt, seine Gefühle im Lied auszusprechen. Er hat freilich nur Gelegenheitsgedichte, welche er aber singt, und die durch die Melodie poetischer werden, als sie im bloßen Text erscheinen. Dieser ist doch oft von tiefer Empfindung eingegeben und lieblich. Ich finde im Anhang zu Daumer's schöner Uebersetzung des herrlichen Hafis 17 Zigeunerlieder, die zum Theil recht hübsch sind. Zum Beispiel:

Komm Mädchen an dein Fenster,
Komm, wenn die Schatten düstern,
Komm, wenn die Sterne funkeln,
Und halte deine Wacht!
Ich werde dir im Dunkeln
Ein Wörtchen, ein geheimes,
Zigeunerisches flüstern;
Dann rette dich in's Freie,
Dann wirf dich an die Brust mir,
Dann fliehe mit dem Liebsten
Vertraulich in die Nacht.

Ein anderes bei Daumer (S. 201) lautet:

Laß Jahr auf Jahr vergangen sein,
Seitdem ich in die Nacht hinein
Gesunken aus der Sonne Schein;
Du komme nur, du rufe nur
In meine dunkle Stube!
So wie du meinen Namen nennst,
Tief wird dir aus der Grube
Antworten mein Gebein.

Auch Liebich hat einige Gedichte mitgetheilt, die von tiefer Empfindung zeugen, und die er in Text und Uebersetzung mittheilt. Eines derselben lautet:

Ach, wenn ich von dir geh,
Thut mir das Herz so weh,
Find' Rast und Ruhe nicht,
Bis ich wieder seh dein Angesicht.
Die Aeltern wollen nicht,
Daß wir uns frein.
Ich aber lasse nicht ab,
Und gält es gleich mein Grab,
Du mußt einmal die meine sein.

Aber auch die hochlöbliche Polizei und die Gefahren und Strafen, mit welchen der arme Mann von Seiten der Gerechtigkeit bedroht ist, veranlassen ihn zu poetischen Stoßseufzern. So bei Daumer S. 204 bis 206:

Zigeuner ist unter die Truppen gegangen,
Ist mit dem Handgeld durchgegangen,
Man hat ihn aber eingefangen,
Und jetzo muß der Arme hangen. —

Sah in einer Gasse
Einen Galgen hübsch und fein;
Sprach zu mir der Galgen:
Hüte dich, Zigeunerlein.

Ganz ächt, ur- und vollwüchsig zigeunerisch ist das Nachstehende, womit wir heute unsere Mittheilungen über den „armen Mann" schließen:

Ich ging zu einem Priester,
Ich warb mir einen Pathen
Für mein zu taufend Kindelein.
Ich fischte zwei Dukaten.
Es ist nunmehr das zehnte Mal
Daß es ein Christ geworden ist;
Das ist ja wohl kein Schaden?

A.

Mosaik aus dem Yankeelande.

III.

Die frommen Kriegschristen. — Wie der Neger auf die Schlachtbank geführt wird. — Negerverfolgung in Harrisburg. — Benehmen der Unionstruppen im Felde. — Abscheulichkeiten derselben in Missouri und Florida. — Brandstiftung und Meuterei.

Die Hunderte von puritanischen Geistlichen, welche den Krieg predigen und für schweres Geld, das die Zuhörer beim Lösen der Einlaßkarten an der Kasse zu zahlen haben, bluttriefende Reden halten, nennen sich Kriegs-Christen, „War Christians." Das Feldgeschrei dieser Fanatiker lautet: „Gott und die Neger!" Nachdem es bisher mißlungen ist, vermittelst 1,300,000 Mann weißer Truppen die südlichen „Rebellen" zu unterjochen, soll nun der Nigger als „auserkorenes Werkzeug des HERRN" dieselben zu Paaren treiben. Man führt also den Neger auf die Schlachtbank. Die Schwarzen haben nämlich nur geringe Lust, sich als Kanonenfutter verwenden oder, wenn sie gefangen werden, sich aufhängen zu lassen. Ihre Freunde, die „Kriegs-Christen", machen aber kurzen Prozeß, fangen Neger ab, wo es sich irgend thun läßt und stecken sie in Uniformen. In den östlichen Staaten hat man viele durch hohe Prämien veranlaßt, Dienste zu nehmen. In den ersten Tagen des Juni war es, nach sechsmonatlichen Bemühungen, gelungen, ein schwarzes „Freiwilligen-Regiment" in Boston zusammen zu bringen. Ein Correspondent schreibt: — „Bevor dasselbe nach Süd-Carolina abgeschickt wurde, hielt der Gouverneur Andrew Musterung über die Truppen. Die abolitionistischen Redenhalter, Prediger, Lehrer und alten Jungfern, also eine Klasse von Leuten, die in jener bigoten Stadt sehr zahlreich vertreten ist, waren in Masse versammelt und riefen den Negern Beifall zu. Diese stolzirten in funkelnagelneuen Uniformen hinter einer mächtigen Unionsfahne und einer schwarzen Musikbande her. „Massachusetts liebt den Neger sehr, versteht sich nur in der Theorie, denn praktisch steht er in gesell-

schaftlichem Bann und ist lediglich ein ausgestoßener Paria, ein Auswürfling. Deswegen hört man auch ganz rund heraussagen, daß man sich über die Abreise der Niggers weit mehr freue als über eine eventuelle Rückkehr derselben. Es ist aber eben keine große Aussicht vorhanden, daß viele den Kugeln oder dem Galgen entgehen werden."

Der ehemalige Holzhacker (Railsplitter) Lincoln hat in seiner Eigenschaft als Präsident der Nordunion erklärt, er werde gern 100,000 Neger in Dienste nehmen; denn die Schwarzen seien „offenbar auserkoren, die Union zu retten und den Feind niederzuschmettern". Der irische Janhagel aber, welcher einen großen Theil der Nordarmee bildet, will mit den Negern nichts zu schaffen haben. Als der Generaladjutant Thomas eine irische Brigade bei der Musterung der Leute aufforderte, in den Lebehochruf einzustimmen: „Es lebe der Präsident und der Neger!" schwiegen alle; kein Mund that sich auf, worüber die Irischen dann derb angelassen wurden. „Wenn Ihr das nächste Mal kein Lebehoch für die Neger schreit, dann stecke ich euch in Arrest und lasse euch als Meuterer vor ein Kriegsgericht stellen." So sprach der Generaladjutant in dem „freien Lande".

Zu Harrisburg in Pennsylvanien zechten Unionssoldaten in der Schenke eines Negers, den sie arg mißhandelten. Der Schwarze führte darüber Klage bei der Behörde, welche dann einige Krieger verhaften ließ. Darüber gerieth das ganze Regiment in wilde Wuth; nachdem die tapferen Männer sich toll und voll bezecht hatten, rückten sie vor das Haus des Negers, das von unten bis oben zertrümmert wurde. Nachdem sie diese Heldenthat verübt hatten, zogen sie in den Stadtvierteln umher, in welchen die meisten Schwarzen wohnten, und richteten an allen Negerhäusern arge Verwüstungen an. Daß sie dafür bestraft worden wären, hört man nicht.

Auf die Mordbrennereien, deren Schauplatz Neuyork vier Tage lang war, und die dortige Negerhetze wollen wir heute nicht näher eingehen, wohl aber auf die scheußlichen Barbareien, welche von Seiten der Yankees im Felde verübt werden.

Ein Engländer, welcher länger als ein Jahr im Staate Missouri lebte und Gelegenheit hatte, die dortigen Verhältnisse genau zu beobachten, gibt im Montreal Commercial-Advertiser folgende haarsträubende Schilderung der amerikanischen Kriegführung. —

„Die Scheußlichkeiten, welche von föderirten Truppen in den Theilen von Missouri, welche an Kansas grenzen, verübt wurden, übertreffen die Grausamkeit der Russen in Polen oder im Kaukasus bei weitem. Man würde in der That den Kosaken eine schimpfliche Beleidigung anthun, wollte man sie mit den Unionstruppen vergleichen, denn die letzteren hausten auf die unmenschlichste Weise in einem Lande, in dem sie durchaus keinen organisirten Widerstand, keine Waffen und Munition vorfanden. Ich habe jammernde Frauen gesehen, die mit ihren kleinen Kindern in Schuppen und Vorhäusern wohnen mußten, weil betrunkene Soldatenbanden ihre Häuser aus Uebermuth angezündet und die Männer aufgehängt oder in die Gefangenschaft abgeführt hatten. Selbst Frauen sperrte man ein und behandelte sie auf die brutalste Weise; Kinder wurden als Geißeln abgeführt; das Sengen und Brennen nahm kein Ende, und die unglücklichen obdachlosen Bewohner wurden halbnackt in die Prairie hinausgestoßen. Pferde und Rindvieh schoß man nieder; ganze Wagen wurden mit der geraubten Beute beladen. Offiziere behingen ihre Pferde mit seidenen Damenkleidern und Shawls."

„Scheußlich ist folgender Vorfall. Ein Posten ward abberufen; er hatte drei Gefangene, einen Soldaten von Price's Armeecorps und zwei Farmer, bei sich. Es war ihm nicht der Mühe werth, diese paar Gefangenen zu transportiren. Der Gefängnißwärter mußte sie also an das Fenstergitter ihrer Zelle rufen; als sie dort erschienen, ward auf sie Feuer gegeben. Einer blieb gleich todt, die zwei anderen waren verwundet, man führte sie in den Wald, wo man sie unbarmherzig niederschoß. Ein junger Bursch, Namens Tyrley, ward nur deshalb hingeschlachtet, weil einige seiner Brüder in der Südarmee dienten, und weil er zu viel sprach. Am hellen lichten Tag drangen die Unionssoldaten in seine Wohnung, rissen ihn aus den Armen seiner Schwester und schossen ihn nieder. Es ist dies eins unter hundert Beispielen, das ich aufführen will, fast jeden Tag ereignen sich ähnliche Dinge. In den nördlich und westlich von uns gelegenen, einst sehr reichen und bevölkerten Counties, werden von den Buschklepern (Jayhawkers) unter Montgomery's*) Führung noch schändlichere Thaten vollbracht. Ganze Distrikte wurden ausgemordet, Männer und Frauen vertilgt und das Land in eine Wüste verwandelt. Missouri ist augenblicklich ganz der Gnade soldatischer Meuchler anheimgegeben; Menschen ohne Bildung und Erziehung haben die öffentlichen Aemter inne; von Kirchen, Schulen und Gesetzen ist gar keine Rede mehr. Nur Leute aus dem Norden dürfen Handel treiben, und die commandirenden Offiziere haben sich das Monopol des Handels mit St. Louis vorbehalten! Es gibt genug Leute hier, welche die Einwohner dazu verleiten, sich gegen die Union auszusprechen, und sie dann anzeigen, damit ihr Vermögen zum Besten einiger treuen Abolitionisten eingezogen werde. Die Yankee-Offiziere verkaufen Sittenzeugnisse oder stellen Pässe aus, gerade wie in der alten guten Paßzeit Europa's, wo man den nächsten Ort nicht ohne ein Zeugniß seiner Behörde betreten durfte. Missouri ist unterworfen und „Ordnung regiert", aber die eingeborenen Missourier, welche das Land kultivirten und Städte gründeten, sind durch die Nordländer in ihrer Heimath zu Fremdlingen gemacht worden." —

Die Auswanderung aus Missouri nach dem weiten Westen war unter solchen Umständen in diesem Frühjahr beispiellos stark, geradezu „ungeheuer". Viele Hunderte von Bürgern zogen fort, um der Zwangsaushebung zum Kriegsdienste zu entgehen; so gewaltig ist noch immer der Exodus, daß die Staatsbehörden alle Fährstellen und Flußübergänge am Missouristrom militärisch besetzt halten; ein Profoß forscht jeden Reisenden aus. Wer nicht den Nachweis führt, daß er keineswegs darauf ausgehe, der Conscription zu entfliehen, wird verhaftet. Die verschiedenen Compagnien, welche sich regelmäßig mit der Waarenbeförderung nach Westen beschäftigen, werden förmlich bestürmt, weil Hunderte sich herbeidrängen, um als Dienstleute in den Karawanen zu dienen, und unter dem Vorwande, daß sie Angestellte der Compagnie seien, über die Grenze kommen möchten. „We are in a free country." (Aus der Cincinnati Gazette vom 23. Mai.)

Im Staate Missouri liegt die kleine Stadt Palmyra. Dort verschwand ein Unionist Namens Allsmann. Der Yankeegeneral Mac Neill nahm ohne Weiteres an, derselbe sei von secessionistisch-gesinnten Bürgern umgebracht worden, ließ zwölf derselben verhaften, verurtheilte sie zum Tode und ließ sie erschießen. Er zwang die Frauen und Verwandten

---

*) Dieser Montgomery ist ein sehr berüchtigter überwiesener Raubmörder aus Kansas. Um zu zeigen, welcherlei Art von Leuten Lieblinge der Abolitionisten und Stützen der Lincoln-Regierung sind, wollen wir gelegentlich aus Blättern der herrschenden Partei zur Würdigung dieses Obersten in der Unionsarmee Thatsachen zusammenstellen. Dieser Montgomery ist eine Yankee-Charakterfigur. A.

der Schlachtopfer, bei der Ermordung anwesend zu sein.

Vier Tage nach der Gräuelscene erschien Allsmann wieder; er hatte Freunde in der Umgegend besucht. Der Mörder Mac Neill hat aber nicht einmal einen Verweis erhalten.

Als im Herbst 1862 im Staate Neuyork die Gouverneurswahl stattfand, trat als Candidat ein Advokatengeneral, Wadsworth, auf; er erklärte in seiner Bewerbungsrede: Man müsse den Präsidenten auf den rechten Weg leiten; er verlangte Unterjochung des Südens durch Feuer und Schwert. Dieser Forderung genügen nun allerdings die Unionstruppen in vollem Maße; eine Menge von Städten und Dörfern ist bereits eingeäschert und ausgemordet worden. Wie dabei verfahren wird, können wir an Beispielen aus der jüngsten Zeit zeigen.

Der Bundesgeneral Hunter sandte in der ersten Märzwoche einen abolitionistischen Pastor, Higginson, nach Florida. Der Geistliche hat das Schwert umgegürtet und steht als Oberst an der Spitze eines Negerregiments, das er aus dem Abschaum schwarzer Müssiggänger gebildet und denen er alles Eigenthum der Weißen versprochen hat. Am 10. März überfiel er mit dieser Bande das unvertheidigte Städtchen Jacksonville. Die Einwohner flohen vor den wilden betrunkenen Negern. Hunter schickte von Hilton Head zwei Regimenter, echte neuengländische puritanische Yankees aus Connecticut und Maine, zur Verstärkung nach Jacksonville, rief aber dieselben nach einigen Tagen zurück, da er ihrer in Nordcarolina bedurfte. Am 20. März zogen sie ab aus Jacksonville, wo sie keinen Widerstand irgend einer Art gefunden hatten. „Zuvor", so schreibt ein unionistischer Augenzeuge, „wurde die Stadt ausgeplündert, an allen Ecken angezündet und in einen Schutthaufen verwandelt. Jacksonville liegt in Ruinen; die herrliche Stadt, seit so manchen Jahren ein Lieblingsaufenthalt der Kranken aus dem Norden, wurde völlig zerstört von den Soldaten unserer nationalen Armee. Kaum ein Haus, kaum eine Negerhütte oder ein Waarenlager ist geblieben. Es fand ein Einverständniß unter den Brandstiftern statt, denn in allen Theilen brachen die Flammen gleichzeitig hervor. Eine Compagnie Neger betheiligte sich dabei unter Anführung eines weißen Leutnants." Diesen Bericht brachte die New York Tribune, das Hauptblatt der Vernichtungspartei; er ist also unverdächtig.

Dergleichen Abscheulichkeiten der Unionssoldaten stehen aber nicht vereinzelt da, sondern sie liegen im Systeme der Kriegsführung. Eine lange Reihe von eingeäscherten Orten in Virginien, Nordcarolina, Tennessee, Mississippi, Alabama, Arkansas und Missouri geben Zeugniß für das System, das auch auf Florida Anwendung gefunden hat. Das gleiche Schicksal wie Jacksonville ist auch Pensacola zu Theil geworden. Dieses bildet die wichtigste Stadt und den Haupthafen von Florida, hat das größte Arsenal mit ausgedehnten Werften am mexikanischen Golf und war seither von Unionisten besetzt. Auch diese waren echte Neuengland-Yankees aus Maine und Connecticut, Hauptabolitionisten und Temperanzleute. General Banks rief das 28. Maine-Regiment nach Neuorleans, wo er Truppenverstärkung nöthig hatte. Da schwur dieses Regiment, es wolle Pensacola, dessen Bewohner sich durchaus friedlich verhalten hatten, nicht verlassen, „ohne das Nest niederzubrennen."

Diese Drohung wurde zur Wahrheit. Die Maine-Soldaten gingen mit kaltem Vorbedacht an die Arbeit und legten in unberauschtem Zustande Feuer an die Häuser; als aber die Flammen emporprasselten, brachen sie in die Wein- und Branntweinläden ein und wütheten dann wie Furien; sie steckten sogar ihre eigenen Quartiere und Kasernen in Brand. Die Offiziere hatten allen Einfluß über die „Bestien" verloren; von Manneszucht und Gehorsam war keine Spur vorhanden. Sie wollten wenigstens einige öffentliche Gebäude retten und stellten Wachtposten vor dieselben, aber gerade diese Wachtposten legten Feuer an die ihnen zur Beschützung übergebenen Häuser! Oberst Dyer ritt in Verzweiflung umher, um seine Leute zur Ordnung zu rufen, aber Alles war vergebens. Er befahl, Jeden zu erschießen, der Feuer anlege, aber keiner hörte auf den Befehl. Dann wurde Reveille geschlagen, und mit genauer Noth brachte man die Soldaten ins Arsenal. — Auch dieser Bericht steht in einem Organ der republikanisch-abolitionistischen Partei, in der zu Neuyork erscheinenden Evening Post.

Am 30. März wurden zwanzig Reiter vom Regiment Anderson als Meuterer vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Aber General Rosenkranz zu Murfreesborough in Tennessee wagte nicht, das Urtheil vollstrecken zu lassen, weil er Meuterei des Regiments fürchtete. Er hielt deshalb eine freundliche Ansprache an die Verurtheilten, begnadigte sie, bat sie aber, sich in Zukunft gut aufzuführen.

Die Beziehungen des Menschen zu den Affen.

Eine Untersuchung über die Beschaffenheit und die Nähe der Beziehungen, welche den Menschen mit jenen sonderbaren menschenähnlichen Affenarten, dem Gorilla, Orang-Utan, Tschimpanse u. s. w. verbinden, ist der Zweck eines vor Kurzem von dem englischen Naturforscher Thomas Henry Huxley herausgegebenen kleinen Werkes, welches nicht nur unter den Fachgelehrten, sondern auch unter den gebildeten Laien bedeutendes Aufsehen macht und, wie dies bei derartigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gewöhnlich der Fall ist, von den Einen grimmig angefeindet und von den Anderen fast über Gebühr erhoben wird. Huxley, ein entschiedener Anhänger der Darwinschen Theorie, weist nämlich nach, wie z. B. der Gorilla in seinem Bau und seinen Körpereigenthümlichkeiten dem Menschen weit näher stehe, als vielen anderen Affenarten, z. B. dem Gibbon.

Huxley verlangt, daß man der Frage gegenüber: ob Mensch und Affe in eine und dieselbe zoologische Ordnung gehören, einen möglichst vorurtheilsfreien Standpunkt einnehmen solle und sich z. B. einmal an die Stelle wissenschaftlich gebildeter Bewohner des Saturn versetze, die hinreichend mit solchen Thieren, wie sie jetzt unsere Erde bewohnen, bekannt wären. Wir ständen damit bei einer Erörterung über die Beziehungen dieser Thierwelt zu einem neuen und eigenthümlichen „aufrechten und federlosen Zweifüßler", den irgend ein unternehmender Reisender (welcher die Schwierigkeiten des Raumes und der Schwerkraft überwunden hätte), von jenem entfernten Planeten wohl verwahrt, vielleicht in einem Fasse Rum, vom Saturn mitgebracht hätte. Wir würden alle sofort darin übereinkommen, ihn unter die Wirbelthiere und unter die Säugethiere einzureihen; und sein Unterkiefer, seine

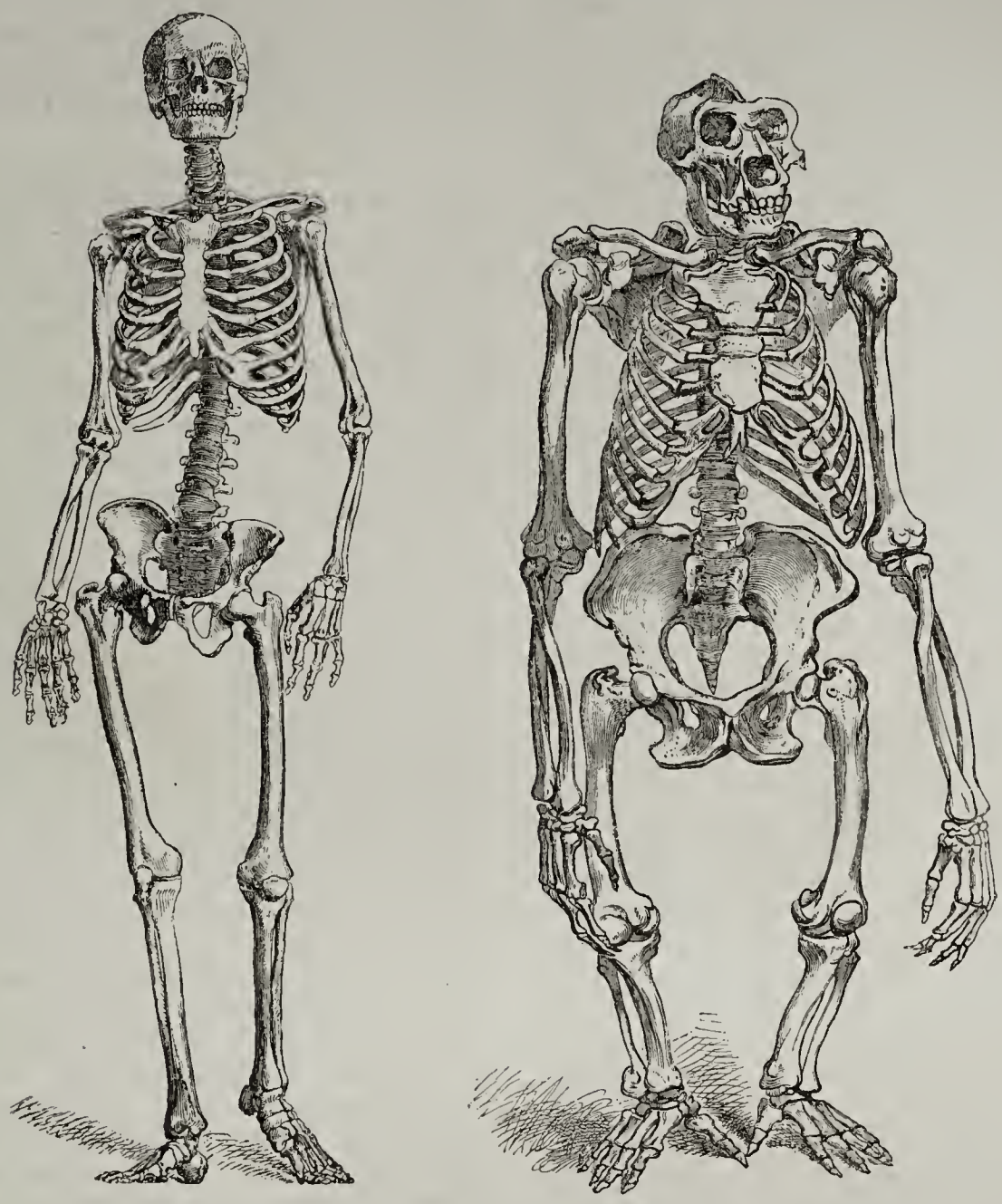
Backenzähne, sein Gehirn würden uns keinen Zweifel darüber lassen, daß die neue Gattung ihre systematische Stellung bei den placentalen Säugethieren finden müsse, d. h. unter denjenigen, deren Junge während der Trächtigkeit mittelst einer Placenta (Mutterkuchen) ernährt werden. Zu den Walen, Hufthieren, Katzen, Hunden, Bären und den anderen placentalen Säugethieren kann man aber den Menschen nicht stellen, und es bliebe daher nur die Ordnung der Affen zur Vergleichung übrig.

Die Frage würde sich nun so stellen: Ist der Mensch von irgend welchem dieser Affen so verschieden, daß er eine Ordnung für sich bilden muß? Oder weicht er weniger von ihnen ab, als sie unter einander abweichen, und muß er deshalb seine Stelle in derselben Ordnung mit ihnen einnehmen?

Wir nehmen an, daß wir auf dem Saturn von jedem wirklichen und eingebildeten Interesse frei seien; nur dann würden wir die Fragen ruhig wissenschaftlich beantworten und zu dem Schlusse gelangen, daß der Mensch mit den Affen in dieselbe Ordnung gehört.

Es ist völlig ausgemacht, daß die Affenform, welche dem Menschen in der Gesammtheit des ganzen Baues am nächsten kommt, entweder der Tschimpanse oder der Gorilla ist; um nun die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen dem Menschen und den Affen zu erläutern, wählt Hurley den Gorilla.

Nimmt man die Länge der Wirbelsäule des Gorilla zu 100 an, so sind dessen Arme gleich 115, die Beine 96, die Hände 36 und die Füße gleich 41. Am Skelett eines männlichen Buschmanns (Saab, im südlichen Afrika) sind die Verhältnisse zur Wirbelsäule, diese gleichfalls zu 100 angenommen, wie folgt: Arm 78, Bein 110, Hand 26, Fuß 32. Am Skelett eines Europäers fand man: Arm 80, Bein 117, Hand 26, Fuß 35. Das Bein ist daher in seinem Verhältniß zur Wirbelsäule beim Gorilla nicht so verschieden von dem des Menschen, wie es auf den ersten Blick erscheint; es erscheint beim erstern unbedeutend kürzer als die Wirbelsäule und zwischen $1/10$ und $1/5$ länger als die Wirbelsäule bei letzterm. Der Fuß ist beim Gorilla länger und die Hand viel länger; die große Verschiedenheit beruht aber in den Armen, welche beim Gorilla sehr viel länger als die Wirbelsäule sind, beim Menschen aber sehr viel kürzer als diese letztere.



Mensch. Gorilla.

Vergleicht man nun das Skelett des Gorilla mit dem anderer Affen, so ergibt sich, daß, in welchem Verhältnisse auch der Gorilla vom Menschen abweichen mag, die anderen Affen noch weiter vom Gorilla abweichen, und daß folglich solche Verschiedenheiten der Verhältnisse keinen Ordnungswerth haben können.

Beim Gorilla ist die Wirbelsäule in Hals-, Rücken-, Lendenwirbel, Kreuzbein- und Schwanzwirbel ähnlich wie beim Menschen eingetheilt, und die Gesammtzahl der Hals- und Rückenwirbel zusammengenommen ist dieselbe; aber die Ent-

wicklung eines freien Rippenpaares am ersten Lendenwirbel, die ein ausnahmsweises Vorkommen beim Menschen bildet, ist beim Gorilla die Regel. Es besitzt indessen nicht blos der Mensch gelegentlich dreizehn Rippenpaare, sondern der Gorilla hat auch zuweilen deren vierzehn. Die Wirbelsäule des Gorilla als Ganzes weicht von der des Menschen in dem weniger ausgesprochenen Charakter ihrer Krümmungen ab, besonders in der geringern Convexität der Lendengegend. Ob wir nun diese Charaktere oder untergeordnetere nehmen, so kann doch irgend welcher Zweifel mit Bezug auf die ausgesprochene Verschiedenheit des Menschen und des Gorilla nicht bestehen; ebensowenig aber darüber, daß gleich scharf ausgeprägte Verschiedenheiten derselben Art zwischen dem Gorilla und den niederen Affen obwalten.

Das Becken oder der knöcherne Gürtel an den Hüften des Menschen ist ein auffallend menschlicher Theil seines ganzen Baues; die verbreiterten Hüftbeine bieten eine Stütze für seine Eingeweide während seiner beständig aufrechten Stellung und Raum zu Ansatz für die großen Muskeln dar, die ihn befähigen, jene Stellung anzunehmen und zu behaupten. In dieser Beziehung weicht das Becken des Gorilla bedeutend von dem des Menschen ab. Man braucht aber nicht tiefer hinunter zu gehen, als bis zum Gibbon, um zu sehen, wie unendlich mehr dieser vom Gorilla abweicht, als der letztere vom Menschen, selbst in diesem Gebilde.

Wir wollen uns jetzt zu einem edlern und charakteristischern Theile wenden, durch den der menschliche Körper so streng von allen übrigen geschieden zu werden scheint und wirklich geschieden wird, zum Schädel. Die Verschiedenheiten zwischen dem Schädel eines Menschen und dem eines Gorilla sind in der That ungeheuer. Bei dem erstern überwiegt das vorzüglich von den massiven Kieferknochen gebildete Gesicht über die Gehirnkapsel oder den eigentlichen Schädel, beim letzteren ist das Verhältniß der beiden Hälften umgekehrt. Beim Menschen liegt das große Hinterhauptloch, durch welches das Rückenmark durchtritt, unmittelbar hinter der Mitte der Basis des Schädels, welcher hierdurch in der aufrechten Stellung genau balancirt wird; beim Gorilla liegt er im hintern Dritttheil jener Basis. Beim Menschen ist die Oberfläche des Schädels verhältnißmäßig glatt und die Augenbrauenhöcker ragen nur wenig vor, während beim Gorilla ungeheure Knochenleisten auf dem Schädel entwickelt sind und die Augenbrauenhöcker die Augenhöhlen wie große Wetterdächer überragen. Und was die Größe der vom Schädel eingeschlossenen Gehirnmasse anbetrifft, so läßt sich im Durchschnitte annehmen, daß ein mittelgroßes europäisches Kind von vier Jahren ein zweimal so großes Gehirn hat, als ein erwachsener Gorilla.

Das ist ohne Zweifel ein sehr auffallender Unterschied; er verliert aber viel von seinem systematischen Werthe, wenn er im Lichte gewisser anderer, gleichfalls unbezweifelter Thatsachen in Betreff der Schädelmasse betrachtet wird.

Die erste derselben ist, daß die Verschiedenheit im Umfange der Schädelhöhle bei verschiedenen Rassen des Menschengeschlechts absolut viel größer ist, als die zwischen dem niedersten Menschen und dem höchsten Affen, während sie relativ ungefähr als dieselbe erscheint. Die Menschen weichen daher selbst in diesem wichtigen Zuge des Schädelinhalts viel weiter unter einander ab, als von den Affen, während die niedrigsten Affen im Verhältniß ebensoweit von den höchsten abweichen, wie diese vom Menschen.

Mit den Zähnen verhält es sich ebenso, da das Gebiß des höchsten Affen, so weit es auch von dem des Menschen verschieden ist, doch noch viel weiter von dem der niederen und niedrigsten Affen abweicht.

Welchen Theil des thierischen Baues, welche Reihe von Muskeln, welche Eingeweide wir auch immer zur Vergleichung auswählen möchten, das Ergebniß müßte immer dasselbe sein: die niederen Affen und der Gorilla würden verschiedener von einander sein, als der Gorilla und der Mensch. Es bleiben aber noch gewisse oder nur muthmaßliche anatomische Verschiedenheiten zwischen dem Menschen und den Affen übrig, auf welche so viel Gewicht gelegt worden ist, daß sie eine sorgfältige Betrachtung verdienen. Wir meinen hier die Charaktere der Hand, des Fußes und des Gehirns.

Der Mensch ist charakterisirt worden als das einzige Thier, welches zwei Hände, in welche die Vordergliedmaßen ausgehen, und zwei Füße besitze, in denen die Hintergliedmaßen enden, während gesagt wird, daß alle Affen vier Hände haben. Ferner ist versichert worden, daß der Mensch in den Charakteren seines Gehirns fundamental von allen Affen verschieden sei, welches allein, wie wunderbar genug immer und immer wieder behauptet wurde, die Gebilde haben soll, welche dem Anatomen als hinterer Lappen, hinteres Horn des Seitenventrikels und Hippocampus minor bekannt sind.

Die äußere Form der menschlichen Hand ist hinlänglich bekannt. Wesentlich charakteristisch für die Hand erscheint der Daumen; in Folge seiner Verhältnisse und Beweglichkeit wird er, wie man sich ausdrückt, gegenüberstellbar; mit anderen Worten, seine Spitze kann mit größter Leichtigkeit mit den Spitzen aller übrigen Finger in Berührung gebracht werden. Die äußere Form des Fußes ist weit von jener der Hand verschieden. Die Zehen oder Finger des Fußes sind im Verhältniß viel kürzer als die Finger der Hand und weniger beweglich. Dieser Mangel an Beweglichkeit fällt besonders bei der großen Zehe auf, welche im Verhältniß zu den übrigen Zehen viel größer ist, als der Daumen zu den übrigen Fingern. Bei uncivilisirten und barfüßigen Völkern behält aber die große Zehe einen großen Theil ihrer Beweglichkeit und selbst eine Art Gegenüberstellbarkeit. Mit ihrer Hülfe sollen die chinesischen Bootsleute rudern können, die bengalischen Handwerker weben, die Carajas Angelhaken stehlen; übrigens ist dabei nicht zu vergessen, daß der Bau ihrer Gelenke und die Anordnung ihrer Knochen nothwendig ihre Fähigkeit zum Greifen viel unvollkommener macht, als die des Daumens. Das vielleicht absolute Unterscheidungsmerkmal zwischen Hand und Fuß ist aber das Vorhandensein des sogenannten langen Wadenbeinmuskels, des Peronaeus longus, dem kein Muskel an der Hand genau entspricht, so sehr sonst auch alle Verhältnisse zwischen Fuß und Hand sich gleichen mögen. Im Ganzen genommen unterscheidet sich der Fuß des Menschen von seiner Hand durch die Anordnung der Fußwurzelknochen, durch den Besitz eines kurzen Beugemuskels und eines kurzen Streckmuskels, sodann durch den Besitz des erwähnten Wadenbeinmuskels.

Und wenn wir bestimmen wollen, ob die Endabtheilung einer Gliedmaße bei den Affen eine Hand oder ein Fuß genannt werden muß, so müssen wir uns durch das Vorhandensein oder Fehlen dieser Merkmale leiten lassen und nicht durch die bloßen relativen Verhältnisse oder die größere oder geringere Beweglichkeit der großen Zehe, welche unendlich variiren kann ohne irgend welche Grundabweichung in dem Bau des Fußes.

Wir wenden uns nun, diese Betrachtungen im Auge behaltend, zum Gorilla. Die Hand bietet keine Schwierigkeit: Knochen für Knochen und Muskel für Muskel finden sich ebenso angeordnet wie beim Menschen. — Auf den ersten Blick sieht das Ende der Hintergliedmaßen sehr handähnlich aus, und da dies bei vielen der niederen Affen noch mehr der Fall ist, so darf es nicht verwundern, daß der Ausdruck „Quadrumana" oder Vierhänder eine so verbreitete Ausdehnung als Name für die Gruppe der Affen finden konnte. Aber die oberflächlichste anatomische Untersuchung weist sofort nach, daß die Aehnlichkeit der sogenannten „hintern Hand" mit einer wirklichen Hand nur bis auf die Haut geht, nicht tiefer, und daß in allen wesentlichen Beziehungen die Hinterextremität des Gorilla so entschieden mit einem Fuße endigt, wie die des Menschen.

Die Fußwurzelknochen gleichen in allen wichtigen Beziehungen der Zahl, Anordnung und Form denen des Menschen. Was die Muskeln anbelangt, so ist ein kurzer Beuger, ein kurzer Strecker und der charakteristische Wadenmuskel vorhanden. Die hintere Gliedmaße des Gorilla endet daher in einen wahren Fuß mit einer sehr beweglichen großen Zehe. Es ist allerdings ein Greiffuß, aber in keiner Weise eine Hand: es ist ein Fuß, der in keinem wesentlichen Charakter, sondern nur in bloß relativen Verhältnissen, im Grade der Beweglichkeit und der untergeordneten Anordnung seiner Theile von dem des Menschen abweicht. Aber mögen die Differenzen zwischen der Hand und dem Fuße des Menschen und denen des Gorilla noch so groß sein — die Unterschiede zwischen denen des Gorilla und der niedrigeren Affen sind noch größer. So weichen schon Daumen und Fuß des Orang weit mehr von dem des Gorilla ab, als Daumen und Fuß des letztern vom Menschen.

Man kann daher kaum irgend einen Theil des körperlichen Baues finden, welcher besser als Hand und Fuß jene Wahrheit klar machen könnte: daß die anatomischen Verschiedenheiten zwischen dem Menschen und den höchsten Affen von geringerm Werthe sind, als die zwischen den höchsten und niedersten Affen. Und doch gibt es ein Organ, dessen Studium uns denselben Schluß in einer noch überraschenderen Weise aufnöthigt, und dies ist das Gehirn.

Als ob die Natur an einem auffallenden Beispiele die Unmöglichkeit nachweisen wollte, zwischen dem Menschen und den Affen eine auf den Gehirnbau gegründete Grenze aufzustellen, hat sie bei den Affen eine fast vollständige Reihe von Steigerungen des Gehirns gegeben, von Formen an, die wenig höher sind als die eines Nagethiers, bis zu solchen, die wenig niedriger erscheinen als die des Menschen. Hurley legte der Untersuchung des Gehirns das des Tschimpanse zu Grunde (da das Gehirn des Gorilla noch nicht genügend bekannt ist) und weist an ihm diejenigen anatomischen Eigenthümlichkeiten nach, worauf es bei der Vergleichung ankommt, nämlich das Vorhandensein der hinteren Lappen, des hintern Hornes und des Hippocampus minor. Der Unterschied zwischen den Gehirnen eines Menschen und eines Tschimpanse wird aber fast bedeutungslos, wenn man ihn mit dem zwischen dem Gehirn des Tschimpanse und eines Lemur's vergleicht.

Es darf indessen nicht übersehen werden, daß eine sehr auffallende Verschiedenheit in Bezug auf absolute Masse und Gewicht zwischen dem niedrigsten Menschengehirn und dem Gehirn des höchsten Affen vorhanden ist, — eine Verschiedenheit, die um so auffallender wird, wenn wir uns daran erinnern, daß ein erwachsener Gorilla wahrscheinlich zweimal so schwer ist als ein Buschmann oder als manche Europäerin. Es darf bezweifelt werden, ob ein gesundes Gehirn eines erwachsenen Menschen je weniger als 52 Unzen gewogen hat, oder ob das schwerste Gorillagehirn schwerer als 20 Unzen gewesen ist.

Dies ist ein sehr bemerkenswerther Umstand, der uns einst wohl helfen wird, den großen Abstand, welcher in Bezug auf intellektuelle Fähigkeit zwischen Menschen und Affen besteht, zu erklären. Systematisch betrachtet sind die Differenzen im Gehirn beim Menschen und Affen nur von generischem Werthe; seine Familienmerkmale liegen hauptsächlich in seinem Gebiß, seinem Becken und seinen unteren Extremitäten.

Wir mögen daher ein System von Organen vornehmen, welches wir wollen, die Vergleichung ihrer Abänderungen in der Affenreihe führt uns zu einem und demselben Resultate: daß die anatomischen Verschiedenheiten, welche den Menschen vom Gorilla und Tschimpanse scheiden, nicht so groß sind als die, welche den Gorilla von den niedrigeren Affen trennen.

Darum sind aber die anatomischen Verschiedenheiten zwischen dem Menschen und Gorilla nichts weniger als gering und unbedeutend. Im Gegentheil, sie sind groß und bedeutend, denn jeder Knochen des Gorilla trägt Zeichen an sich, durch welche er leicht von dem entsprechenden Menschenknochen unterschieden werden kann. Jedenfalls fehlt in der jetzigen Schöpfung noch ein Zwischenglied zwischen den Geschlechtern Homo und Troglodytes.

Es würde Unrecht sein, diese Kluft zu leugnen, aber es würde nicht weniger Unrecht sein, ihre Größe zu übertreiben und, sich mit der zugegebenen Thatsache ihrer Existenz beruhigend, jede Untersuchung über die Weite oder Enge derselben zurückzuweisen. Die anatomischen Verschiedenheiten zwischen dem Menschen und den menschenähnlichen Affen berechtigen uns sicher zu der Ansicht, daß er eine besondere, von jenen getrennte Familie bildet; da er aber weniger von ihnen abweicht, als sie von anderen Familien derselben Ordnung verschieden sind, so haben wir kein Recht, ihn zu einer besondern Ordnung zu erheben.

Als entschiedener Anhänger von Darwin's vielgepriesener und vielbestrittener Theorie folgert Hurley nun weiter: „Wird aber der Mensch durch keine größere anatomische Scheidewand von den Thieren getrennt, als diese von einander, dann scheint mir auch zu folgen, daß, wenn irgend ein natürlicher Causalvorgang nachgewiesen werden kann, durch welchen die Gattungen und Familien von Thieren entstanden sind, dieser Causalvorgang auch völlig hinreicht, die Entstehung des Menschen zu erklären. Dann würde auch kein vernünftiger Grund vorhanden sein, daran zu zweifeln, daß der Mensch in dem einen Falle durch allmälige Modifikation eines menschenähnlichen Affen, oder im andern Falle ebenso als eine Abzweignng desselben ursprünglichen Stammes wie jene Affen entstanden sei."

Hurley ist sich des Widerspruches bewußt, den diese Anwendung der Darwin'schen Hypothese auf die Entstehung des Menschen aus den menschenähnlichen Affen bei vielen Lesern hervorbringen wird und sagt daher weiter: „Von allen Seiten höre ich ausrufen: wir sind Männer und Frauen und nicht blos eine bessere Art von Affen, mit etwas längeren Beinen, etwas compakterm Fuß und größerm Gehirn als die thierischen Tschimpanses und Gorillas. Die Kraft der Erkenntniß, das Bewußtsein von Gut und Böse, die mitleidsvolle Zartheit menschlicher Gemüthsstimmungen erheben uns weit über alle Genossenschaft mit den Thieren, wie nahe sie auch an uns heranzutreten scheinen."

Hierauf kann ich nun entgegnen, daß dieser Ausruf äußerst gerecht erschiene und meine ganze Sympathie besäße, wenn er nur irgend erheblich wäre. Ich, sicherlich, bin es nicht, der die Würde des Menschen auf seine große Zehe zu gründen sucht, oder der zu verstehen gibt, daß wir verloren wären, wenn ein Affe einen Hippocampus minor hat. Ich habe im Gegentheil diese eitlen Fragen zu beseitigen gesucht. Ich habe mich bemüht zu zeigen, daß zwischen uns und der Thierwelt keine absolute Linie anatomischer Abgrenzung gezogen werden kann, die breiter wäre, als jene zwischen den unmittelbar auf uns folgenden Thieren; und ich will noch mein Glaubensbekenntniß hinzufügen, daß der Versuch, eine psychische Trennungslinie zu ziehen, gleich vergebens ist, und daß selbst die höchsten Vermögen des Gefühls und Verstandes in niederen Lebensformen zu keimen beginnen. Gleichzeitig ist Niemand davon so stark überzeugt wie ich, daß der Abstand zwischen civilisirten Menschen und den Thieren ein ungeheurer ist, oder daß der Mensch, mag er von den Thieren stammen oder nicht, zuverlässig nicht eins derselben ist"*).

*) Men's place in nature, by T. H. Huxley. London 1863. Eine deutsche Uebersetzung: V. Carus, Zeugnisse für die Stellung der Menschen in der Natur. Leipzig 1863.

Ermordung Moritz v. Beurmann's an der Grenze von Wadai.

Es sind einige Wochen verflossen, seit wir die Meldung vom Tode Dr. Steudener's brachten, und schon wieder müssen wir die traurige Pflicht erfüllen, unsern Lesern Kunde zu geben von einem neuen Opfer des afrikanischen Klima's. Steudener, Mitglied der Heuglinschen Expedition, erlag dem Fieber in dem Dschurdorf Wau am 10. April dieses Jahres, und jetzt eben erhielt Heinrich Barth in Berlin die Nachricht, daß Moritz v. Beurmann höchst wahrscheinlich an der Grenze von Wadai ermordet worden sei.

Der kühne Reisende ist der einzige Sohn des ehemaligen Oberpräsidenten der Provinz Posen, v. Beurmann, und wurde im Jahre 1835 zu Potsdam geboren. Auf dem Gymnasium entwickelte er eine besondere Vorliebe für die Naturwissenschaften, besonders für Physik und Chemie. Im Jahre 1853 trat er bei den Gardepionnieren in Berlin ein, besuchte dann in den drei folgenden Jahren die Ingenieurschule und gehörte seit dem Jahre 1857 als Offizier der aktiven Armee zuerst in Erfurt, dann in Luxemburg, zuletzt in Neisse an. Barth's Reisen und die Lektüre einiger afrikanischen, insbesondere abessynischer Reisewerke, hatten inzwischen in dem jungen Mann eine Sehnsucht nach ähnlichen Reisen erregt, die sich allmälig zu einem festen Vorsatz gestaltete. Als er im Jahre 1859 seinen Abschied aus dem Heere genommen, brachte er sofort seine Pläne zur Ausführung.

Nachdem er sich in Breslau einige Monate durch fleißiges Studium der orientalischen Sprachen, der Astronomie und Naturwissenschaften vorbereitet hatte, ging er im Februar 1860 nach Kairo, um eine größere Reise nach den Nilländern anzutreten. Elf Monate lang bereiste er unter höchst ungünstigen Verhältnissen und von Fieberanfällen heimgesucht, die Gegenden zwischen Massaua und Chartum, war auf dem Rothen Meere und mit Werner Munzinger in den Bogosländern.

Im Sommer 1861 kehrte Beurmann in die deutsche Heimath zurück und knüpfte Verbindungen mit dem Gothaer Komité zur Erforschung der Schicksale Eduard Vogels an. Man setzte schon damals einiges Mißtrauen in das Gelingen der Heuglinschen Expedition und beschloß deshalb, Herrn v. Beurmann über Udschila und Kebabo durch Wadschanga und Borgu nach Wadai zu entsenden.

Am 26. December 1861 verließ der rüstige junge Mann freudigen Muthes, wenn gleich nur mit geringen Mitteln ausgerüstet, Deutschland. Nach einem Monate war er in Bengasi an der afrikanischen Küste angelangt, wo er leider erfuhr, daß aller direkter Karawanenverkehr mit Wadai abgebrochen sei. Es mußte also ein mehr westlicher Weg eingeschlagen werden.

Am 13. Februar 1862 brach Herr v. Beurmann nach der Oase Udschila auf, die er auch nach einer mühevollen Reise am 22. Februar erreichte. Von hier aus sah er sich genöthigt, über Dschalo nach Murzuk zu gehen. Von Dschalo aus schlug er einen überaus mühevollen und noch völlig unbekannten Weg nach Murzuk ein. Er verirrte sich in der Wüste und war schon dem Verschmachten nahe. Murzuk ward aber noch glücklich am 15. April erreicht, und dort fand Beurmann beim Pascha einen überaus freundlichen Empfang. Von Murzuk führte dann sein Weg weiter ins Innere.

Am 7. September 1862 schrieb er von Kuka am Tschadsee an Dr. H. Barth in Berlin: „Was nun meine eigenen Angelegenheiten anbetrifft, so bin ich leider durch die Feigheit meiner Diener, von denen kein einziger selbst gegen doppelten Gehalt zu bewegen war, mich von Kufa an der Westgrenze von Kanem nach Wadai zu begleiten, gezwungen worden, Bornu zu berühren. Doch werde ich den 12. September nach Wadai aufbrechen. — — — Die politischen Verhältnisse, namentlich zwischen Bornu und Wadai, sind für meine Reisepläne augenblicklich sehr günstig, da diese beiden Reiche jetzt in den freundschaftlichsten Verhältnissen stehen. In einer Privatunterredung mit dem Scheich hat mir derselbe aber doch versichert, die Leute von Wadai wären sehr schlechten Charakters. —"

Unterm 20. September 1862 schreibt Beurmann von demselben Orte weiter: „Am Abend des 11. September fand ich hier Grema vor, das Factotum des Veziers, der mir ziemlich kurz mittheilte, ich dürfe nicht reisen, der Scheich verbiete es mir und wolle, daß ich noch hier bleibe. Auf meine weiteren Erkundigungen erfuhr ich als Ursache dieses sonderbaren Befehls, daß ungünstige Nachrichten von Kanem eingetroffen. — —"

Beurmann machte nun zuerst einen Ausflug nach Yakoba, von dem er am 13. December 1862 zurückkehrte. Er schreibt dann am 24. December an Barth: „Ich kehrte zurück, mit einer Gesundheit indeß, die, fürchte ich, wenig für die Folge verspricht, da es mir nicht einmal möglich gewesen ist, einen ordentlichen Bericht über meine letzte fast dreimonatliche Thätigkeit auf höchst interessantem, zum Theil ganz neuem Gebiete zu Stande zu bringen. Auch in pekuniärer Beziehung hat mir diese Reise große Verluste eingebracht; denn ich verlor auf derselben ein Pferd und drei Kameele, so daß es mir nur mit Aufopferung eines Theils meiner eigenen Waffen möglich ist, sofort nach Wadai aufzubrechen. Freitag, den 26. December, werde ich von hier nach Kanem aufbrechen. — — Die Straße ist wieder frei. Doch droht im Innern selbst dem Reiche von Wadai Gefahr. — — —"

Dies ist, schreibt Dr. Barth, die letzte vom Reisenden an mich gelangte Nachricht. Eine weitere, leider nicht erfreuliche Mittheilung enthält aber ein von ihm unterm 6. Jan. 1863 an Herrn Reade, englischen Vicekonsul in Tripoli, gerichteter Brief. Er benachrichtigt denselben darin, daß er am 26. December wirklich seine Reise nach Wadai angetreten habe, jedoch schon in der Entfernung von nur zwei Tagen von zweien seiner drei Diener beraubt und verlassen worden sei; selbst seine Uhr hätten sie mitgenommen. In Folge dessen sei er nach Kuka zurückgekehrt und habe dort von dem Kaufmann Titiwy 450 Maria Theresienthaler auf Wechsel nach Tripoli geborgt. Er fügt leider hinzu, daß seine Gesundheit noch immer nicht besser sei.

Barth erhielt aber auch mit obigen Briefen ein Schreiben vom englischen Generalkonsul in Tripoli vom 14. August dieses Jahres, worin dieser die tief betrübende Meldung macht, daß in Tripoli mit der soeben aus Bornu angekommenen Karawane briefliche und mündliche Nachrichten eingetroffen seien, daß Herr v. Beurmann auf jenem zweiten Versuch, nach Wadai zu gelangen, gestorben sei.

Unterm 17. Oktober d. J. berichtet Barth in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" weiter: „Zu tiefster, schmerzlichster Betrübniß erhielt ich soeben einen neuen Brief vom Generalkonsul Hermann in Tripoli, datirt vom 6. Oktober d. J., der nur zu sehr dazu angethan ist, den ernstesten Befürch-

tungen um den kühnen und hochverdienten Reisenden die bestimmteste Form zu geben."

Die neuen Nachrichten gründen sich auf die offizielle Meldung des zeitweiligen englischen Agenten in Murzuk, Busnttil, enthalten in einem italienischen Brief vom 20. September d. J. Der Kourier, welcher Beurmann's Briefe nach Murzuk überbracht hatte, theilte ihm, Busnttil, den Tod des Reisenden, wie er ihn in Bornu erfahren, folgendermaßen mit:

„Er wäre gerade im Begriff gewesen, seine Reise von Bornu (oder Kuka, der Hauptstadt dieses Landes) nach Murzuk anzutreten, als dort eine Karawane von Wadai eingetroffen sei, deren Mitglieder die Nachricht gebracht hätten, daß der Christ getödtet sei. Auf Grund dieser Nachrichten habe ihn der Sultan von Bornu an der Abreise verhindert und ihn vierzig Tage lang zurückgehalten, während der Sultan zwei Kouriere nach Wadai schickte, um zu erforschen, ob die Nachricht wahr sei. Als diese Boten dann nach Bornu zurückkehrten, hätten sie gemeldet, die Nachricht sei wirklich begründet, indem der Reisende an der Grenze von Wadai getödtet worden sei und zwar auf Befehl des Sultans von Wadai. Ja der Kourier fügte noch die merkwürdige Thatsache hinzu, jene beiden Boten des Sultans von Bornu hätten das Gepäck des Reisenden nach Bornu gebracht."

Heinrich Barth, der gründliche Kenner Afrikas, zweifelt keinen Augenblick an der Wahrheit aller dieser schmerzlichen Nachrichten; seiner Vermuthung nach hätte Beurmann's Tod im Februar oder März d. J. in Mao an der Grenze Wadais stattgefunden. Er schließt mit den Worten: „Schwere Opfer hat uns Deutschen besonders schon die Erforschung dieses fürchterlichen Innern Afrikas gekostet, wir müssen um so mehr danach trachten, die durch diese Opfer erkauften geistigen Resultate zum Gewinn der Menschheit auszubeuten."

Neue Reisen in Afrika.

Richard Thornton gestorben. — Herr von Heuglin. — Georg Schweinfurth. — Bischof Massaya's Gefangenschaft in Gudern. — Lejean's Gefangenschaft und Abenteuer in Abessinien. — Kaiser Theodor und die Missionäre.

Auch Richard Thornton, derselbe Engländer, welcher unsern Landsmann Karl von der Decken bei dessen erster Besteigung des Kilimandscharo begleitete, ist ein Opfer des afrikanischen Klimas geworden. Livingstone meldet den Tod des jungen Reisenden in einem von den Murchisonkatarakten am Schire datirten Briefe unterm 25. April 1863. Thornton hatte von dort eine sehr anstrengende Wanderung nach der portugiesischen Stadt Tete am Sambesi und von dort nach dem Schire zurückgemacht; seitdem war er völlig erschöpft, litt an Durchfall und Fieber und starb im Delirium. Man hat ihn etwa 500 Schritte vom Fuße des ersten Katarakts, am rechten Ufer des Schire, begraben. Thornton war Geolog und Topograph bei Livingstone's zweiter Expedition, entwarf Karten und Skizzen vom Sambesi und ging dann nach Sansibar, wo er mit Karl von der Decken zusammentraf. Nach dem Versuche, den Kilimandscharo zu besteigen, faßte er den Plan, das äquatoriale Afrika von Osten nach Westen zu durchwandern, ging aber zunächst an den Sambesi zurück, um seine dort früher begonnenen Arbeiten fortzusetzen. Dort erlag er, wie manche Andere, welche auf Livingstone's Rath sich in jene Gegenden gewagt haben, dem Klima.

Theodor von Heuglin war im Mai von einer heftigen Dyssenterie befallen worden und verweilte am 4. Juni noch am See der Rek. Frau Tinne war zehn Tage früher nach Westen hin gefahren, um in die inneren, bisher noch nicht bekannten Regionen der Bahr el Gasal-Region, wo möglich bis zum Kosanga-Gebirge vorzudringen.

Georg Schweinfurth aus Berlin tritt zu Ende dieses Jahres eine botanische Reise nach Aegypten, Nubien und den oberen Nilländern an, die einige Jahre in Anspruch nehmen wird. — Karl Mauch aus Würtemberg will Wanderungen im tropischen Afrika unternehmen und in Steudeners Fußtapfen treten. — Karl von der Decken und Dr. Kersten hatten, wie ihre letzten Briefe melden, die Absicht, den vom Keniaberg herabkommenden Danafluß mit einem Dampfer zu befahren. Darüber werden wir nun wohl nach von der Decken's eben erfolgten Zurückkunft Näheres vernehmen. (Herr von der Decken ist inzwischen in Deutschland eingetroffen.)

Dr. Schläfli aus Zürich hat eine Reise nach Madagaskar unternommen. Da die Zustände auf dieser höchst interessanten Insel bisher zumeist nur vom Standpunkte des englischen oder französischen Interesses dargestellt worden sind, so ist es gut, daß auch einmal ein unbefangener und unparteiischer Reisende sich die Dinge in der Nähe ansieht.

Der achtzig Jahre alte Bischof Massaya ist tapfer bis in die südabessinische Landschaft Kaffa vorgedrungen und dort vom König Abba Bogibbo freundlich empfangen worden. Als er aber diesem christlichen Monarchen zu Gemüthe führen wollte, daß es sich für seine Majestät nicht schicke, einen Harem von Frauen zu halten, bekam er zur Antwort: „Das ist ganz richtig. Aber es steht in der Bibel geschrieben, der Bischof soll eines Weibes Mann sein, und du hast gar keine Frau. Nun sage ich euch abendländischen Priestern: Jeder von euch heirathet hier in Kaffa, oder ich schicke euch aus dem Lande fort." Ein katholischer Diakonus erfüllte diesen Befehl des Königs, ein anderer that es nicht und wurde ausgewiesen, und der Bischof zog gleichfalls ab. Als sie dann durch Guderu kamen, wurden sie gefangen genommen, und nun sind sie seit zwei Jahren ihrer Freiheit beraubt. Damit hat es eine seltsame Bewandtniß: Vor etwa fünfzehn Jahren hatten durch die Hand der Engländer Bell und Plowden zwei guderuner Krieger ihr Leben verloren, und die Eingeborenen beschlossen dafür, am ersten besten Weißen Rache zu nehmen. Diese Leute in Habesch bekümmern sich nicht darum, welchem Volke ein Weißer angehöre, sie unterscheiden in dieser Beziehung eben so wenig, wie die nordamerikanischen Indianer.

Lejean über Abessinien und Kaiser Theodor II. Der französische Reisende Wilhelm Lejean war am 30. April dieses Jahres nach einer Bereisung Abessiniens glücklich wieder in Massawa am Rothen Meere angelangt. Den Briefen, die er nach Paris schrieb und in denen er über seine Reise berichtet, entnehmen wir Folgendes:

„Ich ging den blauen Fluß bis Messalamieh hinauf, erreichte von da zu Kameel Oued Medineh und ging von da nach Sennâr, um Kameele zu einer Reise nach Gallabat, Vohin und

Tschelga zu miethen. Diese letztere Stadt ist die Residenz des Belembras-Guelmo, eines abessinischen „Markgrafen", der jeden Fremden, welcher bei ihm ankommt, zum Staatsgefangenen macht. Man wird dort zugleich Gast und Gefangener des Kaisers, und Guelmo läßt es an nichts fehlen; nur dauert es oft lange, ehe es ihm beliebt, die Gefangenen wieder frei zu lassen.

Ich traf den Kaiser Theodor am Fuße der Gebirge, von denen er monatlich drei- oder viermal herabkommt, um Unruhen zu schlichten. Ich habe eine in geographischer und zoologischer Beziehung höchst interessante Reise durch die beinahe noch unbekannten Länder zwischen dem Blauen Nil und Gallabat gemacht. Gallabat ist ein kleines neutrales Ländchen, dessen Regent vom Kaiser Theodor ernannt wird und das 2000 Dollars Tribut an Aegypten und ebensoviel an Abessinien zahlt. Die Bevölkerung besteht aus mohammedanischen Negern, welche von ihrer Pilgerreise nach Mekka zurückkehren und, weil sie ermüdet sind, hier sitzen bleiben. Sie treiben Handel und Ackerbau mit einem Eifer, der sehr vortheilhaft gegen die Faulheit der Nachbarn absticht.

Als ich vernahm, daß der Negus nagart za Aitiopya, der „Kaiser der Kaiser von Aethiopien", in Gafat angekommen sei, zog ich meine Consuluniform an und ging zu ihm. Ich traf ihn inmitten eines großen Gefolges von eingeborenen Offizieren, die in Sammet und Seide gekleidet waren. Er mochte etwa 44 Jahre alt sein, war mager und von kräftiger Figur, hatte lebhafte Augen und eine hübsche Stirn. Ich mußte mich auf seinen Teppich mit niedersetzen und ihm einige Fragen über europäische Wurfgeschosse beantworten.

Kaiser Theodor II. ist ein organisatorisches Talent. Die äußere Sicherheit ist in seinem Lande so groß wie in Europa; das Räuberwesen wurde unterdrückt, der Handel hebt sich und regelmäßige Steuern werden bezahlt. Als Theodor den Thron bestieg, fand er in Abessinien drei Königreiche neben einander und etwa vierzig kleine Lehensstaaten, die mit einander im Kampfe lagen. Nicht ohne große Mühe hat er aber alle zu einem einzigen Reiche vereinigt. Bei der Einrichtung seines Staates greift Theodor in die alte Geschichte Abessiniens zurück. Die Reformen im Justizfache, in der Sklaverei, der Verwaltung und der Todesstrafe sind alle dem alten nationalen Codex entnommen."

Von Massawa aus wollte Lejean, wie aus einem Brief desselben an Perthes' geographische Anstalt in Gotha vom 22. Februar hervorgeht, folgende fünf Projekte ausführen:

1. Eine Reise nach Kuara und Doukor, zwei sehr interessanten Landschaften, wo die Quellen des Nahad und Dender liegen und wo die berühmten Zabala mit langen blonden Haaren vorkommen.

2. Detaillirte Aufnahme des Tzanasees.

3. Reise nach Guragne, einer Provinz, die zu den Ländern des Kaisers Theodor gehört.

4. Reise von Massawa zum Langay und zurück über Kassala und Kereu.

5. Reise in die Kolla, nach Waldubba, Wolkaït, Armetschoho und das Land der Wad Nimr. Dort sind in topographischer wie ethnographischer Beziehung interessante Studien zu machen.

Den neuesten Nachrichten vom 20. Mai zufolge ward Lejean vom Kaiser Theodor in Denghiaghie-Gafat bei Deora Thabor noch als Staatsgefangener festgehalten. Er mußte also seine Reisen von Massawa ins Innere schon wieder angetreten haben.

Wir haben die Berichte Lejeans, welche wir seither in verschiedenen Blättern fanden, unsern Lesern eben mitgetheilt. Jetzt kommt uns wieder ein Brief dieses französischen Viceconsuls vor Augen, der freilich ganz anders lautet als die früheren. Es heißt darin:

„Der Säufer Theodor II. hat mich am 2. März, während ich Audienz bei ihm hatte, in Eisen schlagen lassen. Ich bin also schön dafür belohnt worden, daß ich in Frankreich als sein Fürsprecher auftrat. Nun bin ich sein Gefangener, denn als Seine Majestät den Rausch ausgeschlafen hatte, scheint er wegen der Folgen besorgt gewesen zu sein und behält mich nun als Geisel zurück."

„Theodor II. ist von einem Dutzend protestantischer Missionaire aus Basel umgeben, die ihn zu lenken trachten; er ist aber ein Mann, der sich nicht leiten läßt und bringt vielmehr jene in eine Stellung, welche der Würde von Europäern keineswegs angemessen erscheint. Er ist eine Art von Ludwig XI., nur etwas toller; er hat wie Augustus angefangen und endigt wie Nero. Alles, was man Gutes über ihn sagte, hat bis zum Jahre 1858 seine volle Richtigkeit; seit jener Zeit ließ er aber allen Leidenschaften den Zügel schießen. Nebenbei treibt er aber auch Theologie, freilich in seiner Weise."

„In der Nähe der Stadt Gondar liegt das berühmte Kloster Azazo; in demselben befindet sich der Kern einer kleinen Sekte, welche behauptet, daß Christus, als er bei der Taufe den heiligen Geist in sich aufnahm, noch einmal geistig geboren worden sei. Diese Sektirer gewannen in Gondar viele Anhänger, namentlich unter den Kaufleuten. Theodor berief ein Concilium nach Gondar, auf welchem die Sektirer erscheinen mußten. Nach langen Verhandlungen befahl er ihnen, bei Todesstrafe, den herrschenden Kirchenglauben anzunehmen. Der Henker stand mit seinem langen Schwert bereit, und so ist denn Erleuchtung über die Sektirer gekommen."

„Auch Muselmänner, Juden und Katholiken sind von Theodor verfolgt worden, aber die Protestanten nicht. Das hat seinen guten Grund; ihre Missionäre nämlich, welche seit sieben Jahren hier im Lande sind, haben noch keinen einzigen Proselyten gemacht. Das hat Seine Majestät ihnen auch ausdrücklich verboten; wohl aber erlaubt er ihnen, schlechte Kanoe und sehr guten Branntwein zu machen, und mit beiden treibt er Mißbrauch. Diese Missionäre, ganz gute Leute, sind nicht gerade Abenteurer, haben aber die alberne Eigenliebe, um jeden Preis hier bleiben zu wollen, damit nicht die „Papisten" ihren Platz einnehmen; auch haben sie eingeborene Frauen geheirathet, werden von Seiner Majestät gut bezahlt und fühlen keinen Drang in sich, Märtyrer zu werden. Unsere Lazaristen in Massaua handelten ganz anders, sie ließen sich aus dem Lande treiben und retteten die europäische Ehre." —

So weit Lejean. Seine einseitige Darstellung soll hier kurz berichtigt werden. Theodor ist allerdings ein Halbbarbar, und es mag wahr sein, daß er ein Trunkenbold geworden ist. Aber er weiß recht gut, was die französische Politik will. Schon 1840 kauften die Franzosen bei Mokulla, ganz in der Nähe von Massawa, einen Fleck Landes, wo sie 1848 Missionshaus und Kapelle erbauten. Die Herrscher von Abessinien haben allezeit Anspruch auf den Küstenstrich gemacht, wo Massawa liegt. Dieses letztere, eine Insel, ist türkisch, Frankreich aber will, daß die Küste „unabhängig" sei, d. h. unter sein Protektorat komme. Als Theodor mächtig wurde, vertrieb er die französischen Missionäre, und seitdem hat Frankreich alle Feinde desselben unterstützt, z. B. den König Ubie von Tigre.

Man muß wissen, daß seit nun schon einem Vierteljahrhundert Franzosen und Engländer in Abessinien einander entgegen arbeiten; die letzteren haben den König Theodor unterstützt, während jene ihm viele Verlegenheit bereiteten.

Was nun die Stellung der beiderseitigen Missionäre betrifft, so wird dieselbe aus einer Aeußerung klar, welche der Abuna, d. h. der Patriarch der abessinischen Kirche, gegen Theodor that, als dieser sich um den Beistand der Landeskirche bewarb. „Die katholischen Missionäre haben gegen mich gearbeitet und dahin getrachtet, mich aus Gondar zu vertreiben; auch mischen sie sich in meine Kirchengewalt ein, indem sie ihre Proselyten zum zweiten Male

tauften und ordinirten, als ob die abessinische Taufe und Ordination ungültig sei. Sie wären von mir nicht beunruhigt worden, wenn sie sich mit Lehren begnügt, oder die heidnischen Galla getauft und bekehrt hätten, denn ich wünsche, daß die Galla Christen werden. Die protestantischen Missionäre schaden meiner Kirche nicht, denn sie verbreiten nur die Bibel."

Man sieht, daß in Habesch zweierlei Hierarchien gegen einander geplatzt sind, und daß die römische der einheimischen weichen mußte. Uebrigens hatten, wie wir aus L. Krapf's Reise in Ostafrika wissen, die katholischen Missionäre früher die Vertreibung der protestantischen durchgesetzt; später kehrte sich dann der Spieß um. Ich habe diese abessinischen Verhältnisse ausführlich erörtert in der Einleitung zu den „Expeditionen Burton's und Speke's ꝛc. von Karl Andree". Leipzig 1861.

Nachschrift. So eben, am 8. November, lesen wir in pariser Blättern, daß König Theodor nach der Landschaft Schoa gezogen war, um dort einen Aufstand niederzuschlagen. Das gelang ihm nicht. Lejean war in die Gewalt der Aufständischen gefallen, die ihn gut behandelten.

Der Telegraph zwischen Europa und Indien.

Vor einer Reihe von Monaten ließ die englische Regierung erklären, daß die Telegraphenverbindung zwischen London und Calcutta vor Ablauf des Jahres 1863 hergestellt sein werde, und daß man tagtäglich an der Themse die Coursnotirungen aus der großen Handelsstadt am Hughly, und umgekehrt, erhalten werde. Man hat freilich die gestellte Frist nicht genau einhalten können, gab sich aber die äußerste Mühe, und die Arbeiten schreiten rüstig vorwärts. Das Ergebniß wird für den Verkehr von tief eingreifender Bedeutung sein; es handelt sich um nichts Geringeres, als eines der wichtigsten Mittelglieder für den Welttelegraphen herzustellen. Denn der russische Telegraph durch Sibirien und nach dem Amurlande rückt immer weiter nach Osten und wird nach Peking weitergeführt; in China selber hat man bereits mehrere Linien, und die ostindische reicht nach Südosten hin bis an die Mündung des Irawaddy. Die Lücken im indischen Archipelagus und nach Australien hin werden ohne Zweifel im Fortgange der Zeit, allen etwaigen technischen Schwierigkeiten zum Trotz, ausgefüllt werden.

Schon im Jahre 1848 machte sich die türkische Regierung gegen England anheischig, auf eigene Kosten einen Telegraphen von Konstantinopel nach Basra herzustellen, der als ein Glied für einen künftigen englisch-ostindischen zu betrachten sei; diese Linie reicht jetzt bis Bagdad am Tigris, und ihre Länge beträgt, vom Bosporus an gerechnet, 1314 Miles. Man wollte anfangs den Draht von Bagdad bis Basra im Strome weiter legen und die Fortsetzung nach Indien sollte submarin sein; aber diesen Plan ließ man fallen und faßte einen Landweg ins Auge. Die persische Regierung hat schon seit einigen Jahren einen Telegraphen von ihrer Hauptstadt Teheran einerseits bis zu der wichtigen Handelsstadt Täbris in Aserbeidschan hergestellt (bis wohin, wie wir eben lesen, die russische Regierung Drähte von Tiflis aus spannen will), andererseits bis Mesched in Chorassan. Man will englischer Seits diese Linie gern bis zum persischen Meerbusen fortgesetzt sehen und sie auch mit jener, die bis Bagdad führt, verbinden, damit man im Fall von Krieg oder Unruhen oder überhaupt irgend einer Unterbrechung nicht in Verlegenheit gerathe. Der Gegenstand ist seit ein paar Jahren sehr oft, auch in der geographischen Gesellschaft zu London, erörtert worden.

Das geographische Element spielt natürlich, von der Technik abgesehen, die Hauptrolle bei der Sache. Oberst Rawlinson sprach sich vor zwei Jahren für die Fortführung der persischen Linie von Teheran über Schirâs nach Bender Abbas am persischen Golf aus, von wo man bis Karratschi in der Nähe der Indusmündung (also dem nordwestlichen Endpunkte des großen indischen Telegraphennetzes) nur 731 Miles Draht zu spannen habe. Kapitän Lynch bemerkte aus eigener Anschauung, daß auf der Strecke von Schirâs bis Bender Abbas die Bodengestaltung nicht die geringste Schwierigkeit darbiete. Ein anderer Reisender, Kapitän Selby, gab interessante Mittheilungen. Der Telegraph nach Bagdad sei durch hohes Gebirgsland geführt worden und arbeite sehr gut. In Mossul sagten ihm aber die Leute, daß sie kein Vertrauen zu der ganzen Sache hätten, wenn nicht England eine strenge Aufsicht über die Türken halte. „Die Kurden und die Araberstämme sind nun einmal überzeugt, daß von den Türken ihnen nichts Gutes kommen könne; sie sehen in der Linie nur die Werkzeuge zu ihrer Unterdrückung. In Diarbekir war ich Zeuge einer Besprechung zwischen einem Araberscheich und unserm Consul Taylor. Dieser fragte, ob die Araber einen Telegraphen durch ihre Wüste dulden würden, und die Antwort lautete: „Ja, wenn er in Euren Händen ist; wenn ihn aber die Türken anlegen, dann zerstören wir ihn, weil er nur ein Vorläufer von Zwangsmaßregeln sein würde."

Man hat es nun längst definitiv aufgegeben, das Rothe Meer zu einer Telegraphenverbindung mit Indien zu benutzen, nachdem der Versuch 800,000 Pfund Sterling gekostet hatte. Es wurde beschlossen, die Drähte von Karratschi nach Norden hin der Küste entlang weiter zu legen und eine Verbindung mit der mesopotamischen Linie herzustellen. Zu diesem Zwecke ließ die englische Regierung die betreffenden Oertlichkeiten untersuchen. Major Goldsmid erhielt den Auftrag, die Küste von Mekran bis Guader (Gwadur) zu erforschen.

Er ging am 12. December 1861 von Karratschi aus und hatte am 29. Januar 1862 seinen Zweck erreicht. Er schildert das Land, welches seither nur in sehr geringem Maße bekannt gewesen ist und einen Theil von Beludschistan bildet, soweit es zwischen 62. und 67.° östl. L. liegt, als eine kahle Wüstenei, die dann und wann von niedrigen Hügeln durchzogen wird und nur periodisch, nicht regelmäßig Wasser hat. Die Strecke beträgt 389½ Miles; und zwar 1. von Karratschi bis Sonmeani 45½; 2. von da bis Hormara 172¼; 3. bis Pusini 91½; 4. bis Guader 80¼ Miles.

Die erste Strecke ist bei trockenem Wetter für beladene Thiere praktikabel; kleine Züge können an den Haltplätzen immer Wasser finden; aber was man sonst braucht, muß man aus Karratschi mitbringen. — Die zweite Strecke, von Sonmeani nach Hormara, ist an manchen Stellen beschwerlich und hat Umwege; an vielen Haltestellen ist es ungewiß, ob man Wasser findet, und zwischen Hingor und Hormara ist die Gegend rauh und steil. Dagegen ist drittens die Strecke von Hormara nach Pusini zwar keineswegs bequem, aber doch auch nicht allzubeschwerlich. Allerdings ist die große Ebene am Kalmatflusse in der Regenzeit nicht zu passiren und man muß deshalb den Weg am Fuße der Tullar-Hügel nehmen. — Zwischen Pusini und Guader hat man nur

eine schwierige Tagereise, jene bei Karwat. Die Hügel, welche man überschreiten muß, bestehen aus Salzschlamm, Sandstein und Gyps; aber für Telegraphenstangen ist das Alles kein Hinderniß.

Die ganze Küstenstrecke von Karratschi bis Bender Abu-Schähr und noch weiter westlich hat ein großes antiquarisches Interesse. Namen, die schon im Arrhian, Strabo und Ptolemäus vorkommen, sind heute noch fast unverändert vorhanden, z. B. Malam und Kalmut; Guader soll, wie man meint, die Stelle des von Ptolemäus erwähnten Alam Vater einnehmen.

Diese von Goldsmid durchwanderte Küstenstrecke von Mekran bildet einen Theil der gedrosischen Wüste, in welcher das Heer des macedonischen Alexanders so viele Mühseligkeiten zu bestehen hatte. Vor Goldsmid war nur MacLeod in dieselbe eingedrungen, dessen Tagebuch aber nicht veröffentlicht worden ist. Rawlinson hat einige Erläuterungen gegeben. Am untern Euphrat, oder vielmehr am Schat el Arab, hat man die Häuptlinge der Araberstämme dadurch ins Interesse gezogen, daß man ihnen für den Schutz der Telegraphendrähte Jahrgelder zahlen will.

Von der gedrosischen Küste legt man ein unterseeisches Tau durch den Golf von Oman bis Maskat auf der ostarabischen Küste, von dort ein anderes auf dem festen Lande bis über Kap Mussendom hinaus und dann im Persischen Meerbusen bis an die Mündung des Schat el Arab.

Die ganze Strecke von Karratschi bis Guader war schon im Mai vollendet; der Ingenieur Walton hatte alle Schwierigkeiten überwunden. Sie waren nicht gering. Die Arbeit wurde von 25 Europäern und 600 Asiaten gethan; jede der eisernen Telegraphenstangen, die aus England gekommen sind, wiegt zwei Centner; der Draht, welcher in zwei Linien gespannt ist, für jede Mile 12 Centner. Auf jede Mile kommen achtzehn Stangen, und das 2000 Fuß hohe Malangebirge mußte überschritten werden. Manchmal war Wasser so selten, daß alles Waschen verboten werden mußte; Walton stellte Wachen mit gezogenem Schwert an trübe Pfützen, damit nicht sofort alles Wasser ausgeschöpft würde. Alle Lebensmittel u. s. w. mußten von Karratschi herbeigeschafft werden; aber trotz aller Beschwerden und der großen Hitze sind nur wenige Menschen und Kameele ums Leben gekommen. —

Die fünf Schiffe, welche mit den unterseeischen Tauen befrachtet sind, verließen England zu Ende des Oktobers 1863; diese halten zusammen 1250 nautische Miles Länge. Außerdem befand sich am Bord eines jeden Fahrzeuges eine vollständige Telegrapheneinrichtung für die fünf Stationen am Persischen Meerbusen, sodann auch je ein Mitglied des „elektrischen Stabes", über welchen Bright die Oberleitung hat. Jede einzelne Station erhält zwei Oberaufseher und sechs Gehülfen, lauter geübte Männer. Viel Zeitvertreib werden sie nicht haben, am wenigsten bei Chasab, einer öden Felsgegend an der Küste Arabiens; dort kann man auf die Friedfertigkeit der Eingeborenen nicht rechnen, und die Telegraphisten sind auch darauf vorbereitet, am Bord eines Schiffes leben zu müssen, das dort vor Anker gelegt werden soll. Aber an geistiger Unterhaltung wird es nicht fehlen, weil eine ausgewählte Bibliothek von 2000 Bänden den Beamten zur Verfügung steht. Ein kleiner Dampfer, die Bernsteinhexe, wird fortwährend die Verbindung zwischen den fünf Stationen aufrecht erhalten, und alle drei Monate werden die Beamten vertauscht, damit sie nicht ewiger Einförmigkeit preisgegeben sind.

Die fünf Stationen sind: Von Karratschi, unweit der Indusmündung, bis Guadel, 250 Miles; — von Guadel über den Golf nach der Insel Chasab; — von Chasab nach Bender Abuschär (Buschir), und von dort nach einem Punkte, der Faw heißt. Er ist ein kleiner Ort an der Mündung des Schat el Arab, und dort treffen die unterseeischen Drähte mit den Landlinien zusammen. Diese gehen dann nach Bagdad, Mossul, Diarbekir und Scutari am Bosporus, wo sie in Verbindung mit den verschiedenen europäischen Telegraphen stehen. Die ganze Linie steht unter der Oberaufsicht eines Deutschen, des Doktor Esselbach; er hat in Karratschi eine beträchtliche Anzahl von Arbeitern ꝛc. zur Verfügung.

Die Legung der Drähte wird wahrscheinlich zu Ende Januars 1864 stattfinden und in etwa vierzehn Tagen vollendet sein. Man ist darauf gefaßt, große Noth mit den türkischen Telegraphisten in Mesopotamien zu haben, weil sie sehr nachlässig sind. Dieser Umstand, und weil man in Bezug auf ein so wichtiges Verkehrsmittel nicht von einer einzigen Linie abhängig sein will, hat die Engländer bewogen, noch eine Landlinie anzulegen, von Buschir nach Teheran und von Teheran nach Bagdad. Dadurch wird der Telegraph von den Arabern unabhängig. Von Teheran geht er dann, wie schon oben bemerkt wurde, über Täbris, das mit dem russischen Telegraphen zu Tiflis in Verbindung steht.

Doch das sind nur Hülfslinien; der Hauptstrang ist der oben angegebene. Wir finden es sehr begreiflich, daß die Engländer Alles aufbieten, um die türkische Strecke unter ihre unmittelbare Aufsicht zu bekommen; nur dann haben sie auf Regelmäßigkeit zu rechnen. A.

Eine Diebsgallerie in Newyork.

Ein Berichterstatter der deutschen Newyorker Staatszeitung hatte vor einiger Zeit Gelegenheit, dieses interessante Kabinet zu besuchen; ein deutscher Offizier, welcher der geheimen Polizei angehört, diente ihm als Führer und gab ihm sehr umfassende Erläuterungen. Ein Freund des Globus hat uns die nachfolgende Schilderung zugesandt. —

In einem halbdunkeln Zimmer des Erdgeschosses, in zwei großen Rahmen hängt in Reih und Glied die kleine Armee, welche auf hundert verschiedenen Wegen den Krieg gegen das Eigenthum führt. Der Rahmen Nr. 1 ist durch zwei Gasflammen erleuchtet, und 120 bis 130 Gauner starren dem Beschauer aus demselben entgegen. Aber was für Gaunerphysiognomien sind es? — Sollte Einem nicht beinahe unheimlich werden, zweihundertfünfzig Verbrecherangen mit einem Male auf sich gerichtet zu sehen? Ist es nicht etwa ein grausenerregender Anblick, auf einer Fläche von vielleicht neun Quadratfuß das Verbrechen durch mehr als hundert seiner Vertreter abgebildet zu sehen? —

Nein. Der erste Eindruck, den diese Portraitsammlung auf den Unbefangenen macht, ist derselbe, wie ihn jede andere Daguerreotyp-Ausstellung hervorbringt. Wie wenige unter diesen Gesichtern würden, wenn man ihnen irgendwo anders begegnete, den geringsten Verdacht rege machen. Unter zehn dieser Physiognomien sind kaum zwei, die den Schurken verrathen. Gefällige, freimüthige Gesichter, denen man die gute Erziehung, intelligente

Blicke, denen man die Bildung ansieht, sind stärker vertreten, als der lauernde Blick, die hinterlistige Miene des Gauners.

Gutmüthige Bursche, denen man keinen argen Gedanken zutrauen würde, Muttersöhnchen, von denen man glauben sollte, daß sie sich fürchten, zur Nachtzeit allein über die Straße zu gehen, wohlwollend darein sehende Greise, die keinem Armen ein Almosen versagen, feine Herrchen, deren einzige Sorge eine tadellose Toilette ist, blicken dem Beschauer so unbefangen entgegen, als hätten sie sich eben für ihre Verwandten, für die Erkorenen ihres Herzens abnehmen lassen.

Wenn man bedenkt, daß all' diese Gauner in dem Momente, wo ihr Daguerreotyp abgenommen wurde, als verhaftete Verbrecher mit dem vollen Bewußtsein dasaßen, vielleicht schon in den nächsten Tagen vor den Assisen zu stehen, — so muß man über die Unverschämtheit der großen Mehrzahl derselben staunen.

Die heitersten Gesichter findet man unter ihnen. Der rechtschaffenste Mann, der eben vor den Spiegel tritt, um vor einem Spaziergange seine Toilette flüchtig zu überblicken, kann nicht vergnügter aussehen, als viele dieser Subjekte. — Einzelne lachen gerade zu, als wollten sie sagen: „Portraitire du mich, so oft du willst; ich bleibe doch dabei, daß Stehlen bequemer ist, als Arbeiten".

Viele Physiognomien verrathen auch eine gewisse Selbstzufriedenheit, einen hohen Grad von Ueberzeugung, daß das, was sie gethan, nicht gerade entehrend sei. Nur Wenige drücken inneren Gram oder äußere Bestürzung aus. Häufiger findet man jenen fatalistischen Blick, der Alles gleichgültig über sich ergehen läßt und der einem ehrlichen Menschen den Anschein geben würde, mit der Welt abgeschlossen zu haben.

Die Haltung Vieler beweist, daß es ihnen auch darum zu thun war, in möglichst vortheilhafter Stellung portraitirt zu werden. Die zerlumpten Gestalten sind schwach vertreten und beschränken sich größtentheils auf die Altersklassen von 14 bis 20 Jahren. Die älteren sind fast immer anständig, sehr häufig elegant gekleidet.

Mit Ausnahme einiger Negerköpfe und mehrerer Dandyphysiognomien ist schlichtes Haar auffallend stark vertreten. Glatte Gesichter sind gleichfalls eine häufige Erscheinung; Schnurrbärte kommen nur hier und da, volle Bärte noch seltener vor. Jung-Amerika beweist, daß es dem Kamme abhold ist, denn die Taschendiebe und Einbrecher unter 20 Jahren haben gewöhnlich ihre Haare in zwangslosen Büscheln nach allen Richtungen hin und her hangen.

Die Gesichter sind größtentheils mager; die Augen selten glotzend, hingegen häufig etwas zugezwinkt; häßlich sind wenige, sehr viele haben regelmäßige, mitunter sehr einnehmende Züge. Die weiblichen Ladendiebe sind größtentheils über dreißig Jahre alt, unschön und sehen fast durchgängig boshaft aus. Boshafte Männerphysiognomien sind selten, resolute häufig; die letzteren sind gewöhnlich Einbrecher, während die gutmüthigen Gesichter den sogenannten Hôteldieben angehören.

Auf dem Bureautische des Sergeanten liegt ein großes dickes Buch — es ist das Sündenregister Newyorks. In diesem gehaltreichen Buche sind sie Alle verzeichnet, die der Schande verfallen, die theils ihren Cursus in Zuchthäusern und Staatsgefängnissen überstanden, theils noch in denselben wohnen oder durch geschickte Vertheidiger der strafenden Hand der Gerechtigkeit entschlüpften. Von Vielen weiß man mit Bestimmtheit, daß sie blos durch eine Reihe von Diebstählen ihren Lebensunterhalt erwerben, allein es gelang noch nicht, sie auf frischer That zu ertappen oder eines Verbrechens zu überführen. Leute, die durch Hehlerei und Stehlerei ein bedeutendes Vermögen erworben haben, stehen mit in diesem Buche, die Aufzählung ihrer Grundstücke unter ihrem Namen.

In alphabetischer Ordnung mit genauer Personbeschreibung, Familienverhältnissen, Geburtsland, Alter und Wohnung sind mehr als tausend Namen verzeichnet; blos zu einem kleinen Theile derselben sind die Illustrationen vorhanden, da das Institut der „Diebsgallerie" noch sehr jung ist. Jedes Portrait ist numerirt; will man den Text zum Bilde haben, so schlägt man die numerirte Namensliste nach, diese nennt den Namen, so wie alle alias des Gauners, die sich manchmal auf vier bis fünf belaufen. Eine alphabetische Namensliste zeigt nun die Seite des Hauptbuches an, die man nachzuschlagen hat, und da findet man nun: N. N., alle Neben- und Spitznamen, ein genaues Signalement, wohnt da und da, war so und so viel Jahre im Zuchthause ꝛc. Nun folgt die Species; da heißt es z. B. „working stages" — „macht in Eisenbahnwägen und Omnibussen" — oder „working theatres" — „macht in Theatern" — oder „working churches" — „macht in Kirchen". Häufig findet man die Bezeichnung „sneak", ein Schleicher, ein Hausdieb; oder „knuck" ein ordinärer Beutelschneider; oder „trick" ein schlauer Betrüger von bedeutender Erfindungsgabe ꝛc. Am Schlusse der Beschreibung stehen gewöhnlich die Compagnons des Betreffenden verzeichnet; da heißt es „doing with N. N." — „macht Geschäfte mit N. N." Nach diesen Connexionen sind gewöhnlich auch die Portraits geordnet, so daß die verschiedenen Compagnons neben einander hängen.

Leider ist auch unser Vaterland vertreten, zwar nicht so stark, wie die anderen Nationen, zwar nicht in den gefährlichsten Gattungen, aber doch stärker, als wir geglaubt hätten. Namentlich sind es die privaten, heimlicheren Arten, in denen unsere Landsleute „working" betroffen wurden. Ein deutsches Frauenportrait fanden wir nicht. Doch mögen vielleicht welche im Hauptbuche verzeichnet sein.

Und nun einige Proben.

Im Portrait Nr. 21 lächelt dem Beschauer eine der freundlichsten Physiognomien entgegen. Ein Mann von etlichen Dreißig, feine Gesichtsbildung, äußerst wohlwollende Miene — ein Gentleman, der keinem Manne, viel weniger einer Dame, einen Höflichkeitsdienst versagen wird. Die kleinen Aeuglein sagen: „Ein Wunsch von Ihnen ist mir Befehl." — Aber was hat der große Shawl zu bedeuten, mit dem diesem Herrn die Hände bedeckt sind? — Wenn wir im Hauptbuche nachschlagen, finden wir: N. N., geboren in Schottland, 32 Jahre alt, sieht sehr „respectable" aus, — „working theatres" — er macht in Theatern. Die Kunstanstalten des Broadway sind der Schauplatz seiner Gaunereien. Namentlich bemüht er sich, wenn irgend ein Gastspiel ein volles Haus und den Andrang von Equipagen erwarten läßt, den Damen am Schlusse der Vorstellung behülflich zu sein, ihre Chaisen zu erreichen, er hilft ihnen auch in den Wagen zu steigen — und stiehlt ihnen dabei, während seine Hände unter dem schottischen Shawl manipuliren, die Börse oder die goldene Uhr. Diese letzteren pflegt er mit einer sehr kleinen, künstlich gearbeiteten Zange von der Kette abzuschneiden. Vor einigen Wochen wurde er vor Laura Keene's Theater bei einer solchen Operation ertappt.

Nr. 28. — Hieraus spricht uns eine vaterländische Physiognomie entgegen; dieses lange helle Haar, der buschige Schnurr- und Knebelbart, der biedere Zug um die Nase herum, das treue Auge kann nur einem Deutschen angehören. Er sieht aus wie ein junger Maler, oder ein reisendes Genie. Schlagen wir nach: — „N. N., 25 Jahre alt, in — richtig in Deutschland geboren, „wohlerzogener Jüngling", sagt eine Anmerkung; „working bills", heißt es weiter; er beschäftigt sich auf seinem Zimmer mit Banknotenfälschung und war in einem andern Staate schon zwei Jahre im Zuchthause. In Newyork hat er sich noch nicht ertappen lassen; doch vermuthet man, daß er seit neuester Zeit auch in Gold macht.

Nr. 42. — Eine von den weniger echten Galgenphysiognomien; der Bursche sieht aus, als könne er um 10 Cents einen Menschen umbringen. Er scheint sehr jung, aber sein Gesicht hat hier und da merkwürdige Linien, als ob er bedeutend über sein

Alter gelebt hätte. In der Hand hält er etwas, was einem Stabe ähnlich sieht. Sein Blick ist starr, als wollte er sagen: „Ruhig, ich bin noch nicht fertig.“ Im Hauptbuche steht: N. N., 17 Jahre alt, der berüchtigte Bleiröhrendieb; er ist in Newyork geboren, in den Five Points erzogen und dringt seit acht Jahren in neue Gebäude, um Gasvorrichtungen und Bleiröhren zu stehlen. Vor zwei Monaten wurde er zum vierten Male nach dem Zuchthause geschickt; diesmal aber auf eine etwas längere Zeit als die früheren Male — auf fünf Jahre.

Nr. 13. — Ein scharf markirtes Gesicht; das einzige, das im Profil aufgenommen ist. Die hohe Stirne, die eng aneinander geklemmten Lippen, der nachdenkende Blick geben ihm beinahe das Ansehen eines Gelehrten. Allein ein kleiner boshafter Zug um den Mund, das keck gehobene Kinn verrathen den Geschäftsmann. — Er ist der Rothschild der Gauner, er ist der reichste Gauner in Newyork, vielleicht in der Union. Sein Grundbesitz in Newyork und Umgebung ist sehr bedeutend, durchgängig, wie das dicke Buch sagt, auf verbrecherischem Wege erworben. Er soll nicht nur lange Zeit der unsichtbare Leiter einer sehr gefährlichen Diebsbande gewesen sein, sondern auch jetzt noch Connexionen in allen Strafanstalten besitzen und der Fürst der Hehler sein.

Nr. 55. — Ein schöner Mannskopf von beiläufig 30 Jahren, energische Züge und im Blick jene Zuversicht, die weiß, daß ihm der Sieg bei Frauen gewiß ist. „Er hat viel gelebt, das sieht man ihm an, er ist aber noch immer interessant“, lispelt eine Dame zu ihrer Nachbarin, wenn er in einem Salon ihnen gegenüber sitzt. — Zwei Falten auf der Stirne verrathen, daß er in dem Augenblicke, wo er abgenommen wurde, weniger an seine Schande, als bereits an die Mittel dachte, wie er aus dem Gefängnisse ausbrechen könne. Er ist ja im Einbrechen ein Meister, warum sollte er es nicht auch mit dem Ausbrechen versuchen? — In seiner Charakteristik steht oben an: „Ein äußerst gefährlicher Schurke.“ Er bricht in Bankgebäude ein, sprengt die „Safes“ mit Pulver und bestreitet so die Kosten seiner extravaganten Lebensweise.

Vor vielen Jahren fing er als Knabe mit Entwendung einer Zweidollarsnote an. Er ist in Newyork geboren, seine Mutter ist eine Irländerin, sein Vater aus den Neuengland-Staaten. An den Spieltischen des Broadway war er wohl bekannt. Vor einigen Wochen brach er im Gewölbe einer Versicherungsgesellschaft ein, sprengte die Safe mit Pulver und vertheidigte sich, als er überrascht wurde, mit einem Revolver auf Leben und Tod. Vor vierzehn Tagen stand er vor den Assisen und wurde zu mehreren Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt. Zehn bis zwölf „retired Ladies“ haben ihn als „Hauptmöbel ihres Haushaltes“ — wie die Emancipirten in Mozartshalle sagten — reclamirt; und dessen ungeachtet war er „single man“, d. h. er huldigte dem Grundsatze: „Spitzbüberei darf man nicht in Compagnie treiben“; er hatte keine Mitschuldigen.

Nr. 91. — Ein freches, zerlumptes Individuum von 18 Jahren, mit zu Berge stehenden Haaren, eine Five Points-Pflanze erster Sorte; in Gaunerzirkeln unter dem Namen „Rotznase“ sehr vortheilhaft bekannt und wegen seiner Geschicklichkeit als Taschendieb allgemein bewundert. Er kann weder lesen noch schreiben, doch meinen seine älteren Collegen, er könne es noch ganz gut zum Galgen bringen. Bei den „Revivals“ machte er gute Geschäfte und wurde vor Kurzem zum dritten Male auf einige Monate nach dem Zuchthause geschickt.

Aus allen Erdtheilen.

Madagaskar. Es geht das wohl sehr unwahrscheinliche Gerücht, der König von Madagaskar sei nicht ermordet worden, sondern werde in einer Festung in der Nähe von Tananarivo gefangen gehalten. Dieses Gerücht wird erzählt durch einen Howa, der ein Hauptagent der revolutionären Partei war und sich nach Réunion flüchtete, als er fand, daß man seine Mitschuldigen zu ermorden trachtete, um sich ihres Stillschweigens zu versichern. Viele Stämme im Innern der Insel halten das Gerücht für wahr und weigern sich, die Königin anzuerkennen, und selbst in der Hauptstadt verlangt man, daß der Leichnam des Königs ausgestellt werde. Auch die Sakalaven an der Westküste wollen sich in den Regierungswechsel nicht fügen und stehen mit bewaffneter Macht in der Nähe von Tananarivo. Der französische Generalconsul Laborde war bemüht, dem Gerüchte auf den Grund zu kommen. In Paris ist inzwischen ein Schreiben der Königin angelangt, in welchem der Tod Radama's II. offiziell angezeigt wird. Vor der Küste haben die französischen Schiffe eine drohende Stellung eingenommen.

Vom obern Nil. Vom obern Nil hören wir, daß mehrere Kähne sogenannter Elfenbeinhändler von den Schwarzen überfallen, die Mannschaften getödtet und die Ladungen weggeschleppt wurden. In Chartum, dem Mittelpunkte des Elfenbein- und Sklavenhandels, machten in Folge der Verluste mehrere Häuser Bankerott, was bisher fast noch nie dort vorgekommen ist. Das Schicksal dieser Menschen verdient kein Mitleid, die Neger üben nur eine rohe Justiz aus. Häufig haben Reisende auf das niederträchtige Treiben der Weißen am obern Nil aufmerksam gemacht. Von Chartum aus werden bewaffnete Banden in großen Kähnen den Nil hinaufgeschickt; sie überfallen friedliche Dörfer, ermorden die Männer, schleppen Weiber und Kinder in die Sklaverei und stehlen das Vieh, um es gegen Elfenbein zu vertauschen. Ein Reisender, der mehrere Ausflüge auf dem Weißen und Blauen Nil gemacht hat, sagte aus, daß das Treiben der Händler die „Weißen“ so verhaßt gemacht habe, daß die Neger von ihnen nur in Ausdrücken des Hasses sprechen. Die ägyptische Regierung sollte umgehend Maßregeln ergreifen, die räuberischen Expeditionen von Chartum aus und den Sklavenhandel zu unterdrücken. Allerdings werden die Nilboote an festgesetzten Stationen zwischen Chartum und Kairo untersucht und mit Beschlag belegt, wenn Sklaven auf ihnen angetroffen werden. Sklaven werden aber *nie* angetroffen, denn etwas oberhalb der Station schifft man sie aus, läßt sie einen Marsch von drei oder vier Miles machen und schifft sie unterhalb wieder ein. Ohne Mitwissen der Beamten könnte dies nicht geschehen, aber wenn die Regierung die Sache mit Ernst in die Hand nähme, ließe sich dem Sklavenhandel bald steuern. Einige schnelle Polizeiboote, welchen das Recht zustände, alle den Nil herabkommenden Boote zu untersuchen, gleichviel wo sie angetroffen würden, und eine gehörige Beaufsichtigung der Land-Karawanen würden den Sklavenhandel bald unmöglich machen. Die ägyptische Handelsgesellschaft hat soeben einen Agenten für den Weißen Nil ernannt, der vollkommen mit den Nilländern vertraut ist und sich eines guten Rufes erfreut, weil er sich nie an dem gesetzlosen Treiben der Elfenbeinhändler betheiligt hat. Seine Gegenwart und der Einfluß einer so mächtigen Gesellschaft wird wesentlich dazu beitragen, die gesetzlosen Handlungen der Händler zu hintertreiben. — Diese Mittheilungen entlehnen wir einer Korrespondenz der Times aus Alexandria.

Sklavenhandel in Dahome. König Badahung von Dahome ist nächst dem Könige von Aschanti der mächtigste Fürst in West-Afrika. Der Herrscher von Aschanti und sein Volk sind friedlich gesinnt, treiben bedeutenden Handel mit den englischen Besitzungen an der Küste und sind mehr oder weniger englischem Einflusse unterworfen. Ganz anders der Herrscher von Dahome.

In Whydah besitzt er einen Hafen und er mißbraucht die Vortheile, die ihm dadurch geboten werden. Jährlich werden 6000 Sklaven ausgeführt und 1000 werden in den Dörfern an der Seeküste untergebracht. Die meisten läßt er auf systematischen Sklavenjagden einfangen; die Anzahl von als Sklaven verkauften Verbrechern und von Sklaven, die der König als Tribut erhält, ist verhältnißmäßig gering.

Jährlich zieht der König an der Spitze seiner Armee auf zwei oder drei Monate gegen die schwachen, zersplitterten Stämme an der Reichsgrenze ins Feld. Nachdem er die Dörfer an der Grenze zerstört hat, dehnt er seine Streifzüge bis zu 12 und 24 Tagemärschen von der Hauptstadt aus. Zu einer „Schlacht" kommt es sehr selten, denn der Afrikaner ist nicht kriegerisch.

Bevor eine Sklavenjagd unternommen wird, schickt der König schwarze Handelsleute ins feindliche Gebiet. Nach ihrer Rückkehr berichten diese über die Vertheidigungsmittel jedes Dorfes und übernehmen dann die Führung der Armee. Gewöhnlich finden Ueberfälle von Dörfern während der Nacht statt. Wer sich widersetzt, wird niedergemacht, aber in der Regel fügen sich die Leute in ihr Loos, ohne Widerstand zu leisten. Blut fließt nur selten.

Die Gefangenen werden Eigenthum des Königs, der den Einfängern eine Summe von 3 Thalern Pr. in Kaurimuscheln für jeden Sklaven zahlt. Ein Theil der Gefangenen wird an Häuptlinge verschenkt, andere bleiben in königlichen Diensten oder werden zu Menschenopfern auserkoren, und der Rest findet seinen Weg in die Hände der Sklavenhändler an der Küste. Für jeden Sklaven wird bei der Ausfuhr ein Zoll von 7 Thlr. 15 Sgr. erlegt und der königliche Schatz gewinnt dadurch allein 6000 Pfd. St. jährlich. Außerdem muß aber der eingeborne Sklavenhändler an jedem Zollhaus im Binnenlande eine Abgabe zahlen; dadurch wird gewiß eine Summe von 4500 Pfd. St. gewonnen, und nehmen wir an, daß 2000 aller exportirten Sklaven Eigenthum des Königs sind und er für jeden 18 Pfd. St. erhält (also zusammen 36,000), so stellt sich heraus, daß der König von Dahome jährlich über 47,000 Pfd. St. am Sklavenhandel verdient.

Whydah liegt etwa 3 Miles von der Küste und 70 von der Hauptstadt Abomeh. Die Bevölkerung ist sehr zahlreich (einst schickte die Stadt dem Könige 10,000 Mann zur Hülfe). Der Markt ist reichlich versorgt mit Nahrungsmitteln und europäischen und afrikanischen Manufakturwaaren. In Whydah sind eine französische und brasilianische Faktorei. Erstere zahlt dem Könige jährlich 10,000 Dollars für das Recht, Sklavenhandel zu treiben, letztere 20,000 Dollars. Die Kapitäne der englischen Schiffe, welche den Palmölhandel an der Küste treiben, machen aus Furcht keine Mittheilungen über die Bewegungen der Sklavenschiffe. Angeber werden vergiftet, wenn sie sich in Whydah sehen lassen.

Die Rebellion auf Sanct Domingo. Der östliche, größere Theil dieser Insel ist bekanntlich vor einigen Jahren wieder in den Besitz Spaniens gekommen, und damit hatte die dominikanische Republik ein Ende. Die Bewohner, so weit sie rein weiß sind, oder überwiegend weißes Blut in den Adern haben, waren mit diesem Wechsel sehr zufrieden, nicht aber die Neger und Mulatten. Von diesen gingen viele in die angrenzende Republik Haiti, von wo aus sie eine Verschwörung anzettelten. Diese ist am 18. August zum Ausbruche gekommen. Die Flüchtlinge drangen in den nördlichen Theil von Domingo ein, erschlugen den größten Theil der schwachen spanischen Besatzungen in den Ortschaften Dajabon, Savaneta und legten Guayabin in Asche. Eine Truppenabtheilung von 300 Mann wurde von ihnen aufs Haupt geschlagen und nach der Hauptstadt Santiago zurückgedrängt und am 27. August die Hafenstadt Porto Plata besetzt, welche späterhin von den Spaniern bombardirt worden ist. Dieser Aufstand hat wohl keine Aussicht auf Erfolg, denn Spanien hat auf Cuba mehr als 20,000 Mann stehen und sofort eine beträchtliche Streitmacht nach dem nahen St. Domingo hinüber gesandt. Wir erwähnen desselben nur, weil dabei die Wildheit der Farbigen wieder einmal in höchst barbarischer Weise zum Vorschein gekommen ist. Sie waren fast so arg wie die weißen Yankees, denn sie machten nicht nur bewaffnete Leute nieder, sondern steckten alle Ortschaften in Brand und ermordeten auch Frauen und Kinder.

Europäische Generale bei den Chinesischen Rebellen. Wir haben früher mehrfach hervorgehoben, daß die Kämpfe in China einen ganz neuen und eigenthümlichen Charakter erhalten haben, seitdem englische und französische Offiziere in kaiserliche Dienste getreten sind und die Soldaten des Himmelsreichs in europäischer Weise drillen. Neuere Berichte aus China geben uns nun einen Einblick in diese wunderlichen Verhältnisse. An der Spitze der anglo-chinesischen Truppen des Kaisers steht ein Major Gordon, welcher den Rebellen schon manchen Abbruch gethan und zu Ende Juli die wichtigste Stadt Wokong am großen Kaiserkanal, südlich von Su tschën, eingenommen hat. Seine Aussichten waren auch für die Zukunft günstig; nun stellt sich aber heraus, daß General Burgevine, ein kühner Abenteurer, der früher im kaiserlichen Heere diente, mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache gemacht hat. Bei ihm sind etwa 300 Europäer, Alles gediente Leute, zum Theil auch Offiziere, wie Hayes, Gibb und der deutsche Rohde. Wenn Burgevine den Oberbefehl über die Rebellen bekommt, dann ist dem Major Gordon ein Riegel vorgeschoben; jener befindet sich im Besitze der wichtigen Stadt Su tschën. Das Ganze macht einen Strich durch die anglo-chinesische Politik, und die Dinge sind eben jetzt kritischer als je. Bisher hatten die Rebellen in den Provinzen Sche kiang und Kiang si manche Schlappen erlitten, aber Gordon sah sich an weiterm Vordringen durch das Mißtrauen der kaiserlichen Mandarinen gehemmt. Sie lassen es ihm an Mannschaft, Geld und Kriegsbedarf fehlen. Uebrigens gibt es zwei verschiedene europäisch-chinesische Truppenabtheilungen. Die franko-chinesische steht unter einem vormaligen französischen Seeoffizier, Aigabelle; aber wie die Chinesen sagen, „sie stinkt in die Nase der Mandarinen und des Volks"; die Offiziere seien nichtsnutzige Subjekte und die übrigen Leute nicht besser. Die anglo-chinesische wird von einem Oberst Cooke befehligt und sei nicht so arg. In Summa: wir sehen, daß am Yongtse kiang das mittelalterliche Landsknechtswesen in einer andern Gestalt wieder auflebt und daß verwegene Abenteurer im größten Reiche der Welt eine merkwürdige Rolle spielen.

Die Russen in Kokan. Der König von Bochara hat Kokan in Besitz genommen und an die russischen Befehlshaber zu Agha Mesdsched, Barkarak und Hutrat Sneran geschrieben, diese Forts zu verlassen, da sie zu Kokan gehörten. Die Russen haben das erste dieser Forts bereits geräumt.

Wittwenstand und Vielweiberei in Indien. Zwei sociale Fragen beschäftigen die indo-britische Presse, sowohl die in englischer als in den verschiedenen Landessprachen erscheinenden Zeitungen, lebhaft, nämlich die von der englischen Regierung angestrebte Ermöglichung der Wiederverheirathung von Hindu-Wittwen, deren Loos jetzt ein so trauriges ist, indem zwar ihre Mitverbrennung auf dem Scheiterhaufen der verstorbenen Gatten so ziemlich abgestellt ist, sie aber in deren Familien ein einsames und verachtetes Dasein hinschleppen; wobei die Zahl der Wittwen sehr zahlreich ist, indem oft Mädchen in zartem Kindesalter an abgelebte Greise verlobt werden. Allein die Wiederverheirathung der Wittwen stößt bei strenggläubigen Hindus auf starken Widerspruch. (Die Wedas kennen jedoch noch kein eigentliches Verbot der Wiederverheirathung einer Frau.) Die andere Frage betrifft die Polygamie der Brahmagläubigen. Diese hat ebenfalls einen religiösen Hintergrund. Freiwillig, aus bloßer Sinnenlust, darf kein Hindu zwei Frauen ehelichen, aber da er zur Hölle fährt, wenn er keinen Sohn besitzt, der ihm die vorgeschriebene Leichenfeier hält, so darf er eine zweite Frau nehmen, wenn ihm die erste keinen Sohn gebärt, und so fort. In der Regel, d. h. wenn Söhne den Hausstand zieren, heirathet der Hindu nur einmal, doch wäre es eine gewagte Neuerung der Engländer, ihm durch Verbot der Vielweiberei unter Umständen den Himmel verschließen zu wollen. Man müßte den Kulins, jener angesehenen Brahmanenkaste, die so hoch gestellt ist, daß ihnen die Väter bedeutende Summen zahlen, um die Ehre zu haben, ihnen eine Tochter zur Frau geben zu dürfen, das Handwerk legen. Ein solcher Kulin heirathet zuweilen ein ganzes Rudel von Schwestern und Basen und verlangt nachträglich für jeden Besuch, den er der einen oder andern seiner Frauen abstattet, Honorar von der Familie. Diesem Mißbrauch sind selbst die anderen Brahmanensekten abhold, und gegen diesen, nicht aber gegen das Recht, mehrere Frauen zu heirathen, wird die neue Bill gerichtet sein.

Expeditionen in Westaustralien. Es ist jetzt große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der zwischen Albany und der Spitze der Australian-Bight liegende Strich Landes von den Herren Larnach und den drei Brüdern Dempster genau erforscht werden wird. Diese letzteren sind in Westaustralien geboren und erfahrene Buschleute. Sie drangen schon im vorigen Jahre von Kap York aus in östlicher Richtung 200 Meilen im Lande vor, waren aber gezwungen, wegen Wassermangels umzukehren. Bei

dieser Expedition ergab sich, daß das Land immer besser wurde und sich vorzüglich für Weideland eignet, je weiter man ostwärts vordrang. Bei der jetzigen Reise haben die Entdecker 12 Pferde bei sich und zugleich einen kleinen Schooner gemiethet, welcher längs der Küste hinauf fahren und an gewissen Punkten anlegen wird, um jene mit Lebensmitteln und Futter zu versorgen, bis sie die Küste verlassen und ihre Richtung ostwärts ins Land nehmen. Bei dieser Gelegenheit werden sie auch genaue Nachforschungen über das Vorhandensein von Kohlenlagern und werthvollen Metallen in der Nähe der Küste anstellen.

Neue Karte von Australien. In der zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung „Germania", von welcher uns dann und wann Exemplare zugesandt werden, finden wir folgende Mittheilung: Jedenfalls die schönste Karte bezüglich der artistischen Ausführung, von den bis jetzt in Australien angefertigten, wahrscheinlich auch eine der richtigsten, ist die von J. Hamel in Melbourne, „Map of Australia, shewing de Routes of the Explorers, compiled from the Government Maps, and published by J. Hamel, Melbourne, Victoria, 1863." Der Druck läßt hinsichtlich der Reinheit nichts zu wünschen übrig. Mit sehr großer Akkuratesse sind sowohl die Situation der Gebirgszüge und der besonders in Australien sich merkwürdig eng windenden Flüsse so wie sehr genau die verschiedenen Routen der Erforscher und zwar durch veränderte Punktirung bezeichnet, so daß alle sehr deutlich von einander unterschieden werden können. Die auf der Karte angegebenen Expeditions-Routen sind von Neu-Südwales, Queensland, Victoria und Südaustralien, also von den östlichen und südlichen Kolonien aus, die von Orley (1817), Sturt (1828, 29, 30, 44, 45), Eyre (1840), Leichhardt (1845), Mitchell (1846), Kennedy —, Gregory (1855, 59), Babbage (1852), Warburton (1859), Stuart (1858, 59, 60, 61, 62), Burke und Wills (1860, 61), Walker, Landsborough, McKinlay und Howitt (letztere 1861 bis 1862); von Westaustralien aus die von A. Gregory (1846), Roe (1848), R. Austin (1854) und F. Gregory (1858 und 61). In anderer Hinsicht ist dieses Produkt zugleich auch eine Seekarte zu nennen, denn die Bezeichnung der Fahrt des im April 1803 von Timor abgesegelten Schiffes „Investigator", welches zur gründlichen Erforschung des Australien umschließenden Meeres ausgesandt wurde, so wie die der Meeresströmung, welche dasselbe beobachtete, als auch der Fadentiefe, der Klippen und Untiefen des Meeres an den Küsten und der Linien der verschiedenen Post-Dampfschiffe ist sehr genau, so daß auch Jedermann, der keine Kenntniß nautischer Karten besitzt, sich eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Vorhandensein der Häfen, Buchten, Meerengen, z. B. der gefahrvollen Torresstraße u. dgl. m. machen kann. Die Zeit, zu welcher die Erforschungsreisenden an merkwürdigen Plätzen verweilten, sowie die entferntesten Punkte, die sie von ihrem Abgangsorte aus erreichten, sind ebenfalls mit angegeben, und somit bietet diese Karte ein vortreffliches Hülfsmittel zu deutlicher Orientirung bei Lesung der Reisebeschreibungen australischer Landerforscher.

Eine Negerzeitung. Zu Abbeokuta, der Hauptstadt des Landes Joruba, erscheint eine von Negern herausgegebene Zeitschrift in der Landessprache, welche den Titel: „Iwe Irohin" führt.

Dänischer Vertrag mit China. Zu Anfang des Sommers 1863 erschien eine dänische Gesandtschaft in Peking, um mit dem Kaiser von China einen Handels- und Freundschaftsvertrag abzuschließen. Es ist derselben gelungen, alle Schwierigkeiten zu besiegen und ihren Zweck zu erreichen. China hat nun Verträge mit acht westlichen Staaten, welche der Reihe nach abgeschlossen wurden: mit Rußland, Nordamerika, Großbritannien, Frankreich, Preußen und Zollverein, Belgien, Portugal und Dänemark. Schweden unterhandelte schon 1845 wegen eines Traktates, hat aber seitdem keine weiteren Schritte gethan.

Der Verkehr in der Indusregion. In dem großartigen Bahnnetze, mit welchem die Engländer ganz Indien überziehen, bildet der Schienenweg in der Provinz Sindh (Scinde) ein wichtiges Glied. Er verbindet den Hafen von Karratschi mit dem ganzen Industhale und läßt das Delta dieses Stromes, welches der Schifffahrt so manche Schwierigkeiten bietet, derart bei Seite, daß es für den Verkehr überflüssig wird. Diese Bahn ist auch das erste Glied in der Verbindungsstraße vom Meeresgestade zum Pendschab und weiter nach Centralasien. Gegenwärtig soll diese Sindhbahn im Industhale weiter hinaufgeführt werden und zwar in der Weise, daß ein Anschluß an die Pendschabbahn bei Multan erzielt wird. Die Kompagnie hat vom gegenwärtigen Endpunkt der Sindhbahn bei Kotri am Indus eine Dampfschifffahrt stromauf hergestellt und ist nun im Stande, die Erzeugnisse des Pendschab sicher und rasch bis ans Meer zu schaffen. Sobald aber die Bahn am ganzen Indus entlang läuft, wird die Güterbeförderung eine noch weit schnellere sein. Der Verkehr in jenen Gegenden Indiens hat sich während der letzten Jahre großartig gestaltet und über alle Erwartung gesteigert. Karratschi ist schon jetzt einer der wichtigsten Häfen Asiens und wird nach Vollendung jener Bahn einer der bedeutendsten Weltstapelplätze werden. Der Hafen ist verbessert worden und gewährt nun Schiffen von jedem Tiefgange Sicherheit. Die Handelsbewegung von Karratschi betrug im Jahre 1862 mehr als 50,000,000 Thlr.; die Dampfflotte auf dem Indus reichte nicht aus für den Transport. Zwischen Kotri und Multan gehen jetzt alltäglich Dampfer; die Eisenbahn nach dem letztgenannten Orte soll im Laufe des Jahres 1864 vollendet sein; dann ist auch der lange Strang von Karratschi bis Calcutta, 2200 Miles, auf der ganzen Strecke fahrbar.

Die Handelsbewegung Indiens. Der materielle Aufschwung Indiens läßt sich am besten am Handel Calcutta's ersehen. Während in den Jahren 1852 auf 1853 die maritime Handelsbewegung dieser Stadt 20,057,337 Pfd. Sterl. betrug, hat dieselbe sich in dem abgelaufenen Geschäftsjahr 1862 bis 1863 auf nicht weniger als 35,129,253 Pfd. Sterl. belaufen. Die Zolleinkünfte haben sich in diesen 10 Jahren von 955,807 Pfd. Sterl. auf 3,081,518 Pfd. Sterl. erhöht. Die Gesammteinnahme von Bengalen stieg von 11,250,000 Pfd. Sterl. auf 14,500,000 Pfd. Sterl. und die Gesammteinnahme von ganz Indien in derselben Periode von 28,500,000 Pfd. Sterl. auf 45,125,000 Pfd. Sterl.

Von den erwähnten 35,129,253 Pfd. Sterl., welche die maritime Handelsbewegung Calcutta's im Jahre 1862 bis 1863 ausmachen, entfallen auf eingeführte Waaren 11,274,946 Pfd. Sterl., auf ausgeführte 17,714,064 Pfd. Sterl. Eingeführtes Metallgeld 4,911,453 Pfd. Sterl. und ausgeführtes 1,228,722 Pfd. Sterl. Nicht weniger als 1043 Schiffe mit einem Gehalt von 708,656 Tonnen segelten aus dem Hafen. Ein bedeutender Theil an dem Aufschwung Calcutta's kommt dem Baumwollenhandel zu; bis zum Jahre 1861 bis 1862 führte Calcutta nur sehr wenig Baumwolle, und zwar nach China hin, aus. Im verflossenen Handelsjahre aber gingen bereits 396,830 Centner im Werthe von 1,545,494 Pfd. Sterl. nach Großbritannien. Von dieser Baumwolle kamen im Werthe von 83,000 Pfd. Sterl. aus Pegu, für 517 Pfd. Sterl. aus Chittagong und für 15,395 Pfd. Sterl. von Madras. Alle übrige stammte aus dem innern oder nördlichen Indien und war den Ganges herab oder auf der Eisenbahn angekommen.

Assam führte im Jahre 1852 bis 1853 für 25,064 Pfd. Sterl. Thee aus; im abgelaufenen Jahre betrug der Werth desselben schon 180,130 Pfd. Sterl., während England nur für 35,232 Pfd. Sterl. Thee von China einführte.

Die ganze Handelsbewegung Indiens im Jahre 1862 bis 1863 wird auf 100,000,000 Pfd. Sterl. geschätzt, die sich folgendermaßen vertheilen:

Calcutta	35	Mill.	Pfd.	Sterl.
Bombay	40	"	"	"
Madras	14	"	"	"
Britisch Barma	6	"	"	"
Scinde	5	"	"	"

Baumwollenkultur in Aegypten. Die Baumwollenkultur in Aegypten hebt sich immer mehr, besonders seit sich der Vicekönig für die Sache interessirt. Er hat selbst 4000 Acker im verflossenen und 19,000 Acker im laufenden Jahre mit Baumwolle bepflanzen lassen. Leute, die sich zur Baumwollenkultur verstehen, erhalten den Samen gratis und außerdem noch alle möglichen Erleichterungen, so daß man schon im folgenden Jahre 70,000 bis 100,000 Acker mit Baumwolle zu bestellen hofft.

Die Pflanzungen, welche bis jetzt bestehen, liegen in kleinen Abtheilungen am Nil und werden von Fellahs sorgfältig bebaut. Um aber die Kultur im größern Maßstabe zu ermöglichen, ist es nöthig, die Nilüberschwemmungen abzuhalten und das Land durch Dämme und Deiche zu schützen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Colomieu's Zug durch die nördliche Sahara nach der Oase Warghla.

Erster Artikel.

Das Vordringen der Europäer nach dem Innern der Sahara Warghla, der Sultanin der Oasen. — Anarchie und Prätendenten. — Leben und Abenteuer Mohammed ben Abdallah's. — Aufregung unter den Stämmen der Oasen. — Kämpfe der Franzosen. — Si Hamsa und dessen Sohn Si bu Beker. — Allerlei Wechselfälle. — Colomieu's Karawanenzug von Géryville nach Warghla. — Einrichtung des Zuges. — Die Wüste und das Wasser. — Das Salzgebirge. — Der Ksar Tadscherunna. — Die Mondsucher. — Ein furchtbarer Wüstensturm. — Wirkungen des Simun. — Der Durst. — Die Davas. — Charakter der Hochebenen und der Schebchas. — Ankunft in Metlili. — Dattelgärten und Bewässerung der Felder.

Schon oftmals haben wir darauf hingewiesen, daß die Franzosen von Algerien aus mit preiswürdiger Ausdauer und unablässigem Nachdruck ihre Herrschaft ausbreiten und die Stämme der Wüste in ihr Interesse zu ziehen suchen. Mit manchen Tuareks ist ihnen das gelungen, und jetzt gehört ihnen schon die Oase Warghla, 32° nördl. Br. Sie liegt tief in der Wüste, südsüdwestlich von Constantine.

Durch den Commandanten V. Colomieu erfahren wir, in welcher Weise im Jahre 1862 die Obergewalt der Franzosen definitiv dort befestigt wurde. Seine Reiseschilderung ist vortrefflich; sie gewährt einen tiefen Einblick in die durchaus eigenthümlichen Verhältnisse jener Region und gibt ungemein anschauliche Bilder über das Leben und Treiben in der Wüste und über die Beschwerden, mit welchen die Karawanen zu kämpfen haben. Colomieu unternahm seine Wanderung von Géryville aus, einer vorgeschobenen Militärstation im westlichen Algerien, die auf allen guten Karten verzeichnet steht. —

Warghla wird von den Stämmen der Wüste als Sultanin der Oasen und als Oase der Sultane bezeichnet. Sie war einst der Sitz eines kleinen Reiches, das aber große Ansprüche machte. Die stolze Hauptstadt liegt in der Sahara, von Sand umgeben, einem grünen Eiland inmitten eines Oceans von Feuer vergleichbar. Sie pochte auf ihre aus gestampftem Schlamm gebauten Mauern und den tiefen Graben, welcher sie umzog, und die Streitigkeiten über den Besitz des Thrones wollten kein Ende nehmen. Aber allemal war dem erfolgreichen Prätendenten nur eine kurze Lebensdauer gegönnt; stets erhoben sich Bewerber gegen ihn und das Ende war allemal ein Mord. Viel Lärm und Kampf, Blut und Grab; das ist die Geschichte von Warghla.

Im Gestadelande, am Mittelländischen Meere, war man immer gespannt auf Nachrichten aus der fernen palmenreichen Oase, mit ihrer von Palmengärten umgebenen Hauptstadt. Die Karawanenreisenden, welche von dort mit dattelbeladenen Kameelen und Negersklaven zurückkehrten, wußten wahre Wunderdinge zu erzählen. Sie kamen von Warghla mit tiefgebräuntem Gesicht, die Beine mit Schaffellen umwickelt und der Burnus war gelb vom Wüstensande. Alle diese Reisenden waren bewaffnet und gewährten selber einen phantastischen Anblick. Sie berichteten, daß in der Stadt der Sultane eine Straße mit der andern in blutiger Fehde liege, daß man mosabitische Kaufleute ermordet habe; zwischen den Leuten von Warghla und jenen von N'gussa hatte eine Schlacht stattgefunden. Aber sie sprachen mit Wohlgefallen auch von den schattenspendenden Dattelhainen, von der königlichen Kasbah (Burg), den Kobbas mit den weißen Kuppeln. Diese Gebäude sind zum Andenken an fromme Marabu's errichtet und werden von Taubenschwärmen umflattert. Auch brachten sie Gesänge von dort mit, welche das Ohr erfreuen. „Wie oft habe ich auf meinen Wanderungen in der Sahara den Erzählungen der Kameeltreiber und der Dellil's, dieser Wüstenpiloten, gehorcht, für welche die ungemessene Wüste keine Mysterien zu haben scheint! Ich lag dann neben dem mit dürrem Gesträuch unterhaltenen Feuer, trank Kaffee und lauschte noch,

Der Ksar Tadschernna. (Nach einer Originalzeichnung.)

wenn schon der Morgenstern aufging. Und wie ausdrucksvoll waren die Geberden dieser Leute!

Mir sagte einmal ein Araber: „Der Ksar von Warghla macht alle Sultane todt.“ Ksar bedeutet eine befestigte Stadt, in der Mehrzahl Ksur. Die Oasen sind gewöhnlich mit Mauern umgeben und diese befestigten Plätze dienen als Magazine für die Nomaden, welche dort ihre Habe bergen, wenn sie weit wegziehen, um ihre Heerden zu weiden.“ —

In den letzten Zeiten wurden die Herrscher Warghla's gewählt, aber immer nur auf Ein Jahr. Alljährlich kam also ein neuer Tyrann obenauf und damit wurden die Zustände immer ärger. Da wurde eines schönen Tages, vor nun etwa dreißig Jahren, die Kasbah der Sultane zerstört; darauf folgte Anarchie und auf diese ein Diktator. In diesen wenigen Worten liegt die ganze Geschichte des letzten Sultans von Warghla, des Scherifs Mohammed ben Abdallah, den die Franzosen als Gefangenen erst nach Perpignan und später nach Bona brachten, wo er jetzt im Regierungsgebäude wohnt.

Dieser Mann war ein angesehener Marabu im Stamme der Trara's und spielte im Bezirk von Tlemsen, das bekanntlich zum französischen Algerien gehört, eine wichtige Rolle. Ein den Franzosen ergebener Eingeborner hatte ihn 1843 als einen Mann empfohlen, welcher gegen Abd el Kader zu verwenden sei, und deshalb ernannte General Bedeau diesen Mohammed Ben Abdallah zum Chalifa von Tlemsen. Als solcher bekam er 18,000 Francs Jahrgehalt. Aber er leistete nichts und man suchte ihn deshalb wieder los zu werden und rieth ihm, eine Pilgerreise nach Mekka zu machen.

Si Soliman, Bruder Si bu Beker's. (Nach einer Originalzeichnung.)

Diese trat er auch an, mit tiefem Groll im Herzen. Nun erwachten auch religiöse Bedenklichkeiten in ihm; es verdroß den Gläubigen, daß er sich mit den Ungläubigen eingelassen hatte, die ihm nicht Geld genug gaben. Am Grabe des Propheten wollte er sich von seinen Sünden reinigen und schwur in Mekka den Christen Kampf auf Tod und Leben.

Im Jahre 1848 befand er sich in Tripolis, ganz von dem Streben erfüllt, die Christen aus Algerien zu vertreiben und die Rolle eines Abd el Kader zu spielen. Im Tell, dem Küstenstriche, war aber die Macht der Christen zu wohl befestigt, als daß er dort seine Hebel hätte ansetzen können. Er gehört zu der berühmten Familie der Uled Sidi Schich, die im Süden großen Einfluß hat; er kannte die Sahara und alle ihre Verhältnisse ganz genau und warf seine Augen zunächst auf Warghla. Dieses sollte den Ausgangspunkt für seine kriegerischen Unternehmungen bilden. Mit dem Pilgerstab in der Hand, dem Rosenkranz am Halse und mit dem grünen Mantel auf der Schulter, kam der Exchalifa nach dem kleinen Ksar Nuissat, der etwa eine gute Wegstunde von der Stadt Warghla entfernt liegt.

In Warghla hatte man viel von den Eroberungen der Christen gehört und verfluchte ihren Namen. Der Mekkapilger wetterte gegen die Ungläubigen und fand ein geneigtes Gehör. Ohnehin galt er für einen äußerst heiligen Mann, dem man Vertrauen schenkte, und ehe ein Jahr verfloß, übte er große Autorität und eine Schaar von Fanatikern schloß sich ihm an. Allah habe ihm offenbart, daß es seine Pflicht und Aufgabe sei, die Ungläubigen auszurotten. Mohammed ben Abdallah machte der Anarchie ein Ende; man rief ihn, den frommen Mekkapilger, zum Sultan aus. Er war aber klug genug, seine Residenz nicht in der Hauptstadt Warghla selbst zu nehmen, sondern ließ sich außerhalb der Oase, in dem schon oben erwähnten Nuissat eine Kasbah bauen; um diese herum standen die Wohnungen seiner höchsten Beamten, z. B. des Chodscha oder Geheimschreibers, des Chrasnadschi, Schatzmeisters, des Kadi, Oberrichters, des Fahnenträgers u. s. w.

Der neue Sultan begann den Kampf, als er sich stark genug glaubte. In Folge des Vordringens der Franzosen waren in einigen großen Familien der Sahara Uneinigkeiten entstanden. Mohammed ben Abdallah zog nun die Mißvergnügten in sein Interesse, unternahm einige glückliche Razzias und bemächtigte sich der Oase Laghuat, nordwestlich von Warghla. Im Jahre 1852 wurde er von den Franzosen dort aufs Haupt geschlagen und entkam selber nur mit äußerster Noth nach Nuissat. Aber der französische Chalifa im südlichen Theile der Provinz Oran hatte ihm unversöhnlichen Haß geschworen. Dieser Mann, Si Hamsa, war Oberhaupt der Familie der Uled Sidi Schich, deren mißvergnügte Mitglieder bei Mohammed ben Abdallah eine günstige Aufnahme gefunden hatten. Während der Scherif von Laghuat (El Aynad) nach Süden floh, nahm Sidi Hamsa den Stämmen, welche jenem gefolgt waren, die Heerden weg, drang bis Nuissat vor und schlug den Feind bei Areg bu Serual. Nun rettete dieser sich nach Insalah, das beinahe zweihundert Wegstunden südsüdwestlich von Warghla, im Gebiete von Tidikelt, in der Oasengruppe von Tuat liegt.

Nach diesem Siege wurde Warghla für eine französische Besitzung erklärt, bekam den bisherigen Titel als Aghalik wieder und wurde unter den Befehl von Sid Zubir, Si Hamsa's Bruder, gestellt. In Bezug auf die Verwaltung und das Abgabenwesen gehörte die neue Besitzung zum Kreise von Gervville, welcher 1852 gebildet wurde, als die Franzosen Laghuat besetzt hatten. Es war allerdings ein kühnes Wagniß, eine Handvoll europäischer Truppen so tief ins Innere vorzuschieben, mitten zwischen eine Bevölkerung, die zum großen Theil feindlich gesinnt war; aber es schlug zum Guten aus. Erst seitdem ist auch ganz Kabylien ruhig geworden.

Mohammed ben Abdallah war nun, wie bemerkt, zu Insalah, fünfzehn bis zwanzig Tagereisen weit von Warghla, ergab sich als guter Mohammedaner fatalistisch in sein Schicksal und wurde wieder Marabu, also frommer Mann und Heiliger. Aber seine Pläne ließ er darum doch nicht fallen, sondern spähete umher, lauerte auf eine günstige Gelegenheit und unterhielt mit Hülfe der Karawanenreisenden Verbindungen mit dem Norden und Osten. So verstrichen acht Jahre und während derselben machten die Franzosen so bedeutende Fortschritte, daß die Stämme auch weiter im Innern für ihre Unabhängigkeit besorgt wurden, z. B. jene in Tuat, und die Tuarek's. Nun trat der Scherif wieder hervor und versammelte Streiter. In Warghla aber hatte sich inzwischen ein unerhörtes Wunder begeben: die Ruhe war acht Jahre lang ungestört geblieben. Die Ränkeschmiede hatten freilich dem Statthalter der Franzosen, Sid Zubir, genug zu schaffen gemacht, obwohl sie seine Autorität anerkannten. Sie verklagten ihn und seinen Bruder Si Hamsa bei der

Regierung in Algier. Si Hamsa wurde vorgeladen, um über die Anschuldigungen Auskunft zu geben, starb aber gleich nach seiner Ankunft in Algier eines plötzlichen Todes. Als Erben seiner religiösen Gewalt hinterließ er einen Sohn, von welchem man bisher wenig gehört hatte; auch machte sich sein Vater nicht viel aus ihm und man glaubte, daß er überhaupt die Eigenschaften, seines Vaters tauglicher Nachfolger zu sein, nicht habe. Dieser Sohn hieß Si bu Beker, und bald zeigte sich, daß man ihn falsch beurtheilt hatte, denn er war seiner Aufgabe vollkommen gewachsen.

Mohammed ben Abdallah hatte eben damals einige hundert Tuarek's und Männer aus Tuat um sich geschaart, gewann die Schambaa hab er rih, einen Räuberstamm, den man auch als „weiße Tuarek's" bezeichnet, für sich und rückte vor Warghla. Diese Schambaa gehörten als Unterthanen zum Aghalik; ihr Abfall verleitete andere Stämme der Oase, sich gleichfalls unter die Fahne ihres früheren Sultans zu stellen; sie riefen ihn wieder zum Herrscher aus, überfielen unter seiner Führung die den Franzosen treugebliebenen Stämme und raubten ihnen das Vieh. Aber die Aufgebote, Gum's, welche aus Tuggurt und Laghuat ihnen entgegenzogen, gaben der Sache eine andere Wendung. Als ernstliche Kämpfe in Aussicht standen, wichen die Stämme, welche sich dem neuen Sultan angeschlossen hatten, zurück, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Als er sich nach Warghla zurückzog, drangen die Tuarek's und Tuat's auf Theilung der Beute, und als diese stattgefunden hatte, ritten sie von dannen. Gerade damals erhielt Mohammed ben Abdallah Nachricht, daß Si bu Beker mit einer beträchtlichen Streitmacht heranziehe, und nun wollte er in Gesellschaft der Tuarek's die Flucht nehmen. Indeß die Schambaa, welche als Unterthanen Warghla's compromittirt waren, weil sie mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, ließen ihn nicht fort und leisteten ihm einen neuen Eid der Treue. Er fürchtete aber den religiösen Einfluß Si bu Beker's auf diese Leute und zog deshalb mit ihnen in die Wüste südlich von Warghla. Dorthin wurde er aber von Si bu Beker und dessen Oheim Sid Lala verfolgt, zwei Tage lang auf einer Sanddüne belagert und dann, mit den Waffen in der Hand, gefangen genommen. Die Schambaa unterwarfen sich und Si bu Beker, der Freund und Verbündete der Franzosen, verzieh ihnen.

Grabmal eines Marabu zu Sidi Tisur. (Nach einer Originalzeichnung.)

Dann zog dieser in Warghla ein, wo er Alles in voller Anarchie fand. Fast alle Leute waren mehr oder weniger compromittirt, lebten nun ganz zurückgezogen, traten dem neuen Häuptlinge nicht näher, und dieser wußte eigentlich nicht, was er beginnen sollte. Er wandte sich an seine Schutzherren, die Franzosen, um guten Rath, und die Regierung beschloß, den Stand der Angelegenheiten genau untersuchen zu lassen, bevor sie weitere Schritte unternähme. Si bu Beker mußte seinen Gefangenen Mohammed ben Abdallah ausliefern, und der Vorsteher des arabischen Bureaus in Geryville, Hauptmann Burin, ging nach Warghla, um sich dort die Dinge genau zu betrachten.

In Folge seines Berichtes sollte das Aghalik eine neue Organisation bekommen. Der vorige Aga Sid Zubir wurde durch seinen Bruder Sid Lala ersetzt, der sich durch Eifer und Nachdruck ausgezeichnet hatte, und zwischen Geryville und Warghla wurde eine Verbindung vermittelst der Mehari, Rennkameele, hergestellt. Um die neue Ordnung der Dinge zu befestigen, ging Colomieu, Kommandant von Geryville, mit einer Anzahl Soldaten nach Warghla. Er sollte dort den neu ernannten Aga einsetzen, die Steuern eintreiben und sich der gefährlichsten Gegner bemächtigen.

Er trat seine Reise durch die Sahara, welche wir nachstehend schildern, mit frischem Muthe an.

Manche Dichter haben die Wüste mit dem Ocean, die Karawanen mit Flotten verglichen, und dagegen ist auch nichts einzuwenden. Aber das Meer ist besser bekannt und gekannt als die Wüste. Diese hat zwar auch ihre Riffe und Klippen und Dünen, aber keine Leuchtthürme. An Piraten fehlt es in dem Sandocean auch nicht. Eine Specialkarte ist nicht vorhanden, und wäre man auch im Besitz einer solchen, so müßte man doch landeskundige Führer mitnehmen, welche jeden Schlupfwinkel u. alle Wasserstellen kennen. Hier eine Erläuterung.

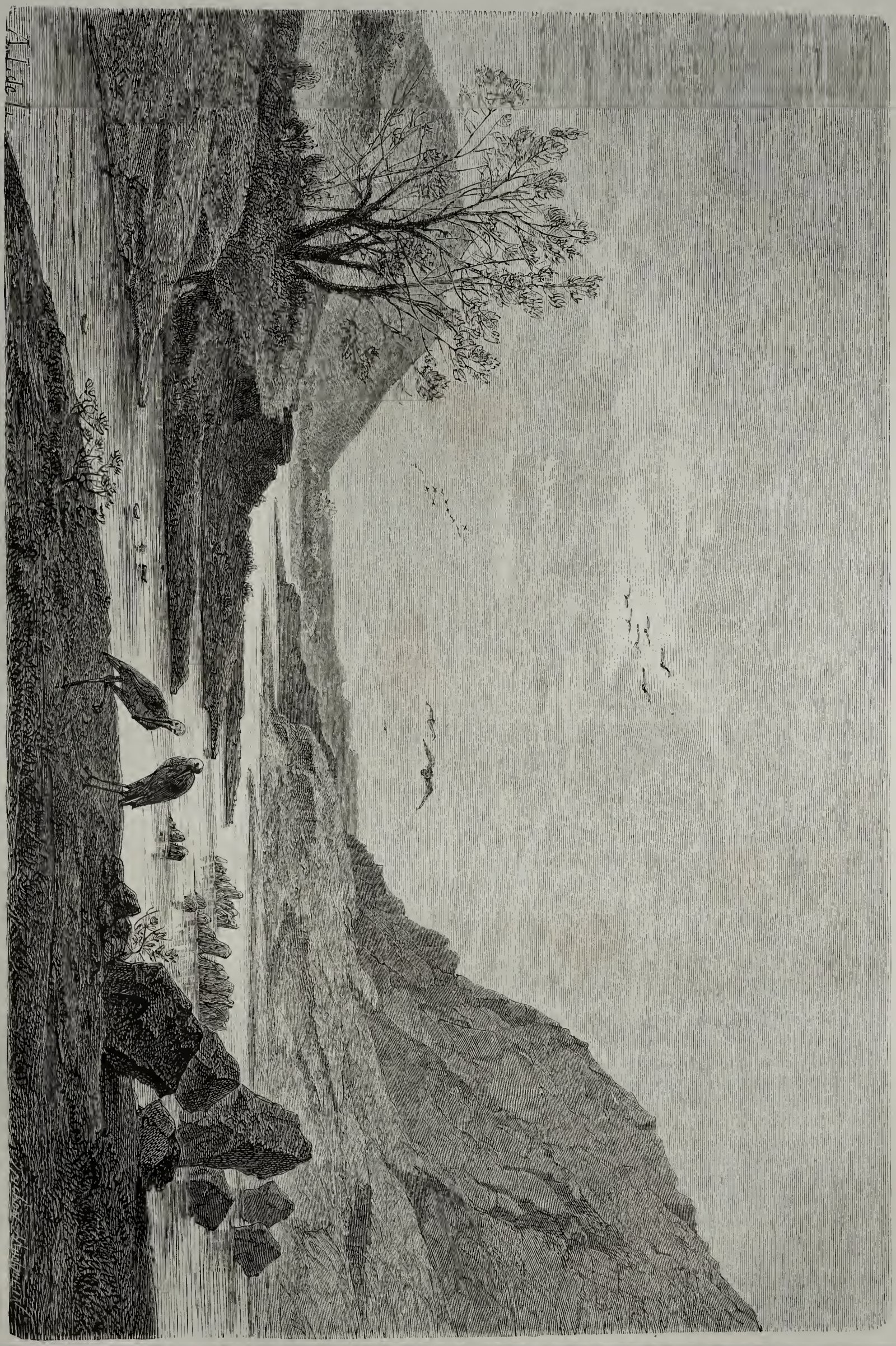
Der Ksar Bu Alem. (Nach einer Originalzeichnung.)

Im Jahre 1860 zogen wir in jener Strecke der öden Sandwüste umher, welche zwischen den französischen Besitzungen und Tuat liegt. Wir hatten reinen Flugsand unter den Füßen, seit sechs Tagen gar keinen Brunnen gesehen und, bei äußerst drückender Hitze, das Wasser aus unseren Schläuchen getrunken. Nun sollten wir am Abend bei einem sehr reichhaltigen Brunnen unser Lager aufschlagen; die Führer hatten uns das fest versprochen. Um vier Uhr Nachmittags zeigten sie uns eine hohe Düne, hinter der eine kleine Hochebene lag; auf derselben läge der Brunnen. Ich ritt mit mehreren Arabern voraus und wir kamen auf der bezeichneten Stelle weit früher als die übrigen an. Natürlich suchten wir emsig nach dem Wasser, kratzten umher, berochen den Boden, fanden aber nichts. Als unsere Führer anlangten, lachten sie; wir saßen gerade über dem Brunnen, ohne davon

auch nur eine Ahnung zu haben. Er war völlig mit Sand überdeckt.

Für eine Wanderung durch die Sahara muß man sorgfältige Vorbereitungen treffen und darf nichts vergessen, was nöthig ist. Zum Nachschaffen findet sich keine Gelegenheit mehr. Mit der Einrichtung unserer Kolonne verhielt es sich folgendermaßen. Den Stab bildete: Kommandant Colomieu, ein Beamter des arabischen Bureaus in Geryville, zwei Spahi (Reiter-)Offiziere; der Oberingenieur des Bergamtes, welcher die Wasserverhältnisse, unterirdischen Brunnen u. s. w. ins Auge fassen sollte; noch ein Ingenieur, der zugleich ein tüchtiger Paläontolog und Botaniker war; der Historienmaler Comerchel, der Tourist Louvier de Lajolais, der Basch Aga Si bu Beker und dessen Bruder Si Seliman. Die Abtheilung regelmäßiger Truppen zählte 30 Spahi's, 2 Ordonnanzen, 1 Koch und 2 eingeborne Reit's. Die unregelmäßige Truppe bestand aus einem Gum, Aufgebot von 100 Reitern, das Gefolge Si bu Be-

Auf dem Zuge durch die Wüste. (Nach einer Originalzeichnung.)



Der Paß in Uled Sergum. (Nach einer Originalzeichnung.)

ker's mit inbegriffen. Für Menschen und Pferde mußten auf zwei volle Monate Lebensmittel mitgenommen werden; jeder Reiter bekam vier Kameele, die Mundvorräthe und Wasser trugen; von dem letztern waren sechs Bocksschläuche voll für das Pferd und zwei für den Mann bestimmt. Außerdem waren einhundert Kameele für den Transport von 110 Reservefässern vorhanden; jedes der letzteren hielt 50 Litres; dazu kamen noch 200 Bocksschläuche von je 20 Litres; 6 Kisten Patronen, sodann allerlei Geräthschaften, Arzeneien, Seile zum Herablassen der Eimer in die Brunnen, acht Atatisch's, das heißt Tragsessel für Kranke oder Verwundete und mehrere Arzneikisten. Mit diesem Reservezuge gingen auch eine Hammelheerde und 120 unbeladene Kameele, letztere, um mit den beladenen Kameelen zu wechseln. Auf je 3 Kameele kam ein Treiber; er hatte außer seinen Mundvorräthen und zwei Schläuchen allerlei nothwendiges Geräth. Im Ganzen bestand die Karawane aus 150 Reitern, 280 bewaffneten Kameeltreibern, die zu Fuße gingen, 160 Handpferden und 860 Kameelen.

Eine Wohnung in Tadscheruna. (Nach einer Originalzeichnung.)

Der Aufbruch fand am 24. Februar 1862 von Geryville aus statt. Jede Kameelabtheilung wurde unter die Obhut eines Obertreibers gestellt, der für Alles verantwortlich ist. Die Kameele jeder Abtheilung bekamen ein besonderes Abzeichen, welchem jeder Treiber dann noch ein besonderes hinzufügt. Das ist nöthig, damit keine Verwechslungen vorkommen.

Am ersten Tage kamen wir bis Ain Farsch, wo ein klarer kühler Bach zwischen Thuya's und Terebinthen rieselt. Nachdem wir das Lagerfeuer angezündet hatten, wurden alle Fässer und Schläuche noch gefüllt. Am 26. übernachteten wir beim Ksar Bu Alem (S. 131), einer kleinen Oase, am Eingang zu einem kahlen Thale, an dessen anderer Seite der Ksar Sidi Tifur liegt. Dieser letztere wird von Marabu's bewohnt, welche von den Durchreisenden ein Almosen erbitten, weil dort in einer Kubbah, d. h. einem überwölbten Grabe, der Marabut Sidi Tifur liegt. Die Ukil's, Curatoren, der Kubbah empfingen uns; sie hatten das Banner des Heiligen entfaltet und wünschten uns Glück und Segen; dafür bekamen sie etwas Getreide und Geld. Dann schlugen wir unser Lager bei der brakigen Ain Teïba-Quelle auf; sie liegt da, wo der Cheneg el Melh beginnt, d. h. der Engpaß des Salzes, am Salzgebirge. An diesem letztern bemerkten wir viele weiße Stellen, welche gegen das Blau mancher Felsen und das zarte Violett anderer Punkte einen scharfen Abstand bildeten und einen sehr eigenthümlichen Eindruck machten.

Als wir den Engpaß des Salzgebirges hinter uns hatten, kamen wir an die Große Sahara, denn die von ihm durchzogene Kette bildet den letzten Zug der Gebirge, durch welche die Dahara, d. h. die kleine Wüste, von der Großen, der Sahara, durchzogen wird. Cheneg el Melh ist bei den Sahariern berühmt; er bildet einen der wenigen Durchgänge, welche aus der Provinz Oran nach der Großen Wüste führen und wird deshalb ziemlich stark besucht; sodann bildet er einen Punkt, an welchem viele verschiedene Stämme sich mit Salz versorgen. Auch sieht man noch Ueberbleibsel von dem Lager, welches Abd el Kader dort einst aufgeschlagen, sodann Hügel, die nach berühmten Räubern benannt sind; auch liegt eine Anhöhe dort, die man als Blutberg bezeichnet. Ferner sieht man Steinhaufen; ein darüber angebrachter Lappen deutet an, daß an einer solchen Stelle ein Mann meuchlings erschossen wurde. Der Sage zufolge hausen im Cheneg Dschennum, wohlwollende wie böse Nachtgeister. Nur wohlbewaffnete Leute wagen sich durch diesen etwa vier bis fünf Stunden langen Engpaß; der Weg geht zumeist in dem salzigen Flusse hin, oder hart an demselben, neben Tamarinden- und Rosenlorbeergebüschen. Der schmale Wasserlauf bildet dann und

Ain Massin. (Nach einer Originalzeichnung.)

wann größere Wasserflächen, die von Enten und anderen Wasservögeln belebt werden.

Nach einem sechsstündigen Ritt gelangten wir zum Ksar Tadscheruna, einer Oase, die aber weder Grün noch Datteln hat und in einer muschelartigen Vertiefung der Ebene liegt. Der Red Melh tritt in der Regenzeit aus und bewässert diese Muschel, weil man ihn abdämmt. Das überschwemmte Erdreich wird sofort umbrochen und bestellt, und auf solche Weise erzielt man eine Ernte. Auch haben die Leute in Tadscheruna einigen Erwerb dadurch, daß sie dem mächtigen, mit ihnen blutsverwandten Wanderstamme der Uled Yaqub die Getreidevorräthe aufbewahren und dafür ihr Vieh auf die Weide jener treiben dürfen.

Als wir ankamen, lagerten die Uled Yaqub unter den

Mauern der Oase, und unserer Kolonne wurde eine aus gebratenem Schöpse, Milch und Datteln bestehende Diffa vorgesetzt; noch mehr, der Kaid hatte Wein und Brot aus Laghuat kommen lassen. In Tadscherruna, wo wir zwei Tage verweilten, stieß der Basch Aga Si bu Beker zu uns. Leider war ihm nur ein kurzes Leben beschieden; er starb bald nachher. Er war ein tapferer Mensch, kannte unsere Sitten und Gewohnheiten und würde uns durch sein Schwert und seinen religiösen Einfluß den Weg nach dem innern Sudan über Insalah geöffnet haben. Er erlag dem Fieber.

Am 2. März, dem Abend vor unserer Abreise, waren wir Zeugen eines religiösen Schauspiels, das sich alljährlich wiederholt. Die Mohammedaner erwarteten am Ende des Monats, welcher jenem des Ramadan vorausgeht, den Eintritt des Neumondes. Sie rechnen bekanntlich in Allem, was auf religiöse Angelegenheiten Bezug hat, nach Mondsjahren. Zu Mohammed's Zeit gab es unter den Arabern keine Astronomie, welche für weit auseinander liegende Gegenden Tag und Stunde, wann der Neumond eintritt, genau hätte bestimmen können; deshalb rechnet man den Anfang des neuen Monats von dem Augenblick an, da der Neumond sichtbar wird; die wahren Gläubigen blicken dann nach Sonnenuntergang zum Himmel empor, und wenn der Mond erscheint, ist der Jubel groß.

Straße in Metlili. (Nach einer Originalzeichnung.)

Zelten unseres Lagers Mondsucher, und wir Europäer hatten unsere Ferngläser zur Hand genommen. Eine gute halbe Stunde verlief, während Alle im hohen Grade gespannt waren. Niemand sah etwas, bis endlich ein Mann rief: „Da ist er!" Sein Luchsauge hatte einen schwachen weißlichen Streifen bemerkt, der bald deutlicher hervortrat. Es hatte mit der Sache seine Richtigkeit.

Die Nacht verging unter Festlichkeiten und Vorbereitungen zur Weiterreise. Während der vier ersten Reisetage hatten manche Kameele gelitten und diese ließen wir bei den Tadscherrunalenten zurück; wir nahmen Wasservorräthe ein, tränkten Hammel und Kameele und sandten noch während der Nacht einige Reiter voraus, die sich bei Hirten und Reisenden nach dem Zustande der Weiden näher erkundigen mußten. Es trifft sich nämlich zuweilen, daß ein Regenguß an irgend einer Stelle Gras ins Leben gerufen hat. Solche Punkte, bei denen man auch wohl einige Wassertümpel findet, werden von den Karawanen gern aufgesucht, vorausgesetzt, daß sie nicht allzuweit vom Wege abliegen. Solche Redir's, denn so heißen derartige Pfützen, welche nach dem Regen eine Weile stehen bleiben, sind von großer Wichtigkeit, weil sie dem Vieh Tränke gewähren und das Wasser in den Schläuchen gespart wird.

Am 3. März schlugen wir die Richtung nach Dayet el

Metlili auf der Ostseite. (Nach einer Originalzeichnung.)

Man feuert Schüsse ab und speist gut, denn am andern Morgen beginnt ja der Ramadan, der Fastenmonat. In Tadscherruna nun standen auf allen Dächern und vor den

Rumel ein und mußten nun ohne Unterbrechung weiter reisen bis nach Metlili, das nicht weniger als 53 Lieues (also etwa 60 Wegstunden) entfernt liegt. Auf dieser

ganzen Strecke ist kein Wasser vorhanden, außer zu Ain Massin, das nur 12 Stunden von Metlili liegt und einen Brunnen hat, dessen Wasser jedoch stark schwefelhaltig ist und Ekel erregt.

Bald nachdem wir Tadscherunna verlassen hatten, wurden wir von einem Wüstensturm heimgesucht, einem Simun, der stoßweise kam und den die Araber als El Asedscherschlauch leert; so stark ist das Ausschwitzen, die Verdunstung. Das wissen die Araber wohl, aber ihre Vorkehrungen, durch welche sie das Unglück abzuwenden suchen, sind mangelhaft. Sie füllen aus einem Schlauche Wasser in einen andern, umwickeln denselben mit Gras, wenn sie solches haben, und stellen sie dann in Gharas, große Wollsäcke, mit welchen Kameele beladen sind. Manchmal ist

Eine junge Frau in Metlili. (Nach einer Originalzeichnung.)

sche bezeichnen. Er ist für die Wüste, was für die ostasiatischen Meeresregionen ein Taïfun. In den sandigen Gegenden erscheint der Simun nicht, wie man lange geglaubt hat, als ein pesthauchender Wind, auch begräbt er die Karawanen nicht unter dem Sande. Den Gefahren, welche er bringt, ist der Mensch gewachsen. Er macht sich bemerkbar als ein sehr heftiger Windstoß und erzeugt im Sande eine unzählige Menge von kleinen Staubwirbeln, welche so lange fest zusammen halten, bis sie an den Dünen zerschellen. Solch ein Simun ist brennend heiß und verfinstert nicht selten die Luft durch den Staub, welchen er auftreibt. Die große Gefahr liegt darin, daß im Sommer ein starker Asedsche im Verlauf eines halben Tages einen Wasdoch der Wasservorrath erschöpft, bevor man zur nächsten Tränke gelangt. In der Noth schlachtet man Kameele und trinkt das Blut; aber auch damit kann man sich, unter Umständen, nicht retten. Die größte Gefahr in der Wüste bildet der Durst, denn in jenen glühheißen Regionen, wo der gelbe Boden wie Feuer ist und ein nicht minder heißer Sand den Wanderer umgibt, tödtet der Durst oft schon nach wenigen Stunden. Man denke nur an das, was Heinrich Barth erlebt und geduldet hat! Also der Durst tödtet, und dann werden die Leichen vom Sande begraben.

Es gibt ein sehr einfaches Mittel, um den übeln Folgen des Asedsche vorzubeugen; man braucht nur eine Anzahl

hermetisch verschlossener Fässer mit sich zu führen. Das hatten wir gethan. Heute, um zehn Uhr Morgens, war der Horizont mit dicken, weißlichen Wolken umzogen. Um vier Uhr Nachmittags kamen wir zum „Sandpfuhl", Dayet el Rumel, wo wir Nachtrast halten wollten. Die Luft war beklemmend, die Hitze erstickend, der Horizont bräunte sich, und bald vernahmen wir Rollen und Grollen. Nun wußten die Kameeltreiber, daß das Unwetter nicht mehr fern sei; in aller Eile banden sie die Kameele gruppenweise zusammen, damit sie sich während des Sturmes nicht verlaufen könnten. Bald jagten einige Staubwirbel durch unsere Karawanenreihe; sie waren Vorläufer des Orkans. Hinter ihnen her zog eine röthliche Masse drohend gegen uns heran und wälzte Sandwellen vor sich her. Die Kameele mußten auch wieder sehen und athmeten frischere Luft. Der Regen netzte unsere Schläuche.

Daya bedeutet eine Vertiefung, welche dem Wasser keinen Abzug läßt; aber die meisten „Dayas" haben niemals Wasser, andere nur während der Regenzeit, und dann sind sie für die Karawanen von großer Wichtigkeit. In Dayet el Rumel, wo wir unser Lager hatten, wächst Drinn, ein Gras, das nur im Sande vorkommt und hohe, dicke Büschel bildet; die Thiere fressen das Drinnhen recht gern. Diese Pflanze ist die „Vorsehung des Sandes"; ihre Aehre enthält ein dünnes, langes Korn, Luhl, das von den Nomaden der Sandgegenden eingeerntet wird. In Ermangelung anderer Getreidearten wird Luhl von den Schambaa, den Tuarek's, den Meharsa von Gurara und

Si bu Beker. Naëmi. Si Lalla, Kaïd von Warghla.
(Nach einer Originalzeichnung.)

niederknien. Der erste Windstoß ging rasch wie ein Blitz vorüber. Nun suchten die Männer Schutz hinter den Kameelen und zogen den Burnus über den Kopf; die Pferde kehrten ihr Hintertheil dem Wind entgegen. Bald kam ein zweiter Stoß; jetzt waren wir im Nu ganz von Nacht umhüllt und die Sandmasse wurde so dick und dicht, daß wir nicht zwei Schritte weit sehen konnten. Dann kam ein entsetzlicher Donnerschlag, welcher die Pferde erschreckte, und dadurch wurde die allgemeine Verwirrung nur noch gesteigert.

Diese entsetzliche Qual dauerte länger als fünf Minuten. Während dieser Zeit blieben wir unbeweglich. Was hätten wir dem wilden, entfesselten Elemente gegenüber auch thun können? Endlich fielen einige dicke Regentropfen und die erstickende Sandwolke wurde etwas lichter. Nun schüttelten wir die dichte Staublage von unseren Kleidern und nach einiger Zeit kam die Erlösung in Gestalt eines fürchterlichen, mit Hagel untermischten Platzregens. Jetzt konnten wir den Chenaffa und Tuat gegessen. Im Dayet el Rumel fanden wir auch Terebinthen, mit deren trockenen Zweigen wir ein Feuer unterhielten.

Am andern Tage erreichten wir die Stelle, wo der Ued Maïgnen und der Ued Menschar (d. h. Sägenfluß, weil seine Uferwände sägenartig vortreten) sich vereinigen. Dieser Punkt heißt Bel Jaddin, nach einem Felsen, welcher, wie die Sage behauptet, die Versteinerung eines Mannes ist, der Bel Jaddin hieß. Aber der Ued Maïgnen hat niemals Wasser, selbst nicht zur Zeit der Stürme und Ungewitter. Sein Bett, etwa eine gute Wegstunde breit, bildet eine kaum einhundert Fuß tiefe Einsenkung in der Hochebene und verliert sich in einer sehr ausgedehnten Daya, welche an die Areg's oder großen Dünen gränzt; es ist durchaus sandig und hat eben deshalb Pflanzenwuchs. Die Araber reisen gern in diesen Ued's, trockenen Thalgründen, welche in großer Menge die Plateau's durchziehen; denn man kann

sich in ihnen nicht verirren, auch sind sie nicht so einförmig wie die weiten Ebenen und die Thiere finden allerlei Futter. Wir tränkten in diesem Thalgrunde Menschen und Thiere; das ergab für unsern Wasservorrath einen Abgang von 6000 Litres. Am nächsten Tage stiegen wir auf die Ebene zu den Sieben Steinhaufen, Seba Redschem, welche zum Andenken an eben so viele dort erschlagene Männer errichtet worden sind, und nahmen dann unsere Richtung nach Südosten.

Diese Hochebene war trostlos öde, platt wie die Oberfläche eines Teiches, aber mit spitzigen Steinen übersäet. Die Führer mußten sehr aufmerksam sein, um die Richtung nicht zu verlieren. Unser Karavanenzug nahm die Länge von vier guten Wegstunden ein und die einzelnen Kameelabtheilungen hatten allemal einen Raum von ein paar hundert Schritten zwischen sich. In dieser Weise zogen wir etwa vier Stunden lang über die Gada (denn so bezeichnen die Araber diese Hochebenen) von Seba Redschem und kamen dann an die Schebcha des Msab, eine Felsenerhebung, wo wir rasten wollten. Aber mehrere Gruppen Kameele trafen dort erst in der Nacht ein; viele waren derart angegriffen, daß sie in kleinen Tagereisen uns bis Metlili nachgeschickt werden mußten. Auch an diesem Abend wurden 6000 Litres Wasser vertheilt. Uebrigens fanden wir dort in einem Ued viel Drinn und auch Retem, einen Ginster mit weißen Blüthen. Daran thaten sich dann die Kameele eine Güte.

Wir gelangten auf die Schebcha des Msab. Schebcha bedeutet ein Netz; jenes, das wir nun erreicht hatten, verdankt seine Benennung wohl der eigenthümlichen Gestalt von Schluchten, von welchen diese Felsenerhebung nach allen Richtungen hin durchzogen wird. Diese Erhebung ist flach; den Aussagen der Araber zufolge verlängert sie sich nach Südsüdwesten, sechszig oder siebenzig Stunden weit bis Goliah; gegen Osten bildet sie eine große Sandschranke zwischen der Provinz Oran und Gurara.

Diese Hochebenen der Schebcha gewähren einen äußerst trostlosen Anblick. Der Boden ist mit glänzenden schwarzen Steinen und zerbrochenen Massen bedeckt, welche aussehen wie Lava; das Auge gewahrt keine Pflanze, der Horizont ist unendlich, die Sonne, welche auf den schwarzen Boden fällt, gibt dieser Landschaft eine Art von Trauerfarbe. Den Menschen überkommt der Gedanke, daß hierher nur ein Herrscher passe: der Tod. Aber an manchen Stellen öffnen sich diese düsteren Ebenen und der Blick fällt in lachende Thalschluchten, die von Steilwänden eingeschlossen sind. Aus dem Sande haben sich Gräser und Sträuche emporgearbeitet. Am Fuße der Wände ziehen sich goldgelbe Dünen hin und bilden einen Rahmen für das Grün. Das Alles liegt so plötzlich vor uns wie eine Schaubühne, wenn der Vorhang sich erhebt. Das Aïn-Massinthal zum Beispiel ist eine gigantische Schlucht in der ungeheuern Felsenplatte der Schebcha, und wir erblickten sie erst, als wir am Rande der Steilwand hielten, von welcher eine Titanentreppe zu ihr hinabführt.

Das Aïn Massinthal hat seinen Namen von einer schmutzigen Pfütze, neben welcher drei Brunnen liegen, welche von demselben unterirdischen Wasserlaufe gespeist werden. Jene Pfütze liegt zwischen einem Ufer, das Steinsalz enthält, und einem andern, das aus Gyps besteht. Das Auge ist erstaunt, dort einige Palmbäume zu sehen; wer mag sie gepflanzt haben? Vielleicht sind einige Dattelkerne an jener Stelle liegen geblieben, vom Wasser befruchtet worden und zum Keimen gelangt. Das Wasser ist brakig und wirkt abführend, aber im „Lande des Durstes" hat man keine Wahl; es wird von Menschen und Thieren getrunken. Unsere Gelehrten beschäftigten sich mit einer Analyse dieses Wassers, stellten mit dem Barometer Höhenmessungen an, und dann brachen wir nach Mader ben Messanad auf, das noch im Massinthale liegt. An diesem, vier bis fünf Stunden entfernten Punkte fanden wir viel Drinn, Ginster und andere Sandpflanzen; an Lefaa oder gehörnten Vipern fehlt es dort nicht.

Nun waren wir noch eine Tagereise von der Oase entfernt und brauchten mit dem Wasser nicht mehr zu geizen. Der Kaid von Metlili und jener der Schambaa waren uns entgegen gekommen und mit ihnen ritten wir am folgenden Tage, immer noch im Massingrunde, bis Arghub Sbah, d. h. Löwenhügel. Unterwegs trafen wir mehrere Duar's, Zeltdörfer, der Schambaa mit ihren Heerden. Die Häuptlinge feuerten Schüsse zu unserer Begrüßung ab und boten uns eine Diffa an, die wir aber ablehnten. Endlich gelangten wir durch die „düstere Schlucht" nach Metlili.

Der Ued Metlili ist von Weiden umgeben und von hohen, steilen Wänden eingeschlossen. Nachdem wir etwa eine Stunde weit im Grunde der Oase geritten waren, kamen wir an eine Biegung und nun lag plötzlich in geringer Entfernung der Palmenwald vor uns. Die Karawane jubelte, alle Beschwerden waren auf einmal vergessen; die Bewohner der Gärten und der Stadt kamen mit Fahnen herangezogen, schossen ihre Gewehre ab und machten Musik mit Trommeln und Pfeifen. Unsere Reiter erwiderten den Gruß und dann entstand ein wirres und wildes, aber sehr freudiges Durcheinander. Nach einer Weile kam jedoch Ordnung in das Ganze und man traf Vorkehrungen, um die großen Bewässerungsbecken zu füllen, damit unsere Kameele sich recht satt trinken und auch die Fässer gefüllt werden könnten. Nachdem wir eine Stunde ausgeruht und uns satt gegessen hatten, zogen wir dann unter Palmen hinweg nach unserem Lagerplatze. Auf den Gartenmauern saßen Frauen und Kinder und riefen uns Grüße zu; unsere Reiter machten allerlei Kapriolen oder sangen, die Leute vom Fußvolk schossen dann und wann, und das Alles begab sich im Schatten der Dattelpalmen, zwischen Pfirsich- und Aprikosenbäumen und blühenden Granaten. Die ganze Luft war balsamisch.

Während die Lagereinrichtungen getroffen wurden, betrachtete ich mir die Oase etwas näher. Metlili bietet anfangs einen eigenthümlichen Anblick dar; man erwartet etwas ganz Anderes. Man denkt eine hübsche, saubere Stadt zu finden, aber ich sah nur eine Gruppe von Häusern, zwischen welchen manche Trümmerhaufen liegen. Der Ort befindet sich auf einem Hügel zusammengedrängt, und auf der höchsten Stelle des letztern erhebt sich eine Moschee, die in schlechtem Stande ist. Das Alles war keineswegs einnehmend, aber man gewöhnt sich rasch an den Anblick der aus Schlamm und Steinen gebauten Häuser und überzeugt sich, daß die Lage recht zweckmäßig gewählt ist. Jener Hügel liegt nämlich an einer Stelle, wo mehrere Thäler zusammenstoßen; diese sind in Gärten umgewandelt, und vom Minaret der Moschee überblickt man weithin eine grüne Landschaft. Zwei Flußbetten, welche in Folge von Regengüssen alljährlich ein paarmal Wasser bekommen, vereinigen sich am Fuße der Stadt und spenden der ganzen Oase Leben. Man hat die Gärten derart angelegt, daß alle Dattelbäume bewässert werden können; und allemal, wenn Ungewitter eintreten, ist der Jubel groß. Heransprengende Reiter verkünden die frohe Botschaft, daß bald Wasser kommen werde; dann beeilt sich jeder, seine Dämme zu untersuchen und die Löcher, welche Wasser einlassen sollen, in guten Stand zu setzen. Sobald man die Fluth heranrauschen hört, ertönen Fren-

denschüsse und Jubelgeschrei. Nun darf man ja mit Sicherheit auf eine gute Ernte hoffen; Allah selber sorgt für die Bewässerung. Aber freilich, wenn der es nicht thut, muß der Mensch arbeiten und selber nachhelfen. Die Bewässerung der Gärten ist eine mühsame Arbeit.

Metlili nämlich hat nur ein unterirdisches Wasserbecken, das etwa 50 bis 60 Fuß tief liegt. Jeder Garten besitzt einen Brunnen und ein großes Becken, aus welchem der Besitzer jeden zweiten oder dritten Tag die Palmen und die Obstbäume bewässert. Gemüse und Getreide bekommen täglich zweimal Wasser. Nun ist aber eine fast ununterbrochene Arbeit erforderlich, um die Bewässerungsbecken in einem jeden Garten zu füllen. Männer und Weiber, Kinder und Lastthiere sind Tag und Nacht am Werke, um Wasser aus dem Brunnen heraufzuziehen und lösen einander ab.

Vermittelst der Bewässerung wird jeder Fußbreit ertragfähigen Bodens nutzbar gemacht; man begräbt nicht einmal die Todten in der Erde, sondern gibt ihnen Gräber in den Felsen.

Uebrigens hat Metlili keine Mauern, weil es derselben nicht bedarf, denn es wird von den Schambaa Berafya beschützt, welche ihm treue Verbündete sind. Zum Ueberfluß hat es noch einen Schutzpatron, den großen Marabu Sidi Schich, welcher vor mehr als hundert Jahren den Nomaden ausdrücklich verboten hat, diesen Ort anzugreifen. Er sagte auch den Leuten von Metlili, daß sie nie Mauern errichten dürfen, denn sonst werde er ihnen für alle Zeit sein Wohlwollen entziehen. Uebrigens gehören sehr viele Gärten den Nomaden und die ansässigen Leute sind zumeist nur deren Pächter.

Die Nordsee-Insel Borkum.

Von **Hermann Meier.**

I.

Lage der Insel. — Meer und Klima. — Die Vorzeit und die Verwüstungen des Oceans. — Wohnungen; der friesische Giebel. — Einrichtung der Häuser; Piesel. — Charakter der Bewohner; friesische Eigenthümlichkeiten. — Liebe zur Heimath. — Die guten Tage von ehedem.

Emden in Ostfriesland, im Oktober.

Zwischen den beiden Ausflüssen der Ems oder zwischen der holländischen Insel Rottum und der hannoverschen Insel Juist liegt die größte und fruchtbarste der hannoverschen Inseln, die Badeinsel Borkum. Dieselbe ist in zwei Theile getheilt, in Ost- und Westland; auf diesem liegt das Dorf mit Kirche, Leuchtthurm ꝛc. Die Insel hat nach der neuesten Zählung etwa 500 Einwohner und 700 Stück Vieh.

An drei Seiten von Dünen umgeben und nur im Osten offen, ist sie hier im steten Zunehmen begriffen, während sie an der entgegengesetzten Seite von Jahr zu Jahr abnimmt. An jener Seite stimmt ihr Boden ganz mit der Marsch des Festlandes überein; der wesentliche Theil der Insel besteht aber aus Sand, welcher durch die Wogen und Strömungen angespült wurde. Aus Sand besteht auch der alte Urboden der Insel; dazwischen liegen regelmäßige dickere oder dünnere Dargschichten, mehr oder weniger mächtige Thonlager und das Ganze wird meistentheils wieder von Flugsand bedeckt. Auf dem Westland wie auf dem Ostland befinden sich mehrere hunderte Morgen guten Marschbodens.

Das Klima ist wegen der Nähe des Meeres feucht und mild und oft rasch abwechselnd. An heißen Sommertagen wird die Luft durch den plötzlich entstehenden dicken grauen Nebel (hier, wie überall im Sassisch-Niederdeutschen, „Mist“ genannt) oft eiskalt, so daß man recht gern einen Griff in die Wintergarderobe thut. Gewitter ziehen häufig an der Insel vorbei und umkreisen dieselbe, entladen sich aber äußerst selten über ihr. Das Meer ist ja ein so ausgezeichneter Leiter der Elektricität, daß ein Einschlagen am Lande zu den allergrößten Unwahrscheinlichkeiten gehört. Der Winter ist ziemlich strenge und wegen des Treibeises die Verbindung mit dem Festlande eine Zeit lang unterbrochen. Der Frühling tritt ziemlich spät ein. Im Sommer sind Seewinde vorherrschend, daher ist es selten drückend heiß, sondern meistens nur mäßig warm. Windstille Tage sind selten, die Luft ist also stets reiner, als auf dem Festlande.

Kein Wunder, daß die Leute hier meistens alt werden, denn die Seewinde bringen nicht nur größere Reinheit, sondern auch größere Feuchtigkeit (wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß an einem und demselben Tage die Luft hier um ⅓ reicher an Wassertheilen war, als in Berlin) und führen zu gleicher Zeit Kochsalz mit sich.

Herrschende Krankheiten kennt unser Insulaner nicht, Greise und Greisinnen sind nicht selten; sie bleiben meistens rüstig bis ins höchste Alter hinein und häufig sieht man von ihnen noch die schwersten Arbeiten mit leichter Mühe verrichten. Die Sterblichkeit ist nicht groß, durchschnittlich stirbt jährlich 1 bis 1½ %, gewiß ein sehr günstiges Mortalitätsverhältniß. —

Die jetzige Insel ist ein trauriges Bild gefallener Größe. Es ist ihr ergangen, wie vielen großen Reichen, die, von Jahrhundert zu Jahrhundert ohnmächtiger und nichtiger werdend, nur noch durch ihren Namen an ihre vormalige Macht und Bedeutung erinnern. Was aber dort ruhmsüchtige Eroberer oder die Trägheit und andere Untugenden der Einwohner verschuldeten, das verdankt Borkum einzig und allein seinem immer kampfgerüsteten und kampflustigen Nachbarn — dem Meere.

Wenn wir einen Blick auf die Karte werfen, so zeigt sich uns von dem Dorfe De Helder an der Nordwestspitze Hollands bis nach Jütland nur eine vom Meere zerrissene Fläche früheren festen Landes. Plinius zählte hier zu seiner Zeit noch 25 Inseln; jetzt ist nur kaum noch die Hälfte da, die noch täglich einen ohnmächtigen Kampf um ihre Existenz durchkämpfen. Wangeroog, diese so freundliche Badeinsel Oldenburgs, ist wenig mehr als eine Sandbank; bald wird sie ganz verschwunden sein. Das ist das Schicksal aller unserer Inseln: einem Abend voller Schrecken wird einst kein Morgen mehr folgen.

Den Römern, die von allen deutschen Flüssen die Ems am häufigsten besuchten, war Borkum wohlbekannt; Plinius schildert sie als sehr groß, als die größte aller Nordsee-Inseln. Er nennt sie Fabaria, auch Burchana; bei Strabo heißt sie Burchanis. Daß sie nicht schwach bevölkert war, geht daraus hervor, daß ihre Bewohner sich der Landung eines Römerheeres unter Drusus mit bewaffneter Hand widersetzen konnten. Damals hatte die Insel aller Wahrscheinlichkeit nach eine Größe von 20 Quadratmeilen. Ueber die Auflösung dieses Landstriches ist nicht die geringste Kunde auf die Nachwelt gekommen. Später wurde Borkum in vier Theile zerrissen; zwei davon sind längst untergegangen, wie lange wird die Sonne noch die beiden vorhandenen bescheinen?

Das erste, was schon in weiter Ferne dem Besuchenden die Insel andeutet, ist der im Jahre 1576 von der Stadt Emden erbaute Leuchtthurm. Früher ohne Leuchtapparat, erhielt er später ein Reverberenlicht und später ein katadioptrisches Licht nach Fresnelschem System. Dasselbe steht 139½ Fuß über dem gewöhnlichen täglichen Hochwasserstande des Meeres und zeigt bei klarer Luft ein 20 bis 24 Seemeilen weit sichtbares, festes, weißes Licht. Von Sonnenuntergang an bis Sonnenaufgang erhellt es die Ems und die Nordsee und der aus See kommende Schiffer wird es als ersten Gruß des Vaterlandes gewiß mit dankbarem Herzen erblicken. Unmittelbar am Thurme steht das bescheidene Gotteshaus. —

Die meisten Häuser des Dorfes sind einfache, einstöckige Gebäude mit aufstehendem friesischem Giebel und vereinigen unter Einem Dache Wohnung, Stall und Scheune. Tritt man in die Thür, so hat man an der einen Hand das kleinere Vorderhaus, an der andern Stall und Scheune. Das Vorderhaus besteht aus dem geräumigen „Vorhaus", aus der mit Steinen gepflasterten Sommerküche, der gedielten Winterküche, dem Milchkeller und der Piesel. Letztere ist eine mit kleinen, bunten, viereckigen Steinen belegte Stube, welche früher nie bewohnt wurde und in welche man nur die Todten bis zur Beerdigung hineinsetzte. Man wohnte lieber auf den Kuhställen als in der Piesel. In derselben herrschte stets eine eigenthümliche Luft, denn selten wurden hier die Fenster geöffnet und auch die Laden derselben blieben fast immer verschlossen. Die besten Sachen wurden dort aufbewahrt und mancher Geizhals soll früher unter den Steinen derselben seine Schätze begraben haben. Wenn man hineinging, zog man die Schuhe aus und trat leise auf, Kinder kamen selten dahin. Seitdem Borkum aber in die Reihe der Bäder getreten ist, verschwinden die Pieseln immer mehr.

In der Winterküche befindet sich ein mächtiger Feuerherd, dessen Rückseite aus weißen oder bunten „Esters" (Estrichen) besteht. In demselben hängt Kette, Zange und Aschenschaufel, alles blank gescheuert und wie Silber glänzend. An der andern Seite der Küche sind ein oder zwei Betten angebracht; diese befinden sich wie die Schiffskojen in der Wand und sind meistens so hoch, daß man nur vermittelst einer davorstehenden, häufig kunstvoll geschnitzten, grell gefärbten und theilweise vergoldeten Bank hineinsteigen kann.

Im Hinterhause findet man die in hohem Grade reinlich gehaltenen Kuhställe; die Sauberkeit ist immer um so leichter zu erzielen, da das Vieh in den Sommernächten draußen beim Hause eingepfercht und angebunden wird, und den Raum fürs Heu. Wenigstens eine Kuh und einige Schafe hat fast jede Familie.

Im Frühling wird alles Vieh auf die Wiese getrieben, später aber hinter den Deich auf die Außenweide, da man des Heues für den Winter bedarf; sobald dieses und das Korn ꝛc. ins Haus gebracht ist, kommt das Vieh, bis es aufgestellt wird, wieder ins „Land". Der Kuhmist wird von den ärmeren Leuten an Ort und Stelle getrocknet und als Feuerungsmaterial unter dem Namen „Schoolden" ins Haus geschafft.

Bei allen Häusern befindet sich ein größerer oder kleinerer Garten, in welchem Gemüse allerlei Art, Kartoffeln und auch Korn gebaut werden. Obstbäume trifft man nur wenige, denn theils werden ihre Blüthen in ungeschützten Gärten ein Raub gewisser verheerender Seewinde, die oft in einem Sturm alles Laub schwarz färben, theils glaubt die halberwachsene Jugend, daß das siebente Gebot auf das reifende Obst keine Anwendung finde. Sonstige Bäume, als Weiden, Erlen, Linden, Pappeln, Eschen ꝛc. kommen gut fort.

Unsere Insulaner sind ächte, wahre Friesen: ein hartes, rauhes, tüchtiges Geschlecht mit schwerem Körper und wettergebräuntem Gesichte. Die Frauen sind groß und schlank und haben meistens scharf markirte Gesichtszüge. Auch in ihnen steckt ein Geist seltener Unruhe, der sie ewig aus den vier Mauern ins Freie treibt. Unter den Jungfrauen fehlt es nicht an stattlichen Figuren mit hübschen Gesichtern, und da sie nicht, wie die Frauen vieler anderer Inseln, die schweren und schwersten Arbeiten zu verrichten haben, so welkt der Blüthenkelch ihrer Anmuth nicht so früh wie dort. Die meisten verheirathen sich frühzeitig und nur in seltenen Fällen mit Festländern. Dem einmal Erwählten bleiben sie treu, so daß Ehebruch und andere Sünden wider die Keuschheit zu den seltensten Ausnahmen gehören, wenn auch die Idee der Sittlichkeit nicht mehr so weit getrieben wird wie vor Zeiten, da sich keine Witwe, im Glauben an ewige Liebe und Treue, zum zweiten Male verheirathete. — In den letzten zwanzig Jahren wurden hier nur fünf uneheliche Kinder geboren; gewiß ein äußerst günstiges Verhältniß.

Der Umgang zwischen beiden Geschlechtern ist genau geregelt. Im Winter findet man jeden Sonntag nach „Melkavend" in den verschiedenen Häusern Gesellschaften junger Mädchen, die nicht ungern auch Jünglinge daran Theil nehmen lassen. Daran stößt sich Niemand, denn dies geht in aller Zucht und Ehrbarkeit von statten; nur darf der Besuch nicht länger als bis zum zwölften Glockenschlage dauern. Weiß man aber, daß ein Jüngling sich heimlich zu einem Mädchen geschlichen hat und bis nach zwölf Uhr bei ihr verweilt, so wird das Haus in Belagerungszustand erklärt. Jede Thür und jedes Fenster wird bewacht, um das Entschlüpfen des Anbeters zu verhindern; ein „Parlamentär" wird abgesandt, die Uebergabe auf Gnade und Ungnade zu verlangen, aber in den meisten Fällen bleiben Thür und Fenster verschlossen und es erfolgt keine Antwort. Das auf diese Weise blockirte Paar hat nun hinreichend Zeit, sich über seine gegenseitigen Gefühle klar zu werden, denn bevor nicht das Tagesgestirn dem Meere entsteigt, ist Niemand befugt, in das Haus einzudringen, es sei denn, daß die Bewohner desselben freiwillig die Thür öffneten. Dies geschieht aber selten und die Sittenrichter harren bei Gesang und Trank bis zum folgenden Morgen. Kaum ist dieser angebrochen, so wird draußen Ernst gemacht, man verstopft die Schornsteine mit Schnee oder allerlei Unrath, so daß man im Hause vor Rauch umkommen muß; man versucht Fenster zu öffnen und Thüren

*) Auf den nordfriesischen Inseln heißt der ansehnliche Vorraum vor dem eigentlichen Wohnzimmer „Piesele". Hier vergnügt sich das junge Volk mit Tanz, was sie „pieselen" nennen.

zu sprengen, und will das Alles nicht gelingen, so nimmt man die Ziegel vom Dach und steigt auf diese Weise ins Haus, aber dann findet man meistens das Mädchen allein. Die nun stattfindende Untersuchung wird so genau und vollkommen vorgenommen, als wenn alle ausgelernte Polizisten wären; das Unterste wird zu Oben gekehrt und kein Plätzchen undurchsucht gelassen, bis man endlich den Verlobten aus seinem Verstecke hervorzieht. Ein lautes Hurrahgeschrei verkündet den Fang. Man richtet an den jungen Mann die Frage, ob er mit dem Mädchen verlobt sei? Bejaht er solche, so wünscht man dem Paare Glück, bringt ihnen ein Hoch und verkündet, den jungen Bräutigam in ihrer Mitte mit sich fortziehend, der ganzen Insel das frohe Ereigniß einer neuen Verlobung. Erfolgt indeß auf jene Frage ein „Nein!“, so wird dem Liebhaber ein Tau um den Leib gebunden und er, alles Sträubens ungeachtet, durch das Lynchgesetz verurtheilt, zur Abkühlung drei Mal hin und zurück durch ein dazu bestimmtes Gewässer geschleift zu werden. Gesteht er während der Procedur seine Verlobung ein, so wird dadurch sein Strafmaß selbstredend abgekürzt. Daß die ganze Bevölkerung diesem tragi-komischen Schauspiele beiwohnt und daß der wider Willen zum Bräutigam Gewordene Jahre lang ein Spott seiner Kameraden bleibt, läßt sich denken.

Daß das Meer seine Söhne mit Geistesgegenwart, mit Kühnheit, Entschlossenheit und Tapferkeit ausgerüstet hat, braucht nicht weiter erwähnt zu werden. Wie die Sage erzählt, nahmen einst Borkums Frauen und Jungfrauen durch List und Gewalt die ganze Besatzung eines sie bedrohenden Korsarenschiffes gefangen. Die ganze männliche Bevölkerung war nämlich auf den Walfischfang ausgefahren, als einige auf den Dünen auslugende Jungfrauen ein gefürchtetes Seeräuberschiff bei Borkum anhalten sahen. Die ganze weibliche Bevölkerung legte eiligst Männerkleidung an, bewaffnete sich, schleppte eine alte Schiffskanone an den Strand und erwartete nun den berüchtigten Korsaren. Kaum war derselbe vor Anker gegangen, als die erste Kugel durch die Luft sauste und ihm den großen Mast über Bord warf, eine zweite schlug in die Planken seines Schiffes ein. Es dauerte nicht lange, da erschien die weiße Flagge am Topp. Man verspricht den Seeräubern das Leben, wenn sie einzeln und ohne Waffen ans Land kommen. Das geschieht und alle werden geknebelt in den Thurm gebracht. Das Piratenschiff wird verbrannt und am folgenden Tage fährt man mit den Gefangenen nach dem Festlande, sie der Justiz zu überliefern. Aber in der Nacht löste der ungefesselt gebliebene Sohn des Anführers die Bande der Gefangenen und alle machten sich davon. Doch kaum entronnen, schlug das Boot um und sie fanden ihren Tod in den Wellen.

Treue, Gastlichkeit und Ehrlichkeit sind hier wohl bekannt und im Winter, wenn man nur unter sich ist, werden des Nachts sehr wenige Hausthüren verschlossen. Diebstahl und Betrug kommt selten vor; zu betteln, unter welchem Vorwande es geschehen möge, gilt für eine Schande. Der Insulaner würde lieber verhungern, als Andere um eine Gabe ansprechen. Eigensinn und zähes Festhalten am Alten, Hergebrachten gehören zu seinen Hauptfehlern. Von vornherein ist er gegen jede Neuerung eingenommen und schüttet nicht selten das Kind mit dem Bade aus, wenn einsichtige Freunde ihm eine reiflich überlegte Verbesserung seiner heimischen Zustände vorschlagen. Unter seines Gleichen gern schwatzend, verschließt er sich wortkarg gegen Fremde und betrachtet alles Werben um sein Vertrauen mit Argwohn.

Seine Heimath liebt er über Alles; wenn die Seefahrer im Herbst heimkehren, so bleibt er gewiß nicht draußen. Nie versäumt er alsdann, am ersten Sonntag die Kirche zu besuchen und öffentlich ein Dankgebet für sich sprechen zu lassen. Denn der kalte ruhige Insulaner hält fest an dem Glauben seiner Väter und keiner Macht der Erde würde es gelingen, ihm seinen Gott zu nehmen. Eben so wenig wird aber auch der kranke Pietismus unserer Tage hier seinen Thron aufschlagen können. — Während z. B. Sylt der Sagen und Märchen unzählige hat, ist Borkum daran sehr arm, dagegen fehlt andererseits auch wiederum alle Gespensterfurcht und sonstiger Aberglaube.

Man hat den Insulanern und auch den Borkumern den Vorwurf der Trägheit gemacht, aber dieser ist ein ungerechter.

Ins vorige Jahrhundert fällt die goldene Zeit unserer Insel, die damals über 1000 Bewohner zählte, welche im Vergleich zu jetzt in glänzenden Verhältnissen lebten. Denn verschiedene hier ansässige Kapitaine, Kommandeure genannt, wie fast die ganze männliche Bevölkerung, fuhren theils für eigene Rechnung, größtentheils aber auf amsterdamer und hamburger Schiffen nach Grönland auf den Walfischfang und kamen dann gegen den Winter, reich mit Geld und anderen Schätzen beladen, wieder in die Heimath zurück. Aber diese reiche Erwerbsquelle versiechte: die Engländer vernichteten den holländischen Handel, dann kam die französische Zeit und 1806 die Wegnahme der ostfriesischen Schiffe durch die Engländer und endlich, um das Maß zu hänfen, die Kontinentalsperre. Damit war alle Gelegenheit zum Verdienst zu Grabe getragen und Viele zogen nach Amsterdam oder Hamburg. In Folge dessen wurden über 100 Häuser abgebrochen. Antike Möbeln, kostbare Schnitzarbeiten, seltnes chinesisches Porzellan und die immer mehr und mehr verschwindenden Walfischrippen und Kinnladen, die noch hier und da um Gärten und an Thorwegen stehen, erinnern laut an jene Zeit.

Man mußte sich nun bequemen, zu anderer Arbeit zu greifen und es ging. Die Regierung half. In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts schickte der König von Preußen, dem damals Ostfriesland gehörte, Spinnräder, Haspeln und Flachs hierher, um den Weibern Gelegenheit zur Beschäftigung und zum Verdienst während der langen Winterabende zu geben und theilte den fleißigsten Spinnerinnen Prämien aus.

Das soll nun dem weiblichen Theil der Bevölkerung nicht sehr gefallen haben. Mädchen und Frauen steckten die Köpfe zusammen und hielten förmliche Berathungen, wie man der aufgedrungenen Neuerung gegenüber sich zu verhalten habe. Und eines Morgens früh vor Tagwerden sah man auf der Insel Thür um Thür sich öffnen und heraus schritten Frauen und Jungfrauen, die geschenkten Spinnräder und Haspeln in der Hand, in feierlichem Zuge. Die Schaar bewegte sich in gemessenem Schritt zur Wiese. Dort angekommen, zündete man ein helllohendes Feuer an und mit dem Ausdruck der größten Verachtung warf jede aus dem Zuge ihre Sachen hinein.

Wäre diese Erzählung wahr, so ließe sich wirklich eine ganz allerliebste Novelle daraus spinnen, aber — sie ist erdichtet.

Es läßt sich übrigens leicht denken, daß sowohl männliche als weibliche vom Ueberfluß verwöhnte Bevölkerung nicht sofort die goldene Mittelstraße der Thätigkeit hat finden können. Der unerwartete Schicksalsschlag mag freilich Manchen enttäuscht zu Boden geworfen haben, als aber die Noth ernstlich an den Mann trat, standen alle gerüstet da.

Man legte sich auf Gartenbau und Viehzucht, Fischfang und Handwerk. Viele blieben auch bei der früheren Beschäftigung und befuhren als Steuerleute oder Matrosen das Meer. Solche sind noch jetzt gesucht, denn Treue, Bieder-

keit, praktischer Blick und unermüdliche Thätigkeit sind ihnen keine unbekannten Tugenden.

Auf Helgoland und anderen Inseln überläßt der Mann dem Weibe alle Arbeit des Hauses und des Feldes; auf Borkum aber greift auch der Mann wacker zu und muthet der Frau gewiß nicht die schwersten Beschäftigungen zu, so daß nur Oberflächlichkeit oder Bosheit diesen Leuten Trägheit vorwerfen kann.

Ihre Liebe zur Thätigkeit gewahrt man, sobald man nur ein Haus betritt, indem man dort eine Ordnung und Reinlichkeit findet, die wirklich musterhaft genannt zu werden verdient.

Die tägliche Lebensweise weicht wenig von jener der ostfriesischen Küstenbewohner ab, nur daß hier nicht oft Fleisch, aber desto mehr Fisch auf den Tisch kommt. Ohne Fisch wäre es mit Vielen übel bestellt, Fisch ist dem ärmeren Mann oft Brod und Fleisch, Butter und Käse. Wer zu seinem Schwarzbrod ein Stück Schellfisch, Scholle oder Rochen hat, die im Sommer an der Sonne getrocknet sind, der fühlt sich noch lange nicht beklagenswerth.

Die Kleidung ist möglichst einfach und ohne alles nationale Gepräge. Die eigenthümlichen Kopfbedeckungen früherer Zeit sind ganz, die sog. Ohreisen, ein goldner oder silberner Kopfputz der friesländischen und nordholländischen Frauenzimmer, bis auf den einiger wenigen älteren Frauen verschwunden.

Vielfach hat man behauptet, die Sprache der Insulaner sei die friesische noch; das ist falsch, sie ist ostfriesisch plattdeutsch, stark vermischt mit holländischen Ausdrücken. Im Ganzen ist der Dialekt sehr wohllautend, der Fremde wird die Leute gern darin plaudern hören. Daß hin und wieder einige wenige Worte vorkommen, die man am Festlande nicht hört, hängt mit den Eigenthümlichkeiten des hiesigen Lebens eng zusammen.

Mosaik aus dem Yankeelande.

IV.

Yankee-Urtheile über die Deutschen. — Wie die Abolitionisten den Neger ausrotten und Abgötterei mit ihm treiben. — Patrioten und Ausreißer. — Blutgier der Parteien.

Urtheile über die Deutschen in der Nord-Union. Einer der berühmtesten Yankeeschriftsteller, sonst ein leidlich verständiger Mann, Ralph Waldo Emerson, hat vor einiger Zeit ganz unbefangen drucken lassen, daß die Deutschen in Nordamerika weiter nichts seien als „Gnano". Als solchen könne man sie sich gefallen lassen, aber zu etwas weiterem seien sie untauglich. Der Neuyork Herald suchte vor einiger Zeit zu beweisen: daß die Deutschen im Yankeelande ganz miserable Soldaten seien und in Europa auch nicht viel besser wären. Mit jener Dreistigkeit, welche den Yankee charakterisirt, führte der Herald den Satz aus, daß ein Irländer tapferer sei und im Kampfe mehr leiste, als drei der besten deutschen Soldaten; das habe sich bei Waterloo gezeigt und doch habe man in Deutschland so viel Aufhebens von der preußischen Tapferkeit bei Waterloo gemacht!

In Bezug auf das innere Staatsleben betrachtet sich der Vollblutyankee, der freilich seinerseits auch ein Mischling ist, als den Herrscher im Lande und die „adoptirten Bürger" als eine untergeordnete Rasse. Die Deutschen könnten, schon vermöge ihrer großen Zahl, eine Rolle spielen, aber sie bringen es in der Politik zu nichts, und Diejenigen, welche sich in die Parteipolitik hineinmischen, sind in der Regel nicht viel werth und eben so arge Aemterjäger wie die Yankees selbst. Wir finden in einem londoner Blatte vom 26. September einen Brief, welchen ein Engländer aus Chicago in Illinois geschrieben hat, und lesen in demselben einige Bemerkungen über unsere dortigen Landsleute. Sie sind nicht schmeichelhaft und wir würden sie gewiß nicht mittheilen, wenn es uns nicht darauf ankäme, die bei uns in Deutschland leider noch immer im Schwange gehenden Vorurtheile über das Yankeeland zu beseitigen. Jener Engländer hat gewiß manche Notizen von Yankees erhalten. Er schreibt:

„Die Zahl der Deutschen ist sehr beträchtlich, sie zählen aber in einer amerikanischen Gemeinde für wenig oder nichts. Ehrliche, rechtschaffene und fleißige Leute sind sie, sogar mäßig und nüchtern in ihrer Weise; aber im Allgemeinen erheben sie sich nicht über ihre ochsenmäßige Plackerei (oxen like drudgery) und stellen sich selten eine höhere Aufgabe, als die eines Lastthieres. Ueberall, wohin sie kommen, bringen sie ihr Lagerbier und ihre stupiden Meerschaumköpfe mit. Alle gemeinen Schänken und Cigarrenläden werden von ihnen gehalten; auf dem Lande sind sie selber Bauern oder verrichten die schwere Arbeit für andere. Zu öffentlichem Einfluß bringt es der eine oder andere nur ausnahmsweise. Sie pfuschen und tappen auch wohl in die Politik hinein, aber plump und ungeschlacht, wie das ja ihre Art ist. Sie haben ihre eigenen Zeitungen, halten ihre eigenen Versammlungen, haben ihre eigenen gemeinen Stadtviertel und in diesen Ghetto's halten sie Reden. In ihren Ansichten sind sie sehr amerikanisch und äußerst radikal und von einem harmlosen Socialismus durchdrungen. Nicht wenig thun sie sich darauf zu Gute, daß sie hier als freie Leute gleichsam wiedergeboren seien, drängen sich sehr danach, naturalisirt zu werden und sind sehr eitel und stolz auf den Titel eines amerikanischen Bürgers. Rasch legen sie die heimathlichen Sitten und Trachten ab und behalten nur die Tabakspfeife und den Bierkrug bei; sie vernachlässigen ihre Muttersprache und affektiren den Yankee selbst bis auf das Tragen des Bartes. Sie gefallen sich auch in grimmigen Ausfällen gegen die Tyrannei und die Bigoterie und die schlechte Regierung in ihrem Vaterlande. Höchst erbaulich ist ihr Eifer für die Sache des Republikanismus, aber in der Wagschale der amerikanischen Geschichte wiegen diese Leute auch nicht einen Skrupel. Zwar haben sie bei den Wahlen Stimmen abzugeben und diese haben in sofern Werth, aber diese Stimmen weiß irgend ein abgefeimter Yankee, der sie braucht, sich zu verschaffen, wenn er sich nur die Mühe gibt, jene Leute hinter das Licht zu führen und sie mit schönen Redensarten abzuspeisen. Denn Politik ist ein unfaßbares Ding für den Kopf eines Deutschen. Sie träumen und zanken und raisonniren über Nigger und Copperheads hier, wie zu Hause über Bundesstaat und Staatenbund. Das hier Gesagte gilt vorzugsweise von den protestantischen Deutschen, denn die katholischen halten, gleich den Irländern, mehr zum Süden." —

In diesen Aussprüchen ist einiges Wahre, aber im Allgemeinen ist in der ganzen Auffassung die Rohheit John Bulls mit der

Frechheit eines Yankee verquickt. Der londoner Bummler kennt das Volk nicht, das einen Barbarossa und Luther, Gutenberg und Dürer, Goethe, Schiller, Lessing, Humboldt und Friedrich den Zweiten u. A. hervorgebracht, welchem die Welt außer der Buchdruckerkunst auch die Uhren, den elektrischen Telegraphen und das Schießpulver verdankt.

Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß in der Armee der Nordstaaten alle Mannszucht verloren gegangen ist; die Zahl der Deserteure, welche binnen zwei Jahren die Reihen der Nordarmee verlassen haben, wird jetzt von einem der Politik Lincoln's ergebenen Blatte auf nicht weniger als 134,000 Mann geschätzt. Ein großer Theil der Verabschiedeten oder Beurlaubten erscheint als eine wahre Landplage fast in ähnlicher Weise, wie die berüchtigten „gartenden Knechte" nach dem Dreißigjährigen Kriege in Deutschland. Am schlimmsten ist, daß sie sich in sehr gewaltthätiger Weise in die politischen Angelegenheiten mischen und den Galgen als Ausrufungszeichen hinstellen. Am 12. September machte eine Bande von Unionssoldaten auf der Eisenbahn zwischen Terre haute und Greeneastle in Indiana einen Versuch, das Kongreßmitglied D. W. Vorhees, der mit demselben Zuge fuhr, unterwegs aufzuhängen — weil er ein Demokrat ist; nur mit Mühe gelang es einigen Offizieren, das Leben des Kongreßrepräsentanten zu retten. Sie vermochten es aber nur dadurch, daß sie ihn zwangen, den Zug zu verlassen.

Die Zahl der Neger, welche durch Lincoln's menschenverderbende Politik immer unter dem Vorwande der Humanität hingeopfert werden, beläuft sich schon jetzt hoch in die Tausende. 22,000 sind bereits in Regimenter eingereiht, 50 schwarze Regimenter von je 2000 Mann sollen noch gebildet werden und 62,800 Mann waren beim Troß der Unionsarmee. Nachdem man sie ihren Herren, den Pflanzern, geraubt hat, bildet man Kompagnien aus ihnen, die als Kanonenfutter verwandt werden, oder man zwingt sie zu den härtesten Arbeiten, namentlich an Flüssen und in Sümpfen, wo sie in großer Menge nach wenigen Wochen unterliegen. Vor Vicksburg und Port Hudson sind auf solche Weise mehrere Tausend „befreite" Neger zu Grunde gegangen. Seitdem diese beiden Festungen im Besitze der Yankeesoldaten sich befinden, werden weit und breit Streifzüge von ihnen unternommen, um den Secessionisten Neger zu rauben; bekanntlich hält es die Yankeepolitik mit Civilisation und Freiheit verträglich, Privateigenthum zu confiseiren und die Unionssoldaten haben diese Confiscation in ein förmliches System gebracht. Die geraubten Neger werden als „Contrabands" fortgeschleppt und in sogenannten „Camps" untergebracht. Ein Offizier der Unionsarmee schreibt darüber einem Neuyorker Blatte Folgendes: „Diese „Camps" sind mit Menschen überfüllt und auch die kühnste Phantasie kann nicht entdecken, was die Schwarzen dadurch gewinnen, daß man sie von den Pflanzungen hinweggenommen hat, um sie hier unterzubringen. Ich ritt gestern (5. September) wieder an einem solchen Camp vorbei und sah dort am Wege fünf schwarze Leichen liegen, die schon stark in Fäulniß übergegangen und von den Schweinen derart angefressen waren, daß man die Körperbildung nicht mehr deutlich erkennen konnte. Es war ein schauderhafter Anblick, aber dergleichen Dinge kommen häufig vor. Der erste Gedanke der freigemachten Neger ist kein anderer, als daß sie nun nichts mehr schaffen wollen. Freiheit ist ihnen gleichbedeutend mit Enthebung von aller Arbeit und es ist unmöglich, ihnen diesen Wahn aus dem Kopfe zu bringen, so lange sie in diesen Camps bleiben; denn hier haben sie absolut weiter nichts zu thun, als zu essen und zu schlafen. Sie schwelgen in ihrer Freiheit, indem sie ein durchaus brutales und höchst ausschweifendes Leben führen."

Unter den nördlichen Landverderbern, d. h. den Abolitionisten und den Anhängern der sogenannten republikanischen Partei, durch welche die despotische Diktatur des ehemaligen Advokaten und jetzigen Präsidenten Abraham Lincoln möglich geworden ist, gehört es zur Mode, mit dem Neger eine Art von Abgötterei zu treiben. Freilich ist dieselbe sehr abstrakter Natur, denn man würde mit dem „schwarzen Bruder" nicht einmal an einem und demselben Tische sitzen mögen und neben ihm eine Suppe essen. Im Uebrigen hat man aber den Satz aufgestellt, daß der Herr des Himmels und der Erde den schwarzen Afrikaner nach seinem Bilde geschaffen und vor allen anderen Völkern hochbegnadet und begünstigt habe. Der schwarze Soldat soll die Union retten, „die doch, als ein Treibhaus des Despotismus und des Profoßmarschallthums, keinen Schuß Pulver werth ist". Der schwarze Soldat wird als ein Ideal von Tapferkeit hingestellt. Unverheirathete Frauenzimmer, die dreißig Jahre hinter sich und noch keinen Mann haben, stark von Geist, aber nicht hübsch von Gesicht und hager von Gestalt sind, tragen Busennadeln mit einem Negerkopfe, welchen eine rothe Freiheitsmütze ziert. Nun hat leider der „Nigger" keine Geschichte; er hat in Afrika keine großen Männer aufzuweisen, außer etwa den König von Dahome, der nur 4000 Menschen im Laufe eines Jahres opferte und 5000 schwarze Damen, Amazonen, als Leibgarde hält. Dieser paßt nicht in das System der Negervergötterung, und aus Haïti, dem blutbesudelten, will man doch nicht gern Männer wie Dessalines oder Faustin Soulouque, den weiland Kaiser und Schlangenanbeter, als Urideal und Vorbild des gesammten Menschengeschlechts aufstellen. Aber ein Yankee weiß sich zu helfen. Da ist ein Mann, der studirt und eine akademische Bildung genossen hat, Namens Whiting, einst Advokat in Boston, wo er wenig Prozesse zu führen hatte und Zeit genug fand, in den Versammlungen der republikanischen Lincoln-Partei das große Wort zu führen. Der Biedermann wurde, als Stellenjäger, von Lincoln zum Solicitor in Washington ernannt und blieb als solcher seiner Negerphilanthropie getreu. Er hat den Schwarzen große Ahnen verschafft und dem afrikanischen Heroenkultus steht nun gar nichts mehr im Wege. Dieser gelehrte Thebaner nennt in einem Sendschreiben den Karthager Hannibal nicht nur „den Eroberer Roms", sondern er bezeichnet ihn auch als einen — Neger! — Also das wäre nun durch Whiting ausgemacht worden. Nun versteht es sich auch von selbst, daß Kleopatra auch eine Negerlady gewesen ist, und wenn nicht diese, so muß doch jedenfalls Dido, die Gründerin Karthago's und Hannibal's Landsmännin, eine wollköpfige Stammverwandte der Congo-Neger gewesen sein!

Aber man ist trotzdem sehr wenig „negerfreundlich" in den „freien" Staaten, z. B. nicht in Ohio. Daß in diesem Staate, z. B. in Cincinnati, die „Nigger" auf dem Kirchhofe apart in der Art begraben werden, daß sie mit den Leibern von Norden nach Süden, die Weißen dagegen von Westen nach Osten gelegt werden, ist bekannt. Im Anfange des Augustmonates 1863 war nun eine große Wahlbewegung in diesem Staate, namentlich im nördlichen Theile. Die Demokraten pflanzten als Wahrzeichen ihrer Partei viele Hickorybäume auf, denn der Wallnußbaum ist ihr Symbol seit den Tagen des „alten Hickory", nämlich des Generals Jackson. Zu Upper-Sandusky hatten sie in einer großen Versammlung riesige Maueranschläge, auf denen Alles stand, was die freien Yankees jetzt nicht haben, was sie aber wünschen, nämlich: „freie Rede, freie Presse, freies Wort; die Verfassung und die Union für immer".

Ein gewaltiger Wagen mit einem Hickorystamme, von acht Pferden gezogen, „und mehr als 50 weißgekleidete Mädchen enthaltend" (sic!) führte das Motto:

„Väter, schützt uns vor Negergleichheit!"

In der Zeitungspresse des Yankeelandes, der englischen wie der deutschen, war zwar von jeher eine entsetzliche Rohheit und Plumpheit an der Tagesordnung, aber seit dem Unterjochungs-

kriege des Nordens gegen den Süden und der durch denselben aufs höchste gesteigerten Parteiwuth ist die Verwilderung geradezu haarsträubend. In der Stadt der Bruderliebe, zu Philadelphia in Pennsylvanien, gibt ein geriebener Stellenjäger, Namens Forney, der im Parteigetriebe schon seit zehn Jahren eine hervorragende Rolle spielt, ein Lincoln-Blatt heraus, die „Presse". In derselben schreibt er wörtlich: „Neuyork hat bewaffneten Widerstand gegen die Regierung geduldet und muß ihn entweder unterdrücken, oder dafür büßen. Solchen Menschen gegenüber kann sich die Regierung auf keine Zugeständnisse einlassen. Sie müssen mit unerbittlicher Gewalt niedergeschmettert werden. Wir würden Thränen vergießen für Amerika, wenn diesem Pöbel gestattet würde, die Regierung einzuschüchtern oder zu controliren." Dies zielt aber nicht etwa auf den irischen Pöbel, welcher im Juli die Mordbrennereien verübte, sondern auf die „conservative nationaldemokratische" Partei. Forney schließt mit folgendem Satze:

„Weit besser wäre es, daß Neuyork mit all' seinem Ruhm, seinem Reichthum und seiner Pracht der Erde gleichgemacht, in ein Babylon und Tyrus verwandelt würde, als daß ein solches Ding gestattet werden sollte."

Die Neuyorker Staatszeitung replicirt darauf: „Wir fragen diesen Forney: Wer bezahlt denn für die Diebereien, Räubereien und Mordbrennereien, welche von den Minions und Drohnen der Administration seit fast dreißig Monaten verübt wurden? Das Echo fragt: „Wer?"

Die gegenwärtigen Zustände am obern Niger und in Timbuktu.

Aus diesen Gegenden hat die westafrikanische Post, welche am 18. September St. Louis am Senegal verließ, sehr interessante, in mancher Beziehung überraschende Kunde gebracht.

Die Leser des Globus erinnern sich, daß wir den Angelegenheiten Senegambiens und des innern Sudan stets unsere Aufmerksamkeit zugewandt haben. Wir schilderten insbesondere die Kämpfe der Franzosen mit dem Hadsch Omar (Bd. I, S. 193), jenem unternehmenden Pullo, der seit 1854 am obern und mittlern Senegal ein Reich gründen wollte und 1859, nachdem er aufs Haupt geschlagen worden war, an den obern Niger stürmte. Er eroberte Timbuktu und errichtete dort ein Königreich, während er auch in Kaarta und Djenne zwei seiner Söhne zu Herrschern erklärte. Am untern Senegal wußte man über alle diese Vorgänge nichts Genaueres, erhielt dann aber einige Kunde durch einen französischen Offizier, den Mohammedaner Alinn Sal, welcher insgeheim nach Timbuktu gesandt wurde, das er auch glücklich erreichte. Aber er war fast einen Monat lang Gefangener des Hadsch Omar und entkam nur, weil maurische Nomaden ihm zur Flucht behülflich waren. Durch ihn wußte man nun Einiges über die Vorgänge am obern Niger und wir haben früher auch darüber berichtet.

Diese Notizen schicken wir voraus, weil das Nachfolgende dadurch verständlicher wird. Die Franzosen haben zum Gouverneur in Senegambien einen hervorragenden und äußerst tüchtigen Mann, der Afrika und die Afrikaner vollkommen begreift. Wir meinen den General Faidherbe. Von ihm rühren ohne Zweifel die folgenden Nachrichten her, welche im Amtsblatte zu St. Louis am 4. September veröffentlicht worden sind. —

Vor etwa drei Jahren erschien in St. Louis ein Verwandter des Scheichs von Timbuktu. Dieser Mann, Hammadi ben Baba Ahmed, war ein Marabu, der in der Sahara, gleich allen Angehörigen seiner verehrten geistlichen Familie, großes Ansehen genießt. Es genügt schon, daß Jemand bei einem derselben Unterricht genossen hat, um in hohe Achtung zu kommen. Der Gouverneur empfing diesen heiligen und angesehenen Mann mit großer Aufmerksamkeit und zeigte ihm Alles, was in St. Louis merkwürdig für ihn sein konnte. Man lud ihn auch zu einem großen Festball ein. Hammadi war ganz erstaunt, als er den Glanz der Kerzen, die Toilette der Damen und den Tanz sah. Dieser intelligente Mann hatte viel gelesen, aber nie zuvor europäische Häuser gesehen. Nach einiger Zeit reiste er heim.

Nun aber erschien am 27. August 1863 in St. Louis ein Verwandter dieses Hammadi, Namens Sidi Mohammed ben Zin el Abidin ben el Scheich Sidi Mochtar, Geschwisterkind des Scheichs von Timbuktu und in dieser Stadt ansässig. Er war zum Besuch bei dem Scheich Sidia gewesen, der ein großer Marabu unter den Brakna's (einem Maurenvolk am rechten Ufer des untern Senegal) ist. Von diesem vernahm er, daß Faidherbe, welcher vor drei Jahren seinen Verwandten so freundlich aufgenommen hatte, wieder aus Europa zurückgekommen sei, und so entschloß er sich, diesen Freund seiner Familie zu sehen.

In St. Louis fragte man ihn natürlich, wie es denn eigentlich mit dem Hadsch Omar stehe, über welchen so viele einander widersprechende Gerüchte in Umlauf waren. Der Fremde konnte darüber umfassende Auskunft geben und bestätigte in der Hauptsache die Angabe des Lieutenants Alinn Sal. Als dieser in Timbuktu gefangen genommen wurde, war die Stadt in der Gewalt Omar's; dieser ist aber nicht lange im Besitze geblieben. Seitdem hat sich Folgendes begeben.

Vor etwa zwei Jahren nahm Omar die Hauptstadt von Segu (Sego) am Djoliba ein; der dortige König Alinn Nitala flüchtete mit etwa 3000 Kriegern stromabwärts nach Hamda Allahi, wo der Scheich des Fulbestaates Mâsiná residirte. Dieser Monarch hieß Amadu Labbo. Inzwischen ernannte El Hadsch Omar zu seinem Kaïd (Statthalter) von Segu einen Mann aus dem senegambischen Futa (d. h. aus Futa Toro) Namens Bel Kassem und stürmte dann über die Grenze von Mâsiná, anfangs ohne Feindseligkeiten auszuüben; dafür predigte er um desto eifriger und versprach den Leuten die schönsten Dinge. Sie ließen sich auch von ihm bethören und verriethen ihren Herrscher, dem Omar sofort das Leben nahm; auch die Brüder desselben brachte er um und erklärte nun, daß er selber Herr und Gebieter von Mâsiná sei. Das Alles geschah 1862, vor etwa einem Jahre.

Nun war Omar Scheich von Mâsiná, und hatte als solcher laut einem 1846 abgeschlossenen Vertrage das Recht, einen der beiden Kaïds von Timbuktu zu ernennen und zwar den, welchem die Erhebung der Abgaben obliegt. Aber er hatte kein Recht, die Stadt mit Truppen zu besetzen. Das that er trotzdem, indem er dem von ihm ernannten Beamten einige tausend Mann mitgab, welche ungeachtet der Einwendungen des Scheichs Ahmed el Bekkay dort einrückten. Nun verließ dieser letztere Timbuktu, wo ohnehin gerade viele Krank-

heiten herrschten und begab sich zu den ihm befreundeten Tuarek's. Das geschah, als Alium Sal nur zwei Tagereisen von der Stadt entfernt war.

Bald nachher erschien Ahmed el Bekkay mit Kriegern, welche die Tuarek's ihm gegeben, vor Timbuktu. Omar's Kadi rückte ihm mit 4000 Mann entgegen, wurde aber geschlagen, blieb selber auf der Wahlstatt und seine Leute flüchteten nach der Stadt zurück. Ahmed el Bekkay knüpfte Unterhandlungen mit den Einwohnern an und bestand insbesondere darauf, daß nach drei Tagen keine Peul's (Puls, d. h. Fulbe) mehr in der Stadt sein dürften. Sie räumten dann auch die Stadt und gingen zu Omar zurück.

Der Scheich von Timbuktu, Ahmed el Bekkay, begriff übrigens sehr wohl, daß er von Seiten des letztern noch weitere Feindseligkeiten zu erwarten habe. Deshalb versammelte er eine Armee von Tuarek's und Mauren und lagerte sich etwa eine halbe Tagereise von Timbuktu, um diese Stadt zu decken. Bald zog denn auch Hadsch Omar mit etwa 30,000 Streitern heran; die Mauren und Tuarek's räumten ihr Lager, das sofort vom Feinde besetzt wurde. Omar's Leute zerstreuten sich nun, um zu plündern; aber darauf eben hatten jene gewartet; sie überfielen das feindliche Heer, welches um so leichter besiegt wurde, weil die in demselben befindlichen Truppen aus Mâsiná übergingen.

So wurde Omar's Armee völlig aufs Haupt geschlagen; sie ließ eine große Menge Todter auf dem Schlachtfeld, flüchtete in den bereit liegenden Booten über den Niger und zog nach Hamd Allahi (Hamdu Allah, wie Faidherbe schreibt) zurück. In dieser Schlacht, welche vor etwa acht Monaten stattfand, fochten die Tuarek's lediglich mit blanken Waffen, nämlich Lanzen, Säbeln und Wurfspeeren, denn ihre Stämme in jener Gegend verachten die Feuerwaffen, welche dagegen bei den Fulbe wie bei den Mauren sehr beliebt sind; sie haben insbesondere für Doppelgewehre eine große Vorliebe.

Was that nun Hadsch Omar? Nachdem er eine so schwere Niederlage erlitten, suchte er den Scheich von Timbuktu zu besänftigen, indem er ihm 70 Gefangene und 800 Quentchen Gold schickte. Aber Ahmed el Bekkay wies das Geschenk zurück und ließ sagen, erstens, daß er desselben nicht bedürfe und zweitens sei es ja übel erworbenes Gut. Auch stellte er an Omar die Forderung, daß dieser das Reich Mâsiná an die Familie des ermordeten Amadu Labbo zurückgebe, der ein besserer Mann gewesen sei als Omar.

Der auf solche Weise gedemüthigte Hadsch gerieth aufs Neue in Grimm und sammelte wieder Streitkräfte. Vor etwa sechs Monaten (also ungefähr März 1863) kam es zu einer zweiten Schlacht, bei Gundam (Ras el ma), das zwei Tagereisen von Timbuktu entfernt liegt. Auch diesmal wurde Omar geschlagen; er entfloh bis an einen Punkt, der eine Tagereise weit östlich von Bachnu (Bakhna, Barna) liegt, ins Land Hardh (El Eli Umar; das Ludamar Mungo Park's und unserer Karten), fünf Tagereisen westnordwestlich vom Debo See, durch welchen der Niger fließt. Die dortigen Mauren hatten sich dem Hadsch unterworfen.

Seit jener Zeit hat sich nichts besonders Bemerkenswerthes begeben. Die Armee Ahmed Bekkay's besteht zumeist aus Tuarek's, insbesondere dem edeln Stamme der Auellemiden, jenem der Iqne wed daran und der Tedemekket, welche letzteren tributpflichtig sind. Zu den Arabern rechnet man die Brabisch, die Uled bu Hinda, Bruchtheil der Uled Delim; die Uled el Uan, Bruchtheil der Kuntah und die Guarin, welche Berbern sind. Der Ort, wohin Omar sich geflüchtet hat, liegt am Ufer eines See's, Namens Kusch.

Nach der Schlacht von Gundam nahm ein Enkel Amadu Labbo's Besitz von Hamd Allahi; Omar verlor also Mâsiná. Dieser letztere hatte zwei Haubitzen, welche er 1857 während eines Kriegszuges in Bondu sich angeeignet, nachdem die Franzosen diese Geschütze aus Mangel an Lassetten zurückgelassen; jetzt sind sie in Ahmed el Bekkay's Besitze und befinden sich in Timbuktu. Man hat übrigens dort noch drei Bronze- und fünf eiserne Kanonen, welche aus dem Ende des 16. Jahrhunderts herrühren. Sie sind damals von den Marokkanern, welche die etwa 100 Stunden stromabwärts von Timbuktu liegende, damalige Hauptstadt Gago erobert hatten, ins Land gebracht worden. —

Faidherbe ließ sich von seinem Gaste Sidi Mohammed den Namen der Eingeborenen in der Region, wo die Städte Timbuktu, Gago und Djenneh liegen, deutlich vorsagen, weil derselbe so verschieden geschrieben wird. Er sprach denselben Sonchây aus, und zwar die erste Sylbe nasal, so wie man das französische son ausspricht; das ch (für welches die Franzosen kh schreiben) schrieb er mit einem arabischen Qof. Barth schreibt Sourhay, Ravenstein Songhay.

Auf die Fragen über die Zustände im nördlichen Afrika gab Sidi Mohammed Antworten, aus denen hervorging, daß man in Timbuktu über die dortigen Vorgänge theilweise unterrichtet war. Faidherbe erfuhr auch Folgendes. Ahmed el Bekkay hat, einen Rath befolgend, welchen Heinrich Barth ihm gegeben, Gesandte an die Königin von England abgeschickt; sie kamen aber nicht über Tripolis hinaus, wo man ihnen ihre Briefe abforderte und, nachdem man ihnen ein Geschenk gegeben, sie zur Umkehr beredete. Der Scheich el Bekkay war sehr unwillig darüber, daß sie seine Befehle nicht vollzogen hatten; vor sechs Monaten hat er nun andere Gesandte abgeschickt. Unter diesen befindet sich einer seiner Neffen, und sie haben strenge Weisung, nach England zu gehen.

Von den Bemühungen der französischen Regierung in Algerien, durch Vermittelung des Scheichs Ichenuchen mit dem innern Sudan Verbindungen anzuknüpfen, wußte man in Timbuktu nichts. Das kann auch nicht befremden, weil Ichenuchen sehr weit von dieser Stadt entfernt wohnt und seit zwei Jahren mit den Deggemaschil-Tuarek's, deren Gebiet zwischen seinem Land und Timbuktu liegt, sich im Kriege befindet. Die Timbuktu's glauben, daß die Franzosen Tuat erobern wollen; darüber hat nun Faidherbe sie zu beruhigen gesucht und sie auffordern lassen, Gesandte nach Algerien zu schicken, wo ja ohnehin die Tuarek's eine so freundliche Aufnahme gefunden hätten.

Bevor Sidi Mohammed St. Louis verließ, sprach er den Wunsch aus, mit den Franzosen einen schriftlichen Vertrag abzuschließen. Er, Sidi Mohammed ben Zin el Abidin ben el Scheich Sidi Mochtar, verpflichtete sich im Namen seines Verwandten Sidi Ahmed el Bekkay ben Scheich Sidi Mohammed el Chalifa ben el Scheich Sidi el Mochtar, welcher Scheich der Stadt Timbuktu ist, sodann auch im Namen aller Häuptlinge der Kuntah, zu Folgendem. Man wird die freundschaftlichsten Beziehungen zu den Franzosen unterhalten; jedem französischen oder überhaupt europäischen Unterthan, sei er Kaufmann, Gesandter oder Reisender, Schutz gewähren und ihm behülflich sein, bis er sich in voller Sicherheit befindet. Ganz dasselbe soll auch der Fall sein in Adrar und Tiris, in Tagant und überhaupt allen Orten, wo Kuntahstämme wohnen, sodann auch in El Haod (Ludamar). Dagegen verspricht der Gouverneur des Senegal seinerseits, daß die Kuntah und ihre Leute, welche in Tuat, in Timbuktu und dessen Umgegend, in Adrar, Tiris und Cayor (Jsonchan) wohnen, sowohl in Senegambien wie in allen anderen französischen Ländern geschützt werden, seien sie nun Kaufleute, Pilger, mit Aufträgen von ihren Häuptlingen betraute Leute oder Reisende überhaupt.

Durch die vorstehenden Mittheilungen des Generals Faidherbe fallen Schlaglichter auf die Zustände der Regionen am obern Niger, und durch sie erfahren wir, wie gesagt, zuerst wieder etwas Näheres; denn seit den Berichten, welche wir durch Heinrich Barth erhielten, wußten wir nichts Zuverlässiges über jene Gegend des Sudan. Unser Landsmann zog vor nun gerade zehn Jahren in die sagenreiche und vielbesprochene Stadt Timbuktu ein. Er war von Osten her gekommen, hatte bei Say den Niger überschritten, den Hafenort Kabarah (Kabra) erreicht und gelangte am 7. September 1853 an einem trüben Tage, als der Himmel mit Wolken bezogen, die Luft mit sandigem Staub erfüllt war, nach Timbuktu, dessen dunkle Thonmassen kaum von dem angehäuften Schutte zu unterscheiden waren. Barth schwebte dort monatelang in steter Lebensgefahr; sein Retter war El Bakay (Ahmed el Bekkay). Auf diese Angelegenheiten gehen wir aber hier schon deshalb nicht ein, weil jeder gebildete Deutsche sie kennt; dagegen wollen wir zur Erläuterung der Angaben Faidherbe's Einiges bemerken und beiläufig sagen, daß man Barth's Reisewerk immer mehr schätzen lernt, je eingehender man dasselbe studirt. Das ist allerdings nicht leicht, weil dem Buche der Reiz fesselnder Darstellung völlig mangelt; es ist aber als unendlich reiche Fundgrube geradezu klassisch und gereicht dem berühmten, kühnen Reisenden zu hoher Ehre.

Timbuktu liegt am Rande der großen Wüste, auf der Gränzscheide verschiedener Rassen, die einander feindlich sind und um die Herrschaft kämpfen. Damit verhält es sich in folgender Weise. Im Mittelalter hatte sich am obern und mittlern Niger ein ausgedehntes Reich gebildet, das der Sonrhay (Songhay), welches aber auch so war, wie Negerreiche zu sein pflegen, ohne innern Zusammenhang und ganz despotisch regiert. Die afrikanischen Reiche der dunkelfarbigen Menschen sind eben keine Staaten in höherm Sinne; ihre Gründer nehmen einen großen Anlauf; dann kommt bald nachher ein Stillstand und hinterher Verfall und Auflösung. So ist es auch gegenwärtig mit den verschiedenen Reichen der Fulbe, die bei weitem noch nicht einmal einhundert Jahre alt sind. Die Sonrhay nun sind Neger; ihre Sitze lagen ursprünglich an der großen Kniebiegung, welche der Niger bei Burrum macht, stromabwärts und auch aufwärts. Wir finden sie nun in Masse auch am obern Niger; sie bilden den Haupttheil der Einwohner von Timbuktu, reichen aber bis nach Norden hin in die Wüste, in die nördlich von dieser Stadt liegende Region Asauād, bis nach Mabruk hinauf*). Ueberhaupt ist durch die neueren Forschungen ermittelt worden, daß in vielen Oasen der Wüste die Urbevölkerung einst aus Negern bestanden hat, die also viel weiter nach Norden hinaufreichten, als man früher wußte.

Das Sonrhayreich war eine kurze Zeit lang von großer Ausdehnung, es reichte von Haussa im Osten bis in die Nähe des Atlantischen Meeres im Westen, und von Mossi (etwa 12° n. Br.) bis zu der Oase Tuat, welche in der Wüste, im Südosten Marokko's liegt. Diese Oase Tuat bildete stets einen Central- und Rastpunkt für den Karawanenhandel und dort kamen Sonrhay und Marokkaner in Berührung. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden die letzteren von dem mächtigen Kaiser Muley Hamed beherrscht. Er sandte etwa 4000 mit Flinten bewaffnete Soldaten zur Eroberung des Reiches der Sonrhay aus, welche es versäumt hatten, sich das Schießgewehr anzueignen, und warf mit dieser kleinen Schaar das ganze Gebäude über den Haufen. Er bezog vom Niger viel Gold und damals zuerst wurde der Name Timbuktu's in Europa bekannt; man fabelte viel über die Größe und Bedeutung dieser Stadt. Die marokkanischen Soldaten aber blieben im Lande als dessen Beherrscher, erklärten sich für unabhängig und nahmen Weiber bei den Sonrhay. So entstand aus diesen marokkanischen „Scharfschützen", den Numa, ein Mischlingsstamm, welcher noch heute in vielen Städten der Sonrhay einen Theil der eingeborenen Bevölkerung bildet und Numa genannt wird.

Die Macht der Numa wurde durch Stämme der Tuarek's gebrochen. Diese haben bekanntlich einen großen Theil der Oasen in der mittlern Sahara inne und sind tapfere Männer. Sie nahmen Timbuktu ein, wurden aber auf lange Zeit von den Bambarra (diese sind Malinke, was gleichbedeutend mit dem Namen Mandingo ist) vertrieben, die vom obern Niger, aus Sego und Bammaku, kamen und in überwiegender Mehrzahl bis heute am alten Heidenthum hängen. Mit den Tuarek's lebten diese Bambarraleute in steter Fehde; aber sie wichen erst aus Timbuktu, als die Fulbe gegen sie heranstürmten. Diese bilden einen großen, jetzt bis an den untern Niger verbreiteten Volksstamm, sind keine Neger, haben andere Gesichtszüge als diese, eine gelbröthliche oder kupferige Hautfarbe, waren ursprünglich Viehhirten, haben sich als Eroberer, überall die Negervölker bezwingend, weit ausgedehnt und mit sehr verschiedenen Negervölkern vermischt. Durch das letztere erhielten sie in der Mehrzahl einen in ethnologischer Beziehung sehr mannichfachen und unbestimmten Charakter, und vielfach schlägt nun, je nachdem die Vermischung größer oder geringer war, das Neger- oder das eigentliche Fulbe-Element vor.

Die Fulbe (Singular Pullo) werden von den Mandingo Fula genannt, bei den Haussa-Negern heißen sie Fellāni (Singular Ba Fellantschi); bei den Bornuanern Fellatah und bei den Arabern Fullan. Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts, als der Pullo Othman seine Landsleute mit mohammedanischem Fanatismus erfüllte, sind sie weit und breit zum Schrecken der Negervölker geworden. Sie gründeten drei große Reiche, die aber schon seit länger als 30 Jahren im Verfall sind, weil viele Statthalter der eroberten Provinzen sich mehr oder weniger unabhängig gemacht haben. Das östliche Reich ist jenes von Sokóto (Sakkatu) mit der Hauptstadt Wurno; das südwestliche oder mittlere Gando, das bis an und selbst über die Benue reicht, und das nordwestliche ist Māsiná, welches sich von oberhalb Timbuktu's zu beiden Seiten des Niger ausdehnt; die Hauptstadt desselben ist das oft erwähnte Hamda-Allahi. Von dort aus drangen 1826 die Fulbe nach Timbuktu, eroberten die Stadt, plünderten die Sonrhaybewohner aus und bedrückten in gleicher Weise die fremden Kaufleute, sowohl heidnische wie mohammedanische. Diesen letzteren gelang es, einen arabischen Scheich, der weit und breit in großem religiösen Ansehen stand, für sich zu gewinnen. Dieser Mann, El Mochtar (Mukhtar), war der ältere Bruder Ahmed el Bekkay's; er verlegte seinen Wohnsitz nach Timbuktu, wo nun vier verschiedene Elemente gegen einander thätig waren: die Sonrhay, als schwarze Bewohner, die Tuarek's, welche früher im Besitz waren, die Fulbe, welche als Bedrücker und Eroberer auftraten und das geistliche, hierarchisch-arabische Element, an dessen Spitze el Bekkay steht.

Im Jahre 1844 wurden die Fulbe von den Tuarek's aus der Stadt vertrieben, aber jene, als Besitzer der fruchtbaren Gegenden am Strome, schnitten die Lebensmittel ab; der Scheich von Māsiná verbot die Getreidezufuhr. In dieser großen Noth bemühete sich der arabische Scheich Ahmed el Bekkay eine Vermittelung anzubahnen. Im Jahre 1846 wurde demgemäß ein Uebereinkommen getroffen (dasselbe, auf welches weiter oben Faidherbe Bezug nimmt), demgemäß Timbuktu zwar den Fulbe von Māsiná unterworfen sein solle, aber von ihnen nicht mit Truppen

*) Ravenstein's nordwestliches Blatt von Afrika (in Meyer's neuestem Handatlas) gewährt eine klare Uebersicht auch der gesammten Nigerregion. Wir werden dasselbe mit geographischen, ethnologischen und commerciellen Erläuterungen demnächst im Globus mittheilen.

besetzt werden dürfe; es solle aber einen Tribut an den Scheich von Mâsiná zahlen und dieser zugleich von einem Pullo und einem Sourhay eingesammelt werden.

Nun wird dem Leser in Faidherbe's Mittheilungen Alles verständlich sein. Wir ersehen aus denselben, daß die Verwirrung in der beispiellos zerrütteten Stadt auch während der letzten zehn Jahre fortgedauert hat. Das nordwestliche Fulbe-Reich eroberte der Hadsch Omar und verlor es wieder; aber neue Wechselfälle werden nicht ausbleiben. Barth hatte seiner Zeit lediglich dem Scheich Ahmed el Bekkay seine Lebensrettung zu verdanken, denn die Fulbe hatten ihm den Tod geschworen. Der Deutsche bewog seinen geistlichen Beschützer, mit Europa in Verbindung zu treten und wir lesen nun, daß dieser Rath befolgt wurde. Barth schloß auch mit den Tuarekstämmen Verträge ab. Die Tuarek's werden überhaupt mehr und mehr in das europäische Interesse hineingezogen.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über mehrere in Faidherbe's Bericht vorkommende Namen. Am rechten Ufer des Senegal, von St. Louis bis Bakel aufwärts ziehen drei große Maurenstämme umher, welche jetzt von den Franzosen im Zaume gehalten werden; es sind die Trarza's im Norden der Mündungsregion; die Brakna's, aufwärts von Gaë und Dagana, wohl auf einer Strecke von 70 Wegstunden bis Modinalla, und dann die Duaïsch, welche nach Norden hin bis zur Landschaft Tagant streifen. Dieses Tagant ist nicht zu verwechseln mit dem Landstriche Tagânet, nördlich von Timbuktu. — El Hodh, „das Becken" mit den Ortschaften Walata und Tischit (wo es an Tagant stößt), liegt im Norden von Bambarra, zwischen Mâsiná und Kaarta und wird vom 10° östl. L. von Ferro, im Süden vom 15° nördl. Br. durchschnitten. In diesem Lande wohnen viele maurische Stämme (Barth, V, 544 ff.) Adrar (Aderer) und Tiris sind Landschaften in der westlichen Wüste, im Norden des 20° nördl. Br., in der Nähe der atlantischen Küste. Adrar ist 1850 von Leopold Panet durchreist worden und 1860 vom Lieutenant Vincent; Tiris wurde 1861 von Si Bu Mogdad durchwandert. Die beiden letzteren Reisen sind im Globus geschildert worden. Die Kunta sind arabische Stämme, welche sich durch ziemlich unvermischt gehaltenes Blut vor allen anderen Stämmen der Wüste auszeichnen und viele Korangelehrte liefern. Sie stehen deshalb in großem Ansehen. Cayor ist eine Küstenlandschaft, welche sich von der Mündung des Senegal nach Süden hin bis zum Grünen Vorgebirge erstreckt. A.

Pflanzen und Schlangen in Venezuela.

Uns Deutschen sind die an großartigen Naturschönheiten reichen Ebenen und Berggegenden des nördlichen Südamerika besonders durch unseren berühmten Landsmann Alexander von Humboldt näher bekannt geworden; er brachte manche überraschend neue Angabe über jene herrlichen Ströme, unendlichen Flächen und jungfräulichen Wälder, welche das Auge des europäischen Wanderers in den südamerikanischen Tropen fesseln. Ihm ist jetzt ein Creole aus Venezuela in der Beschreibung der Natur seines Vaterlandes gefolgt, indem er nach langjähriger eigener Anschauung eine interessante Schilderung des Thier- und Pflanzenlebens in den Llanos veröffentlichte. Don Ramon Paez gab vor einigen Monaten zu London in englischer Sprache heraus: Wild Scenes in South America, or life in the Llanos of Venezuela. Wir finden in diesem Buche manche hübschen Schilderungen.

Um der glühenden Tropenhitze möglichst zu entgehen, reist man in jenen Gegenden häufig in der Nacht oder doch am frühen Morgen. So auch Paez, als er mit einer großen Reisegesellschaft von Maracay aus nach den Llanos des Apureflusses aufbrach. Der Weg führte zunächst durch eine zerklüftete tiefe Hohlschlucht, die beim glitzernden Lichte des tropischen Sternenhimmels gut zu passiren war. Die ersten Spuren des Frühlichtes vergoldeten die zackigen Gipfel einer entfernten Bergkette, über denen sich eine massige dunkelblaue Wolke zu erheben schien. Bei größerer Annäherung konnte man die Umrisse des blauen Gebildes immer deutlicher unterscheiden, und das, was für eine Wolke gehalten worden war, zeigte sich bald als die vielbesprochene und eigenthümliche Bildung der Morros von San Juan. Die Sonne war unterdessen vollkommen aufgegangen und beleuchtete das großartige und rauhe, mehrere tausend Fuß hohe Gebirge, das sich vereinzelt inmitten eines öden Beckens von scheinbar vulkanischem Ursprung erhebt. Ueber das ganze Thal waren große Granitblöcke ausgestreut, welche seltsam mit den armseligen und verkümmerten Sträuchern kontrastirten. Der kleine Fluß la Puerta ergießt sein klares Wasser durch das „Thal des Todes", um sich später in den Guarico zu ergießen.

Der zerrissene Kamm des Gebirges und die wild umher liegenden Felsmassen heben sich in der klaren Luft ab und machen einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Wanderers, dem das Ganze wie die ungeheuren Ruinen alter Burgen erscheint. Die fortwährende Einwirkung der Wasserfluthen hat die Seiten des Berges, welcher aus einem eigenthümlichen Kalksteine gebildet ist, mit tiefen Furchen durchzogen und ihnen phantastische Formen verliehen. Ebenso hat sich das Wasser durch den Kalkstein eine Menge unterirdischer Abzüge gegraben, die von ungeheurer Tiefe und noch von Niemand erforscht worden sind. Die Bewohner des benachbarten Ortes San Juan betrachten sie als den Eingang zur Hölle, worin sie noch durch eine ganz in der Nähe befindliche heilsame Schwefelquelle bestärkt werden, deren übler Schwefelwasserstoffgeruch ihnen unmittelbar aus dem Fegefeuer zu stammen scheint.

Im Allgemeinen ist diese Gegend gesund zu nennen; sie zeichnet sich durch Abwesenheit aller epidemischen Krankheiten aus. Aber die Pflanzenwelt erscheint etwas ärmlich; in den engen Quebradas oder Schluchten, die mit allerlei Basaltstücken erfüllt sind, welche die Grundlage der Morros bilden, kommt nichts auf. Späterhin wird das anders.

Ortiz und Parpara sind die beiden Orte in Venezuela, welche als die Säulen des Herkules im grasigen Mittelmeer der Llanos betrachtet werden. Dort treten die letzten Anpflanzungen von Mais und Zuckerrohr auf; die Galeras, felsige Hügel, steigen empor und deuten die Grenze an, welche das vormalige große Wasserbecken der Pampas umgibt. Denn die weiten grasbedeckten Ebenen waren früher ein großer Binnensee, was sich aus der Bodenbeschaffenheit und den im Sande und Thon eingebetteten organischen Ueberbleibseln beweisen läßt.

Bei Ortiz stehen zu beiden Seiten dichte Wälder mit den

schönsten Bäumen. Vor allem kommt die Vera oder das Lebensholz (Zizophylum arboreum) häufig vor. Ihr Holz erscheint durch eine eigenthümliche Verflechtung der Fasern so hart, daß es unmöglich ist, dasselbe zu brechen oder zu zersplittern, und daß die besten Aexte sehr bald daran stumpf werden. Die Vera hat einen sehr großen Verbreitungsbezirk und kommt namentlich auch an der Seeküste vor, wo sie zu Schiffskielen und Werftbauten benutzt wird; alle Angriffe des Pfahlwurmes (Teredo) und anderer Holzzerstörer sind auf sie ganz ohne Einfluß.

Ebenso häufig wie die Vera ist der Guajakbaum, der aber leider nicht hoch genug wächst, um eine eben so ausgedehnte Anwendung wie die erstere zu finden. Drechsler benutzen das Holz zu verschiedenen Zwecken, ebenso findet es zu kleineren Gegenständen beim Schiffsbau Verwendung.

Als herrlichster Schattengeber kommt der Alconoque-Baum vor, welcher der nordamerikanischen Ulme am meisten ähnelt und dessen Laubdach vom Vieh in der glühenden Mittagshitze gern aufgesucht wird. Ganz gemein ist das Braziletto-Holz (Caesalpinia braziletto), welches die bekannte schöne Farbe liefert. In Ortiz und Parpara baut man die Zäune aus diesem kostbaren Stoffe.

Als Nutzholz und wegen ihrer Heilkräfte sind für die Eingeborenen noch zwei Bäume von großer Wichtigkeit: die Tacamahaca (Elaphrium tomentosum) und der Copaivabaum (Copaifera officinalis). Beide sind sehr harzreich und beim geringsten Einschnitt in die Rinde entquillt dem Stamme ein heilsamer, flüssiger Balsam. Die Tacamahaca kommt besonders in Guyana vor, wo sie am besten gedeiht. Das Harz gleicht einem durchscheinenden, citronengelben Wachse, ist von lieblichem Geruche und wird mit dem Harz der Caraña oder Algarroba vermischt. Man macht Fackeln daraus, welche mit angenehmem Geruche und großem Lichteffekt brennen. Aus der Rinde verfertigen die Indianer des Orinocogebietes ihre leichten Kanoes.

Der Pflanzenreichthum Venezuela's ist ein ganz außerordentlicher. Abgesehen von den herrlichen Palmen, finden wir noch eine Menge kleiner Sträucher und Kräuter, welche entweder durch ihre Nützlichkeit oder durch giftige Eigenschaften für die Menschen von Belang sind. Paez beobachtete bei Mata Gorda auf den Savannen des Apureflusses viele derselben.

Namentlich treten hier schmetterlingsblüthige Pflanzen oder Leguminosen hervor, unter denen wieder die verschiedenen Arten und Spielarten der Canafistula (Cathartocarpus) eine Hauptstelle einnehmen. Ihre bis zwei Fuß langen Schoten sind mit einem schwarzen gummiartigen Safte gefüllt, der medizinische Eigenschaften besitzt und namentlich als leichtes Purgirmittel viel Anwendung findet. Zu derselben Familie gehören die Caro, Masaguaro und Saman-Akazie, deren Schoten einen ähnlichen Gummisaft enthalten und namentlich vom Vieh gerne gefressen werden, welches dann außerordentlich fett wird.

In großer Menge kommt der Fieber vertreibende Malaguetapfeffer (Uvaria febrifuga) vor, dessen aromatische Bohnen unter dem Namen Tonkabohnen sich im Tabaksbeutel jedes Llanero finden, oft zusammen mit den Knollen der Schlangenwurzel (Aristoloehia bulbosa), die als bestes Mittel gegen Schlangenbiß gilt.

Unter den eßbaren Früchten zeichnet sich vor allen der Manirito (Anona muricata) aus. Kultivirt wird er erst wenig, und den Eingeborenen ist die köstliche Frucht trotz des häufigen Vorkommens als Nahrungsmittel noch gänzlich unbekannt. Die Pflanze erreicht eine Höhe von etwa zehn Fuß. Wenn aber die Früchte reifen, was bei allen auf einmal geschieht, so ist sie unter der schweren Last ganz zur Erde gebeugt. Auswärts sind die Früchte mit schwachen Stacheln besetzt; innen umgibt die kleinen Samen ein süßes und sehr aromatisches Fleisch, wie denn überhaupt die ganze Pflanze wohlriechend ist. Die Samen bringen, wenn in zu großen Mengen genossen, gefährliche Strikturen hervor.

Einer Citrone in Größe und Gestalt gleichen die Früchte der wilden Madrona. Das angenehme säuerliche Fleisch schließt drei oder vier Nüsse ein, welche am ehesten den Cacaobohnen zu vergleichen sind und im Geschmack an Stachelbeeren erinnern. Der Stamm des Baumes erreicht eine Höhe von zehn Fuß; die Krone ist dicht; die lebhaft grünen und lederartigen Blätter werden bis zehn Zoll lang. Ein anderer schotentragender Baum, welcher in diesen Gegenden vorkommt, ist der Algarobebaum (Hymenea curbaril), der nützliche Heuschreckenbaum der neuen Welt. Er trägt dicke, holzartige Schoten; sie enthalten einige runde, braune Nüsse, welche von einer mehligen, sehr nahrhaften Substanz umgeben sind. Die Fruchthülle schwitzt ein Harz aus, das beim Verbrennen wie Tolubalsam riecht.

Neben so vielen nützlichen Pflanzen, deren Zahl sich durch Aufzählung mehrerer anderer noch sehr vergrößern ließe, wachsen auch manche schädliche. Ein Reisender, der in den Llanos sich dürres Holz oder einen Spieß aussucht, um seinen Braten daran zu rösten, muß sich wohl hüten, dazu Holz von dem ungemein giftigen Guachamaca-Strauche zu nehmen. Dieses sehr häufig vorkommende Gewächs gehört zur Familie der Apocyneen oder Hundswürger, deren giftige Eigenschaften in allen Erdtheilen bekannt sind. Das Gift wirkt so heftig, daß Alle, welche von einem Braten essen, der an einem Spieße aus Guachamaca-Holz geröstet wurde, unfehlbar sterben müssen. Die Indianer benutzen das Gift, um die Reiher und Kraniche in den Lagunen damit zu tödten. Sie fangen zu diesem Zwecke kleine Fische, bestreichen sie mit dem Safte der Pflanzen und werfen sie an die Stelle hin, wo die Wasservögel häufig verkehren. Sobald die Vögel den Fisch fressen, und noch ehe sie ihn ordentlich übergeschluckt haben, fallen sie todt nieder. Die Indianer schneiden die vom Gift berührten Theile, Kopf, Hals und Eingeweide heraus und verzehren das Uebrige.

Die Verbreitung dieser Pflanze im Gebiete des Apure scheint neueren Ursprungs zu sein, denn die ältesten Leute erinnern sich, dieselbe erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit dort beobachtet zu haben.

Außer giftigen Pflanzen werden dem Menschen und Vieh noch die vielen giftigen Schlangen gefährlich. Am gefürchtetsten ist der Mataeaballo oder Pferdetödter. Er ist gefleckt und nicht viel größer als eine ausgewachsene Blindschleiche. Diese Schlange liegt, wie alle giftigen und gefährlichen Reptilien, fortwährend auf der Lauer. Gegen Pferde scheint sie eine besondere Feindschaft zu hegen, denn wenn sie den Tritt des edeln Thieres hört, erhebt sie sich zischend. Die weichen Theile zwischen dem Huf und Fußgelenk sind hauptsächlich ihren Bissen ausgesetzt, und obgleich die Entfernung vom Fußgelenk bis zum Herzen eine sehr bedeutende ist, so stürzen die Pferde doch gleich beim Biß, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammen. Das Gift scheint also nicht nur auf das Blut, sondern auch auf das Nervensystem zu wirken. Hornvieh und Schweine sind durch ihre dicke Haut gegen den Biß des Mataeaballo geschützt, da die Zähne nicht lang genug sind, um durchzudringen. Die Schweine sind abgesagte Feinde dieser Schlange und tragen viel zu ihrer Verminderung bei. Ein anderer gefährlicher Feind der Pferde ist eine große haarige Spinne aus dem Tarantelgeschlechte, welche genau an demselben Orte wie der Mataeaballo in den Fuß des Pferdes sticht. Dadurch entstehen bedeutende Anschwellungen und Entzündungen, denen häufig der Tod folgt.

Die häßlichen Klapperschlangen sind im Gebiete des Apure auch häufig; unter den giftlosen zeichnet sich die Savannenschlange, Sabanera, aus. Sie erreicht eine Länge von zehn Fuß und darüber, ist sehr flink und gewandt in ihren Bewegungen und macht sich durch Vertilgung ihrer giftigen Verwandten nützlich. Harmlos sind auch die hübschen roth, schwarz

und weiß geringelten Korallenschlangen. Sie leben gern in der Nähe von Ameisenhaufen und werden mit Unrecht für giftig gehalten.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist die sogenannte zweiköpfige Schlange, Culebra de dos cabezas, weil ihr Schwanzende so dick wie ihr Kopf ist und die kleinen Augen kaum zu unterscheiden sind. Sie gehört zur Klasse der Blindschlangen und scheint ein Mittelglied zwischen den eigentlichen Schlangen und Blindschleichen zu sein, wird über einen Fuß lang, bewegt sich mit gleicher Leichtigkeit vor- und rückwärts, durchkriecht alle Ritzen des Erdbodens und nährt sich von Insektenlarven.

In einem Lande, wo die giftigen Schlangen so häufig vorkommen, hat die Natur auch gleich in einigen Pflanzen Gegengifte geschaffen oder der Aberglaube andere Dinge dazu gestempelt. Wirkliches Antidot ist der Raiz de mato oder Aristolochia bulbosa und der durch Humboldt bekannt gewordene Guaco (Micania guaco). Da fast alle Schlangen für giftig gehalten werden, so ist es ganz natürlich, daß gegen den Biß einer unschädlichen Schlange Zaubermittel angewandt wurden, diese helfen mußten und zu unverdientem Ansehen gelangten. Unter den Heiligen ist es vorzüglich St. Paulus, der, wenn man ihn zur rechten Zeit anruft, die Wirkungen des Giftes bannt. Dieser Aberglaube ist weit durch das Land verbreitet, in dem es noch eigene Schlangendoktoren oder Curanderos gibt, welche das Gift besprechen oder durch wirksame Mittel heilen können. Einer dieser Curanderos, der im Thale von Aragua wohnte, war in der ganzen Umgebung so berühmt, daß ein Gebissener gar nicht selbst zu ihm hinzugehen, sondern nur seinen Hut hinzuschicken brauchte, mit dem der Curandero allerlei Hokuspokus vornahm, um die Heilung des Vergifteten herbei zu führen.

Ein eigenthümlicher Gebrauch unter den Llaneros ist die Einimpfung gewisser Pflanzensäfte in das Blut, wodurch Menschen vollkommen fest gegen Schlangengift werden. Ein so geimpfter Mensch heißt Cerrado. Es ist ausgemacht, daß kein Schlangenbiß ihm etwas anhat, und daß er durch Klatschen in die Hände und Pfeifen die in der Nähe befindlichen Schlangen um sich versammeln kann. Paez erzählt, daß er selbst sich davon nicht überzeugt habe, daß aber die Thatsache durchaus nicht in Zweifel gezogen werden dürfe, weil zu viele Zeugnisse ehrenhafter Personen dafür vorlägen. Unter diesen erwähnt er den Dr. Benites, welcher sich viel mit Schlangen beschäftigte und seine Versuche in einem Buche über die Materia medica des Landes bekannt machte. Er sagt: „Das Guaeokraut besitzt in hohem Grade die Eigenschaft, die Menschen vor den schrecklichen Folgen des Bisses giftiger Schlangen zu schützen. Dies werthvolle Geheimniß entdeckte der Naturforscher Don Celestino Mutis zu Bogotá im Jahre 1788. Unter den Curanderos ist es noch bekannt; sie wenden es unter allerlei mystischen Formen an, schneiden kleine Linien und Punkte in den Körper, reiben trockene gepulverte Guacoblätter hinein und geben dieselben auch in Rum zu trinken. Daß diese Mittel wirken, darüber darf kein Zweifel mehr aufkommen. Ich impfte selbst, um mich zu überzeugen, viele Personen und kann bestätigen, daß ihnen in Folge dessen kein giftiger Schlangenbiß mehr schadete. So geimpfte Kinder spielen mit den Schlangen und junge Damen lassen sie in ihren Busen kriechen oder um den Nacken sich herumschlängeln."

Es ist aber durchaus nothwendig, die Impfung von Zeit zu Zeit zu erneuern, damit sie ihre Kraft behalte. Die werthvolle Guacopflanze besitzt aber noch andere medizinische Eigenschaften. In der Form von Umschlägen, innerlich genommen oder als weingeistige Abkochung in den leidenden Theil eingerieben, ist sie ein herrliches Heilmittel gegen chronische Rheumatismen. Innerlich genommen soll sie auch wirksam gegen Wasserscheu sein, wenn sie sofort nach dem Bisse des tollen Hundes angewandt wird.

Zunächst dem Guaeo in seinen antidotischen Wirkungen steht der Raiz de mato. Unter diesem Namen begreift man mehrere Aristolochia-Arten, deren bittere Wurzeln das Gegengift enthalten. R.

Das Vorkommen der Muschelhügel in allen Erdtheilen.

Die Naturforscher haben nachgewiesen, daß unser Menschengeschlecht seit mindestens einmalhunderttausend Jahren auf dem Erdballe vorhanden ist. Die Geologie liefert dafür unwiderlegbare Beweise in Menge. Die vielbesprochenen Pfahlbauten in der Schweiz und die Bohrungen im Nilthal, bei welchen aus einer Tiefe von 60 bis 72 Fuß Bruchstücke von ägyptischem Töpfergeschirr zu Tage gefördert wurden, haben mit vollem Recht allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Man glaubt nun annehmen zu dürfen, daß am Nil schon vor etwa vierundzwanzigtausend Jahren ein civilisirtes Volk gelebt habe. Bohrungen im Delta des Mississippistromes, zu dessen Bildung ein Zeitraum von 258,000 Jahren erforderlich gewesen ist, ergaben, daß unter einer Reihenfolge von Lagen der Cupressus disticha sich Menschenknochen befanden, deren Alter auf 57,000 Jahre hinauf reicht. Im Södertelge-Kanal, welcher den Mälar-See mit dem Finnischen Meerbusen verbindet, traf man 64 Fuß unter der Oberfläche eine Fischerhütte, in welcher sich noch Herd, Holzkohlen und Reisig befanden. Eine sorgfältige Prüfung der geologischen Verhältnisse hat zu der Annahme geführt, daß die Fischer, welche einst diese Hütte in Schweden, am damaligen Strande der Ostsee bewohnten, vor mindestens 70,000 Jahren gelebt haben müssen.

Große Theilnahme erregen auch die sogenannten Muschelhügel, welche in allen Erdtheilen, von Dänemark und den Shetland-Inseln bis Australien, vorkommen. Die Forschung hat sich mit Eifer zunächst den sogenannten Kjökkenmöddings (dem „Küchenkehricht" oder „Küchenabfällen") zugewandt, welche in ganz ungeheurer Menge an den Ostküsten der dänischen Inseln vorkommen und aus Bänken von Austern- und anderen Muschelschalen bestehen, aber auch Knochenreste und Steinwaffen enthalten.

Wir wollen auf die Muschelhügel, auf die bisher darüber aufgestellten Ansichten und die Ergebnisse, welche man gewonnen zu haben glaubt, näher eingehen. In der jüngsten Zeit sind in dieser Beziehung manche neue Thatsachen ermittelt worden. Zu diesen gehören die Auffindung von Muschelhügeln in der Provinz Wellesley auf der malayischen Halbinsel durch Windsor Earl und die Mittheilungen, welche uns Woldemar Schulz über das Vorkommen solcher Hügel an der Küste Brasiliens gegeben hat.

Windsor Earl, dessen Werke über das tropische Australien und über die Papuas ich sehr schätze, bekleidet gegenwärtig ein Amt in der Provinz Wellesley, welche auf dem Festlande, Pulo Pinang gegenüber, liegt. Der Mudahfluß bildet die

Nordgränze derselben. Als Earl im August 1860 denselben stromau fuhr, traf er etwa 7 Miles von der Mündung am britischen Ufer ein mit Chinesen bemanntes Küstenboot, das Kalk einlud; er erfuhr, daß derselbe aus Muscheln bereitet werde, welche landeinwärts in großer Menge aufgehäuft lägen. Weiteres konnte er vorerst nicht erfahren; aber im August kam er der Sache auf den Grund.

Er hatte unter malayischen Bauern einen Streit wegen Bewässerung der Reisfelder zu schlichten und einen Wasserlauf zu untersuchen, welcher die Leher Ikan Mati-Lagunen mit dem Mudah verbindet. Während seiner Untersuchung der örtlichen Verhältnisse kam er ganz unvermuthet auf einen kuppelförmigen Hügel, der aus Muschelschalen bestand, 18 Fuß hoch war und an der Basis 200 Schritt im Umfange hielt. Derselbe war dünn mit sogenanntem Elephantengras überwachsen. Eine nähere Prüfung ergab, daß der ganze Hügel durchweg aus völlig ausgewachsenen Muschelschalen bestand, aus welchen das Thier herausgenommen worden war, bevor man jene fortwarf. Der Hügel ist ohne alle Frage ein Menschenwerk. Aus der symmetrischen Form desselben und da er so neu aussah, als ob er erst seit etwa fünfzig Jahren vorhanden wäre, hätte ein oberflächlicher Beobachter folgern können, daß er neuern Ursprungs sei. Aber die Eingeborenen haben nicht einmal eine Ueberlieferung über seinen Ursprung und meinten, er sei von der Natur geschaffen. Sie wußten also nichts.

Von diesem Hügel hatte Earl eine Aussicht über das flache Land bis zum Mudah, aber nach Norwesten hin lag eine Gruppe von Hügeln, etwa eine halbe Stunde Wegs entfernt. Bei Nachfragen stellte sich heraus, daß die chinesischen Kalkbrenner aus diesen Hügeln die Muscheln holten. Die zwischen dem ersten Hügel und jener Gruppe liegende Strecke war ein ungangbarer Morast und Earl konnte erst am 3. September zu dem Gegenstande gelangen, welcher sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Er ging über Land nach Bindahar am Mudah und bestieg ein Boot; denn nur vermittelst eines solchen sind die Kalköfen zugänglich. Diese lagen dicht am Ufer, und neben denselben fand Earl große Haufen von Muscheln, die in Karrenladungen durch Büffel dorthin gezogen worden waren. Sie glichen genau jenen, aus welchen der erste Hügel, d. h. der von Leher Ikan Mati besteht und waren in Klumpen zusammengebacken, welche durch Krystallisation des Kalkes aneinanderhingen. Die Muscheln waren offenbar aus der großen Masse herausgeschlagen worden; man konnte sie überhaupt leicht mit einem schweren Stock auseinanderschlagen, aber dabei blieben doch viele Ränder hangen. Die Chinesen hatten geradeaus, gegen die Mitte hin, in den Hügel hineingearbeitet und etwa ein Drittel der Gesammtmasse, ungefähr 2000 Tonnen von je 50 Kubikfuß, weggeräumt.

Die Umstände zu einer nähern Untersuchung waren also günstig und obendrein hatte Earl einen sehr intelligenten Chinesen zum Führer. Dieser Mann war schon seit vier Jahren Aufseher der Kalkbrennereien und mit der ganzen Umgegend genau bekannt. Der ausgegrabene Theil des Muschelhügels bildete eine Art von Centrum, dessen abschüssige Wände 25 Fuß hoch waren. Man löste die Muscheln aus der Masse mit Brecheisen oder mit Hacken los; alle waren von einerlei Art. Als Earl den Schutt und Abfall, welcher sich unter seinen Füßen befand, näher untersuchte, fand er einige fremdartige Stoffe, nämlich einige Stücke rothen Gesteins (red rock or pigment), welches seine gegenwärtige Gestalt durch Menschenhände bekommen hat; die Arbeitsleute versicherten, daß sie ihrerseits sich um diese rothen Steine gar nicht gekümmert hätten. Sodann wurden einige Quarzkiesel gefunden, denen man die Einwirkungen des Wassers ansah; sie müssen aus einiger Entfernung dorthin gebracht worden sein. Dazu kam der Fund eines menschlichen Beckens, das aber bei der Prüfung in Earl's Hand zerbrach.

Weitere Nachfrage ergab, daß die Chinesen im untern Theile des Muschelhügels, an derselben Stelle, wo Earl die rothen Steine bemerkte, einige Menschengerippe gefunden hatten. Er, der Führer, habe sie mit aller Gebühr behandelt und in ein großes irdenes Gefäß, einen sogenannten Martaban-Krug, gelegt. Die Malayen sagten, jene Gerippe gingen sie nichts an; der Chinese ließ also durch einen buddhistischen Priester die Leichenfeier besorgen und begrub sie. Earl betrachtete sich das irdene Gefäß. Es stand an der Hinterseite des Hügels, unweit von einigen Wasserlöchern; er nahm es sogleich zur Hand, goß das Wasser, welches sich darin angesammelt hatte, heraus und schaffte es sammt den Steinen in sein Boot, um Alles nach Europa bringen und dort speciell untersuchen zu lassen.

Das ist der Fundbericht. Die Stelle, wo dieser Hügel liegt, heißt malayisch Gnah Gappah, d. h. Grube der Muschel. Zwei ähnliche Hügel liegen, wie schon bemerkt, in der Nähe. Die Gegend ist flach, hat mehrere Vertiefungen im Boden, und Alles deutet darauf hin, daß diese ganze Stelle in vergleichsweise nicht sehr alter Zeit vom Meere bedeckt gewesen sei. Damals waren jene Vertiefungen, Depressionen, welche jetzt durch natürliche Anhäufungen rasch ausgefüllt worden, wahrscheinlich noch Meeresarme. Die Hügel sind also wohl in der unmittelbaren Nähe von Punkten entstanden, wo die Muscheln in sehr großer Menge vorhanden waren.

Der Inhalt der Muscheln hat den Menschen zur Speise gedient; es kommt nur selten vor, daß beide Klappen einer und derselben Muschel nebeneinander liegen. Dieser Umstand und der große Umfang dieser Ablagerungen (die Hügel von Gnah Gappah enthalten reichlich 20,000 Tonnen) rechtfertigen den Schluß, daß sie von einem zahlreichen Volke herrühren, für welches Seemuscheln ein Hauptnahrungsmittel bildeten. Und da die ganze Hügelmasse Krystallisationen an den Muschelberührungen darbietet, so muß man annehmen, daß seit dem Entstehen dieser Hügel eine vergleichsweise lange Zeit verflossen ist.

Die gegenwärtigen Bewohner jenes Landstrichs sind Malayen, sodann Samsan's, d. h. Mischlinge von Malayen und Siamesen, und Semang's, ein Negervolk von niedrigem Wuchse. Diese letzteren leben nun, in kleine Stämme zersplittert, in den weniger zugänglichen Theilen des Landes, sind aber früher weiter verbreitet gewesen.

Es wurde schon gesagt, daß die Malayen gar keine Ueberlieferungen in Bezug auf jene Muschelhügel haben; wohl aber wird derselben in den malayischen Jahrbüchern des Königreichs Kedah erwähnt. Sie sagen, daß die Hindu-Radscha's, welche vor der mohammedanischen Zeit im Lande geherrscht, Burgen und Paläste aus Kalk und Muscheln gebaut haben. Weiter erwähnen diese Annalen, daß vor Einführung des Islam vier Völker in jenem Lande neben einander vorhanden waren: die Girgassi, Semang's, Bila und Sakaï. Die drei letzteren sind, unter denselben Benennungen, noch heute vorhanden. Bila heißen solche Semang's, die seßhaft geworden sind; die Sakaï haben langes Haar, wohnen im Innern von Perah und sind noch nicht zum Islam bekehrt.

Earl meint, daß die Muschelhügel von den Semang's herrühren; bevor sie ins Innere gedrängt wurden, müssen Seemuscheln ihr Hauptnahrungsmittel gebildet haben. Neuerdings ist festgestellt worden, daß die Bewohner der Andamanen, welche mit den Semang's fast identisch sind, die Gewohnheit haben, Muschelhügel zu bilden. Man hat dergleichen in der allerneuesten Zeit auf Viper-Island gefunden und die Muscheln beim Wegbau benutzt. —

Diese Mittheilungen Windsor Earl's gaben in der Ethnologischen Gesellschaft zu London Anlaß zu mancherlei Bemerkungen. Evans, welcher 1861 mit dem dänischen Professor Busk die Kjökken möddings untersucht hat, stellte Vergleiche mit jenen von Guah Gappah an. Das Vorkommen der rothen Steine und der Gerippe weist nicht darauf hin, daß die Hügel ursprünglich zu Begräbnißstätten bestimmt gewesen seien; man hat offenbar erst in späterer Zeit sie als solche benützt. Die dänischen Küchenabfälle, welche der Steinperiode angehören, enthalten nicht blos Herzmuscheln (das eßbare Cordinm), sondern auch Seeteufel und Kinkhornmuscheln (Buccinum undulatum) und Knochen, welche oft zerbrochen vorkommen, weil man das Mark herausnehmen wollte; dazu kommen Stein- und Feuersteingeräthe. Professor Worsaae nimmt zwei Abtheilungen der Steinperiode an. In Bezug auf die Kjökken möddings erscheint es interessant, daß in denselben auch Knochen des Auerhahns vorkommen. Dieser Vogel nährt sich von Kiefern, demgemäß fallen die Küchenkehrichte in die Kiefernperiode. Die dänischen Torfmoore liefern nun aber den Beweis, daß der Periode der Kiefernwälder jene der Eichen, und dieser jene der Buchen folgt. Die Kiefern sind längst aus Dänemark verschwunden.

Konsul St. John, welcher lange im indischen Archipel gelebt hat, wies darauf hin, daß man dort die Wohnungen auf Pfähle von 8 bis zu 40 Fuß Höhe baue; es könne also gar nicht befremden, wenn man Muschelhügel von 25 Fuß Höhe finde, denn die Eingeborenen werfen die Muscheln aus ihren Häusern herunter. Dagegen wandte Herr Burke ein, daß unter solchen Umständen die Regelmäßigkeit dieser Hügelbildung auffallend erscheine. Vielleicht hätten sie wohl eine religiöse Bedeutung und seien von vornherein zu Begräbnißstätten bestimmt gewesen. Das scheint aber doch nicht der Fall zu sein. Dr. Hunt bemerkte, daß am Golf von Mexico große Ablagerungen von Gnathonmuscheln vorkommen, die offenbar von Menschen dorthin geworfen sind. Bemerkenswerth erscheinen ihm auch die Muschelhügel 50 Miles nördlich von der Stadt Mobile in Alabama; sie sind nun viele Fuß hoch mit Dammerde bedeckt und es stehen Bäume auf ihnen.

Daß es übrigens natürliche Anhäufungen von Muscheln gibt, unterliegt gar keinem Zweifel. Dr. Hodgkin wies nach, daß dergleichen von Solen siliqua zeitweilig am Frith of Forth in Schottland gebildet werden; an der Küste von Suffolk liegen unerschöpfliche Muschelketten.

Uebrigens sind die Muschelhügel in Dänemark, wie Evans nachwies, nicht symmetrisch, sondern laufen zusammen, als ob die Hütten in einem Kreise gebaut worden wären, manchmal auch so, als ob die Hütte in der Mitte gestanden hätte und die Muscheln wie zur Vertheidigung um sie herum aufgeworfen wären.

Ueber die von Earl aufgefundenen Gerippe bemerkte St. John, der selber an Ort und Stelle gewesen ist, sie seien ohne Zweifel sehr alt, man habe aber vom Schädel nur die obere Hirnschale; das Begraben von Leichen in den Hügeln habe sicherlich erst in späterer Zeit, lange nach der Bildung jener, stattgefunden. Ein Herr White bemerkte, daß er die Muschelbänke an der Seeküste der Provinz Wellesley häufig beobachtet habe. Sie bestehen, sagte er, allemal aus einer einzigen Muschelart, das Land ist eine ausgedehnte Alluvialebene, die von Sandketten durchzogen wird; sie laufen parallel mit der Küste und haben sichertich einst einen Theil der letzteren gebildet. — Auf einigen dieser Sandrisse liegen die von Earl geschilderten Hügel und auch malayische Dörfer. Theile dieser vereinzelten Sandrisse wurden als Begräbnißstätten benutzt; das zwischen den verschiedenen Höhenzügen liegende Tiefland wird mit Reis bestellt. Er meint nun, die Muschelhügel seien ursprünglich von der Natur gebildet worden und zwar durch Wachsen und Absterben thierischer Organismen; aller Wahrscheinlichkeit zufolge wurden sie durch die Einwirkungen der Ebbe und Fluth vergrößert. Dann seien die Semang's gekommen und hätten auf oder an denselben ihre Wohnungen gebaut und an einigen Stellen sie durch Muscheln erhöht. An der Küste von Britisch-Guyana findet man dann und wann sehr ausgedehnte Muschelbänke, die ein Werk der Gezeiten sind.

Anderseits wurde darauf hingewiesen, daß man Muschelufer (Shell beaches) von Muschelhügeln unterscheiden müsse. Mit jenen habe nur der Geolog zu schaffen: sie kämen sehr häufig vor. Muschelhügel dagegen seien Menschenwerk.

Die vorstehenden Mittheilungen machte Karl Andree an einem der „Unterhaltungsabende", in welchen allwöchentlich einmal der Verein für Erdkunde zu Dresden geographische und ethnologische Gegenstände erörtert. Herr Finanzrath Max Maria von Weber knüpfte daran Bemerkungen über die dänischen Kjökken möddings, welche er selber gesehen.

Von entschiedenem Interesse waren die Angaben des Herrn Oberlieutenants Woldemar Schulz, der längere Zeit in den südlichen Provinzen Brasiliens verweilt und dort mancherlei Forschungen angestellt hat. Er wies das Vorkommen von Muschelhügeln an der Südostküste Südamerika's nach.

Er deutete zunächst darauf hin, daß seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Angehörigen mancher Mönchsorden eine rege Thätigkeit in Bezug auf die Erforschung südamerikanischer Verhältnisse bethätigt haben. Leider sind viele Manuskripte, in welchen sie ihre Beobachtungen und Untersuchungen niederlegten, theils nie zur öffentlichen Kunde gelangt, theils verloren gegangen.

Herr W. Schulz bemühete sich eifrig, in den südlichen Provinzen Brasiliens alte Manuskripte aufzusuchen. Er überzeugte sich, daß viele durch die Sorglosigkeit der Menschen oder die Gefräßigkeit der Termiten zu Grunde gegangen sind. Doch waren seine Nachsuchungen nicht ganz fruchtlos.

In der kleinen Hafenstadt Paranagua, welche 1648 von den Jesuiten gegründet worden ist, fand er im Archiv der Municipalkammer eine portugiesische Handschrift des berühmten Antonio Vieira mit dem Titel: Memoria historica da Cidade de Paranagua. Der Verfasser, ein Jesuit und Staatsmann, war 1653 als Superior der Missionen von Maranão nach Brasilien gekommen und beschäftigte sich bis an sein Lebensende damit, die Lage der Indier zu verbessern. Die Portugiesen trieben damals den Handel mit brannem Menschenfleisch in großartigem Maßstabe. Sowohl die Paulistas (Bewohner der Provinz S. Paulo) wie die Weißen am Amazonenstrom unternahmen Menschenjagden bis an den Fuß der Andes; portugiesische Quellen berichten, daß manchmal 15,000 braune Sklaven von diesen Menschenjägern zum Verkauf auf die Märkte gebracht worden sind.

Diesem Unfuge wollte Vieira zu steuern suchen. Während seines 44jährigen Aufenthalts in Brasilien fand er vollauf Gelegenheit zu wichtigen Beobachtungen und Entdeckungen. Zu diesen gehört auch das Auffinden von Muschelhügeln an der Südostküste Brasiliens. Sie haben Aehnlichkeit mit jenen an der nordeuropäischen Küste.

Nachdem Herr W. Schulz das Obige vorausgeschickt, theilte er in deutscher Uebersetzung die auf den Gegenstand bezüglichen Stellen aus Vieira's Memoria mit.

„Die Zahl der Indier, vom Stamme der Cario's oder Carújo's, welche ursprünglich die Ufer der Buchten, der Bai von Paranagua bewohnten, mag sich auf 6 bis 8000 Seelen

belaufen haben, wenn wir annehmen, daß da überall, an den Küsten und auf den Inseln, ihre Wohnsitze lagen, wo sich heute noch die zahlreichen Sambaqui's (Muschelhügel) von den Schalen der Austern und anderer Seethiere vorfinden.

Die Indianer des genannten Stammes sollen ein friedliches Volk gewesen sein, das sich hauptsächlich durch Fischfang und durch den Fang anderer See- und besonders der Schalthiere nährte.

Zu gewissen Zeiten des Jahres zogen sie familienweise aus und suchten die ihnen bereits als ergiebig bekannten Punkte der Küsten auf. Unter den hallenartigen Wurzeln der Mangosträuche sammelten sie dann ihre Lieblingsnahrung. Die Ergebnisse der Austernernte müssen sehr bedeutend gewesen sein. Man konnte diese mit leichter Mühe und ohne besondere Vorbereitung sammeln. Noch heute findet man von dieser Species in reicher Menge an den Küstenstreifen von Paranagua und S. Paulo.

Diese Schalthiere bildeten die Hauptnahrung der Indier während der Zeit des Fischfanges. Was nicht zum Unterhalt sofort verbraucht wurde, nahm man getrocknet mit in die Albeamentos, um auch während der übrigen Zeit einigen Vorrath davon zu haben.

Die Schalen und Muscheln wurden nach dem Genusse des wohlschmeckenden Inhaltes auf einen bestimmten Platz geworfen; nach und nach bildete man so förmliche, kleine Hügel.

Daher mag die irrthümliche Meinung einiger Schriftsteller entsprungen sein, daß diese eine animalische Masse gewesen, aus der die Eingeborenen ihren Kalk gebrannt hätten.

Die Erde, welche im Laufe der Zeiten durch Sturm und Fluth auf jene Hügel geführt worden ist, bildete nachmals über denselben eine Schicht, die an einzelnen Stellen erheblich genug ist, um bedeutende Stämme und Sträucher zu ernähren, wie dies ja auch hie und da zu sehen ist.

Das Alter dieser Ostreiro's oder Sambaqui's ist so groß, daß einzelne jener Muschelhaufen heute eine kompakte, zusammenhängende Masse bilden, ein förmliches Conglemerat, und man ist gezwungen, wenn man einzelne Stücke davon ablösen will, dieselben mit dem Hammer abzuschlagen.

Aus diesen aufgehäuften Schalen der Seethiere, welche die Indier ursprünglich zu ihrem Unterhalt genossen, haben sie nachmals allen Kalk gebrannt und damit alle die Gebäude aufgeführt, welche seit der Gründung der Capitania erbaut wurden.

Ja selbst heute noch wird der Kalk, den man aus den Muschelhügeln von Santos, S. Vicente, Conceiçao, Iguape, Cananea, Paranagua, Laguna und Torres brennt, an allen diesen Orten zum Häuserbau verwendet.

In der größern Zahl haben sich diese Muschelhügel, in denen sich zuweilen Steinbeile, Scherben von Gefäßen, Gerippe von Verstorbenen ꝛc. vorfinden, erhalten.

Jeder Indier, welcher während der Fischzeit starb, wurde nämlich unter einem solchen Austernhügel begraben, der also somit zugleich auch als Grabmonument diente.

Man sieht dergleichen Sambaqui's heute noch in großer Menge an den Ufern der Flüsse Gurguattu, Correias, Almeidas, Foral, Riberao, Rio das Pedras, Jacarahy, Saquaremassu und Saquarema.

Am Fluß Jaguedo findet sich der größte dieser Hügel, welcher Sambaqui-guassu (d. h. der große S.) genannt wurde. Derselbe soll einen Raum bedecken von etwa 90,000 Quadrat-Braçen. Aus der Größe dieses Hügels schließt man, daß hier der Wohnsitz und die Residenz des Groß-Caziquen des genannten Stammes der Carios gewesen sei." *)

*) Wir ersuchen die Freunde des Globus in Brasilien, namentlich jene in der Provinz Rio Grande, den Muschelhügeln Aufmerksamkeit zuzuwenden und eventuell uns darüber Notizen einzusenden. A.

Rohlfs' Reise durch die südlichen Provinzen von Marokko.

Eine der interessantesten Reisen im nördlichen Afrika führte im verflossenen Jahre Gerhard Rohlfs aus Vegesack bei Bremen aus. Er ist der erste europäische Reisende, welcher die marokkanischen Landschaften südlich vom Atlas gesehen hat; mit Ausnahme von René Caillé, der 1828 von Timbuktu kommend jene Landschaften von Süden nach Norden durchschnitt, während Rohlfs von West nach Ost und Nordost reisend eine weit vollständigere Kenntniß derselben erhielt.

Gerhard Rohlfs war früher Student der Medizin und lebte dann mehrere Jahre in Algerien, wo er der arabischen Sprache und Landessitte so mächtig wurde, daß er seine Reisen unter der Maske eines Mohammedaners machen konnte. Er ging nach Marokko, lebte längere Zeit in Fes und trat im Juli 1862 von Tanger aus eine Reise an, deren Tagebuch in Petermann's Mittheilungen 1863, S. 361 ff., mitgetheilt ist. Von Tanger aus ging er die Westküste Marokko's entlang und schlug sich dann von Agadir aus nach Osten ins Innere bis nach Géryville in Algerien durch. Diesem Theil seines Tagebuches entnehmen wir Folgendes im Auszuge:

Die Bucht von Agadir ist unstreitig die tiefste in der ganzen atlantischen Küste des marokkanischen Reiches und bietet den größten Schiffen Sicherheit. Da jedoch die Stadt ohne Konsulu ist, so wird kein Seehandel getrieben. Agadir liegt auf einem 800 Fuß hohen abschüssigen Berg und ist mit Festungsmauern umgeben, die aber aus schlechtem Material und in sehr verwahrlostem Zustande sind. Das Innere Agadir's ist, mit Ausnahme der Regierungsgebäude, ganz zerfallen; die Einwohnerzahl beträgt höchstens 1000 und unter diesen sind die Juden das belebende Element. Nordöstlich von der Stadt thürmen sich die Berge des Atlas auf, während sich die Aussicht nach Süden zu in die unendliche Ebene verliert. Es ist auffallend, wie kalt das Klima in Agadir und an der umliegenden Küste ist; vor Mittag durchdringt die Sonne den dichten Nebel nie und selbst in der Sonne ist es dann nicht übermäßig warm. Die Lebensmittel sind billig; so kostet ein Pfund Fleisch 2 Sous, für 1 Sous erhält man an Markttagen 8 bis 10 Eier.

Rohlfs wollte erst nach Süden nach dem Lued-Nun vordringen, da er aber hier durch das Land des Scherif Sidi Hossein wandern mußte, so unterließ er es, weil dieser grausame Herrscher ihn auf jeden Fall hätte köpfen lassen. Er schlug daher den Weg nach Osten ein, um Géryville in Algier zu erreichen. Da auch die Umgebung Agadir's sehr unsicher ist, schloß sich Rohlfs einer nach Tarudant gehenden Karawane an. Zur Linken des Weges erheben sich die Gipfel der Atlas-

kette, zur Rechten fließt der Lued Sus, von Osten kommend, dem Meere zu. Das Thal des Flusses ist ein wahrer Garten; ein Haus steht neben dem andern und Oelbäume, Argan, Feigen, Stachelfeigen, Granaten und Mandeln gedeihen üppig. Jeder Mann geht mit Flinte und krummem Dolche bewaffnet. Es ist eigenthümlich, daß diese Berber, welche auf allen Seiten von Arabern umgeben, und falls sie Tholba sind, in arabischer Sprache beten müssen, seit 1000 Jahren ihre Sprache erhalten haben, die bis auf wenige Unterschiede mit der in der großen Kabylie und am Rif gesprochenen gleich ist.

Je weiter man nach Osten vordringt, desto höher wird das Gebirge, obgleich man in der Ebene fortmarschirt. Unendlich viele leere Flußbetten, vom Atlas kommend und dem Sus zulaufend, unterbrechen den Weg, aber auf der ganzen Strecke von Agadir bis Tarudant findet man auch nicht einen einzigen vom Atlas kommenden Fluß, der das ganze Jahr hindurch Wasser hält. Am dritten Tage gelangte Rohlfs schon nach Tarudant, das in einem Oelbaum- und Palmenwald liegt. Dort mußte er wegen Krankheit mehrere Wochen zurückbleiben. Der Umfang der Stadt ist groß, jedoch ist fast Alles, was sich innerhalb der Stadtmauer befindet, Garten. Die ohne Plan und Kunst angelegte Mauer erreicht bei einer Dicke von zwei bis sechs Fuß eine Höhe von 20 Fuß; alle 50 Schritt wird sie von Thürmen unterbrochen, die jedoch nicht höher als die Mauer selbst sind. Das Material, aus welchem sie, wie alle Häuser, gebaut ist, besteht aus mit Häckerling gemischtem Lehm, der zwischen zwei Bretter gestampft wird. Im Mittelpunkt des großen Gartens, der als Stadt gilt, befinden sich die Buden, wo man verkauft und arbeitet; einen eigentlichen Handelszweig und Manufakturen hat aber Tarudant nicht. Stark betrieben wird die Kupferschlägerei, die sich freilich blos auf kleine Kessel und Geschirre beschränkt. Das Kupfer wird aus den Bergwerken geholt, die sich in den kolossalen Gebirgsmassen im Norden der Stadt befinden. Die Einwohner versicherten, daß nicht nur dieses Metall, sondern auch Eisen, Silber, Gold und Magneteisenstein in großer Menge vorhanden seien, man verstände nur nicht, sie zu gewinnen, das Kupfer aber träte offen zu Tage. Die Moscheen der Stadt sind nicht bedeutend.

Mit einer Karawane, die sich nach dem Draa begab, reiste Rohlfs weiter. Das Land Draa ist eine lange, in der Sahara liegende Wüste, welche durch den vom Atlas kommenden Lued Draa gebildet wird; der Fluß selbst verliert sich in der Wüste. Von Tarudant gebraucht man acht Tagemärsche, um das Land Draa zu erreichen. Man folgt dem Lued-Sus, in dessen Norden sich der eigentliche Atlas erhebt, während sich im Süden eine niedrigere Zweigkette dieses Gebirges hinzieht. Unter vielerlei persönlichen Erlebnissen verfolgte Rohlfs mit der Karawane den Lued-Sus bis fast an seine Quelle, wo das Land Ras-el-Lued genannt wird, und schlug dann eine südöstliche Richtung nach der Wüste zu ein; in dieser Richtung marschirte er sechs Tage lang weiter. Die Gegend blieb fast immer gleich: nackte kahle Berge, meist Basaltfelsen, dann wieder große, jedoch von Bergen eingeschlossene Ebenen ohne Vegetation und nur von Steinen bedeckt, hie und da eine Oase, die sich von Weitem durch die hohen Palmen ankündigte. Am fünften Tage kam der Reisende zu einem Bergpaß, der durch eine nur fünf Schritt breite Schlucht gebildet wurde, zu deren Seiten sich 1000 Fuß hohe senkrechte Marmorfelsen erhoben; durch dieselbe rieselte ein kleiner Bach, der am Ausgange der Schlucht zu einer Oase Veranlassung gibt. Der Marmor der Felsen war stellenweise so glatt, als ob er künstlich polirt wäre und spielte dabei in allen Farben. Am südöstlichen Ende der Schlucht entdeckte Rohlfs eine starke kohlensaure Quelle; die Gegend um diese Marmorfelsen war sehr metallreich und Rohlfs fand große Stücke reinen Antimonmetalls.

Bei dem kleinen befestigten Dorfe Tanzetta war endlich nach mühevollem Marsche das Land Draa erreicht; eine halbe Stunde südlich von diesem Dorfe erhebt sich der sonderbar geformte und unter den Draabewohnern sehr berühmte Berg Sagora, der eine Höhle enthält, in welcher in früheren Zeiten die Christen einen großen Schatz verborgen haben sollen. Das Draathal wird nördlich von diesem Berge von Arabern, südlich dagegen von Berbern, oder, wie sie sich selbst nennen, Brebern, bewohnt. Außer der Sprache bemerkt man zwischen beiden Völkerstämmen keinen Unterschied. Suppe, Kuskus und Datteln bilden die Nahrung der Draui Jahr aus Jahr ein. Die Häuser, aus gestampftem Lehm gebaut, sind zweistöckig, unten wird das Vieh beherbergt und oben wohnt die Familie. Die Bewohner, obgleich ursprünglich weiß, sind durch Sonne, Staub und Vermischung mit den Negern braun geworden, so daß man keine eigentlich weißen Leute mehr antrifft. Sie sind außerordentlich schmutzig, waschen sich fast nie, selbst zum Gebete nicht; bevor sie dasselbe sprechen, ahmen sie die Bewegungen des Waschens blos nach. Daher sind wenigstens zwei Drittel der Bewohner augenkrank und ein Sechstel erblindet frühzeitig.

Der Hauptort des Draa ist Tamagrut; es zeichnet sich nur durch seine Größe und dadurch, daß ein beständiger Markt dort gehalten wird, vor den übrigen Ortschaften des Draa aus. In der Sanija ward Rohlfs sehr gastlich aufgenommen und mußte dort mehrere Wochen verweilen. Die Sanija erinnert an ein Kloster aus früherer Zeit; die Höfe sind von großen Bogengängen umgeben, in welche die Zimmerchen oder vielmehr Zellen münden, die von länger verweilenden Reisenden oder Pilgern bewohnt werden. Fortwährend hört man das Beten und Ablesen des Koran und fromme Wallfahrer bringen ihre Gaben dar.

Das Draaland hat im Ganzen eine Ausdehnung von etwa sechs Tagereisen. Frühere Reisende behaupten, ohne jedoch in Draa gewesen zu sein, daß der Lued Draa sich in einen See ergieße, der in der Sahara existire; es ist dies jedoch irrig, es existirt südlich vom Draa oder von Tafilet weder ein See noch ein Schott. (Scholt ist eine Niederung, ein Seebecken, das nur im Winter und Frühjahr Wasser hat, im Sommer und Herbst aber Sumpf oder ganz trocken ist.) Es gibt im Draa auch Juden, die in einigen Dörfern neben den Mohammedanern wohnen. Sie leben dort im Ganzen besser, als in Marokko, treiben weniger Handel als Handwerke, z. B. Büchsenschmiederei, Blechschlägerei, Tischlerei, Schneider- und Schusterei ꝛc., und sind den Wüstenbewohnern unentbehrlich geworden; deshalb werden sie wenig belästigt. Jedoch sind sie noch schmutziger und widerlicher als die Araber und Berber. Nach Tamagrut dürfen sie nicht kommen; die Stadt würde durch die Anwesenheit eines Ungläubigen entweiht werden.

Das Draaland hat keine eigentliche Centralregierung; die Oberherrlichkeit des Sultans ist blos nominell, jedes Dorf regiert sich selbst und hat entweder eine erbliche oder republikanische Regierung, wie in den meisten Orten, wo alle Jahre eine Art Gemeindevorstand, der aus 20 oder mehr Mitgliedern besteht, gewählt wird. Das ganze Land mag etwa 25,000 Einwohner haben und zerfällt in fünf Provinzen, die von Norden nach Süden so aufeinander folgen: Mesgeta, Tunsulin, Ternetta, Fesnota, Ktaua.

Ktaua ist eine große selbstständige Oase des Landes Draa, zu der gegen 100 befestigte Dörfer gehören. Diese bestehen aus bloßen Palmhütten und sind entweder von dem Araberstamme Beni Mhamed oder von Berbern bewohnt. Von dem großen Dorfe Adualfil aus wird der hauptsäch-

lichste Handel mit dem Sudan getrieben. Gold, Elfenbein, Leder und Sklaven werden von dorther gegen europäische Erzeugnisse ausgetauscht. Die Sklaven kauft man zu dem billigen Preise von 50 bis 60 Frcs. und verkauft sie dann in Fez oder Marokko zu 300 bis 400 Frcs. Die Karawanen brauchen von hier bis Timbuktu zwei Monate; die größte wasserlose Strecke beträgt 10 Tage.

In Abnalfil blieb Rohlfs 14 Tage und ging dann in nordöstlicher Richtung mit einer Karawane nach Tafilet, das er am fünften Tage erreichte. Tafilet ist eine der größten Oasen der Wüste; man zählt gegen 300 befestigte Dörfer. Der Hauptort ist Abuam und dicht dabei, in Risani, residirte der Kaid des Sultans. Einen eigenthümlichen Anblick gewährt der Marktplatz in Abuam, der sich vor den Thoren befindet. Von Weitem würde man glauben, er sei mit großen Maulwurfshügeln bedeckt, kommt man aber näher, so sieht man, daß man eine große Menge steinerner, oben gewölbter Buden vor sich hat. Dreimal in der Woche wird ein bedeutender Markt abgehalten; er ist der größte im Süden des Großen Atlas. Man findet dort Alles, was man in Fes von europäischen Produkten verkauft, außerdem sämmtliche Produkte des Sudan. Der Ort, welcher jährlich zwei Karawanen nach Timbuktu schickt, heißt Suttu; er liegt eine Stunde südlich von Abuam.

In Tafilet blieb Rohlfs beinahe einen Monat; er begab sich von da nach der zwei Tagereisen nördlich liegenden Oase Ertib, die etwa einen Tagemarsch lang ist und von demselben Flusse wie die Oase Tafilet bewässert wird. Die Bevölkerung besteht ausschließlich aus Berbern.

Von Ertib aus ging Rohlfs über Budeneb stets in nordöstlicher Richtung weiter und verweilte 10 Tage in der Oase Boanan, wo er einen Führer und Diener nach Knetza (Kenetsa) miethete. Dieser Führer aber überfiel Herrn Rohlfs im Schlafe, brachte ihm etwa ein Dutzend Hieb- und Schußwunden bei und beraubte ihn alles Geldes und aller seiner Effekten. Zwei Tage und zwei Nächte lag er vom Durste gequält mit zerbrochenem Arm in der Wüste, bis ihn Marabus fanden, unter Dach und Fach brachten und nach zwei Monaten geheilt entließen. Er ging nach Knetza und brachte bei dem Scheich eine Klage an, ohne jedoch in dem gerechtigkeitslosen Lande das Geringste zu erzielen. Knetza hat 5000 Einwohner und zahlreiche Quellen bewässern die Dattelpalmen und Gärten.

Bei Knetza hört die Wüste schon auf; Antilopen, Strauße, Gazellen, Hyänen, Füchse und Schakale sind häufig, Panther selten, Löwen traf Rohlfs nicht. Von Knetza nach Fizig im Nordosten braucht man drei Tage. In Fizig wird ein bedeutender Handel mit Butter, Thran, Wolle, Schafen und Ziegen getrieben, die von den Arabern gegen Pulver, Kleidungsstücke und Waffen umgesetzt werden. Von Fizig bis an die algerische Grenze hat man nur noch einen Tagemarsch. Rohlfs ging nach Géryville und dort enden die Nachrichten des kühnen und unternehmenden Reisenden.

Rohlfs hat die Absicht, von Algerien aus unter der Maske eines Mohammedaners in noch unbetretene Gebiete Afrika's vorzudringen und nach Timbuktu zu reisen.

Die Insel St. Thomas in Westindien.

St. Thomas, 29. August 1863.

Die dänische Kolonie und verrufene Insel St. Thomas liegt circa 18½° nördl. B. und 65° westl. L. von Greenwich, ist etwa zwei Q.Meilen groß und hat im Süden einen der prachtvollsten, fast rundherum geschlossenen Häfen, in dem die größten Schiffe der Welt sicher ankern. Die Insel ist durchweg hügelig und besteht fast nur aus Felsen, da tropische Regenschauer das bischen Erde auf den Bergen fortspülen, so daß sie für Agrikultur wenig oder keinen Boden bietet. Die paar Zuckerplantagen wurden nach der Negeremancipation im Jahre 1848 entweder total verlassen, oder als Grasplätze zum Weiden von Kühen und Ziegen verwendet.

Den Haupthebel des Platzes bildet der Handel, der, wenn man den Umfang und die kleine Einwohnerzahl (15,000) in Betracht zieht, als außerordentlich umfangreich erscheint. Die Einfuhr beträgt etwa sechs und ein halb Millionen Dollars oder circa acht Millionen preußische Thaler. Die größten Geschäftshäuser sind trotz der völligen nationalen Schutzlosigkeit, wie auf den meisten überseeischen Plätzen, deutsche. Rechtschaffenheit und solide Betriebsamkeit machen den Deutschen auch hier zum geachteten Mitgliede der Gesellschaft, ohne daß er, wie der Engländer und Franzose, auf seine Kanonen pochen könnte. Was könnte Deutschland leisten, wenn wir auch vernünftig angewandte Kanonen zur See hätten!

Diese deutschen Häuser machen im Durchschnitt jedes einen Umsatz von 6 bis 700,000 Dollars oder circa 800,000 bis eine Million preußische Thaler. Das Hauptgeschäft wird nach Cuba, St. Domingo, Portorico und einigen Plätzen Venezuela's und Neugranada's betrieben. Das Kreditsystem ist ziemlich ausgebreitet, doch hat sich das hiesige Geschäft trotzdem stets so solide bewährt, als irgend ein gutes europäisches, was wir wohl dem soliden und betriebsamen Sinn der in den erwähnten Ländern vielfach ansässigen Catalonier zu verdanken haben.

St. Thomas bildet so zu sagen den Eingang und Schlüssel zu einem großen Theile Westindiens, sein guter Hafen, sein Freihafen (der Zoll ist unbedeutend, fast nominell, bringt aber trotzdem 80 bis 100,000 Dollar ein) machen die kleine unfruchtbare Insel zu einem Platze von umfassender Bedeutung. Das Klima ist ein tropisches und von jenem der umliegenden Inseln wenig verschieden, aber trotz des vielen Geschreies in Europa halte ich St. Thomas für eine der am wenigsten ungesunden Antillen. Das gelbe Fieber, welches Gottlob nun seit 1857 nicht wieder aufgetreten, wird durch die täglich aus anderen tropischen Ländern ankommenden Schiffe, namentlich Dampfer, die keiner strengen Quarantaine unterworfen sind, hierher geschleppt, und dann heißt es, St. Thomas sei ein „Pestloch". Namentlich tragen die Royal Mail Steamer, die von Chagres am Isthmus von Panama kommen und zwei Mal im Monate Massen von Passagieren von der ganzen Westküste Süd- und Nordamerika's und vom ungesunden Isthmus von Panama mitbringen, um solche von hier nach Europa weiter zu befördern, viel, wenn auch unabwendbar, die Schuld daran. Eine Kontrolirung dieser Leute, die heute ankommen und morgen weiter gehen, auch unbehindert mit dem Ufer verkehren, läßt sich in einem Freihafen nicht durchführen.

Der Nordländer, dessen Aeltern und Voräeltern im kalten Klima gelebt, dessen ganze Diät und Lebensweise für ein nordi-

sches Klima berechnet ist, bedenkt selten, daß er hier in eine andere, ihm durchaus fremde Welt tritt. Er weicht der tropischen Sonne, dem tropischen Regen nicht aus, er will sich nicht an eine mäßige Speisendiät gewöhnen, tanzt und trinkt Eiswasser, er reitet, kurz er thut alles Mögliche, um sein Leben in Gefahr zu bringen und nennt das alsdann „die Monotonie des Platzes beleben". Er möchte das in vier Wochen zu Stande bringen, was in 100 Jahren nicht gelungen ist, er begreift oder bedenkt in seinem Leichtsinn nicht, daß tropische Thiere im kalten Klima nur mit großer Mühe am Leben bleiben, und glaubt sich erhaben über leicht ausführbare Diät und Gesundheitsmaßregeln. Wer Europa verläßt, um es gegen ein heißes Klima zu vertauschen, der bedenke vorher, daß er ein altes, auf tausendjährige Civilisation gebautes System verläßt, mit dem er durch Geburt und Lebensweise fest verwachsen ist, um in ein hastig aufgebautes Leben und in eine Durchschnittshitze von 25 Grad Réaumur zu treten, daß er einer unfruchtbaren Insel für Jahre anzugehören hat, die nur vom Handel existirt, und entscheide dann.

erreicht. Viele werden alt und grau auf der Reise und Glück und Unglück wechseln auch hier wie überall auf unserem Planeten. Voran unter den Veteranen, die durch Familienverhältnisse und langjährige Gewohnheit mehr als durch Vermögensverhältnisse an die Insel oder das Schiff sich für Lebenszeit gebunden haben, steht unser Landsmann Herr F. L. von Lindeman aus dem preußischen Sachsen und ehemals Militair. Wegen seiner überaus großen Freundlichkeit und Gastfreiheit wird er von Groß und Klein geliebt und geachtet. Da ist kein Mensch in Noth, dem er nicht auf eine oder andere Weise beisteht; namentlich aber um Deutsche ist Herr von Lindeman besonders bemüht und manch junger Mann verdankt ihm sein späteres glänzendes Schicksal. Weiß oder Schwarz ist ihm einerlei; mit Aufopferung seiner Zeit, seiner Kräfte und seines Geldes arbeitet, hilft und tröstet er, wo er kann, ohne Unterschied von Farbe und Glaubensbekenntniß.

Die weiße Bevölkerung ist fast aus allen Materien gemischt: Engländer, Franzosen, Deutsche, Spanier, Italiener ꝛc.

Der Hafen von St. Thomas in Westindien. (Nach einer Originalzeichnung.)

Freilich Seeleute, die hart arbeiten müssen, sind selten im Stande, diätetische Maßregeln zu beobachten; nebenbei trinken sie viel und wenn man sie, namentlich Engländer und Nordamerikaner, zuweilen angetrunken auf der Straße liegen sieht, so wundert man sich, daß nicht noch mehr dieser Menschen dem Fieber erliegen.

Wer hier nicht Kaufmann ist oder mit hiesigen Geschäften in Verbindung steht, langweilt sich natürlich um so mehr, da es Vergnügungsorte und selbst Spaziergänge hier so gut als keine gibt. Es sind seit 1857 sehr viele neue Ankömmlinge, die Gottlob alle am Leben blieben, eingetroffen, welche als Commis in Geschäften arbeiten, namentlich Deutsche, und ich will hoffen, daß der unangenehme gelbe Gast uns für ewig weiter verschonen möge.

Die 15,000 Menschen zählende Bevölkerung besteht meistens aus Schwarzen und Farbigen; ich glaube nicht, daß mehr als 2 bis 3000 Weiße auf der Insel leben, geborene Europäer natürlich bedeutend weniger. Der junge Europäer, welcher hierher kommt, betrachtet gewöhnlich die Insel wie ein Schiff, auf dem er eine Reise macht (freilich eine lange Reise bisweilen); sobald er ein genügendes Kapital erworben hat, denkt er, geht es zurück in die alte Heimath, und das Schiff hat seinen Bestimmungsort

Gesellschaftssprache ist die englische, doch gibt es Leute, die 25 Jahre hier gelebt und sich großes Vermögen erworben haben, ohne ein Wort Englisch zu sprechen oder zu erlernen, da Geschäfts- und Correspondenzsprache fast ausschließlich Spanisch ist.

Wie oben angeführt, sind die deutschen Häuser die ersten am Platze und deutsche Waaren kommen in beträchtlichen Quantitäten hierher.

Das Leben der weißen Einwohner ist sehr einfach. Um 5 oder 6 Uhr Morgens steht man auf, trinkt Kaffee und geht gegen 7 Uhr ins Geschäft, wo bis um 5 Uhr Nachmittags gearbeitet wird, mit Ausnahme der Frühstücksstunde von 10 bis 11 Uhr, in welcher zwar nicht geschlossen, aber doch ziemlich Pause gemacht wird. Um 6 Uhr Nachmittags ißt man zu Mittag. Essen und Trinken sind hier nicht viel schlechter als in Europa, frische Bohnen und Erbsen haben wir das ganze Jahr hindurch, präparirte Gemüse kommen viel von Europa, desgleichen Schinken, Zungen, Wurst ꝛc., Vieh kommt von Portorico, Bananen und andere tropische Früchte erhalten wir von den benachbarten Inseln, da hier wenig oder nichts wächst. Fische gibt es in großer Menge und sehr schöne; sonderbar sticht dagegen ab, daß ein Hauptnahrungsmittel der

Farbigen und auch vieler Weißen, gesalzene Fische (Salzfische, Codfish und Stockfisch) von Canada bilden, die ohne Zweifel in diesem Klima weder gesund noch appetitlich sein können; sie sind ein zwar billiges, aber gewiß nicht zuträgliches Nahrungsmittel. Fast nur gute Weine werden hier getrunken, da kein hoher Zoll die Einfuhr beschwert, so daß man über schlechtes Essen nicht klagen kann und um sehr vieles besser gestellt ist, als andere westindische Plätze, deren Frequenz der unseren nicht gleich kommt. Die Hitze, welche zuweilen auf 30 Grad Réaumur im Schatten steigt, verhindert natürlich den großen Appetit.

Die Häuser sind meist geräumig und luftig auf den drei Bergen der Stadt terrassenförmig erbaut und gewähren, vom Hafen aus gesehen, einen man kann wohl sagen niedlichen Eindruck; es ist, als ob eine ausgepackte Schachtel Nürnberger Spielzeug vor uns stände. Niemand wohnt neben seinem Geschäftslokal, sondern mehr oder weniger auf den Hügeln, wo eine hübsche Aussicht auf Stadt und Hafen uns für die am Tage ausgestandenen Beschwerden entschädigt und wo man die kühle Seebrise, womöglich ohne oder mit wenigem Negergeruch gemischt, in Ruhe genießt.

Es gibt nur eine Haupt- und Geschäftsstraße, die sich mit der einen Rückseite am Hafen hinzieht und in der sich auf der Hafenseite die „Stores" oder Engros-Geschäftslokale und auf der gegenüber liegenden die „Shops" oder Detail-Verkaufslokale befinden. Trotzdem St. Thomas in früheren Jahren, da noch Alles von Holz gebaut war, einige Male abbrannte, ist man beim Wiederaufbau doch nie auf die Idee gekommen, eine hübsche Straße mit Quai am Hafen entlang zu bauen, wo es zu jeder Zeit kühl und angenehm gewesen wäre, sondern man hat die Straße immer wieder mit der einen Front den Bergen zugebaut, wodurch natürlich bei dem sehr häufigen Südwind eine unausstehliche Hitze vorherrscht.

Die Geschäftslokale haben jedes am Wasser ihre besondere Werft, um Güter zu empfangen; ein angemessener Spaziergang am Hafen entlang existirt nicht. Man hat weder Schau- noch sonst Glasfenster in den Magazinen, sondern dieselben sind einfach von Mauerwerk und haben ungeheure eisenbeschlagene Thüren; man arbeitet in denselben fast wie auf offener Straße. Die Wohnhäuser sind gleichfalls ohne Glasfenster mit verschiebbaren grünen Jalousien versehen, was ihnen ein recht freundliches wohnliches Ansehen gibt; die Hausfrauen sind der Noth, Gardinen auf- und abzustecken, enthoben, denn man hat und braucht keine solchen Vorhänge. Hinter der Hauptstraße liegen einige wenige Nebenstraßen, die aber schon mehr oder weniger hügelig hinansteigen und sich durch Enge und nicht übergroße Reinlichkeit auszeichnen.

Unsere Verbindung mit Europa durch die Royal Mail Steamer, alle 14 Tage, ist eine große Annehmlichkeit des Platzes und macht uns fast zu einer Vorstadt Europa's. Erst wenn man von St. Thomas weiter geht, kommt man nach dem eigentlichen Westindien. Diese Dampfer von etwa 3000 Tonnen Gehalt machen die Reise von Southampton in 14 Tagen so regelmäßig wie ein Uhrwerk, sind für 300 und mehr Fahrgäste und mit allem unter den Verhältnissen möglichen Comfort eingerichtet. Die Engländer haben viel darüber raisonnirt, daß die Linie unser St. Thomas und nicht eine ihrer Kolonien zum Stationsplatz ausersehen, doch hat die vor Kurzem erfolgte Erneuerung des Kontrakts auf sechs Jahre wiederum bewiesen, daß unsere Insel der einzige praktische Platz ist. Von dieser englischen Kolonialpartei ist auch wahrscheinlich Herr Trollope ausgeschickt worden und er hat den größten Unsinn über St. Thomas in die Welt hinausgeschrieben. Dergleichen ist in England nicht selten; trotz der großen Freiheit und politischen Bildung läßt sich, glaube ich, eher ein englischer Minister als ein deutscher Schulmeister irre führen. Trotzdem hat sich Herr Trollope in Europa eine gewisse Celebrität und Autorität erworben, die aber kein gutes Licht auf die Urtheilsfähigkeit des britischen Publikums in Betreff westindischer Verhältnisse wirft. Herr Trollope schreibt viel Falsches, z. B. daß St. Thomas ein Depot für Eau de Cologne, Cigarren und alte Kleider bilde (bei einer Importation von 6½ Millionen Dollars). Man hat hier allerdings von Herrn Trollope nur geringe Notiz genommen; er war ein unbekannter Mann. Die Offiziere der Dampfer, an deren Bord er sich befand, erklären ihn für „a perfect bore", einen lästig-langweiligen Menschen. Er schildert unsern Hafen als ein Pestloch und St. Thomas als eine Art von Sodom und Gomorrha. Ich meinerseits lebe nun seit langen Jahren hier und bin weder krank gewesen noch gestorben; andere Leute wohnten hier seit 25 oder 30 Jahren und sind ganz gesund und munter hier oder in Europa. Nun kommt solch ein ungerichteter, oberflächlicher Tourist hierher, schreibt ein Buch und läßt sich gar als eine wissenschaftliche Autorität preisen! *)

*) Wir ersehen aus zwei Briefen, die uns aus St. Thomas vom 28. October per Dampfer la Plata zugekommen sind, daß der uns von jener Insel aus übermittelte Aufsatz: Ueber die freien Neger auf St. Thomas (Globus, III. 84) dort eine sehr große Aufregung unter den „besseren Farbigen" verursacht hat. Jenem Berichte lag eine Liste der deutschen Firmen in St. Thomas bei, und wir wurden ersucht, dieselbe mitzutheilen. Deshalb schlossen wir sie ohne weitere Absicht jenem Briefe an.

Die „besseren Farbigen" brauchen sich über jenen Bericht, der ein photographisch treues Bild des Negers gibt, wie er in Westindien seit der Emancipation geworden ist, nicht zu ereifern. Daß einzelne Neger sich zur Respektabilität emporarbeiten, weiß ja Jedermann; von diesen war aber in jenem Briefe nicht die Rede, sondern von der Masse, von dem Durchschnittsneger, und die respektabeln unter den farbigen Leuten sollten sich doch hüten, für diesen letztern Partei zu nehmen. Es fällt keinem weißen Menschen ein, empfindlich zu sein, wenn ein hartes aber wahres Urtheil über den Pöbel, z. B. über den in London, gefällt wird. Die „deutschen Firmen" sind übrigens an der Sache unschuldig und wir ersuchen hiermit die St. Thomas Tidende, welche auf mehrere Artikel im Globus Bezug nimmt und auch den erwähnten Brief nebst unserer Einleitung abgedruckt hat, davon Notiz zu nehmen.

Nebenbei gereicht es uns zur Freude, daß uns aus vielen Gegenden Amerika's beistimmende Urtheile über unsere Auffassung und Behandlung der Negerfrage zugehen, und daß man im Süden wie im Norden, in deutschen wie in englischen Blättern, unsere auf diese Angelegenheit bezüglichen Aufsätze abdruckt; so z. B. in der Philadelphia Daily Age vom 23. Sept.; in der täglichen deutschen Zeitung zu Neworleans vom 8. Oct.; im deutschen Newyorker Journal sehr oft ꝛc. Vor wenigen Wochen erhielten wir auch aus Haïti eine Zuschrift in ähnlichem Sinne, außerdem eine Reihe von Nummern des Moniteur haïtien und der Opinion nationale, für deren Zusendung wir hiermit unsern besten Dank sagen. Gegenüber dem schauderhaften und gräßlichen Unheil, welches durch die Pseudophilanthropie über die schwarzen Menschen gebracht worden ist, und bei der schändlichen Gewissenlosigkeit, mit welcher die Yankee-Abolitionisten und ihre deutschen ultra-radikalen Nachtreter verfahren, ist es eine Pflicht der wahren Humanität, die Negerfrage gerade vom ethnologischen Standpunkte zu erörtern. Die „Philanthropen", welche sich selber zu solchen patentiren, haben einen unerhörten Bankerott gemacht, und nie hat es ärgere Quacksalber gegeben, als die „Abolitionisten" diesseit und jenseit des Oceans. Sie ruiniren einen ganzen Welttheil und jeder ihrer Schritte ist durch Blut und Barbarei bezeichnet. Aber am allerschlimmsten fährt der arme Neger.

A — ee.

Aus allen Erdtheilen.

Reisen in Afrika. Herr Karl von der Decken ist, wie wir schon früher gemeldet haben, wieder in Europa, und nachdem er in Hannover und Berlin verweilte, nach London gegangen, wo man ihm am 9. November, bei Eröffnung der Sitzungen der geographischen Gesellschaft, einen ehrenvollen Empfang bereitet hat. Es traf sich, daß sein „obstinater" Gegner Desborough Corley zwei Tage vorher, im Athenäum vom 7. November, abermals sehr heftig polemisirte. Er behauptet noch einmal, auf dem Kilimandscharo könne gar kein Schnee liegen, sondern höchstens Reif und der Baron sei nicht redlich verfahren.

Ueber das Alles wird Herr von der Decken sich leicht trösten. Murchison eröffnete die Sitzung mit einem Vortrag, in welchem er auseinandersetzte, was der deutsche Reisende in Ostafrika geleistet habe. Der Kilimandscharo habe Schnee auf seinem Gipfel; er ist ein vulkanischer Berg, der aber in der neuern geologischen Periode keine Eruptionen gehabt hat. Herr von der Decken wolle nun, so fuhr Murchison fort, auch den Kenia besteigen; er nehme aus England einen langen schmalen, zur Beschiffung seichter Ströme geeigneten Dampfer mit; er gedenke einen jener Flüsse, welche unweit von der Formosabai münden, hinaufzufahren. Sein nächstes Ziel sei der Kenia, und wenn er dort seinen Zweck nicht erreiche, wolle er versuchen, nach dem abessinischen Kassa zu gehen und von dort nach Gondokoro. Die englische Regierung stellt ihm ein in den ostafrikanischen Gewässern kreuzendes Schiff zur Verfügung. Der Redner hob dann mit gebührender Anerkennung Hrn. von der Decken's große Verdienste hervor und bemerkte, daß der Ausschuß der Gesellschaft den Reisenden zum Ehrenmitglied ernannt habe. Nachdem Herr von der Decken seinen Dank ausgesprochen, wurde sein Bericht über den Kilimandscharo verlesen. Die Westspitze dieses Bergriesen hat eine Höhe von 20,065 engl. Fuß, die Ostspitze dagegen nur 17,340 Fuß. Die Schneegrenze fand er im laufenden Jahre, vermittelst trigonometrischer Messungen, in einer Höhe von 16,400 Fuß. Bei 9000 Fuß wird keine Quelle, überhaupt kein Wasser mehr angetroffen und bei 12,000 Fuß hört die Vegetation auf. In dem Bericht wird eines Insektes erwähnt, durch dessen Stich Herr von der Decken binnen zwei Tagen alle seine Esel verlor; er nennt dasselbe Dondorovo, hat es selbst nicht gesehen, aber die Eingeborenen sagen, es sei eine Fliege mit langem Leibe, welche nach der Regenzeit in großer Menge erscheine und dann unter den Ziegenheerden großen Schaden anrichte. (— Diese Fliege ist offenbar nichts anderes als eine Tsetse, welche in einem großen Theile von Ostafrika vorkommt. —)

In derselben Sitzung wurde auch ein Brief vom Doctor Baikie mitgetheilt, der aber noch keine ins Einzelne gehenden Nachrichten über dessen Reisen nach dem innern Sudan enthält. — Von Frau Petherik war ein Schreiben aus Chartum vom 26. Juli eingelaufen, in welchem all' das Mißgeschick dargestellt wurde, welches Konsul Petherik auf seiner Nilfahrt erlitten. (Wir haben im Globus Bd. V, S. 92 eine ausführliche Schilderung gegeben.)

Von Th. v. Heuglin sind Nachrichten bis zum 5. Juli gehend eingetroffen. Nach der Rückkehr von Wau, wo er den Dr. Steudner begraben, verfiel er am Rek-See in eine schwere Krankheit. Noch schwach und leidend ging er am 4. Juni nach Westen und erreichte die ihm vorangegangene Tinne'sche Expedition am 12. zwischen Afog und Duan. Die beginnende Regenzeit hatte inzwischen die ganze Strecke in Sumpf verwandelt. Am 14. kam die Expedition an den Dschurfluß, ging über Wau und langte am 22. bei der Seribe Biselli an. Am weitern Vordringen in das Cosengagebirge hinderten die durch Regengüsse angeschwollenen Flüsse und Bäche. In dem Briefe Heuglin's wird ein großer schiffbarer Strom erwähnt, der nicht weit von dem Quartier der Expedition im Westen fließt.

Globus Bd. V, S. 121 berichteten wir über die Expedition des Dr. Schläfli aus Zürich nach Madagaskar. Nach neuen in Bern eingetroffenen Nachrichten ist dieselbe gänzlich mißglückt und der Reisende lag fast hoffnungslos erkrankt in Bagdad darnieder.

Von der abessinischen Küste. Das Land Habesch hat seit vielen Jahrhunderten Sklaven in den Handel geliefert, und dieser nimmt auch in unseren Tagen seinen Fortgang, obwohl Kaiser Theodor ein strenger Gegner desselben ist. Die Mohammedaner im Lande kehren sich nicht an das Verbot, und aus einem Berichte des englischen Vicekonsuls Walker geht hervor, daß die Sklaven in Zügen von 30 bis 40 Köpfen aus dem innern Land an die Küste geschafft werden. Dort bringt man sie in arabischen Dörfern unter, um sie zu gelegener Zeit heimlich an Bord von arabischen Fahrzeugen einzuschiffen. Diese fahren dann mit ihrer lebendigen Waare hinüber nach Mocha oder Dscheddah; in letzterer Stadt werden die Abessinier sofort auf offenem Markte feil geboten.

Walker vergleicht das Klima der abessinischen Küste mit einem glühenden Ofen; in der warmen Jahreszeit verdorren alle Pflanzen, und es ist leicht erklärlich, daß ein europäischer Mensch bei einer Hitze von 115 bis 120° F. im Schatten weder Tag noch Nacht Ruhe oder Behagen findet. Auch die Abessinier, welche aus dem Innern ans Gestade kommen, sind außer Stande, dort eine längere Zeit zu verweilen. Walker hatte sich ein Pferd aus dem Oberlande nach Massawa kommen lassen, aber nach zwei Monaten war es todt. Wenn nach langer Hitze endlich Regen fällt, dann schießt das Gras ungemein schnell und üppig empor, aber es ist anfangs so giftig, daß nicht selten Maulthiere, welche dasselbe fressen, sterben.

Wir haben im Globus mehrfach darauf hingewiesen, daß die französische Regierung im vorigen Jahre den Hafen Obok von einem Danakilhäuptlinge für 10,000 Dollars gekauft hat. Jetzt erfahren wir durch Walker, daß jener Biedermann das Geld genommen hat, dann aber nach dem Innern abgezogen ist. Sein Nachfolger erklärte, daß der Vorgänger zu einem Verkaufe gar nicht berechtigt gewesen sei, brach die von den Franzosen aufgebauten Hütten ab und warf sie ohne Weiteres in die See. Natürlich wird er dafür von der „großen Nation" gezüchtigt werden.

Nachrichten aus Australien. Wir danken an diesem Orte für die uns freundlich übersandte Nummer der zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung Germania vom 20. August 1863, der wir folgende neue Nachrichten über die australischen Kolonien entnehmen.

In einer größern Versammlung war am 17. August in Melbourne beschlossen worden, den durch die vordringende Civilisation immer mehr dem Aussterben entgegen gehenden australischen Eingeborenen rettend an die Hand zu gehen und zu diesem Zwecke an dem bekannten Coopers Creek eine Mission zu errichten. Außer dem Predigen des Evangeliums soll sich diese Mission damit befassen, die Wilden an feste Wohnsitze und Bodenkultur zu gewöhnen. So menschlich und lobenswerth dieser Versuch auch erscheint, so glauben wir doch nicht, daß er von dem geringsten Erfolg begleitet sein dürfte. Denn abgesehen davon, daß die Eingeborenen schwerlich sich seßhaft machen lassen dürften, scheint es leider ihre Bestimmung zu sein, daß sie überall da, wo sie mit den ihnen so unendlich überlegenen Weißen zusammen kommen, schon durch den bloßen Contact mit denselben, dem Untergang geweiht sind. Der Branntwein und ansteckende Krankheiten tragen das ihrige dazu bei und so sehen wir in Südaustralien sich nur dasselbe wiederholen, was bereits auf Van Diemensland die Ausrottung der Eingeborenen herbeiführte und auf den Südseeinseln tagtäglich die Zahl der Eingeborenen verringert.

Aus Westaustralien wird gemeldet, daß Larnack's Expedition zur Erforschung des Innern erfolglos geblieben ist.

In Queensland vervollständigt sich das Telegraphennetz immer mehr und die Regierung beabsichtigt, eine Telegraphenlinie nach Cap Moreton zu errichten. Die deutsche Auswanderung nach dieser Kolonie ist auch im Steigen begriffen und am 7. August langten dort zwei Hamburger Schiffe mit Einwanderern an.

Die Goldausbeute ist noch immer eine massenhafte. So hat die Great-Extended-Company in Ballarat in der ersten Hälfte August nicht weniger als 1695 Unzen Gold ausgewaschen und deshalb eine vierzehntägige Dividende von 90 Pfund Ster-

ling pr. Aktie vertheilt. In Eaglehawk ward ein Goldkuchen von 841 Unzen Gewicht vorgezeigt, der aus 59 Tons Quarz gewonnen war. Es lieferte also die Ton über 14 Unzen Gold.

Die geologische Erforschung Südaustraliens nimmt ihren Fortgang. Elf Meilen von Adelaide hat man ein sehr reiches Kupfererzlager entdeckt. Unser Landsmann Dr. Mücke in Tanunda hat das Murraythal geologisch erforscht und in den Flötzformationen der Murrayklippen 135 verschiedene Species Schalthiere entdeckt. Dieselben werden nach Berlin gesandt und dort bestimmt werden, woraus dann der geologische Horizont jenes Thales erhellen wird.

Von großem Interesse ist es, daß sich zu Dunedin auf Neuseeland ein deutscher Turn- und Gesangverein gebildet hat, der sich einer großen Blüthe erfreut und zweimal wöchentlich seine Versammlungen abhält. So gehen deutsches Turnen und deutscher Gesang um die ganze Erde!

Ein deutsches Sängerfest in Brasilien. Wir werden im Globus fortfahren, Mittheilungen über unsere Landsleute in fernen Weltgegenden zu bringen. Kürzlich gaben wir einen Bericht über das deutsche Turner- und Sängerfest in Melbourne in Australien; heute entnehmen wir der zu Porto Allegre in Südbrasilien erscheinenden „Deutschen Zeitung" einen Bericht über das in den ersten Tagen des Februar dieses Jahres zu San Leopoldo abgehaltene Sängerfest, wodurch wieder der Beweis geliefert wird, wie sehr deutsches Leben und deutsche Sitte bis in die fernsten Erdtheile verpflanzt werden. San Leopoldo war mit Laubgewinden und deutschen Fahnen festlich geschmückt und von früh Morgens an kamen die Sängerchöre der Nachbarkolonien meist zu Pferde mit Musik und Fahnen an der Spitze herbeigezogen und wurden herzlich willkommen geheißen. Das Wettsingen begann auf einer eigens zu diesem Zwecke errichteten Bühne, nachdem in deutscher Weise vorher eine Festrede gehalten worden war. Die Leistungen waren überraschend und wurden von lebhaftem Beifalle begleitet. Im Ganzen nahmen neun Vereine mit ungefähr 240 Sängern an dem Wettgesange Theil. Ein jeder Verein sang zwei Lieder und zum Schlusse wurde von sämmtlichen Sängern „Was ist des Deutschen Vaterland?" mit großem Enthusiasmus vorgetragen. „Das war, so schreibt die Porto Allegre deutsche Zeitung, ein recht erhebender Moment! Alle, wie sie da sangen, fühlten die tiefe Bedeutung der Worte, von mächtigen Tönen getragen, und einem Jeden schlug das Herz höher."

Nachdem am andern Morgen bei 32° Réaum. ein Umzug durch die Straßen der Stadt gemacht worden war, begab man sich mit fünf Musikchören unter die Orangenbäume auf den Spielberg, wo ein ländliches Fest die Sängerfeier beschloß und manches Hoch dem alten lieben Vaterlande ausgebracht wurde.

Expeditionen in Panama und Chiriqui. Die von den Nordamerikanern mit so bedeutendem Erfolg begonnenen wissenschafttichen Expeditionen in das Innere verschiedener Provinzen von Panama, welche die Geographie dieser noch so wenig bekannten Binnengegenden des Isthmus sehr wesentlich bereicherten und in ihrer Fortsetzung noch viel wichtigere Ergebnisse versprachen, sind leider durch den Bürgerkrieg ins Stocken gerathen. Man halte nach der Erforschung des Atrato-Thals und der Cordillere von Choco durch Michler und Craven, die der deutsche Naturforscher Dr. Arthur Schott begleitete, eine Wiederaufnahme der hypsometrischen und geognostischen Arbeiten weiter nordwärts gegen Darien erwartet, wo die vertikale Gliederung des waldbedeckten Landes zwischen den rundlichen Gruppen basaltischer Hügel die Möglichkeit einer tiefern und günstigern Vertiefung für einen inter-oceanischen Kanal noch immer zuläßt. Ein wiederholter Versuch französischer Ingenieure im verflossenen Jahr, eine Paßsenkung in der eigentlichen Provinz Darien zu entdecken, war völlig resultatlos. Auch die Expedition nach Chiriqui, wo der mit den topographischen Arbeiten betraute Lieutenant Morton schon im Jahr 1860 eine tiefe Einsattelung des Cordillerenkamms entdeckt zu haben versichert, über welche, nach seiner Ueberzeugung, „der Bau einer Eisenbahn zwischen den beiden Prachthäfen der Admiralsbai an der atlantischen und des Golfo dulce an der pacifischen Seite vollkommen ausführbar", ist nicht wiederholt worden. Bestätigte sich diese geographische Entdeckung, so wäre sie von großer Bedeutung für den inter-oceanischen Verkehr. Nirgendwo in Mittelamerika liegen sich zwei schönere Naturhäfen, so sicher und geräumig für die größten Kauffahrteiflotten, einander gegenüber. Dazu sind dort an der atlantischen Seite beträchtliche Steinkohlenlager gefunden und von dem amerikanischen Geologen John Evans näher untersucht worden. Diese Steinkohlenlager liegen in der heißen Tiefregion der Littoralzone, wo nur der Neger und der Mulatte als Arbeiter zu gebrauchen sind. Präsident Lincoln und der Senator Pomeroy hielten daher den atlantischen Küstenstrich von Veragua und Chiriqui für eine Massenansiedlung von Negern aus den Vereinigten Staaten mit Recht für besonders geeignet. Chiriqui ist auch sonst eines der schönsten Tropenländer Amerika's und besitzt auf seinen Terrassen und Gebirgsgehängen ein kühles und gesundes, in den Savannengegenden am Stillen Ocean ein zwar heißes, aber verhältnißmäßig nicht ungünstiges Klima. Die deutschen Ansiedlungen liegen in Mehrzahl bei Bugába, westlich von der Stadt David. Vor dem Nachbarstaat Costarica hat die Provinz Chiriqui die wohlfeilen Bodenpreise voraus und wird von deutschen Emigranten aus den Südstaaten von Nordamerika immer zahlreicher heimgesucht werden, je mehr dort die Fruchtbarkeit, die leichte Zugänglichkeit und die überaus günstige Lage dieser Provinz für den Handelsverkehr bekannt werden.

Eisenbahn in Chile. Diese Republik ist eifrig beflissen, die Werke des Friedens zu fördern. Die Eisenbahn, welche den Seehafen von Valparaiso mit der Hauptstadt Santiago verbindet, ist am 15. September eröffnet worden. In Valparaiso wird ein großer Hafendamm (Molo) gebaut und das Zollwesen in vielen Beziehungen verbessert. Der Küste entlang geht nun eine Dampferlinie regelmäßig nach Süden hin bis Puerto Montt; der Handelsverkehr nach jener Gegend hin ist in raschem Anwachsen.

Die deutsche Kolonie in Peru. Wir haben bereits (Globus Bd. I, S. 189) über die Tyroler am Pozozu berichtet. Jetzt lassen wir den Bericht des Staatsingenieurs von Falkenstein an den Direktor der öffentlichen Arbeiten in Pern über die deutsche Kolonie folgen: Dieselbe befindet sich an den Ufern der Flüsse Huancabamba und Pozozu und nimmt am erstern 1½ Leguas und am letztern ½ Legua Raum ein; das Klima an letzterm Orte ist vorzuziehen wegen der beständig dort wehenden Cordillerenwinde. Nachdem man Tillingo passirt hat, kommt man zuerst zu den Niederlassungen der Tyroler, an welche sich die der Preußen anschließen. In der Mitte der von den Tyrolern eingenommenen Gegend ist das von Stein erbaute Pfarrhaus und daneben die hölzerne Kirche, die aber auch bald aus Steinen aufgebaut werden soll. Die Schule wird von 25 Schülern besucht, der Schulmeister ist ein Peruaner und ertheilt den Unterricht in spanischer Sprache. Die Kolonie hat eine Bevölkerung von 163 Seelen und ihr Gesundheitszustand ist ausgezeichnet. Jeder Kolonist hat eine Farm von zwei Cuadras Breite mit Mais, Kaffee, Zuckerrohr, Reis ꝛc. angepflanzt. Außerdem haben Alle eine oder zwei Milchkühe, Schweine und eine große Menge von Hühnern. An Lebensmitteln herrscht kein Mangel. Am schlimmsten ist der Mangel guter Verbindungswege, um den Kaffee abzusetzen, doch soll dem abgeholfen werden. Man verspricht sich für das Jahr 1863 bereits eine Kaffeeernte von 1000 Arrobas, also etwa 250 Centner.

Peruanische Verhältnisse. In Peru, so schreibt ein Deutscher aus Lima einem newyorker Blatte, ist fast alles käuflich. Bei Bewerbungen um eine Anstellung wird wenig auf den Gehalt gesehen, sondern auf das, was dabei gemacht werden kann (buscas). So sagt man, die Inspectoren des Zollamtes (vistas) werden von der Regierung bezahlt, um zu sehen, und von den Kaufleuten, um nicht zu sehen. Die Gerichtshöfe sind auch meist alle käuflich, oder doch wenigstens den „Empenos" (Verwendungen einflußreicher Personen) zugänglich. Der Regierung selbst fällt es nie ein, den Unterthanen der Nationen, die keine Kriegsschiffe besitzen, Recht wiederfahren zu lassen, wenn es ihr so gefällt. Natürlich gibt dies den Gesandten der mächtigen Nationen ein Recht oder doch einen Vorwand, die Aussprüche der peruanischen Gerichtshöfe wenig zu respektiren. In Chile, dessen Tribunale weit achtbarer sind, ist dies lange nicht so sehr der Fall und die Reklamationen der Gesandten sind dort viel gemäßigter. Diese Unzuverlässigkeit der peruanischen Gerichtshöfe wird auch die Bildung der Aktien-Compagnien in England für den Bau einiger hier projektirten Eisenbahnen sehr erschweren. Die Regierung garantirt nämlich sieben Procent Interessen für das angelegte Kapital, verlangt aber, daß die Compagnie als nationale sich konstituiren und in Allem sich den Gesetzen und den Aussprüchen der Tribunale des Landes unterwerfen soll. Dazu verspüren die Kapitalisten in England wenig Lust. Der Bau von vier Eisenbahnen ward dekretirt, ebenso die Garantie

der Regierung für sieben Procent des darin angelegten Kapitals. Eine Eisenbahn von dem Hafen Islay nach Arequipa (90 englische Meilen), ferner Eisenbahnen von dem Hafen Pisco nach Ica, von dem Hafen Iquique nach den Salpeterlagern von Noria und vom Hafen von Huacho nach der Stadt. Für die berühmte Jauja-Eisenbahn (150 Meilen) über die Cordilleren, die schwerlich unter 40 Millionen Dollars kosten wird, ist noch kein Kontrakt abgeschlossen worden, die Regierungsingenieure sind aber schon mit den Nivellirungen und Kostenberechnungen beschäftigt.

Die Kirche von Hiterdal in Norwegen. Wir haben im Globus (Bd. I, S. 75) bereits über die interessanten alten norwegischen Holzkirchen gesprochen und eine Abbildung der Kirche von Vangsnäs mitgetheilt. Unsere heutige Illustration zeigt die uralte, weitberühmte Holzkirche von Hiterdal in Telemarken.

Holzkirche von Hiterdal in Norwegen. (Nach einer Originalzeichnung.)

Sie liegt westlich von dem bekannten Bergwerks- und Hüttenorte Kongsberg, unweit vom Tinsee. Unser Landsmann Alexander Ziegler hat sie besucht und gibt in seinem Reisebericht (Reisen im Norden, Bd. I, S. 54) eine Beschreibung des ehrwürdigen Baues. Das kleine Gebäude, das zweifelsohne bald nach der Einführung des Christenthums in Norwegen errichtet wurde, ist, wie die Kirche von Borgund, ein merkwürdiges Werk der eigenthümlichen Baukunst der alten Skandinavier, da der Styl und die Verzierungen eine Mischung heidnischer und byzantinischer Elemente erkennen lassen. Die Kirche von Hiterdal, deren Alter man auf 800 Jahre schätzt, ist ganz aus Holz gebaut und nur zu den Unterlagen der Säulen und Pfosten in den Winkeln, wie zur Grundlage der Wände sind Steine verwendet worden. Die zwei kleinen runden Thürme auf dem hintern Theil der Kirche und die häufig angebrachten Giebel rufen beim ersten Anblick die Erinnerung an ein gothisches Bauwerk wach. Um einen Theil der Kirche laufen zu ebener Erde alte runde Bogen, deren Dach die Seitenwände der Kirche zum großen Theile verdecken. Die Fenster sind klein und lassen nur eine spärliche Beleuchtung zu. Merkwürdige Anbaue mit kleinen Dächern, Giebeln und kleinen runden Thürmchen häufen sich einer über den andern und reichen bis zu dem höchsten viereckigen Thurm hinauf. Der Regen sammelt sich in Wasserrinnen auf den Dächern und Giebeln und ergießt sich aus Drachenköpfen und anderen heidnischen Ungeheuern. Sämmtliche Außenwände und Dächer sind mit kleinen zugespitzten Hölzchen belegt und die Dachschindeln durch einen dicken Ueberzug von Pech gegen das Wetter geschützt. Die Portale zeigen eine schöne byzantinische Form und deuten auf einen ausgebildeten Kunstgeschmack. Die Säulen, auf denen zwergartige phantastische männliche Gestalten ruhen, sind auf das zierlichste in mannichfaltigen Abstufungen geschnitzt und die sinnig geordneten, abwechselnd in Schlangenköpfen und blattartigen Verzierungen auslaufenden Windungen sind von großer Schönheit und strenger Symmetrie. — Mehr über die nordischen Holzbauten findet man in: Dahl, Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den inneren Landschaften Norwegens. Dresden 1837.

Neue Goldminen in Californien. Die Blätter von Los Angeles bringen fortwährend sehr günstige Berichte über die neuentdeckten Minen 150 Miles östlich vom Fort Mahone und 100 Miles nördlich vom Gila Fluß. Der Distrikt ist vom San Francisco, Salt, Puerco und Agua Frio bewässert. Die Minen erstrecken sich über einen 150 Miles langen und 30 Miles breiten Landstrich. Der Zustrom von Menschen aus den südlichen Counties von Californien ist groß.

Erdbeben in Arequipa. Am 29. Juni dieses Jahres hat zu Arequipa in Peru ein starkes Erdbeben stattgefunden. Man verspürte 24 Stöße, darunter vier heftige, begleitet von furchtbarem unterirdischen Getöse. Fast die ganze Bevölkerung lag in den Straßen auf den Knieen und die Priester nahmen den Leuten unter freiem Himmel die Beichte ab.

Telegraph von Albanien nach Corfu. Durch die Legung des Kabels von der albanischen Küste nach Corfu, welches über Otranto mit Italien verbunden, tritt die Türkei mit letzterem Lande in unmittelbare telegraphische Verbindung.

Der Zoolog von Martens. Der von seinen asiatischen Reisen zurückgekehrte Zoolog Dr. von Martens hat eine reiche Ausbeute der in Japan lebenden Thiere und werthvolle Beobachtungen über die dortigen Temperaturverhältnisse gemacht, welche Europäern keineswegs nachtheilig sind. In Java hat er die vormohammedanischen Alterthümer untersucht und beschrieben, und aus Siam hat er werthvolle Vögel und Conchilien mitgebracht.

Kuhpockenimpfung in China. In der Hauptstadt des himmlischen Reiches, in Peking, besteht ein protestantisches Hospital, welches von der londoner Missionsgesellschaft unterhalten wird und dessen Vorsteher ein Dr. Lockhart ist. Bald nach Eröffnung desselben brachten Chinesinnen und Mongolinnen ihre Kinder zu Dr. Lockhart, damit er sie impfe. „Oft, so schreibt derselbe, kamen zwei bis drei Familien in ihrem besten Putz auf einmal. Als die Impfung immer mehr in Aufnahme kam, zeigten die chinesischen Aerzte durch Maueranschläge an, daß auch sie impfen würden. Sie nahmen den Impfstoff aus dem protestantischen Hospital. Auf diese Weise ist die Vaccination in Peking verbreitet worden."

Der Mineralreichthum Großbritanniens und Irlands. Aus den Bergwerksstatistiken für das Jahr 1862 geht hervor, daß die Zahl der Kohlenbergwerke sich bis auf 3088 vermehrt hat, in welchen 235,590 Bergleute arbeiten. Die im Jahre 1861 geförderte Kohle hatte das ungeheure Gewicht von 83,635,214 Tonnen, à 20 Centner. Im folgenden Jahre sank dieses Gewicht schon wieder und man kann annehmen, daß 1861 in England und Irland die meiste Kohle bisher gefördert wurde. Gegenüber diesen ungeheuren Zahlen greift in England immer mehr die Ansicht um sich, daß man einer Erschöpfung der Kohlenlager entgegen gehe und daß diese nicht mehr in so gar ferner Zeit liegt, wie manche wähnen. — Die Produktion von Eisenerz betrug 7,562,240 Tonnen, außerdem wurden 36,270 Tonnen eingeführt. Dieses ward in 561 Hochöfen zu Gute gebracht. Dieselben vertheilen sich folgendermaßen: England 306, Wales 130, Schottland 125. Erschmolzen wurden 3,943,469 Tonnen Roheisen. — Kupferbergwerke bestehen 230, von denen allein 201 in Cornwall und Devonshire liegen. Die Produktion der Kupfererze betrug 224,171 Tonnen, aus denen 14,843 Tonnen gediegen Kupfer ausgebracht wurden. Außerdem wurde aber noch viel Kupfer eingeführt. Die Ziffern bezüglich der Erzeugung von metallischem Zinn schwanken zwischen 7578 und 8476 Tonnen, doch dürfte die letztere richtig sein; sie weist zugleich die größte bis jetzt bekannte Jahreserzeugung auf. Man muß dabei bedenken, daß schon seit länger als 2000 Jahren in Cornwall und Devonshire auf Zinn gebaut wird und daß die Granit- und Thonschieferfelsen dieser Gegenden immer neue reiche Adern von Zinnerzen ausgeben, so daß an eine Erschöpfung derselben vor der Hand noch nicht gedacht zu werden braucht. Die Erzeugung von Blei betrug 69,013 Tonnen. Silber wurden 686,123 Unzen gewonnen. Gold ward von Zeit zu Zeit in etwas größerer Menge gefunden, doch ohne nachhaltig zu sein. Die Erzeugung betrug 1862 nur 5299 Unzen. Der Werth der oben angeführten, im Jahre 1862 gewonnenen Metalle und Kohlen belief sich auf 34,691,037 Pfund Sterling. Hieran schließen sich noch andere Produkte des Mineralreichs wie Baryt, Kalk, Salz und die feineren Thone; dann Bausteine, Schiefer 2c., so daß der Gesammtwerth der Mineralprodukte Englands, Schottlands und Irlands für das Jahr 1862 die große Summe von beiläufig 45,000,000 Pfund Sterling erreicht.

Armuth in England. Wir haben im Globus (Bd. I, S. 95, 253) bereits zu wiederholten Malen darauf hingewiesen, wie sehr die Armuth in England im Steigen begriffen ist. In den ersten Tagen des laufenden Jahres hatte die Zahl der Armen in England und Wales bereits die erschreckend hohe Zahl von 1,142,624 Individuen erreicht; es macht dies 5,75 Prozent der Gesammtbevölkerung aus oder 1 unter 17! Unter dieser enormen Zahl von Armen befinden sich 598,346 arbeitstüchtige Menschen, während auf Kranke, Untüchtige und Irrsinnige 544,061 entfallen. Unter den Arbeitstüchtigen waren 82,309 Männer, 171,190 Frauen und 344,847 Kinder. Unter den Armen in Lancashire und Cheshire befanden sich 78 Prozent arbeitstüchtige Leute.

Eine internationale Gaunerbande. Die Polizeibehörden Europa's sind lange Zeit in einer Art von Verzweiflung darüber gewesen, daß sie trotz aller Anstrengungen nicht ermitteln konnten, wohin die vielen geraubten Kostbarkeiten, namentlich Uhren, Ketten 2c. verschwanden. Nun ist endlich der Schleier gelüftet worden. Zu Sydney in Neusüdwales, also bei unseren Gegenfüßlern, ist eine weitverzweigte Innung von Dieben entdeckt worden, die mit den Hauptgaunern der großen europäischen Hauptstädte in lebhafter Geschäftsverbindung steht und alle gestohlenen Sachen, die an sie konsignirt werden, mit australischem Golde bezahlt. Man kam lediglich durch einen Zufall auf die Spur. Eine vor Kurzem aus Europa angelangte Dame ging in Sydney spazieren und war sehr überrascht, als sie hinter dem Schaufenster eines Großjuweliers ein Halsband sah, das ihr vor länger als einem Jahre in England gestohlen worden war. Sie geht in den Laden, läßt sich das Collier geben und schreit vor Freude laut auf, als sie in einer Kapsel auch eine blonde Locke findet. Die Dame erzählt, daß ihr das Halsband gestohlen worden sei, und erklärt, daß sie sich ans Gericht wenden wolle. Der Juwelier macht ihr jedoch den Vorschlag, dasselbe ohne Weiteres mitzunehmen; er bitte aber, über die Sache selbst weiter nicht zu sprechen. Sie nimmt ihr Eigenthum, geht aber zur Polizei, welche nun einen Faden gewann, um sich im Labyrinthe zurecht zu finden. Sie ermittelte, daß Alles, was der rechtschaffene Juwelier seit etwa einem halben Dutzend Jahren verkauft oder noch im Laden hatte, von londoner und pariser Gaunern nach Sydney geschickt worden war. Die Bande hat auch in mehreren großen Städten des Orients ihre Verzweigungen.

Die ehemaligen Reichsunmittelbaren in Preußen. In der neuesten Zeit handelte es sich um die Restauration einiger ehemals Reichsunmittelbaren in Preußen, von denen auch wirklich zwei, die Fürsten zu Wied und die Grafen zu Stollberg einen Theil ihrer alten Rechte zurück erhielten. Beim Wiener Kongresse wurden Preußen die Besitzungen von sechszehn ehemaligen Reichsständen zugetheilt, welche alle in Rheinland und Westphalen belegen sind; dahin gehören z. B. die Herzoge von Aremberg, von Croy, die Fürsten Bentheim, Salm, Solms, Sayn-Wittgenstein, zu welchen durch den Anfall der hohenzollerschen Lande noch einige neue hinzukamen. Die sämmtlichen standesherrlichen Gebiete in Preußen umfassen ein Areal von 100 Geviertmeilen mit mehr als 400,000 Einwohnern oder „Untersassen", wie sie in früheren Gesetzen genannt werden.

Kaffee aus Böhmen. Wie böhmische Blätter berichten, wurde in diesem Herbste in einem Garten zu Budweis vollkommen ausgereifter Kaffee geerntet, der ein recht gutes Getränk lieferte. Auch im Klostergarten zu Ossek unweit Teplitz macht man Versuche mit Kaffeebäumen und will im nächsten Jahre größere Anbauversuche unternehmen.

Zur Statistik der Juden. Die Zahl der Juden beläuft sich, wie neuerdings von den Judenmissionären berechnet worden ist, auf etwa sieben Millionen, von welchen die Hälfte in Europa wohnen. Die meisten leben in Rußland, wo ihre Anzahl 1,220,000 beträgt. In Oesterreich zählt man 853,300; in Preußen 284,500 und im übrigen Deutschland 192,000. In Frankfurt a. M. kommt schon auf 16 Christen ein Jude, in Preußen dagegen erst einer auf 73. Geringer ist ihre Anzahl in Sachsen, wo etwa 1600 Juden fast nur in den beiden Städten Leipzig und Dresden wohnen. In Schweden und Norwegen ist ihre Zahl ganz unbedeutend. Auf 6000 Christen kommt erst einer. In Frankreich leben 80,000, in der Schweiz 3200, in Großbritannien 42,000 Israeliten. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß in Frankreich, England und Belgien, wo die Juden bereits vollständig emancipirt sind, ihre Zahl sich vermindert, während sie in den Ländern, wo sie noch unnatürlich bedrückt werden, sich im Gegentheil vermehren. Es bestehen 33 Gesellschaften, die sich mit der Taufe der Juden befassen und dafür 200 Missionäre unterhalten, die bereits seit Anfang dieses Jahrhunderts etwa 30,000 Proselyten für das Christenthum gemacht haben. Die Kosten sind sehr beträchtlich.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Colomieu's Zug durch die nördliche Sahara nach der Oase Warghla.

Zweiter Artikel.

Die Schambaa-Berasgha als herrschender Stamm in Metlili. — Mohammed ben Smaïn. — Die Meksam. — Schilderung eines Karawanenaufbruches. — Die Dünen El Eurma. — Ehrenvoller Empfang in Warghla. — Die drei Stadttheile und deren Bewohner. — Marktplatz. — Die Brunnen und Wasserstellen. — Beschäftigung der Kertassa. — Bewässerungssystem: Feggara. — Der Ued Warghla. — Ungesundes Klima. — Die Oase Agussa und ihr Negerfürst, der Babia. — Die Mosabiten, die Aratiner und die Neger in Warghla. — Dattelhaine, Wein und Honig. — Die Frauen. — Der Fastenmonat. — Rückreise nach Géryville.

Wir haben den Kommandanten Colomieu auf seinem Karawanenzuge von Géryville nach Südosten hin durch die Wüste bis zu der Oase von Metlili begleitet. Von dort aus hat der Reisende bis nach Warghla eine Strecke von etwa 45 französischen Meilen zurückzulegen, auf welcher nirgends auch nur ein Tropfen Wasser gefunden wird. Die Karawane hielt deshalb in Metlili eine dreitägige Rast. Die Kameele wurden auf die Weide getrieben und konnten ausruhen; die Reiter machten kleine Ausflüge in das in unmittelbarer Nähe liegende Gebiet der Beni Mzab, die Gelehrten gingen zu geologischen Zwecken ins Gebirge und die Zeichner fanden, wie unsere Bilder darthun, ergiebige Ausbeute. Wir verweisen die Leser z. B. auf das sprechende

Radschel el Haschem, bettelnde Marabuts in der Sahara. (Nach einer Originalzeichnung.)

Gleichbild der jungen schönen Frau von Metlili in der vorigen Nummer.

Die Schambaa-Berasgha, welche den herrschenden Stamm bilden, theilen sich in zwei Gruppen, deren jede ihren Kaïd hat, und diese beiden Häuptlinge stehen unter einem dritten, einem Oberkaïd, dessen Gewalt aber nur nominell ist; doch leben alle drei in gutem Einvernehmen.

Dieser Oberkaid, Mohammed ben Smaïn, war einst mit dem bekannten General Daumas in Paris und dann auch in London gewesen, radebrechte einige Worte Französisch und Englisch und sprach viel von Europa. Mit diesem Manne ließ sich umgehen; er hat manche muselmännische Vorurtheile abgestreift und zeigte sich in jeder Hinsicht gefällig. Durch seine Vermittlung wurde es Herrn Couverchel möglich, die

der Weide zurück, und am andern Morgen, bald nach drei Uhr, setzte der Zug sich wieder in Bewegung. Colomieu ließ in Metlili alle Vorräthe zurück, deren er jetzt nicht nothwendig bedurfte und nahm für nur 25 Tage Lebensmittel nach Warghla mit; das, was er inzwischen aufgespeichert hatte, namentlich Gerste, sollte während der Rückreise benutzt werden. Die Reiter brachen erst um 10 Uhr Morgens

Der Ksar El Hadschadscha. (Nach einer Originalzeichnung.)

schöne junge Dame zu porträtiren. Sie ließ sich dazu herbei, vorausgesetzt, daß sie mit ihrem vollen Putz und Staat angethan sitzen dürfe. Es versteht sich von selbst, daß dagegen nicht das Mindeste eingewandt wurde. Pflegen doch die Europäerinnen es eben so zu machen. Die gebräunte Schöne in der Sahara hatte einen Wuchs, der nichts zu wünschen übrig ließ; wenn sie zierlich einherging, glich sie, wie der Dichter sagt, einem Palmbaume, der vom Winde bewegt wird, und ihr Gazellenauge leuchtete wie ein Stern.

Am Abend des 10. März 1862 kamen die Kameele von

auf, nachdem die Pferde sich ganz satt getrunken hatten. Der Weg führte zuerst vier Stunden weit im Tieflande der Oase, deren Ränder zwar immer noch steil abfielen, aber nach und nach niedriger wurden. Ganz unmerklich gelangte die Karawane auf das Hochland und war gegen sechs Uhr Abends beim Lagerplatz El Mekam Sid el Hadsch ben Hafs. Das Wort Mekam bedeutet einen hohen Steinhaufen, der in religiöser Absicht zum Gedächtniß eines frommen Mannes aufgeworfen worden ist. Nun war Sid el Hadsch ben Hafs ein Mann aus der Gegend von Géryville,

der eine Pilgerfahrt nach Mekka gemacht hatte. Als Emir der heiligen Karawane wollte er Spuren seines Durchzuges hinterlassen und bezeichnete deshalb seinen ersten Lagerplatz, an welchem er von Metlili her rastete, mit Steinen. Seitdem wirft Jeder, der in diese Gegend kommt, einen Stein auf den Haufen, welcher nun im Fortgang der Zeit immer beträchtlicher wird.

lärmt und schreit; auch einige Leute gerathen in Zank und Streit, so daß Ordnung geschafft werden muß. Die Reiter sind zuerst fertig und sprengen mit flatterndem Burnus auf und ab. Bald nachher sieht man, daß dunkle Massen sich in Bewegung setzen; das sind die einzelnen Gruppen, welche etwas weiter hin von den Führern zusammengeschaart werden. Nun wird auch Alles ruhiger, die Nachzügler alle

Der Schlachtplatz in Warghla. (Nach einer Originalzeichnung.)

Der Aufbruch der Karawane bietet ein interessantes Schauspiel dar; das Ganze hat etwas Wildmalerisches. Aller Orten werden Feuer angezündet, sobald Morgens zwei Uhr die Leute auf den Beinen sind. Man untersucht, ob die Packsättel etwa beschädigt seien, beladet dann die Kameele, schlägt die Zelte ab, sattelt die Rosse. Die Kameele schreien, die Pferde wiehern und stampfen, einige rennen fort und müssen eingefangen werden. Die Führer kommen und geben Weisungen; ein müdes Kameel will nicht aufstehen und man muß ein anderes aus der Reserve herbeiholen; Alles finden sich ein und jetzt kommen auch die Häuptlinge der einzelnen Gum's, statten dem Kommandanten Bericht ab und nehmen Befehle entgegen. Inzwischen haben sämmtliche Reiter ihren ordentlichen Zug gebildet.

Am 12. März rastete Colomieu zu El Gholga, einer Niederung, welche einen Ausläufer des Ued Metlili bildet. Dort fand er Dünen, also auch Holz und Drinn, und bald kamen einige Strauße in Sicht, aber nicht so nahe, daß man sie hätte schießen können. Ein Kameeltreiber wurde von einer gehörnten Viper am Daumen gebissen, als er mit der

Ein Tuarek sprengt zum Kampfe an. (Nach einer Originalzeichnung.)

Attatisch oder Kameelpalankin. (Nach einer Originalzeichnung.)

Sichel Drinn abschneiden wollte. Zum Glück war unser Arzt in der Nähe, der ihm durch eine rasche Operation das Leben rettete. Er umschnürte den Finger so fest als möglich, machte eine Messerklinge glühheiß, brannte damit bis auf den Knochen und verband die Wunde, auf welche er Straußenfett gelegt hatte. Dann mußte der Gebissene auf Anrathen der arabischen Heilkundigen eine Flasche voll flüssiger Butter austrinken und spürte fortan weiter keine nachtheiligen Folgen.

Am nächsten Tage war die Wanderung über eine Steppe, die gar kein Ende nehmen wollte, höchst beschwerlich. Erst gegen Abend sah man die Dünen El Eurma. Die Reiter waren zehnthalb Stunden ununterbrochen im Sattel, die Kameele fanden unterwegs auch nicht einen einzigen Halm und am andern Morgen waren nicht weniger als 60 derselben unfähig zum Lasttragen. Man trieb sie langsam nach den Dünen, wo sie Drinn fanden und weiden konnten. Diese El Eurma-Dünen bilden einen langen Sandhügel, der sich in einer sehr ausgedehnten kahlen Daya erhebt und wohl vier Stunden lang ist. Er wurde an einer Stelle überschritten, die als Bot Tebul, Trommelschläger, bezeichnet wird. Dieser steht da als ein kegelförmiger, abgestumpfter Hügel, auf welchem bei Nacht Klopfgeister ihr Wesen treiben. So glauben wenigstens die Araber, denn sie haben bei Nacht das Trommelschlagen vernommen. Colomieu ließ sie bei ihrer Meinung und erzählt weiter: —

Während wir an jener Stelle rasteten, erschien der Aga von Warghla mit seinem Gefolge, hocherfreut über unsere Ankunft. Als die Leute in Warghla vernommen hatten, daß unsere Kolonne heranrücke, schlossen viele, die nicht allzusehr compromittirt waren, sich dem Aga an, und auch die Dschemaa, d. h. die Dorfversammlungen, waren übereingekommen, uns einen ehrenvollen Empfang zu bereiten.

Um zwei Uhr Nachmittags betraten wir in bester Ordnung die große Niederung, in welcher Warghla liegt. So weit der Blick reichte, sahen wir Palmenhaine, und am Rande derselben standen in Schlachtreihe Männer zu Fuß, Fahnen und Musikanten an der Spitze. Zum Gruß feuerten sie ihre Gewehre ab und dann hielten wir eine Musterung. Nachher sprengten die Reiter an uns vorüber und wir schlugen unser Lager neben den Bordsch des Aga auf. Dieser Häuptling hatte bis jetzt so gut wie gar keine Autorität ausgeübt und sich noch nicht einmal in die Stadt Warghla hineingewagt. Aber durch unsere Ankunft gewann Alles ein durchaus anderes Aussehen. Wir benutzten sofort die günstigen Verhältnisse und begaben uns, nachdem unser Lager in Ordnung war, ohne Weiteres in die Stadt. Der Aga Sid Lalla war unser Führer; Si bu Beker und dessen jüngerer Bruder ritten auf stattlichen Rossen und trugen seidene, mit Gold besetzte Gewänder.

Zunächst, so erzählt Colomieu, geleiteten wir Si bu Beker und dessen Leute zur Moschee, wo man uns gleich eine Diffa anbot. Während Vorbereitungen zum Mahle getroffen wurden, stiegen wir auf das höchste Minaret, um einen Ausblick über die Umgegend zu haben. Das Hinaufklimmen war aber keine leichte Arbeit. Der Thurm nämlich bildet eine vierseitige Pyramide aus ungebrannten Backsteinen, die Treppe hat unregelmäßige Stufen aus Palmholz, welche in die Mauer eingelassen sind und auf einem großen Backsteinpfeiler ruhen, der die ganze Mitte einnimmt. Man muß in Schlangenwindungen mit gekrümmtem Rücken hinaufgehen und ist bei der fast gänzlichen Dunkelheit in Gefahr, mit dem Kopf an die oberen Stufen zu rennen. Oben hat der Thurm nur etwa fünf Fuß Durchmesser und auf dieser schmalen Fläche waren wir nun unserer Acht, um aus einer Höhe von etwa 80 Fuß uns die Stadt zu betrachten. Als sich der Wind erhob, schwankte das Minaret und verursachte uns eine keineswegs angenehme Empfindung.

Aber für alles Unangenehme bot die Aussicht eine reiche Entschädigung. Weit und breit dehnten sich Dattelhaine aus; wir überblickten die mit einer kreisförmigen Ringmauer umzogene Stadt und konnten in dieser die drei verschiedenen Quartiere unterscheiden. Es sind jene der Beni Sissin, Beni Uaggin und Beni Brahim und jedes Quartier bildet eine Stadt in der Stadt. Früher haben sie einander oftmals und mit so großer Erbitterung befehdet, daß selbst die Sultane nicht Macht genug hatten, um die Ruhe wieder herzustellen. Der Palast dieser Herrscher stand auf einem kleinen Hügel, gleichfalls innerhalb der großen Umwallung; er war eine förmliche Citadelle, eine Kasbah, mit einer Ehrenpforte, dem Bab el Sultan, und einem geheimen Eingange. Das Innere enthielt Wohnungen, Kasernen, Magazine, Pferdeställe, eine Moschee und dergleichen mehr. Von alle dem sind jetzt nur noch Trümmer übrig; doch steht bis heute ein Minaret und in einigen Zimmern haben arme Leute ihre Wohnung aufgeschlagen. Ueberhaupt bietet Warghla, wenn man es von jenem Minaret aus betrachtet, den Anblick einer durch Bombardement arg mitgenommenen Stadt dar.

Nachdem wir die aus Milch, Datteln und Dattelwein bestehende Diffa eingenommen, besuchten wir die verschiedenen Stadttheile. Die Straßen sind so eng, daß an manchen Stellen ein Reiter nicht würde umwenden können; die aus getrockneten Backsteinen aufgeführten Häuser haben nur ein Erdgeschoß und an den Thüren gewöhnlich eine Inschrift aus dem Koran. Wer aus dem Hause geht, nimmt allemal den Schlüssel zu seinem Zimmer mit; dieser ist von Holz und mächtig groß.

Der Markt erregte ganz besonders unsere Aufmerksamkeit. Er ist zugleich Schlachtplatz, riecht nach Blut, und das von Fliegenwolken umschwärmte Fleisch von Kameelen und Hunden liegt in der Sonne. Eine Brühe von Hundefleisch gilt als ein unfehlbares Heilmittel gegen das Fieber und dieses letztere wüthet zu Warghla von Mai bis September. Nur in diesen Monaten wird Hundefleisch verkauft. Warghla ist überhaupt ungesund; alle Fremden sind schrecklichen Fieberanfällen ausgesetzt, auch leiden, wiewohl nicht in so hohem Maße, die Eingeborenen alljährlich daran. Viel Schuld trägt ohne Zweifel das Wasser, weil es nicht genug Sauerstoff enthält. Es wird dringend angerathen, nur solches Wasser zu trinken, das sich während der Nacht abgekühlt hat und Datteln nie ohne Milch zu essen. Jene Warnung in Betreff des Wassers gilt auch für die Oase von Tuat. Die artesischen Brunnen in Warghla sind, gleich jenen von Tuat, lauwarm. Ihr Wasser ist, wenn es frisch genossen wird, für Menschen und Thiere schwer zu verdauen und gerade die stärksten Thiere leiden am meisten daran, wahrscheinlich weil sie sehr viel trinken. Wir ließen die Luft so viel als möglich auf das Wasser wirken. Dasselbe übt besonders bei starker Transpiration einen nachtheiligen Einfluß.

In dem Thalgrunde liegen zwei Wasserstellen; die eine befindet sich verdeckt unter der Erde; die andere ist 120 bis 140 Fuß tief und tritt zu Tage. Jene hat brakiges, fast salziges Wasser und wird nur in geringem Maße zur Bewässerung benutzt; die andere dagegen führt den anderthalb Millionen Dattelpalmen der Oase die erforderliche Feuchtigkeit zu. Das Wasser kommt aus etwa 400 Brunnen, welche von den Leuten der Oase als Quellen bezeichnet werden. Einige hundert Brunnen sind mehr oder weniger verschüttet und es wäre nur geringe Arbeit vonnöthen, um sie wieder brauchbar zu machen. Aber Warghla ist im

Verfall, wie alle mohammedanischen Ortschaften und Bevölkerungen, welche mit der europäischen Civilisation in nähere Berührung kommen. Und wenn die Leute einmal so weit gelangt sind, dann ist kein Stillstand mehr; es geht bergab bis zum gänzlichen Fall.

Diese artesischen Brunnen, welche die Natur geschaffen und bei denen der Mensch nur insofern mitgeholfen hat, als er eine dünne Erdkruste entfernte und eine Oeffnung grub, erleichtern die Bewässerung der Gärten; es erfordert aber Mühe, sie in gutem Stande zu erhalten. Das „unterirdische Auge", wie die Araber sagen, verstopft sich manchmal durch Sand, welchen die vertikale Strömung unter der Erde mit sich führt oder den ein Wind von oben hergetrieben hat. Dann muß ein Mann hinabsteigen und den Brunnen reinigen. Diese schwierige und zugleich gefährliche Arbeit wird von einer Taucherzunft besorgt, die man als Kertassa bezeichnet. Die durchschnittliche Tiefe der Brunnen beträgt 120 bis 130 Fuß. Jede Kertassa-Abtheilung hat ihren besondern Obmann; die einzelnen Taucher holen jeder eine Quantität Sand herauf und dazu sind drei bis vier Minuten Zeit erforderlich. Aber nicht selten gehen Kertassa's bei dieser Arbeit verloren.

Der Kertassa läßt sich an einem Seil in die Tiefe hinab und wird auch vermittelst desselben wieder in die Höhe gezogen. Er sieht zu, daß das Gefäß, welches er mit Sand füllen will, fest auf dem Boden und derart stehe, daß er es möglichst rasch füllen könne. Es kommt darauf an, daß der Strick, an welchem der Sandkorb aufgezogen wird, sich nicht irgendwo verschlungen habe, denn sonst wäre alle Mühe und Arbeit vergeblich. Der Taucher hat seine Ohren mit Wachs verklebt, steigt ins Wasser, wartet eine Weile, bis er sich an die Temperatur desselben gewöhnt hat und spricht mit leiser Stimme ein Gebet. Alles um ihn her bleibt ganz still.

Bahus ben Babia, Kaïd von Ngussa.
(Nach einer Originalzeichnung.)

Nun ist der entscheidende Augenblick da. Der Kertassa füllt durch ein paar lange Athemzüge seine Lungen mit so viel Luft als irgend möglich, wirft noch einen Blick gen Himmel, ruft Allah und läßt sich in die Tiefe hinab. Die Uebrigen verfolgen seine Bewegungen vermöge zweier Seile, welche bis auf den Boden des Brunnens hinabreichen. So wissen sie, wann er unten angekommen ist, arbeitet, den Korb mit Sand gefüllt hat und wieder heraufkommt. Schon sind drei Minuten und ein paar Sekunden verflossen; man ist besorgt um ihn, doch nun erscheint er oben, halberstickt und beinahe ohne Bewußtsein. Man faßt ihn, sobald er über dem Wasser erscheint; nun kann er wieder Athem holen und wird herausgezogen. Sofort windet man auch den Sandkorb herauf. Der Taucher setzt sich ans Feuer, um wieder warm zu werden und wartet, bis das nächste Mal die Reihe ihn trifft.

Die jungen Leute sehen gesund und kräftig aus, die älteren dagegen sind abgemagert und gleichen Gerippen, aber gerade sie können am längsten unter dem Wasser ausdauern und leiden weniger als die anderen. Wir haben einigemale gesehen, daß junge Taucher in sehr angegriffenem Zustande wieder ans Tageslicht kamen. Ihr kaffeebraunes Gesicht hatte einen bleichen Anflug, das Blut drang aus Ohren, Mund und Nase; die jungen Leute waren zu hastig gewesen und das darf der Taucher nicht sein. Auf den Puls wirkt das Tauchen ganz entschieden ein. Wir zählten bei einem Manne, bevor er sich ins Wasser hinabließ, 86 Pulsschläge und als er wieder zu Tage kam, nur 55 Schläge.

Jede Abtheilung besteht aus sechs bis acht Mann und die Arbeit wird so bezahlt, daß jeder Korb Sand ungefähr vier Silbergroschen bringt; aber der Mann kann im Laufe des Tages nicht mehr als fünf-, höchstens sechsmal tauchen. Jeder Brunnen muß alle drei oder vier Jahre gereinigt werden und dann fördern die Kertassa gewöhnlich dritthalb hundert bis dreihundert Körbe voll Sand zu Tage. Sie bessern auch die Brunnen aus und halten die inneren Verkleidungen, welche aus Palmenholz bestehen, in gutem Stande. Doch reichen dieselben nur etwa 30 Fuß tief; weiter abwärts bestehen die Wände aus Gestein.

Das zu Warghla übliche Bewässerungssystem ist auch in den anderen sieben Oasen, aus welchen der Distrikt besteht, üblich; es beweist, daß in früheren Zeiten die Bewohner sehr betriebsam gewesen sind; das kann man leider von den jetzt lebenden nicht sagen. Dagegen finden wir in den südlicheren Oasen, z. B. in Gurara, Tuat und Tidikelt, eine Arbeitslust, welche man in den nördlicheren Gegenden Afrika's gar nicht mehr kennt, und doch sind auch jene Leute im Süden bei weitem nicht mehr so energisch wie ihre Vorfahren. In jenen Oasen verschafft man sich fließendes Wasser auf eine sinnreiche Art. Alle drei liegen auf Abhängen, welche eine Art Uebergang zwischen den hochliegenden Ebenen und den großen, umschlossenen Thalbecken, den Schott's, bilden. Diese letzteren sind wahrscheinlich uralte Seebecken oder Teichbetten, in welchen die letzten Diluvialgewässer stehen blieben. Vermöge des vom Wind aufgetriebenen Sandes sind die Uferränder dieser Schott's mit den tiefer liegenden Becken in Verbindung. Die Bewohner der Oasen haben nun auf den höheren Plateaus Brunnen gegraben und vermittelst unterirdischer Leitungen fließende Bäche hergestellt. Gewöhnlich gräbt man sieben bis acht Brunnen unweit von einander und bringt sie alle durch unterirdische Gänge in Verbindung. Jeder Brunnen wird dadurch zu einer Quelle, und es kommt dann darauf an, das gesammte Wasser einer solchen Brunnengruppe an die Abhänge oder Abfälle der Ränder zu leiten. Zu diesem Behufe gräbt man in Abständen von etwa 30 Fuß und allemal in der Linie, in welcher sich die stärkste Abdachung befindet, eine große Senkgrube, die gewissermaßen als Brunnenstube dient; der Bodengrund derselben wird dann mit jenen der übrigen vermittelst eines unterirdischen Ganges verbunden. Die Tiefe dieser Senkgruben vermindert sich, je weiter man abwärts nach dem Schott zu kommt, wo man dann das Wasser vermittelst einer unzählbaren Menge kleiner Gräben und Rillen den Palmbäumen zuführt.

Ein solches Bewässerungssystem wird mit dem Namen Feggara bezeichnet und es gibt dergleichen, welche 120 bis 150 Brunnen umfassen. In Timmimun zählt jede Feggara im Durchschnitt 35 bis 40, in Augerut ungefähr 60 Brunnen. Diese letztgenannte Oasengruppe ist nur klein, hat aber etwa 60 Feggara's und schon daraus können wir abnehmen, daß in den obengenannten Gegenden viele tausende von Brunnen vorhanden sind. —

Wir verweilten 14 Tage in Warghla und die Zeit ver-

floß uns rasch, weil wir vollauf beschäftigt waren. Aber angenehm war der Aufenthalt in dieser heißfeuchten Luft keineswegs, und Nachts lagen wir in unseren Zelten. Die Niederung, in welcher Warghla liegt, wird gebildet von einem jener ungeheuren Strombetten, dergleichen man so viele in der Sahara findet. Sie rühren wahrscheinlich von der Bewegung der Gewässer in der Diluvialzeit her. Die

Eine Schildwache am Thore von Warghla. (Nach einer Originalzeichnung.)

Breite des Ued Warghla beträgt drei bis vier französische Meilen, ein großer Theil des Bodens ist aber mit Sanddünen ausgefüllt. Dann und wann trifft man gewaltige Dayabetten mit salzigem Grunde; sie sind immer feucht und die Luft über ihnen ist stets mit Dünsten geschwängert. Ueberall schwärmen Wolken von Stechmücken, welche vorzugsweise den Fremden peinigen. Drinn und Holz kommen im Ued selbst vor, aber auf einer Strecke von vier bis fünf Stunden, von den Palmhainen ab gerechnet, fehlen sie, weil sie durch die Bewohner von Warghla und durch die Karawanen verbraucht worden sind. Wir mußten deshalb unsere Kameele sechs Wegstunden weit auf die Weide schicken und sie jeden vierten Tag zur Tränke herbeitreiben lassen. Dann brachten sie uns Holz für unsere Küche und Futter für die Pferde mit.

Das mörderische Klima übte sehr bald auf uns nachtheiligen Einfluß, und das Fieber packte namentlich Leute aus jenen Stämmen, die gewöhnlich nur auf den Hochebenen wohnen oder umherziehen. In Folge der Windstöße, welche unablässig Sandwirbel herantrieben, wurden Manche augenkrank. Die Eingeborenen setzten großes Vertrauen in unsere ärztliche Geschicklichkeit und wollten von uns kurirt sein. Daß wir von unseren Leuten keinen einzigen Mann verloren, verdanken wir wohl dem Umstande, daß wir ihnen Chinin eingegeben hatten; bei den Augenkrankheiten fanden wir Cauterisationen mit Kupfervitriol immer wirksam.

Mit den Bewohnern von Warghla standen wir auf

Ein Kartessa, der einen Brunnen reinigt. (Nach einer Originalzeichnung.)

dem besten Fuße. An jedem Morgen und dann auch am Abend erschienen Musikbanden aus den drei Stadtvierteln, um uns dieselben Ehrenbezeigungen zu erweisen, auf welche eigentlich nur die Sultane ein Anrecht hatten; auch wurde uns eine Diffa gebracht. Wir selbst genossen wenig von dieser Mahlzeit und gaben das Meiste davon den Leuten, welche wir gleich am Tage nach unserm Einzuge verhaftet hatten. Es war nothwendig gewesen, einige Häuptlinge festzunehmen, weil sie sich gegen unsern Aga Sid Lalla zur Wehr gesetzt hatten; sie waren zumeist reiche Männer von entschlossenem Charakter und von Einfluß auf ihre Landsleute. Wir bemächtigten uns dieser Häuptlinge nicht ohne Mühe, aber die Sache selbst hatte sehr günstige Folgen. Als wir in Warghla erschienen, fiel es noch keinem Menschen ein, den Si bu Beker und dessen Oheim Sid Lalla zu grüßen und auch mir, dem Vertreter der französischen Regierung, wurden Aufmerksamkeiten einigermaßen widerwillig erzeigt. Als aber unsere Reiter sich der Parteihäupter bemächtigt hatten, nahm sofort Alles eine andere Wendung; gleich in den nächsten Tagen brachte man die Abgaben und die verbüßten Strafgelder. Die von uns ernannten neuen Häuptlinge wurden willig anerkannt und die Unterwerfung war vollständig. Sodann unternahmen wir Ausflüge in die benachbarten kleinen Oasen, um uns auch dort den Leuten zu zeigen; wir ließen die Bewohner der Dörfer zu einer Dschemaa, d. h. Versammlung, berufen und richteten an sie wohlmeinende, aber nachdrucksvolle Reden, auf welche erwiedert wurde, daß man fortan gehorsam und unterwürfig sein wolle; von dem, was seither Unrechtes geschehen sei, falle die Schuld auf die nun verhafteten Häuptlinge.

In allen diesen kleinen Oasen sprach man noch viel von den Unruhen, welche durch den Scherif Mohammed ben Abdallah hervorgerufen worden waren. Wir besuchten in Ruissat die Trümmer seiner Kasbah. In Hadschadscha war das Volk (die Dschemaa, Versammlung) gezwungen worden, ihm die Fahne des heiligen Krieges zu überreichen. Bei Aïn Amör fanden wir noch viele Gerippe von Thieren, welche in der Schlacht gefallen waren.

Unter den sieben Oasen, welche zum Bezirk Warghla gehören, ist Agussa die bedeutendste. Sie liegt fünf bis sechs französische Meilen vom Hauptort entfernt, während die Palmenhaine der übrigen Oasen mit denen von Warghla zusammenhängen. Gleich diesem letztern war Agussa früher ein besonderes „Königreich", dessen Herrscher manchmal auch über Warghla geboten. Diese Dynastie war erblich; die Krongüter bestanden aus 12 Gärten, deren jeder 1000 Dattelhaine zählte; sie besaß auch einen Palast, in welchem noch jetzt Angehörige der Herrscherfamilie wohnen. Diese führt den Namen der Babia und ist, gleich allen Bewohnern der Oase Agussa, von reinem Negerblüt. Die Krone hatte ehemals mancherlei Nebeneinkünfte. Allemal, wenn der regierende Babia zu Pferde stieg und den Dattelhainen entlang ritt, mußte ihm für seine Bemühung eine Gratifikation gezahlt werden. Er war auch stets, wenn er sich dem Volke zeigte, von einer Ehrenwache und einer Musikbande begleitet. Aber diese Herrlichkeit nahm ein Ende. An einem schönen Tage wurde dem Babia Kaïd zu wissen gethan, daß er nicht mehr Herrscher, sondern Unterthan und nun blos höchster Beamter in seiner Oase sei, welche ihrerseits einen Kreis des französischen Agaliks Warghla bilde. Er tröstete sich damit, daß er doch immer noch der Vornehmste in Agussa sei, und in jenen Gegenden betrachtet sich der Vornehmste immer als „Sultan". Der gegenwärtige Kaïd ist ein äußerst wohlbeleibter Mann, der sich den Verlust seiner Krone nicht sehr zu Gemüthe nimmt. Er zog uns mit seiner Leibwache und den Spielleuten entgegen; die letzteren waren unermüdlich, Musik und Tanz wollten gar kein Ende nehmen, und als wir das Thor erreicht hatten, standen die Frauen in Masse auf den Dächern, klimperten mit ihren Glasperlen und anderem Putz und nun begann ein wahrer Höllenlärm. Das war ein Getrommel, ein Geschrei und eine Musik! Der Babia that sich offenbar etwas darauf zu gute und war in der besten Laune. Unser junger Basch Aga, Sid bu Beker, nahm äußerlich eine ganz ruhige Miene und eine sehr gemessene Haltung an, aber offenbar kochte es in seinem Innern. Er ritt ein Vollblutroß vom edelsten Stamme und lenkte dasselbe mit vollendeter Meisterschaft.

Auf solche Weise zogen wir feierlich in Agussa ein, ritten durch eine ziemlich lange, mit Bogen überspannte Gasse und kamen dann an den „Palast", wo Bahus ben Babia uns durch stumme Höflichkeit ehrte, denn von seinen Leuten durfte keiner ein Wort sprechen. Aber er tischte uns eine reichliche Diffa auf, an welcher freilich die Araber, des Fastenmonats wegen, nicht Theil nehmen konnten, während wir tapfer zulangten. Der Seltsamkeit wegen möge hier hervorgehoben werden, daß man uns eine Flasche ächten Bordeauxwein vorsetzte. Für acht Europäer war das allerdings nicht viel, aber doch wohlgemeint, denn der Sultan hatte nur diese eine. Während unsere muselmännischen Begleiter Siesta hielten, durchstreiften wir die Dattelhaine und fanden zu unserer Ueberraschung eine sehr hübsche Kubba, welche dem Sidna Noeh, unserm Herrn Noah, geweiht war. Dankbar erinnerten wir uns daran, daß Vater Noah es gewesen, welcher die ersten Reben gepflanzt.

Die Bevölkerung von Warghla ist keineswegs gleichförmig, sondern vier verschiedene Stämme wohnen neben und durch einander, nämlich: Araber, Mosabiten, Aratiner und Neger.

Die Araber sind von demselben Stamme, wie ihre übrigen Landsleute, welche von der Oase abhängen, und im Allgemeinen nicht eben begütert.

Die Mosabiten haben sich vor Jahrhunderten aus dem Mzab nach Warghla geflüchtet, sind hier ansässig geworden, treiben Handel und wurden zumeist reiche Leute. Sie wohnen in zwei Stadtvierteln, bei den Beni Sissin und den Beni Uaggin, und nicht in jenem der Beni Brahim, welches sie seit 1652 durchaus meiden. Vor diesem Jahre wohnten sie in allen drei Stadttheilen. Sie waren außerordentlich reich und übermüthig geworden, entfalteten großen Luxus, machten aristokratische Ansprüche und mischten sich, Ränke schmiedend, auch in die politischen Angelegenheiten. Dadurch erregten sie die Abneigung der übrigen Bewohner, welche sich gegen sie verschworen und zum Vorwand eine religiöse Meinungsverschiedenheit nahmen. Die Mosabiten (die Bewohner der Region Mzab) haben in den Augen der rechtgläubigen, „wahren" Mohammedaner etwa eine ähnliche Stellung, wie die Protestanten gegenüber den „rechtgläubigen" römischen Katholiken. Die Verschworenen kamen überein, jene Ketzer auszurotten und eine Art von Bartholomäusnacht zu veranstalten. In der anberaumten Nacht erhoben sich die Beni Brahim und ermordeten alle in ihrem Stadttheil wohnenden Mosabiten bis auf den letzten Mann. Die Beni Sissim und die Beni Uaggin zauderten anfangs und besannen sich dann, so daß in ihren Stadtvierteln kein Blutbad angerichtet wurde. Seit jener Zeit nun mag kein Mosabit unter den Beni Brahim wohnen.

Die Aratiner bilden einen besondern Stamm. Sie sind Urbewohner, welche schon vor langen Zeiten durch die Muselmänner bezwungen, zu Pächtern herabgedrückt und an die Scholle gebunden wurden. Man findet diese Aratiner vorzugsweise in den centralen Oasen Algeriens; über ihre

Geschichte wissen wir aber noch sehr wenig. Daß sie die Autochthonen, die eigentlichen Urbewohner sind, darüber waltet bei mir auch nicht der allergeringste Zweifel ob. (Colomieu hat in einem amtlichen, nicht veröffentlichten Berichte seine Gründe ausführlich entwickelt.) Sie haben sehr bezeichnende, ihnen eigenthümliche Merkmale; ihre Sitten und Lebensgewohnheiten beweisen, daß sie sich einem erobernden Volke unterworfen haben, aber unter Bedingungen, welche zwischen Siegern und Besiegten verabredet wurden. Deshalb sind sie auch keine Sklaven, sondern ihre Stellung ist mehr eine vertragsmäßige. Die Aratiner sind schwarz, aber blauschwarz, haben also eine Hautfärbung, welche bei den aus dem Sudan gekommenen Negern nicht gefunden wird.

Die aus dem Sudan stammenden Neger sind durch den Sklavenhandel nach Warghla gekommen; insgemein bringen aber die Karawanen nur Kinder und Weiber mit. Die Lage der letzteren ist in den Negerländern nicht etwa beneidenswerth. Die Mädchen und Frauen erleiden also kaum eine Einbuße, wenn sie als Sklavinnen nach den Oasen kommen. Die Kinder gewöhnen sich rasch in die neuen Verhältnisse ein und ohnehin ist ja die Sklaverei bei den Mohammedanern keineswegs streng. Der Sklav ist lediglich ein Diener, der gut behandelt und nicht selten sogar verhätschelt wird, er gehört ja zur Familie. Auf einen Fall von harter Behandlung, welche der Herr sich erlaubt, kommen tausend Fälle von Undankbarkeit, welche die Diener sich gegen ihre Besitzer zu schulden kommen lassen. Die Neger in Warghla wissen sehr wohl, daß sie durch die französische Gesetzgebung frei geworden sind, aber kein einziger hat seine Freiheit verlangt. Was sollten sie auch mit derselben anfangen, in einem Lande, wo der Mensch arbeiten muß, wenn er leben will? Diese Neger wüßten als „freie" Leute nichts mit sich anzufangen und bleiben lieber, was und wie sie sind in Familien, von denen sie als Angehörige betrachtet werden, für welche man sorgt.

Es versteht sich von selbst, daß unter diesen vier Stämmen manche Vermischung stattgefunden hat. Aber alle leben vom Ertrage des Bodens und dem Austausche der überschüssigen Erzeugnisse. Der Handel ist, wie schon gesagt, vorzugsweise in den Händen der Mosabiten; sie kaufen und verkaufen Wolle, Getreide, Datteln, Gewürze und Baumwollenzeuge.

Hauptbeschäftigung ist und bleibt die Bearbeitung der Gärten. Ein reicher Grundbesitzer beaufsichtigt die arbeitenden Aratiner oder seine Neger, der ärmere Mann besorgt die Arbeit selbst. Alles hängt von der Bewässerung ab, welche vermittelst der aus den artesischen Brunnen abgeleiteten Kanäle bewerkstelligt wird. Man vertheilt das Wasser vermöge der Gräben und Rillen; man säet auch Getreide, hat Gemüse, namentlich gelbe Rüben und andere Rüben, sodann auch Melonen und Wassermelonen. Manche Grundbesitzer bereiten auch Palmwein, und bei sorgfältigem Verfahren kann ein Dattelbaum lange Zeit nach einander täglich mehrere Maß Wein geben. Dieser Saft ist anfangs weiß, etwa so, wie mit Wasser verdünnte Milch und schmeckt dann wie Orgeade. Aber bei heißem Wetter geräth er schon nach einigen Stunden in Gährung, bekommt einen säuerlichen, scharfen Geschmack und ist sehr berauschend. Auch Dattelhonig bereitet man derart, daß man die frisch abgepflückten Früchte in einen Korb legt, durch welchen dann ein klebriger Saft herausquillt, der wie Bienenhonig aussieht und auch einen ähnlichen Geschmack hat.

In den Palmenhainen und in den Gärten arbeiten nur Männer; die Frauen besorgen alle Hausarbeiten und weben. Geprägtes Geld wird durch die Karawanen in nur sehr geringer Menge angebracht, dagegen aber viel Getreide und Wolle; die letztere wird von den Frauen verarbeitet und die Oase liefert Wollenzeuge auch zur Ausfuhr, namentlich Burnus, Habayas, Scharschias, Haiks und wie die Kleider weiter heißen. Der Handel ist, wie schon bemerkt, in den Händen der Mosabiten, aber einige dieser letzteren sind auch Gerber und bearbeiten Schaffelle für die Nomaden; sie verfertigen auch Sandalen, Sattelgestelle, Patrontaschen, arabische Stiefel, Schuhe und dergleichen mehr. Alle diese Arbeiten lassen aber den Leuten viele freie Zeit und während der Sommerzeit und im Ramadan beschäftigen sie sich eigentlich gar nicht. Als wir in Warghla waren, begann eben die Dattelblüthe und man brauchte weiter nichts zu thun, als die Bewässerung zu besorgen. Ueber der ganzen Oase lag Ruhe. Am Tage saßen müßige Leute in Menge auf den steinernen Bänken in den Straßen, während andere im Schatten, von einem sanften Luftzug angeweht, sich dem Schlaf überlassen hatten. In den Gärten hielten Neger und Aratiner im Schatten der Bäume oder auf den Dünen oder an den Mauern der Kubbahs ihre Siesta vom Morgen bis zum Abend und verschliefen die Fastenzeit; die Frauen blieben in den Häusern und schliefen gleichfalls.

Auch in unserm Lager war es bei Tage ganz still; die Leute erwachten erst, wenn die Sonne unterging. Dann aber wurde Feuer angemacht und alle harrten dem Rufe des Muezzin entgegen, der vom Minaret herab das Abendgebet zu sprechen hatte. Nachdem das geschehen, war der Fasttag zu Ende, die Hungrigen aßen, die Durstigen tranken, die Raucher griffen nach der Pfeife und schlürften mit sichtlicher Wonne den Tabaksdampf ein. Würdige und fromme Männer dagegen richteten ihre Gedanken auf Allah und beteten, bevor sie das Fasten brachen.

Nach der ersten Abendmahlzeit kamen viele Besucher aus Warghla zu uns ins Lager hinaus; die Tabaksraucher bildeten verschiedene Gruppen, zu den Flötenspielern stellten sich Sänger und gewöhnlich begann bald nachher der Tanz. Die Nacht verging unter Lustbarkeiten und man stattete Besuche ab. In den centralen Oasen macht man aus der Nacht Tag, nicht blos während des Fastenmonats, sondern überhaupt in allen Jahreszeiten. Am Tage ist die Hitze oft so stark, daß man keine Lust hat, sich zu bewegen und erst gegen Abend beginnt die Thätigkeit. Dann zieht Alles in die Gärten, Weiber und Kinder, Nachbarn und Freunde finden sich zusammen, Alles lärmt, ist lustig und tanzt und nachher legen sich alle zum Schlafen unter freiem Himmel nieder, die Reichen auf den Hausdächern, die Neger und Aratiner, wo sie eben sind. Dann ist Alles still, bis der Muezzin zum Morgengebete ruft. Die Männer arbeiten, so lange die Morgenkühle dauert, die Frauen weben inzwischen oder bereiten das Frühmahl. Nach diesem sucht Jeder einen Winkel und hält Mguiil, Siesta.

Im Allgemeinen kann man die Bewohner von Warghla als gute, gastfreie und rechtschaffene Leute bezeichnen; sie sind, wenigstens äußerlich, sehr andächtig, lieben aber auch den Sinnengenuß und die Sitten sind bei weitem lockerer, als im Norden Algeriens. Die Frauen der Reichen gehen selten aus und dann immer schwarz verschleiert und von Negersklavinnen oder den Frauen ihrer Aratiner begleitet. Lockere Sitten kann man ihnen nicht vorwerfen, wohl aber den Aratinerinnen und Negerinnen.

Die Hauptnahrung besteht in Datteln und Milch. Jede Familie besitzt einige Ziegen, von den Karawanen tauscht man Gerste gegen Datteln ein und ist dann im Stande, Kuskus und Kuchen zu bereiten.

Nachdem wir 14 Tage in Warghla verweilt hatten, war der Zweck unserer Expedition erreicht; man hatte die Steuern bezahlt und alle gefährlichen Männer befanden sich in unserer Gewalt. Nun aber wurden unsere Leute von Krankheiten heimgesucht und es erschien mir zweckmäßig, unsere Abreise auf den 28. März anzusetzen. Ich wollte am Abend vor dem Schlusse des Ramadan wieder in Metlili sein und dort das Fest mitmachen.

Metlili erreichten, als Menschen und Thiere sich satt trinken konnten, war der Jubel groß. Der viertägige Zug durch die Wüste hatte uns entsetzlich mitgenommen. Nicht weniger als 60 Mann waren krank und etwa 40 unserer besten Kameele unterwegs gefallen, während an 200 noch zurück blieben. Es ging nicht anders, — wir mußten mindestens vier Tage lang in Metlili Rast halten.

Unser Entzücken war groß, als wir wieder frisches Wasser

Ein Schambaa-Araber in der Wüste betend. (Nach einer Originalzeichnung.)

Auf der Rückreise bekamen mehrere Leute den Sonnenstich, andere redeten in Folge der Beschwerden und Entbehrungen irre und schrien die Nächte hindurch. In der That war die Hitze unerhört und der Sirocco trocknete uns viele Schläuche aus. Als wir, nur noch acht Stunden von Metlili entfernt, unser Lager aufschlugen, fehlte es an Wasser und wir mußten unsere Nothvorräthe angreifen; es kostete aber Noth, die Fässer gegen den Andrang der Durstigen zu vertheidigen und eine gleichmäßige Vertheilung durchzuführen. Als wir dann aber die ersten Brunnen der Oase von

im Schatten der Dattelpalmen trinken konnten! Nun war auch die Fastenzeit zu Ende, welche unsere Kameeltreiber arg mitgenommen hatte; die Thiere konnten sich auf der Weide ausruhen und die Kranken erholten sich von den ungesunden Einflüssen der Warghlaer Schotts. Auch hatten unsere Leute in Metlili manche Bekannte und fühlten sich halb wie zu Hause, wie in einem gelobten Lande. Und dazu kam, daß nun der Fastenmonat vorüber war. Am Morgen waren Roß und Reiter festlich angeputzt, Jeder besuchte seine Freunde und wünschte ein Aïd mebrak, fröh-

liches Fest. Man veranstaltete unter den Mauern der Oase und im Strombett eine Fantasia, welcher Frauen und Kinder von den Dächern herab zusahen. Den ganzen Tag über und die ganze Nacht hindurch herrschte das heiterste Treiben.

Am 5. April traten wir die Rückreise nach Géryville an; am 6. hatten wir einen Sturm, der Hagel in gewaltigen Massen herbeitrieb. Wir genossen in der Sahara Eis! Am 15. April hielten wir unsern Einzug in Géryville.

Die Nordsee-Insel Borkum.

Von **Hermann Meier.**

II.

Die Winterzeit. — Pfingstfeier. — Die Fischer und der Fischfang. — Die Dünen; ihre Bildung und die Vegetation. — Wilde Kaninchen und Vögel. — Der Strand. — Ebbe und Fluth. — Seehunde. — Quallen. — Meerleuchten. — Algen. — Das Meerwasser und das Seebad.

Erst dann, wenn die letzten Badegäste abgezogen sind, wenn die Schiffe sich in die Winterruhe legen und man auf einige Monate abgeschlossen von der übrigen Welt einzig und allein auf sich selbst angewiesen ist, — erst dann beginnt für den Insulaner von Borkum das behagliche Stillleben wieder. Wer einmal einen Winter auf dieser Insel verlebte, wird stets mit Heimweh daran zurückdenken. Schon der Gedanke, nicht mehr durch Fremde gestört werden zu können, ist ein angenehmer, ähnlich wie wenn man sichs am Abend bequem machen darf und sicher ist, von keinem Besuche mehr belästigt zu werden. Bald stellen sich die rauhen Stürme ein und der Frost thürmt hohe Eiswellen um die Insel; so weit das Auge reicht, nach allen Seiten hin stehendes und treibendes Eis. Fluth und Ebbe bringen die Schollen an einander: das ist ein Krachen und Aechzen, ein Streiten und Kämpfen, ein Zerstückeln und ein Aufeinanderschieben!

In dieser Zeit ist der Insulaner sein eigener Herr, im Sommer mehr ein Sklav der Badegäste. Gemeinsame Lustbarkeiten, Tanz und volksfestähnliche Zusammenkünfte kennt er nicht, Wirthshäuser besucht er nicht; will er sich belustigen, so geschiehts zwischen den eigenen vier Mauern oder höchstens im Verein mit einigen befreundeten oder verwandten Familien bei einer Tasse Thee, oder wenns hochkommt, bei einer Tasse Chokolade und einem Gesellschaftsspiel. Der frühere hübsche Gebrauch, daß am Sonntag Abend nach dem Melken die jungen Burschen und Mädchen in langer Reihe, meist holländische Volkslieder singend, durchs Dorf zogen, ist ganz und gar in Verfall gekommen, wie denn überhaupt der ganze Charakter, die Sitten und Gebräuche seit Aufkommen des Seebades bedeutend an Eigenthümlichkeit eingebüßt haben.

Eine häusliche Feier des Christfestes kennt man hier nicht und recht lange Zeit wird noch vergehen, bevor der Lichterglanz des grünen Tannenbaums Auge und Herz der Borkumer Jugend erfreut. Dagegen werden am St. Nikolaustage (6. December) die Kinder mit Süßigkeiten beschenkt; am Neujahrstage ziehen diese gratulirend von Haus zu Haus, wobei sie mit allerlei Eßwaaren und Näschereien beschenkt werden. Um Ostern suchen sich die Kinder eine reich mit Moos bewachsene Wiese aus und werfen daselbst vermittelst der Schleuder bunte hartgesottene Hühnereier in die Luft; Mädchen thun dies ohne Schleuder.

Am Abend oder vielmehr in der Nacht vor dem Pfingstfeste, jedenfalls nach Sonnenuntergang, wird der Maibaum gebaut. Das dazu nöthige Holz holt man sich da, wo man es findet und Mancher, der am Abend Balken und Latten vor seiner Thüre liegen hat, kann diese am andern Tage hoch oben am Maibaum prangen sehen. Das nimmt man indeß so wenig übel, als wenn man die Planken und Latten von den Gartenbefriedigungen losreißt und sie in die Luft schickt. Das Erbauen des Maibaums ist Sache der erwachsenen Jugend, Kinder werden nicht dabei geduldet.

Am Pfingstmorgen ist man schon früh auf den Beinen, denn Jedermann, hauptsächlich aber die Kleinen, sind neugierig, das Werk der Nacht zu schauen, zu mustern und zu bewundern. Der Maibaum steht immer auf demselben Platz, in der Mitte des Dorfes, ist mit Blumen und frischem Grün geschmückt und trägt oben einen mächtigen Fliederzweig. In den Feiertagen umtanzt die heitere Kinderschaar den Baum und singt dabei einige Strophen, die aber so verballhornt sind, daß weder Sinn noch Verstand darin zu sein scheint. Vor Sonnenaufgang des Tages nach dem Feste wird der Maibaum wieder abgebrochen und jedem Eigenthümer das ihm Entliehene redlich wieder zurückgebracht.

Zu Anfang des Frühlings, wenn sich Kabeljaue, Schellfische, Makrelen ꝛc. nach Norden begeben; und zur Zeit des Herbstes, wenn sie zurückkehren, fahren die Fischer einige Stunden weit in die Nordsee hinaus, um durch glücklichen Fang sich einen gar nicht zu verachtenden Verdienst zu verschaffen.

Schon vor Sonnenaufgang ist der Mann unterwegs und sobald er sein Schiff erreicht hat, schwellt der Ostwind die schnell aufgehißten Segel. Was kümmert ihn Kälte, Regen oder Hagel? Mit kräftiger Faust regiert er das Steuerruder, das „Oeljepackje" hält ihn trocken, der Südwester beschützt sein Haupt, dicke wollene Handschuhe („Wanten") halten seine Hände warm und mächtige Seestiefel wahren Füße und Beine. Und muthig geht's hinein in die offene See, wo ihm Baaken und Tonnen seine Straße zeigen. Ist nach einer mehrstündigen Fahrt das Ziel erreicht, so wird das Netz am Besanmast und am Schiff befestigt und dann hinabgelassen in die Tiefe des Meeres.

Kaum sieht sein Auge noch die Insel, wo die Herzen seiner Lieben schlagen; über ihm wölbt sich der Himmel, unter ihm rauscht das Meer. Aber sein kundiger Blick weiß den Sturm vom Himmel abzulesen und wenn es sein muß, einen sicheren Ankerplatz zu finden trotz Wogendrang und schäumender Brandung. Segelnd zieht das Schiff das den Boden berührende Netz gegen den Strom, denn also liegen die Fische auf Aesung. Nichts bringt sie wieder aus den Maschen des Netzes, wenn sie sich einmal darin verstrickt

haben, als die Hand des Fischers, der von Zeit zu Zeit das Schiff beilegt, um das Netz emporzuwinden und den werthvollen Inhalt in den Bauch des Schiffes zu schütten, wo der durchlöcherte Boden frisches Seewasser einläßt. So wird der Fang bis zum nächsten Verkaufsplatz, vorzüglich Emden, am Leben erhalten.

Im Westen, Süden und Norden ist Borkum von Dünen umgeben. Im Westen sind dieselben am schmalsten, im Süden und Norden von sehr verschiedener Breite. Diese Dünen sind die natürlichen Schutzwehren gegen Wasserfluthen und Stürme. Die Düne ist das Kind oder der Urenkel des Meeres. Was aber das Meer gebar, nimmt der Wind behufs der Erziehung an sich. Doch er ist ein schlechter Erzieher, er handelt ohne Grundsätze, ändert unaufhörlich seine Pläne und da kann es nicht anders kommen, als daß sein Zögling, die Düne, zu einem launenhaften, den ewigen Wechsel liebenden Wesen herangebildet wird. Jede geringe Unebenheit des Bodens wird dem vor dem Winde dahin fliegenden Sande zur Mauer, vor der er sich anhäuft, bis windwärts eine sanfte Sandböschung sich gesammelt hat, von deren Gipfel, unter welchem der Kernpunkt bald begraben ist, alsdann der Sand in steiler Böschung seewärts herabrollt. Der Sand klettert, vom Winde geschoben, die sanfte Anhöhe der Düne hinan, um über ihren dabei an Höhe immer etwas zunehmenden und vorwärtsschreitenden Kamm an einer andern Seite herabzurollen. Dies ist die Entstehung der Düne.

Stehende feste Dünen bilden sich nur da, wo sie in Gräsern und Geflecht genügenden Halt finden. Als man ihnen dies abgelauscht hatte, gebrauchte man die den Dünen geliehene Pflanzenwelt als Waffe gegen das ewige Wandern. Verschiedene Gewächse pflanzt man an der Landseite der Dünen sorgfältig an, pflegt sie und gibt dadurch den bereits fertigen Dünenbergen eine Konsistenz, die auch der heftigste Sturm nicht ganz zu brechen vermag. Auf diese Weise bannt man die Dünen in ein gewisses Revier und benimmt ihnen die Fähigkeit, ruhelos umher zu schweifen. Ganz freilich vermag auch diese Vorsichtsmaßregel die Schädlichkeit des Dünensandes nicht zu beseitigen, allein sie dämpft und mäßigt wenigstens seine Verheerungen und schiebt die Verwüstung der benachbarten Gärten und Häuser in ungewisse Ferne hinaus. Vorzugsweise pflanzt man den Sandhafer (Arundo arenaria *L.*), auf Borkum „Halm" genannt, an; dieser wächst schnell und fängt durch seine oft 20 bis 30 Ellen fortlaufenden Wurzeln den Sand auf; er zwingt ihn dadurch, neue Dünen zu bilden; ferner das Sandhaargras (Elymus arenarius *L.*), den Binsenweizen und andere, die ebenfalls durch ihre vielen Halme, sowie durch ihr Wurzelnetz den aufgewirbelten Sand in Fesseln legen und in ihm ihr Grab finden. Wo man an oder in den Dünen gerade parallel laufende, oft sich auch wieder kreuzende oder rautenförmige Reihen und Flächen dieser Gräser gewahrt, da ist die fleißige, pflanzende Hand des Menschen thätig gewesen.

Viele Dünen sind von oben bis unten mit mannigfachen Pflanzen bewachsen, andere hingegen sind ganz kahl und in Wahrheit nur Sandhügel. Zeigt sich die Dünenkette in etwa stundenweiter Entfernung in bedeutender Vergrößerung als mächtiges kahles Gebirge grünlich angehaucht oder erscheint sie bei voller Sonnenbeleuchtung als weit ausgedehntes Schneefeld, so verliert sich in unmittelbarer Nähe allerdings diese Aehnlichkeit, aber der Charakter grotesker Formation bleibt ihr doch fortwährend.

In den Dünen haust das einzige wilde Säugethier, das die Insel bewohnt, das wilde Kaninchen (Lepus cuniculus *L.*). Es hat meistens eine röthlich-graue Farbe, gräbt sich ausgedehnte Gänge in den Dünensand und man sieht es häufig vor den Ausgängen spielen und Männchen machen oder den harten Sandhafer benagen. Der Insulaner fängt die Kaninchen mittelst Schlingen von Messingdraht; in früherer Zeit, als ihre Anzahl bedeutender war, gehörte der Fang mit Netzen zu den wenigen Wintervergnügungen. Ein solches Thier, welches zur Fangzeit, December bis Februar, außerordentlich fett ist, wiegt drei bis vier Pfund und liefert mancher Familie die einzige Fleischspeise des ganzen Jahres.

Reicher ist das Volk der Vögel vertreten. Die meisten kommen nur besuchsweise hierher; früher viel zahlreicher als jetzt, da jeder Badegast die Erlaubniß hat, so viele Seevögel zu schießen, als er eben treffen kann. Dadurch werden diese Thiere immer mehr nach der benachbarten holländischen Eierinsel Rottum verscheucht, wo sie ungestört ihren Familienpflichten nachkommen können.

Adler kommen selten hierher, aber Falken, Habichte und Eulen morden manches arglose Kaninchen. In den von Kaninchen verlassenen Gängen der Dünen nistet die Brandgansente (Anas tadorna). Sie steht bei den Insulanern in hohem Ansehen und das Wegnehmen ihrer Eier sieht man gewissermaßen als eine Frevelthat an. Man erkennt diese Ente leicht an ihrem eigenthümlichen Ruf, den sie häufig ertönen läßt und der genau wie good day (guten Tag) klingt, weshalb sie auf den nordfriesischen Inseln der „höfliche Vogel" genannt wird.

Von den Sumpf- und Seevögeln nennen wir nur folgende: die rostgelbe, schwarzbraun gefleckte Doppelschnepfe (Numenius arquatus), den Strandläufer (Tringa), den Austernfischer (Haemotopus ostralegus), das Dütchen (Totanus calidris), die Mantelmöve (Larus marinus), die Häringsmöve (L. fuscus), die Lachmöve (L. ridibundus) und die gemeine Raubmöve (Lestris parasitica).

Wie bereits erwähnt, sind nicht alle Dünen kahle oder nur spärlich bewachsene Sandberge, viele sind vielmehr reichlich bewachsen und zwischen denselben findet man manches grüne Thal. Einige derselben haben bedeutende Ausdehnung und überraschen durch ihr grünes Kleid und ihre üppige Vegetation aufs Angenehmste.

Die charakteristische Flora der Dünen aber ist eine armselige. Fast alle Pflanzen, die auf ihnen wachsen, haben mehr oder weniger eine blasse sandige Farbe. Außer den genannten Gräsern, die zur Conservirung der Dünen dienen, tritt hier vielfach die kriechende Weide (Salix repens) sowie die silberfarbige Weide (S. argentea) auf. Nennen wir dann noch Carex arenaria und C. disticha, so haben wir damit den eigentlichen Stamm der Dünenvegetation namhaft gemacht. Je näher eine Düne dem Meere liegt, desto ärmer an Arten sowohl wie an Individuen ist ihre Vegetation, dagegen ist diese an der innern Seite reicher an Arten und schöner an Form und Farben*).

Der Strand, die äußerste Umgebung der Insel, ist an und für sich eine höchst öde Gegend. Derselbe besteht aus Sand, der ursprünglich sein Dasein fernen Gebirgen verdankt; es sind weißliche Quarzkörner, die im Laufe der Jahrhunderte von den Wogen eben zu einem runden Sandkorn abgeschliffen wurden. Man denke sich eine abschüssige

*) Von den Dünenpflanzen, einschließlich derer, welche in den grünen Dünenthälern wachsen, nennen wir folgende: Anthyllis vulneraria, Alisma ranunculoides, Asparagus officinalis, Ammophila arenaria, A. baltica, Blysmus rufus, Comarum palustre, Cakile maritima, Centunculus minimus, Eryngium maritimum, Gentiana Pneumonanthe, Galium Mollugo, Hippophaë rhamnoides, Jasione montana, Listera ovata, Malaxes Loeselii, Orchis latifolia, Pyrola rotundifolia, Platanthera bifolia, Rubus caesius, Radiola milligrana, Sonchus arvensis, Salsola Kali, Sagina procumbens, Thalictrum minus, Viola tricolor.

Fläche Sandboden, die an den Dünen mit feinem Flugsand und tausenden von Muschelschalen bedeckt ist, je näher man aber dem Meere kommt, desto nässer, härter und reiner wird und hier von dem ewigen Wellenschlag in unzähligen Runzeln sich zeigt; der von dem eingedrungenen Wasser eisenfest gemacht ist, aber doch den Stehenbleibenden bis über den Fuß hineinsinken läßt, so ist das (wenn wir noch hinzufügen, daß, wo in dieser Stunde flacher unbespülter Strand ist, in der nächsten das Meer ihn bedeckt), so ungefähr Alles, was der oberflächliche Beobachter vom Strande zu sagen weiß. Für den Aufmerksamen, den Naturfreund, gestaltet sich die Sache allerdings ganz anders. Freilich muß der Binnenländer, der zum ersten Male unsere Insel besucht und in der Heimat von spielenden Seehunden, jagenden Delphinen, prachtvollen Riesenwäldern, herrlichen Tangen und Muscheln geträumt hat, sich's bald eingestehen, daß er sich gründlich geirrt habe. Aber leer läßt ihn der Strand doch keineswegs nach Hause gehen.

Der Strand würde einen seiner größten Reize verlieren, wenn wir das wechselnde Schauspiel von Ebbe und Fluth entbehren müßten, welches, obgleich sich täglich wiederholend, dennoch ewig neu und unterhaltend bleibt. Wie überraschend, den festen Sand, auf dem noch vor Kurzem dein Fuß wandelte, in eine weite Wasserfläche umgeschaffen zu sehen; wie angenehm, am Rande der See dem muntern Tanz der vordringenden Wellen zuzusehen, wie eine nach der andern ans Ufer jagt, sich kopfüber stürzt und, das Gestade überschwemmend, uns an einen eiligen Rückzug mahnt!

Es kommt selten vor, daß sich ein Seehund (Phoea vitulina) auf den Strand begibt und noch seltener, daß solcher durch einen wohlgezielten Schlag auf die Nase getödtet wird. Die Jagd auf Seehunde wird eben so selten mit Erfolg gekrönt. Gelingt es auch, vom Schiffe aus ein solches Thier zu schießen, so wird man seiner doch nur in den allerseltensten Fällen habhaft, da es nach erhaltenem Schuß sofort die Tiefe sucht und erst im Augenblick des Todes auf kurze Zeit an die Oberfläche kommt. Aber der Seehund begibt sich an warmen Sommertagen gern auf die Sandbänke, um sich dort zu sonnen und dann kann der Jäger, wenn er Lust hat, stundenlang mit Seegras bedeckt, ohne sich zu rühren, auf dem Bauche zu liegen, die Ehre haben, einen Seehundsbesuch zu erhalten; aber ob er dieses schlaue und wachsame Thier erlegen wird, das ist eine andere Frage.

Von den niederen Thieren finden wir am Strande vielfach den See-Igel (Echinus eseulentus), sehr häufig den gemeinen Seestern (Astera eanthion rubens) und Quallen verschiedener Art. Diese Wesen, ganz und gar Gallert- und Schleimmasse, ohne Augen, ohne Glieder, ohne Anfang und Ende, könnte man, wenn sie an der Oberfläche des Wassers sich im Sonnenschein spiegeln, wobei in der Mitte des glänzenden Ringes oft alle Farben des Regenbogens erscheinen, leicht für Seegewächse halten. Aber es sind Thiere mit entsprechender Organisation, mit Verdauungs-Organen, Nervensystem und, wenn auch unvollkommenen, Sinneswerkzeugen. An der untern Seite befindet sich der Mund, um denselben sind die Fangfäden, vermittelst welcher das Thier kleine Wasserinsekten fängt und in den Magen führt. Mehrere Arten haben Nesselorgane zur Vertheidigung und zum Einfangen der Nahrung. Kommt der Badende mit ihnen in Berührung, so entsteht an den berührten Stellen ein mehr oder weniger arges Brennen und Jucken, welches aber so stark werden kann, daß wir schon Personen gesehen haben, die sich wie rasend im Sande wälzten. Alles dieses klingt um so wunderbarer, wenn man bedenkt, daß die Quallen fast nur aus Wasser bestehen und zu Nichts zerrinnen, wenn ihre Lebenskraft erlischt.

Der Glockenqualle (Thaumanthias hemisphaeriea) schreibt man die Eigenschaft des Leuchtens im Meere zu. An schwülen Abenden, besonders wenn am Tage sich ein Gewitter entladen hat, kann man das erhabene Schauspiel des Meerleuchtens beobachten. Sobald dann der abendliche Himmel mit seinen düsteren Wolkenmassen das weite Meer beschattet und die Nähe desselben nur in den Schaumkämmen der dumpfbrausenden Wellen zu erkennen ist, dann merkt man am Strande ein weithin ziehendes Glitzern in den aufspritzenden Wellen, und schlägt man das Wasser mit der Hand oder mit einem Stock, so erglänzt es in grünlich weißem Lichte. Das Seegras leuchtet, als wenn es mit Diamantsplittern bestäubt wäre und an der eingetauchten Hand haften strahlende Pünktchen. Diese wunderbare Erscheinung wird von gewissen Seethierchen hervorgebracht, in denen nach Alexander von Humboldt „ein magnetisch-elektrisch lichterzeugender Lebensprozeß" vor sich geht. In der Nordsee wird das Leuchten hauptsächlich durch die winzige ($^1/_{11}$ bis $^1/_{17}$''' im Durchmesser) Qualle (Noetiluea miliaris) erzeugt.

Nur in der nächsten Nähe der Dünen finden wir einige Seepflanzen, sonst ist der Strand aller Vegetation bar. Wir nennen Kakile maritima, Helianthus peploides und Triticum juneeum. Auf dem Wattgrunde vegetirt die einzige phanerogamische Pflanze der Nordsee, die interessante Zostera nana in großer Menge, auf tiefem Meeresgrund die Zostera marina (gemeines Seegras); sie wird in rundlichen Ballen in großer Menge an den Strand geworfen und von den ärmeren Bewohnern gesammelt, getrocknet, gesäubert und nach dem Festlande verkauft, wo das Seegras bekanntlich zur Verfertigung wohlfeiler Matratzen ꝛc. verwendet wird. In diesen Seegrasballen finden sich vielfache Fucusarten, wegen ihrer blasenförmigen luftgefüllten Auftreibungen, die ihnen zum Schwimmen dienen und beim Zertreten mit Geräusch zerplatzen, hier Knappers genannt. Am häufigsten kommen vor: Fucus vesieulosus (gemeiner Blasentang), an dem eine Mittelrippe die Blasen in zwei Reihen trennt; Fueus nodosus, dem die Mittelrippe fehlt und welcher nur eine Reihe oft sehr großer Blasen hat; ohne Blasen ist Fucus serratus, seltener der längere, sehr einfache Fucus loreus.

Fast nach jedem starken Winde, besonders aber nach Nordweststürmen, kommt am Strande Bernstein vor. Er liegt immer in den von den Wogen gebildeten Streifen kleiner schwarzer Körner, ähnlich dem Torfmull. Diese Körner sind nichts Anderes, als zerbröckeltes fossiles Holz. Der Bernstein kommt hier in allen möglichen Farben und Formen vor, doch nicht mehr in so großen Stücken wie vor Zeiten. Ueber vier Loth wiegt äußerst selten ein Stück und wenn ein Austernfischer vor mehreren Jahren mit seinem „Vögel" ein Stück von mehr als einem halben Pfunde vom Meeresgrund ans Tageslicht förderte, so gehörte das zu den Seltenheiten.

Ob der Grund längs der äußersten Strandlinie Bernstein umfaßt, ob sich solcher in Betten der Nordsee befindet und da von der bewegten Wassermasse betroffen wird, oder ob er aus der Ostsee in die Nordsee geführt und hier an die Küsten geworfen wird, — das ist eine Streitfrage, mit deren Lösung die Fachgelehrten sich beschäftigen mögen.

Borkum ist gleichsam von der Natur zur Bade-Insel geschaffen. Hat auch die ziemlich lange Reise dahin für den zur Seekrankheit Geneigten sein Unangenehmes, so ist andererseits diese Tour für den Oberländer, der nie salziges Wasser sah, jedenfalls von größtem Interesse. Dieser weiten Entfernung vom Festlande verdankt Borkum es auch, daß es, ungleich den anderen ostfriesischen Inseln, von reiner Meeres-

fluth bespült wird, die nicht mit allerlei Beimischung des süßen Wassers geschwängert ist. Der Salzgehalt des Nordseewassers am Strande Borkums ist ganz der des Atlantischen Oceans und chemische Analysen haben folgende feste Bestandtheile in demselben gefunden:

1 Pfund = 7680 Gran Nordseewasser enthält:
197,5 „ Chlornatrium,
4,146 „ Chlorkalium,
28,362 „ Chlormagnesium,
10,2 „ Schwefelsaure Talkerde,
4,926 „ Schwefelsaure Kalkerde,
0,782 „ Kieselerde.

Besonders reich ist es an animalischen und vegetabilischen Bestandtheilen, wodurch es seine geschmeidige Weichheit und schaumige Beschaffenheit erhält.

Die Lage am Eingange der Nordsee bedingt einen stärkeren Wellenschlag, als auf anderen Nordsee-Inseln und dieser wird bekanntlich bei gewissen Krankheiten als die Quintessenz des Seebades betrachtet.

Die Luft ist Meeresodem, denn das Festland liegt zu weit entfernt, um das Reine und Frische der See verbannen und verderben zu können. Die Wiese, die Dünen mit ihren großen Thälern und vor allen Dingen der Strand geben Gelegenheit zu angenehmer, unterhaltender Bewegung und mehr als hinreichenden Raum. Ausflüge zur See und Besuche benachbarter Inseln ꝛc. bieten dem Badegaste der angenehmen und belehrenden Zerstreuungen recht viele.

So erscheint Borkum als die von der Natur am meisten bevorzugte ostfriesische Insel und es kann nicht ausbleiben, daß sie dereinst zu den gesuchtesten Seebädern der ganzen Nordseeküste gehören wird. Im Jahre 1863 war Borkum sehr besucht; es bietet Ersatz für Wangeroge.

Die russischen Kolonien an der Nordwestküste von Amerika.

Der Pelzhandel. — Mineralreichthum. — Die eingeborene Bevölkerung. — Charakteristik der Creolen, d. h. Mischlinge von Russen und Aleutinnen. — Die Stellung der eingeborenen Aleuten. — Ihre Lebensweise. — Verwaltungseintheilung der Kolonie. — Eishandel.

Der Kapitän-Lieut. Golowin wurde im Jahre 1860 zur Untersuchung des Zustandes der Kolonien an der Westküste Nordamerika's abgeschickt, über deren Verwaltung durch die privilegirte russisch-amerikanische Kompagnie sich schon seit längerer Zeit in der Presse Klagen erhoben hatten. Sein an den Großfürsten Konstantin abgestatteter Bericht ist in dem Morskoj-Sbornik abgedruckt und lautet keineswegs tröstlich für die Kompagnie, die in einen Schlendrian versunken zu sein scheint, der gegen die Energie, welche sie zu Anfang dieses Jahrhunderts entwickelte, sehr absticht. Selbst der Pelzhandel ist im Verfall, und während das benachbarte Californien und das Territorium der Hudsonsbai-Kompagnie durch Benutzung ihrer natürlichen Hülfsquellen zu hoher Blüthe gelangen, bleiben diese in den russischen Besitzungen fast unbekannt.

Das Mineralreich, schreibt Golowin, hat seine Schätze überall ausgestreut, die zum Unglück wenig erforscht sind, obwohl ihr Dasein keinem Zweifel unterliegt. Steinkohle ist allerwärts in größerer oder geringerer Quantität vorhanden; namentlich längs dem kenaischen Ufer erstrecken sich die Steinkohlenschichten über einen bedeutenden Raum und verbreiten sich weit in das Innere des Landes. Die Untersuchungen, die man zu verschiedenen Zeiten in den Kolonien vornehmen ließ, waren oberflächlich und beschränken sich ganz auf die Küste; das Innere, nicht allein des Kontinents, sondern auch der Insel Sitcha, ist noch heute unerforscht. Inzwischen sind selbst bei der oberflächlichsten Untersuchung an verschiedenen Punkten der Kolonien Obsidian, Basalt, Graphit, mehrere Thonarten, rothe Kreide, Ocker, mancherlei Färbestoffe, Schwefel u. s. w. gefunden worden. Am Flusse Mjednaja (Kupferfluß) hat man große Stücke gediegenen Kupfers gefunden und am kenaischen Ufer sind unzweifelhaft Spuren von Gold wahrgenommen worden.

Die Bevölkerung der Kolonien besteht aus Russen, Creolen und Eingeborenen, die in unterworfene, als Aléuten, Kadjaken, Kurilen, nicht völlig unterworfene, als Kenajen und Tschugatschen, und ganz unabhängige, als Mjednowzen, Koltschanen, Malegmjuten, Koloschen eingetheilt werden.

Die Creolen stammen meistens von Russen und Aleutinnen. Die Kinder der Creolen bleiben „Creolen", ohne Rücksicht auf fernere Blutvermischung; sie bilden eine eigene Kaste, die eine völlige Unabhängigkeit genießt und weder Abgaben noch andere Verbindlichkeiten kennt. Man kann sogar behaupten, daß die Creolen in einigen Decennien die herrschende Rasse in den Kolonien bilden und die Aleuten ganz verdrängen werden, deren Zahl allmälig abnimmt. Allein es ist nicht genug, das Land zu bevölkern; die Bevölkerung muß auch zu etwas nützen, zur Entwickelung der Industrie, zur Bereicherung des Landes beitragen, was die Creolen bisher nicht gethan haben und, wenn sie in ihrer gegenwärtigen Lage verharren, auch schwerlich thun werden. Alle Creolen (Mischlinge!) sind in hohem Grade eitel, reizbar empfindlich, haben dabei meistens gute Anlagen und namentlich Talent für mechanische Arbeiten. Sie sind größtentheils gut gebaut und sogar schön, besonders in der zweiten und dritten Generation. Aber das wüste Leben, das sie schon sehr früh zu führen beginnen, hat einen verderblichen Einfluß auf ihren Organismus und mit 30 bis 35 Jahren leiden sie fast alle an Brustkrankheiten, die oft in Auszehrung übergehen, so daß nur wenige Creolen ein hohes Alter erreichen. Namentlich ist die Trunksucht ihr Verderben.

Die Russen, welche in den Kolonien leben, haben die illegitime Abkunft der Creolen nicht vergessen, sind Zeugen von der Unsittlichkeit der Creolinnen und von der Gleichgültigkeit der Männer gegen ihre Frauen, die sie dem ersten besten gegen ein paar Flaschen Rum preiszugeben bereit sind, und blicken daher nicht nur mit äußerster Verachtung auf die Creolen, sondern gebrauchen sogar den Namen „Creole" als Schimpfwort. Selbst die Aleuten achten die Creolen nicht, welche, wie sie sagen, ja auch nichts weiter als Aleuten sind, aber vielmehr schlechte Aleuten, da sie von lasterhaften Weibern abstammen. Diese Geringschätzung wirkt so verletzend auf die reizbare Natur der Creolen, daß sie sich schämen, Creolen zu heißen, gleichwohl aber die Russen nicht lieben, obschon sie sich ihnen nähern und ihre Ueberlegenheit ertragen müssen. Sie halten sich für die rechtmäßigen Besitzer des Landes und möchten gern die erste Rolle spielen, während sie von den Russen über die

Achsel angesehen und gezwungen werden, sich ihrem Einfluß zu unterwerfen. Allerdings finden sich auch unter den Creolen ganz ehrenwerthe Leute, aber diese sind nur Ausnahmen. Unter strenger Aufsicht benehmen sie sich noch so ziemlich, aber sich selbst überlassen, geben sie sich bald ihren natürlichen Neigungen hin und werden unverbesserliche Trunkenbolde ... Die Creolen auf Atcha, Una, Caschka und der Behrings-Insel beschäftigen sich mit der Seeotterjagd; diejenigen dagegen, die auf Sitcha und den Inseln bei Kadjak leben, halten es für eine Erniedrigung, mit den Aleuten zusammen auf die Jagd zu gehen; einige treiben Walfischfang, andere Viehzucht und Gartenbau oder bauen kleine Schaluppen, sägen Bretter und fangen Thiere in Fallen.

Die Aleuten werden nicht mehr mit der Grausamkeit behandelt, deren sich die ersten russischen Promyschlenniks, ein Glotow, Solonjew, Natrubin und in neuerer Zeit Baranow schuldig machten, aber für die Verbesserung ihrer Lage ist trotz des von der Kompagnie gezeigten guten Willens noch wenig gethan worden. „Freilich", bemerkt Golowin, „hat man die Aleuten zum Christenthum bekehrt, sie besuchen sehr fleißig die Kirchen und erfüllen pünktlich alle religiösen Ceremonien; aber schwerlich haben sie eine aufrichtige Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion, und Personen, welche die Aleuten genau kennen, behaupten, daß sie morgen eben so eifrige Mohammedaner werden würden, wenn die Obrigkeit es befehle. Das Gebahren der ersten Promyschlenniks hat die Aleuten an grenzenlose Unterwürfigkeit gewöhnt und es würde nicht einem von ihnen einfallen, sich einem Russen irgendwie zu widersetzen. Dabei besitzen sie viele gute Eigenschaften: sie sind friedlich, gutmüthig, gastfrei, hülfreich gegen einander und ehrlich; der Diebstahl ist bei ihnen unbekannt und man hört nie von schweren Verbrechen; dabei sind sie jedoch über die Maßen träge, sorglos und gefräßig. Ihre Sensitivität ist außerordentlich; Scheltworte beleidigen sie tief und körperliche Züchtigungen gelten für eine solche Schmach, daß, sie einem Aleuten auferlegen, ihn zum Selbstmord treiben hieße.

Die Nahrung der Aleuten besteht aus gedörrtem Fisch (Jukola), dem Fleich von Walfischen, Seelöwen, Seehunden und anderen Seethieren, aus den Wurzeln einiger Pflanzen, Seetang, verschiedenen Muscheln und Wasservögeln. Alles dieses richten sie mit Walfisch- oder Seehundsspeck zu, ohne welchen sie gar nicht existiren können. In einigen amtlichen Berichten der Kompagnie wird gesagt, daß die Aleuten, die früher in kleinen, durch weite Räume von einander getrennten Ansiedlungen lebten, jetzt in einigen großen Dörfern vereinigt sind und nicht mehr in dumpfigen Jurten, sondern in reinlichen, hellen und bequemen Häusern wohnen. Dies ist nicht ganz richtig. Die Aleuten sind in der That jetzt in großen Dörfern konzentrirt, aber zuweilen sind ihrer zu viele an einem Orte versammelt, so daß es schwer ist, hinlängliche Vorräthe auf den Winter zu bereiten. Einige haben deshalb gebeten, ihre Dörfer in zwei Hälften zu theilen und es ihnen anheimzustellen, die Punkte zu wählen, wo sich Fische und andere für die Aleuten unentbehrliche Lebensbedürfnisse in genügender Menge vorfinden, welches Gesuch der Generalverwalter auch bewilligt hat.

Was die hellen und geräumigen Häuser betrifft, so besitzen dergleichen nur wenige Aleuten auf Sitcha und Kadjak; alle anderen leben nach wie vor in kleinen, halb in die Erde gegrabenen und oben gleichfalls mit Erde bedeckten Hütten. Doch fangen die Bedürfnisse des europäischen Lebens schon an, sich auch unter ihnen geltend zu machen, so daß man bei Allen Theekannen, Tassen und Gläser findet und Viele auch Samoware haben und alles dies wird verhältnißmäßig ziemlich sauber gehalten. Allein der unerträgliche Geruch der Jukola und des Walfischfetts, der ihre Wohnungen und die Aleuten selbst durchdringt, nöthigt unwillkürlich jeden Fremden, sich in die freie Luft zu retten, um dem dadurch hervorgebrachten Gefühl des Ekels zu entgehen.

In dem von der Generalverwaltung der russisch-amerikanischen Kolonien ausgearbeiteten Entwurf eines neuen Statuts ist das Leibeigenschaftsverhältniß der Aleuten aufgehoben und es wird ihnen überlassen, sich über ihre künftigen Dienstleistungen mit der Kompagnie zu verständigen. Es ist kein Zweifel, daß die ihnen gewährte Freiheit für sie viel nützlicher sein wird, als die beständige Bevormundung, an welche die Kompagnie sie gewöhnt hat.

Die Zahl der Aleuten beträgt nach den letzten Ermittelungen 4645, die der Creolen 1896. Die als nicht völlig unterworfen bezeichneten Völkerschaften, Tschugatschen und Kenajen, sind in der That nur insofern russische Unterthanen, als sie für die Kompagnie gegen Bezahlung auf die Seeotterjagd gehen und sich hin und wieder zum Christenthum bekehren lassen. Die Tschugatschen, die zum aleutischen Stamme gehören, leben 456 Köpfe stark an der Tschutgatskoi-Bai, die Kenajen, 937 an der Zahl, in der Nähe der Nikolajewski-Redoute. Ganz unabhängig sind die Mjednowzen am Kupferflusse, deren Zahl auf 3 bis 5000 geschätzt wird; ferner die Aglegmjuten an der Nordküste von Aljaschka, die Ugolenzen am St. Eliasberge, die Koltschamen im Innern, die Küskokwinzen, die Kwichpachzen, Kiatewzen, Malegmjuten und andere Stämme an der Behringssee und am Eismeer. Uebrigens verhalten sie sich friedlich, beunruhigen die russischen Niederlassungen nicht und zeigen sich bereit, die Taufe anzunehmen, ohne sich nachher viel um ihre neue Religion zu kümmern. Desto feindseliger sind die Koloschen, die noch im J. 1855 einen Angriff auf Neu-Archangel machten. Ihre Zahl soll sich auf 15 bis 20,000 belaufen, welche sich in mehrere Stämme theilen, die unter einander in beständigem Hader leben.

In administrativer Beziehung zerfallen die Kolonien in sechs Bezirke: 1) Sitcha, wohin der ganze Küstenstrich vom Kap St. Elias südlich bis zur Parallele von 54° 40′ und die in der Nähe liegenden Inseln gehören, 2) Kadjak, 3) der nördliche oder Michaels-Bezirk, 4) Unalaschka mit der Halbinsel Alaschka, 5) Atcha, die Andreanows-, Ratten-, Nasen- und Kommandeursinseln enthaltend und 6) der Kurilische, aus der Inselgruppe dieses Namens von Urup bis zur Halbinsel Kamtschatka bestehend.

Sitz der Hauptverwaltung ist Neu-Archangel auf der Insel Sitcha, wo sich auch die Kanzlei, die Admiralität, die Magazine u. s. w. befinden und wo die Schiffe der Kompagnie überwintern. Die Flotte der Kompagnie zählt 12 Schiffe, vier größere, welche zur Fahrt zwischen Sitcha und Kronstadt bestimmt sind und acht kleinere. Unter letzteren befinden sich vier Dampfer. Im Kriege gegen die Westmächte büßte die Kompagnie zwei Fahrzeuge ein, die von den Alliirten genommen wurden. Es erwuchs hieraus ein Schaden von 133,000 R. S., wofür sie von der Regierung keine Entschädigung verlangt hat.

Im Jahre 1848 erhielt der Bergingenieur Doroschin von der Hauptverwaltung den Auftrag, die Erdarten auf Sitcha, Kadjak und an der Ostküste der Kenajbucht zu untersuchen. Die Folge hiervon war die Entdeckung von Steinkohlenlagern in der Kenajbucht, die seitdem von der Kompagnie ausgebeutet werden und nicht allein das Brennmaterial für ihre Dampfschiffe, sondern auch einen Ausfuhrartikel nach Californien liefern. Die Hauptrevenüe der Kompagnie wird jedoch von jeher durch den Ertrag der Pelzthierjagd gebildet, die zu Anfange dieses Jahrhunderts in großem Umfang betrieben wurde. Unter Baranow wurden allein im Distrikt Kadjak 500 Baidaren (Boote) für die Seeotter-

jagd ausgerüstet: heutzutage kann man in der ganzen Kolonie nicht über 300 zu diesem Zweck zusammenbringen, indem die aleutische Bevölkerung sich seitdem um die Hälfte vermindert hat. Der Handel mit den Eingeborenen, welche den Beamten der Kompagnie bedeutende Quantitäten Rauchwaaren zu liefern pflegten, hat fast ganz aufgehört, theils durch die Konkurrenz der Engländer und Amerikaner, theils in Folge der von dem ehemaligen Hauptverwalter Rosenberg getroffenen verkehrten Maßregeln, der aus Furcht vor den Koloschen den Verkehr mit ihnen plötzlich abbrach, welchen seine Nachfolger jetzt vergeblich herzustellen suchen.

Eine der besten Handelsstationen, am Flusse Stachin (Stikin), wo man nach den neuesten Berichten auch Goldstaub entdeckt hat, ist der englischen Hudsonsbai-Kompagnie gegen einen jährlichen Pacht von 2000 Flußotterfellen abgetreten worden. Einigen Ersatz für so vielfache anderweitige Verluste gewährt der Handel mit Eis, der seit 1852 mit Californien betrieben wird; aber auch hier wird der Hauptgewinn von der in San Francisco etablirten, sogenannten amerikanisch-russischen Handelsgesellschaft monopolisirt, an welche kontraktmäßig alles aus den russischen Kolonien ausgeführte Eis zu einem bestimmten Preise verkauft werden muß.

Zur Geschichte des Blutaberglaubens in Indien.

Die Khonds in Orissa. — Menschenopfer. — Die Meriahs. — Opferfest zu Ehren des Erdgottes. — Ausrottung des Kindermords.

Wenn die Engländer in der Verwaltung des großen indischen Reiches sich auch manche Ungerechtigkeiten gegen die Eingeborenen zu Schulden kommen ließen, so haben sie doch auf der andern Seite wieder viel Gutes geschaffen. Wir erinnern nur daran, daß die Wittwenverbrennung beinahe gänzlich aufgehört hat; ein Vierteljahrhundert ist bereits verflossen, seit zum letzten Male die kolossalen Wagenräder des Juggernaut (Dschaggernath) menschliche Schlachtopfer zermalmten und die Meuchelmörderbande der Thags ist so eingeschüchtert worden, daß man nur noch selten und aus entfernten Winkeln Indiens von ihren scheußlichen Thaten hört. Das Entsetzen, welches die Entdeckung des Thaggismus in Indien hervorrief, war noch nicht ganz verschwunden und schon wieder war der Schleier von zwei neuen Arten des Blutaberglaubens fortgezogen, die in erschreckender Ausdehnung in den fast unzugänglichen Bergdistrikten von Orissa herrschten, welche sich an der Küste zwischen Bengalen und dem Gebiete von Madras hinziehen, nämlich das Morden kleiner Mädchen und das Darbringen von Menschenopfern. Bis zum Jahre 1836 hatte kein Europäer auch nur die leiseste Ahnung, daß diese Bergbewohner, die Khonds, diese Verbrechen trieben und man würde auch bis heute nichts davon erfahren haben, wenn nicht der kleine Krieg mit Gumsur auf die Spur geleitet hätte.

Das menschliche Gemüth sträubt sich gegen den Gedanken, daß es in unserm sogenannten aufgeklärten Zeitalter noch Völker gibt, die so tief im Aberglauben verstrickt sind, daß sie Menschenopfer darbringen, um den Zorn des Himmels zu besänftigen. Aber der König von Dahome, welcher jährlich tausende seiner Unterthanen abschlachtet, um eine gute Yamernte zu erzielen, straft uns Lügen und bei den Khonds in Ostindien, die unter englischer Botmäßigkeit stehen, finden wir etwas ganz Aehnliches. Aber auch viele Völker des Alterthums, selbst solche, die auf einer vergleichsweise hohen Kulturstufe standen, kannten die Menschenopfer. Wie oft sie in den jüdischen Schriften erwähnt werden, ist bekannt; dem König von Moab schien nichts natürlicher, als der Rath des Propheten, daß der Zorn des Herrn durch das Opfer seines Erstgeborenen am besten besänftigt werde und selbst Abraham war bereit, die Hand an Isaak zu legen. Die alten Skythen, Skandinavier, Phönicier, Briten, Taurier, ja selbst die civilisirten Römer kannten die Menschenopfer.

Bei den Indern hat sich der Gebrauch lange erhalten und die Sattia (Wittwenverbrennung) war nur ein Selbstopfer, so gut wie das Dschaggernathfest. Mord ward zur Religion und Meuchelei war der Glaube der Thags. Um so tief im Innersten des Volkes eingewurzelte Vorstellungen auszurotten, bedurfte es scharfer Mittel von Seiten der indischen Regierung.

Einen sehr werthvollen Beitrag zur Kenntniß derselben erlangen wir aus einem so eben erschienenen Buche des General-Majors John Campbell: A Personal Narrative of Thirteen Years' Service among the Wild Tribes of Khondistan for the Suppression of Human Sacrifice. Doch lassen wir den Autor selbst erzählen:

Während des Gumsur-Krieges entdeckten wir zu unserm Erstaunen und Entsetzen, daß der Gebrauch der Menschenopfer unter jenen Völkerschaften allgemein verbreitet war. Dieser schreckliche Ritus war als Ueberlieferung von Geschlecht auf Geschlecht gekommen und galt als eine nationale und höchst nothwendige Pflicht; so sehr waren die Gemüther des Volkes durch Unwissenheit und Aberglauben verdunkelt. In den bergigen Gegenden von Gumsur und Boad wird Menschenblut den Erdgöttern geopfert, welche unter dem Bildniß eines Vogels verehrt werden, damit eine gute Ernte erzielt und alles Uebel abgewandt werde. In Schinna Kimedy wird die Gottheit durch einen Elephanten repräsentirt; die Zwecke, weshalb man ihm Menschenblut opfert, sind aber dieselben wie in Gumsur. In Jeypore (Dscheypur) wird der „blutrothe Schlachtengott Maneckporu" durch Menschenopfer versöhnt, denn am Abend vor einer Schlacht, oder wenn ein neues Fort, oder ein neues Dorf gebaut, oder wenn Gefahr irgend einer Art abgewandt werden soll, fließt Menschenblut. Gewöhnlich bringt die ganze Gemeinde solche Opfer dar; aber abgesehen davon bringen auch Einzelne zu irgend einem Zwecke diese Opfer.

Die Beweggründe, weshalb und die Art, wie geopfert wird, sind unter den einzelnen Stämmen verschieden, der Ritus selbst aber wird von allen mit gleicher Grausamkeit ausgeführt. Die Opfer, welche Meriah heißen, müssen um irgend einen Preis angekauft werden; diese Bedingung ist unerläßlich. Alter, Geschlecht oder Kaste ist gleichgültig, aber Erwachsene werden vorgezogen, weil sie am theuersten und deshalb der Gottheit am angenehmsten sind. Sie werden zuweilen von ihren armen Aeltern oder Verwandten verkauft, namentlich wenn Hungersnoth herrscht, häufig aber werden sie von Räubern gestohlen, welche zur Panu-Kaste gehören. Diese Panus sind niedrig stehende und häßliche Geschöpfe, die einen

gewinnbringenden Handel mit dem Blute ihrer Mitmenschen treiben. Unglückliche Leute aus dem flachen Lande werden von ihnen in die Gebirge gelockt, gefangen genommen und dann als Menschenopfer an die Khonds verkauft. Ihr Verbrechen gestattet keine Entschuldigung und sie dürfen auf keine Gnade hoffen, wenn sie eingebracht werden.

Zuweilen läßt man Meriah-Weiber so lange leben, bis sie irgend einem Khond-Vater Kinder gebären, die dann aufgefüttet werden, um als Opfer zu dienen; doch erleiden sie den Tod nicht in ihrem Geburtsdorfe, sondern werden gegen ein unter ähnlichen Umständen in einem anderen Orte geborenes Kind ausgetauscht. Die Meriahs werden gut behandelt und in Nichts eingeschränkt. Geld wird selten für sie bezahlt, gewöhnlich entrichtet man den Preis in Rindvieh, Schweinen, Ziegen, ehernen Zierrathen, Safran, Wachs und anderen Produkten des Berglandes. Das Opfer muß, wenn es von Wirkung sein soll, vor dem versammelten Volke öffentlich dargebracht werden.

In den Maliah-Hügelzügen von Gumsur wird das Opferfest jährlich zu Ehren des Erdgottes Tado Pennor, der unter der Gestalt eines Pfaues verehrt wird, dargebracht, damit eine gute Ernte folge. Der Zani oder Priester eröffnet die Feierlichkeit damit, daß er dem Götzen die „Puga" darbringt, ein Blumenopfer, das aber durch ein Medium überreicht werden muß, nämlich durch einen Khond-Knaben, der noch nicht sieben Jahre alt sein darf und auf Kosten der Gemeinde ernährt und gekleidet wird; er muß für sich allein essen und darf keinerlei Geschäft verrichten, das für unrein gilt. Schon einen Monat vor Beginn des Opfers fangen die Festlichkeiten an; man betrinkt sich und tanzt um das Schlachtopfer oder Meriah, welches mit Blumengewinden geschmückt ist. Am Tage vor der grausamen That wird der Meriah mit Toddy (Palmwein) betrunken gemacht, muß sich niedersetzen oder wird an den Pfahl gebunden, welcher das Götzenbild trägt.

Die Menge tanzt unter Musikbegleitung um ihn herum und ruft die Erde folgendermaßen an: „O Gott! wir bringen dir dies Opfer, gib uns dafür gute Ernten, gutes Wetter und Gesundheit!" Dann rufen sie dem Schlachtopfer zu: „Wir haben dich theuer bezahlt und nicht geraubt; wir opfern dich, wie es die Sitte erheischt und keinerlei Sünde haftet an uns."

Am folgenden Tage wird der Meriah wieder betrunken gemacht und mit Oel eingesalbt, worauf jeder Anwesende den eingesalbten Theil des Meriah mit der Hand berührt und das Oel sich ins Haar wischt. Von Musik begleitet ziehen die Leute dann ums Dorf und dessen Grenzen, wobei der Meriah mit herumgetragen wird; nachher kehren sie zu dem Pfahl zurück, der in der Nähe des Ortsgötzen Zaeari Penu steht. Der Götze wird durch drei Steine repräsentirt; man tödtet ihm ein Schwein und läßt das Blut in eine Grube laufen. In dieser mit Blut gefüllten Grube wird dann der betrunkene Meriah erstickt. Nachher schneidet ihm der Priester ein Stück Fleisch vom Leib und begräbt dasselbe in der Nähe des Götzen, gleichsam als ein Opfer für die Erde. Jedermann folgt seinem Beispiele, schneidet ein Stück Fleisch ab und trägt es nach Hause, um es dort zu vergraben. Nur das Haupt bleibt unverstümmelt und wird mit den nackten Knochen in der blutigen Grube begraben.

Nachdem dieser scheußliche Auftritt vorüber ist, wird zu dem Pfahl ein Büffelkalb gebracht, dem man alle vier Beine abschneidet. Nun erscheinen die Weiber, welche die Kleider der Männer angezogen haben und deren Waffen schwingen, betrinken sich, tanzen und singen auf dem Platze, tödten das Kalb vollends und verzehren es. Der Zani oder Priester erhält für seine Mühe ein Schwein oder Kalb und etwas Reis, dann wird er entlassen. Die eben mitgetheilte Art, den Meriah zu opfern, ist noch eine der am wenigsten schrecklichen, denn an einigen Orten schneidet man den noch Lebenden das Fleisch vom Körper ab.

Im Jahre 1837 ward General-Major Campbell mit der Ausrottung dieser Uebelstände betraut und schon 1854 war es ihm gelungen, die ganze Gegend von Orissa von diesem schrecklichen Gebrauche zu befreien. Nicht weniger als 1506 Meriahs rettete er vom sichern Tode; diese Armen brachte er an verschiedenen Orten und in verschiedenen Stellungen unter. Aber die wenigsten dieser Befreiten waren ihm dafür dankbar, die meisten dagegen gleichgültig, viele zeigten große Furcht darüber, was aus ihnen ferner werden solle. Die Art und Weise, wie Campbell die Ausrottung der Menschenopfer herbeiführte, bestand weniger in der Anwendung von Waffengewalt, als in der Anwendung überzeugender Worte. Wenn ein Häuptling recht widerspenstig war, so umzingelte er allerdings sein Dorf mit Truppen. Dann gab jener gewöhnlich nach und ward bald wieder gut Freund. Campbell zog dann täglich in die Dörfer und gewann sich durch seine Leutseligkeit viele Freunde. Häufig aber wollten die jüngeren heißblütigen Leute nicht nachgeben, die Häuptlinge und älteren Männer aber, welche in allen Angelegenheiten den Ausschlag gaben, waren friedfertiger gestimmt.

Einen wichtigen Theil von General-Major Campbell's Buche bildet auch die Erzählung von der Unterdrückung des in Suradah allgemein verbreiteten Kindermords; denn jedes Kind weiblichen Geschlechts wurde sofort nach der Geburt erstickt und Frauen zum Heirathen aus der Fremde geholt. Einen Grund dafür konnten die Bewohner nicht angeben. Die starken Gefühle der Mutterliebe scheinen in den dortigen Weibern gänzlich erstorben zu sein, sie sprachen ganz gefühllos und hartherzig von der Erwürgung ihrer Kinder und antworteten auf alle Vorwürfe nur: „Wie können wir sie ernähren?" Campbell versuchte das Vorurtheil der Männer zu beseitigen, demgemäß sie nur Frauen aus anderen Ländern heirathen wollten; er vermittelte Ehen mit Meriah-Weibern, die, als Schlachtopfer, den Khonds entrissen waren und suchte den Leuten zu beweisen, daß sie bei dem Preise, in dem Weiber stehen, durch das Aufziehen der Mädchen zu Reichthum gelangten. Es dauerte aber lange, ehe diese Grundsätze durchdrangen, denn man weiß ja selbst bei uns in Europa recht gut, wie schwer Vorurtheile, die wir mit der Muttermilch eingesogen haben, zu verbannen sind. Alle Familienhäupter mußten zuletzt ein Schriftstück unterzeichnen, in dem sie sich bei den schwersten Strafen verbindlich machen, ihre weiblichen Nachkommen aufzuziehen. Beim Abschiede versprach Campbell, Suradah bald wieder zu besuchen und nachzusehen, wie seine Einrichtungen, von denen er sich den besten Erfolg verspricht, gewirkt haben.

Der englische Oberst Mae Pherson, welcher im Jahre 1846 den Khonds in einem Gefecht gegenüber stand, schildert sie folgendermaßen: „Sie gleichen in einigen Beziehungen den Bewohnern der arktischen Gegenden, wie die Nordpolreisenden diese schildern. Ihr Schädel ist viereckig, die Stirn niedrig und schmal, die Haare sind schwarz, rauh und spärlich; auf Kinn und Lippen fehlt manchmal der Bart. Das Gesicht ist breit und flach, der Mund groß, die Lippen dick und vorstehend; die Backenknochen hoch, die Nasenflügel weit und flach, die Haut rauh und schwärzlich. Sie sind etwas unter Mittelgröße, aber stark gebaut, kurz in allen physischen Eigenthümlichkeiten den schlanken glatthäutigen Hindostanern ganz unähnlich. Auch gleichen sie den benachbarten Bergstämmen, den Bhils, nicht."

Heinrich Barth's Reise von Rustschuk nach Philippopel.

Rustschuk. — Von Rustschuk nach Biala. — Wilde Birnbäume. — Trnowa. — Russische und französische Einflüsse. — Das „Eisenthor" bei Trnowa. — Dranowa. — Gabrowa. — Uebersteigung des Balkans. — Die Ebene Za Gora. — Kezanlyk — Bäder. — Türkische Steuern. — Kalifer. — Philippopel.

In den Jahren 1845 bis 1847 bereiste Heinrich Barth die Küstenländer des Mittelmeeres, er berührte dabei die orientalische Welthauptstadt Konstantinopel. Dadurch ward in ihm der Plan rege, auch das Innere der Türkei zu besuchen, doch vergingen noch viele Jahre, ehe er dieses Vorhaben ausführen konnte; seine große weltberühmte afrikanische Reise trat dazwischen und so gelangte er erst im verflossenen Jahre zur Erfüllung seines Wunsches. Sein umfangreicher Reisebericht ist in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" 1863, Nr. 124 ff. mitgetheilt. Wir geben hier im Auszuge einige der wesentlichsten Ergebnisse von Barth's Reise, bei der es sich besonders um topographische Aufnahmen und Feststellung der Lage vieler noch ungenügend bekannten Gegenden der innern Türkei handelte.

Ueber Pesth, Hermannstadt, Kronstadt und Bukarest gelangte Barth am 13. September 1863 bei Djurdjewo an die walachisch-türkische Grenze und ließ sich über die Donau nach Rustschuk schiffen. Dort miethete er für die ganze Reise einen Surudji mit vier Pferden, um nicht auf Post- und Miethpferde angewiesen zu sein, sowie einen Dolmetscher. Rustschuk machte auf den Reisenden einen ganz behaglichen Eindruck. Die Stadt enthält viele kleine Gärten, hervorragende Moscheen und einen wohlversehenen Bazar. Barth schlug eine südliche Richtung nach Trnowa ein; Kukuruz (Mais) war die einzige Frucht, die auf dem Wege angebaut war. Die Landschaft wechselte mannigfaltig. Bei Usowska wird die Gegend, welche bisher einen der walachischen Tiefebene ähnlichen, jedoch mehr hügeligen Charakter besaß, anmuthiger und fruchtbarer. Die Felder sind belebt von zerstreut stehenden wilden Birnbäumen (achlat), die hier eine ausschließliche Herrschaft üben und dem Landmann besonders lieb und werthvoll sind*). Abends erreichte Barth das Städtchen Biala oder Biela, wie es die Bulgaren aussprechen, das seinen Namen „die Weiße" wohl von dem Kalk und Mergel erhalten hat, der hier aus dem braunen Lehmboden zu Tage tritt. Biala hat 600 Häuser, von denen 500 von Bulgaren bewohnt werden. Hinter Biala bevölkerten Schaf-, Ziegen- und Rindviehheerden die Ebene; von Straßen war so gut wie gar nicht die Rede und dichtes Untergebüsch bedeckte stellenweise den Boden. Tumuli sind hier und da in der Landschaft zerstreut und auf einem derselben fand Barth einen großen Quaderblock. Bei dem Dorfe Radan fließt die Yantra zwischen acht Fuß hohen durchrissenen Konglomeraten mit einer Breite von 100 Fuß und einer Tiefe von zwei bis drei Fuß durch. Das Dorf umfaßt etwa 200 Hütten; sie sind aber im höchsten Grade armselig und weit entfernt, einen vortheilhaften Eindruck von Fleiß und Ordnung ihrer Bewohner zu machen.

Nun erreichte Barth die nördlichen Vorhöhen des Balkan. Ein Paß ward überschritten; dann gewahrte der Reisende in einer kahlen wilden Gebirgslandschaft das in merkwürdiger Lage eingekeilte Trnowa oder Turnow. Die Yantra bricht hier durch die Kalkvorhöhen des Balkan, ihre Windungen gleichen denen der Elbe bei Königstein und Lilienstein, nur muß man sich die beiden Felshöhen als Mittelpunkt einer und derselben Stadt denken. Trnowa ist ein Hauptort der Bulgaren. Auch jetzt noch residirt hier einer der ersten Bischöfe dieser Nationalität; es herrscht noch einige Gewerbthätigkeit, die früher allerdings bedeutender war. Ein österreichischer, französischer und russischer Konsul haben ihren Aufenthalt in Trnowa, denn für die Absichten der Franzosen und Russen im Orient bilden die Bulgaren einen Hauptthebel politischer Thätigkeit, als eine der Zukunft vorbehaltene Volksgruppe von nationaler Selbstständigkeit. Die ganze eigentliche alte Stadt ist noch jetzt von Christen bewohnt, obgleich sich darin zahlreiche Moscheen befinden. Die Türken haben ein eigenes, schwach bevölkertes Quartier. Zur Niederhaltung der bulgarischen Bewegung hatten die Türken ein Lager von 2000 Mann zusammengezogen. Hinter Trnowa schleicht die Yantra langsam durch die schroffen Felsen; da zu beiden Seiten kein Weg abgedämmt ist, so erschwert der Fluß, wenn er geschwollen ist, die Passage ungemein. Jedenfalls ist dies eins der militärisch so wichtigen Eisenthore oder Demir-Kapu, welche die wirklichen Thore von Stambul bilden.

Barth verfolgte eine südliche Richtung, um nach Philippopel zu gelangen. Er passirte Kilifara, das durch Seidenzucht und Spiritusfabrikation ausgezeichnet ist. In dem Städtchen Dranowa übernachtete er in einem Khan, der ziemlich sauber — weil neu — aber recht kühl war, indem die Fensteröffnungen noch keine Läden oder vielmehr mit Oelpapier gefüllte Rahmen hatten. Dranowa liegt in einer, von der Dranowka im Bogen umzogenen Niederung, hat etwa 500 Häuser und treibt Seidenhandel. Die Häuser sind alle mit zwei bis drei Zoll dicken gewaltigen Schiefertafeln gedeckt.

Südlich von Dranowa erhebt sich die Gegend immer mehr; man erkannte das bei dem Auftreten der Farrnkräuter. Kurz vor Gabrowa erreichte Barth die Yantra wieder; sie ist mit sechs Brücken überspannt, worunter vier von Stein sind, hat 1000 bis 1100 Häuser und ist nur von Bulgaren bewohnt. Die Stadt hat der Lage halber in einem Winkel, in dem viele Straßen zusammenkommen, bedeutenden Verkehr und einen leidlichen Bazar. Die Straßen sind auch bei trockenem Wetter sehr schmutzig.

Barth passirte jetzt den Balkan, der an der nördlichen Seite ziemlich rasch ansteigt und aus Kalk und rothem Thon besteht. Der Kamm ist nur schmal, etwa 2500 Schritt breit und kaum hat man dem nördlichen Tieflande Lebewohl gesagt, so schaut man auch schon nach Süden hinab in das Land der Zagora „jenseits des Gebirges", eine weite, ausgedehnte, reiche Thalebene. Eine schönere, fruchtbarere Ebene findet man in der Türkei nicht mehr und so zeichnen sie denn die Türken als „Tekne" oder Becken vor allen übrigen Thalebenen aus. Nicht allein Rosen und Obstgärten, sondern auch Walnußbäume von gewaltiger Kronenpracht zeichnen diese Ebene aus, der die Platanengruppen Abwechslung und Reiz geben. Auch hier beobachtete Barth mehrere Tumuli.

Die Stadt Kezanlyk war das nächste Ziel. Alle Dächer sind mit Ziegeln gedeckt und man sieht nicht eine einzige orientalische Terrasse. Der Ort liegt in angenehmer Lage und die Gegend ist besonders in geologischer Beziehung interessant. In der heißen Jahreszeit ziehen die Bewohner in die Berge, wo ein gesünderes Klima und besseres Wasser ist. Die Bewohner sind Bulgaren und Türken, die aber in gesonderten Quartieren wohnen; man zählt 1600 bulgarische und 700 türkische Familien; auch sind die Juden (100 Familien) von großem Einflusse und wohlhabend.

*) Ueber die wilden Birnbäume und das Ansehen, in dem sie bei den slavischen Völkerschaften stehen, vergl. Globus III, 25 und IV, 80.

Hinter Kezanlyk ward ein neues Frauenkloster gebaut; die Gelder wurden durch Sammlungen zusammengebracht und die russische Regierung, die konsequent ihren Plan zur Gewinnung dieser Gegenden verfolgt, hatte 600 Piaster dazu beigetragen.

Die Südseite des Balkans ist an Spuren vulkanischer Hebungskraft reich, das beweisen auch die vielen Thermen, bei denen Bäder angelegt sind. Das Bad Lüdja hat seinen gegenwärtigen Namen von dem griechischen Worte λουτρά, während fast ebensoviele andere den vom römischen balnea abgeleiteten Namen Banya führen. Die Quellen von Lüdja haben eine Temperatur von 40° R. Ihr Schwefelgehalt ist sehr gering.

Wie die türkische Regierung durch hohe Steuern alle Thätigkeit im Lande unterdrückt, davon erzählt Barth ein Beispiel, das er auf seiner Weiterreise nach Philippopel beobachtete. Die Taxen hängen von der Willkür der Beamten ab; ein Mann klagte bitterlich darüber; er mußte für je 1½ Okken Walnüsse einen Piaster Abgabe zahlen und hatte seine Weintrauben gar nicht geerntet, da die Regierung ½ Piaster von der Okka erheben wollte, während ihr ganzer Werth viel weniger beträgt. Und Weintrauben sind in jener Gegend ein gewöhnliches alltägliches Nahrungsmittel. So hatte man beschlossen, die Weinkultur ganz aufzugeben.

Der Weg nach der Stadt Kalifer führte durch verschiedene Schluchten, die Räubern zum willkommenen Aufenthalt dienten und deren eine den Namen Tartaros führt. Kalifer hat 2500 bis 3000 Häuser; die vielen vom Bach getriebenen Mühlen machen einen sehr vortheilhaften Eindruck vom Gewerbfleiß der Bewohner, meist Bulgaren. Dicht bei der Stadt liegt ein berühmtes Nonnenkloster, zu dem von weit und breit christliche Wallfahrer kommen, um der Panagia, Mutter Gottes, ihre Verehrung darzubringen.

Barth ritt nun durch die Ebene von Karlowa, den Paß von Tschukurlo und die schwarze Ebene, um endlich nach der in herlicher Lage an Felshügel hingelehnten Philippstadt zu gelangen und „von fern her leuchtete sie in ihrer Schönheit", sagt Hermes von ihr in einem Dialog des Lukian. Die Landschaft vor Philippopel ist sumpfig und bildet den berühmten Reisboden jener Gegend. Zwischen der Vorstadt Keschiak und der eigentlichen Stadt fließt der altberühmte Hebros, der mit seinen ansehnlichen Kornflößen einen stattlichen Anblick gewährt und für das reiche Land von unberechenbarem Vortheil sein könnte, wenn für seine Schiffbarmachung etwas geschähe. Als Barth die Stadt betrat, zeigte sich wenig Leben, denn der größte Theil der gewerbthätigen Einwohner und der Pascha selbst waren zur Jahresmesse nach Osmndja Owa gezogen. Der höchste und älteste Stadttheil ist der „Grad" oder die Burg; sie ist auf einer der drei Granitkuppen aufgebaut, welche der Stadt im Alterthum den Namen Trimontium verschafften. Nach Süden zu überschaut man die Ebene und die schönen Abhänge des Rhodope. Der Charakter der Bevölkerung von Filibe oder Philippopel scheint ein trefflicher zu sein; die Christen bilden nur ³/₁₅ der Bevölkerung, ¹/₁₅ sind Juden und Zigeuner, der Rest Muselmänner; doch vertragen sich alle gut miteinander. Uebrigens sind diese Christen keineswegs insgesammt Bulgaren, sondern die zinzarischen Griechen sollen fast eben so zahlreich sein, weshalb auch in allen Schulen Griechisch gelehrt wird.

In Phitippopel befindet sich eine amerikanische Mission, eine eigenthümliche Erscheinung in einer Stadt des Orients; auch in Trnowa besteht eine. Selbst jetzt noch, wo in Nordamerika selbst Alles aus den Fugen ist, halten die Amerikaner diese kostspieligen Institute in Ländern aufrecht, wo bereits eine bestimmte Staats- und Religionsform herrscht.

Am 22. September verließ Barth Filibe wieder und ging über Rilo Monastir, Bitolia und den thessalischen Olymp nach Selanik oder Thessalonike quer durch das Innere der Türkei. Ueber diesen Theil seiner Reise werden wir später berichten.

Die wilden Goajiros-Indianer auf der Halbinsel Maracaibo.

Diese Indianer bilden eine durchaus eigenthümliche Erscheinung und verdienen unsere Aufmerksamkeit.

Auf der Grenze zwischen den beiden südamerikanischen Republiken Venezuela und Neu-Granada liegt nordwestlich von der Stadt Maracaibo eine Halbinsel, welche sich in das Karaibische Meer hinauserstreckt. Dieses Territorium ist der Gegenstand eines langwierigen Streites zwischen den genannten beiden Republiken, und obgleich Venezuela nur die Hälfte beansprucht, während Neu-Granada den Löwenantheil verlangt, so haben beide doch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Denn bis auf den heutigen Tag sind die Bewohner der Halbinsel ein unabhängiger wilder Indianerstamm, der keinerlei europäische oder amerikanische Autorität über sich anerkennt. Wie die Araukaner und Patagonier an der äußersten Südspitze, so sind auch die Goajiros im Norden Südamerika's nie von Weißen bezwungen worden. Verschiedene von den Venezuelanern gegen sie geführte Kriegszüge führten wohl zu einer vorübergehenden, nie aber andauernden Besetzung ihres Ländchens. Die weißen Leute oder Orijunas, wie die Goajiros sagen, haben keine Gewalt über dieses kühne Indianervölkchen erlangt.

Während sich Don Ramon Paez, aus dessen interessantem Werke über Venezuela wir den Lesern des Globus schon Einiges mitgetheilt haben, in Maracaibo aufhielt, hatte er Gelegenheit, von seinem Gastfreunde Don Antonio Montiel genaue Erkundigungen über die Goajiros einzuziehen, die für die Ethnographie um so werthvoller sind, da wir noch sehr wenig über diese Indianer wissen.

An der Grenze des Goajiros-Gebietes besaß Don Montiel große Rindviehheerden. Während Paez in Maracaibo verweilte, wurden mehrere Viehtreiber Don Montiel's von Goajiros überfallen und mit einem Schauer vergifteter Pfeile überschüttet. Einer der Leute fiel augenblicklich todt nieder; zwei andere wurden verwundet. Von diesen Verwundeten wurde einer nach Maracaibo gebracht, wo Paez Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten. Man betrachtete ihn gleich als unrettbar verloren, obgleich die Wunde nur im Dickfleisch saß. Am zweiten Tage stellten sich Nervenzuckungen ein, die mit einem vollständigen Schlaganfall des ganzen Körpers und dem Tode endigten.

Ein Gegengift ist bis jetzt nicht bekannt geworden, doch hilft ein zeitiges Ausbrennen, wenn die Wunde nicht zu tief ist. Da die Indianer dies wissen, so machen sie ihre Pfeilspitzen aus den Knochen des Stachelrochen, die sie an einigen Stellen einkerben, so daß sie leicht in der Wunde abbrechen. Ueber die Art und Weise, wie das Gift bereitet wird, erzählt man Folgendes: Todte Reptilien, Schlangen, Kröten und Eidechsen, allerlei Tausendfüße, Skorpione und Taranteln werden zusammen in einen Kürbiß gethan, wo sie so lange faulen

müssen, bis sich eine gelbe Flüssigkeit von ihnen absondert, in die man die Pfeilspitzen eintaucht.

Eben so gut wie mit Bogen und Pfeilen verstehen die Goajiros mit den Feuerwaffen umzugehen. Wahrscheinlich waren sie die ersten Erfinder der Spitzkugeln, die sie selbst verfertigen; im Schießen und Wiederladen sind sie gewandter, als ein ausgedienter Soldat.

Die Sitten und Gebräuche der Goajiros weisen viel Eigenthümliches auf. Mehrere Familien leben, wie bei den Nomaden in der Wüste, zusammen und gleich diesen streichen sie durch die Ebenen, schlagen ihr Lager da auf, wo sie genügend Futter und Wasser für ihr Vieh finden und ziehen weiter, wenn das Gras abgeweidet ist. Ihr Rindvieh und ihre Pferde sind vom schönsten Schlag. Das Haupt der ganzen Nation ist ein Weib, Rosa mit Namen, die eine eben so gute Reiterin wie Schützin sein soll. Jeder Stamm aber steht unter der besonderen Aufsicht eines Kaziken, der eine patriarchalische Herrschaft ausübt. Jedes Familienhaupt erhält von ihm einen Theil der Heerde anvertraut, über deren Verwendung der Kazike entscheidet; das Vieh wird nach Sinamaica auf den Markt gebracht und dort verkauft oder vielmehr vertauscht, denn mit dem Gebrauche des Geldes sind sie nicht bekannt. Sie erhalten Branntwein, Perlen, Messer, Wollen- und Baumwollenwaaren dafür, jedoch sind sie bei diesem Handel meist die Betrogenen.

Die Goajiros gehen nicht, wie die meisten anderen südamerikanischen Indianer, nackt, sondern schmücken sich, zumal die Weiber, mit den buntesten Kallicos, die in England verfertigt werden. Ihre Art, sich zu kleiden, ist sehr malerisch und steht ganz einzig da. Die Männer tragen einen langen, weiten Ueberwurf ohne Aermel, ähnlich der Kleidung der alten römischen Krieger; eine Schärpe, deren Enden auf der einen Seite niederhängen, hält diesen Kittel um die Hüften fest. Bei warmem Wetter wird der Obertheil des Kleides herabgeschlagen und dann sind die athletischen Schultern nackt zu sehen. Die Häuptlinge schmücken ihren Kopf noch mit den bunten Federn des Makau-Papagais, wodurch sie ein ungemein malerisches Ansehen erhalten, zumal, wenn sie auf einem der prächtigen Rosse dahinsprengen. Die Pferde der Goajiros sind durch ihre herrliche Gestalt, feine Rasse und gute Zucht weit und breit in der Gegend berühmt und stehen höher im Preise, als alle anderen in Venezuela gezüchteten. Ein ächtes Goajiro-Roß verträgt weder Sporn noch Peitsche und zeichnet sich durch ein Brandzeichen auf den Hüften aus, das aus geometrischen Figuren besteht, während man sonst in Venezuela Buchstaben oder Hieroglyphen als Marke anwendet. Alljährlich werden sie in großer Menge ausgeführt, die besten aber behalten die Indianer für sich. Werden ihnen für diese große Summen geboten oder versucht man sie durch List oder auf eine andere Art von ihnen zu erlangen, so schneiden sie ihnen lieber schnell die Ohren ab, als daß sie sie den Weißen überließen. „Orijuna lieben keine Pferde ohne Ohren!“ ist dann ihr Ausspruch.

Die Goajiros treiben auch Handel mit den Engländern und Holländern, die sich in Westindien aufhalten und von denen sie die Werkzeuge zur Ausbesserung ihrer Gewehre, sowie Pulver und Blei erhalten, die ihnen von ihren Nachbarn in Neu-Granada und Venezuela nicht verabfolgt werden. Wenn ein Handelsschiff an ihren Küsten Anker wirft, so kommt ihm der Kazike mit einigen seiner Familienglieder auf einem Kanoe sogleich entgegen und bewillkommnet die Fremden; doch ehe der Handel beginnt, werden Geiseln ausgetauscht. Das ist ein alter Gebrauch unter diesen Wilden, der streng aufrecht erhalten wird. Die Goajiros haben Ursache, hierauf zu halten, da sie von den Weißen, welche die höhere Sittlichkeit und Civilisation für sich beanspruchen, schon oft hintergangen wurden.

So landete einst ein Schooner von Curaçao an der Goajira-Küste, um Handel zu treiben, und der Kazike sendete seine eigenen Töchter als Geiseln an Bord. Statt aber wieder Geiseln zu entsenden, fiel das Schiffsvolk mit scheußlicher Brutalität über die Indianerinnen her, deren Schreien man an der Küste hören konnte. Da eine Windstille eingetreten war, konnte der Schooner nicht von der Stelle; die Goajiros kamen in ihren Kanoes heran, enterten ihn, machten die Mannschaft mit Ausnahme einiger Kinder nieder und verbrannten das Fahrzeug. — In Folge dieses Ereignisses reklamirten die Behörden von Curaçao bei der Regierung von Venezuela, die dann auch, ohne, wie bisher üblich, den Krieg angesagt zu haben, eine Expedition gegen die Goajiros aussandte, viele Häuptlinge derselben einfing und ohne Gnade hinrichten ließ.

Streitigkeiten unter den Goajiros selbst schlichten gewöhnlich die Aeltesten, vorausgesetzt, daß kein Blut dabei vergossen wurde. War dies der Fall, so verlangt der Kläger eine Entschädigung an Vieh, die je nach der Menge des vergossenen Blutes hoch oder niedrig ausfällt. Wird diese Entschädigung verweigert, so fordern die Freunde des Beleidigten den Beleidiger und der Kampf endet mit Todesfällen auf beiden Seiten. Diese Todten müssen aber gerächt werden und so entspinnen sich zwischen beiden Parteien langwierige Fehden, die viel zur Verminderung des Volksstammes beigetragen haben. In Folge derselben soll der Stamm, der früher 60,000 Seelen zählte, auf 15,000 herabgesunken sein.

Die Goajiros bebauen aus eigenem Antrieb den Boden. Don Antonio Montiel benutzte sie häufig, um an der Küste Braziletto-Holz zu fällen oder ließ durch sie seine Kakaopflanzungen bearbeiten.

Verbunden mit den Goajiros ist noch der kleine Indianerstamm der Cocinas, der von ihnen unterjocht wurde und nun in der Sklaverei gehalten wird. Die Cocinas dürfen sich nicht wie die Goajiros kleiden und der Gebrauch der Waffen ist ihnen untersagt. Ihr Stammland soll in der noch unerforschten Gebirgskette liegen, welche die Grenze zwischen Neu-Granada und der Provinz Maracaibo bildet.

Ein Streifzug auf der Insel Sumatra.

(Auszug aus einem Briefe des Generals **von Schierbrand** *).

Am 5. August 1863 verließ ich das an der Westküste Sumatra's gelegene Padang zu Wagen und kam um ein Uhr in Kajutanam an, das am Fuße der Berge Ambatjang und Tendike liegt. Der Weg nach diesem Orte ist ziemlich schlecht. Mein Wagen mußte auf der Strecke von 30 englischen Meilen oder Sumatra-Palen (welche 1/5 größer als die Java-Palen sind) fünf-

*) Herr General von Schierbrand, aus Dresden gebürtig, befindet sich seit länger als 30 Jahren im niederländischen Indien und steht an der Spitze des Geniewesens. Wir glauben den Lesern des Globus auch ferner Mittheilungen unseres deutschen Landsmannes in Aussicht stellen zu können. Herr von Schierbrand ist einer der ausgezeichnetsten Kenner des hinterindischen Archipelagus.

mal vorgespannt werden, wofür ich denn 120 Gulden, also vier Gulden per englische Meile, zahlte. Der weitere Weg nach Padang-pandjang ist besser, er steigt langsam an. Nachdem ich fünf Meilen zurückgelegt hatte, erreichte ich die Kloof van der Anee — die Schlucht des Flüßchens Anee —, welche die Berge Tendike und Ambatjang von einander scheidet, durch welche sich ein vortrefflicher Transportweg bis zu der 2500 Fuß über dem Meere liegenden prächtigen Hochebene von Anam Kottas, d. h. sechs Ortschaften, hinzieht. Diese Schlucht ist von steilen Wänden eingeschlossen und von der üppigsten großartigsten Vegetation bedeckt, die man sich nur denken kann; ein prächtiger 80 Fuß herabstürzender Wasserfall erhöht die Schönheit der Scenerie.

Wiewohl man im Padang'schen die Wege bei weitem nicht so belebt findet wie auf Java, so trifft man hier doch ziemlich viel Reisende und Karren, die nur mit einem Büffel bespannt sind und Kaffee aus dem Oberland oder Handelswaaren dorthin bringen. Der Malaie von Padang ist ein vom Javaner in Bezug auf Gesichtsbildung und Hautfarbe — er ist sehr dunkelbraun — dann auch in Charakter, Sitten und Kleidung ganz verschiedener Mensch. So trägt der Kuli von Sumatra auch nicht die Lasten auf den Schultern wie in Java, sondern in Packen von 60 Amsterdamer Pfund auf dem Kopfe. Schwerere Frachten werden mit Karren transportirt. Mein nächstes Ziel war das nicht mehr weit entfernte Padang-pandjang. Das Klima dort gleicht dem unsrigen im Frühling, nur ist es etwas feucht, weil es hier viel und in der Kloof beinahe alle Mittag regnet. Die Europäer sehen hier so frisch und rothwangig wie in ihrem Vaterlande aus.

Der Weg von Padang-pandjang nach Fort de Kock — 12 javanische Palen — führt über den Sattel der Berge Merapi und Singalang; er ist vortrefflich angelegt und kann ganz zu Wagen zurückgelegt werden. Fort de Kock liegt 3000 Fuß hoch über dem Meere ganz prächtig in einer Hochebene. Im Osten erhebt sich der Berg Sagu, während in weiter Ferne nordwestlich der Gipfel des Gunong Ophyr, der Gegenfüßler des Chimborazo, auftaucht. Das Klima von Fort de Kock ist trocken und frisch, doch sind die Nächte bei weitem nicht so empfindlich kalt, wie es in Orten auf Java, die in gleicher Höhe liegen, der Fall ist.

Der Ort Kota-Gedang bei Fort de Kock ist wegen seiner wunderhübschen Gold- und Silberfiligranarbeiten berühmt. Als wir ihn besuchten, feierte man gerade eine Hochzeit, wobei wir Gelegenheit hatten, die reiche golddurchwebte seidene Kleidung und den vielen Goldschmuck zu bewundern. Braut und Bräutigam waren unansehnliche Leute. Ueberhaupt ist der hiesige Menschenschlag bei weitem nicht so schön wie der javanische, kleiner, dabei doch muskulös, aber die Gesichtsbildung ist gröber und ähnelt sich im Allgemeinen sehr, die Hautfarbe ist dunkler. Die Sitten sind sehr rein, Tänzerinnen und andere öffentliche Frauenzimmer trifft man nirgends an, auch bemerkte ich keine Spur von Syphilis. Kota-Gedang ist ein ziemlich großer und reicher Kampang. Mehrere Familien bewohnen ein langes kasernenartiges, aus Holz oder Bambus aufgeführtes, auf Pfählen stehendes Haus gemeinschaftlich. Das Haus ist der Länge nach in Säle getheilt, hinter welchen sich kleine Kämmerchen befinden, welche den Kabinen eines Schiffes gleichen. Die Häuser sind von Innen und Außen mit reicher bemalter und vergoldeter Schnitzarbeit versehen und das Ganze ähnelt einem Schweizerhause.

Am 12. August ritten wir über Matua bis an den Kesselrand des Sees von Manindjo. Der Rand des Sees wird zu circa 4000 Fuß, der Spiegel zu 1500 Fuß Meereshöhe angegeben. Man kann sich vorstellen, wie imposant ein Blick in diese Tiefe ist, deren Grund der 14,000 Meter lange und halb so breite Spiegel des Sees bildet; die steilen Bergwände ringsumher sind mit Wald bedeckt. Aber alle Staffage mangelt, wie bei den meisten indischen Landschaften, dem Bilde; denn wiewohl etwa 22,000 Menschen an den Ufern des Sees wohnen, so belebt doch kein Nachen, kein Segel dessen Fläche; kaum zeigen sich hier und da einige zerstreute Häuser. Der Weg von Fort de Kock nach dem See führt durch eine mehr oder weniger breite, 3 bis 400 Fuß tiefe Kluft, das Büffelloch, durch welche sich ein Flüßchen schlängelt. Der Boden dieser Schlucht und der weiteren Umgebung besteht aus Thon, Sand und vulkanischer Asche.

Am 13. August fuhren wir auf einem breiten vortrefflichen Wege nach Paja Kombo, welches 22 Pal von Fort de Kock 1500 Fuß hoch in einer weiten fruchtbaren Ebene liegt, die zur Abtheilung Limapulo Kotas, d. h. 50 Ortschaften, gehört. Die Ebene ist sehr reich an Kokospalmen und versieht das Land weit und breit mit Kokosöl. Hier fand ich bestätigt, was ich in Reisebeschreibungen schon gelesen, aber stets bezweifelt hatte. Man richtet nämlich eine große braune Affenart mit einem kleinen Schwänzchen zum Pflücken der Nüsse ab. Der Affe wird an einer langen Leine festgebunden und besteigt den Baum, wo er die Nüsse durch wiederholtes Herumdrehen vom Stiele zu trennen weiß. Auch lehrt man sie die Eichhörnchen aus den Kokospalmen fortjagen. Meist springen diese Thiere von einem Baume zum anderen, stürzen aber geängstigt zuweilen herab und werden von den Malaien getödtet.

Nach einem Besuch der Kloof van Aran kehrte ich über Paja Kombo zurück und von da über Tandjong-alam nach Fort van der Capellen; der Weg führt über den hohen Verbindungsrücken der Berge Merapi und Sagu; er ist vortrefflich angelegt, aber sehr abschüssig. Fort van der Capellen liegt 1335 Fuß über dem Meere. Am 17. August machten wir einen Ausflug über das Gebirge nach dem Ausflusse des Ombiling aus dem Sinkara See. Wir fuhren am Ostufer des Sees entlang und kamen nach Sinkarak, von wo man einen herrlichen Ueberblick über den See hat. Er ist etwa 11 englische Meilen lang, vier Meilen breit und von Bergrücken umgeben; die an der Westseite sind stark bewaldet, während die Ostseite kahl und dürr ist. Auch diesem See, der 1100 Fuß über dem Meere liegt, fehlt alle Staffage. Nach dem Frühstück setzte ich meine Reise nach dem 10 Pal entfernten Salok weiter fort, von da hatten wir noch 32 Pal nach unserem nächsten Reiseziele, dem östlich gelegenen Kota-baru. Zu beiden Seiten des Thales erheben sich schroffe Kalkfelsen, durch dasselbe geht ein Flüßchen, welches wir mehrere Male durchwaten mußten. In diesem Thale trifft man Felspartien an, welche denen der sächsischen Schweiz sehr ähneln.

Am 19. August ging es auf die Elephantenjagd, da mehrere dieser Thiere gespürt worden waren. Die Gegend ist gebirgig und beinahe durchgängig mit herrlichen Wäldern bedeckt, wenig Unterholz und Dornengesträuch verhindern den Zugang und große Blößen mit den herrlichsten Grasmatten gestatten eine freie Bewegung, so daß der Jäger sich kein schöneres Revier wünschen kann.

20. August. Da in der verflossenen Nacht mehrere Elephanten in einen Kampang gedrungen waren und einige Kokospalmen niedergeworfen hatten, so beschlossen wir, sie aufzusuchen. Bei einigen Hütten, an welchen wir vorüberkamen, zeigten uns die Bewohner mehrere Pisangstauden, welche die Elephanten am frühen Morgen niedergetreten und abgeschält hatten, mit der Versicherung, daß sich die Thiere noch im nahen Walde befänden. Der Mittag war bereits vorüber, als die Treiber in den Gipfeln der Bäume eine Bewegung verspürten — ein Zeichen, daß die Elephanten sich näherten. Bald verschwand aber Alles wieder. Endlich gaben mehrere Malaien, welche rechts von uns auf einem Hügel standen, durch Geberden zu erkennen, daß sie wieder etwas sähen. Es war abermals Bewegung im Walde. Am Fuße des kleinen Hügels floß ein dicht bewachsener Bach,

hinter diesem lag ein kleiner Bruch, von wo aus sich das ganz bewaldete Gebirge erhob. Plötzlich riefen die Malaien, in die Tiefe zeigend: Inie apa gadja — da sind die Elephanten! — Es waren vier Stück, die aber noch schwer zu unterscheiden waren. Um sie am Durchgehen zu verhindern, gab ich Feuer, darauf kehrten sie sich um und ein weiblicher Elephant war deutlich zu erkennen. Ich nahm ihn gut aufs Korn, ließ die Büchse krachen und hörte meine Kugel einschlagen. Auch ein anderer Jagdgefährte sandte ihm eine Kugel zu. Der Trupp ging links durch den Wald, ein Stück sonderte sich aber, wie an der Bewegung der Bäume zu erkennen war, langsam und unschlüssig rechts ab, was mir ein gutes Zeichen war. Nach einer Weile eilte ich nach dem Orte, da lag der Koloß von zwei Spitzgeschossen durchbohrt. Obgleich wir versäumten, das Thier zu messen, so glaube ich doch, daß es über acht Fuß hoch war. Den Kopf ließ ich ablösen, damit er für mich skelettirt werde.

Am 21. August gingen wir nach Sudjundjung, am 22. nach Muara und Tandjung ampalang am krystallhellen Ombilingflusse. Bei Muara sah ich im Flusse Gold waschen. Am 23. kehrte unsere Gesellschaft nach Salok zurück. Auf mein Ersuchen führte man mir etwa 30 junge Mädchen in ihrem Festschmucke vor, wahre Remedien gegen die Liebe; sie waren meist von dürftiger Gestalt, dunkelbraun mit garstigen Gesichtszügen und schmutzigen Haaren, aber reich in Seide gekleidet und mit Goldschmuck überladen. Den Kopf bedeckt eine viereckige Platte, wie bei den Italienerinnen, aber von dünnem Golde und wie ein Beet mit Goldblumen an dünnen zitternden Stielen besteckt. Die Armbänder sind sehr groß, aber ganz dünn und hohl und in den Ohren tragen diese Schönen förmliche kleine Räder, selbst die Nägel sind zuweilen mit langen gebogenen Goldfutteralen besteckt. Das Ganze sieht sehr reich aus, beschaut man es aber in der Nähe, so findet man, daß das Gold meist von sehr schlechtem Gehalte und so dünn wie Papier ist; man näht es oder klebt es auf dicken Kattun oder dergleichen auf, um ihm einen größeren Halt zu verleihen.

Am 25. August kehrten wir über die Gebirge nach Padang zurück. Der Weg besteht nur aus einem elenden Fußpfade, doch hat man einen Weg für Karren in Angriff genommen, dem wir folgten. Er führte an 500 bis 1000 Fuß hohen schroffen Abhängen hin, von denen aus man einen grausenerregenden Blick in die Tiefe hatte. Gegen sechs Uhr Abends langte ich ermüdet, beschmutzt und durchnäßt wieder in Padang an.

Das Skalpiren bei den Indianern.

Mit Unrecht hat man allgemein angenommen, daß das Skalpiren ein specifisch amerikanischer Gebrauch sei. Abbé Em. Domenech (in seinem „Siebenjähriger Aufenthalt in den großen Wüsten von Nord-Amerika", Kap. 39) erwähnt das decalvare der alten Germanen und das capillos et cutem detrahere des Gesetzes der Westgothen und der Annalen von Fulda, woraus hervorgeht, daß die Angelsachen und die Franken noch um das Jahr 879 Skalpe nahmen. Und gerade so wie man den modernen amerikanischen Gebrauch im alten Europa und Asien nachweisen kann, so findet man ihn auch in Afrika, wo so leicht eine grausame Sitte nicht vermißt wird.

„Kurze Zeit nach unserer Rückkehr", so erzählt Duncan in seinen Reisen im westlichen Afrika, 1845 und 1846, „kam auch das Apadoney-Amazonen-Regiment zurück und jede führte an einem Strick einen jungen Sklaven oder eine Sklavin und außerdem noch den getrockneten Skalp eines in der Schlacht Getödteten. Bei allen Angriffen und Schlachten wird die Kopfhaut der Erschlagenen abgezogen und als werthvolles Andenken aufbewahrt. Man darf nun aber nicht glauben, daß die Kriegerinnen so viel Menschen getödtet hatten, als sie gerade Skalpe bei sich führten, diese haben sie nach und nach im Laufe der Zeit angesammelt". Aber Verstümmelung, Kannibalismus, Tättowiren und Begraben in Grabhügeln liegt unter gewissen Umständen so sehr im Wesen des Menschen, daß wir entschieden keine traditionelle Ableitung anzunehmen brauchen.

Das Skalpiren ist ein feierlicher Ritus. In der guten alten Zeit wartete man ab, bis der Tod eines Verwundeten eingetreten war, ehe man ihm die Schädelhaut abzog; in unseren Tagen jedoch scheint dieser humane Gebrauch außer Mode gekommen zu sein. Wenn der Indianer seinen Feind fallen sieht, so zieht er sein Skalpmesser, das jetzt aus Eisen, früher aber aus Feuerstein oder Obsidian gemacht war, dreht die Skalplocke, welche mit einem bunten Bande oder einer Adlerfeder geschmückt ist, mit seiner Linken und macht mit der Rechten zwei halbkreisförmige Einschnitte, mit und gegen die Sonne, setzt sich dann nieder und stemmt seine Füße gegen die Schultern des Leichnams, faßt mit beiden Händen die Skalplocke und zieht daran, bis die ganze Schädelhaut mit einem Tone, der wie „slop" klingt, abfliegt. Ohne die lange Skalplocke, welche die Indianer zu diesem Zwecke stehen lassen, um ihren Besiegern das Skalpiren leichter zu machen, würde die Arbeit nur schwer zu vollbringen sein; daher scheeren kluge weiße Leute, wenn sie durch Indianerländer reisen, vorher ihre Haare kurz ab; doch kümmern sich die Indianer darum nicht und begnügen sich auch mit einem weniger haarreichen Skalp. Es ist auch schon vorgekommen, daß einige gescheite Leute die Indianer mit Perrücken überraschten. Die Operation des Skalpirens bei lebendigem Leibe muß eine furchtbar schmerzhafte sein, auf die gewöhnlich Gehirnentzündung folgt; doch sind Fälle bekannt geworden, daß Männer und selbst Frauen nach dem Skalpiren noch mit dem Leben davon kamen.

Ist die Arbeit des Skalpirens gethan, so zieht der Indianer stolz, als ob er eine Rettungsmedaille verdient hätte, nach Hause. Einige Tage wartet er, ehe er in das Dorf eintritt, malt sich dann die Hände und das Gesicht mit Lampenruß schwarz und kommt schweigend und langsam zu seiner Hütte. Dort wirft er sich auf die Erde, bis seine Verwandten und Freunde, begleitet von den Aeltesten des Stammes, erscheinen und sich schweigend zu ihm gesellen. Dann wird er ausgefragt und beginnt seine Erzählung, wobei natürlich viel Ausschmückungen und Uebertreibungen mit unterlaufen, denn Eigenlob gilt in diesem Falte nicht für schimpflich. Nachdem der „grüne Skalp" trocken geworden ist, wird er durch einen feierlichen Tanz eingeweiht und ist nun erst zur öffentlichen Schaustellung geeignet. Bei manchen Stämmen werden die Skalpe an lange Stangen gebunden und wie eine Art Fahne gebraucht, andere hängen sie an die Pferdezügel oder an ihre Schilde, während wieder andere sie als Schmuck an den Beinkleidern tragen. Je mehr Skalpe

Einer besitzt, desto mehr Ehre hat er und ein junger Mann, der noch keinen erbeuteten Skalp aufzuweisen hat, wird noch nicht für voll angesehen. Einige große Kriegshäuptlinge haben dagegen ganze Haufen von dieser ehrenden Beute gesammelt. Man nimmt von einem Haupte nur einen Skalp, der aber nicht groß zu sein braucht; wenn er nur aus dem Scheitelstück des Kopfes mit etwa drei Zoll breitem Hautlappen besteht, so genügt dies schon. Fälscher haben nun von anderen Theilen des Hauptes Skalpe zurecht gemacht und für 50 Dollars per Stück verkauft; der Kenner aber merkt sogleich, daß diese Skalpe nicht vom Scheitel herstammen. Jeder Stamm nimmt aber übrigens auf eigene Weise den Skalp; so schneiden z. B. die Sioux noch ein Stück der Ohren mit ab, setzen sich dann auf die Erde, stecken die Ohren auf die Hörner eines Büffelschädels und legen von dem Fleisch ein Bißchen auf kleine in Quinennr gestellte Erd- oder Thonhäufchen, gleichsam als ein Opfer für Manitu; dabei rauchen sie ihre Pfeife. Dann wird die Trophäe über eine eiförmig zusammengebogene Weidenruthe ausgespannt und mit schwarzem, blauem oder rothem Zeug ausgefüttert. Ist aber nur wenig Zeit zum Skalpnehmen vorhanden, so ziehen die Yuta und Prairie-Indianer nur den langen Haarschopf mit der Scheitelhaut ab, während die Chyuagara oder Nez Percés einen langen, etwa zwei Zoll breiten Streifen vom Nacken bis zur Stirn hin abziehen. Die Finger der Erschlagenen werden oft als Halsschmuck getragen.

Universität und Studenten in Kairo*).

Mit dem Erziehungswesen ist es in Aegypten im Allgemeinen sehr übel bestellt. An der Moschee allein findet noch ein höherer Unterricht in den Religions- und Gesetzeswissenschaften statt. Sie ist die einzige und letzte Zufluchtstätte der altmohammedanischen Kultur. Was für Europa im Mittelalter die Universitäten waren, das sind zum Theil noch jetzt die Moscheen im Orient. Hier versammeln sich aus den entlegensten Himmelsstrichen die Lernbegierigen, um die Vorträge berühmter Gelehrten zu hören; hier erhalten arme Studenten aus wohlthätigen Stiftungen, die bei keiner größern Moschee fehlen, Stipendien, um ohne Nahrungssorgen den Wissenschaften obliegen zu können; hier endlich ist der Sitz der strengsten Orthodoxie des Islam. Aber hier erhält auch mancher denkende Kopf die ersten Keime einer neueren und freieren Weltanschauung, die allerdings im Orient viel seltener zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gelangt als bei uns.

In den Hochschulen und Lehrkollegien des Ostens hat sich noch kein freier Luftzug Eingang verschaffen können. Der Geist des Mittelalters hat sich hier gewissermaßen versteinert und harrt noch der Zauberhand, deren Berührung ihn in Staub und Moder zerfallen machen soll.

Kairo's große Moschee, el Azhar, d. i. die blühendste, genannt, ist für das Studium der Religion und Gesetzeslehre noch jetzt eine der größten und angesehensten Hochschulen des Islam und es dürfte daher nicht ohne Werth für die Erkenntniß und Auffassung der mohammedanischen Kultur in der Gegenwart sein, wenn wir die Organisation dieses Instituts und die Art des dafelbst befolgten Unterrichtssystems näher beleuchten.

Die Moschee ward im Jahre 970 n. Chr. erbaut. Kleine Moscheen und andere Nebengebäude kamen erst später hinzu. Die Gebethalle wird von Säulengängen getragen, an deren Decke bei 1200 Lampen aufgehängt sind. Die Hallen, welche rings um den großen Hofraum der Moschee sich ausdehnen, sind durch Gitter und hölzerne Verschläge in einzelne Säle abgetheilt und diese bezeichnet man mit dem Namen Riwak, d. i. Säulenhalle. So wie auf den Universitäten des Mittelalters eine Eintheilung in Nationen stattfand, so ist auch hier für jede einzelne Nation des Islam ein besonderer Riwak angewiesen. Da ist der Riwak der Türken, der Westafrikaner, der Leute aus Hadramaut und Java, der mohammedanischen Negervölker. Auch die Nubier finden daselbst Aufnahme, dann folgt der Saal der Ostafrikaner von der Somaliküste, der Aegypter und der Saal der Syrier, in dem nicht weniger als 1000 Studenten sich vereinigen. Der Rektor magnificus dieser Studentenrepublik ist der jemalige Scheich der Moschee, der immer aus der Sekte der Schafiiten gewählt und von der Regierung ernannt wird. Mit der Stelle ist ein Einkommen von etwa 1000 Piastern verbunden; außerdem bezieht er Naturallieferungen. Sodann sind unter dem Titel Nazir noch vier andere Scheichs bestellt. Auch Moscheendiener (Pedelle), Muschidd oder Nakib genannt, stehen unter den Befehlen des Scheich, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Als Amtsdiener fungirt ein Türke, der die Botschaften des Scheich an die Regierungsbehörden zu vermitteln hat. Jeder Riwak der verschiedenen Nationen steht unter einem Scheich, der von dem Scheich der großen Moschee im Einvernehmen mit der Nation selbst erwählt und bestätigt wird. Derselbe hat die Ruhe und Ordnung unter den Studenten seines Riwak zu erhalten und Streitigkeiten zu schlichten.

Die Studenten bezahlen kein Lehrgeld, sondern es erhält noch jeder Riwak eine gewisse Dotation aus den Einkünften der Moschee. So sollen die Syrier z. B. täglich 1000 Brodrationen beziehen, die von den betreffenden Scheichs unter die Studenten vertheilt werden. Die Auslagen hierfür werden aus frommen Stiftungen bestritten, aus welchen auch selbst Stipendien verabfolgt werden. Auf diese Art findet der Student hier nicht blos Beköstigung, sondern auch Unterkunft; denn in den geräumigen Hallen, deren Boden mit Strohmatten bedeckt ist, hat er ein nach seinen Bedürfnissen vorzügliches Nachtlager. Die meisten fremden Studenten sind sehr arm und dieser Erleichterungen im hohen Grade bedürftig. Die Studenten (Talib, Pl. Talabah) werden, wenn sie bereits länger in der Moschee verweilt haben, Mugawirin genannt. Gewöhnlich bleiben sie zwei bis drei Jahre, manche vier bis sechs Jahre, je nachdem ihre Mittel ausreichen und manches bemooste Haupt bürgert sich ganz ein und verläßt die Moschee nur auf der Bahre.

Der Zweck aller der Tausende von Studenten, die aus den entferntesten Theilen der mohammedanischen Welt hier zusammenströmen, ist kein anderer, als ausschließlich das Studium der Religions- und Gesetzeswissenschaften. Nebenbei werden zwar einzelne andere Fächer gelehrt, aber immer nur als untergeordnete Disciplinen.

Die Professoren, welche an den verschiedenen Moscheen Vorlesungen halten, beziehen keinen Gehalt von der Moschee

*) Nach: Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts von Alfred v. Kremer. Leipzig 1863.

oder der Regierung, sondern lesen größtentheils der Ehre und ihres Rufes halber. Fast alle bekleiden andere, meist religiöse Aemter, womit ein Einkommen verbunden ist. Kleine Geschenke von den wohlhabenden Schülern, das ist Alles, was der Professor erwarten kann.

Die Vorlesungen werden in den betreffenden Riwaken zu verschiedenen Stunden des Tages gehalten; meistens wird früher gemeinsam das Gebet verrichtet; dann läßt sich der Scheich am Fuß einer Säule der Halle nieder, mit gekreuzten Beinen auf einer Strohmatte sitzend. Vor oder neben ihm steht ein Lesepult, auf welches er das zu erklärende Werk legt. Nach Abbetung des ersten Kapitels des Koran beginnt er die Vorlesung, indem er selbst liest und jeden Satz erklärt oder indem er von einem der besseren Schüler lesen läßt und nur stellenweise seine Erklärung hinzufügt. Die Zuhörer sitzen im Kreise herum und häufig sieht man sie sehr fleißig nachschreiben. Bei den mündlichen Erklärungen bedienen sie sich stets des Literär-Arabischen, das von Vielen mit großer Eleganz gesprochen wird. Die Zahl der Professoren, die jetzt Vorlesungen an der „Blühendsten" halten, ist etwa 20. Jeder Student, der die große Moschee zum Behufe seiner Studien betritt, muß bereits der arabischen Sprache mächtig sein, lesen und schreiben können, die Anfangsgründe der Grammatik und Syntax inne haben und meist auch den Koran theilweise oder ganz auswendig können. Die Lehre von den Eigenschaften Gottes und der Propheten dient als Propädeutik für den Jünger, der in das Labyrinth mohammedanischer Religionswissenschaft einzudringen wünscht. Es folgt dann das Studium der Rechtswissenschaft, was in einem reinen Auswendiglernen der Texte und unzähligen Kommentare besteht, womit der Student sich Jahrzehnte beschäftigen und Gesundheit, Lebenskraft und Geistesfrische dabei zusetzen kann.

Unzertrennlich mit den Gesetzeswissenschaften verbunden ist das Studium der Koranexegese und der Tradition. In diesen beiden Fächern leistete die arabische Literatur das Unglaublichste an Fruchtbarkeit. Erbrecht, Logik, Rhetorik, Eloquenz und Prosodie sind die nennenswerthesten Fächer, über welche in der großen Moschee von Kairo noch gegenwärtig Vorträge gehalten werden. Medicin wird seit Errichtung einer eigenen medicinischen Schule nicht mehr in der großen Moschee getrieben, ebensowenig Alchemie, die „göttliche Kunst", früher ein Lieblingsstudium der arabischen Philosophen.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Rußland. Nach dem kurländischen Kalender wohnen in den kurländischen Städten 62,197 Einwohner. Die bedeutendsten Städte sind Mitau 22,735 E., Libau 9970 E., Goldingen 4618 E., Jacobstadt 4207 E. — Die Zahl der Schüler war im Winter 1861 bis 62 in Kurland 7725 Knaben und 4386 Mädchen; im Sommer hingegen nur 902 Knaben und 226 Mädchen.

Russische Staatsschuld. Einem auf amtlichen Quellen beruhenden Artikel des Journal de St. Petersb. entnehmen wir die Notiz, daß die russische verzinsliche Staatsschuld am Beginn des Jahres 1863 sich auf 967,734,691 Rubel belief und daß an Zinsen und Amortisirung im Jahre 1863 die Summe von 57,487,218 Rubel bezahlt werden sollen. Es sind für 659 Mill. Rubel Staatsnoten ohne Zinsen im Umlauf, denen nur ein Baarschatz von 125 Mill. gegenüber steht.

Censurvorlagen in Kiew. Bekanntlich erheben die Polen auch Anspruch auf Kiew, weil es einstmals zu ihrem Reiche gehört hat, obgleich ihre Nationalität sich der russischen gegenüber dort sehr in der Minderheit befindet. Auch das geistige Leben in Kiew und der ganzen dazu gehörigen Umgebung ist vorwiegend russisch, wie dies aus den Vorlagen des Kiewer Censur-Komités hervorgeht; diesem wurden nämlich im Jahre 1862 zur Censur 238 Bücher vorgelegt, von denen 145 in groß- und kleinrussischer Sprache, 42 in polnischer, 40 in hebräischer, 6 in deutscher und 4 in französischer abgefaßt waren. Doch gelangten nur 97 zum Abdruck. Unter den 200 Studenten der kiewer Universität ist das russische Element das vorherrschende und nur selten hört man unter den Studirenden Polnisch sprechen.

Die deutsche Realschule in Odessa erfreut sich fortwährend eines trefflichen Gedeihens. Sie ward 1825 mit nur fünf Schülern gegründet, während sie jetzt von mehr als 600 besucht ist. Die Trefflichkeit des deutschen Unterrichts veranlaßt auch Aeltern anderer Nationalität, ihre Kinder in diese Schule zu senden und so findet man in derselben außer deutschen Kindern noch Russen, Polen, Schweden, Dänen, Holländer, Franzosen, Italiener, Griechen und Ungarn. Fürwahr eine bunte Musterkarte, die ihre Ursache in der Bedeutung Odessa's als Handels- und Hafenplatz hat.

Abzug des Silbergeldes aus Rußland. Nachfolgende Mittheilungen, die wir der „Nord. Post" entnehmen, werfen ein neues Licht auf die Art und Weise, wie die klingende Münze in Rußland so schnell aus dem Verkehr verschwindet, trotz der großen Masse Silbergeldes, die jährlich geprägt wird. Man hat nämlich berechnet, daß die Chiwentzen, Taschkentzen und Kokanzen, die jährlich mit ihren Waaren den nischegorodskischen Jahrmarkt überschwemmen, in einem Zeitraume von 30 Jahren 240 Millionen klingender Münze, Silber und Gold, aus dem Lande geführt haben — und für was? — Für von Rußland aufgekaufte Schaffelle, für getrocknete Früchte ꝛc. Rußland würde nur gewinnen, wenn solche Waaren gar nicht auf den Markt gebracht würden. Zwar bedarf es jetzt, bei der gegenwärtigen Baumwollenkrisis in Amerika, der asiatischen Baumwolle; doch kommen bei einer Masse von 2,200,000 Pud amerikanischer Baumwolle, die von den Fabrikanten bisher verarbeitet wurden, die 30 oder 40,000 Pud persischer und hunderttausend Pud mittelasiatischer Baumwolle nur wenig in Betracht. Außerdem werden 5 bis 6000 Pud kothanskischer Seide aus Persien nach Rußland gebracht, ein Handelsartikel, der jetzt viel von seiner frühern Wichtigkeit verloren hat, weil schon seit dem Jahre 1828 der Kaukasus dreimal so viel gesponnene Seide liefert und noch mehr für die nächste Zukunft in Aussicht steht. So wurden in den Jahren 1859 und 1860, außer der Lieferung für Moskau, bis gegen 7000 Pud Seide nach Frankreich, England und der Schweiz geschickt, so wie ferner mehr als 20,000 Pud Cocons nach Italien und Frankreich verkauft. Im Jahre 1861 wurden 1857 Pud Cocons ebendahin verkauft und 157 Pud an moskauer Kaufleute. Man kann daher fast mit Gewißheit behaupten, daß nach etwa fünf Jahren in Kaukasien eine Quantität von nahe an 30,000 Pud Seide gewonnen und dadurch der Bedarf von Persien aus unnöthig gemacht werden wird. Es würden demnach, da auch die Perser nur Gold und Silber als Bezahlung annehmen, bedeutende Kapitalien baaren Geldes dem innern Handel zu Gute kommen, was die Kaufleute sehr wohl eingesehen und deßhalb (auf dem diesjährigen Jahrmarkte zu Nischni-Nowgorod) auf einer am 27. Aug. stattgefundenen Generalversammlung den festen Entschluß ausgesprochen haben, Alles aufzubieten, um einerseits die Ausfuhr von klingender Münze, andererseits die Einfuhr von kantonschem Thee zu verhindern. Nur nach Beseitigung dieser beiden Uebelstände könne der russische Handel wieder in Aufschwung kommen.

In Folge der bedeutenden Ausfuhr von Gold- und Silbermünzen nach Asien hatten Geldwechsler aus Moskau eine große Menge solcher Münzen aufgekauft und auf den nischegorodskischen Jahrmarkt zum Verkaufe gebracht.

Aus Irland. Die folgenden vergleichsweise aufgestellten Ziffern mögen den Beweis liefern, wie sehr das vorherrschend von Kelten bevölkerte Irland hinter dem germanischen England zurücksteht. Im Verhältniß zur bebaubaren Bodenfläche ist England zweimal so stark bevölkert wie Irland, denn es ergibt sich für 36,522,000 Acker bebaubares Land in England eine Bevölkerung von 20,066,224 Einwohnern, während auf 20,319,000 Acker in Irland nur 5,798,233 Seelen kommen. Ferner ergibt sich, daß das Einkommen in England elfmal so hoch als in Irland ist. Auf den Kopf berechnet ergibt sich für einen Engländer ein Einkommen von 12 Pfund 12 Schilling 10 Pence, während auf einen Irländer nur 3 Pfund 18 Schilling und 6 Pence kommen.

In den 20 Jahren von 1841 bis 1861 stieg die englische Bevölkerung um 25 Procent, während sie in Irland um 29 Procent abnahm. Durch Hungersnoth und Auswanderung verlor Irland in jenem Zeitraum 2,250,000 Menschen.

Die Irländer und Schotten in England. Nach dem Census von 1861 lebten in England mit Wales 601,634 Leute, die in Irland, und 169,202, welche in Schottland geboren worden waren. Die Vermehrung derselben ergab gegen den Census von 1851 bei den Schotten 30 und bei den Irländern 16 Procent. In der That aber ist die Anzahl der in England wohnenden Schotten und Iren eine noch größere, da deren in England geborene Kinder als Engländer mitgerechnet werden. Die Irländer sind in größerer Menge, im Verhältniß zur Bevölkerung ihres Landes, nach England gekommen, als die Schotten. Im Allgemeinen zählt man jetzt in England auf 33 Engländer einen Irländer, aber erst auf 118 einen Schotten, in London jedoch ist jeder 26. Mensch ein Irländer. In anderen Gegenden und besonders in den Manufakturdistrikten ist das Verhältniß noch bedeutender. So zählt man in Bradford auf 17, in Preston auf 12 Menschen einen Irländer und in Liverpool machen sie gar den fünften Theil der Bevölkerung aus. Zumal die irischen Frauen sind unter den Eingewanderten stark vertreten, so daß in Manchester auf drei Irländer schon fünf Irländerinnen kommen. Bei den Schotten ist dagegen das Umgekehrte der Fall; sie heirathen, wenn sie nach England kommen, oft Engländerinnen und wohnen namentlich im Norden.

Aus Indien überland nach China. Ein deutscher Naturforscher, Doktor Marfels, der seit fünf Jahren in Britisch-Barma lebt, von dort aus viele Ausflüge gemacht hat und der verschiedenen Landessprachen mächtig ist, hat eine Reise vom Irawaddy nach Esmok angetreten und will von da ab ins Innere des südwestlichen China eindringen. Es ist seine Absicht, bis dahin zu gelangen, wo Kapitän Blakiston am obern Yangtsekiang umkehren mußte; er gedenkt dann den Fluß bis zur Mündung hinabzufahren und so nach Schanghai zu gelangen. — Die Engländer möchten lieber auf diesem Weg eine Telegraphenverbindung zwischen Schanghai und Indien, also nach Europa haben, als vermittelst des russisch-sibirischen Telegraphen, der seiner Vollendung entgegen geht.

Von der afrikanischen Westküste. Die Engländer sind bekanntlich mit dem König von Aschanti in Zerwürfnisse gerathen, welche zu einem Kriege führten. Dieser fiel zu Gunsten der Europäer aus; den letzten Nachrichten zufolge vom Anfang Oktober war der schwarze Monarch keineswegs geneigt, neue Feindseligkeiten zu beginnen. Inzwischen haben die Engländer ein Negerregiment aus Westindien nach Cape Coast Castle gebracht, das dortige Fort vergrößert und mit einer Anzahl Kanonen schweren Kalibers besetzt. Darin liegt ein Beweis, daß sie eventuell für die Sicherheit dieses Platzes fürchten. Uebrigens haben sie eine Anzahl der benachbarten Stämme in ihr Interesse gezogen und diese stellten ihnen während des letzten Krieges nicht weniger als 17,000 Mann Hülfstruppen.

An den Nigermündungen herrscht neuerdings große Verwirrung, indem verschiedene Häuptlinge wieder einmal mit einander in Fehde liegen. Da jene Region das Hauptbezugsland für Palmöl bildet, so wird es den Engländern kaum erspart bleiben, sich einzumischen und erforderlichen Falls selbst mit Gewalt Ruhe und Ordnung zu erzwingen. Zu Bonny, an dem gleichnamigen Mündungsstrome, walten eigenthümliche Verhältnisse ob. Die Engländer haben vor einiger Zeit den von seinem Volke vertriebenen König Peppel wieder eingesetzt (vergl. Globus I, 178), ihn unter ihr Protectorat genommen und einen Vertrag mit ihm abgeschlossen, demgemäß er an Ausfuhrzoll für die Tonne Palmöl nur fünf „Barren", gleich 2 Schilling 6 Pence, nehmen darf. Nun hat aber der wunderliche König Peppel diesen Satz auf 10 Schilling erhöht und damit sind die englischen Oelhändler nicht zufrieden. Sie weigern sich, den Aufschlag zu bezahlen und König Peppel seinerseits verbot dann seinen Unterthanen, Oel an die Schiffe abzuliefern oder Lebensmittel zu verkaufen. König Peppel war bis vor drei Jahren in England, wo man diesen schwarzen Barbaren in einen „civilisirten" Menschen umwandeln zu können wähnte. Der Erfolg hat bewiesen, daß auch dieses Experiment vollkommen fehlgeschlagen ist. Seine schwarze Majestät haben zu London in einem Palaste gewohnt, ziehen es aber vor, in Ihrer Residenz zu Bonny in einer schmutzigen bienenkorbartigen Hütte zu hausen. Schlau genug ist übrigens Peppel; die Ausfuhr an Palmöl beträgt auf dem Bonnyflusse jährlich 15,000 Tonnen, jede zu 20 Centnern gerechnet; sein Profit läßt sich also genau berechnen; 50,000 Thaler jährlicher Einnahme allein von Ausfuhrzöllen sind für einen schwarzen Potentaten schon ein Gegenstand.

Auf Fernando Po, in der Biafrabay, geben sich die Besitzer der Insel, die Spanier, viele Mühe, Kolonisten anzusiedeln. Jedermann, der sich verpflichtet, das Land urbar zu machen, erhält so viel Boden, wie er bebauen will.

Die Bedeutung der Stadt Lagos, welches vor zwei Jahren von den Engländern einem Negerpotentaten ohne Weiteres für ein Stück Geld abgenommen wurde, stellt sich immer mehr heraus, denn von ihr aus kann man die sämmtlichen Nigermündungen und die Küste von Yoruba beherrschen. Den vorigen Monarchen gereute aber der Verkauf und am 13. September erschien er plötzlich mit Heeresmacht vor Lagos. Sein Zweck war, alle Weißen zu ermorden und die Magazine auszuplündern; als er aber sah, daß der Gouverneur auf seinen Empfang vorbereitet war, zog er sich wieder zurück und hinterher wurde er noch gezwungen, eine nicht unbedeutende Strafsumme zu zahlen.

Dr. Baikie wird nun endlich von seiner Station am Niger zurückgeholt; der Dampfer Investigator ist zu diesem Zwecke abgeschickt worden.

Richard Burton befindet sich jetzt als Gesandter der Königin von England beim Könige von Dahome. Von ihm haben wir ohne Zweifel eine meisterhafte Schilderung der Zustände jenes blutbesudelten Landes zu erwarten.

Der Löwentödter Gerard befand sich Anfang Oktobers noch in Whaïda (Whydah) und wartete auf Instruktionen von der londoner geographischen Gesellschaft. Sobald er diese erhalten, wollte er landein dringen, das Konggebirge übersteigen und zu den Quellen des Niger gehen.

Der Löwentödter Gerard beim König von Dahome. Der bekannte Jules Gerard, welcher in das Innere Afrika's vordringen will, befand sich vor Kurzem beim König von Dahome und schreibt über denselben Folgendes: „Die äußere Erscheinung des Königs gleicht jener der meisten anderen hiesigen Schwarzen; er ist groß und stark gebaut, der gewöhnliche Ausdruck seines bullenbeißerartigen Gesichts zeugt von Grausamkeit und seine Gemüthsart entspricht auch vollständig diesem Aeußern; er ist fanatisch den alten Sitten und Gebräuchen ergeben, zu denen auch die Aussaugung der Weißen gehört, die ihn tüchtig mit Geschenken überhäufen müssen. Bekannt genug sind die ungeheuren Menschenopfer, über die schon viel berichtet worden ist. Ich ward dem Könige in Kanna vorgestellt, wo ich auf dem Marktplatze 12 frisch geschlachtete Leichen fand. Sechs derselben waren an den Beinen aufgehängt und der Boden war mit Blutlachen bedeckt.

Der König empfing mich sehr herzlich, ebenso den französischen Konsul; doch war das Ganze nur Verstellung, um recht viel Geschenke herauszuschlagen; dafür hatten wir aber auch Gelegenheit, seinen scheußlichen Schauspielen mit beiwohnen zu dürfen. Am meisten Vergnügen gewährten ihm die grotesken Tänze seiner Minister und der Prinzen des königlichen Hauses, die während sechs Stunden von einer wahren Höllenmusik begleitet wurden, welche den König in einen Rausch von Entzücken versetzte.

Am andern Morgen lud er uns zur Besichtigung einer Procession ein. Durch Blutlachen und durch zwei Reihen aufgestapelter frisch abgehauener Menschenköpfe bahnten wir uns den Weg zur Behausung Sr. Majestät. In der Procession wurden alle Reichthümer des Königs umhergetragen. Einige alte Kutschen, von hanswurstartig verkleideten Leuten gezogen, eröffneten den Zug; es folgten 1000 Weiber, die jede eine Flasche Branntwein in der Hand und auf dem Kopfe eherne

Schalen trugen, in welchen das Blut der Schlachtopfer aufgefangen wird. Ein Bild der heiligen Jungfrau, ein lebensgroßes Gemälde des heiligen Laurentius und einige Körbe, die mit Menschenschädeln gefüllt waren, fehlten gleichfalls nicht; den Beschluß machte der „Trommler des Todes". — Bei einer andern Gelegenheit mußten die Amazonen des Königs vor uns manövriren. Auf abgehackten Menschengliedern stehend, das Gesicht mit Holzkohle beschmiert, sah der König zu. Die Festlichkeit endete mit einem allgemeinen Tanz, bei welchem dem König Soldaten und betrunkene Musikanten gegenüber tanzten."

Menschenopfer an der Westküste von Afrika. Dergleichen werden unablässig geschlachtet, damit die Fetische versöhnt werden. Selbst die unmittelbare Nähe der Engländer kann daran kaum etwas ändern. Diese haben bekanntlich Lagos in Besitz genommen und überwachen von dort aus die Bucht von Benin und die Nigermündungen. Nur vier deutsche Meilen von dieser Stadt liegt die Ortschaft Iworo, nach welcher einige Offiziere vom Dampfer Investigator einen Ausflug unternahmen. Als sie auf den Marktplatz kamen, bot sich ihnen ein schauderhafter Anblick dar, denn sie sahen einen Mann, der an den Beinen aufgehängt war. Der Gouverneur ließ sofort den Häuptling zu sich entbieten, der auch erschien. Als der Gouverneur von ihm erfuhr, daß der „König" schon vor acht Monaten gestorben sei, befahl er den Leuten, sofort einen neuen zu erwählen, aber die Antwort lautete, daß man sich darauf nicht einlassen könne, weil noch keine Customs, d. h. Menschenopfer, stattgefunden hätten. Das empörte den Gouverneur; er erklärte den Negern, daß sofort ihre Stadt in Brand geschossen werden solle, wenn sie auch nur einen einzigen Menschen abschlachten würden. Darüber zeigten sie sich sehr verdrießlich und entgegneten, daß kein weißer Mann sich um ihre heiligen Angelegenheiten zu kümmern habe. Es wurde ihnen trotzdem befohlen, sofort den aufgehängten Leichnam abzunehmen. Die Neger baten um Alles in der Welt, daß man ihnen eine solche Entweihung nicht zumuthen möge und sie verstanden sich auch nicht dazu. Als der Gouverneur dann durch einige seiner Schiffsneger von der Krukünste die Leiche herabnehmen und verscharren ließ, war in ganz Iworo Heulen und Wehklagen von Seiten der Fetischpriester. Aber die Weiber klatschten Beifall, als der gestrenge Gouverneur ein für allemal die Menschenopfer verbot.

Freundschaft zwischen den Franzosen und den Tuareks der Sahara. — Wir haben früher darauf hingewiesen, daß die Franzosen sich große Mühe geben, mit den Tuareks in freundliche Beziehungen zu kommen. Nachdem Duveyrier manche Verbindungen angeknüpft hatte, wurde im Oktober und November 1862 eine Kommission nach Ghadames geschickt und wir erfahren jetzt Näheres über den Erfolg derselben.

Im Allgemeinen erhielt bisher der Sudan seinen Bedarf an europäischen Waaren (so weit er nicht vom Senegal, von der Guineaküste und auf dem Niger bezogen wurde) aus Marokko oder Tripolis. Frankreich aber strebt darnach, den Handelszug so viel als möglich nach Algerien zu lenken und drang über das Gebirge nach Süden hin vor, um eine direkte Verbindung mit den Märkten des Sudan zu eröffnen. Es besetzte Geryville, Biskra, Laguat und Tuggurt. Nun aber sind die Tuareks Herren und Gebieter der Karawanenstraße, und es kam darauf an, zunächst die einflußreichsten Häuptlinge zu gewinnen. Das gelang mit dem Scheich Ichenuchen, der bei dem mächtigen Stamme der Asger in hohem Ansehen steht; eben so mit dem Scheich Othman, der von manchen Stämmen als religiöses Oberhaupt betrachtet wird. Dieser letztere hatte erst Konstantine und dann Algier besucht; er kam dann, wie wir früher erzählt haben, auch nach Paris, wo man ihn mit ausgezeichneter Hochachtung behandelte. Dieselben Männer, welche ihn dorthin geleitet hatten, Major Mircher und Kapitän Polignac, gingen auch nach Ghadames, das im Gebiete der Tuareks liegt. Sie nahmen aber den Weg dorthin von Tripolis aus, um die Handelsbeziehungen dieser Stadt zum innern Sudan näher ins Auge zu fassen. In Ghadames schlossen sie dann einen Freundschafts- und Handelsvertrag ab, welcher allen französischen Unterthanen Schutz und Sicherheit im Gebiete der Asger-Tuareks gewährleistet.

In Centralafrika finden folgende Waaren guten Absatz: Seiden- und Wollenzeuge, Parfümerien, Glas, Tand, Nadeln, Papier, Spiegel, Säbelklingen, Thee und Zucker. Die sudanesischen Karawanen bringen nach Tripoli: Elfenbein, Straußfedern, Goldstaub, Wachs, Gummi, Harz, Büffelhäute, Ziegenfelle, Löwen- und Tigerhäute, Senna und Indigo.

Die Kommissarien verließen Tripoli am 4. Oktober 1862 und trafen am 21. desselben Monats in Ghadames ein.

Die Ueberschwemmung in Aegypten. Ein Augenzeuge schildert die diesjährige großartige Ueberschwemmung des Nils, Ende Oktober, folgendermaßen: Bei Kafr Leis sind alle Felder vom Wasser überfluthet, namentlich im Norden der Eisenbahn von Alexandria nach Kairo, wo der Fluß nach beiden Seiten hin ausgetreten ist. Große Boote fahren Lebensmittel von Dorf zu Dorf, ihr nasser Weg führt durch Palmen und Sykomoren, während ihr Kiel über Baumwollen- und Maisstauden dahinzieht. Jenseits des Flusses bei Kafr Fayat erblickt das Auge, so weit es reichen kann, nur eine endlose Wasserwüste. Fährt man mit dem Dampfer stromaufwärts, so sieht man rechts und links die Dörfer und Dächer der Häuser wie Inseln aus dem Ocean hervorragen; bei einigen dieser Dörfer sind nur wenige Geviertellen trockenes Land übrig geblieben, auf dem sich die unglücklichen Bewohner zusammendrängen. Die Deiche zu beiden Seiten des Stromes sind zerrissen und auf den stehengebliebenen Stücken desselben haben Menschen und Vieh eine Zufluchtstätte vor dem nassen Grabe gesucht. Das Vieh nährt sich kümmerlich von dem dürren Khalfahgrase. — An einigen Orten sind die Baumwollenstauden nicht ganz überfluthet; doch ist ihr oberes Laub gelb und kränklich, während sie unten schwarz sind und zu faulen beginnen. Es wird wenig von ihnen zu retten sein. Der größte Durchbruch fand am westlichen Ufer bei Nadir statt; hier stand auch der Vicekönig selbst an der Spitze seiner Truppen, um dem Uebel zu wehren. Der angerichtete Schaden ist ein ungeheurer und das Mindeste, was man rechnen kann, ist der Verlust von 20,000 Ballen Baumwolle, ganz abgesehen von dem Mais.

In Folge der Ueberschwemmung ist eine Viehseuche in Kairo, Ghizeh und Saïd ausgebrochen. Man rechnet jetzt schon wenigstens 300,000 Stück abgestandenes Vieh im Werthe von 12 Millionen Thalern! Dabei sind die sonstigen Beschädigungen am Eigenthum, welche der Fluß verursachte, noch nicht mitgerechnet. Von allen Seiten läßt der Vicekönig Rindvieh, Pferde und Maulesel einführen, um den Schaden zu ersetzen, doch wird es wohl noch einige Zeit dauern, ehe die entstandene Lücke wieder ausgefüllt ist; darum wird auch die Einfuhr von Dampfpflügen besonders begünstigt. Uebrigens nehmen die Verbesserungen, welche der Vicekönig anregt, ihren Verlauf. Bei Esbekiyeh hat er an ein europäisches Haus sehr billig Land abgetreten, unter der Bedingung, am Ende der Eisenbahn von Bulak ein Theater, Börse, Museum und vier Straßen nach englischer Art anzulegen. Dann soll noch am Bahnhofe ein großartiges europäisches Hôtel eingerichtet werden, welches die Fremden aufnehmen kann. Dem ganzen neuen Quartier soll nach dem gegenwärtigen Vicekönig der Name „Ismailiah" beigelegt werden.

Aus der südafrikanischen Kapregion. In der westlichen Provinz streiten die Bewohner darüber, ob das Parlament in Grahams Town oder in Uitenhage seinen Sitz haben solle. Auf jeden Fall wird die Kolonialregierung aus Kapstadt hinweg, wahrscheinlich nach Grahams Town, verlegt. — Die Eisenbahn von Kapstadt nach Wellington sollte im Oktober eröffnet werden; der Plan zu einem Schienenwege von Port Elizabeth nach Uitenhage ist entworfen.

Im Damaraland ist zwischen den Hottentoten und den Damaras ein erbitterter Krieg ausgebrochen.

Die Herren Bamès und Chapman, welche eine Expedition über Land nach dem Sambesi unternahmen, sind unverrichteter Dinge und nur mit genauer Noth zurückgekommen. Die Matebile-Kaffern raubten ihnen all ihr Vieh und ermordeten nicht weniger als 18 ihrer Diener.

Ausrottung der Buschmänner in der Kapregion. Das Werk der „Civilisation" nimmt in Südafrika einen eben so erbaulichen Fortgang, wie unter den Rothhäuten Nordamerika's. Der Civilkommissar des Namaqualandes, Namens Anthing, erhielt vom Gouverneur der Kapstadt Befehl, sich genau nach den gegenwärtigen Verhältnissen der Buschmänner zu erkundigen, und das hat er gethan.

In seinem Bericht hebt er hervor, daß seit etwa einem Dutzend Jahren die Ansiedler am Oranjefluß und der Stadt Beaufort den Buschmännern gegenüber ein planmäßiges Ausrottungssystem befolgen. Korannas vom Oranje, Kaffern von

Schietfontain, Farbige und Weiße im Namaqualande, im Bokkeveld und Roggefeld, in den Bezirken Fraserburg, Victoria und Hopetown, sie alle ohne Ausnahme scheinen sich gleichsam verabredet zu haben, diese Buschmänner zu vertilgen. Nun sagt der Kommissar: „So viel ich in Erfahrung bringen konnte, ist von den unabhängigen Buschmännern, die in ihrem alten Lande wohnen, seit 20 Jahren keine Mordthat begangen worden. Aber seit 20 Jahren werden sie förmlich gehetzt und aus ihrem Lande vertrieben; man hat ihnen gar keine Hülfsquellen übrig gelassen." Anthing schätzt die Zahl der jetzt noch übrigen Buschmänner auf etwa 500 und beantragt bei der Regierung, ihnen eine Strecke Landes zu geben und sie dort gegen Vernichtung zu schützen. Sie erklärt, darauf eingehen zu wollen.

Portugiesisches Afrika. (Nach dem Bericht des Kolonial-Ministers für 1862.) Ueber Mosambik sagt der Bericht, daß der Mangel an Arbeitskräften und Einwohnern schuld an der langsamen Entwicklung dieses von der Natur mit unendlichen Hülfsquellen ausgestatteten Landes sei. Der jetzige Statthalter hat durch entschiedenes und kluges Handeln viel gethan. Der Bezirk von Angoscha, der vor 20 Jahren die portugiesische Herrschaft abgeschüttelt und seit dieser Zeit Verbrechern jeglicher Art eine sichere Zufluchtsstätte geboten hat, die von hier aus den Sklavenhandel betrieben und durch Schmuggeln und Beunruhigung der Straßen nach dem Innern den portugiesischen Handel beeinträchtigten, ist im April 1862 eingenommen worden und das Fort halten jetzt eingeborene Soldaten und einige wenige Europäer besetzt; 36 Häuptlinge der Umgegend stellten sich unter portugiesische Botmäßigkeit.

Im November 1861 wurde der König Mahunja, der sich in den Besitz von Inhambane gesetzt hatte und durch sein Räuberwesen den Handel störte, erfolgreich bekriegt und sein Land dem König Inhamurnluya als portugiesischem Vasallen gegeben.

Im December 1861 wurde der König Manéva, Sohn des Manicusse und einer der grimmigsten Feinde der Portugiesen, vernichtet, und die Landschaften im Innern von Lourenço Marquez wurden seinem Bruder Mazilla übergeben, welcher die Oberhoheit der Portugiesen anerkannte.

Zumbo wurde am 31. December 1861 wieder besetzt und dem Handel mit Madagaskar Aufmerksamkeit geschenkt.

In Angola waren die Portugiesen im Jahre 1861 gezwungen worden, Cassandsche (Cassange) zu verlassen, aber im November 1862 war eine Truppenmacht im Begriff, von Malange aus vorzurücken, um den Handelsposten wieder zu gewinnen.

Im Oktober verließen vier Schiffe mit Truppen und Vorräthen Loando, um die Forts Bembe (im Distrikte Pedro V.) und Congo zu verstärken. Dieser Zweck gelang vollkommen. Eine Reihe von Forts soll von Ambriz aus entlang dem nördlichen Ufer des Loge gebaut werden. Indeß ist der Verkehr auf dem Loge gesichert und im November wurden viele der Regierung, der Bergbaugesellschaft und Privaten gehörende Waaren von Quibella nach Ambriz befördert.

Sir James Brooke, Radscha von Sarawak auf Borneo, hat im August diese Kolonie, wohl für immer, verlassen. Seit 22 Jahren herrschte dieser große und gute Mann, dessen segensreiche Thätigkeit wir (Globus I, 335 ff.) geschildert haben, über Malayen und Dayaks und legte vielen Seeräubern das Handwerk. Die Regierung wird bis auf Weiteres in seinem Namen fortgeführt.

Auf den Markesas-Inseln hat sich dasselbe Schauspiel wiederholt, welches man so oft bei zum Christenthum „bekehrten" heidnischen Völkern beobachtet hat, daß sie nämlich in ihr altes Heidenthum zurück verfallen sind. Der apostolische Vikar der Markesas-Inseln J. R. Dordillon berichtet darüber aus Tahiti vom 2. März 1863 folgendermaßen: „Seit dem Jahre 1857 machte die Ausbreitung des Glaubens auf den Markesas-Inseln große Fortschritte, so daß im Jahre 1860 die Hauptinsel Nukahiva beinahe ganz für das Evangelium gewonnen war. Alles ging zu unserer und des Volkes Zufriedenheit, bis in dem zuletzt genannten Jahre unsere noch nicht genug im Christenthum befestigten Neophyten beinahe alle zu ihren alten Gewohnheiten und selbst zur Menschenfresserei zurückkehrten. Der König Temoana, der uns fortwährend ergeben blieb, konnte nichts dagegen ausrichten; das Uebel vergrößerte sich noch immer mehr und breitete sich auch auf den benachbarten Inseln aus. Es brach ein Krieg aus, auf welchen ein Frieden folgte, der aber die Feindseligkeiten nur augenblicklich hemmen konnte. In diesem Kriege wurden zwei Kirchen und ein Kloster eingeäschert und zwei Missionäre wurden mit dem Tode bedroht.

Auf der Insel Napu haben wir einige Erfolge aufzuweisen und die Zahl der Christen vermehrt sich. Auf Dominique haben wir jetzt gegen 300 Schüler, von denen die Hälfte lesen kann. Sonst ist diese Insel wegen ihrer fortwährenden Fehden berüchtigt; kürzlich wurden dort noch sieben Menschen erschlagen und dann aufgefressen."

Das Schicksal der polynesischen Kuli's in Peru. Die schlimmste Begebenheit, die sich seit langer Zeit in Peru zugetragen, war die Einführung von Wilden von den Inseln der Südsee. Seit der Aufhebung der Negersklaverei ist nämlich an der peruanischen Küste ein großer Mangel an Feldarbeitern entstanden; die Herren Niggers finden das Arbeiten unter ihrer Würde. Eine seltsame Erscheinung hierbei ist die starke Abnahme der Negerbevölkerung seit Aufhebung der Sklaverei in Folge des ungezügelten Lebens der Neger. Des Klimas wegen kann der Weiße nur im Inneren, nicht aber an der Küste Arbeiten verrichten, ebenso wenig der Indianer des Gebirges; daher mußte man auf ein Mittel sinnen, diesem Mangel abzuhelfen. Viele Chinesen wurden eingeführt, allein mit diesem „ekelhaften, verderbten Volke" war man sehr unzufrieden. Da kam man auf die Idee, Polynesier von den Südsee-Inseln herzubringen. Verschiedene Unternehmer erhielten von der Regierung die Erlaubniß, mit den Bewohnern der Südsee-Inseln Kontrakte abzuschließen, um gegen monatliche Bezahlung acht Jahre lang zu arbeiten. Der Abschluß von Kontrakten mit den Wilden Polynesiens war freilich ein Humbug und es ward denn auch der größte Mißbrauch damit getrieben.

Das Ganze artete bald in einen reinen Sklavenhandel aus. Es scheint, daß die ersten Einwanderer freiwillig herkamen, da auf einigen Südsee-Inseln Hungersnoth eingetreten war, die meisten wurden aber einfach geraubt. Man lockte sie durch Geschenke an Bord und wenn eine gehörige Zahl beisammen war, lichtete das Schiff die Anker; sogar bewaffnete Banden gingen ans Land und raubten die Insulaner mit Gewalt, wobei mancher das Leben verlor. In Peru wurden dann die sogenannten Kontrakte an die Meistbietenden verkauft und im Anfang war der Preis auf 250 Dollars gestiegen. Bald stellte es sich aber heraus, daß diese Leute zu Feldarbeiten ganz und gar untauglich waren; nie in ihrem Leben zuvor hatten sie gearbeitet und durch nichts, weder durch Strenge noch durch Geschenke, waren sie zum Arbeiten zu bewegen. Dabei stellte sich bei den meisten der armen Geschöpfe das Heimweh nach ihren glücklichen Inseln ein, dem sie auch bald erlagen. Von etwa 2000, die in Peru eingeführt wurden, waren nach acht Monaten keine 600 mehr am Leben. Da legte sich nun die Regierung, hauptsächlich auf Betrieb des französischen Gesandten, ins Mittel und verbot den ganzen Handel.

Französischer Einfluß in Peru und Ecuador. Die französische Invasion in Mexiko hat alle spanischen Republiken in große Aufregung versetzt. Gegenwärtig werden in ganz Peru Sammlungen zu Gunsten Mexiko's veranstaltet, die wohl von gutem Willen zeigen, aber nicht viel einbringen werden. Die Franzosen haben dort viel Veranlassung zu Haß gegeben. Ihre diplomatischen Agenten beobachten oft gar keine Rücksichten gegen die südamerikanischen Regierungen und beschützen die ungerechtesten und übertriebensten Reklamationen. Einem französischen Haarkräusler, der vor einigen Jahren in Lima nicht ganz mit Unrecht eingesperrt worden war, mußten für achttägige Gefangenschaft 7000 Dollars Entschädigung gezahlt werden. Der französische Geschäftsträger verlangte neulich von der peruanischen Regierung, daß ein Franzose, der sich „nicht ganz ehrerbietig" gegen ihn ausgesprochen hatte, aus dem Lande verwiesen werden müsse, und die Regierung war schwach genug, nachzugeben und gegen alles Gesetz den Franzosen zu verbannen. Die Franzosen suchen überhaupt in den spanisch-amerikanischen Ländern immer mehr zu dominiren. Das französische Protektorat über Ecuador ist keineswegs eine Fabel. Neu-Granada hatte neulich Gründe zu einem Bruche mit Ecuador und bereitete einen Einfall vor; der französische Gesandte in Bogota erklärte aber sofort, daß seine Regierung es nie dulden würde, daß einer ihrer verbündeten Staaten von seinen Nachbarn mit Krieg überzogen würde.

Menschenfresser in Peru. Wie wenige Fortschritte die Civilisation im Innern von Peru gemacht hat, kann man daraus abnehmen, daß in einer Entfernung von 50 deutschen Meilen von der Küste und von der Hauptstadt Lima noch menschenfressende Stämme wohnen. Die Caschibos am Pachiteafluſſe, sodann die Campas und Calliseras sind noch Anthropophagen! Sie verzehren nicht nur ihre Kriegsgefangenen, sondern auch die Greise werden von ihren erwachsenen Kindern verzehrt. Bei solcher Gelegenheit wird ein großes Festmahl gegeben, an welchem der zum Tode bestimmte Alte Theil nimmt. Er läßt sich dann ruhig an den Pfahl binden und wird mit Pfeilen erschossen, sein Fleisch gleich gebraten und verzehrt und die Knochen werden seinen Verwandten übergeben, welche dieselben zermahlen und das Pulver unter ihren Masato, ein aus der Maniokwurzel bereitetes berauschendes Getränk, mischen. Nicht das Geringste vom Körper darf verloren gehen, alles muß aufgefressen werden, sonst würde der Geschlachtete es im Jenseits an seinem Körper nicht wieder finden. Diese Indianer sind übrigens wenig zu fürchten, sie sind feig und schlechte Pfeilschützen; auf der Jagd benutzen sie meistens Blasrohre mit vergifteten Bolzen, womit sie aber nur auf 25 Schritt weit schießen können.

Theebau in Nordamerika. In Pennsylvanien hat sich eine Amerikanische Theekompagnie gebildet. Im Auftrage derselben untersucht Dr. Spencer Bonsall die einheimische amerikanische Theepflanze, welche ihm zufolge in Pennsylvanien und dem westlichen Maryland in großer Menge wächst, aber nur an solchen Oertlichkeiten, welche ihr entschieden zusagen; das ist auch in Assam, China und Japan der Fall. Die amerikanische Theepflanze ist von der chinesischen Varietät etwas verschieden, aber doch nur so viel, als Klima und Boden bedingen. Diese sind freilich von sehr wesentlichem Einfluß. Die Blätter haben aber die größte Aehnlichkeit mit jenen des Assam-Theestrauches, und Bonsall zweifelt nicht, daß sie ein vortreffliches Getränk geben. Darüber kann aber erst die Erfahrung entscheiden.

Fortschritt des Theeanbaues in Indien. Als wir vor einiger Zeit im Globus Markham's Bemühungen, die fieberstillende Chinchona aus Peru nach Indien zu verpflanzen, schilderten, erwähnten wir auch, daß der Theeanbau in den Urbergen des Himalaya in gedeihlicher Weise fortschreite. (IV, S. 248.) Neuerdings sind nun amtliche Nachrichten veröffentlicht worden, welche geradezu überraschen. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß schon in den nächsten Jahren der chinesische Thee an dem indischen Erzeugniß einen starken Konkurrenten erhalten wird. In Assam ist der Thee eine einheimische Pflanze so gut wie in China und schon 1834 wußte man, daß am Himalaya auf sehr ausgedehnten Landstrecken Boden und Klima für den Anbau des Strauches durchaus geeignet seien. Aber die Ostindische Kompagnie war kurzsichtig genug, diese Verhältnisse unbeachtet zu lassen; ohnehin hatte sie bis zum Jahre 1832 das Monopol des chinesischen Theehandels. Versuche mit dem Anbau in den Nilgherrigebirgen und Centralindien schlugen fehl. Als aber der Reisende Robert Fortune Reisen in den Theebezirken China's gemacht hatte und in zwei Büchern wichtige Fingerzeige gab, nahm man die Sache ernstlich in die Hand. Zunächst wurde mit Bestimmtheit ermittelt, daß der ganze Strich am Gebirge von Dardschiling in der Landschaft Sikkim bis Raval Pindi guten Erfolg in Aussicht stelle, und dann bildeten sich unter Engländern wie Indern Theeban-Kompagnien, welche von der Regierung Samen und Stecklinge erhielten. Nun ist das Werk derart gediehen, daß eine Unterstützung von Seiten der Regierung überflüssig geworden ist. Die zum Theebau geeigneten Landschaften erstrecken sich über eine Länge von fast 400 deutschen (1500 englischen) Meilen. Am wichtigsten ist die Provinz Assam, wo jetzt das „Theeinteresse" in den Vordergrund getreten ist; sie hat auch bequeme Wasserverbindung mit Kalkutta und lieferte 1,788,000 Pfd. Thee nach dieser Hauptstadt (im Jahre 1861), aber sie wird 1863 mehr als das Doppelte liefern. Der amtliche Bericht äußert, daß bei fortgeschrittenem Anbau die Theebezirke, welche westlich von Nipal liegen, 900,000,000 Pfd. Thee in jedem Jahre liefern könnten. Damit hat es nun freilich noch gute Weile; aber schon jetzt ist das ganze Dehra Dunthal in eine große Theeplantage verwandelt; in Gerwhal, im Bignatthal und auch im Pendschab geht der Anbau rasch vorwärts. Die Inder gewöhnen sich mehr und mehr an das Theetrinken; in Amritsir, das sich zu einem Theemarkte gestalten wird, sind 1861 schon mehr als 100,000 Pfd. verkauft worden und ein einziges Thal im Pendschab hat 1½ Millionen Pfd. Thee geliefert.

Dr. Jameson hat auch Ziegelthee hergestellt und davon 100 Päckchen feinen und groben an die Kaufleute verschenkt, welche jährlich mit Wolle aus Tibet nach Indien kommen. Er hofft den Chinesen im eignen Reich mit Erfolg Konkurrenz machen zu können.

Auch Gerwhal eignet sich, wie gesagt, zum Theebau. Schon fünf Pflanzungen sind dort vorhanden und im vergangenen Jahre wurde eine derselben für 10,000 Pfd. Sterl. verkauft.

In Kamaon liegen 11 Pflanzungen, wovon drei der Regierung gehören, darunter die von Almorah. Das Bignatthal wird einst einer der reichsten Theebezirke werden. Gegenwärtig betragen die Einkünfte von Kumaon und Gerwhal nur 20,000 Pfd. St. jährlich.

Im vergangenen Jahr wurden 77 Tonnen (!) Samen und 700,000 Sämlinge von der Regierung verschenkt. Bedeutende Quantitäten wurden nach der Präsidentschaft Madras geschickt, wo die Hügelhänge damit bepflanzt werden sollen.

Eine Idee von der Ausdehnung der Theekultur gibt folgende Zusammenstellung:

	Pflanzungen	Acres	Davon angebaut, Ac.	Ertrag, Pfd.	Arbeiter
Assam, 1861	160	71,219	13,223	1,788,737	13,293
Catschar, 1861	31	—	—	500,000	6,000
Dardschiling, 1862 . .	30	8,768	5,153	27,983*)	4,819
Nordwest-Provinz und Pendschab, 1862 . .	68	38,558	4,596	33,960	3,080

Griechische Kirche bei Peking. Die irkutzkische Eparchial-Zeitung berichtet, daß man beabsichtigt, 50 Werst östlich von Peking im Dorfe Dun-Din bei dem Bache Baiche eine griechisch-orthodoxe Kirche zu errichten. Die Kosten dazu sollen durch Beiträge getaufter Chinesen und in Kiachta handeltreibender russischer Kaufleute gedeckt sein.

Seidenraupen auf Madagaskar. Vielleicht ist kein Land der Welt zur Seidenproduktion mehr geeignet, als die Insel Madagaskar. Es gibt dort einige Raupenarten, die von dem Auskriechen aus dem Ei an mit einem dicken Seidenüberzug bedeckt sind, der nur Kopf und Füße frei läßt und mit ihnen aufwächst. Verschiedene Raupenarten spinnen sich drei- und vierfache Kokons, während andere sich ein großes gemeinschaftliches Nest spinnen, in welchem sie zusammen leben. Im Bulletin de la societé d'Acclimatisation steht ein Brief des Herrn August Vinson, in welchem berichtet wird, daß die Howas auf Madagaskar sich eine Art Seidenstoff weben, den sie Landy nennen. Die Kokons zu dieser Seide liefert eine Raupenart, welche auf dem Cylisus cajanus lebt. Die Seide ist sehr schwer, ungemein stark und ohne Glanz. Die daraus gewebten Stoffe werden von den Eingeborenen sehr theuer verkauft, so daß sie nur den Reichen zugänglich sind. Auch König Radama II. kleidete sich theilweise in diese Seide, die ungefärbt angewandt wird und deshalb eine graue Naturfarbe, wie gebleichtes Leinen, hat. Die Reichen werden in Grabtüchern aus dieser Seide begraben und man behauptet, daß dieselbe sich Jahrhunderte lang in der Erde vollkommen erhalte. Die Raupe, welche diese Seide liefert, ist 45 Millimeter lang; ihr Körper besteht aus 12 Ringen und ist mit scharfen schwarzen Dornen besetzt. Die Hauptfarbe ist kastanienbraun, auf dem Bauche zieht sich ein rosenrother Streif hin. Der Umfang des Kokons beträgt 70 Millimeter, seine Länge 45. Es ist verhältnißmäßig schwer, von schmutzig grauer Farbe und mit schwarzen Borsten übersäet. Die Howas essen die in dem Kokon liegende Puppe als eine große Leckerei.

Die Einkünfte der Kolonie Neusüdwales sind für das Jahr 1864 auf 1,563,990 Pfd. St. veranschlagt worden. — Man will aber außerdem noch 1,044,970 Pfd. St. borgen, wovon 928,000 Pfd. St. für den Bau von Eisenbahnen verwandt werden sollen.

Gold und Wein in Australien. Aus der für das Jahr 1862 erschienenen amtlichen Statistik bezüglich der Goldfelder

*) Außerdem 8200 Pfd. Kaffee. Jetzt hat Dardschiling 16,000 Acres und lieferte 80,000 Pfd.

in der Kolonie Victoria geht hervor, daß bis Ende des genannten Jahres im Ganzen 1471 goldhaltige Quarzrisse entdeckt wurden, welche sich auf die Distrikte Ballarat, Beechworth, Bendigo, Maryborough, Castlemaine und Ararat vertheilen. Der Gesammtertrag belief sich in jenem Jahre auf 310,725 Unzen Gold. Die Anzahl der Eigenthumsrechte (Gold mining leases) betrug am 31. December 1862: 341, welche 2995 Acres umfaßten. Das hierbei verwendete Betriebskapital belief sich auf 1,299,860 L. und der Werth der dabei beschäftigten Maschinen auf 551,406 L. — Was andere werthvolle Mineralien der Kolonie Victoria betrifft, so ward in den Quarzriffen von Redbank sehr viel Silber und Wismuth und bei Kap Paterson ein neues Kohlenlager gefunden.

Auch der Weinbau in Australien hebt sich immer mehr; die Hauptdistrikte sind am Murrayflusse und in den „Ovens". Der Boden an den „schwarzen Bergen" eignet sich vorzüglich zum Weinbau, wenn auch wegen des Klimas portugiesische Reben besser gedeihen als rheinische. Es hat sich eine Murray-Valley-Vineyard-Compagny gebildet, die hauptsächlich aus Deutschen besteht. Den besten Wein liefert ein Herr Schubach, Besitzer des Rosenberg Weingartens. Sein jährlicher Ertrag beläuft sich auf etwa 3000 Gallonen, im Werthe von 15 S. bis 1 L. per Gallone.

Dampferlinie rund um den Erdball. Bis zum Jahre 1856 wurde die Postverbindung zwischen Europa und Australien nur durch Segelschiffe vermittelt, obwohl man in London den Kolonisten schon 1846 eine Dampferlinie zugesagt hatte. Diese wurde dann 1852 auch hergestellt, aber in einer höchst mangelhaften Weise. Man vertheilte nämlich den Kontrakt unter zwei Gesellschaften; die General-Screw-Steam-Navigation-Company und die Peninsular- und Oriental-Company. Die Schiffe der letzteren brauchten 64, jene der ersteren 84 Tage zur Reise; die Fahrzeuge waren klein und konnten nur die erforderlichen Kohlen, nicht aber Waaren einnehmen. Diese mangelhafte Verbindung fand zwei Jahre statt; als dann der Krimkrieg ausbrach, wurden die Dampfer zu militärischen Zwecken verwendet, obwohl der Kontrakt bis 1861 abgeschlossen worden war. Australien mußte sich mit einer Clipperlinie behelfen, deren Schiffe 124 Tage fuhren, nachher erhielten die Kolonisten, welche 70,000 Pfd. St. zur Unterstützung einer Dampferlinie bewilligten, allerdings eine solche.

Von Australien aus hat man drei Seewege nach Europa: um das Vorgebirge der Guten Hoffnung; durch den Indischen Ocean über Ceylon und durch das Rothe Meer nach Suez, und quer durch den Stillen Ocean nach Panama. Diese letzte Linie hat viel für sich und die Australier legten seit längerer Zeit großen Werth auf eine solche; die englische Regierung hat aber der Herstellung immer Hindernisse in den Weg gestellt, auf keinen Fall dieselbe begünstigt.

So eben lesen wir im Cityartikel der Times vom 20. November, daß sie endlich doch zu Stande kommt und zwar auf Antrieb der Neuseeländer. Die Regierung der Kolonie hat nämlich einen Vertrag mit der Intercolonial royal mail steam packet Company (alle diese englischen Gesellschaften haben ellenlange Namen) abgeschlossen. Dieselbe läßt schon seit einiger Zeit Dampfer zwischen Australien und Neuseeland laufen und verpflichtet sich nun, allmonatlich eine Fahrt zwischen Panama und Neuseeland herzustellen. Diese Kolonie gewährleistet ihr jährlich dafür eine Unterstützung von 76,000 Pfd. St., und der Dienst soll im Januar 1865 beginnen. Die Fahrt zwischen Panama und Auckland darf nie länger als dreißig Tage in Anspruch nehmen; unterwegs werden einige näher zu bestimmende Inseln in der Südsee berührt und auch Australien wird in die Verbindung einbezogen. Man wird also künftig von Europa nach Neuseeland, via Aspinwall—Panama in 50 bis spätestens 55 Tagen gelangen und eine Hauptlinie in der Dampfverbindung rund um den Erdball wird endlich ausgefüllt.

Dampfschifffahrt nach Haiti. Wie die zu Port au Prince erscheinende Opinion nationale meldet, bekommt die Insel Haiti jetzt drei regelmäßige Dampferlinien, und zwar von Neuyork nach Port au Prince, von Liverpool nach demselben Platze und von Southampton nach Jacmel.

Temperatur der Erdrinde. In einem Briefe an die Times spricht sich H. M. H(ind) gegen die Annahme eines flüssigen Erdinnern aus. Ohne Zweifel war die Erde früher in einem flüssigen Zustande, und die Zunahme der Temperatur mit der Tiefe nebst vulkanischen Erscheinungen und dem Vorkommen von heißen Quellen hat zu dem Glauben verleitet, daß sie es noch sei. Wäre dies jedoch der Fall, dann müßte die Temperatur mit der Tiefe regelmäßig zunehmen. Andere Thatsachen sprechen gleichfalls gegen die Theorie eines flüssigen Innern. Auf den Sandwichinseln sind die Vulkane Loa 10,000 Fuß hoch, und der niedrigste, der Kilanea, hat 4000 Fuß. Häufig kommt es vor, daß der eine speit, während der andere ruht, und die Lava beider kann daher nicht aus denselben Reservoirkammern kommen, denn der Druck, welcher hinreicht, sie nach dem obern Krater zu schaffen, würde gleichzeitig verursachen, daß sie 6000 Fuß hoch aus dem Kilanea aufgeworfen würde. Die Erde hat sich seit den Zeiten des Hipparchus nicht abgekühlt.

Was nun die Temperaturzunahme in Bergwerken betrifft, so stellt sich heraus, daß dieselbe nur zunimmt, so lange die Grube ausgebeutet wird. In der Oatfield-Grube war in einer Tiefe von 1092 Fuß die Temperatur 77°, so lange man darin arbeitete; wenige Monate später war die Temperatur nur noch 66° und jetzt nur 54°. — Die höchste Temperatur wurde nach Moyle's Tabellen im Huel Abraham Shaft, in einer Tiefe von 1400 Fuß beobachtet; seitdem ist kochendes Wasser in einer Grube in Cornwall vorgekommen. Von 10 verlassenen Gruben zeigte nur eine eine Temperaturzunahme; bei allen anderen blieb sich die Temperatur gleich. Im Herland Shaft z. B. war die Temperatur in einer Tiefe von 60 Fuß 54°, und bis zur Tiefe von 1150 Fuß blieb sie dieselbe. Die Gegenwart der Bergleute, die zahlreichen Lampen, elektrische Ströme u. s. w. sind ohne Zweifel die Ursache der Temperaturzunahme in Bergwerken.

Temperaturzunahme mit der Tiefe. In der Dukinfielder Kohlengrube angestellte Beobachtungen ergeben eine Zunahme von 1° Fahrh. auf je 71 Fuß. (Nach einer Mittheilung des Dr. Fairbairn in der Philosoph. Gesellschaft von Manchester.)

Wohnungen der englischen Feldarbeiter. Der Gesundheitsinspektor Dr. Samuel Clarke macht einige Mittheilungen über die Arbeiterwohnungen in der Grafschaft Norfolk. Hunderte von Beispielen wie die folgenden kommen in seinen Berichten vor:

„In einem Häuschen mit einem kleinen Bettzimmer wohnte ein Mann, seine Frau und vier Kinder; die Frau war guter Hoffnung. In demselben Zimmer schliefen eine verheirathete Tochter, ihr Mann und ein Kind. Luft und Licht hatte nur durch eine 1' breite, 2' hohe Oeffnung Zugang."

„Ein Mann, seine Frau und 7 Kinder bewohnen eine Dachstube. Tochter 20 Jahre alt, Tochter 16, Sohn 13, Tochter 11, Sohn 8, Tochter 6, Tochter 3 Jahre alt. Oeffnung mit einer Glasscheibe 11 Zoll bei 9 Zoll."

„Kleine Bettzimmer, in welchen ein Mann, seine Frau und 13 Kinder schlafen. In einem der Zimmer fand ich 2 niedere Bettladen, ohne Vorhänge. Es schliefen hier 2 Mädchen im Alter von 22 und 16 Jahren, 2 Söhne im Alter von 20 und 12 Jahren und 2 uneheliche Kinder 12 und 2 Jahre alt" u. s. w.

Herr Clarke sagt dann, wie einsichtsvolle Grundeigenthümer zur Erkenntniß gekommen, daß dem Arbeiter ein eben so gutes Unterkommen gebühre, wie dem Zugvieh; daß aber eine 14jährige Erfahrung ihn gelehrt habe, daß die Arbeiterwohnungen im Allgemeinen so seien, wie er sie oben beschrieben habe. In einzelnen Fällen sei das Zusammenleben der Geschlechter wahrhaft haarsträubend.

Die englischen Bergleute in Durham. Die folgenden Angaben entnehmen wir einer Abhandlung des Dr. Wilson „über die Lebensart und die Krankheiten der Bergleute im nordenglischen Kohlenrevier", welche während einer der Sitzungen der British Association verlesen wurde.

„Die Bergleute wohnen in Dörfern, welche eigens für sie in der Nähe der Gruben angelegt sind. Das Dorf wird durch Parallelstraßen oder Häuserreihen gebildet. Es gibt einfache Reihen (rows) und doppelte. Die Häuser der letzteren sind ungefähr zweimal so groß als erstere, und eine Scheidewand, die der Länge nach läuft und eine Thüre in der Mitte hat, trennt jedes Haus in zwei gleich große Theile. Wenn Mangel an Wohnungen eintritt, wird diese Thüre zugemauert, und da jedes Haus einen vordern und hintern Eingang hat, wird dadurch das doppelte Haus in zwei einfache Häuser verwandelt, und anstatt einer Familie bewohnen es dann zwei. Der Fußboden ist mit einer Zusammensetzung von Kalk, Kohlengries und Kies belegt. Die Feuerstelle ist geräumig und mit einem Backofen und einem Sieder (boiler) für heißes Wasser ausgestattet. Der Vorrath an Kohlengries ist sehr reichlich, und von Jahresanfang bis zum Jahresschluß geht das Feuer nie aus. Im Allgemeinen sind die Häuser reinlich und bequem möblirt. Als Hauptdinge in einem

gut möblirten Hause haben seit jeher gegolten und gelten noch: ein „Vierpfoster" (Bettlade), eine Acht-Tag-Uhr und eine Kommode von Mahagony. Die Zierrathen an den Wänden können dem Psychologen ein ergiebiges Feld der Beobachtung bieten. Aus ihnen lernen wir bald, wes Geistes Kind der Hausbewohner ist. In dem einen Hause finden wir die Bildnisse von Tom Sayers, Bob Brettle und dem Manchesterer-Hühnchen (bekannte Faustkämpfer); in einem andern die Entwürfe der Predigten der primitiven Methodisten, neuen Verbrüderung oder Wesleyaner; in einem andern die Madonna mit dem Kinde, ohne Zweifel nach Rubens; in einem andern Käfige in großer Zahl mit allen möglichen Finkenarten; in einem andern eine Posaune, ein Horn oder eine Geige; und in allen die Embleme der Unterstützungsgesellschaften der Förster, Odd Fellows oder „Freien Gärtner".

Während der Arbeit ist der Grubenarbeiter nie hungrig, aber wenn er herauskommt, ist er heißhungrig und ißt gleich nach dem Eintritte in sein Häuschen. Viele Vorschub-Leute (foreshift-men, Nachtarbeiter) frühstücken Crowdy, ein Gericht, das aus Hafermehl, heißem Wasser und Butter besteht; andere haben Kaffee oder Thee mit Butterbrod, und wieder andere essen zu Mittag. Die Nachschub-Leute (Tagarbeiter) essen nach ihrer Heimkehr stets zu Mittag. Das Mahl besteht aus Rinds- oder Hammelbraten mit Kartoffeln, mit Nierenfett bereiteten Klößen (dumplings) oder Pudding. Die Spiele im Freien sind Scheibenwerfen, Schocken und Balltreiben; Thorball (Cricket), Ringen und Springen kommen nur selten vor. Das Hauptglücksspiel ist eine Art „Hellerchens" (Pitch and toss). Zu Hause spielen sie Whist, Dame und Domino. Aber was sie auch treiben, sei's Scherz, sei's Ernst, das treiben sie mit Beharrlichkeit. Starr halten sie sich an Thatsachen und besitzen die Gabe der Concentrirung in hohem Grade.

Fast jedes Häuschen hat einen kleinen Garten, und jedes passende Stück Land in der Nähe des Dorfes ist in einen Garten verwandelt. Einige halten Geflügel, und die meisten füttern ein Schwein und räuchern den Speck für eignen Bedarf. Ihr Brod ist hausbacken, und zwar essen sie Weißbrod und Schwarzbrod. Am Sonntage gibt's „gewürzte Atzeln" (Spiced wigs) und an hohen Feiertagen ein „singendes Hähnchen".

Große Ausschweifungen kommen noch an den Zahltagen, Freitags und Samstags, vor. Meistens wird Alle getrunken; aber gleichviel welcher Ausschweifung ein Mann sich am Ende der Woche hingibt, den nächsten Montag muß er wieder bei der Arbeit sein, sonst wird er entlassen. Ein eingewurzelter Trunkenbold würde demnach bald seine Stelle verlieren. So weit meine Erfahrung unter diesen Leuten reicht, ist mir noch nie ein Fall von Dipsomania vorgekommen, noch hatte ich je Gelegenheit, einen Fall von Delirium tremens zu behandeln.

Dr. Wilson kommt nach einer eingehenden Betrachtung der Geburts- und Sterbelisten zu dem Schlusse, daß der Bergmann im Norden Englands drei Jahre länger lebt, als im Durchschnitt der Engländer, acht Jahre länger als der Bergmann in Cornwall (Zinn und Bleigruben), neun Jahre länger als der von Staffordshire (Steinkohlen und Eisen), zwölf Jahre länger als der von Südwales (Steinkohlen, Eisen, Blei, Kupfer), und nur ein Jahr kürzer als die Männer in den gesundesten Bezirken des Königreichs.

Die günstige Darstellung der Lage des Grubenarbeiters wird in einem Medicus gezeichnetem Briefe, den der Daily Telegraph veröffentlichte, in einer Hinsicht angegriffen. Medicus sagt, daß die Dörfchen recht nahe bei den Gruben gebaut würden und daß man weder auf gesunde Lage, Abzugskanäle noch Luftzug Rücksicht nähme. Die Häuser von je zwei Reihen würden durch einen nur wenige Fuß breiten Raum getrennt und Asche und Unrath jeglicher Art, selbst menschliche Exkremente in diesem Raume angehäuft. Abtritte kenne man kaum. Daß zymotische Krankheiten häufig wären, sei kein Wunder. Die Dörfer Thornley, Wingate, Haswell, South Hetton, Ludworth, Murton und Shotton habe er selbst besucht und der Thatbestand sei dort so, wie er ihn angegeben.

Volksmedicin in Oberbayern. Im ersten Bande des bereits erwähnten ausgezeichneten Werkes „Bavaria" findet sich ein Aufsatz über Volkskrankheiten und Volksmedicin von Dr. J. Wolfsteiner, aus dem wir Folgendes mittheilen, das geeignet ist, auf den Aberglauben, der noch in manchen unteren Volksschichten herrscht, gerade kein günstiges Licht zu werfen. Die Buden der Waldmänner, Wurzelkrämer, Olearier, Okulisten und Zahnbrecher mit ihren „ergötzlichen Knechten" und Affen, sind nun wohl von unsern Jahrmärkten verschwunden, aber ihre ganz ebenbürtigen Nachfolger haben den Schauplatz ihrer Thätigkeit in die Zeitungen verlegt oder wirken im Geheimen. Neben der wissenschaftlichen Medicin gibt es überall eine lokale, eine Volksmedicin. Das Landvolk hält fest an den Geheimkünstlern, wenn sie einmal einen gewissen Ruf erlangt haben; sie mögen auch einen schlechten Charakter haben, entehrende Handlungen sich zu Schulden kommen lassen, einerlei, man glaubt, daß sie eine gewisse Kraft besitzen, die sich auf Kind und Kindeskinder überträgt. Es ist ein Fall bekannt, daß nach dem Tode eines angesehenen Arztes das Vertrauen auf dessen Haushälterin überging, die einen einträglichen Pillenhandel eröffnete. Der Schaden, den diese Kurpfuschereien anrichten, ist bedeutend und es ist für manche Gegend nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß durch sie mehr Gesundheit zerstört wird, mehr Menschenleben abgekürzt werden, als durch Körperverletzungen und gewaltsame Tödtungen.

Ein großer Theil der Volksmittel hat wohl seinen Ursprung von früher üblichen Verordnungen der Aerzte. Das Volk verharrt in seinem Vertrauen auf Mittel, welche die Aerzte längst als unnütz aufgegeben haben. Von Landsberg bis Passau wird man nicht leicht eine Apotheke finden, in der nicht von Landleuten Mumie, auch wildes Menschenfleisch genannt, begehrt wird, als ein beliebtes Mittel, in Leiden von Menschen und Vieh, besonders gegen das „Schwinden". Andere alte Mittel sind: das Auflegen von frischgestoßenen Flußkrebsen auf Krebsgeschwüre, von Hundshaaren auf eine Wunde durch Hundebiß. Der Wechselfieberkranke beschneide sich seine Fingernägel und vergrabe die abgeschnittenen Stücke unter einer Espe; denn der von Fieberfrost Geschüttelte zittert wie Espenlaub. Auch der Aderlaß nimmt unter dem Landvolke eine hohe Stelle ein, und dieser Nationalmißbrauch steht in mancher Gegend auf dem Lande noch in voller Blüthe. Am liebsten um Pfingsten, oder zur Zeit der Kornröthe, d. h. im Frühherbste, wenn das gesäete Winterkorn aus dem Boden keimt, macht sich der Bauer einen Privatfeiertag, geht zum Bader und läßt sich Blut abnehmen mit der nämlichen Gemüthsruhe, mit der er sich den Bart scheeren läßt. Wenn er sehr gewissenhaft ist, so bringt er die Mondesphase vorher in Rechnung oder sieht auf die Aderlaßtafel, an welchem Tage gut lassen ist. Der Bader verdient 12 Kreuzer und hat noch geschätztes Futter für seine Borstenthiere. Die Bäuerinnen mancher Gegend würden es sich als sündhafte Nachlässigkeit anrechnen, wenn sie sich nicht in jeder Schwangerschaft zur Ader lassen würden. So werden in einer gewissen Baderstube Oberbayerns, in der über das Aderlassen Buch geführt wird, gering angeschlagen jährlich noch Centner meist gesunden Blutes vergossen.

Ungemein groß ist beim Volke der Bedarf von Pflastern, Salben und Fetten. Sie werden nicht nur bei äußeren Leiden, sondern auch bei inneren Beschwerden angewandt. Am weitesten ist wohl der Ruhm des Hundefettes verbreitet; dieses wird in großen Massen von Abdeckern und aus Apotheken bezogen, innerlich und äußerlich angewendet, besonders gegen chronische Lungenleiden. Häufig werden auch Bärenfett, Mankei- (Murmelthier-) und Schlangenfett, Menschen- und Armesünderfett, Skorpionen- und Regenwurmöl in den Apotheken verlangt. Hasen-, Hirsch- und Dachsfett sind sehr gangbare Artikel, in deren Verschleiß die Jäger mit den Apothekern in Konkurrenz treten. Ein Bauer in Oberbayern, der einen weitverbreiteten Ruf als Heilkünstler genießt, verkauft nach eigenem Geständniß monatlich einen Centner Salbe, eine Menge, die vielleicht im größten Krankenhause Bayerns nicht in einem halben Jahre verbraucht wird.

Wenn man den Arzneischatz des Volkes mustert, so fällt es auf, daß sehr vielen Dingen Arzneikraft zugeschrieben wird, die bei den meisten Menschen Ekel und Widerwillen erregen, z. B. Exkremente von Menschen und Thieren. Um Rosenheim wird eine Maus gewiegt, gekocht und verspeist als probates Mittel gegen Epilepsie; an verschiedenen Orten Oberbayerns hält man das Blut, das auf der Richtstätte vergossen wird, für besonders heilkräftig gegen Fallsucht und die alten Römer tranken schon zu dem nämlichen Zwecke das Blut frisch geschlachteter Gladiatoren. Es erhöht den Ruf eines gewissen oberbayrischen Quacksalbers, daß man weiß, er verwende zu seinen Salben Theile von Kröten, Wieseln und Nattern.

Auch die Sympathie zählt viele Anhänger. Unter der ländlichen Bevölkerung gibt es noch viele Eingeweihte, die im Besitze heilender Sprüche und Manipulationen sind. Im Volke wird die Ausübung dieser Heilmethode mit „ansprechen", „besprechen", „dafür beten" oder „dafür thun" bezeichnet.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Ein Besuch in Bangkok, der Hauptstadt des Königreichs Siam.

I.

Die drei indochinesischen Reiche. — Der Forschungsreisende Mouhot. — Der Menamstrom und dessen Mündung. — Die Städte Paknam und Paklat. — Bangkok und dessen Lage. — Der asiatische Despotismus und dessen Einwirkungen. — Die verschiedenartige Bevölkerung des Landes. — Familienleben und Sklaverei. — Drei Arten von Sklaven. — Abergläubige Vorstellungen.

Die große Region, welche zwischen China und Ostindien mitten inne liegt, hat in unseren Tagen eine gesteigerte Bedeutung erhalten. Die europäischen Einflüsse machen sich auch in den drei großen „indochinesischen" Reichen geltend, welche durch ihre Weltlage in den Kreis der großen Handelsbewegung gezogen wurden.

Barma, vom Irawaddy durchströmt, gehört dem Gebiete des Indischen Oceans an; aber der Kaiser dieses Landes ist durch die Engländer vom Meere ausgeschlossen und auf das Binnenland beschränkt worden. Der ganze Küstenstrich und das Land Pegu befinden sich in britischem Besitz.

Auf der östlichen Seite der langen Halbinsel, welche bis zum Aequator reicht, wogt das Südchinesische Meer. Es brandet an die Gestade des Kaiserreichs Annam, das man auch wohl mit dem Namen Cochinchina bezeichnet. Diesem gegenüber hat die französische Politik ein ähnliches Verfahren beobachtet, wie seither die Engländer in Bezug auf Barma. Diese nahmen die Mündungen des Irawaddy für sich; die Franzosen erzwangen von den Annamesen das Mündungsland des Mekiang, dieses annamesischen Cochinchina, erklärten dasselbe für eine französische Provinz und erhoben Saïgong, die „Perle des fernen Orientes", zur Hauptstadt der neuen Besitzung.

Zwischen Barma und Annam mitten inne liegt Thaï, das Königreich Siam, für welches der Menamstrom die Hauptader bildet. Dieses Land ist seither von den Europäern noch nicht zerstückelt worden. Sein König, „Mongkut der Gute", hat die alten Schranken, welche den Verkehr mit dem Auslande erschwerten, niedergebrochen, mit den Handelsvölkern des Abendlandes Verträge geschlossen und sich als einen Freund der Fremden bewährt. Er bildet auf jeden Fall eine rühmliche Ausnahme unter den Herrschern des Orientes und er ist von den Reisenden, welche sein Land besucht haben, hoch gepriesen worden. Wir haben mehr als eine

Eine Ansicht in Bangkok. (Nach einer Photographie.)

Schilderung dieses eigenthümlichen Mannes. Er legt den Forschungsreisenden keine Hindernisse in den Weg; sie können sein Gebiet nach allen Richtungen hin durchwandern.

Die Wissenschaft hat aus jenen indochinesischen Regionen noch eine reiche Ausbeute zu erwarten. Im Innern derselben, namentlich zwischen dem 14. und 22.° n. Br., wird die Ernte in Bezug auf Geographie und Ethnographie eine ungemein ergiebige sein. Diese Gegenden sind jetzt, wir möchten sagen, in Angriff genommen worden, ein Reisender und ein Missionär nach dem andern dringt immer weiter vor; und bevor 10 Jahre verfließen, werden wir genaue Kunde haben über die ganze Strecke, welche von den drei obengenannten Riesenströmen durchzogen wird; wir werden das eigenthümliche Gewimmel von Völkerschaften kennen lernen, welche das innere Land bewohnen.

Unter den Forschungsreisenden, welche die indochinesische

Region durchwandert haben, nimmt Heinrich Mouhot aus Mümpelgard eine hervorragende Stelle ein. Wir haben früher im Globus berichtet, daß dieser tüchtige Naturforscher ein Opfer des Klima's geworden ist. Aber seine Tagebücher sind gerettet und wir werden nach und nach das Wichtigste aus denselben mittheilen. Den Ausgangspunkt für Mouhot's Reisen bildete Bangkok, die Hauptstadt von Siam.

Der Menam ist ein stolzer Strom, aber vor seiner Mündung liegt eine große Sandbank, über welche Schiffe von starkem Tonnengehalt nicht hinwegfahren können; sie müssen acht bis neun Miles weit, noch im Golfe, einen Theil der Ladung auf Leichterschiffe bringen, wenn sie bis zur Hauptstadt Bangkok selbst fahren wollen. Aber Fahrzeuge von etwa 12 Fuß Tiefgang können recht gut diese Barre passiren und nach Paknam gelangen, wo ein Gouverneur wohnt. Dieser Ort ist befestigt und gilt bei den Asiaten für sehr stark, aber eine europäische Flotte würde nur geringe Anstrengungen zu machen haben, um die Forts von Paknam zu zerstören.

Siam ist recht eigentlich ein Land der Pagoden. Gleich oberhalb der Mündung des Stromes liegt mitten in demselben auf einem Eiland eine berühmte Pagode, die vortrefflich gebaut ist; ihre schöne Pyramide spiegelt sich in dem klaren Wasser ab und den Hintergrund bildet das üppige Grün der tropischen Landschaft; aber die Stadt selber, mit ihren ungemein unsauberen Gassen, bildet einen unvortheilhaften Gegensatz.

Ein paar Stunden weiter aufwärts liegt Paklat, an einem Punkte, wo der Strom sich verengt und von zwei Forts beherrscht wird. Auch haben die Siamesen Ketten und Balken quer über gezogen, aber diese würden für europäische Kanonenboote kein Hinderniß bilden. Die 7000 Bewohner von Paklat stammen zumeist aus Pegu.

Das Wort Menam bedeutet Mutter der Gewässer, und in der That ist dieser Strom breit und schön; auch sehr große Schiffe, welche einmal über die Barre hinweggekommen sind, können ohne Gefahr ihn so dicht am Ufer hin beschiffen, daß die Raen das Laub der Bäume streifen. Die Landschaft stellt sich ungemein malerisch dar; am Flusse selbst sieht man in Zwischenräumen einzelne Häuser und im Hintergrunde schimmern viele Dörfer hervor. Dazu kommt, daß auf dem Wasser hunderte von Kähnen fahren, deren Ruderer eine bewundernswürdige Geschicklichkeit zeigen. Dem Fremden fällt es ganz besonders auf, daß auch Kinder, die noch sehr klein und erst wenige Jahre alt sind, in dem mächtigen Strome so sicher und gewandt schwimmen, als wären sie Amphibien oder Fische. Das ist aber der Beschaffenheit des Landes durchaus angemessen. Der ganze mittlere Theil des Stromthales erscheint als eine weit ausgedehnte Alluvialebene, die von vielen kanalartigen Wasserläufen durchschnitten und alljährlich mehrere Monate überschwemmt wird. Mouhot war schon mitten in der Stadt Bangkok, ohne etwas davon zu ahnen, denn noch trug Alles einen ländlichen Charakter. Dann aber tauchten plötzlich einige europäische Häuser empor und der Reisende sah zu seiner Ueberraschung lange Reihen von Häusern, die nicht auf festem Boden standen, sondern auf dem Flusse lagen. Das Schiff ankerte vor dem Gebäude der französischen Mission, auf welcher das Kreuz im Glanze der Sonne funkelte.

Die Umgegend von Bangkok ist, so weit das Auge reicht, so flach wie die eingedeichten Polders in Holland. Die Stadt selbst erhebt sich auf einer unzähligen Menge schlammiger Inseln, welche durch den Hauptarm des Menam in zwei Gruppen gesondert werden. Was auf dem rechten Ufer liegt, kann eigentlich nur als Vorstadt gelten, dort sieht man fast nur armselige Hütten der niederen Volksklassen, Gärten und sumpfige Strecken; Wohnungen angesehener Leute sind in geringer Anzahl vorhanden.

Einen ganz andern Anblick gewährt die eigentliche Stadt am linken Ufer. Sie ist mit Mauern umzogen, hat Thürme und Bastionen und nimmt einen Flächenraum ein, den man in dritthalb bis drei Stunden umgehen kann. Zwischen beiden Stadttheilen liegen in unabsehbaren Reihen, den Windungen des Stromes folgend, tausende von Buden, deren jede auf einem Flosse ruht, und unzählige Kähne und größere Fahrzeuge beleben auch hier den Strom. Aber bald wird die Aufmerksamkeit von einem andern Gegenstand in Anspruch genommen; die königlichen Paläste und die gewaltig emporstrebenden Pagoden fesseln den Blick, für welchen die vergoldeten Spitzen, die glänzend lackirten Kuppeln, die hohen, theilweise durchbrochenen Pyramiden etwas ungemein Anziehendes haben. Man sieht eine Schilderung aus Tausend und eine Nacht in Wirklichkeit vor sich; Alles ist so bunt und mannigfaltig, man sieht Menschen aus vielen ganz verschiedenen Völkerschaften, man hört unablässig eine Musik, die dem Europäer allerdings fremdartig genug vorkommt, und Gaukler und Schauspieler trifft man überall. Man hört kein Wagengerassel, denn Bangkok hat keine Straßen und mit Recht wird diese eigenthümliche Stadt als das Venedig des fernen Morgenlandes bezeichnet. Denn auch hier hört man Ruderschlag, Ankergerassel, Matrosengesang und den Ruf der, man könnte sagen, Gondoliere, welche in Bangkok als Sipahis bezeichnet werden.

Diese Stadt ist neuern Ursprungs; Siam hatte früher zwei andere Hauptstädte, Ajuthia und Nakphabury, die einander gleichsam abgelöst und dann Bangkok zur Nachfolgerin erhalten haben. Dieses erhielt auch den amtlichen Titel, welchen die siamesischen Capitalen führen; sie wird bezeichnet als Krung tepha maha nakkom si Ayutha ja maha dilok rakathani, das heißt: die große königliche Stadt der Engel, die schöne und unüberwindliche Stadt ꝛc. Aber das sind, der Wirklichkeit gegenüber, doch nur Redensarten, denn auch die beiden früheren Hauptstädte hießen so und sind doch mehr als einmal von den Barmanen und von den Peguanern erstürmt und ausgeplündert worden. Aber als schön kann man Bangkok in gewissem Sinn bezeichnen, denn wenn man die Paläste und Tempel von der Mitte des Stromes aus betrachtet und einen Gesammtblick über die Stadt gewinnt, dann ist der Eindruck schön und das Ganze erscheint großartig. Aber er verschwindet, sobald man in die hunderte von schmalen Kanälen einfährt, welche sich zwischen den kleinen Inseln hinziehen. Dort stehen kleine, armselige Hütten und überall trifft das Auge auf widerwärtigen Schmutz, während zugleich der Geruchssinn in höchst empfindlicher Weise beleidigt wird.

Die Volksmenge dieser Hauptstadt mag zwischen 3 bis 400,000 Seelen betragen; eine genaue Ziffer kann man nicht angeben, weil keine auch nur annähernd sichere Zählung vorliegt. Diese immerhin beträchtliche Menschenmasse lebt aber auf einem Raume, der für 50,000 Europäer viel zu beschränkt sein würde.

Mouhot schildert die Wirkungen, welche der asiatische Despotismus auf die Siamesen ausgeübt hat; er hätte aber hinzufügen können, daß derselbe ganz und gar dem Wesen des Volkes entspricht und ein Produkt desselben ist. Die drei großen Staaten Hinterindiens: Barma, Siam und Annam können sich keine andere Regierungsform denken, als die despotische, welche von jeher, und nicht etwa durch Zufall, bei ihnen einheimisch gewesen ist. Auch haben sie nicht einmal Anläufe gemacht, sich eine andere Staatsform

zu erringen, würden auch schwerlich eine solche verstehen. Das ist traurig genug, aber es ist eine Thatsache.

Nach unseren Begriffen sind der Despotismus und die Sklaverei in Siam geradezu schauderhaft. Jedermann zittert und kriecht vor dem Höhergestellten; er liegt auf den Knien oder auf dem Bauche, wenn er Befehle entgegennimmt. Die ganze Gesellschaft befindet sich immerwährend gleichsam in einem Zustande des Kniebeugens oder liegt auf dem platten Leibe: der Sklav vor seinem Herrn, mag dieser groß oder klein sein, dieser wieder vor den Beamten und alle zusammen kriechen im Staube vor dem Könige. Denn ein Siamese, sei er auch noch so vornehm, muß auf Knien und Ellbogen liegen, so lange sein göttlicher Herr und Gebieter sichtbar bleibt. Die Unterwürfigkeit erstreckt sich aber nicht blos auf die Person des Monarchen, sondern auch auf den Palast. Wer in Sicht der Thore desselben kommt, muß sein Haupt entblößen, auch die höchsten Beamten müssen ihre Sonnenschirme schließen oder doch wenigstens nach einer dem Palast entgegengesetzten Richtung hin achtungsvoll gegen die Erde hin neigen. Die unzähligen Ruderer der tausende von Barken, welche stromauf oder ab fahren, knien und entblößen das Haupt, sobald sie vor dem königlichen Pavillon vorbeikommen. Diesem entlang sind königliche Bogenschützen aufgestellt, welche darauf halten, daß Jeder seine Reverenz beweise und wer es etwa vergißt, wird gezüchtigt, denn der Bogenschütz sendet ihm eine aus sehr harter Erde verfertigte Kugel zu. Wenigstens die Hälfte des Volks besteht aus Sklaven, aber die Siamesen bezeichnen sich trotz alledem als Thaï, das heißt freie Männer!

Das Reich hat auf etwa 10 bis 12,000 geographischen Geviertmeilen ungefähr sechs Millionen Bewohner. Das ist die Annahme des Bischofs Paillegoix, während der vielfach unkritische Sir John Bowring nur fünfthalb Millionen annimmt. Wie dem aber auch sein möge, sie ist buntscheckig genug. Ein Fünftel besteht aus Chinesen, welche in einem Lande wie Siam für sehr respektable Leute gelten können; zwei andere Fünftel sind Malayen, Kambodschaner, Leute aus Laos, Peguaner. Auf die eigentlichen Siamesen würden demnach höchstens zwei Millionen kommen.

Jede dieser Völkerschaften hat ihre besonderen Sitten und Gebräuche, und obwohl sie zumeist der sogenannten mongolischen Menschenrasse angehören, hat doch jede ihren besondern Typus. Den Siamesen erkennt man an seiner sklavischen Physiognomie und seiner weichlichen, trägen Haltung. Er hat gewöhnlich eine stumpfe Nase und vorstehende Backenknochen; der Ausdruck des Auges ist trüb und ohne Intelligenz, der Mund weit gespalten, die Lippen sind immer von Betel geröthet, die Zähne schwarz wie Ebenholz, die Nasenflügel breit. Er scheert das Haupthaar ab und läßt nur auf der Höhe des Kopfes einen Büschel stehen. Das Haar selbst ist schwarz und straff, aber bei den Frauen, welche auch einen solchen Büschel haben, ist es feiner und wird sorgfältig gepflegt. Ueberhaupt sind die siamesischen Frauen weit hübscher als die Männer und junge Mädchen zwischen 12 und 20 Jahren bilden eine sehr anmuthige Erscheinung. Viele könnten unseren Bildhauern als Modelle dienen.

In Siam kauet Jeder, vom Sklaven bis zum Fürsten hinauf, Betel; dieser ist ein wahres Lebensbedürfniß, wie bei anderen Völkern der Tabak. Der Anbau des Betels wirft den Chinesen, welche vorzugsweise denselben betreiben, guten Gewinn ab. Diese Einwanderer aus dem Blumenreiche der Mitte sind überhaupt fleißige Ackerbauer und gewandte Handelsleute; sie sprechen das Siamesische, als wären sie im Lande selbst geboren, kauen auch Betel, kriechen vor den Mandarinen und dem Könige, aber sie verdienen viel Geld und das ist für sie die Hauptsache.

Den Siamesen muß zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie viel auf ihre Familie halten und daß ihnen also ein gutes Herz nicht fehlt. Aber alle sind wie große Kinder und haben eine ungemeine Vorliebe für Alles, was blitzt und blänkert. Frauen und Kinder behängen sich mit Ringen, Armbändern, Amuletten, Gold- oder Silberblättchen; sie tragen dergleichen an Armen, Beinen, Hals, in den Ohren, auf Brust und Schultern, kurz überall, wo man sie nur befestigen oder anhängen kann. Mouhot sah einen achtjährigen Sohn des Königs, der so sehr mit allerlei Siebensachen, Gold und Juwelen überladen war, daß er ganz steif sitzen mußte und sich kaum bücken konnte.

Schon oben ist bemerkt worden, daß die Hälfte oder doch mindestens ein Drittel der Bewohner, also mehr als anderthalb Millionen Seelen, in den Banden der Sklaverei schmachten. Die Sklaven zerfallen in drei Klassen. Da sind zuerst die im Kriege gefangenen Leute, welche der König nach seinem Belieben an die Edelleute verschenkt. Sie können sich freikaufen und zahlen gewöhnlich eine Summe von 48 Tikals*). Dann folgen die Individuen, welche wegen Schulden in Sklaverei gerathen sind. Sie müssen dem Herrn Dienste thun, welche als Zinszahlung betrachtet werden. Sobald ein solcher Sklav seine Schulden abträgt, erhält er seine Freiheit wieder. Drittens kommen solche Sklaven, welche unbedingtes Eigenthum ihrer Herren sind. Diese Klasse besteht zumeist aus Menschen, die als Kinder von ihren Aeltern verkauft wurden, als diese in Folge eines Prozesses in Schulden gerathen waren oder sich sonst in Verlegenheit befanden. Ueber einen solchen Verkauf wird allemal ein schriftlicher Vertrag abgeschlossen.

Der Familienvater hat auch das Recht, seine Frau zu verkaufen. Bei den niederen Ständen trifft die Sache auf gar kein Hinderniß, weil in den meisten Fällen der Mann sein Weib, als wäre dasselbe eine Waare, bezahlt hat. Nach siamesischen Begriffen versteht es sich ohne Weiteres von selbst, daß er sich einer solchen ganz nach Gutdünken wieder entäußern kann. Anders verhält es sich mit einer Frau, welche eine Mitgift zugebracht hat. Der Mann darf sie nur dann veräußern, wenn er Schulden bezahlen will, welche mit ihrer ausdrücklichen Einwilligung gemacht wurden. Uebrigens herrscht in den Familien das beste Einvernehmen, die Frauen werden von den Männern gut behandelt, haben im Hause volle Geltung und genießen eine große Freiheit, die Siamesin zeigt sich auf der Straße, geht auf den Markt, macht und empfängt Besuche und trägt ihren Schmuck in den Pagoden zur Schau.

Auf Siam haben indische und chinesische Einflüsse gewirkt und wir finden beim Volke manche abergläubigen Vorstellungen und Gebräuche aus Indien und China, welche neben der herrschenden Religion, dem Buddhismus, sich bisjetzt erhalten haben. Die Siamesen glauben an alle krummbeinigen, gehörnten und behaarten Götzen der chinesischen Mythologie, an Sirenen, Währwölfe, Riesen, Wald- und Bergfräulein, Feuer-, Wasser- und Luftgeister, kurz an alle Ungeheuer des asiatischen Pantheons und an das ganze Pandämonium der Brahminen, von den Naghas an, diesen göttlichen Schlangen, welche Flammen speien, bis zum Ga-

*) Der Tical ist in Siam, Kambodscha und Laos sowohl ein Gewicht (von etwa 18 Grammen) als eine Gold- oder Silbermünze, welche das Gewicht eines Tical hat. Sie wird in Bangkok gegossen und hat eine Kugelform. Die siamesische Regierung hat den Werth von 100 merikanischen Dollars auf 166½ Tical festgestellt. Im Handel rechnet man den Tical zu 3 Francs 40 Centimes. A.

runda-Adler, der Menschen packt und sie durch die Lüfte entführt. Nicht minder glauben sie an Amulette, welche den Menschen unverwundbar machen, vor Krankheiten schützen, die Fruchtbarkeit befördern und den bösen Blick unschädlich machen. Unter solchen Umständen wird es begreiflich, daß sie großes Vertrauen in Sterndeuter setzen und daß sie Wahrsagern, welche Regen und Dürre verkünden, Glauben schenken. Diese schlauen Betrüger, welche auf Kosten des abergläubigen Volkes leben, verkünden auch Krieg oder Frieden, Glück oder Unglück beim Spiel oder in Handelsgeschäften, glückliche Tage für den Abschluß einer Heirath oder für das Antreten einer Reise, für den Bau eines Hauses, kurz für alle möglichen Dinge.

Vielfach ist von Missionären behauptet worden, daß beim Bau eines neuen Stadtthors der Boden mit Menschenblut befeuchtet werde. Der Bischof Brugiere versichert ausdrücklich, man opfere bei einer solchen Gelegenheit drei unschuldige Menschen. Dem Aberglauben zufolge dienen sie dann als Hüter und Wächter des Thors, denn durch das Opfer werden sie in Genien, Phi, verwandelt.

Bemerkungen über Montenegro und die Montenegriner.

Von v. R.-D.

Der Name des Landes. — Politische Eintheilung. — Felsiger Charakter. — Flüsse. — Vegetation. — Produkte. — Handel. — Häuser. — Klöster. — Geistliche. — Njegusch. — Der Vladika. — Entstehung der Bevölkerung. — Kleine Fehden und Raubzüge. — Blutrache. — Volkslieder. — Kriege mit den Türken. — Geschichtliches.

Der südlichste Staat der Slaven, das Grenzbollwerk des serbischen Stammes gegen den der Albanesen, ist das kleine Fürstenthum Montenegro oder Tschernagora, das Land der „Schwarzen Berge".

Woher es diesen Namen bekommen, den es in allen Sprachen führt (lateinisch mons niger, türkisch Kara-Dagh, albanesisch mál zéze oder mál esija), ist eben so unbestimmt, wie der Umfang seines Gebietes. Einige glauben, die Türken, welche alle Leute, die sie hassen und fürchten, als „schwarz" bezeichnen, hätten es seiner Bewohner wegen das „Schwarze Gebirge" genannt, und führen zur Bestätigung ihrer Ansicht den Umstand an, daß auch der Vladika bei den Türken nie anders, als der „Schwarze Mönch" heißt.

Andere vermuthen, Ivan Straschimir, welcher seiner dunkeln Hautfarbe wegen „der Schwarze" (Tscherni) genannt wurde, habe, wie seinen Nachkommen den Beinamen Tschernojewitsch, so auch der unabhängigen Herrschaft, die er gewissermaßen gegründet, den Namen Tschernagora hinterlassen.

Sicher ist es, daß die Behauptung, der Name rühre von der Farbe der Felsen oder finsteren Waldungen her, jedem Reisenden, der Montenegro sieht, ungerechtfertigt dünkt, indem gegenwärtig wenigstens die hellen Buchenwälder in Montenegro häufiger sind, als dunkle Tannenwaldungen, und die Felsen überall eben so kahl und weiß erscheinen, wie die Gebirge an der Küste Dalmatiens, da sie gleich diesen durchweg aus einem grauen oder weißlichen Kalkstein bestehen. Doch ist es möglich, daß Montenegro einst nicht minder dicht bewaldet war, als Dalmatien, dessen Wälder früher nicht nur das Arsenal Venedigs mit Schiffsbauholz versorgten, sondern sogar den Türken noch im Jahre 1608 das zum Bau von 12 Linienschiffen nöthige Holz liefern konnten. Jetzt trifft man nur noch in der Berda oder Zéta Waldungen an. Denn das heutige Fürstenthum Montenegro besteht nicht blos aus der eigentlichen Tschernagora oder dem Hochland, in welches Ivan Straschimir nach der unglücklichen Schlacht auf dem Amselfelde die dem Tod entronnenen Serben führte, sondern auch aus der Berda oder dem Gebirgsland, das seinen Namen den sieben Hauptbergen verdankt, durch die es gebildet wird.

Politisch zerfällt jedes dieser beiden Gebiete in vier Distrikte oder Nahien, und zwar die Berda in die Nahien: Bjeloplavitschka, Piperska, Moratschka und Kutschka, und die Tschernagora in die Nahien: Katunska, Crnnitza oder Crnitza, Rjetschka und Ljeschanska, von denen die Katunska die größte, aber auch zugleich die steinigste ist. Scherzweis erzählen die Montenegriner von ihr, dem Herrgott seien, als er über die Erde gegangen und Steine gesäet habe, dort die Säcke zerrissen, so daß sein ganzer Vorrath niedergefallen sei.

Ueberhaupt gleicht das ganze Land, von den Dinarischen Alpen umwallt und durchzogen, einer abgeschlossenen, schwerzugänglichen Felsenbastei, welche im Norden, Osten und Süden mit der Herzegovina, Bosnien und Albanien zusammenhängt, im Westen aber steil und zerklüftet in's Adriatische Meer abfällt, von dem sie nur durch einen schmalen Landstrich des österreichischen Albaniens getrennt ist. Einzelne hohe Berghäupter, von denen im Norden der Dormitor 7600, im Osten der Kom 7500 Fuß ansteigt, überragen die wilden Gebirgsketten, welche kaum Raum für einige kleine Ebenen lassen. Die eine, in der Kremnitza, am Flusse gleiches Namens, ist ein ziemlich breites, fruchtbares Thal mit üppigen Wiesen und sorgsam bestellten Feldern, die sich an Rebenhügel lehnen. Die andere ist die öde, von hohen Felsengebirgen umschlossene Hochebene von Cetinje, welche man für das Bett eines ehemaligen Sees hält, die aber trotzdem jetzt so wasserarm ist, daß sich nur auf der weniger felsigen südlichen Seite einige Bäume befinden.

Auch die Flüsse Montenegro's: die Tschernojevitschka, Kremnitza oder Tschernitza und Zéta, welche sämmtlich dem See von Skutari, dem Lacus Labeaticus der Römer, zufließen, nehmen beinahe alle ihren Lauf an der Grenze des Landes, obgleich die beiden ersteren in den nach ihnen benannten Nahien der Tschernagora entspringen.

Die Vegetation entspricht der Beschaffenheit des Bodens und des durch ihn bedingten Klima's. Nur in den tiefer gelegenen östlichen und südöstlichen Gegenden, nach dem See von Skutari zu, wo der Winter mild ist und der Schnee nie lange liegen bleibt, sieht man Getreidefelder, Nuß- und Feigenbäume, Weingärten und Oelpflanzungen, im Thal der Tschernitza sogar Mandel- und Granatenbäume. In den westlichen und nördlichen Distrikten dagegen, namentlich in der Nahia Katunska, wo es so rauh ist, daß der

Schnee in manchem Jahre gar nicht zum Schmelzen kommt, kann von einem Anbau kaum die Rede sein. Die Salbei allein bedeckt den steinigen Boden und gibt ihm ein noch fahleres Ansehen. Aus den Spalten der nackten Felsen sproßt niedriges Gestrüpp und dürftiges Gras hervor, und hier und da erblickt man ein Feld, den Felsen mühsam abgewonnen und mit Steinen wie besät, einzelne Eichen oder Ulmen, häufig ihrer weitgreifenden Aeste beraubt, oder wohl auch einen Obstbaum. Das ist Alles, was die Tschernagora dem Auge des Reisenden darbietet. Dabei wird zwar das ganze Land von den Montenegrinern in jeder Richtung durchzogen, aber Straßen im wahren Sinne des Wortes gibt es nicht, und sobald man den Zickzackweg, welchen die österreichische Regierung bauen ließ, von Cattaro aus in 66 Windungen hinaufgestiegen ist, betritt man die montenegrinischen Felsenpfade, ein Mittelding von Treppen und Zickzacks, auf denen man nur mit Hülfe der ans Klettern gewöhnten sicheren Pferde oder Maulthiere fortkommt, welche in Montenegro heimisch sind.

Da die Montenegriner meist alle ihre Handelsartikel, wie das Sumachholz (italienisch Scotano, serbisch Rujevina), das in den östlichen Gebirgen in Menge wächst, das geräucherte Schöpsen- und Ziegenfleisch (Castradina), welches sie massenhaft zubereiten, die kleinen, sardellenartigen Seoranzen, die sie im See von Skutari fangen, und Schlachtvieh, Käse, Brennholz und Eis nach Cattaro zum Verkauf bringen, um dafür dort Salz, Wein, Branntwein, Oel und Manufakturwaaren einzukaufen, deren sie bedürfen, so ist die Straße von Cetinje nach Cattaro fast immer sehr belebt, hauptsächlich von Frauen. Denn wie bei den Morlaken, sind auch bei den Montenegrinern die Frauen die Lastthiere, deren Rücken zum Beförderungsmittel des Handels dient, und nur ein kleiner Theil der Handelsgegenstände wird auf Maulesein transportirt. Auch der Feldbau bleibt gewöhnlich den Frauen überlassen, indem Krieg und Viehzucht die Hauptbeschäftigungen der Männer sind. Handwerker sind völlig unnütz, weil alle Bedürfnisse von den Frauen zubereitet, oder auf den Märkten gekauft werden. Vom Schneider sagen die Montenegriner spottweis, er treibe ein weibisches Geschäft, und den Schmied, selbst den Waffenschmied, nennen sie Zigeuner, weil die Zigeuner fast ausschließlich dieses Handwerk ausüben. Handel gilt ebenfalls als Nebensache, und im ganzen Lande gibt es weder Krämer, noch Hausirer. Nur in der Rjetschka-Nahia haben einige aus Podgoritza eingewanderte Kaufleute Gewölbe mit Pulver, Seide, Nadeln u. dergl. eingerichtet.

Dagegen findet man in Cattaro häufig Montenegriner als Handelsleute angesiedelt. Für den inneren Verkehr des

Die große Landbatterie von Trebinje. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Landes werden an den Orten, wo die Rjeka-Tschernojevitschka und Tschernitza schiffbar werden, Wochenmärkte abgehalten, bei denen sich auch die türkischen Nachbarn zahlreich einfinden, während wiederum die Montenegriner die türkischen Grenzstädte Schabljak und Nikschitsch besuchen, um zu kaufen oder zu verkaufen. In Montenegro selbst gibt es keine Stadt. Sogar Dörfer im eigentlichen Sinne des Wortes sucht man vergebens.

Die ganze Bevölkerung theilt sich in Stämme (Plemena), deren jeder wiederum in Bratstva, d. i. Familien oder Gemeinden, zerfällt, und die Häusergruppen, welche die Haushaltungen eines solchen Bratstvo enthalten, bilden die Wohnplätze oder Ortschaften der Montenegriner. Die Häuser sind meistens von Stein, höchst einfach, aber fest gebaut und mit Ziegeln, Schindeln oder Stroh, mitunter wohl auch mit Schiefer gedeckt. Viele sind mit Schießlöchern versehen, und in steil aufsteigenden Wohnplätzen haben manche zwei Stockwerke, von denen das untere den Kühen und

anderem Hausvieh, das obere der Familie zum Aufenthalt dient. Bei Vornehmeren ist dieser Raum in mehrere Abtheilungen geschieden, damit wenigstens jedes zur Familie gehörige Ehepaar mit seinen Kindern abgesondert schlafen könne. In der Mitte oder in einem Winkel des Wohnungsraumes brennt das Feuer, an welchem man kocht und sich in der kalten Jahreszeit wärmt. In der Regel stehen die Häuser eines Bratstvo so nahe eins am andern, daß nur ein schmaler Fußsteig sie trennt, aber in sehr felsigen Wohnplätzen sind sie gewöhnlich auf drei Seiten so zusammengebaut, daß sie einem Klumpen ähnlich sehen. Jedes Dorf hat eine Kirche, jede Nahia ein Kloster, mit oder ohne Mönche, welches entweder dem Vladika gehört, oder Gemeingut der Nahia ist. Die wichtigsten, von Kaludjeri (Mönchen) bewohnten Klöster sind Ostrog, Moratscha-Monastir und Cetinje, deren Aebte Archimandriten heißen und an der Spitze der Geistlichkeit stehen, welche in Montenegro äußerst zahlreich ist, weil jeder Montenegriner Geistlicher werden kann, sobald ihn der Vladika oder Bischof dazu weiht. Doch unterscheiden sich diese Geistlichen äußerlich durch nichts von den übrigen Bewohnern des Landes. Denn sie tragen keine Bärte, wie die griechischen Geistlichen anderswo thun, scheeren sich gleich allen Montenegrinern das Haupt zum größten Theil kahl, sind bewaffnet, wie jeder Montenegriner, und gekleidet, wie Alle. Auch ziehen sie mit in den Krieg, pflegen aber dabei mehr die Anderen zu leiten und aufzumuntern, als selbst mitzukämpfen, weil die griechische Kirche dem, der einen Menschen umbringt, die Ausübung geistlicher Funktionen verbietet. Da ihre Einkünfte zu gering sind, um davon leben zu können, treiben sie gleich den übrigen Bewohnern Feldbau und Viehzucht, mitunter auch Handel mit Vieh, Castradin u. dergl.; in Cetinje hält Einer sogar ein Wirthshaus und schenkt, mit den Pistolen im Gürtel, seinen Gästen persönlich Wein und Branntwein ein. Viele begleiten auch zugleich weltliche Würden, wie die eines Serdars oder Vojvoden, und die Meisten pflegen ihre Söhne wiederum zu ihrem Stand heranzubilden, so daß in einigen Familien selbst die Würde eines Erzpriesters gewissermaßen erblich ist. An jedem Dreikönigsfeste werden vom Vladika die Häuser der Montenegriner gleichmäßig nach der jedesmaligen Zahl der Geistlichen vertheilt, und von diesem Tage an beginnen die neugeweihten Popen ihre Amtsverrichtungen auszuüben, bei denen sie Waffen und Patrontaschen ablegen und das Priesterornat über ihre Kleidung ziehen.

Die Verheirathung der Geistlichen muß vor ihrer Weihe geschehen, deshalb lassen die Aeltern ihren für den geistlichen Stand bestimmten Sohn schon als Kind mit der für ihn erwählten Braut copuliren, welche dann bis zur wirklichen Vollziehung der Ehe als Mädchen im Hause ihrer Aeltern bleibt, aber aus Scherz häufig Popadija, Priesterin, genannt wird. Stirbt sie noch als solche, so muß ihr jugendlicher Ehemann Zeitlebens Wittwer bleiben, weil die griechischen Geistlichen bekanntlich nur ein Mal heirathen dürfen; stirbt er aber, dann steht ihrer Wiederverheirathung Nichts im Wege. Bleiben jedoch Beide am Leben, so wird, wenn der Bräutigam herangewachsen und zum Priester geweiht ist, die wirkliche Hochzeit unter den üblichen Ceremonien gefeiert.

Die Mönche, welche verpflichtet sind, Unterricht zu geben, leben vom Betrieb der Landwirthschaft und von freiwilligen Gaben, indem ihnen bei Kirchweihen und anderen Festen Schafe, Ziegen, auch Ochsen gebracht werden. Die rothe Kappe ausgenommen, die, mit einem seidenen Tuch turbanähnlich umwunden, ihnen als Kopfbedeckung dient, ähneln sie in ihrer Kleidung den gewöhnlichen griechischen Kaludjeri, lassen gleich diesen den Bart stehen und sind blos in den an den Grenzen liegenden Klöstern ihrer Sicherheit wegen bewaffnet. Denn sowohl das Moratschakloster, welches schon vom serbischen Czar Duschan Silni (dem Starken) errichtet sein soll, wie Ostrog mit seiner in den Felsen gehauenen Kapelle, sind ganz in der Nähe der Türken. Nur das Kloster zur Heiligen Jungfrau in Cetinje, welches Ivan Tschernojewitsch 1484, bei seiner Rückkehr aus Italien, nach dem Muster des Klosters Maria Dolorosa in Ancona erbaute und mit vielen Ländereien auf dem Lovtschin begabte, befindet sich in der Nahia Katunska. Cetinje selbst ist die Residenz des Fürsten, und unweit davon liegt Njegosch oder Njegusch, die größte und am wenigsten unzusammenhängende Ortschaft, in welcher die berühmtesten Familien des Landes wohnen. Hier steht auch das bescheidene Stammhaus der jetzigen Dynastie, welches noch immer mit großer Ehrfurcht unterhalten wird, aber nur um ein Geringes größer ist, als die übrigen Gebäude des Ortes. Noch leben dort gegen 60 Familienmitglieder dieses Stammes, der sich zur Erinnerung an den Berg Njegosch in der Herzegovina, von dem er gekommen, seinen jetzigen Namen beigelegt hat.

Das Kloster zum heiligen Michael in Stanjevitsch, die ehemalige Residenz der Vladika's, wurde nebst dem Kloster in Maini im Jahre 1841 von Peter II. an Oesterreich abgetreten, aber obwohl dies die letzten Besitzungen der Montenegriner an der Küste waren, führen die Vladika's in den kirchlichen Reskripten doch noch immer den Titel: „Metropolitan von Primorje (Küstenland)", weil in früherer Zeit die ganze Küste von Ragusa bis Alessio zu ihrem Sprengel gehörte, und der Patriarch von Ipek, der sich „von Gottes Gnaden rechtgläubiger Erzbischof von ganz Griechenland, Bulgarien, Küstenland, Dalmatien, Bosnien, Donauland und Patriarch des ganzen Illyrien" nannte, ihnen durch ein Breve den Titel: „Metropolit von Tschernagora, Skenderia (Skutari) und Primorje" verliehen hat.

Der Ausdruck Vladika, die altslavische Uebersetzung des griechischen Kyrios, Herr, Herrscher, wurde schon früh von den Serben zur Bezeichnung der griechischen Bischöfe angewandt. Als nun der letzte Tschernojevitsch im Jahre 1516 in Gegenwart des Volkes die weltliche Regierung des Landes dem Metropolitan Vavil übertrug, behielt dieser den Namen Vladika bei und seine Nachfolger ahmten sein Beispiel nach. Erst der vorige Herrscher von Montenegro, Danilo, nahm bei seinem Regierungsantritt am 1. (13.) Januar 1852 in der Generalversammlung des Volkes wiederum den weltlichen Fürstentitel an und nannte sich seitdem: „Fürst und Hospodar des freien Montenegro und der Berda" (Knjaz i Gospodar slobodne Tschernagore i Berda), indem er den Archimandriten von Cetinje zum Bischof weihen ließ, um die geistliche Würde ganz von der weltlichen zu trennen, und dies ist bis zum heutigen Tag geblieben.

Da nach den Gesetzen des Landes jeder Flüchtling, welcher das montenegrinische Gebiet betritt, ohne Unterschied Schutz und Aufnahme findet, und die unwirthbaren Felsen der Tschernagora ein sicheres Asyl darboten, flüchteten sich immer mehr und mehr Familien in diese Gegenden, die bis dahin wahrscheinlich unbewohnt gewesen waren. Wenigstens wird mit Bestimmtheit erzählt, daß es in der Katunska früher blos im Sommer Sennereien gegeben habe, und der Name Katun (Sennerei) scheint die Tradition zu bestätigen. So wuchs allmälig die Bevölkerung, welche um 1612 kaum 33,000 Seelen betrug, bis zu 125,000 an, die mit Ausnahme einiger Tausend Katholiken in der Nahia Kutschka sämmtlich der griechischen Kirche angehören, und deren Sprache eine der reinsten und schönsten Mundarten des Serbischen bildet. Auch das Gebiet des kleinen Staates erweiterte sich mit der Zeit so, daß man, wie die Montenegriner behaupten, drei volle Tage braucht, um es durchreisen zu können,

und überall sieht man große und schöngebaute Männer in ihrer malerischen Tracht, die lange Flinte auf dem Rücken und die mit feinstem Silber ausgelegten Pistolen, welche ihres Glanzes wegen Ledenice, Eiszapfen, genannt werden und gleich der Flinte scharf geladen sind, im Gürtel, mit den Heerden, die ihr Vermögen ausmachen, im Gebirg herumzuziehen, stets bereit, den Gegner, sei er Türke oder Glied eines feindlichen Stammes, niederzuschießen, sobald sie ihn erblicken.

Wie die Montenegriner nämlich trotz Friedensschlüssen und Waffenstillstandserklärungen in fortwährendem kleinen Kriege mit ihren türkischen Nachbarn leben, mit denen sie oft so nahe zusammenwohnen, daß sie sich gegenseitig singen hören können, so sind auch die einzelnen Stämme und Familien, trotz aller dagegen erlassenen Verbote, selten ohne Fehde untereinander. Bei dem Wassermangel, der zur Sommerszeit häufig in den Gegenden herrscht, welche nicht von den oben genannten Flüssen durchströmt werden, ist oft eine Quelle die Ursache blutigen Zwistes, während der gewaltsame Tod eines Menschen, sei er auch nur durch Unvorsichtigkeit veranlaßt, die unheilvollen Folgen der Blutrache nach sich zieht.

Erst in neuester Zeit haben die strengen Strafen, welche das vom Fürsten Danilo am 23. April 1855 erlassene Gesetzbuch (vergl. Globus II, 201, wo der Hauptinhalt desselben zu lesen ist) enthält, vermocht, diesem wüsten Treiben etwas Einhalt zu thun und einen geordneteren Zustand im Lande herbeizuführen. Auch die gemeinschaftlichen Beutezüge in fremdes Gebiet, welche unter dem Namen Tschete bekannt sind, dürfen, außer im Kriege, nicht länger unternommen werden, und jeder Diebstahl, Raub und Frevel im Nachbarlande wird in Friedenszeiten bestraft, als wäre er auf eignem Grund und Boden verübt. Gleichwohl wird es schwer halten, diese tief eingewurzelten Uebelstände gänzlich auszurotten. Die Raubzüge aber sind eine natürliche Folge der Beschaffenheit des Landes und der Verhältnisse. Montenegro in seiner jetzigen Ausdehnung ist, wie bereits bemerkt, zu arm und zu beschränkt, um seinen Bewohnern hinlänglichen Unterhalt zu gewähren, und das Volk selbst ist durch die ewigen Kriege mit den Türken zu sehr daran gewöhnt, sich ohne viel Arbeit und Umstände von der Beute zu ernähren, die dem Feinde abgenommen wird, um dieser Art von Lebenserwerb leicht zu entsagen. In Jahren des Mißwachses oder großer Theuerung pflegen sich deshalb 10 bis 20 Leute, oft auch Hunderte zu vereinigen, um einzelne Wohnungen, mitunter selbst ganze Dörfer, oder auch blos Heerden im Freien plötzlich zu überfallen. Gelingt der Angriff, so sucht ein Theil sogleich die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen, während der andere die Nachhut bildet und die Verfolgenden zurücktreibt. Finden die Freibeuter entschiedenen Widerstand, oder sind sie genöthigt, den Raub im Stich zu lassen, so verwüsten sie wenigstens so viel als möglich.

Die Türken entschädigen sich für die ihnen durch die Tschete gewordenen Verluste durch ähnliche Raubzüge in montenegrinisches Gebiet und legen besonders den Flüchtlingen aus Montenegro, den Uskoken oder Eingesprungenen, welchen von den Behörden freudige Aufnahme, Unterstützung beim Bau ihrer Häuser und Befreiung vom Haratsch, d. h. der Kopfsteuer, gewährt wird, die Verpflichtung auf, Beutezüge gegen ihr früheres Vaterland zu unternehmen. Die Uskoken dagegen, welche aus der Türkei nach Montenegro flüchten, pflegen sich an der Grenze ihres neuen Vaterlandes anzusiedeln und sind an der Moratscha, sowie in den Grenzdistrikten der Herzegovina, bei Rudinje und Nikschitz so zahlreich, daß sie sich aus Mangel an Raum bis auf ursprünglich türkisches Gebiet ausgedehnt haben. Natürlich waren sie stets die Ersten, welche sich den Raja's der Herzegovina anschlossen, sobald es einen Aufstand gegen die Türken galt, und die Letzteren sahen sich genöthigt, Trebinje zu befestigen, um diese Stadt, welche kaum acht Stunden von Rudinje entfernt liegt, vor Ueberfällen zu sichern. Die vielfache Unterstützung, welche die Montenegriner den Aufständischen zu Theil werden ließen, führte zuerst die Verwicklungen herbei, welche die Unabhängigkeit Montenegro's für den Augenblick in Frage stellen und die Freiheit bedrohen, für welche so viel Blut geflossen ist.

Seitdem nämlich die Wälder der oberen Zéta Zufluchtsort aller Serben wurden, welche sich den Türken nicht ergeben wollten, und der Name Tschernagora oder Montenegro den alten, Zéta, verdrängte, ist die ganze Geschichte des Landes nichts, als eine fast ununterbrochene Reihe von Kämpfen, welche die Bewohner zu bestehen hatten, um ihre Selbstständigkeit zu behaupten.

Bereits 1410 schlug Balscha III. zum ersten Mal eine türkische Armee zurück und sein Nachfolger Stephan Tschernojewitsch, ein Sohn des Ivo Tscherni und Stifter der durch ihre Tapferkeit ausgezeichneten Dynastie der Tschernojewitsch, bestand nicht weniger als 63 siegreiche Kämpfe gegen die Türken. Noch größeren Ruhm in den Kriegen gegen die Ungläubigen erwarb sich sein Sohn Ivan Tschernojewitsch, dessen Namen noch heutigen Tages bei den Türken als Ivan-Beg in eben solcher Erinnerung steht, wie bei den Montenegrinern, die seine wirklichen und erfundenen Thaten in unzähligen Liedern feiern. Ihm gelobten die Montenegriner einstimmig, das Vaterland bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen, indem zugleich gesetzlich bestimmt wurde, daß Jeder, der die Flucht ergriffe oder seinen Posten ohne Befehl verließe, für ehrlos erklärt, in einen Weiberrock gekleidet und von den Frauen mit Spindeln aus dem Lande gejagt werden sollte.

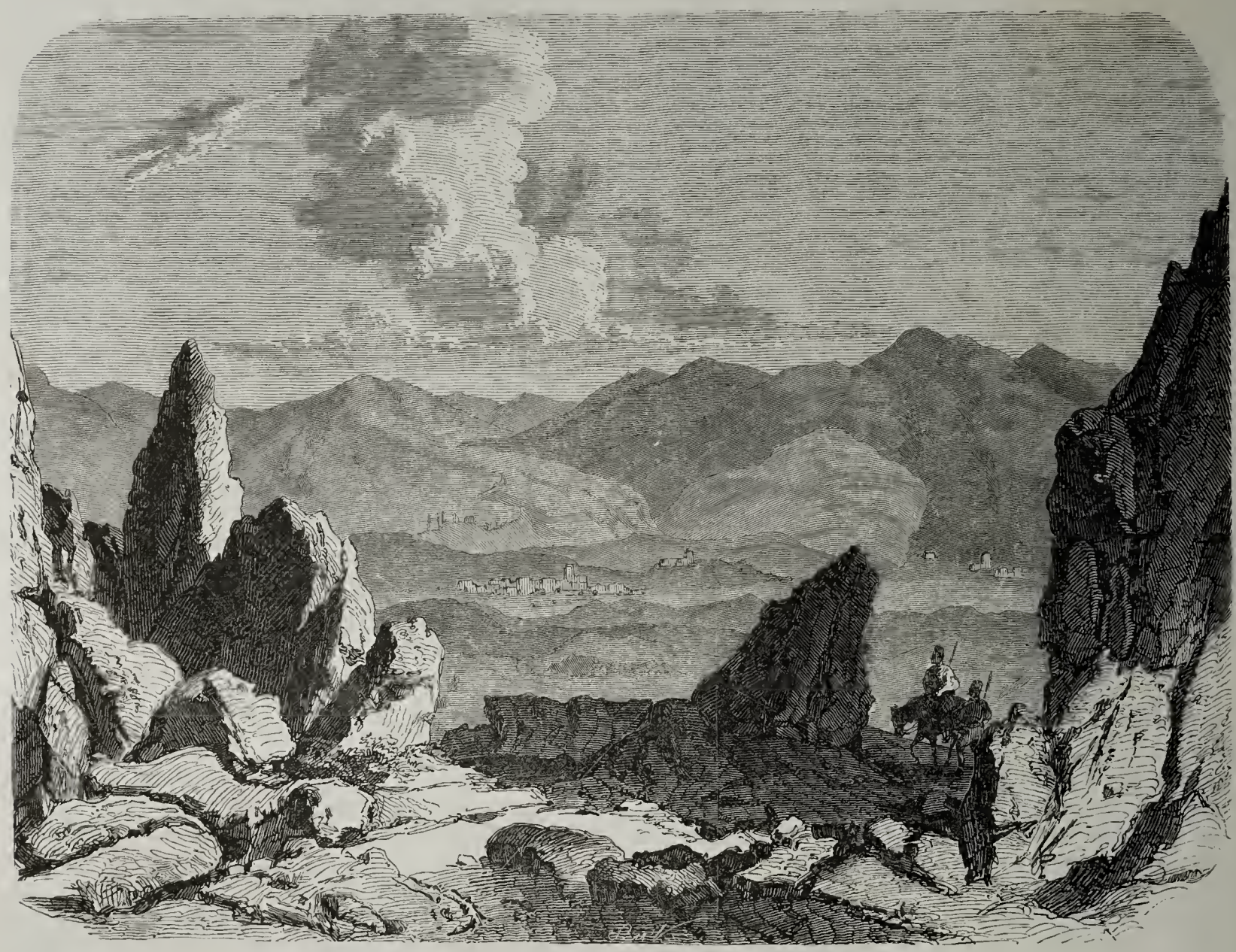
Die Metropoliten oder Vladika's, welche seit 1516 an der Spitze der Regierung von Montenegro standen, hatten nicht blos die offenen Angriffe der türkischen Heere wiederholt zurückzuweisen, sondern auch den heimlichen Bemühungen der Türken, Montenegro durch Bestechung zu gewinnen, fortwährend entgegenzuarbeiten. Da Bestechlichkeit, Geldgierde und Neid zu den Hauptfehlern der Montenegriner gehören, deren sie sich selbst bei jeder Gelegenheit öffentlich schuldig bekennen, erlangte die Partei der montenegrinischen Renegaten ein solches Uebergewicht, daß der 1697 zum Metropoliten gewählte Danilo Petrovitsch Njegosch, der erste Vladika aus der Familie Petrovitsch, welche seitdem die herrschende geblieben ist, beschloß, alle im Lande befindlichen Türken in der Christnacht des Jahres 1702 verjagen oder ermorden zu lassen. Es gelang. Nur wer sich taufen ließ, blieb verschont, und wenn es auch später den Türken mehr als einmal glückte, bis nach Cetinje vorzudringen und den größten Theil des Landes mit Feuer und Schwert zu verwüsten, so vermochten sie doch nie, Montenegro bleibend zu unterwerfen und die Bevölkerung zur Zahlung des Kopfgeldes zu zwingen.

Sowohl Peter I., wie sein geistvoller Nachfolger, Peter Petrovitsch Njegosch II., welcher in der serbischen Literatur einen hervorragenden Platz einnimmt, versuchten es, die inneren Verhältnisse des Landes zu ordnen. Der Erstere erließ 1796 eine Art Militärrecht und 1798 den 18. Oktober ein Grund- und Staatsgesetzbuch von Montenegro, in welchem er alle Gesetze und Rechtsgebräuche zusammenfaßte, die von den Montenegrinern der Tradition gemäß beobachtet wurden. Zur Aufrechthaltung der Ordnung im Frieden und zur Anführung im Kriege hatte jede Nahia einen Serdar, jeder Stamm einen Knez, Vojvoden und Barjaktar (Fah-

nenträger), welche Würden in bestimmten Familien erblich waren. Die Vornehmsten jedes Stammes, die Glavari oder Oberhäupter, leiteten die öffentlichen Versammlungen desselben und bildeten eine Art obersten Gerichtshof, und ein Gouverneur (Upravitelj), dessen Amt der Familie Radonjich, aus dem Stamme Njegoschi, erblich zugehörte, stand dem Vladika in der Leitung der weltlichen Angelegenheiten zur Seite, die, wenn sie das ganze Land betrafen, in der Generalversammlung des Volkes (Skuptschina) berathen und entschieden wurden. Zu den Ausgaben der Verwaltung steuerte jedes Haus 30 Kreuzer jährlich bei, das Fehlende sollte durch Gulden jährlich erhöhte, konnte der Vladika alle Steuern erlassen und für jeden Senator 200 Fl., für jedes Mitglied der Guardia 40 Fl. und für jeden Perjanik 80 Fl. Gehalt aussetzen. Auch sorgte er für die geistige Ausbildung seines Volkes, indem er Schulen anlegte und in Cetinje die Druckerei wiederherstellte, aus welcher schon 1494 und 1495 der „Oktoich" und „Psalter" vom Hieromonach Makarije hervorgegangen waren.

Dieser verhältnißmäßig glückliche Zustand Montenegro's sollte nicht lange dauern.

Schon 1853 hatte es Fürst Danilo bei dem neuausge-



Njegusch, Stammsitz der Fürsten von Montenegro. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

die 1000 Dukaten gedeckt werden, welche ein russischer Ukas vom 11. Januar 1799 als Jahresrente verhieß.

Peter II., der Neffe Peter's I., welcher von den Montenegrinern noch jetzt wie ein Heiliger verehrt wird, setzte statt des früheren Obergerichts einen Senat aus 16 Glavari ein, die man später auf 12 beschränkte, und errichtete eine Guardia von 135 Mann, die nachmals bis auf 420 anwuchs, sowie zu seinem persönlichen Schutze eine Leibgarde von 40 Perjanici oder Federbuschträgern. Der Senat sollte die höchste Gewalt ausüben, die Guardia kleinere Streitigkeiten schlichten, größere dem Senat berichten und dessen Beschlüsse vollziehen, damit die Gesetze mit größter Strenge zur Ausführung gebracht werden könnten.

Da Kaiser Nikolaus von Rußland bei seiner Thronbesteigung sogleich die Auszahlung der seit 17 Jahren rückständig gebliebenen Hülfsgelder befahl und diese selbst auf 40,000 brochenen Kriege gegen die Pforte nur der Dazwischenkunft Oesterreichs zu danken, daß Omer-Pascha die Feindseligkeiten einstellte und das Gebiet von Montenegro räumte. Als aber im Jahre 1862 der Kampf von Neuem entbrannte und keine fremde Macht dem Fürsten Nikolaus, dem Nachfolger des ermordeten Danilo, diplomatisch beistand, ward es den nach dem Muster europäischer Heere wohlorganisirten türkischen Truppen leicht, die Montenegriner auf allen Punkten zu schlagen und in das Innere des Landes vorzurücken. Denn der Montenegriner ist zwar tapfer und so kampflustig, daß zwölfjährige Knaben, wie siebzigjährige Greise es für eine Schande halten würden, bei einem Kriegszug zu Hause zu bleiben, aber er ist nur zum Parteigängerkriege geeignet, wo er mit dem sichern Auge und der Körpergewandheit des Bergbewohners Gewinn von jedem Vortheil des ihm wohlbekannten Terrains zieht. Regelmäßigen Truppen gegenüber und

in offener Schlacht wird er stets im Nachtheil stehen, und selbst bei den Tschete lassen sich oft Hunderte von Montenegrinern durch ein wohlgenährtes Feuern weniger Personen von weiteren Angriffen auf ein einzeln stehendes Gebäude abschrecken.

Allerdings hatte Fürst Danilo seine Leibwache auf 1000 Mann gebracht, und das Heer, zu welchem 15,000 waffenfähige Männer eingeschrieben sind, möglichst den jetzigen Ansprüchen gemäß zu discipliniren versucht, aber der modernen Kriegskunst vermochten die Montenegriner doch noch nicht Widerstand zu leisten und bald sah man selbst in den Thälern des innern Landes von allen Seiten heimkehrende verwundete Krieger. Zum ersten Male seit Jahrhunderten erschien eine montenegrinische Deputation bittend in der Hauptstadt des verhaßten Feindes, um wenigstens den Befehl zur Anlegung türkischer Blockhäuser in der bis dahin freien Tschernagora rückgängig zu machen, und der Fürst Nikolaus mußte sich bequemen, aus einem souveränen Herrscher, dessen Macht nur durch den Senat und die Nationalversammlung beschränkt war, ein Vasall der Pforte zu werden.

Grashof's Reise von Rio Janeiro über Bahia nach Madeira.

Abreise von Rio de Janeiro. — Bahia. — Die Neger in Bahia. — Pernambuco. — Ankunft in Madeira. — Quarantaine. — Beschaffenheit der Insel. — Weinproduktion. — Nossra Senhora da Monte. — Die Einwohner von Madeira. — Funchal.

Der hamburger Schraubendampfer Teutonia lag zur Abfahrt bereit; stolz prangte an seiner Gallion das Sinnbild unseres deutschen Vaterlandes; am 17. Mai 1857 ward die Fahrt nach Bahia angetreten und noch einmal wandte ich die Blicke zurück und schaute mir vom Bord aus die himmlische Umgebung von Rio de Janeiro an, in der ich lange Zeit zugebracht hatte und die ich wohl nimmer wieder sehen sollte. Links lag der bekannte Zuckerhut (vergl. Globus Bd. I, S. 226) und hinter diesem die mit dem schönsten Wald bewachsene, reizend angebaute Botafogo-Bucht. Durch das Hervorspringen der Spitze St. Joao und die kleine niedrige, aber befestigte Insel Lago wird der Fahrkanal bis auf 4000 Fuß verengt; aber hinter dieser Verengung übersieht man noch die ganze herrliche Bucht. Hinter Botafogo erhebt sich das Land wellenförmig, es ist dicht bewachsen und mit zerstreuten Sommerwohnungen bebaut. Auf dem Vorgebirge Maria da Gloria steht eine hübsche Kirche und dahinter, immer zur Linken, Rio Janeiro mit seinen Kasernen, Klöstern, Kirchen und Thürmen. Im Mittelpunkt des Bildes erheben sich die Inseln Villegagnon mit ihren Befestigungen und die größere Insel Gobernador aus dem blauen Meeresspiegel, während man rechts die ganze Küste des Busens bis zum Meere hin übersieht, von Praia grande an bis zum Vorgebirge St. Cruz mit seinen Festungswerken. Den Hintergrund bildeten die Nadeln des Orgelgebirges, welches die Abbildung zeigt. So gestaltet sich Hafen und Bucht von Rio Janeiro zu einer der schönsten, die man sich denken kann; dabei stelle man sich eine herrliche Sonnenbeleuchtung und die mannigfaltigen in der Bucht fahrenden und liegenden Dampf- und Segelschiffe vor.

Kreolen-Negerin in Bahia.
(Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

Mit jeder Drehung der Schiffsschraube wurden wir weiter von diesen Herrlichkeiten der Natur fortgerissen, bis sie endlich ganz unseren Blicken entschwanden. Aber schon am 19. Nachmittags entrollte sich ein anderes Bild vor unseren Augen; die Küste von Bahia kam uns klar zu Gesicht. Mit dem Hafen von Rio kann man die Bai von Bahia allerdings nicht vergleichen, denn es fehlen ihr die großartigen malerischen Berglinien, die der Bucht von Rio als Rahmen dienen.

Die Bucht, an welcher Bahia liegt, ist von bedeutendem Umfange und mehrere schiffbare Flüsse, z. B. der Cachneira, münden in dieselbe. Die Stadt, deren älterer Name San Salvador ist, liegt auf einer Landzunge an der Ostseite der Bucht. Ihr gegenüber bildet die große Insel Itoporica die Westküste der Einfahrt. Der niedere Stadttheil, welcher sich unmittelbar am Gestade hinzieht, erscheint nichts weniger als angenehm, die Straßen sind krumm, eng, schlecht gepflastert und im höchsten Grade unsauber. In diesem ungesunden Quartiere der Stadt bewegt sich namentlich der Handelsverkehr, denn hier liegen die Handelskomptoirs; alle Kleinhändler haben ihre Waaren hier ausgebreitet, Fische,

Obst, Blumen und alle möglichen Produkte des Landes sind hier zu haben. Das Getümmel und Leben ist in diesem Stadttheil am interessantesten und alle Farbenabstufungen lassen sich hier beobachten, da sich mit einem Worte das ganze materielle Treiben der Stadt an diesem Punkte zusammenfindet. Da sieht man den eingewanderten Portugiesen neben den in Brasilien geborenen Abkömmlingen der Europäer, die nicht etwa wie anderwärts „Creolen", sondern „Brasileiros" genannt werden, denn „Creolen" heißen die in Brasilien geborenen Neger. Eben so heißt der Abkömmling von einem Weißen und einer Negerin nicht wie gewöhnlich Mulatte, was hier ein Schimpfwort ist, sondern Pardo. Daß an ächten Schwarzen kein Mangel ist, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Hübsch und stark gebaute Congo- und Nago-Neger waren häufig, dagegen zeigten sich die bekanntlich am schönsten gebauten Minas-Neger (siehe Abbildung) weniger. Unter letzteren versteht man besonders die aus Oberguinea und den Nigerländern bis Timbuktu und Bornu stammenden, obgleich sie in Bezug auf Nationalität und Sprache sehr von einander abweichen. Unter den brasilianischen Sklaven nehmen sie in jeder Beziehung den ersten Rang ein; sie sind die treuesten Diener und schauen auf die anderen Neger mit einer Art Hochmuth herab. Viele von ihnen können Arabisch lesen und schreiben und die meisten können einige arabische Sprüche citiren. Diejenigen Neger, welche sich ihre Freiheit aus selbst erlangten Mitteln erkaufen, gehören gewöhnlich zu den Minas. In Bahia und Umgegend gibt es mindestens 50,000 Sklaven, die für alle Lasten das einzige Beförderungsmittel sind. Die Verkehrsmittel sind im höchsten Grade vernachlässigt, die Landstraßen fast unbrauchbar und Wagen und Lastthiere existiren fast gar nicht. Die Schwarzen schleppen die größten Lasten auf den Schultern und dem Kopfe, wobei sie einen eigenthümlichen, taktlosen Schritt zur Erleichterung sich angewöhnt haben.

Mestize von Bahia.
(Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

Von der untern Stadt am Strande gelangt man nach der obern Stadt in einer Art Sänfte, „Caldera", die an einer Stange von zwei Negern mit Gesang getragen wird. Auf den Bergen weht eine ganz andere Luft als in dem unsauberen am Meeresstrande gelegenen Stadttheile. Die obere Stadt ist hübsch, sauber und wohlgebaut, bis auf das rumpelige Pflaster. Die Straßen sind breit, die Plätze weit und Kirchen und Klöster sind in französischem Stile gebaut. Trotzdem der Handel des über 130,000 Einwohner zählenden Ortes nicht unbedeutend ist, hat sich die Stadt doch noch nicht so recht aufschwingen wollen und viele einst große und prächtige Gebäude liegen als traurige Zeugen der Bürgerkriege und Negeraufstände noch in Ruinen da.

Als eines der bedeutendsten Gebäude gilt das Schauspielhaus am Markte; der beliebteste öffentliche Vergnügungsort ist der Jardin publico, der sehr geschmackvoll auf den Bergterrassen angelegt ist. Im Mittelpunkt steht ein hoher, dem König Johann II. gewidmeter, von Marmorstatuen umgebener Obelisk. Die schönsten Mangobäume, Tamarinden, Bananen und Bahiapalmen (Coquiro de Bahia) gewähren erfrischenden Schatten und eine entzückende Aussicht auf die von vielen Schiffen belebte Rhede erfreut das Auge. Südlich vom Garten liegt die Vorstadt Victoria, wo die Fremden, hier ansässigen Kaufleute wohnen; in den dichtbewachsenen Abhängen des Berges wimmelt es von allerliebsten Kolibri's, die gleich fliegenden Insekten um die Blüthenkelche herumschwirren.

Nachdem ich im Kreise der deutschen in Bahia ansässigen Kaufleute manche gemüthliche Stunde verbracht hatte, dampfte die Teutonia am 20. Mai weiter fort, warf aber schon am 25. Abends bei dem Leuchtthurm von Pernambuco wieder Anker. Ringsum war es dunkel und nur die Lichter der Stadt warfen lange glänzende Streifen über die Meeresfläche. Am andern Morgen war die Stadt deutlich zu übersehen, doch zog ich es vor, wegen der hohen See nicht ans Land zu gehen. Pernambuco liegt weit ebener als Bahia und hat eine von diesem wesentlich verschiedene Ansicht. Die an die Stadt angrenzende Hügelkette ist flach, die Häuserreihen haben etwas Einförmiges, doch gewähren die einzeln dastehenden Leuchtthürme, die neuerbaute Kathedrale und das neue Theater eine angenehme Abwechslung; die beiden letzteren sind von dem deutschen Architekten Willmer aufgeführt. Hinter der Stadt ziehen sich stolze Palmenwaldungen hin.

Am 26. Mai Nachmittags setzten wir unsere Reise nach Lissabon weiter fort und passirten schon in der Nacht vom 28. auf den 29. die Linie. Der Steamer lief über 11 Knoten, was unter der Linie nur höchst selten vorkommt, doch sollte dies nicht lange so bleiben, denn am Abend des 2. Juni brachen plötzlich zwei Flügel der Schraube unsers Dampfers. Hierdurch nahm die Unregelmäßigkeit der Bewegung des Schiffes bedeutend zu, doch erlitt die Weiterreise nur eine geringe Unterbrechung; um aber genügend Lebensmittel und Kohlen einnehmen zu können, wurde die direkte Fahrt nach Lissabon aufgegeben und beschlossen, nach Madeira zu fahren. Am 7. Juni passirten wir den Wendekreis; am Tage brannte die Sonne heiß auf das Verdeck herab, am Abend war es dagegen so kühl, daß wir die Mäntel und Pelzröcke hervorsuchen mußten. Bei dem unregelmäßigen Gange des Schiffes hatten alle Passagiere stark von der Seekrankheit zu leiden und wir waren endlich froh, als am Nachmittag des 14. Juni vor Madeira Anker geworfen wurde.

Die Insel ist ausgezeichnet durch malerische Bergformen mit scharfen Umrissen, die sich zum Theil bis in das Meer hinabsenken und von vielen Schluchten und kleinen Thälern durchzogen sind. An der Bucht liegt am Fuße der Berge das freundliche Städtchen Funchal, das den nordischen Reisenden durch seine spitzen, zwischen grünen Bäumen hervorlugenden Dächer anheimelt. Dunkle Cypressen, vereinzelte Palmen, saftig grüne Bananen und purpurroth blühende Oleander erfreuen den Blick und ziehen sich an den Bergen hinauf, deren höchster Punkt von dem weißen, weithin schimmernden Kirchlein Nossa Senhora da Monte gekrönt wird. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet sich das Gouvernementsgebäude und die dunkle Kathedrale mit spitzigem Thurme aus. Am Strande brandet die Meeresfluth gegen die säulenförmig abgesonderten Basaltfelsen

und zeigen einige Forts und Küstenbatterien ihre Feuerschlünde.

Da in Bahia und Pernambuco das gelbe Fieber bei unserer Abreise geherrscht hatte, so mußten wir einige Zeit unter Quarantaine bleiben. Die Tentonia hißte die gelbe Krankenflagge auf und die Sanitätskommission kam nicht an Bord, sondern unterhandelte von ihrem Boote aus.

Nachdem die Tentonia Kohlen und Lebensmittel eingenommen hatte, setzte sie ihre Reise nach Southampton fort; wir aber wurden vom Quarantainegebäude aufgenommen. Die Aussicht von dort ist eine wundervolle. Man überblickt die kleine Nebeninsel Ilha de Pertes und einen Theil der freundlichen Stadt Funchal. Den Vordergrund bilden Basaltmassen und wilde, lavaartige Felsen; ebenso zeigt die ganze Formation des oberhalb gelegenen Berges seine vulkanische Entstehung durch Schlacken und kraterartig aufgerissene Schluchten an *).

Ein auffallender Mangel an Thieren gibt der schönen Insel etwas Trauriges. Eine eigenthümliche Fledermaus — einige Vögel, z. B. die gelbe Bachstelze, die Schwalbe und der Hänfling — und wenige Ratten, Eidechsen, Käfer und Schmetterlinge sind die einzigen Repräsentanten des Thierreichs, die den melancholischen Eindruck, den man von den meist baumlosen vulkanischen Bergen empfängt, nicht verwischen können.

Das Quarantainegebäude ist reinlich und gut eingerichtet, aber der Preis von drei Mill reis forta oder beinahe fünf Thaler für Wohnung und Kost täglich ist jedenfalls hoch zu nennen. Der Aufenthalt ist dabei nicht zu beschränkt und erlaubt kleine Spaziergänge ins Thal und nach den Bergen zu. Als Zeitverkürzer und Sorgenbrecher dienen die herrlichen Madeiraweine: Sercial, Tinto und Malvasier, die aber schon anfingen, selten zu werden, denn bereits seit fünf oder sechs Jahren, also etwa vom Jahre 1850 an, ward auf Madeira kein guter Wein mehr gewonnen, weil die Rebenkrankheit jede Ernte vernichtete. Die dadurch in große Noth gerathenen Winzer haben nun angefangen, Mais, Zuckerrohr u. dergl. zu bauen und sich auf diese Weise einen Verdienst gesucht, da Fabriken und gewerbliche Unternehmungen überhaupt mangeln. Schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts galt der Wein als Haupterzeugniß der Insel und man gewann in guten Mittelsjahren etwa 30,000 Pipen, von denen jedoch nur 10,000 ausgeführt wurden. Die Hälfte davon ging nach Rußland, die andere Hälfte nach Westindien und England. Da es vorgekommen war, daß man fremde Weine, namentlich von Teneriffa und Fayal, in Madeira einführte und von dort wieder als ächten Madeirawein versandte, so erließ man Gesetze, daß überhaupt kein Wein in Madeira eingeführt werden dürfe, damit der gute Ruf der Insel bewahrt bleibe. Der Weinstock gedeiht auf Madeira bis zu 2700 Fuß über der Meeresfläche, doch ist das 2080 Fuß hohe Conral dos Freiras der höchste Punkt, der noch zur Weinerzeugung tauglich ist. Eine Mischung aus rothen und gelben Tufen, die man Saibro nennt, und ein Zusatz von Thon gelten als der vorzüglichste Weinboden, auch glaubt man, daß der Wein um so stärker wird, je weniger man den Boden bewässert. Eine vorübergehende Einnahme für die Einwohner gewähren die zahlreichen Brustkranken, namentlich Russen und Engländer, die das freundliche Funchal beinahe in ein großes Krankenhaus umgewandelt haben. Das Fleisch ist auf Madeira gut und für Seefische sorgt das Meer in Ueberfülle, während es das milde Klima an den herrlichsten Südfrüchten nicht fehlen läßt.

Am 18. Juni schlug unsere Befreiungsstunde. Wir wurden aus der Quarantaineanstalt entlassen, nicht ohne vorher noch von der Sanitätskommission gehörig ausgesogen worden zu sein. Wir gelangten aber aus dem Regen in die Traufe, denn im Zollhause, wo unsere Sachen untersucht wurden, wurden wir nochmals von den Steuerbeamten tüchtig geprellt, ohne daß Reklamationen etwas nützten. Ueber dieses Schröpfsystem klagen alle Fremden auf Madeira und bezeichnen den zeitweiligen Gouverneur als die Quelle dieses Uebels.

Minas-Neger in Bahia.
(Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

Der Name Madeira bedeutet Holz; als die Stadt Funchal zu Anfang des 15. Jahrhunderts gegründet wurde, hatte dieser Name wegen des Reichthums an Wäldern noch seine Bedeutung. Das ist aber seitdem anders geworden. Der Anbau wurde durch die Dichtigkeit der Wälder sehr erschwert und um diese in der Nähe Funchals auf die einfachste Weise zu entfernen, zündete man sie an. Furchtbar wütheten die Flammen sieben Jahre lang und legten den größten Theil der herrlichen Wälder in Asche, während der Rest unter dem Beil fiel und nach Portugal als Schiffsbauholz gebracht wurde. In dem aber von der Asche befruchteten Boden gediehen die Früchte anfangs prächtig und warfen große Ernten ab.

Ein gewöhnlicher Ausflug der Reisenden, die Madeira besuchen, ist die Ersteigung des Berges, auf welchem das Kirchlein „unserer lieben Frau vom Berge" weithin in das Meer hinausleuchtet. Der Weg ist eine der reizendsten Partien; er zieht sich bis zum Gipfel durch die prächtigsten Bäume hin, die in malerischen Gruppen die Quintas oder Landhäuser umgeben. Kleine dabei liegende Gärtchen sind ungemein sauber gehalten; frische Gebirgsquellen stürzen als Wasserfälle über das lavaartige Gestein, beschattet von starken Eichen, Cedern, hochstämmigen und schlanken Nußbäumen, die mit den Rebenpflanzungen und prächtigen Pelargonien dem Auge eine angenehme Abwechslung bieten. Vor allen aber ziehen die in den Gärten zu beiden Seiten des Weges wuchernden Bananen die Aufmerksamkeit auf sich; sie stehen in Gruppen beisammen und gewähren unter ihren kolossalen schildförmigen Blättern den angenehmsten Schatten. Blickt man rückwärts, so sieht man das üppige Land

*) Madeira hat unter seinen Basalt- und Tuffsteinmassen eine mächtige Lage von Uebergangskalk. Man schließt hieraus, daß die Insel nicht durch einen unterm eerischen Vulkan gebildet worden sei, sondern daß aus einem centralen Krater der Uebergangskalk durch vulkanische Ergüsse nach und nach mit Basalt- und Tuffsteinmassen überzogen wurde. Dieser centrale Krater liegt zwischen den Pick's Ruivo, Grande und Canarios.

Hafen von Rio Janeiro mit dem Orgelgebirge. (Originalzeichnung von D. E. F. Grashof.)

Ein Theil der Stadt Funchal auf Madeira. (Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

zu seinen Füßen, am Meeresstrande das freundliche Funchal und darüber hinaus die weite Fläche des blauen von der Sonne bestrahlten Meeres.

Nach kurzem Aufenthalt auf dem 1774 Fuß hohen Berge, während dessen das stille kleine Kirchlein besichtigt wurde, fuhren wir auf eine sehr schnelle Weise ins Thal hinab. Zwei Männer, die den Wagenschlitten zogen, verstanden es, denselben richtig zu hemmen und vor dem Umschlagen zu hüten, so daß wir binnen sieben Minuten wieder am Fuße des Berges waren, während wir zum Hinaufklimmen eine Stunde gebraucht hatten.

Die vorherrschende Sprache in Funchal ist die englische. Allenthalben sieht man die Söhne Albions, die auch die schönsten Landhäuser an den Bergen besitzen. Sie sind hier das herrschende Element. Die Bewohner sind einfache Menschen, die sich durch große Höflichkeit gegen die Fremden auszeichnen, aber zuweilen durch ihre starke Bettelei lästig werden. Ihre Erscheinung ist eine originelle; die Männer, welche im einfachsten Anzug, ohne Jacken, erscheinen, zeichnen sich durch ein kleines blaues Tuchkäppchen aus, das auf dem Scheitel mit einer schwanzartigen steif in die Höhe stehenden Spitze versehen ist. Auch die Frauen tragen dasselbe; ihr Mantel ist von rothem oder blauem Tuche. Auf Schönheit können sie ebenso wenig, wie die Männer, Anspruch erheben; namentlich geben starke Backenknochen und wulstige Lippen den Gesichtern einen plumpen Anstrich.

Die Entdecker der Insel, Gonsalvez Zargo und Tristan Vaz, fanden sie im Jahre 1419 unbewohnt. Portugiesen kamen zum Lichten der Wälder heran und brachten maurische Gefangene mit, zu denen sich auch bald Negersklaven von der Goldküste gesellten. Aus der Mischung dieser drei Elemente gingen die heutigen Bewohner von Madeira hervor, wie es ihre dunklen mulattenartigen Gesichtszüge noch zur Genüge beweisen. Im Ganzen mag die Einwohnerzahl 120,000 Seelen betragen, davon kommen 26,000 auf die Stadt Funchal, die Fremden einbegriffen, deren man im Winter manchmal 4—5000 zählt.

Die Sprache des gemeinen Volkes ist ein eigenthümliches Portugiesisch, das ungemein rasch und mit vielen Abkürzungen gesprochen wird; die Bildung der Eingeborenen steht auf einer sehr tiefen Stufe, die wenigsten können lesen und schreiben. Nach Steen Bille's Bemerkungen scheint auch der Katholicismus nicht sehr zu floriren; nirgends sieht man Heiligenbilder und die Gleichgültigkeit der Priester beim Ausüben religiöser Ceremonien ist groß.

Seit dem Jahre 1836 bilden Madeira und die benachbarte Insel Porto Santo einen eigenen portugiesischen Distrikt mit einem jährlichen Einkommen von 210,000 Dollars.

Die Stadt Funchal erstreckt sich von dem isolirt dastehenden sonderbaren Felsen Loo Rock nach Osten ins Thal hinein. Landungsbrücken oder einen Kai gibt es nicht und man rudert in kleinen flachen Booten durch die Brandung ans Ufer. Die Straßen der Stadt sind sehr eng, ohne breite Steine an den Seiten, aber gut gepflastert. Wagen sind in Funchal eine unbekannte Sache und als einziges Fortbewegungsmittel für Lasten benutzt man einen auf Kufen gehenden Schlitten von etwa sechs Fuß Länge und zwei Fuß Breite, vor den man ein Paar kleine Ochsen spannt.

Die Wohnungen der Reichen und namentlich der Engländer sind nicht ohne Eleganz. Die Häuser der Mittelklassen sind einstöckig, äußerlich sauber gehalten, doch im Innern unbehaglich. Die Leute aus den niederen Klassen dagegen wohnen in elenden Hütten; diese sind rohe, fünf bis sechs Fuß hohe Steinmauern, die von einem aus Reisig oder Stroh gebildeten Dache überspannt werden. Da man im Klima von Funchal selten Feuer anzuzünden braucht, so genügt die Thür als einzige Oeffnung des Hüttchens, durch das die Menschen und der Rauch ein- und austreten können. —

Am 22. Juni verließ Grashof Madeira und schiffte sich auf der portugiesischen Brigantine „El Galgo", das Windspiel, nach Lissabon ein, wo er nach langjähriger Abwesenheit wieder europäischen Boden betrat.

Das deutsche Element in Südtirol.

„Das Alpenland jenseits des Brenner und des Passes von Finstermünz muß zu Wälschland gehören! Denn seine Bewohner gehören nach Sprache und Nationalität zum romanischen Stamm!"

Solche Aussprüche hat man in den letzten Jahren häufig genug hören müssen und leider haben sich in Deutschland selbst Nachbeter für diesen Satz gefunden, ohne daß diese „kosmopolitischen Demokraten" vorher geprüft hätten, wie es denn eigentlich im Süden der Alpen mit der Nationalität bestellt sei und ob dort wirklich nur Wälsche wohnen. Antwort auf diese Fragen erhalten wir in einem Aufsatz von Dr. R. Perfmann „Studien aus Südtirol", welcher im vierten Bande, der von uns öfter mit Auszeichnung erwähnten „Oesterreichischen Revue" steht. Nach P.'s Untersuchungen gehört das Land jenseits des Brenner in ethnographischer Hinsicht thatsächlich weit mehr zu Deutschland als zu Italien.

Der gesammte Flächeninhalt der gefürsteten Grafschaft Tirol, mit Ausschluß von Vorarlberg, beträgt 503 deutsche Geviertmeilen, wovon 300 auf Süd- und 203 auf Nordtirol zu vertheilen sind. Die Zahl der Einwohner erreicht 762,000, so daß durchschnittlich 1515 Seelen auf dem Raume einer Quadratmeile leben.

In Nordtirol vermag der karge Boden unter dem empfindlichen Drucke einer rauhen Atmosphäre nicht soviel hervorzubringen, daß dadurch alle Erfordernisse für das Leben der Bewohner befriedigt werden könnten. In Südtirol dagegen spendet eine üppige Scholle, begünstigt von den Gluthstrahlen eines sonnigen Himmels, eine Fülle der verschiedenartigsten Produkte, sowohl zur Befriedigung des einheimischen Bedarfes, als auch zur Ausfuhr nach weniger gesegneten Gegenden. Daher ist es begreiflich, daß in Nordtirol die Durchschnittszahl der Volksdichtigkeit bis auf 1000 Seelen und darunter herabsinkt, während sie in Südtirol auf das Doppelte und noch höher steigt.

Die beiden Hauptsprachen des Landes bilden die deutsche und die italienische, und nach der geographischen Ausbreitung derselben theilt man die Provinz in Deutsch- und Wälschtirol. Das Gebiet der deutschen Sprache umfaßt einen Flächenraum von 382 Quadratmeilen, das der italienischen ist auf 118 beschränkt. Von der Bevölkerung vertheilt sich die

deutsche Sprache auf drei Fünftel, die italienische auf zwei Fünftel der ganzen Seelenzahl, ein Verhältniß, daß sich aus der oben angedeuteten Verschiedenheit in der Volksdichtigkeit der südlichen und nördlichen Landestheile erklären läßt.

Wer nun der Ansicht ist, daß die geographische Scheidewand zwischen Nord- und Südtirol auch zugleich die Trennungslinie zwischen den beiderseitigen Sprachgebieten sei, dem kann der folgende Thatbestand entgegen gehalten werden: von der gesammten deutschen Bevölkerung des Landes lebt mehr als die Hälfte in Südtirol, oder in bestimmten Zahlen ausgedrückt: 218,000 Deutsche in Südtirol, gegen 216,000 in Nordtirol. Vergleicht man die ethnographischen Verhältnisse im Süden der Centralkette der Alpen nach ihrer räumlichen Ausdehnung, so ergiebt sich, daß das von Deutschen bewohnte Südtirol um mehr als den vierten Theil größer ist als Wälschtirol, weil jenes erstere 382 Geviertmeilen Flächeninhalt hat, wogegen letzteres nicht mehr als 118 nachweisen kann.

Die Grenzlinie zwischen Deutschen und Wälschen beginnt im Westen bei der Zufallspitze, am „Ende der Welt", und zieht auf dem hohen Jochgrate des Gebirges, welches die innere Hälfte des Thales Martell und ganz Ulten von den Thälern Rabbi und Val di Sol scheidet, in gerader Richtung gegen Osten bis zur Spitze des Langen. Von da neigt sie sich gegen Süden und bleibt in dieser Richtung auf dem ganzen Verlauf des Höhenzuges, der den Nonsberg vom Etschlande trennt, über die Mandel bis zum Ausgange des Val di Non in das große Etschthal. In der Nähe der Mündung des wilden Noce in die Etsch bezeichnet am linken Ufer das Dorf Deutschmetz die äußerste Station des deutschen Elementes in Tirol, während jenseits des Noce das Dörfchen Wälschmetz den Beginn des italienischen Gebietes anzeigt. Hier durchschneidet die Linie der Sprachgrenze das Etschthal und setzt dann in der Richtung gegen Nordosten fort, auf dem Rücken jenes Jochzuges, welcher das Fleimserthal zuerst vom Etsch-, weiterhin aber vom untern Eisackthal scheidet und bis zum Hintergrunde von Fassa, am Fuße des Eisberges der Marmolata an der venetianischen Grenze fortläuft. Theils deutsch, theils italienisch redende Bevölkerung haben die unbedeutenden Bezirke von Buchenstein und Ampezzo.

Der größere und unstreitig der herrlichste Theil von Südtirol ist es also, der nicht, wie vielfach behauptet und geglaubt wird, von romanischen, sondern von deutschen Stämmen des reinsten Blutes bewohnt ist, von Stämmen, welche die edelsten Repräsentanten germanischer Art, sowohl was die physischen, als was die geistigen Merkmale betrifft, zu ihren Verwandten und Brüdern zählen können.

Rein deutsch ist zunächst das schöne Vintschgau, die Wiege der Etsch, mit seinen Nebenthälern Martell und Schnals. Schon geographisch mit dem herrlichen Volke im Schwarzwalde, an der obern Donau, am Neckar und Main in unmittelbarer Verbindung und seit jeher im fortwährenden Wechselverkehr stehend, haben die Bewohner des Vintschgau das Blut ihres Urstammes durch viele Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag unvermischt und unverfälscht erhalten. Desselben Stammes und Geistes ist die Bevölkerung im Burggrafenamte, d. h. im ganzen Weichbilde des alten Schlosses Tirol und der Stadt Meran, sowie im obern Etschlande mit den Nebenthälern von Ulten und Passeier, dessen Männer in auffallender Weise an die herrlichen Athletengestalten der germanischen Vorzeit erinnern. Im untern Etschlande und in dem größten Theile des Eisackgebietes leben die Abkömmlinge der germanisch-bojoarischen Stämme, die einst aus dem Donaugebiete über die Alpen gestiegen sind und in der Vorhalle des Südens bleibende Wohnsitze aufgeschlagen haben. Deutsch ist auch noch das gesammte Pusterthal, das Quellengebiet der Drau und der Rienz, das den natürlichen Zusammenhang Südtirols mit Innerösterreich vermittelt.

Daß die heutige Bevölkerung des Vintschgau und im Burggrafenamte nicht etwa erst im Laufe der Zeit germanisirt worden, sondern von Ursprung aus und echt deutsch sei, beweisen außer dem vorherrschenden Typus der Leute, außer den vielen historisch festgestellten Zeugnissen über die vor anderthalb Jahrtausenden erfolgte Einwanderung der germanischen Stämme aus dem Lande der Sueven und Alemannen, auch noch unzählige andere Thatsachen. Wer mit der heutigen Volkssprache im obern Etschlande, vorzüglich aber im Mittelvintschgau und dessen beiden Nebenthälern genau vertraut und daran vergleichende Studien zu knüpfen in der Lage ist, muß überrascht werden durch die vielfachen nahen Anklänge an das Altsächsische und die alten Reste der englischen Sprache. Als sprechende Zeugen der fortdauernden organischen Zusammengehörigkeit der deutschen Bewohner Südtirols mit den Stämmen an der obern Donau und am mittlern Rhein leben noch uralte Sagen, Sitten und Gebräuche, namentlich aber manche Anschauungen und Einrichtungen des Familienlebens, sowie die Dorfrechte an der Etsch, wovon manche ungeachtet der Alles nivellirenden Procedur der modernen Gesetzgebung bis jetzt noch nicht aus dem praktischen Leben verwischt werden konnten und in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kräftig fortwirken.

Für den Wanderer, der von Norden kommend über die Alpen steigt, ist es eine überraschende Erscheinung, wenn er gerade am Südabhange derselben, im Etschthale, wie kaum irgendwo anders in so reicher Anzahl, einer langen Reihe von Bauten des reinsten germanischen Styls begegnet, wenn er von den Quellen der Etsch bis über die Hälfte ihres Laufes durch Tirol hinaus immer und immer wieder Kirchen erblickt, deren Architektur an die besten Werke der Gothik erinnert, wie in Schlanders, Meran, Botzen, St. Pauls, Kaltern, Tramin und an vielen anderen Orten, oder wenn er durch die Bauart der unzähligen Ritterburgen und Schlösser auf den reizenden Hügeln und Anhöhen des Etschthales, wo einst der deutsche Minnegesang wie im Schwabenland und an den Ufern des Rheins und der Donau ertönte, mitten in germanisches Leben versetzt wird.

Auf den fernsten und gefährlichsten Posten vorgeschoben, haben sich die deutschen Stämme in Südtirol in unbestechlicher Treue zu jeder Zeit als zuverlässige Wächter des nationalen Heiligthums bewährt, und als nicht bloß Deutschland zu großem Theil, sondern fast ganz Europa sich vor dem „romanischen Tyrannen" gebeugt hatte, als von keiner Seite mehr eine Hülfe zu erwarten stand, da wies der einfache biedere Mann aus einem der engsten Thäler von Südtirol ungebrochenen Muthes dem Beherrscher eines halben Welttheils die stolze Stirn und zeigte den Deutschen, was ihre Aufgabe sei.

Ohne Zweifel ist es eine sehr auffallende Erscheinung, daß durch das ganze Vintschgau hindurch bis tief in das Etschland hinab nur wenige Benennungen von Ortschaften, Gegenden, Gebirgen und Gewässern vorkommen, welche deutschen Klang haben, während, wie gezeigt wurde, ringsum nur deutsche Sprache, nur deutsche Sitte und Anschauung zu finden ist. Die meisten Eigennamen sind unstreitig das Erbtheil eines fremden Volkes aus der vordeutschen Zeit Südtirols; aber so viele Versuche auch schon gemacht wurden, diese Sprache näher zu erörtern, so sind doch bis jetzt die Ergebnisse immer in den bescheidensten Grenzen geblieben. Wie weit die darauf bezüglichen Meinungen von einander abweichen, geht schon daraus hervor, daß die Einen die lateinische oder tuscische, die Anderen die griechische oder die keltische Sprache als Quelle dieser Fremdwörter ansehen.

Die überwiegende Mehrheit der nichtdeutschen Namen im Etschgebiete dürfte in den Idiomen zu suchen sein, die wie erratische Trümmer aus dem Gebiete der Germanen herausstarren, nämlich in der Sprache der Engadiner und der Grödener, die bis auf den heutigen Tag ihre Selbstständigkeit bewahrt hat, ohne eine eigentliche Literatur aufweisen zu können. Was insbesondere Obervintschgau betrifft, so läßt sich das allmälige Zurückweichen des Romauntsch, wie die Sprache der Engadiner heißt, von den Ufern und aus den Nebenthälern der Etsch historisch mit Bestimmtheit verfolgen. Ein zweites Beispiel von Germanisirung im Süden des Brenners läßt sich nur im Pusterthal, an der Drau, anführen, wohin einst die äußersten Ausläufer des slavischen Elements gegen Südwesten hinaufreichten. Aber wie in dem benachbarten Kärnthen, ist es auch in Tirol schon längst vor dem Hauche des deutschen Geistes zurückgewichen und bis auf die letzte Spur verschwunden.

Wir werfen noch einen Blick auf die abgerissenen deutschen Sprachinseln, welche südlich von dem germanischen Hauptstock liegen und von Italienern umgeben sind. Wir finden diese größeren und kleineren Gruppen deutscher Gemeinwesen in den südlichsten und südöstlichsten Thälern der tridentinischen Alpen, theils noch auf tirolischem, theils schon auf venetianischem Gebiete.

Im Quellengebiete des Progno, der sein Gewässer unweit Porcill in die Etsch ergießt, lebt ein Völklein von rein deutscher Abstammung. An 9000 Seelen zählend, bildet es eine Gemeindegruppe, welche unter dem Namen der „Tredeci Comuni Veronesi" bekannt ist und einst unter venetianischer Herrschaft große Privilegien besaß. So wurde noch in den spätesten Tagen der venetianischen Oberhoheit Niemand als Notar oder Vicariatskanzler in den dreizehn Gemeinden angestellt, der nicht das Verständniß des dort herrschenden deutschen Dialektes nachzuweisen im Stande war.

Eine andere und viel bedeutendere Gruppe deutscher Kolonien befindet sich weiter im Osten, in einer Art Insel von Bergen, welche westwärts durch den Astico, nord- und ostwärts durch die Brenta eingeschlossen ist. Die Bevölkerung dieser Berginsel beträgt gegen 30,000 Seelen. Sie bildete seit Jahrhunderten ein gemeinsames Ganze unter der Benennung der „Sette Comuni Vincentine" und durfte selbst unter der venetianischen Regierung ihre eigne altrepublikanische Verfassung ungeschmälert beibehalten.

Außer den angeführten finden wir noch mehrere germanische Sprachinseln, so die Landgemeinden von Füttgreit und Lafraun, die zusammen 2500 Seelen zählen. Auch ein nicht unansehnlicher Theil des jetzt sogenannten Wälschtirols ist vor Zeiten durch Ansiedler deutschen Blutes mit rein deutscher Sprache und Sitte bevölkert worden und selbst da, wo die Sprache dem fortwährenden romanischen Drucke gewichen ist, findet man noch deutsche Sitten und Gebräuche. Die Erscheinung der Romanisirung, welche uns bei den „sieben" und „dreizehn" Gemeinden entgegentritt, läßt sich leicht durch die Einwirkung der italienischen Priester und Schullehrer erklären, welche aus Verona und Vicenza dorthin geschickt werden. Ebenso schädlich wirkt für die ganze südliche Sprachgrenze des Deutschen in Tirol das Bisthum Trient, unter dem Südtirol in kirchlicher Beziehung steht und wo eine dem Deutschthum feindliche Gesinnung herrscht.

In den Tagen Metternichs wurde das wälsche Element auf Kosten der Deutschen bevorzugt; auch die Ultramontanen haben stets mit dem italienischen Wesen geliebäugelt. Aber heute sind die strammen Tiroler in die große deutsche Geistesbewegung gezogen worden und damit ist gegen das Vordringen des Wälschthums eine Schranke aufgebaut.

Hind's Wanderungen in Labrador.

Der Moisieſluß. — Die Nachtblindheit. — Indianerehe. — Waldbrände. — Verderblicher Einfluß des Küstenklimas auf die Indianer.

Ueber einen bisher noch wenig und ungenügend bekannten Theil der Halbinsel Labrador erhalten wir jetzt Auskunft durch ein zweibändiges Werk des Professors der Chemie und Geologie an der Universität Toronto Henry Youle Hind: Explorations in the Interior of the Labrador Peninsula, the Country of the Montegnais and Nasquapee Indians.

Der Verfasser besuchte zunächst den Moisiefluß oder Miste-shipu, der in den Busen von St. Lorenz mündet. Bisher war dieser ziemlich große Fluß so wenig bekannt, daß ihn Bouchette in seinem 1832 erschienenen großen Werke über die britischen Besitzungen in Nordamerika nicht einmal erwähnt. Hind und seine Begleiter verließen am 10. Juni 1861 in einem kleinen Fahrzeug aus Birkenrinde die Mündung des Moisie und kehrten gerade nach Ablauf eines Monats am 10. Juli 1861 dorthin zurück. In dieser Zeit untersuchten sie den ganzen 110 englische Meilen langen Strom und trotzten in ihrem leichtgebauten Schifflein vielerlei Gefahren.

Der Moisie ist nur eine kurze Strecke oberhalb seiner Mündung schiffbar. Er entspringt auf dem mit großen Felsblöcken übersäten Tafellande von Labrador 2214 Fuß über dem Meere und bildet eine Menge größerer und kleinerer Wasserfälle und Stromschnellen, die den Reisenden zwangen, sein Fahrzeug durch Menschen in der pfadlosen Gegend bis zur nächsten schiffbaren Strecke über das Land tragen zu lassen. Oft ward man am Weitergehen durch dicke undurchdringliche Wälder gehindert, durch die man erst mit der Axt einen Weg bahnen mußte und oft machten Bären, Wölfe und andere wilde Thiere die Gegend unsicher. Außer einigen umherstreifenden Indianern war kein menschliches Wesen zu sehen, aber die Moskitos waren so zahlreich und peinigend, wie sie nur in den verrufensten Gegenden sein können.

Unter Hind's Begleitern befand sich einer, Namens Laronde, welcher einen verkrüppelten Arm hatte. Als Ursache dieser Verkrüppelung gab er an, daß sie von der Nachtblindheit oder Nyctalopia herrühre, einer Krankheit, welcher namentlich die Holzfäller in dieser Gegend unterworfen sind und die von jenen Leuten als eine Folge des fortdauernden Genusses von Schweinefleisch angesehen wird. Ein Nachtblinder hat den vollen Gebrauch seiner Augen, so lange es Tageslicht ist, bei Nacht jedoch kann er keinen Gegenstand unterscheiden, eben so wenig bei trübem oder künstlichem Lichte. Als Heilmittel wendet man eine vollständige Aenderung der Lebensweise und der Luft an. Die Nachtblinden suchen stets ihre Wohnung oder ein Obdach vor Eintritt der Finsterniß zu erreichen, weil sie sonst vollkommen

hülflos dastehen und zuweilen schrecklichen Abentenern entgegen gehen. Laronde, der erwähnte Begleiter Hind's, erzählte ein solches, das ihm begegnete, wie er als Holzfäller am Matawan mit einem Gefährten, Namens Jerome, von der Dunkelheit überfallen wurde. Beide waren nachtblind, aber Keiner wußte dies vom Andern und Beide hatten sich gegenseitig auf einander verlassen. Laronde erzählte: „Es war spät am Nachmittage, ich wollte mein Fahrzeug in das Gebüsch hineinziehen und dann heimkehren; mein Weg betrug etwa vier englische Meilen. Auch Jerome war auf dem Heimwege. Wir kamen zu dem kleinen Bieberbache, der zwischen zwei Hügeln, die mit düsteren Tannen bestanden waren, dahinfloß. An der Stelle, wo wir ihn durchwaten mußten, hatte er etwa drei Fuß Wasser, das reißend schnell dahinfloß. In der Mitte war ein Felsen, der aber bei Ueberschwemmungen vom Wasser überfluthet wurde. Die Breite des Flusses betrug 30 Ellen. Es ward immer dunkler und als wir bei dem Felsen anlangten, hielt sich Jerome an mir fest und rief: „Steh still, Laronde, ich kann nicht sehen! Ich bin nachtblind." Auch ich sah Nichts mehr und zu unserm größten Schrecken machten wir die gegenseitige Entdeckung. Unterdessen war ein Sturmgewitter herangezogen; wir beschlossen, auf dem Felsen im Strome auszuharren und bei dem Scheine der Blitze denselben später ganz zu durchwaten. Die Oberfläche des Steines hatte sechs Schuh im Geviert und wir kauerten uns auf derselben zusammen, so gut es angehen wollte. Das Wasser schwoll immer mehr; bereits war es in kurzer Zeit so hoch gestiegen, daß es nur noch einige Fuß unter unserem Zufluchtsorte stand, wie wir beim Schein der niederschießenden Blitze deutlich beobachten konnten.

Nur noch einen Fuß hatte das Wasser zu steigen und unser Zufluchtsort war auch überschwemmt, da krachte es plötzlich an dem Felsen. Mehrere Stämme lagerten sich quer vor und bildeten so eine Art Brücke, auf der wir ans Land zu entkommen suchten. Dabei gerieth ich zwischen zwei gegeneinander stoßende Bäume, die mir den Arm zerquetschten."

Ein anderer Theilhaber an Hind's Expedition war ein Indianer, Namens Louis, dem, obgleich er erst seit ein paar Wochen durch einen katholischen Priester getraut worden war, sein hübsches Weibchen fortgelaufen war, weil er ein schlechter Schütze war. Als sie zwei Tage verheirathet waren, zog er mit seiner Squaw auf die Seehundsjagd; sie ruderte den Kahn und er führte die Büchse. Aber alle Seehunde, auf die er schoß, verfehlte er. Die Frau ruderte mißmuthig zum Ufer zurück und lief zu ihrem Vater. Nach vielem Hin- und Herreden begleitete sie ihren Mann nochmals auf der Jagd. Aber das Ergebniß blieb dasselbe, er verfehlte jeden Seehund. Darüber erzürnt und voll Verachtung für den ungeschickten Mann entlief sie ihm abermals.

Hind hatte während seiner Expedition Gelegenheit, sich eine Vorstellung zu bilden von der ungeheuern Ausdehnung, welche die Waldbrände in diesen Gegenden erreichen. Man nimmt an, daß das Innere von Labrador nicht immer den wüstenartigen Anblick dargeboten habe, welchen es jetzt zeigt; im Gegentheil, dort standen die schönsten Wälder, aber durch furchtbare Brände sind sie zu Grunde gegangen.

Während der trockenen Jahreszeit erreicht ein solches Feuer eine Ausdehnung, die man kaum ahnt und es sind Fälle vorgekommen, daß Strecken von einigen hundert englischen Meilen Länge auf einmal niederbrannten. Hind vermuthet, daß die sogenannten „dunklen Tage" Canadas, an denen man kaum sehen konnte und große Mengen Asche fielen, nicht von Vulcanen, sondern von ausgedehnten Waldbränden herrühren, wie sie z. B. im Jahre 1785 und 1814 stattfanden.

Diese Waldbrände haben auch auf die eingeborene Indianerbevölkerung ungünstig eingewirkt. Das Wild verschwand in Folge derselben, bei den Indianern trat Hungersnoth ein und die Stämme wurden decimirt. In Folge dessen flüchteten viele Indianer an die Küsten, wo aber die Nebel, die Seeluft und die Aenderung der Lebensweise bald für sie tödtlich wurde. Auch ohne vom Hunger getrieben zu werden, kommen die Indianer oft an die Küste. Die verlockenden Nachrichten über das Christenthum sind bis tief ins Innere gedrungen und da die Priester dorthin nicht gehen, so kommen die Indianer zu ihnen, um an der Küste wie die Fliegen zu sterben.

Die Zustände in China.

Wenn in einem alten Kulturreiche, das mehr als dreihundert Millionen Seelen zählt, Alles aus den Fugen zu gehen scheint und neue Elemente mit Allgewalt über ein Land hereinbrechen, das seit Jahrtausenden ein eigenartiges und wunderbares Sonderleben geführt hat, so verdient ein solcher geschichtlicher Prozeß unsere volle Aufmerksamkeit. Uebergangszeiten solcher Art gewähren dem Beobachter eine Menge interessanter Erscheinungen.

Wir haben uns bemüht, den Gang der Dinge im Blumenreiche der Mitte und die wichtigsten Momente, welche der gewaltige Kampf darbietet, zu kennzeichnen (zuletzt im Globus Bd. V, S. 12 ff.). Heute wollen wir auf einige andere Erscheinungen hinweisen, welche für Europa von unmittelbarem Belang sind. Sie beziehen sich auf den Handelsverkehr, welcher trotz Rebellion und Krieg zwar manche Störung erfahren hat, aber keineswegs lahm gelegt worden ist. Er nimmt vielmehr, seitdem auch Stromhäfen im Binnenland eröffnet worden sind, einen großartigen Aufschwung, und im Jahre 1863 haben wir erlebt, daß von Hankëu aus, welches am mittlern Yangtsekiang liegt, vier mit Thee beladene große Segelschiffe direkt nach London gefahren sind.

Im Februar 1861 fuhr der englische Viceadmiral Hope den Yangtsekiang aufwärts, um die Strombahn genau zu untersuchen und Verbindungen mit den verschiedenen Hafenplätzen zu eröffnen. Das gelang, und seit jener Zeit fahren Dampfer in großer Menge von dem wichtigen Seeplatze Schang haï bis nach Hankëu, das einen wichtigen Stapelplatz im Binnenland bildet. Es kam aber darauf an, daß auch große Segelschiffe direkt aus See bis dorthin stromauf gingen, und die Versuche sind gelungen. Wir haben den Bericht des Kapitäns Alexander Bowers vom Dreimaster White Adder vor uns liegen und diesem entnehmen wir das Nachstehende.

Bowers fuhr mit seinem Schiff in Ballast nach Hankëu hinauf und nahm eine Ladung Thee ein; die White Adder, wie bemerkt ein Fahrzeug von 1000 Tonnen, hatte dann 19 Fuß 4 Zoll Tiefgang. Ueber die Beschaffenheit des Fahrwassers

bemerkt er Folgendes: Die erste und größte Schwierigkeit für die Schifffahrt (von der Strommündung an gerechnet) wird von dem sogenannten Lang-Schan-Crossing (Kreuzung, Querstrich), etwa 50 Miles oberhalb Wusang (Woosung; — die Engländer schreiben fast alle chinesischen Ortsbezeichnungen und Städtenamen in der widersinnigen Art, welche bekannt ist, und die z. B. beim Wiedergeben indischer Namen den Gipfel der Abgeschmacktheit erreicht; z. B. Seapie, für Sipahi!). Dort liegen viele Sandbänke, die zum Theil bei Hochwasser nicht sichtbar sind, und das eigentliche Fahrwasser ist sehr verwickelt. Indessen ist die Fahrt in demselben vergleichsweise sicher, weil man es abgetonnt und ein Buchtschiff auf dem Strome liegen hat. Bis Schin-kiang ist dann die Fahrt ganz bequem, der Strom wird enger und tiefer aber auch die Strömung heftiger. Bei Silver-Island mußte Bowers ans Land fahren, um seinen „Strompaß" abzugeben, und dabei war sein Boot in Gefahr zu kentern (umzuschlagen), denn die Gezeiten gingen so stark, daß sein mit sechs tüchtigen Ruderern bemanntes Boot kaum dagegen an konnte. Es wäre zweckmäßiger, Konsulat und Zollhaus auf ein vor Anker liegendes Schiff, oder noch besser, nach Schinkiang zu verlegen.

Schin-kiang, an sich eine schöne Stadt, sieht jetzt recht verfallen aus, denn es war eine Zeitlang im Besitze der Rebellen. In der Nähe schneidet der große Kaiserkanal den Strom, und Bowers sah dort eine große Anzahl von mit Salz beladenen Barken, welche von Dampfern weiter stroman, an den Linien der Rebellen in der Umgegend von Nan-king vorüber geschleppt wurden. Leider ist bei der Stadt selbst kein guter Ankergrund und die Schiffe können nicht bei der „britischen Konzession" anlegen, sondern müssen gegenüber, auf der andern Seite des Stromes, ankern. (Als „Konzession" bezeichnen die Engländer einen Flächenraum, welcher ihnen von der chinesischen Regierung bei den vertragsmäßig geöffneten Häfen angewiesen ist. Auf demselben bauen sie Häuser und Magazine, so daß sich an solchen Plätzen allmälig europäische Ansiedelungen bilden.) Weiter aufwärts wird die Strömung noch heftiger und die Fahrt ist bei Nacht nicht ohne Gefahren, weil ununterbrochen viele Dampfer auf- und abfahren. Ein Zusammenstoß, z. B. der White Adder, mit einem solchen Dampfer würde einen Verlust von mehr als 300,000 Thalern verursachen, denn so viel betrug der Werth der Theeladung; vom Schiffe selbst ganz abgesehen.

Die Fahrbahn oberhalb Schin-kiang ist den Lootsen sehr wohl bekannt; an gutem Ankergrunde fehlt es nicht. So kommt man nach Kin kiang (das schon oberhalb des Poyang-See's liegt), wo schon viele Europäer sich angebaut haben. Diese Stadt (etwa 116° ö. L., 30° n. Br.) wäre ein ganz angenehmer Aufenthalt, wenn nicht die chinesischen Eisenfresser und bewaffneten Renommisten, die sogenannten „Braven", so häufig Unfug anrichteten. Im Hintergrund erhebt sich ein Bergzug bis zu 2000 Fuß Höhe und bildet einen anmuthigen Gegensatz zu der flachen, einförmigen Ebene des andern Stromufers. Der Strom ist dreiviertel Miles breit, der Ankergrund auf felsigem Boden und bei sehr tiefem Wasser nicht gut, und Kin kiang hat die Erwartungen, welche Viceadmiral Hope von diesem Platze hegte, nicht gerechtfertigt. Es ist übrigens ein Markt für grünen Thee, schwarzer wird nur in geringer Menge zugeführt, auch werden nur wenige englische Waaren verlangt.

Von Kin kiang bis Hankëu strömt der Yangtsekiang durch eine wunderschöne Landschaft. Bald schlängelt er sich durch eine äußerst fruchtbare gut angebaute Gegend und bald an hohen Hügeln hin, die bis zum Gipfel hinauf Aecker tragen. Am Ufer liegen, nicht selten an der Ausmündung eines Thales, Städte und Dörfer, auf den Höhen erheben sich Pagoden oder Buddhistenklöster und der Strom ist von Barken äußerst belebt. Diese ganze Gegend befindet sich offenbar in Wohlstand und Gedeihen; dort sieht man nicht mehr, wie weiter abwärts, Städte in Trümmern oder Spuren von Brand und Verwüstung.

Hankëu stand in hoher Blüthe, bevor es von den Rebellen heimgesucht wurde und an beiden Seiten des Stromes sah man einen wahren Wald von Masten. Der Schiffer, welcher sich heute dem Hafen nähert, gewahrt eine lange, imponirende Reihe von englischen „Hongs" und Waarenhäusern, welche bis eine Viertelstunde Wegs am Flusse Han aufwärts und wohl drei Viertelstunden weiter abwärts sich erstrecken. Diese europäischen Häuser überragen bei weitem jene der Chinesen und bieten nach der langen Stromfahrt einen sehr erquickenden Anblick. Die gerade gegenüber liegende Stadt Wu tschang (Wo chang) ist Sitz eines Vicekönigs. In Hankëu sind jetzt etwa 30 englische, vier deutsche und drei amerikanische Handelshäuser ansässig, außerdem ein russisches und ein französisches. Es handelt sich jetzt darum, für große Seeschiffe einen guten Ankerplatz ausfindig zu machen, denn die Strömung ist heftig und viel „faules", d. h. unsicheres, Wasser vorhanden. Daran trägt zu nicht geringem Theil Schuld der Fluß Han, welcher unter einem rechten Winkel in den Yangtsekiang mündet. Die White Adder warf drei Anker aus.

Han yang (welches mit Hankëu und Wu tschang eine sogenannte Dreistadt bildet) liegt am rechten Ufer des Han. Dieser ist schmal, nur etwa 120 Schritte breit, und man wohnt an seinen Ufern gesunder, als in Hankëu; das Ufer ist höher, die Luft reiner, auch der Ankergrund nicht so schlecht. Der französische Konsul hat sich dort ein Haus gebaut und man hat eine Hängebrücke projektirt, um die Magazine am Han mit den Läden der Kaufleute und Krämer in bessere Verbindung zu bringen.

Den chinesischen Bootsleuten darf man nicht trauen; vor einiger Zeit hatte ein Dampfer eine Ladung von 20,000 Thaler Werth einem solchen anvertraut, aber er ist verschwunden und nie mehr gesehen worden.

Die „britische Konzession" in Hankëu hat einen Flächenraum von etwa 90 Morgen, und jedes „Lot" hat seinen Besitztitel unmittelbar von der englischen Regierung erhalten. Bowers fand, daß 15 bis 20 neue englische Hongs im Bau waren; auch wurden Straßen angelegt und die Pläne zu — wie charakteristisch — einem Clubhaus und einer Kirche waren genehmigt worden. Der Schiffskapitän spricht die Ansicht aus, daß Hankëu für das Innere China's eine nicht geringere Bedeutung gewinnen werde, wie Kiachta bisher für den Handel zwischen China und Rußland gehabt hat.

Neben dem Gedeihen des Handels, der für die Europäer die Hauptsache ist, finden wir die innere Zerrüttung des chinesischen Reiches nach wie vor. Dasselbe wurde neulich von der „Times" mit einem großen Walfische verglichen, der um sich schlägt, bald auf- bald niedertaucht und Schaum ausspeitscht, weil ihn gleichzeitig drei oder vier Seefüchse, sogenannte Drescherfische, quälen und peinigen; auch stehen Walfischjäger bereit, um dem Leviathan der Tiefe Speck aus dem Leibe zu schneiden und daraus, zum Frommen ihrer europäischen Interessen, Thran zu sieden. Item, der Walfisch ist im Gedränge zwischen den Harpuniren und den Seefüchsen, das Ungeheuer ist perplex, weiß nicht, wer und wo sein ärgster, gefährlichster Feind ist, und ob er beim nächsten Angriff in die Tiefe gehen oder hoch auf die Wellen geschleudert werden wird. Sind Taipings die schlimmsten Gegner, oder die amerikanischen Abenteurer, oder die in chinesischen Dörfern fechtenden englischen Söldlinge, oder ist es der französische Konsul, der sich in Alles mengt und seinen Rath aufzwingen will, oder ist es die — immer und unter allen Umständen schanderhaft selbstsüchtige

und bis zur Gewissenlosigkeit frivole — englische Regierung, welche dem Kaiser hilft und auch wieder nicht hilft? Der englische Kommodore Osborne, welcher eine chinesisch-englische Flotte gegen die Rebellen befehligt, bereitet allerlei Verlegenheiten und behandelt die Regierung von oben herunter. Der Times, die oft sehr geistreich, häufiger plump und roh ist und selten eine Ahnung hat von dem, was sittlich und recht ist, dieser Times entschlüpft doch das folgende Eingeständniß: — „Selbst Prinz Kong kann sich der Erwägung nicht verschließen, daß kein einziger unter den auswärtigen Freunden China's sich auch nur einen Pfifferling um die Dynastie oder um das Reich kümmert; daß keiner von denen, welche dem Kaiserreich ihr Schwert zur Verfügung stellen, auch nicht ein einziger von reiner oder loyaler Zuneigung für die kaiserliche Dynastie beseelt sei."

Dann streichelt das grundsatz- und gewissenlose Blatt der londoner Store- und Shop-Keepers mit der sammetweichen Katzenpfote, indem es den Chinesen zu Gemüthe führen will, daß wenigstens England insofern uneigennützig sei, als es für sich keine Gebietsabtretung verlange. Aber es hat chinesisches Territorium abgerissen, z. B. Hongkong, und wenn es weiter keinen Länderbesitz verlangt, so geschieht es ja nur, weil es eines solchen nicht bedarf, und weil er ihm nur lästig sein würde. Es befriedigt seine selbstsüchtige Habgier auf andere Weise, indem es dem Kaiser Gesetze diktirt, ihn stets einschüchtert und alle Handelsvortheile erzwingt, die es haben will. Wozu bedarf es der Gebietsabtretungen, wenn es ohne solche Alles erlangt? Im Fall England seine Hülfe zurückzöge, so deutet die Times an, würde in China Alles noch mehr drunter und drüber gehen.

Die Times ist ein Erzpharisäer. Sie schlägt selbstgefällig an die Brust und ruft: „Habe ich es euch nicht immer gesagt, daß wir den Yangtsekiang commerciell erobern müssen? Da waren aber Leute, welche zur Zeit der Loriha-Affaire und John Bowrings darauf drangen, wir sollten nachgeben. Nun seht; wir haben nicht nachgegeben und wie gewaltig ist unser Handel!"

Bei dem handeltreibenden John Bull ist der Erfolg Alles; was sonst in der Welt ist, ist Nichts; nach Motiven wird gar nicht gefragt. Deswegen hütet sich die Times auch sehr wohl, die nichtswürdigen Streiche Bowrings (welche wir, Globus V, S. 13, urkundlich nachgewiesen haben) auch nur anzudeuten. Auf sie kommt nichts an; man hat ja nun den Triumph, daß ein mit Thee beladenes Schiff direkt aus Hankéu nach London fahren kann. „Die Dinge sind in ganz ungeheuerm Gedeihen; mit entschiedenem Erfolge machen unsere Kaufleute Invasionen in ein großes Reich, das mehrere hundert Millionen Einwohner zählt. Diese Invasion wird unterstützt durch unsere Schiffe, unsern Handel, unsere Missionäre, diese Armeen und Marketender der christlichen (!!!) Civilisation. Seien wir also nicht zu ungeduldig in Betreff politischer Vorgänge; China muß ja sehr bald reich und wohlhabend werden, und daß uns ein Antheil an diesem Reichthum zufallen muß, ist doch wohl klar genug. Der Chinese hat ja schon gelernt, zu fragen: „Kann ich assekuriren?" wenn er einem Schiffe Waaren anvertrauen will."

Nun ist für die Times Alles in der besten Ordnung. Der Chinese versichert seine Ladungen bei englischen Assekuranzkompagnien; was will man mehr? Das ist doch in der That ein Triumph der — „christlichen Civilisation", wenigstens dessen, was die plumpe Rohheit des höhern und niedern londoner Krämerthums darunter versteht, und das in der Times alle Tage präcorisirt wird.

„Die Dinge sind in ganz ungeheuerm Gedeihen" sagt die Times von ihrem Standpunkt aus. Die katholischen Missionäre, welche an Ort und Stelle sind, hegen freilich eine ganz andere Ansicht. Vor uns liegt das Novemberheft (1863) der Annales de la propagation de la foi, welche über die inneren Provinzen China's sehr oft werthvolle Nachrichten enthalten. Demgemäß verhält es sich eben jetzt mit dem „ungeheuern Gedeihen" in folgender Weise.

„Man kann dreist behaupten, daß ganz China im Innern eine Beute der Räuber, von Außen her den Invasionen der Ausländer preisgegeben ist. Von den 18 Provinzen des Reiches herrscht kaum in zweien einige Ruhe und Sicherheit. Diese sind Kuang-tung und Pe-tschi-li; doch tauchen neuerdings auch in dieser letztern Rebellen auf. Man hat es lediglich den Europäern zu verdanken, wenn in einigen Hafenstädten noch Ordnung herrscht, denn die kaiserliche Regierung wäre zu ohnmächtig, ihrerseits dieselbe aufrecht zu erhalten.

Im Westen, namentlich in den großen Provinzen Yünnan und Szutschuen führen die Muselmänner und die Lolo's einen erbitterten Krieg gegen die Chinesen. Die Lolo's sind halbwilde Bergbewohner, welche aus dem tibetanischen Hochlande in die Ebenen herabstürmen und seit sieben Jahren wie wilde Thiere in denselben hausen. Sie sagen, es sei ihre Aufgabe, durch Eisen und Feuer das von den Chinesen besudelte Land zu säubern. Ueberall, wohin sie kommen, brennen sie die Dörfer nieder und ihr Gang ist durch Blut und Ruinen bezeichnet. Nachher gehen sie in ihre Gebirge zurück und treiben gefangene Menschen und Vieh vor sich her. Die Muselmänner treiben es nicht anders. Sie sind seit dem achten Jahrhundert in China, im Westen und Norden, weit verbreitet, energische Leute, die unter einander eng zusammenhalten. Wer mit Einem von ihnen zu thun bekommt, hat sie Alle auf dem Halse und die Mandarinen vermögen ihnen gegenüber Nichts. Vor sechs Jahren beging der kaiserliche Gouverneur von Yünnan die Thorheit, alle Muselmänner für Verräther am Reiche zu erklären; er fiel unversehens über sie her und ließ viele ohne Urtheil und Recht abschlachten. Aber die Mohammedaner, keineswegs dadurch eingeschüchtert, fielen nun ergrimmt über die Chinesen her und seit jener Zeit währt das Morden und Würgen. Ein katholischer Missionär fand in Yünnan während einer viertägigen Reise kein Haus und keinen Menschen; so verödet ist das Land." —

Ueber die Taïpings haben wir schon oft gesprochen; sie sind noch immer oben auf. Vor einiger Zeit rückten 4000 dieser Rebellen bis in die Nähe von Peking vor; Alles zitterte vor dieser kleinen Bande, die Mandarinen entflohen, Niemand leistete Widerstand, und die Provinz Pe-tschi-li zählt über 30 Millionen Einwohner! Die kaiserlichen Truppen ließen sich nicht sehen. In vielen Gegenden glauben sie am sichersten zu verfahren, wenn sie mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache machen und auch ihrerseits das Land ausplündern. —

Unter solchen Umständen kann es kaum Wunder nehmen, daß ein Instinkt zum Rauben und Zerstören sich der Masse bemächtigt hat. Ein Missionär schreibt: „Wer durch die Räuber zu Grunde gerichtet wird und Alles verloren hat, glaubt ein Recht zu haben, sich seinerseits durch Raub zu entschädigen." In Yünnan haben die Missionäre ihre Anstalten in Burgen verwandelt, in völlige Festungen, wo die Flüchtlinge zu Tausenden Schutz finden. —

In der That, „das Gedeihen ist ungeheuer!"

Die Bevölkerung der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Der Globus (III, S. 316) hat die definitive Feststellung der Flächenzahlen dokumentirt, wie solche, durch das eidgenössische topographische Bureau in Genf festgestellt, in der vom eidgenössischen statistischen Bureau herausgegebenen „Eidgenössischen Volkszählung vom 10. December 1860", 1. Lieferung, Bern 1862, niedergelegt worden sind. Es wurde indessen dort nur das Areal des ganzen Landes und einiger Kantone angegeben, von dreien auch die relative Volkszahl; darum möchte es am Platze sein, vervollständigend auf Flächenangaben und Bevölkerungsstatistik zurück zu kommen. Wir folgen hierbei der oben citirten stattlichen Arbeit unsers statistischen Bureaus, runden jedoch die Zahlen so ab, daß Bruchzahlen wegfallen: a) in den Flächenangaben, wenn jene $< 0{,}_3$, b) in den Bevölkerungszahlen, wenn jene < 50 betragen. Ebenso wird eine Areal-Bruchzahl über $0{,}_7 = 1$, zwischen $0{,}_3$ und $0{,}_7 = {}^1/_2$ gerechnet, eine Bevölkerungs-Bruchzahl über $50 = 100$. In der Rubrik der Einwohnerzahlen bedeutet r, daß der Kanton fast ausschließlich, zu mindestens $^9/_{10}$, reformirt sei; k = katholisch, in gleichem Grade. Bei den übrigen, den eigentlich paritätischen (p) ist das Vorherrschen der einen oder andern Konfession durch pr oder pk angedeutet.

Nr.	Kanton.	Fläche in geogr. Q.-M.	Einwohnerzahl.	Nr.	Kanton.	Fläche in geogr. Q.-M.	Einwohnerzahl.
1	Zürich . .	31	266,300 r.	12	Schaffhausen	$5\frac{1}{2}$	35,500 r.
2	Bern . .	125*)	467,100 pr.	13	Appenzell .	$7\frac{1}{2}$	60,400 pr.
3	Luzern . .	27*)	130,500 k.	14	St. Gallen	$36\frac{1}{2}$	180,400 pk.
4	Uri . . .	$19\frac{1}{2}$	14,700 k.	15	Graubünden	$130\frac{1}{2}$*)	90,700 pr.
5	Schwyz .	$16\frac{1}{2}$	45,000 k.	16	Aargau .	$25\frac{1}{2}$	194,200 pr.
6	Unterwalden	14	24,900 k.	17	Thurgau .	18	90,100 pr.
7	Glarus .	$12\frac{1}{2}$	33,400 pr.	18	Tessin . .	$51\frac{1}{2}$*)	116,300 k.
8	Zug. . .	$4\frac{1}{2}$	19,600 k.	19	Waadt . .	$58\frac{1}{2}$	213,200 r.
9	Freiburg .	$30\frac{1}{2}$	105,500 pk.	20	Wallis .	95*)	90,800 k.
10	Solothurn	14	69,300 pk.	21	Neuenburg	$14\frac{1}{2}$	87,400 pr.
11	Basel . .	$8\frac{1}{2}$	92,300 pr.	22	Genf . .	5	82,900 pk.

Summa**) $752{,}_2$ Q.-M. 2,510,494 Einwohner, von welchen

1,023,430 Katholiken, d. i. $40{,}_{77}$ %,
1,482,848 Protestanten***), d. i. 59,06 %,
4,216 Israeliten, d. i. $0{,}_{17}$ %.

Auch aus der 1860er Zählung geht hervor, daß die Schweiz zu den wohlbevölkerten Ländern unsers Erdtheils gehört. Nur die beiden Niederlande, das britische Reich, Frankreich und der Deutsche Bund zeigten eine relativ höhere Volkszahl. Der Durchschnitt für den Quadrat-Kilometer stellt sich auf 61 Seelen, fällt bei Wallis auf 17, bei Uri sogar auf 14, erhebt sich aber, auch abgesehen von dem baselstädtischen Staatswesen (1100), auf sehr ansehnliche Beträge bei mehreren Kantonen. Es wohnen z. B. auf je 1 Quadratkilometer:

138 Seelen im Kanton Aargau, 154 Seelen im Kanton Zürich, 185 Seelen im Kanton Appenzell Außerrhoden, 293 Seelen im Kanton Genf.

Hinsichtlich der Sprache gliedert sich (nach Haushaltungen gerechnet) die Bevölkerung folgendermaßen:

$69{,}_{51}$ % Deutsche, $23{,}_{37}$ % Franzosen, $5{,}_{43}$ % Italiener, $1{,}_{69}$ % Ladiner.

Die Bevölkerung hat im letzten Decennium um 120,378 Seelen zugenommen, d. i. um $5{,}_{04}$ %. Die stärkste Vermehrung zeigte sich in den Kantonen:

Baselstadt mit $37{,}_{63}$ %, Genf mit $29{,}_{63}$ %, Neuenburg mit $23{,}_{61}$ %, Zug mit $12{,}_{33}$ %, Wallis mit $11{,}_{36}$ %, Appenzell Außerrhoden mit $10{,}_{62}$ %, Glarus mit $10{,}_{48}$ %.

Einige Kantone weisen eine Verminderung auf, voran Unterwalden ob dem Wald.

Die Bevölkerung der Schweiz hat sich bekanntlich in tausend und tausend einzelnen Berghütten und Bauernhöfen, Weilern, Dörfern, Flecken, Städtchen und Städten angesiedelt. Die Ortschaften gehören im Allgemeinen nicht zu den größern, und wir haben nichts von jenen Riesenstädten, welche anderwärts ganze Landesbezirke mit einem Häusermeer überdecken. Es gibt — und auch dies hat sich erst in neuerer Zeit entschiedener gezeigt — es gibt nur drei Städte, welche nach der Einwohnerzahl des Stadtkerns und des Weichbildes, nach dem Umfang und Luxus der Neubauten, nach dem ganzen Leben und Treiben, dem Handel und Verkehr sich Anspruch auf großstädtischen Charakter erworben haben. Diese sind Genf, Basel und Zürich. In Bezug auf letzteres ist zu bemerken, daß, sofern bei ihm, wie bei anderen Schweizerstädten, das Weichbild mitgerechnet wird, die Seelenzahl auf 44,000 ansteigt.

Im Ganzen zählt die Schweiz 228 Gemeinden mit je über 2000 Einwohnern. Darunter befinden sich 35, die je über 5000 Seelen zählen. Wir zählen diese 35 im Folgenden auf und bezeichnen durch vorgesetztes * diejenigen unter ihnen, welche Kantons-Hauptorte sind.

*1. Genf	41,400	18. Winterthur (Zürich) .	6,500
*2. Basel	37,900	19. Vevey (Waadt) . . .	6,500
*3. Bern	29,000	20. Köniz (Bern) . . .	6,100
*4. Lausanne (Waadt) . .	20,500	21. Wädenswyl (Zürich) .	6,000
*5. Zürich	19,800	22. Biel (Bern)	6,000
6. La Chaux-de-fonds (Neuenburg)	16,800	*23. Solothurn	5,900
*7. St. Gallen	14,500	24. Langnau (Bern). . .	5,900
*8. Luzern	11,500	25. Carouge (Genf) . . .	5,800
*9. Freiburg	10,500	26. Tablat (St. Gallen) .	5,800
*10. Neuenburg	10,400	*27. Schwyz	5,700
11. Herisau (Appenzell) .	9,500	28. Uster (Zürich) . . .	5,600
12. Locle (Neuenburg) . .	9,300	*29. Lugano (Tessin). . .	5,400
*13. Schaffhausen	8,600	30. Horgen (Zürich) . .	5,300
14. Altstätten (St. Gallen)	7,300	31. Summiswald (Bern) .	5,200
15. Einsiedeln (Schwyz) .	7,300	32. Wahlern (Bern) . .	5,100
*16. Chur (Graubünden) .	7,000	*33. Aarau (Aargau) . .	5,100
17. Plainpalais (Genf) .	6,600	34. Wattwyl (St. Gallen)	5,100
		35. St. Imier (Bern) .	5,100

Von diesen 35 Gemeinden kommen auf die Kantone:

Bern 7, Zürich 5, St. Gallen 4, Genf und Neuenburg je 3, Schwyz und Waadt je 2, und je 1 auf Appenzell Außerrhoden, Luzern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Graubünden, Aargau und Tessin.

Die oben nicht genannten Kantons-Hauptorte zählen:

Altorf (Uri) 2,400, Stans (Unterwalden nid dem Wald) 2,000, Sarnen (Unterwalden ob dem Wald) 3,300, Glarus 4,800, Zug 3,900, Liestal (Baselland) 3,400, Appenzell (Appenzell Innerrhoden) 3,300, Trogen (Appenzell Außerrhoden) 2,900, Frauenfeld (Thurgau) 3,900, Sitten (Wallis) 4,200 Einwohner.

Daraus geht hervor, daß keiner der Kantons-Hauptorte unter 2000 Seelen zurückbleibt, sowie daß La Chaux-de-fonds im Neuenburgischen, Herisau (auch Teufen und Speicher) in Appenzell Außerrhoden, Einsiedeln im Kanton Schwyz und Bagnes im Wallis volkreicher, als der entsprechende Kantons-Hauptort sind.

Ein höchst eigenthümliches Bild stellen die Heimathsverhältnisse der schweizerischen Bevölkerung dar, weil auf eine auffallende Weise die Zahl Derjenigen abnimmt, die in ihrer Heimathsgemeinde und in ihrem Heimathskanton wohnen.

*) Hier wichen die bisher üblichen Zahlen um mehr als 1 Q.-M. ab, am meisten bei Wallis, nämlich um 15 Q.-M.

**) Ohne Rücksicht auf die Abrundungen.

***) Die „Sektirer" (5866) inbegriffen.

Es wohnen auf 1000 Seelen:

587 in der Heimathsgemeinde, 275 in einer andern Gemeinde desselben Kantons, 91 in einem andern Kanton. Dazu kommen 46 Ausländer und 1 Heimathsloser.

Die Zahl Derjenigen, welche ihren Heimathskanton bewohnen, hat im letzten Decennium um 41‰ abgenommen; dagegen hat zugenommen die Zahl derjenigen Schweizerbürger, die in einem andern als dem Heimathskanton sich aufhalten, um 25‰, der Ausländer um 17‰.

Die Kantonsbürger sind am stärksten vertreten in Appenzell Innerrhoden, Luzern, Wallis, Uri, Tessin, Aargau, Bern, Schwyz, Unterwalden und Graubünden, nämlich zu mehr als 900‰, am schwächsten in Neuenburg (523‰), Genf (494‰) und Baselstadt (306‰).

Am zahlreichsten findet man die Schweizerbürger anderer Kantone in Baselstadt (406‰), Neuenburg (372‰) und Zug (218‰). Dagegen hat Appenzell Innerrhoden auf je 1000 Seelen nur 31, Wallis nur 19, Tessin nur 4.

Die meisten Ausländer finden sich in Genf (346‰), Baselstadt (287‰) und Neuenburg (99‰). Dagegen hat Unterwalden nid dem Wald auf je 1000 Seelen nur 5, Uri 6, Unterwalden ob dem Wald 7, Luzern 8.

Die immer anwachsende Zahl von Schweizerbürgern, welche in anderen Kantonen niedergelassen sind, zeigt sich u. a. auch darin von praktischer Wichtigkeit, weil von Bundeswegen die diesfälligen Rechtsverhältnisse erst geregelt werden müssen. Bis jetzt folgte hierin jeder Kanton seiner eignen Auffassung, und da konnten eine Menge Unbilligkeiten, Unklarheiten und Streitigkeiten nicht vermieden werden. Es sei z. B. ein Zürcher A im Kanton St. Gallen wohnhaft: Zürich hält am sogenannten Heimathsprinzip fest und fordert von demselben A den Beitrag zur Armensteuer seiner Heimathsgemeinde; St. Gallen hingegen hält am Territorialprinzip fest und fordert von demselben A den Beitrag an die Armensteuer seiner Wohngemeinde. So hat A das Vergnügen, doppelt besteuert zu werden: einmal zu Gunsten des Heimathsprinzips und einmal zu Gunsten des Territorialprinzips. In ähnlicher Weise müssen die vormundschaftlichen, die Erbschafts-, die Ehescheidungsverhältnisse, die Angelegenheit der gerichtlichen Betreibungen und Konkurse geregelt werden, und das für eine Zahl von circa 230,000 Schweizerbürgern. E—i.

Fischfang und Fische bei Odessa.

In den meisten europäischen Ländern, welche Meeresküsten besitzen, widmet man in der letzten Zeit der Fischkultur große Aufmerksamkeit. So auch in Rußland. In einem Bericht des „Archivs für die wissenschaftliche Kunde von Rußland" finden wir nachstehende Bemerkungen über den Fischfang bei Odessa.

Der odessaer Fischmarkt wird nicht nur von den nächstgelegenen Küsten des Schwarzen Meeres versorgt, sondern auch von den Mündungen des Dniestr, des Bug und des Dnjepr und aus den angrenzenden Seen oder Limanen. Man findet ihn daher in jeder Jahreszeit sehr mannigfaltig ausgestattet. Es fehlen indessen bis auf wenige Ausnahmen diejenigen Fische, die wegen ihrer Kleinheit oder aus anderen Gründen nicht als Nahrungsmittel dienen, wie die Stichlinge (Gasterosteus), die Seenadeln (Syngnathus), die Haie (russ. Akuly). Eine vollständige Kenntniß der Fische, die an der Nordküste des Schwarzen Meeres vorkommen, kann man aber nur erlangen, wenn man außer dem genannten Markt auch die Fischereien besucht und bei denselben dem Herausziehen der Netze und anderer Fanggeräthe beiwohnt.

Der Fischfang an der Nordküste des Schwarzen Meeres geschieht überhaupt mit 1) sogenannten Newody, d. i. etwa Zugnetzen; 2) den sogenannten Merjöji, d. i. etwa Wandnetzen; 3) mit Senken (russ. Podjomnyia sjeti, d. h. Hebenetzen); 4) mit sogenannten Samolowi, d. i. Selbstfängen, und 5) mit Angeln (russ. Udotschki).

Die Newody oder Zugnetze sind von sehr verschiedener Größe und namentlich von 200 bis 1500 Saschen (d. h. 1400 bis 10,500 engl. F.) Länge bei zwei bis vier Saschen (d. h. 14 bis 28 engl. F.) Höhe. Man fängt mit denselben fast jede Art von Fischen, kann sie aber nur da anwenden, wo das Ufer flach abfällt und sandig ist. Die Küste an der Nordseite von Odessa bei dem sogenannten Peresip (d. h. der Umschüttung oder Anschüttung) besitzt diese Beschaffenheit, auch liegen an ihr eine ganze Reihe von sogenannten Netzfischereien (Newodnie rybnie sawodi) oder Gebäuden, in denen die Fischer wohnen und ihre Geräthe aufbewahren. Neben jedem dieser Gebäude liegt eine Warte, welche aus einer etwas geneigt in die Erde gegrabenen hohen hölzernen Säule besteht, die ihrer Länge nach mit quer gegen sie gestellten Stufen oder Sprossen und am obern Ende mit einem Sitze versehen ist. Auf diesen Gerüsten sitzen am Tage fast immer einige wachthabende Fischer, um, so weit ihr Auge reicht, das Meer zu beobachten. Sobald sie eine Schaar von Makrelen (russ. Skombrija, d. i. Skomber Skombrus L.) gegen die Küste anrücken sehen, geben sie ihren Gefährten ein verabredetes Zeichen, so daß diese Zeit haben, ihr Netz danach auszuwerfen. Es ist bemerkenswerth, daß dergleichen Warten schon von den alten Griechen angewendet und Ichthyoskopi oder Thynoskopi genannt wurden.

Südlich von Odessa ist eine beträchtliche Strecke der Küste so steil und felsig, daß sie die Anwendung der Zugnetze (Newody) nicht zuläßt, weshalb denn auch an dieser Seite der Stadt erst jenseits des Ortes Lustdorf Fischereien bestehen.

Die Merjoja ist ein Netz, dessen Maschen bis zu sieben engl. Zoll (¼ Arschin) im Durchmesser haben und aus sehr festen Schnüren (is bitschewok, d. h. aus Peitschenschnüren) bestehen. Sie ist mehr als 100 Saschen (700 engl. Fuß) lang und gegen sieben Fuß breit. Dieses Netz wird durch angebundenen Ballast auf dem Meeresboden aufgestellt und verbleibt daselbst einige Tage und bisweilen auch eine ganze Woche. Es fangen sich in diesen Netzen fast nur große Butten und Rochen und es wird von den ersteren ein sehr beträchtlicher Fang einige Werst südlich von Odessa, bei dem sogenannten kleinen Brunnen (Maloi fontan) betrieben.

Die Senken (Podjomnyia sjeti) sind sehr dicht gestrickt und bilden so zu sagen riesige Schlünde. Sie sind theils viereckig, theils rund und werden mittelst Rollen und Winden, die am Ufer befestigt sind, in horizontaler Lage auf den Meeresboden niedergelassen. Sie verbleiben nur 10 bis 15 Minuten in dieser Lage und werden dann wieder schnell herausgezogen oder besser zu sagen aufgehoben. Einige solcher Senknetze liegen an der odessaer Landungsbrücke zum Fange verschiedener kleiner Fischarten, namentlich Atherina pontica *Eichw.*, Alausa

Cultriventrix *Nordm.*, Alausa delikatula *Nordm.*, Mullus barbatus *L.*, Gobius pellucidus *Kessl.*

Selbstfänge (Samolowi) nennt man große eiserne Haken, die an einem starken Stricke (der sog. Chrebtina, d. i. Rückgrat) fest verbunden sind. Man nennt sie so, weil sie ohne jeden Köder angewendet werden. Große Fische, vorzüglich die Störe und Hansen, gehen an diese Haken, wahrscheinlich nur aus Neugierde, bewegen sich um dieselben und bleiben auf diese Weise mit verschiedenen Theilen ihres Körpers hängen. Da viele Fische durch diese Haken schwer verwundet werden, sich aber dennoch losreißen, so ist die Anwendung dieser Selbstfänge, so viel ich weiß, in den Flüssen gesetzlich verboten und nur im offenen Meere erlaubt. Die Fischereien, welche die Selbstfänge als vorzüglichstes Geräth gebrauchen, werden Hakenfischereien genannt. Bei Odessa giebt es keine, wohl aber an den Mündungen des Dnjepr und Dnjestr, wo viele sogenannte „Rothfische" vorkommen.

Das Fischen mit Angeln ist in Odessa und in der Umgebung dieser Stadt in starkem Gebrauch. Sowohl an der Landungsbrücke als auch an dem südlich von der Stadt gelegenen felsigen Ufer sieht man täglich viele Angler. Sie fangen hauptsächlich Gobius-Arten, Makrelen, Platessa luskus Pall. (russ. Glossi). Als Köder an den Angeln gebraucht man vorzüglich kleine Seekrebse von den Gattungen Krangon und Palaemon, außerdem aber auch verschiedene kleine Fische, wie z. B. Atherina und kleine Sardellen.

Unter den Seefischen, welche im Sommer auf den odessaer Markt gebracht werden, sind die folgenden sowohl ihrer Menge als ihres wohlschmeckenden Fleisches halber sehr geschätzt.

1) Slomber slombrus L. (russ. Skombria, Skumbria oder Balamut). Dieser ausgezeichnete Fisch, welcher längs der ganzen Küste des westlichen Europa's den Hauptgegenstand des Fanges ausmacht und dort Makrele genannt wird, findet sich den ganzen Sommer über an der Nordküste des Schwarzen Meeres. Er zieht fast immer in großen Schaaren dicht an der Oberfläche des Wassers, so daß das Meer durch sein Erscheinen geschwärzt und so zu sagen getrübt wird, weshalb ihn auch die moldauer Russen Balamut genannt haben. Die Makrele des Schwarzen Meeres ist nicht sehr groß, selten über 12 engl. Zoll lang, hat aber ein sehr zartes Fleisch. 10 Stück derselben werden in Odessa je nach der Jahreszeit mit 15 bis 30 Kopeken bezahlt. Man fängt sie vorzüglich mit großen Zugnetzen, doch beißen sie auch leicht an die Angel. Die jungen Makrelen, welche sich immer in abgesonderten Schaaren halten, werden von den Russen Sschibrik und von den Griechen Tschirus genannt.

2) Kephal (Mugil). Die Benennung Kephal bezeichnet nicht eine Art, sondern ein Geschlecht von Fischen, indem darunter diejenigen Arten der Gattung Mugil verstanden werden, die im Schwarzen Meere vorkommen. Diese sind namentlich: Mugil kephalus Cuv., M. Chelo Cuv., M. auratus Risso, M. saliens Risso. Von diesen wird M. kephalus fast 2,3 engl. Fuß lang und mehr als 10 Pfund schwer, aber M. saliens nicht mehr als sieben engl. Zoll lang. Der Kephal ist im Allgemeinen ein runder, rundschuppiger kräftiger Fisch, hat aber gar keine zum Ergreifen und Zerbeißen seiner Beute geschickte Zähne. Er nährt sich daher vorzugsweise von weichen Substanzen, wie Pflanzen, Würmern und kleinen Insekten. Wie die Makrele zieht er in großen Schaaren und hält sich den ganzen Sommer über an der Nordküste des Schwarzen Meeres, indem er nicht selten in die Salzseen eindringt, die durch Wasserarme (oder nach einem dortigen Provinzialismus: Eriki) mit diesem Meere zusammenhangen.

Das Fleisch der Kephalen oder Mugil-Arten gilt für noch wohlschmeckender als das der Makrelen.

3) Die als Rhombus maeoticus Pall. bekannte Scholle (russ. Kambula). Dieser Seitenschwimmer erreicht 2 Fuß Länge bei 1,3 Fuß Höhe und 40 russische Pfund Gewicht. Seine linke Seite, an der sich beide Augen befinden, zeigt beträchtliche Farbenverschiedenheiten, die wahrscheinlich von dem Lebensalter und von dem Aufenthaltsorte abhängen. Sie wird mit dem Alter des Individuums gleichartiger und dunkler. Die rechte augenlose Seite ist nicht immer von reinem Weiß, sondern nicht selten mit einigen schwarzbraunen Flecken versehen. Ebenso sind auch die knöchernen Schilde, welche die Seiten ihres Körpers unregelmäßig besetzen, sehr verschiedenartig.

Die Kambula und namentlich die großen Individuen dieser Species halten sich fast immer in beträchtlicher Tiefe, weshalb auch über ihre Lebensart wenig bekannt ist. Sie gehören so zu sagen zu den ansässigen Fischen, denn, obgleich sie je nach ihrem Lebensalter und der Jahreszeit von einer Lokalität in eine andere übergehen, so geschieht doch dies nie durch große Wanderungen oder Reisen. Die Kambula laicht zu Anfang des Frühjahrs. Größere Individuen dieser Art werden fast ausschließlich in den starken Wandnetzen (Merjoji) gefangen, kleinere aber auch in den Zugnetzen und an Angeln.

4) Gobius-Arten, russisch: Bytschki (d. h. kleine Ochsen). Sie sind für das Schwarze Meer besonders charakteristisch. Von 25 Arten, die man bis jetzt aus diesem Meeresbecken beschrieben hat, gehen nur zwei oder drei auch in das benachbarte Mittelländische Meer über. Die pontischen Gobius-Arten unterscheiden sich außerdem von denen des Mittelländischen Meeres durch ihre Größe und durch die starke Entwickelung ihrer Flossen, besonders der zweiten Rücken- und der Analflosse. Die vorzüglichste Eigenthümlichkeit der Gobius-Arten liegt aber ohne Zweifel in der seltsamen Form ihrer Bauchflosse. Anstatt zweier getrennten Bauchflossen findet sich nämlich bei ihnen nur eine, in Gestalt eines flachen, breiten Trichters, dessen Wand an der Vorderseite mit einem tiefen Einschnitt versehen wäre. Dieser Trichter wird wahrscheinlich während des Schwimmens nahe an die Kehle des Fisches gehoben, um zur Unterstützung des Kopfes zu dienen, der bei jedem Gobius sehr groß ist.

Die Bytschki bevölkern in zahlloser Menge die Küstenstriche des Schwarzen Meeres und die Limane (Hasse) der in dasselbe mündenden Flüsse. Viele von ihnen leben auch in den Flüssen selbst und in den mit dem Meere zusammenhangenden Salzseen. Einige Arten dieser Gattung halten sich vorzüglich zwischen Steinen, während andere den Aufenthalt zwischen Seegräsern vorziehen. Ganz nackte, sandige Stellen sind aber allen zuwider. Auszeichnend für dieselben ist auch eine besondere Sorgfalt für ihre Eier, welche sie entweder in gefahrlose, enge Höhlungen zwischen Steinen ablegen oder auch in künstlich gebaute Nester. Von der anderen Seite sind sie aber sehr räuberisch, so daß sie sich gegenseitig ausrotten. Die größeren Individuen fressen kleinere und schonen dabei nicht einmal ihre eigene Nachkommenschaft.

Die Unruhen auf Neuseeland und deren Veranlassung.

Der Krieg mit den Maoris gewinnt eine immer größere Ausdehnung. Es handelt sich dabei um einen Rassenkampf, in welchem zuletzt die „Wilden" den englischen Civilisationsbarbaren erliegen werden. Aber nach Allem, was von Seiten der Engländer gegen die neuseeländischen Eingeborenen an Unthaten und Gewaltsamkeiten verübt worden ist, klingt es doch seltsam, wenn diese Engländer sich beklagen und von Barbarei sprechen, weil britische Soldaten von den Maoris ermordet werden. Leute, welche z. B. in Australien planmäßig Hetzjagden gegen die Eingeborenen angestellt haben und dieselben niederschossen, als seien sie Kängerus oder Opossums, haben gar kein Recht, ihrerseits über „Barbarei" zu schreien. Der Spieß wird einfach umgekehrt; ihnen geschieht nur, wie sie selber gethan haben. (Siehe Globus V, S. 95.)

Die um ihr Land betrogenen Maoris haben nun einen Kampf der Verzweiflung begonnen. Sie sahen, daß das fremde Element mehr und mehr überwucherte und sie zurückdrängte; sie sind wie Fremdlinge in ihrem eigenen Hause geworden. Selbst das, was die europäische Civilisation ihnen Gutes zubrachte, schlug zum Nachtheil aus, denn es paßt für sie nicht, ist ihrer ganzen Anlage und Begabung unangemessen, sie können es platterdings nicht mit ihrem Innern verquicken.

Es ist gar nicht die Schuld dieser Leute, wenn diese ihnen zugebrachte oder mehr oder weniger aufgezwungene Civilisation rein äußerlich und durchweg auswendig bleibt; sie können eben nicht anders. Welch ein Rühmen hatten die Missionäre von diesen Maoris gemacht, die, einst Menschenfresser, nun so gute und glaubensstarke anglikanische Christen geworden seien und am „Sabbath" so exemplarisch sich benähmen! Man fand sie „charmant", als ein Maorihäuptling englische Gentlemen bewirthete, Messer und Gabeln aus Birmingham auf dem Tische liegen hatte, nicht mit den Fingern speiste, die Suppe aus Wedgwood-Porzellan aß, Roastbeef und Plumpudding verzehrte und die Gesundheit der Königin Victoria in hochheimer Schaumwein ausbrachte. Kein Zweifel, es hatte mit der „Civilisation" der Maoris seine volle Richtigkeit. Und nun?

Selbst die Städte sind nicht sicher vor den Eingeborenen, die Noth der Engländer ist groß; die Berichte sagen: „daß die gesammte weiße Bevölkerung mit Vernichtung bedroht" sei. Man ruft die Goldgräber unter die Waffen, hat die australischen Kolonien um Rettung angefleht und Werbeoffiziere nach Sydney und Melbourne gesandt, von wo dann auch schon, zu Ende Augusts und Anfang Septembers, einige tausend Freiwillige auf Dampfern nach Auckland befördert wurden.

Die Bewegung hat beinahe alle Maoristämme ergriffen, nur einige wenige nördlich von Auckland und einige Häuptlinge auf der südlichen Halbinsel waren noch nicht feindselig aufgetreten, aber auch ihnen durfte man keineswegs trauen. In vorderster Reihe stehen die Waikato, an dem gleichnamigen Flusse, nur etwa 12 deutsche Meilen südlich von der Hauptstadt Auckland, und die Truppenbewegungen waren zunächst gegen diese muthigen und gefährlichen Feinde gerichtet. Am 17. Juli gelang es den Engländern, sie aus einer ihrer Befestigungen bei Kohiroa zu verdrängen, aber damit war wenig gewonnen, weil jene sich sofort in eine noch stärkere Position am Waikato zurückzogen. Sie haben weit und breit ein ganzes System, ein Netzwerk von Schießgruben und viele stark befestigte „Pah's", landesübliche Burgen, die einen äußerst schwierigen Zugang haben und mit großer Tapferkeit vertheidigt werden. Einige wurden von Dampfern aus, aber ohne Erfolg, bombardirt. Bisher sind die meisten Angriffe, welche von den Engländern gegen derartige Pah's unternommen wurden, fehlgeschlagen, und sie haben allemal eine große Menge Menschen dabei eingebüßt. Wird aber ein Pah wirklich genommen, dann ist auch noch nicht viel gewonnen, weil die Maoris sich stets die Rückzugslinie offenhalten und sofort wieder in einem andern Pah verschanzt dastehen.

In einem Brief aus Auckland heißt es: „Wir haben einen Krieg auf Leben und Tod. Die Stadt Taranaki ist nur sicher, weil jeder Bürger als Soldat dient; in Wellington und Hawkes-Bay erwarten wir täglich einen Ausbruch." Alle regelmäßigen Truppen, welche bisher in Australien und auf Tasmanien standen, sind nach Neuseeland befehligt worden. Freiwilligen ist, nach Beendigung des Krieges, Ländereibesitz auf Kosten der Waikatos in Aussicht gestellt, und damit ausgesprochen worden, daß die Maoris ihren Grund und Boden verwirkt haben. Man sieht keine Rettung, außer in einem System von Militärkolonien, etwa in der Weise, wie die Römer dergleichen in eroberten Ländern hatten; jeder Kolonist soll zugleich Soldat sein. —

Was die Folge aller dieser Wirren und blutigen Fehden sein wird, ist klar genug. Das Verhängniß nimmt seinen Gang und will sich erfüllen. Die braunen Leute müssen zu Grunde gehen; sie werden von den Weißen ausgerottet. Nachdem schon die Goldentdeckungen viele tausende von Abenteurern — und was für welche! — nach Neuseeland gelockt hat, zieht nun der Krieg eine zweite Stromfluth solcher Leute heran, welcher ohne Zweifel eine dritte folgt. Viele dieser weißen Leute werden den Beschwerden oder den Kugeln der Maoris erliegen, aber trotzdem wird das Land sich füllen und den Urbewohnern wird es ergehen, wie etwa den einst so mächtigen Irokesen, welche einst weit und breit Nordamerika mit ihrem Kriegsruhm erfüllten. Vor nun hundert Jahren war ihr „Bund der sechs Nationen" noch sehr gefürchtet; gegenwärtig leben noch ein paar tausend Nachkommen dieser Tapferen in sogenannten „Reserven", kleinen Gebieten, in welche sie gleichsam eingepfercht sind. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß jenen Maoris, welche den Kampf überleben, ein ähnliches oder gleiches Loos zu Theil wird. Denn dieser Krieg ist sicherlich noch nicht der letzte: der Uebermuth der Sieger und die Verzweiflung der braunen Leute wird zeitweilig kleinere Fehden hervorrufen, welche dann allmählig das Werk der Vernichtung vollenden.

Schon früher haben wir (Globus IV, S. 218 ff.) das vortreffliche Buch Ferdinand von Hochstetter's über Neuseeland, Stuttgart 1863, Cotta'scher Verlag, besprochen und dasselbe nach Verdienst gewürdigt. Es ist eine meisterhafte Arbeit, in welcher namentlich auch die Maoris eingehend behandelt werden. Wer die betreffenden Abschnitte liest, wird sofort begreifen, um was es sich bei dem Kampfe handelte und wie nichtsnutzig die ganze Art und Weise ist, in welcher die londoner Blätter, voran natürlich die Times, die neuseeländischen Streitigkeiten ihren Lesern darstellen. Sie gehen alle von der selbstsüchtigen Maxime aus: What is good for England, is good for the world! Dieser Ausspruch rührt von dem bekannten Freihandels-Agitator Wilson her, welcher diesem Satze gemäß viele Jahre lang seinen „Economist" schrieb, der in Deutschland, namentlich in Berlin, so viele Gläubige fand.

Wilson wurde dann Unterstaatssekretär, ging nach Indien, um dort das Finanzwesen nach seiner Maxime zu ordnen, und scheiterte. Richard Burton, über dessen Wanderungen an der Küste von Afrika wir demnächst reden, bezeichnet Wilson's Maxime as a farcical sentiment. Aber die Engländer legen sie fast überall als Maaßstab an; John Bull meint: „Was gut für England ist, ist gut für die ganze Welt." Doch das beiläufig.

Hochstetter hebt hervor, daß fast gleichzeitig mit der napoleonischen Auffassung des „Rechts der Nationalitäten" auch unter den Eingeborenen Neuseelands eine nationale Bewegung begann, „deren Endziel Befreiung von der Fremdherrschaft sein sollte und Gründung eines Maoristaates unter einem nationalen Maori-Könige". Diese Bewegung hat ihre klaren, leicht nachweisbaren Ursachen in dem gegenseitigen Verhältnisse der Maoris und der eingewanderten Europäer.

Die Thatsache, daß seit Einwanderung der Fremden die Zahl der Maoris von Jahr zu Jahr eine geringere wurde, während jene der Europäer zunahm, entging den Maoris nicht; ihr Bewußtsein, daß eine gänzliche Abhängigkeit von der mächtigern Rasse und völlige Unterdrückung nicht ausbleiben werde, mußte zum Gegensatz und Widerstand führen. „Wo zwei verschiedene Rassen so in einem Lande beisammen wohnen, da mußte es zu Konflikten kommen, früher oder später."

Die Partei, von welcher die nationale Bewegung ausging, gehörte den mächtigen Waikatostämmen im Centrum der Insel an und dehnte ihren Einfluß bald auch auf andere Stämme aus. Durch die Wahl eines Maorikönigs und Einführung einer eigenen Gerichtsbarkeit fanden die Engländer ihre „Souverainetät" beeinträchtigt, die Maoris, Urbesitzer des Landes, wollten fortan den Engländern keinen Grund und Boden mehr verkaufen und dadurch gegen eine weitere Ausdehnung der Europäer eine Schranke ziehen.

Die englische Regierung ignorirte anfangs das Fastnachtsspiel eines Maorikönigs. Die Sache hatte aber ihre sehr ernste Seite. Die Maoris hielten öfters zahlreich besuchte Runanga's, politische Versammlungen, und als Hochstetter 1859 den Maorikönig und die Führer der Bewegung persönlich kennen lernte, begriff er sofort die ganze Tragweite der Bestrebungen.

Nationalgefühl und Unabhängigkeitssinn waren bei den Maoris von jeher stark ausgeprägt. Diese Eingeborenen hatten sehr viele Ursachen zur Unzufriedenheit gegen die englische Regierung, welche für ihre Beschwerden nur ein taubes Ohr hatte. Die Landgesetze wurden schlecht gehandhabt; die Regierung zeigte sich gleichgültig gegen die Interessen der Maoris. Nichts, sagten diese, geschehe, um Gesetz und Ordnung einzuführen; der Gouverneur kümmere sich nicht um seine Landeskinder, mache nie Reisen ins Innere, um sich von dem Zustande der Eingeborenen zu überzeugen, verstehe auch die Maorisprache nicht. Deshalb müßten die Häuptlinge, welche nach der Stadt kommen, mit untergeordneten Leuten verkehren, nicht, wie es doch ihrer Würde angemessen sei, mit dem Gouverneur selbst. Recht und Gerechtigkeit habe im Innern des Landes keine Vertreter; die Regierung sehe ruhig zu, wie die alten Stammesfeindseligkeiten bei dem geringsten Anlaß zu offenen blutigen Kriegen führen, durch welche die Eingeborenen mehr und mehr decimirt würden. Die Regierung führe wohl genaue statistische Protokolle über die Zahl der Eingeborenen, aus denen sie berechne, um wie viel ihre Zahl sich jährlich vermindere, sie thue aber Nichts, um die Ursache dieses Aussterbens zu heben. Man belaste die für die Eingeborenen aus Europa eingeführten Waaren mit ungerechtem Zoll, indem eine einfache wollene Decke, wie sie jeder Maori nothwendig für seine Kleidung gebrauche, nach dem Gewichte besteuert sei und mehr Zoll bezahlen müsse, als das Seidenkleid und die Spitzen, welche die reichen europäischen Damen in der Stadt tragen. Man unterwerfe den Verkauf von Munition und Schießwaffen an die Eingeborenen strengen Gesetzen, lasse aber Spiritnosen aller Art, deren Genuß nur schädlich wirken könne, ungehindert verkaufen. Im Allgemeinen sei das Benehmen der Europäer gegen die Maoris ein solches, als ob diese ein niedrigeres, nur zum Sklavendienst bestimmtes Volk seien.

Hochstetter erzählt folgende, sehr bezeichnende Thatsache. Zwei Maorimädchen saßen in der Stadt Auckland an der Straße. Eine englische Dame, Frau eines sehr geachteten Missionärs, der im Innern wohnte, fragte: „Was macht Ihr hier?" Die Mädchen antworteten unhöflich: „Was geht das Euch an!" Als die Frau sich zu erkennen gab, entschuldigten sich beide, weil sie „eine Mutter aus dem Innern" erkannten und sagten: „Wir werden hier wie Hunde behandelt und deshalb behandeln wir die Europäer auch so."

Die Maoris sind wesentlich ein ackerbautreibendes Volk, aber sie benutzen den Boden in verschwenderischem Style. Ihr rechtliches Verhältniß zu Grund und Boden ist schwankend. Herrenloses Land gab es nicht auf Neuseeland, aber auch weder Staatsland noch Privatland, sondern der Bezirk, welchen ein Stamm bewohnte, war in communistischem Sinne sein Eigenthum, der Boden war, wie Luft und Wasser, Gemeingut aller Stammesgenossen; jeder konnte Gebrauch davon machen, wie er wollte, und so lange er sein Stück bearbeitete, hatte er eine Art Eigenthumsrecht auf dasselbe. Es wurde erworben durch Besitznahme und als Eigenthum bewahrt durch ununterbrochene Besitzesübung. Der Besitz des Einzelnen war durch seinen Conner mit dem Stamme rechtlich gesichert; einen andern Begriff von Privateigenthum gab es nicht.

Diese Verhältnisse hatten schon vor der Einwanderung der Europäer zu vielen Fehden geführt, durch Verträge mit den Engländern bekam dann der Landbesitz auch Geldeswerth, indem man nun Land verkaufte. Dabei machten die Maoris, denen das Ganze neu war, oft die übertriebensten Ansprüche, z. B. auf Entschädigungen, wenn auch gar kein Grund dazu vorhanden war. Vor dem Vertrage von Waitangi, welchen die Engländer mit den Maoris schlossen, hatten die Häuptlinge oft ganze Bezirke für ein paar Pfund Tabak oder einige Werkzeuge verkauft. Jenem Vertrage zufolge bezahlte nun die Regierung für jeden Acre einen Schilling, also 10 Silbergroschen. Aber unter den Maoris bildete sich eine sogenannte Land-Ligue und diese suchte jeden weiteren Verkauf zu verhindern.

So wuchs die gegenseitige Spannung, aber die Maoris beschränkten sich noch auf passiven Widerstand. Sie wünschten gesellschaftliche und staatliche Einrichtungen und eine derartige Regelung ihrer Verhältnisse, daß ihre Rasse vor dem Aussterben gesichert werde, und die Bewegung war nicht unmittelbar gegen die Autorität der Königin von England gerichtet. Aber unter den bisherigen Bedingungen wollten sie kein Land mehr verkaufen. Die Regierung aber wollte dergleichen für die Einwanderer haben. Den ersten Anlaß zu Feindseligkeiten gab ein Landverkauf in der Provinz Taranaki, an der Südwestküste der Nordinsel. Ein Eingeborener hatte 600 Acres bei Neu-Plymouth verkauft; aber der Häuptling Wiremu Kingi widersetzte sich, weil der Verkäufer kein Recht habe, Land ohne des Häuptlings Bewilligung zu verkaufen und trieb die Feldmesser fort. Diese kamen unter dem Schutz englischer Truppen wieder, im März 1860, und die Maoris bauten nun ein Pah, eine Festung, welche von den Engländern angegriffen wurde. Diese thaten

den ersten Schuß und waren demnach, den Anschauungen der Maoris zufolge, für alles weitere Blutvergießen allein verantwortlich. Seitdem ist dann diese Fehde zu einem Rassen- und Vernichtungskampf angewachsen.

Die Maoris haben nun ihren König. Ihre Nationalflagge ist weiß, mit Roth eingefaßt, hat ein rothes Kreuz, drei Sterne und trägt die Inschrift: Nuitireni, d. h. Neuseeland. Die drei Sterne gelten als Sinnbilder der drei Grundsätze des neuen Königthums, nämlich: Whakapono, Aroba, Ture, also: Glaube, Liebe, Gesetz.

Die Kurgane in den südrussischen Steppen.

Kleinere oder größere künstlich aufgeworfene Erdhügel, die sich in verschiedenen Formen durch das südliche Rußland und im Norden durch ganz Südsibirien hindurch bis in das Gebiet des Amurstromes erstrecken, nennt man in Rußland Kurgane. Daß sie nicht von einem Volke herrühren und nicht einerlei Bestimmung hatten, ist klar, so sehr auch noch die Meinungen über ihre Bedeutung von einander abweichen. Man muß allerdings zweierlei Arten Kurgane unterscheiden. Grabkurgane oder Erdaufwürfe über Gräbern und einfache Kurgane, die keine Gräber enthalten. Sie unterscheiden sich namentlich durch ihre Lage. Die Grabkurgane trifft man einzeln oder in Mehrzahl an einem Orte, aber ohne Regelmäßigkeit in ihrer gegenseitigen Lage und sie zeigen keine durchgehende Verbindung mit benachbarten Kurganen, während die einfachen Kurgane stets in einer gewissen Verbindung mit den ihnen zunächst liegenden stehen. Die in den südlichen Theilen des Gouvernements Jeniseisk, namentlich im Kreise Minussinsk, in so großer Zahl vorkommenden Kurgane gehören der ersten Klasse an; hier gibt es viele Thäler, welche mit Grabkurganen für einzelne oder Familien dicht übersäet sind; die Gräber sind stets mit Fliesen oder Thonschiefer eingefaßt. Die Umwohner nennen sie „Tschudengräber" und graben aus denselben allerlei Metallgegenstände: Säbel, Messer, Dolche, Ringe, Pferdegebisse u. s. w. aus. Einzelne solcher Gegenstände kommen bei den russischen Landbewohnern häufig vor.

Nach Stepanow dienen die einfachen Kurgane, welche keine Grabstätten sind, als Landzeichen (Majak) oder Wegweiser, wodurch der Verband der kriegerischen Horden auf dem Zuge gegen Westen den nachfolgenden oder weit entfernten Schaaren den Weg habe anzeigen wollen. Beobachtet man diese Art Kurgane genauer, so entdeckt man in ihrer Stellung eine besondere Regelmäßigkeit, welche deutlich auf eine Verbindung derselben unter einander hinweist. Ein russischer Reisender, dessen Namen nicht angegeben ist, bemerkt hierüber in der Sewernaja ptschela vom 18. Juni 1852: „Die ersten Kurgane auf meinem Wege von Moskau nach der Krim sah ich auf der ersten Station von Bjelgorod nach Charkow und dann fand ich sie fortwährend in den Gouvernements Charkow, Poltawa, Jekaterinoslaw, dem Lande der donischen Kosaken, Taurien und Cherson. Da ich die Kurgane täglich sah, so bemerkte ich immer, daß sie je nach einer Richtung hin stets in derselben Ordnung wie zu einem bestimmten Zweck errichtet waren. Erstens kamen mir keine einzelnen Kurgane vor und stets liefen sie zu zwei, zu drei, zu vier, zu fünf bei einander fort, zu sechs sah ich keine; sie standen nicht in einem Haufen beisammen, sondern immer in einer Reihe, wobei der größte in der Mitte war; dieser letztere hatte fast stets in seinem Gipfel eine Vertiefung, als wäre hier eine große Grube gewesen. In jeder solcher Reihe waren die sie bildenden Kurgane nach einer Richtung aufgeworfen. Die Linie, der eine Kurganreihe folgt, läuft meistens von Osten nach Westen und die zusammenstehenden Gruppen von Kurganen befinden sich meist in gleicher Entfernung von einander. Diese Entfernung beträgt etwa 100 Werst, so daß man einen freien Blick von einer Kurganreihe zur andern hat. Jede Kurganlinie enthält nur gleichartige Reihen, wenn in einer Linie nur zwei Kurgane sind, so finden sich auf der ganzen Linie in dieser Richtung immer nur zwei Kurgane. Es gab allerdings auch Linien mit wechselnden Reihen, so daß eine Reihe von zwei Kurganen mit einer andern von drei u. s. w. wechselte, aber dieser Wechsel tritt in einer bestimmten Ordnung, regelmäßig und nicht bunt durcheinander ein.

Auf diese von mir bemerkte Stellung und Einrichtung der Kurgane fußend, glaube ich, daß sie im Alterthum allerdings errichtet wurden, um den Weg durch die Steppen zu zeigen, daß sie somit als Wegweiser dienten. Die Verschiedenartigkeit der Kurganreihen bezeichnete die Verschiedenheit der Wege, so daß man wissen konnte, welcher bestimmten Kurganlinie man bei der Unternehmung eines Zuges zu folgen habe. Wenn man noch jetzt irgend einer Linie gleichartiger Kurganreihen folgt, so geht der Weg gerade aus und wendet sich nicht ordnungslos von einer Seite zur andern. Mir scheint, wenn man die Steppenkurgane auf einer Karte anmerkte, mit Bezeichnung der Linien gleichartiger Reihen und der Form der Kurgane in den Reihen, so würde die allgemeine Vergleichung ihrer Richtungen zu interessanten Ergebnissen führen.

Bei einer solchen Anordnung konnten die Steppenkurgane keine religiöse Bedeutung haben. Die Bildsäulen, welche man auf der Höhe einiger dieser Kurgane findet und die das russische Volk „Mütterchen" (baba) nennt, lassen zwar Beziehungen zu Religionsgebräuchen vermuthen. Die Bilder gleichen sich alle und sind von sehr roher Arbeit; sie bestehen aus dicken Granitblöcken und stellen eine weibliche Figur mit zwei Brüsten dar. Auf den Kurganen trifft man sie selten noch, da sie meist fortgeschleppt sind."

Einem Berichte aus Nikopol entnehmen wir über den zuletzt aufgefundenen großartigen Grabkurgan Folgendes. Er lag im Gouvernement Jekaterinoslaw drei Werst von der tschertomlitzkischen Station und hatte durch seine Größe schon lange die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Denn er war 40 Faden lang, 32 Faden breit und 8 Faden hoch, auf seiner Spitze stand eine große steinerne Figur, wahrscheinlich ein altes Götzenbild. Bei der Aufgrabung fand sich unter der obern Erdschicht eine Schicht von gewaltigen Steinen, die aber, wie es ihre Beschaffenheit nachwies, von weit her geschleppt sein mußten. Als man die Steine fortgeschafft hatte, kam man auf zwei Lagen Asche, die nur durch eine dünne Sandschicht von einander getrennt waren. Man sieht daraus, welch eine hohe Wichtigkeit dieser Grabhügel in den Augen Derer gehabt haben muß, die ihn aufgeworfen haben, da sie alle Mittel anwandten, um ihn so unverwüstlich als möglich zu machen und seinen Inhalt vor den spähenden Augen der Menschen zu verbergen.

In der Mitte des Kurgans fand man zwei Menschengerippe, ein männliches und ein weibliches. Ersteres trug einen

starken goldenen Reif um den Hals, letzteres war mit goldenen Ohrringen seltsamer Form und mit dicken fünffach gewundenen Armbändern geschmückt. Hinter diesen beiden Gerippen standen die Skelette von 11 Pferden, die höchst wahrscheinlich lebendig mit ihren Gebietern begraben worden waren. Das lederne Zaumzeug zerfiel bei der leisesten Berührung in Staub. Neben dem weiblichen Gerippe lag eine bronzene seltsam geformte Lampe; um ein eiförmiges Becken, das zur Aufnahme des Oels bestimmt war, waren acht längliche Schälchen sternförmig angebracht, an deren Enden noch deutlich die Vorrichtung zur Befestigung des Dochtes zu erkennen ist.

Dicht an dem Orte, an welchem die beiden Gerippe aufgefunden wurden, stieß man auf einen Keller, der durch eine breite Sandschicht in zwei Theile getrennt war. In dem ersteren fand man (zu Anfang Juli 1863) drei bronzene Vasen, von derselben Form, aber verschiedener Größe und mit Verzierungen in Gestalt von Ziegenböcken versehen. Im zweiten Keller lag nur ein Kind; dagegen hat die Entdeckung eines in die Keller führenden unterirdischen Ganges zur Auffindung von höchst werthvollen silbernen und goldenen Schmucksachen geführt, deren Werth auf 30,000 Rubel angegeben wird. Außer vielen goldenen Ohrringen, Armbändern, Ringen u. s. w. fand man eine massive silberne Schüssel und eine silberne Vase. Alle diese Kostbarkeiten lagen bunt durch einander im Sande zerstreut; rund herum lagen große aus schwarzem Thon angefertigte und mit Asche und Erde angefüllte Töpfe, eiserne Pfeilspitzen und andere Waffenstücke, deren seltsame Form die Errichtung dieses Grabhügels in die fernsten Zeiten zu versetzen scheint, als noch skythische Reiter über die unabsehbaren Steppen Südrußlands sprengten und Tod und Vernichtung in die Reihen der Legionen trugen, die den römischen Adler auch in diesen unwirthbaren Gegenden als Zeichen der Weltherrschaft aufpflanzen wollten.

Sitten und Gebräuche der Malayen auf der Insel Karimon.

Nach eigenen Beobachtungen geschildert von **R. Dach**, Bergingenieur in Freiberg.

I.

Die Malayen wohnen im südlichen Malaka und auf vielen Inseln des hinterindischen Archipelagus. Sie sind durch ihre äußere Erscheinung, Gebräuche und zum Theil auch durch ihre Religion wesentlich von den benachbarten Völkern verschieden. — Was ich hier von ihrer Lebensweise und ihren Sitten erzählen will, bezieht sich zum größten Theil nur auf solche, welche die kleinen Inseln bewohnen und eine ärmere, noch weniger kultivirte Volksklasse bilden. In ihren Städten, an den Höfen ihrer Fürsten und in den europäischen Kolonien sind sie in vielen Beziehungen anders.

Der Malaye hat eine hellbraune, etwas ins Röthliche spielende Hautfarbe, ist gewöhnlich von mittlerer Größe und wohlproportionirtem Körperbau, doch sind die Züge des Gesichtes grob, ein Umstand, durch den er sich stark von dem Bengalen unterscheidet, dessen Gesicht, trotz seiner dunkelbraunen Farbe, oft auch dem Europäer schön erscheint. Die Religion der Malayen ist die mohammedanische, doch darf man eine wirkliche Kenntniß der Lehre des Propheten und ein Festhalten an den von ihm eingesetzten Gebräuchen fast nur bei den Radschas (Fürsten) und ihren Umgebungen suchen. Das gemeine Volk, wie ich es bei einem längern Aufenthalt auf einer kleinen Insel des indischen Archipels kennen lernte, hat eigentlich nur Aberglauben und spricht selten von Allah, desto mehr aber von Setan, dem Teufel. —

Durchgängig sind die Malayen schlechte Arbeiter, aber an sich nicht etwa ungeschickt; sie verstehen es recht wohl, mit den einfachsten Geräthen zierliche Häuser aus Bambusrohr oder Holz zu errichten, starke und hübsche Boote zu bauen, in Holz zu schnitzen, zu spinnen, zu weben und Waffen zu schmieden, aber zu einer schweren, anhaltenden Anstrengung sind sie unbrauchbar. Deshalb beschäftigen sie sich auch verhältnißmäßig wenig mit dem Bebauen von Feldern, sondern pflanzen lieber Kokospalmen und Bananen, welche regelmäßig und ohne Pflege ihre Früchte bringen. Fischfang und Handel mit ihren Landesprodukten bringen ihnen genug ein, um ihre äußerst bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen, denn an Kleidungsstücken bedarf der Malaye nur des Sarong, das heißt eines um die Hüften geschlungenen, bis fast zu den Füßen niederhängenden Tuches und eines Kopftuches; Jacke und Hose sind schon seltene Luxusartikel. Hat er außerdem Reis, ein wenig Fisch und einige Bananen, so ist er vollkommen zufrieden gestellt und wird gewiß nicht arbeiten, um Ersparnisse zu machen oder sich noch weitere Genüsse zu verschaffen. Die Häuser sind aus Bambus oder aus Matten hergestellt und stehen meist nicht unmittelbar auf dem Erdboden, sondern ruhen auf mehrere Fuß hohen Pfählen, um die Feuchtigkeit des Bodens und die Schlangen abzuhalten.

Während der heißen Tageszeit in diesen Hütten zu kauern, ohne irgend eine Beschäftigung, und den Abend mit malerisch über eine Schulter geworfenem Sarong und stolz emporgehaltenem Kopf langsamen Schrittes umher zu spazieren, ist hinreichender Zeitvertreib für einen Malayen. Die häuslichen Arbeiten, denen sich die Frau zu unterziehen hat, sind begreiflicher Weise auch sehr unbedeutend und beschränken sich wohl einzig auf das Zubereiten der genannten einfachen Speisen. Den Reis unterwerfen die Weiber einem sehr sorgfältigen Reinigungsprozeß, indem sie ihn erst in einem hölzernen Troge mit einem einige Zoll dicken Stabe stampfen und dann in einem sehr flachen und breiten Korbe heftig rütteln und aufwerfen. Im Essen läßt sich ein Malaye nie stören, meine Leute kamen auf meinen Ruf stets sehr eilfertig herbei, aber vom Essen stand gewiß Keiner auf, auch in einem dringenden Falle nicht. Ich konnte es durch anhaltendes Rufen höchstens dahin bringen, daß Einer oder der Andere den Kopf aus seiner Hütte hervorstreckte und mir kauend zurief: „Tuan saya makan!“ (Herr, ich esse.) —

Große Freunde sind die Malayen von Singen und Tanzen. Die Lieder, welche ich allabendlich singen hörte, hatten sehr einförmige Melodien, in denen fast jede fünfte oder sechste Note ein Triller war. Da die Leute stets mit undeutlicher, näselnder Stimme sangen, so konnte ich selten mehr, als das in jedem Liede sich häufig wiederholende Wort „makan“ (essen) verstehen. Es scheint demnach, daß der poetische Gedankenflug dieser Lieder nicht hoch ging. Der Gesang wird meistens durch regelmäßiges Taktschlagen auf einer flachen

metallenen Trommel begleitet und der Tanz entweder von einer einzelnen Person oder von zwei gegen einander tanzenden ausgeführt. Er besteht in einem graziösen Neigen und Drehen des Körpers mit entsprechenden Bewegungen der Arme und des Kopfes, wobei der Tanzende nicht etwa hüpft, sondern nur langsam abgemessenen Schrittes sich nach verschiedenen Richtungen hinwendet.

Oft sah ich, wie schon ganz kleine Kinder, die noch vollkommen unbekleidet umherliefen, mit durchaus ernster Miene und nicht ohne Geschick auf solche Weise tanzten, wie sie es von den Erwachsenen gesehen hatten.

Mehrmals halte ich den Anblick eines Waffentanzes, der von zwei Männern ausgeführt wird. Zu diesem Schauspiel kam stets die ganze Bevölkerung unsers kleinen Dorfes zusammen und setzte sich lachend und schwatzend unter den Kokospalmen am Strande in einem Kreise nieder, grell beleuchtet von einigen Fackeln, die auf in die Erde gesteckten Pfählen befestigt waren. Nun erscheinen die Musikanten: ein alter Mann mit einem dudelsackartigen Instrument, dessen gellende Töne eine auffallende Aehnlichkeit mit Kindergeschrei haben und auf dem er die wunderlichsten, sehr mißtönenden Phantasien vorträgt. An seiner Seite kauern einige nackte Knaben, die mit rasender Geschwindigkeit kleine, zwischen den Knien eingeklemmte Pauken mit den Fingern bearbeiten, während ein hinter ihnen stehender Mann in langsameren Takte mit einem, mit Baumwollenzeug umwickelten Holzklöppel auf die Metalltrommel schlägt. Langsam tritt jetzt ein Tänzer, möglichst gut und sauber gekleidet, in den Kreis und beginnt in der oben angedeuteten Weise zu tanzen; nach einiger Zeit bückt er sich nieder und hebt einen Säbel vom Boden auf, den er betrachtet, die Schneide prüft und dann langsam, wie fechtend, zu schwingen beginnt. Er nimmt verschiedene phantastische Fechterstellungen ein, versteckt den Säbel hinter seinem Rücken oder einem Bein, schleicht sachte vorwärts und führt einen plötzlichen Streich gegen einen eingebildeten Feind. Nachdem er es einige Zeit so getrieben hat, setzt er sich seitwärts nieder und läßt einen zweiten Tänzer dasselbe Spiel wiederholen. Plötzlich aber erhebt sich der erste wieder und schreitet, den Säbel in der Faust, auf seinen Gegner zu. Beide umtanzen sich nun langsam, ihre Arme und Waffen im Takte schwingend. Doch allmälig werden ihre Bewegungen drohender, sie führen zuerst langsame, endlich aber raschere Schläge gegen einander; der Eine bückt sich und stößt nach dem Beine seines Feindes, während dieser, bei Seite springend, nach dessen Kopf schlägt. Aber auch hierbei umkreisen sie sich, noch immer tanzend, mit einer gewissen Regelmäßigkeit ihrer Bewegungen. Endlich sind Beide bis zu einem solchen Grade erhitzt, daß man keinen Tanz, sondern einen wirklichen Kampf zu sehen glaubt; sie springen gegen einander, der Eine führt einen wüthenden Streich, während der Andere, schnell ausweichend, sich auf ein Knie fallen läßt, die Säbel klirren laut zusammen. Dann umschleichen sich die Tänzer eine Zeit lang, tief, fast bis auf den Boden gebückt, um schnell wieder auf einander loszustürzen. Beide vergessen so ganz, daß sie nur tanzen, daß sie endlich laut kreischend umherspringen, während auch ein Theil der Zuschauer sich von dem Boden erhebt und mit Händeklatschen und Geschrei sein Vergnügen zu erkennen gibt. Die Musikanten haben ein rascheres Tempo angenommen und blasen und schlagen, so heftig sie nur können, um den Schluß des Schauspiels so effektvoll wie möglich zu machen.

Endlich treten die beiden Tänzer erschöpft aus einander und verlassen den Kreis, in den aber bald ein neues Paar eintritt, um denselben Tanz zu wiederholen.

Solche Abendunterhaltungen fanden aber nur selten statt; für gewöhnlich hörte ich Abends nur leisen Gesang mit Trommelbegleitung oder auch nur ein eintöniges Schlagen auf die Trommel aus einem oder dem andern der am Meeresstrande hin zerstreuten Häuser hervorklingen, denn auch in den herrlichsten Mondscheinnächten blieben Alle in ihren Wohnungen, während ich oft, selbst nach ermüdender Tagesbeschäftigung, Stunden lang mich nicht satt sehen konnte an der Pracht einer solchen klaren, tropischen Nacht, wenn nach der übermäßigen Hitze des Tages ein kühleres Lüftchen über das Meer her kam, das klare Bild des Mondes sich zitternd darin bewegte und dann durch die Kronen der Kokospalmen über mir fuhr, deren kolossale gefiederte Blätter rauschend zusammenschlugen.

Den Malayen, als Mohammedanern, ist es erlaubt, mehrere Frauen zu heirathen, doch machen, der dadurch erwachsenden Kosten wegen, nur Wenige von dieser Freiheit Gebrauch. Auf der Insel (Karimon), die ich bewohnte, hatte nur der einige Stunden weit von meinem Wohnplatz residirende Radscha mehrere Weiber, etwa 15, die manchmal der Unterhaltung wegen, nur von einigen Ruderern begleitet, in einem Boot zu unserem Kampong (Dorf) kamen, denn unnöthig eifersüchtig, wie sonst die Mohammedaner, sind die Malayen nicht. Die Frauen und Mädchen gehen unverschleiert und auch nur leicht gekleidet; meist haben sie nur einen Sarong unter den Armen her über der Brust zusammen geschlungen; seltener tragen sie noch eine lange weiße Jacke. —

Eine besondere Feierlichkeit ist, einige Tage vor der Hochzeit, die Uebergabe des zur häuslichen Einrichtung bestimmten Vermögens des Bräutigams an den Vater der Braut. Ein Mädchen unseres Kampongs sollte von einem im Dienste des Radscha stehenden jungen Mann heimgeführt werden; zu diesem Zweck hatte er eine Summe Geldes, wohlweislich Alles in Kupfermünze, daß es mehr aussähe, bei sich, und dieses Geld wurde in festlichem Zuge in das Haus der Braut gebracht. Sechs verheirathete Frauen trugen das Geld in kleine, bunte Tücher gewickelt auf den Schultern, langsam daher schreitend, umgeben von einer Schaar junger Männer, die lachend, schreiend und tanzend fortwährend ihre Flinten luden und abschossen. Als sich der Zug dem Hause der Braut genähert halte, traten aus demselben einige Männer mit gezogenem Kris (langem Dolch) hervor und widersetzten sich dem Weitergehen der Frauen; aber die Begleiter derselben zogen nun auch ihre Waffen und erzwangen sich durch ein Scheingefecht den Zugang zu dem Hause und den Eintritt in dasselbe.

Wenn die Weiber der Malayen auch im gewöhnlichen Leben eine erträgliche Stellung haben, so sind sie doch ihren Männern tief untergeordnet und ganz von denselben abhängig, was z. B. daraus hervorgeht, daß ein Mann seine Frau an seinen Gläubiger als Pfand übergeben kann und daß sie dann mit diesem zusammen wohnen muß, bis sie durch Bezahlung der Schuld zurückgekauft wird. Ich habe gesehen, wie ein Mann den allgemeinen Unwillen und Zorn seiner Nachbarn erregte, als er heimlich mit seiner Frau, die er schon seinem Gläubiger übergeben halte, davon laufen wollte. Das Ende des Streites war, daß man den liebenden Ehemann fortjagte und die Frau in des Gläubigers Haus zurückkehrte.

Aus allen Erdtheilen.

Die Insel Ischia. Unter den gleich Blumen ins Meer gestreuten Inseln, welche in den Meereswogen an Italiens Küste auftauchen, ist keine so lieblich und anmuthig, als Ischia. Homer gedenkt ihrer in der Ilias zuerst unter dem Namen Enarime; Strabo und Plinius geben ihr den Namen Pithekusa und Aenaria, von denen der letzte von Aeneas herstammen soll, der hier mit seinen Schiffen landete. Ischia ist rein vulkanischen Ursprungs. Der hoch gehobene, scharf und grotesk gezackte Epomeo, welcher 2368′ über dem Meeresspiegel liegt, war einst der Centralpunkt der gewaltigen unterirdischen Kräfte. Ihn umgeben, meist gegen Süden und Westen, ein Dutzend kleinere Vulkane. Ganz unabhängig steht der kühn und isolirt gegen Nordwest vorgeschobene Monte Vico da.

Die Insel Ischia. (Nach einer Originalzeichnung.)

Ischia ist von etwa 30,000 Menschen bewohnt, von denen ungefähr der fünfte Theil Einwanderer aus Neapel und den gegenüber liegenden Küsten des festen Landes sind. Die Ischioten sind ein schöner und kräftiger Menschenschlag. Ihre Physiognomie hat etwas Edles; die bräunliche Gesichtsfarbe und das schwarze Haar lassen den Südländer erkennen. Die Frauen sind groß, schlank und nicht ohne Grazie; unter den Mädchen finden sich Schönheiten. Ihre Nationaltracht ist der griechischen ähnlich; sie besteht aus einem grünen und rothen Mieder, mit Goldborten und Stickereien aufs Zierlichste eingefaßt, doch ist sie nun fast ganz verschwunden. Männer und Frauen arbeiten in den Weingärten und wenn die Ernte vorüber ist, beschäftigen sich Mädchen und Frauen mit dem Wirken der Leinwand, weben Teppiche oder flechten Körbe und Hüte aus Stroh.

Die Insel wird in drei Bezirke getheilt, von denen jeder seinen Friedensrichter und Syndicus hat. Das Städtchen Ischia ist der Sitz eines Bischofs, es liegt am östlichsten Punkte der Insel hart am Meere; im Hafen finden selbst kleine Dampfboote Schutz. Das Kastell von Ischia, welches unsere Abbildung vorführt, liegt ernst und gebieterisch auf einem 320′ hohen Felsen, welcher sich isolirt gegen Procida aus dem Meere erhebt und vermöge eines Dammes und einer Brücke mit dem Städtchen verbunden ist. Die schwarzen und kahlen Mauern beherbergen eine kleine Besatzung.

Das vorzüglichste Produkt der Insel ist der Wein, besonders der weiße; er wird am Spalier oder an kleinen Stöcken gezogen. Er kann mehrere Jahre aufbewahrt werden, ist ein sehr gesundes Getränk und wird nach Rom und Genua ausgeführt. Zwischen den Weinstöcken gedeihen Feigen, Citronen, Aprikosen, Pfirsiche, Johannisbrod ꝛc. Besonders berühmt sind die Feigen, die getrocknet einen bedeutenden Ausfuhrartikel bilden. Getreide und Gemüse werden wenig gebaut und die Anpflanzung der Oelbäume ist vernachlässigt. Seide und Baumwolle wird nur zu eigenem Bedarf gewonnen.

Die Fischerei ist sehr einträglich und besonders die des Thunfisches, mit welcher sich die Fischer von Ischia und Foria vorzugsweise beschäftigen; auch der Fang der Delphine, Schwertfische und Hundefische ist gewinnbringend. Von wilden Säugethieren werden auf der Insel nur Hasen und Kaninchen angetroffen; unter den Zugvögeln werden besonders Wachteln zu Tausenden gefangen.

Ischia ist seit den ältesten Zeiten seiner Mineral- und Heilquellen wegen berühmt. Als bekannt und chemisch untersucht befinden sich hier 35 Mineralquellen, die viel von Kranken besucht werden.

Der Umfang des ganzen Eilandes beträgt 18 Miglien, wenn die verschiedenen Biegungen eingerechnet werden. Eine Fahrt zu Wasser um die Insel erfordert bei stiller See acht Stunden. Sehr lohnend ist eine Besteigung des Epomeo, dessen weißer Trachytgipfel spitz wie eine Nadel austäuft. Man überschaut die Kette der Apenninen von Terracina bis nach Calabrien, die Bai von Neapel, die Inseln Capri und Procida, welche gleich Smaragden aus dem Meere auftauchen und die ganze von vulkanischen Kräften zerrissene Insel Ischia.

Wien. (Gesellschaftsreise nach Konstantinopel und Athen im Frühjahre.) Das ausführliche Programm für die Gesellschaftsreise im Jahre 1864 nach Konstantinopel und Athen, welche in Wien durch den Redakteur der k. Wiener Zeitung k. k. Rath Dr. Leopold Schweitzer und den Redakteur Franz Tuvora organisirt wird, liegt uns vor. Darnach wird die Reisegesellschaft Samstag den 26. März 1864 den Hafen von Triest verlassen, am 31. März in Konstantinopel (wo sechstägiger Aufenthalt genommen wird) und Samstag den 9. April in Athen eintreffen. Außerdem werden noch zum kurzen Aufenthalte Corfu, Zante, Syra, Smyrna, Ancona und Venedig berührt. Der Preis einer Theilnehmer-Karte ist mit 230 fl. in Banknoten ö. W. festgesetzt, wofür während der ganzen 20tägigen Reise alle wie immer gearteten Reisebedürfnisse bestritten werden. Für die Fahrt zur See ist ein Separat-Dampfer gemiethet, welcher außer den Theilnehmern Niemand an Bord nimmt. Die Bedingungen für diese Reise sind sehr günstig; im vorigen Jahre hatten die Theilnehmer an einen Cafétier, dem das Subscriptions- und Kassawesen der Unternehmung zufällig anvertraut war, 350 fl. (somit um 120 fl. mehr als jetzt) zu bezahlen. Ueberdieß werden diesmal auch drei Hafenplätze mehr besucht. Das Programm wird auf Verlangen durch die Expedition der k. Wiener Zeitung zugesendet. Dasselbe bietet auch für Nichtreisende Interesse. Die zahlreichen Illustrationen, welche nach Originalzeichnungen Tuvora's dem Texte eingeflochten sind, zeigen uns das neue Serail, die Sophien-Moschee, einen türkischen Banquier, der sein Geschäft auf der Straße ausübt, einen öffentlichen Schreiber, verschleierte türkische Frauen u. dgl. m.

Aus Ostindien. In Bombay soll eine große orientalische Bibliothek errichtet werden, welche auch alle in Sanskritsprache erschienenen Werke umfassen wird.

Die Andamanen-Inseln, über die unsere Kenntniß noch eine sehr lückenhafte ist, sollen wieder in den Kreis europäischer Einwirkungen gezogen werden. Wie die Bombay-Gazette vom 14. Oktober d. J. meldet, begiebt sich der Präsident Robert Napier in der nächsten Zeit nach Port Blair auf den Andamanen.

Die Nachrichten über den Stand der Baumwolle sind sehr befriedigend; in allen Theilen Indiens steht sie prächtig und man sieht einer Ernte entgegen, welche die des verflossenen Jahres um das Doppelte übertreffen wird.

Wie sehr es sich die britische Regierung angelegen sein läßt, den Ackerbau Ostindiens zu heben, ersieht man auch daraus, daß für Januar 1864 eine große Landwirthschaftliche Ausstellung in Calcutta in Aussicht gestellt ist. Die Vorarbeiten sind im besten Gange und von allen Seiten kommt man dem Unternehmen bereitwillig entgegen.

Aufsehen erregt in Indien die Ankunft eines griechischen Reisenden, Georg Constantin, der mit einem russischen Passe und Creditiven von österreichischen, preußischen und englischen Konsuln versehen von Petersburg aus über Moskau, Astrachan, durch Innerasien und Kaschmir nach dem Pendschab kam, von wo er über Kapoort-Stalla nach Calcutta ging. Er spricht fließend Französisch, hatte eine Unterredung mit dem Maharadscha von Kaschmir und ist mit Karten und Instrumenten wohl versehen.

Ueber die großartigen Fortschritte des ostindischen Eisenbahnnetzes haben wir zu wiederholten Malen berichtet. Jetzt sind wieder Ingenieure von England abgegangen, um die Industhal-Eisenbahn von Kotri bis Multan aufzunehmen, welche die Sind- und Pendschab-Eisenbahnen verbindet und auf diese Weise eine ununterbrochene Verbindungsbahn zwischen Karratschi und Lahore und Delhi herstellt, wo sich dann die östliche Bahn nach Calcutta anschließt. So hat Ostindien eine fortlaufende Bahn von 2200 engl. Meilen Länge von Calcutta am Bengalischen Meerbusen bis nach Karratschi am Arabischen Golf.

Aus Calcutta wird gemeldet, daß von dort aus eine Expedition nach Bhotan unter Leitung des Missionärs Ashley Eden aufbrechen wird, welchen der Photograph Simpson, 50 Sikhs und 50 Sappeure und Bergleute begleiten werden. Seit 1838 Kapitain Pamberton in Bhotan war, ist keine Mission wieder nach diesem barbarischen Staate vorgedrungen. A. Eden wird von Westen aus über Dardschiling einzudringen versuchen. Bhotan ist ein indochinesischer Staat, der in einem nominellen Abhängigkeitsverhältniß zu China steht. Es dehnt sich 230 engl. Miles längs des Himalaya aus und hat eine Fläche von 19,000 engl. Quadratmeilen urbaren Bodens; Kupfer soll reichlich vorkommen und die Lage für Theebau sehr geeignet sein. Die Einwohner sind eine lasterhafte degenerirte Rasse, unter der Polyandrie vorherrscht. Der Deh Radschah oder das geistliche Staatsoberhaupt, gleich dem Mikado in Japan, ist gewöhnlich ein Knabe, der als Staatsgefangener gehalten wird, und das weltliche Oberhaupt, der Dhurm Radschah, wird von den drei mächtigsten Pillos oder Gouverneuren erwählt, doch selten länger als drei Jahre in der Regierung belassen. In dem schönen Lande, dessen schneebedeckte Gipfel sich bis zu 25,000 Fuß erheben, herrscht aber Armuth und Faulheit. Eden will zunächst die „Winterresidenz" Tassisudon besuchen und später sich nach der „Sommerresidenz" Purrukka begeben, die 1838, als sie Pemberton besuchte, aus 15 verfallenen Häusern bestand.

Unser Landsmann Dr. Marfels, welcher in Rangun ansässig ist, hat eine Reise nach den Schan-Ländern angetreten, die zwischen britisch Barmah und Kambodscha liegen.

Die Rani Baïdscha Baïe. Im vorigen Sommer starb hochbetagt diese ostindische Fürstin, Großmutter des Maharadscha Scindiah (des mächtigsten Maharattenherrschers). Sie war eine orientalische Fürstin alten Schlages, lebte in Glanz und Pracht, hatte aber ein wildes und tyrannisches Gemüth, für welches auch die nachstehende Thatsache Zeugniß ablegt. Die Rani (d. h. Königin) unternahm von der großen Stadt Udschein aus eine Reise mit großem Gefolge. Nachts fehlte es an Oel für die Fackeln, und die Rani wollte doch weiter. Ein Diener fand eine kleine Bude, in welcher Reis, Oel und andere Waaren für den Bedarf der armen Leute in der Umgegend verkauft wurden; die Krämerin wollte aber in später Nacht nicht öffnen, vielleicht weil sie besorgte, keine Zahlung zu erhalten, und erklärte: sie habe für die Rani um diese Zeit kein Oel. Die Fürstin lag inzwischen in ihrem silbernen Tragsessel. Als ihr jene Antwort hinterbracht wurde, ließ sie das arme Weib vor sich bringen und dasselbe dick mit kostbaren Seidenstoffen umwickeln; sie wurde mit dem Oele, welches man der Krämerin wegnahm, durch und durch getränkt und dann in Brand gesteckt. Die Rani sah zu, bis die Frau verkohlt war; die ganze Zeit über mußten die Sängerinnen, Tänzerinnen und Musikanten des königlichen Gefolges rings um das Opfer herum tanzen, singen und spielen. So ging es in Indien her, als dort noch die gute alte Zeit war.

Ein Streit wegen der Göttin Parisnath bewegt die Gemüther in Delhi und wirft für uns ein Schlaglicht auf die eigenthümlichen Verhältnisse in Indien. Die Parisnath ist eine Göttin, die recht obscön aussieht, aber bei vielen Millionen Hindus in großer Verehrung steht. Ihr Bild war unter ungeheuerm Pomp und lautem Jubel in einen neuen Tempel gebracht worden, welchen man ihr außerhalb der Thore Delhi's gebaut hatte. Aber dieser neue Tempel gefiel der eigensinnigen Göttin nicht; sie verlangte, durch den Mund ihrer Priester, wieder in den Tempel zurückgebracht zu werden, in welchem sie seit Jahrtausenden Verehrung genossen hatte. Als man sie in eine neue Wohnung brachte, ließ es sich nicht umgehen, daß auch die Truppen der Ostindischen Kompagnie an der hohen Festlichkeit betheiligt wurden; das hatte aber keinen weitern Anstand, weil man solche Sipahis auswählte, welche zu den Verehrern der Göttin gehörten. Diese präsentirten das Gewehr, während inzwischen die englischen Offiziere wegsahen. Gegenwärtig tritt aber eine bedenkliche Schwierigkeit ein. Die Parisnath zählt eine große Menge von Gegnern unter den Hindu selbst. Als ihr Bild einmal, vor etwa 40 Jahren, in Prozession durch die Straßen von Delhi getragen wurde, entstand ein gewaltiger Aufstand und möglicherweise könnte auch jetzt ein solcher ausbrechen. Die englischen Truppen sind gegenwärtig königliche Soldaten und wollen vor dem Idol das Gewehr nicht präsentiren. Nun gehören aber die Serrodschis, Anhänger der Parisnath, zu den einflußreichsten Leuten in Delhi; sie zählen namentlich alle reichen Banquiers und

Juwelenhändler unter sich und vertheidigen die Sache ihrer geliebten Göttin in zwei Zeitungen. Sie wollen nun das Andenken an jenen oben erwähnten Aufstand feiern und zugleich das obscöne Götzenbild mit allem Pomp wieder in die Stadt bringen, wo der alte Tempel, welchen die Engländer 1857 fast ganz zerstört hatten, mit außerordentlichem Glanze wieder hergestellt worden ist. Sie verlangen sogar, daß zwei europäische Kompagnien den feierlichen Einzug verherrlichen sollen. Die indische Regierung ist nun in einer Art von Klemme und hat den Serrodschis vorgeschlagen, das Idol, mit Seidenstoffen verhüllt, bei Nacht durch die Straßen von Delhi zu tragen, allerdings bei Fackelschein; dann würden die Feinde der Parisnath, welche andere nicht so uralte und weniger stolze Gottheiten verehren, weniger Anstoß an der Prozession nehmen. Diese Angelegenheit war seit Monaten in der Schwebe und die indische Regierung ist dadurch in Verlegenheit gerathen, denn sie hat Gründe genug, die Verehrer der Göttin zu schonen und darf es doch nicht mit den Feinden der Parisnath verderben.

In **Nicaragua** hat man das alte Projekt eines interoceanischen Kanals wieder auf's Tapet gebracht. Der bekannte Franzose Felix Belly, welcher vor einigen Jahren sich ein Privilegium auswirkte, aber keinen Spaten rührte, hat dasselbe für 350,000 Dollars an eine Spekulantenkompagnie verkauft, welche sich in Frankreich „hoher Protektion" erfreut. Die peruanische Regierung war geneigt, die Hälfte der Aktien zu übernehmen und künftig die Guanosendungen über Nicaragua zu dirigiren. Man will übrigens darauf verzichten, einen Kanal für große Seeschiffe herzustellen und sich mit einer Wassertiefe von 10 Fuß begnügen. Die Länge des Ganzen soll 290 Miles betragen und für $2^1/_2$ Millionen Pfund Sterling hergestellt werden. —

Die Sache wird wohl wieder auf einen Schwindel hinauslaufen. Ohnehin wäre mit einem 10 Fuß tiefen Kanale dem großen Weltverkehr gar nichts genützt, der einen breiten, mindestens 30 Fuß tiefen Kanal erfordern würde, damit Clipper und Dampfer von 2000 bis 3000 Tonnen Trächtigkeit ohne Weiteres aus einem Ocean in den andern fahren könnten. Das doppelte Umladen an beiden Enden des Kanals auf kleinere Fahrzeuge müßte die Fracht dermaßen vertheuern, daß die Benutzung des Kanals gar keinen Nutzen brächte. —

Wir lesen so eben, daß die an der Spitze stehenden Ingenieure Loos und Samuel heißen und daß Belly erklärt, er habe an diese Leute sein Privilegium nicht verkauft, sondern an — den berüchtigten Spielhöllenhalter und Radikalen James Fazy in Genf. Er will den mit diesem Spekulanten abgeschlossenen Vertrag von der costaricensischen Regierung und auch von Seiten Nicaragua's ratificiren lassen. Alle Schiffe, welche den Kanal benutzen, sollen unter Schweizerflagge fahren. Wir wiederholen, daß bei dieser Kanalangelegenheit auch jetzt, wie schon in früheren Zeiten mehrmals, der Schwindel eine Hauptrolle spielt. Im besten Falle würde der Kanal fertig sein, wenn in Peru die Guanolager längst erschöpft sind.

Costa rica. Während die übrigen centralamerikanischen Republiken durch Kriege zerrüttet werden, verhält sich, bis jetzt wenigstens, dieser kleine Staat ruhig und bleibt neutral. Der Präsident erklärte in seiner Eröffnungsrede im Kongresse, daß er keinen Gebrauch von geheimer Polizei mache und die Denk- und Preßfreiheit nicht beeinträchtigen wolle. Es ist in einer Kreolenrepublik, wo allemal nur ein geringer Theil der Bewohner lesen und schreiben kann, von sehr wohlthätigem Einfluß, wenn neue Schulen gegründet werden. Costa rica hat im laufenden Jahre dergleichen eröffnet in den Ortschaften Liberia, Bagaces, Cañas, Santa Cruz, Nicoya, Boquerones, Cardinal und Cañas dulces. Einem neuen Gesetze zufolge muß jeder Familienvater seine Kinder vom siebenten bis zum vierzehnten Jahr in die Schule senden. In der Provinz Heredia werden elf Knaben- und zwei Mädchenschulen von mehr als 1000 Kindern besucht. Der Straßenbau, welcher nicht minder nothwendig wäre, ist seither noch vernachlässigt worden.

Der neue Präsident heißt Jimenez; er wurde einstimmig gewählt, fand aber trotzdem im Kongreß eine scharfe Opposition. Deshalb löste er am 1. August den Kongreß auf. In San José, der Hauptstadt, ist eine anglo-costaricensische Bank gegründet worden. Als eine sehr zweckmäßige Neuerung erscheint der Bau eines Gefängnisses für weibliche Sträflinge; bisher hatte man dieselben mit den männlichen Verbrechern zusammen eingesperrt!

In **Neugranada,** das jetzt den Titel „Vereinigte Staaten von Columbia" angenommen hat, hat der durch eine Revolution an die Spitze gelangte General Mosquera einen erbitterten Kampf gegen die Geistlichkeit eröffnet, welche sich in allen Kreolenrepubliken mehr in die politischen Angelegenheiten einmengt, als für ihren geistlichen Beruf ersprießlich ist. Mosquera hat viele Kirchen geschlossen und erklärt, daß er „in Südamerika das von Martin Luther begonnene Werk weiter führen werde". Jeder Priester soll dem Staate eidlich Treue und Gehorsam geloben; wer das verweigert oder dem geleisteten Eide zuwiderhandelt, wird auf drei Jahre aus der Republik verbannt; die Geistlichkeit ist den gewöhnlichen Tribunalen unterstellt, die geistliche Gerichtsbarkeit wird aufgehoben. Alle Mönchs- und Nonnenorden werden verboten und an den Papst soll niemals, unter keinerlei Namen und Bedingung, ein Gesandter geschickt werden.

Nebenher verfolgt Mosquera seinen Plan, die drei Republiken des ehemaligen Columbia (nämlich Neugranada, Venezuela und Ecuador) wieder zu vereinigen. Schon daraus erkennt man, daß es in dem Kopfe dieses Mannes sehr abenteuerlich aussieht. Die neueste, am 8. Mai zu Rio Negro veröffentlichte Constitution von Columbia (d. h. Neugranada) ist schon auf eine solche demokratisch-republikanisch-föderale Staatenbildung zugeschnitten. Uebrigens herrscht großes Mißvergnügen gegen den Diktator Mosquera und neue Revolutionen werden nicht ausbleiben.

Neugranada hat von allen südamerikanischen Republiken die allermeisten politischen Experimente gemacht und zwar mehr blutige als unblutige. Es ist von Anfang an kein einziges Jahr vergangen, in welchem es nicht eine Revolution oder verschiedene Aufstände gehabt hätte. Man ging bis an die äußerste Grenze der Demokratie in einem Lande, wo drei Viertheile der Bewohner völlig ohne Civilisation sind. Aber das Radikalste ist den leitenden Politikern noch nicht radikal genug; sie möchten etwas erfinden und einführen, was noch darüber hinausgeht. Nun hat man halsbrechende Versuche mit einer neuen Art von Föderalismus gemacht und ist, wie das bei anarchischen Zuständen zu gehen pflegt, einer Soldatendiktatur zur Beute geworden. Dieser folgen dann wieder Revolutionen.

Ecuador. Wir erwähnten neulich das zwischen dieser Republik und dem päpstlichen Stuhl abgeschlossene Konkordat, durch welches eigentlich die Geistlichkeit zur Gebieterin des Landes gemacht wurde und fügten (S. 63) als unsere Ansicht hinzu, daß dieser Vertrag auf keine lange Dauer zu rechnen habe. So ist es auch gekommen. Zuerst erhob die Stadtbehörde von Guayaquil Einspruch und der Kongreß, welcher am 10. August in Quito zusammentrat, hat dieses Konkordat ohne Weiteres über den Haufen geworfen; es ist ungiltig.

Chile. Die Chilenen setzen sich in dem Gebiete, welches bis jetzt noch im Besitze unabhängiger Indianer, der Araukaner, ist, immer mehr fest und haben neuerdings drei Ansiedelungen in demselben gegründet: Mulchen, Lebu und Angol.

Neue Reisen in Westaustralien. Die Hauptstadt dieser Kolonie ist Perth am Schwanenflusse. Etwas östlich landeinwärts liegt York. Von diesem Punkt aus war am 17. Mai 1863 Leroy ausgezogen, um die noch nicht erforschte Region nach Nordnordosten hin zu untersuchen. Am 31. Juli kam er von seiner Reise zurück, nachdem er etwa 100 Miles zurückgelegt und unterwegs keinen Mann verloren hatte. Seine Ergebnisse sind genau derart, wie sie durchschnittlich in Australien zu sein pflegen. Leroy behauptet in seinem Berichte, das von ihm besuchte Land eigne sich zum Ackerbau; gleichzeitig räumt er aber ein, daß es nicht immer Wasser habe, daß Wild fehle und Alles eine Wüstenei sei! Wasser, meint Leroy, könne man haben, wenn man nur tief genug darnach grabe! Er mußte umkehren, weil in diesem, angeblich zum Ackerbau geeigneten Lande mehrere Pferde verhungerten und die übrigen zu Gerippen abmagerten. Mit der „Kolonisirung" einer solchen Gegend wird es also wohl noch Zeit haben. Leroy war auch an der Küste, wo das Land gleichfalls unfruchtbar ist.

Das Schiff Daphne, welches die südliche Küste besuchte, fand keinen guten Boden. Larnach, welcher bei der Landspitze Malcolm ans Land ging, fand nur Wüstenei. Leroy kam bis 30° 30′ südlicher Breite, 122° 40′ östlicher Länge.

Der Handel Japans mit dem Ausland ist, trotz aller Zerwürfnisse und der großen Verlegenheiten, welche durch das unverständige Gebahren der Engländer hervorgerufen worden, in stetem Anwachsen. Die zu Nangasaki erscheinende englische Zeitung bringt die Belege dafür. Das Handelsjahr der europäischen Kaufleute in Japan beginnt mit dem 1. Juli. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1862 betrug, in britischen Fahrzeugen, die Ausfuhr den Werth von 253,337 Pfd. St., dagegen in den sechs ersten Monaten 1863 schon 561,120 Pf. St.; die Einfuhr respektive 68,981 und 111,470 Pfd. St.; auch hier ergibt sich also eine beträchtliche Steigerung. Bei den Importen spielt Blei eine bedeutende Rolle, eben so Zinn.

Bei den Ausfuhren steht Seide in erster Reihe. Seit Anfang 1862 ist die Nachfrage nach japanischer Seide in Europa immer stärker geworden, weil sie sich für manche Fabrikate vortrefflich eignet und der chinesischen überlegen ist. Sie nimmt viel mehr und viel intensiver die Farbe an, namentlich die schwarze. Die Ernte von 1862/63 ergab in Japan doppelt so viel wie im Vorjahre, während China einen Ausfall hatte; auch die Ernte von 1863/64 hat sich sehr gut angelassen. Die ersten Proben von japanischer Seide kamen 1859 nach Japan und eine sorgfältige Prüfung ergab, daß sie allen europäischen und asiatischen Sorten weit überlegen war. Sofort stellte sich großer Begehr ein und der Export stieg rasch; er betrug 1859/60 etwa 6000 Ballen, 1860/61 schon 10,000, im folgenden Jahre 12,000 und ist 1862/63 schon auf 26,000 Ballen gestiegen. Ein Ballen japanischer Seide, 85 Catties schwer, kostet durchschnittlich, Ausfuhrzoll, Kommissionsgebühr, überhaupt alle Unkosten mitgerechnet, 370 Dollars, also für 26,000 Ballen etwa 9,620,000 Dollars (ungefähr 2,400,000 Pfd. St.). Die Seidenausfuhr hat sich also binnen vier Jahren mehr als vervierfacht und wird ohne Zweifel immer mehr anwachsen.

Auch der japanische Thee findet wachsende Nachfrage. Die Ausfuhr nach England betrug 1861/62 schon 5,847,138 Pfd. und im folgenden Jahre 5,796,388 Pfd. Gegenwärtig ist auch japanische Baumwolle ein Ausfuhrmittel geworden und von Oktober 1862 bis Ende Juni 1863 sind 8846 Ballen transportirt worden. Die Japaner sind scharfsinnige Leute; sobald sie Kunde von dem Baumwollenwerth in Europa erhielten, begannen sie unverzüglich den Anbau in größerem Maaßstabe; bisher hatten sie kaum genug für den innern Landesbedarf gebaut.

Diese Bemerkungen und Ziffern gelten nur allein für den englischen Handel und soweit Yokuhama in Frage kommt. Ueber den Handelsverkehr von Nangasaki und jenen der übrigen fremden Nationen liegen uns eben keine Ziffern vor; wir hoffen aber, gelegentlich dergleichen zusammenstellen zu können.

Ein afrikanisches Klagelied. In allen tropischen Kolonien und überhaupt in allen Ländern, wo weiße Menschen neben dunkelfarbigen wohnen, hat man jetzt die größte Noth, gutes, zuverlässiges Hausgesinde zu bekommen. Seit der Emancipation der Schwarzen sind die Verhältnisse immer schlimmer geworden und auch am Vorgebirg der Guten Hoffnung ertönen laute Klagen. Der in Kapstadt erscheinende South African Advertiser schreibt unter anderm:

„Unsere Noth ist groß; die gute alte Sorte von Dienern stirbt aus und neuen Ersatz, der uns einigermaßen zufrieden stellen könnte, haben wir nicht. Doch geben unsere Malayen gute Diener ab; sie sind reinlich, kochen gut, leisten im Hause nützliche Dienste und besorgen die Pferde gut; ihre Mußezeit benutzen sie zum Fischen oder halten den Garten in Ordnung. Aber leider verstehen sich nur wenige zum Dienen; fast alle ziehen den Gemüse- und Fischhandel vor. Der Neger aus der frühern Zeit, der „Bursch" von altem Schlage ist nur noch eine Rarität. Dahin ist dieser ordentliche Mensch, dem es als Pflicht und Vergnügen erschien, einem Gentleman zu dienen und der sich als zum Hause gehörig betrachtete. Er war gemessen, methodisch, höflich und stolz auf seine Stellung. Der Schwarze von der Ostküste und hauptsächlich jener von Madagaskar ließ sich zu einem guten Diener abrichten, war für manche häuslichen Dienste recht gut zu gebrauchen, wenn man ihn jung genug bekam, aber mit Pferden verstand er nicht umzugehen. Der Malaye dagegen weiß sich mit allen Thieren in das beste Einvernehmen zu setzen; er wird ein vortrefflicher Stallknecht oder Kutscher, ein guter Reiter; selbst die Malayenknaben richten aus eigenem Antrieb ihre Ziegen vortrefflich zum Ziehen ab. Von alte dem findet man beim Neger nichts. Hin und wieder sieht man noch farbige Wartefrauen, die aber nun alle bei hohen Jahren sind, gute, brave Weiber, sauber und anhänglich und zuverlässig. Das Alles sind Ueberreste aus den Tagen der Sklaverei, die doch für Alle manche guten Seiten hatten."

Kann der Neger seine Haut verändern? Darauf gibt Richard Burton die Antwort: Allerdings. Als ich in Akkra an der Goldküste von Guinea war, sah ich ein seltsames Geschöpf, einen Mann mit gefleckter Haut. Die Grundfarbe desselben war ein kränkliches, ins Weiße hinüberspielendes Rosaröthlich und auf diesem waren schwarze Flecken gleichsam eingesprengt. Ein paar Jahre früher ist dieser Mann noch ein richtiger Neger gewesen, er wandelte sich ganz allmälig in einen weißlich-rosafarbenen Menschen um. Als ich ihn sah, hatte eben ein Prozeß begonnen, durch welchen er allmälig seine schwarze Haut wieder bekam. Uebrigens habe ich in Akkra noch eine anthropologische Merkwürdigkeit gesehen. Daß Albinos, echte und rechte Kakerlaken in Afrika sehr häufig vorkommen, ist bekannt, aber jetzt sah ich einen Halb-Albino. Schädel, Gesicht, kurz Alles war wie beim Vollblutneger, aber seine Haut genau wie Milchkaffee, das Haar ganz wollig, aber von mattgelber Farbe, die Pupille hellbraun. In Benin und namentlich zu Batanga sind mir dann noch einige solcher Halb-Albinos vorgekommen.

Neue Goldfunde. Die Frage, ob im Osten Afrika's sich eine Goldregion befindet, welche der von Californien und Australien an Großartigkeit an die Seite gestellt werden kann, wird jetzt in England lebhaft erörtert. Während man in der Geographischen Gesellschaft in London sich dagegen aussprach, erhebt Charles Beke seine Stimme dafür und unterstützt seine Ansichten durch die gewichtige Autorität Burton's, in dessen so eben erschienenem Werke: Wanderings in West-Africa, daß Ost-Afrika einst viel Gold ausführen werde und daß die von ihm bereits früher in dieser Beziehung gemachten Vorschläge nur an den lokalen Eifersüchteleien in Aden und an dem Widerstand der officiellen Kreise gescheitert seien. Die Gebirgsformationen und alle Analogien, ja selbst schon aufgefundenes Gold, weisen darauf hin, daß im tropischen Afrika eine große Goldregion sich befindet.

Die Niederungen der Westküste Afrika's sind tödtlich für alle Europäer, die dem Klima nicht widerstehen können; die Hochlande der Ostküste dagegen sind absolut gesünder, und wenn die Fluth der Goldentdeckungen sich erst dorthin wendet, werde man dort nicht allein Europäer, Amerikaner und Australier auftreten sehen, sondern auch Inder und Chinesen, Araber, Malaien, Malgaschen und alle die ostasiatischen Völker, ohne ihr Leben mehr auf das Spiel zu setzen als in Californien oder Australien. (?) Jenem Theile Afrika's werde aber dadurch neues Leben und eine erhöhte Bedeutung zukommen.

Nachrichten aus Demarara melden, daß die Goldausbeute dort beträchtlich im Sinken begriffen ist. Goldführender Quarz und neue Lagerstätten wurden freilich in großer Menge aufgefunden, allein die Maschinen zur Goldgewinnung waren nicht genügend und die Energie hat bei der Ausbeutung aufgehört.

Die Goldminen in Canada. Einem officiellen Berichte aus Quebec entnehmen wir Folgendes:

Die Goldminen sind bei dem Orte St. François am Gilbertflusse gelegen, welcher von Osten her in den Fluß Chaudière fällt. Die Goldentdeckung fand vor 30 Jahren statt, damals führte die Tochter eines gewissen Gilbert, der jetzt noch lebt und nach dem der Fluß benannt ist, ein Pferd zur Tränke und fand dabei einen „gelben Kieselstein" von der Größe eines Taubeneies. Der alte Gilbert erkannte das Gold und verkaufte das Stück weit unter seinem Werthe für 40 Dollars an die Goldschmiede in Quebec. Die Goldfelder wurden später an einzelne Leute zur Ausbeutung übergeben und gegenwärtig arbeiten bei St. François 100 Menschen. Die Ausbeute der Wäschereien ist sehr verschieden, von 2 Dollars 66 Cents bis 6 Dollars 66 Cents pro Tag durch einen Arbeiter. In Ausnahmsfällen ist der Gewinnst auch 10 Dollars pro Tag. Obgleich goldhaltiger Quarz überall in der Nähe zu Tage steht, so hat man doch noch keine Quarzminen angelegt, sondern beschränkt sich auf die Ausbeute der Alluvialanschwemmungen. Doch schon beginnen sich die Leute zu regen und man wird demnächst auch die Quarzriffe in Angriff nehmen. Die meisten Goldgräber sind Canadier von französischer Abkunft.

Die Entdeckungen auch anderer Metalle sind geradezu überraschend. Im Township Ham hat man Spießglanz gefunden; gold- und silberhaltigen Quarz bei Tyendinago im County Hastings und Kupfer in großer Mächtigkeit auf

der ganzen Landstrecke vom See Memphremagog bis Point Levi. Dazu kommen noch ungemein reichhaltige Bleilager im County Hastings, wo in einer halben Stunde auf einem zwei Fuß tiefen, drei Fuß im Umfang haltenden Loche 40 Pfund reinen Bleis gewonnen wurden.

Wieder Wein auf Madeira. Bekanntlich war in Folge der Traubenkrankheit der Weinbau auf dieser Insel fast ganz eingegangen; man hatte die Reben ausgerottet und sich dem Anbau der Cochenille, des Indigos und Tabaks zugewandt. Madeira lieferte seit langer Zeit nur wenige Pipen und der echte Madeirawein gehört jetzt zu den größten Seltenheiten; was als solcher verkauft wird, ist zumeist Teneriffa. Nun scheinen aber wieder bessere Tage zu kommen. Was an Reben noch vorhanden war und etwa neu angepflanzt worden ist, hat in diesem Jahre von der Krankheit nicht gelitten, sie trat kaum merkbar auf und der Herbst ist vortrefflich ausgefallen.

Der Silberabzug aus Europa nach Indien. Die bengalische Handelskammer hat durch ihren Sekretär eine Statistik der Handelsbewegung von Calcutta während der letztverflossenen 32 Jahre (1830 bis 1862) ausarbeiten lassen. In diesem Zeitraume betrug die Einfuhr 244,044,215 Pfd. Sterling. Von diesem Betrag kommen auf Waaren 174,392,154 Pfd. Sterling, auf edle Metalle 69,650,061 Pfd. Sterling, also mehr als 480,000,000 Thaler, zumeist Silber. — Für die Präsidentschaften Bombay und Madras sind dergleichen Zusammenstellungen noch nicht vorhanden; wir können aber mit Bestimmtheit annehmen, daß für sie die Ziffern der Einfuhr doppelt so hoch angenommen werden können, wie für Bengalen. Es ergibt sich nun, daß binnen jenen 32 Jahren Ostindien für etwa 350 Millionen Pfd. Sterling Waare und für 140,000,000 Pfd. Sterling oder mehr als 950,000,000 Thaler baar, zumeist Silber, erhalten hat. Bekanntlich gibt der Orient von dem Silber, welches er einmal an sich gezogen hat, nur sehr wenig wieder heraus, vielleicht kaum den zehnten Theil; darüber klagten schon die Römer. Wir in Europa verspüren den Silberabzug, Silber wird seltener, aber wir wissen recht gut, wo dasselbe bleibt.

Die Finanzen des osmanischen Reiches sind bekanntlich in einem höchst verwahrlosten Zustande; die Regierung wußte weder über die Ausgaben noch über die Einnahmen etwas Zuverlässiges. Seitdem sie aber Anleihen abgeschlossen hat, dringen die Gläubiger der Pforte auf Regel und Ordnung; sie verlangen statistische Nachweise. Diese können, in Anbetracht der türkischen Zustände, bis auf Weiteres nur sehr unvollkommen ausfallen, aber ein Anfang ist gemacht worden. Der Großvesir und Finanzminister haben im Monat November Berichte veröffentlicht und ein Budget nach europäischer Weise entworfen. Zunächst wird erwähnt, daß das Papiergeld (die Zettel, Kaimês) eingezogen worden ist. So lange dasselbe umlief, war des schwankenden Courses halber ein auch nur annähernd richtiger Anschlag der Ausgaben ganz unmöglich und die Regierung büßte jährlich etwa 25 bis 30 Millionen Thaler ein. Deficit häufte sich auf Deficit und Borgen zu 25 Procent Zinsen war gar nichts Seltenes. Das konnte nicht weiter gehen. Die Regierung machte eine Anleihe, um die Kaimês einzulösen. Das geschah. Aber sie hatte außerdem eine sehr beträchtliche schwebende Schuld, die beseitigt werden mußte, wenn Ordnung in die Finanzen kommen sollte. Zu diesem Zweck gründete man die kaiserliche Bank, welche ein Anlehen in Paris aufnahm, um damit die schwebende Schuld zu tilgen. Das ist nun zum großen Theil geschehen und die Regierung nicht mehr von den Bankhäusern in Galata abhängig. Die schwebende Schuld beträgt jetzt nur noch etwas über 30 Millionen Thaler, aber auch dieser Rest soll getilgt werden aus dem Ertrage der Steuerrückstände, Pachten und fälligen Schuld. Es sind Vorkehrungen getroffen worden, das entwerthete Metallgeld, die Beschliks, aus dem Verkehr zu ziehen, und zu diesem Zweck sollen etwa 12 Millionen Thaler von dem letzten pariser Anlehen verwandt werden. Der Finanzminister veranschlagt die Jahreseinnahme auf 3,010,539 Beutel, also in runder Summe auf 90 bis 100,000,000 Thaler. Es steht aber sehr in Frage, ob diese Ziffer nicht viel zu hoch gegriffen ist. Die Jahresausgabe ist 2,979,000 Beutel. (Der gewöhnliche Beutel, Kis, ist auf 500 Piaster festgestellt, = 110 Francs 85 Centimes; der Beutel Goldes, Kitze oder Schise, repräsentirt einen Werth von 30,000 Piastern oder 15,000 Secchini, = 6651 Frcs.) Man will sparen; der Sultan hat auf einen Theil seiner Civilliste verzichtet, die Zahl der Beamten vermindert, viele Gehalte verkürzt ꝛc. Den Gläubigern wird zum Troste gesagt, daß die Hülfsquellen keineswegs erschöpft und die Verhältnisse bei weitem nicht so kritisch seien, als behauptet werde. Die Zukunft allein kann lehren, ob der Türkei noch aufzuhelfen sei.

Der Seidenbau in Rußland ist in der letzten Zeit bedeutend in Verfall gerathen. Von den 500 Wirthen der 18 chortitzer Kolonien beschäftigen sich 200 mit dem Seidenbau. 1857 lieferte man noch 90 Pud Seide und 1862 nur $10\frac{1}{2}$ Pud. So sieht es im jekatherinoslavschen Gouvernement aus. Im taurischen Gouvernement ist es nicht viel besser. In den molotschner Kolonien wüthet die Seidenraupenkrankheit; man will deshalb Versuche mit anderen Seidenraupen, hauptsächlich mit der Ailantus-Seidenraupe, anstellen. In Bessarabien und Podolien gibt dagegen der Seidenbau befriedigende Resultate, namentlich in der französischen Kolonie Chabag bei Akkerman.

Schulbesuch in Oesterreich. Daß bei dem verschiedenen Kulturzustande der Kronländer der österreichischen Monarchie auch der Schulbesuch in denselben ein sehr verschiedener ist, dürfte bekannt sein. Im ganzen Reiche giebt es 32,000 Volksschulen, die von mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen Kindern besucht werden. Im Durchschnitt entfallen auf 100 schulpflichtige 64 schulbesuchende Kinder. Sämmtliche Länder, die zum Deutschen Bunde gehören, stehen über der Durchschnittszahl oder erreichen die Norm, während es in den slavischen und magyarischen Landestheilen im Osten und Süden des Reiches theilweise noch sehr übel aussieht. Es besuchen nämlich von 100 Kindern die Schule in der Bukowina 10; in Galizien 16; in Dalmatien 18; in Venedig 32; in Ungarn 61; in Steiermark 80; in Böhmen 96; in Oesterreich 98; in Mähren 99 und in Tyrol 100.

Wendische Ortsnamen in der Lausitz. Wir haben früher einige Notizen zur Geographie deutscher Ortsnamen nach Förstemann mitgetheilt und zu wiederholten Malen im Globus darauf hingewiesen, daß ein großer Theil unserer ostdeutschen Ortsnamen slavischen Ursprungs ist, wiewohl sich der urslavische Name in den corrumpirten Formen nicht immer gleich erkennen läßt. Ueber die slavische Abkunft vieler lausitzer Ortsnamen finden wir in einem trefflichen Werke: „Sagenbuch der Lausitz von Karl Haupt" Auskunft. So bedeutet Sorau Sorbenstadt; Zittau, im Volksmunde „die Sitte", ist Kornstadt von dem slavischen Worte zito, Getreide; Schlauroth ist verdorben aus Slavjehrad, Slavenburg; Tschocha an der böhmischen Grenze ist ein Ort, der von Tschechen bevölkert wurde; Jauernik ist Ahornstadt von javor, Ahorn; Kamenz bedeutet Steinstadt, von kamen, Stein; Löbau ist Thalstadt, abgeleitet von lobio, Tiefe oder Thal; Muskau, im wendischen Heidenthum ein berühmter Wallfahrtsort der alten Sorben, ist Männerstadt; Belgern ist Weißenburg, abgeleitet von biala gora; Niemitsch bei Guben ist Deutschenort, von njemetz, der Deutsche, ward also wohl schon früh von Deutschen besiedelt; Oehna ist Schmutzort, von howno, Schmutz.

Viele lausitzer Städte haben auch besondere Spitznamen, die theilweise auch noch auf das Wendenthum zurückzuführen sind. So nennt man die Görlitzer: Wendehüte, weil sie wendische starrköpfige Menschen waren, die Kamenzer: Riecher oder Schnüffler, weil sie einst sehr pfiffig waren. Daher der Spruch: eine kamenzer Nase haben. Die Bautzner heißen Träbersäcke, weil sie viel gutes Bier, die Klotzmilch, brauten, die Laubaner: Zwiebelfresser, weil dort viel Zwiebeln gebaut werden und die Löbauer: Krautmaler, weil sie während des Dreißigjährigen Krieges den Schweden, welche von ihnen Kraut verlangten, die Antwort gaben: Malt euch welches!

Auch einige lausitzer Adelsgeschlechter führen altwendische Namen. Die Stutterheim sollen ihren Namen von der wendischen Völkerschaft der Stodoraner, die Miltitz von der der Milziner und die Schlieben von den Schluben haben. Das Wappen der Rositz zeigt im blauen Schilde zwei roth und weiß gewürfelte Hörner; es sind musikalische Krummhörner; Nossateez heißt aber im Wendischen Krummhorn, mithin gehört das Wappen zu den sogenannten redenden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Ein Besuch in Bangkok, der Hauptstadt des Königreichs Siam.

II.

König Mongkut; Charakteristik desselben. — Der Palast und dessen Herrlichkeiten. Die Pagoden. — Der zweite König von Siam und dessen Stellung. — Die Mandarinen; ihre Corruption. — Die sechshundert Frauen des Königs. — Die Amazonen-Wache. — Spiele und Lustbarkeiten. — Das Theater und die Schauspieler. — Begräbnisse. — Fahrt auf dem Menam nach Ajuthia. — Stechmücken; Wasserprozessionen der Wallfahrer. — Die alte Hauptstadt des Landes und ihre Einwohner. — Tempel und Pyramiden. — Ein Blick auf die frühere Geschichte von Siam.

Das Königreich Siam ist durch seinen braven König Mongkut bei uns Europäern in einen guten Ruf gekommen. Wir haben eine Schilderung dieses „philosophischen Monarchen" entworfen (Globus I, S. 140) und dann auch sonst mehrfach Anlaß genommen, siamesische Verhältnisse zu schildern. Hier aber müssen wir hervorheben, daß Heinrich Mouhot kein so günstiges Urtheil fällt, wie Bischof Pallegoix oder Sir John Bowring. Er hebt hervor, daß, trotz aller mit europäischen Mächten abgeschlossenen Handelsverträge, die Kaufleute an den Mandarinen und selbst an den Prinzen des königlichen Hauses gefährliche Konkurrenten besäßen, weil diese den größten Theil der beiden Haupthandelserzeugnisse (Reis und Zucker) aufkaufen und zu ihrem Vortheil den Preis in die Höhe schrauben. Der Siamese selbst

Audienzhalle des Königs zu Bangkok. (Nach einer Photographie.)

sei träg und deshalb der größte Theil des Ackerbaues in den Händen der Chinesen. Diese wandern aber, seitdem Californien und Australien ihnen eröffnet sind, nicht mehr in so großer Menge ein, und deshalb steigert sich in Siam der Anbau nicht.

Monhot verweilte im Oktober 1858 in Bangkok und traf dort Vorbereitungen zu seinen Reisen nach dem Norden des Landes und nach Cambodscha, wo er namentlich die noch wenig bekannten wilden Stämme besuchen wollte. Wir werden Gelegenheit finden, ihn auf diesen höchst interessanten Wanderungen zu begleiten; jetzt wollen wir hören, was er über seinen Verkehr mit dem Könige mittheilt.

kut, der jetzt über Siam herrschende König, ist unbeschränkter Herr über Leib und Seele aller seiner Unterthanen, auch ist aller Grund und Boden sein Eigenthum; kein Mensch kann ohne seine Erlaubniß etwas besitzen oder überhaupt leben. Er gilt für unfehlbar, besetzt alle Aemter, auch die geistlichen; er macht aus Klostergeistlichen Fürsten; war er doch selber fast ein Vierteljahrhundert lang Geistlicher. Nun will er für einen guten Verwalter und Politiker gelten und gibt an jedem Tage zweimal Audienzen für seine Minister und Mandarine; die erste von 10 bis 3 Uhr früh, die zweite von 11 Uhr Abends bis 2 Uhr Morgens.

Mongkut gemahnt in mancher Beziehung an König Ja-

Siamesische Komödianten in Bangkok. (Nach einer Photographie.)

Mongkut gibt alljährlich ein großes Festessen, zu welchem er die in Bangkok wohnenden Europäer einladet. Der Reisende war vom Bischof Paillegoix bei Seiner Majestät vorgestellt worden und wir lassen ihn selber erzählen:

Der König trug weite Beinkleider und eine braune Jacke von leichtem Wollenzeuge, Pantoffeln und eine Mütze nach europäischer Art. An der linken Seite steckte ein Säbel. Während der Tafel wurden Gesundheiten auf den König getrunken; dieser ging an den Tischen herum, kaute Betel und sagte jedem Gast einige freundliche Worte. Vor dem offenen Saale waren Soldaten der königlichen Garde aufgestellt.

Als ich mich beim Könige verabschiedete, gab er mir einen grünseidenen Beutel, der mit allen im Lande gangbaren Gold- und Silbermünzen gefüllt war.

Phra Bard Somdetsch Phra Pharamender Maha Mongkob den Ersten von England. Er ist nun (1858) etwa 60 Jahre alt, ist mehr Vielwisser als positiver Kopf und hat mehr Redefertigkeit als Logik in seinen Erörterungen. Er besitzt in Bezug auf das, was er weiß, keine feste Idee und wenn er den Leib eines Greises hat, so urtheilt er doch wie ein Kind. Er ist überzeugt, daß seine Regierung Epoche mache und will nun alles Mögliche neu einrichten und verbessern. Aber manche seiner Pläne sind unpraktisch entworfen und unausführbar. In jedem Lande würde man ihn für einen tüchtigen Gelehrten, aber nirgends für einen guten König halten.

Er hat seine Soldaten nach europäischer Weise abrichten lassen, er baut Kanäle, Festungen und Schiffe, hat auch zu Bangkok eine königliche Druckerei ins Leben gerufen und alle unter seiner Herrschaft lebenden Menschen genießen volle Religionsfreiheit. Das Alles ist ohne Frage viel, sehr viel für

einen orientalischen König. Seine Absichten sind vortrefflich und machen ihm alle Ehre. Aber das Feld, welches er bearbeiten will, ist seit Anbeginn derart verwildert, daß auch ein Mann, der mehr Kraftfülle besäße als Mongkut, das Unkraut auszujäten nicht vermögend wäre. Der König gibt seine Befehle und vertreibt sich die Mußezeit mit Studiren. Er versteht das Pali, ist auch ein grundgelehrter Sanskritist und stellt sein philologisches Wissen gern zur Schau. Er besitzt eine vortreffliche Bibliothek, spricht und schreibt das Englische und versteht auch Latein.

Der Palast ist mit hohen Mauern umschlossen und nimmt einen beträchtlichen Raum ein. Der Boden ist mit Granitplatten belegt; in verschiedenen Theilen stehen Wachtposten und Kanonen; auf allen Seiten hat man kleine zierliche Häuser gebaut, deren Außenseite mit Gemälden und Vergoldungen geschmückt ist. In der Mitte des großen Hofes erhebt sich majestätisch die Mahaprasat, die große Pagode, mit vier Façaden. Sie ist mit lackirten Ziegeln belegt, mit prächtigen Malereien geschmückt und oben ragt eine vergoldete Spitze hoch empor. Dort empfängt der König fremde Gesandte; dort ruht auch ein ganzes Jahr lang die Leiche eines Königs in einem goldenen Sarge, bevor sie verbrannt wird. Eben da halten auch Talapoinen ihre Predigten, denen die Frauen des Königs, welche durch Vorhänge den Augen der übrigen Anwesenden entzogen sind, mit Andacht horchen. Nicht weit von der Mahaprasat befindet sich der große Saal, in welchem der König seine Audienzen ertheilt, während mehr als hundert Mandarinen vor ihm auf den Knien liegen. An dem Eingange stehen Riesenstatuen von Granit, die aus China stammen; Mauern und Säulen der Hallen sind mit Malereien und Vergoldungen geziert und über dem Thron, welcher die Gestalt eines Altars hat, ragt ein Baldachin in sieben Absätzen. An diese Audienzhalle stoßen die Gemächer des Königs; dann schließen sich der Palast der Königin und die Wohnungen der übrigen Frauen und der Palastdamen an. Daneben dehnt sich ein schöner, geräumiger Garten aus. Die Schatzkammer befindet sich in einem besondern Gebäude; sie ist angefüllt mit Gold, Silber, Edelsteinen, Möbeln und kostbaren Stoffen.

Innerhalb der Palastmauern befinden sich auch ein Gerichtsgebäude, ein Theater für die königlichen Komödianten, die Bibliothek, Rüstkammern und Ställe für die edeln Pferde.

Frauen des Königs von Siam in ihrem Palast. (Nach einer durch König Mongkut aufgenommenen Photographie.)

Dort erhebt sich auch eine prächtige Pagode, die mit Silberplatten gepflastert ist; die königlichen Pagoden sind überhaupt so prächtig, daß man sich in Europa keine Vorstellung davon machen kann. Innerhalb der Stadtmauer zählt man 11 Pagoden, dazu kommen aber noch 20 und einige außerhalb derselben. Unsere Abbildung der großen Pagode Wat schang zeigt den Charakter der Bauart, welche diesen Tempeln eigenthümlich ist. Sie steht auf dem rechten Ufer des Menam und ihre Spitze ragt über 200 Fuß empor. —

Siam hat bekanntlich zwei Könige. Auch der zweite Monarch hat seinen Palast, seine Mandarinen und seine Soldaten; man erweist ihm alle königliche Ehre und doch bekleidet er lediglich ein Ehrenamt und ist nicht mehr und nicht weniger als der erste Unterthan des Hauptmonarchen.

Er hat ein Vorrecht, dessen kein anderer Siamese sich erfreut; sein hoher Rang verleiht ihm nämlich das Recht, in Gegenwart des ersten Königs einen Lehnstuhl einzunehmen; er allein braucht weder zu knien noch sich auf den Bauch zu werfen. Auch kann er aus dem königlichen Schatze so viel herausnehmen, als er bedarf, doch muß er zuvor die Erlaubniß des Monarchen einholen, welche übrigens nicht verweigert wird.

lisch und Französisch vortrefflich gesprochen, sei Europa und dessen Civilisation aufrichtig zugethan gewesen und habe sich durch einen sehr praktischen Sinn ausgezeichnet. Deshalb sei er mit der Art und Weise, wie Mongkut die Regierungsangelegenheiten betrieb, keineswegs einverstanden gewesen. Er liebte neben den Wissenschaften auch die Künste, war ein vortrefflicher Reiter, züchtete edle Rosse und lebte

König Mongkut von Siam und dessen Hauptgemahlin. (Nach einer Photographie.)

In Europa ist die Behauptung aufgestellt worden, daß dieser zweite König kraft seines Amtes Befehlshaber der Heere sei; das ist aber nicht der Fall, denn in den letzten Kriegen gegen Laos und Annam stand ein jüngerer Bruder des Königs als Feldherr an der Spitze, er war Krom luang, und nach ihm bekleidete ein anderer General diese Stelle.

Der zweite König, dessen photographirtes Bild wir hier mittheilen, war ein leiblicher Bruder Mongkut's; er ist 1861 mit Tod abgegangen. Mouhot, der ihn kannte, erklärt, er sei eben so unterrichtet gewesen, als der erste Monarch, habe Engganz im Styl eines großen und vornehmen europäischen Herrn.

Zwischen den beiden Königen und dem Volke finden wir 12 verschiedene Rangstufen von Fürsten, mehrere Klassen von Ministern, 5 oder 6 Klassen von Mandarinen, sodann noch für die 41 Provinzen, in welche das Reich eingetheilt ist, eine große Menge von Statthaltern und Unterstatthaltern. Die Unfähigkeit und die Habgier dieser Leute übersteigt alle europäischen Begriffe, und mit vollem Rechte weist der Missionär Bruguieri darauf hin, daß das siamesische

Wort sarenival, welches wir mit regieren übersetzen, buchstäblich bedeute: das Volk auffressen. Die Beamten werden schlecht bezahlt und nicht streng überwacht; deshalb begreift sich, daß sie auf Erpressungen ausgehen. Das weiß auch der König sehr wohl, aber er macht die Augen zu. Alle Schuldigen könnte er doch nicht zur Verantwortung und Strafe ziehen, denn ihre Zahl ist zu groß. Für den Statthalter ist die Provinz eine milchgebende Kuh.

in seinen Harem zu nehmen oder dessen Sohn unter seine Komödianten zu stecken. Zu diesem Behuf braucht er nur seinen Wunsch zu äußern und es versteht sich in Siam von selbst, daß ein solcher für einen Befehl gilt, dem ohne Weiteres Folge geleistet wird.

In dieser Beziehung ist der philosophische König Mongkut nicht besser als seine Mandarinen. Vor einiger Zeit, so erzählt Mouhot, war ihm mitgetheilt worden, daß sein

Porträt des zweiten Königs von Siam. (Nach einer Photographie.)

Das gemeine Volk zerfällt in Sklaven, in frohnpflichtige Arbeiter und in Leute, welche Steuern zahlen. Der König will seinen Tribut haben; wenn er den bekommt, ist es gut und um das Uebrige kümmert er sich viel. Die Mandarinen sehen wohl zu, daß sie nicht zu kurz kommen und erpressen mindestens das Dreifache. Einem Beamten, der sich ein Haus bauen läßt, kostet der Arbeitslohn nichts, denn er treibt Arbeiter zusammen und vermittelst des Stockes wird schon dafür gesorgt, daß sie sich sputen. Es fällt einem Mandarinen ein, die Tochter eines Mannes

Vasall, der König von Cambodscha, eine wunderschöne Tochter habe. Mongkut bat sich dieselbe aus, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Was that er? Er nahm zwei Söhne des Königs von Cambodscha, die zufällig nach Bangkok kamen, gefangen und hielt sie als Geißeln fest. Nun hat aber der philosophische König, der 25 Jahre lang Mönch war, schon 600 Frauen! Von diesen ist aber nur eine wirkliche Königin. Gewöhnlich stammt sie aus einem prinzlichen Hause im Lande selbst; ihr Palast stößt, wie schon oben bemerkt ward, an jenen des Königs und ist sehr elegant.

Eine bejahrte Frau, die das volle Vertrauen des Königs besitzt, führt die Aufsicht über das Hauswesen der Königin, welche etwa 100 Damen zur Aufwartung hat. Auch von den übrigen Frauen des Königs sind viele aus fürstlichen Häusern oder Töchter von Mandarinen; diese machen sich eine Ehre daraus, ihr Fleisch und Blut dem Könige zu schenken. Im Ganzen sind etwa 2000 junge Mädchen zur Aufwartung im Palaste. Jene Vertrauensdame führt auch über die Töchter des Königs strenge Aufsicht. Diese beklagenswerthen Geschöpfe werden von der Außenwelt abgesperrt und dürfen sich niemals verheirathen.

Diese tausende weiblicher Wesen verbringen ihre Lebenstage innerhalb einer dreifachen Ringmauer und dürfen nur selten ausgehen, um Einkäufe zu machen oder in einer Pagode zu beten. Alle, von der Königin bis zur Thürsteherin, bekommen Monatsgehalt vom Könige, der sich übrigens gar nicht karg gegen sie benimmt. Innerhalb der dritten Ringmauer soll ein prachtvoller Garten liegen. Man sieht in demselben auch künstliche Berge, Haine, Flüsse, einen See mit Inseln und Felsen, mit Barken, Pagoden, Pavillons, Statuen und Blumenbeeten überall. Oftmals wird er mit chinesischen Laternen beleuchtet. Dort baden die Damen des Serails und müssen sich, so gut sie können, dafür entschädigen, daß sie von der Außenwelt getrennt sind.

Die Photographie ist auch bis ins Innere des Palastes zu Bangkok gedrungen; König Mongkut selber beschäftigt sich mit dieser nützlichen Kunst und die Porträts der beiden Frauen, welche unser Bild zeigt, sind von Sr. Majestät selber photographirt worden. (S. 227.)

Die Palastwache besteht aus einem Bataillon Amazonen; der Herrscher von Siam hat also auch eine weibliche Leibwache, wie der Nisam von Haiderabad in Indien und der König von Dahome. In Bangkok bezeichnet man sie als „Weiber-Männer“, und sie bilden ohne alle Frage den am besten gehaltenen Theil der Armee. Unsere Abbildung zeigt die Tracht; uns scheint, als ob diese siamesischen Amazonen bei uns in Europa als Ballettänzerinnen Glück machen würden; sie sehen wenigstens aus, als ob sie auf der Bühne ständen. (S. 233.)

Ein achtjähriger Sohn des Königs von Siam in Staatskleidung.
(Nach einer Photographie.)

Alle Völker, welche der Knechtschaft anheimgefallen sind, lieben Spiel und Lustbarkeiten leidenschaftlich. Was hätten sie auch weiter, um sich das Leben angenehm zu machen? In Siam namentlich nimmt das Spielen in allerlei Gestalt vom frühen Morgen bis in die späte Nacht gar kein Ende. Die Kinder haben Wurfsteine, spielen Blindekuh, springen mit oder ohne Reifen und was dergleichen mehr ist. Die Männer spielen Triktrak, Schach, Würfeln, chinesische Kartenspiele, lassen auch Drachen steigen, und das Spiel wird so leidenschaftlich betrieben, daß Mancher seine ganze Habe bis auf die Hosen verliert.

Die Hahnenkämpfe sind vom Könige streng verboten worden, kommen aber trotzdem alle Tage vor; die Leute zahlen lieber die hohe, auf Uebertretung des Verbotes gesetzte Strafe, als daß sie auf ein Vergnügen verzichten, welchem sie mit einer Art von leidenschaftlicher Raserei ergeben sind. Es kommt dabei unter denen, welche gewettet haben, nicht selten zu blutigen Schlägereien. Während die Regierung den Erwachsenen die Hahnenkämpfe verbietet, erlaubt sie den Kindern, Ameisen, Grillen und Heuschrecken mit einander kämpfen zu lassen, oder kleine Fische von einer sehr streitsüchtigen Art. Büffel- und Elephantenkämpfe sind sehr beliebt, aber kostspielig und werden deshalb selten zum Besten gegeben. Dann und wann werden große Fischerstechen und Wettfahrten veranstaltet. Auch Leichenbegängnisse gelten als Festlichkeiten; bei Gelegenheit derselben veranstaltet man Faustkämpfe, Seiltänze, Feuerwerke, Marionettenspiele u. chinesische Schattenspiele. Der Katafalk bei einem Königsbegräbnisse gewährt schon allein ein sehr pomphaftes Schauspiel.

Das Theater der Siamesen befindet sich nicht in einem geschlossenen Gebäude, sondern bildet einen auf allen Seiten offenen Saal mit einem Gerüst, auf welchem die Komödianten ihre Künste zum Besten geben. Sie reiben weißen Puder auf die Haut, putzen sich phantastisch heraus, haben oft lange, spitzige Kappen, lange, künstliche Ohren, behängen sich mit allerlei Klimperzeug, singen und schreien einzeln oder im Chor, erzählen fabelhafte Geschichten und sind nicht selten Meister in einer wunderlichen Pantomime. Derartige Komödien üben auf die zuschauende Menge einen gewaltigen

Reiz; sie harrt von Anfang bis zu Ende aus, und das will viel sagen, denn eine siamesische Vorstellung dauert — volle 24 Stunden!

Jeder große vornehme Herr besitzt ein Theater und unterhält auf seine Kosten eine Komödiantentruppe. Es versteht sich von selbst, daß auch Seine Majestät eigene Komödianten hält, und Mouhot war so glücklich, einem Schauspiel wenn man einen betäubenden, durchaus unharmonischen Lärm als solche bezeichnen darf. Dieser Spektakel dauerte zur großen Ergötzlichkeit des Königs und seiner Hofleute volle fünf Stunden lang. Dann fing das Stück an. Eine Menge Schauspieler und Komödiantinnen stürmten auf die Bühne, alle so phantastisch aufgeputzt, wie unsere Abbildungen zeigen, aber das Ganze war eben der Fremdartig-

Ein Katafalk für den König von Siam. (Nach einer Photographie.)

bei Hofe beizuwohnen. Das Theater befindet sich in einem Hofe unweit vom Audienzsaal, ist mit rother und weißer Seide behängt, mit Holzschnitzereien und allerlei Pappwerk verziert, auf deren Verfertigung die Siamesen sich trefflich verstehen. Auf einem Gerüst zur Rechten der Bühne nahm der König Platz; alle großen Mandarine lagen auf den Knien und nahmen die zum Gerüst hinaufführenden Stufen ein; für die Europäer hatte man Lehnsessel hingestellt.

Die Vorstellung begann mit einer betäubenden Musik, keit wegen ganz geeignet, den Blick zu fesseln. Das Spiel selbst war ungemein einfach, denn es bestand lediglich aus einer, keineswegs anmuthigen Pantomime und aus einem schreienden Chor, welcher sich abseit von den Darstellern hielt; der Inhalt war den Europäern unverständlich, doch konnte man so viel abnehmen, daß eine Hirschjagd vorkam. Ein Mann, der einen Hirschkopf aufgesetzt hatte, sprang auf die Bühne, wurde verfolgt, getödtet, weggetragen, gekocht und verspeist, das Letztere natürlich nicht in Wahrheit, denn man hatte Thierfleisch bereit.

Portal der großen Pagode Wat schang in Bangkok. (Nach einer Photographie.)

Ein Begräbniß bietet, wie schon gesagt, große Belustigungen für das Volk. Die Feierlichkeiten bei demselben dauern, wenn ein Mandarin oder sonst ein reicher Mann bestattet wird, drei Tage, und diese Zeit wird ausgefüllt mit Feuerwerken, Reden der Talapoinen, Komödien bei Nacht, allerlei Spielen und vor allen Dingen mit Schmausereien.

eine kleine Barke gemiethet, die er mit Kisten und Kasten dermaßen anfüllte, daß für ihn selber, seinen Affen, Papagei und Hund nur wenig Platz übrig blieb. Auch seine Diener mußten sich mit engem Raume begnügen. Beide waren Christen, der eine stammte aus Annam, der andere aus Cambodscha; sie verstanden etwas Latein und Englisch, und da der Reisende seinerseits sich leidlich im Siamesischen

Eine Hofkomödiantin in Bangkok.

Garde-Amazone des Königs von Siam.

(Nach einer Photographie.)

Aber was will das sagen gegen die Leichenfeier eines Königs? Dann haben „die Niedrigen, die Sklaven, die schlechten Haare, die Thiere des Herrschers" (so bezeichnet man die allergetreuesten Unterthanen Seiner Majestät) auf volle sechs Monate derartigen Spektakel zu machen! Das Volk ist dann glücklich, es hat alle Tage etwas zu gaffen.

Mouhot verließ nach einem längern Aufenthalte die Stadt Bangkok, um Ajuthia, die frühere Hauptstadt des Königreichs Siam, zu besuchen. Zu diesem Zwecke hatte er

auszudrücken verstand, so konnte er sich recht gut verständlich machen.

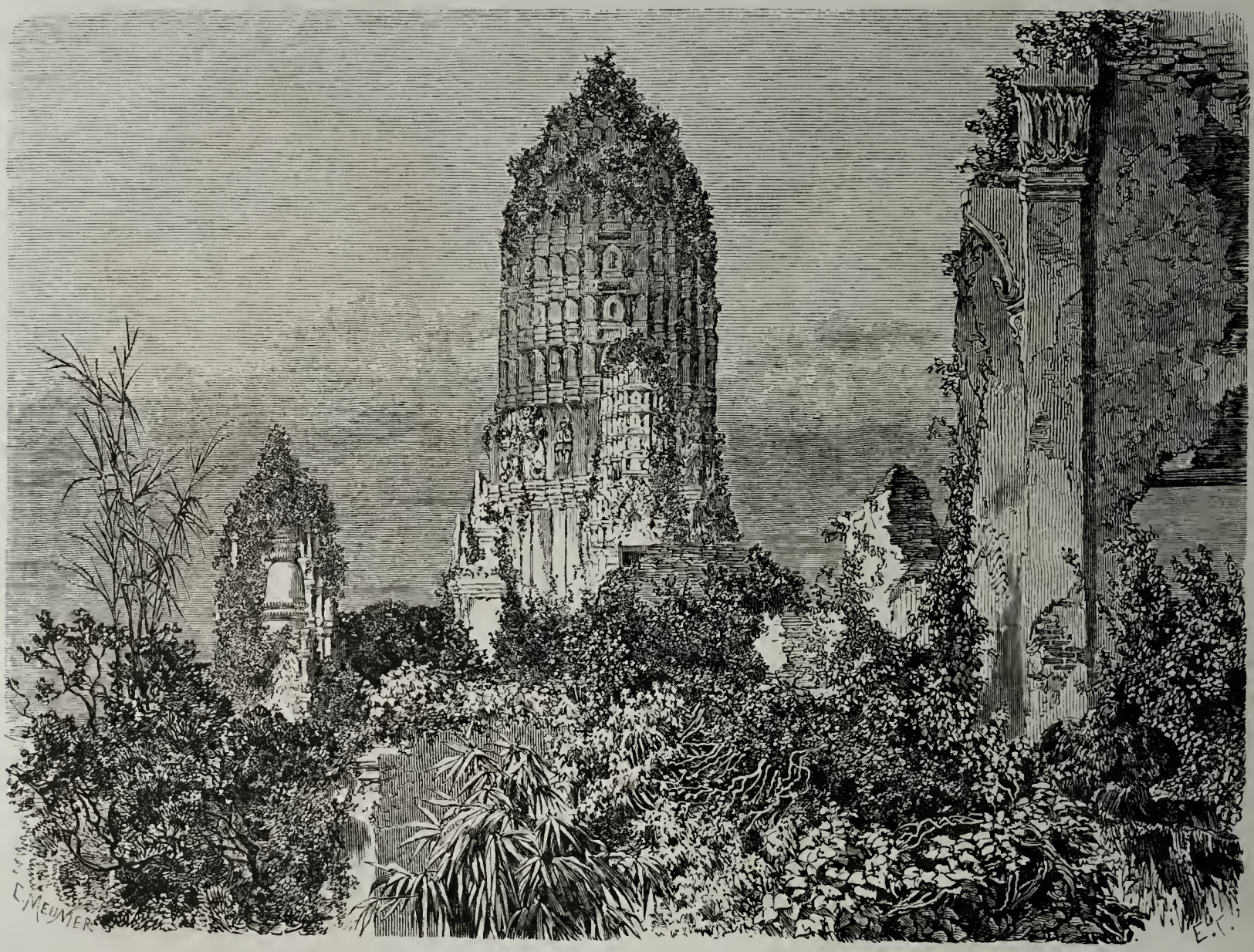
Am 19. Oktober begann die Fahrt den Menamstrom aufwärts. Die Barke wurde von zwei Ruderern fortbewegt. In jener Jahreszeit ist die Strömung sehr heftig, und Mouhot legte die Strecke von 70 Miles in fünf Tagen zurück. Die Fahrt wäre sehr angenehm gewesen, ohne die schreckliche Plage der Stechmücken, welche den Menschen bei Nacht gar keine Ruhe gönnen und selbst bei Tage in so dichten Wolken schwärmen, daß man sie massenweise mit

Händen greifen kann und sich dieser kleinen Vampyre nur dadurch einigermaßen zu erwehren vermag, wenn man sie mit dem Fächer fortweht. Das Land war weit und breit überschwemmt und der Reisende mußte während der ganzen Zeit auf dem Wasser bleiben.

Im Oktober hört der Regen auf und mehrere Monate lang hält das trockene Wetter an. Der Nordostmonsson wehte schon und milderte die Hitze; der Himmel war unbewölkt. Das Wasser fing an, sich allmälig zu verlaufen. In dieser Jahreszeit feiern die Siamesen ihre religiösen Feste, und Mouhot sah auf dem Strom eine unzählige Menge von Barken, zumeist langen, schönen Fahrzeugen, mit bunten Flaggen und Wimpeln. Diese Schiffe führten festlich geschmückte Wallfahrer beiderlei Geschlechts nach berühmten Pagoden, welche das Ziel der Pilgerfahrt bilden. Manche dieser Barken haben mehr als 50 Ruderer, die gleichfalls neue Kleider tragen; ein Schiff will es dem andern an Raschheit zuvorthun, das Schreien und Rufen nimmt kein Ende, und mit den Tönen der Instrumentalmusik mischt sich das Rauschen der Wellen. Besonders stattlich nahm sich der Zug eines Mandarinen von hohem Rang aus. Sein „Ballon", d. h. sein Schiff, war mit Gold und Schnitzereien verziert, von einer langen Reihe anderer Barken begleitet und nahm sich aus wie ein stolzer Schwan, hinter welchem ein Entenschwarm herzieht. Der Beamte wollte verschiedenen Pagoden in der Umgegend werthvolle Gaben darbringen und den Talapoinen (Mönchen) gelbe Kleiderstoffe schenken.

Wir können hier beiläufig erwähnen, daß der König von Siam sich dem Volke nur selten zeigt, gewöhnlich nur ein paar Mal im Jahre, und zwar im Oktober, einmal auf dem festen Land und einmal zu Wasser. In letzterm Falle wird sein prächtig geschmücktes Fahrzeug von 3 bis 400 Barken begleitet, in welchen sich mehr als 1200 Personen befinden, und der Anblick dieser Wasserprocession, bei welcher alle Ruderer in Kleider mit bunten Farben gekleidet sind, hat etwas Feenhaftes, etwas durchaus Orientalisches, das sich nicht beschreiben läßt.

Der Reisende fand das auf dem Menam schwimmende siamesische Volk lustig und ausgelassen heiter; trotz des Joches, das auf ihm lastet und des schweren Steuerdrucks. Aber das Klima hat etwas Erschlaffendes, die Menschen



Ruinen einer alten Pagode in Ajuthia. (Nach einer Photographie.)

haben ein sanftes Naturell, sind von Geschlecht zu Geschlecht an Knechtschaft gewöhnt und denken nur an die Gegenwart. Viele waren mit Vorbereitungen zum Fischfange beschäftigt, denn dieser beginnt, sobald das Wasser sich von den Feldern zurückzieht. Getrocknete Fische bilden das ganze Jahr hindurch eine Hauptnahrung und werden auch in nicht unbeträchtlicher Menge außer Landes geführt.

Am 23. Oktober war Mouhot in Ajuthia, wo er sogleich dem französischen Missionär, Pater Larnaudy, einen Besuch machte. Als Landsmann wurde er gastlich empfangen; auch mußte er seine Wohnung in dem bescheidenen Bambushause des Geistlichen nehmen.

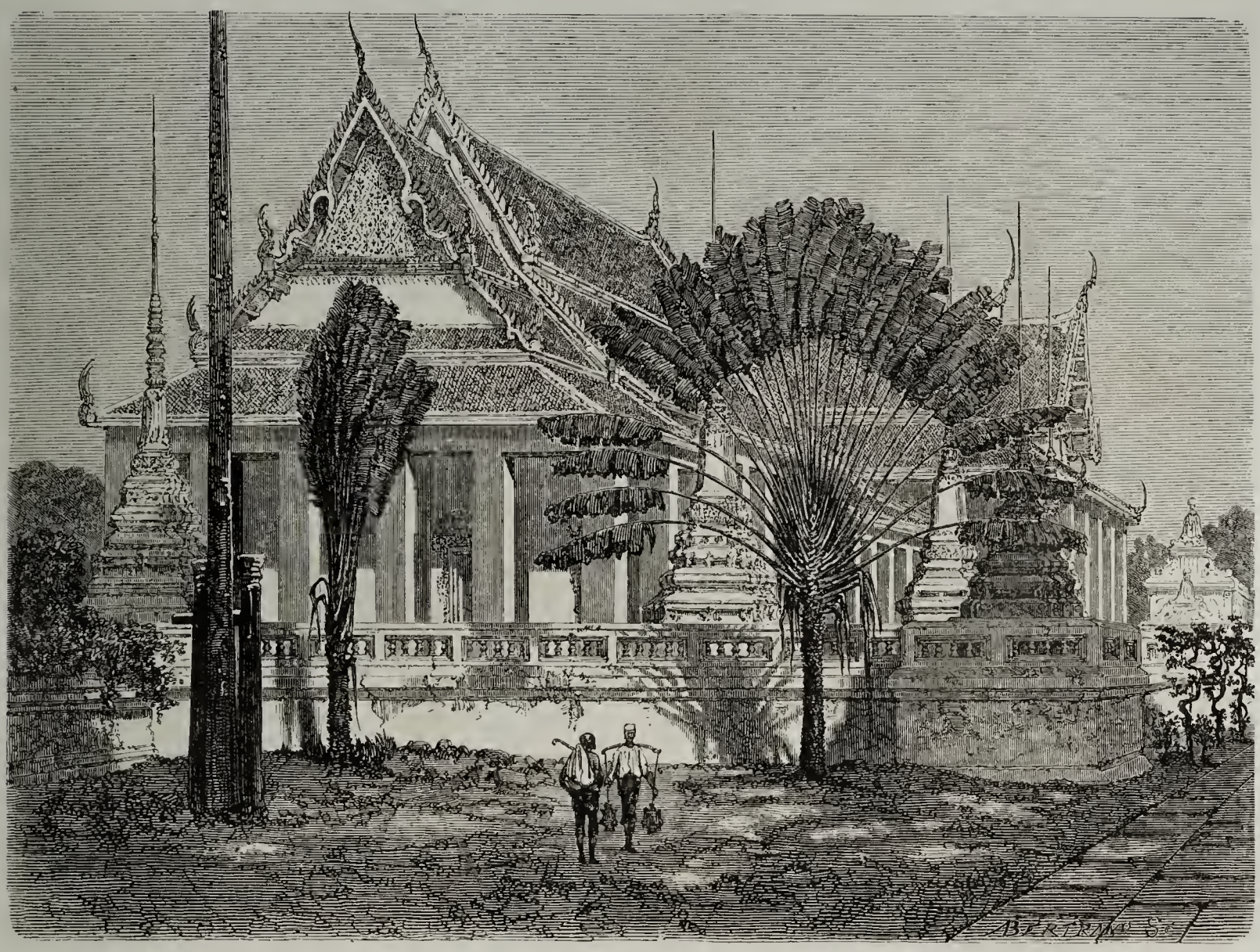
Ajuthia ist nach Bangkok die bedeutendste Stadt in Siam. Der größte Theil derselben liegt an einem Kanal, welcher den Menam mit einem andern Strome verbindet; dieser kommt (aus Osten her) aus Pakprian und Korat. Die Reisenden, welche dorthin oder auch nach Laos wollen,

pflegen in Ajuthia Halt zu machen und die verschiedenen Tempel zu besuchen, welche sich auf einer Insel befinden, wo einst die alte Stadt sich erhob.

Die Zahl der Einwohner mag zwischen 20 und 30,000 betragen; unter denselben befinden sich außer vielen Chinesen auch manche Birmanen und Eingeborene aus Laos. Sie treiben Handel, Ackerbau und Fischfang; die Gewerbsamkeit ist unbedeutend. Die meisten Wohnungen schwimmen auf dem Wasser, weil die Siamesen dergleichen für gesünder halten, als Häuser, welche auf dem festen Lande stehen. Das Haupterzeugniß besteht in Reis, der ganz vortrefflich, aber nicht so gut verkäuflich ist, als der, welcher in der eigentlichen Küstengegend wächst; er hat nämlich ein dichteres aber kleineres Korn. Auch Palmöl und Palmwein wird in Menge gewonnen, und europäische Gemüse gedeihen. Doch werden in dieser Gegend und noch mehr weiter landein die Kokospalmen seltener.

In Ajuthia residirten vor Zeiten die Könige von Siam, und deshalb kommt der Herrscher in jedem Jahre auf eine oder zwei Wochen dorthin. Sein Palast liegt am Stromufer, ist aber nur aus Bambus- und Teckholz aufgeführt und hat gerade kein königliches Ansehen. Auch manche Kaufleute aus Bangkok haben hier Waarenhäuser und Wohnungen, in denen sie sich während der heißen Jahreszeit einige Wochen aufzuhalten pflegen.

Von der alten Stadt ist weiter nichts übrig geblieben, als eine große Anzahl von Tempeln, Wat's, die aber sämmtlich mehr oder weniger im Verfall sind. Sie nehmen einen Raum von mehreren englischen Meilen ein und liegen nun zwischen hohen Bäumen und üppig wucherndem Gestrüppe. Die Schönheit eines siamesischen Tempels besteht nicht in seiner Architektur, sondern vorzugsweise in der Menge von Arabesken, mit welchen seine Backsteinmauern und Stuckwände verziert sind. Solch ein Gebäude unterliegt sehr den Einwirkungen der Witterung und der Zeit; sobald es nicht in gutem Stand erhalten wird, tritt der Verfall rasch ein; es verwandelt sich in eine unförmliche Masse von Holzwerk und Backsteinen, die bald von allerlei Schmarozerpflanzen überwuchert wird. Das ist auch in Ajuthia der Fall. An manchen Plätzen wird die Stätte, an welcher einst tausende von Andächtigen vor dem Altare Buddha's sich niederwarfen, jetzt nur durch halbverfallene Mauern bezeichnet, durch ausgedehnte Vierecke von Schutt, über welchen verfallene Kuppelbauten und theilweise eingestürzte Pyramiden noch emporragen. Mouhot hat derartige Ruinen besucht und Photographien derselben aufgenommen. Im Mittelpunkt einer großartigen, eingefallenen Nische, deren Grundlage allein dem Wetter und der Zeit widerstanden hatte, maß er eine Statue Buddha's, oder wie man in Siam sagt: Gautamâ's, welche 18 Meters hoch war. Beim ersten Anblick schien sie von Erz zu sein; bei näherer Untersuchung ergab sich aber, daß sie im Innern aus Backsteinen zusammengesetzt und auswendig mit einer drei Centimeters dicken Erzlage überzogen war.



Eine Pagode aus der neuern Zeit in Ajuthia. (Nach einer Photographie.)

Etwa zwei Stunden von Ajuthia entfernt liegt auf freier Ebene eine gewaltig hohe und große, sehr heilig gehaltene Pyramide, welche als eine Art von Asyl betrachtet werden kann und die dann und wann auch vom Könige be-

sucht wird. Man kann zu diesem von sumpfigen Ländereien und Kanälen umgebenen Gebäude nur zu Boot oder auf dem Rücken eines Elephanten gelangen. Dieses Gebäude ist in Siam wegen seiner beträchtlichen Höhe berühmt; einen Europäer kann aber nur die herrliche Aussicht interessiren, welche er von dem Gipfel derselben weit und breit genießt. Die Pyramide besteht aus einer Reihenfolge von Abstufungen, ist aus Ziegelsteinen gebaut und sehr einförmig, denn ihr fehlen die Fayenceverzierungen, mit welchen die Tempel und Pyramiden in Bangkok so reichlich geschmückt sind. Im dritten Stockwerke laufen vier Gänge zusammen und bilden ein Kreuz unter dem Innern der Kuppel. Dort befindet sich eine vergoldete Kolossalstatue Buddha's, aber Andächtige erscheinen nicht mehr bei ihr; sie wird beschmutzt von Fledermäusen und Eulen, deren übelriechender Abgang die Luft dort verpestet, wo einst Weihrauchdüfte emporstiegen.

Aber wie kam es, daß Ajuthia seinen Glanz verlor? Diese Frage ist in einem Aufsatze beantwortet worden, der keinen geringern Mann zum Verfasser hat, als König Mongkut selbst. Der Monarch gibt in demselben die Umrisse der Geschichte des Reiches Siam; wir wollen aber nicht in alle Einzelnheiten eingehen, weil die Historie dieser hinterindischen Reiche im Allgemeinen sehr einförmig ist und für unsere Leser kein besonderes Interesse haben kann. Deshalb heben wir nur die Hauptzüge hervor und folgen dabei dem gekrönten Schriftsteller.

Ajuthia liegt unter 15° 19′ n. Br., 98° 13′ w. L. von Paris und nimmt eine Stelle ein, auf welcher in alten Zeiten mehrere andere Ortschaften standen. Diese erkannten die Hoheit des Königs von Cambodscha an. Um das Jahr 1300 der christlichen Zeitrechnung haben diese Städte viel gelitten und waren in Folge häufiger Fehden mit den nördlichen Siamesen und mit den Moas, d. h. den Bewohnern von Pegu, sehr heruntergekommen. Sie verfielen und von ihnen blieb nicht viel mehr als der Name übrig.

Im April 1350 suchte König U Tong, ein sehr mächtiger Fürst, eine gesunde Gegend für seine Residenz und seine Wahl fiel auf die Stelle, wo nun Ajuthia steht. Er ist Gründer dieser Stadt, welche im Fortgange der Zeit vergrößert und verschönert wurde. Die Volksmenge wuchs;

Kanal von Ajuthia. (Nach einer Photographie.)

aus Laos, Cambodscha und Pegu kamen viele Familien freiwillig, aus der chinesischen Provinz Yünnan wurden viele Kriegsgefangene angesiedelt und aus Vorderindien fanden sich mohammedanische Kaufleute ein.

In Ajuthia regierten fünfzehn Könige aus dem Herrscherstamm U Tong's. Dann aber kamen schwere Tage über Ajuthia. Tschamnadischop, der mächtige König von Pegu, griff mit einer zahlreichen, aus Peguanern, Barmanen und Nordsiamesen zusammengesetzten Armee Ajuthia an, das nach einer dreimonatlichen Belagerung in seine Gewalt fiel. Die Einwohner wurden nicht belästigt, aber der König gefangen nach Pegu geführt und dort vor den Triumphwagen des Siegers gespannt. Zum Statthalter ernannte dieser den Mathamma radscha, dessen ältesten Sohn er als Geisel mit sich nahm. Dieser Sohn hieß Phra Naret und die hier erzählten Begebenheiten fallen in das Jahr 1556.

Bald nachher starb der König von Pegu. Am Hofe entstand wegen der Erbfolge eine große Verwirrung und diese benutzte Prinz Naret, um nach Ajuthia zu entfliehen. Die Peguaner führten Krieg gegen ihn, er aber blieb Sieger und Siam wurde unabhängig. Als, sechs Generationen später, König Naraï den Thron inne hatte, kamen europäische Kaufleute ins Land. Unter ihnen befand sich auch Constantius Phaulcon, welcher dem König erhebliche Dienste jene beiden Bauwerke sind nun längst in Trümmer gefallen. Der unternehmende Europäer hatte die Absicht, auch nützliche Arbeiten auszuführen; er wollte Wasserleitungen bauen und die unbenutzten Mineralschätze des Landes ergiebig machen, aber die siamesischen Edelleute waren eifersüchtig auf den Fremden und richteten ihn zu Grunde.

Nach Naraï's Tode entstand Verwirrung im Palaste. Ein natürlicher Sohn dieses Königs tödtete den rechtmäßigen

Buddha-Statue in einem verfallenen Tempel zu Ajuthia. (Nach einer Photographie.)

leistete und zum Statthalter der nördlichen Provinzen ernannt wurde. Er faßte den Plan, die Hauptstadt Ajuthia gegen Angriffe von der See her durch ein nach europäischem Muster gebautes Festungswerk zu sichern. Das geschah und zwar an einem Kanale, da wo nun Bangkok steht; diese Stadt verdankt jenem Plan ihr Entstehen.

Phaulcon veranlaßte den König, die alte Stadt Nophaburi (Louvo) wieder herzustellen und erbaute dort einen Palast in europäischer Weise und eine katholische Kirche, von welcher noch jetzt einige Inschriften übrig sind; denn Nachfolger. Dieser Usurpator, Nai Dua, regierte noch zu Ajuthia; dasselbe war der Fall mit zweien seiner Söhne und zweien seiner Enkel. Einer von diesen letzteren wählte den geistlichen Stand und trat die Krone seinem Bruder ab. Als dieser regierte, drang 1759 der König von Barma mit einem zahlreichen Heer ins Land und umzingelte Ajuthia. Der siamesische König, Tschaufa Ekaduat Aurak Mutri, wurde von den Großen seines Reichs nicht nachdrücklich unterstützt, leistete jedoch zwei Jahre lang tapfere Gegenwehr; endlich aber drangen die Barmanen in die Stadt

Ajuthia ein und steckten dieselbe in Brand. Der König entfloh, erlag aber bald nachher seinen Wunden. Sein Bruder, der oben erwähnte Geistliche, wurde aus seinem Kloster gerissen und als Gefangener fortgeführt. Die Barmanen plünderten dann das Land aus und wütheten in gransamster Weise gegen die Einwohner. Gewaltiger über Siam ward ein peguanischer Häuptling, Phaya Nakong, welchem es oblag, so viel Beute und Sklaven als nur möglich nach Barma zu senden

Auf solche Weise ist, im März des Monats 1767, Ajuthia um seinen alten Glanz gebracht worden. Es war 417 Jahre Hauptstadt des Landes und Residenz der Könige gewesen, deren nicht weniger als 33 aus drei verschiedenen Dynastien dort geherrscht haben. —

Es ist hier nicht der Ort, auf die spätere Geschichte von Siam einzugehen; wir wollen nur bemerken, daß bald nach jener Katastrophe Phaya Pak das Joch der Fremden abschüttelte und daß seitdem Siam unabhängig geblieben ist.

Die Entzifferung der Keilschriften und der Skulpturfelsen von Bisutun.

Von **Georg Ebers.**

Hieroglyphen und Keilschrift. — Möglichkeit und Art der Entzifferung. — Die persische achämenidische Keilschrift. — Grotefend und Anquetil. — Zend-Avesta. — Die späteren Entzifferer. — Die neuen Texte. — Die drei Arten der Keilschrift. — Die Felsen von Bisutun. — Die Skulptur. — Die Inschrift. — Bedeutung derselben. — Zurückweisung der Ansichten Wlastoff's.

Es ist unzweifelhaft, daß kein Jahrhundert, von dem uns die Weltgeschichte berichtet, in materieller Beziehung einen gleichen Einfluß auf die Entwickelung des Menschengeschlechts gehabt hat, als das unsere. Wenn wir von der andern Seite weiche Gemüther klagen und sagen hören, der Realismus beherrsche heut zu Tage die Welt und alle Idealität sei von der mit Eisendraht umsponnenen Erde verschwunden, so kann man derartige Aeußerungen mit Ruhe zurückweisen. Denn, wenn es auch wahr ist, daß die müßige Gefühlsschwärmerei, die schmachtende Sentimentalität, ja selbst das fruchtlose Ringen polyhistorischer Köpfe, ihr Hirn mit so viel abstraktem Wissen als möglich zu belasten, heut zu Tage gering geschätzt wird, so steht doch unsere Zeit, da, wo es darauf ankommt, ein ernstes Ziel der Wissenschaft zu erreichen — möge es materiellen Vortheil bringen oder nicht — keiner andern nach. Freilich sind wir zu wenig ideell, als daß wir in unseren Tagen z. B. auf eine große poetische Literaturperiode hoffen dürften; dafür liegt aber auch die Gefahr, in phantastische Träumereien zu verfallen, hinter uns.

Das Gebiet des Wissens ist nach und nach so groß geworden, daß selbst der vorzüglichste Geist nicht mehr im Stande ist, die Gesammtheit desselben zu durchmessen. Darum wählt sich der Tüchtige, nachdem er einen Ueberblick über das Ganze zu gewinnen versucht hat, einen kleinen Theil, der ihm besonders zusagt und wirkt hier mit allen Kräften. Wir sind auf die Specialität angewiesen und sollen uns nicht ausbreiten, sondern vertiefen. — Wo man sich früher rathend ergötzte, da forscht man jetzt mit Schweiß auf der Stirn, was man früher durch Hin- und Herprobiren erreichte, das wird jetzt durch Schlüsse und Folgerungen gewonnen. Wir sind nicht mehr mit dem bloßen Resultat zufrieden, sondern fragen überall, wie dasselbe erzielt worden sei? Im siebzehnten Jahrhundert konnte der abenteuerlich phantasirende und doch ausnehmend gelehrte Pater Kircher seinen Zeitgenossen weismachen, er vermöge die Hieroglyphenschrift der alten Aegypter mit Sicherheit zu lesen, obgleich kein einziger Buchstabe richtig von ihm übertragen worden ist und er zum Beispiel das bloße Wort „Autocrator" also übersetzte: „Der Urheber der Fruchtbarkeit und der ganzen Vegetation ist Osiris, dessen zeugende Kraft aus dem Himmel gezogen wird in seinem Reiche durch den heiligen Mophta."

Wenn wir dagegen heute von der Hieroglyphen- oder Keilschriftentzifferung hören, so können wir sicher sein, daß viele Fachgenossen dem Entzifferer auf die Finger gesehen und die Uebersetzung keines Wortes ohne gehörige Commentare und Erläuterungen angenommen haben.

Den meisten unserer geehrten Leser wird es, wenn sie die Worte „Hieroglyphen" und „Keilschrift" nennen hören, zu Muthe sein, als wenn sie die geheimnißvollen Laute einer Zauberformel vernähmen; und doch sind die Bilderzeichen auf den altägyptischen Denkmälern und die spitzen, keil- oder winkelförmigen Lettern der altpersischen Inschriften schon seit mehreren Jahrzehnten ihres Geheimnisses entkleidet. Das Gelingen dieser Riesenarbeit ist einer der größten Triumphe, den der Scharfsinn unseres Geschlechts errungen hat, es ist ein schlagender Beweis für den idealen Ernst und die Forscherkraft unseres Zeitalters. Außerdem sind die Arbeiten eines Champollion, Grotefend und ihrer Genossen dankenswerth, denn sie wurden nicht deshalb unternommen, weil die Lösung eines so schwierigen Problems begabten und ehrgeizigen Köpfen äußerst lockend erscheinen mußte, sondern vielmehr um die Weltgeschichte zu erweitern und unsere Kenntniß des Alterthums mit unwiderleglichen Thatsachen zu bereichern.

Als die Franzosen im Jahre 1799 den Stein von Rosette, welcher eine ägyptische Inschrift mit griechischer Uebersetzung trug, entdeckt hatten, fand sich sofort eine Schaar von Gelehrten, die darauf brannten, mit diesem Hebel das Thor zu sprengen, welches bis dahin die Kenntniß der Hieroglyphen unzugänglich gemacht hatte. Schon zu Kairo wurde die Inschrift von Rosette durch den Druck vervielfältigt und an das Ministerium nach Paris gesandt. 1819 fand der Engländer Young, 1821 der Franzose Champollion seinen Schlüssel zu den Hieroglyphen. Der des Letztern ist, wenn auch vielfach umgestaltet und verbessert, heute noch gültig und befähigt uns, tiefe Blicke in das religiöse und staatliche Leben eines Volkes zu thun, dessen Weisheit im ganzen Alterthume so hoch berühmt war, daß sich die tiefsten griechischen Denker schweren Opfern unterzogen, um als Schüler in die Priesterschulen von Heliopolis, Memphis oder Theben eingelassen zu werden.

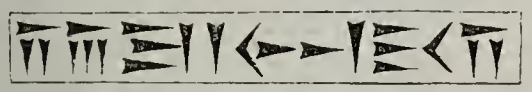
Durch den Fleiß und das Genie des Deutschen Brugsch

vermögen wir jetzt auch die demotische (Volks- oder Cursiv-) Schrift der alten Aegypter zu lesen.

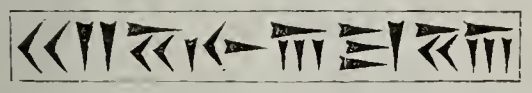
Was die Hieroglyphen für die Kenntniß des Pharaonenreichs, das sind die Keilschriften für die Kenntniß der persischen Alterthumskunde.

Mehr als zwei Jahrzehnte vor der Entdeckung der Tafel von Rosette brachte der eben so gewissenhafte als gelehrte deutsche Reisende Carsten Niebuhr aus dem Orient die ersten sorgfältigen Copien von persischen Keilschriften nach Europa. — Nachdem man die seltsam gestalteten Winkel und Pfeilspitzen dieser Schrift für ornamentale Verzierungen gehalten hatte und schon von weiteren Entzifferungsversuchen abstehen wollte, erklärte der Hannoveraner Grotefend 1812 in einer Abhandlung, die er der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen vorlegte, daß die angezweifelte Schrift unbedingt eine Schrift sei, daß sie sich von anderen Schreibarten nur durch ihren Mangel an jeder Rundung unterscheide, daß sie sich, wie keine andere, für Inschriften in den Stein, aber keineswegs für den gewöhnlichen Gebrauch geeignet habe, daß die Keilspitzen stets von oben nach unten oder von der Linken zur Rechten wiesen und daß die Winkelzeichen sich stets nach rechts hin öffneten. Hiernach bestimmte er auch, von welcher Seite aus die Schrift zu lesen sei. Ferner erkannte er auf einer dreispaltigen Inschrift aus Persepolis die drei Arten der Keilschrift, von denen wir weiter unten zu reden gedenken. Hier nur so viel, daß Grotefend von derjenigen, welche stets an erster Stelle zu stehen pflegte, richtig voraussetzte, daß sie in der Sprache der Könige aus dem Hause der Achämeniden, also in der altpersischen geschrieben worden sei. Er ließ die anderen unbeachtet und verwandte auf diese seinen ganzen Fleiß.

Wie alle Entzifferer unbekannter Schriften, so mußte auch er sich zuerst an diejenigen Worte halten, welche vermuthlich Namen darstellen sollten. Zwei derselben, bei denen das von Münter (schon vor Grotefend) für „König" gehaltene Wort zu stehen pflegte, ließen vermuthen, daß sie Vater und Sohn (Darius und Xerxes) bezeichneten.



Darius.



Xerxes.

„Völlig überzeugt", sagt Grotefend selbst, „daß hier zwei Könige aus der Dynastie der Achämeniden gesucht werden müßten, weil ich die Geschichte der Griechen als Zeitgenossen und umständlichen Erzähler von allen Anderen am glaubwürdigsten fand, fing ich an, die Reihe der Könige durchzugehen und zu untersuchen, welche Namen den Charakteren der Inschriften sich am leichtesten anschmiegten. Cyrus und Cambyses konnten es nicht sein, weil die beiden Namen der Inschriften keinen gleichen Anfangsbuchstaben hatten, es konnte überhaupt weder ein Cyrus noch ein Artaxerxes sein, weil der erste Namen im Verhältnisse zu den Charakteren zu kurz und der zweite zu lang war. Es blieben mir also nur die Namen des Darius und Xerxes übrig, und sie fügten sich in die Charaktere so leicht, daß ich in die richtige Wahl derselben keinen Zweifel setzen konnte. Dazu kam, daß in der Inschrift des Sohnes dem Vater gleichfalls der Königstitel beigelegt war, aber nicht so in der Inschrift des Vaters, welche Bemerkung sich durch alle persepolitanischen Inschriften in allen Schriftarten bestätigte. Da mir nun durch eine richtige Entzifferung der Namen schon über 12 Buchstaben bekannt werden mußten und darunter sich gerade alle Buchstaben des Königstitels bis auf einen befanden, so kam es darauf an, jenen nur aus dem Munde der Griechen bekannten Namen die persische Form zu geben, um durch die richtige Bestimmung des Werthes eines jeden Charakters den Königstitel zu entziffern und so die Sprache zu errathen, worin die Inschriften möchten geschrieben sein. Anquetil's Zend-Avesta schien mir um so mehr die beste Auskunft zu geben, da schon Münter aus dem häufigen Gebrauche der Vokale auf die Zendsprache gerathen hatte."

So weit Grotefend. — Die von demselben genannte Anquetil'sche Uebersetzung der Zend-Avesta (heilige Schriften der Perser, für deren Aufzeichner der Prophet Zoroaster oder Zarathustra gehalten wurde) hat bei allen Studien, welche sich auf das alte Persien bezogen, eine so große Rolle gespielt, daß wir derselben einige Worte zu widmen nicht umhin können.

Vor Anquetil hatte sich kein europäischer Gelehrter, außer Thomas Hyde zu Oxford, eingehend mit der Sprache und Religion der alten Perser beschäftigt. Zu seiner Zeit kamen durch die Handelsverbindungen der Briten mehrere altpersische Manuskripte nach England. Anquetil sah die Durchzeichnung eines solchen und faßte sofort den Entschluß, nach Bombay zu reisen, die unlesbare Sprache an Ort und Stelle verstehen zu lernen und neue Handschriften nach Frankreich, seinem Vaterlande, zu bringen. Mehrere hochgestellte und gelehrte Männer, wie Barthelemy, der Verfasser des Anacharsis, interessirten sich für den begeisterten Forscher und bemühten sich, demselben eine königliche Unterstützung zu verschaffen. Als sich die Bewilligung derselben in die Länge zu ziehen drohte, riß der dünne Geduldfaden des jungen Franzosen, der in seiner Selbstbiographie erzählt, wie er bei der indisch-französischen Kompagnie, als gemeiner Soldat, Dienste nahm und sich unglaublichen Entbehrungen und Strapazen unterzog, um nach Bombay zu kommen und dort sein großes Ziel zu erreichen. — Von den in jener Stadt ziemlich zahlreich wohnenden Parsen wurde er mit großem Mißtrauen aufgenommen; als aber endlich eine Unterstützung des Königs eintraf, gelang es ihm durch Bestechungen und Drohungen, den Destur Darâb, einen der gelehrtesten Parsenpriester, zu bewegen, ihm Manuskripte zu besorgen und ihm jedes einzelne altpersische Wort ins Neupersische zu übertragen. Dies, wir möchten sagen „Vocabularium" benutzte er, indem er äußerst geschickt, aber ohne jede grammatische Genauigkeit combinirte, zu seiner Zend-Avesta-Uebersetzung und kehrte 1761 mit dieser und 180 Handschriften nach Europa zurück. Tief erfüllt von schmerzlichem Heimweh sah er die französische Küste; sein Wissensdrang war aber so viel stärker als seine Sehnsucht, daß er, trotz vieler Widerwärtigkeiten, die er, wegen des damaligen englisch-französischen Krieges, zu bestehen hatte, ungesäumt nach Oxford reiste, um seine mitgebrachten mit den dortigen Manuskripten zu vergleichen. Erst nachdem er sich von der Echtheit seiner Schätze überzeugt hatte, kehrte er in die Heimath zurück. Seine Arbeit mußte von einigen Engländern, die er persönlich angegriffen hatte, äußerst gehässige Angriffe erleiden, während man dieselbe, nachdem man mit dem Sanskrit und der Zend-Sprache vertraut geworden war, richtig zu würdigen lernte. Anquetil hat, wie das bei seinen Hülfsmitteln gar nicht anders möglich war, vielfach geirrt; seine Uebersetzung bleibt aber dennoch eine äußerst schätzenswerthe Arbeit.

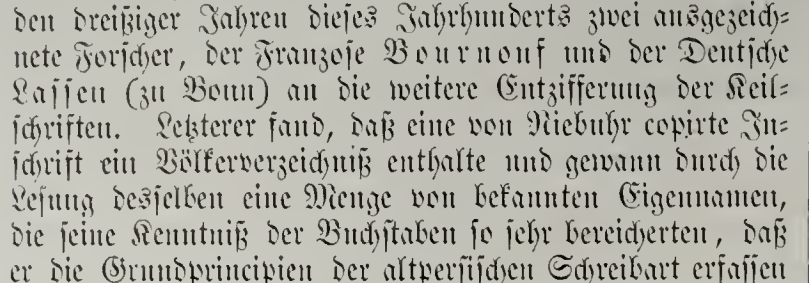
Grotefend wollte, wie wir oben gesehen haben, allein mit ihrer Hülfe (er war unkundig des Sanskrit) den Text der persepolitanischen Inschriften entziffern; seine Versuche scheiterten aber an der Ungenauigkeit des Anquetil und dem spärlichen Material, das die ihm zugänglichen Inschriften darboten. Dennoch bleibt ihm der ungeschmälerte Ruhm,

das Fundament gefügt zu haben, auf dem die späteren Entzifferer ihre Gebäude errichteten.

Noch bei Lebzeiten unseres Grotefend unterzogen sich viele Gelehrte dem Studium des Sanskrit. — Mit der vollen Kenntniß dieser alten Sprache ausgerüstet, gingen in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts zwei ausgezeichnete Forscher, der Franzose Bournouf und der Deutsche Lassen (zu Bonn) an die weitere Entzifferung der Keilschriften. Letzterer fand, daß eine von Niebuhr copirte Inschrift ein Völkerverzeichniß enthalte und gewann durch die Lesung desselben eine Menge von bekannten Eigennamen, die seine Kenntniß der Buchstaben so sehr bereicherten, daß er die Grundprincipien der altpersischen Schreibart erfassen und ein dem indischen ähnliches Keilschriftalphabet herstellen konnte. Der Deutsche Beer und der Franzose Jaquet machten sich durch einzelne Emendationen dieses Alphabets verdient; mehr als diese letzteren in jüngster Zeit der leider vollkommen zum Franzosen gewordene Deutsche Oppert, der mit ungemein glücklicher Hand das Altbactrische und die neupersischen Dialekte für seine Wissenschaft nutzbar zu machen wußte.

Bis zum Jahre 1842 waren unseren Gelehrten wenige andere Inschriften zugängig gewesen, als die von Niebuhr copirten; jetzt kamen aber verschiedene, von dem dänischen Gelehrten Westergaard, der sich längere Zeit in Persien aufgehalten hatte, sorglich copirte Inschriften nach Europa, welche der neuen Wissenschaft wesentliche Dienste leisteten. Sie sollten aber bald bedeutend übertroffen werden durch das, was der englische Geschäftsträger zu Bagdad (später Gesandter am Hofe des Schah von Persien), der Oberst Sir H. Rawlinson durch seine Copie der Inschrift von Bisutûn oder Behistân und andere wichtige Arbeiten diesem Zweige der Forschung darbieten konnte.

Wie schon oben erwähnt worden ist, gibt es dreierlei Arten von Keilschriften, die auf manchen Inscriptionen neben einander stehen, wie z. B. auf Regierungsrescripten in der Provinz Posen der deutsche und der polnische Text. Die erste Schreibart wird die persische, die zweite die scythische oder medische, die dritte die babylonische oder assyrische genannt. Beifolgende Proben sollen dem Leser einen Begriff geben von der Gestalt der Charaktere, mit denen wir es zu thun haben.



Vor Westergaard richtete sich die vereinte Kraft der Forscher auf die erste, einfachste Schreibart, die persische, welche denn auch jetzt mit Sicherheit gelesen und übersetzt werden kann. Der dänische Gelehrte war der Erste, der mit Hülfe der entzifferten persischen Texte die medischen zu lesen versuchte. Sein Erstaunen war groß, als er fand, daß er es hier weder mit einem Dialekte des Zend, noch überhaupt mit einer indogermanischen Sprache, sondern mit einer Mundart, die dem „Turanischen", das heute noch in Centralasien gesprochen wird, ähnlich sieht, dem, wir möchten sagen „Proto-" oder „Vortürkischen" zu thun habe. Der Franzose de Saulcy bekannte sich nach eingehenden Untersuchungen zu der Ansicht des Dänen, welcher in dem Engländer Norris einen dritten Bundesgenossen fand. Das Resultat dieser Forschungen hat nichts Befremdliches, wenn man bedenkt, in wie häufige und dauernde Berührungen die Meder mit den Scythen kamen, wie stark die „turanische" Rasse heute noch in Iran verbreitet ist, wie groß, z. B. in den Heldenliedern des Firdusi, die Macht der Turanier genannt wird u. s. w. Uebrigens liegt, trotz des schönen medischen Materials, in der Inschrift von Bisutun und dem großen Fleiße des Hrn. Norris und anderer Gelehrten, gerade dieser Theil der Keilschriftentzifferung noch sehr im Argen. Schon der Umstand, daß sie nicht, wie die persische, eine reine Lautschrift, sondern eine Sylbenschrift ist, erschwert ihre genaue Lesung eben so sehr, als die große Menge der in ihr enthaltenen Charaktere.

Noch größere Schwierigkeiten bietet die dritte oder babylonisch-assyrische Schreibart. Die Grundsprache derselben ist semitischen Stammes. Die Schriftzeichen stellen bald Laute, bald Sylben, bald ideographisch ganze Begriffe dar, und noch dazu so, daß ein und dasselbe Zeichen bald in der einen, bald in der andern Art gedeutet werden muß. Daher ist auch dieser Schrift gegenüber bis jetzt von grammatischer Genauigkeit nicht die Rede; doch ist man durch einmüthiges Zusammenwirken (im schönen Gegensatz zu der unter den Aegyptologen herrschenden Feindseligkeit), eisernen Fleiß und die große Menge der von Botta, Layard, Fresnel, Rawlinson u. A. in den Trümmern von Ninive und Babylon aufgefundenen Inschriften bereits dahin gekommen, Namen zu lesen und den allgemeinen Sinn von historischen Berichten theilweise zu verstehen. Besonders verdient um diesen Theil der Entzifferung machten sich Oppert, Rawlinson, der keinem Theile der neuen Wissenschaft fremd blieb, Botta, Saulcy, Luzzato, Hincks, Spiegel und Andere. Der berühmte Mathematiker Stern in Göttingen hat sich leider bis jetzt der Veröffentlichung seiner bedeutenden Forschungen auf diesem Felde enthalten.

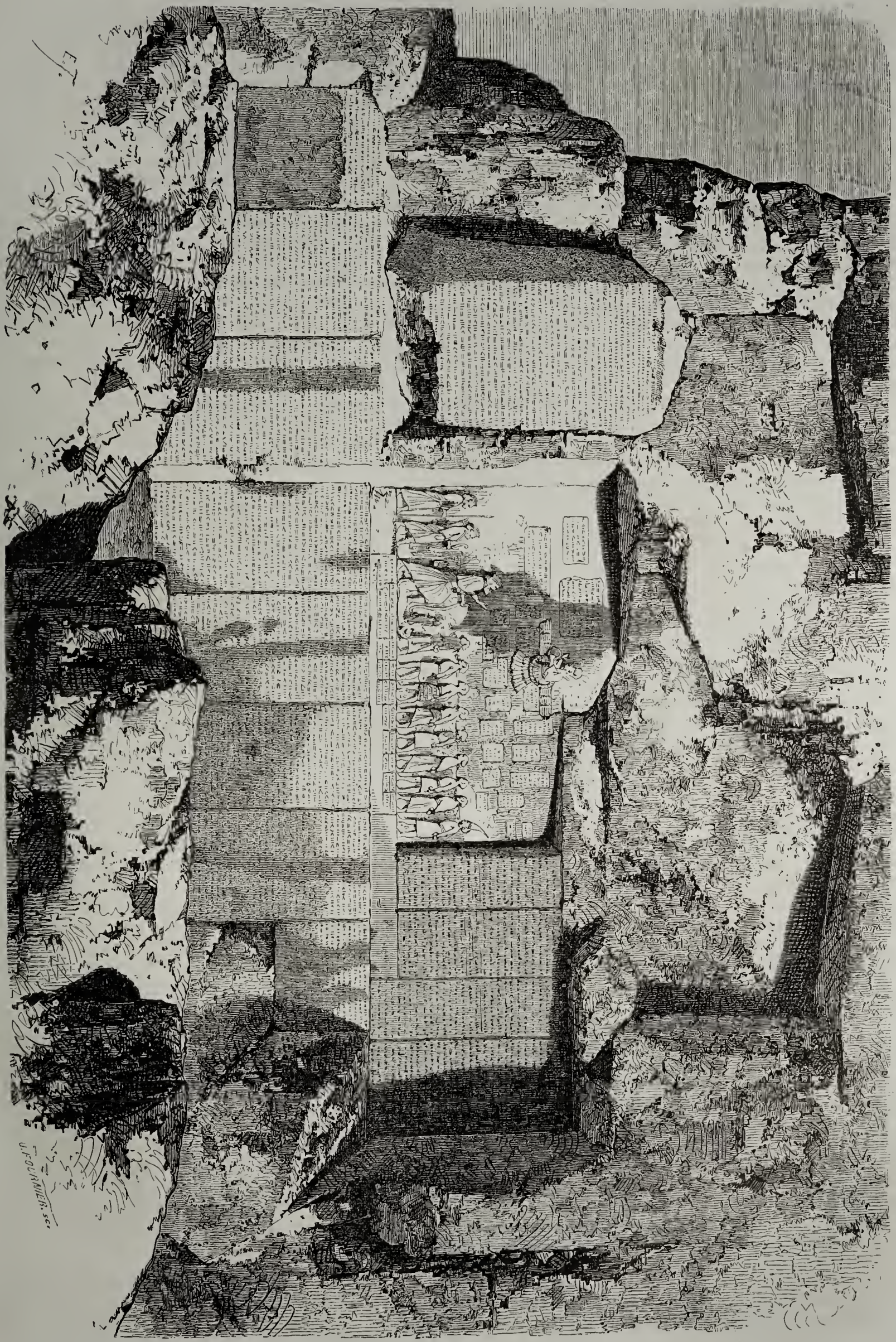
Es ist hier nicht der Ort, auf die Leistungen der einzelnen oben genannten Gelehrten näher einzugehen, doch glauben wir, daß wir es wohl wagen dürfen, die Aufmerksamkeit des Lesers auf diejenige Inschrift zu lenken, welche von allen bisher gefundenen das höchste historische Interesse bietet:

Die Inschrift von Bisutun.

Diese seltene Inschrift war schon den Alten bekannt. Diodor spricht von derselben; glaubt aber fälschlich, daß sie von der Semiramis (etwa 1200 v. Chr.) herstamme. Sie befindet sich an der Westgrenze des alten Medien, auf dem Wege nach Hamadan, dem alten Ekbatana, bei dem Dorfe Bisutun, einem der schönsten und geräumigsten in ganz Persien.

„Sehr nah bei demselben", so schreibt Ritter in seiner Erdkunde von Asien, „liegt der berühmte Skulpturfels, welcher das steilabstürzende Ostende einer Felswand bildet, die von da, gegen West als ödes Gebirge, Dschebali Bisutun oder Bisutun-Berg genannt, das schöne, vier Meilen lange, vorliegende Hochthal von der Nordseite her begrenzt. Dies Thal, mit vielen kleinen Dörfern besetzt, ist zugleich das Weideland zahlreicher Heerden und ein Sommerlager vieler Hirtenstämme. Der Gipfel dieses Berges wird von den Orientalen für unersteiglich gehalten und seine Höhe für ungeheuer; beides wohl nach Uebertreibungen, die sich hier leicht zu den vielen Merkwürdigkeiten, welche das Gebirg in Wirklichkeit darbietet, als Sagen und Wunder gesellen. — Der steile, in viele Felshörner zerrissene Gebirgsstock hat, nach Ker Porter's Schätzung, an 1500 Fuß senkrechte Höhe*). An seiner Basis im West in einer Breite von 150 und einer Höhe von 100 Fuß ist die Felswand durch Kunst behauen und geebnet, vor derselben aber eine weit vorsprin-

*) Nach neueren Berechnungen ist das Gebirge 1700 Fuß hoch.



Inschriftfelsen von Bisutun.

gende, ungemein solide Felsterrasse von gleicher Ausdehnung ausgebreitet, welche in stufenweiser Senkung gegen die vorliegende Ebene abfällt. Ihre Basis ist bis zu einer gewissen Höhe mit großen behauenen Quadern eingefaßt, und dergleichen liegen noch in großer Zahl zerstreut umher, als sei die Aufführung dieser Mauer unvollendet geblieben . . . . . Nur 50 Schritt von dieser Felsplatteform, gegen eine Brücke zu, entspringt am Fuße des Berges ein starker Strom des schönsten Wassers; gerade über dieser Quelle, über einem breit vorstehenden Felsen, sind die Reste einer sehr umfangreichen, in eine Art Rahmen eingefaßten Steinskulptur bemerkbar, die aber so gewaltig beschädigt ist, daß keine Linie daran mehr vollkommen erhalten erscheint."

So weit Ritter. — Die zweite für die Entzifferung der Keilschrift besonders wichtige Skulptur liegt etwas weiter ostwärts, aber in so großer Höhe und so schwer erreichbar, daß sie nur mit bewaffnetem Auge in ihren bezeichnenden Umrissen zu erkennen war, bis der oben mehrmals erwähnte unermüdliche Oberst Rawlinson mit unsäglicher Mühe und großen Kosten ein Gerüst zusammenfügen ließ, um eine vollständige Kopie der Inschrift und des in Mitten derselben befindlichen Bildes anzufertigen. Beide sind trefflich erhalten; die Skulpturen kommen jedoch denjenigen nicht ganz gleich, die man in den Trümmern von Persepolis findet; dagegen sind die Schriftzeichen, welche das Relief von allen Seiten umgeben, von ausgezeichneter Schönheit. Darius, der Urheber dieses Riesendenkmals, hat dasselbe, um es unantastbar zu machen, 300 Fuß über der Ebene in den Stein graben lassen. Diese Arbeit muß ungeheure Anstrengungen erfordert haben, denn der ganze Felsen ist auf's Sauberste polirt. Wo eine schadhafte Stelle war, legte man ein Stück in denselben ein, und zwar, wie Spiegel sagt: „so vortrefflich, daß man noch heute kaum das Eingelegte vom wirklichen Felsen zu unterscheiden vermag. — Die Inschrift selbst steht durch ihre fast durchgängige Korrektheit und Schönheit bei so großem Umfange vielleicht einzig da. Sie hat theilweise gelitten durch einen Bach, der sich seit langer Zeit von oben herab seinen Weg über sie gebahnt hat; am unteren Ende auch durch muthwillige Zerstörung fanatischer Mohammedaner."

Diese Inschrift bildet gleichsam den Text zu dem oben erwähnten Bilde, das wir nur flüchtig beschreiben wollen, weil sich der Leser des Globus durch die nebenstehenden trefflichen Abbildungen des Bisutun-Felsens von dem Aussehen desselben überzeugen kann.

Der König, leicht kenntlich durch seine Größe, tritt mit dem linken Fuße auf einen am Boden liegenden Mann, der, wie eine unter seinem Rücken stehende Inschrift beweist, den als „falscher Smerdes" bekannten Usurpator Gaumâta darstellen soll.

Darius wendet sein Angesicht neun gefesselten Männern zu, die durch einen Strick, der sich um ihre Hälse schlingt, verbunden sind. Ueber jedem Gefangenen steht eine auf ihn bezügliche Inschrift; z. B. über dem ersten: „Dieser Atrina log; also sprach er: „Ich bin König von Susiana," — über dem letzten mit der hohen, spitzen Mütze: „Dies ist Çakuka, der Saker."

Hinter dem Könige stehen zwei Männer. Der erste, mit dem königlichen Bogen in der Hand, soll vielleicht seinen Sohn Xerxes, der zweite mit der Lanze seinen Freund Zopyros darstellen, den er so sehr liebte, daß er, als man ihm einen Granatapfel zeigte und fragte: „Welches Gut möchtest du so vielfach besitzen, als diese Frucht Körner enthält?" geantwortet haben soll: „Meinen Zopyros!"

Ueber dem Ganzen schwebt Ormusd, der höchste Gott, den sich die Perser als Verkörperung alles Guten, des Lichts, des Lebens und der von ihnen ganz besonders hoch geschätzten äußerlichen und inneren Reinheit dachten. Hier, wie auf vielen persepolitanischen Skulpturen, wird er als bärtiger Mann in reifen Jahren dargestellt, der den symbolischen Ring in der Hand hält und in einem Kreise schwebt, an den sich ein Flügelpaar und der untere Theil des Leibes eines Vogels ansetzt; wie denn viele Religionen im Alterthum die Gestalt der Luftbewohner benutzten, um die Gottheit darzustellen. Sie, die mit scharfen Augen über dem Getreibe der Erde schwebten, hielt man für die Beobachter der Menschen; ihr kurzes Gezwitscher mit gegenseitigem Verständniß galt für überlegene Klugheit und ihre beneidenswerthe Fähigkeit, im Luftraume willkürlich umherzuschweben und so schnell und leicht wie kein anderes Wesen große Entfernungen zu durchmessen, erwarb ihnen die mit Neid gemischte Bewunderung der Menschen, welche, um sich das Wesen der Gottheit zu vergegenwärtigen, nur solche Geschöpfe brauchen konnten, die ihnen in gewisser Beziehung überlegen zu sein schienen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die spitzen Zeichen der Keilschrift und lassen wir uns von denselben erzählen, zur Erinnerung an welche Ereignisse dieselben in den Stein gegraben worden sind; vorher wollen wir aber, der Kuriosität wegen, mittheilen, daß noch vor wenigen Jahrzehnten das Bild des Ormusd von Otter für ein Panzerhemd gehalten worden ist. Gardanne sah gar den Gott für ein Kreuz und die Gefangenen für die 12 Apostel an. Doch zurück zu den Inschriften! —

„Ich bin Darius, der große König, der König der Könige ꝛc., Sohn des Vistaçpa (Hystaspes), Enkel des Arsâma (Arsames) der Achämenide;" so beginnt dieselbe nach der trefflichen Uebersetzung von Fr. Spiegel.*) Hierauf zählt Darius die Reihe seiner Ahnen und die Namen der von ihm beherrschten Provinzen auf und schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Auramazda (Ormusd) übergab mir das Reich, Auramazda brachte mir Hülfe, bis dieses Reich in Besitz genommen wurde, durch die Gnade Auramazda's regiere ich dieses Reich." — Nun erzählt der König von den Kämpfen, die er zu bestehen hatte, bevor er den Thron mit Sicherheit sein Eigen nennen konnte, und spricht:

„Ein Kambujiya (Kambyses) mit Namen, der Sohn des Kuru (Cyrus), von unserer Familie, der war vorher hier König; dieser Kambujiya hatte einen Bruder Bardiya mit Namen, von gleichem Vater und gleicher Mutter mit Kambujiya. Darauf tödtete Kambujiya jenen Bardiya. Als Kambujiya den Bardiya getödtet hatte, da hatte das Heer keine Kunde, daß Bardiya getödtet worden sei. Darauf ging Kambujiya nach Aegypten. Als er nach Aegypten gezogen war, da wurde das Heer aufrührerisch, darauf nahm die Lüge zu in den Provinzen, sowohl in Persien, als in Medien, als auch in den übrigen Provinzen.

„Es spricht Darius der König: Da war ein Mann, ein Magier, Gaumâta mit Namen (der falsche Smerdis) . . . . der lehnte sich auf. Im Monate Viyakhna am 14. Tage, da war es, als er sich auflehnte. So log er die Leute an: „Ich bin Bardiya, Sohn des Kuru, Bruder des Kambujiya." — Darauf wurde das ganze Reich aufrührerisch gegen Kambujiya, es trat zu jenem über, sowohl Persien, als Medien, als auch die übrigen Provinzen. Er ergriff die Herrschaft; im Monate Garmapada, am neunten Tage, da war es, da ergriff er die Herrschaft. Darauf starb Kambujiya, indem er sich selbst tödtete.**)

*) Die altpersischen Keilschriften. Uebersetzung, Grammatik und Glossar von Fr. Spiegel. Leipzig, 1862.

**) Wir glauben trotz Spiegel und Oppert, daß hier nicht an Selbstmord gedacht werden darf. Nach Herodot und Ktesias

„Es spricht Darius der König: Diese Herrschaft, die Gaumâta der Magier dem Kambujiya wegnahm, diese Herrschaft war von Alters her in unserer Familie. Dann nahm Gaumâta der Magier dem Kambujiya sowohl Persien als Medien ꝛc. Alles eignete er sich an; er war König.

„Es spricht Darius der König: Es war Niemand, weder ein Perser, noch ein Meder, noch Jemand von unserer Familie, der Gaumâta dem Magier das Reich entrissen hätte. Das Volk fürchtete ihn wegen seiner Grausamkeit, es fürchtete, er möchte viele Leute tödten, die den früheren Bardiya gekannt hatten; deswegen möchte er die Leute tödten, „damit man mich nicht kenne, daß ich nicht Bardiya, der Sohn des Kuru, bin." Niemand wagte etwas zu reden über Gaumâta, den Magier, bis ich kam. — Dann rief ich den Auramazda um Hülfe an. Auramazda gewährte mir Beistand. Im Monate Bâgayâdis am zehnten Tage, da war es, da tödtete ich mit ergebenen Männern jenen Gaumâta den Magier und die, welche seine vornehmsten Anhänger waren. Es ist eine Festung, Çikathauvatis mit Namen, ein Bezirk Niçaya mit Namen, in Medien, dort tödtete ich ihn. Ich nahm ihm die Herrschaft ab. Durch die Gnade Auramazda's wurde ich König, Auramazda übergab mir das Reich. Die Herrschaft, die von unserem Stamme hinweggenommen war, stellte ich wieder her ꝛc." . . . .

Aber mit dieser Ueberwältigung des Gaumâta gab es noch keine Ruhe im Lande, denn wir lesen in der Inschrift lange Schilderungen der Kämpfe, welche Darius gegen seine aufrührerischen Provinzen zu bestehen hatte. Zum Schluß resumirt er dieselben und sagt:

„Das, was ich that, das geschah durch die Gnade Auramazda's in jeder Weise. Nachdem die Könige abtrünnig geworden waren, da lieferte ich neunzehn Schlachten; durch die Gnade Auramazda's schlug ich sie. Neun Könige nahm ich gefangen: Einer war Gaumâta mit Namen, ein Meder. Dieser log, also sprach er: „Ich bin Bardiya, der Sohn des Kuru. Dieser machte Persien abtrünnig. Einer war Açina mit Namen. Dieser log in Susiana, also sprach er: „Ich bin König von Susiana" — ꝛc. . . . . .

„Diese Provinzen, welche abtrünnig wurden, die Lüge hat sie abtrünnig gemacht, so daß sie die Leute belogen. Dann gab sie Auramazda in meine Hand. Wie es mein Wille war, so geschah ihnen" . . . . . .

„Es spricht Darius der König. Durch die Gnade Auramazda's ist auch noch vieles Andere von mir gethan worden, was nicht in dieser Inschrift geschrieben steht. Deswegen ist es nicht geschrieben worden, damit nicht der, welcher später diese Inschrift liest (ihren Inhalt) für Lüge halte." —

Ueberall begegnet uns der von den Griechen so vielfach erwähnte Haß der Perser gegen alles Unwahre. Darius verschweigt vielleicht gerade seine außergewöhnlichsten Thaten, um selbst den Schein einer Lüge zu vermeiden. Dieser schöne, echt germanische Sinn für die Wahrheit ist den sehr stark mit semitischen Elementen verquickten Persern von heute ganz fremd. H. Brugsch versichert, niemals größere Lügner gesehen zu haben, und in dem berühmten Buche des Kawus räth ein fürstlicher Vater seinem heranwachsenden Sohn ohne Weiteres: „Sage lieber eine Lüge, die wahrscheinlich, als eine Wahrheit, welche unwahrscheinlich klingt."

Die Thatsachen, welche die Inschrift mittheilt, sind nicht neu, denn der Hauptinhalt stimmt ganz auffallend mit den Nachrichten überein, welche wir durch Herodot und Ktesias von der Zeit besitzen, welche dem Tode des Kambyses folgte. Nur in dem Namen des Bardiya, der, man weiß nicht warum, bei den Griechen Smerdes hieß, und in der Zeit seines Todes weicht die hellenische von der persischen Relation ab. Der Name Gaumâta findet sich, wenn auch in corrumpirter Form, bei Justin. Aus Allem geht hervor, daß Herodot sehr gut unterrichtet war. Er gibt sogar die Namen der Verschworenen, welche ihm bei dem Sturze des falschen Bardiya behülflich waren, ziemlich richtig an, während Ktesias, der doch das Archiv von Ekbatana benutzen konnte, gerade hier fast lauter falsche Namen bringt.

So verdanken wir denn der Inschrift von Bisutun 1. eine wesentliche Förderung der Entzifferung der Keilschriften, 2. eine zuverlässige Schilderung eines besonders wichtigen Theils der persischen Geschichte, 3. einen neuen Beweis für die Treue des Herodot, 4. die Kenntniß des Verhältnisses eines persischen Königs zu seinem Gotte, seinem Volke und seinen Großen, 5. eine Bestätigung der Vermuthung, daß viele der in der Zend-Avesta enthaltenen Lehren schon zur Zeit des Darius in Kraft gewesen sind.

Das verdanken *wir* den Inschriften von Bisutun. Was ihr Urheber durch dieselben erzielen wollte, darüber mögen uns die eigenen Worte des Darius Auskunft geben.

„Du, der Du nachher diese Inschrift lesen wirst, *möge sie Dir dies, was ich gethan habe, verkünden.* Halt' es nicht für eine Lüge" . . . .

. . . . . .

„Diese Tafel möge Dir verkünden, *was ich gethan habe, so wie es war.* Deswegen verbirg dieses Edikt nicht! Wenn Du es nicht verbirgst und dasselbe dem Volke verkündest, da möge Auramazda Dein Freund sein, Deine Familie möge zahlreich sein und lange leben! Auramazda, durch dessen Gnade ich Alles, was ich that, gethan habe, und die übrigen Götter brachten mir Beistand, weil ich nicht feindselig war, kein Lügner war, kein Despot war, weder ich, noch meine Familie . . . . Du, der Du nachher diese Tafel sehen wirst, die ich geschrieben habe, oder diese Bilder, — verderbe sie nicht, sondern, so lange Du lebst, bewahre sie. Thust Du das, so möge Auramazda Dein Freund sein und Deine Familie sich mehren. Lebe lange, und was Du thust, möge Auramazda gelingen lassen. Wenn Du diese Tafel oder diese Bilder siehst und sie zerstörst, oder, so lange Deine Familie dauert, nicht bewahrst, da möge Auramazda Dich schlagen, Deine Familie möge zu Nichte werden, was Du thust, das möge Dir Auramazda zerstören!" —

Es widerstrebt uns, mit einem Fluche von dem Leser Abschied zu nehmen; doch wird uns derselbe nicht zürnen, wenn wir für diesmal mit einer Abfertigung von ihm scheiden.

In den „Nouvelles annales des voyages März 1863" versucht ein Herr Wlastoff den Felsen von Bisutun als ein rein religiöses Monument darzustellen; seine Gründe stehen aber auf so schwachen Füßen, daß wir dieselben, einen nach dem andern, ohne sonderliche Mühe umstürzen können.

Wäre unsere Inschrift wirklich nur dazu bestimmt gewesen, um den Triumph der Lehre des Zoroaster über eine wundersame, sehr unzulänglich definirte Religion, welche nach Herrn Wlastoff — man höre! — selbst von den Hyksos und Aztecen getheilt worden sein soll, auf die Nachwelt zu bringen, so hätte Darius keineswegs, außer seinem Siege über den Magier Gaumâta, acht andere, rein politische, Triumphe in den Stein graben lassen.

Der Passus der Inschrift: „Dann rief ich Auramazda um Hülfe an: Auramazda gewährte mir Beistand," kommt

stirbt Kambyses, indem er sich zufällig mit seiner eigenen Waffe verwundet, und Uvâmarsiyus heißt auch nach Spiegel nichts anderes, als „von selbst sterbend".

auch an anderen Orten vor und beweist, ebenso wie die von W. angeführte Stelle aus dem Testamente Ardshir-Babigan's: „Vergiß nicht, daß Altar und Thron Eins sind," weiter nichts, als daß schon die Könige von Persien erkannt hatten, daß die Religion das beste Mittel sei, um gehorsame Unterthanen zu gewinnen, und daß Darius ein gottesfürchtiger Mann genannt werden muß.

Wenn W. die Tödtung der Magier, welche, nach Herodot, der Ermordung des Smerdes (Gaumâta) folgte, als Beweis für einen rein religiösen Konflikt anführt, so bedenkt er nicht, daß man in der altpersischen Geschichte häufig sehen kann, wie ganze Familien für das Vergehen eines einzigen Mitgliedes hingeopfert werden. Man denke nur an die Vertilgung des Hauses des Intaphernes durch denselben Darius, der die Magier, das Geschlecht des Usurpators Gaumâta, tödten ließ.

Ferner sollen wir vor einem rein religiösen Denkmale stehen, weil wir auf demselben nichts von den Kriegen des Königs gegen die Griechen und Scythen finden. Hier geben wir zur Antwort, daß die Inschrift wahrscheinlich vor dem Feldzuge nach Westen begonnen worden ist und, sollte sie auch aus späterer Zeit stammen, Darius sich wohl gehütet haben würde, seine Niederlage auf einer Triumphsäule zu verewigen.

Endlich spricht Wlastoff die Wahrheit aus, daß nach dem Zend-Avesta das ganze Leben der Perser mit der Religion verwachsen und Altar und Thron Eins gewesen sei. Darum ist aber gerade die Inschrift von Bisutun nicht rein religiösen Inhalts; sie soll vielmehr, ganz angemessen der Wlastoff'schen Behauptung, die weltlichen Siege eines Königs feiern, der sich rühmt, nichts ohne die Hülfe seines Gottes vollendet, d. h. ein ganz mit der Religion verwachsenes Leben geführt zu haben.

Schließlich wollen wir Herrn Wlastoff's besten Beweis widerlegen. In der Inschrift findet sich eine Stelle, welche lautet: „Die Plätze der Anbetung, welche Gaumâta der Magier zerstört hatte, stellte ich wieder her." Dieser Satz befindet sich aber an zweiter Stelle, denn ihm gehen die Worte voraus: „Die Herrschaft, die von unserem Stamme hinweggenommen war, stellte ich wieder her." Hinter dem ersten Citate lesen wir: „Ich stellte her die Weideplätze, die Heerden, die Wohnungen ꝛc." Aus alledem geht nur hervor, daß Gaumâta einen furchtbaren Vernichtungskrieg führte, in dem er weder Tempel noch Häuser, weder Vieh noch Weiden schonte. Auf die „Anbetungsstätten" legt Darius durchaus keinen Nachdruck und setzt im Gegentheil seinen politischen Sieg an die Spitze des ganzen Abschnitts.

Darum bleiben wir, trotz Herrn Wlastoff, getrost bei unserer Ansicht, die Inschrift von Bisutun sei lediglich dazu bestimmt gewesen, um die politischen Siege des Darius auf die Nachwelt zu bringen. —

Die Landschaft am Apurestrom in Venezuela.

Musik und Tanz in Portuguesa. — Improvisatoren. — Die jährlichen Ueberschwemmungen. — Die Saman-Mimosen. — Moskiten. — Die Vegetation am Apure. — Der Apure. — Ueppige Grasvegetation. — Wasservögel. — Anakondas. — Wilde Schweine. — Rindviehheerden.

Don Ramon Paez, von dem wir bereits eine Schilderung über das Thier- und Pflanzenleben in Venezuela brachten, hielt sich einige Zeit zu Portuguesa auf und unternahm von hier aus eine Reise am Apurestrom und in den immergrünen Savannen an diesem herrlichen Flusse. Wir wollen aus seiner Beschreibung Folgendes mittheilen.

Jeden Morgen ritten wir in die Savanna, um einen Ochsen zur Mahlzeit zu jagen, den übrigen Tag schlugen wir uns in den Wäldern umher und suchten unsere Pferde auf, deren Weideplätze oft sehr schwer zu entdecken waren. Am Abend begannen die Lustbarkeiten und Singen und Tanzen fehlte nie. Kleine Lampen aus gebranntem Thone, die mit Krokodilfett gefüllt waren, wurden angezündet und die Bewohner der am Flußufer zerstreuten Behausungen kamen auf Kanoes herangefahren, um die Lustbarkeiten mitzumachen; ohne Ansehen auf Farbe, Alter und Stellung kam die Gesellschaft zusammen und dadurch wurde eine natürliche Heiterkeit erregt, welche bei sogenannten feinen Bällen zu fehlen pflegt.

Das Orchester bestand aus einer Guitarre, die kaum größer als die Hand war, welche sie spielte, einem sehr umfangreichen Banjo und ein paar lärmenden Maracas, Klapperbüchsen, die man aus ausgehöhlten Kalabassen verfertigt, welche man mit den trockenen Früchten der Marantha füllt. Ohne diese die Castagnetten vertretenden Klapperinstrumente betrachtet man keine Musik als vollständig. Die Musik ward noch von Gesang begleitet, denn alle Llaneros sind eifrige Sänger, die sehr hübsche Nationallieder, Trovas Llaneras, vorzutragen verstehen und fast alle sind geborene Improvisatoren. Kommen zwei derselben zusammen, so beginnen sie sofort einen Wettkampf und singen abwechselnd so lange, bis der Eine schweigt und dadurch den Andern als Sieger anerkennt, der nun der Löwe des Tages wird und die zärtlichsten Blicke der Damen empfängt.

Es ist wirklich staunenswerth, wenn man oft Leute sieht, die nicht eine Zeile lesen können und doch die schönsten Gedichte zu componiren und vorzutragen verstehen. Die meisten behandeln Heldenthaten aus der Geschichte von Venezuela, Liebesabenteuer und Schilderungen der großartigen Natur. Die Instrumente verstehen sie sehr kunstreich zu handhaben. Die Bandola oder Banjo ist eine sehr große Guitarre, welche viel Aehnlichkeit mit der Laute der Alten hat. Die eigentliche Guitarre ist nur sehr klein und hat fünf Saiten, weßhalb sie den Namen Cinco führt.

Die Tänzer umschlingen einander nicht, sondern jeder tanzt für sich allein und nur zuweilen reichen sie sich auf einen Augenblick die Hände, um sie aber gleich wieder loszulassen und sich Einer um den Andern zu drehen. Ein Frauenzimmer geht durch das ganze Zimmer und schaut sich nach einem Tänzer um; hat sie den rechten gefunden, so winkt sie ihn mit dem Taschentuch zu sich heran. Beim Galeron, dem schwierigsten Tanze, zeigen sich nur die geübtesten Tänzer, da er eine große Biegsamkeit und Schmiegsamkeit des Körpers verlangt und es wirklich viel Kunst erfordert, alle die Drehungen, Wendungen und graciösen Stellungen desselben ausführen zu können. Andere Tänze, wie die Maricela, der Raspon, die Zapa haben einen ähnlichen Charakter. Bei der Maricela besingt der Improvisator jedes gerade tanzende Paar in satyrischer Weise, schildert ihre Kleidung, ihre Bewegungen und lobt sie oder macht sie zum Ergötzen der Zuschauer lächerlich.

Drei oder vier Tage blieben wir in la Portuguesa bei diesem lustigen Völkchen und ritten dann auf weitere Abenteuer aus. Die erste Nacht verbrachten wir in San Jaime, einer einst blühenden, jetzt aber durch die fortwährenden Bürgerkriege herabgekommenen Stadt. Schöne von Baumwäldern umringte Prairien, durch welche zahlreiche Bäche strömten, begleiteten uns auf dem ganzen Wege; Reichthum und Ueppigkeit charakterisiren die Prairien zwischen dem Portuguesa und Apure; Wasser ist genügend vorhanden, auf kleinen Seen schaukeln sich allerlei Wasservögel und die zeitweiligen Ueberschwemmungen verleihen der Landschaft die Frische eines ewigen Frühlings.

Diese jährlichen Ueberschwemmungen sind eine der merkwürdigsten Erscheinungen in diesem Lande. Im Beginn der Regenzeit treten die beiden größten von der venezuelanischen Sierra Nevada kommenden Ströme, der Apure und die Portuguesa, plötzlich aus ihren heißen schlammigen Betten und ergießen sich erst langsam, dann immer mächtiger über die weiten Ebenen, die in einen einzigen großen See verwandelt werden. Die wenigen erhöhten Punkte, welche von dieser Ueberschwemmung verschont bleiben, dienen den Einwohnern und ihren Heerden als Zufluchtsstätten, wohin sie auf Kanoes gelangen. Die alten Wohnungen werden von Alligatoren und den großen Wasseranacondas eingenommen. Treten die Wasser zurück, so müssen diese Eindringlinge vertrieben werden und die wenigen Einrichtungsstücke der Bewohner werden in den alten dumpfigen Räumen wieder untergebracht. Nach den Wassermarken einiger Häuser zu urtheilen, steigen die Ströme bis 12 Fuß über ihren Normalstand.

Der Wuchs der Bäume längs der Flußufer ist ein ungemein kräftiger. Hauptsächlich tritt unter ihnen der Saman, eine Mimosenart, hervor, die sich durch zierliche federartige Blumen von fleischrother Farbe und riesige fächerförmige Zweige auszeichnet. Im Thale von Aragua sah ich eine solche, die wegen ihres hohen Alters und ihres kolossalen Umfanges schon seit der Entdeckung des Landes unter dem Schutze der Gesetze steht. Ganze Landstrecken werden von diesen herrlichen Bäumen bedeckt und es läßt sich nicht leicht etwas Großartigeres denken, als ein Wald dieser Riesenbäume, deren jeder für sich schon einen Wald bildet. Am Apure-, Guarico- und Portuguesafluss kommt er in solcher Menge vor, daß alle Flotten der civilisirten Welt aus ihm recht gut neu gebaut werden könnten.

In ähnlicher Weise üppig ist der Wuchs der verschiedenen Gräser. Um uns einen Weg durch den Graswald zu bahnen, trieben wir alle unsere leeren und Packpferde vor uns her. Unter den Gräsern ist der Gamelote durch üble Eigenschaften ausgezeichnet. Die Blätter desselben sind schlank und so scharf wie ein geschliffenes Messer; naht man sich ihnen unvorsichtig, so zerschneiden sie Kleider und Fleisch. Der Wuchs dieser Pflanze ist so schnell, daß ein von Reisenden gemachter Pfad in wenigen Tagen wieder ganz damit bedeckt ist. Als Futter ist es nicht zu gebrauchen und nur die Chiguires oder Wasserschweine fressen es, wenn sie kein anderes Futter haben, wodurch ihr Fleisch einen angenehmen Geruch erhält.

Unser zweites Nachtquartier schlugen wir bei einem kleinen See auf, der buchstäblich mit Alligatoren, Fischen und Wasservögeln gefüllt war, die zu unserem großen Unbehagen die ganze Nacht hindurch lärmten. Das Wasser war durch die Menge der darin lebenden Thiere ungenießbar und selbst die Luft mit einer schädlichen Ausdünstung derselben und Mosliten geschwängert. Um trinkbares Wasser zu bekommen, mußten wir in der Nähe des Sees kleine Brunnen graben, aber gegen die Moskiten und besonders eine Art derselben, die man Pullones nennt, half kein Mittel. Wir versuchten vergebens, den schmerzvollen Stichen zu entgehen, indem wir uns in unsere Hängematten und Ponchos so fest einhüllten, daß wir beinahe erstickten, ihre nadelspitzen Saugrüssel drangen durch die Stoffe hindurch bis auf unsere Haut; der Rauch eines großen Feuers vertrieb sie auch nicht, aber plötzlich gegen Mitternacht zogen sie sich von selbst zurück und überließen uns allein ihren Verwandten, den laut summenden Zancudos.

Nach diesem schrecklichen Nachtlager führte uns der Weg noch viele Meilen lang durch Land, das mit Gamelote bewachsen war. Zum ersten Male tauchten kleine Hügelreihen, die Medanos, auf. So nennt man den dünenartig zusammengewehten und mit Gamelote überzogenen Sand, der heute vielleicht einen Hügel bildet, während er morgen vor dem Wind in die Prairie zerstiebt.

Wir näherten uns immer mehr dem Paß von Apurito wo wir den Apurefluß überschreiten wollten; aber wegen der undurchdringlichen Ufervegetation gewahrten wir den Apure erst, als wir am Ufer standen. Der Apure wird durch den Zusammenfluß zweier Ströme, des Sarare und des Uribante, gebildet. Der erstere entspringt in den Gebirgen von Neu-Granada; doch ist der Uribante die Hauptquelle, die nach der Vereinigung mit dem Sarare den Namen Apure annimmt. Die Totallänge desselben beträgt 640 englische Meilen, von denen 564 für größere Schiffe fahrbar sind. In seinem Lauf theilt sich der Apure öfter und entsendet Nebenarme, Caños oder Creeks, die aber sich wieder mit dem Hauptstrom vereinigen und auf diese Art Inseln einschließen. Die bedeutendsten unter diesen sind la Ebilla, Apurito und Apure Seco.

Die Breite des Apure wechselt ungemein je nach der Jahreszeit; zuweilen dehnt er sich mehrere englische Meilen über sein Flußbett aus, doch ist er gewöhnlich nicht mehr als 1000 Ellen breit. Als wir den Apure überschritten, war er weit unter seinem mittlern Staude; nichtsdestoweniger hatten wir doch Mühe, hinüber zu kommen. Das Dorf Apurito, zu dem wir gelangten, war ein Haufen aus Schlamm gebauter und mit Palmblättern gedeckter Hütten. Einige hatten Thüren und Fenster, die durch Bretter verschließbar waren, die meisten aber waren ganz offen. Von Kirche, Schule oder Amtsgebänden war keine Spur. Der Alcalde, die wichtigste Persönlichkeit in kleinen Orten, hielt seine Sitzungen im engen Vorhause seiner Hütte. Einmal jährlich erscheint ein Geistlicher in Apurito, welcher alle im Laufe des Jahres geborenen Kinder auf einmal tauft, ohne sich dabei genau an die vorgeschriebenen Ceremonien zu halten.

Der Haupthandelsartikel von Apurito besteht in Häuten, die hier als Tauschwaare förmlich die Stelle von Geld ersetzen. In kleinen einmastigen Schiffen, Lauchas genannt, fährt man sie nach Ciudad Bolivar (Angostura) und erhält Messer, Salz, Wolltücher und gedruckte Kattune dafür wieder. Andere Häfen am Apure, wie Nutrias und San Fernando treiben bedeutenden Handel mit diesen Sachen. Nutrias bringt seine landwirthschaftlichen Erzeugnisse, Kaffee, Cacao, Indigo und Tabak in die benachbarte Provinz Barinas.

Der Lauf des Apure ist beinahe genau von Westen nach Osten. Im Sommer erleichtern die von Osten kommenden Passatwinde die Schifffahrt stromauf, während in der Regenzeit Westwinde den Segelschiffen zu statten kommen. In neuester Zeit wird der Apure schon von Dampfern befahren. Hinderlich sind der Schifffahrt nur die vielen treibenden Baumstämme, die nebst Farnkräutern und Alpenpflanzen von den Lawinen und Stürmen in der Sierra Nevada losgerissen und vermischt mit den Gewächsen anderer Zonen in den Fluß getrieben werden, bis sie sich endlich im Delta des Orinoco absetzen und vom Schlamm bedeckt werden. So entsteht dort ein Pflanzenlager, welches Gewächse aus der kältesten und heißesten Zone in sich vereinigt und, wenn es einmal versteinert sein sollte, künftigen Paläontologen gewiß Kopfzerbrechen verursacht.

Nach einem kurzen Aufenthalt verließen wir Apurito und ritten durch herrliche Mimosenwälder und Savannen nach San

Pablo de Apure, einer großen Viehzüchterei. Aus dem Namen San Pablo nahm ich sogleich ab, daß Schlangen in der Umgegend häufig sein müßten, wovon ich mich denn auch bald überzeugte. In einem Lande, wo man den Heiligen Einfluß auf alle menschlichen Dinge zuschreibt, gibt man oft Orten, die von einer besonderen Gefahr bedroht sind, den Namen des Schutzheiligen gegen diese Gefahr. So schützt Paulus vor den Schlangen, während ein Santa Barbara genannter Ort auf heftige Gewitter schließen läßt.

Unser Weg führte uns weiter nach El Frio hin; die Gegend glich einem Paradiese; Pflanzen und Thiere, Alles, was wir sahen, erschien uns in der schönsten Fülle und den üppigsten Formen. Bald waren es die prächtigen wohlgenährten Heerden auf saftigem Weidegrund, die unser Auge entzückten, bald stießen uns wilde Schweine und scheue Capybaras auf, die vor unseren Jägern in die Sümpfe flüchteten. Einige zerstreute Palmen ausgenommen, erquickte sich das Auge an dem üppigen Wuchse saftiger Gräser, welche auch während der trockenen Jahreszeit grün bleiben. Diese Gräser, unter denen sich viele seidenartig weiche finden, sind für die Viehzucht im höchsten Grade wichtig und die ungeheuere Fruchtbarkeit und der große Wachsthum der Heerden steht damit im Zusammenhange.

Unter den am Apure wachsenden Grasarten fielen mir besonders drei Sorten auf, die durch ihre saftige Beschaffenheit und nährenden Eigenschaften alle anderen Gräser übertreffen. Im Beginn der Regenzeit tritt eine jährige Graspflanze, die Granadilla, auf, welche eine Höhe von vier Fuß in der kürzesten Zeit erlangt. Zwei andere Gräser bedecken aber perennirend den Alluvialboden, welcher den Flußüberschwemmungen ausgesetzt ist; das ganze Jahr hindurch, selbst während der heißen Jahreszeit bieten sie dem Viehe Weide. Das Carretera-Gras führt seinen Namen von der schönen Prairiegans, die sich von ihm ernährt, und die Lambedora ist so zart und weich, daß das Vieh sie nicht einmal zu kauen braucht, sondern sie gleichsam nur leckt.

In den perennirenden Wiesen, welche durch diese Gräser gebildet werden, findet man eine Menge kleiner Lagunen und Seen, die von verschiedenen Vierfüßlern als Trinkquell und einer Menge Wassergeflüget als Lebenselement benutzt werden. Es ist in der That schwer, eine Beschreibung von dem Reichthum an Arten und Individuen, welche diese Lagunen bevölkern, zu geben; besonders scheint es, als ob alle Kraniche der Welt sich hier ein Stelldichein gegeben hätten. Ein Schwarm oder Volk dieser Stelz- und Wasservögel ist am Apure unter dem Namen Garcero bekannt, weil darin die Reiher, Garcas, vorherrschen. Unter den Kranichen, Garcones, zeichnet sich besonders eine Art aus; wegen seiner aufrechten Stellung und witden Miene nennt man diesen Kranich den Soldaten; er hat einen Schnabel, der einen vollen Fuß lang wird und erreicht eine Höhe von fünf Fuß. Durch schimmernden Farbenreichthum zeichnen sich die Reiher aus; es gibt schneeweiße, zart blaue, fleischfarbige, graue und glänzend scharlachrothe. Kraniche und Reiher halten sich abgesondert von einander; zum Baue ihrer Nester suchen sie sich gewöhnlich die breite Spitze eines niedrigen Busches, des Canjero, aus, der in großer Menge an den Lagunen wächst. Das Nest besteht aus dürren Reisern, die sehr künstlich zwischen die Zweige der Büsche eingewoben sind. Zwischen dem dichten Buschwerk ziehen sich wohl ausgetretene Pfade hin, die von einigen verdächtigen Katzenarten begangen werden, um den jungen Vögeln aufzulauern.

Außer einer schönen Wasserrose mit dunkelpurpurrothen Blüthen bedecken den Spiegel der Lagunen ungeheuere Entenschaaren. Bei unserer Annäherung erhob sich eine kleine Art, Guirirje genannt, in solcher Masse kreischend in die Luft, daß für einen Augenblick die Sonne buchstäblich verfinstert war. Der Name bezeichnet den schrillen Laut, welchen dieser Wasservogel ausstößt und durch den er sich schon von ferne dem Jäger kenntlich macht. Eine größere Art ist unter dem Namen Pato real oder Königsente bekannt; sie zeichnet sich durch einen schönen schwarzen Federbusch aus.

Während der Mauserzeit, wenn die Enten nicht fliegen können, treiben die Leute aus der Nachbarschaft ganze Schaaren in ihre Wohnungen und verspeisen sie. Um sich von der fast unerschöpflichen Menge dieses Geflügels eine Vorstellung zu machen, will ich die Thatsache anführen, daß in der Gegend von San Pablo einst ein Reiterregiment an einer Lagune 14 Tage lang lagerte und sich während dieser Zeit fast ausschließlich von diesen Enten nährte, ohne daß eine sichtbare Verminderung derselben bemerkbar war.

So ist die Gegend am Apure ein Land des Lebens, aber sie ist auch ein Land des Todes; denn aus den ausgedehnten Marschländereien und Lagunen erheben sich pestilentialische Miasmen in die Luft und machen das Land zu gewissen Jahreszeiten für Menschen gänzlich unbewohnbar. In diesen feuchten, sumpfigen Landstrecken ist auch der Aufenthalt der riesigen Wasserschlangen oder Anakondas, welche man als Culebras de Agua bezeichnet. Mit ihnen zusammen kommt die Boa constrictor, Traga venado, vor, welche ein ganzes Reh auf einmal verschlingt. Beide Schlangen sind berühmt wegen der ungeheueren Stärke, mit der sie ihre Schlachtopfer in den Ringen ihres muskulösen Körpers förmlich zerquetschen. Aber die Anakonda ist die schrecklichere von beiden, denn sie fällt nicht nur kleinere Thiere, wie Rehe, Capybaras und Kälber an, sondern auch der Stolz der Heerde, der Leitbulle, Padrote, verfällt zuweilen ihren tödtlichen Umschlingungen. Das Füllen oder die Färse, welche sich dem Wasser nahen, in dem die Anakonda lauert, fallen ihr zum Opfer, die Knochen werden durch die Umschlingungen zerbrochen, der Kadaver mit einer schleimigen Masse überzogen und das Verschlingen beginnt. Hat sie einen Hirsch ereilt, so beginnt sie dessen Verschlingung von hinten, da ihr das Geweih Widerstand leistet und überläßt es der Zeit und der Fäulniß, bis dessen Haupt sammt dem Geweih abfault. So trifft man die Anakonda zuweilen lang ausgestreckt in dem weichen Schlamm liegend; dann ist sie mit dem Lasso leicht zu fangen und wird am Schwanze des Pferdes fortgeschleift. Aus der zähen Haut dieser Schlange verfertigen die Leute am Apure sehr dauerhafte Riemen und das klare, geruchlose Oel, welches man aus dem Fette gewinnt, dient zur Beleuchtung und als Einreibungsmittel gegen Rheumatismen.

Als ein Hauptfeind der Schlangen ist das wilde Schwein zu betrachten, das ein geborener Gegner dieser Reptilien ist und durch Vertilgung derselben und namentlich der kleinen Pferdetödter oder Matacaballo genannten Art (Globus V, S. 148) viel Nutzen schafft. Das wilde Schwein der Llanos ist durch Verwilderung des zahmen entstanden; es ist aus der Zähmung in seinen alten Zustand zurückgekehrt. Die beiden kreisförmig gestellten Hauer des wilden Ebers erreichen einen Durchmesser von fünf bis sechs Zoll und die Vermehrung dieser Thiere ist in manchen Gegenden eine erstaunliche. Bei El Frio z. B. haben sie die herrlichen Grasebenen auf Meilen in die Runde durch ihr Wühlen und Pflügen gänzlich zerstört, so daß dort kein Rindvieh mehr gehalten werden kann.

Ein schöner Anblick in den Savannen am Apure sind die zahlreichen Rindviehheerden, an deren Spitze immer ein Leitbulle, Padrote, steht. Er führt das Regiment über die Heerde und nur der muthigste und stärkste Stier kann zu dieser Stellung gelangen. Er hat nicht nur die Heerde gegen gemeinsame Feinde zu vertheidigen, sondern muß auch seine Ueberlegenheit gegen Nebenbuhler aufrecht erhalten. Zeugniß davon geben die vielen Narben, die der Padrote oder „Großvater" aufzuweisen hat. Wenn ein Jaguar während der Nacht sich nähert,

so schaart sich die Heerde unter Führung des Padrote zu einer festen Masse zusammen und der Padrote geht im Einzelkampf dem Feinde entgegen, aus dem er auch meist als Sieger wiederkehrt. Unterdessen hat sich die Heerde mit gesenkten Häuptern und die Hörner gegen den Feind gerichtet im Kreise aufgestellt. Das Jungvieh bleibt in der Mitte.

Der Mensch ist das einzige Wesen, welches der Padrote über sich anerkennt, aber auch diesem kann er unter Umständen gefährlich werden.

Wenn die Sonne im Mittag steht, dann sieht man die Heerden langsam über die Savannen dem nächsten Dickicht zuwandern, um im kühlen Schatten der Tropenbäume auszuruhen. Hier legt sich alles nieder und die Hörner werden am harten Stamm der Palmbäume gewetzt, bis sie so scharf wie eine Nadel werden. Hier ist es auch von Gefahr, wenn ein unbedachter Reisender in das Serai des Padrote eindringt, der ihn sicher angreift und vernichtet, falls nicht ein schnellfüßiges Roß ihn von der drohenden Gefahr errettet.

Der schweizerische Forscher Dr. A. Schläfli und seine Reisen.

I.

Wieder hat das afrikanische Klima ein kostbares Forscherleben geknickt. Dr. Schläfli ist nicht mehr, und mit ihm liegen nun all' die Hoffnungen, welche die Wissenschaft und insbesondere Zürich auf ihn setzte, im Schooße des Grabes. Es mag den Lesern des „Globus" erwünscht sein, einen kurzen Bericht über eine so früh vollendete, aber vielbewegte Lebensthätigkeit zu erhalten und einen Blick in des Reisenden eigene Darstellungen zu werfen. Wir folgen, so weit es den erstern Zweck betrifft, zuverlässigen Materialien, welche seiner Zeit in der Neuen Züricher Zeitung mitgetheilt oder uns anderweitig durch freundliche Gefälligkeit zugänglich geworden sind.

Alex. Schläfli stammt von Burgdorf im Kanton Bern. Er verlor früh seine Aeltern, wurde im Waisenhause seiner Vaterstadt erzogen und sollte nach dem Wunsche seiner Verwandten einen bürgerlichen Beruf wählen; allein durch den Einfluß des verdienten Entomologen Meyer-Dürr wurde er für die Naturgeschichte gewonnen und es gelang ihm, behufs Betreibung wissenschaftlicher Studien nach Zürich geschickt zu werden. Hier wurde die Naturgeschichte sein Liebtings-, die Medizin sein Berufsstudium. Alexander Schläfli betrachtete die Medizin als den Schlüssel, der einem mittellosen jungen Manne das ferne Ausland öffnen könne, als ein unentbehrliches Werkzeug im Dienste weiterer wissenschaftlicher Zwecke. Der russisch-türkische Krieg entschied über den ersten Theil seiner Laufbahn. Bei dem Aufenthalt, welchen er im Herbst 1854 behufs Vervollständigung seiner naturhistorischen Bildung in Paris machte, wurde er zufällig mit dem türkischen Gesandtschaftssekretär bekannt, und auf die Einladung desselben entschloß er sich, in den Dienst der „Pforte" zu treten, bei welcher großer Mangel an Militärärzten war.

Im August 1855 führte ihn der Dampfer von Marseille nach Konstantinopel. Hier, so hatte er gehofft, sollte ihm eine sofortige Anstellung werden. Allein bei dem lässigen Geschäftsgang, den Alle dort erfahren, denen nicht reiche Geldmittel zur Verfügung stehen, mußte er Monate auf Antwort warten. Seiner letzten ökonomischen Mittel bar, hingeworfen auf das theuerste Pflaster Europa's, zu bescheiden und zu stolz, um die wenigen Personen, denen er empfohlen war, mit seinen persönlichen Verhältnissen zu behelligen, verlebte er, ohne jemals seinen wissenschaftlichen Forschungen untreu zu werden, lange Wochen drängender Entbehrung, bis endlich die gewichtige Empfehlung eines Landsmanns ihn aus allen Verlegenheiten erlöste. Er erhielt eine wegen der wilden Leute zwar schwierige, aber gut besoldete Stelle bei dem tunesischen Kontingente, das, nach blutigen Händeln mit den in Stambul stationirenden französischen Truppen, an die Grenze von Russisch-Kaukasien beordert wurde. Die Reise nach Batum, den Aufenthalt in diesem traurigen, von Sümpfen umschlossenen Orte, dann den kleinen Kriegszug in das russische Imerethi, nach Redutkaleh und Chyunsirkaleh, wo lange, nasse Winterwochen unter schlechten Zelten zugebracht wurden, hat Dr. Schläfli in einem Tagebuch aufgezeichnet, das im Jahr 1856 in den „St. Galler-Blättern" erschien.

Nach herbeigeführtem Frieden erhielt Schläfli die Stelle des ersten Arztes bei einem regulären türkischen Regimente, das nach einigen Wanderungen in das von Räuberhorden unsichere Albanien beordert wurde. Die Landreise begann zu Varna am Schwarzen Meere. Dr. Schläfli durchzog mit seinen Soldaten, stets zu Pferde und unter freiem Himmel bivuakirend, die ganze Bulgarei, das nördliche Rumelien und Albanien. Mit todtmüden Gliedern — so drückt er selbst in den darüber mitgetheilten „Streifzügen im Orient" sich aus — hielt die Truppe am 14. September 1856 ihren Einzug in Jannina. Wir können uns nicht enthalten, eine pikante Episode aus der beschwerlichen Landreise hier einzuschalten. Dr. Schläfli war, nachdem er am gleichen Tage einen lebensgefährlichen Sturz vom Pferde gethan, in Sophia angekommen und erzählt dann weiter:

Sophia ist eine recht hübsche und freundliche Stadt von etwa 35 bis 40,000 Bewohnern und zahlreichen Moscheen. Die Straßen sind breit und ziemlich sauber, die Häuser hübsch, reinlich und von Wohlstand zeugend. Die Gesichtszüge der Männer sind schön und ausgeprägt; ihre Kleidung besteht aus scharlachrothen Geleks und kurzen Beinkleidern von derselben Farbe. Von Sehenswürdigem erwähne ich eine starke, warme Quelle, über der ein türkisches Bad gebaut ist. Das hervorsprudelnde Wasser hat keinen starken Geruch — der Schwefelgehalt ist kaum wahrzunehmen; die Temperatur ist aber sehr hoch und mag wohl 65 bis 70° C. betragen. Ein Soldat, der in das Bassin fiel, wurde ganz verbrüht und gab gleich nachher den Geist auf.

Franken fand ich in Sophia nicht ansässig, außer einem kecken deutschen Schneiderlein, das, wenn es weniger poetisch — und weniger dem Bachus ergeben wäre, zum reichen Manne werden könnte. Von Konsuln befindet sich nur ein dalmatinischer Jude als österreichischer Agent angestellt.

Während der wenigen Tage unseres hiesigen Aufenthalts wurden wir einen Abend vom Pascha von Sophia zu einem Bankett geladen. Nach Sonnenuntergang versammelten wir uns, d. h. die Offiziere, im Serai*), wo wir partieenweise in kleine Gemächer geführt wurden. Hier standen auf niedrigen

*) D. h. wörtlich: im Palast — man mache sich aber keine zu glänzende Vorstellung!

Tischchen ganze Batterien von Raki-Bouteillen und Méé, d. h. allerlei gesalzene Sachen, Käse oder Fleischstückchen, die Durst und Appetit erregen sollen. Raki ist eine Art Branntwein, der, rein oder mit Wasser getrunken, vielen Personen den Appetit verstärken soll, gleich unserem Absynth. Merkwürdiger Weise halten die Türken, wie überhaupt die Orientalen, nicht nach, sondern vor dem Essen ihre Trinkgelage. Bis Mitternacht wurde nun getrunken, geraucht und geschwatzt, und erst als alle rechte „Stüber" hatten, wurde zum Souper eingeladen. Die Tafel war in einem großen Saale und ganz nach europäischer Weise eingerichtet und servirt, sollte es wenigstens so werden. Zuerst kam eine Suppe, die aber nicht herum geboten, sonder en compagnie aus der Schüssel gegessen wurde, trotzdem daß mächtige Suppenteller vor jeder Person lagen. Nun kamen einige türkische Gerichte, welche die Civilisirten mit Messer und Gabel, die Andern aus der Hand verzehrten; als aber die schön gebratenen Lämmer ihre Aufwartung machten, wurden die genirenden fränkischen Eßwerkzeuge fort geworfen, und Jeder riß und stach muthig mit den Fingern darein. Ein vortrefflicher Wein wurde, dem deutschen Kapellmeister und mir zu Ehren, aufgestellt, den sich aber alle Türken gehörig munden ließen. Es folgten selbst einige Bouteillen Bordeaux und Tokayer, zu guter letzt selbst zwei Flaschen Champagner, der aber mehr die Eigenschaften einer Limonade gazeuse als die eines Weines besaß. Morgens 3 Uhr war das Gelage beendigt. Alles lag unter und auf den Stühlen gehörig in den Armen des Bachus — am Morgen hörte man Bigotte behaupten, der Teufel sei gestern in den vermaledeiten Wein gefahren, habe sie versucht und sein verruchtes Spiel getrieben.

Der mehrjährige Aufenthalt in dem an lieblichem Doppelsee gelegenen Jannina, in dem alten Schloß Ali Pascha's, wo ein kleines Hospital eingerichtet war, bildete für Dr. Schläfli eine in mancher Hinsicht angenehme und glückliche Zeit. Er hatte Muße, um die Gegend zu durchforschen, Naturalien zu sammeln, seine Studien fortzusetzen und zog nun insbesondere auch die Meteorologie in den Kreis seiner Beschäftigung. Im Jahre 1859 brachte das „Ausland" von ihm „Reiseskizzen aus Epirus"; verschiedene Notizen erschienen anderwärts; der „Versuch einer Klimatologie des Thales von Jannina" ist seither gedruckt worden. Diese reichhaltige und verdienstvolle Arbeit, die wohl nicht zu allgemeinerer Verbreitung bestimmt sein mag, enthält namentlich (topographisch) eine interessante Mittheilung über den See von Jannina, welche wir wohl gelegentlich zur Kenntniß bringen.

Bei der strengen einfachen Lebensweise verbesserten sich Dr. Schläfli's ökonomische Verhältnisse bedeutend, und er gewann zudem an dem damaligen Gouverneur, Rissaat Pascha, dessen Leibarzt er wurde, einen einflußreichen Gönner. Eine andere Natur hätte in so vortheilhafter Stellung sich es wohl sein lassen und der süßen Ruhe sich hingegeben; Schläfli aber litt unter der wissenschaftlichen Vereinsamung, unter der Einförmigkeit seines Lebens, unter dem Stillstand seiner weitreichenden Pläne, endlich unter der orientalischen Verweichlichung, die sich von allen Seiten an ihn heran drängte. Ein älterer Freund *), mit dem er damals in Corfu zusammentraf und zu dem er, allein, durch die unwegsamen und unsicheren Gebirge Albaniens geeilt war, fand ihn entmuthigt, aber entschlossen, der gezwungenen Unthätigkeit ein Ende zu machen. Im Uebrigen war er, obgleich fester und gereifter, immer derselbe bescheidene, durch und durch zuverlässige, seinen Grundsätzen treue, seines Zieles bewußte Charakter von ehemals. Als das eingereichte Versetzungsgesuch sehr lange ohne Antwort blieb, nahm er seine Entlassung aus türkischem Dienste und begab sich nach Stambul, wo es ihm, unterstützt von seinem Gönner aus Jannina, endlich gelang, eine Stelle nach dem fernen Bagdad zu erhalten.

Dahin begab er sich im Jahre 1861. Er ging mit dem Dampfer nach Smyrna, Rhodus und Alexandrette, von dort zu Lande über Aleppo und Diarbekr, auf einer interessanten Flußfahrt, wo ihn die Schlauchflöße an die bekannte Beschreibung Xenophons erinnerten, den Tigris hinunter nach Mosul und Bagdad und, nach zweimonatlichem Aufenthalte, zu seinem Regiment in Samana. Hier, wo in gesundem Klima — im Irak sind, das schlimme Bassora (oder Basra) ausgenommen, die Fieber auffallend weniger zu Hause, als sich vermuthen ließe — und in der Umgebung fanatischer (schiitischer!) Araber der ärztliche Beruf nicht viel zu thun gab, schlug Dr. Schläfli sein Quartier in einer kleinen Lehmhütte auf und „versuchte, die tausend Eindrücke und Bilder der verflossenen bewegten Monate zu Papier zu bringen" und die freilich gar ärmliche und einförmige arabische Natur bestmöglichst kennen zu lernen. „Wenn auch großen Entbehrungen ausgesetzt, jeglichen Komforts beraubt", fühlte er sich als Einsiedler im fernen Osten doch so ziemlich glücklich, wohl hauptsächlich im Hinblick auf eine bessere Zukunft und ein neues, bewegtes Leben. Er sagt darüber selbst in einem Briefe:

„Mein Plan, bei günstig sich gestaltenden Umständen, ist nun der folgende: Von Basra aus Abu-Schehr und vielleicht noch einige andere Punkte der persischen Küste zu besuchen, nach Maskat überzufahren, womit eine Exploration der Bahreininseln verbunden würde. Von Maskat aus auf einem arabischen Küstenfahrer das östliche Arabien zu umschiffen, um Aden zu erreichen. Von Aden aus die ganze Ostküste Afrika's auf einem Küstenschiff bis Sansibar hinabzuschiffen, wobei zahlreiche Küstenpunkte besucht und ausgebeutet werden könnten. In Sansibar angelangt, hoffe ich durch englische Verwendung beim dortigen Sultan eine Anstellung zu erhalten und wenn nicht, durch Privatpraxis mir die nöthigen Subsistenzmittel zu erwerben. Nach unbestimmtem Aufenthalte daselbst und je nachdem die Umstände sich günstig gestalten, gedenke ich auf den gewöhnlichen Karawanenwegen in das Innere des Kontinentes soweit vorzudringen als möglich. Die Ostküste Afrika's und namentlich Sansibar sind durch ihr Klima in etwas bösem Rufe; doch ist dasselbe gewiß nicht schlimmer, als das vieler Orte Ost- und West-Indiens, wo Europäer Jahre lang fortkommen. Es fällt mir keineswegs ein, in die Fußstapfen eines Burton und Speke oder eines Heuglin zu treten; dazu fühle ich mich zu schwach und wäre einer solchen Aufgabe nicht im entferntesten gewachsen. Neben meinem Berufe einige Zweige der Naturwissenschaften in den von jenen Männern betretenen und gleichsam neuentdeckten Ländern spezieller zu erforschen, kann einzig mein Zweck sein. In wiefern mir dieß gelingt, mag die Zukunft lehren. Sollte es mir möglich sein, in Sansibar eine Anstellung zu erhalten, so würde es mir in solch offizieller Stellung sicher ein Leichtes sein, den afrikanischen Kontinent an seinen Küsten zu erforschen und vielleicht still und unbemerkt in sein geheimnißvolles Innere vorzudringen. Doch nur einmal auf den Wogen des Indischen Oceans, und das Andere wird sich mit Gottes Hülfe schon geben. Von mir ist die Sache überdacht, abgewogen und ausgemacht, gelte es, was es wolle. Den Beginn der Wanderung setze ich auf nächsten Sommer oder Herbst. Meines Dienstverhältnisses wünsche ich so bald als möglich los zu sein; werde ich, wie ich hoffe, im Frühling von Samana ertöst, so will ich in Bagdad mit Privatpraxis die bis zum Beginn der Expedition verfließenden Monate abwarten."

*) Es ist dies wohl derselbe Gelehrte, dem wir einen interessanten „Besuch auf Corfu und Cephalonien" verdanken. Wie Prof. A. Mousson jedem wissenschaftlichen Streben mit liebenswürdiger Gefälligkeit entgegen kommt, so hat er auch unserem verewigten Reisenden eine rührende Anhänglichkeit und unermüdete Förderung der Reisepläne angedeihen lassen.

Kapitän Speke's Wanderung vom Nordgestade des Nyanza-See's nach Madi am obern Weißen Nil.

Das „Tagebuch der Entdeckung der Quelle des Nils, von John Hanning Speke", ein unbequemer, fast drei Pfund schwerer Band von nahe an 700 Seiten, ist in der zweiten Hälfte des Decembers 1863 zu London erschienen.

Speke hielt bald nach der Rückkehr aus Afrika einige Vorträge über seine Wanderungen und Entdeckungen, welche keineswegs geeignet waren, unsere Erwartungen über seine wissenschaftlichen Leistungen hoch zu spannen. Wir nahmen keinen Anstand, das sofort zu sagen (Globus IV, 251) und das Buch selbst hat uns in unserer Ansicht nur bestärken können.

Die englischen Blätter freilich blasen in die Lärmtrompete und preisen das „wahrhaft noble" Buch; in Taunton will man dem Wanderer zu Ehren ein Denkmal errichten; es ist in der Presse ein Gebaren, als ob es vor Speke und außerhalb Englands keine Forschungsreisenden gegeben habe, welche sich diesem „Entdecker der Nilquelle" an die Seite stellen könnten. Doch wollen wir bemerken, daß vereinzelte Urtheile weniger pomphaft lauten.

Speke ist ein kühner, unternehmender Mann, besitzt Muth und scheuet vor keiner Gefahr zurück. Nicht durch Mörder, welche ihn einst im Somalilande überfielen, noch durch wiederholte Fieberanfälle, die ihn oftmals an den Rand des Grabes brachten, hat er sich von neuen Unternehmungen abschrecken lassen. Seine Ausdauer ist über alles Lob erhaben und seine Energie verdient Bewunderung. Es war ein nicht geringes Wagniß, zum zweiten Male von Sansibar am Indischen Ocean ins Innere Afrika's bis an den Nyanza-See vorzudringen. Der Reisende zog dann, dem westlichen Ufer desselben folgend, nach Norden hin, in Gegenden, welche nie zuvor eines Europäers Fuß betreten; er besuchte eine Anzahl von größeren und kleineren Landschaften, von denen wir bisher kaum etwas wußten. Längere Zeit verweilte er in größeren Königreichen, über welche durch arabische Kaufleute einige nur unvollständige Kunde zu uns gelangt war. Jetzt aber erhalten wir durch Speke über diese Reiche Usinza, Karagueh, Uganda und Unyoro eingehende, werthvolle Nachrichten und lernen das Leben und Treiben, die Sitten und Gebräuche in diesen Negerstaaten genauer kennen. Speke hat wichtige astronomische Beobachtungen angestellt, die Lage mancher Punkte bestimmt und einen Ausfluß aus dem Nyanza-See entdeckt, welchen er für den Hauptarm des Nils hält.

Das Alles ist von erheblicher Bedeutung und sichert dem muthigen Reisenden einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der geographischen Entdeckungen. Daneben finden wir aber auch eine nicht geringe Menge von Schattenseiten. Unsere Ansicht, welche wir früher aussprachen, daß Speke kein kritischer Kopf sei (Globus IV, S. 251), müssen wir entschieden wiederholen. Sein Buch ist sehr schlecht geschrieben, und wir können dem Ausspruche des „Athenäums" (Nr. 1886) beistimmen, daß es „kahl und nackt sei, wie ein Negerkönig im äquatoriaken Afrika". Speke hat kein klares Urtheilsvermögen; er versteht nicht das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden, es fehlt ihm der allgemeine Ueberblick, er schildert nicht übersichtlich, und seine Darstellung ist unbeschreiblich ermüdend, oft so langweilig, daß man darüber verdrießlich wird.

Dabei ist dieser Reisende höchst ruhmredig. An wissenschaftlicher Durchbildung mangelt es ihm entschieden; man merkt den Autodidakten, der ein unbeschränktes Selbstvertrauen in sich setzt. Er hat sich nun einmal fest eingebildet, daß er der Entdecker der Nilquelle sei, und das gilt ihm für einen unumstößlichen Satz. Liest man aber sein Buch und überblickt man die Karte, welche er demselben beigegeben hat, so findet man bald, wie viel Unsicheres in seinen Angaben, wie viel Unbewiesenes in seinen Kombinationen, wie viel Lückenhaftes in seinen Forschungen ist. Wir erfahren nichts Näheres über den Asna, welcher auf der Karte als Ausfluß des Baringo-See's eingezeichnet ist, nichts Näheres über diesen See und die „Straße", durch welche er mit dem Nyanza-See in Verbindung stehen soll. Eben so wenig erhalten wir eingehende Kunde über die Abflüsse, welche Speke am Norduser des Nyanza aus diesem abströmen läßt. Er schildert uns eine Strecke des östlichen Abflusses, der als „Napoleon-Kanal" den See verläßt, dann die Ripon-Fälle bildet und von ihm als „Weißer Nil" (bis auf Weiteres sehr willkürlich) bezeichnet wird. Er kennt diesen bis etwas unterhalb Urondogani; den weitern Lauf zeichnet er nach seinen Vermuthungen und nach Hörensagen von den Eingeborenen ein; eben so auch den Luadscherri und nicht minder den Kafu. Auch über den kleinen Luta Nzige-See, der eine beträchtliche Fläche auf der Karte einnimmt und den er als „Stauwasser des Nils" bezeichnet, erfahren wir gar nichts Genaueres. Er läßt seinen Weißen Nil am Nordostende dieses Stauwassers auf eine beträchtliche Strecke, nach Vermuthung, hinlaufen. Uns will diese Speke'sche Karte, so weit sie sich auf jene Gegenden im Norden des Aequators (etwa drei Grade) bezieht, als eine Art von Monstrum bedünken, und wir glauben mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß sie durch künftige Reisende, vielleicht schon durch Baker, wenn diesem das Geschick günstig bleibt, eine durchaus andere Gestalt bekommen werde. Wir unsererseits können ihr nur sehr eingeschränkte Zuverlässigkeit beimessen.

Speke erscheint uns als kein unbedingt zuverlässiger Mann. Darüber hat schon sein Gefährte auf der frühern Reise, Kapitän Burton, manche Winke gegeben. Als Speke auf jener Wanderung bis nahe an das Nordende des Tanganyika-See's gekommen war und nach der Rückfahrt eine Karte skizzirte, ging er dabei keineswegs gewissenhaft zu Werke. Burton erzählt:

„Ich machte mich daran, einige Mängel in Betreff der Rechtschreibung und des Satzbaues in Speke's Tagebuche zu verbessern, das in Blakwood's Magazine, September 1859, erschien. Ich muß gestehen, daß ich äußerst überrascht war, als ich, abgesehen von anderen Sachen, den großen Halbbogen hoher Gebirge erblickte, welche Speke auf der seinem Tagebuche beigegebenen Karte eingetragen hat. Ich hatte gesehen, wie unter Speke's Hand auf dem Papiere der **schmale** Höhenzug, welcher den Tanganyika-See einfaßt, zu den **erstaunlichen Dimensionen** anwuchs, welche er auf der Karte in Blackwood's Magazine und in Petermann's Mittheilungen, 1859, Nr. 9 angenommen hat. Das Ganze beruhet aber auf einer bloßen Vermuthung oder ist vielmehr rein erfunden. Speke gab diesem phantastischen Gebirgszuge die Gestalt eines Halbmondes und ließ nun ganz ernsthaft mit allem Pomp, als ob er der Entdecker sei, mit großen Buchstaben daneben drucken: Ich halte diese Gebirgskette für das wahre Mondgebirge." —

Burton fügt hinzu: „So wird Geographie fabricirt, so geht man mit Entdeckungen um!" —

Vielleicht wird sich herausstellen, daß Speke's Nilkarte auch derartige phantastische Gebilde zeigt, denn so, wie er sie gibt, kann

sie in Wirklichkeit nicht sein. Trotz jener obigen Thatsachen, welche von Speke nicht widerlegt worden sind, zeichnet er aber auf seiner jetzigen Karte wieder ein kolossales Hufeisen um das Nordende des Tanganyika-See's herum, er hält an dem „phantastischen Gebirgszuge" fest und benennt ihn mit großen Buchstaben als: „Mountains of the Moon!"

Offenbar hat er eine sehr zweckmäßige Aeußerung Burton's nicht beherzigt: It is the explorers unpleasant duty throughout these lands, to doubt every thing, that has not been subjected to his own eyes."

Wir wollen beiläufig bemerken, daß Speke's Buch in Bezug auf Schreibart, Geist und Kenntnisse auch nicht entfernt einen Vergleich mit Burton's Lake regions of Central-Africa aushalten kann. Aber es wird gepriesen. Einmal, weil es in der That manches Neue enthält, denn der Reisende kam durch unbekannte Gegenden und sah viel Interessantes. Sodann, weil der englische Stolz die Sache zu einer Nationalangelegenheit gemacht hat; endlich versteht es Speke, jenes in England sehr zahlreiche und laute Publikum zu befriedigen, welchem auch Livingstone so manchen Köder hingeworfen hat. Er wirkt, wir lassen unentschieden ob aus Beschränktheit oder Berechnung, auf jene Leute, die in eine Art von frommer Extase gerathen, sobald ihnen in Afrika ein neues Feld für eine umfassende Wirksamkeit der Missionen in Aussicht gestellt ist. Zwar wird die Hoffnung allemal zu schanden, aber das schadet nichts; man eröffnet immer „neue Felder".

Unsere Ansicht, in Betreff des keineswegs umfangreichen, geistigen Horizontes, über welchen Speke's Kopf gebietet, finden wir so eben bestätigt durch eine Rede, welche er während der Weihnachtszeit zu Taunton hielt. Man gab ihm zu Ehren in seiner Vaterstadt ein Bankett, bei welchem er die Tischgäste mit einem in der That phantastischen Plane zur — „Regeneration Afrika's" regalirte. Nachdem er selber hervorgehoben, was er geleistet habe, schildert er die 3000 bis 4000 Fuß hohen Gegenden, welche er durchzog, als ein Paradies; dort sei die Temperatur so mild wie in England im Sommer, das Land sei warm, feucht, fruchtbar, und so möge man sich selber sagen, was aus demselben gemacht werden könne. Es sei die gesundeste Region, welche er je durchzogen (aber wie und durch welche Fiebergegenden gelangt man in diese centralen Gegenden!). Wenn man sie von England aus colonisire, dann würde Profit dabei herauskommen. Dort sei der rechte Fleck für Missionäre; diese würden wohl aufgenommen werden von einem Volke, das nicht rein heidnisch sei (?!), sondern als ein Ableger des abessinischen Stammes einen Keim von Christenthum in sich trage. (Durch Speke's Buch selbst erweist sich diese Aeußerung als platte Unwahrheit.) Er wünsche, daß die Geistlichkeit jenem Volk Aufmerksamkeit zuwende. Er habe versprochen, daß Missionäre dorthin kommen sollten und man erwarte sie. Er hob dann ganz richtig hervor, daß der Sklavenhandel das größte Unglück für jene Regionen bilde. Aber was er vorschlägt, um den Unfug zu beseitigen, zeigt wieder von größter Beschränktheit. „Wir müssen die Eingeborenen erziehen, damit sie auf eigenen Füßen stehen können; der Afrikaner ist ein sehr intelligentes Geschöpf." Mit einer so leeren Phrase, die völlig in der Luft schwebt, ist aber rein gar nichts gesagt, und phantastisch ist folgender Plan Speke's: Es sollen Negerdepots an der Ost- und Westküste Afrika's gebildet werden. Die befreiten Schwarzen, welche denselben angehören, muß man als Matrosen ausbilden und sie Englisch lehren. Diese Leute muß man alsdann quer durch Afrika schicken und ihnen die Verzweigungen des Handels zeigen. Durch eine solche Organisation könne man den Sklavenhandel unterdrücken. Wenn die Regierung auf den Plan einginge, so wolle er, Speke, mit 500 Mann durch ganz Afrika von einer Küste bis zur andern gehen und die für den Waarenabsatz vortheilhaftesten Punkte zeigen. Dann werde Civilisation und Kolonisation nothwendig folgen. Darüber könne kein Zweifel sein.

Der absolute Mangel an Logik und Urtheil, durch welchen sich Speke so vielfach kennzeichnet, zeigt sich auch in Folgendem. Nachdem er eben erst die Neger als „höchst intelligente Menschen" geschildert hat, erklärt er gleich nachher: „Es ist eine Thatsache, daß der Neger unmöglich im Stande ist, sein eignes Land zu regieren." Dann aber sagt er seinen gläubig aufhorchenden Tischgenossen, daß Oesterreich die Absicht habe, Afrika für sich in Besitz zu nehmen.

Man kann in der That den Unverstand nicht weiter treiben. Speke machte eine Anspielung auf den Reisenden Miani aus Venedig, welcher bekanntlich von Norden her am Weißen Nil weiter aufwärts drang, als irgend ein Anderer. Speke behauptete, die Namenszüge, welche Miani in einen Tamarindenbaum eingeschnitten hat, gesehen zu haben; der Venetianer dagegen hat öffentlich erklärt, daß Speke Unwahrheiten gesagt habe. Nun combinirt der Mann von Taunton: Miani (der sich gegenwärtig in Kairo befindet, um seinerseits die „wahren" Nilquellen zu entdecken) kann nicht die Absicht haben, die Nilquelle zu entdecken, denn diese habe ich, Speke, schon entdeckt, also — hat Oesterreich die Absicht, Innerafrika in Besitz zu nehmen. Das dürfen wir Engländer aber nicht leiden; also rüstet mich zu einer neuen großen Expedition aus und ich werde euch zeigen, wie man Afrika „regenerirt". Quod erat demonstrandum.

Speke's persönlicher Charakter geht uns hier nichts an, wir wollen aber doch erwähnen, daß die wegwerfende Art, in welcher er über Petherick spricht, ihm von Seiten der englischen Presse den schärfsten, wohlverdienten Tadel zugezogen hat. Nicht minder macht man ihm gerechte Vorwürfe darüber, daß er, welchem die ägyptische Regierung so große Zuvorkommenheit bewiesen, über die Bemühungen der früher von Mehemed Ali veranstalteten Expeditionen sich in der Art äußert, als hätten dieselben so viel wie gar nichts geleistet. Ueberhaupt gebärdet sich Speke, als ob er Alles allein gethan und gemacht habe, und doch sind, in Bezug auf die Probleme, auf deren Lösung es ankam, seine Entdeckungen doch nur dürftig; er hat lediglich erst einige Anfänge geliefert; das Meiste bleibt noch zu erforschen übrig.

Wir werden aus Speke's äußerst langweilig und in holperigem Style geschriebenen Buche einige Artikel zusammenstellen und das völkerpsychologische Moment ins Auge fassen. Heute geben wir seine Reise vom Ufer des Nyanza-See's bis Madi am Weißen Nil, wo er schon ägyptische Leute antraf und von wo ab weiter keine Entdeckungen mehr zu machen waren.

Speke hatte sich längere Zeit beim Könige Mtese von Uganda aufgehalten, der ihn gern noch länger zurückgehalten hätte.

Im Juli 1862 endlich erhielt Speke vom Könige Mtese die Erlaubniß zur Abreise. Ein Hofbeamter, Namens Budja, sollte ihn nach Unyoro geleiten und ein anderer, Jumba, für Boote sorgen, damit der Europäer bis zur Residenz des Königs Kamrasi von Unyoro auf dem Wasser fahren könne. Mtese benahm sich sehr leutselig; er fragte den Europäer, wie viele Kühe und Frauen derselbe als Geschenk mitzunehmen wünsche, und hielt dabei alle zehn Finger auseinander, um anzudeuten, daß er geneigt sei, dergleichen hundertweis zu geben. Speke verlangte aber nur fünf Kühe und eben so viele Ziegen, weil er vom Murchison Creek (einer Seebucht) in einem leichten Nachen weiter zu reisen gedachte. Doch bat er für seine Begleiter um eine Anzahl Mbugu, das heißt Kleider aus Bastrinde, welche der König gern gab. Dann fragte der schwarze Monarch, ob denn der Mfungu, (Europäer) wirklich weiter reisen und nicht länger am Hofe verweilen wolle? Speke entgegnete: seine Zeit dränge ihn, denn er sei nun schon länger als vier Jahre von Hause fort. Diese Angabe war insofern richtig, als in Uganda das

Jahr nur fünf Monate zählt. Mtese schärfte dann seinem Gaste dringend ein, ihm von Gani aus Branntwein zu schicken; „denn wer ihn trinkt", sagte er, „schläft gesund und bekommt große Kraft."

Am andern Tage bewies der König dem Fremden abermals ein ganz entschiedenes Wohlwollen, indem er sprach: „Du verlangst nur fünf Kühe und fünf Ziegen, und ich möchte dir gern recht viel mit auf den Weg geben." Dazu bemerkte Budja: Bana (so hieß Speke in Uganda) kennt das Land nicht, durch welches er reisen will; auf dem ganzen Wege findet er nur Waldgestrüpp und Mangel. Er muß Kühe mitnehmen. Also gab der König 60 Kühe, 14 Geißen, 10 Trägerladungen Butter, eine Trägerladung Kaffee und Zucker und 100 Stück Baumrindenzeug.

Am 6. Juli besuchte Speke den König und bat denselben um Boote, weil er gern ohne weitern Verzug abreisen wolle. Aber der Admiral Seiner Majestät erhob dagegen Einwendungen; zwischen dem Distrikte Kira, in welchem des Königs Residenz sich befindet, und dem Murchison Creek, der nach Westen hin liegt, seien gefährliche Untiefen; wenn die Europäer nach Kira gingen, dann würden sie von dem Ausflusse des Stromes aus dem See bis zur Bootstation Urondogani Wasserfälle antreffen, über welche sie nicht hinwegschiffen könnten. Es wäre also in jedem Betracht anzurathen, daß sie sich zu Lande bis Urondogani begäben, dort ihre Reiseeffekten ließen und am Strom aufwärts bis zu den Katarakten gingen. Als Speke sich dann beim König verabschiedete, legte er die Hand auf die Brust und verneigte sich in europäischer Weise. Mtese that dasselbe „mit dem Instinkt eines Affen"!

Während der Tage vom 7. bis 11. Juli legte Speke nur etwa 30 Miles zurück. Der Weg führte durch ein anmuthiges Hügelland, in welchem Waldungen und bebaute Felder mit einander abwechselten. Am zweiten Tage kam er über den Fluß Katawana, dessen zahlreiche Arme in den mit Binsen und Rohr bestandenen Luadscherri führen. Dann gelangte er in eine höhere Gegend, wo er nicht mehr den hohen Graswuchs fand, welcher die Südgrenze Uganda's, nämlich den Samm des Nyanza, charakterisirt.

Es ist bezeichnend für die Zustände in jenen Gegenden, daß in allen Dörfern, durch welche der Zug kam, die Leute beim Herannahen desselben flohen und Haus und Garten im Stiche ließen. Die Geleitsmänner, welche König Mtese den Reisenden mitgegeben hatte, fielen dann über das verlassene Eigenthum her und raubten Ziegen, Hühner, Häute, Zeug, Kaurimuscheln, Glasperlen, Trommeln, Speere, Tabak, kurz Alles, was sie fanden. Das habe der König ihnen erlaubt, sagten sie. Kein Wunder, daß die mißhandelten Menschen den einen oder andern dieser frechen Räuber zu Tode speerten; Speke erzählt davon ein Beispiel.

Nachdem der Reisende in Kari angelangt war, kam es ihm vor allen Dingen darauf an, den Nil zu erreichen und an demselben stromauf zu gehen bis zu dem Punkte, wo derselbe aus dem Nyanza abfließt; nachdem er das gethan, wollte er dann so rasch als möglich nach Nordwesten hin durch das Land Unyoro bis zu König Kamrasi's Residenz wandern. Er hatte gewichtige Gründe, seinen Gefährten Grant dorthin vorauszuschicken. Dieser nahm den Vorrath an Waaren, die Kühe und Frauen und auch eine Kartenskizze mit, welche nach Gani geschickt werden sollte, um Herrn Petherick übergeben zu werden, denn man nahm an, daß dieser Reisende schon dort angekommen sei.

Am 19. Juli 1862 brach Speke auf, ging in östlicher Richtung, überschritt den Luadscherri, den er als einen großen, mit Rohr und Binsen bewachsenen Wasserabzug (a huge rush drain) bezeichnet, und der drei Miles breit war. Er konnte zum größten Theil durchwatet werden, nur in der Nähe des rechten Ufers mußte man sich eines Fährbootes bedienen; die Kühe schwammen hindurch und die Neger hielten sich am Schweife derselben fest. Man bedurfte zum Uebersetzen voller vier Stunden und wurde dabei entsetzlich von Stechmücken gepeinigt. „Man sagt, der Luadscherri habe seinen Ursprung im Nyanza-See und falle, südlich von dem Punkte, wo wir ihn überschritten, in den Nil." Speke weiß also darüber nichts Zuverlässiges. Am rechten Ufer sollen Büffel in großer Menge vorkommen, der Reisende sah aber dergleichen nicht in der wald- und wiesenreichen Gegend, welche denselben Charakter bis Urondogani beibehält. Hin und wieder fand er einzelne angebaute Felder, auf welchen Bananen in größter Ueppigkeit wuchsen. Speke gerieth mehrmals auf falsche Wege, weil er keine zuverlässigen Führer hatte, und erreichte deshalb die Bootstation am Strom erst am 21. Juli 1862.

„Hier stand ich nun endlich am Rande des Nils! Der Anblick war herrlich; man kann sich nichts Schöneres denken. Das Ganze glich einem sorgfältig gepflegten Park. Da floß ein prächtiger Strom von 6 bis 700 Yards Breite (das wäre also reichlich eine solche, wie jene des Rheins bei Mainz); in ihm lagen Inseln und Felsen zerstreut. Auf den Eilanden standen Fischerhütten, auf den Felsen sonnten sich Krokodile. Der Nil selbst strömte zwischen schönen, hohen, mit Gras bewachsenen Ufern; im Hintergrunde standen Bäume und Bananen, weideten verschiedene Arten von Antilopen (Nsunnu und Hartebeeste); im Wasser schnaubten Hippopotami; vor uns stiegen Perlhühner und Florikans auf. Der Häuptling des Bezirkes war nicht anwesend, aber wir nahmen seine reinlich gehaltenen Hütten in Beschlag, welche dem Strome gerade gegenüber lagen."

Speke gab sich dann alle Mühe, Boote herbeischaffen zu lassen, aber das verursachte große Umstände. Er war nun Usoga gegenüber (das auf dem rechten Ufer liegt), und diese Landschaft bildet zu Uganda in landschaftlicher Beziehung einen scharfen Kontrast. Als Waffe führen die Bewohner schwere Speere mit breitem Eisen statt der Spitze; sie eignen sich, wie die Waganda sagten, besser zum Ausgraben von Bataten als zum Kämpfen gegen Feinde. In der Umgegend streiften Elephanten in großer Menge umher; noch vor Kurzem waren Jäger aus Unyoro dort gewesen; auch Löwen kommen vor, sodann Antilopen, und die Flußpferde richten in den Bananenfeldern große Verwüstungen an.

Am Nil gebot Speke seinen Begleitern, das Haupt zu scheeren, weil sie an dem Strome ständen, auf welchem einst die Wiege des Moses geschwommen sei, und dessen mit Zucker versüßtes Wasser die Pilger aus Aegypten nach Mekka mit sich nähmen. Der Reisende vertrieb sich bis auf Weiteres, weil noch keine Boote ankamen, die Zeit mit der Jagd und schoß namentlich einen herrlichen Ziegenmelker (Cosmetornis Spekii); die siebente Schwungfeder dieses Vogels ist doppelt so lang als die übrigen, die achte aber doppelt so lang als die siebente und die neunte ist 20 Zoll lang.

Es ergab sich bald, daß Speke gar keine Boote bekommen werde; man stellte ihm allerlei Bedenklichkeiten entgegen. Er mußte sich also zu einer Fußwanderung entschließen und ging, in beträchtlicher Entfernung vom Ufer, an dessen linker Seite, stromab bis zu den Isamba-Stromschnellen, wohin der Weg durch üppigen Waldwuchs und Bananenfelder führte. Er traf dort einen Beamten, welchen er an Mtese's Hofe kennen gelernt hatte. Dieser Mann, Namens Nango, setzte ihm Bananenbrei, getrocknete Fische und Bier (Pombe) vor und erzählte, daß die Elephanten sehr lästig seien. Er habe jedoch ein Zaubermittel, um sie fern zu halten; wenn aber diese Thiere einmal in einem Garten eine Banane verzehrt hätten, dann seien sämmtliche Früchte verloren, weil die Elephanten nicht eher sich zufrieden gäben, als bis sie Alles verzehrt und verwüstet hätten. Nach der Mahlzeit geleitete er den Reisenden an die Wasserfälle, die sehr schön, aber nicht ausgedehnt sind.

Das Wasser strömte tief zwischen den mit Gras, hohen Akazien und Convolvulaceen bestandenen Ufern; an einzelnen Stellen, wo über den Stromschnellen Erdschlipse stattgefunden hatten, sah Speke rothe Erde, wie jene in Devonshire. Da, wo das Wasser durch einen natürlichen Damm auf Hindernisse stieß, glich es einem großen Mühlteiche. Zwei Krokodile lauerten auf Beute. Von dem hohen Ufer überblickte man eine Reihe bewaldeter Inseln, welche das Wasser des Stromes theilen und zugleich die Dämme und Stromschnellen bilden. Das Ganze erschien feenhaft, wild, romantisch, mehr als irgend etwas, das man außerhalb des Theaters sehen kann.

Am 26. Juli ging Speke am Nil aufwärts bis Kirindi, wo eine kleine schwarze Fliege mit dicken Schultern und rundem Kopfe die unbekleideten Leute entsetzlich plagt; sie sticht sehr scharf. Dann kam er, nach einer beschwerlichen Wanderung durch Gras und Waldgestrüpp, in eine Gegend, welche er als „Kirchenstaat" (Church Estate) bezeichnet, weil dieselbe in geheimnißvoller Weise dem Lubari geweiht ist, einem „Allmächtigen". Zwar stehen einige Bewohner dieses Bezirkes unter der Botmäßigkeit des Königs, dagegen tragen aber andere einen geheiligten Charakter, und diesen hat der Monarch nichts zu befehlen, auch kann er über Grund und Boden nichts verfügen. In diesem Gebiete trifft man nur alle zwei Wegstunden weit kleine Dörfer, eine Straße ist nicht vorhanden und allmälig steigt die Gegend höher an. Speke gerieth dort mehrmals auf Irrwege. Er hielt streng darauf, daß in diesem Kirchenstaate seine Leute nichts stahlen und sich ordentlich benahmen. Deßhalb waren auch die Einwohner recht freundlich.

Am 28. Juli 1862 führte der Weg durch hohes Gras, über Hügel und an Dörfern vorüber, deren Bananenfelder vor Kurzem durch Elephanten verwüstet worden waren. Dann erreichte Speke einen Punkt, der 40 Miles gerade östlich von Mtese's Residenz lag. Er war nun an den „Steinen", das heißt an den Wasserfällen des Nils. Alles drängte sich herzu, um das Schauspiel zu betrachten. Der Anblick, sagt Speke, war schön, aber doch nicht so, wie ich erwartet hatte, denn die breite Fläche des Nyanza See's war durch einen Hügelvorsprung dem Blick entzogen; die Katarakten selbst haben eine Höhe von etwa 12 Fuß, sind 400 bis 500 Fuß breit und durch Felsen unterbrochen. Aber doch konnte er sich stundenlang nicht von diesem Schauspiel abwenden; das Brausen des Wassers tönte lieblich in sein Ohr, Zugfische versuchten, sich über die Fälle hinüber zu schnellen; die Fischersleute aus Usoga und Uganda fuhren mit ihren Booten bis an die Felsen und warfen Angelschnüre aus; im Wasser tummelten sich Flußpferde und Krokodile und oberhalb der Katarakten ruderten Leute ein Fährboot. Die Hirten trieben ihre Kühe zur Tränke an das Seeufer, und die mit Gras und Bäumen bewachsenen Hügel gewährten einen gar anmuthigen Anblick. Das Ganze war ein herrliches Landschaftsbild.

Die Expedition, sagt Speke, hatte nun ihre Hauptaufgabe erfüllt. (?) Ich sah nun, daß der alte Vater Nil unzweifelhaft, so wie ich es vorgesagt, aus dem Nyanza See kommt, daß dieser See die große Quelle des heiligen Stromes ist, auf welchem der erste Ausdenter unseres religiösen Glaubens in der Wiege schwamm. (!!) Aber Betrübniß kam über mich, wenn ich bedachte, wie viel ich durch den Verzug unterwegs verloren hatte. Denn dadurch kam ich um das Vergnügen, den nordöstlichen Winkel des Nyanza zu besuchen und zu sehen, welche Beschaffenheit es hat mit der vielbesprochenen Verbindungsstraße, von welcher so viel gesprochen wird, und ob sie zu einem andern See (dem Baringo) führt, wohin die Waganda gehen, um Salz zu holen. Aus diesem soll ein anderer Fluß nach Norden hin abströmen (der Asua) und solcher Gestalt die Landschaft Usoga zu einer Insel werden. Ich fühlte aber, daß ich mit dem, was erreicht worden war, mich begnügen müsse, denn ich hatte die volle Hälfte des Sees gesehen und über die andere Hälfte Nachrichten erhalten, vermöge welcher ich Alles über den See wußte, (?) wenigstens in sofern, als die wichtigsten geographischen Gegenstände in Frage kommen. (??)

„Comparative Information", sagt Speke, habe ihm die Ueberzeugung gegeben, daß an der Ostseite des See's mindestens so viel, vielleicht noch mehr, Wasser sei, als an der Westseite. Die entferntesten Gewässer oder das Kopfende (top head) des Nils sei das Südende des See's und liege ganz nahe dem dritten Grade südlicher Breite. Das gebe dem Nil eine überraschende Länge, denn er rolle, in gerader Richtung gemessen, über 34 Breitengrade, etwa 2300 Miles, was mehr als den elften Theil des Erdumfanges beträgt. Von diesem südlichen Punkte nun in der Rundung nach Westen, bis dahin, wo der große Nilstrom aus dem See abfließt, erhält der letztere nur einen bedeutenden Zufluß, den Kitangule. Vom südlichsten Punkte, an der östlichen Seite, bis zu der (präsumtiven) Straße strömen ihm gar keine Gefließe von irgend welchem Belang zu. Alle arabischen Reisenden versichern nämlich, daß von der Westseite des schneebedeckten Kilimandscharo ab bis zum See, da, wo derselbe vom zweiten Breitengrade durchschnitten werde und auch unter dem ersten Grade südlicher Breite Salzseen und Salzebenen liegen und daß die Gegend ein Hügelland sei, etwa wie Unyamuezi. Sie sagten aber, es gebe dort keine großen Flüsse, das Land sei dürftig bewässert, habe nur Bäche und kleine Gefließe; sie, die Araber, hätten immer lange Tagreisen machen müssen, um nur Wasser zu finden und solche Araber, welche auf dem Wege nach Usoga über die „Straße" fuhren, wären über gar keinen Fluß gekommen.

Speke meint, der „Salz-See" sei kein Salzsee, sondern ein Süßwassersee, denn von den Eingeborenen würden Seen als salzig bezeichnet, „wenn sie Salzlager oder Salzinseln an solchen Stellen finden". Als Krapf den Berg Kenia gesehen, hätten ihm die Eingeborenen gesagt, nach Norden hin liege ein Salzsee, und er habe auch vernommen, daß ein Fluß vom Kenia herab dem Nil zufließe. „Wenn die Mittheilung über den letzten Punkt richtig ist, dann muß ohne Zweifel eine Verbindung zwischen jenem Flusse und dem Salzsee, von welchem ich gehört habe, vorhanden sein, und daraus würde sich dann höchst wahrscheinlich eine Verbindung zwischen meinem Salzsee und Krapf's Salzsee, dem Baringo, ergeben. Aber obwohl diese Sache nicht ausgemacht ist, so kann sie doch in keinem Falle etwas an der Thatsache ändern, daß der Anbeginn des Nils im 3.° s. Br., da liegt, wo ich im Jahre 1858 das Südende des Nyanza entdeckt habe." Das ist aber entschieden unrichtig.

Den oberwähnten Katarakten gab Speke den Namen Ripon-Falls, nach dem Grafen Ripon, der Präsident der geographischen Gesellschaft in London war, als der Reisende seine Expedition antrat, und den „Wasserarm", aus welchem der Nil abfloß, bezeichnete er als Napoleon-Kanal, zum Zeichen der Hochachtung für die pariser geographische Gesellschaft, welche ihm die goldene Denkmünze für seine Entdeckung des Nyanza-See's verliehen hatte.

Es war dem Reisenden auffallend, daß die Wassermenge, welche der Kitangule führt, so groß war als die, welche er im Nil fand; „aber damals war der eine ein langsam, der andere ein rasch fließender Strom und deswegen konnte ich mir in Bezug auf ihren relativen Werth kein Urtheil bilden." — Eine Breitenbestimmung war des bewölkten Himmels wegen unthunlich. Die Beamten des Königs Mtese gestatteten nicht, daß Speke die Hügel bestieg, um von dort einen Blick auf den See zu gewinnen; sie sollten ihm nur die „Steine" zeigen, und als er Boote verlangte, um Nilpferde zu jagen, wurden ihm solche auch verweigert. —

In England ist man bekanntlich immer noch von der un-

glückseligen, durch Livingstone so vielfach aufgepufften Idee eingenommen, daß man Innerafrika durch Missionäre civilisiren könne. Ein Reisender, der wohlangesehen sein will bei den Frommen im Lande, muß diesem Wahn einige Rechnung tragen. Es gereicht Kapitän Burton zur Ehre, daß er — in England gehört einiger Muth dazu — ganz offen den Frommen der Exeterhalle die Wahrheit gerade ins Gesicht sagt und mit den Phantasmen dieser Leute nichts zu schaffen haben mag. Speke dagegen wird am Nil salbungsvoll und ruft aus: „Was für ein Platz müßte das für Missionäre sein! Dort würden sie keinen Hunger leiden, denn das Land ist so fruchtbar, und wenn sie Ackerbau einführten, würden sie hunderte von Zöglingen bekommen. Weiter branche ich nichts zu sagen."

Am 31. Juli trat er seinen Rückweg an und war am 5. August wieder in Urondogani. Dort bekam er endlich fünf Boote; jedes derselben bestand aus fünf Brettern und wurde mit Rudern aus freier Hand fortbewegt (nicht mit Einlegerudern). Der Strom glich einem See und Flusse zugleich, war in der Mitte frei, aber nach den Ufern hin mit Binsen bestanden; die Landschaft glich auch hier einem Park.

Speke verfolgte den Nil nicht weiter abwärts, sondern reiste zu Lande erst in westlicher und dann in nordwestlicher Richtung durch Unyoro bis zur Residenz des Königs Kamrasi. Sie liegt am Kafu, welcher, nach Speke's Karte, auch aus dem Nyanza abfließen soll und zwar etwas westlich vom Murchison Creek. Der Lauf dieses Kafu wurde aber dem Reisenden nicht näher bekannt und der Lauf, welchen er ihm anweist, beruht lediglich auf seiner Muthmaßung, eben so wie seine Annahme des Nillaufes unterhalb Urondogani.

Wir übergehen die Schilderung der Erlebnisse Speke's am Hofe Kamrasi's; er las dem schwarzen Potentaten allerlei Stellen aus der Bibel vor. Am 9. November 1862 bekam er Erlaubniß zur Weiterreise und fuhr in einem Kahne zwei Miles weit den Kafu hinunter, damit das gemeine Volk ihn nicht erblicke, denn der König wollte, daß nur allein sein Auge weiße Menschen in Unyoro sähe. Kamrasi gestattete den Fremden, den Fluß Kafu zu befahren, so weit derselbe für Kähne schiffbar war. Speke bestieg ein sehr großes Boot; nachdem er eine kurze Strecke weit geschifft war, kam er aus dem Kafu in ein Gewässer, das er anfangs für einen See hielt, denn es hatte zuerst 200, späterhin wohl 1000 Yards Breite. Dieses Wasser aber war der Nil, der von Urondogani ab bis zur Einmündung des Kafu in solcher Weise schiffbar ist.

Beide Ufer sind mit hohem Papyrus bewachsen; das linke erscheint flach und sumpfig, während das rechte sanft ansteigt, mit Bäumen bestanden ist und einen anmuthigen Anblick gewährt. Stromab trieben unablässig schwimmende Inseln, die aus Binsen, Gras und Farrnkräutern zusammengesetzt waren; der Nil hatte volles Wasser. Dann und wann ließ sich ein Hippopotamus blicken.

Am 11. November gelangte Speke auf dieser Stromfahrt nach Koki. Auch am 12., auf der Weiterfahrt nach Gueni, bot der Strom einen sehr hübschen Anblick dar. Dann aber machte er eine weite Biegung und verengte sich auf etwa 200 Yards, während die Tiefe 2 bis 3 Faden, also 12 bis 18 Fuß betrug. Unter mancherlei Widerwärtigkeiten mit den Häuptlingen, welche im Reisebericht mit einer geradezu unausstehlichen Weitschweifigkeit behandelt werden, fuhr Speke weiter nach Kidschumburn und nach einem Orte, der gleichfalls Koki genannt wird, aber in der Landschaft Chopi liegt. Diese letztere ist von Unyoro abhängig. Während dieser Fahrt hatte er den kegelförmigen Berg Kikungurn in Sicht. Am 17. November fuhr Speke auf dem Strome bis Parangoni, während Grant mit einem Bezirkshäuptling über Land weiter ging. Am 19. kam er plötzlich an eine tiefe Schlucht, wo der bis dahin ruhig fließende Strom sehr wild und unruhig wurde. Auf dem rechten Ufer lag das Land Kidi, dessen schöngrüne Mimosenwälder einen anmuthigen Anblick gewährten; diese Gegend hat viele Elephanten, Nilpferde und Büffel, welchen die Jäger eifrig nachstellen. Jene Schlucht bezeichnet Speke als die Karuma-Wasserfälle, sie sind aber eigentlich nur ein, wenn man so sagen darf, Schleusengefäll oder Gerinne, das auf einer langen Strecke nur etwa 10 Fuß Gefäll hat. Es sind noch einige dergleichen vorhanden, aber kleiner; ein solches Gerinne, dessen Rauschen der Reisende vernehmen konnte, soll sehr beträchtlich sein.

Speke konnte den Strom nicht weiter abwärts beschiffen und unterhalb der Karuma-Fälle kennt er ihn nicht. Er gibt ihm auf seiner Karte einen weiten Bogen nach Westen, bis zum Nordostende des kleinen Luta-Nzige-See's, dann eine nördliche und weiterhin eine östliche Biegung bis in die Gegend von Madi. Er mußte den Landweg nehmen, weil am Strome Krieg war, der in sehr wilder Weise geführt wurde. König Kamrasi hatte 100 gefangene Krieger seines Feindes Rionga in dem großen Katarakt ersäufen lassen.

Der Reisende sammelte Lebensmittel, um keinen Mangel beim Zuge durch die Wildniß von Kidi zu leiden, welchen er am 23. November antrat. Diese Einöde liegt zwischen dem Weißen Nil und dem Asua, hat zum großen Theil sumpfigen Boden und ist theils mit hohem Grase, theils mit dichter Waldung bestanden. Am vierten Tage befand sich Speke, dessen Zug aus 78 Leuten bestand, plötzlich am Rand einer Hochebene; im Westen derselben, also in der Gegend nach dem Nil hin, dehnte sich, so weit der Blick reichte, ein niedriges, flaches Grasland aus, auf welchem nur sehr vereinzelt einige Bäume wuchsen. Am fünften Tage kam er an einen Fluß, welcher den Gewässern dieser Einöde als Abzug dient und nach Westen hin geht; am achten Tage, 29. November, erreichte er das Dorf Koki, das schon zur Landschaft Gani gehört und aus einer Anzahl kegelförmiger Hütten besteht. Gani steht noch unter Kamrasi's Oberherrschaft und der Statthalter empfing den Reisenden freundlich. Dieser Mann hieß Tschongi; er ließ seine Krieger aufmarschiren, hielt eine Anrede, packte ein Huhn bei den Beinen und schwang dasselbe hin und her. Dann nahm er einen mit Pombe gefüllten Kürbis, tauchte einen Zweig hinein und besprengte die Fremden; nachdem er das gethan, ging er in die winzig kleine Fetischhütte und besprengte auch diese, breitete ein Kuhfell unter einem Baum aus, lud die Reisenden zum Sitzen ein und reichte ihnen Pombe. Dabei sprach er sein Bedauern darüber aus, daß er wegen der im Lande herrschenden Hungersnoth nicht mehr zu geben habe. Der Mann war ein höflicher Barbar. Diese Neger waren völlig im Naturgewande, denn ihre ganze Bekleidung bestand aus Glasperlen, Eisen- und Messingringen, nebst Federn und Kaurimuscheln, welche sie auf dem Kopfe trugen.

Die Gani wohnen von diesem Punkte (Koki) bis zum Asuaflusse, die Madi dagegen haben alles Land von diesem Meridian bis zum Nil (also nach Westen hin) inne. Die Dörfer bestehen aus kleinen kegelförmigen Grashütten, die ein aus Bambus verfertigtes Flechtwerk, das über dem sumpfigen Boden steht, zur Unterlage haben. Sultane sind nicht vorhanden; jedes Dorf wählt seinen eigenen Häuptling.

Der Aufbruch aus Koki fand am 2. December statt. Speke meinte, daß Petherick mit Schiffen in der Nähe liege und beeilte deshalb seine Schritte. In 3° 10′ 33″ n. Br., 31° 50′ 45″ ö. L. glaubte er schon einen Außenposten Petherick's zu erreichen. Seine Leute feuerten Flintenschüsse ab, die von Norden her erwiedert wurden und bald waren alle Anhöhen mit Menschen bedeckt. Wir begreifen, daß Speke's und Grant's Herz vor Freude hoch aufschlug, als sie sahen, daß drei rothe Flaggen einem militärischen Zuge vorausgetragen wurden, und als sie Trommeln und Pfeifen hörten. Speke blieb stehen und ließ die Leute näher kommen. Ein sehr schwarzer Mann, Namens Mo-

hammed, trug ägyptische Uniform und einen krummen Säbel; auf seinen Befehl blieben die Soldaten stehen, während er selber Speke umarmen und küssen wollte. Der Engländer schreibt:

„Ueber einen so unerwarteten Beweis von Freundschaft, der mir gleichsam wie eine Verbindung beider Erdhalben vorkam, gab ich ihm für seine Umarmung einen kräftigen Druck zurück, hob aber meinen Kopf über das Bereich seiner Lippen empor und fragte: „Wer ist dein Herr?" — „Petrick!" — „Wo ist Petherick jetzt?" — „Er wird bald hier sein?" — „Weshalb führt ihr keine englische Flagge?" — „Die Flagge ist jene Debono's." — „Wer ist Debono?" — „Dasselbe, was Petherick. Doch komm in mein Lager; dort wollen wir weiter reden."

Mohammed's Regiment bestand aus Nubiern, Aegyptern und Negersklaven verschiedener Völkerschaften. Der Hauptmann empfing die Reisenden in einem Dorfe und sorgte für sie nach besten Kräften. Er hatte von Petherick Auftrag, die Reisenden bis Gondokoro zu geleiten und dort sind sie auch glücklich angekommen.

Wir kommen auf Speke's Buch in sofern zurück, als wir aus demselben noch einige Auszüge geben werden. A.

Aus allen Erdtheilen.

Die geographische Gesellschaft in St. Petersburg hat ihre Sitzungen am 5. Oktober 1863 wieder begonnen. Ihr nomineller Präsident ist der Großfürst Constantin, der wirkliche aber Admiral F. P. Lütke, welcher sich um den Verein große Verdienste erworben hat. Bekanntlich wurden durch Letzteren eine Anzahl von Unternehmungen veranlaßt oder gefördert, welche für die Wissenschaft sehr ersprießliche Ergebnisse haben.

Dahin gehört vor Allem die große sibirische Expedition; die Berichte der mathematischen, von Schwartz geleiteten Abtheilung sind vollendet; eben so ist eine Karte desselben in sieben Blättern, welche einen Theil von Ostsibirien umfaßt, vollendet; eben so eine Uebersichtskarte von Ostsibirien in einem Blatte.

K. W. Struve wird auch im Jahre 1864 seine geographischen und meteorologischen Forschungen im Gebiete des Schwarzen Irtysch fortsetzen.

Die Uebersetzung von Karl Ritter's Asien ins Russische nimmt unter Ssemenow's vortrefflicher Leitung gedeihlichen Fortgang. Demnächst wird der siebente Theil erscheinen und die Beschreibung von Chiwa und Buchara mit Grigorjew's Zusätzen enthalten. Unter Ssemenow's Redaktion erscheint auch ein geographisch-statistisches Wörterbuch von Rußland.

Iwaschinzew hat Nachrichten über den Gang der von ihm geleiteten hydrographischen Forschungen am Kaspischen See mitgetheilt. Sie umfaßten den Raum von der Halbinsel Apscheron bis zur Mündung der Kura. Diese Strecke ist mit einer Menge pseudovulkanischer kleiner Inseln und unter dem Wasser liegender thätiger Vulkane bedeckt. Sodann untersuchte Iwaschinzew das östliche Ufer der Halbinsel Mangyschlak, die Seehundsinseln, die Buchten Ssaratysch und Kenderli und die Alexanderbay.

Weniukow machte einige Mittheilungen über die Kolonisirung des transkubanischen Landes durch die Russen und legte eine auf dieselben bezügliche Karte vor. Jenseits des Kuban befinden sich gegenwärtig 90 russische Stanitzen mit einer Bevölkerung von 103,000 Seelen (die Soldaten nicht mitgerechnet). Dazu kommen noch ungefähr 150,000 Eingeborene, welche das kaukasische Gebirge verlassen und sich in den Ebenen angesiedelt haben und unter russischen Pristawen stehen. Auf dem Südabhange des Kaukasus hausen aber, bis zum Flusse Bsyb, noch gegen 60,000 feindliche Bergbewohner. In der den Russen völlig unterworfenen Gegend ist noch sehr viel Raum für eine große Menge von Ansiedlern.

Herr von Baer gedenkt im Jahre 1864 wieder eine Reise an das Schwarze und Asow'sche Meer zu machen. Herr G. P. von Helmersen besuchte im Sommer 1863 die Ufer des Asow'schen Meeres und stellte besonders bei Mariupol und Berdiansk Beobachtungen an.

In dem meteorologischen Magazine, welches die Gesellschaft veröffentlicht, theilt der Redakteur desselben, Professor Kämptz in Dorpat, eine wichtige Arbeit: Ueber das Klima der südrussischen Steppen, mit.

Reisen in Asien. Es war die Absicht des Kapitäns Fitzroy, von Indien aus eine 1100 Miles lange Strecke zu erforschen, welche möglicherweise zur Anlage einer Telegraphenlinie nach Osten hin sich eignen könne. Die Reise sollte beginnen zu Shwey Gheen an der Grenze von Britisch Barma, also da, bis wohin die indischen Drähte reichen, über Kiang hung und Esmok bis nach Kanton und Hongkong. Es ist aufgefallen, daß der kürzlich verstorbene Generalstatthalter Lord Elgin die Erlaubniß zur Reise verweigerte; denn es ist klar, daß über kurz oder lang die Telegraphenverbindung mit China auf dieser Strecke ins Leben treten wird.

Die Novemberberichte aus Calcutta von Anfang Novembers melden, daß gegenwärtig vier kleine Expeditionen unternommen worden sind.

Der deutsche Naturforscher, Dr. Marfels, dessen wir mehrfach erwähnt haben, ist von Rangun, der Hauptstadt von Pegu, den Irawaddy hinaufgegangen nach Magive, das etwa unter 20° 10' n. Br. liegt. Er wird das Tafelland der Schans besuchen und bis an den Cambodschastrom (den Mekong) vordringen. Die Lieutenants Sconce und Watson, welche den Saluenfluß näher erforschen sollen, wollen zu Lande möglichst weit vordringen und dann den Strom hinabfahren, bis zu dessen Stromschnellen, welche nur 80 Miles oberhalb Maulmein liegen.

Der amerikanische Baptistenmissionär Birby wollte von Tonghu nach Kiang hung gehen, das unter 22° n. Br. am rechten Ufer des Cambodschaflusses liegt. An der Mündung desselben haben bekanntlich die Franzosen ihre neue Besitzung.

Der katholische Bischof Bigandet ist nach Mandelay, der jetzigen Hauptstadt von Barma, gegangen und wird sich von dort nach Bhamo am obern Irawaddy begeben. Er will von diesem bedeutenden Binnenmarkte aus den Handelsweg nach Pulo Pinang wieder eröffnen; Doktor Williams, der als Konsularagent in Mandelay wohnt, hatte die Absicht, sich ihm anzuschließen.

Die westchinesische Provinz Yünnan ist ein Feld, auf welchem französische Missionäre sehr thätig sind. Sie wollen von dort aus eine Verbindung mit dem nördlichen Barma eröffnen, also auch mit Europa.

Eine wissenschaftliche Expedition nach Syrien wird unter Leitung des englischen Geistlichen H. Tristram auch Palästina erforschen. Tristram hat bereits durch seine Reise in der algerischen Sahara der Wissenschaft einen, wenn auch kleinen Dienst geleistet. Die Reisenden werden sich reichlich mit Instrumenten versehen. Auch ein Photograph geht mit.

Katholische Missionäre zu Hlassa in Tibet. Wir haben im Globus mehrfach und sehr ausführlich die Bestrebungen französischer Lazaristen, nach der Hauptstadt des Dalaï Lama vorzudringen, geschildert. Es war ihnen gelungen, bis Tsiambo zu gelangen (Globus III, 241 und 341 ff.), aber dort stießen sie auf große Hindernisse, weil die Mönche von Hlassa aus erklären ließen, daß die Fremden dort nicht zugelassen werden sollten. Indessen die Beharrlichkeit der Lazaristen, welche an ihrem Ordensgenossen, dem kühnen Abbe Huc, ein gutes Vorbild hatten, trug den Sieg davon. Die letzten Nachrichten aus Schanghaï melden nämlich, daß die Missionäre in Hlassa eine vortreffliche Aufnahme gefunden haben, ja noch mehr: die tibetanische Regierung hat einen derselben in amtlicher Sendung mit wichtigen Aufträgen an den kaiserlichen Hof nach

Peking geschickt. Dort ist er auch glücklich eingetroffen und verhandelt mit dem einflußreichsten Minister, dem Fürsten Kong. Wir werden ohne Zweifel demnächst im Stande sein, Mittheilungen über den Aufenthalt der Lazaristen in Hlassa zu bringen.

Die Eisenbahn zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean beschäftigt die Gemüther in den britischen Provinzen Nordamerika's unablässig. Die junge Kolonie Britisch-Columbia hatte einen Preis für die beste Arbeit über die wichtige Frage ausgesetzt und denselben einem Geistlichen, C. L. Brown, zuerkannt. Dieser hebt hervor, daß im Osten seit langer Zeit Dampfer bis an das nördliche Ende des Obern See's fahren, von wo ab eine Eisenbahn nach den Niederlassungen am Red River auf keine Schwierigkeiten treffen würde. Vom Red River bis zu dem wichtigen Handelsfort Edmonton müßte sie im Stromthale des Saskatschewan etwa 700 Miles weiter geführt werden. Diese ganze Gegend eignet sich zu Ackerbauansiedlungen. Westlich von Edmonton beginnen die Schwierigkeiten; von diesem Punkte bis Jasper House im Gebirge sind etwa 400 Miles; auf dieser Strecke ist viel sumpfiger Boden. Dagegen findet man Steinkohlen in Menge, und der Weg führt dann über den Neu-Caledonia- oder Jasperpaß nach Britisch Columbia hinein. Ueber diesen zieht eine von der Natur gleichsam gebahnte Straße durch das Gebirge, dessen Abhänge sich zu beiden Seiten wie Mauern tausende von Fuß hoch erheben. Von Jasper House nach Tête jaune Cache, das in der Quellgegend des Frasserflusses liegt, ist das Land gebirgig und rauh, aber es führt ein Thalweg hindurch. Von Tête jaune Cache müßte die Bahn durch eines von drei nicht näher erforschten Thälern führen, weiter bis zur Mündung des Quesnelflusses und dort auf die Landstraßen treffen, welche vom untern Fraser her ins Innere führen. Die gesammte Entfernung vom Obern See bis zu Bentinck Arm beträgt 2200 Miles. — Dieser Plan wird sicherlich noch lange auf dem Papier bleiben.

Eine neue Krisis auf Madagaskar. Die neuesten Nachrichten von dieser Insel gehen bis zum 1. Oktober. Das auch von uns erwähnte Gerücht, König Radama sei noch am Leben, hat sich keineswegs bestätigt. Inzwischen haben sich allerlei interessante Dinge begeben, und die Berichte stellen für den Monat Mai einen Krieg der Franzosen gegen Madagaskar in Aussicht. Wir haben früher mehrfach darauf hingewiesen, daß die französischen Abenteurer Laborde und Lambert, welche einst in die Verschwörung gegen die alte Königin Ranovalo verwickelt waren, den verstorbenen König ganz und gar in ihren Händen hatten. Sie bewogen ihn zur Unterzeichnung eines Vertrages, durch welchen er ihnen verschiedene große Landstrecken zur Ausbeutung abtrat und überhaupt eine Menge wichtiger Privilegien bewilligte. Dadurch wurde die Eifersucht der Engländer und der Unwille der vornehmen Howas rege, und nach der Ermordung Radama's drangen sie in die Königin, diesem, wie sie sagten, erschlichenen Vertrage keine Folge zu geben. Die Franzosen verlangen aber den Vollzug desselben und ihr Schiffskommandant Dupré lag mit einigen Kriegsfahrzeugen im Hafen von Tamatave an der Ostküste. Diese Stadt ist schon früher einmal gemeinschaftlich von den Franzosen und Engländern bombardirt worden, und es ist deshalb erklärlich, daß jetzt, im Septembermonate, die Bewohner eine Wiederholung befürchteten. Viele veräußerten ihre Habe und zogen ins Innere ab. Den höchsten Grad erreichte die Bestürzung, als sich das Gerücht verbreitete, es seien acht Männer aus der Hauptstadt mit dem Befehl angelangt, sofort Tamatave völlig einzuäschern, nachdem von Seiten der Franzosen der erste Schuß abgefeuert worden sei. Das Gerücht war aber unbegründet. Der Kommandant Dupré und der französische Konsul einerseits und zwei vornehme Howas, Rahavolay und Ramandrate hatten an Bord des Kriegsschiffes Hermione eine Zusammenkunft, und nach derselben zog Dupré in Tamatave die französische Flagge auf, um, wie er sagte, den auswärtigen Handel zu schützen. Dann steuerte er nach dem Norden Madagaskar's, um die an edeln Metallen reichen, durch den obenerwähnten Vertrag an Lambert abgetretenen Distrikte zu besuchen. Er will die Vollziehung des Traktats erzwingen, hat aber eventuell ein neues Uebereinkommen vorgeschlagen.

Auch die englische Flagge flattert über Tamatave. Die Regierung hat erklärt, daß sie den mit Großbritannien abgeschlossenen Vertrag aufrecht erhalten werde. In Folge einer Rücksprache mit dem englischen Konsul sind die von Radama beseitigten Zölle wieder eingeführt worden. Waaren zahlen bei der Einfuhr 10, bei der Ausfuhr 25 Procent; geistige Getränke aber unterliegen einer Abgabe von 33 Procent.

In einem Briefe aus Tamatave wird die Bestürzung der Einwohner geschildert, welche ein Bombardement erwarteten. Dann heißt es weiter: „Auch die Howas (der herrschende Stamm) machten eine Demonstration. Am 20. September Morgens zogen Schaaren von Wilden in die Stadt ein. Sie waren fast unbekleidet, trugen Wurflanzen und Schilde und tanzten nach dem Schalle von Muschelhörnern, die von ihren Musikanten geblasen wurden. Es war ein eigenthümliches Schauspiel, zu sehen, wie diese Wilden ihre Speere in die Luft schleuderten und mit großer Geschicklichkeit wieder auffingen; dabei erhoben sie ihren Kriegsruf, ein entsetzliches Geheul. Diese Krieger gehören dem Stamme der Timuhrs an und werden in einem Kriege gegen die Franzosen gewiß als Guerilla's vortreffliche Dienste leisten."

In der Hauptstadt Tananarive begaben sich wunderliche Dinge, die ernste Folgen haben können. Die Königin hatte sich rasch über den Verlust ihres Gemahls getröstet und einen andern genommen, nämlich ihren Premierminister. Eine solche Verbindung widerstreitet aber dem Herkommen, weil der neue Gemahl nicht aus königlichem Geblüt ist. Die vornehmen Howas sind nun höchst unzufrieden mit dieser Heirath, welche angeblich durch die anglicanischen Missionäre herbeigeführt worden ist. Die Königin hat sich, angethan mit dem Krönungsornat ihres verstorbenen Gemahls, Arm in Arm mit ihrem jetzigen Manne, öffentlich gezeigt.

Die französischen Berichte legen alle Verwirrung auf Madagaskar den englischen Missionären zur Last und sind in ihren Ausfällen gegen Herrn Ellis sehr scharf. Die Engländer dagegen behaupten, Niemand anders trage die Schuld, als jene habsüchtigen, ränkeschmiedenden, französischen Abenteurer, welchen der ermordete König sein Mißgeschick zu verdanken habe, und welche nun, aus eigennützigen Beweggründen, und ihre Interessen mit denen der napoleonischen Politik verflechtend, Madagaskar in einen Krieg verwickeln wollten, um dasselbe in eine französische Besitzung umzuwandeln.

Australische Nachrichten. Am 30. Juni 1863 ist in der Kolonie Victoria eine Volkszählung veranstaltet worden, welche eine Seelenzahl von 550,614 ergab. —

In Südaustralien macht der Weinbau große Fortschritte; namentlich wenden sich deutsche Landwirthe demselben mit großem Eifer zu.

Westaustralien, eine seither ziemlich vernachlässigte Kolonie, welche kleine Goldfelder hat und eine geringe Zahl freier Einwanderer an sich zieht, wünscht die Einfuhr von Sträflingen, weil es ihr an Arbeitskräften fehlt. Die Nachbarkolonie Südaustralien hat sich jedoch an die londoner Regierung mit der Bitte gewandt, den Westaustraliern die Erlaubniß zur Einfuhr von Sträflingen zu verweigern. Westaustralien zieht überhaupt immermehr die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich. Neuere Untersuchungen im östlichen Theile dieser Kolonien haben gezeigt, daß dort der Boden zu Ansiedlungen gut geeignet ist. In der Gegend der großen australischen Bay ist Wasser zu Genüge vorhanden. In Talbot hat sich eine Gesellschaft gebildet, die eine Niederlassung in Camden Harbour an der Nordwestküste anlegen will, da wo jetzt die Karten nur leere Stellen zeigen.

Westlich von den Blauen Bergen, im Norden des Murraystroms, liegt eine ausgedehnte, wohlbewässerte Landschaft, welche der vielen Gewässer wegen den Namen Riverine erhalten hat. Die Hauptstadt heißt Deliniquin. Diese ganze Region gehört bis jetzt zur Kolonie Neusüdwales, aber die Bewohner sind durch die Lage des Landes und ihre Interessen weit mehr auf Melbourne in Victoria, als auf das weit entfernte, nur mühsam zu erreichende Sydney angewiesen. Sie haben nun Schritte gethan, um mit der Kolonie Victoria verbunden zu werden.

Die Eisenbahn zwischen Sandhurst und Echuca am Murrayflusse wird bald vollendet sein. Echuca selbst nimmt fortwährend an Größe und Einwohnerzahl zu; seine Lage zwischen den Kolonien Victoria und Neusüdwales trägt dazu nicht wenig bei. Man darf dreist behaupten, daß es die bedeutendste Stadt des Innern wird.

Geographische Entdeckungen auf Neuseeland. Nachrichten aus Dunedin, der Hauptstadt der Provinz Otago auf der Südinsel, melden, daß Dr. Hector einen neuen schiffbaren Fluß entdeckt hat, welcher an der Westküste bei Milford Haven in die Martinsbay mündet. Auf den Karten finden wir an dieser Stelle nur den problematischen Awarnafluß

verzeichnet. Heetor fuhr den Fluß in einem Schooner hinauf und kam an einen 10 bis 12 englische Meilen langen und 2 Meilen breiten See. Von Osten her mündete in denselben ein zweiter Fluß, den Hector ein gutes Stück hinauf fuhr. Dann setzte er seinen Weg zu Fuß weiter nach Südosten fort, fand das Land nicht stark bewaldet und gut geeignet zu Ansiedlungen. Nach einem 46stündigen Marsche erreichte er Queenstown am Wakitepu-See. Die Wichtigkeit dieser Entdeckung ist jetzt noch nicht zu übersehen. Martinsbay ist der nächste Hafen auf Neuseeland von Melbourne und Sydney aus und wird wohl bald Dunedin überflügeln.

Eine zweite Entdeckung von Bedeutung machte unser Landsmann Dr. Julius Haast, gegenwärtig Regierungsgeolog der neuseeländischen Provinz Canterbury. Im Verlaufe seiner Forschungen in den südlichen Alpen Neuseelands gelang es ihm, zu Anfang des Jahres 1863, eine tiefe Einsenkung in der Gebirgskette aufzufinden und durch dieselbe nach der Westküste der Südinsel zu gelangen. Durch diesen Paß wird die Verbindung der Westküste mit den Ansiedelungen im Osten der südlichen Alpen hergestellt. Bisher kannte man nur zwei 7 bis 8000 Fuß hohe Firnsättel, welche über den Hauptstock der Südalpen führten, deren orographische und geologische Struktur Haast zum ersten Male enthüllt. Sehr schöne Ansichten aus den neuseeländischen Alpen nach Haast's Aufnahmen theilt das von uns wiederholt erwähnte Werk v. F. Hochstetter's über Neuseeland mit.

Bombay, die wahre Hauptstadt Ostindiens. Mehrfach haben wir angeführt, daß in Indien viel darüber hin und her gestritten wird, welche Stadt man zur Kapitale des großen Reiches erheben solle. Man muß eine Wahl treffen, da Calcutta nicht mehr lange Sitz des Generalstatthalters bleiben wird. Nachdem sich Stimmen für Delhi oder Agra erhoben, macht nun auch Bombay seine Ansprüche geltend. Die Stadt liegt zwar nicht in der Mitte des Landes, nicht im Innern, wohl aber ist sie von allen Seiten her mit großer Leichtigkeit zugängig, indem nicht weniger als sieben große Verkehrsadern von ihr auslaufen und in ihr zusammentreffen. Von Bombay bis Karratschi und von dort im Stromthale des Indus bis Multan hat man Eisenbahnen und Dampfschiffahrt nach Sindh und dem Pendschab. Vom Neujahrstage 1864 an sollte eine Bahnstrecke von 300 Miles Länge vollendet sein, auf welcher die Baumwolle aus dem Guzerat nach Bombay gelangt. Der Schienenstrang, welcher jetzt bis Baroda geht, wird bis Delhi verlängert, das ganze Radschputenland erschlossen; Delhi, Lahore und selbst Simla werden dann näher bei Bombay als bei Calcutta liegen; auch ersparen dann alle Nordwestprovinzen 1800 Miles für die Seefahrt mit England. Die Bahn von Bombay bis Nadjpur (Nagpore), der eigentlichen Hauptstadt der Centralprovinzen, 265 Miles, ist vollendet; ebenso 297 Miles in der Richtung auf Allahabad; sobald dieser letztere Punkt von den Schienen erreicht wird, ist die Verbindung mit Calcutta durchaus hergestellt; und das wird sehr bald geschehen sein. Man wird auch eine Abzweigung der Bahn bis nach Indore bauen, von wo die große Heerstraße durch das Gebiet des Holkar und Sindiah bis nach Agra zieht. Auf solche Weise wird eine ausgedehnte Verbindung mit dem Norden und Osten hergestellt. Andrerseits reicht die große indische Peninsular-Bahn, welche durch die Ebenen des Dekkan zieht, über Punah bis Scholapur, 276 Miles, während von Madras her eine Bahn gebaut wird, welche sich bei Haiderabad an jene anschließen soll. Von Madras gehen täglich Züge nach Beypore an der Westküste und in diesem Hafen schließen sich Dampfer nach Bombay an.

Der Hafen von Bombay ist berühmt; man hat ihn mit der Bay von Neapel verglichen. Von Bombay aus, das Sammelplatz der Kriegsflotte sein muß, können Persien und Aegypten überwacht werden. In Bezug auf die Gesundheitsverhältnisse wird hervorgehoben, daß der Europäer sehr leicht und bequem verschiedene „Sanitarien" (so bezeichnen die Engländer ihre kühlen Erfrischungsorte in den Gebirgen) erreichen könne: Matteran, 2000 Fuß hoch, sei nur 53 Miles per Eisenbahn entfernt und einer der anmuthigsten Punkte in Indien, Bassein nur 25 Miles, Punah 112; die Mahabaleschwar-Hügel erreiche man in 24 Stunden und ganz in der Nähe liege das Sanitarium Pantschgauny, wo das ganze Jahr hindurch Europäer wohnen. In die Nilgherry-Gebirge könne man binnen drei Tagen gelangen.

Punah werde eine geeignete Residenz für den Vicekönig abgeben; es habe während des Monsuns ein liebliches Klima und obendrein eine höchst anmuthige Lage. Bombay selber sei nicht etwa ein obscurer Hafen, wie Beypore, sondern Hauptstadt einer Präsidentschaft, welche 1862/63 einen Steuerüberschuß von 730,000 Pfd. Sterling geliefert habe. Der deklarirte Werth der Ein- und Ausfuhren habe in dem genannten Jahre 59, der wirkliche Geldwerth dieser Handelsbewegung aber gewiß 80 Millionen Pfd. Sterling betragen. Die Bevölkerung der Stadt belaufe sich jetzt auf 800,000 Seelen, und in jeder Beziehung stehe Bombay allen anderen Städten Indiens voran.

Heuschreckenplage in Ostindien. Seit einem ganzen Jahre haben die Heuschrecken weit und breit im Süden des Himalaya ungeheure Verwüstungen angerichtet und im Sommer 1863 viele Gegenden, von Peschawer im Norden bis in die Tiefebenen Bengalens und nicht minder auf der centralen Hochebene, viele Felder kahl gefressen. Zuerst erschienen die geflügelten „Vernichter" in Multan, September 1862; sie kamen aus den Wüstenstrichen von Sindh und dorthin wahrscheinlich von Arabien her. In Multan fraßen sie nur die mit Senf und überhaupt mit Oelpflanzen bestellten Aecker ab und zogen dann weiter nach Rawal Pindi, wo die englischen Beamten systematisch zu Werke gingen, um die Heuschrecken und ihre Brut zu zerstören. Die Frühjahrsernte von 1863 konnte unbeschädigt eingebracht werden, aber im April zeigte sich, daß es keineswegs gelungen war, alle Eier zu zerstören. In den sandigen Bezirken von Bännu, in den Thälern der Berge von Kohat und Peschawer und in der sogenannten Salzkette krochen Millionen und aber Millionen Heuschrecken aus. Das Volk veranstaltete eine allgemeine Heuschreckenjagd, tödtete eine ungeheure Menge, aber trotzdem blieben Schwärme übrig, welche die Luft verfinsterten und gleich einer ägyptischen Plage über die Felder von Gurdaspore herfielen, dort sogar in die Häuser drangen und in die Kochtöpfe sprangen. Auch füllten sie die Brunnen aus. Die jungen Baumwollenpflanzen und das Zuckerrohr wurden von ihnen vernichtet. Gleichzeitig kamen ungeheure Schwärme auch aus anderen Gegenden und nun zogen ganze Wolken über Radschputana, das Duab, Ghasipur, Benares, Nadjpur und bis in das Delta des Ganges. Nach Norden hin kamen sie bis Almora, beschädigten aber die Theepflanzungen nicht. Dagegen haben sie eine große Vorliebe für Baumwollenblätter. Als sie über Arrah hinzogen, war es, „als ob zehntausend Webstühle in der Luft thätig seien". Erst verfinsterten sie in langen unabsehbaren Zügen die Luft und flogen in horizontaler Richtung; dann stiegen sie wirbelnd in mächtigen Säulen empor. „Es war, als ob Millionen Wasserhosen zum Himmel stiegen." Alle Vögel überließen die Lüfte den Heuschrecken, welche sich theilweise niederließen und die Blätter von den Bäumen fraßen. In der dritten Oktoberwoche waren sie aus Indien verschwunden und weiter gen Osten gezogen; man befürchtet aber, daß sie viele Eier zurückgelassen haben. Die völlig ausgewachsenen Thiere waren reichlich so lang wie ein kleiner Finger. (Wir verweisen auf einen früher im Globus, II, S. 81, mitgetheilten Aufsatz von A. Brehm: Ueber die Wanderheuschrecke und ihre Verwüstungen in Südost-Rußland.)

Baumwolle am La Plata. Der Buenos Ayres Standard vom 11. Oktober theilt mit, daß bereits über drei Tonnen Baumwollsaamen in den verschiedenen Theilen der argentinischen Conföderation vertheilt worden sind. Bereits im laufenden Jahre erwartet man einen Ertrag von 5000 Ballen, im nächsten Jahre aber wird, wie man meint, die Ernte wahrscheinlich auf 100,000 Ballen steigen. Sollten sich diese Aussichten bestätigen, dann wäre dem Absatz von englischen Manufakturen abermals ein wichtiges Gebiet gewonnen.

Auckland, Neu-Seeland. Die Provinzial-Regierung beabsichtigt eine Anleihe von 500,000 L. zu machen, um den Eingeborenen ihr Land abzukaufen. Die Provinz hat eine Oberfläche von 17,000,000 Acres, wovon bereits 1,879,459 in den Händen der Europäer sind. Von den 500,000 L. geht jedoch nur wenig in die Hände der Eingeborenen. 45,000 Pfd. Sterling werden vornweg zum Tilgungsfond geschlagen (die Schuld soll in 33 J. getilgt werden), 70,000 L. werden für öffentliche Bauten verwandt, 185,000 L. für Straßenanlagen und dergl. und nur 200,000 L. verbleiben für Ankauf des Landes und Beförderung von Einwanderern.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Das Harzgebirge.

I.

Lage und Beschaffenheit des Harzes. — Oberharz und Unterharz. — Sprachgrenze. — Oberdeutsche und niederdeutsche Sprache. — Die Menschen des Harzes. — Der Name des Harzes. — Halberstadt und Quedlinburg. — Die Teufelsmauer, der Regenstein und die Klus.

Nicht viele deutsche Gebirge sind so berühmt geworden, wie „der alte Harz." Ueber ihn schreiben die Gelehrten Abhandlungen, von ihm singen die Dichter, erzählt der Volksmund seine goldenen Märchen und Sagen. Als das nördlichste der deutschen Mittelgebirge, an welchem die weite bis zum Meeresstrand reichende Ebene beginnt, hat er von von Repgau's Sachsenspiegel in die deutsche Muttersprache übertragen und an der Nordseite tobt noch heute der wilde Jäger, der braunschweigische Oberjägermeister von Hackelberg.

Ueber alle anderen Höhen ragt der Blocksberg empor, bei dessen Namen in alten Tagen fromme Gemüther ein

Die Krypta auf dem Schlosse zu Quedlinburg. (Originalzeichnung von Stroobant.)

jeher besondere Aufmerksamkeit gefunden. Auf seinen Gipfeln standen Opferaltäre der heidnischen Sachsen, in den altberühmten Städten, die wie ein Kranz ihn umgeben, thronten einige unserer besten Kaiser; Goslar, Quedlinburg, Halberstadt gemahnen an glänzende Geschichten deutscher Vergangenheit. Göthe, Heine und viele Andere priesen ihn; am Fuße des Harzes stand Klopstocks, Bürgers und Karl Ritters Wiege; auf Burg Falkenstein ward Eipke Kreuz schlugen, denn dort hielt in der Walpurgisnacht der Böse seinen Hexensabbath. Der Harz bietet durch seine Berge und Hügel, seine dunklen Tannenwälder und freundlichen Laubholzbestände, seine schäumenden Bäche und Flüsse dem Naturfreunde die reinsten Genüsse. Er ist auch im Kleinen ein Bild des staatlich getheilten großen Vaterlandes, denn nicht weniger als vier Herren haben Theil an ihm; zugleich bildet er eine ethnographische Scheide, denn in ihm

berühren sich hoch- und niederdeutsche Art. An seinem Fuße erntet der Landmann goldene Saaten, in seinen Bergen gräbt der Knappe edle Metalle, recken die Hämmer das Eisen, stehen Tannen und Buchen so stark und schön, wie nur auf irgend einem andern Punkte Deutschlands. Mag der Reisende von der alten Welfenstadt Braunschweig kommen, von Norden her, oder aus Osten von Magdeburg, die Schienenstränge führen ihn bis hart an den Fuß der Berge. Der Harz ist leichter zugänglich als viele andere Gebirge.

Ein eigentliches Massengebirge bildet er nicht, denn ihm fehlt ein Mittelstock, von dem die übrige Gebirgsmasse ausginge; am wenigsten könnte der Brocken dafür gelten, weil er von der Mitte des Harzes weit entfernt liegt. Der Harz streicht, wie die meisten deutschen Hauptgebirge, von Südosten nach Nordwesten; seine Längenausdehnung beträgt 12, seine Breite vier bis fünf Meilen. So erhebt er sich wie eine Insel zwischen den Flußgebieten der Elbe und Weser, deren Wasserscheide er ausmacht. Der Nordrand fällt steil und jäh in die Ebene ab, während der Südrand sich sanft verflacht, obgleich die Basis des letztern doch fast 100 Fuß höher liegt, als jene des Nordrandes. Den Flächeninhalt des ganzen Gebirges berechnet man auf 36 Geviertmeilen. Bergebenen und Plateau's geben demselben seinen allgemeinen orographischen Charakter und stempeln ihn zu einem terrassirten Tafelgebirge. Die Grundlage besteht aus Flötzformationen: Grauwacke, Thonschiefer und Uebergangskalk, die häufig von Thälern und Flußbetten zerrissen sind, dann aber auch wieder von kugeligen Bergen überragt werden, welche aus dem Innern der Erde hervorquellend die Grauwacke durchbrachen. Aus diesen Bildungen: Granit, Gabbro, Porphyr, Grünstein ꝛc. bestehen die höchsten Berge des Harzes.

Allgemein üblich ist die Eintheilung des Harzes in Unter- und Oberharz. Unter ersterm begreift man gewöhnlich den vom Brocken nach Südosten zu gelegenen Theil, während der nordwestliche als Oberharz gilt. Fast jeder Schriftsteller früherer Zeiten hat freilich seine eigene Eintheilungsart und Grenzbestimmung; viele rechnen zum Unterharz nur das Gebiet der zur Elbe hinfließenden Gewässer, während die der Weser zueilenden das oberharzer Gebiet einschließen.

Im Oberharze herrscht das Nadelholz vor; hier ist eigentlicher Schwarzwald. Dazwischen ziehen sich Klüfte, Moräste und Brüche hin. Die Witterung des Oberharzes ist von jener der umliegenden Gegenden sehr verschieden, die Luft meist rauh, kalt und nebelig; der Sommer kurz und der Winter lang. Im Mai, wenn der Unterharz schon in Laubfülle prangt, beginnt es dort oben erst zu grünen, und häufig stellen sich noch im Juni schadenbringende Fröste ein. Vier Wochen vor Michaelis ist es schon wieder kalt, die Zwischenzeit, namentlich in den Hundstagen, wird durch Regengüsse und starke Gewitter ausgefüllt. Geht so dem Oberharz im Vergleich zum Unterharz mancher Vorzug ab, so zeichnet er sich hinwieder durch einen größern Erzreichthum aus; hier sind die wichtigsten Bergbaue und fast die ganze Bevölkerung ist vom Berg- und Hüttenwesen abhängig.

Im Unterharz findet man freilich auch noch viel Bergbau und Hüttenwesen, aber der Charakter des Landes ist, wie der seiner Bewohner, vom Oberharz sehr verschieden. An die Stelle der düsteren Nadelhölzer tritt Laubwald, die Buche und Eiche grünt, Saatfelder ziehen sich an den Hügeln und Bergen hinan, das Klima ist milder, die Städte und Ortschaften sind freundlicher.

Theilweise fällt mit der geographischen Scheide im Ober- und Unterharz auch die Sprachgrenze zwischen Platt- und Hochdeutsch zusammen. Im Oberharz, namentlich in den Bergbaubezirken, herrscht oberdeutsches Wesen vor, der Unterharz ist beinahe ganz niederdeutsch. Die Bergbaubezirke des Oberharzes bei Klausthal, Zellerfeld, Wildemann und Lautenthal sind eine hochdeutsche Sprachinsel. Chronisten erzählen, daß ein Franke Namens Gundelkarl unter König Heinrich II. (also etwa im Jahre 1000) Bergleute zum Betriebe der Gruben aus seiner Heimath geholt und hier ansässig gemacht habe, wodurch diese auffallende Erscheinung erklärt wird. Von Sachsa aus zieht sich die hochdeutsche Sprachgrenze nach Osten hin über Ellrich, Sulzhayn, Hasselfelde, Bernrode, Mägdesprung bis Ballenstedt; alles nördlich Liegende, mit Ausnahme der erwähnten Insel, ist plattdeutsch.

Das Hochdeutsch am Oberharz hat viel von der fränkischen Mundart, während das hochdeutsche Stückchen des Unterharzes die thüringer Mundart beibehält. Aber es mischt sich im Harze Vieles, bald dringt Plattdeutsch in einen der erwähnten Dialekte ein, bald verhält es sich umgekehrt. Als Probe der oberharzer Mundart stehe hier der Anfang eines Bergmannsliedes:

Klük auf! ihr Barkleut jung un alt,
Singt denn d'rhinder drein;
Nacht duse, doß es net so schallt,
Süst kümmt d'r Wachter rein.

Schwigervoder ihr wollt fort? nä, hoalt
Su weit is es noch net.
Bleibt da von Ohmt, es is zu koalt,
Tut's! kieht mit mir zu Bett.

Ich schtop euch ärscht noch äne ein,
Di schmökt, un trinkt d'rzu;
Ihr hot, wenn ihr wollt bei uns bleim,
Hi oach ja eure Ruh.

Weil's poaßt, su tanzen wir oach noch,
Aerscht moachen mir ä Schpiel;
Net woahr, mir schpiel'n es Fuckseloch,
Uewer Bänk, über Tisch un Schtühl. ꝛc.

Als Gegenstück theilen wir eine Probe der niederdeutschen Harzmundart mit. Es ist eine Sage „Güllen Kerke" in lehrbacher Mundart, welche H. Pröhle, der gründliche und fleißige Kenner des Harzes in seinen „Harzsagen" aufgezeichnet hat:

„In Lerpche (Lehrbach) was en Mann, dä hat Schubert eheten. Den hat de Nacht edrömmet (geträumt), hei solle da hen gan up siene Wiesche und solle roen (graben, roden), da werre san veele Gold, dat von den Golle könne 'ne güllen Kerke buet (gebauet) weren. Gat hei hen den Morgen nach siener Wiesche und roet. Wil e'n Schur (eine Weile) eroet hat, seggt e: „Wat sall ik mine Wiesche tenichte roen? Ik finne doch nischt." Da deit et en gefärlich Brummen under öne und dröhnt ordtig (ordentlich). Dat is dat Gold ewest, wude güllen Kerke härre konnt von ebut weren. Hei hat hernacher noch emal eroet, aber nischt efunnen, weil et erste mal esproken (gesprochen) hat, damit het et verschertet, un't Gold is wedder terügge gan. Von der Tiet an hett de Bärg Güllen Kerken."

Wenn man den Menschen des Harzes schildern will, so muß man zwischen Ober- und Unterharzern wohl unterscheiden, denn bei ihnen zeigt sich ein grundverschiedener Charakter, der zum Theil mit den Stammeseigenthümlichkeiten zusammenfällt, wenn auch im Ganzen das Wort wahr bleibt, daß der Mensch des Harzes seinen Bergen gleicht. Das Urtheil über den Oberharzer lautet nicht so günstig wie über den Unterharzer, und es ist auch nicht zu verkennen, daß die rauhe, unfreundliche Gegend und das kärglichere Leben auf den Oberharzer nachtheilig einwirkten, wenn auch ein biederer, gutmüthiger Grundzug allzeit bei ihm zu fin-

den ist. Einen harten Ausspruch thut schon im Jahre 1739 Julius Bernhard von Rohr in seinen „Merkwürdigkeiten des Oberharzes“: „Die rauhe und kalte Luft und die groben Speisen, deren der gemeine Mann allhier gewohnt, da Jahr aus Jahr ein Brod, Speck, Käse nebst den Mehl-Suppen ihre gewöhnlichen Speisen, das geräucherte Fleisch aber nebst dem Weiß- und Braun-Kohl ihre Leckerbißlein sind, bringen auch bei den Ober-Härtzern eine rauhe Gemüths-Beschaffenheit nebst andern mit zu wege. Man wird vielen von dem gemeinen Volcke in dem Ober-Hartz kein groß Unrecht thun, wenn man ihnen ein grobes, plumpes und ungestümes Bezeugen, sowohl gegen Fremde, als auch gegen ihre Vorgesetzte von Geistlichen und Weltlichen Stande beyleget. Jedoch habe ich nicht allein selbst erfahren, sondern auch von andern gehöret, daß auch in diesem Stücke in Ansehung der Oerter und Städte ein Unterschied wahrzunehmen. Es ist der Wahrheit ziemlich gemäß, daß die Grobheit der Einwohner mit der Höhe und Rauigkeit der Hartz-Gebürge zunimmt, daß man beynahe sagen könnte: Je rauher der Hartz, je gröber der Hartzmann. Die allergröbste Sorte zeigt sich vor andern im Clausthale und Zellerfeld. Die plumpesten unter allen sind wohl die Holtz-Hauer, Kohlenbrenner und Fuhrleute ꝛc.“

Ganz so schlimm ist es gewiß nicht mehr mit der Grobheit, die übrigens auch dem Unterharzer nachgesagt wird; bei ihm ist sie aber nur ein Erbtheil des niedersächsischen Stammes überhaupt, der sich bekanntlich in Derbheiten gefällt. Die Natur dieses Gebirges erscheint vorherrschend ernst; sie kann nur durch Kraft und Arbeit bezwungen werden, und so zeigen auch die Harzbewohner ein ernstes Bild des Lebens. Im Oberharze, dem Lande der Felsen und Metalle, hängt, wie schon gesagt, Alles mit dem Bergbaue zusammen; daher sind die vorwiegenden Beschäftigungen: Bergbau, Hüttenarbeit, Holzfällen und Kohlenbrennen. Unter den Schindeldächern, in den Holzhütten herrscht vielfach die Armuth.

Still und schweigsam verrichtet der bleiche Bergmann in der Erde Schooß sein mühevolles Tagwerk. Mit dem feierlich-ernsten Gruße, dem alten Zauberwort der Berge, „Glück auf!“ fährt er an. An seinem Bergmannskittel und dem Hinterleder hält er ungemein treu fest und das Sprüchwort sagt: „Wenn der Bergmann Geld zum Hinterleder hat, so kann er eine Frau nehmen.“ Die Leute sind stark von Knochenbau, muskulös, aber doch nie fett, die Wangen meist fahl und eingefallen. Das ist eine Folge der Beschäftigung. Gar häufig erliegt der harzer Bergmann seiner Berufspflicht vor der Zeit; die Arsenikdämpfe der Hütten richten oft große Verheerungen an und eine eigenthümliche Harzkrankheit, die Hüttenkatze, welche eine Lähmung an Händen und Füßen bewirkt, ist nicht selten.

Uebrigens scheinen die Bergleute des Harzes ursprünglich entschieden oberdeutschen Stammes gewesen zu sein. Das Quartier in Goslar, in dem noch heute die meisten Bergleute wohnen, heißt der Frankenberg. Freilich reden diese Leute jetzt alle niedersächsisch. Meist sind sie in den berühmten Bergwerken des Rammelsberges beschäftigt, die sich durch hohes Alter und durch die Mannigfaltigkeit, das massige Vorkommen und die eigenthümliche Gewinnungsart ihrer Erze auszeichnen. Man gewinnt aus dem Rammelsberge: Gold, Silber, Kupfer, Blei, Queckfilber, Wismuth, Zink, Cadmium, Eisen, Mangan, Nickel, Kobalt, Antimon, Arsen, Schwefel und Selen.

Ehrlichkeit findet man bei den meisten Oberharzern. Sie lieben Gesang und Tanz; in ganz Norddeutschland sind die harzer Bergmusikanten bekannt; sie ziehen von Ort zu Ort, wie im Südosten des Vaterlandes die böhmischen Musikanten. Der Sagen, Legenden und Märchen hat der Volksmund unzählige. Aus jeder verfallenen Burg, aus jeder dunklen Höhle, von jeder steilen Klippe, aus dem sprudelnden Quell, aus der alterthümlichen Stadt, ertönen Märchen, Teufels- und Zaubergeschichten, treten uns Erdgeister und Waldweibchen entgegen. Sie sind ein Abdruck des Volkes, unter dem sie entstanden, denn sie reden von der Biederkeit, Treuherzigkeit und Frömmigkeit der Altvordern.

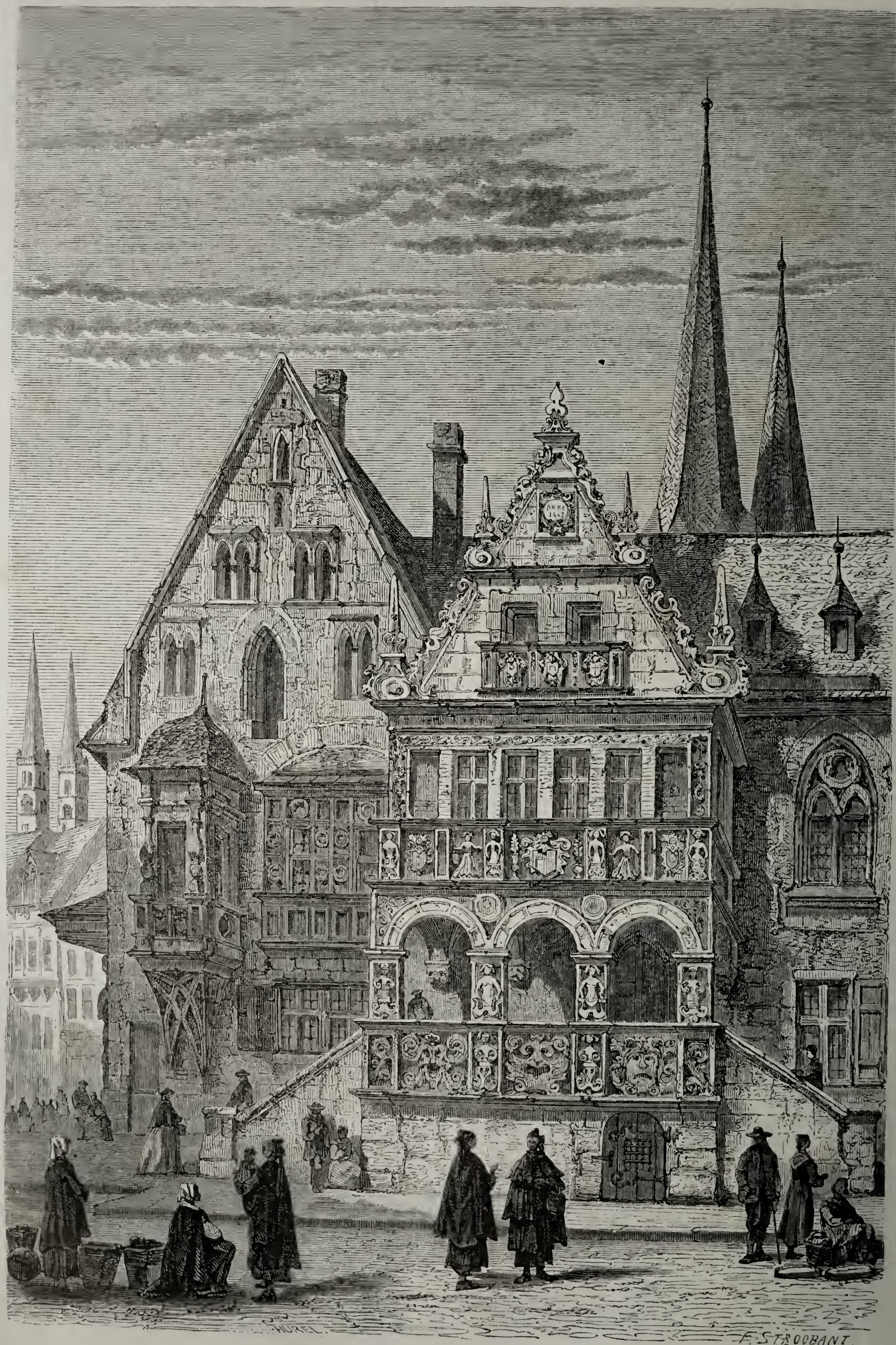
Bei den Volksfesten muß man den Harzer sehen, um ihn lieb zu gewinnen. Wenn das Fest der altheidnischen Ostara und mit ihm der Frühling ins Land zieht, umtanzt der Harzer die Osterfeuer; zu Pfingsten setzt er den Maibaum vor die Thür der Liebsten oder streut Häckerling und Disteln vor die Thür der Gefallenen. Fast Alles schmeckt noch nach dem Heidenthume, das zäh und gleichsam unvergänglich unter der Oberdecke des Christenthums sich forterhält und den Harzer und seine Sitten und Gebräuche zum Studium der Freunde der Vorzeit macht, wenn auch Martin Luthers Lehre bei ihm mächtige Wurzeln geschlagen und sein Gemüth fromm ist, wie es ja dem Bergknappen geziemt.

Die mildere Luft, die fruchtbarere Lage und der Ackerbau am Unterharz bringen auch mildere Sitten mit sich. Dort findet man auch noch Volkstrachten, welche am Oberharz fast ganz fehlen; freilich verschwinden der schwarz- und weißgestreifte Mantel, der kurze Rock und die kleine am Hinterkopf sitzende Haube beim weiblichen Geschlecht immer mehr; bei den Männern hat schon die geschmacklose städtische Kleidung seit langem die Oberhand gewonnen. Fast alle Ortschaften des Unterharzes zeichnen sich durch eine gewisse Sauberkeit aus, die man am Oberharz vielfach vermißt; die Häuser sind mit Ziegeln oder noch mit Schindeln gedeckt; der Fachwerkbau von dunkel gewordenem Tannenholz sticht von dem hellgeweißten Mauerwerk freundlich ab. Drinnen aber haust ein schöner Menschenschlag, der namentlich im Blankenburg'schen sich vor vielen Nachbargegenden vortheilhaft auszeichnet.

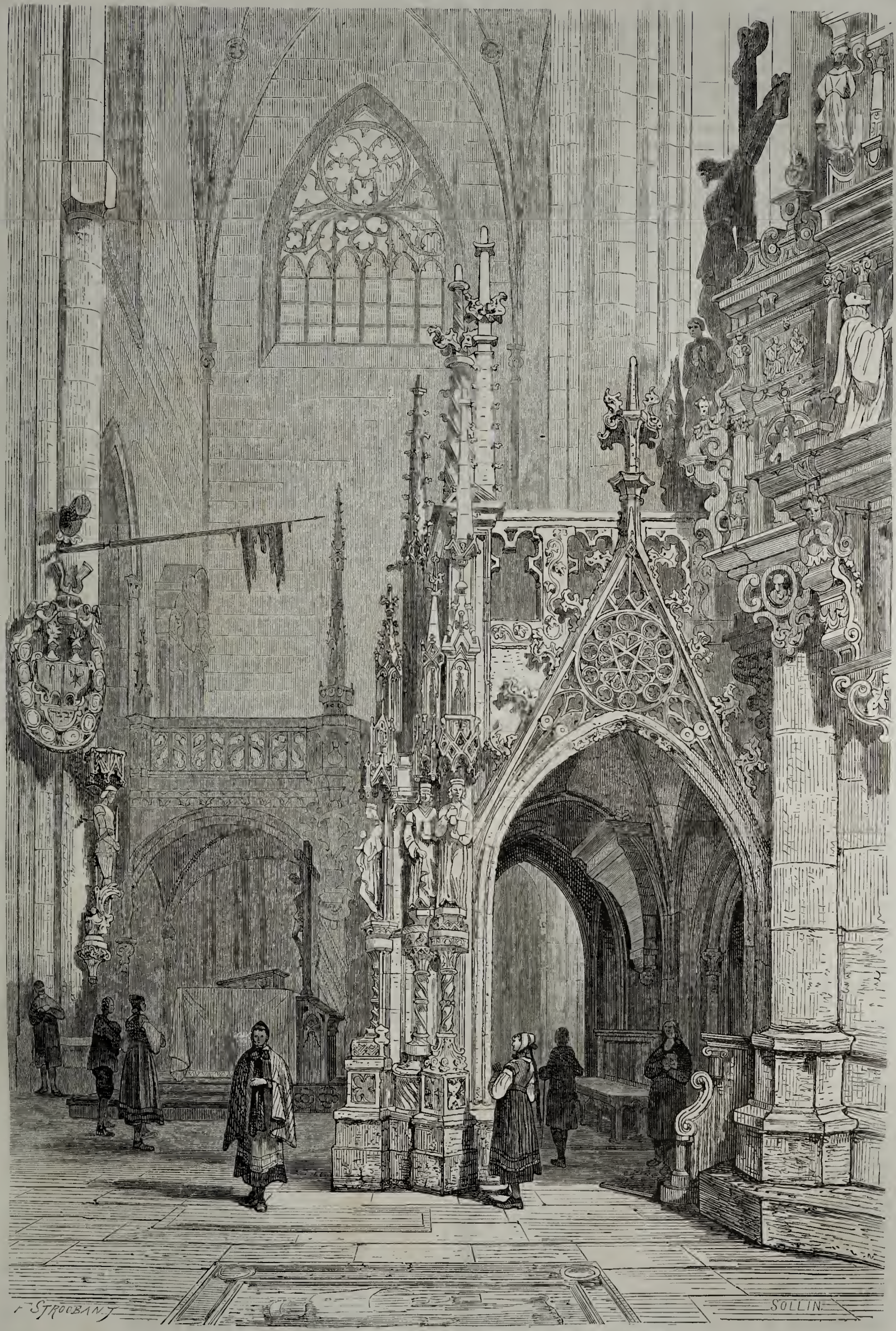
So weit unsere geschichtliche Kenntniß zurückreicht, sehen wir am Harz rein germanische Völker ansässig, im Norden Sachsen, im Süden Thüringer. Hier fanden keine keltischen, romanischen oder slavischen Beimischungen statt; der Harz ist urdeutsch, wie auch schon sein Name beweist, der ursprünglich Hart lautete; Hart aber bedeutet waldiges Bergland. Noch ist der Name erhalten im Spesshart, Hartwald ꝛc. Davon leiteten auch die Römer ihr Wort Hercynia ab, womit der ganze Zug deutscher Mittelgebirge, der Harz aber insbesondere, gemeint ist.

Halberstadt und Quedlinburg.

In dem Kranz alterthümlicher Städte, welche den Rand des Harzes umziehen, nimmt Halberstadt nicht den letzten Platz ein. Schon von weitem, wenn man ihr von Magdeburg her auf der Eisenbahn naht, stellt sie sich mit ihren Thürmen gar stattlich dar. Dazu kommt eine fruchtbare, anmuthige Umgebung, und durch diese Gefilde eilt die Holzemme, ein „Harzkind“, der Bode zu. Halberstadt hat einen guten Namen in ganz Niedersachsen; doch verdankt es einen guten Theil seines Rufes nicht etwa ganz außerordentlichen Thaten seiner Bürger, sondern einfach einem plattdeutschen Wiegenliede, das durch ganz Norddeutschland gesungen wird. Es ist das Lied vom Buko von Halberstadt, von dem eine alte Chronik erzählt: „daß dieser Buko (Burkhardt) ein sonderbarer Liebhaber der Jugend und der Kinder war, daß er denselben oftmals bald Eines bald Anderes schenkte und Gaben verehrte, deswegen auch die Kinder ihm dermaßen an- und nachgingen, daß ihrer viele und bei großen



Das Rathhaus zu Halberstadt. (Originalzeichnung von Stroobant.)



Das Innere des halberstädter Domes. (Originalzeichnung von Stroobant.)

Haufen aufwarteten, wenn er aus oder zur Kirche ging oder sonsten verreisete; und wann sie dann sahen den Bischof kommen, ward ein groß Zulaufen von kleinen und halberwachsenen Menschen und allenthalben ein Freudengeschrei von den Kindern durch die ganze Stadt gehöret: Bischof Buko kommt! und wann er dann im Hofe war, warf er Geld, Obst und dergleichen unter die Kinder und theilte sonst auch oft viele Gaben und Geschenke, sonderlich aber rothe Schuhe mit Ringen unter sie aus, also daß auch ein sonderliches Sprichwort entstanden, welches noch heutiges Tages den kleinen Kindern vorgesungen wird." Der Reim, wie er heute noch gesungen wird, lautet:

Buko van Halberstadt
Bring minem lütjen Jungen wat.
Wat sall ik em denn bringen?
Paar Scho mit güllen Ringen,
Dar kann he recht mit springen.

Halberstadts Geschichte reicht ins graue deutsche Alterthum zurück. Karl der Große soll dort ein Bisthum gegründet haben; der Name soll von Bischof Albert abgeleitet worden sein. Manche wollten darin eine halbe Stadt erkennen! Sie sah Reichstage und Kaiser in ihren Mauern; mit den Bischöfen gerieth die Bürgerschaft oftmals in große Streitigkeiten und neigte sich sehr früh zur Reformation.

Jetzt ist Halberstadt mit seinen 22,000 Einwohnern ein verweister Musensitz. Der alte Vater Gleim hatte bekanntlich einen gemüthlichen Kreis von Dichtern und Gelehrten um sich versammelt und belebte ihn durch seine heitere Laune und seine guten Weine. Bei ihm waren als Gäste von Michaelis, Ewald von Kleist, der geniale Heinse und so manche Andere. Für Halberstadts Ruhm hat Gleim, der nach allen Seiten hin korrespondirte, viel gewirkt. Das Postfelleisen soll immer zur Hälfte Briefe für den „Herrn Canonicus Gleim" enthalten haben.

Ein Theil Halberstadts liegt auf einer Höhe, der andere dagegen in der Niederung der Holzemme. Treppen und abschüssige Straßen führen aus einem Theil in den andern; die bedeutendsten Gebäude finden wir in der obern Stadt. Zwischen Fischmarkt und Holzmarkt steht das alterthümliche Rathhaus; es ist berühmt durch seinen Roland, stammt augenscheinlich aus verschiedenen Perioden und hat theils Rundbogen, theils Spitzbogen. Die Giebel und Erker, die Wappen und Karyatiden fesseln den Beschauer und laden zum eingehenden Studium ein. Neben dem halberstädter Wappen, einem weiß und roth getheilten Schilde mit schwarzer Wolfsangel, findet man auch Jahrzahlen angebracht. So in der Spitze des einen Giebels die Zahl 1663 und mit derselben stimmt auch der Renaissancestyl dieses Theils des Rathhauses.

Der länglich viereckige Domplatz mit prächtigen Gebäuden würde jeder großen Stadt zur Zierde gereichen. Seine beiden Schmalseiten schmücken der Dom und die Liebfrauenkirche, beide herrlich und wohlerhalten, sie machen einen mächtigen Eindruck auf den Beschauer. Der Dom ward im zwölften Jahrhundert in der Form eines lateinischen Kreuzes erbaut. Er ist 412′ lang, 72′ breit, 94′ hoch und ruht auf 24 Strebepfeilern. Das Innere mit den schlank aufragenden Säulen und den schmalen aber hohen Seitenschiffen macht in seinem durch treffliche Glasmalereien gedämpft einfallenden Lichte einen majestätischen und imposanten Eindruck. Der hohe Chor ist völlig durch eine gothische Steinwand umschlossen: ein Dom im Dome. Die Thürme, welche spitz und schlank in die Luft hineinragen, sind erst im letzten Jahrzehnt restaurirt worden.

Dem Dome gegenüber steht mit ihren vier schönen Spitzthürmen die Liebfrauenkirche. Sie ist im einfach edlen Baustil des frühen Mittelalters aufgeführt. Schon war sie dem Verfalle nah, als Friedrich Wilhelm IV. ihren hohen Kunstwerth erkannte und sie auf seine Kosten im byzantinischen Geschmacke wieder herstellen ließ. Die besten Nachrichten über beide schöne Kirchenbauten, ihre Architektur, Kunstwerke und Alterthümer findet man in einem Werke des um Halberstadts Geschichte hochverdienten Dr. Lucanus.

Halberstadts Nachbarin, schon näher dem Harze zu, ist Quedlinburg. Seit die Eisenbahn dorthin führt, hebt sich die Stadt, welche schon seit langer Zeit im Rufe großer Wohlhabenheit stand, immer mehr; der Stolz ihrer Bürger ist eine bekannte Thatsache und sie dürfen auch stolz auf ihre Stadt sein, denn Quedlinburg schenkte dem deutschen Vaterlande zwei Männer, die hell an dessen Horizont als Sterne erster Größe leuchten. Am Fuße des Schloßberges zeigt man das Haus, in dem am 2. Juli 1724 Klopstock das Licht der Welt erblickte. Bei der Säcularfeier des Geburtstages setzte die Vaterstadt ihrem berühmten Sohne eine Bronzebüste im Brühl, einem von Spaziergängen durchschnittenen Lustwalde. Ein halbes Jahrhundert nach Klopstocks Geburt verfloß und wieder ward in den alten Mauern der frühern Hansestadt ein Mann geboren, der einst Begründer der wissenschaftlichen Geographie werden sollte. Karl Ritter, der erst vor wenig Jahren heimgegangen, ist auch ein Sohn Quedlinburgs.

Quedlinburg war ein Lieblingsort unseres nationalsten Königs, Heinrichs des Ersten. Er befestigte es gegen die Magyaren und in der Vorstadt Westendorf soll, wie die Sage weiß, der berühmte Finkenheerd gestanden haben, auf dem er, mit Vogelfang beschäftigt, die Königskrone empfing. Seine Gemahlin Mathilde erhielt Quedlinburg als Wittwensitz und gründete dort das berühmte Bisthum.

Quedlinburg macht mit seinen Stadtmauern und Thürmen einen alterthümlichen Eindruck. Ueber der Vorstadt Westendorf liegt das früher fürstliche Schloß. In der Krypta der dem heiligen Servatius geweihten Schloßkirche (sie gehört dem ältesten Bau von 936 an), bezeichnen einfache Steine den geweihten Ort, wo die Gebeine des Vaters des Vaterlands, Heinrichs I., und seiner Mathilde ruhen.*) Unter der Erde werden in Gewölben mehrere unverweste Leichen aufbewahrt, darunter jene der schönen Aurora von Königsmark, die 1728 als Propstin von Quedlinburg starb.

Die Teufelsmauer, der Regenstein und die Klus.

Der liebe Herr Christus und der Teufel kamen einst überein, daß sie sich in die Herrschaft über die Welt theilen

*) Die alte (?) Grabschrift auf dem Steine soll nach v. Rohr gelautet haben:

Heinrich I., Kayser, berühmet war,
Unter den Fürsten allzumahl,
Der Herzoge von Sachsen Cron,
Bekrieget den Hartz und als er gewann,
Stifft er das Jungfrau-Closter fein,
Seine Tochter Mechtild setzt hinein,
Eine fromme Aebtissin sie ward,
Hielt ihren Orden fren und hart,
In Gottesfurcht, Kenschheit und rein,
Wie GOTT recht will geehret sein.
Allhier vor S. Peters Altar,
Legte sie ihres Vaters Haut und Haar,
Sein Fleisch und Bein, aber die Seel,
Im Himmel lebt vor GOTTES Stuel,
Erwartet fröhlich GOTTES Gericht,
Bis auch der Leib werde lebendig
Und sammt der Seel leb ewiglich.

wollten; als Grenze beider Gebiete ward die Teufelsmauer bei Blankenburg aufgebaut, die zu einer bestimmten Zeit fertig sein sollte und zugleich die Apostel hinderte, in des Teufels Gebiet einzudringen. Als aber die Frist verstrich und die Mauer nicht fertig war, wurde der Vertrag gekündigt. Der Teufel gerieth deshalb in Wuth, zerstörte das begonnene Werk und die einzelnen Trümmer desselben geben

ring stand nicht an, sie für eine „Arbeit von Riesen“ zu erklären.

Die Teufelsmauern sind schmale, felsige Bergriffe aus Quadersandstein mit vielen Unterbrechungen und Klüften, mit Moos, Sträuchern und Bäumen reichlich geschmückt; wie von Menschenhand zusammengewälzt ragen die gigantischen Felsmassen wolkenan. Es sind gleichsam cyklopische

Aussicht aus dem Kreuzgange des Domes zu Halberstadt. (Originalzeichnung von Stroobant.)

Zeugniß von der Ohnmacht des bösen Feindes gegen die stille und heilige Macht des Welterlösers.

So erzählt der Harzer die Sage von der Teufelsmauer. Dieses merkwürdige Gebilde erinnert in vielfacher Hinsicht an die Felsen der sogenannten sächsischen Schweiz, sie besteht, wie diese, aus Quadersandstein. Unseren Altvordern aber, die mit geologischen Erklärungen noch nicht so schnell bei der Hand waren wie wir, mochte sie wohl als ein Gebild von Teufelshand erscheinen; ja, der gelehrte Con-

Schutzwälle, die sich am Nordrande des Harzes hinziehen, bald sich diesem nähern, bald in weiter Entfernung von den Hauptbergen mitten durchs flache Feld hinziehen. Der Sandstein ist von verschiedener Härte, Farbe und Mischung und liefert an einigen Orten gute Werksteine. Jedenfalls hängt die sandige Beschaffenheit der dortigen Gegend mit diesen Teufelsmauern zusammen, denn was das Volk den Händen des Bösen zuschrieb, verrichtete einfach das Wasser, welches einzelne Theile des Sandsteinriffs auswusch. Die eigentliche Teufelsmauer zieht sich zwischen Blankenburg und

Timmenrode hin; nach Norden hin gehören die Felsen der alten Veste Regenstein dazu, dann folgen bei Langenstein der Hoppelsberg und endlich in der halberstädter Gegend die Spiegelsberge und die Klus.

Der höchste Punkt der eigentlichen Teufelsmauer ist der sogenannte Großvater. In der Dämmerfrühe des ersten Pfingstmorgens versammelt sich hier das Volk der Umgegend und begrüßt die Pfingstsonne mit Jauchzen. Darin mächer, Kirche, Pferdeställe nebst Krippen, Küche, Schmiede, Burgverließ und unterirdische Gänge sind in den Felsen eingehauen und zum Theil noch jetzt vorhanden. Von dem alten Gemäuer stehen noch die Hälfte des Thurmes, Bruchstücke des Mauerwerks, auch der Brunnen ist noch vorhanden, aber durch hinabgewälzte Steine und Felsstücke schon zur Hälfte ausgefüllt. Auf der Nord- und Westseite ist der Felsen fast senkrecht abgeschnitten in einer Höhe von

Der Regenstein. (Originalzeichnung von Stroobant.)

ist wohl noch Anklang aus der heidnischen Zeit. Unter den seltsamen Gestalten der einzelnen Klippen zeichnet sich die Ludwigsklippe aus, an der man deutlich das Profil Ludwigs XVI. erkennt.

Auf einem ganz vereinzelt dastehenden Theile der Sandsteinklippen, weithin sichtbar im Lande, herausgerückt aus der Kette der Harzberge, liegen die Ruinen der alten Veste Regenstein oder Reinstein, welche unsere Abbildung vorführt. Die Bauart der alten Veste zeugt von der Kraft und Beharrlichkeit der ersten Erbauer, denn die meisten Ge- 250 Fuß, auf der Süd- und Ostseite war die Burg durch Wall und Graben geschützt.

Wahrscheinlich erbaute König Heinrich I. um das Jahr 920 diese Burg, wie mehrere andere, zur Abwehr der „Hunnen", „da man in ganz Deutschland nöthig gehabt, sich wieder das erschröckliche Wüten und Toben derselbigen zu beschützen, so hat man auch in hiesigen Gegenden sich in diesen Felsen verbergen wollen, damit der vorbeiziehende Feind nicht merken sollte, daß in demselben Leute wohnen." So meldet ein altes Buch über den Harz.

Reinstein kam bald an das Haus Braunschweig, welches die Grafen von Blankenburg damit belieh, bis in der Mitte des 13. Jahrhunderts eine jüngere Linie von der ältern sich trennte, diese Veste für sich in Besitz nahm und sich Grafen vom Reinstein nannte. Es waren Raubritter, recht und schlecht, wie wir deren so viele im Mittelalter finden. Herr von Rohr berichtet von ihnen: „Diese Herren Grafen waren angesehene Herren, sie wurden von den Kaisern zu Turnieren und Ritterspielen mit eingeladen, zu hohen geistlichen und weltlichen Dignitäten gezogen und mit anderen vornehmen fürstlichen und gräflichen Häusern alliirt. Ihre Verdiensten sind zwar nicht bey allen ohne Unterschied gleich, indem sich einige von ihrem Geschlecht bei der Nach-Welt keinen gar zu guten Namen gemacht, inzwischen gehet doch dem Ruhm der übrigen, so löbliche Thaten ausgeübet, hierdurch nichts ab. Wie sie allenthalben hoch geachtet gewesen, erkennt man unter andern insonderheit auch mit daraus, daß diese Grafen bei den wichtigsten Handlungen, die in Deutschland vorgingen, als Zeugen zu deren Bestärkung mit erbeten wurden."

Der Teufelsstuhl bei der Klus. (Originalzeichnung von Stroobant.)

Im Jahre 1599 starben die Reinsteiner aus und Schloß und Grafschaft fielen an Braunschweig zurück. Beides kam dann an Wallenstein, später an einen Grafen von Tättenbach, der das Schloß vom Erzherzog Leopold von Oesterreich

als Bischof von Halberstadt vindicirt bekam. Das Haus Brandenburg, welches im Westfälischen Frieden mit Halberstadt die Anwartschaft auf die Grafschaft Reinstein erhalten hatte, setzte sich sofort in Besitz derselben, trotz der Protestation Braunschweigs. Es entstand darüber ein Prozeß beim Reichskammergericht, der noch heute auf seine Erledigung wartet! So kommt es, daß Reinstein, welches nach dem Siebenjährigen Kriege geschleift wurde, heute eine winzige Enclave im braunschweigischen Gebiete bildet. Ueber dem Portale des Thores thront der preußische Adler.

Bei heiterm Wetter ist die Aussicht vom Regenstein entzückend, besonders in der Abendbeleuchtung. Vor sich hat man das heitere Blankenburg mit seinem leuchtenden Schlosse, rechts und links das grüne Meer des rauschenden Waldes auf den Höhenzügen, über denen der wolkenumlagerte Brocken in stolzer Herrschaft sich erhebt; nordwestlich die wogenden Kornfelder und grünen Auen mit zahlreichen Heerden und vielen Dörfern und am Horizont die Thürme von Halberstadt und Quedlinburg.

Die letzten Ausläufer der Teufelsmauern sind der Hoppelberg und die Spiegelsberge bei Halberstadt. In älteren Zeiten soll dort ein bischöflicher Sommersitz gestanden haben, von dem aber jede Spur verschwunden ist. Der Domdechant von Spiegel ließ sie im vorigen Jahrhundert mit großem Kostenaufwand in einen herrlichen Park für die Halberstädter umwandeln; daher erhielten sie aus Dankbarkeit seinen Namen.

Der äußerste Vorposten der cyklopischen Felsenmauern nach Norden hin ist die Klus bei Halberstadt. Ueber sie ertheilte uns Dr. Heinrich Pröhle, der gründliche Kenner des Harzes, folgende Auskunft: „Wenn man die mit Felsentrümmern bedeckten Klusberge an einem heißen sonnigen Sommertage von der Südseite überblickt, so glaubt man sich nach Calabrien versetzt; von Norden dagegen macht die Klus einen überraschend großartig monumentalen Eindruck. Mächtige Felsblöcke scheinen zu einem Riesenbau zusammengehäuft und mit allerlei Zeichen umgürtet zu sein. Der Volkssage zufolge ist denn auch hier der Teufel thätig gewesen und auf einem Nebenhügel steht noch sein Sitz, auf welchem er bei der schweren Arbeit zuweilen geruht hat, heute noch der Teufelsstuhl genannt. Von ihm ist hier eine Abbildung gegeben.

Erinnert nun die Klus schon von weitem an die gewaltigen Steinmonumente des Orients, so steigt unser Interesse, je näher wir hinzutreten. Denn wir entdecken Oeffnungen und Zugänge, treten ein und finden sogar übereinander weit in den Fels eingehauene gewölbte Räume; hier war offenbar eine Häuptlingswohnung eines Stammes der vorchristlichen Bewohner. Ueber diese Annahme verschwindet jeder Zweifel, wenn man die eine halbe Stunde lange Hügelreihe bis zu den Spiegelsbergen verfolgt; überall, wo der Sandsteinfels zu Tage steht, finden sich ähnliche mehr oder minder hohe und tiefe Höhlen, namentlich sieht man die berühmte lange Höhle, welche in der Mitte einen hohen weiten gewölbten Raum hat, die Kapelle benannt, aus welcher sechs lange Gänge nach verschiedenen Richtungen auslaufen. Hier waren also nicht nur Wohnungen, sondern auch Ställe zum Ueberwintern der Heerden, Räume zum Aufbewahren des Futters, und wir gewinnen somit eine sichere Kunde über das Winterleben der Urbewohner, welche hier in der grauen Vorzeit nomadisirten.

Wenden wir uns nochmals zur Klus und deren inneren Einrichtungen, so finden wir nach Osten ausnahmsweise einen länglich gewölbten Raum mit Oeffnungen und an dessen Ende eingehauen noch deutlich sichtbar ein Kruzifix und heilige Figuren, mithin unbezweifelt eine Betkapelle der Einsiedler, welche diese Räume im 13. und 14. Jahrhundert bewohnt haben. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts haben ferner hier die beim Dombau beschäftigten freien Steinmetzen ihre Zusammenkünfte gehalten; man sieht heute noch Steinmetzzeichen, welche mit jenen im Dom übereinstimmen und deren ältestes die Jahrzahl 1490 trägt. Ob nun die „Klus“ diese Bezeichnung schon in vorchristlicher Zeit gehabt und zu der Zeit wirklich eine Klause, ein festes Schloß, gewesen, oder ob diese Benennung nur Klause, Klausnerwohnung bedeutet, läßt sich nicht feststellen; für die erste Annahme spricht: daß dieser Häuptlingssitz nach Süden durch den Bruch und Sumpf bei Westerhausen und den dichten Harzwald, nach Norden durch einen kleinen Landsee, jetzt Bruchwiese, gesichert und nur auf schmalem Fußwege am Osten und am Westen zugänglich gewesen ist, mithin diese Theile völlig beherrschte.“

Assam, das mittlere Stromgebiet des Brahmaputra.*)

Von **Hermann v. Schlagintweit.**

Die Ströme der Tropen sind wegen der größeren Mächtigkeit atmosphärischer Niederschläge von überraschenden Dimensionen, und es entwickelt sich längs ihrer tief eingeschnittenen und periodisch wieder befeuchteten Ufer der Charakter jener Zonen besonders deutlich.

Assam, das ich in einigen allgemeinen Umrissen zu schildern versuchen werde, ist überdies auch seitlich durch Regionen begrenzt, die ein mehr als gewöhnliches Interesse bieten. Auf der rechten Thalseite zieht sich in nordöstlicher Richtung der Himalaya entlang, der gerade hier viel des Neuen, noch viel des Ununtersuchten auch in seinen Ausläufern mir gezeigt hat. Auf der linken Thalseite, fast parallel mit dem Rande des Himalaya, ist das Thal durch die Hügelländer der Garro-, Kassia- und Nagastämme begrenzt, Rassen, die in Sprache und Sitte nicht weniger als in Körperform als wesentlich verschieden von den Bewohnern Indiens auffallen.

Assam erstreckt sich von 20½° n. Br. bis 25° und von 90 bis 96½° ö. L. von Greenwich; der Flächeninhalt des Gebietes beträgt etwas über 22,000 englische Quadrat-

*) Mit dem folgenden Vortrage des berühmten Reisenden sind auf Einladung des Vereines die Sitzungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Nürnberg am 20. Oktober 1863 eröffnet worden.

Meilen*); um so mehr überrascht es, daß die Verschiedenheit der Terraingestaltung dieses Gebietes so gering ist.**) Welche Mannigfaltigkeit bietet bei gleichen Dimensionen jeder Theil des mittleren Europa, selbst wenn wir dabei nicht die Gebiete der Alpen mit eingeschlossen denken! Hier ist Alles ein einziger, riesig breiter Saum längs der Ufer, der sich nicht nur in seiner Form, sondern auch in den Sand- und Thongebilden, wie sie noch jetzt im Flusse selbst stetig ihre Lager verändern, als die Anhäufung niedergesunkener Geschiebe erkennen läßt, von einer Mächtigkeit, wie sie, vielleicht außer längs den amerikanischen Strömen, wohl nirgends sich wiederholt.

Eine Aufstauung in der Form eines seichten Binnensee's, dem die tropischen Regen die Abwaschungen von ausgedehnten Gebirgen längs der beiden Seiten zuführten, kann als die erste bestimmte Form in unserer gegenwärtigen geologischen Periode gedacht werden; und während die allmälig immer tiefer sich einschneidende Erosion die Seeaufstauung allmälig entleerte, hatten sich auch in dem nun offen gelegten Thale eine Menge von Seitenflüssen des Brahmaputra eingeschnitten, welche jetzt die Zahl von nicht weniger als 62 erreicht haben, selbst wenn wir nur jene Flüsse einschließen, die schiffbar und durch ihr Austreten bemerkbar sind. Nachdem der Brahmaputra sie aufgenommen, führt er sie seinem mit dem Ganges gemeinschaftlichen Delta zu.

Die Breite des Stromes in seiner jetzigen Gestalt ist sehr verschieden. In der Nähe von Tezpur gewährt er uns eine Ansicht, die ihn in seiner größten Breite zeigt; sie beträgt hier beinahe 25 englische Meilen, wobei allerdings große Massen von Inseln, theils mit Vegetation bedeckt, theils unmittelbare Sandablagerungen, die einzelnen Arme des Flusses trennen. Etwas oberhalb Gohatti, der Hauptstadt von Assam, fand ich einige der schmalsten Stellen, wo die ganze Wassermenge zwischen Uferrändern von nicht ganz einer Meile Entfernung zusammengedrängt erscheint; dabei ist auch die Tiefe in entsprechender Weise vermehrt.***)

Die Anzahl der Bevölkerung ist verhältnißmäßig sehr gering; sie beträgt nur 710,000 Seelen, mit Einschluß selbst von einigen sehr wilden und kaum noch als Assamesen zu betrachtenden Völkerstämmen längs der beiden Ufer. Verglichen mit einem Terrain von derselben Ausdehnung im mittlern Deutschland, ließen sich wenigstens drei bis vier Millionen erwarten. Die Bewohner sind (mit Ausnahme von etwa $^1/_6$) Hindus, und zwar Hindus, welche jedem civilisirenden Einflusse der Europäer so lange fremd geblieben sind, daß sie noch sehr viel Belehrendes über den ursprünglichen Kultus ihres Volkes geben können. Ich hatte Gelegenheit, das Land und seine Bewohner während eines längern Aufenthaltes 1855/56 kennen zu lernen; ein europäischer Lieutenant, Fr. Adams, war mein Begleiter, der Anfangs nur wenig von meinen eigenen Routen sich entfernt, später aber, als er die Art der Beobachtungen mehr kennen gelernt hatte, auf der Seite der Nayagebirge in nordwestlicher Richtung das Terrain untersuchte.

In Betreff der Bevölkerung ist ganz besonders hervorzuheben, daß dem Saume des ganzen Gebietes entlang wilde Völkerstämme leben, die von jeher den Hindus große Verlegenheit bereiteten durch räuberische Einfälle und Plünderungen, was zugleich in unerwarteter Weise und zum größten Nachtheil für sie selbst ausfiel und wesentlich dazu beigetragen hat, daß das ganze Land sich unter englischer Oberhoheit befindet. Die ersten positiven historischen Nachrichten, die wir über Assam besitzen, reichen nur bis 1770, wo zum ersten Male die Hindu-Radscha's, zunächst durch Streitigkeiten mit den Seitenlinien des Fürstenhauses veranlaßt, die Hülfe der englischen Nachbarn beanspruchten; den Einfällen der mongolischen Dynastien scheinen sie stets mit großer Energie widerstanden zu haben. Die Versuche zur Wiederherstellung der Ruhe durch die englische Vermittelung waren nur von geringem Erfolge. 1815 wurde der Herrscher von seinem Minister vertrieben, und er flehte um den Schutz des birmanischen Reiches an. Dieses letztere ist nur durch ein nicht sehr großes Hügelland von Assam getrennt und das Thal des Irawadi ist in dem obern Theile vom Gebiete des Brahmaputra so wenig entfernt, daß eine Zeit lang der Brahmaputra als der obere Theil des Irawadi bezeichnet wurde. Das ist jedoch bereits 1826 durch die Untersuchungen von Wilcox als unrichtig nachgewiesen. Die birmanische Regierung setzte die Radschafamilie in Assam wieder ein; dann aber brachen neue Unruhen aus und 1820 waren es die Engländer, die sich ihrer Nachbarn annahmen und den Fürsten wieder auf den Thron setzten. Aber bald überzeugten sie sich, daß er gar nicht verstand zu regieren; er bereitete den Engländern immer mehr Schwierigkeiten, weshalb sie ihn dann 1826 wieder absetzten. Von dieser Zeit an bis heute bildet Assam eine Provinz des indobritischen Reichs. Ich glaube, daß — abgesehen von der Rechtsfrage des Besitzes — den Bewohnern damit nur geholfen ist, denn es kann nicht geleugnet werden, daß unter der englischen Herrschaft die gleichmäßige Vertheilung der Steuern, das positive Eigenthumsrecht, die Berechtigung auch des Privaten zur Ausübung von Handel, Bergbau und Bodenkultur — daß alles das unter der englischen Regierung mit viel mehr Billigkeit und Gerechtigkeit behandelt wird, als es unter der Regierung eingeborener Fürsten geschieht. Ja, die faktische Ausübung der englischen Principien findet eine der wesentlichsten Schwierigkeiten gerade im Charakter der Eingeborenen. Es ist unvermeidlich, Eingeborene als untergeordnete Beamte, als Schreiber, Steuereinnehmer anzustellen, und gerade diese sind es, deren Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der englischen Regierung mehr Ungelegenheiten macht, als aller Widerstand der Eingeborenen gegen die Principien der Verwaltung.

Die Kasten der Hindubevölkerung sind auf beiden Seiten des Stromes dieselben. Zwar ist dieser so groß und breit, daß noch nie eine Brücke, auch keine Schiffbrücke, die Ufer verbunden hat, aber Flüsse sind überhaupt fast nirgends eine Rassengrenze zwischen den Bewohnern ihrer Ufer gewesen; im Gegentheile, ihrem Strome folgte fast überall das allmächtige Ausbreiten der Nationen zu beiden Seiten des Thales. In nicht zu großer Entfernung davon können dagegen die Verschiedenheiten desto bedeutender werden.

So auch hier. Die beiden Gebirgsränder sind der Sitz von höchst eigenthümlichen und zugleich unter sich sehr verschiedenen Rassen, deren Studium für die Ethnographie von höchstem Interesse, aber nicht ohne Schwierigkeit ist. Es sind dies auf der westlichen Seite die Abors, Singphos, Mischmis, Akhas, welche zum Theile jenen schmalen Saum bewohnen, der als das Sumpfgebiet, die Tarai des Himalaya, bekannt ist. Eine andere Gruppe, und

*) Bayern hat etwa 32,000 solcher Meilen.

**) Wir verweisen auf die Routenkarte in dem großen Schlagintweit'schen Werke; auch eine specielle Karte von Assam wird noch in den geographischen Details gegeben werden. Bis jetzt sind von den Results of a scientific Mission to India and High-Asia, 3 Bde. in 4° und 33 Tafeln des Atlas veröffentlicht. Die Bände enthalten die magnetischen Beobachtungen, die Breiten-, Längen- und die besonders zahlreichen Höhenbestimmungen, das Routenbuch von Hindostan bis Kaschgar und ein geographisches Glossarium.

Von Emil, dem jüngern Bruder des Reisenden ist überdies gleichzeitig 1 Bd. „Buddhism in Tibet" nebst Atlas von 20 Tafeln erschienen.

***) Diese Ansicht ist auf Tafel 20 im Atlas des Berichts dargestellt.

bedeutend zahlreicher, ist über ein größeres Terrain auf der südöstlichen Seite vertheilt. Diese sind die Garos, Dschaintias, Khassias, Nagas.

Besonders die ersteren Rassen sind, wie nur noch wenige andere Bewohner der Erde, wirklich Wilde. Sie haben keinen geregelten Wohnsitz, sondern benutzen Blockhäuser, Verschanzungen hinter Steinen, Geflechte von Bambus und anderen Gesträuchen als Wohnung, in einem gemeinschaftlichen Raume für Menschen und Vieh; auch sind sie, was für dieses Terrain wegen der ziemlich kühlen Winter nicht auffallend genug sein kann, beinahe ganz ohne Bekleidung. Selbst die Frauen sind nur sehr dürftig bedeckt. Die Männer tragen meist nur einen Strick um die Hüften und etwa ein Gehänge um den Hals; dazu kommen bisweilen noch Schmuckgegenstände und Waffen. Unter den ethnographischen Gegenständen meiner Sammlungen sind gerade die Objekte, welche ich von diesen Völkern mir verschaffen konnte, auch durch ihre Formen sehr eigenthümlich. Von besonders ungewöhnlicher Art erscheinen die Ohrgehänge, für welche die Durchbohrung des Ohrläppchens bis zu einem Durchmesser von mehr als einem Zoll allmälig erweitert wird. Eine andere Eigenthümlichkeit finden wir an den Gegenständen zur Kopfzierde; es sind darunter auch einige aus Silberblech roh getrieben, die von Häuptlingen als Krone getragen werden. Die Aehnlichkeit ihrer Form mit jenen Reifen aus Bambus und Holz, die ebenfalls nicht zum Schutz gegen Sonne und Regen, sondern zum Schutz gegen Verletzungen dienen, läßt mit großer Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß hier wie in vielen europäischen Formen die Krone weniger eine Modifikation des Hutes, als eine Verfeinerung der ursprünglich schützenden Stirnreifen gewesen ist.

Die Zahl der Individuen all dieser wilden Stämme wird 4000 bis 5000 nur wenig übersteigen, und überdies werden sie wohl bald ganz verschwinden. Wo immer die Civilisation und solche ursprüngliche, rohe Formen sich berühren, ist zum Theile ein Kampf, durch Einfälle hervorgerufen, unvermeidlich, zum Theile ist ein Zurückziehen der Ureingeborenen die Folge. Klima und Mangel an Nahrungsmitteln oder schlechte Speisen wirken auch zerstörend ein, so daß der Vorwurf gewaltsamen Uebergreifens die höheren Rassen meist weniger strenge trifft, als man zunächst erwarten könnte.

Die geologischen Verhältnisse dieses Terrains ließen mich zunächst nur weniges von Bedeutung erwarten; die Neigung des Thales ist nur eine sehr geringe und dabei gleichförmige. Von Sádiya an der obern Grenze des mittlern Stromgebietes, über 1000 englische Meilen vom Meere entfernt, fällt der Fluß während des ganzen Laufes bis zum Beginne des Delta's nur 210 englische Fuß; aber die Erhebungen im Thale selbst bestehen aus herrlichen Granitmassen, die schon deshalb von besonderm Interesse waren, weil sie sich hier auch im östlichen Himalaya wiederholen, während nirgends im ganzen übrigen Himalaya oder in Tibet Granite wieder auftreten. Die Form der inselartigen Felsenmassen und ihre Vertheilung berechtigten zu der Erwartung, daß die ganze Basis des Brahmaputra-Thales in nicht sehr bedeutender Tiefe unter der Decke der neuesten Flußablagerungen aus solchen Gesteinen gebildet sei. Die Gestalt der Granithügel zeigt sich, eben so wie in Europa, häufig als halbkugelförmige Hervorragungen mit schaliger Absonderung. Im obern Theile von Assam findet man, was für diese Provinz sehr wichtig ist, reiche lateritartige Eisenerze zu beiden Seiten des Flusses. Die Gegend besitzt sehr viele Braunkohlen (aber nicht Steinkohlen); sie finden sich am Rande des Himalaya.

Unter den Gegenständen, welche auf die äußere Gestalt eines Landes nächst den Terrainverhältnissen von besonderm Einflusse sind, ist die Vegetation hervorzuheben. Der Charakter derselben ist in den verschiedenen Theilen von Assam sehr wechselnd; bald zeigen sich im Stromgebiete selbst eine Menge dünenartiger Sandbänke mit Rohrgestrüppe bedeckt; andere Theile bieten reich bebaute Fluren durch riesige Waldgruppen getrennt. In den Wäldern sind besonders der Tikbaum (Tectona), der Sissubaum und eine Dalbergia für den Handel wichtig. Manches, was die Tropen durch auffallende, uns neue Formen charakterisirt, beginnt bereits in Assam etwas seltener zu werden; die Kokos- und Dattelpalme bilden hier keine ausgedehnten Gruppen mehr, sie werden sogar nur selten gepflanzt; die Betelnuß ist häufiger. Auch die großen indischen Feigenbäume, an denen durch ihre herabhängenden Luftwurzeln zahlreiche neue Stämme sich bilden (die ficus religiosa), findet man, besonders in der Nähe größerer Bauten, die mit dem Hindukultus des Liebesgottes Kama verbunden sind; Laubbäume haben aber stets eine gewisse Aehnlichkeit des Typus, die für das landschaftliche Bild im Allgemeinen, ungeachtet aller individuellen Verschiedenheiten, den Charakter weniger ändern, als man erwarten sollte. Unter den wesentlich neuen Formen Assams, für die Europa kein Analogen hat, ist besonders die Caryota urens, eine Art von Sagopalme, hervorzuheben. Ihre Krone reicht selten über 40 Fuß vom Boden; sie hat die Form eines Kohles, eines Bündels von riesigen Blättern, die in zarte Ausläufer sich theilen und garbenartig sich niederbeugen; den Nahrungsstoff erhält man durch Trocknen des körnerartigen Markes.

Die nicht kultivirten Flächen sind am häufigsten von niedrigem Unterholze bedeckt, bisweilen sind es meilenweit die Verästelungen einer einzigen Species von Calamus oder Bambus, welche den Dschangel bilden. Solche Formen sind etwa mit den Schilfrohrgruppen an einigen unserer Alpen-Seen zu vergleichen; aber nicht nur ihre Ausdehnung, auch die Dimensionen der einzelnen Pflanzen erscheinen in unerwarteter Form vergrößert. Dabei sind die einzelnen Rohre mit großer Regelmäßigkeit 1 bis 1½ Fuß von einander abstehend, der Boden ist ohne allen Unterwuchs und frei von abgefallenem Laube, weil dieses durch die Ueberschwemmungen während der Regenzeit immer wieder mit neuem Schlamme bedeckt wird. In den größeren Wäldern ist das Bild so verschieden als möglich von dem Charakter des Rohr-Dschangels, da der Boden so dicht mit Gras und Farren und Unterholz bedeckt ist, daß man die Riesenstämme des Waldes gewöhnlich nur von einem Hügel herab oder von dem Gipfel eines Baumes in ihrer vollen Größe beurtheilen kann.

Diese Wälder bieten auch noch ein anderes großes Interesse dadurch, daß sie den zahlreichen und sehr verschiedenen Thieren zum Aufenthalte dienen, von den größten herab bis zu den kleinsten; ein vortreffliches Terrain für zoologische Studien und zugleich das schönste Gebiet für große und reichlich belohnende Jagden. Die Jagd auf diese Raubthiere sowohl, als auf die Büffel, ist eine der anregendsten, die vorkommen kann; sie wird mit Hülfe der Elephanten ausgeführt, die eine Art von hohem Lehnstuhl tragen, auf dem auch viele Gewehre schußfertig aufgerüstet sind. In den meisten Fällen kann man bis zum Momente des Angriffes kaum beurtheilen, was sich zeigen wird. Man hört gewöhnlich nur ein kurzes fluchtartiges Geräusch, denn auch der Tiger entweicht immer lieber, als daß er angreift, und erst wenn er durch einen Graben oder zu festes Dickicht an schneller Flucht gehindert wird, kehrt er sich, wie auch der

Büffel, angreifend gegen den Elephanten und es ist mitunter keineswegs gleichgültig, welches die Erfolge des Schießens sind und wie die Ruhe des Elephanten den Jäger unterstützt. Es kommt besonders darauf an, daß der Elephant nicht zu aufgeregt sich zeige und dem Thiere keine Blößen zum Angriffe biete.

Unter den größeren Thieren, die hier vorkommen, sind besonders die wilden Elephanten zu nennen. Im Allgemeinen sind Elephanten in Indien jetzt selten geworden, da überdieß jeder Versuch einer Züchtung in Gefangenschaft bis jetzt ohne Erfolg geblieben ist. In Assam aber, besonders im nordöstlichen Theile, sind sie noch jetzt so häufig, daß sie mitunter selbst in die Ansiedelungen und Pflanzungen zerstörend einbrechen. Auch das Rhinoceros kommt bisweilen vor, aber nur in geringer Anzahl und niemals, wie die Elephanten, zu größeren Heerden vereinigt. Unter den rinderartigen Thieren trifft man einen schönen, kolossalen Büffel, Bos Arni und den Mitton, Bos gavaeus, der ohne Muskelhöcker und unserm Auerochsen sehr ähnlich ist. Von hirschartigen Thieren fällt der Cervus hippelaphus auf, nach dem Elennthiere das größte dieser Gruppe. In wunderbarem Kontraste mit diesem findet sich hier am Saume des Himalaya ein Zwerghirsch, der nur die Höhe von etwas über einen Fuß erreicht; von diesem hat auch das Männchen kein Geweih; ein ungewöhnlich zierliches Thierchen, das aber wegen seiner geringen Widerstandsfähigkeit gegen Raubthiere rasch ausgerottet wird, wo immer die Wälder gelichtet werden. — Besonders charakteristisch für Assam sowohl, als für Indien im Allgemeinen, ist das Auftreten des Tigers, der nebst einigen Leopardenarten sehr häufig vorkommt; seine Angriffe gehen gewöhnlich von sichern Hinterhalte aus. Viele Hausthiere, auch vereinzelte Feldbauer und Reisende, unterliegen ihm in größerer Zahl, als man erwarten sollte, dagegen haben größere Gruppen von Reisenden gewöhnlich einen Angriff nicht zu besorgen, wenn sie nicht selbst beginnen, den Tiger zu verfolgen.

Zur Vervollständigung des allgemeinen Bildes jeder uns fremden Region ist auch die Charakteristik ihrer meteorologischen Verhältnisse nicht weniger bezeichnend, als die Schilderung der landschaftlichen Formen; hier ist besonders die Regenmenge wichtig, wegen ihrer unmittelbaren Verbindung mit der Wassermasse des Stromes. Die Regenmenge erreicht hier eine auch für tropische Regionen mehr als mittlere Größe. In Europa beträgt sie gewöhnlich 20 bis 30 Zoll, in Assam erreicht dieselbe etwas über 80 englische Zoll, und dem ganzen Fuße des Himalaya entlang kann der Niederschlag etwas über 100 Zoll angenommen werden. Die Wassermenge im Brahmaputra ist daher, namentlich auch wegen der auf dem Himalaya schmelzenden Schneemassen, eine sehr bedeutende, und es war mir sehr wichtig, die Wassermenge durch direkte Messungen zu bestimmen. Das Verfahren dabei ist zwar ein sehr einfaches, aber bei der Messung eines so großen Flusses ist es immerhin nicht ohne Schwierigkeit, wenn man sie mit Zuverlässigkeit und Genauigkeit ausführen will. Um die Wassermenge eines Flusses zu bestimmen, mißt man zuerst die Breite; dann werden Sondirungen gemacht; die Fläche des Durchschnitts wird berechnet aus den Tiefenmessungen und ihren Entfernungen unter sich; nachdem die Geschwindigkeit an verschiedenen Stellen bestimmt ist, wird der mittlere Werth derselben mit dem Durchschnitte multiplicirt. Der daraus berechnete Kubikinhalt gibt dann die Wassermenge auf einen Zeittheil, z. B. eine Sekunde, bezogen. Die Fehler bei einer solchen Berechnung sind um so geringer, je gleichmäßiger die Tiefe und die Geschwindigkeit des Flusses ist. An seichten Stellen, wo die Strömung sehr ungleich modificirt erscheint, wird überhaupt nur ein weniger genaues Resultat zu erreichen sein. An der Stelle, in der Nähe von Gohatti, wo ich die Wassermenge bestimmte, um eine möglichst enge, aber gleichförmig tiefe Stelle des Flusses benutzen zu können, war die Breite des Flusses 4951 engl. Fuß (5280 Fuß sind eine englische Meile) und die Tiefe in den mittleren Theilen betrug zwischen 53 und 54 engl. Fuß. Die Geschwindigkeit ist geringer, als man vielleicht für einen Strom von solcher Größe erwarten möchte, sie beträgt an dieser Stelle nur zwei bis drei Meter in der Sekunde. Aber dieser Fluß hat hier, wo die Messung gemacht wurde, nur eine Höhe von 120 Fuß über dem Meere und sein ganzes Gefälle ist hier in seinem mittlern Theile bereits sehr gering. Die resultirende Wassermenge war für die Zeit des niedern Wasserstandes 3,182,000 Kubikfuß in der Sekunde und bei hohem Wasserstande 8,947,000 Kubikfuß in der Sekunde. Wie bereits erwähnt, ist unter solchen Umständen an eine Brücke über den Brahmaputra nie zu denken gewesen und jetzt noch wird die Ueberfahrt nur in Booten ausgeführt. Dadurch wird er oft in sehr unerwarteter Form belebt. Was solche Scenen ganz besonders von europäischen unterscheidet, ist dies, daß gewöhnlich Elephanten zu einem größern Transporte gehören, die dann immer schwimmend die Boote begleiten und selbst Stromschnellen in regelmäßiger Bewegung durchziehen. Gefährlich für die Mahauts, welche auf dem Rücken der Elephanten als Führer sich befinden, bleibt aber, daß die Thiere gerne ganz untertauchen und die Führer vielfach die größten Schwierigkeiten haben, solches zu verhindern und die Thiere in der gehörigen Ruhe zu halten; die Gefahr ist um so größer, weil gewöhnlich Alle es nachahmen wollen, wenn der eine oder andere Elephant zu tauchen begonnen hat.

Die Temperaturverhältnisse des Landes werden mit besonders dadurch in unerwarteter Weise gestaltet, daß diese Region an der nördlichen Grenze der tropischen Länder liegt. Die Differenz der höchsten und niedersten Temperaturen ist bedeutender, als die geringe Entfernung vom Meere es zunächst erwarten ließ; dessen ungeachtet nimmt Assam nicht mehr an jener heißen Jahreszeit Indiens Theil, die mit unserm Frühling zusammenfällt. In anderen Provinzen von einer mehr kontinentalen Lage, z. B. in Hindostan, kommt dagegen die heiße trockene Jahreszeit noch in einer bedeutend größern nördlichen Breite vor.

In Assam ist die mittlere Jahrestemperatur 23,7° C.; zum Vergleiche sei erwähnt, daß sie im centralen Deutschland nur 9 bis 11° C. erreicht. In unserer Winterszeit ist Assam verhältnißmäßig kühl und für die Europäer ganz angenehm. Die mittlere Temperatur der Wintermonate December, Januar, Februar beträgt 16° C., im Frühling steigt sie auf 21°, im Sommer auf 28, im Herbst geht sie auf 21° C. zurück. Es ist für Assam eigenthümlich, daß die Regenzeit schon im März beginnt, während dies im übrigen Indien erst gegen Juni der Fall ist. Dies ist auch die Ursache, daß die Monate der wärmeren Jahreszeit hier bereits wieder die Monate unseres Sommers sind.

Ganz besonders ist auch der Nebelmassen zu erwähnen. Wenn lange andauernd, werden sie oft dem Gesundheitszustande sehr gefährlich; für die weniger durch Kleidung geschützten Eingeborenen bilden sie die Veranlassung zu heftigen, selbst epidemisch auftretenden Erkrankungen; für die Europäer ist wegen des Fiebers die gefährlichste Periode jene des ersten Trocknens nach den Ueberschwemmungen der Regenzeit.

Die Nebel, welche nicht selten dicht wie lokal gebannte Wolken den Lauf des Flusses bezeichnen, vermindern auch den Charakter der landschaftlichen Bilder in ganz eigenthümlicher Weise.

Auch hier begegnen wir wieder dem Einflusse der gewaltigen Fluth, welche für den Eingeborenen den Strom zum „Sohne des Brahma", für den Naturforscher ganz Assam zum Ufergebilde des Brahmaputra macht.

Kulturgeographische Erläuterungen zur Karte von Nordwest-Afrika.*)

Von **Karl Andree.**

I.

Wir legen dieser Nummer ein Kartenblatt aus Meyer's Handatlas bei, das in sehr klarer und übersichtlicher Weise den nordwestlichen Theil des „schwarzen Erdtheils" zur Anschauung bringt. Auf derselben sind die Reisewege verzeichnet, auf welchen kühne Entdecker seit Anbeginn unseres Jahrhunderts in die verschiedenen Regionen eindrangen und nach und nach den Schleier hoben, unter dem so viele Geheimnisse verborgen lagen.

Ein Blick auf eine Gesammtkarte von Afrika zeigt sofort, daß dasselbe zu drei Viertheilen den tropischen Zonen angehört. Der ganze Erdtheil ist ungegliedert, von der übrigen Welt gleichsam insularisch abgesondert, und hat nur sehr einfache, nirgends tief einschneidende Küstenlinien. Diese bilden den schärfsten Gegensatz zu der reichen Mannigfaltigkeit des überall eingezackten Europa's, oder Nordamerika's und Hinterindiens. Auch liegen vor den Gestaden des Kontinentes nur wenige Inseln und gar keine Eilandfluren von einer solchen natürlichen Beschaffenheit, daß auf denselben sich ein Kulturleben hätte entwickeln können, selbst wenn sie im Besitze von Menschen gewesen wären, welche höher begabt sind als die Neger. Diese haben nie Seetüchtigkeit und Seebegabung gezeigt, sich ins weite, offene Weltmeer gar nicht hinausgewagt und sind immer nur, obendrein auf sehr kurze Strecken, an den Küsten hingekrochen.

Afrika liegt da, wie ein gewaltiger Rumpf ohne Arme, in welchem kein den Leib vielfach durchziehendes Geäder pulsirt. Der Kontinent hat nur einige wenige, weit auseinander liegende, Ströme von Bedeutung. Zwar der Nil hat eine Länge von mehr als 30 Breitengraden, aber er fließt am Ostrande des Erdtheils, zumeist durch das Gebiet wilder Völkerschaften und durch Wüsten; erst in seinem untersten Laufe berührt er Aegypten, das aber seit Anbeginn der Geschichte weit mehr mit Asien, als mit Afrika in Berührung stand. Der so lange sagenreiche Niger, dessen Mündungen wir erst seit etwa 30 Jahren kennen, eröffnet auf seinem langen Bogenlaufe von Nordwest nach Südost allerdings einen im Allgemeinen nicht unbequemen Zugang ins Innere und kann in dieser Beziehung den Vergleich mit großen Strömen anderer Erdtheile aushalten. Der Senegal und Gambia, sodann die übrigen Ströme, welche von Guinea aus, bis hinab zur Nigermündung, in den Atlantischen Ocean fallen, reichen verhältnißmäßig nicht tief landein; sie entspringen zumeist auf dem Küstengebirge, welches fast parallel mit dem Gestade und unweit von demselben sich erhebt.

Ueber die Ströme im Süden des Aequators haben wir auch heute noch sehr dürftige Kunde; das gilt vom Ogobaï, vom Zaire-Congo, von dem erst vor wenigen Jahren entdeckten Okavango und selbst von dem Sambesi auf der Ostseite. Denn Livingstone's Angaben über den vermeintlichen obern Lauf dieses Stromes und dessen Geäder müssen, so lange sie nicht von anderen Forschungsreisenden bestätigt und beglaubigt werden, für eben so unsicher gehalten werden, wie Speke's Behauptungen in Betreff der Nilquelle.

Von den Strömen in der Kapregion ist kein einziger für die Schifffahrt zu benutzen, und von jenen im Nordosten wissen wir etwas Zuverlässiges nicht einmal über die Mündungsgebiete. Die Gewässer sind zumeist durch Gebirge oder Wüsten von einander geschieden, denn auch die Binnenseen finden wir weit zerstreut ohne irgend welchen Zusammenhang, und an den meisten derselben hausen Völker, welche auf einer noch tiefern Stufe der Barbarei rückständig geblieben sind, als andere Neger.

Afrika ist überhaupt einförmig, trotz der schroffen Gegensätze seiner Bodengestaltungen; es fehlen ihm die vermittelnden Uebergänge, es mangelt an organischem, gegliederten Zusammenhange. Nicht mit Unrecht ist einmal gesagt worden, daß auch der specifisch-afrikanische Mensch den „Charakter der Unbändigkeit" trage und daneben sich in jener tiefen Ohnmacht befinde, welche die Sklaverei für ihn gleichsam zum Lebensbedürfniß macht, während er sich zugleich einer völligen Zügellosigkeit und einer Ungebundenheit hingibt, die ihn zum Kannibalismus treibt. Nie und nirgends verstand er es, sich von den äußeren Naturgewalten unabhängig zu machen; zu einer solchen Emancipation hat er nicht einmal den Anlauf genommen, sondern er ist, als ein ganz und gar unhistorisches Geschöpf, entweder in der bloßen Wildheit haften geblieben, oder doch, im besten Falle, nicht über eine mehr oder weniger raffinirte Barbarei hinausgekommen. Auch ist ihm das Moment der Arbeit, des schaffenden, stätigen, andauernden und berechnenden Fleißes, ohne welchen keine Civilisation, geschweige denn eine Kultur, gedacht werden kann, von Hause aus fremd geblieben. Der Neger denkt auch nicht, wenigstens nicht so wie wir, und Burton hat ihn als ein mit aller Logik in ewigem Widerstreit lebendes Wesen bezeichnet.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die physikalische Beschaffenheit eines Landes oder eines ganzen Erdtheiles einen mächtigen Einfluß auf das ganze Wesen und Leben der sie bewohnenden Völker übt. Eine solche Abhängigkeit ergibt sich von selbst. Aber der active Mensch ringt mit den Naturgewalten und strebt unablässig, sie in seinen Dienst zu zwingen. Das Leben der Völker und ihre Geschichte wird jedoch nicht allein durch örtliche Ursachen bedingt, denn der Einfluß derselben ist immerhin ein mehr oder weniger eingeschränkter, je nachdem der Mensch mit ihm umzugehen weiß.

*) Meyer's neuester Hand-Atlas in 100 Karten à 3¾ Sgr. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1861—64.

AFRIKA, NORDWESTL. BLATT.

Auf der Karte angegebene Routen.

- 1805 Mungo Park v Gambia a. d. Niger (v. 1805 in den Niger-Stromschnellen unterhalb Bussa.)
- 1817 Bowdich, nach Kumasi
- 1818 Mollien, Rückweg v. Timbo
- 1822 Laing, n. Sulima
- 1822-4 Oudney, Denham & Clapperton
- 1825 6 Clapperton & Lander, Badagry n. Haussa
- 1827 8 Caillie, Senegambia - Timbuktu - Marocco
- 1841 Thomson, n. Timbo
- 1845 Richardson, nördl. Sahara
- 1845 6 Duncan's angebliche Reise n. Adafudia
- 1850 Richardson, Barth & Overweg
- 1851 & 54 Dickson, n. Ghadames
- 1850 Leop. Panet, durch die Wüste
- H. Becquard, n. Timbo
- 1853 5 Vogel, nach Wara
- 1856 A. Raffenel, nach Kaarta
- Capt. Bonnemain, n. Ghadames
- 1858 L. Faidherbe, nach Ghat
- Lt. Napier Hewett, ins Land der Jalof
- Dan. May, durch Yoruba
- Pu Chaillu's angebliche Route
- 1859/61 Duveyrier, nach el-Golea, Wargla, Ghadames etc.
- 1860 Capt. Vincent, nach Aderer
- Lieut. Mage, nach Taganet
- Lieut. Pascal, in Bambuk
- Lt. A. Lambert, von Kakandi über Timbo n. Senudebu
- 1861 Bu el Moghdad, Senegal n. Marocco
- 1860 Com. Colonieu u. Lieut. Rurin v. Grenville n. Gurara.
- 1844-1862 Beurmann, Mursuk n. Wau & c.

Erklärung.

- B Britische Besitzungen
- F Französische . .
- P Portugiesische . .
- S Spanische
- N Niederland.
- Unabhängige Christliche Staaten
- Vom Türkischen Sultan abhängige Länder
- Gebiete der Araber u. Mauren (Marocco, Zanzibar etc.)
- Andere Mohammedanische Länder
- Heidenländer
- Gebiete der Fellatah od Fullah
- Gebiete der Mandingo

Maafsstab 1: 12,000000.

100 Deutsche Meilen (= 400 Engl. Geogr. Meil.)
500 Britische Statute Miles
200 Kilometer (150 Myriameter)
400 Portug. Milhas (3 M. = 1 Legoa)
150 Spanische Leguas
150 Türkische Aghatsch

Gez. v. E. G. RAVENSTEIN

Stich, Druck u. Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen.

Gest. v. Kern

In Aegypten zum Beispiel ist die Natur noch genau dieselbe, wie in den Tagen der Pharaonen, und doch wie ganz anders sind heute die Menschen in jenem Lande, wie rückständig in Bezug ihrer Kulturstufe gegenüber den Zeiten des Alterthums! Und in welcher Lage sehen wir gegenwärtig die Euphratländer, in denen sich einst Städte erhoben, wie Babylon und Ninive? Es ist klar; die anthropologische Anlage, die Rassenbegabung, gibt in Bezug auf Rückständigkeit oder Entwickelung weit mehr den Ausschlag, als die physikalische Beschaffenheit eines Landes. So wird z. B. ein Volk, welches von Hause aus an ein Steppenleben gewöhnt war, einen Hang dazu behalten; der Magyar ist lieber Reiter, als Ackerbauer oder Schiffer, und der naturwüchsige Türke wird kein Seefahrer.

Unser Kartenblatt umfaßt einen Theil Afrika's im Westen einer Linie, die an der großen Syrte nach Süden hin bis zum 5.° n. B. reicht. Dieser über etwa 30 Längengrade ausgedehnte Raum nimmt mehr als den vierten Theil des großen Kontinentes ein. Er hat im Norden das völkerverbindende Mittelmeer, im Osten setzt sich die Wüste fort, welche am Atlantischen Ocean beginnt und, an einigen Stellen unterbrochen, bis zum Rothen Meere reicht. Im Süden der Wüste finden wir eine Anzahl von Reichen, theils mohammedanische, theils heidnische; wir können sie aber nicht als Staaten in unserm europäischen Sinne bezeichnen. Dieses Innere ist überall afrikanisch geblieben, während an der ganzen atlantischen Küste vom Senegal bis zum Niger europäische Handels-Einflüsse sich geltend machen. Die Faktoreien der weißen Menschen hängen gleichsam wie Blutigel am Westrande des schwarzen Erdtheils.

Civilisation ist durch sie nicht zu den wollhaarigen Aethiopen gebracht worden, denn auch die Bemühungen der christlichen Missionäre haben nur sehr vereinzelte, sehr geringe Erfolge gehabt, deren Nachhaltigkeit ohnehin aus gewichtigen Gründen bezweifelt wird. Dagegen hat der Islam reißende Fortschritte gemacht und der größte Theil Westafrika's bildet eine Domäne, welche ihm jetzt und für alle Zukunft sicher bleibt. Wo er die Herrschaft gewinnt, setzt er an die Stelle des Fetischdienstes den leicht faßbaren Begriff seines einen und einheitlichen Allah. Gott ist Gott, und Mohammed ist der Prophet. Diesen einfachen Satz begreift der Neger weit leichter, als die Dreieinigkeit und die Dogmen, welche das Christenthum aufstellt. Diesem widerstrebt der ächte Afrikaner auch deshalb, weil es ihm die Polygamie verbietet, während der Islam dieselbe erlaubt. Richtig bleibt, daß auch die mohammedanischen Völker Afrika's, namentlich im Süden des Atlas, mehr oder weniger Barbaren sind, aber gegenüber dem vielfach grauenhaften und bluttriefenden Fetischdienste muß der Mohammedanismus als ein Fortschritt und als ein Segen für die Negervölker betrachtet werden.

Am Ostrande Afrika's reicht der Islam schon seit langer Zeit bis über den Aequator hinaus; nach Westen hin herrscht er von den Gestaden des Rothen Meeres bis zum Atlantischen Ocean, gen Süden und Südosten hat er vom untern Senegal und vom obern Niger bis zum Tsad See und jetzt auch schon bis über den Benuë hinaus sich in entscheidender Weise geltend gemacht und er rückt unablässig und unaufhaltsam weiter vor. Das Vordrängen der Fulbe, welche im Lauf eines halben Jahrhunderts drei große mohammedanische Reiche gründeten und sich den größten Theil des Nigergebietes unterwarfen, kann zeigen, wie geringen Widerstand der Fetischneger den allemal von Arabern angetriebenen Bekennern des arabischen Propheten entgegen zu setzen vermag. Am obern Niger sind die kleinen Negerstaaten, welche bis jetzt noch ihre Unabhängigkeit behaupten, immer mehr ins Gedränge gerathen, und wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß auch sie im Fortgange der Zeit von den Wogen des Mohammedanismus überfluthet werden. Aber in das Küstenland von Guinea und in dessen Binnenregion sind diese noch nicht eingedrungen, über das sogenannte Kong-Gebirge nicht hinübergekommen. Darum finden wir vom Grünen Vorgebirge bis zur Biafra-Bucht beinahe noch unangetastet die ächte, urwüchsige Negerbarbarei, welche sich in den heidnischen Staaten Aschanti und Dahome zu dem aufgegipfelt hat, was sie an Staatenbildung zu leisten vermag. Diese Reiche bilden ein Nebenstück zu jenen im Westen des Nyanza-See's, welche wir jüngst näher kennen gelernt haben: zu Karagueh, Uganda und Unyoro. Die Willkür mohammedanischer Sultane findet eine gewisse Schranke in den Vorschriften des Koran, jene der heidnischen Herrscher nur in der Furcht vor dem Fetisch, der aber eben so unlogisch gedacht wird, wie der Neger selber ist. Dem Temperamente des letztern fehlt es an Uebergängen, an jedem innern Zusammenhange; er ist unberechenbar.

Das innere Afrika hat die mohammedanische Gesittung von Norden her bekommen. Dieser Nordrand ist, mit Hinzurechnung Aegyptens und in bedingter Weise auch Abessiniens, von Anbeginn der Geschichte bis zur Gründung europäischer Kolonien im äußersten Süden, nämlich im Kaplande, die einzige Kulturregion Afrika's geblieben. Dort allein sind Staaten im wirklichen Sinne des Wortes gegründet worden. Dieses afrikanische Küstenland am Mittelländischen Meere bildet gleichsam eine Ergänzung der südeuropäischen Gestadeländer, mit denen es seit Anbeginn der Geschichte und bis auf den heutigen Tag in ununterbrochenen Berührungen und Verflechtungen gestanden hat. Es wird sich denselben niemals entziehen können; auch wenn es sie abweisen wollte, würden sie wieder und immer wieder sich ihm aufzwingen. Von der syrischen Küste kamen schon früh Phönicier des Handels wegen; Karthago war mächtig, Kyrene eine der herrlichsten Kolonien der Griechen; von der römischen Macht geben noch heute unzählige Ueberbleibsel ein glänzendes Zeugniß, und ihr Erbe ist von den byzantinischen Kaisern angetreten worden. Auch germanische Leute, Vandalen, saßen fast ein Jahrhundert lang in diesem Nordafrika; aber von ihnen ist nichts übrig geblieben; sie bildeten auf diesem Schauplatz lediglich eine kurze, geschichtliche Episode.

Desto tiefer griffen die Araber ein; sie haben ihr Gepräge dem Lande weit und breit aufgedrückt, und ihre Nomadenstämme und Scheiche sind, überall auch in der Wüste verbreitet, bis an den Niger vorgedrungen. In den Regionen zwischen Atlas und Mittelmeer, wo einst der christliche Glaube so fest bewurzelt schien und wo er so viele gelehrte und eifrige Vertheidiger fand, ist er wie von einem Wirbelsturme gleichsam hinweggefegt worden, und nur kümmerliche, vereinzelte Reste sind von ihm übrig geblieben. Die Moschee trat an die Stelle der Kirche, das Kreuz mußte dem Halbmond erliegen. Erst in unseren Tagen, seitdem die Franzosen Algerien besitzen, haben die Christen, so weit ihr Einfluß und ihre Waffen reichen, sich wieder Gleichberechtigung erworben. Jahrhunderte lang waren alle ihre Bemühungen, auf diesem alten Kulturboden wieder festen Fuß zu gewinnen, vergeblich; selbst ein Kaiser wie Karl V. konnte dauernde Erfolge nicht erringen, und bis in unser Jahrhundert hinein waren die auf Seeraub gegründeten Barbareskenstaaten, welchen auch die größten Seemächte Tribut zahlten, ein Schrecken für alle Kauffahrer.

In Nordafrika haben also morgenländische und abendländische Kulturvölker Niederlassungen gegründet und eine große geschichtliche Rolle gespielt; dort hatte der orientalische

wie der europäische Polytheismus seine Altäre, und dem Evangelium ist dann der Koran gefolgt. Der Araber bezeichnet die Region westlich von Aegypten, also die Landschaften, welche von den Römern als Afrika im engern Sinne, (d. h. das Küstenland bis zur numidischen Grenze), Numidien und Mauretanien benannt wurden, als das Maghreb, den Westen, oder auch als El Gharb. Es zerfällt für ihn in die drei Regionen: Maghreb el akṣá, diesen äussersten Westen, welcher über die Säulen des Herkules hinaus bis zum Kap Nun am atlantischen Gestade reicht; in das Maghreb el awsath, das mittlere; und in Afrikyah, dessen Ostgrenze Aegypten bildet. So reicht das erstere vom Ocean, dem „Gürtelmeer", bis Tlemsen im heutigen Algerien, und von Sebta (Cëuta) bis zum Ende der Gebirgsausläufer im Westen, während das zweite bei dem heutigen Oran beginnt und bis Budschia, und das dritte, die östliche Zone, bis Barka sich erstreckt und dann ins Land Mesr, Aegypten, übergeht.

Im Norden dieser Region brandet das „Meer von Damaskus oder von Rûm", denn so bezeichnen die Araber das Mittelmeer; im Süden steigt der Atlas empor, das „vom Meer umflossene Gebirge", denn auch im Süden hat er ein Meer, den Sandocean, welcher ihn vom Sudan scheidet. Nach Osten hin scheint Mesr (Aegypten) gleichsam nach Asien flüchten zu wollen und von Afrika sich abzukehren. Diese lange Kette des Atlasgebirges streckt kein Glied weit ins Innere des Erdtheils hinein, steht lediglich als Randgebirge da und bildet gleichsam eine Insel. Nordafrika, der Theil, ist so isolirt wie der Kontinent, das Ganze.

Das Mittelmeer, so wird allgemein angenommen, sei einst ein geschlossenes Becken gewesen. Dann fiel die mächtige Scheidewand und das Binnenwasser trat in Verbindung mit dem Okeanos. Die große That geschah, der Sage zufolge, durch Herakles, und der Mythos ging auch in die Bücher der Araber über. Der Heros war ein phönicischer Schiffer.

Den Hellenen ist Afrika nur sehr unvollkommen bekannt geworden, und über das Innere hatten sie zumeist nur nebelhafte Kunde. Vom Meeresstrand aus sahen sie den Daran, d. h. Atlas, welchen sie in mehrere Theile zerlegten. Die Römer kamen nach Süden hin bis über diesen Atlas hinaus, aber in das westliche Mauretanien, an die atlantische Küste, sind sie erst in den Tagen des Kaisers Claudius eingedrungen.

Die europäischen Eroberer kamen von Norden her über See in das Maghreb, die Araber dagegen zu Lande von Osten. Sie blieben nicht in den Verzweigungen des Atlas haften, sondern drangen, ihrer Volksanlage gemäß, in die Weite, von einer Oase des Dattellandes bis zur andern, in das Herz der Wüste hinein. Die alten Karawanenwege, welchen sie folgten, wurden zugleich Straßen für die Verbreitung des Islam, und in Folge derselben gestaltete sich im Maghreb das Leben und Treiben weit rühriger und belebter, als es je zuvor gewesen. Zwar sanken viele Städte, die alte römische und griechische Kultur verschwand, und wir finden im Sahel, der Zone, welche hinter den Meeresufern emporsteigt, noch Ruinen auf Ruinen, Schädelstätten, auf welchen die Trümmer mehrerer nach einander folgender Civilisationen bei und über einander liegen. Hinter ihnen erhebt sich dann der Atlas, gleichsam als eine Mauer für dieses große geschichtliche Knochenhaus.

Der östliche Theil des Maghreb erscheint plateauartig und vom Atlas abgesondert. Im Uebrigen theilt sich Nordafrika, nach seiner Bodenbeschaffenheit in drei Streifen oder Gürtel: in den Gestaderand, Sahel; den Atlas, Daran, und in das von letzterm nach Süden hin abfallende Belad el Dscherid, das Land der Datteln. Der erstere ist die Abdachung zum Mittelmeer; der Westen wird vom „Gürtelmeer", dem „Oceane der Finsterniß", bespült; im Süden dehnt sich der Sandocean aus.

Nach der Wüste hin und in ihr wogen die Völkerstämme auf und ab, gleich den Sandwellen. Dann und wann sieht man alte Burgen, in denen jetzt irgend ein Scheich haust; von den Städten auf den Bergplateau's sind viele zerfallen, aber manche haben sich erhalten und mehr oder weniger ihre alte Bedeutung bewahrt. So Marrákasch (Marokko), das einst Jussuf, Taschafin's Sohn, in einer öden Ebene erbauete. Fês, „die Stadt des Spatens" und nach Osten hin die durch Frankreichs Bemühungen neu belebten Plätze: Tlemsen, das vom ersten Fatimiden gebauete Medeah; das schon aus Jugurtha's Zeit berühmte Konstantine, und Biskra, wo allezeit das berberische Element vorgeherrscht hat.

Aber die eigentliche Regsamkeit des Lebens ist nicht in der Region, in welcher diese Städte sich erheben, sondern im Sahel, im Ber el Udwah, dem Passagelande. Dieses Gestade des Mittelmeeres finden wir auch heute noch mit wichtigen Ortschaften gleichsam eingesäumt. Im Westen, an der Straße von Gibraltar, blickt Tanger (sprich Tandschehr, Tandscha) zugleich nach dem Meere von Rûm und dem Gürtelmeer; dann folgt Waran, das heutige Oran; weiter östlich Dschesaïr beni Mesghennân, die Burg des rothbärtigen Chairreddin, das alte Korsarennest Algier, eine auf römische Ruinen gleichsam aufgepfropfte berberische Stadt. In ihr fanden viele, durch den Fanatismus der Christen aus Spanien vertriebene Moriskeu eine Zufluchtstätte, und nach ihnen sind Türken gekommen. Weiter gen Osten hin, noch in Algerien, finden wir Bona (Ennaba), und neben dem Vorsprunge, welcher weit ins Meer hinausreicht und Sicilien gleichsam begrüßt, Tunis, unweit von den Ruinen Karthago's, der Stadt der Phönikerin Dido, des Hannibal und des Vandalen Geiserich. Hier macht in unseren Tagen ein mohammedanischer Fürst den eigenthümlichen Versuch, sein Land nach abendländischen Verfassungsformen zu regieren (Globus I, 278). Als letzter Knoten in der langen Reihe dieser Seestädte finden wir „das westliche" Tripoli, welches für Forschungsreisende und Karawanen eine Haupteingangspforte nach dem mittlern Sudan bildet.

Dieses Maghreb ist, wie schon angedeutet wurde, durch Lage und Bodenbeschaffenheit isolirt und hat auch mit Aegypten keinen Zusammenhang. Ihm fehlt ein großer Strom, eine Lebensader, gleich dem Nil. Regsamkeit von Außen her konnte nur vom Mittelmeer eindringen. Nur dort allein fand eine Berührung mit Kulturvölkern statt; von dort her kam auch Beweglichkeit, oder doch wenigstens ein Anstoß zu den Völkern im Küstenland und im Gebirge; nur hier finden wir ein historisches Treiben im „höhern" Sinne. Von den phönikischen Tyriern bis auf die Franzosen sind, wie wir schon betonten, alle Kolonisten oder Eroberer, mit alleiniger Ausnahme der Araber, vom Norden her ins Maghreb gedrungen.

Als Gezimmer, Fachwerk und Rückgrat des Maghreb steht der Atlas da; er bildet den starren Gegensatz zu dem flüssigen Elemente, und an der Schranke, welche er aufthürmt, ist eine geschichtliche Welle nach der andern abgepralllt. Ohne ihn wäre in diesem Passagelande kein Volk bodenständig geblieben; aus seiner ganzen orographischen Beschaffenheit erklärt es sich leicht, daß die alten Urbewohner sich in ihm dauernd halten und bis auf den heutigen Tag fest bewurzelt bleiben konnten. Vom Meere her drangen die Fremden ein; sie wurden Herren im Sahel, aber nicht im Atlas oder im Sü-

den desselben, wo sie nur vereinzelte Punkte zeitweilig unterwarfen. Schon das Alterthum war sich dieser Gegensätze bewußt. Die Sage erzählt, daß Herakles an Nordafrika's Gestade landete und mit Antäus, dem Sohne des Atlas, kämpfte. Der Heros, welcher vom Meere her kam, bedeutet die Thätigkeit, das active Element, die Beweglichkeit; Antäus dagegen erscheint als das Symbol des Unbeweglichen, des starr am Boden Haftenden, der Stätigkeit der Urbewohner; er stützt sich auf das unerschütterliche Gebirge, und aus diesem zieht er neue Kraft.

Dieser Gegensatz wird sich nie verlieren und kaum jemals bedeutend abschwächen, weil er aus der unabänderlichen Beschaffenheit des Landes selbst entspringt. Während das Mittelmeer durchaus europäisch geworden ist, bleibt der Atlas nach wie vor afrikanisch. Man sieht, wie der Geschichte ihre Bahnen mit einer gewissen Nothwendigkeit vorgezeichnet worden sind. Daß dem Maghreb große Flüsse als bequeme Verkehrswege abgehen und die Binnenschifffahrt ihm völlig mangelt, wissen wir; dem massigen Leibe fehlen mannigfaltig durch einander laufende Adern. Erst im Fortgange der Zeit kann sich herausstellen, wie die neuen Verkehrsmittel einwirken. Einen theilweise modificirenden Einfluß werden sie allerdings erzwingen können; aber die Beschaffenheit des Landes zu verändern, dem Volke die Rasseneigenthümlichkeit zu nehmen, das vermögen sie nicht. Man wird auch künftig die fließenden Gewässer nur einseitig benutzen, wie schon in den ältesten Tagen, nämlich zum Bewässern der Felder und Gärten; die Flüsse im Maghreb und im Atlas sind allesammt nur eng und von kurzem Laufe; die Natur selber hat also die Bedingungen verweigert, unter welchen ein mannigfach gegliedertes, reiches oder großartiges Volksleben sich hätte bilden können. Diese vom Atlas herabkommenden Gewässer verbinden diesen nicht mit dem Meere, weil sie nicht schiffbar sind. In der ganzen Bodengestaltung ist kein rechter Uebergang, kein lebendiger Zusammenhang, keine Harmonie; auch das Völkerleben war immer, gleich dem Boden selber, zerklüftet und zerrissen.

In einem solchen Lande konnten sich keine großen, weithin ins Innere wirkenden Mittelpunkte bilden, um welche sich Gruppen herumlagerten, denen von einem solchen Centrum aus die anregenden Einflüsse gekommen wären. Selbst Karthago war in den Tagen seiner höchsten Macht lediglich eine große Stadt, deren Herrschaft keine 10 Meilen weit ins Land reichte. Es nahm die afrikanischen Barbaren in Sold und focht unter ihrer Beihülfe seine Kriege aus, aber die Stämme des innern Landes blieben unabhängig. Das Maghreb hat nie große, gegliederte und belebte Völkerindividualitäten gekannt, hat es nie zum Schaffen selbstständiger geistiger Brennpunkte gebracht, alle Kultur ist dort aufgelagert und nur ein Reflex von Außen gewesen. Die Urbewohner sind an derselben fast unbetheiligt geblieben; nur allein der Islam ist ihnen in Mark und Bein gedrungen.

Der Zerklüftung und Einseitigkeit der Bodengestaltung entsprechend, finden wir immer nur Stämme, keine Völker in unserm europäischen Sinne. Bei den Libyern, das heißt dem Complex ureingeborener Völkerschaften, welche wir jetzt als Berbern bezeichnen und die auch das Alterthum (schon Herodot) scharf von den Aethiopen, den afrikanischen Negern, unterschied, hat der Stamm immer eine unendlich höhere Bedeutung gehabt als das Volk, für welches ihnen der Begriff in unserm Sinne fehlt. Deshalb haben sie auch keine eigentliche Staatenbildung bei sich gehabt, obwohl sie ephemere Königreiche und hervorragende Herrscher, wie den Jugurtha, besaßen. Wir müssen diese Libyer als bodenständige Ursassen des Landes, als Autochthonen betrachten. Die alten Griechen kannten keine Abstammung der Menschen von einem Paare, denn die mosaischen Bücher waren ihnen fremd; sie gingen natürlicher und logischer zu Werke als die Semiten, indem sie den Begriff der Autochthonie vorherrschen ließen. Wir gehen auf eine Schilderung der verschiedenen Berberstämme des Alterthums nicht ein, wollen aber hervorheben, daß Herodot die Libyer ganz richtig in zwei Gruppen scheidet; in die nomadisirenden und die ansässigen. Diese Theilung erklärt sich einfach aus der Bodenverschiedenheit; im Westen finden wir vorwaltend Gebirgsland, nach Osten hin Ebenen und weiten Horizont; aber bei allen Libyern zeigte sich schon in den Tagen des Vaters der Geschichte ganz derselbe Hang zum Landleben und zur Viehzucht wie heute. Bevor die Fremden in diese Regionen einbrachen, hatten die libyschen Stämme, oder wenn man will, Völker, das weite Gebiet zwischen dem Mittelmeer, Aegypten, der Sahara und dem Ocean inne. In den Oasen der Wüste wohnte ursprünglich eine schwarze Bevölkerung, welche nach und nach den Berbern und Arabern entweder völlig weichen mußte oder in Hörigkeit gerieth, gleich den Aratinern in Warghla, die wir neulich, nach Colonien, im Globus geschildert haben.

Schon weiter oben sagten wir, daß Tripolis ein Haupteingangsthor nach dem centralen Sudân bilde; wir werden die von dem Gestade der Syrten auslaufenden Karawanenwege bei unserer Schilderung der Wüste verfolgen. Die „Regentschaft" umfaßt, abgesehen vom Gebiete der Hauptstadt, nach Osten hin die Hochebene von Barka und gen Süden die wichtigen Oasen Ghadâmes und Fessân. Tripolitanien, bis vor etwa einem Vierteljahrhundert im erblichen Besitz einer arabischen Herrscherfamilie, der Karamanli, steht nun unmittelbar unter dem frühern Oberlehnsherrn, dem Sultan der Osmanen, aber Englands Einfluß waltet ganz entschieden vor. Die ehemaligen Barbareskenländer des Maghreb sind längst nicht mehr furchtbar. Europa hat bei ihnen, mit alleiniger Ausnahme Marokko's, ein entschiedenes Uebergewicht. Die Forschungsreisenden unserer Tage brauchen nicht mit solchen Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen, wie jene der frühern Zeit; während die letzteren dem Fanatismus der Mohammedaner gegenüber gleichsam vogelfrei waren, arbeiten die ersteren ungefährdet und unter dem Schutze der Regierungen. So wird es möglich, daß die Wissenschaft eine reiche Ausbeute gewinnt und helle Schlaglichter auf bisher dunkle Partien des nordafrikanischen Alterthums wirft. In Algerien bethätigen in dieser Beziehung die Franzosen einen Eifer, welcher des höchsten Lobes würdig ist.

Aber auch Tunesien erscheint zugängig und belohnt die Mühe der Forscher in reichem Maße. In diesem Gebiete lag Karthago. Nachdem die Herrschaft dieser Stadt gebrochen war, geboten in denselben Jahrhunderte lang die Römer, aus deren Zeit noch unzählige, zum Theil höchst interessante Ruinen vorhanden sind. Unter diesen haben die Trümmer der alten punischen Stadt Thugga eine große Bedeutung gewonnen. Neben denselben steht heute das etwa 30 Stunden in südwestlicher Richtung von Tunis entfernte Dorf Dugga. Schon frühere Reisende hatten in den Ruinen Denkmäler gesehen, deren Schriftzeichen ihnen unbekannt waren, und auf einem schöngebauten Grabmale fanden sie eine zweisprachige Inschrift. Die Schriftzüge der einen Tafel waren die bekannten altphönicischen, jene auf der andern, welche auch sonst noch auf einzelnen Steinen in Thugga vorkam, hatte die unbekannten Schriftzeichen. Man hielt sie, und mit Recht, für libysch. Bei dieser zweisprachigen Inschrift von Thugga kam es dar-

auf an, zu ermitteln, ob jener Text dem daneben stehenden punischen entspreche, um die, übrigens vollkommen ausgemachte und gar nicht zu bezweifelnde Einerleiheit der alten eingeborenen Libyer mit den heutigen Berbern nachzuweisen. Ein vortrefflicher Archäolog, Victor Guerin, unternahm zu diesem Zweck eine Reise nach Tunesien, aber die Inschrift von Thugga war nicht mehr an Ort und Stelle. Im Jahre 1832 hatte dort Grenville Temple eine Abschrift von ihr genommen; späterhin war der Konsul Thomas Reade zu jenem Grabmal gegangen, hatte dasselbe zertrümmert und den Stein, welcher die Inschrift enthielt, nach London ins britische Museum schaffen lassen, wo er lange unbeachtet blieb. Die Entzifferung wird gelingen, weil wir in unseren Tagen mehr und mehr eingehende Kunde über die, wir können den Ausdruck schon wagen, libysche Sprache erhalten. In dieser Beziehung ist Hanoteau's Versuch über die kabylische Grammatik (1858) bahnbrechend. Sie stellt den ganzen Organismus dieser Sprache dar und weist nach, daß sich gegenwärtig manche arabische Wörter in ihr befinden; aber diese beziehen sich nur auf mohammedanische Angelegenheiten, nämlich Religion und Rechtsverhältnisse. Davon abgesehen hat diese Sprache ihre Reinheit bewahrt und sie wird gewiß nicht viel von jener abweichen, welche die Karthager zur Zeit der Dido im libyschen Lande vernommen haben. Hanoteau schrieb auch eine Grammatik des Tamaschek, das heißt der Sprache, welche die Tuareks reden und die gleichfalls ganz und gar libysch ist. Wichtige Beiträge zur Kunde derselben verdanken wir auch unserm berühmten Landsmanne Heinrich Barth, und so lernen wir immer näher die Sprache der Urbewohner des Maghreb kennen, deren Ursprung und Verwandtschaft bisher nicht eingehend nachgewiesen werden konnte.

Guerin besuchte in Tunesien auch das Gebiet der Nefsana, eines Stammes, in welchem man die Nachkommen der alten Nasamonen zu erkennen meint. Er fand die Lage mehrerer alten Städte wieder auf. Unter den von ihm kopirten 568 Inschriften befinden sich, außer jener von Thugga, nicht weniger als 28 punische. In den Ruinen von Karthago hat der Engländer Davis Nachforschungen angestellt.

Algerien aber ist der eigentliche Brennpunkt, von welchem die Forschungen und Entdeckungsreisen vorzugsweise ausgehen. Wir haben im Globus den Bemühungen der Franzosen, mit den Stämmen der Sahara in engere Verbindung zu treten und vermittelst derselben den Handel aus dem innern Sudân nach Algerien zu lenken, die gebührende Aufmerksamkeit zugewandt. Sie sind in ganz methodischer Weise Schritt vor Schritt weiter gegangen. Renaud besuchte schon 1850 die sehr wichtige Oasengruppe Tuat; Berbrugger gelangte, in demselben Jahre, von Tunesien aus gen Südwesten nach Tuggurt, und Bonnemain 1856 nach Ghadâmes in Tripolitanien. Zwei Jahre später knüpfte Ismael Buderba im Auftrage der Regierung mit den Tuareks der Oase Ghat (R'hat) Verbindungen an und durchwanderte die Strecke von dort bis Warghla. Diese Reise wurde von großer Bedeutung, weil in Folge derselben die Tuareks, namentlich der mächtige Stamm der Asgher, für Frankreich gewonnen worden sind. Wir haben diese Verhältnisse schon früher im Globus geschildert und insbesondere auf Duveyrier's Reisen hingewiesen.

Die Herrschaft der Franzosen reicht nun schon in die Wüste hinein; ihnen gehören Tuggurt, El Aghuat und auch Warghla. Sie befreunden sich insbesondere mit den Tuareks, welche gleichsam die Frachtfahrer der Wüste sind und als solche bei jedem Aufschwunge des Handelsverkehrs nur Vortheil haben können. Sie graben artesische Brunnen und zaubern durch diese sprudelnden Quellen im „Lande des Durstes" grüne Oasen ins Leben; auch gewähren sie den Schwachen allzeit Schutz gegen den Uebermuth der Starken, und ihre überlegenen Waffen, zugleich mit der Gewalt, welche in der höhern Civilisation liegt, sichern ihnen die Herrschaft. Es gelang nach und nach, den Widerstand aller Völker und Stämme, auch in den Schluchten des Atlas, zu brechen, selbst die Kebaïls (gewöhnlich Kabylen geschrieben) im Dscherdscheragebirge, östlich von Algier, sind nun vollkommen bezwungen und gebändigt worden. Sie haben Blut, Sprache und Lebensweise der alten Libyer beinahe unverändert sich bewahrt und bilden, als Ursassen, einen scharfen Gegensatz zu den arabischen Leuten, die als Fremde ins Land kamen. Der Araber ist nicht arbeitsam und andauernde Beschäftigung verträgt er nicht; der Kabyle dagegen bestellt mit emsigem Fleiße seinen Acker, baut Getreide, Obst und Gemüse, ist auch ein sorgfältiger Bienenzüchter und treibt die einfachen Gewerbe des Schmiedes, Webers und Töpfers; ja er ist sogar, in einzelnen Fällen, ein Falschmünzer geworden. Der Araber schweift gern als Nomade umher, der kabylische Gebirgsbewohner liebt seine Hütte und ist in seinen Ansichten mehr republikanisch als patriarchalisch.

Algerien liegt kaum zwei Tagereisen von Europa entfernt und seine Hauptstadt ist nun zugleich europäisch und maghrebinisch; völlig unvermittelte Gegensätze stehen in buntester Mannigfaltigkeit da. Minaret und Moschee aus alten Tagen erheben sich in der Nähe einer christlichen Kirche; die Palme wogt in dem Winde, welcher die Rauchsäule der am Gestade ankernden Dampfer hinwegweht; man sieht französische Kasernen neben der Kasbah, der alten Burg der Dey's. Der arabische Bazar steht auf dem Forum der Römer, denn diese waren auch im alten Jeosium Gebieter. Einige Theile der Stadt sind modern wie Paris, andere so maurisch, wie Fes oder Marokko. Die Korsarenbrigantinen haben friedlichen Kauffahrteischiffen Platz gemacht. Kein Christensklave schmachtet in der Gefangenschaft. Auch der Jude bewegt sich mit aller Freiheit, er ist vollkommen gleichgestellt, und der Maure darf sich nicht überheben. Der Einbruch des abendländischen Wesens hat in der alten Seeräuberstadt Alles gleichsam über den Haufen geworfen oder auf den Kopf gestellt; denn mohammedanische Frauen, allerdings mit verschleiertem Angesichte, fahren in einem Omnibus, auf dessen Dache der hebräische Stutzer, der Zuave, der Kabayle, der Matrose aus Hamburg, der Kaufmannsdiener aus Marseille Platz nehmen.

Im Hintergrunde der Stadt liegt das Sahel, der Gestadesaum mit seinen üppig grünen Fluren, auf welchen der Pflanzenwuchs Europa's jenem der südlichen Zone begegnet, wo die Banane neben dem Weißdorn steht, der Olivenbaum neben der Ulme, um welche das Geisblatt sich rankt. Hinter dem Sahel dehnt die Metidscha sich aus, eine Ebene von 20 deutschen Meilen Länge, die an zwei Stellen das Meer berührt. Sie erinnert vielfach an die römische Campagna, auch darin, daß sie an manchen Stellen einer von böser Luft durchschwängerten Einöde gleicht. Aber weiter landein steigt der Atlas empor, zu welchem einst (vor einem verheerenden Erdbeben) die Stadt Blidah mit ihren lieblichen Orangenhainen gleichsam den Vorhof bildete. Von diesem Punkt aus sind die europäischen Waffen zuerst in die Schluchten und Thäler des Gebirges getragen worden.

Die wahre Majestät des Atlas tritt erst im Maghreb el akṣá hervor; Algerien wird von einem Theile des Gebirges

durchzogen, welches mit dem Mittelmeere gleisig läuft und gen Osten bis nach Tunesien hinein sich erstreckt. Die Kette des sogenannten „Kleinen Atlas" läuft westsüdwestlich fast genau so wie das Gestade und sondert den Theil zwischen dem „Großen Atlas" und dem Meer in zwei Halben. Von diesen bezeichnet man die südliche als Sahara von Algerien; sie ist eine Region wilder Bergschluchten, enger Pässe und grüner oder sandiger Hochflächen, auf welche Nomaden ihr Vieh treiben. Die andere Halbe, das Tell, liegt der Küste näher, wird von ackerbautreibenden Arabern bewohnt und liefert ergiebige Ernten. Nach Osten hin liegt das schon früher erwähnte Kabylien. Westlich von der Hauptstadt strömt in vielfach gewundenem Laufe der Schelif, und gegen Marokko hin bildet der Mulujwiah einen großen Theil der Gränze Algeriens, das auf einer Strecke von etwa 150 deutschen Meilen vom Meere bespült wird.

Daß in diesem ausgedehnten Lande Trümmer über Trümmer liegen, haben wir schon gesagt. Die Kultur des Alterthums erlag den arabischen Weltstürmern und dem Islam. Aber diese brachten wenigstens eine Wohlthat ins Land, das Kameel, denn dieses unschätzbare Thier ist vor ihnen im nordwestlichen Afrika nicht benutzt worden, und erst durch das Schiff der Wüste wurde ein ausgedehnter Karawanenhandel nach dem Sudan möglich. Sodann sind vor den Waffen der Araber viele libysche Stämme, Tuareks, in die große Sahara zurückgewichen, haben seitdem erst die verschiedenen Oasen in ihren Besitz genommen und ihr Gebiet bis an den Niger ausgedehnt. Auf solche Weise erfuhr Nordafrika tief eingreifende Umwandlungen im Innern.

Dreihundert Jahre lang war die Hauptstadt, nebst anderen wichtigen Punkten, im Besitze einiger tausend türkischer Abenteurer, welche ihren Dey wählten. Es ist kennzeichnend, daß einst ein solcher Dey, gegenüber den Beschwerden, welche des Seeraubes wegen erhoben wurden, trocken entgegnete: „Wir Algierer sind eine Räuberbande und ich bin der Hauptmann!"

Algerien ist nun eine Besitzung der Franzosen; sie hat mehr als eine Viertel Million Menschenleben und weit über tausend Millionen Francs an Geld verschlungen und kann auch heute noch nicht als Kolonie betrachtet werden, denn die Zahl der Europäer beträgt jetzt, nachdem mehr als 30 Jahre seit der Eroberung verflossen sind, noch nicht 200,000 Seelen und der Fortschritt ist, im Großen und Ganzen, nur als sehr gering zu erachten. Der Aufschwung einer Kolonie ist ohne freie Beweglichkeit platterdings unmöglich und die französische Regierung kann oder will sich vom Reglementiren und Centralisiren nicht los machen. Selbst heute ist Alles noch im Zustande herumtastender Versuche. Auch bleibt es eine Frage, ob die Europäer, selbst jene aus den südlichen Ländern, in Algerien als Ackerbauer gedeihen können; auf jeden Fall wird das nur bedingt und in gewissen Oertlichkeiten der Fall sein (Bulletins de la société d'Anthropologie de Paris, II., 484 bis 489, 1861). Aber die Zeiten sind doch vorüber, in denen auf die Frage: „welche Ausfuhrartikel liefert Algerien?" die Antwort lautete: „Datteln und kranke Soldaten!"

Sitten und Gebräuche der Malayen auf der Insel Karimon.

Nach eigenen Beobachtungen geschildert von **R. Dach**, Bergingenieur in Freiberg.

II.

Bis vor gar nicht langer Zeit war Seeräuberei eine Lieblingsbeschäftigung der Malayen, doch haben die englischen und holländischen Kriegsschiffe ihnen allmälig das Handwerk verdorben, so daß es jetzt etwas zu gefährlich geworden ist, um noch Viele anzulocken. Mehr als einer meiner Arbeiter war früher Seeräuber und machte auch gar kein Hehl daraus. Mir gegenüber waren die Malayen ehrlicher, als ich erwartet hatte, denn obgleich die Thür meiner Hütte vier Monate lang weder Schloß noch Riegel hatte und stets weit offen stand, auch bei Nacht nur durch einen dagegen gestellten Stuhl geschlossen war, kam mir doch nicht das Geringste aus der Hütte abhanden. Nur der Versuchung, meine Hühner, welche frei umherliefen, zu stehlen, konnten die Leute nicht widerstehen. War ich einmal einen Tag oder mehrere abwesend, so fehlte gewiß eine ansehnliche Menge derselben und die Malayen erzählten mir ungefragt, es seien wieder einige von meinen Hühnern gestorben, es müsse wohl eine Krankheit unter ihnen herrschen, denn sie seien im Laufen plötzlich todt umgefallen. Nur einmal, so viel ich mich entsinne, kam ein Diebstahl von einiger Bedeutung vor. Einer angesehenen Persönlichkeit unseres Kampongs war ein sehr schöner mit Gold verzierter Kris gestohlen worden. Der Bestohlene erzählte mir den Vorfall und fragte um Erlaubniß, eine Zauberuntersuchung anzustellen, um den Dieb zu entdecken. Nach erhaltener Einwilligung besprach er sich mit einigen anderen Männern, die ihn bei seinem Vorhaben unterstützen sollten. Einer von diesen soll darauf einen Zaubertrank eingenommen und danach zwei Tage und Nächte ohne Unterbrechung geschlafen haben. Als er endlich wieder erwachte, wurde er als durch Träume hinreichend inspirirt angesehen, um die Untersuchung anzustellen. Der Abend wurde abgewartet und nach eingetretener Dunkelheit riefen langsam sich folgende Trommelschläge alle Männer zusammen; dieselben mußten ihre Waffen ablegen und sich dann in einem Kreise umhersetzen. Der Beschwörer trat in ihre Mitte und setzte dort eine halbe mit glühenden Kohlen gefüllte Kokosnußschale nieder; unverständliche Worte murmelnd, warf er Räucherwerk darauf, von dem sich blaue Rauchwolken erhoben. In diesen Rauch hielt er einen alten, wagrecht an einem Faden hängenden Kris (Dolch), welcher sich sogleich langsam zu drehen begann. Lange blieb er in dieser Bewegung, so daß die Umhersitzenden schon anfingen, ungeduldig zu werden, bis er endlich anhielt und mit der Spitze auf einen jungen Mann hinwies. Derselbe wurde aufgefordert, einen andern Platz einzunehmen und sogleich begann der Kris wieder, sich zu drehen, blieb aber bald stehen und wies wieder auf den Mann, auf dessen Gesicht sich nun eine sehr deutliche Unruhe ausdrückte. Als er abermals auf einen andern Platz getreten war und der Kris ihm auch dorthin folgte, war die Untersuchung zu Ende, aber der

vor Angst zitternde und schwitzende Angeklagte wollte seine Schuld durchaus nicht eingestehen. Ich redete ihm zu, wenn er wirklich der Dieb sei, den gestohlenen Kris Nachts wieder in das Haus des Eigenthümers zu bringen und bedrohte ihn mit härtester Strafe für den Fall, daß er dies nicht thun und sich später doch seine Schuld herausstellen möchte. Noch lange, nachdem ich in meine Hütte zurückgekehrt war, hörte ich die Malayen draußen streiten; auch sie schienen nicht Alle von der Unfehlbarkeit dieser Untersuchungsweise überzeugt zu sein. Schon den nächsten Morgen war der ganze Vorfall vergessen, der des Diebstahls Beschuldigte ging, wie immer, mit den Anderen zur Arbeit, wie es schien, ganz unbeleidigt und unbeargwohnt.

Manche abergläubige Vorstellungen haben die Malayen in Bezug auf die Thiere, von welchen sie sich umgeben sehen. Sie behaupten z. B. von den Affen, diese seien Menschen, welche nur aus kluger Vorsicht nicht sprächen, damit sie nicht zu arbeiten brauchten. Als ich einst auf einer kleinen Fahrt auf einer vollkommen unbewohnten Insel landete, wo sich am Ufer Spuren von Feuer vorfanden (wahrscheinlich von zufällig dorthin gekommenen Fischern herrührend), behaupteten meine Bootsleute ganz bestimmt, die Affen hätten diese Feuer gemacht, um dort zu kochen. Die Alligatoren werden von Vielen als den Menschen sehr nahestehende Thiere angesehen; eine Javanerin, die auf unserer Insel wohnte, erzählte, daß sie eine Schwester habe, die ein Alligator sei und die ihr überall hin nachfolge, doch habe sie dieselbe in der kurzen Zeit, seit sie Java verlassen, noch nicht gesehen, sie würde aber sicher kommen. Wirklich wurde sehr bald darauf ein Alligator zufällig in einem Fischernetz gefangen. Die Eingeborenen tödteten ihn und warfen ihn in Stücken ins Meer zurück. Seit diesem Tage konnte ich täglich nahe dem Ufer die zackigen Rücken von Alligatoren aus dem Wasser ragen sehen, die ihren getödteten Verwandten gefressen hatten und nun aufs Neue einen solchen Leckerbissen erwarteten. Ob die Javanerin unter diesen Ungethümen ihre Schwester erkannt hat, ist mir nicht bekannt geworden.

Vor den Schlangen hatten die Eingeborenen eine außerordentlich große Furcht und hielten jede für giftig, obgleich die meisten ganz unschädlich sind; auch dichteten sie diesen Thieren Eigenschaften an, die sie durchaus nicht besitzen; z. B. behaupteten sie, die Schlangen könnten mit raschen Sprüngen einen Menschen verfolgen und würden ihn unfehlbar einholen, während dieselben in Wirklichkeit außerordentlich träge sind und auch, wenn sie noch so stark gereizt werden, keine solche Geschwindigkeit entwickeln. Sogar die kleinen zierlichen Eidechsen, welche in den Häusern umherlaufen und sich durch Fangen der Mosquitos nützlich machen, sollen nach Angabe Einiger gefährlich sein. Fällt nämlich eine solche Eidechse von der Wand auf den nackten Körper eines Menschen, so bleibt der abbrechende Schwanz in der Haut desselben stecken und kann nicht einmal durch Ausschneiden mit dem Messer entfernt werden. So erzählte mir mein Diener!

Einen wahren Aufwand von abergläubigen Lächerlichkeiten trieben die Malayen unserer Insel, als in einer ungünstigen Jahreszeit einige von ihnen von heftigem Fieber ergriffen wurden. Der unglückliche Kranke wurde zuerst im Gesicht und auf der Brust mit grünen und gelben Arzneimitteln bestrichen; da diese nicht halfen, versammelten sich den Abend etwa 20 Männer in seiner Hütte und stimmten darin ein furchtbares Geheul an. Da mich der Lärm am Schlafen hinderte, ging ich zu dem betreffenden Hause und sah, als ich die Thüre aufstieß, den Fieberkranken auf einer Matte liegend und seine Freunde in der größten Aufregung mit blitzenden Augen und erhobenen Händen schreiend um ihn her springen. Als ich fragte, was sie thäten, antworteten sie mir, sie trieben den Teufel aus.

Ich verbat mir diese Art der Krankenheilung für die Zukunft ernstlich. Den nächsten Tag hatte man schon ein neues Mittel erfunden; es handelte sich jetzt darum, den Teufel zu erschießen, zu welchem Zweck sechs Männer mit schwachen hölzernen Bogen versehen waren. Der Pfeil mit einem an seiner Spitze befestigten brennenden Holzspähnchen war nicht auf den Bogen gelegt, sondern durch ein rundes Loch in demselben gesteckt und da sein hinteres Ende sehr dick war, konnte er gar nicht vollständig abgeschossen werden, sondern warf nur, indem er durch die Sehne ein kleines Stück fortgeschnellt wurde und dann stecken blieb, das brennende Spähnchen einige Fuß weit in die Luft. Diese Spähnchen waren also die eigentlichen Waffen und sie flogen denn auch in allen Richtungen rings um das Haus des Kranken. Trotz dieses Schießens griff das Fieber weiter um sich und die Malayen sahen sich gezwungen, einen neuen und entscheidenden Streich gegen den „Teufel" auszuführen. Man wollte ihn nun durch List fangen. Es wurde ein zierliches, vier Fuß langes Boot gebaut, mit drei Masten und Segeln versehen und ganz mit Ananas und Bananen befrachtet. Das Schiffchen ließ man mit günstigem Winde vom Ufer absegeln, in der zuversichtlichen Hoffnung, der Teufel werde hinter ihm herfliegen, um die Früchte zu essen; aber der Satan entwischte auch dieses Mal zur Betrübniß Aller und trieb es ärger, als zuvor. Ein junger, sehr geschickter Tischler und Holzschnitzer, dessen Frau und drei Kinder krank lagen, schnitzte ein sehr zierliches Tempelchen aus weißem Holz, eine Arbeit, die ihn mehrere Tage beschäftigte; er setzte ein Licht hinein und wartete, bis er annahm, der böse Geist sei nun wohl in das hübsche und helle Haus eingezogen. Dann warf er es schnell ins Wasser. Als sich der arme Mann bald überzeugt hatte, daß der Böse nach wie vor in seinem Hause sei, fuhr er nach einer benachbarten Insel und holte von dort einen Arzt, dem er für seine Mühe fünf merikanische Dollars (acht Thaler) zahlen mußte. Und wie versuchte dieser den Kranken zu helfen? Er tanzte die ganze Nacht mit einem Tamburin um die fieberkranke Frau und die Kinder, wonach die Armen, da sie am Schlaf gehindert und aufgeregt wurden, sich nur schlimmer befanden. Mir that der Mann leid, er war so aufrichtig betrübt um seine kranke Familie und hatte sein weniges erspartes Geld an den Zauberdoktor fortgeworfen, aber das Chinin, welches ich ihm für die Kranken anbot, wies er immer höflich ab.

Manche Malayen nahmen wohl Medizin von mir, aber der schlechte Geschmack derselben war ein bedeutendes Hinderniß; mehr als einer trank das von mir in Wasser angerührte Chinin und spuckte es mit verzerrtem Gesicht und einem vorwurfsvollen Blick gegen mich wieder aus. Nur langsam gewöhnten sie sich daran und faßten Vertrauen zu meinen Mitteln.

Als ich an einem dunkeln Abend lesend in der Verandah meines Häuschens saß, hörte ich draußen am Meere ein einförmig sich wiederholendes singendes Rufen einer Anzahl von Menschen, die Stimmen kamen näher und ich unterschied nun, daß 20 bis 30 zusammen umhergehende Männer fortwährend sagten: Hittapon, ja ja! Hittapon, ja ja! wobei sie die erste Silbe Hi laut riefen und den Schluß nur leise sprachen. Ich hatte diesen Ausruf schon öfter gehört, wenn die Malayen irgend eine große Anstrengung machten, z. B. beim Rudern, wo es auch den Zweck hat, Alle in demselben Takte zu erhalten. Ich fragte meinen Diener, weshalb die, jetzt doch nur ruhig umhergehenden Leute diese Worte riefen, und die Antwort war: „Die Männer beten, daß Gott das Fieber fortnehmen soll." Als ich nach der Bedeutung der Worte „Hittapon ja ja" forschte, die mir gar keinen Sinn zu haben schienen,

bekam ich die Erklärung: „Das bedeutet gar nichts, aber Allah versteht's doch." Mein Diener lächelte bei dieser Antwort, wie auch früher schon, wenn er von den Teufelsaustreibungen sprach, so ironisch, daß ich wohl merkte, daß er ein Freigeist unter seinen Landsleuten sei. Das mochte daran liegen, daß er schon seit langer Zeit in Diensten von Europäern gestanden hatte; er war bekannt in Batavia und Singapore und hatte sogar mit einem frühern Herrn eine Reise nach China gemacht, von wo er die Gewohnheit des Opiumrauchens mitbrachte.

Einmal überraschte er mich durch seine Kenntnisse in der Geographie: er wollte wissen, aus welchem Lande Europa's ich komme, da er wußte, daß ich kein Blanda (Holländer) sei. Die englischen Worte England und France kannte er auch und fragte, ob eins dieser Länder meine Heimath wäre. Ich sagte ihm, mein Vaterland grenze an France und nannte es ihm dann englisch „Germany". Er schien den Namen nicht zu kennen und sann eine Weile nach, endlich rief er: „Ach, der Herr will sagen Dschermania, das kenne ich wohl." Ich war wirklich erfreut zu hören, wie er das klanglose Germany in seiner wohllautenden Sprache so glücklich in „Dschermania" umgewandelt hatte und so auf das richtige, alte Stammwort zurückgekommen war. Als ich ihm einige Bilder von deutschen Orten und Landschaften zeigte, kam er auch auf den Schluß, daß Dschermania ein schönes Land sein müsse.

Die malayische Sprache ist sehr weit verbreitet und wird auch von manchen benachbarten Völkern, die eine ursprüngliche, eigene Sprache besitzen, gesprochen; auch jeder Europäer, der in Hinterindien reisen oder sich aufhalten will, muß Kenntnisse des Malayischen haben. Das beste soll auf Sumatra gesprochen werden, dem angeblichen Stammland der Sprache. Zu unterscheiden ist das Hochmalayische, welches an den Höfen der Fürsten gesprochen und in der Schrift gebraucht wird, von der vereinfachten Sprache des gemeinen Lebens. Ihrer erstaunlichen Einfachheit wegen ist die malayische Sprache leichter zu erlernen, als europäische Sprachen und ist dabei außerordentlich weich und wohltönend. Die Literatur der Malayen ist nicht unbedeutend in Prosa, wie in gebundener Rede, besonders hübsch sind viele Sagen und Märchen, die an Tausend und eine Nacht erinnern.

Zum Schluß möchte ich noch ein kleines malayisches Liedchen mittheilen, welches ich freilich nicht selbst aus Indien mitbrachte, sondern aus Chamisso's Briefen entnehme. Ich schreibe es hier mit einer nach meiner Erfahrung ein wenig veränderten Aussprache und mit der Uebersetzung nieder:

Kalau tuan djalan dahulu,
Tjarikan saya daun kambodja;
Kalau tuan mati dahulu
Nantikan saya di pintu schorga.

Wenn du vor mir hergehst,
Suche mir Blätter von Rosmarin;
Wenn Du vor mir stirbst,
Warte auf mich an der Himmelsthür.

Der schweizerische Forscher Dr. A. Schläfli und seine Reisen.

II.

Der Plan unseres Landsmannes sollte bald verwirklicht werden und zwar nach erweiterter Anlage. Es galt eine Forschungsreise in Ost-Afrika, zunächst auf Madagaskar. Seine züricher Freunde und Gönner waren dafür besorgt, daß dem strebsamen Manne, dessen Pläne so viele schöne Ergebnisse versprachen, die nöthigen Mittel, allervörderst die ökonomischen, gesichert wurden. Es waren bald über 8000 Francs freiwillige Privatspenden gezeichnet, eine Summe, welche durch Beiträge der züricher Regierung, des schweizerischen Schulrathes und andere Zuschüsse auf mehr als 10,500 Francs sich erhob. Dazu kam die Ausrüstung mit wirksamen Empfehlungen und den erforderlichen Reisegegenständen. Der türkische Dienst wurde quittirt, und im Oktober 1862 ging der Reisende an Bord einer arabischen Bagla, um zunächst nach Bombay zu gelangen. Auch diese Fahrt findet sich aufgenommen in den so eben erschienenen Mittheilungen schweizerischer Reisender. II. Reisen in dem Orient von med. Dr. Alexander Schläfli, mit einer Karte. Winterthur, Verlag von J. Wurster und Komp. 1864.

Diese letztere größere Arbeit unseres Landsmannes behandelt die ganze Reise von Konstantinopel bis Bombay und ist uns als ein gar interessanter Beitrag zur Kenntniß des Morgenlandes erschienen. Gelehrte Abhandlungen, glänzend ausgemalte Schilderungen, die Phantasie aufregende Ereignisse enthält sie nicht; allein sie ist klar und schlicht geschrieben, trägt den Stempel der Wahrheit an sich und zeugt von einer aufmerksamen Beobachtung, einem gesunden Urtheil und einer gründlichen Kenntniß der Verhältnisse des Orients. Neben der Darstellung der persönlichen Erlebnisse bietet sie eine Menge interessanter Bemerkungen über die Beschaffenheit des Landes und seiner klimatischen Verhältnisse, über die nutzbaren Naturprodukte und ihre industrielle Verwendung, über die Bevölkerung, ihre Stammesverwandtschaften, ihre Sitten, ihren Charakter, ihre Beschäftigungen, dann über ihre politischen Verhältnisse u. s. w., kurz über Alles, was ein aufmerksamer Blick dem Reisenden aufdecken kann. Manche Einzelscenen und Schilderungen sind eben so anziehend als belehrend.

Wir können uns nicht enthalten, die Fahrt auf der Bagla in ihren Hauptpartien hier mitzutheilen, in der Hoffnung, daß der weite Leserkreis des „Globus" einen Vorgeschmack dessen gewinne, was ihm Schläfli's „Reisen im Orient" bieten können. Der ganze 157 Seiten starke Reisebericht ist uns ein theures Vermächtniß.

Basra sollte diesen Herbst eine regelmäßige Dampfschiff-Verbindung mit Bombay erhalten. Leider war kaum einige Stunden vor meiner Ankunft in Marghil der erste Steamer schon abgefahren und bestimmt, erst in sechs bis sieben Wochen zurückzukehren. Wollte ich nicht diesen Zwischenraum in der ungesunden Stadt abwarten, blieb mir nichts Anderes übrig, als die Ueberfahrt nach Bombay auf einem arabischen Schiffe, einer sogenannten Bagla, zu unternehmen, an denen es zur Zeit nicht mangelte. Es sind dieß im Ganzen sehr solid konstruirte Fahrzeuge, aber unförmlich breit im Verhältniß zur Länge, mit einem Gehalte von 1 bis 400 Tonnen. In ihrer Mitte erhebt sich ein ungeheures Segel, dessen einzige Rae die Länge des Schiffes fast übertrifft, welches wieder in das Segel wie ein Kindlein eingewickelt werden könnte. Sehr vorsichtig und fast immer den Küsten entlang fahrend, hat der Reisende

auf ihnen nicht viel riskirt; aber den Vortheil größerer Billigkeit wiegt nicht der Verlust an Zeit, Mangel an Gesellschaft und Komfort auf. Ein Reisender, der nicht schon seit Jahren an orientalisches Leben gewöhnt ist, wird sich auf ihnen völlig unglücklich finden. Zur Zeit der Dattelernte (Oktober) wimmelt es in Basra von solchen Baglas, die aus allen Hafenplätzen des Persischen Golfes herbeigeschwommen kommen, ihre Räume mit der süßen beliebten Frucht zu füllen, die namentlich in Bombay den größten Absatz findet.

Die hauptsächlichsten Orte, welche diesen Handel betreiben und in denen auch gewöhnlich die Baglas gebaut werden, sind: Kuëit, Abuschir, Chari, Ghäs, Lundsche, die Bahreininseln, Bassador, Maskat, Sur und einzelne Häfen der Somaliküste. Im Jahr unternehmen diese Fahrzeuge nur eine einzige Fahrt nach Bombay und kehren dann, nachdem sie an der Malabarküste, namentlich von Mangalore, Kaffee, Pfeffer, bengalischen Reis, Indigo, Zucker, Gewürznelken und Curcumä geladen, gegen Ende des Nordost-Monsuns in ihre Heimat zurück.

Am 24. Oktober sollte die Selamti, eine stattliche neue Bagla von 400 Tonnen, deren einzige Cabine ich gemiethet hatte, nach dem Mittagsgebet die Anker lichten. Ich war daher pünktlich an Bord.

Aber bis Kapitain, Douane und Wind die Abreise ermöglichten, vergingen nach orientalischem Schlendrian noch drei Tage. Eile ist ja nach moslemitischem Glauben des Teufels Werk.

Unterdessen hatte ich Zeit, mich in der neuen Behausung so bequem als möglich einzurichten und prosaische Betrachtungen über die nächste Umgebung anzustellen. Selamti (d. h. Glück oder Heil) war ein vielversprechender Name, wenn ihn nicht Wind und Wetter später Lügen gestraft hätten. Indessen schien die, nebenbei bemerkt, ziemlich weitläufige Cabine nicht gerade ein Sitz des Glückes zu sein. Ein durchdringender aromatischer Geruch nach getrockneten halbverfaulten Fischen, durchdringender noch als Amber und Moschus, entströmte ihren unteren Räumen, während zolllange Kakerlacken und eine Menge Ameisen auf dem von Dattelsaft und Oel triefenden Boden sich herumtummelten. Ein kleines klammersüßiges Thierchen, mit dem jeder Reisende im Orient bald vertraut wird, nistete sich in die Falten der Kleider und des Bettzeuges ein und mahnte zur Abendzeit dringendst die Haut, daß es auch der Nahrung bedürfe. Doch hatte dasselbe auch seine guten Seiten. Das Leben an Bord ist stets langweilig und besonders auf arabischem, wo der Spazierraum sehr beschränkt ist und der unermüdliche Auf- und Abgeher in der nächsten Minute schon als verrückt gilt. Manch langweilige Stunde konnte auf das edle Waidwerk verwendet werden, und groß war stets das Vergnügen, eines jener hinterlistigen, garstigen Insekten en flagrant délit oder in Mitwissenschaft nach langem Suchen zu ertappen und ihm die Wucht der rächenden Finger fühlen zu lassen. Die Araber, welche sich vor Sonnenuntergang in Masse wie die Hühner lausen, legten sie immer sanft neben sich hin, da ihnen der Koran nicht erlaubt, ein Thier leichtsinnig seines Lebens zu berauben.

Wenn ich von diesem entomologischen Passus auf den Kapitain komme, soll dies keineswegs böse gemeint sein. Im Gegentheil war es ein recht braver, gefälliger Araber, ein tüchtiger Seemann, der mit dem Sextanten sehr gut umzugehen wußte. Die Mannschaft bestand aus 65 bis 70 Matrosen, Bewohnern der Insel Ghäs und Snaheliskaven. Trotz den fünf täglichen Abwaschungen zum Gebete, das sie als eifrige Moslims nie unterließen, war Reinlichkeit bei ihnen nicht gerade zu Hause und manche delikate Dame wäre beim Ansehen gewisser Manipulationen in Ohnmacht und Krämpfe gefallen. Ich begriff nun erst die Nothwendigkeit und Wohlthat einer uns Festtändern so pedantisch vorkommenden Reinlichkeit, welche auf den meisten europäischen Schiffen herrscht.

Im Ganzen war es aber ein gutmüthiges, friedfertiges Völkchen; während der vier Wochen, die ich in seiner Mitte verlebte, hörte ich nie ein Wort des Streites — und zu meinem Erstaunen kam das Wort „Bakschisch" nicht über seine Lippen. Ueberhaupt beobachtet man unter den arabischen Matrosen nie jene Scenen empörender Rohheit, die unter den europäischen so gewöhnlich sind. Jede Arbeit begleiteten sie mit nicht unschönem Gesang, der meist Koransprüche und Lobpreisungen Gottes enthält. Vor dem Aufziehen des gigantischen Segels lispelten sie zuerst ein stilles bis millahi rachmani rachim (im Namen Gottes des Allbarmherzigen); dann erklang in vollem Chorus, daß es weit über Wald und Wogen dahinschallte: El-hamau dillah rebi-ul-alemin (Dank Gott, dem Herrn der Welten), Allah akbar, allah akbar, allah illabah Muhämmeden ressul-allah (Gott ist groß, Gott ist groß, es gibt keinen Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet) und Selam aleik ressul-allah (Friede sei mit dir, Prophet Gottes). Jetzt wurde unter rhythmisch gesungenem inschallah Chairullah, inschallah Chairulla (So Gott will, Gottes Segen) oder ya selameh, ya selameh (Glück auf!) von 50 muskulösen Burschen gezogen und gezerrt, daß die dicken aus Palmfasern gedrehten Taue entzwei zu reißen drohten, indessen die schwarzen Buben wie Teufelchen hoch oben herumkletterten oder wie toll mit Händen und Füßen zum Gesange Takt schlugen. Andere Manöver wurden dagegen immer mit kannibalischem Geschrei und Ungestüm ausgeführt.

Den 27. Oktober fuhren wir endlich mit einer frischen Nordwestbrise den palmenreichen Schatt-el-arab hinab. Sie ließ aber bald nach, so daß wir erst mit Sonnenuntergang in Sicht von Muhämmera kamen, wo wir wegen weiterer Ladung bis zum 30. liegen blieben. Muhämmera hat in neuester Zeit durch den türkisch-persischen Grenzstreit und die elende Niederlage, welche hier die Perser 1857 durch die Engländer erlitten, einige Berühmtheit erlangt. Sonst ist es ein miserables arabisch-persisches Städtchen, das aber in früheren Zeiten, als es noch in den Händen selbstständiger Scheichs war, den Türken viele Verlegenheiten bereitete.

Gegenwinde, ungewöhnlich frühzeitige Gewitterstürme, Windstillen hielten uns über eine Woche im Chôr Hälti fest, dem einzigen für größere Schiffe passirbaren Mündungsarm des Schatt-el-arab. Sein rechtes Ufer, die Landschaft Danasir, begleitet ein fast ununterbrochener Dattelwald bis an's Meer, weniger sein linkes, die zur Hälfte des Jahres unter Wasser stehende Insel Mamersi.

Am 7. Nov. versuchten wir auszulaufen und die für größere Schiffe so gefährlichen Untiefen zu passiren, welche vor der Mündung des Chôr Hälti liegen und sich auf mehrere Meilen weit in's Meer erstrecken. Aber kaum in ihrer Mitte angelangt, schlug der Nordwest in Südost um, so daß man es für gerathener fand, wieder in die alte Position im Schatt zurückzusegeln. Da uns auch der folgende Tag keine Erlösung brachte, unternahm ich eine kleine Jagdpartie ans rechtseitige Ufer, von der aber weder Küche noch Sammlungen großen Profit zogen. Fauna und Flora sind im ganzen Deltalande des vereinigten Euphrat und Tigris ungemein ärmlich. Vierfüßler, Vögel und Insekten sind nur sehr spärlich vertreten, während der Schlamm der Kanäle von Krabben, Meergrundeln (Gobius spec.?) und Neritinen wimmelt. Bei dem Dorfe Fau (fau), der letzten Ortschaft abwärts des Schatt-el-arab, fand ich noch wohl unterhaltene, frisch angelegte und durch Mauern gegen die gesalzene Fluth geschützte Pflanzungen, in denen Dattelpalmen, Baumwolle, Henna, Nebuks und in einzelnen Exemplaren Granaten, Feigen- und Maulbeerbäume gezogen wurden.

Der Morgen vom 9. lächelte uns mit einem heitern Himmel

und einer frischen Nordwestbrise entgegen. 20 bis 30 Baglas hatten sich unterdessen, durch das schlechte Wetter zurückgehalten, versammelt, und eine nach der andern fuhr, uns mit kräftigem Selam begrüßend, mit gefüllten Segeln an der unsrigen vorbei. Endlich konnte sich gegen Mittag die Selamti mit eingetretener Fluth auch in Bewegung setzen, und bald schwamm sie auf den gesalzenen blaugrünen Wogen.

Mit Sonnenaufgang vom 10. lagen wir vor Charidsch*). Das kleine, von zerrissenen, kahlen Hügeln und Kalkfelsen durchzogene Inselchen trennt ein schmaler Kanal von einem zweiten, aber unbewohnten Eilande, Namens Chuèri. Früher während einiger Jahre im Besitze Englands, wurde Charidsch später durch Vertrag an Persien abgetreten, obschon es als ziemlich gesunder Stationsort im Persergolf und an der Ausmündung des Schatt-el-arab einigen Werth bot. Es ist aber sehr unfruchtbar und besitzt keinen Hafen. Im letzten persischen Kriege nahmen die Engländer davon wieder vorübergehend Besitz. Die Bewohner Charidsch's, deren Anzahl jetzt höchstens noch 50 bis 60 Familien beträgt, vermindern sich von Jahr zu Jahr durch Auswanderung, da ihnen der von Persien auferlegte jährliche Tribut von 12000 Gran zu schwer fällt, um so mehr, da sie unter britischer Herrschaft an Abgabenfreiheit gewöhnt waren. Die Physiognomie und Hautfarbe der Chârgi hat etwas auffallend Europäisches. Es ist auch nicht unmöglich, daß bei der langen Herrschaft Portugals im Persergolfe portugiesisches Blut in ihren Adern fließe. Ihre Sprache ist ein starkes Gemisch von Persisch und Arabisch. Als geschickte Piloten werden sie fast von allen Schiffen gedungen, welche Basra und den Persergolf besuchen. Die kleine und einzige Ortschaft der Insel blühte unter den Engländern rasch auf, während jetzt der größte Theil in Ruinen gefallen ist, selbst das Kastell, von dem die persische Flagge, der Löwe mit dem Schwerte Ali's, traurig herabweht.

Gegen 3 Uhr Abends ankerten wir auf der unsichern Außenrhede von Abuschir. Die See ging aber so hoch, daß ich mir wirklich nicht getraute, die anderthalb Stunden entfernte Stadt, deren Häuser, Mauern und gebirgiger Hintergrund uns entgegen schimmerten, zu besuchen. Das Schiff wurde bald mächtig geschaukelt und herumgeworfen, so daß ich von der Seekrankheit, die mich auf so mancher stürmischen Fahrt bis anhin verschont hatte, in hohem Grade befallen wurde. Da unser Arzneikram gegen das Uebel ohnmächtig ist, war ich begierig, zu erfahren, welches Mittel die Araber gegen dasselbe anwendeten und bat sie, mir ein solches anzugeben. Einige Augenblicke später erschien ein glotzäugiger Aethiopier mit einem glühenden Eisen in der Hand, das für Nichts weniger als meine Schädelspitze bestimmt war. Ich zog natürlich die Krankheit der, wenn auch leichten, doch so schmerzhaften Cauterisation vor. Die Schiffleute versicherten mir aber, indem mir einige die Brandnarben auf ihren Köpfen zeigten, daß dies das Uebel augenblicklich und gründlich heile. Möge ein anderer feuerfesterer Mann die Probe machen.

Am Abend des 11. segelten wir wieder weiter, nachdem wir den ehrenwerthen Scheich der Insel Ghäs aufgenommen, einen gutmüthigen, aber schrecklich hypochondrischen Mann, gläubig, wie ein Apostel, an Aerzte, stinkende Latwergen und Mixturen. Jede fünf Minuten hielt er mir seinen Puls entgegen; jede fünf Minuten mußte ich seine Zunge zollweit ausgestreckt vor meinen Augen sehen, während auf kindische Fragen eben so kindische Antworten folgten. Dreißig Mal im Tage begann ein großes, gründliches Interrogatorium über Nutzen und Wirkung unzähliger Scherbet's, Pulver und Pillen, die er mit sich schleppte, welche kalt, welche heiß, welche seinem Körper zuträglich seien.

Als wir uns am Morgen des 13. am Ausgange des Golfes befanden, sahen wir eine Menge Heuschrecken auf dem Wasser schwimmen; einzelne flatterten auf unserm Schiff herum. Begierig wurden sie von den Arabern aufgelesen, 20 bis 30 Bursche stürzten sich selbst ohne Furcht vor den Haifischen ins Meer, dieselben zu sammeln. Am Abend wurde daraus mit Salz, Wasser, Mehl und Butter ein feines Ragout hergerichtet, das nur den Bevorzugtern ausreichte. Andere rösteten sie einfach auf dem Feuer. Als Kuriosität versuchte ich dieselben auch, und ich muß gestehen, daß Heuschreckenschenkel gar nicht so übel schmecken, als man vermuthen möchte. Die Heuschrecken, namentlich die geschätzten eiertragenden Weibchen, haben eine leichte, purgirende und, wie die Araber glauben, blutreinigende Eigenschaft. Ihr Erscheinen ist auf den Inseln des Persergolfes immer sehr erwünscht, nicht nur weil sie reichliche Nahrung für Menschen und Vieh geben, sondern weil das Jahr auch als besonders glück- und heilbringend angesehen wird. Dies ereignet sich aber nur alle 5 bis 10 Jahre. Immer kommen sie aus Persien.

Schaaren zwei bis drei Zoll langer Fische, welche von den Arabern Gobab genannt werden, ruderten, das Wasser schlagend, wie kleine Räderdampfer auf der Oberfläche umher, während eine Art Delphine, der Dschmâhi, in Purzelbäumen um das Schiff herumspielte.

Nachmittags des 15. passirten wir das kleine Eiland von Hinderabi, um dann bei dem stets wehenden Gegenwinde zwei Tage in der Bay von Dschirru vor Anker zu liegen. Unterdessen putzten sich unsere Leute zum würdigen Einzug in ihre Heimath. Zwei wollhaarige Perruquiers rasirten ihre Köpfe so glatt, wie Suppenteller und schmierten sie reichlich mit duftendem Thrane ein. Kleine Spiegelchen wurden hervorgezogen, die vollmondglänzenden Häupter nach allen Seiten beschaut und bewundert, die alten läusewimmelnden Hemden und Käppchen gegen neue vertauscht. Erst am Morgen vom 17. konnten wir uns der Insel Ghäs nähern. Einige Kanonenschüsse verkündigten unsere Ankunft, die ebenfalls auf dem Eiland durch Abfeuern von Böllern und Aufziehen von Flaggen gefeiert wurde.

Gelandet, wurde der Scheich von seinem Hausstaate und den Honoratioren der Insel empfangen, indessen die verschleierten Weiber, vor jeder Hütte in Pelotons aufgestellt, beim Klang der Pauken, Pfeifen und Cimbeln herz- und markdurchdringende Luln-Schreie hören ließen. Meine bescheidene Anwesenheit ging im Anfange ganz unbemerkt vorüber; doch bald war der Scheich in den Hintergrund gestellt, und Aller Blicke waren auf mich gerichtet. Im Nu war ich von einer Legion neugieriger Jungen umhüllt, die ihrer Verwunderung in allen möglichen Ausdrücken Lauf ließen. „Was ist das?" „Schau, einen Frengi!" „Seht — auf mein leichtes Sommerröckchen weisend — diesen kleinen, elenden Mantel, den er trägt, seht die Beine in den langen Säcken und die schwarzen Dinger an seinen Füßen!" Daneben kicherten die schwarzen und braunen Damen und mochten mich ganz erbärmlich auslachen.

Der Scheich hatte mich eingeladen, einige Tage bei ihm zu verweilen, und da ich trotz seiner langweiligen Gesellschaft froh war, der stinkenden Räume der Bagla los zu werden und mir ein kurzer Aufenthalt im Persischen Golfe nicht unerwünscht war, nahm ich den Antrag an. Ich hatte ihn freilich später bitter zu bereuen.

Ghäs (nicht Käs oder sogar Kenn, wie auf einigen Karten steht) ist eine niedere, kahle Koralleninsel, die an ihrer höchsten Stelle sich kaum 100 Fuß über das Meer erheben mag und die theils als sandiger Strand, theils in steilen Klippen gegen die See zu abfällt. Ihre Länge mag $2\frac{1}{2}$, ihre größte Breite eine Stunde betragen. Nur an wenigen Stellen ist ihr Boden mit einer leichten Humusdecke überzogen. Die Vegetation ist daher äußerst ärmlich. Palmenhaine finden sich nur auf dem nördlichen und nordwestlichen Theile der Insel. Neben der Dattelpalme werden noch einige Nebuk, Maulbeer- und Grurbäume gezogen. Acacia Segal nebst einer andern Acacienart wachsen

*) Von den Arabern hörte ich den Namen der Insel immer Charidsch oder Châri aussprechen, nie Karrak, wie auf allen Karten steht. Ihre Bewohner heißen Châgri.

wild, werden aber nur des Holzes wegen benutzt. Getreide wird nur an wenigen Stellen angebaut (Aussaat Mitte November) und deckt den Bedarf der Insel nicht. Von Phanerogamen fand ich nur drei Species in Blüthe. Eben so beschränkt wie die Flora ist die Fauna. Von den gewöhnlichen Hausthieren werden Ziegen, Schafe, Kühe und Katzen gehalten, seltener Esel; unter allen herrscht aber eine große Mortalität. Hunde kommen gar nicht vor und sterben importirt in Zeit von wenigen Tagen weg. Was ist die Ursache? — Von wilden, vierfüßigen Thieren zeigen sich nur eine bis zwei Mäuse- und Fledermausarten; eben so selten sind Vögel, um so häufiger dagegen Vipern, Eidechsen und Skorpione. Unter den Insekten und Landmollusken (nur zwei Species) fand ich keine einzige Art, die ich nicht schon im untern Mesopotamien angetroffen hätte. Reichhaltiger ist das Meer, das von prächtigen Fischen, Mollusken und anderen Geschöpfen wimmelt.

Ghäs wird von acht kleinen Ortschaften bevölkert, von denen Fachal und Mesra auf seiner südlichen, El-hille, Mâschi, Deh und Didschim auf seiner nördlichen, Sefil und Bach auf seiner nordwestlichen Seite liegen. Die größten unter ihnen sind Mâschi und Sefil. Die Gesammtzahl der Hütten und Häuser mag auf der ganzen Insel wohl über 500 betragen, die der Einwohner 2500 bis 3000. Im nordwestlichen Theile der Insel findet man dicht am Meeresstrande die ausgedehnten Ruinen einer frühern Niederlassung, deren heutiger Name Hariré und die vielleicht portugiesischen Ursprungs ist. Die Engländer hatten hier vor einigen Jahren Nachgrabungen gemacht und sollen viele Steine mit Inschriften und natürlich „Schätze und Gold" in Menge gefunden haben. Die Mauern und Gebäude der Stadt sind alle eingestürzt, die solid und zierlich gearbeiteten Cisternen dagegen noch größtentheils gut erhalten.

Die Wohnungen der Bewohner von Ghäs sind einfache aus Palmenzweigen erbaute Hütten, die weder Schutz gegen die Hitze noch gegen die öfters sehr beträchtlichen Winterregen geben. Mitte Novembers war ich genöthigt, mein Zelt im Innern einer solchen aufzuschlagen, um meine Effekten vor dem strömenden Regen zu bewahren. Wohl mehr als $^1/_{10}$ der Insulaner sind Suahelineger, die als Sklaven sich einer glücklichen Existenz erfreuen. Die Araber verstehen fast ohne Ausnahme zu lesen und zu schreiben, und ihr Bildungsgrad steht jedenfalls nicht auf niedrigerer Stufe, als der des größten Theiles unseres Bauernstandes. Ihre Hauptbeschäftigung ist Fischfang und Handel mit Datteln und Perlen.

Das Klima der Insel Ghäs ist sehr ungesund, ohne daß gerade eine hervorstechende Ursache nachzuweisen wäre. Fieber sind im Sommer sehr häufig und verlaufen für Fremde fast immer tödtlich. Die Sommerhitze ist gemäßigter als in dem gegenüberliegenden, brennend heißen Germâsir, obschon dort mehrere Punkte, z. B. Essina, sich wieder einer viel gesündern Lage erfreuen. Die Insulaner erreichen nie ein hohes Alter; auf der ganzen Insel existiren nur zwei Männer, die ein Alter von 80 bis 90 Jahren aufzuweisen hatten. Süßes Wasser findet man auf Ghäs überall, wo man 6 bis 10 Fuß in den Boden gräbt. Viele Schiffe versorgen sich daher hier mit frischem Wasser. Erdbeben sind verhältnißmäßig selten, die Stöße nur schwach, während die gegenüberliegende Küste von Fars oft daran zu leiden hat.

14 Tage waren unterdessen verflossen, die Insel hatte ich nach allen Richtungen hin durchkreuzt und durchstöbert und sie konnte mir nichts Interessantes mehr bieten. Sehnlichst erwartete ich ein Schiff, um dem überdrüssig gewordenen Robinsonsleben zu entrinnen. Früher war kein Tag vergangen, ohne daß nicht einige angehalten hätten; jetzt ließ sich keines mehr erblicken — dagegen zog ein anderer, unerwünschter Gast ein, das Fieber.

Nach einer kleinen Jagdpartie fühlte ich mich ungemein ermattet; leichte Frostschauer durchzuckten die Glieder; es folgten Schmerzen in Schultern und Rückgrat, Eingenommenheit des Kopfes, in der Nacht brennende Hitze, Schlaflosigkeit, heftige Schmerzen im Kopfe, der zu zerspringen schien. Am andern Morgen waren die Kräfte dahin, der Kopf wüst und stupid geworden, die Beine wie paralytisch gelähmt. An eine Stelle gelegt, blieb ich liegen, ich wollte, ich bedurfte Nichts mehr. Nachdem ich so drei Tage lang in soporösem Zustande dagelegen, ohne einen Schluck Wasser, ohne einen Bissen Nahrung zu mir zu nehmen, kam ich ein wenig zu mir, konnte die Gedanken etwas sammeln und über das Trostlose meiner Lage nachdenken. Chinin hatte keinen Erfolg gehabt, und nur schleunigste Luftveränderung konnte mich noch retten. Ohne auf die Gefahren der hochbewegten See zu achten, bestieg ich eine kleine Fischerbarke, in der ich und meine Effekten kaum Platz hatten, um das ungefähr 50 englische Meilen entfernte Lundsche im Germasir zu erreichen, von wo aus ich größere Hoffnung hatte, meine Reise fortzusetzen. In der mondhellen Nacht vom 9. auf 10. December gelang die gefährliche Ueberfahrt, und am Vormittag vom 10. befand ich mich in der freundlichen Ortschaft, deren reinere Luft und bessere Nahrungsmittel mir in wenigen Tagen die erwünschte Genesung brachten.

. . . . . .

Am Neujahrstage 1863 kam die indische Küste — die Halbinsel Gnzerat — zum Vorschein, und am 6. Januar ankerte die „Agali Bussuf" zu meiner unaussprechlichen Freude im Hafen von Bombay."

Nachdem die Ausrüstungsgegenstände angekommen und eine Reisegelegenheit sich gefunden, konnte endlich Dr. Schläfli Bombay verlassen. Er benutzte ein Segelschiff nach Mauritius. Voll Muth und Hoffnung betrat er dieses Eiland im April 1863. Allein hier wandte sich sein Geschick. Wochenlang fand sich keine Gelegenheit zur Weiterreise, weder nach Madagaskar, noch nach den Comoren, noch nach Zanzibar, während anderseits das unglaublich theure Leben seine Reisemittel verminderte. Er benutzte die Zeit zu kleinen Ausflügen und zog sich auf einer Waldtour eine Erkältung und in Folge davon eine heftige und hartnäckige Dysenterie zu. Diese wollte in dem gefährlichen Klima nicht weichen und lähmte seine körperlichen und geistigen Kräfte; nach schweren inneren Kämpfen mußte sich unser Landsmann zur Rückkehr entschließen.

Zu Ende des Maimonats war er, durch eine ruhige und glückliche Seefahrt etwas gestärkt, wieder in Bombay; doch nach kurzer Zeit brach, im Zusammenhang mit der ersten Krankheit, eine akute Leberentzündung aus, die ihn an den Rand des Grabes brachte und nur durch die kräftigsten Mittel überwunden wurde. Er erholte sich wieder und ging, auf Andringen der Aerzte, nach dem zwar heißen, aber gesundern und ihm schon bekannten Bagdad, freilich jetzt an Körper und Geist gebrochen, aber in der Absicht, in den Gebirgen Kurdistans eine Quarantänestelle zu übernehmen und dabei Gelegenheit zu vollständiger Wiedergenesung und weiterer wissenschaftlicher Forschung zu erhalten. Dazu war es zu spät. Auf der See kehrte die furchtbare Dysenterie mit neuer Heftigkeit wieder, und Schläfli erreichte, einem Schatten gleich, auf's Aeußerste entkräftet, das liebgewordene Bagdad und seine dortigen Freunde. Am 5. Oktober, Morgens 6 Uhr, löschte die grausame Krankheit den letzten Lebensfunken aus. Dr. Schläfli entschlummerte im Militärspitale zu Bagdad, treu gepflegt von den ihm befreundeten ärztlichen Kollegen und betrauert von allen seinen europäischen Bekannten.

Damit ist nun, — so spricht, von schmerzlichem Gefühle bewegt, des Entschlafenen edler zürcherischer Freund und Gönner — damit ist nun das ganze wissenschaftliche Reiseunternehmen, welches mit so gegründeten Hoffnungen aufgenommen wurde, vollständig gescheitert. Ein muthiger Streiter mehr, der

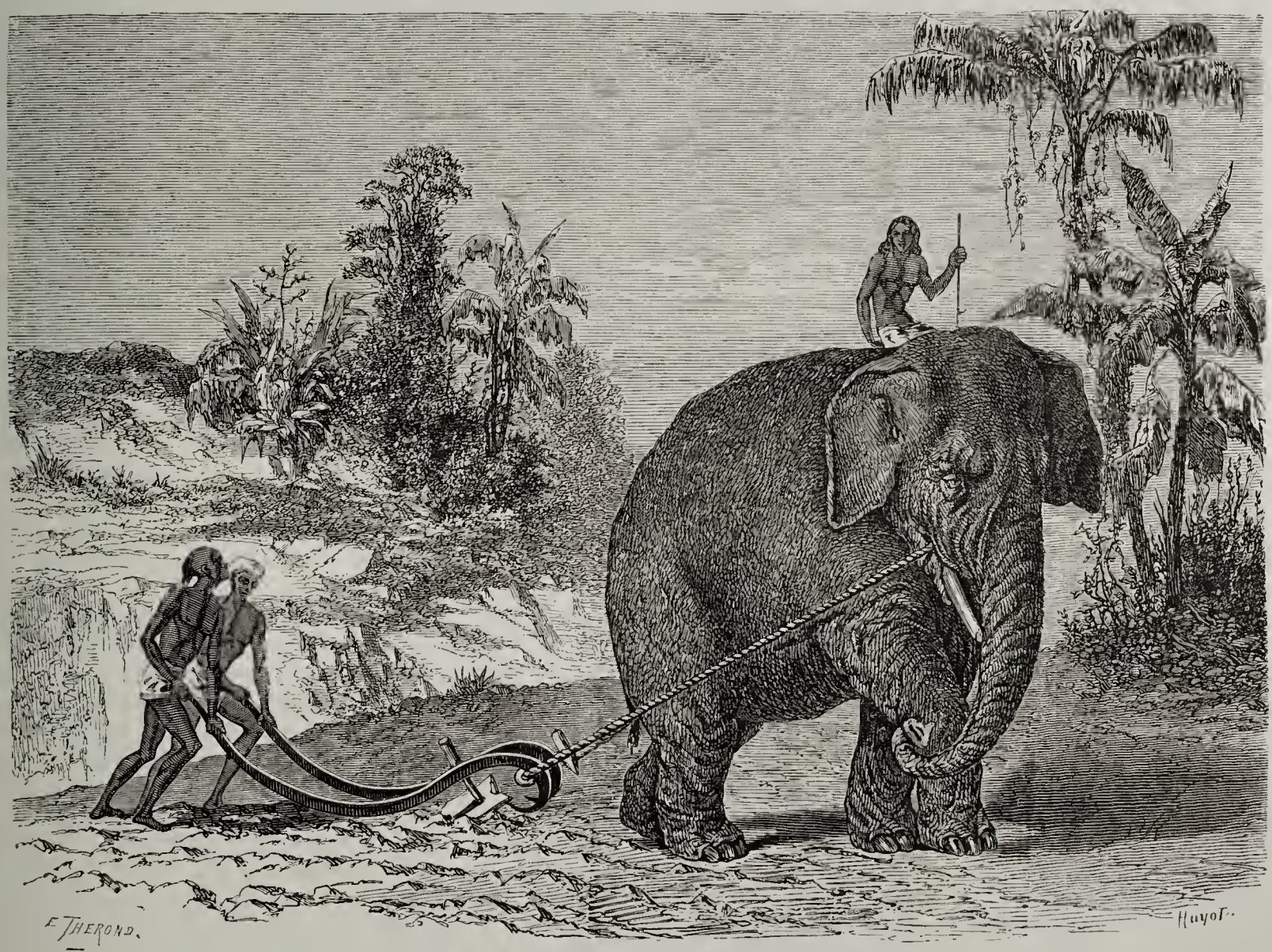
wohl gerüstet zur Erforschung Madagaskar's und Afrika's ausgezogen war, ist seiner schwierigen Aufgabe zum Opfer gefallen. Aber größer als die materiellen Verluste verschiedener Art, die das Scheitern der Unternehmung veranlaßt, ist die Lücke, welche Dr. Schläfli in der Wissenschaft zurückläßt, der er bereits Dienste geleistet hatte und manch andere zu leisten verhieß. Tüchtige Kenntnisse, ein durchaus wahrer, unbestechlicher Sinn, eine große Einfachheit und Mäßigkeit, ein ideales Streben, das ihn über die laufenden Schwierigkeiten weghob, ein fester, ausdauernder Wille, eine große Thätigkeit, alle diese Eigenschaften, die unter dem verweichlichenden Himmel des Orients so selten Stich halten, fanden sich in ihm vereinigt und hatten sich vielfach bewährt. Gewiß haben Wenige, allein und verlassen wie er, in die Welt hinaus geßoßen und durch schwere Schicksale hin und her geworfen, einen so reinen Charakter und ein so gutes Herz bewahrt. **Egli.**

Die Bedeutung der Hausthiere für die Kulturentwicklung der Völker.

I.

Wir warfen neulich in einem Kreise von Männern, unter denen sich Beamte, Gelehrte und auch einige Landwirthe befanden, die Frage auf: Wie viele Thierarten sind zahm von Haus aus oder von dem Menschen in der Weise gezähmt worden, daß sie ihm dienen und sich als Hausthiere fortpflanzen?

Es war, gegenüber einem so einfachen Gegenstande, ergötzlich, zu hören, wie verschieden die Antworten lauteten. Offenbar hatte auch nicht ein einziger von den Anwesenden sich jemals die obige Frage vorgelegt, und die Ueberraschung war nicht gering, als wir nachwiesen, daß die Zahl der wirklichen Hausthiere: Vierfüßler, Vögel, Würmer und Insekten zusammengerechnet, in Summa kaum die Zahl vierzig erreiche. Allerdings kann man außerdem Thierindividuen noch anderer Arten zahm machen, z. B. Rehe, welche man jung einfängt,



Ein Elephant auf Ceylon, den Pflug ziehend.

Affen und viele andere, aber diese Individuen sind darum noch keine Hausthiere und spielen keine Rolle im Haushalte der Menschen.

Nun versuchen die verschiedenen Eingewöhnungsanstalten, deren wir manche in verschiedenen europäischen Ländern haben, außer jenen 40 Thierarten auch andere in der Weise einzugewöhnen, daß sie nicht blos als Individuen gezähmt, sondern in

wirkliche, zahme Hausthiere umgewandelt werden. Nur die Zeit kann lehren, ob und in wie weit diese lobenswerthen Bemühungen einigen Erfolg haben. Es ist immerhin der Mühe werth, diese Experimente anzustellen, und der Gewinn wird schon von Belang sein, wenn sich ergeben sollte, daß auch nur wenige Thiere, welche bisher wild oder ungezähmt geblieben sind, in nutzbare Hausthiere umgewandelt werden können. Bis jetzt liegen in dieser Beziehung noch keine günstigen Ergebnisse vor.

Es ist allerdings etwas Wahres an der Behauptung, daß eine Art von Aehnlichkeit zwischen den Versuchen stattfinde, die wilden Völker und die wilden Thiere zu zähmen, sie zu „civilisiren". Man will Thiere civilisiren, um Nutzen von ihnen zu haben; deshalb pflegt man sie sorgfältig und beseitigt Alles, was ihnen nachtheilig sein könnte; man befördert ihr Wohlleben. Bei den Civilisationsversuchen mit „wilden" Menschen und Völkerstämmen ist man seither weniger verständig zu Werke gegangen; man meinte, daß man sie in unserm Interesse, nicht in ihrem eigenen Interesse civilisiren müsse, trachtete von vorne herein danach, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Meinungen und Anschauungen zu beseitigen und ihnen dafür die unseren beizubringen. Das können aber die wenigsten vertragen; sie sind von der Natur nicht dazu angelegt, und deshalb scheitern solche angeblichen Civilisationsversuche allemal.

Sehr richtig hat Broca*) in einer Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu Paris hervorgehoben, daß bei weitem die meisten Thierarten einer wirklichen Zähmung und einer Umwandelung in Hausthiere durchaus widerstreben; man kann sie platterdings nicht umwandeln. Andere dagegen fügen sich leicht. In manchen Gegenden Südamerika's sind die Hunde nicht nur verwildert, sondern wieder vollkommen wild geworden; sie laufen in Rudeln umher und sind so gefährlich, wie unsere Wölfe. Ein erwachsener Hund dieser Art wird nie zahm; dagegen werden es die Jungen, welche man im Hause aufzieht, und diese bleiben auch zahm. Junge Wölfe lassen sich im Hause und unter des Menschen Obhut und Pflege sehr gut an und betragen sich zahm fast wie Hunde, aber nur bis die Tage der Pubertät kommen; dann bricht allemal die naturwüchsige Wildheit hervor. Aehnliches hat man an den anthropomorphen Affen beobachtet. Broca sagt:

„Ich bin fest überzeugt, daß beim Menschengeschlechte wie bei den Thieren, unter den verschiedenen Rassen an- und eingeborene, sehr verschiedenartige Anlagen und Fähigkeiten vorhanden sind, welche den Erfolg der Versuche zur Civilisirung bei ihnen erleichtern, erschweren oder ganz und gar verhindern. Einige sind perfectibel, andere scheinen es nicht zu sein; die ersteren kann man civilisiren, gleichviel ob dabei eine gute oder schlechte Methode beobachtet wird; bei den anderen werden alle Bemühungen zu Schanden."

Zähmen also kann man manche Thiere, aber der eigentlichen Hausthiere haben wir, wie bemerkt, nur eine sehr geringe Anzahl. Von den Rinderthieren (Bovina) sind nur fünf Arten von den 10 bekannten Hausthiere geworden, denn der amerikanische Bison, der Moschusstier, der Auerochs, der südafrikanische Stier und jener des äquatorialen Afrika scheinen, bis jetzt wenigstens, nicht fähig zu sein, in Hausthiere umgewandelt zu werden. Von den sechs Arten der Pferdefamilie sind nur zwei Hausthiere. Das Zebra erscheint in der Gefangenschaft so zahm und gelehrig wie der Esel, aber alle Versuche, aus ihm ein Hausthier zu machen, sind entschieden mißlungen. Von den 12 Arten der Schweine (Setigera) ist nur eine zum Hausthier geworden, von den Hundethieren auch nur einzig und allein unser Hund. Denn Wölfe, Füchse, Schakale und Hyänen eignen sich dazu eben so wenig, wie Löwen, Tiger oder Leoparden. Von den Hirschthieren (Cervina) ist allein das Rennthier gezähmt worden, von den sehr zahlreichen Familien, zu welchen Schaf und Ziege gehören, sind es nur allein diese beiden, von den Nagethieren nur das Kaninchen, von den Katzenthieren lediglich unsere Katze, deren eigentliche Heimath uns unbekannt ist.

Mit den Vögeln verhält es sich in ähnlicher Weise. Von den Hühnervögeln hat der Mensch nur vier zu Hausthieren gemacht, nämlich unser gewöhnliches Huhn, das Perlhuhn, den Puter und den Pfau, von den taubenartigen Vögeln nur unsere Haustaube, von den Gänsen nur vier und von den Enten auch nicht mehr.

Ueber die erste Zähmung, von vierfüßigen Thieren oder Vögeln, haben wir nicht die allermindeste Kunde; wir wissen nicht, wann und wie eines dieser Geschöpfe zum Hausthiere geworden ist. Man nimmt gewöhnlich an, daß alle diese nun dem Menschen unterthan und folgsam gewordenen Thiere ursprünglich wild gewesen seien. Aber darüber läßt sich, bei manchen wenigstens, nichts Bestimmtes sagen, während bei einigen allerdings mit Sicherheit angenommen werden kann, daß der Urtypus wild gewesen und durch den Menschen zum Hausthier umgewandelt worden sei. Darüber haben wir indeß, wie gesagt, keinerlei geschichtliche Angaben, ja nicht einmal eine Ueberlieferung. Doch so viel steht fest, daß zu der kleinen Reihe von Hausthieren, seit Anbeginn der Geschichte, auch nicht ein einziges neues Thier hinzugekommen ist; sie alle sind schon vorhanden, sobald civilisirte Völker auftreten. Auch jene wenigen Hausthiere, welche wir aus der „Neuen Welt", aus Amerika, bekommen haben, waren bei den Urbewohnern dieses Erdtheils schon, was sie nun bei uns sind. Wir kennen Amerika nun seit beinahe 400 Jahren, aber von allen Thieren dieses Erdtheils ist in diesem langen Zeitraume kein einziges zu jenen wenigen hinzugekommen.

Man hat wohl die Menschen selbst als Hausthiere bezeichnet und von der bei weitem größten Anzahl derselben kann das auch behauptet werden. Selbst der Buschmann sucht an bestimmten Plätzen Obdach gegen das Wetter, und der Australier, so unstät er auch wandert, bereitet eine Art von Schutzdach. Wir können also jene Bezeichnung gelten lassen. Daß aber alle Entwicklung der Völker durch den Besitz von Hausthieren bedingt, daß ohne diesen eine höhere Civilisation unmöglich sei, ist zwar oft behauptet worden,*) aber wir können Thatsachen dagegen anführen. Centralamerika und Mexiko besaßen vor Ankunft der Europäer kein einziges Zug- oder Lastthier, kein anderes Hausthier als den Puter und den Hund. Trotzdem entfalteten sie ein ganz ungemein reiches, allerdings eigenartiges Kulturleben; sie hatten eine mannigfaltige Staatenbildung, von der Monarchie bis zur Republik, ein gegliedertes Stand- und Rangwesen, eine sehr ausgebildete Hierarchie und einen ausgedehnten Handelsverkehr. Außerdem baueten sie Prachtstädte, Tempel und Pyramiden, deren Trümmer uns noch heute mit Staunen und Bewunderung erfüllen; sie hatten eine Baukunst und eine Skulptur, hinter welcher jene Aegyptens und der alten Euphratländer weit zurückbleiben. Und alles das ist bei ihnen rein ursprünglich und urthümlich, es ist aus ihnen selber hervorgegangen und auch nicht die mindeste Spur fremder Einwirkung läßt sich bei ihnen nachweisen. Diese hohe Stufe erreichten sie ohne Hausthiere und ohne Eisen. Auch

*) Discussion sur la perfectibilité des races; Bulletins de la société d'Anthropologie de Paris, 1860. I, S. 337.

*) Civilisation may, indeed, be said to be ever in proportion to the number and variety of the animals which man has subdued to his service, sagt Crawfurd: On the relation of the domesticated animals to civilization; in den Transactions of the ethnological society, London 1863, II, S. 387.

wird Niemand behaupten wollen, daß Peru unter den Inkas uncivilisirt gewesen sei, obwohl ihm als einziges Haus- und Lastthier lediglich das Llama zu Gebote stand und gar kein Zugthier vorhanden war. Ein Volk, das sogar ein ausgebildetes Drama besaß und den Mangel einer Schriftsprache in sinnreicher Weise durch die Knotenschnüre (Quippu's) ersetzte, muß entschieden als civilisirt bezeichnet werden.

Jene obige Ansicht kann also nicht unbedingt gelten, wahr aber bleibt, daß der Besitz von Hausthieren einen wesentlichen Einfluß auf den Menschen und dessen Leben und Treiben übt. Sie sind ein sehr wichtiges Mittel, eine Beihülfe für die Entwicklung und spielen in dem Haushalte der Völker eine außerordentlich bedeutende Rolle. Aber nicht alle Völker verstehen gleich großen Nutzen aus den Hausthieren, welche sie besitzen, zu ziehen; die Rasseneigenthümlichkeit der Menschen und die Beschaffenheit des Landes, in welchem sie wohnen, ist dabei von entschiedenem Belang.

Ganz wilde Horden haben gar keine Hausthiere. Der große Inselkontinent Australien, der von einem sehr niedrig stehenden, höherer Civilisation durchaus unfähigen Menschenstamme bewohnt wird, besaß nur ein einziges bedingt zähmbares Thier, seinen Hund, der aber in jenem Lande, wo es weder Frost noch Schnee gibt, lediglich für die Jagd brauchbar ist. Mit Fremden standen die Australier vor der Entdeckung durch die Europäer nie in Berührung, außer etwa an der Nordküste, aber die Ausländer hatten ihnen kein nützliches Thier zugebracht. Auch jetzt wissen sie mit Hausthieren nichts anzufangen, obwohl sie deren in Menge haben könnten.

Die Andamanischen Inseln liegen im Bengalischen Meerbusen, also in einem Theile des Oceans, der seit Jahrhunderten befahren wird; sie besitzen aber kein einziges Hausthier.

Neu-Guinea wird von einem schwarzen Menschenstamme, den Papuas, bewohnt und ist von Australien nur durch die schmale Torresstraße geschieden. Einige Stämme hatten den Hund, das Hausschwein und das Haushuhn, und darin lag, den Australiern gegenüber, schon ein großer Vorzug. Unweit von den Andamanen finden wir die Nikobaren, auf denen ein brauner Menschenschlag wohnt. Sie hatten dieselben Hausthiere wie die Leute auf dem weit entfernten Neu-Guinea, aber kein einziges größeres Thier.

Unter den braunen Polynesiern im Stillen Weltmeere, welche von den Schwarzen durchaus verschieden sind, waren jene, bei welchen die drei genannten Hausthiere vorkamen, verhältnißmäßig entwickelt, während die, bei welchen sie fehlten, in ungemessener Weise der Anthropophagie sich hingaben. Den Beweis dafür liefern einerseits die Bewohner der Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln, andererseits die Neuseeländer. Diese letzteren wären ohne Zweifel in der Entwicklung beträchtlich vorwärts gekommen, wenn sie außer dem Hund auch noch die Kuh gehabt hätten. Weideland war auf ihrer fruchtbaren Insel genug, und der Ochs wäre ein nützliches Zugthier gewesen. Aber außer dem Hunde hatten sie kein anderes Säugethier, als eine Ratte, und diese war so selten, wurde auch so hoch geschätzt, daß die Häuptlinge Jagdverordnungen gaben, damit das Thier geschont werde. Wer eine Ratte erlegte und verzehrte, wurde seinerseits aufgefressen.

Doch wir wollen einen Blick auf die Inseln des großen hinterindischen Archipelagus wenden. Wir sehen, wie verschiedener die nutzbaren Thiere auf demselben vertheilt sind.

Das große Eiland Borneo hatte nur allein den Hund, das Schwein und das Haushuhn, aber kein zur Arbeit geeignetes Thier. Die Bewohner, die Dayaks, welche früher mehrfach im Globus ausführlich geschildert worden sind, blieben auf einer sehr niedrigen Stufe, waren aber keine Kannibalen; indessen hatten sie Getreide, Baumwolle und Eisen. Ihre Sprache liefert den Beweis, daß sie diese von Fremden erhalten haben.

Dagegen sind die Bewohner von Java, Sumâtra und Celêbes seit undenklichen Zeiten im Besitze von Hausthieren gewesen, welche sie zur Arbeit benutzten, und wir finden sie schon deshalb auf einer weit höhern Stufe.

Die Philippinen sind nicht minder fruchtbar, als die eben genannten Großen Sunda-Inseln und gleichsam von Leuten der sogenannten malayischen Rasse bewohnt; sie standen aber zur Zeit der Entdeckung an Civilisation weit hinter jenen zurück. Durch Fremde hatten sie allerdings die kleineren Hausthiere, Getreide, Baumwolle und Eisen kennen gelernt, aber das Rind, den Büffel und das Pferd bekamen sie erst durch die Europäer, und seitdem sind sie so beträchtlich vorwärts geschritten, daß sie den Malayen jener großen Eilande mindestens gleich stehen.

Ueber Amerika haben wir schon weiter oben Einiges gesagt. In dem ganzen ausgedehnten Erdtheile sind nur vier Thiere gezähmt worden, die alle zusammengenommen nicht so viel Kraft haben, wie ein einziger Ochs. Die bei weitem überwiegende Menge der uramerikanischen Völkerschaften kannte zur Zeit der Entdeckung gar kein Hausthier.

Es gibt Regionen mit so strengem Klima, daß fast alle unsere europäischen Hausthiere dort nicht gedeihen können. Das gilt z. B. von Lappland, wo man nur den Hund und das Rennthier hat, und die Eskimo's besitzen lediglich den erstern. In anderen Gegenden wäre das Klima kein Hinderniß, aber die Bodengestaltung und die Lebensweise der Einwohner schließt das Halten vieler Arten von Hausthieren aus. Das gilt namentlich von den Nomadenvölkern in Asien, die ja keine festen Wohnsitze haben. Sie sind im Besitze des Rindviehs, Pferdes, Esels und Schafes, aber nie über die Stufe des Hirtenlebens hinausgekommen, so lange sie in ihrem eigenen Lande blieben. Erst außerhalb desselben und als Auswanderer haben einzelne arabische und türkische Völker dem Nomadenleben abgesagt. —

Durch die Hauszucht hat man bekanntlich von den Stammarten eine sehr große Menge von Spielarten erhalten. Beim Ochsen, Pferde und Hunde, bei Ziegen und auch bei den Schafen sind dieselben sehr mannigfaltig, nicht aber beim Esel, Büffel und Kameel; der Elephant bleibt, wie er einmal ist. Bei Hühnern, Enten und Tauben sind die Spielarten ungemein zahlreich, dagegen bei Gänsen, Putern und Pfauen gering; das Perlhuhn verändert sich nicht.

Viele Spielarten sind offenbar und nachweislich aus der Vermischung verschiedener aber sehr nahe verwandter Arten entstanden; zwischen diesen war Wahlverwandtschaft und sie erzielen eine fruchtbare Nachkommenschaft, welcher die Fortpflanzungsfähigkeit inne wohnt. Manche Naturforscher gehen viel zu weit in der Ableitung der Hausthiere von wilden Stammarten. Es ist z. B. geradezu verwerflich, unser Schaf von dem corsikanischen Muflon oder vom altaischen Argali abstammen zu lassen, also von zwei wilden Arten, die bis auf diesen Tag unbezähmbar und gar nicht in Hausthiere zu verwandeln sind. Was wir jetzt mit allen unseren reichen Hülfsmitteln und hoher Intelligenz nicht vermögen, das haben sicherlich rohe Nomadenstämme vor vielen tausend Jahren noch weniger erreichen können. Jene Abstammungstheorie thut in vielen Fällen der Natur Gewalt an und ist oftmals sehr künstlich. Viel einfacher erscheint es, unser Schaf, das schon in den allerältesten Zeiten als Hausthier vorkommt, als den Abkömmling einer von Anbeginn an dem Menschen unterworfenen Rasse zu betrachten.

Es ist nicht minder unstatthaft, unsere unzählige Menge von zahmen Taubenarten von der Columba livia abstammen zu lassen. Eben so wenig wie die vielen wilden

Taubenarten in den verschiedenen Erdtheilen von derselben herzuleiten sind, eben so wenig kann man unsere zahmen Taubenarten auf die Abstammung von einer wilden Art zurückführen. Es ist platterdings unmöglich, aus einer Feldtaube eine Möwen- eine Tümler-, eine Schleier- oder Trommeltaube zu züchten, geschweige denn Pfauen- oder Kropftauben oder irgend eine andere Art. Aus der Vermischung dieser verschiedenen Arten wird man niemals eine constante Abart zu züchten vermögen, dagegen ist es allerdings möglich, innerhalb einer und derselben Taubensorte feste Spielarten zu gewinnen. Aber im Allgemeinen sind wir fest überzeugt, daß die oben genannten Taubensorten gewiß so alt und so ursprünglich sind, wie alle wilden Taubenarten.

Wir verwerfen unsererseits eben so entschieden die Annahme, als ob unsere konstanten Hundevarietäten von dem Wolf oder dem Schakal oder gar aus einer Vermischung dieser beiden wilden und zu Hausthieren völlig ungeeigneten Bestien herzuleiten seien, oder vom indischen Canis primävus. Wir nehmen gar keine „Urrace" für den Hund an, sondern sind der Ansicht, daß die Haupttypen der zahmen Hunde urthümlich seien. Der Windhund ist nicht aus dem Bullenbeißer entstanden, der Pudel nicht aus dem Spitz, der King Charles nicht aus dem Terrier, der Dachshund nicht aus dem Saufänger. Schon auf den ältesten ägyptischen Denkmälern finden wir die Typen verschiedener Hunderassen genau so abgebildet, wie sie noch heute sind, wenn man sie von fremdartiger Vermischung rein gehalten hat. Zu welchen gezwungenen Phantasmen hat man sich doch emporgeschraubt, um der Natur Zwangserklärungen anzuthun, die obendrein „geistreich" sein sollen! So hat man gesagt: „Der Hund faßt das geistige Bild von dem, was ihn täglich und stündlich beschäftigt, tiefer auf und verähnlicht seinen eigenen Körper diesem Bilde, so weit es seine Organisation erlaubt. Der Bullenbeißer, der wohl (sic!) von den Hütern der Büffelheerden abstammt und dessen Urstamm in Tibet schon Strabo kannte, verräth schon durch seine plumpe Figur und sein breites Rindsmaul die Beschäftigung, welche im Wachen und Schlafen seine Phantasie erfüllt; die Windhunde bildeten sich wohl (sic!) durch die Jagd auf schnellfüßiges Wild, wodurch ihr Körper gestreckt und ihre Physiognomie der des Hirsches und der Antilope verähnlicht wurde. Der breite Behang des Jagdhundes schreibt sich vielleicht (sic!) aus einer frühern Laufbahn dieser Thiere her, die sie in Indien als Hüter der Schafe durchlebten, welche dort mit diesem langen und breiten Behange geziert sind und keine Wolle, sondern glattes Haar wie die Jagdhunde haben. Eben so hat der Saufänger einige Aehnlichkeit mit dem Schweine, der englische Fuchshund mit dem Fuchs erhalten, der chinesische Otterhund geht im Kleide der Fischotter einher, breitet seine Schwimmhaut aus und schwimmt im Wasser wie in seinem Element herum, während er mit dem flachgedrückten Otterschwanze gleich einer wirklichen Fischotter rudert. Ja, der ächte Biberhund hat sogar wie der Biber eine Doppelkralle am Daumen der hinteren Schwimmpfoten."*)

Was für wilde Hypothesen! Statt ganz einfach und sachgemäß anzunehmen, daß die Natur jene Hundetypen so geschaffen hat, wie sie sind und ohne allen Zweifel stets waren, und daß der Mensch sie ihrer angeborenen Eigenschaften wegen und diesen gemäß zu bestimmten Zwecken verwandte, phantasirt man auf „wohl" und „vielleicht", also ins Blaue hinein, daß jene Hunde sich durch ihre Phantasie den Thieren hätten verähnlichen können, auf welche sie Jagd machten oder als deren Hüter sie vom Menschen bestellt wurden!!

Stammen etwa auch die Hunde in Amerika, in der Südsee und in Australien von irgend einem Urcanis oder einer Vermischung von Wolf, Fuchs und Schakal ab? Zu solcher Behauptung haben sich indeß selbst die Phantasten nicht versiegen.

Manche Rindviehharten geben bei der Kreuzung eine der Fortpflanzung fähige Spielart; so der Banteng (Bos sondaicus) auf Java mit dem gemeinen Rindvieh jener Insel; so der bengalische Gayal mit dem Zebu, der tangutische Büffelochs, der Yak, mit der gewöhnlichen Kuh. Diese letztere Spielart heißt Dzos. Nur wenn die Species nicht sehr nahe verwandt sind, wie z. B. Pferd und Esel, kommen unfruchtbare Bastarde heraus.

Es ist aber wohl im Auge zu behalten, daß im Naturzustande auch sehr nahe verwandte Species sich nicht mit ein-

Nubische Katze. (Felis maniculata.)*

* Aus A. E. Brehm's Illustrirtem Thierleben. 2 Bde. 1863—64. Hildburghausen, Bibliographisches Institut.

*) Ich finde diese Bemerkungen, als von Reichenbach, in dessen „Naturfreund" herrührend, bei K. W. Voltz, Beiträge zur Kulturgeschichte. Leipzig 1852. S. 24.

ander vermischen, sondern sich geschlechtlich von einander entfernt halten. Nur durch den Zwang des Menschen wird das natürliche Widerstreben besiegt. Es ist ähnlich mit manchen Menschenstämmen, unter welchen auch keine Vermischung stattfindet, wenn nicht Zwang oder Noth eintritt. So z. B. halten die braunen Südseeinsulaner von den Schwarzen sich fern, ebenso gegenseitig Hottentoten und Kaffern in Südafrika ꝛc.

Schon weiter oben erwähnten wir der Thatsache, daß der Ursprung aller Hausthiere in Dunkel gehüllt sei; Ochsen, Hunde, Pferde, Esel und Schafe finden wir auf ägyptischen Denkmälern, die über vier Jahrtausende hinausreichen, genau so dargestellt, wie sie noch heute sind. Seit wie vielen Jahrtausenden mögen sie überhaupt schon vorher als Hausthiere benutzt worden sein!

Alle Thiere, welche der Mensch in Hausthiere umgewandelt hat, leben gesellschaftlich, mit alleiniger Ausnahme der Katze. Ohne Ausnahme gehören sie unserer neuesten geologischen Epoche an, doch reicht, wie schon bemerkt, ihre Zähmung und Angewöhnung an den Menschen über alle historische Zeit hinaus. Daß manche auf den ältesten ägyptischen Denkmälern vorkommen, ist bereits gesagt worden; aber wir finden Spuren von ihnen auch in den Pfahlbauten der Schweiz und in den dänischen Muschelhügeln. In diesen letzteren sind neben vielen Ueberbleibseln wilder Vögel auch solche von Auerochsen und Bibern gefunden worden, also von Thieren, welche schon seit langer Zeit in Dänemark nicht mehr vorkommen. Von unserm Rindvieh, von Pferd, Schaf, Ziege und Hausgeflügel keine Spur; die einzigen Hausthiere, von welchen Knochen gefunden werden, sind der Hund und das Rennthier. Dagegen hatten die Bewohner der Pfahlbauten in der Schweiz außer dem Hund und dem Schwein auch das Pferd, Schaf, die Ziege und zwei Arten von kleinem Rindvieh.

Hauskatze. (Felis domestica.)*

Für Pferd, Schaf und Kameel läßt sich gar kein wilder Urstamm nachweisen; die Katze soll, wie neuerdings wieder behauptet worden ist, von der Felis maniculata abstammen (Globus IV, S. 32), doch wird dem mehrfach widersprochen. Ob die sehr verschiedenen Abarten der Ziege und des Rindviehs von einem wilden Urstamm herzuleiten seien, ist zweifelhaft, eben so, ob das Llama nicht von Anfang an ein zahmes Thier war, während seine Stammverwandten, das Vicuña und Guanaco, stets wild waren und es heute noch sind; das Alpaca, als viertes Thier dieser Gruppe, läßt sich zähmen. Die Haushühner aber von einem Urstamm abzuleiten, wird von manchen Seiten her als zu künstlich erachtet, doch ist hier nicht zu vergessen, daß die Urtypen der meisten Hühnerarten noch wild vorkommen.

Das Fleisch der Hausthiere dient zur Nahrung des Menschen, aber die verschiedenen Völker unterscheiden in dieser Beziehung, denn bei manchen wird genossen, was andere verschmähen und mit Abneigung betrachten. Es ist nicht zu leugnen, daß sie unter Umständen ihre guten Gründe dafür haben. Die civilisirten Völker Europa's genießen im Allgemeinen weder Hunde- noch Pferdefleisch; sie mögen ihre besten Freunde aus dem Thierreiche nicht verzehren und haben ohnehin als Ersatz andere Thiere. Die Speiseverordnungen der Juden sind bekannt und sie waren für den Orient und die Lebensverhältnisse der alten Hebräer sehr verständig; ihre Beobachtung dagegen in unseren Tagen und im Abendlande hat platterdings keinen

* Aus A. E. Brehm's Illustrirtem Thierleben. 2 Bde. 1863—64. Hildburghausen, Bibliographisches Institut.

Sinn. Das Verbot des Schweinefleischs entlehnten die Juden von den Aegyptern und dasselbe gilt bekanntlich auch bei den Mohammedanern. Da, wo das Schwein vernachlässigt wird, ist es ein über alle Maßen unsauberes Thier und höchst widerwärtig; das ist aber nicht der Fall, wenn es gut gepflegt wird. Bei den Chinesen bildet es die Hauptfleischnahrung, dagegen hegen die Hindu, gleich den Mohammedanern, einen Abscheu vor dem Schweine, verschmähen aber auch Hühner und Enten, die in Bezug auf ihr Futter gleichfalls nicht eben wählerisch sind. Hinwieder essen solche Hindukasten, welchen überhaupt der Fleischgenuß nicht verboten ist, wilde Schweine, Hühner und Enten. Darin liegt ein Beweis, daß sie nicht diese Thiere selber verschmähen, sondern nur solche, welche widerwärtige Sachen fressen. Bei den wilden Stämmen in Borneo steht das Hausschwein in großem Ansehen und bildet das Hauptnahrungsmittel; diese Leute haben sich der Einführung des Mohammedanismus seither vorzugsweise nur widersetzt, weil sie nicht auf Schweinefleisch verzichten mögen. Menschen aus den niederen Kasten in Bengalen, welche den Islam annehmen, entsagen sofort dem Genusse auch des wilden Schweins und essen Rindfleisch, welches dem Hindu verboten ist.

Unter den Europäern hat nie ein Vorurtheil gegen das Schwein geherrscht, außer bei den alten Schotten. St. Jürgen, der berühmte Ritter Sanct Georg, Schutzpatron von England, war ursprünglich Schweinehändler; er versorgte römische Legionen mit Schweinefleisch. Uebrigens ist das Schwein ein höchst intelligentes Thier und manche stellen es in dieser Beziehung dem Elephanten gleich.*)

Das Rind hat schon in den ältesten Zeiten und bei sehr verschiedenen Völkern in hohen Ehren gestanden; die Aegypter bauten ihm Tempel, verehrten den Apis, und bei den Hindu gilt es für eine größere Sünde, eine Kuh zu tödten, als einen Gott zu schmähen oder einen Menschen umzubringen. Auch die Chinesen und Japaner halten dasselbe hoch. Unter den Gründen, welche die letzteren anführten, als sie die Spanier und Portugiesen aus dem Inselreiche verjagten, wurde auch gesagt, daß jene Ausländer Tempel zerstört, japanische Priester beleidigt und Ochsen geschlachtet haben, welche doch den Menschen so nützlich seien — sie meinten in der Landwirthschaft, im Haushalt überhaupt.

Manche Hausthiere arbeiten, andere nicht; einige arbeiten und dienen zugleich zur Nahrung. Der Hund ist im hohen Norden, bei Eskimos und einigen Völkern Sibiriens und Nordamerika's, Zugthier; im Orient benutzt man als Zugvieh nur Ochsen und Büffel; in vielen Ländern spannt man Ochsen und Kühe vor den Pflug. Das Pferd wird im Morgenlande vorzugsweise nur zum Reiten benutzt, nicht zum Ziehen oder Lasttragen. Das Kameel leistet in trockenen Gegenden die erheblichsten Dienste, aber nicht in nassen tropischen Regionen, und deshalb hat es in Centralafrika bestimmte Grenzen, über welche hinaus man es nicht mehr benutzen kann. Der Elephant lebt 30 Breitengrade nördlich und eben so weit südlich vom Aequator. Der eigentliche Held der Arbeit ist das Pferd, das so ziemlich in allen Klimaten fortkommt und gedeiht; doch gibt es Ausnahmen, z. B. in Angola, im portugiesischen Westafrika, denn dort lebt es nur ein paar Jahre. Das Pferd ist wunderbar biegsam; wir haben schwere Rosse, die dreimal mehr ziehen als ein Elephant vermag und leichte Renner, mit welchen die Antilope keinen Wettlauf aushalten kann.

Ein Eskimohund zieht auf glatter Eis- oder Schneebahn eine Schlittenladung von 160 Pfd. und legt damit eine halbe Wegstunde in neun Minuten zurück. Ein Zugpferd bewegt ohne große Anstrengung auf einer guten Straße 20 bis 30 Centner und legt damit in zwei Stunden eine deutsche Meile zurück; es zieht also so viel wie 14 Hunde, die aber siebenmal schneller vom Flecke kommen, während sie auf schlechten Wegen höchstens einen Viertelcentner und auch den nur sehr langsam fortbewegen können. In Indien beträgt die Last eines Esels durchschnittlich 50 Pfund, jene eines Ochsen 200, des Kameels 400, des Elephanten 800 Pfund; aber der letztere kostet beim Ankauf zehnmal so viel wie ein Kameel und sein Unterhalt achtmal so viel. Aber der Elephant lebt sehr lange und eignet sich zu vielen Dingen, zu welchen das Kameel unbrauchbar ist. Auf Ceylon spannt man ihn sogar vor den Pflug. Dem peruanischen Llama kann man im Allgemeinen nur eines Centners Last, oft nur 65 bis 70 Pfund aufladen. Ein Kameel der alten Welt ist also mindestens gleich vieren bis sechsen dieser „amerikanischen Kameele".

Wir brauchen nicht nachzuweisen, wie wichtig die Hausthiere für die Bekleidung des Menschen sind. Völker, auf niedrigen Stufen, bekleiden sich entweder fast gar nicht, zum Beispiel manche ostafrikanische, welche Speke neuerdings geschildert hat, oder sie tragen dürftige Kleidung aus Baumrinde, Baumbast, Papyrusarten, Matten oder in kälterer Gegend aus Thierfellen. Andere wissen schon die Baumwolle und Faserpflanzen verschiedener Art zu benutzen.

Hirtenvölker filzten das Haar und die Wolle von Hausthieren; sie bereiteten Decken, welche in ihrer ursprünglichen Gestalt eigentlich auch nur Filztuch sind, z. B. die Kamal in Indien. Als man zu weben begann, wurden sergeartige Wolltuche verfertigt und über diese Art von Fabrikation scheinen die Griechen und Römer nicht hinausgekommen zu sein; selbst die römische Toga und die Gewänder, mit denen die Imperatoren sich schmückten, sind nur Stücken Sergetuchs gewesen. Feinere Tuche, dergleichen wir heute tragen, sind eine Erfindung des europäischen Mittelalters.

Die Hausthiere liefern aber auch sonst eine Menge von Gegenständen, ohne die wir gar nicht mehr sein könnten. Es wäre überflüssig, sie alle aufzuzählen, die Häute, Hörner, Knochen, den Leim, das Haar und Fett ꝛc. Wir werden demnächst die einzelnen Hausthiere näher betrachten und nachweisen, welchen Werth und welche Bedeutung sie für die einzelnen Völker haben. A.

*) Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß auf den Balearischen Inseln das Schwein zum Pflügen abgerichtet worden ist, mir fällt aber der Titel des Buches eben jetzt nicht ein. Der Gegenstand war durch eine Abbildung erläutert: ein Schwein und eine Frau zogen gemeinschaftlich vor dem Pfluge. A.

Aus allen Erdtheilen.

Martino da Silva Coutinho's Expedition auf dem Purus in Brasilien. Ein Blick auf die Karte von Südamerika zeigt, daß der Lauf der vielen großen Flüsse, welche der Amazonenstrom vom Süden her zwischen dem Madeira im Osten und dem Ucayali im Westen aufnimmt, uns noch gar nicht näher bekannt ist. Dort sind noch manche geographische Probleme zu lösen, aber auch in Bezug auf den Handelsverkehr wird eine Erforschung dieser Wasserstraßen, welcher eine Benutzung derselben nothwendig folgen muß, von unberechenbarer Bedeutung sein.

Unter diesen Zuflüssen des Amazonas erscheint der Purus, welcher westlich vom Madeira in den Hauptstrom mündet, als einer der wichtigsten. Die brasilianische Regierung ging schon längere Zeit mit einem Plane um, dieses so gut wie

völlig unbekannte Gewässer erforschen zu lassen. Dieser Plan ist nun ausgeführt worden.

Wir erhalten von Herrn Karl von Koseritz, aus Rio Grande, 15. November 1863, folgende Notizen, die von erheblichem Interesse sind.

„Ich weiß nicht, ob Sie regelmäßig Zeitungen aus Rio Janeiro bekommen, will aber in keinem Falle versäumen, Ihnen sofort eine kurze Mittheilung über die Beschiffung des Purus zu geben. Ich finde nämlich in den neuesten Blättern, welche aus der Hauptstadt hierher gelangt sind, einen Bericht, welchen der Ingenieur Joao Martino da Silva Coutinho, über seine Entdeckungsfahrt auf dem Purus und dem Hiuruá, dem Präsidenten der Provinz Alto Amazonas abstattete."

„Der Kapitän fuhr den Purus eine Strecke von 238 portugiesischen Meilen hinauf, ohne auch nur das allergeringste Hinderniß zu treffen; der Dampfer Pirajó fand überall gutes Fahrwasser. Bekanntlich gilt der Purus für einen der größten und wasserreichsten Zuflüsse des Amazonas, nächst dem Rio Negro und dem Madeira. Er scheint in seiner Verbindung mit dem Hiurná dazu bestimmt zu sein, daß auf ihm ein rascherer und sicherer Verkehr der fruchtbaren Regionen Bolivia's und Peru's mit der Mündung des Amazonas, also mit dem Atlantischen Ocean, hergestellt werden könne. Coutinho meint, daß zwischen dem Purus und dem Madeira irgendwo eine natürliche Wasserverbindung vorhanden sein müsse, durch welche dann die brasilianische Provinz Matto grosso nach Norden hin mit dem Atlantischen Ocean eine Verbindung erhalten werde."

„Der Purus soll im Jahre 1864 über den von Coutinho erreichten Punkt wo möglich bis zu seiner Quelle hinauf verfolgt werden, denn diese ist bis jetzt unbekannt. Ich höre, daß der Amazonas den Flaggen aller Nationen geöffnet werden soll, und dem europäischen Unternehmungsgeist ist dann auch auf den großen Nebengewässern des Stroms ein ergiebiges Feld geöffnet."

So weit Herr von Koseritz. Wir wollen hier vorläufig nur beifügen, daß man in Peru den Madre de Dios für den Quellfluß des Purus hält. Ernst Grandidier machte vor ein paar Jahren den kühnen Versuch, diese Frage ins Reine zu bringen und hatte bereits in der Nähe von Pancartambo alle Vorkehrungen getroffen, um seine Fahrt zu beginnen. Unglücklicherweise brachen aber unter den ihn begleitenden Indianern die Blattern aus, und die Expedition mußte unterbleiben. Nachdem nun Coutinho einen so schönen Erfolg gehabt hat, wird es von Interesse für unsere Leser sein, zu erfahren, was man seither über den Purus wußte, und wir wollen den Gegenstand in einer unserer nächsten Nummern erörtern.

E. G. Squier, der bekannte nordamerikanische Reisende und Diplomat, welchem wir reichhaltige, auch in deutscher Bearbeitung erschienene Werke über Nicaragua und über Honduras verdanken, und dessen Werk über die Alterthümer im Mississippistromthal ungemein werthvoll ist, befindet sich gegenwärtig in Peru und besucht die Ruinen der altperuanischen Städte. Er wird die Ergebnisse seiner Forschungen veröffentlichen.

Die Verwirrung am obern Niger. Wir haben dieselbe vor einiger Zeit eingehend geschildert und die Bedeutung derselben für Westafrika und den innern Sudan, welcher dadurch eine ganz neue Gestalt bekommt, nachdrücklich hervorgehoben (Globus V, S. 144). Nun sind neuere Nachrichten aus St. Louis, Senegal, aus der zweiten Hälfte des Novembermonats eingelaufen, welche durch Mauren aus Schingheti (Adrar) überbracht wurden. Diese Männer waren vom obern Niger gekommen und wollten in ihre Heimath zurück. Ihren Aussagen zufolge standen im September die Dinge folgendermaßen:

Hadsch Omar, der Eroberer, welchen unsere Leser kennen, war von Timbuktu zurückgeschlagen worden, hatte sich aber in Hamd Allahi, der Hauptstadt des westlichen Fulbereichs Masina, behauptet. Dorthin waren ihm von Timbuktu aus seine Feinde, die Krieger aus der Sahara, gefolgt und belagerten ihn. An der Spitze dieser Saharier, zumeist Tuareks, stand der arabische Scheich El Bekkay, Heinrich Barths Freund. Er machte nicht oft Angriffe gegen Hamd Allahi, aber sein Heer hatte vor der Stadt Zelte und Hütten aufgeschlagen und hielt dieselbe eingeschlossen.

Ein Sohn des Hadsch Omar, welcher in Sego, der wichtigsten Stadt des von ihm eroberten Theils von Bambarra, herrscht, hatte seinem Vater ein Heer zu Hülfe geschickt und wollte demselben auch Kriegsbedarf zukommen lassen. Aber dieses Heer wurde von den Masinaern verrathen und von den Sahariern fast ganz vernichtet. Hadsch Omar befand sich also wieder einmal in einer sehr bedenklichen Lage; freilich ist er schon oft in einer solchen gewesen und doch allemal wieder oben auf gekommen.

Die Saharier, das heißt die vereinigten Mauren und Tuareks, sind nicht stark genug, um gut vertheidigte Städte einnehmen zu können; es steht also dahin, ob sie Herren von Hamd Allahi werden. Auch wollten sich die Tuareks bei Anbeginn der Regenzeit in ihre Oasen, nördlich von Timbuktu, zurückbegeben.

Hadsch Omar verdankt seine Niederlagen dem Verrath der von ihm unterjochten Masinaer, die zum großen Theil der frühern Herrscherfamilie anhängen. Der Eroberer verfuhr höchst grausam in diesem Lande. Er stachelte viele Bewohner zum Verrath gegen den Herrscher, Scheich Amadu Labbo, auf und ließ diesen ermorden. Kennzeichnend ist der nachstehende Vorfall. Als Hadsch Omar in Hamd Allahi eingezogen war, ließ er 40 Häuptlinge in den Palast berufen und richtete barsch die Frage an sie: „Weshalb verrathet ihr euern Gebieter?" Die Antwort lautete ausweichend: „Scheich Amadu war ein vollendeter Mohammedaner." — „Nun, dann habt ihr um so weniger eine Entschuldigung für eure Verrätherei; ihr sollt sterben." Er ließ sie alle vierzig hinrichten.

Die Saharier scheinen auch zum äußersten Kampf entschlossen zu sein, denn sie wissen, daß ihre Unabhängigkeit bedroht ist, sobald Hadsch Omar sich am obern Niger befestigt. Das bisherige Fulbereich Masina war nicht so übermächtig, daß ihm von dort ernstliche Gefahr hätte kommen können. Wenn aber der Hadsch sich in Masina behauptet und zugleich die von ihm eroberten Landschaften Bambarra, Kaarta ꝛc. behält, dann wird es eine schwere Aufgabe sein, sich desselben zu erwehren.

Die österreichische Mission zu Gondokoro am obern Weißen Nil. Als Kapitän Speke auf seiner Reise vom Nyanza-See her dort angelangt war, traf er drei österreichische Missionäre, welche von ihrer Station, die sie bei Kisch hatten, noch einmal Gondokoro besuchen wollten, bevor sie nach Chartum stromab gingen. Die österreichische Regierung hat nämlich die Mission am Nil aufgehoben. Sie war in der That von Anfang an ein unglückseliges Unternehmen, das nothwendig mißlingen mußte. Das sagten die Geographen mit Sicherheit voraus, aber man entgegnete, daß „der heilige Geist" dasselbe unter seine Obhut nehmen werde. Was aber geschehen ist, erfahren wir durch Speke: „Es ist kein Wunder, daß man diese Männer zurückrief, denn von 22 Missionären, welche während der letztverflossenen 13 Jahre den obern Weißen Nil hinaufzuhren, um das Evangelium zu verkünden, sind 13 am Fieber und 2 an Dyssenterie gestorben, während 2 andere mit durchaus zerrütteter Gesundheit heimkehrten. Sie hatten auch nicht einen einzigen Menschen bekehrt."

Zwischen Dschidda und Mekka soll eine Eisenbahn angelegt werden, für deren Herstellung der Vicekönig von Aegypten sich sehr interessirt. Durch dieselbe würden Mekkapilger in 10 Tagen von Konstantinopel nach der heiligen Stadt gelangen können, während sie jetzt Wochen lang zu dieser Pilgerfahrt gebrauchen und oft durch die Mühseligkeiten der Reise krank werden oder sterben. Die Erlaubniß zum Bau ist der ägyptischen Schifffahrtsgesellschaft gegeben worden, bei welcher Ismael Pascha, des Vicekönigs Bruder, mit 400,000 Pfund Sterling betheiligt ist.

Der australische Reisende Howitt auf Neuseeland verschollen. Howitt ist der unternehmende Mann, welchem es gelang, die Spuren Burke's zu entdecken. Nun ist ihm ein ähnliches Schicksal zu Theil geworden, wie diesem Entdecker, er verschwand spurlos, aber man hat nur Muthmaßungen über die Art und Weise, wie er seinen Tod gefunden. Ein zu Lyttleton in der Provinz Canterbury, Neuseeland, erscheinendes Blatt, die „Times", erzählt Folgendes:

Es handelte sich darum, die Westküste näher zu erforschen und die Strecken ausfindig zu machen, welche zur Anlage von Verbindungsstraßen zwischen den verschiedenen schon besiedelten Punkten sich eignen. Zunächst kam es darauf an, einen Weg zu bahnen, der von den Hururui-Ebenen bis zur Mündung des Greyflusses oder Teramakau an der Westküste führen soll. Der Vorsteher der öffentlichen Arbeiten, Wyde, beauftragte mit diesem Unternehmen den australischen Reisenden

Charlton Howitt, der jene Gegend, in welcher er nach Gold gesucht hatte, bereits kannte. Am 1. Januar 1863, also mitten im neuseeländischen Sommer, brach er auf mit fünf Begleitern und zwei Pferden, um zunächst einen Straßenzug vom Taylor-See bis zur Küste ausfindig zu machen. Der Weg von der Waitohi-Schlucht bei Horsley-Downs bis zum See war bereits durch einen Herrn Taylor gangbar gemacht worden; Howitt seinerseits bahnte einen solchen unterhalb des Teramakan von etwa 40 Miles Länge und kam dann an den Punkt, welcher, wie man wußte, die größten Schwierigkeiten darbieten würde, weil sich an einem Punkte des Flusses eine mit undurchdringlichem Dickicht bedeckte Felsenkette mehrere Miles weit hinzieht. Man kann über den Fluß nur dann setzen, wenn man sich der Mokis bedient; diese sind eine Art von Floß, daß mit großer Schnelligkeit über die Stromschnellen durch die Felsen hinabschießt. Dort mußte Howitt umkehren, weil es ihm an Lebensmitteln fehlte, und er begab sich nach Christchurch, um neue Verhaltungsbefehle einzuholen. Ohnehin kam der Winter heran, und man wußte, daß dann einige Monate lang die Gebirgsthäler mit Schnee gefüllt sind. Man wollte deshalb die Arbeiten bis zum Frühjahr (also bis zu unserm europäischen Herbst) einstellen, aber Howitt meinte, daß er auch während des Winters arbeiten könne und an Aalen und Geflügel keinen Mangel haben werde, und er reiste, vollauf mit Lebensmitteln versehen, von Christchurch ab. Auch kam er glücklich bis an den Brunner-See, zog an dessen Ufern hin und gelangte an den Teramakanfluß unterhalb des Punktes, an welchem er hatte umkehren müssen. An verschiedenen Stellen legte er Vorräthe von Mehl und anderem Bedarf nieder und schickte die beiden Pferde zurück, weil er für sie nicht Futter genug fand.

Am 27. Juni verließ Howitt, mit zweien seiner Begleiter, Robert Little und Heinrich Mullis, seinen Lagerplatz, um über den Brunner-See zu fahren, etwas Mehl aus einer Hütte zu holen und Aale zu speeren. Seitdem hat man die drei nicht wieder gesehen und nichts mehr von ihnen gehört. Der im Lager zurückgebliebene Mann, Namens Hammet, that alles Mögliche, um Spuren der Vermißten aufzufinden, und blieb noch einen vollen Monat am See, aber alle Nachforschungen waren vergebens. Er fand jedoch das „Swag", d. h. den Kahn, in welchem jene drei ihre Fahrt angetreten hatten, am Ufer. Sie hatten sich diesen Nachen selber zusammengezimmert; er war klein und hatte nur drei Zoll Bord über Wasser. Ohne Zweifel ist er umgeschlagen und von allen dreien konnte kein einziger schwimmen! Ganz gewiß hat der Brunner-See sie verschlungen.

Eine neue Art von Dampfern wird jetzt in England gebaut, welche den Dienst zwischen Alexandrien und Konstantinopel übernehmen und diesen Weg in 36 Stunden zurücklegen sollen, während man bisher drei und einen halben Tag für diese Fahrt nöthig hatte.

Die überseeische Paketschifffahrt Englands hat in den letzten Jahren, wie überhaupt alle Verkehrsmittel, einen bedeutenden Aufschwung genommen. Bereits befahren 96 Dampfer im Dienste der englischen Post alle Theile des Oceans. Ihr Gesammttonnengehalt beträgt 140,000 und die Kraft ihrer Maschinen ist gleich der von 36,000 Pferden. Das größte dieser Dampfschiffe ist die Seotia, welche auf der nordamerikanischen Linie fährt, 3871 Tons hält und Maschinen von 1000 Pferdekraft hat. Das kleinste Paketboot, die Vivid, fährt zwischen Dover und Calais; sie hat nur 300 Tons und 128 Pferdekraft.

Der Seepostdienst zerfällt in den einheimischen und auswärtigen; die Kosten, welche dafür dem Staate auflaufen, betragen jährlich gegen eine Million Pfund Sterling. Unter den englischen Dampferlinien ist die zwischen Irland und England, oder zwischen Holyhead und Kingstown eine der wichtigsten. Sie wird von vier großen Dampfern unterhalten, welche dem Staate eine jährliche Zulage von 85,900 Pfund verursachen.

Die für den außerenglischen Paketdienst bestimmten Dampfer durchfurchen jährlich die ungeheure Strecke von drei Millionen englischen Meilen. Da die Gesammtkosten des Staates sich auf eine Million Pfund belaufen, so kommt auf die Meile durchschnittlich 6 Schilling 4 Pence oder nach unserm Gelde etwas über 2 Thaler. Die durchschnittliche Geschwindigkeit der Paketboote beträgt 10 englische Meilen in der Stunde. Den Postdienst nach Indien und China versieht die „Peninsular and Oriental Steam navigation Company" gegen eine jährliche Entschädigung von 253,000 Pfund. Jede Woche geht ein Schiff von Southampton und ein zweites von Marseille ab. Die australische Post geht von England bis Ceylon, von wo andere Dampfer die Briefe weiter nach Sydney befördern.

Westindien kostet der Post doppelt so viel, als es einbringt und ruft einen jährlichen Verlust von 270,000 Pfund hervor. Für die nordamerikanische Linie sind acht Steamer bestimmt; jede Woche geht einer von Liverpool ab. Für den canadischen Dienst sind auch eigene Schiffe gemiethet. Der fernste Punkt, bis zu dem die englische Seepost geht, ist Auckland auf Neuseeland, 15,000 englische Meilen von Southampton entfernt.

Trotz der außerordentlichen Länge einiger Linien wird die vorgeschriebene Ankunftszeit der Schiffe fast so pünktlich eingehalten, wie jene der Bahnzüge und Postwagen. Nach dem letzten Postbericht ward die westindische Post auf St. Thomas genau in der Minute abgegeben, in der sie eintreffen sollte. Jamaica und Demarara erhielten ihre Briefe wenige Minuten nach der vorgeschriebenen Zeit. Um zwei Stunden verzögerte sich bei 9000 Meilen Entfernung die Abgabe der Briefe von Valparaiso.

Unglücksfälle sind Seltenheiten auf diesen Postlinien. Aber 1862 war ein Unglücksjahr, in dem fünf kostbare Dampfer zu Grunde gingen.

Der Getreidehafen Rostow am Don. Wir entnehmen der bereits von uns mehrfach erwähnten „Russischen Revue" von Wilhelm Wolfsohn, welche seit dem neuen Jahre in erweiterter Gestalt erscheint und manche schätzbaren Beiträge zur Kunde Rußlands enthält, folgende Notiz über das rasche Emporblühen des genannten Hafenplatzes.

Wir haben, sagt die R. Revue in einer Korrespondenz, die Zeit noch im frischen Angedenken, wo das kleine, wenig bekannte Städtchen Rostow aus unförmlichen Hütten mit Schilfdächern bestand, die engen Straßen mit hohem Steppengras bewachsen waren und, in Ermangelung der Menschen, Kälber, Schweine und andere Thiere in denselben umherspazierten. Haupthandelsgegenstand waren damals nur Fische, und auf dem schmutzigen Marktplatze standen gegen 30 Buden von Baumrinde. Jetzt sind an die Stelle jener Hütten ganze Straßen mit großen Häusern von moderner Architektur getreten; die Buden von Baumrinde sind durch steinerne Bazare ersetzt und die Straßen mit Pflaster und Trottoir versehen worden. Im Don spiegelt sich ein Mastenwald wieder und gegen 1000 Barken kommen aus dem obern Theile des Flusses herbei. Den ersten Anstoß zu dieser merkwürdig schnellen Hebung des Ortes gab die Ansiedelung der Ackerbauer aus den inneren Gouvernements auf der kaukasischen Linie. Dieselben verkauften ihre Erzeugnisse zu guten Preisen in Rostow. Als die taganrog'schen Kaufleute sahen, daß der Handel so gut ging, übersiedelten sie nach Rostow oder legten hier Comptoire an. So ist Rostow jetzt ein wichtiger Platz für den Ausfuhrhandel und der Mittelpunkt für den Absatz der Produkte des Landes der donischen Kosaken, der Gouvernements Jekaterinoslaw, Woronesch und Saratow, der nogaischen und kalmükischen Nomaden und eines Theils von Sibirien. Im Jahre 1836 betrug der Werth der ausgeführten Waaren 153,595 Rubel; im Jahre 1862 sind aber schon Waaren für 9,235,686 Rubel ausgeführt worden.

Brasilianische Baumwolle. Bei der jetzigen Baumwollenkrise sind folgende statistische Angaben über die Ausfuhr von Baumwolle aus Brasilien von Interesse:

Im Finanzjahre von Juli 1860 bis Juli 1861 exportirten die verschiedenen brasilianischen Provinzen folgende Quantitäten Baumwolle:

Bahia . .	5,090	Arroban (zu 32 Pfd.)	im Werth von	97,558,245	Reis
Pernambuco	79,586	"	"	"	624,825,626	"
Maranhaõ .	207,954	"	"	"	1,440,827,967	"
Parahyba .	180,254	"	"	"	1,273,233,152	"
Ceará . .	58,728	"	"	"	419,810,372	"
Alagôas . .	130,443	"	"	"	823,251,281	"

Die übrigen Provinzen führen nur wenig Baumwolle aus, obschon dieselbe in allen Gegenden des großen Reiches ganz vortrefflich gedeihet. Im Jahre 1863 hat die Kultur dieser Pflanze in Brasilien bedeutend zugenommen. v. K.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Das Harzgebirge.

II.

Thale und die Roßtrappe. — Von Harzburg nach Wernigerode. — Der Götze Krodo. — Die Harzburg. — Wodansdienst. — Flora und Fauna des Harzes. — Die Grafschaft Wernigerode. — Ilsenburg. — Wernigerode. — Die Jagd am Harze. — Der Brocken. — Aelteste Brockenliteratur. — Geognostische Beschaffenheit. — Name des Brockens. — Fauna und Flora des Brockens. — Meteorologische Verhältnisse. — Brockengespenst. — Walpurgisnacht.

Der Endpunkt der halberstädter Eisenbahn liegt dicht am Fuße des Harzes bei dem Dörfchen Thale. Wohl wallfahrteten auch in früherer Zeit große Schaaren Fremder nach dem kleinen Orte, um sich an den Naturschönheiten der Umgegend zu erfreuen; ihre Zahl erscheint aber klein gegen die Karawanenzüge, welche jetzt oft, namentlich an

Die Roßtrappe. (Originalzeichnung von Stroobant.)

Sonntagen und Feiertagen, das Dampfroß nach Thale mit sich führt. Da ist es Einem, als ob man sich in Ver-

lin oder Magdeburg selbst befinde, denn wo man hin horcht, vernimmt man den berliner Dialekt, man zweifelt daran, in einem plattdeutschen Dorfe zu sein. Und damit der Eindruck ja recht täuschend sei, steht dicht beim Bahnhof ein großes modernes „Hôtel“, eine Gastkaserne mit mehr als 100 Zimmern, aus welchem ein Schwarm von Kellnern dem Reisenden entgegenstürzt und ihm, der meist nach einem einfachen Harzwirthshause sucht, die Romantik der Gegend verleidet.

Bei Thale ist klassischer Boden; altheidnische Reliquien, Todtenurnen und dergleichen fand man in großer Menge. Hier wurden auch Schlachten geliefert, die auf Deutschlands Geschick von entschiedenem Einflusse waren. Zu Warnstädt, eine Stunde von Thale, wurden 1113 der Pfalzgraf Siegfried bei Rhein und der Graf Wiprecht von Groitsch von dem Getreuen des Kaisers Heinrich V., dem kühnen Grafen Hoyer von Mansfeld, überfallen. Nach einer tapfern Gegenwehr erhielt Siegfried eine tödtliche Wunde und Wiprecht kam in die Gefangenschaft des Kaisers. Zwei Jahre später, im Februar 1115, lieferte der Kaiser einige Stunden weiter ostwärts am Welfesholz eine zweite Schlacht, die aber durch den ungestümen Muth des Mansfelders verloren ging.

In dem kleinen Dorfe herrscht viel Industrie; ein großes Walzwerk, Blechhütte genannt, liefert das gute und geschmeidige harzer Eisen; außerdem sind dort bedeutende Oelmühlen, die Obstbaumzucht steht in hoher Blüthe und in dem benachbarten Hubertusbade sprudelt ein reicher Soolbrunnen, bei dem schon 1549 ein, später eingegangenes, Salzwerk angelegt war.

Das ist es aber Alles nicht, was den Freund der Natur in Thale anzieht. Eine Stunde weiter westlich liegen die großartigen Felsen der Roßtrappe, welche nächst dem Brocken für die größte Merkwürdigkeit des Harzes gelten.

Isolirte Graniterhebungen sind es, die den geologischen Charakter des Harzes wesentlich mit bestimmen. Eine solche beginnt an der Selke bei Mägdesprung, setzt in der Richtung von Südosten nach Nordwesten fort und erhebt sich bald im Ramberge, 2045 Fuß, zu ihrem Höhenpunkt; von hier behält dieser Granitstreifen immer nordwestliche Richtung bei, bis er bei Thale von der Bode durchbrochen wird und hier die majestätischen Felsen der Roßtrappe bildet. Diese bestehen aus einem außerordentlich festen und grobkörnigen Granit, der fester als selbst der Brockengranit ist. Schörl, Quarz und Eisenstein finden sich darin als Gangmassen, eben so eine Menge seltener Mineralien.

Geht man im Bodethale aufwärts, so erstaunt man über die außerordentliche Menge von den Felswänden abgerissener Gesteinstrümmer, mit denen das Flußbett übersäet ist, und über welche die Bode munter dahin rauscht. Die Felsen stehen zu beiden Seiten wie Thürme in die Höhe, einzelne 800 bis 1000 Fuß hoch. Lange muß man die zerspaltenen grauen Massen anschauen, um einen bleibenden Eindruck zu gewinnen; bald erscheinen sie wie die Thürme gothischer Kirchen, mit allerlei Laubwerk und Strebepfeilern versehen, bald erkennt man Schlösser, mit Zinnen besetzte Mauern und seltsame Gestalten. So gleicht die Bülowshöhe auf einem in das ungeheure Thal hineinspringenden Granitkegel einem kolossalen Adlerhorst; als senkrechte Riesenmauer ist endlich die wirkliche Roßtrappe in das Bodethal hineingeschoben, wodurch der Fluß gezwungen wird, in weitem Bogen um sie herumzufließen. Die äußerste Granitklippe, auf ihrem Gipfel kaum sechs Fuß breit, mit einem schützenden Geländer umgeben, steigt auf drei Seiten frei aus der grausigen Tiefe 600 Fuß senkrecht vom Spiegel der unten rauschenden Bode, und fast 1400 Fuß über dem Meere, empor. Auf dieser Spitze zeigt sich auch der große Abdruck eines Pferdehufes, die Roßtrappe, welche ein Spiel der Natur oder auch durch Kunst entstanden sein mag.

An sie knüpft sich folgende, mit einigen Abänderungen häufig erzählte Sage: Bodo, der Böhmenkönig, hatte die schöne Brunhildis sich zur Braut erkoren; sie aber verschmähte den rohen Wütherich und suchte auf schnellem Rosse seiner Umarmung zu entfliehen; der von heißer Liebe Entbrannte folgte über Berg und Thal der Flüchtigen nach. Da langte das geängstigte Mädchen nach pfeilschnellem Ritte endlich auf jener Felsenplatte an, wo in der Walpurgisnacht die Hexen gerade ihren Rundtanz hielten, aber ein grausiger Abgrund versperrte den Weg. Vor ihr lag die bodenlose schwarze Tiefe, neben ihr sah sie das Grinsen der Hexen und hinter ihr her sprengte der racheschnaubende König. Da drückte die kühne Maid dem Rosse die Sporen in die Weichen und das edle Thier übersprang den Abgrund; aber der Stoß und Aufschlag seines Hufes war so gewaltig, daß er im Granitfelsen die Roßtrappe zurückließ. König Bodo wollte ihr nachstürzen, sein Roß sprang aber zu kurz und er fand in den Wogen des Flusses sein Grab, dem er hinfort den Namen gab.

Der Tanzplatz liegt gegen 200 Fuß höher als die Roßtrappe, etwa 850 Fuß über dem Bette der Bode, und bietet einen noch großartigern Ueberblick der wilden Felsmassen dar. Zu ihm steigt man vom Waldkater aus auf einer Riesentreppe, die wohl aus mehr als 1000 rohen Granitstufen besteht, hinan. Er ist der höchste Punkt am Vorharze und wegen der Aussicht, die er einestheils ins Bodethal und nach den Felsen der Roßtrappe, anderntheils nach dem Brocken und in die lachende Ebene von Quedlinburg gewährt, weit und breit berühmt.

Bei der Fruchtbarkeit des Granitbodens und bei der fortwährenden Befeuchtung der Felsen findet die Vegetation reiche Nahrung. Nicht nur Flechten und Moose, Sarifragen und Farrnkräuter, sondern auch Tannen und Fichten, Birken und Elsbeeren treiben zwischen den Felsspalten hervor und geben dem starren Gestein Schmuck und Leben.

Von Harzburg nach Wernigerode.

Die Lokomotive „Krodo“ hatte mich von Braunschweig nach Harzburg geführt. Vor noch nicht langer Zeit waren die drei braunschweigischen Dörfer Neustadt, Bündheim und Schlewecke, welche jetzt den mächtig aufblühenden Flecken Harzburg bilden, klein und unbedeutend. Seit die Eisenbahn dorthin geht, hat sich aber Alles gehoben; Harzburg ist der am meisten besuchte Ort am Gebirge und von hier aus führen die bequemsten Straßen nach allen Richtungen hin.

Schon der Name unserer Maschine hätte uns einen Harzvorgeschmack geben können, wenn nicht der alte Brocken uns von Braunschweig an so freundlich entgegen gewinkt hätte. Krodo war ein alter Sachsengott, verwandt dem Saturn der Griechen und Römer. Seine Altäre standen auf der Harzburg und wurden, so lautet die Sage, von Karl dem Großen zertrümmert. Abgebildet wurde er auf einem stacheligen Fische stehend, mit dem Rade in der Linken, mit einem Fruchtkorbe in der Rechten; nach einigen soll sein Name die Verstümmelung des niederdeutschen Wortes „de Grote“, der Große, sein. Rinder und Menschenblut wurden ihm geopfert, der angebliche Opferaltar aber wird noch in Goslar aufbewahrt. Die Existenz eines Sachsengottes Krodo ist von vielen, namentlich Delius, angefochten worden. Die alte Kronika fan Sassen, von Botho, erzählt aber von einem Götzen, welcher dem Saturn ähnlich war und auf der Hartesburg stand. Merkwürdig ist das alte

überlieferte Bild von ihm. „Wie hier slavische Vorstellungen einzugreifen scheinen und wie dieser Saturn und Krodo mit Sitivrat (Siebdreher), auch wohl gleich mit Kolovrat (Raddreher) sein könnte, ist nicht unwahrscheinlich. Beide, Rad und Sieb, laufen um und es lag ein alter Zauber im Siebdrehen. Slavische Mythologen haben Sitivrat mit dem indischen Satjavrata, der aus einer großen Wasserfluth in Fischgestalt durch Vischnu errettet wird, zusammengehalten. Krodo steht auf einem Fische — und Gott Vischnu wird mit Blumenkränzen um den Hals und in seiner Hand ein Rad tragend vorgestellt." Das sind jedenfalls beachtenswerthe Anzeichen, die bei der Uebereinstimmung, welche in der Mythologie der indogermanischen Völker nachgewiesen worden ist, nicht außer Acht bleiben dürfen.

Eine ergötzliche Ansicht über den Krodo hat von Rohr, den wir bereits mehrmals anführten. In seinen „Merkwürdigkeiten des Ober-Hartzes" (1739) sagt er: „Dieser abscheuliche Götze Krodo soll so viel bedeutet haben, als der große Odom oder Adam, von welchem die Heyden etwas gehöret und ihn göttlich verehret hätten. Man hätte nachgehends den Nahmen Adam weggelassen und ihn nur den Groden (Großen) benannt. Man meynet, dies schiene um so glaublicher, weil die alten Sachsen die Mutter Adams und seiner Nachkommen die Grosse oder Grode Herta oder Erde göttlich verehret, und also soll auch die Hartzburg ihren Gedanken nach die Benennung hiervon erhalten haben, und so viel bedeuten als Hertesburg, weil man die Hertam, die Mutter des großen Odom oder des Groden, hier angebetet."

Der Burgberg tritt frei und unmittelbar aus der Ebene hervor; er ist bequem selbst mit Wagen zu erreichen. Seine Höhe über dem Flecken Harzburg beträgt 500 Fuß. Dieser gewinnt allmälig ein städtisches Ansehen. Nach Norden zu schweift der Blick in die gesegnete norddeutsche Ebene, wo am Horizont die stolzen Thürme Braunschweigs emporragen; nach Süden überschaut man die Wälder und Berge des Harzes, übergipfelt vom Vater Brocken.

Von den Mauern der alten Kaiserpfalz, die Heinrich IV. gegen die Sachsen hier errichtete, ist wenig erhalten. Schon im Jahre 1074 zerstörten die tapferen Sachsen, an ihrer Spitze Herzog Magnus und Otto von Nordheim, diese Zwingburg wieder, und an ihrer Stelle erhebt sich jetzt ein großes Wirthshaus, welches allen Ansprüchen vollkommen genügt; es gilt mit Recht für die trefflichste Herberge weit und breit. Dort oben auf der Harzburg ist „Alles vortrefflich", selbst die Berliner unterlassen dort das bei ihnen übliche, unangenehme Nörgeln und Tadeln.

Wie der Burgberg schon durch seine Lage eine hervorragende Stelle unter den Harzbergen einnimmt, so knüpft sich auch besonders an ihn die schöpferische Volkssage und die Geschichte. Er ist, und nicht der Brocken, der alte Artisberk der heidnischen Sachsen. Und wenn über die Verehrung des Krodo auf dieser Höhe die Zeugnisse dunkel und verworren lauten, so sind sie desto sicherer über die Opfer, welche hier dem Wodan gebracht wurden. Im Rathhausarchive zu Goslar findet man die alt-niederdeutsche Gelübdeformel, welche unsere Vorfahren den Priestern auf dem Burgberge nachsprachen. Sie lautet: „Hilli Kroti Wondana, ilp osk un osken pana Witekin ok kelta of ten aiskena Karelui ten slaktenara. Ik tif in ur un tu skapa un tatrof. Ik slakte ti all Fanka up tinen iliken Artisberka." Zu Hochdeutsch: „Heiliger, großer Wodan, hilf uns und unserem Hauptmann Wittekind, auch den Unterfeldherrn gegen den abscheulichen Karl, den Schlächter. Ich gebe Dir einen Auerochsen und zwei Schafe und den Raub. Ich schlachte Dir alle Gefangenen auf Deinem heiligen Harzberge." Bestätigt wird dieses Gelübde durch eine Entsagungsformel, die ein sächsischer Adeling bei seiner Taufe leisten mußte und die uns auch noch erhalten ist. In ihr entsagt er ausdrücklich dem „Wondanabelta up Artisberka", dem Wodansbilde auf dem Harzberge.

Eine schöne breite Straße führte mich durch den herrlichen Schimmerwald nach Osten hin dem Städtchen Ilsenburg zu. Zur Linken schmiegten sich die herrlichsten Wiesen und Ackergründe an die waldbestandenen Berge. Munter rauschte die Ecker durch den Wald; sie bildet die Grenze zwischen braunschweigischem und preußischem Gebiete. Hier ist schon die beste Gelegenheit geboten, die Flora des Harzwaldes zu studiren. Die prachtvolle Rothbuche, nächst der Fichte der wichtigste Harzbaum, waltet vor. Sie ist am Unterharze Herrscherin und überschattet weit über ein Drittel seiner Waldflächen. Dazwischen stellt sich die feste buschige Hainbuche, welche als Heisterpflanzung trefflich gedeiht. Als Unterholz in allen Mittelwaldungen zeigt sich die Birke, schon seltener wird die Eiche, die eines zu langen Umtriebes bedarf, ehe sie völlig ausgewachsen ist. Häufiger als früher steigt jetzt auch die düstere Fichte aus ihrer dünnen und kalten Bergregion in die Thäler des Unterharzes herab. Ihr eigentliches Gebiet ist der Oberharz; dort gibt sie den tiefen Thälern und hohen Bergen durch die schwarzgrünen, einförmigen, langhinziehenden Massen den düstern, ernsten Charakter. Die kahlen Bergkuppen sind ihr sicheres Eigenthum, sie werden mit der Zeit alle von ihr überzogen; nur den unheimlichen Moor- und Torfgrund verschmäht sie noch. Jetzt schon ist sie Besitzerin von zwei Dritttheilen des Oberharzes und steigt erobernd immer weiter. Auf Bergen von 2800 Fuß Höhe, im tiefen Thale, in dünnster Bodenkrume, sich anklammernd mit zartem Wurzelgeflecht um Fels und Geklüft, an kalten und klippigen Höhen, nimmt sie vorlieb. Ihr seltener Genosse ist die Edeltanne, die mehr zur Zierde und als Chausseeeinfassung kultivirt wird. Aber diese edlen Bäume und namentlich die Nadelhölzer haben auf dem Harze auch große Feinde. Zunächst die Borkenkäfer, welche jetzt noch große Verheerungen anrichten, wenn sie auch, bei der sorgfältigen Aufsicht der tüchtigen harzer Forstleute, nicht mehr solchen Schaden anrichten, wie im verflossenen Jahrhundert, wo in den achtziger Jahren in den hannoverschen Forsten durch sie allein 15,196 Waldmorgen zerstört wurden. Dann rasen furchtbare Stürme gegen den Wald an; da oft in der dünnen Krume, welche die Felsen bedeckt, die Bäume nicht gehörig Wurzel fassen können, so entsteht durch den Wind großer Schaden. Die großen Stürme von 1800 und 1801 haben im Elbingerödischen allein über 300,000 Bäume umgeworfen. Auch der Schneebruch lichtet die Reihen im Hochgebirge und macht mitten im Dickicht lichte Plätze.

Reich an seltenen Pflanzen, die den Botaniker erfreuen, ist der Schimmerwald, sowie der ganze Harz. Man zählt weit über 1300 Phanerogamen, welche in dem kleinen Kreise aufgefunden worden sind. Aber dieser Reichthum ist erklärlich durch die mannigfache Abwechselung der Gebirgsarten, die von zahlreichen kleinen Bächen und Flüssen durchschnitten werden. Der meistens aus verwittertem Granit, Grauwacke und Thonschiefer gebildete Boden ist dem Pflanzenwuchs auch sehr günstig. Durch besondern Reichthum an seltenen Pflanzen zeichnet sich namentlich das Bodethal aus. Alpenpflanzen findet man an der Südseite des Harzes und am Brocken. Unter den Moosen zählt der Harz zwei Arten: Jungermannia Kunzii und Fimbriaria umbonata, die ihm ganz allein angehörig und noch an keinem andern Orte beobachtet worden sind.

An dem freundlichen Dorfe Stapelnburg vorüber, bei welchem die Ruine des frühern Schlosses liegt, führt uns der Weg nach dem Städtchen Ilsenburg, das schon zur Grafschaft Wernigerode gehört. Von dieser ist

Das Rathhaus zu Wernigerode. (Originalzeichnung von Stroobant.)

in der jüngstverflossenen Zeit wieder mehrfach die Rede gewesen, da der König von Preußen den Grafen von Stolberg, welchen Wernigerode gehört, einen großen Theil ihrer alten Privilegien zurück gegeben hat und so einen kleinen Staat im Staate schuf. Seit uralten Zeiten sind Stolberge am Harze begütert. Sie hatten Reichsstandschaft durch dreifache Theilnahme an der wetterauischen reichsgräflichen Curialstimme im Reichsfürstenrathe und Kreisstandschaft im obersächsischen Kreise. Schon zu Reichszeiten befanden sich die stolbergischen Lande unter kursächsischer, brandenburgischer und kurbraunschweigischer Landeshoheit, hatten aber so bedeutende Gerechtsame, daß sie eine untergeordnete Landeshoheit gleich den späteren Mediatisirten ausübten. Statt preußischer Beamten findet man daher auf der Grafschaft meist stolbergische, und neben dem preußischen Adler erscheint der schwarze Hirsch im goldenen Felde als Wappen der Grafen. Augenblicklich residirt in Wernigerode der junge Graf Otto. Die ganze Grafschaft umfaßt etwa

fünf Geviertmeilen mit 20,000 Einwohnern; dazu gehören über 40,000 Morgen Wald, worunter der Brocken, und fast 50,000 Morgen Feld.

Ilsenburg zählt 2500 Einwohner. Seine Entstehung verdankt es einer kaiserlichen Burg, welche Heinrich I. gegen die „Hunnen" anlegte, seine Berühmtheit aber dem über alle Beschreibung reizenden Thale der Ilse, welches Heine besang, und wo der mächtige Ilsenstein emporragt, an den sich eine der schönsten Harzsagen von der Prinzessin Ilse knüpft.

Jeder Fluß hat seinen Charakter. So unterscheidet sich die Ilse von allen anderen Gewässern des Harzes durch ihren heitern, leichten, jugendlichen Sinn. Dabei hat sie etwas Vornehmes, als wäre sie sich ihrer hohen Abkunft bewußt. Sie entspringt zwischen dem Brocken und Renneken-

Der Brocken. (Originalzeichnung von Stroobant.)

berg, tanzt und hüpft in jugendlicher Frische durch Erlengebüsch und düstere Fichtenwaldungen, stürzt sich dann in malerischen Wasserfällen von Fels auf Fels, schlängelt sich zwischen bemooftem Gestein hindurch und spielt mit den munteren Forellen und legt sich wie ein silberner Schleier um den Ilsenstein. Dann geht sie durch das schöne Ilsethal, treibt nun, ruhiger geworden, Mühlen, Eisenhämmer

und Hochofengebläse, bewässert dann die fruchtbaren Auen der Ebene und vereinigt sich unweit Wolfenbüttel mit der Oker.

Eine kleine Stunde von Ilsenburg im Thale steht der majestätische Ilsenstein, ein Granitfelsen, hoch oben gekrönt von einem Kreuze. An ihm vorbei führt der schönste und kürzeste Weg nach dem Brocken. Wir schlagen ihn aber nicht ein, da wir noch Wernigerode, die Residenz der Grafschaft, besuchen wollen.

Auf dem Wege nach dem nahen Wernigerode ist nur das Dorf Drübeck durch eine alterthümliche Stiftskirche bemerkenswerth. In ihr finden wir Ueberreste des Basilikenstyles im allmäligen Uebergange zum Byzantinischen.

Das Städtchen Wernigerode macht einen überaus wohlthuenden und angenehmen Eindruck. Ganz abgesehen von der herrlichen Lage, die es mit vielen anderen Harzstädten theilt, entzückt es durch die Reinlichkeit und Freundlichkeit, die uns schon in seiner Umgebung entgegentritt. Da sind feste, ebene Straßen, mit Obstbäumen bepflanzt. Munter rauscht die Holzemme dahin; ein altes Thor mit Thurm, davor eine Brücke, gibt uns schon einen Vorgeschmack von dem anheimelnden Alterthum, das uns in einem Theile der Stadt entgegen tritt. Hoch oben über ihr ragt das alte Schloß in die Lüfte hinein. In den vierziger Jahren zerstörte eine große Feuersbrunst die Hälfte Wernigerode's; dieser Theil ist modern wieder aufgebaut. In dem alten Theile dagegen findet man noch krumme, winklige Straßen mit schlechtem Pflaster und niedrigen Häusern aus Fachwerk, darunter aber manche mit köstlichen Resten altdeutscher Holzschneidekunst. Ich erinnere mich, im Sommer 1863 lange Zeit ein Haus betrachtet zu haben, in dem jetzt ein Seiler wohnt, welches von unten bis zum Dach ganz mit geschnitztem Tafelwerk belegt ist. Da sieht man neben Krokodilen, Kameelen, Drachen und allerlei fremdartigen Thieren, Menschen in verschiedenen Beschäftigungen, gut komponirte Scenen, die photographirt und weiter veröffentlicht zu werden verdienten, ehe noch die Unbilde des Wetters die jetzt schon beschädigten Schnitzereien ganz zerstört. Eine treffliche Abbildung des alterthümlichen Rathhauses am Marktplatze gibt unser Holzschnitt nach Stroobant's Zeichnung. Die spitzen Dächer und Thürme, der Riegelbau und die aus Holz geschnitzten Figuren versetzen uns ins Mittelalter zurück. Ueber dem Eingange steht das humoristische Denksprüchlein:

Einer acht's,
Der Andre verlacht's,
Der Dritte betracht's,
Was macht's?

Zum Schlosse führt ein breiter Fahrweg hinauf. Es liegt 400 Fuß über der Stadt und dient dem regierenden Grafen als Wohnsitz. Es ist ein stattliches, gut erhaltenes Gebäude mit drei Thürmen, das die ganze Gegend beherrscht. Ausgezeichnet ist die Sammlung der Bildnisse von Grafen des Hauses Stolberg; merkwürdig eine im Jahre 1760 angelegte meilenlange Wasserleitung, die das reine Quellwasser aus dem Gebirge in einen großen Wasserbehälter führt.

Beim Schlosse liegt ein großer Thiergarten, in dem zahme Hirsche und Rehe äsen. Von jeher waren die Grafen von Stolberg, die ja einen Hirsch im Wappen führen, dem edlen Waidwerk zugethan. Und ist es auch mit dem Wildreichthum nicht mehr so beschaffen, wie früher, so zeichnet sich doch das wernigerodische Gebiet durch einen sorgsam gehegten Wildstand aus. Namen wie Wolfsgrund, Bärenbruch, Auerberg ꝛc. am Harze deuten auf das Vorkommen jener jetzt dort ausgerotteten Thiere. Im Jahre 1817 ward bei Wernigerode der letzte Luchs geschossen, den man dort noch ausgestopft vorfindet. Bei Seesen, auch am Harze, aber an der Westseite, ward 1818 noch einer erlegt — der letzte in Norddeutschland überhaupt. Noch schleicht, wiewohl selten, die wilde Katze umher. Der Stand an Hirschen und Rehen bleibt immerhin, namentlich im braunschweigischen Gebiete, ein bedeutender und liefert den verrufenen Wilddieben von Benneckenstein einen namhaften Gewinn.

Füchse und das kleinere Raubgesindel sind am Harze häufig. Auerhähne und Birkhähne mangeln nicht; der Vogelfang beschäftigt viele Leute. Hunderte von Drosseln werden oft an einem Tage in Schneusen und Sprenkeln gefangen und als Leckerbissen versandt. Der Fang mit Leimruthen und auf dem Vogelheerde verschafft besonders dem betriebsamen Oberharzer seine Singvögel, die weithin berühmt sind und viel Geld einbringen.

Die Fauna des Harzes ist überhaupt, wenn man das kleine Gebiet in Betracht zieht, eine reiche zu nennen. Wasserthiere erscheinen freilich wenig. Als sehr seltener Gast kommt der Nörz vor (Foetorius Lutreola), der noch 1852 in der Grafschaft Stolberg gefangen wurde. Reiche Ausbeute findet namentlich der Entomolog unter den Käfern und Schmetterlingen des Harzes.

Von Wernigerode führt ein Fußweg durch das Thal der Holzemme nach dem Brocken, den man in vier Stunden erreichen kann. Die Holzemme drängt sich eine halbe Stunde Wegs zwischen hohen Felsmassen in kleineren und größeren Wasserfällen über mächtige Steinblöcke. Das ist die sogenannte Steinerne Renne. Der Anblick des brausenden und schäumenden Wassers, das in hastiger Ungeduld zwischen die Spalten sich drängt und über das graue Gestein stürzt, gewährt einen zauberischen Anblick. Höher hinauf wird die Gegend immer wilder und unheimlicher. Gestürzte Tannen sind mit Moos überwachsen; ungeheuere Felsblöcke ruhen auf sumpfigem Boden. Das ist die Hölle, die auf halbem Wege zum Brocken hin liegt.

Der Brocken.

Dort, wo der steile Harz, den ew'ge Kälte deckt,
Sein moosig altes Haupt in graue Wolken steckt,
Manch unabsehlich Thal durch Klippen sich ergießet,
Und mancher harte Fels ein Peru in sich schließet,
Das keuchend bei der Last, der schwarze Bergmann gräbt,
Halb nackt sich kärglich nährt und doch zufrieden lebt,
Wo nie Pomona wohnt, und Aeolus regieret,
Und bald ein Wanderer, bald ein Genie erfrieret;
Dort hebt aus dunkler Nacht, aus Sträuchen, Moos und Moor
Ein königlicher Berg sein stolzes Haupt empor.

So besingt im Jahre 1785 in seiner „Abhandlung vom Brocken" Chr. Fr. Schröder den berühmten Berg, um dessen Erforschung er nicht geringe Verdienste hat. Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein gehörte es zu den Wagnissen, den Brocken zu ersteigen. Heute kann man die Reise nur noch einen Spaziergang nennen, denn seit im Jahre 1835 selbst preußische Artillerie mit vollständig bespannten Geschützen auf dem Brocken war, sieht Niemand mehr etwas Gefährliches in der Besteigung desselben. Die Wege zum Gipfel sind so gut, wie man sie nur unter den vorliegenden Umständen wünschen kann und oben ist für all und jede Bequemlichkeit gesorgt. Führer zum Brocken sind überall angestellt; sie bringen gegen eine bestimmte Vergütung Reisende und Gepäck hinauf. Es sind nicht mehr, wie von Rohr im Anbeginn des verflossenen Jahrhunderts klagte, „liederliche und verloffene Männer, die sich dem Reisenden gegen ein Trinkgeld anbieten, die Straßen selbsten nicht wissen und wenn Noth an Mann gehet, sich verlaufen und den Reisenden allein lassen".

Die älteste Beschreibung einer Ersteigung des Brockengebirges finden wir in dem jetzt selten gewordenen Buche: Blockes-Berges Verrichtung oder ausführlicher geographischer Bericht, von dem hohen trefflich alt- und berühmten Blockes-Berge, insonderheit von der Hexenfahrt, und Zauber Sabbathe, von M. Johanne Praetorio, Poeta laureato Caesareo. Leipzig 1668. Obgleich das Buch weniger vom Brocken selbst, als von dem tollen Teufels- und Hexenspuk, der dort herrscht, zu erzählen weiß, so ist doch die Beschreibung der Besteigung des Berges schon darum interessant, weil sie uns zeigt, daß der Gipfel des Brockens schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts kahl war und daß sich überhaupt an dem Berge bis zum heutigen Tage wenig verändert hat.*) Freilich die wilden Thiere: Wölfe, Bären und Wildschweine, die Praetorius am Brocken gesehen haben will, kommen jetzt nicht mehr vor.

Der Brocken ist durch blasenförmig aufgetriebenen Granit gebildet worden, und jetzt noch zeigt er sich von manchen Seiten wie eine beinahe regelmäßig gebildete Halbkugel. Es ist eine geologische Phantasie, wenn man annimmt, daß er früher eine ungeheure Felspyramide gewesen sei, die durch Erdrevolutionen zusammenbrach, so daß überallhin noch die Trümmer — Brocken — davon sichtbar sind. Leopold von Buch, unser größter deutscher Geologe, zeigte in seiner klassischen Abhandlung „über Gneiß und Granit", daß der Brocken aus schalenförmigen Absonderungen besteht. Die oberste Schale ist geborsten und in die Millionen einzelner Trümmer zertheilt, welche jetzt als Blöcke

Brockenführer. (Originalzeichnung von Stroobant.)

*) „Auf dem Berge oben waren gantz keine Bäume, sondern alles mit langem Gras, Kräutern und Wurtzeln bewachsen, alles sumpficht, morastig und voll Moos, aber recht oben entspringet ein schöner, klarer und gesunder Brunnquel, so gar einen guten Geschmack im Trinken hat."

Der Hexentanzplatz. (Originalzeichnung von Stroobant.)

Ein Brockengespenst. (Originalzeichnung von Stroobant.)

auf dem Gipfel und in der Umgebung herumliegen und dem Berge allerdings den Namen gaben. Denn Blocksberg und Brocken bedeuten dasselbe; die erstere Form ist die niederdeutsche. Besagter hochgelahrter leipziger Magister Prätorius leitet den Namen aber von „dem höllischen Bocke, so in der Walpurgisnacht dort oben gethronet", ab. Sein Aufwand von Gelehrsamkeit, um diesen Blödsinn zu beweisen, ist ein ungeheurer und wenig alte griechische oder lateinische Klassiker werden dabei nicht citirt. Es ist ein schlagendes Beispiel, wie sich unsere Alten beim Etymologisiren oft verirren konnten.*)

Außer den Sagen und Spukgeschichten, die sich an den Brocken knüpfen, ist es namentlich seine imposante Erscheinung, die ihn weithin bekannt gemacht hat, denn von Ilsenburg bis zum Brockenhause steigt das Gebirge auf einer horizontalen Grundlinie von etwa 21,000 Fuß rasch 2800 Fuß. Gerade dieser schnellen Erhebung verdankt der Brocken seine Berühmtheit, denn seine absolute Höhe ist im Vergleich zu anderen Bergen immer nur unbedeutend. Seine Grundfläche hält etwa zwei Geviertmeilen, die Höhe über der Nordsee beträgt nach der besten Messung 3508 Fuß, der Umfang des Gipfels eine Stunde. Aeltere Angaben sprechen dem Brocken eine Höhe von über 5000 Fuß zu, während ihn de Luc auf 3268 Fuß berechnet.

Die ganze Kuppe des Brockens ist wie mit Granitblöcken übersäet; für neugierige Touristen, die sich an sonderbaren Bildungen der Natur erfreuen, sind besonders der Hexenaltar, die Teufelskanzel und das Hexenwaschbecken bemerkenswerth. Jedenfalls aber ist es für den wissenschaftlichen Reisenden von mehr Belang, sich mit der Flora, Fauna und den meteorologischen Verhältnissen des Berges bekannt zu machen und nicht nur, wie dies von so Vielen geschieht, über die durch Nebel getrübte Aussicht zu klagen.

Nach den Urtheilen der Forstleute ist an eine Bewaldung des Brockengipfels wohl nie mehr zu denken, so lange die Stürme mit ihrer Macht über den kahlen Scheitel dahin brausen, in dessen nacktem Granitgestein schwerlich je wieder Bäume Wurzel schlagen dürften. Erst eine Viertelstunde abwärts vom Gipfel fangen die Bäume an größer und stärker zu werden. Oben findet man verkrüppelte Exemplare der Fichte, Pinus abies, denen man es ansieht, daß sie sich mit Mühe und Noth gegen den Sturm und die Unbilden der Witterung halten; einzeln oder gruppenweise stehen Himbeeren, kleine Birkensträucher und die Brockenweide, Salix riparia. Dagegen zeigen sich unter den krautartigen Pflanzen manche Seltenheiten, die aber gerade wegen des rauhen Klima's hier gedeihen und mehr nordischer oder alpiner Natur sind. Im Ganzen zählt man bis jetzt 120 bis 130 Arten, unter denen die Brockenblume oder der Hexenbesen, Anemone alpina, am hervorragendsten ist. Häufig gelangt sie im Jahre zweimal zur Blüthe; verbunden mit Rennthiermoos, Haidekraut und Sonnenthau bildet sie die Brockensträuschen, welche man beim Abschiede vom Berge dargereicht erhält. Außer den angeführten findet man noch die Zwergbirke, Betula nana (am Brockenkruge), den wilden Rosmarin, Andromeda polifolia, die Rauschbeere, Empetrum nigrum, die Moorbeere, Vaccinium uliginosum, die Moosbeere, Schollera Oxycoccos und die Alpendistel, Sonchus alpinus. Zu den größten Seltenheiten gehört ein bescheidenes Pflänzchen, das seine eigentliche Heimath auf den Bergen Schwedens hat, die nordische Linnäe, Linnaea borealis. Auch an seltenen Riedgräsern, Farrn und Bärlappen ist kein Mangel.

Stubenfliegen zeigen sich selten auf dem Brocken, Schmetterlinge und Käfer dagegen kommen in Menge vor. Durch das dürre Haidekraut raschelt die schwarze Eidechse, Lacerta crocea, und die Blindschleiche. Raubvögel sieht man oft noch hoch über dem Brocken ihre Kreise ziehen. In den tiefern Lagen balzt der Auerhahn in den Lenzmonaten, findet sich das Haselhuhn und flöten die Drosseln. Um die Kuppe schwärmt die große Mauerschwalbe und die wilde Gans; Storch und Kranich lassen bei ihrem Zug den Brocken unter sich liegen.

Unter den Säugethieren hat sich der Maulwurf hier ein steiniges Bett gewählt; die allbekannten Plagegeister Ratte und Maus fehlen auch nicht; zuweilen erscheinen Marder, Eichhörnchen, Hasen, Wiesel und der Edelhirsch, und gar häufig bieten sich oben die Füchse gute Nacht.

Das ist der kleine Kreis lebender Wesen, welcher den Brocken während der wenigen Sommermonate bevölkert; im Winter verschwindet auch er und unförmliche Schneemassen hüllen dann die wenigen Menschen, die einzigen lebenden Wesen, im Brockenhause ein.

Die mittlere Jahrestemperatur des Brockens beträgt wenig über + 1° R. Als höchste Temperatur hat man + 20° R., als niedrigste — 27° R. beobachtet. Die Winde brausen mit orkanähnlicher Gewalt um die Kuppe und bringen im Winter ungeheure Schneemassen und selbst Eisstücke mit; oft reißt der Wind Theile des Brockenhauses mit sich fort und schleudert sie viele hundert Fuß weit fort. Im ganzen Jahre rechnet man kaum 20 windfreie Tage auf dem Brocken.

Auffallend schnell entstehen beim geringsten Wechsel des Windes Nebel; selbst wenn kein Wölkchen am ganzen Horizonte zu entdecken ist, bezieht sich die Brockenkuppe mit Nebel, der gewöhnlich ein Vorbote von schlechtem Wetter ist. Das wissen auch die Bauern der Umgegend, die dann sagen: Auf dem Brocken wird gebraut, oder der Brocken hat eine Mütze auf. Das war schon vor alten Zeiten bekannt. Prätorius sagt davon in seiner „Blockes-Berg-Verrichtung":

So ist auch überall allda,
Derselbig Berg eine Practica
Der Landleut, welche oft ohne irren
Gut Wetter, daher practiciren:
Denn, wenn ein starker Nebel trifft,
Recht solchen Berg, wie ich bericht
So fällt gewiß denselben Tag,
Ein Regen, ist wahr als ich sag.
Wenn aber solcher Berg gantz frey,
Ohne Nebel ist, ohne allen Scheu,
So folget ein schöner, heller Tag.

Es ist nicht leicht ein Berg so geeignet, die Bildungen der Wolken zu beobachten, wie der Brocken. Mit jedem Augenblicke verändern sich die Wolkenseenen, man glaubt sie oft mit Händen greifen zu können, sie thürmen sich zu riesigen Wänden empor, oder scheiden sich von einander. Oft strahlt über dem Gipfel der sonnige, blaue Himmel; unten am Berge aber lagern düstere Wolkenmassen, aus denen die Blitze nach allen Seiten hervorschießen. Ein erhabener Anblick!

Eine seltene Erscheinung, die mit den meteorologischen Verhältnissen zusammenhängt, ist das Brockengespenst.

*) Nicht unerwähnt wollen wir eine von Brederlow (Der Harz. 1816.) aufgestellte Ansicht über die Ableitung des Namens Brocken lassen. „Obgleich der gebräuchliche lateinische Ausdruck Mons bructerus ist, so hat doch der Brocken keineswegs seinen Namen von den Bructerern, da dieses Volk nie hier wohnte; aber so wie die Bructerer ihren Namen von dem niedersächsischen Worte Brook = Bruch, Morast, empfangen haben mögen, weil sie in bruchigen Gegenden hausten, ebenso könnte der Brocken seinen Namen vielleicht von Brook, Bruch, bekommen haben, wegen der vielen Brüche und Torfmoore in seiner Nähe."

Unsere Abbildung, welche einen deutlichen Begriff davon gibt, zeigt das Brockengespenst, welches der Zeichner desselben, Herr F. Stroobant, im Sommer 1862 beobachtete. Gewöhnlich wird es nach dem ersten Beschreiber auch das Silberschlag'sche Gespenst genannt. Die Erklärung für diese Luftspiegelung ist sehr einfach. Wenn die Sonne bei ihrem Auf- und Untergange mit dem Brocken in gleicher Höhe steht und sich dann auf der entgegengesetzten Seite unten in den Thälern Nebel bilden, diese am Brocken in die Höhe ziehen, der nebelfreie Brocken aber zwischen dem Nebel und der Sonne steht; dann wirft die Sonne den Schatten des Brockens und aller auf ihm befindlichen Gegenstände an diese Nebelwand, an der sich nun riesenhafte Gestalten bilden, die bald sich verkleinern, bald vergrößern, je nachdem sich der Nebel nähert oder entfernt.

Ueber die Aussicht vom Brocken ist schon viel geschrieben worden. Schön und romantisch ist sie nicht, aber großartig. Man überblickt einen Umkreis von 18 Meilen, auf dem mindestens sechs Millionen Menschen wohnen, vom Rhöngebirge bis zu den Sandflächen der Mark Brandenburg, von der altberühmten Porta Westphalica bis zu Leipzigs blutigem Schlachtfelde. Das Land von 14 deutschen Potentaten liegt zu unsern Füßen und innerhalb desselben kann man bei heiterm Wetter über 80 Städte und gegen 700 Dörfer zählen. Eine genaue Aufzählung derselben und die beste Auskunft über die Aussicht vom Brocken findet man in: W. Saxesen: Brocken-Panorama oder die Aussicht von der Spitze des Brockens. 1834.

Was mit dem Brocken zusammenhängt, wird vom Volke als mit dem Bösen verbunden betrachtet. Hat doch selbst der Brockengranit den Namen Hexenstein erhalten. In früheren Zeiten stand der Berg auch im Rufe, daß ein großer Schatz edlen Metalles in seinem Innern verborgen sei; goldsuchende „Venediger" und arme Bergknappen sollen in die Brockenfelsen die seltsamen Figuren: Mönche, bergmännische Symbole, Ringe, Kreuze, Sterne ꝛc. eingehauen haben, die man an verschiedenen Orten auffindet. Andere wieder bringen sie mit der Walpurgisnacht in Verbindung, deren schaudervolle, derbsinnliche Mysterien in alten Büchern eine genaue Beschreibung und unter dem Landvolke noch heute oft Glauben gefunden haben. Was über sie an Aberglauben existirt, alle Sitten und Gebräuche, die mit ihr und dem Brocken zusammenhängen, das hat der Magister Prätorius redlich gesammelt, und seine „Blockesberg-Verrichtung" ist eine wahre Fundgrube von dämonologischem Unsinn.

Kulturgeographische Erläuterungen zur Karte von Nordwest-Afrika.

Von Karl Andree.

II.

Das „äußerste Westland", Maghreb el aksa, reicht von den Grenzen Algeriens bis zur Mündung des Ued Draa, welche den Canarischen Inseln gegenüber liegt, und wird vom Atlas durchzogen, dessen höchste Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind. Dieses Kaiserreich Marokko, dessen Flächeninhalt um die Hälfte größer ist, als der unseres Deutschlands, wird von zwei Meeren bespült und der Seewind erfrischt die Luft der Gestaderegionen, während das Hochgebirge die heißen Wüstenwinde abhält. Deshalb ist, für ein afrikanisches Land, das Klima gemäßigt und im Allgemeinen auch gesund; aber während die nördlichen Gegenden, deren Witterungsverhältnisse an jene Südspaniens erinnern, im Frühling und Herbst befruchtenden Regen haben, mangelt die regelmäßige Befeuchtung dem Süden, welcher schon einen Theil der Wüste in sich begreift.

Eine fleißige, civilisirte Bevölkerung würde Marokko's reiche Naturgeschenke zu benutzen wissen und mit leichter Mühe in einen Garten verwandeln können, aber im Maghreb el Aksa ist, mit geringen Ausnahmen, Alles Barbarei und ein anarchischer Zustand bildet die Regel. Marokko bildet auch keinen Staat in unserm Sinne, sondern ein Reich, welches durch einen Gewaltherrscher mühsam zusammengehalten wird, und wo dennoch Alles nur lose an einander hängt. Ein Band freilich ist sämmtlichen Bewohnern gemeinsam, jenes des Islam, aber dieser verhindert doch die gegenseitige Abneigung und Zerklüftung der buntschäckig zusammengesetzten, in eine unzählige Menge von Stämmen und kleineren Sippen getheilten Menschen nicht, welche ohnehin verschiedene Sprachen reden und verschiedenen Völkergruppen und Rassen angehören. Organische Elemente fehlen in Marokko.

Diese Bevölkerung, welche man gegenwärtig auf acht und eine viertel Millionen Menschen veranschlagt, zerfällt in sechs verschiedene Gruppen. Davon sind nahe an vier Millionen Leute unvermischte libysche Ursassen, also berberischen Blutes; zwei und drei viertel Millionen sind Mauren, Menschen von gemischter Abkunft, in denen mehr oder weniger arabische, libysche und schwarze Mischung vorschlägt; etwa drei viertel Millionen mögen ganz oder zumeist unvermischte Araber, „Beduinen", sein. Ob die Annahme von etwa einer halben Million Negern nicht zu hoch gegriffen sei, müssen wir unentschieden lassen, eben so, ob die Ziffer der marokkanischen Juden sich auf ungefähr 450,000 Köpfe herausstelle. Aber sehr zahlreich sind die Hebräer und Sudanesen auf jeden Fall.

Jene bodenständigen Urbewohner, Nachkommen der von den Römern als Mauren und Mauretanier bezeichneten Menschen (die man mit den heute sogenannten Mauren nicht verwechseln darf, denn diese erscheinen anders geartet) sind Zweige der großen ethnologischen Gruppe, welche wir jetzt unter der allgemeinen Bezeichnung Berbern zusammenfassen, Stammbrüder der Kabaylen in Algerien, der Mosabiten (Beni Msab) im Süden Algeriens, der Sauans in Tunesien, der Ademsier in Tripolitanien und der Tuareks in der Sahara. Im Marokkanischen bilden diese libyschen Menschen zwei große, stammverwandte, aber in Charakter und Lebensweise mannigfach verschiedene Abtheilungen,

Amazirghen und Schellöchen (Schellok). Beide Wörter bedeuten edel.

Die Amazirghen sitzen im Atlasgebirge und haben auch das Rif inne. Die berüchtigten Rifpiraten sind Amazirghen, und amazirghische Leute, welche das Zelt oder eine Höhle dem gemauerten Hause vorziehen, wohnen südlich vom Atlas auch in der Landschaft Tafilelt. Dagegen sind die Gebirge im Süden und Westen, von der Gegend um Mekines an, vorzugsweise von Schellöchen bewohnt, und bei ihnen finden wir eine weniger unbändige Sinnesart, ordentliche Häuser und entschiedene Vorliebe für den Ackerbau, während der rohere, wildere Amazirgh vorzugsweise dem Hirtenleben und der Bienenzucht ergeben ist. Beide reden verwandte Sprachen, zerfallen in eine große Menge von Stämmen, sind kriegerisch und tapfer und können sich in ihren vielfach unzugänglichen Bergschluchten leicht vertheidigen. Der Kaiser von Marokko sieht in ihnen mit vollem Rechte durchaus unzuverlässige Unterthanen; fast unaufhörlich ist der eine oder der andere Stamm gegen ihn im Zustande der Empörung, der Tribut wird selten und allemal unregelmäßig entrichtet; gewöhnlich muß er durch Zwang eingetrieben werden. Der Amazirghe wie der Schelluche erkennt freiwillig keinen Herrn über sich; er ist, was überhaupt im berberischen Charakter liegt, gewissermaßen ein republikanisch-demokratischer Mensch, dessen geringe Regierungsbedürfnisse von Omsarghs befriedigt werden, die zugleich Kaïds und Marabuts sind, also die bürgerliche und geistliche Verwaltung besorgen, und deren Würde in manchen Fällen durch Erbgang vom Vater auf den Sohn übertragen wird.

Der so geartete Berber ist ein ganz anderer Mensch als der Maure, welcher in Marokko, wie im übrigen Maghreb, einen sehr beträchtlichen Theil der Städtebewohner bildet. Man hat lange gefragt, wohin diese „Mauren" eigentlich gehören, welche ethnologische Verwandtschaft sie haben, ob sie Urbewohner seien, oder von spanischen Morisken, oder von Arabern abstammen, welche vor und nach dem Eindringen der Chalifen in das Maghreb sich ansässig gemacht? Die richtige Antwort wird wohl sein, daß man die Mauren, so wie sie gegenwärtig und schon seit Jahrhunderten sind, als ein Gemisch aus verschiedenen Völkerbestandtheilen seit alten Zeiten her betrachtet, als ein lebendiges Zeugniß der nach einander folgenden Invasionen, welche namentlich auch das Maghreb el aksa erfahren hat.

Die Araber trugen schon vor Ablauf des siebenten Jahrhunderts den Islam in diese fernen Gegenden, und als sie aus Afrika, wo sie festen Fuß gewonnen hatten, über die Meerenge von Gibraltar schifften und als Eroberer Spanien betraten, nahmen sie eine große Menge maghrebinischer Berbern mit sich. Diese waren aber Urbewohner des alten Mauretaniens, die Mauren der Römer und wurden auch von den Westgothen (in deren Besitz ohnehin längere Zeit sich ein Theil der alten Mauretania tingitana mit der Stadt Tanger befunden hatte) als Mauren bezeichnet. Diesen Namen behielten die christlichen Spanier bei, und er gewann in Europa allgemeine Geltung. „Im Laufe des 15. Jahrhunderts und späterhin unter Philipp II., welcher die letzten „Morisken" aus Spanien vertrieb, sind hunderttausende derselben ins Maghreb hinübergegangen. Dort fanden sie unter mohammedanischen Glaubensgenossen eine Zufluchtstätte, ließen sich in den Städten nieder und brachten ein neues Mischungselement in die schon genugsam bunte Bevölkerung, die ihrerseits aus Abkömmlingen von Römern und Griechen, Berbern, Arabern und deren Mischlingen bestand. Das arabische Element ist im maurischen Blute stark vertreten, aber in demselben auch wesentlich abgeartet. Der Maure redet ein Arabisch, seine maghrebinische Mundart ist jedoch mit einer großen Anzahl spanischer und berberischer Wörter versetzt und hat auch eine eigenthümliche Aussprache und Betonung.

Araber und Mauren, obwohl Sprach- und Religionsgenossen, unterscheiden sich wesentlich und wollen auch nicht mit einander verwechselt sein. Sie gleichen einander weder an äußerm Typus, noch an Sitten und Gewohnheiten und Lebensweise, auch nicht an Temperament, Charakter oder Kleidung. Beide hegen Abneigung gegen einander und haben oft verschiedene Interessen.

Der Araber, gewissermaßen ein feudaler Mensch, ein Viehhirt, Krieger und oft auch Bauer, ist uncivilisirt, aber in seinem Auftreten liegt etwas Anständiges, nicht selten auch Imponirendes. Den Mauren können wir dagegen im Wesentlichen als einen Kleinbürger bezeichnen. Er ist Handwerker, hält einen Laden, wird gern Schreiber, liebt Kleiderpracht, hat auch eine gewisse Anstelligkeit. Aber seine Sitten sind durchgängig mehr als locker, Treu und Glauben hält er nicht, und kein anderes Volk auf Erden steht im Ruf eines so nichtswürdigen und niederträchtigen Charakters. In dieser Beziehung ist das Urtheil einstimmig. Niemand achtet den Mauren, welchem gerade fehlt, was der Araber im Uebermaße hat, äußere Würde und sicheres Auftreten. Dem Mauren fehlt, so zu sagen, der Styl; er hat eine ganz kleidsame Tracht, versteht aber nicht, sie zu drapiren, wie der Araber, welcher seinem schlechtesten Mantel eine Gewandung zu geben weiß und immer etwas vorstellt. Jener hat runde Formen, viel Fleisch, weiche Züge, einen kräftigen, männlichen Gesichtsausdruck. Beim knochigen Araber ist das Nichtsthun ein Vorrecht des Mannes, der Maure aber, und das ist in Afrika eine löbliche Ausnahme, arbeitet; er bereitet die Wolle zu, färbt sie, webt und ist Schneider oder Schuhmacher auch für Frauen und Kinder; er ist fingerfertig, aber nicht kräftig, intelligent, geschickt, voll Sinn für Zierlichkeit, auch rechnet er. Aber seine Thätigkeit und sein Betrieb geht nie ins Große, die Arbeit scheint ihm nur da zu sein, um die müßigen Stunden auszufüllen. Auch liebt er die Pferde nicht, ist kein guter Reiter, zieht überhaupt das ruhige Leben vor, raucht, träumt gern vor sich hin, spielt mit den Fingern, ist aber ein Erzfanatiker für seinen Islam.

Der Araber zieht das platte Land vor. Manche Stämme sind seßhafte Ackerbauer geworden, aber die bei weitem überwiegende Mehrzahl führt ein Nomadenleben, vorzugsweise im Süden des Atlas.

Die Juden sind auch in Nordafrika von den Bewegungen der verschiedenen Völker und Rassen innerlich unberührt geblieben; alle Stürme, welche über das Maghreb hereinbrachen, brachten den Söhnen Abrahams lediglich einen Wechsel in der Knechtschaft, bis sie endlich in Algier, und seit einigen Jahren auch in Tunis, menschlich behandelt werden. In diesen beiden Ländern haben sie Bürgerrechte erhalten und gelten nicht mehr für vogelfrei. Wahrlich, diese viel und schmachvoll gequälten Juden sind gleichsam wie eine Uhrfeder, die sich biegt, aber nie bricht; sie haben dem Drucke allzeit die Energie ihrer Geduld und einer beispiellosen Ausdauer entgegengesetzt. Alle Herrscher, unter deren Zwang die Juden seufzten, haben sich an ihnen abgenützt. Der Jude beugt sich, aber er bleibt da und dauert aus. Man sagt, es gebe auch Berberstämme, welche sich zum Judenthume bekennen, namentlich in der Region der Ued Nun, also im Südwesten und unter den Amazirghen. Im Tripolitanischen fanden die Araber im siebenten Jahrhundert dergleichen Stämme, über jene in Marokko fehlen uns eingehende Nachrichten; es heißt, sie sprächen ein verderbtes

Chaldäisch. Gewiß bleibt, daß ein großer Theil der marokkanischen Israeliten aus Europa nach Afrika gekommen ist, namentlich in Folge der blutigen Judenhetzen, welche durch die christlichen Fanatiker, Barbaren und Räuber 1290 in England, 1395 in Frankreich und seit 1492 in Spanien stattfanden. Die Nachkommen der Flüchtlinge aus der Pyrenäischen Halbinsel sind bei weitem überwiegend; fast alle Juden in Marokko reden das Spanische als ihre Muttersprache; Urkunden fertigt man in den Synagogen „nach castilianischem Brauch" aus, und noch heute sind Trauerfeste zum Andenken an die Mordthaten nicht abgekommen, mit welchen die, Auto's da fe liebende, spanische Geistlichkeit einst in überschwänglicher Fülle die „wahren Gläubigen" ergötzte. In Marokko freilich war der 1859 verstorbene Sultan Mulé*) Abderrhaman der erste Herrscher, welcher das Blut der Juden nicht leichtfertig vergoß. Vor seiner Zeit fanden die Scherifs, diese Landesherrscher, es manchmal angemessen, ihren Truppen den Sold in der Weise auszuzahlen, daß die Mellahs, das heißt die Judenviertel in den Städten, der Plünderung überantwortet wurden. Denn der Jude muß in einem Ghetto wohnen, und dieses Mellah, d. h. das „schmutzige, dürre, verfluchte Land", wird am Abend von maurischen Wächtern verschlossen. Der Jude muß hohe Steuern zahlen, aber er darf keinen Ackerbau treiben und außerhalb des Mellah keinen Grund und Boden besitzen. Die Gesetze verbieten ihm ferner, unbewegliche Güter in Pfand zu nehmen, im Angesicht einer Stadt ein Pferd zu besteigen, er darf nur auf einem Esel reiten und nicht einmal zu eigener Vertheidigung gegen einen Muselmann die Hand erheben, es sei denn in seiner eigenen Wohnung. Vor Gericht kann er nicht als Zeuge auftreten und wenn er verhört wird, muß er nieder kauern. Einen Muselmann beim Einkaufe von Lebensmitteln zu überbieten, ist strafbar; in manchen Straßen und allemal in der Nähe von Moscheen muß er seine Schuhe in die Hand nehmen und sich in dunkle Farben kleiden. Und bei allen diesen entwürdigenden Verboten und Beschränkungen ist der Jude noch argen Mißhandlungen von Seiten der Bekenner des wahren Gottes ausgesetzt. Wir Europäer sprechen allerdings mit Entrüstung über solche Barbarei der Mohammedaner, aber unsere christlichen Vorfahren, obwohl Bekenner der „Religion der Liebe", haben es um kein Haar besser getrieben. Der Charakter der Juden in Marokko ist nur, was er unter einem solchen Drucke sein kann. Aber ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß trotz alledem die Juden das einzige, wirklich kulturfähige Element in Marokko bilden.**)

Es liegt eine Art von poetischer Gerechtigkeit darin, daß der Christ und Europäer auch heute noch fast eben so vogelfrei, eben so verachtet und auch so gehaßt wird, wie der Jude. Die Regierung weiß allerdings die Gewalt der fremden Kanonen zu würdigen und hat sich zum Abschluß von Verträgen herbei gelassen, aber das Volk im Innern kümmert sich nicht darum. Englands Unterthanen sollen, laut dem Inhalt eines Tractats, frei und ungehindert im Lande reisen dürfen, und doch wird keiner ein solches Wagniß unternehmen. Als der englische Konsul Drummond Hay in der Stadt Merrakesch (Marrakasch, Marokko) sich befand, um dem Kaiser seine Huldigung darzubringen, konnte er binnen vier Wochen nicht ein einziges Mal das Judenquartier verlassen, in welchem er so gut wie eingesperrt war. Außerhalb Tandschehrs, des Hauptsitzes der Konsulate, wo die Zahl der Christen einige hundert Köpfe beträgt, sind vielleicht kaum 50 andere Europäer im ganzen Reiche. Jeder Christ muß im Judenquartier wohnen; er gilt für so unrein, daß seine Gegenwart die mohammedanischen Stadttheile besudeln würde; nur in Tandschehr, aber auch dort allein, findet eine Ausnahme statt. Die Christen dürfen nur in dem Konsulatsgebäude Gottesdienst halten, keine Glocken haben, kein Kreuz sichtbar werden lassen, müssen überhaupt Alles verborgen halten, was an ihre Religion erinnert. Zwar ist ihnen ein Leichenacker gewährt, um auf demselben ihre Leiber und Knochen vermodern zu lassen, aber sie müssen den Todten in aller Stille dorthin schaffen und ohne religiöse Feierlichkeit beischarren; die Leiche eines Christen, der außerhalb der Stadt gestorben ist, darf nicht in diese gebracht werden, denn sie gilt den rechtgläubigen Marokkanern für „Aas von einem Hunde".

Die Dschenkanen, über welche uns eingehende Nachrichten fehlen, ziehen in kleinen Banden im Land umher und bieten manche Aehnlichkeit mit den Zigeunern dar. Die Männer sind gewöhnlich Roßtäuscher, die Frauen betreiben das Wahrsagen aus der Hand als Gewerbszweig.

Einen wichtigen Bestandtheil der Bevölkerung bilden die Neger. Seit einer Reihe von Jahrhunderten erhält Marokko ununterbrochen mit jeder Karawane schwarze Sklaven aus dem Sudan, zumeist junge Knaben und Mädchen. Bei der sehr ausgedehnten Vermischung mit dem Blute der Neger kann es nicht befremden, daß die Zahl der Mulatten und der Quarterons, namentlich unter der maurischen Bevölkerung, außerordentlich groß ist. Der schon weiter oben erwähnte Kaiser Mulé Abderrhaman war ein Mulatte; seinen Nachfolger Sidi Mohammed schildert Baron von Maltzahn als einen Mann von äußerst dunkler Gesichtsfarbe und unregelmäßigen, mulattenartigen Zügen; zwei andere Prinzen gehören zu fünf Achteln der Neger- und nur zu drei Achteln der weißen Rasse an, und eine Prinzessin hat dreizehn Sechszehntel Negerblut in sich. Die Kaiser halten seit Jahrhunderten eine schwarze Garde, die sogenannten Bokhari. Durch die Negerzuthaten ist ein Element der Barbarei mehr in das Leben der Marokkaner gelangt und nun unausrottbar geworden. Der Sudanese ist Muselmann und kann zu allen Würden gelangen, aber trotzdem sehen die übrigen Rassen auch in Marokko mit Verachtung auf ihn hinab, es wiederholt sich also auch dort eine Erscheinung, die wir überall finden, wo der Neger mit Leuten anderen Schlages in Berührung geräth.*)

---

*) Mule bedeutet Herr. Man darf nicht Muley sagen.

**) Es ist kennzeichnend für die Verhältnisse, daß den Juden die Auswanderung verboten ist. Der Kaiser will diesen Schwamm im Lande behalten, um ihn auspressen zu können. Wir haben schon früher, Globus III, S. 79, über die Juden in Tanger gesprochen. Viele Bemerkungen über die Lage der Kinder Israels in Marokko sind in einem vor wenigen Wochen erschienenen, sehr lehrreichen Werke zerstreut: „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. Reisen in Algerien und Marokko, von Heinrich Freiherrn von Maltzahn. Leipzig 1863" im vierten Bande. Wir werden gelegentlich über die Wanderung des Verfassers von Mogador nach der Stadt Marokko reden.

*) Die Abolitionisten werden daran nichts ändern. Herr von Maltzahn (IV, S. 232) schildert die Neger der kaiserlichen Garde, welche er als Bettelsoldaten bezeichnet. „Die Physiognomie der jüngeren Neger war von einfältig kindischem Ausdruck. Sie schienen immer zu blödsinnigem Lachen aufgelegt. Dieselbe Stupidität herrschte im Ausdruck der Gesichter bei den älteren Negern vor, nur fehlte ihnen das Naive der jüngeren. Ein Etwas, das noch nie so unangenehm meine Blicke getroffen hatte, stierte mir aus den Zügen dieser Söhne Cham's entgegen. Es war eine unmenschliche, barbarische Häßlichkeit, die man doch nicht thierisch nennen kann, weil kein Thier so häßlich ist, als ein Mensch, dessen Gesichtsausdruck moralische oder intellektuelle Versunkenheit verräth.

L. Godard, Description et histoire du Maroc, Paris

Wir gehen nicht näher ein auf die Geschichte der verschiedenen Herrscherfamilien, welche seit dem Ende des achten Jahrhunderts als Herren im Maghreb el akṣa geschaltet haben. Ein arabischer Mann aus dem Geschlecht der Abassiden, Edris ebn Abdallah, kam in den fernen Westen, der ihn 788 als Herrscher anerkannte, und sein Sohn gründete im Jahre 807 die Stadt Fes. Den Edrisiten folgten von 1055 bis 1146 die Almoraviden, diesen bis 1266 die Almohaden, und ihnen bis 1550 die Meriniden. Alle diese Dynastien hatten keine lange Dauer und den Hassani- oder Saadi-Scherifen folgte 1668 Mule Scherif el Fileli, das heißt aus Tafilelt, dessen Nachfolger noch heute den Thron inne haben. Die tausendjährige Geschichte Marokko's bietet nur wenige Lichtblicke dar, und die Anarchie geht immer mit dem Despotismus Hand in Hand.

Auch ist keine Aussicht, daß dieses Verhältniß je aufhören werde, weil Alles auf Zwang steht, die Menschen in Stämme zerklüftet und keine Stoffe vorhanden sind, aus denen sich etwas Organisches bilden ließe. Und doch liegt dieses unabwendbar der Barbarei anheimgefallene, allzeit nur durch rohe, wilde Gewalt zusammengehaltene Reich hart vor den Thoren Europa's; von Algesiras und Gibraltar in Spanien aus erblickt man seine Küsten und Gebirge. Noch heute ist dem Seeraube der Rif-Piraten nicht völlig gesteuert worden, und trotz einer fast beispiellos despotischen Gewalt hat der Scherif (denn dies ist der Titel des Kaisers, der sich für einen Nachkommen des Propheten ausgibt und auch dafür gehalten wird) keine Macht, selbst auf der kurzen Strecke zwischen Tandschehr und Fes, das Leben eines Europäers zu schützen, weil die Straße zwischen dem Seehafen und der Residenz durch Gegenden führt, deren berberische Bewohner bis auf den heutigen Tag nicht unterjocht worden sind!

Gegenüber der Rückständigkeit aller Verhältnisse, bei dem Mangel an jeder Entwicklung und dem geflissentlichen Fernhalten fremder Kulturelemente, erklärt es sich leicht, daß von umfassender Gewerbthätigkeit und Schwung im Handelsverkehr in Marokko keine Rede sein kann. Zwar die Mauren in den größeren Städten sind in ihrer Weise gewerbsam und liefern Zeug, Juwelierarbeiten, Waffen und Lederwaaren, auch Teppiche und manche andere Artikel, die nicht ohne Belang erscheinen. Aber der Handel ist der Willkür des Herrschers preisgegeben, wirthschaftliche Grundsätze sind unbekannt, die Zollansätze erfahren häufig einen jähen Wechsel, Verbote und Monopole lasten schwer auf dem Lande. Dem Monopole sind Zucker, Thee, Kaffee, Cochenille, Tabak, Schießpulver, Gerberrinde, Seife und sogar die Blutegel unterworfen. Man muß sich unter diesen Umständen wundern, daß der Verkehr zwischen den marokkanischen Häfen (Tandschehr, Tetuan, Larasch, Rabat, Casablanca, Mazagan und Mogador) und dem Auslande sich auf einige Millionen Thaler beläuft. Er wird vorzugsweise durch die Juden vermittelt, und die Einfuhrwaaren kommen zumeist aus England, das auch im Jahre 1857 einen Vertrag mit dem Sultan abgeschlossen hat, der aber noch eine Menge von Beschränkungen enthält und auch viele lästige Monopole bestehen läßt.

Von den europäischen Waaren finden viele einen Abzug nach dem Sudan, zu welchem das marokkanische Reich die westliche Eingangspforte bildet. Auf unserer Karte sind die Reisewege angegeben; sie ziehen durch die westliche Sahara, und für die vom Süden kommenden Karawanen bildet Mogador, oder wie man richtiger sagen sollte, Sueyra, denn so wird dieser Hafenplatz von den Eingeborenen bezeichnet, den Endpunkt. In jedem Jahre gehen aus dem Norden drei größere und einige kleinere Karawanen nach dem Süden. Jene bestehen manchmal aus 500 bis 1000 Kameelen; die aus Fes kommende ist allemal ganz besonders für den Sudan bestimmt. Jene aus Marrakesch und Tarudant treffen im Sus mit einer andern zusammen, aber in der Sahara selbst theilen sie sich wieder in einzelne Abtheilungen, weil eine allzu große Anzahl von Menschen und Kameelen die Brunnen leicht erschöpfen würde. Nach Innerafrika bringen sie englische Tuche, Seiden-, Wollen- und Baumwollenwaaren aus Fes, böhmische und venetianische Glasperlen, italienische Korallenarbeiten, große Gewürznelken, aus welchen die Negerinnen Halsbänder verfertigen, andere Gewürze, etwas Zucker, Feuerwaffen, Tabak, deutsche Spiegel und allerlei Metall- und Kramwaaren, selbst bemalte Schachteln aus Tyrol.

Alle diese Karawanen sind wandernden Märkten und Messen vergleichbar. Die Handelsleute packen an jeder Hauptstation ihre Ballen aus und tauschen gegen dieselben verschiedene Landeserzeugnisse ein, namentlich Sklaven, Gummi, Goldstaub, Eier und Federn des Straußes, Elfenbein, Sennesblätter, Wachs, Rennkameele und einige Arten von Zeug, welches von den Negerinnen gewebt wird. Einen wichtigen Artikel bildet das Salz, welches man im Sudan mit Gold bezahlt.

Der ganze westliche Theil der Sahara ist erst in unseren Tagen, aber doch nur theilweise, näher bekannt geworden, besonders seitdem die Franzosen von ihren Besitzungen am Senegal aus sich bestrebt haben, die nach Norden hin liegenden Regionen näher zu erforschen. In dieser Beziehung sind die Reisen von Leopold Panet von St. Louis nach Tarudant, 1850, Vincent's nach Adrar (Aderer), 1860, Mage's nach Taganet, 1860 und Si Bu Mogdad's vom Senegal nach Marokko, 1861, von Bedeutung. Dazu kommen die Mittheilungen, welche General Faidherbe, französischer Statthalter Senegambiens, von einem marokkanischen Scherif aus Fignig, Mule Ibrahim Uld Mohammed, 1859, über die westliche Sahara erhalten hat.

Etwa 100 Wegstunden nördlich von der Mündung des Senegal und fast eben so weit vom Kap Blanco, dehnt sich die Oase Adrar aus, mit mehreren Dörfern und Städten, unter denen Schinghit die bedeutendste ist. Die Bewohner bauen Getreide und Datteln, stehen unter einem unabhängigen Herrscher und liegen häufig in Fehde einerseits mit den Trarzas-Mauren, andererseits mit den in hohem Grade räuberischen Uled Delim, welche alles Land bis zur Südgrenze Marokko's unsicher machen. Im Nordwesten von Adrar liegt eine der wichtigsten Oertlichkeiten, welche alljährlich Karawanen in großer Menge anzieht und von der gleichsam ein belebender Pulsschlag des Verkehrs bis weithin in die Wüste und den Sudan ausgeht. Das ist die große Sebcha von Idschil, ein unerschöpfliches Salzlager, und von dort aus wird eine sehr ausgedehnte Region bis über Timbuktu hinaus mit dem unentbehrlichen Gewürze versorgt. Zwischen dieser großen Sebcha, welche sich im Besitz eines fast unvermischten Araberstammes, der Kuntah, befindet, liegt Tiris, eine vom Kap Blanco im Süden nach Norden hin bis an den Wendekreis sich hinziehende Küstenstrecke ohne Baum, ohne Gefließ, ohne festen Wohn-

1860, S. 13, äußert: „La condition de l'homme libre ne fait qu'a ajouter à la férocite native de cette race, qui semble s'adoucir plutôt dans l'esclavage. L'énorme quantité de sang noir qui circule au Maroc, contribue à donner au pays des traits de barbarie plus prononcés et qui le distinguent entre les Etats musulmans." Er fügt hinzu, daß die weißen Frauen einen instinktiven Abscheu gegen die Vermischung mit Negern hegen.

ort. Aber in den Monaten vom Oktober bis Mai ist diese Wüstensteppe mit saftigem Grase bekleidet, und vom Senegal im Süden, vom Tischit im Osten, vom Ued Nun im Norden, treiben Nomadenstämme ihre Kameele und Schafe nach Tiris auf die Weide. Zwischen Adrar, Tiris und der Südgrenze Marokko's ziehen außer den Uled Delim noch andere Wanderstämme umher, welche der Leser auf der Karte verzeichnet findet. Diese Uled Delim sind Araber, welche von der himiaritischen Sippe der Makil abstammen. Diese erschien in Afrika während des 11. Jahrhunderts, drang rasch weit nach Westen vor und theilte sich nach und nach in die drei Gruppen der Beni Obeid Allah, Beni Mansur und Beni Hassan. Die letzteren drangen nach Süden hin bis an den Senegal, und die ihnen angehörenden Stämme spielen als Uled Delim den Meister in der westlichen Sahara vom südlichen Marokko bis Adrar; als Uled Jahia ben Othman herrschen sie in Adrar, als Trarzas und als Braknas finden wir sie mächtig am rechten Ufer des untern Senegal; als Uled Embarek, Uled en Nasör und Daud ben Mohammed gehört ihnen ein Theil des Landes zwischen Adrar und Timbuktu. Man sieht, wie weit diese Stämme sich ausgedehnt haben; aber wir bemerken unter ihnen keinen innern Zusammenhang; vielmehr leben sie häufig in Fehde mit einander. Wir haben schon gesagt, daß die Uled Delim gefürchtete Wüstenräuber seien, welche, nach einem bezeichnenden Ausdrucke, der in der Sahara gang und gebe ist, „sich vom Pulver nähren", das heißt von dem Raube, welchen sie mit bewaffneter Hand erzwingen.

Wir geben diese Mittheilungen, um zu zeigen, in welcher Weise arabische Stämme sich in der westlichen Sahara verbreitet haben, und wollen noch eine Eigenthümlichkeit hervorheben. Die Stämme, welche vom Ued Draa nach Süden hin wohnen, namentlich alle Uled Delim, die in eine Menge von Unterstämmen zerfallen, die Uled Abu Seba, die Trarzas, Bracknas, Duaïsch und manche andere, haben keine Vielweiberei, sondern der Mann hat nur eine Frau. Dagegen ist bei den Schluah, welche Berber sind und am Ued Nun wohnen, die Polygamie eben so gebräuchlich, wie überhaupt in Marokko.

Die Wanderstämme in der westlichen Sahara leben in friedlichen Tagen sehr zerstreut und vereinzelt, aber wenn sie Fehde mit den Nachbarn haben, schaaren sie sich zusammen, und die zeitweiligen Dörfer, die Duars, bestehen dann manchmal aus 100 bis 200 Zelten.

In der westlichen Sahara sind demnach die Araber Eindringlinge, und dasselbe gilt von den berberischen Stämmen, die eine eben so große Bedeutung haben. Seit tausend Jahren haben beide mit einander fast unablässig um die Herrschaft gerungen, und im Grunde dauert auch heute noch dieser Kampf ohne Unterbrechung fort. Die Berbern der Atlasregion sind vom Sudan durch die Wüste getrennt, deren Breite 450 Stunden beträgt. In diesem Sandocean liegen größere oder kleinere Oasengruppen zerstreut, unter denen im Osten Fessan, nach Westen hin Tuat die wichtigsten sind. Wie weit nach Norden hin einst schwarze Leute uralte Bewohner in den Oasen waren, läßt sich heute nicht mehr ausmachen, wohl aber wissen wir, daß schon im Alterthum Berbern in manche Oasen kamen; dafür zeugt die Reise der nasamonischen Jünglinge, welche wir vor einiger Zeit im Globus besprochen haben. Jedoch die Verbindung zwischen den Berbern, also Libyern, Mauren, Lotophagen, Numidern und Gaetulern, mit den Sudanesen war bis zum sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gewiß keine lebhafte; aber seitdem haben jene den Schwarzen Pferde, Hornvieh und Salz verkauft und dagegen Getreide, Goldstaub und Sklaven eingetauscht. Sie kamen als Handelsleute bis an den untern Senegal und den obern Niger. Der Sudan hatte noch keine andere Verbindung mit der Außenwelt, als auf den Karawanenwegen durch die Wüste, in welcher die zerstreueten Oasen Rastpunkte darboten und sich zu Mittelpunkten für den Verkehr aufschwangen. Diese kamen in Besitz von Berberstämmen, welche zugleich als Kaufleute, Kameelverleiher für den Waarentransport oder Räuber auftraten und die Brunnen und Wasserplätze in brauchbarem Zustand erhielten. Die Zenaga setzten sich in Tuat fest, die Tuareks in Aïr und im Dschebel Hoggar.

Im Tell, überhaupt im ganzen Atlasgebiete, wurden, wie wir schon weiter oben nachwiesen, seit den Eroberungszügen der Araber, vom Ende des siebenten Jahrhunderts bis ins 11. Säculum die Berbern hart gedrängt, und ein beträchtlicher Theil derselben zog in die Oasen der Sahara, welche außerdem auch auf arabische Nomaden Anziehungskraft ausübten. Theils folgten diese den Berbern, theils wurden sie in den Atlasregionen von den alten Urbewohnern wieder vertrieben und mußten in der Wüste eine Zuflucht suchen. Jedenfalls sind die Berbern vor den Arabern in den Oasen und an der Grenze des Sudan gewesen. Die Zenaga waren an der letztern eine Zeit lang so mächtig, daß 33 Negerkönige ihnen Tribut zahlten; auch Tagant, welches Mage im Jahre 1858 besucht hat, fiel in die Gewalt der Zenaga-Berbern, und im 10. Jahrhundert wurde Timbuktu von Tuareks gegründet. Sie hatten also festen Fuß am Niger, im Lande der Schwarzen, gewonnen.

Schon im 11. Jahrhundert waren die Zenaga am Senegal, der nach ihnen benannt worden ist, zum Bewußtsein ihrer Stärke gekommen. Einer ihrer Hauptstämme, jener der Geddala, stammt von den alten Gätulern ab. Ein anderer ist jener der Benitrua. Unter diesen Zenaga erhob sich Dschauhar, ein Reformator, und gründete die Sekte oder Kongregation der Morabsin (Morabiten, Marabuts — Marbuth ist Einer, der für die Religion eifert) deren Oberhaupt Abu Bekr sich nach Norden wandte und in Tafilelt festsetzte. Von dort aus gründete sein Sohn Jussuf ben Taschfin, welcher die Stadt Marrakesch erbaute, ein mächtiges Reich, das unter dieser Dynastie der Almoraviden eine Zeit lang die westliche Sahara, das gesammte Maghreb, den mohammedanischen Theil Spaniens, die Balearischen Inseln und Sicilien in sich begriff. Auf solche Weise gewannen die Berbern auf eine Zeitlang das Uebergewicht, welches sie aber verloren, als die oben erwähnten himiaritischen Araberstämme, namentlich die Makil, in das Maghreb, in die westliche Sahara und bis an den Sudan stürmten. Hier war das berberische Element durch die Auswanderung der Marabuts so sehr geschwächt, daß die Negerkönige sich wieder unabhängig gemacht hatten, und es zeigte sich nicht mehr kräftig genug, um den Arabern zu widerstehen. Beide waren und blieben nun in Berührung mit den Schwarzen, unter welchen sie Proselyten machten, und die Blutvermischung zwischen Berbern, Arabern und Negern gewann seit jener Zeit eine größere Ausdehnung. So ist es gekommen, daß unter den Araber- und Berberstämmen der südwestlichen Sahara verhältnißmäßig wenig Leute rein weiß geblieben sind, während man Mulattenmischungen aller Schattirungen in großer Menge findet. Unter den sogenannten Mauren am untern Senegal waltet bei den Braknas und Trarzas das arabische Blut vor, und das berberische Element ist bei ihnen untergeordnet, unterthänig und hat auch keine Gleichberechtigung; bei den Duaïsch dagegen ist dasselbe herrschend. Das schwarze Element und die Mulatten sind überall Sklaven oder Leibeigene.

Unsere Karte setzt in die Region, welche sich vom untern Senegal in nordwestlicher Richtung bis nach Tuat erstreckt, „Maurische Stämme". Die Bezeichnung ist aber nicht genau, obwohl sie ziemlich allgemein gebraucht wird. Wir haben eben nachgewiesen, in welcher Weise dort verschiedene ethnologische Elemente sich berühren, vermischen und durch oder neben einander wohnen. Weiter östlich hin walten überall in der Wüste die Tuareks vor. Im Nordwesten ist die Oasengruppe von Tuat von ihnen bewohnt, nach Norden hin reichen sie bis an die algerische Sahara und Ghadames, nach Nordosten bis ins Innere von Fessân; auch haben sie die Oase Ghat (R'hat) inne, nach Süden hin die Oasengruppe Air, und weiter südlich gränzt ihr Gebiet, auf einer weiten Strecke nach Osten hin, an die Besitzungen der Fulbe, und nach Westen hin, wo wir Tuareks auch in Timbuktu finden, sind sie bis auf das rechte Ufer des Niger hinüber gekommen.

Im Besitze der Tuareks befinden sich demnach die fruchtbarsten Oasen, welche zugleich die wichtigsten Stationen für den Karawanenhandel bilden. Sie selber nennen sich nicht Tuarek (Singular Targi), sondern Imoschahr, und ihre Sprache ist das Tamaschek. Geographisch zerfallen sie in vier Gruppen: Die Hogar, südöstlich von Tuat in einem sehr unebenen Lande; etwas weiter nördlich die Asger (Askär) in der Oase Ghat und weiter nach Norden hin bis Ghadâmes; die Kelui (Kelowi) in der Oase Air; endlich die Auelimmeniden, östlich von Timbuktu, am Niger. Mit diesen ist Heinrich Barth in nähere Berührung gekommen, und wir verdanken ihm über diese Tuareks Nachrichten, die früher unbekannt waren.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Tuareks Herren der Karawanenstraßen sind, welche aus dem Maghreb nach dem Sudan führen. Es liegt in ihrer Macht, den Handel zu fördern oder lahm zu legen; jede Karawane ist in ihrer Gewalt. Sie stellen Kameele als Frachtthiere und geben den Waarenzügen das Geleit. Aufmerksame Leser des Globus wissen, daß wir Alles, was sich auf das Verhältniß der Tuareks zu den Besitzern Algeriens bezieht, vielfach erörtert haben. Den Franzosen, welche nicht blos vom Senegal her bis zum Niger vorzudringen streben, sondern auch vom Norden her mit dem Sudan in Verbindung treten und den Waarenzug von dort nach Algerien lenken möchten, liegt Alles daran, zunächst die beiden nördlichen Tuarekgruppen, also die Hogar und Asger, für ihre Absichten zu gewinnen und diese Beherrscher der Wüste in ihr Interesse zu ziehen. Deswegen sandten sie den Reisenden Bonnechose nach Ghadames, Renaud ging nach Tuat, Duberba nach Ghat, unternahm Duveyrier seine Streifzüge und bewog angesehene Männer, nach Europa zu reisen. Im Jahre 1862 erschienen Tuarekälteste in Paris, und am 26. November 1862 schloß Mircher zu Ghadames einen Vertrag, durch welchen die Tuareks sich verpflichten, die europäischen Kaufleute zu schützen und die Handelswege, namentlich auch jenen über Air-Asben frei zu halten, damit die Handelsleute aus Algerien frei und unbehelligt nach Haussa gelangen und namentlich nach Kano reisen können, das man, freilich etwas pomphaft, als das „sudanesische London" bezeichnet hat. Die Franzosen ihrerseits haben sich verpflichtet, so viele Brunnen als irgend möglich zu graben und diese Wasserstellen durch Militärposten zu beschützen. Auf solche Weise dringt europäischer Einfluß immer tiefer in die Wüste ein.

Die Hogar gelten für die edelsten unter den Tuareks, für einen Kernstamm, obwohl sie nur etwa 500 Krieger haben. Auch die über eine weite Landstrecke verbreiteten Asgher sind nicht sehr zahlreich, aber wegen ihrer Tapferkeit nicht minder geachtet. Sie theilen sich in neun Stämme, deren jeder in mehrere Sippen, Faias, zerfällt. Unter jenen Stämmen hält man den der Auragen für einerlei mit den Aurigha oder Awrigha, das heißt den berberischen Africani oder Afri, welche einst im Gebiete von Karthago wohnten, und deren Name nicht nur auf eine Provinz am Mittelmeere, sondern auf den ganzen Erdtheil ausgedehnt wurde. Auch heute gilt der Stamm der Awrigha für den vornehmsten unter den Asger.

Diese haben, gleich den Hogar, eine Art von oligarchischer oder feudaler Monarchie; der Amenukal (König) herrscht, ist jedoch an den Beirath und an die Mitwirkung der angesehensten Stammhäuptlinge gebunden; das Volk aber ist, wie wir das bei allen Berbern finden, demokratisch. Der Amenukal der Asger wohnt in der Oase Ghat und seine Würde ist erblich; sie geht aber nicht auf einen seiner Söhne über, sondern auf den Schwestersohn. Ein Gleiches gilt auch im Privatrecht, namentlich bei den edlen Familien, wo auch nur der Schwestersohn erbt. Wir finden also bei hellfarbigen Menschen von sogenannter kaukasischer Rasse eine Einrichtung, welche fast überall bei den Negern vorkommt. Der Grund liegt darin, daß man weder hier noch dort in die Sittsamkeit der Weiber Vertrauen setzt und deshalb die sichere Seite vorzieht. Jeder Neger kennt seine Mutter, aber wie soll er, bei der allgemeinen Promiscuität, seinen Vater kennen?

Die Tuareks sind herrschende Leute; sie haben als Unterthanen eine Art von Heloten, eine niedrig gestellte Kaste, die sogenannten Imghad, deren Zahl jener des gebietenden Volkes bei weitem überlegen ist. Die Sache selbst erklärt sich aus einem einfachen Grunde. Die Imghad sind weit stärker mit Negerblut gemischt, als die edlen Stämme, und auch ihre Sprache ist mit sudanesischen Elementen versetzt. Der Asger und der Hogar ist ein weißer Mensch; er hat die Broncefarbe, wie alle Weißen in tropischen Ländern, aber sein Gesicht hat ganz kaukasische Züge; jene der Imghad dagegen tragen das Gepräge der Plumpheit, und die Hautfarbe spielt ins Schwarze. Aber Neger sind diese Leute darum noch nicht. Sie hüten die Heerden, besorgen die Felder und Dattelgärten. Als die edlen Stämme in die Oasen kamen, fanden sie ohne Zweifel auch eine gemischte Bevölkerung vor, und in der afrikanischen Wüste wiederholte sich eine Erscheinung, die wir auch in anderen Erdtheilen und in sehr verschiedenen Stadien der Geschichte wieder finden.

Die Tuareks gelten bei den Arabern für laue Muselmänner. Sie tragen einen weiten Ueberwurf, Dscheba, zumeist von dunklem Stoffe, doch ist bei einigen Stämmen die Farbe auch weiß; daher die Bezeichnung weiße und schwarze Tuarek. Die Art, das Kopfhaar zu scheeren und die Locken zu tragen, ist verschieden und bezeichnet den Stamm. Die bekannte Gesichtsverhüllung wird als Lithan bezeichnet. Der Tuarek zieht das Mehari, Rennkameel, dem Pferde vor, denn es leistet ihm wichtige Dienste. (Siehe die Abbildung eines Tuarek-Kriegers, Globus V, S. 164.)

Diese Leute also sind Gebieter der Karawanenwege zwischen dem Maghreb und dem Sudan. Am Senegal und Niger finden wir Neger und Fulbe, die wir demnächst schildern werden.

Die Bedeutung der Hausthiere für die Kulturentwicklung der Völker.

II.

Die Hunde. Das Rind.

Nachdem wir in unserm vorigen Aufsatz allgemeine Bemerkungen über den Zusammenhang zwischen den Hausthieren und der Civilisation des Menschen gegeben haben, wollen wir einzelne dieser Thiere näher ins Auge fassen und mit dem anhänglichsten Freunde des Menschen, dem Hunde, beginnen.

Die Zoologen sind über die Abstammung des zahmen Hundes nicht im Klaren, und wir unserer Seits glauben platterdings nicht, daß die zahllosen Spielarten des Haushundes von einer einzigen Stammart herzuleiten seien. Denn der Hund ist über alle Erdtheile verbreitet; wir finden ihn in Regionen, die vor Ankunft der Europäer niemals in irgend welcher Verbindung mit einander gestanden haben. Eine solche ist überhaupt erst während der drei oder vier letztverflossenen Jahrhunderte möglich geworden. Die Entdecker fanden Hunde in Gegenden, von deren Dasein die übrigen Länder und Völker, namentlich die europäischen, gar keine Ahnung hatten. Die Natur, die schöpferische Urkraft, arbeitet zwar einfach, aber doch ungemein mannigfaltig; sie ist reich und schafft Vieles selbständig, was man sich nur als abgeleitet zu erklären pflegt. Es ist aber gar nicht nöthig, den Wald hinter den Bäumen zu suchen, und die bloßen anatomischen Thatsachen entscheiden nicht allein; es liegt hinter ihnen noch ein Etwas, über welches wir keine sicheren Aufschlüsse haben. Man thut immerhin wohl, der Urkraft eine Fülle von Schöpfungsfähigkeit zuzumuthen; auch in der Thierwelt finden wir eine unendliche Menge von Abstufungen, die ganz ursprünglich sein können, und man braucht zu künstlichen Ableitungen, Vermischungen ꝛc. gar keine Zuflucht zu nehmen, am allerwenigsten, wenn man dieselben nicht positiv nachweisen und mit Beispielen belegen kann. Wer könnte z. B. den Zusammenhang zwischen dem Pudel und dem ohne allen Zweifel uramerikanischen Hunde der alten Mexicaner nachweisen?

Die verschiedenen Regionen der Erde haben ganz gewiß von Anbeginn ihre eigenen, besonderen Hundearten gehabt; dasselbe gilt sicherlich auch von den ihnen zoologisch stammverwandten Wölfen, Füchsen und Schakalen. Es gibt aber auch wilde Hundearten, deren Ostindien z. B. zwei, Australien eine hat. Die verschiedenen Hundearten, welche sich mit einander vermischen, erzielen allerdings eine fruchtbare Nachkommenschaft; aber diese Thatsache beweist gar nichts für die Abstammung aller jetzt vorhandenen Hundearten von einer einzigen Urart; denn wir sehen dieselbe Erscheinung auch bei anderen nahe verwandten Thierarten, z. B. bei den Rindern und den Llamaarten. Der ägyptische und der senegambische Schakal sind von einander verschieden, geben aber auch eine fruchtbare Nachkommenschaft.

Die verschiedenen Regionen haben von der schaffenden Naturgewalt Hundearten erhalten, welche sich für das Klima eignen. Wir finden dergleichen vom Aequator bis über den nördlichen Polarkreis hinaus, und überall trägt der Hund, die paar unbändig wilden Arten in Ostindien etwa ausgenommen, das Bedürfniß in sich, mit den Menschen zu verkehren. Bei den Wilden in Australien konnte der eingeborene Hund, der Dingo, kein Hausthier werden, weil jene Menschen nicht einmal die Zelthütten kennen; aber die am König Georgssund (Südwest-Australien) nehmen Junge aus dem Neste der wilden Dingos, ziehen sie auf und richten sie dann zur Jagd ab. Das wäre mit einem alten Dingo nicht möglich, er ist zu wild; aber die gezähmten kehren, auch wenn sie für längere Zeit auf eigene Hand wilden Thieren nachgestellt haben, zu den Menschen zurück; das letztere aber ist bei Pferden, Rindern und Schweinen, welche einmal frei geworden sind, z. B. in Amerika, nicht der Fall; sie verwildern für immer.

Der Hund dagegen zieht die Gesellschaft des Menschen der seiner eigenen Genossen vor, selbst wenn man ihn vernachlässigt und fortjagt. In vielen Theilen des Morgenlandes, von Konstantinopel bis zur westlichen Grenze von China, findet man ganze Rudel herrenloser, verwilderter Hunde, die ohne alle Frage von ehemaligen Haushunden abstammen; denn das geht aus ihrer verschiedenartigen Gestalt und Farbe hervor. Wir müssen sie betrachten als Nachkommen von zahmen Hunden, welche längst in Abgang gekommen sind, weil die Völker über das Stadium der Jagd hinaus in eine höhere Entwicklungsstufe traten. Der Hund reicht übrigens als Hausthier bis in vorgeschichtliche Zeiten hinauf und ist von Anbeginn ein treuer und nützlicher Gefährte des Menschen gewesen. Wir finden ihn fast überall in der sogenannten alten Welt und auch in der neuen; hier z. B. bei den Eskimo's, deren einziges Zugthier er bildet. Die Rothhäute, z. B. die Hasenindianer am Großen Sklavensee und am Mackenziestrome, benutzen die bei ihnen einheimische Hundeart, die kleiner ist, nicht als solches, aber sie verwenden ihn zur Jagd. Er schließt sich gern dem Menschen an, hat einen kleinen Kopf, spitze Schnauze, geradestehende Ohren, breite, behaarte Füße und buschigen Schweif. Dieser Canis familiaris, Varietät lagopus, Hasen-Indianerhund, ähnelt dem wilden Prairiewolfe (Canis latrans), während der Eskimohund mehr dem grauen Wolf ähnlich sieht. Aber von unbezähmbar wilden Thieren, welche gegen Menschen die größte Abneigung zeigen, können keine sich der Zähmung gleichsam aufdrängenden Hunde abstammen, denen der freundliche Verkehr mit Menschen ein wahres Bedürfniß ist. Daß aber in den nordischen Einöden der Hund einen andern Charakter trägt, auch schon deshalb, weil er entsetzlich schlecht behandelt wird, kann nicht befremden. In den nördlichen Gegenden des Gebietes der Hudsonsbay-Kompagnie bildet der Hund während der Winterzeit das Transportthier, und er ist nicht minder nützlich, als das Pferd, obwohl ein unangenehmer und wilder Gesell. Zwei Hunde ziehen eine ausgewachsene Büffelkuh über den Schnee meilenweit fort, ohne zu ermüden. Man widmet diesen unentbehrlichen Thieren in den Handelsforts, z. B. in Fort Edmonton am nördlichen Saskatschewan, sehr geringe Pflege; sie werden nur ins Fort geholt, wenn man ihrer bedarf; im Uebrigen müssen sie das ganze Jahr hindurch außerhalb desselben liegen, und an den Menschen, welcher sich wenig um sie bekümmert, haben sie überhaupt gar keine Anhänglichkeit. Sie sind fast so wild wie die Wölfe, und man hat große Mühe, sie einzufangen. Das Letztere geschieht im Spätherbst, sobald Schnee fällt; das Einfangen ist Sache der indianischen Frauen; sie binden dann jedem Hunde einen schweren Knüttel um den Hals und bringen ihn ins Fort, wo er nun gefüttert und in einer geradezu grausamen Weise dazu gezwungen wird, sich das Geschirr gefallen zu lassen und vor dem Schlitten auszuhalten. An

jedem Morgen begeben sich die Squaws, mit großen Knütteln bewaffnet, in den Hundestall und schlagen wie Furien so lange auf die Hunde, bis diese heulen und winseln. Dann spannt man sie vor den Schlitten und sie thun ihre Schuldigkeit. (Karl Andree, Geographie des Welthandels, I, S. 230.)

In Sibirien wird der Hund, neben dem Rennthier, besonders in waldigen Gegenden, als Transportthier benutzt, und zwar auf der weiten Strecke vom Obiflusse, also von dem Gebiete der Ostjaken, nach Osten hin bis zur Mandschurei; der amerikanische Reisende Collins sah, daß Kähne auf dem Amurstrome von Hunden gezogen wurden, und erklärt diese Thiere für „ein unschätzbares Geschenk des Guten Geistes". Auch für den Kamtschadalen ist der Hund ein unzertrennlicher und unentbehrlicher Genosse. Er zieht die mit Pelzwerk beladenen Schlitten und die Menschen; diese kauern sich neben den Thieren nieder, wenn Schneeorkane hereinbrechen, lassen sich überschneien und liegen, von ihren Pelzkleidern und den Hunden gewärmt, tagelang still. Man füttert diese Hunde im Winter mit Fischen, im Frühjahr läßt man sie frei laufen und sie sorgen für sich selbst, bis sie im Herbst wieder eingefangen werden. Der Kamtschadalenhund wittert einen Schneesturm im Voraus und zeigt ihn dadurch an, daß er mit den Pfoten im Schnee scharrt. Er will dem Menschen andeuten, daß dieser eine Grube machen solle, welche Schutz gewähren könne.

Die nordamerikanischen Indianer essen Hundefleisch sehr gern, nur die Tschipewäyans verschmähen dasselbe, weil sie glauben, daß ihr Stammvater ein Hund gewesen sei. Auch die Takelli's, ein Indianervolk an der Westküste, im heutigen Britisch-Columbia, halten den Hund hoch in Ehren, weil er ihr Stammverwandter sei. Der Reisende Mac Lean, dem wir ein lehrreiches Buch über die Länder der Hudsonsbay-Kompagnie verdanken, erzählt: „Ich kenne einen Fall, daß ein Hund zum Nachfolger eines zweibeinigen Häuptlings ernannt wurde und die Obliegenheiten seines Amtes mit möglichstem Anstand erfüllte. Er erschien bei dem Schmause, welcher zu Ehren seines gestorbenen Vorgängers veranstaltet wurde, und lieferte, allerdings durch einen Stellvertreter, seinen Antheil zum Festmahle. Der hündische Häuptling wurde von seinem Besitzer mit so großer Liebe gepflegt, als sei er sein Kind. Aber alle Takelli's behandeln ihre Hunde mit großer Aufmerksamkeit und rufen z. B.: Komm, mein Sohn; sei ruhig, mein Kind; belle den weißen Mann nicht an, er thut dir nichts." (Andree, Nordamerika, S. 148.)

Die Entdecker fanden den Hund in Mexico, in Pern, und in der Südsee von der Hawaii-Gruppe bis Neuseeland und, wie schon bemerkt, auch in Australien. Aber zu seiner eigentlichen Geltung und Entwicklung kommt der Hund nur bei Völkern, welche unter einem gemäßigten Himmelsstriche wohnen; in heißen Ländern macht man sich weniger aus ihm, und er frißt dort, wenn man ihn vernachlässigt, auch Aas und gilt deshalb für unrein. Bei den alten Juden mochte man nicht viel von ihm wissen, und die Mohammedaner stellen ihn auf eine Linie mit dem von religionswegen verachteten Schweine. Im kalten Tibet wird er geachtet; in Europa verspeist man ihn nicht, aber in China wird er gemästet, geschlachtet und gern gegessen. Die Insulaner der Südsee haben ihn nie anders denn als Schlachtvieh zu benutzen verstanden. Bei den Mohammedanern in Centralasien, in Indien, Hinterindien, bei den Malayen und auf den Philippinen, weiß man ihn nicht zu schätzen und stellt ihn mit Raben, Geiern und Schakals so ziemlich auf eine Linie.

Die Benennungen, welche der Hund in verschiedenen Ländern führt, liefern auch einen Beweis dafür, daß er in vielen verschiedenen Gegenden, ganz unabhängig von anderen, zahm aufgetreten ist. Die romanischen Völker haben Ableitungen von dem lateinischen Canis; z. B. die Italiener cane, die Franzosen chien, die Portugiesen cao (sprich kahng); die Spanier dagegen haben perro, die keltischen Stämme cu und madadh. Die Basken, diese alteuropäischen Ursassen, haben nicht weniger als drei Benennungen für den Hund, und alle gehören der reinbaskischen Sprache an: zacurra, ora und potzoa. Die Basken haben also den Haushund von Anbeginn gekannt, gleich dem Rind und Pferd, der Ziege und dem Schafe, denn auch für diese Thiere finden wir bei ihnen alteinheimische Benennungen, während sie für Kameel und Esel, die erst spät bei ihnen auftreten, dieselben aus dem Lateinischen entlehnt haben. Bei den Arabern heißt der Hund Kelb, bei den Persern Sag; das Sanskrit hat Suna und Kura, das Hindi Kuttha, das Telugu Kukka, das Tamil Nayi, das Malayische Anjing, das Javanische Asu. Diese beiden letzteren Benennungen sind im indischen Archipel weit verbreitet und bis zu den Philippinen gedrungen, aber nicht allgemein; denn z. B. im Lampong, einer Sprache auf Sumátra, heißt der Hund Kuyn und in der Endesprache, die man auf der Insel Flores redet, Lakoh, im Bisaya, einer der Hauptsprachen der Philippinen, Iri und Ayam. Selbst die Mundarten des polynesischen Sprachstammes haben verschiedene Namen für den Hund; auf den Markesas heißt er Nuhe und Peto, auf Hawaii Ilio, auf den Tonga-Inseln Guli, auf Neuseeland Kiri oder Kireke; Madagaskar hat drei Namen: Ambiia, Kiwaki und Alikia.

Der Hund ist überall, wo man ihn angemessen behandelt und zweckmäßig zu verwenden weiß, ein ungemein nützlicher und treuer Gefährte des Menschen auf allen Stufen der Civilisation; am meisten wird er aus sehr begreiflichen Gründen vom Hirten und vom Jäger gewürdigt und hochgehalten.

Aber unendlich höhere Dienste leistet dem Menschen das Rind, und man kann dasselbe mit vollem Recht als einen Hauptbeförderer der Civilisation bezeichnen.

Wilde Varietäten der Rinderfamilie finden wir noch jetzt in verschiedenen Gegenden, und ohne Zweifel sind sie in früheren Zeiten sehr weit verbreitet gewesen. Es gibt einzelne zwar verschiedene aber doch sehr nahe verwandte Arten, aus deren Vermischung eine fruchtbare Nachkommenschaft entspringt. Man kennt heute noch 10 Arten der Rinderfamilie in wildem Zustande. Dahin gehören: der Gayal (Bos gavaeus) in Bengalen, der Gauer auf der Ostindischen Halbinsel, der Paung in Barma und der Banting auf den malayischen Inseln. Diese geben allesammt, wenn sie sich mit dem zahmen Rindvieh jener Gegenden vermischen, eine fruchtbare Nachkommenschaft. Dasselbe gilt vom tangutischen Grunzochsen, Yack (Bos grunniens), der für die Alpenländer und Plateaulandschaften des innern Ostasiens das wichtigste Transport- und Karawanenthier ist; er trägt die Lasten willig, läßt sich reiten und erleichtert den Verkehr in den kalten Hochwüsten, für welche das Kameel nicht mehr geeignet ist. Crawfurd (Transactions of the Ethnological society, 1863, Bd. II. 402) bemerkt, daß sein Freund Doctor Falkoner ihm versichert habe, daß der Yak mit dem Rindvieh der indischen Ebene eine fruchtbare Nachkommenschaft zeuge. Die Sache ist aber allgemein bekannt. Hue hat in seinen Reisen durch die Mongolei nach Tibet darüber gesprochen; das Produkt der Mischung heißt Dzos, ist auch in Osttibet, z. B. zwischen Tsiamdo und der westchinesischen Provinz Sze tschuen sehr gemein, und die Lazaristenmissionäre, deren Reisen wir vor einiger Zeit im Globus geschildert haben, erwähnen des Dzos mehrfach.

Wir finden das zahme Rind in allen Theilen der alten Welt, vom 60.° n. Br. bis zum Aequator und bis 40° südlich vom Erdgleicher, in unzähligen Spielarten, die an Größe, Gestalt, Bildung der Hörner und an Farbe ungemein mannigfaltig sind. Das kleinste Rindvieh lebt im nordwestlichen Indien, in

Guzerat; diese Spielart wird nicht viel höher als eine große Heidschnucke.

Die große Mannigfaltigkeit ist ganz gewiß kein Produkt der bloßen Züchtung, auf welche bekanntlich die auf niedriger Stufe befindlichen Völker keinen Werth legen, und um welche sie sich auch nicht kümmern. Das zahme Rind ist schon bei Anbeginn der Geschichte vorhanden. Manche Zoologen nehmen mit Cuvier an, daß unser zahmes Rind ein Nachkomme des Urstieres (Bos primigenius) sei, der einst über Europa weit verbreitet gewesen ist und „vielleicht" auch in Mittelasien vorkam. Aber wozu eine solche Ableitung, gegen welche Manches spricht, und die noch heute controvers ist; von Baer und Pusch haben sich dagegen erklärt. „Mit Sicherheit läßt sich unser Hausochs von keiner der jetzt lebenden wilden Arten ableiten" (Pöppig, Naturgeschichte des Thierreichs, Leipzig 1851. I, 266). Auf keinen Fall kann man die Annahme rechtfertigen, daß die zahmen Rinderarten von einem bestimmten Punkte der Erde und von Einer bestimmten Art herzuleiten seien. Dagegen spricht die ungemein große Mannigfaltigkeit und die außerordentlich weite Verbreitung. Entweder sind von Anfang an schon viele, der Zähmung geneigte Arten vorhanden gewesen, oder viele wilde, mit einander nahe verwandte Species, aus deren Vermischung die unzähligen Varietäten entsprangen, welche wir jetzt haben.

Es ist wohl zu beachten, daß jede Hauptsprache eine besondere, unterscheidende Benennung für das Hausrind besitzt, als ob jedes Volk für sich, unabhängig von anderen, dasselbe gezähmt hätte; so im Arabischen, im Sanskrit, in den von diesem unabhängigen Sprachen Indiens, in Hinterindien und bei den Malayen. In jenen Ländern, welche das Rind nicht im wilden oder zahmen Zustande hatten, führt es natürlich eine fremde Benennung, so in Südamerika und auf den Philippinen eine spanische, in Australien und Neuseeland eine englische. Das Griechische buhs, das lateinische bos, das italienische bue und bove, das spanische buey und das französische boeuf, verrathen ihre Verwandtschaft, wie das plattdeutsche Osse, hochdeutsche Ochs, englische ox. Stier, Kuh und Kalb werden in allen Sprachen unterschieden; lateinisch z. B. taurus, vacca, vitulus. Im Gaelischen heißt die Kuh Mart, das Kalb Laogh, die Färse Atherla, der verschnittene Ochs Damh. Für die Kuh hat man auch Bo, das offenbar vom Lateinischen abgeleitet ist, der Bulle heißt Tarbh. Die Basken, diese alten europäischen Ursassen, haben auch ureigene Benennungen für das Rindvieh, das sie schwerlich aus Asien, aus einer phantastischen „Wiege des Menschengeschlechts", bekommen haben. Der Ochs heißt Idea, die Kuh Beia, der Bulle Ceceea. Das Sanscrit, das Persische und Hindi haben Gau (plattdeutsch in manchen Theilen Niedersachsens Kau für Kuh, oder Koh). Das Tamil im südlichen Indien hat für Kuh Pascha, der Bulle heißt Yerndi. Im Malayischen wird das zahme Rind als Lembu bezeichnet, im Javanischen heißt es Sapi, während die wilde Art Banting heißt.

Das zahme Rind ist so alt, wie der Anbeginn der Civilisation auf unserer östlichen Erdhalbe, und, wie schon angedeutet wurde, sicherlich in sehr vielen Gegenden, die unter sich gar keinen Zusammenhang hatten, gezähmt worden. Nichts lag dem Menschen so nahe, als sich ein so fügsames Thier, welches sich ihm gleichsam von selbst darbot, nutzbar zu machen. Dazu brauchte man keine Unterweisung und Anleitung aus der Fremde her. Auf den ägyptischen Denkmälern aus sehr alter Zeit finden wir schon dieselben Rinderarten, die auch heute noch in Aegypten vorkommen; wir sehen sie weiß, schwarz, roth und gefleckt, mit langen und kurzen Hörnern, und auch ohne Hörner. Wie viele tausend Jahre früher mag das Rind dort schon Hausthier gewesen sein! In den Pfahlbauten an den Schweizerseen, welche doch mindestens 9000 Jahre alt sind, fand man Knochen von zwei Rindvieharten, die vielleicht auch schon zahm waren.

Das Rind verläßt im wilden oder, wie wir in Südamerika sehen, im verwilderten Zustande seine heimathliche Weide nicht; es hat theilweise ganz gewiß seine weite Verbreitung durch große Völkerbewegungen gewonnen. Nomaden sowohl wie auswandernde Ackerbauer nehmen das Rind mit sich. Für uns liegt ein Hauptbeweis, daß Amerika mit der alten Welt vor den Zeiten der Entdeckung keinen Zusammenhang gehabt hat, in dem Mangel an zahmen Rindvieh, welches der neuen Welt völlig unbekannt war. Wären die „Civilisatoren" Peru's, Mexico's und Centralamerika's aus der alten Welt eingewandert, sie hätten gewiß den Zusammenhang mit ihrer alten Heimath so wenig unterbrochen, wie es später die Spanier gethan haben, und gewiß hätten sie das nützlichste aller Hausthiere mit sich genommen. Der Weg von Amerika nach der alten Heimath war nicht weiter, als jener aus der letztern nach dem erstern. Auch würden dann die Amerikaner eine ganz andere Art von Schiffsbau gehabt haben, als jene, die man zur Zeit der Entdeckung bei ihnen fand. Denn in offenen Kähnen kann man nicht die Südsee aus Asien nach Peru, und den Atlantischen Ocean von Europa nach Mexico durchschiffen. Doch das hier nur beiläufig.

Nordamerika hat den Bison und den Moschusstier, aber beide sind nicht zu zähmen, sind und bleiben urwild, eignen sich auch nicht zur Vermischung mit dem zahmen Rind. Ich weiß sehr wohl, daß man sagt, im vorigen Jahrhundert habe man in Virginien einen gemischten Schlag vom Bison und Hausrind gezüchtet; gewiß bleibt aber, daß von einem solchen keine Spur mehr übrig ist. Das von Europa her eingeführte Rindvieh hat dagegen auf der westlichen Erdhalbe Verhältnisse gefunden, die ihm ungemein zuträglich waren und sich in den Pampas und auf den Savannen in erstaunlicher Weise vermehrt. Hörner und Häute und Talg bilden Hauptausfuhrwaaren des östlichen Südamerika.

Sämmtlichen Inseln der Südsee, also auf dem weiten Raume zwischen Amerika und Asien, fehlte das Rind, das nun auf Neuseeland, in Australien und überall, wohin man es gebracht hat, vortrefflich gedeiht. Es kann sich z. B. in Neusüdwales ohne Beihülfe des Menschen vermehren. Einst verliefen sich fünf Kühe in den „Busch"; mehrere Jahre nachher entdeckte man sie wieder, aber die Heerde bestand nun aus 15 Häuptern, unter denen auch einige Bullen sich befanden.

Als die Spanier im Anfange des 16. Jahrhunderts die unweit von den Küsten Asiens liegenden Philippinischen Inseln entdeckten, fanden sie dort kein Rind! Sie brachten aber dasselbe bald in diese ihre neue Besitzung, doch nicht aus Europa oder Indien, sondern quer über die Südsee aus Amerika, und es gedieh, so daß es jetzt auf jenem ganzen Archipelagus vom 19. bis zum 8. Grade nördlicher Breite gefunden wird, zum Theil verwildert, aber auch so ganz unbelästigt von wilden Thieren, da Wölfe und Leoparden dort fehlen. Seltsam! Die Philippinen sind von den Küsten China's und den malayischen Inseln nur durch einen schmalen Meeresraum getrennt und erhielten von beiden, welche doch das zahme Rind hatten, nicht dieses oder auch Pferd und Büffel, sondern nur den Hund und das Schwein.

Ochs und Pflug sind bei den meisten Völkern beinahe unzertrennliche Begriffe. Denn das Pferd tritt erst spät als Pflugzieher auf und ist in Griechenland und Rom nie als solcher verwandt worden; auch heute ist es in Südeuropa der Ochs hauptsächlich, welchen man vor den Pflug spannt, und im westlichen Asien, Indien und China sehen wir dasselbe; auch ist er in Asien und Afrika vorzugsweise Zugthier. In den Kolonien ziehen die germanischen Völker das Pferd, die romanischen den Ochsen vor, gerade wie in Europa auch, und

beide Thiere sind gleichsam Vertreter des raschern oder langsamern Fortschrittes.

Mehrere Völker in Asien, von Indien bis Japan, hegen Abneigung gegen Schlachten des Rindviehs; wir finden dieselbe sogar bei den Chinesen, welche doch Hunde, Ratten, Schlangen und Alligatoren nicht verschmähen. Die Bekenner des Buddhismus schlachten keine Thiere, essen aber das Fleisch von solchen, welche durch Andere getödtet oder auch eines natürlichen Todes gestorben sind. Crawfurd sah in Barma eine Gruppe von Leuten, welche den letzten Augenblick eines sterbenden Ochsen abwarteten, um dann über ihn herzufallen und ihn zu zerschneiden; auch war er Zeuge, daß sie auf dem Irawaddy von einem Boote aus ein todtes Pferd aus dem Wasser zogen und demselben das Fleisch von den Knochen herunter schnitten.

Der Büffel, bos bubalus, ist von unserm Rind sehr verschieden und vermischt sich mit demselben gar nicht. Der Arni oder wilde Büffel in Bengalen unterscheidet sich wesentlich von dem gezähmten Büffel. Dieser letztere kommt an Brauchbarkeit bei weitem dem Rind nicht gleich; er behält auch seine Urfarben, denn wir finden ihn nur schwarz oder weiß, aber an Größe sind die Varietäten sehr verschieden; die stärksten haben ihre Heimath auf der Malayischen Halbinsel, auf Sumatra und Java. Bekanntlich hat der Büffel eine große Abneigung gegen Leute, die er nicht näher kennt, ist aber sonst

Hunde (Eskimos). *

* Aus A. E. Brehm's Illustrirtem Thierleben. 2 Bde. 1863—64. Hildburghausen, Bibliographisches Institut.

ganz lenksam, muthig und kann selbst dem bengatischen Tiger Trotz bieten. In heißfeuchten Gegenden ist er zur Arbeit geeigneter als das Rind; er zieht zum Beispiel in sumpfigen Reisfeldern Pflug oder Egge, indem er knietief im Schlamme watet; auch gibt er in solchen Ländern mehr Milch als die Kuh, doch ist dieselbe nicht so wohlschmeckend, das Fleisch nicht so schmackhaft; auch kann Büffelleder keinen Vergleich mit Ochsenleder aushalten. Das Thier ist sehr häufig in allen warmen Gegenden Asiens; die Griechen und Römer kannten den Büffel nicht; auch fehlt er auf den alten Denkmälern Aegyptens, Persiens und Assyriens. Die alten Hindu müssen ihn aber gehabt haben, weil er im Sanskrit seine besondere Benennung hat und auf den alten indischen Monumenten vorkommt. Er wurde aber nicht nur nicht verehrt, wie der Zebu, sondern sein Name wird in Verbindung mit einem bösen Geiste gebracht, dem Mahesasura, „Büffelgeist". Der Name Büffel ist vom lateinischen Bubalus abgeleitet, das ursprünglich eine wilde Rindviehart bezeichnete und späterhin auf den Büffel übertragen wurde. Die Araber bezeichnen ihn als Harmis; persisch heißt er Jamus oder Gamus, Sanskrit Mahischa, im Hindi Bhains und Khulga (der wilde Büffel Arki), in Teluga Yenuma, im Tamil Yerumi. Die Malayen nennen ihn Karbo, die Javaner Kabo. Der Büffel ist, von den asiatischen Ländern abgesehen, in Italien und Spanien häufig und dorthin in Folge der Eroberungen der Araber gekommen. Diese erhielten ihn direkt oder indirekt aus Indien; durch sie wurde er auch in die Euphratländer, Vorderasien und nach Aegypten gebracht.

Crawfurd meint, er sei nicht vor den Zeiten der Kreuzzüge nach Europa gekommen. Das ist aber unrichtig. Paul Warnefried erzählt, daß er zur Zeit des Longobardenkönigs Agilulf, also zwischen 591 bis 615, nach Italien gebracht wurde. Tunc primum caballi sylvatici et bubali in Italium delati, und daß man sie als Wunderthiere angestaunt habe; Italiae populis miraculo fuerunt. Sie sollen durch Attila's Hunnen schon früher nach Ungarn gekommen sein, und das ist auch nicht unwahrscheinlich.

Die Heimath der Bernsteingräber.

Ein Ausflug in das preußische Polen.

Von **Karl Ruß.**

Wie überall in der norddeutschen Ebene, so birgt auch in den Theilen Westpreußens und Posens, welche an einander stoßen, der Erde Schooß jenes geheimnißvolle Gut längst verwichener Zeiten: den Bernstein. Besonders in den hügeligen Ufern des wild dahin brausenden und in vielfachen Krümmungen sich durch die Sandhügel windenden kleinen Stromes, der Brahe, war die Ausbeute der Bernsteingräbereien eine sehr reiche. Hierdurch hatten sich dort vor etwa einem Jahrzehnt bei einem Theile der Bevölkerung Zustände entwickelt, welche denen eines Goldlandes nicht unähnlich waren und dies Stückchen Erde fast als ein Californien im Kleinen erscheinen ließen. Bevor wir auf diese Verhältnisse näher eingehen, sei es uns vergönnt, einen Blick auf die Schichtung der Erdoberfläche in dieser Gegend zu werfen.

Die oberste Bedeckung des Landstrichs besteht überwiegend aus Sand, der mit einer großen Menge von Steinen untermischt ist. Diese erratischen Blöcke bestehen meist aus Granit, Feldspath, Porphyr und Gneis und geben dadurch, daß sie nie scharfe Ecken haben, sondern stets abgerundet sind, den Beweis, daß herbeiströmende Fluthen sie hergespült haben, daß sie folglich von der Zertrümmerung der skandinavischen Gebirge herstammen. Sie sind, wie es ja mit Bestimmtheit erwiesen ist, auf ungeheuren Eisschollen vom Norden herab über die ganze norddeutsche Ebene getragen und zerstreut worden. Sie finden sich hier und da noch in bedeutender Größe; so wurde im vorigen Jahre ein Granit aus der Umgebung des Städtchens Polnisch Krone zum Sockel des Denkmals Friedrichs II. auf dem Marktplatz von Bromberg verwendet, der 17 Fuß hoch und 6 Fuß breit war.

Ferner finden wir hier auch die von den antediluvianischen Kreidegebirgen des Nordens herstammenden Feuersteine und zwar desto seltener, je weiter man nach dem Süden vordringt. Die größten Trümmer jener Kreideberge treffen wir bekanntlich noch in Arkona, Stubbenkammer und Kap Klankes in England und die unterirdischen Reste derselben sind jedenfalls die großen Kreidemergellager in Mecklenburg und Pommern.

Hiernach dürfen wir wohl mit Bestimmtheit darauf schließen, daß diese ganze Gegend einst gewaltigen Wassermassen zum Bette diente. Und wirklich, hier und da erkennt man auch noch ganz deutlich die Gestalt eines Wasserbeckens, welches entweder als See oder Fluß den sich verlaufenden Fluthen zum letzten Aufenthalte gedient hat.

Der Sand der Oberfläche zeigt jetzt eine vielfach verschiedene Beschaffenheit. Er wechselt meistens in geringen Strecken als Lehm-, Mergel-, Thon-, Wiesenboden, lehmiger Sand, leichter Sandboden und Flugsand. Von diesem letztern gibt es oft meilenlange unfruchtbare Striche, dann aber auch meilenweit blos guten Boden.

Nächst diesem Diluvium finden wir aber eine noch größere Mannigfaltigkeit im Alluvium. Süßwasserkalk, Raseneisenstein, Schlamm- und Moorlagerungen wechseln mit einander. Weit bedeutender und wichtiger sind aber die großen aus Holz- und Wiesenmoor bestehenden Torfbrüche, deren erstere bekanntlich auf moorigem Grunde durch den Untergang von großen Vegetabilienmassen, Moosen, Gräsern, Bäumen entstanden sind. In denselben befinden sich häufig die Skelette und Hörner von Auerochsen oder die Geweihe gewaltiger Riesenhirsche. Aus diesen Mooren ist der vorzügtiche Torf leider meistens nur schwer oder gar nicht auszunutzen, weil die gewaltigen unterirdischen Bäume, Eichen u. s. w. so verworren und dicht bei einander liegen und dabei so eisenhart sind, daß jeder Versuch sie zu entfernen nutzlos bleibt. Außer den Torfmooren gab es vor kurzer Zeit hier noch weite Strecken von Grünmoor, doch sind diese, seitdem intelligente fremde Landwirthe, besonders aus Mecklenburg und Neuvorpommern, Ankäufe gemacht haben, jetzt meistens durch Entwässern und Brennen der Kultur übergeben.

Gehen wir nun tiefer unter die Oberfläche hinab, so finden wir als die oberste Schicht des tertiären Flötzgebirges bedeutende Braunkohlenlager, die in sehr ungleichen Schichten wechseln und bis zu sehr bedeutender Höhe ansteigen. Dieselben sind bereits mehrfach erschlossen und das bedeutendste Braunkohlenbergwerk der Gegend, welches bisher von der Aktien-Bergbau-Gesellschaft „Weichselthal" ausgebeutet wurde und jetzt durch Verkauf an den preußischen Kron-Domainenrentmeister Hübner-Trams übergegangen ist, befindet sich in Stopka zwischen Bromberg und Polnisch Krone. Es heißt Grube „Marie" und ist von außerordentlicher Bedeutung für den Landstrich, da, wie ja leider überall, auch hier die Wälder mehr und mehr gelichtet werden und die Holzpreise bereits eine enorme Höhe erreicht haben. Außerdem ist das Bergwerk auch dadurch interessant, daß es die erste Straßenlokomotive Deutschlands zum Transport der Kohlen nach Bromberg aus England angekauft und nach Ueberwindung vielfacher polizeilichen Schwierigkeiten endlich in Betrieb gesetzt hat.

Bei näherer Betrachtung erhalten wir die klarsten Beweise dafür, daß diese Kohlenlager ein tropisches Klima zu ihrer Bildung benöthigt haben müssen. Die gewaltigen Schichten von Meereskalk, Süßwasserquarz und Sandstein, welche wir hier finden und die sich doch jetzt nur noch in tropischen Gegenden bilden; ferner die Menge der verschiedenen Pflanzenarten und deren Gattungen: Bäume aus den Familien der Palmen, Coniferen, Ahorn u. s. w., ja sogar baumartige Equisceten und schließlich eine völlig tropische Thierwelt, Schildkröten, krokodilartige Gerippe u. s. w. Dies Alles zeigen die Braunkohlenlager.

Neben der Kohle erfreut sich die Gegend noch anderer mineralischer Reichthümer. Die untersten Schichten der Kohle ruhen auf einem Flötz aus losen und festen Sandmassen, Eisensteingeschieben und Geschieben von Letten. Hieraus darf man wohl mit Recht schließen, daß das oberschlesische Thoneisenstein-Gebirge auch unter den Provinzen Posen und Westpreußen sich noch in nicht zu bedeutender Tiefe ausdehne. Bis in die südlichste Spitze von Posen hat man das Thoneisensteinflötz bereits verfolgt. Als das tiefste bekannte Sedimentgestein kommt unter dem Eisensteingeschiebe sodann der Jurakalk zum Vorschein und auch dieser erhebt sich bekanntlich in mehreren Strichen unseres Vaterlandes bis zu geringer Tiefe.

Nachdem man nun bisher hier und da den Raseneisenstein in die Schmelzöfen wandern ließ und die großen Lager von Mergelkalk durch Brennen ausgenutzt hat, wird man bald damit beginnen dürfen, außerordentlich nutzbare Bergwerke anzulegen, in denen aus derselben Grube das Eisenerz, die zum Schmelzen desselben nöthige Kohle und der zum Bauen der Gebäude erforderliche Kalk zu Tage gefördert wird. Zu dieser Annahme berechtigen einerseits die geologischen Untersuchungen des nahen Königreichs Polen, bei denen man den Jurakalk stellenweise in geringer Tiefe aufgefunden hat, so bei Czenstochau, an beiden Ufern der Warthe, an der Prosna bei Kalisch und nördlich von Krakau, von wo man ihn bis nach Slonek bei Thorn verfolgt hat. Andererseits ist das Thoneisensteingebirge im Königreich Polen bereits an vielen Stellen, bei Thorn, in der Nähe von Potsgow und Warta zu Tage gelegt worden.

Freilich könnten die gewaltigen Gyps- und Mergelkalklager, sowie das sehr reichlich vorkommende Wiesenerz, noch weit regsamer ausgenutzt werden, doch berechtigt die im mächtigen Aufschwunge befindliche Industrie der Gegend, besonders die der Stadt Bromberg, zu der Hoffnung, daß der Landstrich in kurzer Zeit bald hinter den hochstehenden unseres deutschen Vaterlandes nicht mehr viel zurückbleiben werde. Und diese freudige Erhebung des hiesigen Deutschthums, dies glänzende Fortschreiten unserer friedlichen Kämpfer, muß den Menschenfreund mit desto größerer Freude erfüllen und auch dem kältesten Herzen Bewunderung abzwingen — wenn er den gewaltigen Kampf ermißt, in dem beide Nationalitäten auf Leben und Tod mit einander ringen.

Auch noch ein anderer Reichthum dürfte sich der Gegend erschließen. Tüchtige Botaniker haben bereits längst in der Nähe von Schubin eine vollständige Salzflora entdeckt, unter der auch sehr seltene Arten vorkommen. Man fand Salicornia herbacea, Salsola kali, Triglochin maritimum ꝛc. und nahm an, daß das nördliche Meer bis hierher seine Ausdehnung gehabt haben müsse. Dies ist nun allerdings wohl richtig, kann jedoch auf das Gedeihen dieser Pflanzen hier keinen Einfluß mehr haben. Dagegen verdanken diese Salzpflanzen ihr Vorkommen ganz natürlich dem Umstande, daß hier Salzschätze in der Erde Schooß verborgen sind. Dies ist bereits dadurch bewiesen, daß man in Inowraclaw beim Graben eines Brunnens eine Salzquelle von vier Prozent Gehalt entdeckt hat. Hiernach nimmt man an, daß sich hier irgendwo ein unterirdisches Steinsalzgebirge befinde, dessen Soole sich in den Klüften des Jurakalks hinzieht. Ganz wahrscheinlich wird man also hier über kurz oder lang eine Saline anzulegen vermögen.

Die unterirdischen Schätze der Gegend dürften also aus: Kalk, Thon, Mergel, Eisen, Braunkohle, Salz — und Bernstein bestehen und dieser letztere führt uns wieder zu dem eigentlichen Gange unserer Mittheilungen zurück.

Im Allgemeinen macht diese Gegend überhaupt den Eindruck der norddeutschen Ebene: ein flacher Landstrich mit theils wellenförmigen, theils unregelmäßigen Hügelgruppen, hier und da umsäumt und durchzogen von einförmigen, oft sehr dichten Kiefernwaldungen. Hierher, nach diesen letzteren, richten wir zunächst unsere Blicke.

Seit einer Reihe von Jahren hatte sich das Bernsteingraben hier zu einer recht artigen Industrie ausgebildet. Gesellschaften von vier bis sechs Personen zogen von einer Feldmark zur andern, trafen mit den Besitzern das Abkommen auf halben Gewinn und arbeiteten nun gewaltige Gruben in die Erde. Ohne studirte Geologen zu sein, wußten sie die Bernstein-„Stellen" mit großer Virtuosität herauszufinden, und diese Kenntniß vererbte sich vom Vater auf den Sohn. Dennoch konnten es diese Leute nie zu etwas Rechtem bringen, denn gerade wie es beim Goldgraben in Californien und anderen derartigen Erwerbsarten nur zu häufig der Fall ist, wurden auch durch den Bernstein meistens nicht die Arbeiter, sondern die Aufkäufer und Händler zu reichen Leuten. Von denselben wurden die Gräber natürlich fürchterlich betrogen, und erhielten sie dennoch einmal eine leidliche Summe, so wurde dieselbe sofort im tollen Zechgelage verjubelt — nachher aber wieder gehungert und gedarbt.

Diese Bernsteingräber, gewöhnlich Abkömmlinge von polnisch-deutschen Familien und mit allen Vorzügen und Fehlern der gemischten Rasse ausgestattet, zogen auch von hier aus weithin in ferne Gegenden, nach West- und Ostpreußen und besonders nach Pommern in die Nähe des Ostseestrandes, wo sie oft reiche Schätze aus der Erde zu Tage förderten, ohne jedoch, aus den bereits angeführten Ursachen, jemals etwas Erkleckliches in ihre arme Heimath mit zurück zu bringen. So hatte die Bernsteingräberei hier viele Jahre hindurch ihr Wesen getrieben, ohne von besonderer Bedeutung zu sein. Da trat plötzlich eine Episode ein, welche die Verhältnisse völlig anders gestaltete.

Es waren hier in kurzer Frist hinter einander einige sehr große Bernsteinstücke von ganz armen Gräbern gefunden worden und das Aufsehen, welches die plötzliche Verwandlung

dieser armen Leute in „reiche Herren" machte, erregte in dem ganzen Landstrich die sonderbare Erscheinung eines förmlichen Bernsteinfiebers. Alles, was nur Hacke und Spaten tragen konnte, besonders von der leicht erregten polnischen Bevölkerung, lief zum Bernsteingraben. Die Arbeitsleute entflohen von den Feldern, die Knechte aus den Ställen, und toller Wirrwarr herrschte überall. Und wirklich wurden in dieser Zeit außerordentliche Mengen des kostbaren Steins gefunden.

Da sah man denn in den kleinen schmutzigen polnischen Städten ganz eigenthümliche Erscheinungen. Ein zerlumpter Sackjude war plötzlich zum Tausendthalermann geworden und benahm sich als neugebackener „Banquier" auf die schnurrigste Art. Mit ihm wetteiferten aber Jonak und Tomek, zwei furchtbar verwahrloste polnische Ochsenjungen, die jetzt mit ihren Beuteln voller blanker harter Thaler den Jegomose*) spielten, sich, ohne sich zu waschen und zu kämmen, auf die wunderlichste Weise herausputzten, die unsinnigsten Dinge zusammenkauften und so lange praßten, bis sie ohne einen polnischen Groschen**) im Besitz, sich wieder in ihr schmutziges Dorf zurücktrollen mußten.

Gerade in dieser Zeit, etwa in den Jahren 1857 und 58, war es den Jesuiten eingefallen, die elenden polnischen Dörfer in ernstlicher Weise für den Himmel reif zu machen. Sie ließen die armen Menschen zu Tausenden den Branntwein abschwören, ohne ihnen jedoch für das Getränk, welches ihnen längst zum Lebensbedürfniß geworden, irgend einen Ersatz bieten zu können. Hierauf spekulirend, bildete sich nun in kurzer Zeit eine eigenthümliche Industrie, die bald überraschend überhand nahm. Man braute ein Getränk, das aus Spiritus, Wasser, Zucker und ein wenig Weinsteinsäure bestand, und nannte es süßen Wein.

Der „süße Wein" wurde in ganz unbeschreiblichen Massen vertilgt, denn einerseits gehörte gar viel von ihm dazu, um die an fuseligen Branntwein gewöhnten Polenköpfe zu berauschen, und andererseits mundete dies Getränk auch gar zu köstlich. Dadurch wurde dieser süße Wein aber auch zum entsetzlichen Verderben ganzer Ortschaften.

Wer es weiß, was dem bigotten gemeinen Polen sein Eid ist, wird sich den entsetzlichen Kampf denken können, den diese armen Menschen zwischen ihrem Gewissen und den Anforderungen ihrer Menschennatur zu bestehen hatten. Die meisten fielen in das Branntweintrinken zurück und waren für alle Zeit moralisch zu Grunde gerichtet. Andere aßen den Branntwein mit Löffeln, weil sie geschworen hatten, ihn nicht mehr „zu trinken". Dies waren die aller Elendesten und Verworfensten. Eine sehr große Anzahl aber, besonders von den Wohlhabenderen, verjubelten in dem neuen köstlichen Getränk Haus und Hof. Und eine noch andere, auch nicht geringe Zahl fand vor ihrem Gewissen keine Ruhe, weil sie wußten, daß sie in dem „süßen Wein" wesentlich nichts anderes tranken, als den abgeschworenen Schnaps.

So hatte das anscheinend segensreiche Beginnen der besorgten Väter aus der Gesellschaft Jesu den armen, armen Lieblings- und Schmerzenskindern des Katholicismus auch leider nichts anderes gebracht, als Unheil und Verderben.

Auch für unsere Bernsteingräber war der süße Wein von sehr schädlichen Folgen, denn in diesem edlen Naß wurde der glänzende Gewinn schnöde verbracht, während Weib und Kind daheim hungern und darben mußten. So sanken die Bernsteingräber in dem Maße, als sich ihr Gewinn steigerte, in moralischer wie physischer Beziehung immer tiefer, und die Ihrigen erschienen immer verwahrloster und verkommener. Die Lehmhütten, welche sie in den Dörfern besessen, wurden ihnen bald verkauft, und nun bauten sie sich ohne weitere Umstände nach Art der Chausseearbeiter Erdhütten am Walde oder wo sie gerade ein Stückchen Erde fanden, von dem sie nicht vertrieben wurden.

Da entwickelte sich dann das Elend der „polnischen Wirthschaft" in erschreckendem Grade. Durch die dumpfe Luft der Erdhöhle hervorgerufen und durch den grausigen Schmutz befördert, entstanden bei den mehr thier- denn menschenähnlichen Nachkommen dieser Elenden die ekelhaftesten Krankheiten des Menschengeschlechts: Weichselzopf, Krätze u. s. w. und noch dazu wuchsen den Aermsten häufig ekle entstellende Kröpfe.

Während dann die Männer vom Bernsteingewinn in Saus und Braus lebten, waren die Weiber nebst den Kindern völlig darauf angewiesen, ihr Dasein durch Diebstahl in den nahen Dörfern oder auf den Gütern zu fristen und diese heranwachsende Generation sog also das Verbrechen gleichsam mit der Muttermilch ein.

Wenn hier und da einmal ein Bernsteingräber einen überaus glücklichen Fund gemacht, dann erwachte bei allen übrigen Menschen Neid und Habsucht, und nur zu oft kamen Raub- und Mordthaten vor, die zuerst an besonders glücklichen Bernsteingräbern und dann auch an anderen wohlhabenden Leuten verübt wurden. Auch suchten die Gräber jederzeit sich untereinander oder noch häufiger den Besitzer des Grund und Bodens zu bestehlen und zu betrügen, und selbst wenn diese ihre Inspektoren ꝛc. als Aufseher neben sie stellten, konnten sie es nicht verhindern, daß große Bernsteinstücke bei Seite geworfen und später heimlich herausgesucht wurden. So war es wohl ganz natürlich, daß sich bald die Besitzer nicht mehr mit den Bernsteingräbern einlassen wollten, zumal der Boden durch die tiefen Gruben bedeutenden Schaden erlitt, indem die todten Erdschichten, die tief herausgeholt waren, erst vieler Jahre bedurften, bis sie so verwittert waren, um fruchtbar zu sein. Und nun waren die Bernsteingräber erst recht auf Raub und Diebstahl angewiesen.

Jetzt gruben sie in den Mondscheinnächten überall auf den Feldmarken und in den Staatsforsten heimlich, und wer sie dabei störte, gerieth gar leicht durch diese verwilderten Menschen in ernstliche Lebensgefahr. Oft genug wurden königliche Förster, Gutsinspektoren und Andere durch die heimlichen Bernsteingräber erschlagen und meistens endete schließlich nur noch in günstigen Fällen ein viel bewegtes Bernsteingräberleben im Zuchthause, während viele andere von den Kameraden erschlagen, von den Förstern erschossen oder im Bravourtrinken von ungeheuren Massen Branntweins ein unnatürliches Ende fanden.

So haftet wohl an manchem werthvollen Schmuck, einem Perlen-Diadem, einer Zigarrenspitze u. s. w. Blut und Verbrechen, mindestens das verlorene Lebensglück ganzer Familien. (Ueber den Bernsteinertrag siehe Globus III, 96.)

Den meisten Bernsteingräbern blieb schließlich nichts weiter übrig, als in die Dienste der Gutsbesitzer als Einlieger oder Tagelöhner zu treten. Hier zeigt sich der Pole oft als ein tüchtiger, gewandter Arbeiter, wenn der Herr es versteht, sein Ehrgefühl zu wecken und ihn zum Wettkampfe mit dem deutschen Arbeiter anzuspornen. Meistens indessen sind diese Menschen zu verwahrlost, zeigen sich faul, störrisch und ungeschickt, und in keinem Falle sind sie ehrlich, treu und ausdauernd. Dennoch finden sie bei den deutschen Gutsbesitzern der Gegend jederzeit schnell ein Unterkommen, denn es herrscht hier ein nur zu großer Arbeitermangel. Ueber die bösen Eigenschaften ihrer polnischen Dienstleute sehen die deutschen Besitzer längst aus Gewohnheit weg, denn wenn sie alle ihre Leute, von welchen sie bestohlen werden, bestrafen lassen wollten, so würde ihnen bald nichts Anderes übrig bleiben, als

*) Ein gnädiger Herr.
**) Zwei Pfennige.

selbst den Pflugständer in die Hand zu nehmen und ganz allein zu ackern. Deshalb wird hier noch ganz allgemein eigene Justiz geübt. Der Thäter irgend eines Verbrechens, Diebstahls u. s. w. wird sofort nach der Ueberführung von seinem Herrn vorgenommen und gründlich durchgeklopft. Aber eine tüchtige Tracht Prügel ist bei diesen Menschen meistens von gar keiner weitern Bedeutung.*)

Dabei ließen diese Leute das „heimliche Bernsteingraben" nicht, auf das sie meist in der Nacht ausgingen. Ich befand mich einst längere Zeit auf einem Gute in jener Gegend und gleich in der ersten Zeit meines Dortseins war mir das krankhafte Aussehen eines Menschen aufgefallen. Seine gerötheten Augenlider fielen bei der Arbeit zuweilen plötzlich über die tiefliegenden Augen zu, so daß man es ihm ansehen konnte, er halte sich nur mit Mühe aufrecht. Dabei zitterten seine Hände bei jeder geringsten Anstrengung, so daß ich glauben mußte, er sei ernsthaft krank. Meinen theilnehmenden Fragen wich Matek noch scheuer aus, als die übrigen. Sein Weib zeigte ganz das elende Aussehen der andern polnischen Arbeiterinnen, nur noch schläfriger und fauler benahm sie sich. Er dagegen war eigentlich nicht faul, sondern hatte den regsten Willen bei jeder Arbeit; nur krankhaft matt erschien er. Mein Vetter, der Besitzer des Guts, schätzte ihn als einen geschickten und schnellen, aber leider nicht ausdauernden Arbeiter.

Dies bestimmte mich um so mehr dazu, ihn ganz unbemerkt zu beobachten. Von der Dachkammer eines Speichers aus konnte ich seine ganze, eben nur in einer Stube bestehende „Einliegerwohnung" deutlich übersehen; ich stieg daher von der entgegengesetzten Seite nach derselben hinauf und setzte mich ruhig an das dunkle Fenster. Nach der Zurückkunft von der Arbeit warf sich der Mann sogleich auf sein Bette — das hatte ich erwartet. Die Frau machte nun ein großes Feuer an, kochte ihre „Saschirken"**) und brachte nach dem Essen die Kinder zu Bette. Dann holte sie einen Spaten, eine Hacke und ein Brecheisen hervor, wickelte dies in einen alten Sack und sobald es ganz finster geworden, weckte sie den Mann. Dieser verzehrte jetzt eine unglaubliche Portion der Mehlklümpern nebst einem tüchtigen Topf voll Kartoffeln mit ein wenig Leinöl, dann steckte er eine gefüllte Schnapsflasche nebst einem „Knallen"***) groben Brodes zu sich und huschte nun so vorsichtig und leise wie möglich zur Thüre hinaus, worauf sich das Weib sogleich zur Ruhe begab.

Am nächsten Abend stellte ich mich im dunkeln Waldesdickicht auf die Lauer, und so gelang es mir in kurzer Zeit wirklich, die ganze geheimnißvolle Thätigkeit dieses Menschen auszukundschaften. Er zog in dieser Weise fast an jedem Abend aus. Entweder fanden sich dann mehrere dieser Strolche zusammen, um im tiefsten Waldesdickicht gewaltige Löcher nach Bernstein in die Erde zu graben, wozu sie die mondhellen Nächte benutzten, oder sie zogen zu zweien, höchstens dreien in den dunkeln Nächten in der Gegend auf Raub und Diebstahl aus. Hierbei machten sie dann oft ihre zwei bis drei Meilen, kamen eine oder zwei Stunden vor Tagesanbruch zurück und schliefen dann bis zur Arbeitszeit. Dies Leben hatte Matek bereits seit mehreren Jahren getrieben, und Seinesgleichen hat die Gegend nicht wenige aufzuweisen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Bevölkerung, aus deren Reihen der hauptsächlichste Theil der Bernsteingräber gekommen ist. Wie wir bereits in einer frühern Schilderung hiesiger Verhältnisse (siehe „ein Sanddorf in der „Tuchler-Heide", Globus Bd. IV, S. 343) gesehen, macht man in der Bezeichnung polnische Bauern hier keinen Unterschied; es sind wirkliche Grundbesitzer, Tagelöhner und Knechte. Auch unterscheiden sich diese im Wesentlichen nicht von einander. Weiter innen, nach dem Königreiche Polen zu, ist der polnische Bauer noch als ein wirklicher Landmann, mit Heimathsgefühl und allen jenen Vorzügen wie Schwerfälligkeiten des Wesens, welche in den eigentlichen Ackerbaugegenden eben auch den deutschen Bauer kennzeichnen. Nur ist er auch dort im Allgemeinen weit roher, sinnlichen Genüssen übermäßig ergeben, wenig sparsam und eben so wenig in der Wirthschaft ordentlich. Hier dagegen dürfen wir selbst zwischen dem besitzenden Polen und dem deutschen Bauer kaum einen Vergleich anstellen.

Daher ist es ganz natürlich, daß in dem regen Wettstreit beider Nationen das polnische Element immer mehr und mehr zurückkommt. Mit der zähen Ausdauer, der Genügsamkeit, Sparsamkeit, dem unermüdlichen Fleiße und der Industrie der deutschen Kolonisten und Handwerker kann der Pole schlechterdings nicht gleichen Schritt halten — er **muß** zu Grunde gehen und mit ihm sein ganzes Volk. Daher kommt es auch, daß ein polnisches Gut, ein Bauernhof nach dem andern in deutsche Hände übergehen, daß der polnische Adel immer mehr sinkt, polnische Bauern häufiger zu Tagearbeitern werden, und da sie auch als solche nur schwer mitkommen können, viele als Bernsteingräber, Diebe und Zuchthäusler zu Grunde gehen.

Dies haben auch die wahren polnischen Patrioten längst eingesehen und daher vor Allem auf die industrielle, gewerbliche und zugleich moralische Erhebung des Polenvolkes ihr Augenmerk gerichtet. Sie haben Lehranstalten gegründet, Fabriken und Werkstätten angelegt, bildende Vereine ins Leben gerufen u. s. w. Jeder redliche deutsche Mann wird ihnen dazu aus vollem Herzen Glück wünschen, doch die meisten dieser Unternehmungen sind bereits wieder zu Grunde gegangen an slavischer Indolenz, aus Mangel von Thatkraft und besonders an dem entsetzlichen Uebel dieses unglücklichen Volkes: ihrer Uneinigkeit.

Den einzigen und sichersten Weg zur Erhaltung der polnischen Nation hatten hier bereits die Verhältnisse ganz von selbst angebahnt. Dies war die Verbindung des altersschwachen Greises Polenthum mit dem jugendkräftigen Deutschthum. Da hatten sich die beiden friedlich neben einander lebenden Menschenrassen bereits in einander gefunden. Sie verstanden und ergänzten sich, sie verjüngten und erhoben sich an einander. Und aus ihren gemischten Ehen kam ein lebenskräftiger, lebendiger und prächtiger Menschenschlag, da gabs bildschöne, schlanke Mädchen und breitschultrige, hochgewachsene prächtige Burschen.

*) Wir schildern die Zustände und Verhältnisse, wie sie vorzugsweise in jenen armen Distrikten der an einander grenzenden Theile von Posen und Westpreußen, namentlich in der Tuchler-Heide, zu finden sind.

**) Mehlklümpern in Wasser.

***) Großes Stück.

Neuere Mittheilungen über das Erdbeben in Manila.

Von Dr. H. Birnbaum.

Diese Mittheilungen beziehen sich zunächst auf das Erdbeben. Es ist diese furchtbare Katastrophe, von welcher die Hauptstadt der Philippinen heimgesucht wurde, schon vielfach geschildert und besprochen worden, aber dennoch möchte die nachfolgende Darstellung für einen großen Kreis von Lesern von ganz besonderem Interesse sein, da sie sich auf das Tagebuch eines gebildeten jungen Deutschen bezieht, der schon seit beinahe zwei Jahren in Manila wohnt, und daher als einheimischer Augenzeuge betrachtet werden kann. Er ist Chemiker von Fach und war zur Zeit des Ereignisses in einer großen Apotheke der Vorstadt St. Cristo zu Manila beschäftigt.

Am Abend des verhängnißvollen 3. Juni 1863 hatte er soeben seinen Kollegen abgelöst, um den Nachtdienst in der Officin zu übernehmen. Es war halb acht Uhr. Er saß am Schreibtische im Nebenzimmer. Da fühlte er plötzlich einen starken Stoß in dem Stuhle, auf dem er saß. Die Erschütterung war so mächtig und so eigenthümlich zuckend, daß er sie sogleich für ein Erdbeben halten mußte. Er sprang auf und eilte weg zur Apotheke. Hier waren die von der Decke herabhängenden Lampen in unruhigen Pendelschwingungen, welches nach der dortigen Volkserfahrung immer ein sicheres Zeichen eines Erdbebens ist. Doch kaum hatte er diese Wahrnehmung gemacht, als er einen zweiten noch heftigern Stoß fühlte, der das ganze Gebäude erschütterte und die Büchsen, Flaschen und Gläser der Officin durcheinander warf und zum Theil zertrümmerte. Da stürzten die in dem Laboratorium beschäftigten Indier zum Hause hinaus und schrien: Temblor! Temblor! — —

Er eilte auch auf die Straße, aber er fand hier den Aufenthalt eben so unheimlich, wie im Innern; denn kaum war er im Freien, so fühlte er den Boden unter seinen Füßen schwanken, zittern und zucken, so daß er sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte. Er klammerte sich am Hause fest, um sich vor dem Umfallen zu schützen, doch die Wände des Hauses durchbebten ebenfalls und drohten umzustürzen, wie der gepflasterte Boden ein Auseinanderbersten befürchten ließ.

Der Mann war in einer verzweifelten Lage. Es fehlten ihm Muth und Geistesgegenwart nicht, aber es mangelte alle und jede Aussicht zur Rettung aus der Gefahr. Rette dein Leben! rief es in ihm, und er sah weder Mittel noch Wege, diesem Rufe der Selbsterhaltung folgen zu können. Er hielt sich für verloren und den Untergang der ganzen Stadt mit ihren 200,000 Einwohnern für gewiß. Das Haus, in welchem er gelebt hatte, bildete ein Quadrat in der Basis und besaß im Innern einen ausgedehnten Hof; es war ein Eckhaus und gehörte auf der einen Seite zur Calle Real, auf der andern zur Calle Magellanes. Die Erdstöße folgten der Richtung der ersten Straße von Nordost gen Südwest. Unten sind die Häuser massiv aus Quadersteinen aufgeführt, während die darauf gebaute Etage aus Fachwerk besteht. Das Dach wird in der Mitte von Säulen getragen, bringt so dem Hause wenig Last und vermag schon ziemlich starke Erschütterungen zu ertragen, ohne zusammenzustürzen. Diese Einrichtung besaßen auch die vier Seiten der Apotheke.

Die Straßen in Manila sind eng und gewöhnlich, auch selbst des Abends, stark belebt. An dem verhängnißvollen Abend hörte man nur einen entsetzlichen Angstschrei aus vielen tausend Kehlen, sah dann aber kaum noch einen Menschen in den Straßen. Die gegenüberliegenden Häuser bewegten sich vor und zurück, die Wände und Mauerwerke lösten sich krachend aus ihrem festen Verbande und stürzten bald hier bald dort mit lautem Gepolter zu Boden.

Da fuhr unserm jungen Deutschen der Gedanke durch den Kopf, daß er an der Ecke, wo die genannten beiden Straßen sich kreuzten, am sichersten vor Gefahr sei; er suchte dies Ziel sogleich zu erreichen, stolperte aber über einen Chinesen, der sich auf den Boden geworfen hatte, weil er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Nicht weit davon lagen christlich gemachte Indier, welche die Mutter Maria und verschiedene Kirchenheilige um Beistand und Rettung anflehten. Er raffte sich rasch zusammen und gewann endlich die schützende Ecke. Die Pferde vor zwei Kutschen, welche eben die Ecke passiren wollten, wurden wild, bäumten sich und gehorchten dem Kutscher nicht mehr. Auf dem Boden kauerten sechs bis acht Chinesen, welche in kalter Ergebenheit den Tod erwarteten. Ein Blick nach dem Dache über der vermeinten Schutzecke belehrte den Unglücklichen, daß hier die Gefahr noch größer sei, als auf dem ersten Platze vor dem Eingange des Gebäudes. Er eilte daher schnell wieder zurück.

Das Beben der Erde hatte sich allmälig immer mehr und mehr gesteigert. Der Boden wogte auf und ab, wie die Wogen des Meeres. Der Wellenschlag war kurz und in rascher, unregelmäßiger Folge, und das Heben und Senken ließ sich auf einen bis anderthalb Fuß schätzen. Aus der Ferne hörte man die Thurmglocken in unordentlicher Folge wild durch einander tönen, auch war in der Luft ein Summen, Toben, Krachen und Stürzen zu hören, als wenn dieselbe von einem furchtbaren Orkane bewegt würde. Auf dem Wege zur Hausthür zurück, empfand unser unglücklicher Landsmann einen neuen heftigen Erdstoß, der sich mitten in das vibrirende Erschüttern der Erde hineindrängte, wie der einschlagende, krachende Blitz in den ununterbrochen donnernden Gewitterhimmel. Dann hörte er es dicht hinter sich stürzen, als wenn eine ganze Reihe von Häusern in Schutt zusammengefallen wäre. Das war ein Krach, wie er ihn im Leben noch nicht gehört hatte. Der Sturz verwandelte die ganze Luft in eine undurchsichtige, dichte Staubwolke. Dies war durch den Einsturz der Apotheke an der Magallanenstraße erfolgt, eine Stelle, welche unser Berichterstatter kaum eine Sekunde vorher verlassen hatte. Man fand später unter dem Schutte einen zu Muß zerquetschten Leichnam, den man nur an den Kleidungsstücken als Chinesen erkennen konnte.

Mit dem letzten Stoße hatte das furchtbare Ereigniß sein Ende erreicht; allerdings bebte die Erde noch mehrere Sekunden fort, aber es kamen doch keine erschütternden Stöße mehr. Uebrigens war die ganze Unglückskatastrophe mit unglaublicher Geschwindigkeit vorüber gegangen. Die dabei verflossene Zeit betrug noch nicht einmal eine volle Minute. Man hat sieben starke Erschütterungen gezählt, welche das Wogen, Zucken und Zittern zu beständigen Begleitern hatten.

Jetzt trat unser Berichterstatter ins Haus, warf einen Blick in die Apotheke und sah die aufgehängten Lampen noch in großen Schwingungen begriffen. Der Ausschlag dieser Pendel betrug an sechs Fuß. Es fiel ihm aber auf, daß die Richtung der Schwingungsebene sich wesentlich verändert habe; lief sie gleich zu Anfang des Erdbebens mit der Magellanenstraße parallel,

so that sie dies jetzt mit der Realstraße. Der Chef des Hauses lebte mit seiner Familie in einer Villa auf dem Lande etwa drei Stunden entfernt von der Stadt; er war bei dem Ereigniß nicht daheim. Dagegen wohnte der Schwiegersohn mit seiner jungen Frau oben im Hause. Von diesen war aber Niemand gesehen. Der junge Mann eilte hinauf, um sich zu überzeugen, ob hier seine Hülfe etwa nöthig sei, er fand die Zimmer noch unbeschädigt, aber öde und leer, als wäre Alles ausgestorben. Er rief, erhielt jedoch keine Antwort. Endlich kam die junge Frau zum Vorschein, konnte aber kaum sprechen, so hatte der Schreck ihre Zunge gelähmt; sie überreichte dem Eintretenden ihr Kind mit der Bitte, dasselbe hinabzutragen, um sein Leben zu retten. Ihr Mann, der mittlerweile auch herzugetreten war, konnte gar nicht sprechen, und die Gesichtszüge waren regungslos starr. Das Kindchen, dessen Lebensalter noch nicht einmal nach Monaten, sondern nur nach Wochen gezählt werden konnte, lebte, war aber kaum erwacht und erschreckt von dem gewaltigen Ereigniß.

Der junge Mann wollte es hinabtragen in seine Wohnstube, welche er für die sicherste im ganzen Hause hielt; wie groß war aber sein Schreck, als er beim Eintreten sah, daß auch hier eine entsetzliche Verwüstung vorgegangen sei. Die eine Wand des Zimmers war in Schutt zusammengestürzt und hatte Bücher und Möbeln unter sich vergraben. Aber dennoch mußte er diesen Raum für den am wenigsten gefahrvollen im Hause erkennen und trug daher Sorge, daß Mutter und Kind darin verweilten, bis weiter für sie gesorgt werden konnte. Er suchte rasch den Kutscher auf, ließ anspannen und half Mutter und Kind in den Wagen bringen, um sie eilig aus der gefährlichen Stadt hinausfahren zu lassen. In einer Bambushütte fanden sie Aufnahme und Gelegenheit, sich wieder von dem Schreck zu erholen. Diese übrigens werthlosen, leichten Hütten haben von den Erdstößen am wenigsten gelitten.

In der Apotheke war nun auf einmal ein sehr reges Leben. Zwei gegenüber wohnende spanische Aerzte waren eingetreten, hatten die noch unverletzten Räume des Hauses rasch zu einem Lazareth eingerichtet und waren nun thätig, den Unglücklichen beizustehen. Das war ein ergreifender Anblick! — Vielen Sterbenden konnten sie kaum einen Linderungstrank reichen, Einige gaben gar kein Lebenszeichen mehr, sie hatten schon überwunden, und Andere starben an den Schmerzen der Amputation. Diese Arbeit in der Apotheke und bei den verwundeten Unglücklichen dauerte bis um zwei Uhr Morgens, da erst trat eine kleine Pause ein; auch kam der Abends abgelöste Kollege heim, um unsern Berichterstatter abzulösen.

Dieser war allerdings sehr erschöpft, aber es fehlte ihm die innere Ruhe zum Schlafen. Er machte sich daher auf, um bei einer Wanderung durch Manila und die großen Vorstädte die furchtbare Zerstörung mit eigenen Augen zu sehen. Die Passage durch die Straßen war vielfach durch Schutthaufen unterbrochen und an manchen Stellen noch lebensgefährlich, weil das Einstürzen der Häuser bald hier bald dort erst noch zu befürchten stand. Der Jammer über den Verlust an Menschenleben und Menschenhabe war herzergreifend. Fast alle Kirchen mit ihren majestätischen Thürmen lagen umgestürzt und verwüstet auf dem Boden, und zwischen Schutthaufen erblickte man die zertrümmerten schweren Thurmglocken. Da sah man einen Trümmerhaufen, der den Kutscher mit seinen Pferden und die Kutsche mit ihrer Herrschaft in demselben Augenblicke vernichtet hatte. Wie viele andere Todte zeigten sich an anderen Stellen, und wie viele waren unsichtbar unter den Trümmern begraben! Ueberall begegnete man Männern mit Bahren, auf denen Verwundete lagen.

Die Zahl der Todten soll noch 1500 weit übersteigen. Man erfährt dieselbe nicht ganz genau, weil das Gouvernement aus Prinzip geheim damit thut! In der Kathedrale, wo gerade zur Zeit des Erdbebens der Vorbereitungsgottesdienst zum Frohnleichnamsfeste abgehalten wurde, welches Tags darauf gefeiert werden sollte, kamen allein 30 Menschen ums Leben. Von den 12 Kasernen blieben nur zwei stehen, das Militärhospital liegt in Trümmern und überdeckt gewiß sehr viele Leichen. Das Rathhaus und der Palast des Gouverneurs sind so beschädigt, daß man sie wahrscheinlich abreißen und neu bauen muß. Die Apotheke hat an zwei Seiten so gelitten, daß der Neubau nöthig geworden ist; es sind aber die Räume, wo die meisten Menschen des Hauses schlafen, sie wären also sicher ein Opfer des Todes gewesen, wenn das Erdbeben über Nacht gekommen wäre. Ueberhaupt kann man es noch als ein großes Glück preisen, daß die Katastrophe zu einer Zeit hereinbrach, wo noch wenige Bewohner der Stadt schliefen; die Zahl der Todten würde dann sicher das Zehnfache gewesen sein.

Seit 1566, wo die Spanier im Besitz Manila's und eines großen Theils der Philippinen sind, ist ein solches Erdbeben nicht vorgekommen. Es hat allerdings nicht an Erderschütterungen gefehlt, indeß haben sie doch nur wenig traurige Folgen hinterlassen. Sehr merkwürdig ist es, daß unmittelbar nach dem Erdbeben in Stadt und Hafen Manila die auf der Südostseite der großen Insel Luzon gelegenen Vulkane Thaal und Albay angefangen haben, Feuer auszuspeien. Man kann nicht gut anders, als beide Ereignisse mit einander in Verbindung zu bringen. Diese Eruptionen dauerten Wochen lang fort, während vorher keine Spur davon vorhanden war. Wer erinnert sich hier nicht an die Ansicht unsers großen Alexander von Humboldt, wonach die thätigen Vulkane als Sicherheitsventile gegen Erdbeben zu betrachten seien?

Unser Berichterstatter machte noch auf die unheimliche, ängstliche Stimmung der ganzen Einwohnerschaft Manila's nach dem Erdbeben aufmerksam. Man habe täglich die Wiederkehr des Ereignisses befürchtet und sei wenigstens acht Tage lang immer in dieser Furcht erhalten, weil kleine Erschütterungen fortwährend zu verspüren gewesen wären. Einige hätten darauf ganz vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit gelenkt und wären sogar zu 20 nachfolgenden kleinen Erdbeben gekommen. „Diese Angst hat sich nun nach und nach verloren, man schläft wieder ruhig, wie vor dem gewaltigen Ereigniß, indeß fehlt es doch nicht an Leuten, welche sich ein Vergnügen daraus machen, das an sich zum Aberglauben sehr geneigte niedere Volk durch allerlei Prophezeiungen aufzuregen und zu ängstigen. So ist es jetzt im Munde des Volkes, daß im Oktober ein zweites Erdbeben über Manila käme, das nicht blos Stadt und Hafen, sondern einen großen Theil der Insel Luzon ins Meer versenken würde.“ Diese böse Prophezeiung ist glücklicherweise nicht eingetroffen.

Charakterskizze der Groß-Russen und der Klein-Russen.

St. Petersburg, im December 1863.

Man hat im übrigen Europa vielfach eine sehr unklare Vorstellung über den eigentlichen Charakter und das Wesen der Russen. Nach den gebildeten, häufig vielmehr übertünchten Russen, von denen alljährlich Deutschland überschwemmt wird, darf man das russische Volk nicht beurtheilen. Auch sind bekanntlich nicht blos Menschen slavischen Stammes Bewohner des großen Reiches; dieses zählt vielmehr über 70 verschiedene Völkerschaften.

Wir betrachten hier die hervorragenden slavischen Stämme: die Groß- und die Kleinrussen.

Die Großrussen, 36 Millionen Seelen stark, sind über das ganze Reich verbreitet, hauptsächlich bevölkern sie die mittleren und nördlichen Gouvernements, die Kleinrussen bewohnen dagegen die süd- und südwestlichen Gouvernements von 45 bis 50° n. Br. und 40 bis 45° ö. L. Schon im Aeußern zeigt sich bei dem Großrussen mehr mitteleuropäischer, bei dem Kleinrussen mehr asiatischer Einfluß. Jener ist von mittlerer Größe, gewöhnlich wohlbeleibt und nicht allzugewandt, die Haarfarbe wechselt vom Flachsblonden bis zum Kastanienbraunen, die Augen sind hellbraun, blau oder grau, die Haut ist weiß und roth. Der Kleinrusse ist hochgewachsen, schlank, von bräunlicher Hautfarbe; Haare und Augen sind schwarz.

Betrachten wir zunächst den Charakter des Großrussen. Die Grundzüge desselben sind schnelle Fassungsgabe, praktischer Verstand, wehmüthige Heiterkeit, Zähigkeit im Festhalten eines Begriffes oder Zustandes. Der Russe hat Geist genug, um einen Gegenstand rasch zu erfassen, aber nicht Ausdauer genug, um in die Tiefe zu dringen und ganz Herr desselben zu werden. Daher Oberflächlichkeit sowohl in Nachahmungen, als in Originalproduktionen; seine Werke haben eine kühne Anlage, ziehen sogleich an, halten aber zumeist keine genaue Prüfung aus.

Der praktische Verstand des Russen macht ihn zu einem ausgezeichneten Kaufmann, der jedoch Uebervortheilung nicht scheut, wo es seinen Vortheil gilt. Die träumerische, lyrische Poesie liegt ihm daher fern; seine Lieder drücken Trauer und Wehmuth aus, aber nicht die süße Schwärmerei, welche uns in den Liedern des Kleinrussen anzieht und fesselt. Die Reize der Natur ziehen den Russen nur in so fern an, als sie seinen Zwecken dienen. Blumengärten verschmäht er, nur Nutzpflanzen finden Gnade vor seinen Augen. Wenn die Natur auch zuweilen in seinen Liedern besungen wird, wird sie es nicht als solche, sondern nur in so fern sie dem Menschen verglichen werden kann. Wenn z. B. das Lied von einer einsamen Eiche spricht, die keinem Bäumchen Schatten verleihen darf und selbst auch ohne Schutz dasteht, so ist der Baum nur ein Gleichniß des Sängers, der auch einsam ohne Schutz noch Schützling trauert. Derselbe Hang zum Wirklichen macht den Russen auch weniger zum Märchenglauben, als zum Aberglauben (besonders Glauben an Anzeichen) geneigt. Geistererscheinungen, Botschaften aus dem Jenseits, poetische Sagen finden bei ihm weniger Anklang, dagegen glaubt er so positiv an den Teufel und verschiedene Haus- und Walddämonen, wie an die Heiligen und Wunder.

Die russischen Märchen bewegen sich meist in dem ungemüthlichen Kreis der Teufel und Hexen; sie werden nicht durch liebliche Feen verschönert und erhellt. Held derselben ist häufig ein Bursche, der allgemein für einen Narren gehalten wird, dessen Gutmüthigkeit, Gewandtheit und heiterer Sinn aber doch schließlich den Sieg davonträgt. Vielleicht hat das Volk in dem Helden sich selbst schildern wollen, wie es, durch die Macht der Umstände gezwungen, einen gutmüthigen Narren spielen muß, und hofft vielleicht dadurch sein Ziel zu erreichen. Bis jetzt ist es ihm noch nicht geglückt, aber: „Auch auf unserm Wege wird ein Festtag sein!" Mit diesem Sprichwort tröstet sich der Russe und dieser Sinn hilft ihm viel Schweres tragen. Doch das politische Unglück hat zu lange und zu schwer auf dem Volke gelastet, um seiner Fröhlichkeit ihren ursprünglichen, heitern Charakter zu lassen; der Tropfen höhlt selbst den Stein, und so hat die Last der Sklaverei die Heiterkeit des Russen in Wehmuth verwandelt.

Diese Wehmuth spricht sich in den Volksliedern aus, die bekanntlich alle in Moll sind; ihre eigenthümliche Monotonie deutet, möchte man sagen, die Einförmigkeit des Joches an, welches den slavischen Stamm gedrückt hat und noch drückt.

Denkt man an die ersten Jahrhunderte der politischen Existenz des Volkes, die von Bürgerkriegen erfüllt sind, an das Tatarenjoch, dem das nicht leichtere der Herrscher folgte, die kraft des Absolutismus jede mühsam errungene Freiheit mit Füßen traten, an die neue Fremdherrschaft, die von Peter I. und Katharina II. datirt und noch jetzt fortbesteht, so hat man sich nur zu wundern, daß nicht jede Aeußerung regen Lebens in dem Volke erstickt ist. Das hängt aber mit einem Charakterzuge zusammen, den wir oben angedeutet haben: der Zähigkeit. In Hinsicht der Heiterkeit ist diese Zähigkeit gewiß nur eine dankenswerthe Eigenschaft, in anderen Fällen tritt sie leider der Aufklärung hindernd entgegen. — Diese Zähigkeit zeigt sich besonders in dem unterwürfigen Vertrauen, mit dem der Russe an seinem Kaiser hängt, und trotz dem und alledem an ihn glaubt. Die Person des Herrschers ist gleich Gott unfehlbar. Zuweilen taucht freilich ein, durch mannigfache Täuschungen hervorgerufener, Zweifel auf, das russische Sprüchwort sagt: Do Boga wysoko, do Tzarpa daloko (bis zum Himmel ist es hoch, bis zum Czaren weit); dennoch drückt sich hier mehr Klage über die Hindernisse aus, die zwischen dem Bedrängten und der Hülfe liegen, als Zweifel an der Hülfe selbst.

Mit derselben Zähigkeit hängt der Russe an dem Patriarchalischen des Familienlebens. Die Glieder der Familie entwickeln sich nicht selbständig, sondern stehen immer in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Vater oder dem ältesten Bruder, der dessen Stelle vertritt. Es ist nicht zu leugnen, diese Anhänglichkeit, dieses sich Unterordnen hat viel Schönes und Rührendes, nur wiegt diese Gemüthlichkeit nicht die mannigfachen Nachtheile auf, welche aus derselben entstehen. Mangel an Selbständigkeit im Urtheilen und Handeln von der einen, Willkür und Selbstüberschätzung von der andern Seite sind die nothwendigen Folgen eines solchen Verhältnisses.

Nur einer Klasse von Leuten gegenüber verwandelt sich das Zutrauen des Russen in Mißtrauen, seine Offenheit in Verstecktheit. Es sind dies die Tschinowniks (Beamten), welche ihre Ernte auch noch da zu halten verstehen, wo die Gutsbesitzer bereits eingesammelt haben. Ihre Habgier, ihr grenzenloser Hochmuth (es ist schmerzlich, zu gestehen, aber wahr, diese Leute sind bisweilen germanischer Herkunft und rühmen sich, Deutsche zu sein; ob sie in ihrem Dünkel Recht haben, möge der Leser selbst beurtheilen) haben dem Bauern die Augen geöffnet, und er erkennt sie nun als seine größten Feinde. Wann der Tag kommen wird, an dem er auch seine übrigen Feinde erkennt,

... wer vermag das zu bestimmen? Die Lichtstrahlen der Vernunft müssen sehr kräftig sein, um durch die Decke dringen zu können, welche das Auge des Russen umhüllt; ist es aber einmal dem Lichte geöffnet, so wird es dasselbe freudig erfassen und fester daran halten, als jetzt an der Finsterniß. Gewiß, eine gründliche, sociale Umgestaltung würde in Rußland, sind erst dem Volke die Augen geöffnet, vielleicht weniger Hindernisse finden, als in dem übrigen Europa. Die Vergangenheit hat dem Volke nichts geboten, es wird von keiner Pietät gefesselt, das Gebäude des gesellschaftlichen Lebens kann sich ungehindert neu gestalten, findet sogar in dem Associationsgeiste des russischen Volkes eine willkommene Beihülfe. Diese frommen Wünsche haben uns aber von unserm Thema entfernt, und doch gibt es noch manches Gute und manches Böse von dem Russen zu sagen, das sich aber leicht auf die oben erwähnten Grundzüge zurückführen läßt. Sein leichter Sinn macht ihn offenherzig, gastfrei, aber auch träge, unordentlich, dem Trunke geneigt; seine Anhänglichkeit bildet aus ihm den besten Vater und Gatten, macht ihn dankbar für erwiesene Wohlthaten, zu einem treuen Freunde, oder auch, aber selten, das angeborene Zutrauen muß erst vernichtet sein, zu einem unerbittlichen, rachsüchtigen Feinde.

Was das Leben des Russen aus dem Volke anbetrifft, so würde es zu weit führen, dasselbe in allen Einzelnheiten zu verfolgen, wir können uns nur auf allgemeine Andeutungen beschränken.

In einer dumpfen, unreinen, räucherigen Hütte thut der kleine Russe den ersten Athemzug; gleich nach der Geburt wird ihm ein Name ertheilt, gewöhnlich derjenige des an seinem Geburtstage gefeierten Heiligen. Die Taufe, bei welcher der ganze Körper eingetaucht wird, erfolgt einige Tage, höchstens sechs Wochen darauf.

Ist das Glück dem Knaben günstig, so kommt er mit dem siebenten oder achten Jahre in die Schule*), um in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeweiht zu werden. Mit zehn Jahren hütet er schon die Gänse, oder Schweine, hilft auch zuweilen dem Vater bei der Feldarbeit. Je älter er wird, je schärfer muß er arbeiten, doch sehen sich seine Eltern für ihn auch nach einer Erholung um. Mit dem 18. Jahre ist er nach dem Gesetz heirathsfähig, folglich wird ihm eine Frau gesucht. Die Reigentänze der Jugend, welche man Abends unter melodischem Gesange in würdigem, schrittähnlichem Rhythmus ausführt, würden wohl ein sich Nähern und Wohlgefallen gestatten, dennoch übernehmen es in der Regel die Eltern ohne Mitwirken oder Mitwissen der Kinder, ihr zukünftiges Geschick zu bestimmen. Sobald die Alten einig sind, wird die Hochzeit mit gehörigem Aufwand gefeiert, wobei von Seiten der Männer viel im Zechen und Schmausen, von Seiten der Mädchen viel im Singen geleistet wird. Die Braut muß natürlich weinen und sich sträuben. Sind die Thränen am Hochzeitstage nur erheuchelt oder erzwungen, so fließen sie in der Ehe oft von selbst. Das Loos einer Schwiegertochter ist bitter genug, anders ist's, wenn der Schwiegervater schon todt und der Mann Haupt der Familie ist, dann hat vielmehr die Mutter Zurücksetzung zu erdulden. Oft auch verläßt der Bursche sein Heimathsdorf, um in der Residenz sein Fortkommen zu suchen, und schmerzlich mag er sich nach seinem Dorfe, seinen Tänzen und Liedern sehnen, bis ihn das großstädtische Leben gefesselt hat und die Volksfeste zu Ostern und während des Carnevals ihm Herrlichkeiten bieten, von denen er früher nicht geträumt hätte. Rutschberge, Schaukeln, Gesänge, Affen- und Thierbuden, Gaukler, Läden mit Süßigkeiten und Getränken, wie sollte er sich da nicht seiner angeborenen Heiterkeit hingeben? Das thut er denn auch allzusehr, was am nächsten Morgen ein schwerer Kopf und leerer Beutel beweist.

*) Aus den neuesten statistischen Nachrichten erhellt, daß unter 82 Russen nur Einer zu lesen versteht.

Auch ein trauriges Geschick kann den Bauern von der Heimath losreißen, wenn das Loos ihn zum Rekruten macht, das ist schwer, bitterschwer zu ertragen, aber es ist des Czaren Wille, folglich Gottes Wille, folglich nichts daran zu ändern. Es ist mir so von Anfang an bestimmt gewesen, sagt der Russe und murrt nicht, das Leid nagt aber an seiner Seele; fast alle Soldatengesichter tragen den Stempel einer traurigen Stumpfheit, wenn ein Rausch ihnen nicht Leben gibt. Sie sind aber tüchtige Krieger, stehen fest wie Mauern, weil die Obrigkeit so befohlen und weil man nicht zweimal sterben kann und einmal doch gewiß sterben muß. Die Dienstzeit im Frieden dauert bekanntlich sehr lange, 15 Jahre; hat der Soldat endlich ausgedient und kehrt in die Heimath zurück, so kann er sich nicht mehr in die früheren Verhältnisse und Beschäftigungen zurückfinden; er ist ein Fremder geworden und kann den Seinen nicht mehr nützen.

So das Leben des russischen Volkes. Noch ist es gebeugt und gedrückt; wann wird es den Nacken aufrichten, die Wehmuth abschütteln, die Binde von den Augen lösen und der Freiheit in's Antlitz schauen?!....

Wir wenden uns zu den Klein-Russen. Wir deuteten schon an, wie dieselben sich äußerlich von den Groß-Russen unterscheiden. Auch der Charakterunterschied tritt scharf hervor. Die Grundzüge der slawischen Stämme: Heiterkeit, Sorglosigkeit, Bequemlichkeit, bleiben dieselben, doch bei jedem einzelnen Stamm findet man Unterschiede und Eigenthümlichkeit. Die Fröhlichkeit, welche bei dem Groß-Russen wehmüthig aber ausgelassen ist, nimmt bei dem Klein-Russen einen mehr gehaltenen, verschlossenen Charakter an. Er giebt sich ihr nie vollkommen hin und ist immer auf seiner Hut, besonders im Verkehr mit Fremden und Russen. Letztere mag er nicht wohl leiden, sind sie doch die Unterdrücker seiner Freiheiten gewesen und blicken noch jetzt einigermaßen auf ihn herab. Sieht der Klein-Russe auch einen ehrenwerthen Russen, so sagt er doch von ihm: Er ist ein guter Mensch, aber — ein Moskowiter.

Das südliche, schöne Klima konnte seinen Einfluß auf den Charakter des Klein-Russen nicht verfehlen, daher liegt in ihm viel Poesie. Seine Lieder athmen Innigkeit, Schwärmerei, Naturanschauung und Liebe, Verständniß des Schönen im Menschen und in der Natur. Einen besondern Reiz gewinnen sie durch ihre Ursprünglichkeit und vollkommene Naivetät, die in den großrussischen Liedern schon der Reflexion gewichen ist. Der Rhythmus ist lebhaft bewegt und drückt die verschiedensten Gemüthsstimmungen aus.

Diese poetische Ader macht den Klein-Russen auch religiöser als den Groß-Russen, aber auch zum Aberglauben (vorzüglich Sagenglauben) geneigter. In jedem Dorfe erzählt man sich von Todtenerscheinungen, liebliche oder schauerliche Sagen von der verstorbenen Mutter an, die in der Nacht mit liebender Sorgfalt ihr Kind hegt und pflegt, bis zum Vampyr, der sein Leben durch das Blut seiner Opfer fristet.

Die Wohnungen des Klein-Russen sind malerisch gelegen; er pflegt gern Blumen und Bäume, im Innern der Hütten sieht es einfach, aber reinlich und sauber aus. Das Familienleben gestaltet sich bei ihm ganz anders, als bei dem Groß-Russen, denn die Glieder der Familie erhalten so bald wie möglich ihre Selbständigkeit und lösen sich von dem Ganzen ab. Ein Sohn ist seinem Vater nur dann gehorsam, wenn er ihn als Menschen und Kameraden betrachtet, Blutverwandtschaft, die bei dem Groß-Russen schon an und für sich Liebe und Freundschaft bedingt, hindert diese Gefühle eher bei dem Klein-Russen; denn ein enges Zusammenleben einer größern Familie fällt in höchst seltenen Fällen friedlich aus.

Die Individualität ist bei diesem Stamme daher sehr stark entwickelt, sie hat seiner Geschichte ihr Siegel aufgedrückt, dagegen die des Groß-Russen durch Associationsgeist, durch Zu-

sammenhalten gekennzeichnet wird; in dem einen Stamme ruht mehr föderatives, in dem andern mehr socialistisches Element.

Unter die üblen Eigenschaften, welche man dem Klein-Russen zum Vorwurf gemacht hat, gehören Trägheit und Trunksucht. Erstere wagen wir getrost zu leugnen, denn er arbeitet aus allen Kräften, mit ganzer Seele. Freilich ruht er eben so gründlich aus, aber nach solcher Arbeit ist das nur billig. Den Branntwein liebt der Klein-Russe wohl noch mehr als der Groß-Russe, aber andere Laster, z. B. Diebstahl und Betrug, kommen bei ihm höchst selten vor, und wenn die Klein-Russen jetzt nicht, wie vor Zeiten, den Dieb sammt der gestohlenen Sache lebendig begraben, so hat doch ihre Sprache nur einen Ausdruck für Dieb und Bösewicht.

Die Lebensweise des Klein-Russen weicht nicht viel von der des Groß-Russen ab, nur erträgt er nicht so geduldig die Arbeit für den Herrn und das Soldatenleben. Von seinen Sitten sind die Hochzeitsgebräuche die bemerkenswerthesten.

Das Freien fängt gewöhnlich im Herbst, nach Beendigung der Feldarbeiten, an. Sobald der Jüngling gewählt hat, bittet er die angesehensten Bauern des Dorfes, mit ihm in die Hütte der Aeltern seiner Erkorenen zu gehen. Vorher von dem Besuche unterrichtet, ordnen dieselben Alles auf's Beste und setzen sich auf die Ehrenplätze. Die Freier klopfen an, auf die Frage: „wer da?" antworten sie mit althergebrachten Redensarten: „Wir kommen aus fernen Ländern und sind Jäger, unser Fürst jagt ein Reh, welches auf euren Hof gelaufen ist, gebt nun das Reh heraus, gebt uns eure schöne Tochter."

Nun treten sie ein und die Verhandlungen dauern noch einige Zeit, während dessen muß der Bräutigam gesenkten Hauptes stehen und die Braut in Verwirrung Thonstückchen aus dem Ofen brechen. Sind beide Theile einig, so bindet die Braut den Freiern gestickte Handtücher über Schulter und Rücken, dem Bräutigam bindet sie ein weißes Tuch um den Arm. Als abschlägige Antwort dient die Ueberreichung eines Kürbisses, was für eine große Schmach gehalten wird, deren Kunde sich sofort über das Dorf verbreitet.

An einem Sonntag nach dem Gottesdienste findet die Trauung statt. Nach derselben begeben sich Braut und Bräutigam in ihre respektiven Häuser. Bei dem Bräutigam findet ein großes Mittagessen statt, nach demselben bittet er, mit tiefem Gruße, die Aeltern um ihren Segen und begibt sich darauf in die Hütte der Braut. Auf der Schwelle empfängt ihn die Schwiegermutter und überreicht ihm einen mit Hafer und Wasser gefüllten Topf; den Inhalt desselben schüttet der Bräutigam auf die Mähne seines Pferdes aus und übergibt den Topf dem ältesten Verwandten, der ihn auf die Erde wirft, geht er entzwei, so ist das Erstgeborene der jungen Leute ein Knabe, bleibt er heil, so ist es ein Mädchen. Darauf begeben sich Alle in die Hütte, wo die Braut am Tische sitzt, neben ihr ihr Bruder oder ein anderer männlicher Verwandter mit blankem Säbel. Der Freund des Bräutigams nähert sich ihm mit der Frage, weshalb er da sitze. „Ich hüte meine Schwester" ist die Antwort. — „Sie gehört nicht mehr Dir, sondern uns." — „Ist es so, dann bezahlt mir für ihre Verpflegung." Ein Handel entspinnt sich; endlich wird man einig, und der Bruder räumt dem Bräutigam das Feld. — Diese Sitte findet sich auch bei den Groß-Russen, sie erklärt sich dadurch, daß die Brüder, durch die Mitgabe der Schwester an ihrem Erbe geschmälert, den Verlust auf Kosten des Bräutigams wieder einbringen wollten. Nachdem der Bräutigam die Braut errungen, fängt das Singen, Tanzen, Schmausen an und dauert bis nach Mitternacht, um am nächsten Tage wieder anzufangen. — Nach einigen Tagen endigen die Hochzeitsfeierlichkeiten mit Visiten, die das junge Paar den Verwandten und Freunden machen muß.

Natürlich findet man diese Gebräuche in ihrer Ursprünglichkeit nur auf den Dörfern, die dem städtischen Einflusse fern liegen. —

In Vorstehendem konnten wir nur in allgemeinsten Umrissen Charakter und Lebensweise der geschilderten slavischen Stämme zeichnen. Wie sie in socialer Hinsicht den Kern der Bevölkerung Rußlands bilden, nehmen sie geographisch die Mittelfläche des Reiches ein. Um sie herum gruppiren sich im Süden, Osten und Norden Völkerschaften tatarischer, mongolischer und finnischer Abstammung. Diese im Globus in einigen Hauptgruppen zusammenzufassen, zu beleuchten und zu vergleichen dürfte gelegentlich unsere Aufgabe sein. S. R.

Aus allen Erdtheilen.

Die Erforschung des Drinflusses. Ueber die Ergebnisse der österreichischen Expedition zur Erforschung des Drinflusses (Globus V, S. 64) liegen jetzt die ersten Berichte vor. F. Kanitz, welcher selbst sich um die Kenntniß der Balkan-Halbinsel nicht zu unterschätzende Verdienste erworben hat, hielt in der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien am 22. Dec. 1863 einen Vortrag, welcher sich auf Briefe des Führers der Drinexpedition, des rühmlich bekannten Generalkonsuls von Hahn, stützte. Als Begleiter Hahn's fungirten der k. Linienschiffslieutenant von Spann und der Dr. Szekely; letzterer war zugleich Photograph. Ihren Ausgangspunkt nahm die Expedition von Skutari am 30. August 1863.

Der Drin, welcher in der Nähe Skutari's das Adriatische Meer erreicht, ist, wie Hahn zum erstenmal feststellt, vor vier Jahren wieder in sein altes Bett eingebrochen. Gegenwärtig sendet er vor seinem Eintritt in die Küstenebene etwa zwei Drittel seines Wassergehaltes in nordwestlicher Richtung dem aus dem Gebiete von Pulati, vom Dorfe Kiri kommenden, gleichnamigen Flusse zu, der hart bei der Stadt Skutari in die Bojanna fällt. Hahn schiffte sich mit zwei leichten Barken und acht Schiffsleuten auf diesem neuen Flußarm ein. Die Fahrt ging langsam, da der niedrige Wasserstand nicht zu rudern erlaubte. Man mußte die Barken ziehen; je näher man aber der Gebirgsregion kam, desto schwieriger wurde die Beschiffung, Stromschnellen über Stromschnellen traten auf, und bei dem Dorfe Karma reichten die Kräfte der Schiffer nicht mehr aus und man mußte Eingeborene zu Hülfe nehmen. Bei Romani wurde deshalb eine Barke mit dem ganzen Gepäck unter Leitung des Dr. Szekely nach Skutari zurückgeschickt. In der andern drang Konsul Hahn mit Spann und zwei Matrosen bis in das Gebiet von Marturi vor. Dort aber nöthigte sie eine große zwischen senkrechte Felsen gepreßte Stromschnelle, welche keinen Raum zum Ziehen der Barke gewährte, auch diese zurückzusenden und den Weg zu Fuße fortzusetzen, da es in jenen Gegenden keine Lastthiere gibt.

Bisher war den Reisenden jeder Blick auf die allgemeine Bodengestaltung des Landes entzogen gewesen; denn der vereinte Drin fließt fast ununterbrochen in einer engen Rinne zwischen zwei an wenigen Punkten durchschnittenen Bergwänden von 200 bis 500 Fuß Höhe mit mehr oder weniger steiler Böschung.

Die Eindrücke der Landschaft, vom Wasserspiegel aus gesehen, waren in der Regel weder großartig noch romantisch. Bei Mittelwasser füllt der Fluß gewöhnlich die ganze Thalsohle aus; schmale Felder neben dem Rinnsale oder Erweiterung der Thalenge zu Kesseln sind Ausnahmen; vor Verbin-

dung des Schwarzen und Weißen Drin bildet der Fluß keinen einzigen Wasserfall, dagegen ist er überreich an Stromschnellen.

Die Reisenden zogen von Merturi auf sehr beschwerlichen Bergwegen nach Firza und erreichten bei Chan Sakat, nahe bei Spaß, die von Skutari nach Prisrend führende Karavanenstraße. Der Weg führt durch tagereisenlange, unberührte Urbestände des schönsten Eichen- und Fichtenwaldes, deren Holz auf viele Jahre den Bedarf aller europäischen Marinen decken könnte.

Hahn hat die Ueberzeugung gewonnen, daß vorerst, hauptsächlich wegen der Stromschnellen, an eine regelmäßige Beschiffung des Drin nicht gedacht werden kann, daß er dagegen schon jetzt vollkommen flößbar sei. Dem Unternehmungsgeiste ist damit ein weites Feld eröffnet: die Wälder liefern kostbares, unerschöpfliches Material, die Transportkosten auf dem Wasser sind höchst unbedeutend und die Arbeitskräfte billig, da beide Ufer von einer verhältnißmäßig dichten, sehr kräftigen, armen Bevölkerung bewohnt sind.

Von Prisrend brach Hahn am 17. September auf, um nach Dibra zu gehen und von da längs des Schwarzen Drin seinen Weg nach Ochrida fortzusetzen. Er wandte sich dann östlich und ging den Wardar hinunter, der in den Golf von Saloniki mündet. Am 29. November langte er auf der Insel Syra, wo er ansässig ist, an, und nun können wir in der nächsten Zeit seinen gewiß insgemein werthvollen und anziehenden Reiseberichten entgegen sehen.

Swante Wustrow und der Darß an der Ostsee. Ein eigenthümliches, Wenigen bekanntes Fleckchen deutscher Erde ist die kleine Halbinsel, welche sich am nordöstlichen Ende des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin in die Ostsee hinaus erstreckt. Der südliche Theil derselben, unter dem Namen Swante Wustrow oder das Fischland bekannt, gehört zu Mecklenburg; der nördliche Theil dagegen, von welchem die Insel Zingst nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt ist, zu Pommern. Das ist der Darß, und er ist wegen seiner Wälder grundverschieden von dem mehr sandigen Fischlande.

Will man die aus beiden Ländern gebildete Halbinsel besuchen, so wendet man sich von dem an der Poststraße zwischen Stralsund und Rostock gelegenen mecklenburgischen Städtchen Ribnitz nach Norden. Ribnitz (ein slavischer Name, welcher Teich bedeutet) liegt am Ribnitzer Binnenwasser, das sich weiterhin zum Saater Bodden erweitert. Westlich von diesem liegt nun die schmale Landzunge, das Fischland. Der ältere Name Swante Wustrow stammt noch aus der Obotritenzeit her und bedeutet Swaty ostrov — heilige Insel; wahrscheinlich ist das Ländchen früher ganz von Wasser umgeben gewesen. Anfangs war das Land arm und trieb dann Häringsfang. Bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts begann die fischländische, noch immer sehr geringe Bevölkerung, sich der Schifffahrt zuzuwenden. Fischerei und Ackerbau wurden untergeordnete Beschäftigungen und durch die Seefahrt wurden die Einwohner reich. In dem Flecken Wustrow und vier Dörfern leben etwa 2000 Menschen; fast alle Männer sind Kapitäne, Steerleute oder Matrosen. Zu Anfang des Jahres 1862 betrug die Zahl der Schiffe 132. In der häuslichen Einrichtung der Fischländer offenbart sich ein ungewöhnlicher Wohlstand; man findet dort Luxusgegenstände, die man in Dörfern nicht vermuthet.

Aermer als das Fischland ist der Darß. Wer durch das waldlose, selbst baumarme Fischland über die Landenge nordwärts wandert, sieht sich plötzlich von Forsten umgeben, die bis an das Meer reichen. Der Darß war in alter Zeit ein Wildgehege der pommerschen Herzoge; so viel auch in diesen Forsten schon geschlagen, nach dem Binnenlande und seewärts nach Dänemark verführt worden ist, so blieb der Darß doch bis heute ein Waldland und selbst auf der Insel Zingst fehlt es nicht an Wald. Der Hauptort des Darßes ist Prerow. (Vergleiche C. J. F. Peters: Swante Wustrow oder das Fischland. Wustrow 1863.)

Die deutschen Kolonien in Spanien. Der preußische Generalmajor von Göben, welcher den spanischen Krieg gegen Marokko mitmachte, veröffentlichte vor Kurzem „Reise- und Lagerbriefe aus Spanien und vom spanischen Heere in Marokko", in welchem er auch die ehemals deutschen Kolonien in Andalusien erwähnt. Er sagt: Am Abhang der Sierra Morena nach dem Guadalquivir zu dehnte sich weithin ein wellenförmiges Gelände vor uns aus, gartenähnlich mit Olivenpflanzungen bedeckt, die Straße und die Felder mit mächtigen Aloehecken eingefaßt. Einige Stunden dauerte es, bis wir la Carolina erreicht hatten, eine der jetzt ganz spanisch gewordenen deutschen Kolonien, welche im vorigen Jahrhundert gegründet wurden, ein erster Versuch, die von der Natur so reich gesegneten und doch so traurig verödeten Landschaften Andalusiens neu zu beleben. Nur noch die blauen Augen der Bewohner und das hellere Haar bezeugen ihren deutschen Ursprung und vor Allem die blonden rosigen Kinderköpfe, welche man hier und da aus einer Thür hervorlugen sieht; sonst sind sie in Sprache und Sitte Spanier geworden: es ist Niemand mehr in den Kolonien, der Deutsch verstände.

Die Ureingeborenen der Insel Tasmanien sind jetzt bis auf sieben zusammengeschmolzen; sie sind die Letzten ihres Stammes, der mit ihnen von der Erdoberfläche verschwindet. Nach Berichten der Australian Gazette werden diese letzten Tasmanier auf Kosten der Regierung unterhalten, welche jährlich 6000 bis 9000 Thaler für sie aufwendet.

Die Romanen und Ladiner in Graubündten. Ueber diese interessanten Völkerstämme, welche als ethnographische Inseln aus der italienischen und deutschen Bevölkerung der Alpen hervorragen, gibt uns Otto Banck in seinen vor Kurzem (Leipzig, Schlicke, 1863) erschienenen „Alpenbildern" Auskunft. Banck schildert aus eigner Anschauung; nach ihm gehören nur ein Drittel der Einwohner Graubündtens dem germanischen Stamme, zwei Drittel aber dem romanischen und ladinischen an. Noch vor 200 Jahren jedoch sprach man in Chur (Quoira) durchaus romanisch, während dort jetzt nur die deutsche Sprache herrscht. Freilich waren in den frühesten Zeiten des Mittelalters die romanischen Stämme überhaupt viel verbreiteter in den Alpen, als jetzt, denn ein großer Theil Tyrols wurde von ihnen bewohnt (Globus V, S. 208). Heute trifft man sie dort nur in Enneberg und im Gröddnerthale.

Sehr würde man aber irren, wenn man glauben wollte, jene Völker seien im Aussterben begriffen. Sie sind durchaus in voller Blüthe, aber ihre Verbreitung macht eine rückgängige Bewegung. Diese würde freilich keine so rasche sein, wenn die Regierung sie nicht durch Einführung der deutschen Sprachherrschaft in den Schulen beschleunigt hätte.

Dazu wirkt noch ein besonderer Umstand mit, der in der Beschaffenheit jener Sprache selbst liegt; denn die ladinische, welche vorzüglich in Ober- und Unter-Engadin gesprochen wird, ist der romanischen, die kaum bis zum Septimer und Julier Paß geht, im Großen und Ganzen sehr ähnlich, so vielfach sie auch im Einzelnen, besonders in der Aussprache abweicht. Beide Sprachen scheinen sich nämlich nicht, wie die italienische und französische, zur leichten Verbreitung zu eignen, denn sie sind unendlich schwer zu erlernen und haben in ihrem ernsten, an das Lateinische erinnernden Charakter, wie selbst gebildete Eingeborene versichern, etwas Eckiges und Schwerfälliges. Außerdem sind sie nicht in gleichem Verhältnisse wie andere lebende Sprachen fortentwickelt; es fehlen manche Ausdrücke für moderne Gegenstände.

Durchaus muß aber die sehr verbreitete Annahme zurückgewiesen werden, als wären jene Sprachen ein Gemisch von anderen, so daß etwa in ein und demselben Satze verschiedene italienische, deutsche und romanische Wörter zusammengewürfelt vorkämen. Es ist noch nicht leicht einem Ausländer gelungen, die romanische oder ladinische Sprache ganz zu erlernen. Wohl aber sprechen viele Romanen und Ladiner das Deutsche so gut, daß man sie für geborene Deutsche halten kann. Ueberhaupt haben sie zum Erlernen fremder Sprachen viel Anlage; Italienisch wird ihnen natürlich noch leichter als Deutsch.

Viel gedruckte Literatur in romanischer und ladinischer Sprache findet sich nicht vor, doch dürfte man hundert Bände zusammenbringen. Wohl aber erscheinen einige Blätter in jenen Idiomen. In romanischer Sprache z. B. die „Gasetta Romonscha" und in ladinischer die Zeitung „Fögl d'Engiadina".

Im äußern Typus haben die Romanen und Ladiner mehr Aehnlichkeit mit den Italienern, als mit den Germanen; nur sind sie etwas größer, kräftiger und starknochiger als jene, doch aber vorherrschend von dunkler Haar- und Augenfarbe und häufig mit gebogener Nase. Der Bau ihrer Brust hingegen ist wieder weniger hoch gewölbt, als bei den Italienern und mehr wie bei den Alemannen und andern germanischen Stämmen gebildet. Ganz und gar aber weicht ihr Charakter von der italienischen Eigenthümlichkeit ab, ja was noch mehr

ist, die Romanen haben eine Antipathie gegen die italienischen Nachbarn und eine Sympathie für alles deutsche Element.

Man darf sie, sagt Banck, mit vollem Recht, redlich, treu, ausdauernd und reich begabt mit geistigen Anlagen aller Art nennen. Es verkehrt sich auch mit den Leuten aus den niedrigsten Volksschichten vortrefflich. Arbeitsamkeit und Fleiß ist überall verbreitet und das Familienleben scheint ein inniges und, wie auch die Geistlichen versichern, rein gestimmtes zu sein.

Urtheil über die Neugriechen. Die Gräken, welche sich Hellenen nennen, haben sich einen Knaben aus Dänemark zum König erkoren. Den König haben sie, aber Geld haben sie nicht. Die Engländer hatten zwar früher die Griechen als „miserables Volk" bezeichnet, als diese jedoch eine Revolution machten und sich im englischen Schlepptau führen ließen, waren die „Hellenen ein edles Volk" geworden, das von der londoner Presse außerordentlich gelobt wurde. Aus dem „Klephthengesindel" wurden plötzlich „würdige Nachkommen des Miltiades und der Marathonomachen". Doch abermals hat sich das Blatt gewendet. In den Tagen, da Europa an der Influenza des Philhellenenthums litt und die Phantasten mit den dicken Schädeln für die „Neuhellenen" schwärmten, gab es auch thörige Leute, welche diesen „edlen Männern" Geld borgten. John Bull möchte nun bezahlt sein, aber die „triumphirenden Athener" wollen nicht bezahlen und ihr Finanzminister läßt das rund heraus erklären. Darüber ist nun großer Zorn in Ilium, das heißt in der Altstadt London, die modernen Gräken sind wieder zu schlechtem Gesindel degradirt worden. „The Greeks are down in Europe", heißt es jetzt. „Wenn die Griechen sich für Hellenen ausgeben, kann das ein Hinderniß für sie sein, sich als rechtliche Leute zu benehmen? Schon aus Klugheit sollten sie ehrlich sein und die Bondholders bezahlen. Aber Herr Stefanos Xenos sagt diesen, sie würden gar nichts bekommen." Einen „Bondholder" antasten, heißt freilich so viel, als den John Bull insgesammt erzürnen. „Der eminente Athener Xenos sagt uns außerdem, die Griechen hätten gar keinen Begriff von dem, was Rechtschaffenheit sei, ja, sie verständen gar nicht einmal, was dieses Wort sagen und bedeuten wolle! Ja wohl, es geht über das Begriffsvermögen der Hellenen, zu meinen, daß man geborgtes Geld zurückzahlen müsse. Sie wollen nicht zahlen; Rechtschaffenheit gilt ihnen für ein unnützes Ding. Ein Volk, das entschlossen ist, seine wohlwollenden Creditoren zu betrügen, sollte kein Aufhebens von sich machen." Die Moral von der Sache ist, daß das Urtheil der londoner City über andere Völker in Bausch und Bogen davon bestimmt wird, ob die „Bondholders" mit denselben zufrieden sind. Mit Logik und Gerechtigkeit hat dasselbe freilich nichts zu schaffen; die Bonds sind die Hauptsache.

Zur Völkerpsychologie. Gegenüber den vielen unwahren Angaben, welche auf Kosten der Russen von Polen aus in Umlauf gesetzt werden, erklären die russischen Behörden amtlich unterm 24. November, daß die Zahl der politischen Meuchelmorde, welche von Seiten der aufständischen Polen seit Ausbruch des Aufstandes verübt worden seien, sich gegenwärtig schon auf nahezu 800 belaufe! Sympathie für das russische System in Polen hegt man in Europa nirgends, aber eben so wenig Theilnahme finden die polnischen Insurgenten. Die Ansicht, daß Polen gar kein Material in sich habe, um einen wohlgeordneten, freiheitlichen Staat zu bilden, hat sich in der öffentlichen Meinung Europa's stärker als je bewurzelt.

Auswanderung über Liverpool im Jahre 1863. Der Krieg in Nordamerika, welchen die Yankees zum großen Theil durch angeworbene Miethlinge führen, rafft eine große Anzahl Soldaten hinweg. Um die Lücken auszufüllen, zahlt man denen, welche unter die Fahne treten wollen, Prämien im Belaufe von 250 bis 400 Dollars und mehr. Ankommende Einwandererschiffe werden von Rekrutirungsagenten förmlich belagert und in Newyork ist nun eine moderne Art von Seelenverkäuferei im Schwange. Diese erstreckt sich auch nach Europa herüber und wirft namentlich in Irland ihren Köder aus. Die Zunahme der Auswanderung liefert den Beweis, daß die Agenten mit Erfolg arbeiten. Die Söhne der Smaragdinsel schiffen sich gewöhnlich in Liverpool ein. Die Ziffer der von dort nach auswärtigen Erdtheilen verschifften Passagiere betrug 1862 nur 64,314, während sie 1863 um 73,668 Köpfe stieg, sie hat sich nämlich auf 137,982 belaufen, welche in 622 Schiffen befördert wurden. Nach den Yankee-Staaten gingen in 297 Schiffen 98,458 Passagiere; davon waren 28,548 Engländer, 3176 Schotten und 61,312 Irländer; die übrigen 5422 waren aus anderen europäischen Ländern. Nach Canada 2755; nach Neusüdwales 1782; Queensland 2987; Victoria 13,945; Neuseeland 406; Südamerika 219 Köpfe.

Auswanderung vom Clyde. Die Auswanderung von diesem Flusse aus hat in der letzten Zeit sehr zugenommen und Glasgow ist nun der Haupthafen für schottische Auswanderung. Schon gibt es zwei Dampferlinien zwischen dem Clyde und Canada und Newyork, die von sechs Dampfern erster Klasse besorgt werden. Ebenso bestehen zwei regelmäßige Linien für Passagierschiffe nach Australien. Im verflossenen Jahre 1863 betrug die Gesammtzahl der Auswanderer vom Clyde 7410. Diese vertheilen sich folgendermaßen: nach Neuseeland 2700, Queensland 500, Melbourne 20, Geelong 20, Port Natal 15, Adelaide 3, Canada 3500, Portland 320, Halifax 10, Südamerika 45, Demarara 40, Trinidad 20, Jamaika 12, Calcutta 25, Bombay 12, übrige ostindische Plätze 34, nach verschiedenen Orten 40; zusammen 7410.

Oesterreichs Kriegsflotte. Da es bei den gegenwärtig sehr verwickelten politischen Verhältnissen von Interesse ist, die Stärke Oesterreichs zur See zu kennen, so theilen wir nach dem übersichtlich gehaltenen Schriftchen: „Oesterreichs Kriegsflotte" den jetzigen Bestand der Marine des Kaiserstaats mit: 5 Panzerfregatten à 28 Kanonen und 500 Pferdekraft; 32 Dampfer der verschiedensten Bauart vom Linienschiffe bis zur Dampfyacht, zusammen mit 343 Kanonen und 7,595 Pferdekraft; 25 Segelschiffe mit 369 Kanonen. Zusammen 62 größere, meist neue Kriegsschiffe mit 824 Kanonen. Hieran schließt sich noch die Lagunenflotte, die ausschließlich zur Vertheidigung Venedigs bestimmt ist; sie besteht aus 45 sehr verschiedenartigen Schiffen, schwimmenden Batterien ꝛc. mit 149 Kanonen. Die Kosten zur Erbauung dieser Marine betragen über 22 Mill. Gulden. Die Bemannung beträgt gegen 12,000 Mann.

Spaniens Kriegsflotte. Das madrider Blatt „Epoca" gibt den Stand der spanischen Kriegsflotte nach den besten Quellen folgendermaßen an: 7 Panzerfregatten mit 230 Kanonen; 74 verschiedene Schrauben- und Rad-Dampfer von der Fregatte bis zum Kanonenboot herab (ausschließlich der Dampftransportschiffe) mit 655 Kanonen; 15 größere Segelschiffe mit 367 Kanonen; außerdem noch Transportsegelschiffe und einige armirte Feluken. Nicht eingerechnet ist hierbei die aus kleineren Schiffen bestehende Philippinenflotte.

Eine Maorifestung. Die Maoris auf Neuseeland, welche bis jetzt den Engländern so erfolgreichen Widerstand leisten, verstehen es auch, sehr starke Festungen zu bauen. Die Beschreibung einer solchen theilt die Australian Gazette mit. Sie heißt Mere-Mere und liegt der englischen Position am Waikato gegenüber; diesen Fluß halten die Eingeborenen für heilig und Reisende, welche früher in diese Gegenden kamen, fanden an seinen Ufern in Mere-Mere stets ein gastliches Obdach und Schutz gegen die Stiche der ungemein zahlreichen Moskitos. Mere-Mere liegt am Ausläufer einer Hügelkette parallel zum Waikato, der gerade an dieser Stelle eine Krümmung macht. Zwei Seiten der Hügelkette, welche in diese Krümmung vorspringt, sind von einem dichten Wald aus Binsen und Sumpfpflanzen umgeben, der vollkommen undurchdringlich ist. Hie und da stehen in diesem Sumpfe Gruppen von Kaukikatia-Bäumen, die ein graues Laub und weiße Stacheln haben. Die Hügelkette selbst ist fast ganz frei von Bäumen; die großen Farrenkräuter können einen Feind nicht schützen. Außerdem fällt sie in drei Terrassen ab, auf deren jeder die Maori-Ingenieure eine starke Vertheidigungslinie angelegt haben. Die größte Stärke Mere-Mere's beruht aber in seiner Unnahbarkeit, da die Sümpfe jeden Feind abhalten; nur die eine Seite vom Hügel her bleibt zugänglich, um aber dorthin zu gelangen, müßten die Engländer durch ganz feindliche Gegenden ziehen. Ohne große Verluste von Seite der Gegner wird sie nicht zu erstürmen sein. — Mere-Mere ist inzwischen von den Maoris ohne Schwertstreich geräumt worden.

Militär-Ansiedlungen in Neu-Seeland. In der Provinz Taranaki beabsichtigt man eine Anzahl von Militäransiedlungen anzulegen. Jede Ansiedlung wird wenigstens 100 Bauplätze von je einem Acre und 100 Acker-Grundstücke von je 50 Acres ent-

halten. Die Regierung baut auf eigne Kosten eine Stockade (Pfahlwerk). Ansiedler werden bei ihrer Ankunft in New-Plymouth, der Hauptstadt von Taranaki, der Miliz eingereiht und erhalten bis zu ihrer Ankunft in der Ansiedlung Sold und Rations. Nach ihrer Ankunft werden ihnen Rationen noch auf 12 Monate verabreicht. Drei Jahre lang gehören sie zur Miliz und müssen stets bereit sein, aktiven Dienst zu thun. Nach Ablauf dieser Zeit erhalten sie eine Baustelle und ein Grundstück als freies Eigenthum.

Die Inschrift von Bisutun. Wir haben vor einiger Zeit (Globus V, S. 239 ff.) über diese Felsenskulpturen einen ausführlichen Aufsatz mitgetheilt, und der Verfasser desselben, Herr Dr. G. Ebers, hat ausführlich über die Entzifferung der Keilschriften gehandelt. Wir gaben eine Abbildung, welche den König Darius darstellt, und die schon S. 242 ausführlich erläutert worden ist. Heute sind wir in der Lage, eine zweite Abbildung desselben zu geben, welche das Basrelief von Bisutun deutlicher zeigt, als auf der größern Tafel. Wir verweisen auf das früher darüber Bemerkte.

Die Inschrift von Bisutun.

Birminghams Einwohnerzahl hat eine eben so rasche Zunahme aufzuweisen, wie nur irgend eine nordamerikanische Stadt. Sie ist von 1841, als die Ziffer sich auf 182,922 Seelen stellte, im Jahre 1851 auf 232,841 gestiegen und belief sich 1861 auf 296,076 Köpfe, „unter denen sich überraschend wenige Irländer befinden".

Diese letztere Bemerkung paßt auch auf jenen Bezirk Englands, welcher den Hauptsitz der Töpfer-Industrie bildet, auf Staffordshire. Dieses County hatte im Jahre 1801 erst 242,693 Bewohner und 1861 schon 769,943 Seelen.

Vergrößerung von Paris. Vom 1. Okt. 1862 bis zum 30. Sept. 1863 wurden in Paris 2943 Häuser gebaut und 993 eingerissen und dadurch 16,490 Wohnungen geschaffen und 10,301 Wohnungen zerstört; also betrug die Vermehrung 1956 Häuser und 6189 Wohnungen. Die Bevölkerung nahm um 31,000 Einwohner zu. Paris zählt jetzt 613,745 Wohnungen, von denen 257,324 nicht bestenerbar sind, 104,792 sind von der Steuer ganz befreit, 145,291 Wohnungen (von 250—500 Fr. Miethe) theilweise. 36,323 Wohnungen tragen 500—1000 Fr. Miethe, 11,161 von 1000 Fr. bis 1500 und 15,728 1500 Fr. und mehr. Von den Wohnungen hat der Handel und die Industrie 27,606 eingenommen und 16,020 sind nicht vermiethet. Auffallend ist die Zunahme möblirter Wohnungen (ohne Küche ꝛc.) und der gleichzeitigen Vermehrung der Cafés und Restaurants. Die sogenannte nomadisirende Bevölkerung von Paris nimmt entsprechend zu. Das Departement der Seine zerfällt gegenwärtig in die Stadt Paris und die Arrondissements von St. Denis und Sceaux. Die Wohnungs-, Thüren-, Fenster-, Personen- und Mobiliarsteuer in Paris betrug 20,959,931 Fr.

Die Peninsular and Oriental Steam Navigation Company. Diese mächtige Dampfschifffahrtsgesellschaft hielt in den ersten Tagen des December 1863 ihre Generalsitzung. Sie besteht seit nun 23 Jahren. Sie hatte in dem Betriebsjahre vom 1. Oktober 1862 bis dahin 1863 eine Bruttoeinnahme von 2,296,305 Pfd. St., während die Ausgaben 2,060,850 betrugen. Ihre Flotte bestand aus 59 Dampf- und Segelschiffen von zusammen 88,018 Tonnen Gehalt und 17,701 Pferdekraft. Das am schnellsten fahrende Schiff ist die Carnatic; dieser Schraubendampfer hat die Fahrt von Southampton um das Vorgebirge der Guten Hoffnung nach Punta Galle auf Ceylon in 49 und nach Calcutta in 55 Tagen gemacht.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Von der Ostküste des Adriatischen Meeres.

Von **v. R.-D.**

Istrien. — Völkermischung in Istrien. — Fiume. — Schloß Tersat. — Bevölkerung Fiume's. — Dialektunterschiede. — Zara. — Spalato. — Salona. — Ausgrabungen römischer Alterthümer. — Trau. — Sebenico. — Die Fischerei Dalmatiens. — Der dalmatinische Küstensaum. — Klima. — Bodenbeschaffenheit.

Will man in jetziger Zeit noch ein Land in Europa finden, das wenig besucht von Fremden ist und doch in jeder Beziehung gesehen zu werden verdient, so gehe man nach Dalmatien, dem westlichen Küstenlande der Balkanhalbinsel am Adriatischen Meere.

Es ist nicht schwer zu erreichen: von Fiume aus zu Land und zu Wasser, von Triest aus mit den Lloyddampfschiffen, welche direkt oder über Pola nach Lussin piccolo und Zara fahren. Am genußreichsten ist der Seeweg von Triest über Fiume, bei welchem man nicht nur Fiume und die zum Theil sehr hübsch gelegenen Städte Istriens: Pirano, Umago, Cittanova, Parenzo, Rovigno und Pola mit ihren alten Kirchen und römischen Baudenkmälern berührt, sondern auch die überraschende Aussicht genießt, die man bei der Südspitze von Istrien hat.

Denn sobald man den Leuchtthurm von Promontone an der Punta d'Istria hinter sich läßt, erblickt man die ganze Ostküste Istriens bis zu den Bergen, welche Fiume überragen, und rechts die Inseln des Golfs von Quarnero, den sinus flanaticus der Alten, der seiner heftigen Stürme wegen von den Venetianern spottweis Carnivoro, der Fleischfressende, genannt wurde.

Leuchtthurm an der Punta d'Istria. (Originalzeichnung von Ph. Kanitz.)

Istrien selbst, welches sich mit seinen scharf auslaufenden Felsenzacken zwischen Triest und Fiume weithin ins Meer erstreckt, ist gewissermaßen eine Fortsetzung des Karstes und ein mannigfach zerrissenes Bergplateau, bei dem man weniger die Erhebungen, als die Vertiefungen zu beachten hat. Letztere sind entweder mulden- oder trichterförmig. In den ersteren, welche größer sind, liegen die Dörfer mit ihren Fluren, in den anderen, welche eine Tiefe von 3 bis 400 Fuß erreichen, wird die Sohle, die meist eben ist, zum Ackerbau benutzt, während die Abhänge gewöhnlich üppig bewaldet sind. Mitunter scheinen die Trichter auch bodenlos und enthalten alsdann Wasser tief im Grunde oder dienen zahllosen wilden Tauben zum Aufenthaltsort.

Die Westseite der Halbinsel fällt in zwei bis drei scharfgeschiedene Terrassen nieder, unter denen ein Stufenland beginnt, das, durch Thäler und Meereskanäle fächerförmig eingeschnitten, alle Karstformen des Hochlandes wiederholt.

Die Bevölkerung dieser geologisch merkwürdigen Landzunge ist die buntgemischteste von ganz Oesterreich, indem auf der kleinen Halbinsel ausnahmsweise Slovenen, Serben und Kroaten, West- und Ostromanen oder Italiener und Walachen zusammen hausen. Für die ältesten Einwohner gelten Völker keltischen Stammes, denen sich seit Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. Geb. Ansiedler aus Thrazien beigesellten. Von den Ersteren sollen die Städte Muggia, Umago, Rovigno, Montona, Pinguente, Pisino, Buje und Orsera, von den Letzteren Pirano, Emonia und Pola herrühren, wogegen die Römer zur Zeit ihrer Herrschaft Kolonien in Pola, Parenzo, Pirano, Emonia und Capodistria anlegten

und die Walachen ihre Niederlassung gründeten, nachdem bereits die Südslaven Besitz von dem Lande genommen und zahlreiche Italiener unter dem Schutze Venedigs in die Küstenstädte eingewandert waren.

Das heutige Fiume soll auf der Stätte stehen, wo einst das alte von Kelten erbaute Tarsalica lag, welches bei der Völkerwanderung seinen gänzlichen Untergang fand. Der Sicherheit wegen wählte man die hohen Berge oberhalb der zerstörten Stadt zur Anlegung des neuen Ortes, welchen man gleich dem frühern Tersat nannte, und als man später wieder anfing, Häuser auf dem Grund der alten Stadt am Ufer der Fiumara zu bauen, erhielt dieser Wohnplatz von dem Flusse, an dem er sich erhob, den Namen Fiume oder Rjeka. Es ward allmälig eine bedeutende Handelsstadt, welche, zwischen meist kahlen Felsen eingeengt, dem Meere fortwährend Boden abgewinnen mußte, um sich ausweiten zu können, so daß jetzt große palastähnliche Gebäude da stehen, wo noch vor 30 Jahren Schiffe ankerten.

Der Anblick Fiume's, sowohl vom Meere aus, an dessen innerstem Winkel es liegt, wie von der Louisenstraße herab, die es mit Karlstadt und mit Ungarn in Verbindung setzt, ist unvergleichlich schön und mit Recht den vielgerühmten Panoramen Genua's, Triests und Neapels an die Seite zu stellen.

Hoch über der jetzigen Stadt ragt auf steilem Felsen das malerische Schloß Tersat empor, welches den Ausfluß der Fiumara beherrscht. Es ward von den Frangipanis erbaut, jener mächtigen Adelsfamilie, die ursprünglich Duicia hieß, im 8. Jahrhundert aber in Folge einer Brodvertheilung, welche sie in Rom zur Zeit einer Hungersnoth vorgenommen, den Namen Frangipani erhielt und später in der Geschichte Roms und Kroatiens eine bedeutende Rolle spielte. Da aber Franz Frangipani im Jahre 1665 zu den vornehmsten Häuptern des Aufstandes gegen Kaiser Leopold I. gehörte und in Folge dessen 1671 hingerichtet wurde, zog der Kaiser die Güter desselben ein, und das halb verfallene Schloß Tersat ist gegenwärtig ein Besitzthum des österreichischen Feldzeugmeisters Grafen Nugent, welcher es zum Theil wieder herstellen ließ und ein archäologisches Museum darin anlegte, das bereits manche historische Merkwürdigkeiten enthält.

Wie in den Städten Istriens, ist auch in Fiume die Bevölkerung halb slavisch, halb romanisch*) und Italienisch die Gesellschaftssprache der gebildeten Klassen. Dasselbe findet in den Küstenstädten Dalmatiens Statt, nur daß die Bewohner slavischen Stammes dort nicht, wie in Istrien und Fiume, zum Theil Slovenisch, zum Theil Kroatisch oder Serbisch, sondern sämmtlich Serbisch oder Kroatisch sprechen. Die Slaven Dalmatiens sind nämlich die Nachkommen der Chrwaten und Serben, welche zwischen 634 und 638, nach Anderen 640, in Illyrien einwanderten. Eine Vermischung beider Stämme scheint nördlich der Kerka stattgefunden zu haben, während die Insulaner oder Scoglioner **) durch das Eindringen des italienischen Elements vielfach verändert worden sind. Sie zeichnen sich durch eine ganz eigenthümliche Physiognomie und durch aufgeweckteren Geist, weniger durch starke Körperbildung aus und verdanken ihrer verdorbenen Mundart, die in Worten und Grammatik vielfach der altkroatischen Sprache ähnelt, den Spitznamen Tschakawci, d. h. die, welche „tscha" statt „schto" sagen. Die Bewohner des Innern dagegen werden Morlacchi genannt und ihr Name hat, da sie der italienischen Kultur gänzlich fremd geblieben sind, im Munde des gebildeten Städters und des italienisirten Insulaners einen so verächtlichen Sinn angenommen, daß er geradezu als Schimpfwort gilt. Am reinsten wird das Serbische von den Morlachen in Sign und Imoschi, wie in Manarsna gesprochen, das ausschließlich mit dem Innern in Verbindung steht. In anderen Küstenstädten wird die Sprache häufig von dem größern oder geringern Verkehr mit den Inseln beeinflußt, so daß z. B. in Sebenico drei verschiedene Sprachweisen herrschend sind. Die Bekenner der griechischen Kirche, selbst wenn sie den höheren Klassen angehören, sprechen in ihren Familien fast stets Serbisch, und zwar in allen Städten gleich gut. Das Italienische hingegen hat sich in Dalmatien im Munde der nicht literarisch Gebildeten zu einem eigenen Dialekte umgestaltet, welcher je nach den Städten besondere Schattirungen darbietet und in Italien lingua bodola genannt wird. Bodoli hießen nämlich in Venedig zur Zeit der Herrschaft der Republik die überseeischen Soldaten zu Fuß, und da diese meist aus Dalmatien waren, übertrug man den Namen ihrer Sprache auf den italienischen Dialekt aller Dalmatier. Am eigenthümlichsten wird das Italienische in Spalato und auf den Inseln, am meisten Venetianisch in Zara gesprochen.

Ueberhaupt trägt Zara, obwohl das deutsche Element dort mehr und mehr Uebergewicht gewinnt, noch immer am stärksten von den dalmatischen Städten venetianisches Gepräge. An den Häusern herrscht die venetianische Bauart vor, die Straßen sind gequadert und die Plätze mit Steinplatten belegt. Die Loggia, eine prächtige Säulenhalle, welche an der piazza de Signori, dem Herrenplatze, steht, sowie die Porta di terra ferma, das schönste Stadtthor in Dalmatien, das von Sanmichell entworfen und von seinem Neffen, Gian Girolamo, ausgeführt wurde, sind wahre Meisterwerke der venetianischen Architektur, und die Fünfbrunnen (cinque pozzi), eine große öffentliche Cisterne nahe dem S. Simonsplatze, die zu den Merkwürdigkeiten Dalmatiens gehört, ist eine Schöpfung des General-Provveditore von Dalmatien, Luigi Grimani, welcher 1574 Zara verließ. Nur die Kirchen, deren Zahl sehr groß ist, sind zum Theil in lombardischem und altbyzantinischem Style ausgeführt und wenig bemerkenswerth durch ihr Aeußeres.

Die Kathedrale von S. Anastasia soll im Winter 1202 vom Dogen Heinrich Dandolo mit Hülfe der französischen Kreuzfahrer erbaut worden sein, weil er sich von dem Bannfluch befreien wollte, welchen der Papst wegen der Eroberung und Zerstörung Zara's über ihn ausgesprochen hatte.

Die Kirche von S. Grisogoni, des Schutzheiligen von Zara, dessen Bild die Zaratiner zum Wappen ihrer Stadt nahmen, auf dessen Reliquien sie die feierlichsten Eide leisteten und bei dessen Feste sie allen wegen Schulden und geringerer Vergehungen Ausgewiesenen erlaubten, sieben Tage lang ungehindert die Stadt zu betreten, ist die älteste der noch bestehenden Kirchen Zara's. In der Kirche von S. Simeone wird der Körper des Heiligen in einer reich vergoldeten und kunstvoll gearbeiteteten Arche aus massivem Silber bewahrt, welche die Königin Elisabeth, die Gemahlin des Königs Ludwig von Ungarn, 1377 von dem Goldarbeiter Francesco di Antonio anfertigen ließ, und die Kirche von S. Donato, welche 1809 geschlossen wurde und ursprünglich der Sta. Trinita geweiht war, soll zum Theil aus den Trümmern jenes heidnischen Tempels errichtet worden sein, den der heil. Donato, der Bischof seiner Vaterstadt und Gründer der Kirche, die späterhin seinen Namen trug, in christlichem Eifer zerstört haben soll. Auch die beiden altrömischen Säulen, deren eine auf der piazza delle erbe, dem Gemüsemarkte, steht und unter der venetianischen

*) Vergl. über die Bevölkerung Fiume's Globus IV, 320.

**) Scoglio, Felsenriff, wird in Dalmatien nicht nur für die kleinen unbewohnten, sondern auch für nicht allzugroße bewohnte Inseln angewandt.

Herrschaft als Pranger benutzt wurde, während die andere auf der piazza di S. Simeone vor dem Gouvernementsgebäude die Standarte von S. Marco trug, sind Ueberreste dieses Tempels, welcher der bei ihrem Tode als Juno Augusta unter die Götter versetzten Livia Augusta, der Gemahlin des Kaisers Augustus, errichtet worden war, wogegen der antike Bogen, welcher jetzt die Porta marina, das Wasserthor, bildet, der Gattenliebe einer römischen Dame seinen Ursprung verdankt. Denn Zara, das Jadesia oder Jadera der Römer, das Zadar der Slaven, ist die einzige noch übrige Stadt des alten Liburniens, dessen Hauptstadt es war, und wurde unter Octavianns Augustus der Sitz einer römischen Kolonie, welche Trajan mit einer Wasserleitung versah, deren Trümmer man noch als „Vilenmauer" (Vilenska zid) zeigt. Als Ein- und Ausschiffplatz für alle Reisenden nach Italien oder Illyrien, und durch gute Landstraßen mit den größeren Städten der ganzen Küste in Verbindung, wurde Jadera reich und blühend und blieb vermöge seiner Lage auf einer schmalen Halbinsel, welche die Venetianer später zu einer Insel machten, unberührt von den Völkerzügen, die das übrige Dalmatien verheerten. Auch die Chrwaten verschonten die Stadt, welche nach der Zerstörung Salona's der wichtigste Ort der Dalmatia romana wurde, nahmen aber deren ganzes Gebiet und die nahen Inseln in Besitz und machten sich bald zu Lande und zu Wasser gefürchtet. Zara, welches nach manchem Herrschaftswechsel seit 553 wieder zum byzantinischen Reiche gekommen war, suchte, so oft die Kaiser ihm nicht Beistand leisten konnten, fremden Schutz nach und strebte, wenn für den Augenblick keine Gefahr drohte, sich, gleich den anderen dalmatischen Städten, unabhängig zu regieren. Dann, nachdem es 997 dem Dogen Pietro II. Arseolo gelungen war, die slavischen Piraten für immer unschädlich zu machen, stand die Stadt bald unter Venedig, bald unter den kroatischen und ungarischen Königen, bis sie am 9. Juni 1409 vom König Ladislaus von Ungarn für 100,000 Dukaten an die Venetianer verkauft wurde und nun so treu bei der Republik S. Marco's blieb, daß sie, trotz der neun Aufstände, die sie vorher gemacht, um nicht unter Venedig zu stehen, den Ehrentitel „fedelissima", Allergetreueste, erhielt. Die Venetianer befestigten Zara besser, verschönerten es vielfach und ließen ihm seine Gesetze oder das Statuto, welches seit dem 1. December 1305 als Richtschnur für die Verwaltung galt, 1558 Reformen erhielt und 1564 gedruckt wurde. Diesem gemäß bildete der „Adel" (corpo nobile), welcher 1553 aus 17 Familien bestand, den „Großen Rath" und wählte den „Kleinen Rath", der unter dem Vorsitz des Conte die Exekutivgewalt ausübte.

Die „Bürgerschaft" (corpo civico) war aus den eigentlichen Bürgern oder den Mitgliedern der Scuola di S. Giacomo und dem niedern Volke zusammengesetzt. Die beiden ersten Klassen konnten die Familien, welche sie dessen würdig erachteten, in ihre Mitte aufnehmen und wählten Oberhäupter, welche beim Adel „Räthe", bei der Bürgerschaft „Prokuratoren" hießen. Der Adel machte die Gemeinde (Comunità), die „Bürgerschaft", welche das eigentliche Volk vertrat, die „Gesammtheit der Bürger und des Volkes" (Università de cittadini e popolo) aus, und jeder der beiden Stände hatte seine besonderen Obliegenheiten und Vorrechte, während viele der städtischen Aemter von Beiden abwechselnd verwaltet wurden. Dies Verhältniß dauerte bis 1806, wo mit der neuen Kommunalverfassung Adel und Bürgerschaft aufhörte. Als Venedig 1797 fiel, beschlossen die Zaratiner einstimmig, sich Oesterreich zu unterwerfen, aber schon im Frieden zu Preßburg (1805) ward ganz Dalmatien an Frankreich abgetreten, das keinerlei Rücksicht für das Hergebrachte kannte, und erst am 9. December 1813 wurde Zara nach einer vierwöchentlichen Belagerung durch österreichische und englische Truppen wiederum von den Oesterreichern besetzt. Diese verstärkten die Befestigungen der Stadt auf der Landseite, verwandelten 1829 einen Theil der mit Bäumen bepflanzten Wälle, welche in den Belvederes schöne Fernsichten auf das Meer und die vorliegenden Inseln gewähren, in einen öffentlichen Garten, der jetzt den beliebtesten Vergnügungsort der Zaratiner ausmacht, und gewährten Zara den Vorzug, wie unter Venedig die Hauptstadt von Dalmatien und der Sitz der höchsten geistlichen und weltlichen Behörden der Provinz zu bleiben.

Gleichwohl ist Zara weder durch seine Größe und Einwohnerzahl (9000 Seelen), noch durch seinen Handel, der sich auf den dort bereiteten berühmten Maraschino und andere Rosoglio's beschränkt, so bedeutend, wie Spalato, das über 12,000 Einwohner zählt und als Hauptstapelplatz für den commerciellen Verkehr zwischen Triest und den turkoslavischen Ländern dient.

Halbmondförmig im Grunde einer Bucht gelegen, dehnt es sich mit seinen Vorstädten vom Fuß des Margliano oder Marian, welcher den Busen von Salona vom Kanal der Bragga scheidet, bis zu den sogenannten Bottinelle aus, einer weit ins Meer hineinragenden Landzunge, die mit der gegenüberliegenden von San Stephano den zwar geräumigen, aber unsichern Hafen bildet.

Die Stadt besteht aus der eigentlichen oder alten, welche den Palast umfaßt, der ihr den Namen gab, aus der neuen, welche sich westlich von der alten ausbreitet, und den vier Vorstädten, welche die alte und neue Stadt ringsum einschließen. Die Mauern, welche die Neustadt schützten, und die Wälle, von denen die ganze Stadt umgeben war, sind theilweis zum Häuserbau benutzt, theilweis abgetragen worden, um das Material anderweitig zu verwenden. Auch vom Kastell, welches Vittore Bragadino, der erste venetianische Conte von Spalato, 1423—30 zur Vertheidigung des Hafens am Meeresufer errichten ließ, sieht man bloß noch einen Thurm und die Bruchstücke von zwei anderen, und nur das Fort Grippe, welches die Stadt beherrscht und 1657 von Antonio Bernardo, dem General-Provveditore von Dalmatien, angelegt wurde, ist in gutem Zustand erhalten und in neuester Zeit sehr verstärkt worden.

Die Straßen der Stadt sind eng und krumm, aber gequadert; die Plätze, außer der piazza de Signori, wo ehedem der Palast des venetianischen Conte stand, und der piazza del Tempio, an der sich der Palast des Bischofs befindet, zwar gequadert, aber sehr klein. Die Häuser sind von Stein, meist regelmäßig und in der Altstadt mit möglichster Benutzung der Mauern des Palastes oder des wenigen Raumes, den diese übrig lassen, gebaut.

Der Palast selbst, welchen der Kaiser Diocletian 301 aufführen ließ, um dort frei von den Sorgen der Regierung, die er 304 niederlegte, sein Leben zu beschließen, gilt für das größte der noch erhaltenen Baudenkmäler des Alterthums. Die Mauern bestanden aus großen behauenen Steinen von weißem Kalkstein, wie man ihn auf der Insel Brazza findet. Die Südseite, am Meere, war mit 50 Säulen verziert, welche eine sieben Metres breite Gallerie längs der ganzen Façade bildeten und von denen noch 44 halb erhoben an der Mauer zu sehen sind.

Drei Haupteingänge: das goldene Thor im Norden, das eiserne im Abend und das eherne im Morgen, führten in den Palast, und jedes Thor hatte zwei achteckige Thürme neben sich. In der Südseite geleitete ein Ausgang ohne alle Verzierung unmittelbar zum Meer, das erst später allmälig die jetzige Marine angespült hat, sowie zu den weitläufigen Souterrains, welche sich bis mitten in den Palast

erstreckten. An jeder Ecke des Palastes ragte ein viereckiger Thurm fünf Metres über die äußere Mauer empor, welche auf der Südseite 50 und auf der Nordseite nur 17 Metres hoch war, weil der Boden von Süden nach Norden zu aufsteigt.

Das Innere des Palastes wurde von zwei Straßen rechtwinklig durchschnitten. Die eine verband das eherne Thor mit dem eisernen, die andere, die Hauptstraße, führte vom goldenen Thore zwischen zwei Bogen zu dem von nächtigen Säulen umgebenen Peristilium, dem heutigen Domplatze, aus welchem man in die vom Kaiser bewohnten Gemächer aufstieg. Bevor man die Stufen zu der Gallerie betrat, welche vor der Rotunde des Vestibulum lag, sah man links den Tempel der Diana, oder, wie Einige wollen, des Jupiter, den jetzigen Dom und rechts das Mausoleum Diocletians, welches man in ein Baptisterium umgewandelt und lange Zeit für einen ehemaligen Tempel des Aesculap gehalten hat. Die Thermen befanden sich nach der Abendseite zu, unfern der heutigen Kirche von S. Michele, während das Atrium dort gewesen sein soll, wo jetzt die Knabenschule und das Kloster von Sta. Chiara steht.

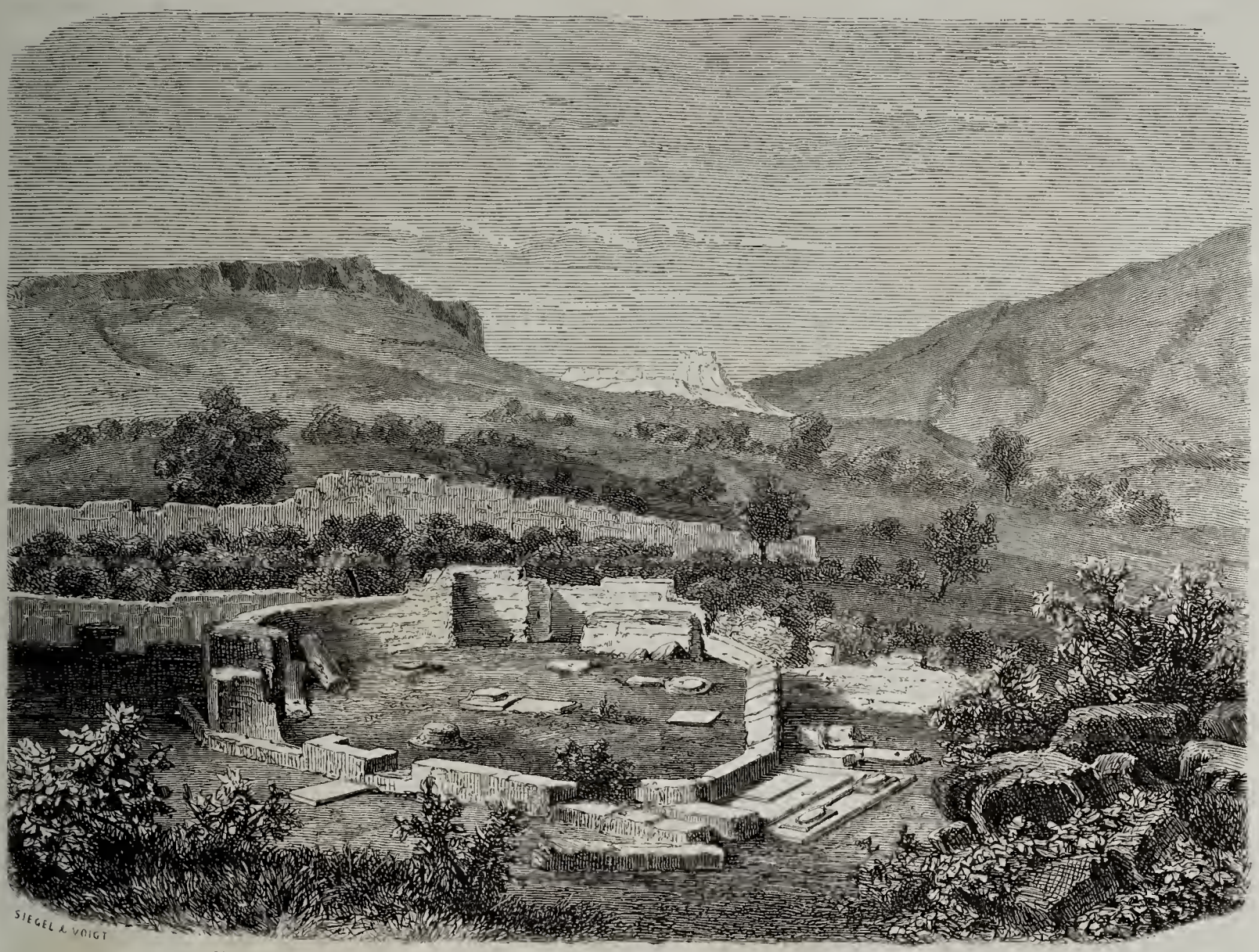
Nach Diocletians Tode (312) wurde sein Palast im Jahre 432 für ein Gynecäum des Staates erklärt und der Prokurator desselben noch 480 unter den Großwürdenträgern des abendländischen Reiches aufgezählt. Als aber Salona 639 zerstört ward, flüchteten sich die Bewohner theils auf die benachbarten Inseln, theils in den nur 3000

Tersat. (Originalzeichnung von Ph. Kanitz.)

Schritte entfernten Palast, welcher von den Verheerungen der Barbarenhorden verschont geblieben war. Bald sammelte ein reicher Edler aus Salona, Sever, auch die auf den Inseln zerstreuten Landsleute, um ein neues Vaterland zu gründen, und führte sie in den Palast, wo sie schon viele ihrer Leidensgefährten angesiedelt fanden, und so entstand allmälig aus dem Palaste eine Stadt, welche Anfangs ihrem Ursprunge gemäß Palatium, später Spalatum genannt wurde und schon 650 Salona als Sitz der im Jahre 418

gestifteten Metropolitankirche folgte. Denn Salona, welches gegenwärtig ein Dorf von wenigen Häusern ist, war einst halb so groß wie Byzanz, und nach der Zerstörung von Delminium, dem heutigen Duvno in der Herzegowina, welches Dalmatien seinen Namen gab, die wichtigste Stadt im Lande. Am Meere und längs des Jader oder Hyader, des jetzigen Giadro, gelegen, ward es in den dalmatischen Kriegen zu wiederholten Malen vergebens belagert und nur selten überwunden.

Von den Römern endlich eingenommen, erhielt es das römische Bürgerrecht, wurde nach einander Kolonie, Conventus, d. h. eine der vier Distriktstädte der römischen Provinz Dalmatien, Präfektur, Prätur und Metropolis, und besaß unter dem Kaiser Maximian dem Heruler eine ganze Küstenflotte, drei öffentliche Kaufhallen, eine Purpurfärberei und eine Reihe von prächtigen öffentlichen und Privat-Bauten, wie ein Forum, eine Curie, ein Amphitheater, eine Quästur, ein Kapitol, Wasserleitungen, Bäder und Tempel. Mit dem Reichthum indessen trat, wie gewöhnlich, Verweichlichung ein, und als im Jahre 639 die Avaren einen Angriff auf die wohlbefestigte Stadt wagten, leisteten die Bewohner nur kurzen Widerstand und flohen mit solcher Hast auf die Barken, um sich und ihre Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen, daß Viele dabei ums Leben kamen. Das prächtige Salona ward mit Feuer und Schwert zerstört und was dem Brand entging, fand später seinen Untergang. Nicht nur daß die Ruinen als allgemeine Steingrube betrachtet wurden, welche zum Bau des Campanile von Spalato und des Doms von Traù dienen mußte, und aus der die Venetianer für so manchen ihrer Paläste, die Spalatiner für ihre Mauern und die Umwohner für alle ihre Bauten Materialien holten, sondern sie wurden auch von den venetianischen Provveditoren, wie 1678 von Pietro Baliero, häufig an Geldesstatt Einzelnen als Belohnung angewiesen. So kam es, daß im Anfang dieses Jahrhunderts außer den Ueberresten einer Wasserleitung, dem sogenannten Pontesacco, kaum noch eine Spur der alten Stadt zu sehen war. Als man jedoch im Jahre 1821 anfing, Ausgrabungen zu Salona zu veranstalten, entdeckte man bald überaus zahlreiche Alterthümer, und dem gelehrten Dr. Franz Carrara, welcher 1842 Direktor des Museums in Spalato wurde und seit 1846 die Ausgrabungsarbeiten leitete, gelang es, die Umfassungsmauern



Ausgrabungen römischer Alterthümer des Dr. Carrara in Salona. (Originalzeichnung von Ph. Kanitz.)

mit ihren Bastionen, Thürmen und Thoren aufzufinden, ein Theater und Amphitheater, so wie eine Wasserleitung und ein in eine christliche Kirche verwandelt gewesenes Bad auszugraben und eine Menge Sarkophage, Torsos, Ornamente, Schmucksachen und Inschriften zu entdecken. Alle tragbaren Gegenstände wurden in dem Museum von Spalato aufgestellt, die wiederaufgegrabenen Mauern und Baudenkmäler aber liegen als die stummen Zeugen früherer Herrlichkeit inmitten von Feldern und Weingärten, zwischen Reben- und Brombeerranken, von denen sie nicht selten ganz überwuchert worden sind. Der Giadro, welcher aus einem Abgrund des Mossor hervorquillt und sich unfern des heutigen Salona in den Kanal della Castella ergießt, bespült die Gestade der begrabenen Stadt, und in dem Engpaß zwischen der schimmernden Gruppe des Mossor mit ihrer malerisch gezackten

Felsenkrone und der starren Kette der Monti Carbani, welche die liebliche Riviera der Castella, das Arkadien von Dalmatien, gegen Norden zu begrenzen, glänzt auf ihrer steilen Höhe die Bergveste Clissa, die einst in der Geschichte der Türkenkriege eine wichtige Rolle gespielt hat und noch jetzt wegen ihrer unvergleichlichen Aussicht auf das Meer eines wohlverdienten Rufs genießt.

Sie beherrscht die Hauptstraße, welche von Spalato nach der Herzegowina führt und gegenwärtig durch eine Eisenbahn, die erste in Dalmatien, ersetzt werden soll, während der Weg, der Spalato mit Zara verbindet, unmittelbar von Salona ab längs der Riviera der Castella nach Traù und weiter über Sebenico geht.

Traù selbst liegt gleich Zara auf einer Halbinsel, welche durchstochen und zur Insel gemacht worden ist. Der Kanal di Traù, welcher den Kanal delle Castella mit dem offenen Meer verbindet, trennt dieselbe von der Insel Bua, die sich von Traù bis Spalato hinzieht, und wird von einer 150 Fuß langen steinernen Brücke überwölbt. Eine andere, früher steinerne, jetzt hölzerne Brücke führt zum Festland hinüber, und eine breite Düne umgibt die ganze Stadt, welche mit ihren meist krummen, engen Straßen und ihren alten, unregelmäßigen Häusern wie ein übrig gebliebenes Stück Mittelalter aussieht. Die Festungswerke, welche ehedem Traù vertheidigten, sind zur Zeit der französischen Herrschaft größtentheils abgetragen worden, nur die Thore, das alte Castell und ein großer, runder Thurm an der Meerseite sind stehen geblieben. Die Kathedrale, das schönste Gebäude der Stadt und zugleich die schönste Kirche Dalmatiens, welche um 1200 angefangen und 1251 vollendet wurde, ist dem heiligen Giovanni Orsini geweiht, der im Jahre 1062 zum Bischof von Traù, nach seinem Tode zum Schutzheiligen der Stadt erwählt wurde und deshalb gewöhnlich S. Giovanni Traùrino genannt wird. Sein Bild schaut noch jetzt vom Landthor herab, sein Arm, den ein silberner Engel trägt, der über und über mit den kostbarsten Dankbeweisen von Genesenen behangen ist, wird noch heute zu gefährlich Erkrankten getragen, und an seinem Feste mußte früher die Gemeinde jedes Jahr zwei Wachskerzen von 40 Pfund als Opfer am Altare niederlegen, vier Staje Oel zum Verbrennen in der Nacht des Festes und 12 andere für die ewige Lampe schicken, welche Tag und Nacht vor seinem Altare brennt, und außerdem vier Galete guten Weines spenden.

Ganz verschieden von Traù, wie auch von Spalato und Zara, zwischen denen es liegt, ist Sebenico, das Sibanik der Slaven. Einer der malerischsten Orte Dalmatiens, steigt es unmittelbar vom Meer amphitheatralisch einen steilen Bergabhang in die Höhe, so daß es nur zwei ebene gerade Straßen hat und die meisten Gäßchen durch Treppen mit einander verbunden sind. Auf der Landseite stehen noch die alten Mauern und Thürme, welche die Stadt einst schützten, und die drei Forts: Fort S. Anna, S. Giovanni und Baron, welche es beherrschen, sind in neuerer Zeit wieder in Vertheidigungszustand gesetzt worden. An der Marine liegt die Seevorstadt, der borgo di mare, während die Landvorstadt (borgo di terra) den Berg hinaufzieht und um Vieles größer ist, als die eigentliche Stadt, die sich wie ein Labyrinthknäuel in der Mitte der beiden Vorstädte zusammenwickelt. Hinter ihr erhebt sich der kahle hohe Monte Tartaro, welcher den nach ihm benannten feurigen Wein trägt und seinen Namen den Tartaren oder Mongolen verdankt, die im Jahre 1242 den König Bela IV. von Ungarn nach Dalmatien verfolgten, und überall am Lande erblickt man Hügel und wieder Hügel, welche, wenn auch nicht so hoch, doch eben so kahl wie der Tartaro aufsteigen. Nur in der Landvorstadt sind Gärten, und die Promenade, welche dort vor der kleinen und zierlichen Kirche der Madonna del borgo liegt, ist mit schattigen Bäumen besetzt.

Der Dom, der Stolz Dalmatiens, ist ganz aus Marmor im gothisch-lombardischen Styl aufgeführt und hat die Form einer Basilika. Die Façade, nach Abend zu gerichtet, zeigt auch äußerlich die innere Eintheilung der Kirche in drei Schiffe. Das mittelste derselben wird von fünf hohen, schlanken Säulen gestützt, auf denen spitze Bogen ruhen, welche das Spitzgewölbe des Daches tragen. Am bemerkenswerthesten ist die Canonica, sowie der Hauptaltar und die 102 Fuß hohe Kuppel, welche kühn geschwungen weit über dem Giebel emporragt und mit großen in einander gefügten Steinplatten bedeckt ist. An der Südseite befindet sich das trefflich gearbeitete Battisterio, das sich durch den Reichthum an Marmor und die Feinheiten der Skulpturen auszeichnet.

Der Bau wurde 1440 begonnen und kaum 1536 beendet, nachdem er über 80,000 Golddukaten gekostet hatte. Neuerdings mußte er durch bedeutende Reparaturen vor dem Einsturz geschützt werden.

Dem Dom gegenüber, durch die fast viereckige, schöngequaderte piazza de Signori von ihm getrennt, steht die ehemalige Loggia, das jetzige Casino, mit einem Bogengang, den Andrea Schiavona, ein Sohn Sebenico's, al fresco gemalt hat. In ihr ward früher öffentlich Recht gesprochen und bei dringenden Fällen der „Große Rath" versammelt, welcher aus allen Edelleuten bestand, die ihr 18. Jahr zurückgelegt hatten, den gesetzgebenden Körper bildete und aus seiner Mitte eine große und kleine Curie für die Gerichts- und politischen Sachen, Notare und Prokuratoren der Kirchen- und Gemeindeangelegenheiten wählte. Die drei Richter der großen Curie, welche unter dem Vorsitz des venetianischen Conte beriethen und Urtheile fällten, wurden von drei zu drei Monaten neu gewählt und erhielten Jeder 20 Lire (4 Thlr. 20 Sgr.) monatlich Gehalt, die drei der kleinen Curie, welche die Bagatellsachen in erster Instanz entschieden, erhielten Jeder 15 Lire. Das Statuto, welches 1608 in Venedig gedruckt worden ist, war nach dem von Zara entworfen und bestimmte meist Geldbußen als Strafen. Nur erhebliche Diebstähle wurden mit Verstümmelung einzelner Glieder, Morde mit dem Tode bestraft. Miethskontrakte von Häusern und Feldern hatten für länger als ein Jahr blos schriftlich Gültigkeit, Streitigkeiten über Wege, Grenzen der Besitzungen und Dienstbarkeit auf dem Lande wurden von den sogenannten Feldrichtern (giudici de' campi) abgemacht, welche, außer in Fällen, wo sie ausdrücklich berufen wurden, jeden Monat drei Tage lang das ganze Gebiet durchreisten, um Recht zu sprechen. Für die Verpflichtungen der Coloni oder kleinen Landpächter, sowie für Schadenersatz gab es besondere Bestimmungen. Kam z. B. in einem Dorfe ein Diebstahl oder eine Beschädigung vor, ohne daß man des Thäters habhaft wurde, so mußte die nächste Gemeinde mit dem Vorbehalt der Zurückerstattung bei Entdeckung des Thäters den Schaden bezahlen. Wer in seinem Hause eine Cisterne baute, konnte von der Gemeinde die Hälfte der Kosten fordern ꝛc.

Der Hafen von Sebenico ist weit, aber geschlossen. Er wird von dem Kanal von Sebenico gebildet, welcher mehr einem Flusse gleicht, als einem Meerbusen, die ganze Westseite der Stadt umspült und durch eine anderthalb Miglien lange und 100 Klafter breite Meerstraße, den auf beiden Seiten von nackten Felsen eingeschlossenen Kanal von S. Antonio, mit der offenen See in Verbindung steht. Am Ausflusse desselben liegt das Castell von S. Nicolo auf einem künstlich bearbeiteten Scoglio, der nur an der Südseite

durch eine schmale Erdzunge mit dem Festland zusammenhängt. Es ist 1546 unter der Leitung des bekannten venetianischen Architekten Leonardo Sannicheli errichtet worden, hat die Gestalt eines Dreiecks mit drei Bastionen und ausgezeichnete Kasematten, welche längere Zeit theilweis zu Kerkern für politische Gefangene benutzt wurden. In der Nähe desselben, unterhalb der Grotte von S. Antonio in dem danach benannten Kanale wird der berühmte dentale della corona gefangen, ein seiner Schönheit, Seltenheit und Schmackhaftigkeit wegen sehr geschätzter Fisch, welcher sich von der gewöhnlichen Gattung Zahnfische durch einen Auswuchs am Kopfe und durch seine Farbe unterscheidet.

Westlich von der Stadt nimmt der Kanal von Sebenico die Kerka auf, welche bei Knin entspringt, mehrere Wasserfälle bildet, von denen der letzte bei Scardona, der Skradinski slap, der schönste von Europa ist, und vor ihrer Mündung

Einfahrt in den Hafen von Sebenico. (Originalzeichnung von Ph. Kanitz.)

den See von Prokljan durchfließt, der salziges Wasser, Ebbe und Fluth und treffliche Fische hat.

Ueberhaupt ist der Fischfang bei den vielen Buchten, Kanälen und Inseln der dalmatischen Gewässer äußerst ergiebig, wird aber aus Mangel an Geldkräften und Unternehmungsgeist nicht so vortheilhaft betrieben, wie dies in anderen Ländern geschieht. Nur der Sardellenfang geht ins Große, und man rechnet 18 Orte, denen er zum Haupterwerbszweig dient, obgleich alle dalmatischen Sardellen gewöhnlich „di Lissa“, von Lissa, genannt werden, weil die Einwohner von Comissa auf der Insel Lissa für die geschicktesten Fischer gelten. Auch Aale werden massenhaft gefangen, besonders in den Sümpfen der Narenta, des größten Flusses Dalmatiens, welcher bei Melkovich aus dem türkischen in das österreichische Gebiet und aus dem Gebirge in die Ebene tritt, die er breit und träge durchfließt, um sich mit vielen Mündungen in den Kanal der Narenta zu ergießen. Da in Dalmatien die Fischerei, wie die Jagd, vollkommen frei ist, so dient sie zu den Unterhaltungen der reicheren Städter und Grundbesitzer, und namentlich die größeren Fische, welche mit Harpunen gespießt werden, fängt, wer Lust dazu hat. Eben so steht der Schwammfang Jedem frei, und blos die Korallenfischerei ist an die Bewohner von Zlarin verpachtet, einer der größten Inseln der sogenannten Scoglien von Sebenico, welche außerhalb des Kanales von Sebenico eine Gruppe von 60 mehr oder minder kleinen, bewohnten und wüsten Felseneilanden bilden, die theils zur Weide benutzt werden, theils an ihren Küsten eine reiche Ausbeute von Schwämmen und Korallen liefern.

Wie bei Sebenico, wird das ganze Festland von Dalmatien durch zahlreiche Inseln und Klippen umgürtet, die, bald größer, bald kleiner, bald einzeln, bald in Gruppen liegend, und alle schroff und felsig, durch mehr oder minder breite Kanäle von einander und von der Küste getrennt sind.

Das Festland selbst wird gleich den Inseln nach allen Richtungen hin von Gebirgen durchzogen, welche verschiedenartig gestaltet und benannt, immer aber steil und kahl, bald höher, bald niedriger, bald näher, bald ferner dem Meere emporsteigend, nur wenige fruchtbare Thäler bilden.

Ebenen sind kaum hier und da an der Küste, auf den größeren Inseln oder im Innern des Landes an Flüssen und Seen zu finden.

Auch an schiffbaren Strömen ist das Land nicht reich, indem außer der Narenta und der Kerka nur noch die Cetina und die Zermagna als solche genannt werden können, und die Landseen sind mit Ausnahme des von Wrana zwischen Zara und Scardona meistens periodische, welche im Sommer austrocknen, im Spätherbst aber sich wieder mit Wasser füllen.

Das Klima ist weit wärmer, als die geographische Lage Dalmatiens erwarten lassen sollte. Es vergehen Jahre, wo man an der Küste keinen Schnee sieht, und nur selten fällt das Thermometer unter den Gefrierpunkt, während die Hitze im Sommer gewöhnlich Monate lang 26 Grad Réaumur im Schatten erreicht und vom Mai oder Juni, wo die schöne

Witterung beginnt, bis zum September fast nie ein Tropfen Regen fällt.

Daher ist auch die Vegetation weit südlicher, als in anderen Ländern unter gleichen Breitengraden, und schon in Traù stehen Palmen im Freien, bei Spalato findet man wildwachsenden Oleander und auf der Insel Lesina trifft man Pflanzen und Bäume an, welche erst in Sicilien gedeihen. Hat man jedoch die Küstengebirgskette hinter sich und reist landeinwärts, so verschwinden die Oel-, Mandel- und Feigenbäume und man betritt die Region des Getreides, der Wiesen, der Obstbäume und des Waldes.

Gleichwohl ist Dalmatien seines felsigen Bodens wegen nur wenig produktiv, und von 3717,4 Quadratmeilen, welche die Oberfläche des Landes ausmachen, liegen 3044,8 wüst. Von den 676,6, welche bebaut sind, hat man zwei Fünftel mit Weinstöcken und Oelbäumen bepflanzt, deren Ertrag zu den vorzüglichsten Ausfuhrartikeln Dalmatiens gehört, obschon der Wein noch trefflicher sein könnte, als er ist, wenn man mehr Sorgfalt auf seine Behandlung verwendete. Aber nur die großen Grundbesitzer haben Keller und Fässer und achten auf die Verschiedenheit der Traubensorten, die übrigen Weinbauer keltern auf das Unachtsamste alle Trauben zusammen und bewahren den Wein in Ziegenschläuchen oder irdenen Krügen auf.

Eine Straße in Sebenico. (Originalzeichnung von Ph. Kanitz.)

Der Ackerbau steht auf einer so niedrigen Stufe, wie in keinem andern Kronlande Oesterreichs, und selbst die Viehzucht, der Hauptnahrungszweig des Landes, beschränkt sich auf das Halten von Viehheerden, welche sich ihr Futter suchen müssen, wo sie es finden, und ihren Besitzern Nahrung und Kleidung liefern. Das Rindvieh dient meist nur zu den Arbeiten der Feldwirthschaft, weshalb Kalbfleisch und frische Butter in Dalmatien zu den Leckerbissen gehören, Schafe und Ziegen sind wegen der vielen aromatischen Kräuter, welche die Berge und Hochebenen bedecken, von vorzüglichem

Geschmack, leiden aber im Sommer häufig durch den Mangel an gutem Trinkwasser, da es fast nirgends Bäume, sondern nur Cisternen und natürliche Lachen gibt, in denen sich das Regenwasser sammelt. Auch sind sie oft großen Verheerungen durch Viehseuchen ausgesetzt, weil es nicht nur an geeigneten Stallungen, sondern auch an Thierärzten fehlt.

Der Gewerbfleiß, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ist kaum im Entstehen begriffen, und die meisten Produkte werden roh ausgeführt, um verarbeitet wieder eingeführt zu werden. Der Handel besteht zum großen Theil im Transito der Waaren aus und nach der Herzegovina und Bosnien und wird seine eigentliche Bedeutung erst dann erreichen, wenn diese Provinzen durch eine Umgestaltung der Verhältnisse die Produktivität erlangen, deren sie fähig sind, und Dalmatien seine natürliche Bestimmung wieder gewinnt, der Stapelplatz für den Handel der südslavischen Länder der Balkanhalbinsel zu sein.*)

*) Ueber Ragusa und Cattaro wird Bd. VI des Globus ausführliche Nachrichten desselben Verfassers mit vielen Zeichnungen von Ph. Kanitz bringen.

Kulturgeographische Erläuterungen zur Karte von Nordwest-Afrika.

Von Karl Andree.

III.

Der innere Sudan ist, so weit unsere Karte ihn darstellt, und abgesehen von der Guineaküste, vom Niger her und vom Senegal aus zugänglich. Aber diese beiden Wasserstraßen sind bis jetzt dem regelmäßigen Verkehr nur erst auf ihrem untern Lauf erschlossen. Dagegen finden wir die Verbindungen zwischen dem Tell und dem Maghreb el aksa, also dem Nordrand Afrika's und dem Atlas, nach dem Lande der Schwarzen hin und mit demselben seit vielen Jahrhunderten in ununterbrochenem Gange. Für dieselben hat sich im Fortgange der Zeit so viele Regelmäßigkeit festgestellt, wie überhaupt unter den obwaltenden Umständen möglich war. Ein gewisses Uebereinkommen, die Beobachtung eines allgemein anerkannten Brauches, war schon deshalb nothwendig, weil so viele Bewohner der Wüste, gleichviel ob Nomaden oder ansässige Menschen in den Oasen, vorzugsweise vom Handelsbetrieb abhängig sind. Es liegt in Aller Interesse, daß derselbe nicht nur in der alten Weise fortdauere, sondern noch an Umfang gewinne. Darauf haben die Franzosen in ihren Unterhandlungen mit den Hauptfrachtfahrern der Wüste, den Tuarek, ganz besonderes Gewicht gelegt, und sie scheinen für ihre Gründe ein offenes Ohr gefunden zu haben.

Beim Ueberblicken der Karte sehen wir, daß auf der Linie von Tripoli bis nach Bornu und zum Tsad-See die Sahara sich im Besitze der Tebu's (Tibbo's) befindet, auf welche wir an diesem Orte nicht näher einzugehen haben. Weiter nach Westen, auf der Linie von Tunis nach Bornu und nach Haussa, sind die Asger-Tuarek Gebieter des Landes und Frachtfahrer der Karawanen; zwischen Algerien und Marokko einerseits und dem westlichen Sudan, von Timbuktu nach dem Senegal, die Hoggar-Tuarek und die Uled Delim-Araber. An der Nordgrenze von Haussa finden wir die Kelui-Tuarek; auf- und abwärts von Timbuktu am Niger mehrere, schon früher von uns bezeichnete Tuarekstämme, welche in ihrer Gesammtheit von den Sudanesen als Sorgu's bezeichnet werden. In der Region, wo der Strom seine große Biegung nach Norden macht und auch nach Westen hin sind arabische Stämme in und zwischen die Tuarek gleichsam hineingesprenkelt. Dahin gehört namentlich der edle Stamm der Kuntah, welcher in Bruchstücken über eine weite Strecke verbreitet lebt und sich verhältnißmäßig von einer Vermischung mit Negerblute frei gehalten hat. Er steht in großem Ansehen, liefert für viele Stämme Ausleger des Koran, Marabuts, wie wir sagen würden Geistliche der höheren Klassen, und auch der Emir el Bekkay, der in Timbuktu und, wie unsere Leser wissen (Globus V, S. 144 und 145), in dem Kriege gegen den Hadsch Omar eine so wichtige Rolle spielt, ist ein Kuntah-Araber. In den Oasen Tischit, Tagaut und Adrar, also nach dem Senegal zu, sehen wir die Berberstämme der Tadschakant und Duaïsch, und die Trarza's, Brakna's und andere, deren Blutmischung wir schon früher angegeben haben.

Offenbar befindet sich die ganze westliche Sahara in einer großen Krisis, die allerdings in einer langsamen Arbeit begriffen ist, aber kaum eine Unterbrechung erfährt. Es ist nämlich klar, daß die Handelsverhältnisse angefangen haben, sich zu verschieben, indem ein Theil des sudanesischen Waarenzuges nicht mehr den Weg nach Norden hin, durch die Wüste, nimmt, sondern nach dem Senegal und dem untern Niger. Diese Umwandlung steht allerdings noch in ihren ersten Anfängen, aber Fluß- und Seeweg einerseits und Wüstenweg andererseits, Schiff und Kameel, Seemann und Nomade, treten in einen Wettbewerb, welcher sich im Fortgange der Zeit mit Nothwendigkeit steigern muß. Der Neger selbst verhält sich dabei passiv; als Hauptkonkurrenten treten Europäer, namentlich die Franzosen, unter einander selber auf.

Diese sind Besitzer von Algerien im Norden und des untern Senegal im Westen. Von beiden Seiten her trachten sie den Verkehr mit dem obern Niger dorthin zu lenken. Während sie vom Atlas her die Oasen im Dattellande in Abhängigkeit bringen und ihre Handelskomptoire immer weiter vorschieben (1862 schon bis Timmun in Tuat), greifen sie in Senegambien mit den Waffen immer weiter um sich und streben nach dem obern Senegal und Niger. Die Leser des Globus kennen Pascal's Reise (1860) nach dem Goldlande Bambuk (I, S. 19), Lambert's höchst interessante Wanderung nach Timbo in Futa Dschallon, 1860 (II, S. 46), wohin schon 10 Jahre früher Heequard gekommen war. Im Jahre 1856 unternahm Rassenel seine Reise nach Kaarta. Es ist ganz entschieden Plan und Zusammenhang in den Bestrebungen der Franzosen (IV, S. 126), um ein „senegambisches Reich" herzustellen und eine sichere Karawanenstraße zwischen

Timbuktu und St. Louis zu schaffen. Eben jetzt ist Mage, ein sehr gewandter und unerschrockener Mann, der 1860 Tagant erforscht hat, auf einer Wanderung nach dem Niger begriffen; er befand sich Ende Novembers zu Fort Medine am obern Senegal. Der Plan Magnans, aus dem Nigerdelta stromauf bis Bammaku zu schiffen und am Flusse selbst mehrere Handelsfaktoreien zu begründen, soll, wenn wir nicht irren, auch wieder aufgenommen werden.

In Algerien betrachtet man diese senegambischen Bestrebungen nicht ohne Besorgniß, und der Streit ist schon sehr lebhaft geworden. Es wird von Belang sein, die Gründe und Gegengründe anzudeuten, welche von den Wettbewerbern gegenseitig geltend gemacht werden; es handelt sich dabei um wichtige Handelsinteressen. Die Senegambier haben in dem klugen und energischen General Faidherbe einen gewandten und unermüdlichen Vorkämpfer gefunden und machen Folgendes geltend.

Zwischen dem Tell und dem Sudan liegt eine 800 Wegstunden weite Wüste, mit beschwerlichen und gefährlichen Wegen, während die Ströme eine bequeme, sichere und wohlfeile Fahrt darbieten. Vom Senegal nach Europa ist nicht weiter, als von Timbuktu nach der Küste von Algier, und zu diesem Wege bedarf ein Kameel, das ohnehin nur ein paar Centner tragen kann, 10 bis 12 Wochen. Ein Schiff von St. Louis liefert die Tonne (20 Centner) Güter für 40 Fr. nach Havre oder Nantes oder Bordeaux binnen vier bis fünf Wochen, also rasch und vollkommen sicher. In der Wüste muß man auf weiten Strecken Wasser und Lebensmittel mit sich führen. Das eigentlich belebende Element für den Verkehr in der Sahara war der Sklavenhandel; der Neger transportirte sich auf seinen eigenen Beinen und trug auch noch Waaren. Aber der Sklavenhandel nach Norden hin ist nun zum größten Theil lahm gelegt und verhältnißmäßig unbedeutend geworden, bringt also keinen großen Geldnutzen mehr. Gold, Elfenbein und Straußenfedern sind allerdings werthvolle Waaren, reichen aber nicht aus, um eine Handelsstraße zu beleben. Und wenn der Sudan einmal Baumwolle liefern sollte, so würde diese in keinem Falle die theure Kameelfracht tragen können, wenigstens nicht auf einer Strecke von 400 deutschen Meilen, wohl aber würde sie es können für einen kurzen Karawanenweg von Bammaku am obern Niger bis Bakel am Senegal; aber auf dem letztern Strome könnte sie vielleicht schon weiter oberhalb theilweise den Wasserweg benutzen, sobald derselbe einige Nachhülfe erfahren hat.

Die Wüste erhielt ihre Bevölkerung vorzugsweise in Folge von dreierlei Ursachen. Der Sklavenhandel zog viele Leute an, weil er großen Profit abwarf; bei den ewigen Unruhen und Kriegen im Tell blieb vielen Stämmen nichts anders übrig, als sich in die Wüste zu werfen; — endlich hat, bis in unsere Tage hinein, dieser Theil des Sudan keine andere unmittelbare Verbindung nach Außen gehabt, als jene vermittelst der Wüstenwege.

Aber alle drei Ursachen sind theils nicht mehr vorhanden, theils haben sie ungemein an Bedeutung verloren. Marokko bezieht nur noch eine geringe Anzahl von Negern, und in Algerien verwendet man sie nicht mehr gern, weil die ohnehin wenig werthvolle Arbeit der freien Schwarzen zu theuer ist. Die Araber und Tuarek sind durch das Alles in eine neue Stellung und in ganz andere Verhältnisse gebracht worden. Faidherbe meint: „Sie werden nach und nach erlöschen, und ich spreche aus Erfahrung. Die Ausweise über den Handel am Senegal thun dar, daß die Mauren (Trarza's ꝛc.) weniger, die Schwarzen mehr Produkte bringen. Jene konnten sich unter diesen Breiten nur erhalten und fortpflanzen, indem sie sich mit schwarzem Blute vermischten. Sie werden immer mehr negerartig, wie das schon beim Stamme der Da Chalifa der Fall ist. Demgemäß müssen die Weißen am Rande des Sudan verschwinden; und auf der Nordseite der Wüste sehen wir das Bestreben der Saharier, ihre Hochebenen zu verlassen und sich im Tell anzusiedeln. Es ist ein wahres Wort: „daß man in der Sahara nicht wohnt, wenn man anderswo ein Unterkommen zu finden vermag". Der Karawanenhandel bewegt sich zwischen dem Rande des Tell und jenem des Sudan; sobald aber diese beiden Gegenden veröden, bleibt den Leuten, welche in der Mitte wohnen, also den Tuarek und den Uled Delim, auch nichts übrig, als entweder in das Tell oder in den Sudan zu gehen. In Zukunft also werden die Steppen und Hochebenen eine Zeit lang in jedem Jahre von wandernden Viehhirten besucht werden und die Oasen nur so viele Bewohner behalten, als sich vom Ertrage der Dattelgärten ernähren können, mehr aber nicht. Die Zukunft der Sahara läßt sich kurz so bezeichnen: einige Ackerbauer in den fruchtbarsten Oasen; einige Viehhirten und einige Straußenjäger. Städte wie Arauan, Ualata, Tischit und andere, ohnehin schon jetzt sehr herabgekommen, werden verschwinden, die Brunnen verschüttet, die Wege vergessen werden."

Wie ganz anders sind die Aussichten am Senegal. Frankreich muß nach Bammaku, bis an den obern Niger vordringen, diesen Punkt vermittelst einer Reihe von Militärposten, namentlich bei Bafulabe und Seundebu, mit Medine am Senegal verbinden und gemeinschaftlich mit England die Nigermündungen in Besitz nehmen. Das ungefähr sind, kurz zusammengefaßt, die Ansichten und Bestrebungen der Senegambier.

Unserer Meinung zufolge liegt in denselben einige sanguinische Uebertreibung; so viel indeß bleibt richtig, daß eine Benutzung der Wasserwege dem Karawanenhandel erheblichen Abbruch thun wird. Aber es kostet sicherlich große Mühe und viele Opfer an Blut und Geld, bevor man den Niger in seinem ganzen Laufe von Bammaku bis zur Mündung in der Bucht von Benin in eine sichere Fahrstraße umwandelt und einen gegen alle Gefahren geschützten Karawanenweg von Bakel nach Bammaku hergestellt hat. In beidem liegt der Schwerpunkt, und ehe diese Vorbedingungen nicht erfüllt worden sind, ist an einen Aufschwung des Handels in der Weise, wie man ihn am Senegal beabsichtigt, gar nicht zu denken. Am obern Niger, in Timbuktu und Massina, herrscht allgemeine Verwirrung, welche der Hadsch Omar in jene Gegenden getragen hat, und weiter abwärts am Strom, bis an den Benuë und über denselben hinaus, werden die Fulbe jedem Vordringen der Europäer Widerstand entgegen setzen. Der Islam, das müssen wir wiederholt betonen, steht als eine gewaltige Macht da; die von den Fulbe gegründeten Reiche haben dafür den Beweis geliefert, und ein fanatischer Abenteurer, wie Hadsch Omar, zeigt, welche Bewegung ein einzelner Mann hervorrufen kann. Und gewiß wäre ein Krieg am obern Niger, weit entfernt vom Meere und ohne feste Grundlage zum Operiren, inmitten einer zahlreichen, den Christen feindseligen Bevölkerung, nicht so leicht zu führen, wie am untern Senegal und an der Küste bis zum Grünen Vorgebirge.

Die Algerier ihrerseits sind nicht minder sanguinisch und ergehen sich in pomphaften Redensarten. Ihnen zufolge wird „die Sahara nicht ein Sandsee sein, sondern in der That und in der Wahrheit ein französischer Ocean"! Der Sultan von Fes, so etwa sagen sie, kann doch den Karawanen nicht dieselbe Sicherheit gewähren, wie wir, und von unserer Seite wird Freihandel erklärt werden.

Die friedlichen und fleißigen Kaufleute von Ghadâmes werden sich lieber von einem Franzosen regieren lassen, als von einem Kaimakan, welchen der Pascha von Tripoli ihnen schickt! Die Tuarek wissen, daß wir weit entfernt sind, ihre Bräuche anzutasten; der Sultan von Agâdes kann sich nicht einfallen lassen, den Kampf gegen uns aufzunehmen; er weiß, daß wir tapfere Soldaten haben und auf schnellfüßigen Rennkameelen Turcos und Zuaven in die Oase Air schicken können. Wir werden bald Gebieter in diesen Einöden sein, unsere Handelsleute werden sich überall hin verbreiten und 30 bis 40 Procent Nutzen machen. Aber wir müssen uns wohl hüten, das Kreuz aufzupflanzen oder Durchgangszölle zu erpressen; wir müssen Freihandel erklären und den Islam unangetastet lassen! — —

Man sieht, daß in diesen phantastischen Auslassungen kaum ein ernsthaftes Argument enthalten ist. Wir wenden uns fort aus der Wüste und betrachten die Völker am Senegal und obern Niger, welche namentlich seit Mungo Parks Reisen oft genannt werden und in unseren Tagen ein gesteigertes Interesse gewonnen haben.

Unter den Negern jener Gegenden findet eine, ich möchte sagen anarchische Blutmischung statt, und deshalb ist die äußere Erscheinung dieser Schwarzen sehr mannigfaltig und vielfach verschwommen. Sie wissen nicht; was es bedeutet, den Stamm rein zu erhalten, und Mädchen- und Kinderraub und Verkauf sind ohnehin unter den sudanesischen Barbaren an der Tagesordnung.

Die Region des obern Niger, des Senegal, Gambia und hinab bis Sierra Leone, nimmt einen Flächenraum ein, der etwa doppelt so groß ist, wie jener von Deutschland. Aber in diesem ausgedehnten Lande finden wir nur fünf Sprachstämme, von denen obendrein einer nicht den Ursassen, sondern einem erobernden Volk angehört. Faidherbe hebt hervor, daß Soce, Malinke, Kassonke, Uassulanke, Dialonke und Bambára nur Mundarten einer und derselben Sprache seien; man müsse aber das Bambára als den Grundstamm derselben betrachten. Man rede dasselbe in den mächtigsten Staaten, welche sich bis vor Kurzem noch mit leidlichem Erfolge gegen das Eindringen fremder Ideen und Bräuche gewehrt hatten. Sie sind noch heidnisch, und die Leute, welche das Bambara reden, halten sich für besser, als andere. Diese Sprachen sind hart, poltern gleichsam heraus und der starke Kehllaut ch ist sehr häufig. Das Bambara also kann man als Grundstamm annehmen; es erscheint aber angemessen, diese Sprache im Allgemeinen als das Mandingo zu bezeichnen, weil alle Völker, welche man zur Gruppe der Mandingos rechnet, dieselbe reden.

Diese Völker bezeichnen sich selber als Mali-nke. Es ist nämlich grammatische Regel bei diesen Sprachen, dem Namen des Landes ein finales nke beizusetzen und solchergestalt die Bewohner zu bezeichnen; Mali-nke bedeutet also einen Menschen des Landes Mali, das im frühen Mittelalter ein ausgedehntes Reich bildete und die große Bucht einnahm, an deren obern Ende Timbuktu liegt. Es reichte einst auch weit nach Nordwesten, denn Kaarta hat dazu gehört, nicht minder Bambara.

Dieses Reich Mali ist längst zertrümmert. Gegenwärtig sind folgende Staaten von Völkern bewohnt, welche das Mandingo reden: Sego oder Bambara, Kaarta, Bakhunu, Beledugu, Uli, Kantora, Bambuk, Bar, Niani, Badibu, Sagalia, Kismis, Sulimana, Limbu, Timisso, Balea; zusammen 16. Zur einen Hälfte von Mandingos, zur andern von Leuten anderer Sprache bewohnt sind die Länder: Futa Dschallon, Sangara, Timmanis, Tombutsch, Kankan und Toron.

In diesen sechs Ländern leben zwischen den Mandingos Leute aus dem Volksstamme der Sarachole (Serakollets) eingesprengt. Sie werden mit diesem Namen von den Uolofs bezeichnet; sie selber nennen sich Soni-nke, d. h. Leute aus dem Lande Soni, das aber jetzt eben so verschollen ist, wie das Reich Mali. Die Sprachen der Soni-nke und der Mali-nke sind verschieden, weisen aber doch eine große Verwandtschaft auf in der ganzen Physiognomie der Wörter, Mangel des Artikels, der Art den Plural vermittelst eines Endvokales zu bilden ꝛc.

Das Soninkevolk bewohnt die Länder: Guy, Kamera, Gangara, Guidimaka (am rechten Ufer des Senegal zwischen Bakel und Kaarta; etwas südlich vom 15° n. Br.), Diafuna, Kingui, sodann viele Ortschaften der umliegenden Länder. Die Serakollets sind handelsbegabte Menschen und kommen als Kaufleute weit und breit im Sudan vor.

Zwischen dem untern Senegal, dem Gambia und dem Faleme ist die Serer-Uolof-Familie seßhaft. Die Uolof haben inne: Cayor, Ualo, Yolof und zur Hälfte Baol. Die Serer besitzen die andere Hälfte von Baol, und ganz allein Sin, Salum und Dschiégnem. Die Sprachen beider Völker haben im Allgemeinen einen verschiedenen Wortschatz, aber Geist, Grundsätze und Grammatik sind genau dieselben, während sie von jenen der Malinke und Soninke durchaus abweichen.

Alle diese Völker sind Neger und unterscheiden sich wesentlich von den Fulbe, einem von Nordosten her eingewanderten Volke. Sie spielen im Sudan eine sehr bedeutende Rolle, und wir werden noch ausführlicher von ihnen reden. Hier bemerken wir vorläufig nur, daß diese Menschen mit röthlich-brauner Hautfarbe an Intelligenz und Energie allen Schwarzen weit überlegen sind und den Islam bis weit nach Osten hin verbreitet haben. In der Region, welche wir zunächst im Auge haben, sind die Fulbe (Singular Fuhl) in die von den Mandingos, Serakollets, Serer und Uolofs bewohnten Lande eingedrungen; sie haben sich in denselben mit den Eingeborenen vermischt und sogenannte Toncouleurs gezeugt, oder sie leben von jenen getrennt und treiben Viehzucht; dann sind sie Laobe oder viehzüchtende Fulbe. In Kasson und Uassulu ꝛc. haben sie die Sprache der Landeseinwohner angenommen, in Futa-Bondu dagegen die ihrige einer Mischlingsbevölkerung aufgedrängt. Die Sprache der Fulbe hat mit den Idiomen der Neger nichts gemein und ist sehr weich.

Die Fulbe haben, mit Ausschluß anderer Völker, inne: Massina, Bondu, Futa, und hier reden sie überall ihre eigene Sprache; sodann: Kasson, Fuladugu, Uassulu, Dentilia und Tenda, wo sie das Malinke reden. Aus Fulbe besteht ein Theil der Bevölkerung: in Futa Dschallon, Sangara, Timmanis, Tombutsch, Kankan und Toran.

Es ist noch nicht ermittelt, auf welche Weise die Fulbe nach dem Westen kamen; man meint, sie seien durch die Berbern, als diese vor den Arabern zurückwichen, dorthin gedrängt worden. Gewiß ist, daß sie sich im senegambischen Futa niederließen und daß von diesem, gleichsam als einem Kernpunkte, ihre ferneren Wanderungen ausgingen. So sind sie im Sudan als Fremdlinge zu betrachten, aber das Land und das Leben der Schwarzen hat durch sie weit und breit eine völlige Umgestaltung erfahren. Sie haben in demselben drei große Reiche gestiftet: Massina, Gando und Sokoto.

Ihr senegambisches Stammland Futa liegt am linken Ufer des untern Senegal, als Ufergebiet, von der Grenze der Landschaft Dimar bis in die Nähe der Mündung des

Faleme. Es zerfällt in Futa Toro, das am weitesten nach Westen hin reicht, das centrale Futa und Futa Damga im Osten. Hier hat überall eine Vermischung mit Negern stattgefunden, die Zahl der Toucouleurs oder Tukulors ist also beträchtlich. Futa Toro und Damga sind 1860 von den Franzosen in Besitz genommen worden; wir haben früher im Globus erzählt, in wie fürchterlicher Weise damals diese Gegenden verwüstet wurden.

In dem Winkel zwischen dem Senegal und dem Faleme, westlich von dem letztern, ist das Gebirgsland Bondu, reich bewässert und verhältnißmäßig gut bevölkert. Das Land bildet einen unabhängigen Fulbestaat, dessen Herrscher aus einer bestimmten Familie gewählt wird. Kasson oder Khasso, weiter aufwärts zu beiden Seiten des Senegal, einst mächtig, ist durch seine Nachbarn, namentlich die Bambaras von Kaarta, verkleinert worden und zerfällt in eine Anzahl unabhängiger Landestheile. Am östlichen Ende Senegambiens finden wir Fuladugu, ein vom Kokora durchströmtes, bewaldetes Land und reich an Gold und Eisen; wir haben über diese Region bis jetzt nur mangelhafte Kunde. Nach Südwesten hin nimmt Futa Dschallon einen bedeutenden Flächenraum ein. In diesem Gebirgslande, das wir im Globus ausführlich besprochen haben (II, S. 1 ff.), liegen die Quellen des Gambia, Faleme, Niger und Senegal. Die Fulbe bilden dort föderative Republiken mit theokratischer Spitze.

Der Haß zwischen demjenigen Theile der Malinke, welche noch heidnisch geblieben sind, und den Fulbe ist tief und erblich. Die letzteren wollen um jeden Preis den Islam verbreiten, und um diesen Punkt dreht sich seit einem Jahrtausend die Geschichte der Völker am Senegal und am obern Niger. Aber zerklüftet und zerstückelt sind sowohl die Fulbe wie die Bambara's; die Unfähigkeit der Afrikaner, organische Staaten zu bilden, zeigt sich auch hier.

In unseren Tagen hatten nur zwei von den verschiedenen Malinkestaaten Kraft und Macht genug, den Mohammedanern zu widerstehen: Kaarta, das nördlich vom obern Niger und dem obern Senegal liegt und nach Norden hin in die Wüste ausläuft, und Bambara mit der Hauptstadt Sego. Der Herrscher des erstern war bis 1855 sehr angesehen; damals aber stürmte der Hadsch Omar in Kaarta hinein, und einige Jahre später hat er dann auch Sego erobert, wo einer seiner Söhne König ist. Diese zwei Heidenländer sind nun, wie es scheint, nicht mehr fähig, des Islam sich zu erwehren; die letzten Burgen, in welchen der Fetischismus sich verschanzt hielt, sind gefallen. Die übrigen heidnischen Mandingoländer werden jetzt mehr und mehr von den Franzosen abhängig; das gilt insbesondere von Bambuk, der gebirgigen, goldreichen Gegend zwischen dem Senegal und Faleme. Vollkommen bezwungen und einverleibt haben sie auch das sogenannte Königreich Galam (eigentlich Guadiaga), das zu beiden Seiten der Falememündung am Senegal liegt. Der Theil am linken Ufer des Faleme bildet die Provinz Guoy, jener auf dem rechten die Provinz Kamera. In diesem Lande wohnen vorzugsweise Soninke, die nach Abstammung, Rang und Beschäftigung in verschiedene Klassen zerfallen. Der König oder Tunka wird aus der fürstlichen Familie der Bakiris gewählt, die Klasse der freien Leute als jene der Sèbobes bezeichnet. Die französische Festung Bakel liegt in Guoy, dessen Tunka 1858 mit den Franzosen einen Vertrag abschloß, in welchem er bekennt, „daß er für sich und die Seinen nur Elend und Vernichtung sehe, außer in einem Bündnisse mit den Franzosen", welche ihm dann auch gleich sein ganzes Land abnahmen, dessen Statthalter er nun ist; den leeren Titel Tunka hat man ihm gelassen. — Galam gegenüber, auf dem rechten Ufer des Senegal, erstreckt sich, von Bakel nach Osten hin bis Kasson, das Land Guidimaka (Gangara); es ist gleichfalls von Soninke bewohnt, die etwa ein Dutzend kleine Republiken bilden und als fanatische Mohammedaner sich dem Hadsch Omar anschlossen. Früher standen sie in Abhängigkeit bald von den heidnischen Bambara's, bald von den Duaïsch-Berbern.

Zwischen dem untern Senegal und Gambia liegen die Länder der Uolof oder Yolof, vormals Provinzen eines Gesammtstaates, dessen König als Buhr bezeichnet wurde. Auch dieses Reich zerfiel und die einzelnen Theile: Walo, Cayor, Baol, Sine und Salum bekamen eigene Herrscher, welche den Buhr des im innern Lande liegenden Königreichs Uolof (Yolof) als eine Art von Stammespatriarchen ansehen, aber ihm nicht mehr unterthan sind; er ist von den Fulbe oftmals schwer bedrängt worden. Die Uolofs sind theils mohammedanisch geworden, theils heidnisch geblieben.

Die Zustände in der Nigerregion werden wir später schildern; jetzt wollen wir einen Blick auf die Küstenregion zwischen dem Senegal und den Nigermündungen werfen und dabei die Schilderungen eines gründlichen Beobachters, des Kapitäns A. Vallon zur Unterlage nehmen. Wir geben hier nur allgemeine Umrisse, behalten uns aber vor, das Bild aus Hutchinsons und namentlich Richard Burtons neuesten Werken zu vervollständigen.

Auf der ganzen oben angegebenen Strecke finden wir noch heute die uralte und urafrikanische Barbarei der Negervölker. Diese erscheint nur dort einigermaßen abgeschwächt, wo der Islam Boden gewonnen hat, denn das Christenthum hat erst einige sehr schwache Anfänge und Ansätze aufzuweisen. Das heidnische Afrika kennt im Allgemeinen bis auf den heutigen Tag nicht einmal die Familie; dieser erste Schritt, die Grund- und Vorbedingung zur Civilisation, ist ihm fremd; doch gibt es einige Ausnahmen, die freilich seltsam genug sind, z. B. in Dahome.

Seit länger als 300 Jahren treiben die Europäer Handel an der Westküste, ohne an derselben wesentliche Umgestaltungen hervorgebracht zu haben. Der Afrikaner bleibt, wie er ist, und die Europäer können nicht gedeihen. „Was Europa auf diesem undankbaren Boden gründen wollte, mußte mit Gewalt erzwungen werden, ist aber sofort bei der Berührung mit der Barbarei wieder zusammengestürzt. Fast überall sehen wir nur Ruinen und dazu Gräber der Negrophilen." „Um den Schwarzen zum Mitgliede der Menschenfamilie heranzubilden, neben welcher er sich wie ein Kind herschleppt, erscheint es nothwendig, ihn aus seinem Heimathlande zu entfernen, aber wenn man ihn später dorthin zurückbringt, muß man ihn isoliren, von seinen Landsleuten ganz fern halten, weil er sonst rasch wieder in den wilden Zustand zurücksinkt. Dafür liegen viele Beispiele vor: Ein Prinz aus Groß-Bassam, der zu Paris im College Henri quatre eine gelehrte Bildung erhalten hat, zweifelt jetzt daran, ob es überhaupt eine Stadt Paris gebe; — und dieser Negerprinz spricht lateinisch!"

Die katholischen Missionen haben nichts ausgerichtet. Was ist von jenen der Portugiesen übrig geblieben? „In Angola nichts weiter als ein steinerner Sessel, von welchem herab der Bischof von San Paulo de Loanda die zur Ausfuhr nach Brasilien bestimmten Sklaven taufte und einsegnete, dann einige tonsurirte Mulatten, welche in verfallenen Kapellen Messe lesen, und Strohhütten. Gläubige sind dort nur die Sklavenhändler, welche zuweilen beim Geistlichen sich einfinden, um Absolution für ihre schweren Sünden zu

holen. Die französischen Missionäre in Senegambien richten auch nichts aus; sie können gegenüber dem Islam nicht aufkommen. Ein höchst widerwärtiges Schauspiel, daß die protestantischen und katholischen Missionäre in dogmatischem Konkurrenzneid einander entgegen arbeiten, als ob sie geschworene Feinde seien, finden wir in der Südsee, auf Madagaskar, in Habesch und auch sonst vielfach; Westafrika macht davon keine Ausnahme. Als französische Missionäre auch nach Sierra Leone kamen (sie hatten freilich dort nichts zu suchen und würden besser fortgeblieben sein), regte sich sofort die Eifersucht der Protestanten. Allerdings wurde den Leiden der katholischen Sendboten bald ein Ende gemacht; denn drei von ihnen sind schon nach zwei Monaten vom Klima hinweggerafft worden, und der vierte starb auch bald. Die Spanier können auf Fernando Po keine Seelen gewinnen. Die englischen Protestanten dagegen, welche von Großbritannien aus reichlich mit Geld versorgt werden, wenden dasselbe an, um Neger unter der Bedingung zu unterstützen, daß diese sich regelmäßig beim Gottesdienst einfinden. Wer folgsam ist, bekommt Unterstützung, macht dabei ein gutes Geschäft und ist darum den Missionären anhänglich. Solcher „guten Christen" zählt man in Sierra Leone etwa 20,000; die Geistlichen sind zumeist Mulatten, weil europäische Prediger auf die Dauer dem Klima erliegen. Auch der 1859 verstorbene Bischof von Freetown war ein Mulatte. Vallon stimmt völlig mit Burton überein, wenn er sagt: „Fremden gegenüber sind die Bewohner von Freetown (der Hauptstadt) ganz unerträglich. Nur der Mensch von afrikanischer Abstammung ist dort wirklich frei; er hat aber einen so arg aufgebläheten Hochmuthsdünkel, daß es nicht gerathen wäre, irgendwie sein Mißvergnügen zu erregen. Und dabei ist die Liederlichkeit eine wahre Plage."

Der Einfluß der christlichen Missionäre reicht nirgends ins Land hinein; desto weitgreifender ist, wie schon mehrmals hervorgehoben wurde, jener des Islam. Dieser bewirkt bis auf einen gewissen Grad Umwandlungen bei den Negervölkern, welchen er sich aufzwingt, er schafft eine Art von Civilisation, und die Marabuts bringen eine Art von Zucht und Ordnung unter die Leute. Der Koran gewinnt gerade im Innern mehr und mehr Anhänger, drängt den Fetischdienst in die Gestadeländer und verbreitet den Haß gegen die Christen. Das haben die Franzosen in Senegambien und am Casamanza, die Engländer am Gambia mehr als einmal erfahren. Schon ist der Islam bis in die Dörfer der Wilden an der Biafrabay gekommen. Das Christenthum hat einen ungleichen Kampf zu bestehen gegen die tausende von Marabuts, welche zugleich Priester, Ackerbauer, Hirten und Soldaten sind, die Landessprache reden und, vor allen Dingen, die Vielweiberei gestatten.

So stehen die Angelegenheiten. In der Küstenregion aber finden wir die überwiegende Anzahl der Neger noch heute als Fetischdiener. Der Häuptling kauft sich so viele Frauen, als er bezahlen kann, und sie müssen ihm die Haus- und Feldarbeiten besorgen. Die Kinder, welche sie ihm gebären, sind seine Sklaven, und er kann sie nach Belieben tödten oder verkaufen; das letztere gilt auch in Bezug auf die Frau, denn diese hat er ja bezahlt. Nach seinem Tode erbt nicht etwa eins seiner Kinder, sondern sein Neffe, der Sohn seiner Schwester, welche mit ihm von einer und derselben Mutter stammt. Unter den Negerinnen ist die Unkenschheit dermaßen an der Tagesordnung und in der Regel, daß kein Vater weiß, ob die Söhne seiner Frauen auch die seinigen seien. In Ermangelung eines Neffen erbt ein Sohn aus anderer Familie. Uebrigens hat der Oheim über seine Neffen eine größere Gewalt als der Vater, und nach dem Tode desselben gehören sie dem Oheim. Nur der älteste erbt und seine Brüder haben keinerlei Anspruch auf Gewalt. Diese Regeln erleiden nur in Aschanti und Dahome eine Ausnahme, wo die Hauptfrau des Königs dergestalt überwacht wird, daß sie platterdings außer Stand ist, eine Untreue zu begehen. Ein Mann, der sie auch nur mit einem Finger berührt, hat sein Leben verwirkt.

Je mehr Kinder ein Mann erzielt, um so wohlhabender ist er. Kinder und Mütter sind eine Waare, die er gegen Waffen, Zeug und Branntwein verkauft, und man findet das auch völlig in der Ordnung; Niemand, selbst die Söhne nicht, erheben Widerspruch, auch die Mutter verhält sich dabei ganz gleichgültig. In dieser Beziehung haben die Neger genau dieselbe Resignation, wie das Thier. Ein Vater, der auf dem Todtenbette liegt, verkauft seinen Sohn für Rum und stirbt im Rausche. In Congo versteht sich dergleichen ganz von selbst.

Kapitän Vallon theilt das Küstenland von Senegambien bis zur Bucht von Benin in zehn Zonen, welche er allesammt aus eigener Anschauung kennt und beschreibt.

Die erste oder senegambische umfaßt das Gestade von der Mündung des Senegal bis zum Kap Roxo. Diese Region steht zumeist unter französischem Einflusse, und vermittels des Senegal, des Saluu und des Casamanza gelangen die Weißen eine Strecke landeinwärts. An der Gambiamündung haben die Engländer ihre Niederlassung Bathurst. Hier ist überall die Sklaverei vorhanden, aber dem Negerhandel über See hat man gesteuert. Alle senegambischen Muselmänner, seien sie Uolofs, Fulbe, Tuculors, Mandingos oder Serakollets, sind persönlich tapfer, fanatisch und widerstreben europäischen Sitten und Gewohnheiten.

Die zweite, portugiesische, Zone reicht vom Kap Roxo bis zum Rio Grande, und zu ihr gehört auch der Bissagos-Archipel. Die Uferlandschaften des Cacheo, Geba und Rio grande sind von äußerst wilden Stämmen bevölkert. Diese Nolas, Papels, Antullas, Balantes, Biafares, die Bissagots und die Nalus, haben keine Gesetze und keine bürgerlichen Einrichtungen; sie leben in völliger Barbarei, sind Fischer, Jäger, Piraten, Räuber und Fetischdiener und gehen in ihren Wäldern oder am Meeresgestade nackt umher. In den Handel liefern sie etwas Reis, Elephanten- und Hippopotamuszähne, Palmöl und Felle. Die Portugiesen haben befestigte Faktoreien bei Cacheo und Bissao. Dort und in der Umgegend wohnt nur eine Mulattenbevölkerung, die sogenannten Mandiago's; dem Namen nach sind sie Christen, verstehen sich auf alle Schliche des Tauschhandels und leisten übrigens als Matrosen bei der Küstenschifffahrt gute Dienste. In dieser Zone geht der Negerhandel noch jetzt im Schwange.

Die dritte Zone, jene der freien Ströme, begreift die Strecke bis zur Grenze von Sierra Leone. Diese Flüsse kommen vom Westabhange der Hochebenen und Gebirge von Futa Dschallon; sie sind der Rio Volole, Cassini, Componi, Nuñez, Pongo, Sangareah, Morebiah, Forrecariah, Mallecory und Scarcies, welche alle für Fahrzeuge von mittlerer Tragfähigkeit zugänglich sind; von ihren Mündungen aus werden Landeserzeugnisse nach dem Senegal verschifft. Die Franzosen haben am Nuñez und Cassini Faktoreien. Der Cassini ist, nach Lamberts Meinung, wahrscheinlich ein und derselbe Fluß mit dem Cogon in Futa Dschallon. Wir haben darüber schon früher ausführlich im Globus gesprochen (II, S. 49). Von dieser Küste her wird künftig einmal der Zugang nach Futa Dschallon und an den obern Niger leichter sein, als vom Gambia und Senegal her. Vallon hat 1857 den Rio Cassini befahren und für Frankreich in

Besitz genommen. Am Pongo wird der Sklavenhandel systematisch betrieben; die Händler haben dort förmliche Festungen angelegt. Die Bevölkerung des ganzen Gestadelandes in dieser Zone besteht aus Nalus, Vagres oder Bagas, Susus und Bulams, und alle diese Völker sind fast so wild und barbarisch, wie jene in der portugiesischen Zone, doch liefern sie mehr Produkte in den Handel als diese. Alles ist zerklüftet, denn nur je zwei oder drei Dorfschaften erkennen einen Häuptling an, der aber geringe Macht ausübt. In der neuesten Zeit sind einige dieser „Könige" zum Mohammedanismus bekehrt worden, aber die große Masse besteht noch aus Fetischdienern. Vom Rio Nuñez kommt eine vortreffliche Sorte Kaffee.

Die Sierra-Leoneküste bis zur Insel Scherbro bildet die vierte Zone. Wir werden dieselbe gelegentlich näher schildern und bemerken hier nur, daß die Hauptstadt Freetown den Kernpunkt für sämmtliche englische Besitzungen der Westküste bildet.

In der fünften Zone, von Scherbro bis zum Kap Mesurado, ist gleich wieder Alles wild und urafrikanisch, und am Rio Gallinas wird immer noch Sklavenhandel getrieben.

Die sechste Zone, vom Kap Monte an (Cape Mount), begreift die Küste von Liberia. Ueber diese Negerrepublik, welche auch heute noch nicht auf eigenen Füßen steht, und in der kein weißer Mann Bürgerrecht erlangen kann, sind so viele widersprechende Angaben verbreitet, daß es sich für uns der Mühe verlohnen wird, künftig einmal die Sachlage eingehend zu schildern. Wir werden dann zugleich Rücksicht auf die siebente Zone, nämlich die sogenannte Kru-Küste nehmen und deren eigenthümliche Bevölkerung schildern. Diese Zone wird vom 5° n. Br. durchschnitten und reicht vom Kap Sinn bis zum Flusse Sassandra, begreift also einen Theil der sogenannten Körner- oder Pfefferküste, bis zur Elfenbein- oder Zahnküste. Die englischen und amerikanischen Missionäre haben zu Garroway, Sinn, Harper und an einigen anderen Punkten Stationen gegründet, die jedenfalls für den Handel nicht ganz ohne Belang sind.

Die achte Zone enthält einen Theil der Zahn- und der Goldküste. Vom Sassandra nach Osten hin bis Apollonia herrschen verschiedene eingeborene Häuptlinge, bei denen die Franzosen ihren Einfluß geltend zu machen suchen. Sie betrachten diese Küstenstrecke schon als ihr Besitzthum, und vermittelst der Strandlagunen von Lahu, Assinie und Bassam können sie mit ihren Kanonen die Dörfer am Ufer erreichen. Die Strandbewohner vermitteln als Mäkler, als sogenannte Jackjacks, den Handel mit den sehr wilden Leuten des Innern; diese sind ganz unbestreitbar Menschenfresser.

Am Kap der drei Spitzen beginnt die neunte Zone, welche bis zum Kap St. Paul geht, wo der Golf von Benin beginnt; sie reicht also der Goldküste entlang bis an die Sklavenküste und kann recht eigentlich als die Zone der europäischen Faktoreien bezeichnet werden. Auf diese deuteten wir hin, als wir früher sagten, daß die Niederlassungen der Weißen wie Blutigel an dem schwarzen Erdtheile hingen. Hier liegen Akim, Acquidah, Dixcove, Boutry, Taeorady, Secondée, Chama, Elmina, Cape Coast Castle, Baraeve und Accra, lauter Faktoreien und Forts, die von Holländern, Franzosen, Dänen und Engländern gegründet worden sind; aber diese letzteren haben in politischer wie commercieller Beziehung entschieden das Uebergewicht nicht nur an dieser Gold- und Sklavenküste, sondern auch im Golfe von Benin, welcher die zehnte Zone bildet, und sodann auch in den Nigermündungen und an der Bucht von Biafra bis zur Coriscobay. Die Goldküste verlor seit dem Aufhören des Sklavenhandels viel von ihrer frühern Wichtigkeit, denn ursprünglich waren die Faktoreien zum Betriebe desselben angelegt worden. Aber das Palmöl ersetzt den Ausfall; auch kommt Elfenbein und Goldstaub von dort in den Handel, der mit dem innern Lande, also dem Reiche Aschanti, lebhaft betrieben wird.

Der Golf von Benin erstreckt sich vom Kap St. Paul bis zum Kap Formosa, reicht also vom Rio Volta bis zum Niger. Das Hinterland wird gebildet von Dahome und Yoruba, und das letztere würde sich vortrefflich zum Baumwollenbau eignen, wenn die dazu erforderlichen Arbeitskräfte zu beschaffen wären. Durch Yoruba führt auch eine Straße nach Rabba am Niger. Die Engländer begreifen die Wichtigkeit dieser Region sehr wohl, und seitdem sie 1861 den Hafen von Lagos in Besitz genommen haben, können sie mit leichter Mühe Dahome, Yoruba und die Nigermündungen controliren. Aber trotzdem wird von dem Seehafen Whaida (Whydah) in Dahome noch immer der Sklavenhandel betrieben. —

Im Wesentlichen ist das Gestadeland vom Senegal bis zum Niger so wie es immer gewesen; die Faktoreien haben keinerlei Art von Civilisation gebracht, und die Wirkung der christlichen Missionen war bisher eine äußerst geringe. Die Zukunft wird lehren, ob in späteren Tagen wirklich irgendwie bedeutende Resultate erreicht werden können, und ob es gelingt, zwei ganz und gar aus dem innersten Naturell des Negers entspringende und mit demselben völlig verwachsene Einrichtungen zu entfernen, welche wie ein giftiger Mehlthau über Afrika liegen; ich meine die Vielweiberei und die Sklaverei.

Man kauft ein Mädchen für den Preis von 5 bis zu 50 Thalern und gibt etwas Branntwein und Kattun obendrein. Je mehr Weiber, um so mehr Sklavinnen, und alle Arbeit im schwarzen Afrika ist Sklavenarbeit. Das Weib ist Waare, wie der Mensch überhaupt. Der Mann ernährt auch nicht die Frau; durchschnittlich muß sie selber für ihren Lebensunterhalt sorgen und für jenen ihrer Kinder obendrein. Je mehr Frauen der Mann hat, um so mehr vertheilt sich die Arbeitslast, und das Weib ist um so stolzer, je mehr Frauen ihr Mann besitzt; ja es wird als eine Art von Mißgeschick betrachtet, einem Mann überantwortet zu werden, der etwa nur erst zwei Frauen besitzt. Wir wiederholen, daß unter solchen Umständen und bei solchen Anschauungen von einer Familie in unserm Sinn, also auch von einer Civilisation gar keine Rede sein kann. Polygamie und Sklaverei sind im schwarzen Afrika Zwillinge und durchaus mit einander verwachsen. Man hat behauptet, daß vier Fünftel aller Neger Sklaven seien, und wenn diese Angabe im Allgemeinen auch etwas zu hoch sein sollte, so kann man für die oben geschilderten Regionen doch drei Viertheile als annähernd richtig betrachten. Kinder und Weiber des freien Mannes sind Sklaven des Vaters, der wieder Sklav des Herrschers ist, z. B. in Dahome und Aschanti; die Kinder der Sklaven sind Sklaven, die Kriegsgefangenen nicht minder, und das Letztere ist ein Glück für diese, denn der Sieger würde sie niedermachen, wenn sie keinen Kaufwerth hätten. Wir wissen durch Eduard Vogel, in welcher Weise der Sultan von Bornu tausende von Besiegten umbringen ließ, weil er keine Gelegenheit mehr gehabt hätte, sie als Sklaven zu verkaufen. Schuldner werden sehr oft Sklaven ihrer Gläubiger, nachdem sie sich selber, ihre Weiber und Kinder verpfändet und dann nicht rechtzeitig sich eingelöst haben. Uebrigens kann der Sklav seinerseits Sklaven halten und

auch anderes Eigenthum besitzen, aber das Alles fällt nach seinem Tod an den Herrn und Besitzer. Uebrigens liegt zwischen Sklav und Gebieter keine weite gesellschaftliche Kluft, weil die niedrige Bildungsstufe, oder vielmehr der völlige Mangel an Kultur bei beiden gleich ist. Sklaverei und Menschenhandel reichen in Afrika so weit hinauf, wie der schwarze Mensch selbst; die Jahrtausende haben an beiden nichts Wesentliches geändert.

Die türkischen Frauen.

Stellung und Erziehung der türkischen Frauen. — Ihre Beschäftigungen und Unterhaltungen. — Besuch des Bazars. — Visiten. — Spaziergänge. — Die Bäder. — Soireen im Harem.

Ueber Stellung, Lebensweise und Bestimmung der türkischen Frauen macht man sich im christlichen Europa manche irrige Vorstellung, und nicht selten ist der Stoßseufzer: „Weib, wie beklage ich dich!" Man glaubt, daß die Türkinnen, Opfer der Tyrannei oder der ehelichen Eifersucht, für das Leben gänzlich abgestorben seien und in traurigen Gemächern von schrecklichen Eunuchen bewacht werden, die bis an die Zähne mit Stöcken und Peitschen bewaffnet sind. Vergnügen und Zerstreuung, so meint man, gebe es für diese beklagenswerthen Wesen nicht, von jedem geselligen Verkehr seien sie abgeschlossen und nur der Umgang mit ihren Leidensgefährtinnen, die zugleich ihre Nebenbuhlerinnen wären, sei ihnen von ihrem Herrn und Meister gestattet. Wie oft haben europäische Damen über das Schicksal ihrer türkischen Schwestern und über die Grausamkeit der türkischen Ehemänner geklagt! Aber dieses rührende Mitleid, dieser edle Unwille, welcher höchstens ein gutes und gerechtes Herz beweist, beruht nur auf einem starken Vorurtheil. Wir zweifeln daran, daß es in Europa noch ein Land gibt, in welchem die Frauen so arbeitsscheu, neugierig, faul und vergnügungssüchtig sind, wie die Hanum oder türkischen Frauen. Ihre „Arbeit" besteht in Spazierengehen, Vergnügungen und in Befriedigung ihrer Launen. Sie geben in und außer dem Harem Gesellschaften. Sie führen ein sehr flottes Leben.

Wir sprechen hier natürlich nur vom rein materiellen Standpunkte. Ganz anders erscheinen die Dinge, wenn man an das Leben der türkischen Frauen den Maßstab der Moral und Intelligenz legt. Dann allerdings fühlen wir uns zu dem Ausspruche berechtigt: „Weib, wie beklage ich dich!" Die Levantinerin ist die am wenigsten beschäftigte Frau auf der Welt, nicht nur in Folge der angeborenen Trägheit, durch das sorglose Wesen ihres beinahe kindischen Charakters, durch den Abscheu, welchen sie vor allen geistigen Anstrengungen hat, sondern auch durch die Macht der Verhältnisse. In unserm civilisirten Abendlande erscheint absolutes Nichtsthun als eine schmachvolle Ausnahme unter den Frauen, in der Türkei dagegen ist Faullenzen die Regel, und in dieser Beziehung sind sich alle Frauen gleich. Die sorgsame Erziehung, welche den Geschmack an allem Guten und Edlen, überhaupt die Blüthen des Geistes, entwickelt oder die Nächstenliebe, welche uns dazu drängt, daß wir uns mit anderen Menschen beschäftigen, fehlen der wahren Hanum gänzlich. Ein junges Mädchen von 13 oder 14 Jahren, das lesen und die türkischen Handarbeiten machen kann, gilt für gescheidt. Diese Handarbeiten bestehen, ähnlich wie bei unseren Damen, im Strumpfstricken, Sticken im Rahmen und Anfertigung von Taschentüchern und Vorhemdchen. Wenn aber ein solches Kind noch etwas schreiben und die ersten Regeln der Rechenkunst kann, dann gehört es schon unter die Weisen. Als ein Muster von Vollkommenheit aber gilt eine Kis oder junges Mädchen, wenn es ein paar Liederchen singen oder die gewöhnlichsten türkischen Instrumente spielen kann. Diese sind der Santur, ein kleines Piano mit drei Octaven, welches der Spieler auf seinen Schooß setzt und mit Schlägeln spielt, die mittelst Ringen an seinen Zeigefingern befestigt sind, und der Tambur, eine halbkugelförmige Mandoline mit langem Griff, welche besonders zur Gesangbegleitung sich sehr gut eignet. Aber, wie bemerkt, diese Fertigkeit findet man bei türkischen Frauen nicht allzu oft.

So ist es bei den Frauen fast aller Stände, denn die Sitte gestattet selbst denen aus dem Mittelstande nicht, sich durch ehrliche Arbeit zu nähren, z. B. Handel zu treiben; die Bürgersfrau muß ihr Leben in Nichtsthun hinbringen, wie die Frau des reichsten Paschas. Auch die ärmsten Frauen arbeiten, z. B. in Konstantinopel, nur wenig und stundenweise; und ist der Mann noch so grausam und despotisch, so wagt er es doch nicht, sie zum Arbeiten zu zwingen, sondern gibt ihr noch eine Negerin zur Aushülfe, auf welche sie dann alle Mühen und Lasten wälzt.

Alle türkischen Frauen, welcher Klasse sie auch angehören mögen, sind also zum Nichtsthun gleichsam verdammt und die Langeweile, dieses schreckliche Ungethüm, eine Tochter der Faulheit, ist der große Feind, den sie fortwährend zu bekämpfen haben. Daher sind ihr ganzes Sinnen und Trachten und alle ihre Gedanken nur auf die Verscheuchung der Langeweile gerichtet, und sie zeigen sich wahrhaft erfinderisch darin, neue Arten von Zerstreuungen und Vergnügungen aufzufinden.

In den Harems der reichen Türken besitzt jede Hanum ihr eigenes Zimmer, manchmal sogar eine ganze Reihenfolge, und hat dazu eine zahlreiche Dienerschaft. In diesen Zimmern vereinigen sich die Damen und besuchen sich gegenseitig. Dann werden allerlei Spiele gespielt, man plaudert und trägt wechselseitig in dem süßen Frieden des Tandur allerlei Erzählungen vor. Der Tandur, welchen unsere Abbildung vorführt, wird während des Winters durch Kohlenbecken warm gehalten, er ist für die Frauen eines Harems der behaglichste Platz, in welchem sie sich zusammenfinden, um darüber zu berathen, wie die Zeit am besten verbracht werden könne. Da schlägt die eine vor, Instrumentalmusik mit anzuhören oder sich durch Sängerinnen unterhalten zu lassen; eine zweite denkt an die Aufführung von Tänzen und Pantomimen, während eine dritte zum Besuche der Bäder und ihrer besonderen Spiele einladet. Spaziergänge auf den Terrassen und in den Gärten, Schaukeln in den Hängematten und kleine kostbare Schmausereien unterbrechen das mühevolle Werk des Tages; Tschibuk und Narghile (Tabakspfeifen) ruhen selten, und wenn man sich mit alledem zu viel angestrengt hat und erst recht lustig sein will, läßt man Neger und Negerinnen auftreten, welche durch ihre grotesken Tänze und ihr Gesichterschneiden die ganze Gesellschaft in heitere Laune versetzen.

Im Harem von Leuten, die nicht reich sind, begnügt man sich mit weniger kostspieligen Genüssen; aber Tutun (Tabak)

und Dundurmas (Süßigkeiten) dürfen nie fehlen. Spazierengehen und Gesellschaften kosten auch kein Geld.

Die Damen eines und desselben Harems sind oft sehr zahlreich, und so können sie sich gegenseitig einladen. Schon dadurch entsteht einige Abwechselung. Aber die Vergnügungen, welchen man außerhalb des Harems nachgeht, ziehen doch mehr an, und die Frauen drängen sich ordentlich dazu, weil sie dabei mehr ihre Neugierde befriedigen können. Es möchte wohl kaum neugierigere Geschöpfe geben, als die türkischen Damen, und so oft sie nur können, bewegen sie sich außerhalb des Hauses. Wir wollen einige dieser „Beschäftigungen" der türkischen Damen Konstantinopels anführen; Manches ist für den Europäer wohl neu.

weilen, sich Alles von den Kaufleuten zeigen und anbieten zu lassen und endlich, ohne zu kaufen, wieder fortzugehen; nein, sie treiben den Kaufmann aus seinem Komptoir oder seinem kleinen Extraverschlage heraus, damit sie dort mit unverschleiertem Gesichte und ungestört Erfrischungen und Leckereien verzehren können, welche sie von den ambulanten Krämern des Bazars gekauft haben. Wenn sie damit fertig sind, ziehen sie ihre Pantoffeln wieder an und begeben sich auf die Wanderschaft; hinter ihnen her fliegt oder schleift das Ende ihres Feredsche über die Bazarplatten oder das Straßenpflaster hin, und dann sehen sie aus wie Politschinelle oder Quacksalber während der tollen italienischen Faschingszeit.

Die Feredsch ist ein unentbehrliches Kleidungsstück der

Im Innern eines Harems zu Konstantinopel. (Nach einer Originalzeichnung.)

Die Bazars. Die Hanums gehen nie einzeln, sondern immer in Gesellschaft spazieren. Man begegnet Gruppen von 12 bis 15 Personen, wobei die Kinder noch nicht mitgezählt sind, welche man an der Hand mitführt oder wie einen Reisesack auf dem Rücken trägt. So fallen sie in die Bazare von Tscharchi ein, in denen sie oft tagelang umherwandeln, viel unnützes Zeug anstellen und die Balken und Ständer des hölzernen Gebäudes durch ihr gellendes Lachen und Schreien förmlich erschüttern. Dabei sind sie der Schrecken der Kaufleute. Mit Ausnahme der Damen aus den alterhöchsten Ständen, deren Sprache, Haltung und Manieren überhaupt den europäischen Begriffen von Anstand entsprechen, benehmen sich die Hanums geradezu ungezogen. Sie begnügen sich nicht damit, wie die Damen im Abendlande, stundenlang in einem Laden zu verLevantinerin; nur die Griechin trägt dieses Kleidungsstück nicht, das je nach der Jahreszeit aus leichterm oder schwererm Stoffe verfertigt wird. An diesem weiten, langen Unterkleide, einer Art Talar, hängt, als eine Art Kragen, ein breiter, fliegender Zeugstreifen über die Schultern bis auf den Boden herab. Mit Lachen und Spotten, guten und schlechten Witzen, entfernen sich die Hanums aus dem Bazar; der gefoppte Kaufmann sieht ihnen traurig nach; aber er murmelt seine Verwünschungen nur zwischen den Zähnen; denn wenn er sie verlauten ließe, so würden sich die türkischen Grazien nicht entblöden, ihm die Haare vom Kopfe und aus dem Barte zu raufen.

Die Besuche. Nach türkischer Sitte unterscheidet man mehrere Arten von Besuchen: Visiten, welche auf Einladung

oder Ansagen erfolgen; und dann die Ueberraschungsbesuche. Die letzteren versprechen am meisten Unterhaltung.

Damen eines und desselben Harems, welche eine Freundin in einem andern Harem besuchen wollen, schicken zwei Dschariehs oder Ehrenfräulein, denen ein Neger oder Eunuch folgt, zu jener Hanum, um die Visite ordnungsgemäß anzukündigen.

Brauch und Höflichkeit erfordern, daß diese „angesagten" Besuche, dringende Verhinderungsfälle abgerechnet, angenommen werden, und Diejenige, welcher der Besuch zugedacht ist, muß mit lächelnder Miene Alles liegen und stehen lassen, um sich schnell zum Empfang des Gastes vorzubereiten. Sofort werden alle männlichen und weiblichen Dienstboten in Bewe-

Vortrag einer Erzählung im Harem. (Nach einer Originalzeichnung.)

gung gesetzt, um zu Ehren der angesagten Dame noch möglichst viel Freundinnen einzuladen. Da kommen denn alle drei Religionsbekenntnisse zusammen: türkische Damen (Hanums), Christinnen (Coconas) und Jüdinnen (Bulitzas). Nur mit aufrichtigem Bedauern wagt man eine solche Einladung abzuschlagen, denn die Levantinerinnen lieben solche Gesellschaften und Plaudereien über Alles. Bei diesen Besuchen sind Gallakleider vorgeschrieben. Die Gesellschaften beginnen gegen Mittag und endigen selten vor Eintritt der Dunkelheit. Man raucht den Tschibuk oder das Narghile, schlürft massenhaft Kaffee, Limonade und Syrup, ißt Früchte, süßes Gebäck und andere Leckerbissen, spielt Karte und klatscht von tausend Dingen, besonders aber über den lieben Nächsten.

Die Visiten, welche auf Einladungen erfolgen, und auch die Ueberraschungsvisiten, bei denen man unangemeldet Freundinnen aufsucht, gleichen in ihrem Verlaufe der angesagten Visite, nur daß man dabei in noch größerm Putze erscheinen muß.

Die abenteuerlichen Besuche würden im civilisirten Europa Aufsehen erregen. Doch ist die Sitte so uneben nicht und hat auch ihre guten Seiten. Mehrere befreundete Damen vereinigen sich, durchstreifen die Quartiere der Stadt oder die Vorstädte, und wo es ihnen gerade einfällt, klopfen sie an und bieten der Dame des Hauses, welche sie bisher nie sahen, ohne Weiteres ihren Besuch an. Christinnen und Jüdinnen, welche diesen Gebrauch auch angenommen haben, bitten schüchtern um die Ehre, einen Besuch abstatten zu dürfen. Die türkischen Hanums dagegen treten übermüthig und keck ein, als ob sich die Sache ganz von selbst verstände. Sie betrachten den Boden des Hauses, welches sie uneingeladen betreten, wie erobertes Land und bewegen sich so ohne allen Zwang, wie eine Herrin, die in das Gemach der Dienerin eintritt. Es kommt sehr selten vor, daß ein derartiger Besuch, der manchmal freundschaftliche Verhältnisse zur Folge hat, nicht angenommen wird. Empfang und Behandlung des Gastes richtet sich aber nach dessen Stand und der Art und Weise, wie er auftritt.

Die Spaziergänge der Damen von Konstantinopel werden gewöhnlich zu kleinen Landpartien, da die beliebtesten Vereinigungsplätze von der Stadt ziemlich entfernt sind. Mit allen möglichen Mundvorräthen versehen, begibt man sich, meist am Freitag oder Sonntag, in Arabas (Wägen) oder Kaiks (Booten) nach den Vergnügungsorten. Die meisten Besuchsorte liegen am europäischen oder asiatischen Ufer des Bosporus: wie Tschamlidja, Therapia oder Bujuk-Dere, Dolma-Bachtschi und andere. An einigen dieser öffentlichen Spaziergänge haben verschiedene Sultane, zum Gebrauche und zur Bequemlichkeit der Hanums, Terrassen bauen lassen, von wo aus man die Seiltänzer und Gaukler, welche ihre Kunststücke zum Besten geben, bequem übersehen kann. Musikanten und öffentliche Tänzer fehlen auch nicht; besonders lebhaft aber werden diese Promenaden, wenn der Padischah einmal mit seinem Harem dort erscheint; selbst vom weiblichen Geschlechte werden ihm dann alle möglichen Beifallsbezeugungen und Segnungen dargebracht. Bey's, Pascha's und reiche junge Muselmänner in glänzenden Gewändern reiten auf edlen Rossen vorbei und kontrastiren mit den häßlichen Negern, welche als Wächter bei den Hanums sich befinden.

Hier sind die Orte, wo man die weibliche Bevölkerung Konstantinopels am besten studiren kann. Neben den türkischen Hanums erscheinen die Griechinnen wie gemein, obgleich sie häufig schöner sind und immer durch glänzend schwarze Augen sich auszeichnen. Dieser Eindruck mag zum Theil daher kommen, daß die Griechinnen unverschleiert gehen und nur einen weißen Gazeturban mit Blumen und Flechten tragen, während die bunte Jacke und der Rock nicht weit genug für würdigen Anstand und nicht eng genug sind, um den Reiz schöner Formen zu zeigen. Die Armenierinnen sind, als Rasse betrachtet, die lieblichsten Frauen im Orient. Ihre Augen haben etwas von dem türkischen Schmachten und dem strahlenden Glanz der Griechin. Ihr Haar fällt in Wellenlinien von glänzendem Schwarz über das schöne Gesicht hinab und ihre Farbe hat die Frische der innersten Blätter einer Rosenknospe. Ihre Formen sind schlank und zeichnen sich durch Stattlichkeit und zierliche Anmuth zugleich aus. Diese malerische Schönheit wird erhöht durch eine orientalische Tracht, rothe Pantoffeln, glänzend grüne oder blaue Mäntel und den langen weißen Schleier, welche über ihre Schultern herabfallen. Man behauptet, die Armenierinnen seien ziemlich einfältig, andere dagegen erklären diese Einfalt für große Demuth und Bescheidenheit.

Die Bäder. In jedem Stadtquartiere findet man ein öffentliches Frauenbad, oder die Bäder der Männer sind an zwei oder drei Tagen der Woche für den Gebrauch der Frauen vorbehalten. Aber die Hanums ziehen es doch vor, sich in die entferntesten Bäder der Vorstädte zu begeben. Einzeln gehen sie fast nie dorthin, sondern immer in Gesellschaften; Tag und Ort werden eine geraume Zeit vorherbestimmt, damit man sich ordentlich vorbereiten kann, d. h. es werden allerlei Leckereien gebacken, die mit in das Bad genommen werden. Am Morgen des großen Tages steht die Hanum gegen ihre sonstige Gewohnheit sehr früh auf, legt ihre schönsten Kleider an, und bald kommen die Arabas oder Kaiks, in denen sie sich zum Bade befördern läßt. Dort bringt sie mit ihren Genossinnen den größten Theil des Tages im heißen oder warmen Wasser zu. Dabei wird geraucht, gesungen und man spielt allerlei Spiele; man scherzt und lacht und sucht einander zu haschen, und dabei findet unter den Frauen der verschiedenen Nationen kein Unterschied statt.

Die Pilgerfahrten. Die Turbes sind die Grabmonumente der Sultane oder deren Mütter und verschiedener Prinzen und Prinzessinnen ihrer Familie. Jeder Sultan hat sein besonderes Grabdenkmal; dasselbe gilt von den Scheichs ül Islam oder hohen Priestern der Gläubigen. Diese Grabhügel stehen an verschiedenen Orten Konstantinopels. Je weiter ein solcher entfernt liegt, desto angenehmer ist es der Türkin, und sie verbindet mit der Wallfahrt einen dreifachen Zweck: Befriedigung ihrer Neugier, einen Spaziergang und Ausübung ihrer Frömmigkeit.

Als Spaziergänge gelten auch die Pilgerzüge nach den Klöstern oder Tekiés, namentlich nach den Mevlevis oder Klöstern der tanzenden Derwische. Jedes dieser Klöster ist durch verschiedene öffentliche Ceremonien berühmt. Das eine zieht durch besonders gute Musikaufführung an, in einem zweiten sieht man die besten Tänze, während ein drittes durch die furchtbaren Drehungen und wüthenden Leibesverrenkungen der Derwische Ruf bekommen hat. Ein besonderes Vergnügen für die Hanums ist es, die Bektaschis mit ihren nackten Beinen und Oberkörpern Tänze aufführen zu sehen. Sie verzerren dabei das Gesicht auf eine furchtbare Art, stecken sich lange Eisennadeln unter der Haut durch, schlagen mit ihren Yatagans auf einander los, lassen sich Schlangen und Nattern über den Leib kriechen, die Augäpfel in den Augenhöhlen verschwinden und machen hunderterlei Gaukeleien, die von den gläubigen Hanums mit Begierde angestaunt werden. Diese klatschen dabei vor Wonne in die Hände, stoßen laute Schreie der Bewunderung aus und wohnen überhaupt keinem Schauspiel lieber bei, als diesen weltlich-geistlichen Uebungen der Bektaschis.

Die Soireen im Harem. Eine Abendgesellschaft im Harem ist ein seltenes Ereigniß, da Vereinigungen bei Kerzenlicht eigentlich den muselmännischen Sitten entgegen sind; auch ist nie ein Mann dabei zugegen. Der türkische Name für solche Soireen ist Khalva yedessi. Khalva heißt ein harter mit

Honig gesüßter Teig, der den Eingeladenen angeboten wird, und nach welchem die Abendgesellschaft den Namen führt. Man veranstaltet eine solche nur bei seltenen Gelegenheiten, z. B. wenn eine Geburt oder eine Heirath gefeiert wird, wenn der Ehegemahl der Hanum in einen höhern Stand erhoben wurde, oder wenn zwei Feindinnen sich versöhnen. Einige Tage vor dem Feste werden die zur Theilnahme bestimmten Damen durch ein Gedicht eingeladen, welches in seltenen Fällen von der Frau des Hauses, gewöhnlich aber von einem Effendi verfaßt wird. Die Einladung erstreckt sich nicht allein auf mohammedanische Frauen, sondern auch christliche Damen, fremde und eingeborene, werden zur Khalva zugezogen, falls ihre mit Goldfranzen besetzt sind. Außer dem Divan findet man noch Taburets, Sophas und Sessel nach europäischer Art. Kronleuchter, Blumenvasen, Wachskerzen ꝛc., aller Luxus, den wir in abendländischen Zimmern antreffen, fehlt auch hier nicht. Der Boden ist mit feinen ägyptischen Matten belegt, die mit Arabesken verziert sind. Im Winter findet der Empfang in kleineren Zimmern statt, da die großen Säle schwer zu heizen sind und man Kamine und Oefen nicht kennt. Die kleineren Gemächer werden durch Kohlenbecken erwärmt.

Die Dame des Hauses sitzt am Ende des Divans, dem Ehrenplatze, und empfängt die Gäste mit der Ansprache: „Sefa yeldiniß, Khosch yeldiniß!“ d. h.: Ihr seid mir an-

Ein Gesellschaftszimmer (Tandur) im Harem zu Konstantinopel. (Nach einer Originalzeichnung.)

Männer mit dem Hausherrn in irgend einer Beziehung, freundschaftlicher oder geschäftlicher Art stehen.

Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang beginnt die Gesellschaft. Die Damen erscheinen meist zu Fuß, nur von einem Neger oder Diener begleitet, der ihnen in den dunklen Straßen eine Laterne voranträgt. Die Dschardschehs kommen ihnen im Vorsaal entgegen. Vorgeschriebener Maßen muß ihr Benehmen freundlich und liebenswürdig sein; der türkische Gruß, Temena, wird ausgetauscht, alle möglichen Höflichkeitsphrasen werden erschöpft, und man führt die geladenen Damen in das Garderobezimmer. Dort werden die Feredsches, Yaschmaks und Ausgeheschuhe abgelegt. Ein Diener geleitet dann die Damen durch den Vorsaal ins Empfangszimmer, indem er je nach ihrem Range ihnen nur vorleuchtet oder sie am Ellenbogen unterstützt. Zur Soiree wurde das beste Zimmer eingerichtet. Ein reichgeschmückter Divan zieht sich an der Wand hin; er ist mit wollenen und seidenen Kissen belegt, die genehm und kostbar willkommen! Dann reicht sie den Kindern, welche mitgekommen sind, die Hand zum Kusse. Mit gekreuzten Beinen lassen sich die Hanums auf dem Divan nieder. Der Ehrenplatz, zur Rechten der Herrin, wird von der vornehmsten Dame, oder derjenigen, mit welcher sich die Hausfrau versöhnen will, eingenommen. Wenn nicht alte Gäste auf dem Divan Platz finden, setzen sich die jüngeren Frauen auf die Teppiche.

Nun beginnt das Plaudern. Die Dienerinnen bringen angezündete Tschibuks und reichen den Scherbet, eine Art Limonade, herum. Die Fildschans oder Tassen, in denen er geschenkt wird, sind sehr klein, aus Porzellan, ohne Henkel und werden in einem Metallbecher von zierlicher Arbeit angeboten. Auf einer silbernen Platte werden Süßigkeiten herumgereicht. Auf einem Tische steht ein großes Glas Wasser, aus dem alle Hanums nach Belieben trinken. Unterdessen nimmt die Unterhaltung ihren Verlauf. Die Töchter der Hausfrau

Ein Besuch im Harem. (Nach einer Originalzeichnung.)

und andere junge Mädchen zeigen, was sie im Spiel und Gesang vermögen, und die Gesellschaft bricht schuldigermaßen selbst bei sehr mittelmäßigen Leistungen in laute Beifallsrufe aus. Genau so wie im christlichen Europa! Nach der Musik folgen Tanz und pantomimische Darstellungen; die Castagnetten und der Saudur, die Mandoline und kleine Zimbeln machen ein betäubendes Geräusch. Die Tschibuks der Damen werden fortwährend erneuert, und so füllt sich bald die ganze Atmosphäre des weiten Gemaches mit blauen Tabakswolken; daneben wird fortwährend gegessen und getrunken, und große Massen eingemachter Früchte, Zuckerbäckereien, Kaffee und Salep verschwinden rasch.

Nach der Musik, dem Tanz und Essen folgt das Kartenspiel. Man setzt sich mit gekreuzten Beinen auf die Matten oder schiebt ein Tischchen vor den Divan. Hazardspiele sind erlaubt. Nachdem auch dieses Vergnügen vorbei ist, klatscht die Hausfrau dreimal in die Hände; die Musik verstummt und die erste Dschariely verneigt sich tief vor der Herrin. „Bring' die Khalva!" sagt nun diese. Auf einem Cini, einer großen silbernen Platte, erscheint nun eine Art Plumpudding, um den sich alle Damen gruppiren. Nach vielem Nöthigen fallen die Damen darüber her; er verschwindet, gleich den vielen anderen Eßwaaren, die zugleich mit dem Khalva erschienen. Als Serviette macht ein langes mit Gold eingefaßtes Stück Leinwand die Runde durch die Damengesellschaft. Dabei wird viel kalter Scherbet und reines Wasser getrunken, da der Wein und jedes andere gegohrene Getränk vom Koran verboten ist.

Allmälig ist es recht spät geworden; hier und da sieht man schon schlafende Gruppen von Kindern und Frauen; aber Niemand darf aufbrechen, ehe nicht die Vornehmste unter den Gästen den Anfang gemacht hat. Verwundert schaut endlich diese nach ihrer Uhr und ruft aus: „Bei Allah! schon vier Uhr Morgens!" Die Hausherrin muß natürlich protestiren. Aber es hilft nichts; unter tausend Schmeicheleien, Küssen und Dankesworten bricht man auf. Die Kinder, welche aus ihrem Schlaf gestört wurden, fangen an zu weinen, die Neger und Dienstboten werden gerufen. Es ist ein allgemeines Durcheinander. So endigt die Khalva.

Die Südküste der Krim.

Klimatische Verhältnisse. — Tatarische Bevölkerung. — Die Griechen und Deutschen. — Landgüter und Landwirthschaft. — Weinbau. — Waldvegetation.

Der schmale Küstenstrich zwischen der Jaila und dem Meere, der nördlich durch den Gebirgskranz, welcher das Seeufer der Krim von Balaklawa bis nach Feodosia umsäumt, gegen den rauhen Nordwind geschützt und nach Süden den sanften Seelüften geöffnet ist, gilt als die fruchtbarste Gegend der Krim, wo der von zahlreichen Gebirgsbächen bewässerte Erdboden die meisten Gewächse des viel südlicher gelegenen Anatoliens hervorbringt. Namentlich gilt dies von dem Küstenstrich zwischen Kutschokoi und Sudagh. Auf dem südlichen Abhang der Jaila erscheint in Höhen von 600 bis 3000 Fuß die taurische Fichte, welche weit weniger Kälte ertragen zu können scheint, als unsere nordischen Nadelhölzer; am nördlichen Abfall verschwindet sie plötzlich und wird durch die Buche ersetzt, die dort als der häufigste Waldbaum auftritt. Auch der wunderschöne Erdbeerbaum, der seinen Stamm und seine Aeste mit einer feuerrothen Rinde bekleidet, zeigt sich nur an den südlichen Abhängen, wo seine Höhengrenze 1200 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Seine durchaus südliche Form paßt so wenig zu der Physiognomie der übrigen taurischen Vegetation, daß man annehmen muß, er sei von Anatolien oder den griechischen Inseln mit Zugvögeln eingewandert, die seinen Samen hier wieder absetzten. Auf der Südküste gedeihen der Wein, die Olive, der Lorbeer, die Granate, die Mandel und Cypresse. In letzter Zeit wird auch an einigen Orten die Baumwolle kultivirt; zu Tabaksanpflanzungen ist an den meisten Stellen der Boden ganz vorzüglich geeignet.

Was die klimatischen Verhältnisse der Südküste betrifft, so wird die Hitze des Sommers durch die Nähe des Meeres und der Gebirge gemildert, und im Winter hemmt die von Osten nach Westen streichende Jaila den Zutritt der Nordwinde. Selten steigt die Wärme im Juli und August über 25 Grad R., was im Norden auf der Steppe viel häufiger vorkommt. Im Januar und Februar tritt zuweilen eine empfindliche Kälte ein und es kommen Jahre vor, wo das Quecksilber auf 12 Grad unter dem Gefrierpunkt fällt. Indeß ist ein solcher Frost auf der Südküste eben so selten, als er schnell vorüberzugehen pflegt. Eine noch unerklärte Erscheinung ist es, daß die Olivenbäume, die in der Provence gewöhnlich schon bei 5 Grad Kälte bedeutend leiden und bei 7 Grad erfrieren, in der Krim eine Kälte von 12 Grad aushalten, ohne zu Grunde zu gehen. Im Krousgarten von Nikita, wie im Garten des Akademikers P. Köppen zu Karabagh (etwa 30 Werst von Jalta gelegen) stehen Olivenbäume, deren dickstämmiger Wuchs beweist, daß sie vielen Wintern der Krim Widerstand geleistet haben. Eben so veränderlich als die Winter sind die Sommer in der Krim. Unter ihrem Einfluß versiechen oft die Quellen und trocknen die Bäche aus; das Réaumur'sche Thermometer steigt bisweilen auf 29—31 Grad und mitunter wechselt die Temperatur in einem Tage um 10—12 Grad. Da die Luft immer bewegt ist, so wird die Hitze selten unerträglich. Gegen 10 Uhr Morgens erhebt sich gewöhnlich eine leichte Brise von der See her, die an den Ufern der kleinen Flüsse und an den seewärts aufgeschlossenen Thälern bis gegen Sonnenuntergang sich spüren läßt, wo sie von einem frischen Wind verdrängt wird, der von den Bergen herabströmt und die ganze Nacht über weht.

Die Hauptbevölkerung der Südküste bilden noch immer die Tataren, trotzdem, daß ein großer Theil derselben nach dem Kriege mit den Westmächten die Krim verlassen hat und nach der Türkei ausgewandert ist. Es scheint jedoch, als ob sie, wie man zu sagen pflegt, die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, denn viele sind schon wieder nach ihrer alten Heimath zurückgekehrt, und erst kürzlich (den 22. September 1863) hat eine aus ca. 60—70 solcher ausgewanderten Tataren bestehende Deputation den Kaiser von Rußland gebeten, ihnen die Rückkehr nach der Krim zu gestatten.

Die Tataren wohnen in Dörfern, die auf den Abhängen des Gebirges oder in Thälern und Schluchten oft eine recht malerische Lage haben und durch ihre eigenthümliche Bauart von den Dörfern der übrigen Ansiedler sich unterscheiden. Der Rücken eines Berges dient gewöhnlich für die Hinterwand des Häuschens; Pfähle, deren Zwischenräume mit Steinen, Lehm oder Koth ausgefüllt sind, bilden die drei übrigen Wände. Das Dach, welches auf diese Weise gleichsam aus dem Berge

hervorspringt, ist vollkommen flach, mit festgestampfter Erde oder Rasen überdeckt und dient zum Trocknen der Früchte, der Wäsche und in den warmen Nächten des Sommers zur Schlafstätte; über die Vordermauer hinausragend und durch die Stützen, welche es tragen, eine Art Veranda bildend, ist es für die Reisenden mitunter kaum sichtbar. Im Innern finden sich zwei Gemächer, die sehr armselig ausgestattet, aber doch selbst bei den Aermsten mit Decken und Teppichen sorgfältig belegt sind. Die Tataren der gebirgigen Südküste unterscheiden sich in ihrer Gesichtsbildung wesentlich von denen der nördlichen Steppe. Bei den ersteren ist, wahrscheinlich in Folge der Vermischung mit Genuesern und Griechen, der mongolische Typus schon zum größten Theil verschwunden und es zeigt sich nur selten eine Spur davon. Sie haben regelmäßige, etwas breite Gesichter ohne hervorragende Backenknochen, ohne schiefstehende, geschlitzte Augen und ohne Flachnasen, wie die Steppentataren. Sie sind meist von mittlerer Größe, öfters auch darunter, von untersetzter Statur und derbem Knochenbau. Im Ganzen scheinen diese Tataren weit größere Aehnlichkeit mit den Türken als mit den fanatischen Nogaien, die vor einigen Jahren noch jenseits der Landenge von Perekop hausten, zu haben. Diese Tataren der Südküste sind vielleicht die Nachkommen des turkomanischen Bestandtheils jener Mongolenhorden, welche unter Batu-Chan die Krim eroberten. Für diese Annahme spricht nicht blos die Gesichtsbildung des Volks, sondern auch der Umstand, daß der tatarische Dialekt, welcher im Süden der Krim gesprochen wird, vom türkischen weit weniger verschieden ist, als die Sprache der Steppentataren. Wie dem nun auch sein mag, das steht fest, daß die Gebirgstataren mit den Türken die meisten ehrenwerthen Eigenschaften gemein haben, aber auch manche Tugend besitzen, die der Türke nicht kennt, und nur die wenigsten Laster mit ihm theilen. Unter ihnen finden sich wenig Spuren von jenen verworfenen, unnatürlichen Ausschweifungen im Geschlechtstrieb, die in den türkischen Städten und besonders bei den Vornehmen so allgemein sind. Daher sind auch die Tataren ein Menschenschlag von weit frischerm, kräftigerm Aussehen als die körperlich immer mehr entartenden Türken, und deshalb findet man auch in den meisten Familien der krim'schen Gebirgsbewohner häuslichen Frieden und Liebe bei Blutsverwandten, die man bei den Türken vermißt.

Neben den Tataren bilden die Griechen einen wesentlichen Bestandtheil der Bevölkerung der Südküste, so z. B. in Feodosia und Balaklawa, welcher letztere Ort ausschließlich von ihnen bewohnt ist. Die heutigen Griechen der Krim stammen nicht von den alten Kolonisten ab, welche noch unter der türkischen Herrschaft die Halbinsel bewohnten, sondern sind im ersten Kriege Katharina's gegen die Türken nach den asow'schen Küsten übergesiedelt, wo sie unweit Taganrog die Stadt Mariupol gründeten. Nach der Besitznahme der tauriſchen Halbinsel durch die Russen führte Potemkin Inselgriechen als Kolonisten nach Balaklawa, Kadikowa, Kamora und Karanion, die, in acht Legionen oder Kompagnien eingetheilt, die Küstenwacht versahen, und aus welchen der Kaiser Paul I. das Bataillon von Balaklawa bildete, das sich 1806 und 1813 nicht unrühmlich auszeichnete. Seit dem letzten Kriege ist dies Bataillon aufgelöst; die jüngere Generation dient in der russischen Armee, während die Alten auf ihren kleinen Besitzungen sich mit dem Wein- oder Tabaksbau beschäftigen.

Ein wichtiges Kulturelement bilden ferner die Deutschen, die wir längs der ganzen Küste als Gärtner, Verwalter, Handwerker, Weinbauer und hie und da auch wohl als Gutsbesitzer zerstreut finden, welche jedoch nicht mit den deutschen Kolonisten zu verwechseln sind, die in den Jahren 1804 und 1805 aus Württemberg, Baden, dem Elsaß und der Schweiz sich in dem mittleren Theile der Krim, dem Asow'schen Meere zu, angesiedelt und die Kolonien Neusatz, Heilbronn, Zürichthal, Friedenthal, Kronthal, Rosenthal u. s. w. gegründet hatten. Die auf der Südküste der Krim lebenden Deutschen stammen theils aus den Ostseeprovinzen oder sind aus Odessa oder direkt aus dem Auslande nach der Krim gekommen, um dort ihr Glück als Verwalter oder Gärtner auf den Gütern der russischen Magnaten zu suchen. Seitdem nämlich durch die vortreffliche Administration des Fürsten M. Woronzow die Südküste in Flor gekommen war, kauften viele reiche Russen große Grundstücke an und ließen sie durch ihre Leibeigenen oder gemiethete Arbeiter urbar machen. Nördlich vom Gebirge hat die Dessiätine Land einen Werth von 10 bis 15 bis 25 Rbl.; an der Südküste bezahlte man für sie von 500 bis 1000, ja bis 5000 Rbl., besonders wenn auf derselben entspringende Quellen eine ergiebige Weinanpflanzung in Aussicht stellten. Jetzt hat eine Dess. unkultivirten Landes auf der Südküste den Werth von 50 bis 250 R. S., ist sie aber mit Wein oder Nußbäumen bepflanzt, von 1000 bis 4000 R. — Man stattete diese Landsitze auf das Verschwenderischste aus, baute Prachtgebäude und legte großartige Parks an. Natürlich konnte bei einer solchen Verwaltung von Einkünften nicht die Rede sein, und die meisten dieser Herren wären sehr froh, wenn sie zu einem guten Preise diese kostspieligen Besitzungen losschlagen könnten. Südgewächse, wie Orangen und Citronen, die nur eine sehr geringe Kälte ertragen können, werden an der Küste nie sonderlich gedeihen, eben so wenig Pflanzen, die eines feuchten Bodens bedürfen; dagegen wachsen in den Gebirgsthälern viele Obstbäume, außer den gewöhnlichen Obstsorten Wall- und Lambertsnuß-, schwarze Maulbeerbäume, Quitten-, Pfirsich-, Aprikosen-, Kastanien-, Lorbeer-, Feigen-, Mandel-, Granat- und Olivenbäume. Die Maulbeer- und Wallnußbäume erlangen eine mächtige Größe. Bei Sudagh soll der Ertrag eines der letzteren bis auf 40,000 Früchte steigen; bei Mischor gab ein einziger Wallnußbaum eine jährliche Revenue von 130 R. S., und dergleichen gibt es noch viele auf der Südküste. Die Gemüse scheinen sämmtlich auf der Südküste nicht gedeihen zu wollen; es fehlt ihnen das Zarte, das namentlich unsere Kohlsorten besitzen. Wenn überhaupt Gemüse gedeihen sollen, so muß der Boden zuvor derb gedüngt werden. Mit Obst- und Tabaksbau beschäftigen sich insbesondere die Tataren, von denen viele eigene Weinberge besitzen, selbst jedoch keinen Wein machen, da ihnen dies von ihrem Religionsgesetze verboten ist. Sie verkaufen entweder die frischen Trauben oder trocknen die ihnen übrig bleibenden zum eigenen Gebrauche. Den Tataren ist nur daran gelegen, mit möglichst wenig Mühe möglichst viele Trauben zu erhalten; an eine Veredelung der Früchte durch sorgsamere Pflege denken sie nicht, weshalb es auch in ihren Weinbergen ziemlich wild aussieht. Desto besser gelingt ihnen dafür die Kultur der Arbusen, die in der Krim sehr groß und saftvoll werden und in der heißen Jahreszeit die Lieblingsfrucht der Küstenbewohner sind.

Für den Weinbau ist namentlich durch den Fürsten Woronzow unendlich viel gethan: er bildet eine Lieblingsbeschäftigung der russischen Herrschaften in der Krim und kostete dem Staate wie den Privaten enorme Summen. Man hat Reben und Winzer aus den besten Weinländern kommen lassen (über 400 Sorten Reben) und große Strecken der Südküste mit Reben bepflanzt. Ganz Europa bis nach Lissabon, Madeira, Südafrika, Asien von Tiflis bis nach Schiras und selbst das nördliche Amerika wurden in Kontribution gesetzt, um für die Südküste der tauriſchen Halbinsel die besten von ihren Reben zu liefern; man scheute keine Kosten, um eine berühmte Weinrebe auch aus dem entferntesten Winkel der Erde kommen zu lassen. Der vor einigen Jahren verstorbene Direktor des Krongartens zu Nikita, Harlwig, hat durch Säen von Beeren ganz neue Sorten gewonnen, die unter dem Namen der „Harlwigschen" nach dem Auslande geschickt wurden. Der krim'sche Wein wird in Rußland viel getrunken und büßt durch den Transport keineswegs an sei-

ner Güte ein. Alle die vielen Rebsorten verlieren auf dem krim'schen Boden nach und nach ihren ursprünglichen Charakter; sie werden gröber und gegen 50 Proc. stärker. Den einzigen Unterschied der krim'schen Weine begründen die geognostischen Verhältnisse. Auf dunkelfarbigem Boden, der die Wärme leicht zurückhält, bekommt der Wein der tauriſchen Südküste das Feuer, das ihn auszeichnet. Die Weinberge bei Sudagh, die meist auf hellfarbigem Jurakalk stehen, und besonders die Rebpflanzungen auf den weißen Kreidehügeln an der Alma und Katscha liefern einen viel schwächern Wein, dafür aber eine viel reichlichere Lese. Der auf Thonschiefer gewonnene starke Wein von Maharatsch, Livadia, Alupka, Ursuff und Nikita wird mit 5 bis 7 Rbl. für den Wedro bezahlt, während der schwache Wein von der Alma kaum für $1\frac{1}{2}$ bis 2 Rbl. Käufer findet. Auch auf die wilde Pflanzenwelt sind die geognostischen Verhältnisse nicht ohne Einfluß. So scheint der Kalk für die Waldvegetation günstiger als der Schiefer zu sein. Hervorragende Erscheinungen in der Pflanzenwelt sind die erwähnte tauriſche Fichte und der Erdbeerbaum. Dieser wächst zwischen Felsen, an denen er sich mit den Wurzeln festhält. Die tauriſche Fichte sammelt um ihren Stamm und ihre Wurzeln ein feuchtes Erdreich, das von den Gärtnern wegen seiner Fruchtbarkeit sehr geschätzt wird. Die Eiche der tauriſchen Halbinsel ist klein und trägt außerordentlich zierliche Blätter. Dagegen erheben sich der Wachholderstrauch und die Magnolia zu stattlichen Bäumen. Wilde Feigen und Terebinthen machen sich den Platz zwischen den Felsen streitig, und den kriechenden Kapernstrauch findet man von Alupchta an häufig an den die Küste umgebenden Bergen. Der tauriſchen Halbinsel eigenthümlich ist der aus Sinope stammende Pyramiden-Apfelbaum. Der Epheu scheint hier seine Heimath zu haben, denn er wächst zu mächtigen Stämmen an und entfaltet an vielen schlangenartigen Aesten, die sich weit umher spannen, eine große Blättermasse, die einen anmuthigen Schmuck der Landhäuser bildet. Auf allen Punkten der Südküste finden sich die Korneliuskirsche und mehrere Arten von Haselnußsträuchen, die so ergiebig sind, daß ihre Früchte einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bilden.

Die Küstenlandschaft Ostfrieslands und deren Bewohner.

Von **Hermann Meier.**

II.

Die verschiedenen Bodenarten Ostfrieslands. — Die Bildung der Marschen. — Mikroskopische Bestandtheile des Marschbodens. — Die Entstehung des Dollart. — Wiedergewinnen des Bodens. — Polder.

Es gibt in unserm Deutschland gewiß kein zweites Stücklein Erde, welches mehr von der Natur heimgesucht wurde, und wo die Menschenhand mehr in die mächtigen Wirkungen eingegriffen hat, theils um sie zu fördern, theils um sie durch kräftigen Widerstand zu hemmen, als der nordwestlichste Winkel — unser Ostfriesland. Es bildet einen Theil jener großen Ebene, welche sich von der Spitze Jütlands bis zum Ausflusse der Schelde ausdehnt, und zwar den Rand desselben, wie schon sein Name andeuten soll, den man wohl ableiten will von dem altfriesischen Worte Fries oder Frese, d. h. Rand. Der Totaleindruck dieser Ebene, die eine weithin unübersehbare, mehr oder weniger gebogene, eine kümmerliche oder im entgegengesetzten Falle eine einförmige Vegetation zeigende Oberfläche darbietet, macht auf das Gefühl des Wanderers, der von oder hinter den Bergen herkommt, zwar keinen lieblichen, aber einen desto tiefern Eindruck. Doch es gibt auch Gegenden unseres Landes, die eine so freundliche Physiognomie haben, daß die Sehnsuchtsschwingen nach dem Hochland erlahmen, weil „das Herz alsdann hier ist".

Im weitern Vaterlande ist Ostfriesland Manchem noch eine terra incognita, wenn auch etwas weniger unbekannt, als das benachbarte Saterland, über welches wir nächstens Mittheilung machen werden. Dieser vergleicht Ostfriesland mit der Lüneburger Heide, Jener mit einem Lande, wo Butter und Käse fast fertig von der Wiese zu holen ist. Die Althannoveraner (das sind die Einwohner aus den alten Provinzen; Ostfriesland kam erst 1815 an Hannover), welche vielfach als Beamte hieher versetzt werden, nennen es „Ochsfriesland" und sehen ihre Versetzung hieher als eine Verbannung an, überzeugen sich aber bald zu ihrem Vortheil von ihrem Irrthum: denn der Schmachtriemen kann schon nach wenigen Wochen abgelegt werden, die haut- und knochenreiche Gestalt versieht sich mit Fleisch und Fett. Land und Leute hat man so bald lieb gewonnen, daß man ungern sich wieder von denselben trennt.

Einer freundlichen Aufforderung des Herrn Herausgebers des „Globus" gemäß, wollen wir uns der dankbaren, aber nicht leichten Arbeit unterziehen, über das ostfriesische Land und dessen Volk einige eingehende Mittheilungen zu machen, die aber wenigstens von vorn herein den Werth haben, daß sie wahr und richtig sind, ein Prädikat, welches besonders den Aufsätzen des Herrn Baron von Seld über Ostfriesland nicht beigelegt werden kann. — — —

Ostfriesland hat drei ganz verschiedene Hauptbodenarten: Moor, Sand und Marsch. Erstere findet man in der Mitte des Landes, sie wird an drei Seiten vom Sandboden eingeschlossen, um welchen sich wie ein ewig grünender Kranz die Marsch hinzieht. Das Volk vergleicht auch Ostfriesland mit einem Pfannkuchen, von dem der Rand das Leckerste, das Fetteste ist. — Sand bildet den Urboden und die Marsch ist die jüngste Bodenart. Von den $52\frac{1}{2}$ Quadratmeilen Ostfrieslands beherrscht das Moor etwa $12\frac{1}{2}$, der Sand mit Einschluß der Inseln $16\frac{1}{2}$, die Marsch 24 Quadratmeilen.

Täglich bildet sich noch neuer Marschboden, aber wie entsteht er? Darüber sind die Ansichten sehr auseinander laufend. Sehr allgemein ist die Meinung, daß er aus dem Niederschlag, welchen ein Zusammenfluß des ausströmenden, süßen Binnenwassers mit dem hellgrünen Seewasser erzeugt, hervorgehe. An der ganzen Seeküste sind nämlich nicht weniger als 86 Siele oder Schleusen, um das Land zu entwässern. Sobald solches Wasser mit dem des Meeres zusammenkommt, bildet sich aus der Vermischung beider der Schliek oder Schlamm, der sich schließlich, besonders an den Flußmün-

dungen, ablagert, und durch fortwährende Ablagerungen neuen Boden erzeugt.

Arends, der vorzüglichste Geograph Ostfrieslands, ist andrer Ansicht. Seinem Dafürhalten nach sind Fluß- und Seewasser nicht im Stande, den Schlamm zu erzeugen, es müsse noch eine andere Potenz da sein, welche den Hauptstoff dazu hergäbe. Der Boden des Meeres sei von eben so verschiedener Beschaffenheit, als der des festen Landes. Er habe Felsen, Thon, Kalk, Sand; letztern am häufigsten, und den allein sähen wir auswerfen. Was hält uns aber ab, anzunehmen, daß in der Nähe unsrer Küste ausgedehnte Thon- und Kalksteinlager unter den Wellen liegen? Die Bestandtheile des Seewassers bestätigen diese Vermuthung*).

Welch' ungeheure Quantität solider Massen führen demnach die Millionen Kubikfuß Wasser, die täglich unsrer Küste zuströmen, herbei! Diese konstitutiven Theile können sich nicht im Wasser selbst erzeugen, sonst müßte das Seewasser sich überall gleich sein. Dem ist nicht so. Selbst die uns so nahe liegende Ostsee hat nur ein halb mal soviel feste Theile. Wie läßt sich diese große Ungleichheit besser erklären, als durch die Voraussetzung, daß im Boden der Ostsee geringe, in dem der Nordsee stärkere Betten von Thon, Kalk ꝛc. liegen, welche vom Meer nach und nach losgespült werden, bei Fluthzeit der Küste zufließen und sich da als fetten Schlamm niedersenken, der unsere Marschen bildet. Nach Allmers (im Marschenbuch) kommen dreierlei Weisen hinsichtlich der Marschbildung in Betracht.

Zuerst die mechanische. Wenn Fluth und Ebbe oder Ebbe und Fluth zusammentreten, wo alle Strömung aufgehoben zu sein scheint, setzt sich eine Lage Schlamm ab, die der Strom bis dahin ruhelos mit sich forttrug**); sodann die chemische, welche identisch ist theils mit der jüngst aufgestellten Ansicht, theils mit der von Arends, und endlich die durch das Sterben der Infusorien erzeugte.

Dr. Prestel in Emden übersandte vor mehreren Jahren an Ehrenberg verschiedene Schliekarten, in welchen dieser zum größten Theil Infusorien und deren Ueberreste fand. Die jedesmalige oberste, also jüngste Schicht, bestand fast allein und wenigstens zu $^{9}/_{10}$ aus Infusorien, vorzugsweise Frustalia attenala und acuminata. In Folge dieser und anderer Untersuchung ist Prestel mit Ehrenberg der Ansicht, daß die Marschen und Kulturländer der Flußgebiete nicht ausschließlich, vielleicht nicht hauptsächlich, ein Geschenk der Flüsse seien, sondern daß dieselben nachweistich einen Theil ihrer Existenz und Fruchtbarkeit jenen marinen animalischen Verhältnissen verdanken. Diese Ansicht wird bedeutend durch die Untersuchungen des Professor Harting unterstützt. Nach demselben soll z. B. der Dollartschlamm zum 10. Theil aus Ueberresten mikroskopischer Organismen bestehen. Derselbe berechnet aus der Höhe des Schlammes, daß, wenn 2000 Billionen dieser Reste auf einen Quadratmeter gehen, seit Entstehung des Dollart (1277) bis 1851 jede Stunde 15,400 Billionen, in jeder Sekunde $4^{1}/_{3}$ Billion dieser Organismen gestorben sind, um mit ihren Fragmenten einen fruchtbaren Boden mit erzeugen zu helfen, der jetzt in so reichem Maße tausende von Menschen nährt.

---

*) Arends gibt hier eine ziemlich alte Analyse des Nordseewassers, die wir durch die uns bekannte neueste ersetzen.

1 Pfd. = 7680 Gran Nordseewasser enthält:

Chlornatrium	197,5	Gran.
Chlorkalium	4,446	„
Chlormagnesium	28,362	„
Schwefelsaure Talkerde . .	10,2	„
Schwefelsaure Kalkerde . .	4,926	„
Kieselerde	0,782	„

Das sind sehr viel konstitutive Theile!

**) Woher stammt denn dieser Schlamm? H. M.

Gegen alle diese Hypothesen ließe sich Mancherlei einwenden, wie auch gegen die von untergeordneter Bedeutung. So ist es sehr auffallend, daß hier sich der Schlamm im Nachsommer und frühen Herbst, wenn die Binnengewässer auf dem niedrigsten Standpunkt stehen, am stärksten häuft, sowie, daß er in regnigen Sommern weniger erzeugt wird, als sonst. Wir führen dies nur als Thatsache an, denn es fällt uns hier nicht entfernt ein, eine Kritik dieser verschiedenen Ansichten zu versuchen; wir stimmen aber Allmers vollkommen bei, wenn er sagt: Man sieht, unsere Naturforscher und Geologen brauchen noch gar nicht hunderte von Meilen zu reisen, um schöne Beobachtungen und Entdeckungen machen zu können. — — —

Als man schrieb den 12. Januar 1277, da war in Ostfriesland große Noth. Der furchtbare Nordost, der seit verschiedenen Tagen wüthete, hatte durch die „Seegaten", das sind die Räume zwischen den einzelnen Inseln, so viel Wasser getrieben und peitschte so heftig dahinter her, daß die Anwohner des Meeres mit Bangen und Zittern der nächsten Zukunft entgegen sehen mußten. Denn man kannte bereits aus Jahrhunderte langer Erfahrung die Eroberungssucht des nimmersatten Nachbarn, der schon so manche schöne Beute an Land und Häusern, an Vieh und Menschen auf Meeresgrund gebettet hatte. Besonders hatte an diesem Tage eine Gegend unweit Emden, eine gottgesegnete Gegend mit einer reichen Stadt Torum und mit fünfzig blühenden Dörfern, Anlaß zur bangen Besorgniß. Bald flog der leichtgeflügelte Schaum über die damals noch nicht so starken und hohen Deiche weit ins Land hinein; immer lauter heulte der Sturm, immer höher stieg das Meer, immer schwächer wurden die Deiche. Endlich brachen sie und mit rasender Eile stürzten die Wogen in das Land hinein, Alles nieder werfend, was sie auf ihrem Wege fanden. Häuser und Gärten waren in einem Augenblick verschwunden, die stärksten Bäume wurden entwurzelt, und der Leichen von Menschen und Thieren gab es unzählige. Das Land war zum Meere geworden, zum Meere mit Ebbe und Fluth. Es schien, als ob die Zeiten der Urväter zurückgekehrt seien, von denen Plinius sagt: „Der unermeßliche Ocean läßt hier in dem Zeitraum eines Tages und einer Nacht zweimal seine Gewässer anschwellen und zweimal wieder ablaufen und offenbart uns dadurch den ewigen Kampf des Flüssigen und des Starren, so daß es zweifelhaft ist, ob die Sitze der Friesen dem Wasser oder dem Lande angehören. Dort wohnt das arme Volk auf Hügeln, welche entweder die Macht der Natur oder die Arbeit ihrer Hände gemäß ihrre Erfahrung vor der Höhe der Fluthen aufgeworfen hat. Während die Gewässer das Land bedecken, sind die Bewohner in ihren armseligen Hütten den Schiffenden zu vergleichen; wenn jene wieder abgelaufen sind, den Schiffbrüchigen."

Die Beschaffenheit des Bodens im Innern dieses Landstriches stand dem Meere in seiner Zerstörungswuth bei, denn dieser Boden war so tief, so sumpfig, daß der Feind, einmal eingedrungen, hier die größten Verheerungen anrichten konnte. Emmius, der Vater aller friesischen Geschichte, bemerkt: „Der Boden ist derartig, daß er sich unter den Füßen bewegt und zittert, dem Andrang gewaltiger Fluthen also keinen Widerstand leisten kann. In solchen Fällen reißt er sich hier und dort los und treibt in kleinern und größern Stücken, oft mit ganzen Häusern und Ländereien. Dies mag wunderbar erscheinen und dem Fremden unglaublich; wir selbst würden daran zweifeln, wenn nicht der Augenschein uns gezeigt hätte, daß bei starken Wasserfluthen ganze Strecken Landes mit Vieh, Dörfern, Weilern und Kirchen auf den Wogen dahin treiben können."

Die Belege zu dieser Beschreibung sind in der friesischen Geschichte nicht selten. So wurde z. B. in der sogenannten Allerheiligenfluth (1. November 1570) im Groningerlande

lande eine Fläche Landes losgerissen, um sich in Ostfriesland niederzulassen. In der Weihnachtsfluth (1717) trieben in Ostfriesland mehrere Häuser mit Menschen und Vieh davon; ein Haus trieb so unmerklich von der Stelle, daß die Lampe nicht erlosch und die Hühner ruhig auf der Stange sitzen blieben. Derartige Beispiele gibt es viele, und noch im Jahre 1793 rutschte ein Theil des Hochmoors über niedrigeres Land, weite Strecken bedeckend. —

Als nun aber die empörte Natur sich beruhigt hatte, als das entfesselte Element wieder in seine Grenzen zurückgekehrt war, als das Maß des Elends und des unsäglichen Jammers mehr als voll war, da war wieder Uneinigkeit unter den Menschen. Statt Hand in Hand zu schlagen und den Sommer einträchtiglich zur Ausbesserung und Verstärkung des Deiches zu benutzen, ließ Einer den Andern schalten und walten, wie's ihm wohlgefiel. Streit und Uneinigkeit hatte auch diese Menschen auseinander gerissen und ihnen Neid und Abgunst gegen ihre Brüder ins Herz gesenkt. Jeder arbeitete nur für sich. Der Nachbar versagte dem Nachbarn die Hülfe, und man wollte, wie jener reiche Bauer gesagt haben soll, lieber seine Ländereien lauzenhoch unter dem Wasser sehen, als dem Nachbarn helfen.

So blieben denn die zerrissenen Deiche zerrissen und dem Meere offen liegen. Die Elemente aber hassen das Gebilde der Menschenhand, und das Meer ergoß sich wiederholt über das Land und verschlang manches Dorf mit seinen Bewohnern. So ging es fort zehn lange Jahre: jeden Frühling und jeden Herbst wurden die eroberten Gefilde mehr und mehr verwüstet und jedesmal zog der Eroberer mit neuer Beute heim, aber — dieses Heim lag nicht mehr so fern, wie ehedem. — Da kam die Decemberfluth des Jahres 1287. An der ganzen Nordseeküste wurde man von ihr heimgesucht und nicht weniger als 30,000 Menschen fanden durch sie ihr Grab in den Wogen. Auch Ostfriesland mußte aufs Neue reichliche Opfer bringen, denn von jenem Landstriche blieb nur wenig übrig, was dann die folgenden Jahre und Jahrhunderte verschlangen. So entstand der Meerbusen Dollart, der seinen Namen trägt von der tollen Art (?), wie er sich Einlaß erzwungen.

Aber das Meer nimmt nicht nur, es zahlt auch wieder heim und thut dies doppelt, wenn der Anwohner es zum Zahlen zwingt. Der Dollart, der einst sieben Quadratmeilen groß war, umfaßt jetzt nur noch zwei Quadratmeilen, indem die nicht ruhende Menschenhand ihm bereits fünf Quadratmeilen wieder abgenommen und in reiche Polder verwandelt hat.

Tagtäglich zweimal kommt die Fluth an unsere Küste und läßt beim Zurücktreten jedesmal ihren Tribut an Schliek oder Schlamm zurück. Der Niederschlag des Schlamms geschieht aber hauptsächlich zur Ebbezeit, weil das Wasser alsdann bedeutend ruhiger ist, als während der Fluth und die fremden Bestandtheile des Wassers deshalb leichter niedersinken können. Bevor die Ebbe eintritt, hat das Wasser einen Augenblick vollständig Ruhe (wir Küstenbewohner nennen diesen Moment „Stauzeit"), und dann schon beginnt der Schlamm sich wolkenförmig vom Wasser zu trennen. Ist die Witterung ruhig, also nicht windig, dann ist es für den Niederschlag des Schlammes nicht gleichgültig, ob es regnet oder nicht, im ersten Fall ist der Niederschlag des Schlamms bedeutender. Denn die Regentropfen, welche alsdann während Fluth und Ebbe oder zur Zeit der Ebbe niederfallen, treiben, da sie gleichsam leichter sind, als das salzige Wasser und der Schlamm, durch den Stoß, den sie verursachen, letztern nach unten. Auch die Winde haben einen bedeutenden Einfluß auf das Niederschlagen des Schlamms. Ein Südwestwind bringt wenig Schlamm an die Küste, ein Nordwestwind, der so heftig ist, daß er den Anwachs zur Fluthzeit unter Wasser setzt, führt den Schlamm bis an den Deich und erhöht den Anwachs, östliche Winde aber, die niedrige Fluthen mit sich führen, sind gerade geeignet, für Erweiterung des Anwachses zu sorgen. Da nun aber in gewissen Monaten des Jahres mehr nordöstliche, in anderen mehr südwestliche Fluthen vorherrschend sind, so ist auch die Quantität Schlamm, die dem Anwachs zugeführt wird, nicht zu allen Zeiten des Jahres dieselbe.

Auch in Folge des Frostes wird der Anwachs erhöht. Das Eis, welches auf den großen Schlammfeldern entstanden ist, hat an seiner untern Seite eine Lage gefrornen Schlammes; wenn nun bei Nordwestwinde Thauwetter eintritt, dann reißt dieses Eis sich los, wird auf den Anwachs geführt und hinterläßt dort, wenn es geschmolzen ist, seinen Schlamm. —

Ueberall, wo ein mit Vegetation bedeckter Boden vom Fluthwasser überströmt wird, ist die Erhöhung des Bodens in einer bestimmten Zeit viel größer, als dort, wo alle Pflanzen fehlen, da natürlich hinter den Stengeln und Büscheln viel Schlamm gefangen wird. Daß an einigen Stellen in Jahrhunderten nur wenige Fuß Anwachs gewonnen sind, während er anderwärts mit Riesenschritten vorwärts geht, hat seinen Grund in der Richtung der Fluthströmung. Wollte man aber die Bildung neuen Bodens ganz der Natur überlassen, dann würde diese Arbeit nicht nur ziemlich langsam vorwärts gehen, sondern es würde auch nicht so viel Boden gebildet werden, als sich auf andere Weise erreichen läßt. Darum wendet der Mensch sein Möglichstes an, den Schlamm zu fangen und den gefangenen so rasch, wie thunlich, zu erhöhen.

Zu diesem Zwecke bringt man an unsrer Küste zwei Grundsätze zur Geltung. Erstens sorgt man dafür, daß die Fluth ungehindert den Schlammboden überströmen kann, setzt dem Wasser bei der Ebbe aber alle möglichen Hindernisse entgegen, um es zu zwingen, im ruhigen Zustande möglichst vielen Schlamm zurückzulassen. Zweitens strebt man dahin, alle Anlagen so zu machen, daß das Wasser vollständig wieder abfließen kann. Diese Anlagen bestehen aus sogenannten Schliekschlöten oder Schliekhunden. Einige Fuß von der Berme (dem Fuß des Deichs) entfernt, zieht man durch den weichen Schlamm kleine Gräben oder Schlöte, die 3 bis 4 Fuß weit, 1 bis 2 Fuß tief und 15 bis 20 Deichruthen (à 20 rhnl. Fuß) lang, 4 bis 10 Deichruthen von einander entfernt sind. Da, wo diese Schlöte aufhören, wird ein Querschlot gegraben, die Erde daraus nach der Landseite geworfen und von hier an eine neue Reihe Schlöte gezogen, jedoch so nahe zusammen, daß die Erde daraus auf einander geworfen werden kann, um dem auf diese Weise entstandenen Damm doppelte Anlage und Höhe zu geben, weil das Watt, je weiter vom Deiche, desto niedriger wird, folglich die Wälle dem Wasser stärkern Widerstand leisten müssen. Ein Quergraben verbindet diese Schlöte wieder und manchmal folgt noch eine dritte Reihe, was von der Lage des Watts abhängt. Im folgenden Jahre werden neue Schlöte zwischen den alten gegraben, im dritten ebenfalls; im vierten gräbt man die alten, welche nun völlig mit Schlamm angefüllt sind, wieder aus, oder auch schon im dritten, ja es kann sein, daß schon in einem Jahre die Schlöte voll Schlamm kommen, wenn die Lage besonders günstig ist. Auf solche Weise wird jährlich mit der Arbeit fortgefahren und das Watt erhöht. Begrünung stellt sich bald ein, erst auf den Wällen, dann über die ganze Fläche, wenn nicht die Eisgänge des Winters oft in einer Nacht die Arbeiten mehrerer Jahre zerstören*).

*) Die Kosten eines Deiches sind nicht unerheblich, wenn auch diese Anwachsdeiche nicht so hoch und stark zu sein brauchen, als die Hauptdeiche des Landes. So betrugen die Eindeichungskosten eines 1772 gewonnenen Polders von 84,800 Q.-Ruthen rhein., dessen Deichlinie 900 Ruthen einnahm, 180,000 Thlr., — Ostfrieslands größter Polder wurde 1752 eingedeicht. 1800 Mann legten im Frühling Hand ans Werk und waren im Herbst fertig. Er hielt über 800,000 Ruthen rhein. Friedrich II. verkaufte solchen später an die Stände des Landes für 299,161 Thlr.

Die erste Pflanze, die sich auf dem neugewonnenen Boden zeigt, ist der blätterlose Glasschmalz (Salicornia herbacea); sobald sich aber der Boden erhöht, verschwindet derselbe und macht der ansehnlichen, schönen Sternaster (Aster tripolium) Platz. Ihre unzähligen hellblauen Blumen erfreuen das Auge des Wanderers, der nimmermehr auf dem grauen Schlamm solchen Blumenwald gesucht hätte. Die dicken Stengel dieses Gewächses halten vielen Schlamm zurück, immer mehr begrünt sich der Boden, auch die Aster verschwindet und Glyceria maritima, hier Queller genannt, Plantago maritima, Agrostis stolonifera distans nebst vielen anderen Pflanzen, überziehen mit ihren Ausläufern bald das Ganze und vollenden die Begrünung des Bodens, der nun schon zum Weiden und Mähen benutzt wird.

Solche Anwüchse sind für das dahinter liegende Land von großem Nutzen, denn sie schützen dasselbe besser als Dämme und Deiche gegen die Wuth der Wogen, deren Gewalt sie brechen. Je größer der Anwachs oder das Vorland, desto gesicherter sind die Deiche, desto geringer die Unterhaltungskosten derselben und umgekehrt. Darum sucht man auch dort ein möglichst großes Vorland zu gewinnen, wo keine Aussicht auf Gewinnung eines Polders vorhanden ist.

Hat sich das Vorland völlig begrünt und steht seine Größe mit den Eindeichungskosten in Verhältniß, so schreitet man zur Eindeichung, indem man vom alten Deiche aus einen zweiten um das neugewonnene Land legt. Die Anwächse gehören, mit wenigen Ausnahmen, dem Landesherrn, der entweder die Bedeichung des Polders selbst beschaffen läßt oder ihn gegen Erbpacht zur Bedeichung an Privatpersonen überläßt. In alten Zeiten war das neue Land Gemeingut. Die Bewohner der nächst liegenden Dörfer benutzten den Anwachs gemeinschaftlich. Sie deichten ihn zusammen ein und vertheilten das Land unter sich. Später aber, als die friesische Freiheit in das Reich der Träume gebannt wurde, maßten sich die Grafen das neue Land an. Die Stände wehrten sich freilich gegen diese Uebergriffe, aber eine kaiserliche Resolution von 1595 gab dem Grafen ausdrücklich Recht.*)

*) Die jährliche Ausgabe für diese Arbeiten ist keine geringe. Beim Heinitzpolder im gesegneten Rheiderland, dem südwestlichsten Theil Ostfrieslands, wurden von 1823 bis 1840 jährlich 11,280 Q.-Klafter hannover. bearbeitet und dafür jährlich etwa 828 Thaler verausgabt, in den 18 Jahren also 14,904 Thaler. Dahingegen ist aber schon der Ertrag des Anwachses ein so großer, daß man, von anderen Gründen fürs physische Wohl des Landes abgesehen, nichts Vortheilhafteres thun kann, als überall, wo die Natur dazu die geringste Veranlassung gibt, durch Arbeiten den Anwachs zu erhöhen. Nach einer 10jährigen Durchschnittsrechnung bringt eine Fläche von 460 Q.-Klafter jährlich auf an Gras 15 Thlr., an Nachweide 16 Gr., zusammen 15 Thlr. 16 Gr. Verausgabt für Graben 3 Thlr. 9 Gr. Bleibt ein jährlicher Gewinn von 12 Thlr. 7 Gr.

Das gewonnene Neuland wird Polder oder Groden genannt; zwei gleichbedeutende Wörter, von denen ersteres mehr in Ostfriesland, letzteres mehr in Oldenburg gebräuchlich ist. Nun hat sich die Scene völlig geändert. In den Marschen die üppigste Fruchtbarkeit, der herrlichste Anbau, auf den Watten völlige Wüstenei; in den Marschen ein neugewonnener, frischer Boden, in den Watten das Gerippe uralten, untergegangenen Landes; in den Marschen das Walten der raffinirtesten Menschenkunst, in den Watten das Schalten roher, zerstörender Naturkräfte, in den Marschen die Glockentöne der neuerbauten Kirchen und der Jubel zu fröhlichem Besitz gelangter Menschen, in den Watten die Todesstille über im Grabe verschütteter Habe und ertränkter Geschlechter; in den Marschen die Furcht vor dem Verlust des Ergriffenen, über den Watten die Hoffnung der neuen Auferstehung über Landschaften schwebend. Die Watten sind der lange Kirchhof der Marschen, und die Marschen sind Polder an Polder ein eben so langer Triumphzug der Menschen über die Natur.

Diese Worte von Kohl können wir nur nach allen Seiten hin unterschreiben, wenn auch andererseits das Naturkleid des neugewonnenen Marschbodens ein ziemlich einfaches ist, denn die Flora desselben ist trotz ihrer Fruchtbarkeit dennoch arm, sehr arm. Individuen die Hülle und Fülle, aber sehr wenig Arten. Ranunculus acris, Trifolium filiforme, Lathyrus pratense, Vicia cracca, Daucus Carota, Bellis perennis, Artemisia maritima, Achillea millifolium u. a. kommen in Millionen von Exemplaren vor, erfreuen aber durch ihr ewiges Wiederkehren keineswegs unser Auge, welches vergeblich auf weiten Strecken nach neuen Arten sucht. Keine Bodenart unsers Landes ist daran ärmer, als die Marsch. Aber sie hat doch ihre Reize. Einmal die Nähe des freilich nie ruhenden und stets an den Deichen nagenden, aber doch auch unzählige Genüsse bietenden Meeres, andermal aber die Produkte der immensen Fruchtbarkeit, die der Marschboden darbietet.

Ist der Deich gelegt, sind die Gräben gezogen, ist die erste Bearbeitung geschehen, wobei oft den Pferden Schuhe angezogen werden müssen, um nicht in den noch weichen Boden zu sinken, dann wird das Land bestellt. Seinen Salzgehalt verliert dieses bald und ist dann einer der fettesten und fruchtbarsten Boden. Besonders sind die acht Dollartpolder, die interessantesten von allen Marschgegenden, mit Recht weit und breit berühmt durch ihre Schönheit, ihre Alles übertreffende Fruchtbarkeit und den Reichthum ihrer Bewohner.

Neuyork am Ende des Jahres 1863.

Der 80 Fuß breite Broadway ist die Hauptpulsader Neuyorks. Von dem halbmondförmigen Battery-Platze erstreckt er sich drei englische Meilen weit nach Norden, bis dahin, wo langweilige, sich unter einander gleichende, rechtwinklige Straßen ihn kreuzen. Diese ziemlich todten Nebengassen sind so zahlreich, daß man keine Namen mehr für sie erfand, sondern sie einfach mit Nummern belegte. Auf dem Broadway schlägt aber die Fluth von mehr als einer Million Menschen zusammen. Kein Omnibus oder schwer beladener Wagen, kein Privatfuhrwerk und Fußgänger kann, wenn ihn die Geschäfte oder das Vergnügen zum Ausgehen antreiben, das Gedränge des Broadway vermeiden.

Diese Straße gibt der Stadt ihren eigenthümlich amerikanischen Charakter; Alles ist großartig an ihr, wenn auch die Schönheit einigermaßen in den Hintergrund tritt. Da sind Läden, welche nicht allein das Erdgeschoß und die Hof- und Flurräume, sondern auch gleich die ersten Stockwerke eines ganzen großen Häuservierecks einnehmen; Gasthöfe, welche eine Front von 150 Fuß haben und beinahe eben so hoch und breit sind. Astor-Hotel ist eine Welt im Kleinen. Es enthält über

500 Zimmer, elegante Läden, ein eigenes Telegraphenbureau und eine Druckerei. Lagerhäuser, aus mächtigen Marmorquadern, die fast wie Burgen erscheinen und doch geschmückt wie Paläste dastehen, sind keine Seltenheit. Kirchen und Hallen, die Theater, kurz Alles, was von Gebäuden dem öffentlichen Leben gewidmet und in anderen Städten nach allen Weltgegenden zerstreut ist, drängt sich in Neuyork auf dem Broadway zusammen.

Aber alle diese schönen und kolossalen Häuser sind nur der Rahmen für das lärmende Leben, welches sich zwischen ihnen entwickelt und den eigentlichen Charakter der Straße ausmacht; denn nicht Mörtel und Stein, sondern die Ebbe und Fluth der auf- und abwogenden Menschenmassen verleihen dieser Straße das wahre Gepräge. Den „Stolz des Broadway" bilden die Omnibus, dieses eigenthümliche Institut der „Musterrepublik", welches sich nirgends so in Blüthe befindet, wie in Newyork. Sie sind nicht düster angestrichen und ungemüthlich wie in London, nicht langsam und träge, wie in Paris, sondern lustig, bunt und mit allerlei Flittertand ausstaffirt, meist weiß angestrichen, mit rothen und goldenen Inschriften, mit allerlei Bildern, Landschaften und Seestücken bemalt. Sie sind wie Menageriebuden und gemahnen an barbarischen Ungeschmack. Zu dreien und vieren fahren sie hintereinander und begegnen einem eben so langen Zuge, mit dem sie oft in Verwirrung gerathen; die Deichseln fahren zusammen; es bricht etwas, man hört schelten und fluchen und die Pferde stürzen auf dem erschrecklichen Pflaster nieder; eine Gesellschaft gegen Thierquälerei, welche sich ihrer annehmen könnte, gibt es in Neuyork nicht. Ich bin, so schreibt der neuyorker Correspondent der Times, noch nie, weder zur Morgen- noch zur Abendzeit, über den Broadway gegangen, ohne daß wenigstens ein verunglücktes Pferd auf dem Pflaster lag, ja selbst an Sonntagen fand ich Pferdeleichen auf der Straße liegen, die dann bis zum Montag dort bleiben mußten, denn dann erst durfte der Schinderkarren kommen, um sie abzuholen. (Nicht am „Sabbath"!)

In diesem großen Wirrwarr von Wagen, zu dem noch schwere Lastkarren und leichte elegante Fuhrwerke kommen (eigentliche Droschken fehlen in Neuyork), bewegt sich nun noch das Geschäftsleben der Hauptstadt der westlichen Welt. Beim Astor-House oder von Wall-Street her den Broadway zu durchkreuzen, gehört zu den größten Wagstücken. Damen müßten von diesem Versuch gänzlich abstehen, wenn nicht zu ihrem Beistande ein Trupp Müssiggänger aufgestellt wäre, deren Pflicht es ist, Damen als Begleiter zu dienen. Sie tragen das Zeichen der Polizeileute, sind auch solche, zumeist starke Männer mit höflichen Manieren; sie tragen lange Frackröcke und runde Lederkappen und führen die Damen quer über die Straßen durch das dichteste Gedränge sicher hindurch.

Inmitten dieses chaotischen Gewühls von Menschen und Wagen marschirt in der jetzigen Kriegszeit plötzlich ein Regiment Soldaten über den Broadway; oder eine vollständig bespannte Batterie versperrt alle Zugänge. Noch größer und tobender wird der Lärm, wenn die neuyorker Feuerwehr mit Leitern, Stricken und Spritzen daherstürmt. Alt und Jung strömt mit ihr dem Orte des Feuers zu, und die Feuerwehrleute lassen einen eigenen schrillen Ruf vernehmen, welchen sie den Indianern abgeborgt zu haben scheinen.

So lebhaft zeigt sich die Außenseite der Stadt, der in Bezug auf Ausdehnung und Gedeihen vom Geschicke keine Grenzen angewiesen zu sein scheinen. Der Krieg mit den Südstaaten mag so lange fortdauern, wie er wolle, der Osten der Vereinigten Staaten mag gegen den Westen in Waffen treten, die ganze Union mag in einzelne kleine Staaten und Nationen zerfallen, das Sternenbanner mag in seine Streifen und Sterne aufgelöst und die Karte Nordamerika's so buntschäckig werden, wie die Europa's, oder endlich die „Kapitale des Westens" mag zu einer Art Hansestadt mit kleinem Gebiete herabsinken — sie wird doch der Mittelpunkt amerikanischen Lebens und Treibens bleiben.

Salem, Portland und Boston, welche einst Haupthäfen Nordamerika's waren, sind schon lange von Neuyork überflügelt worden, das auch das Bankgeschäft, welches früher in Philadelphia seinen Sitz hatte, an sich gezogen hat. Zu dem ungeheuern, unverhältnißmäßigen Fortschreiten der Stadt gesellt sich nun als belebendes und bereicherndes neues Element — der Bürgerkrieg. Durch Brand und Verwüstung wird der Süden entvölkert, im Westen liegt Alles lahm, und der Schmerzensschrei, welcher aus beiden Hauptstädten dieser Landstrecken, aus Neuorleans und St. Louis herübertönt, ist grauenvoll.

Ganz anders mit Neuyork. Hierher scheint jetzt ganz Amerika zu wallfahrten, obgleich die Stadt bei den eingeborenen Amerikanern in üblem Rufe steht und für einen Vereinigungspunkt von Elend und Corruption gilt, in dem die gesetzlosen, rohen Irländer und die „gottlosen" Deutschen in so großer Zahl wohnen. Die schlechtesten Subjekte der alten Welt haben ihr Stelldichein in Neuyork. Sie alle, und die meisten Eingeborenen selbst, halten sich in Neuyork nur auf, um ihr Glück zu machen. Diese Stadt ist ihnen wie ein Schiff, das man benutzt und dann wieder verläßt. Die ganze Bevölkerung befindet sich in einem wogenden, ab- und zuziehenden Zustande; sie wurzelt nicht im Boden. Die Stadt ist ihr Kaufladen, ihre Durchfahrt, in der man Geld verdient. Aber wie Wenige denken daran, hier ihre alten Tage in Ruhe hinzubringen und ihre Kinder zu erziehen!

Bei alledem ist Neuyork bereits eine übervölkerte Stadt, in der es an Wohnungen fehlt, und in der fortwährend gebaut wird, um diesem Mangel abzuhelfen. Gerade jetzt wieder steigen fünf oder sechs jener wahrhaft kolossalen Gasthöfe aus dem Boden empor, welche bestimmt sind, nicht etwa durchreisende Fremde, sondern einheimische Familien aufzunehmen, welche im Voraus schon diese Wohnungen belegen. Für einen großen Theil der Amerikaner hat das Gasthofleben einen größern Reiz, als das enge Heiligthum eigner Häuslichkeit. Der hohe Preis der Miethwohnungen, des Arbeitslohnes, die Theurung des Brennmaterials und die schlechten Dienstboten sind eben so viele Ursachen, aus denen amerikanische Familien noch mehr in ihrem Drang zum „socialen Leben" unterstützt werden und so zu dem vereinigten, beinahe kommunistischen Gasthausleben gelangen. Neuyork gleicht jetzt beinahe einem großen Phalanstère oder einem Karawanserai. Ein häusliches Familienleben nach deutschen Begriffen ist bei den Yankees fast zur Ausnahme geworden.

Im Gefolge dieses Yankee-Zigeunerlebens finden wir ausschweifende, frivole und luxuriöse Sitten. Man lebt in den Tag hinein und fröhnt dem Vergnügen; in nicht weniger als 20 Theatern wird Englisch, Deutsch, Französisch und Italienisch gespielt und gesungen. In Bezug auf andere Vergnügungsörter erreicht Neuyork beinahe Paris, dem es bald an Größe und Bevölkerungszahl gleich sein wird. Concerthallen, Salons und „Gardens" werden in immer größerer Menge angelegt; Alles scheint sich seit dem Ausbruch des Bürgerkrieges zu verdoppeln und sämmtliche öffentlichen Säle sind vom Oktober bis zum April bereits für Gesellschaftsunterhaltungen im Voraus belegt. Drei große Spielhöllen rasten nicht einmal Sonntags; — am Sabbath! — zu ihnen kommen noch die unzähligen kleinen. Bälle aller Art waren nie so zahlreich, wie gerade jetzt; französische und italienische Kriegsabenteurer haben ihre besonderen Tanzarten und Champagner-Diners eingeführt und „Alles gedeiht"*).

*) In Gustav Struve's Broschüre: „Diesseits und Jenseits des Oceans" finden wir folgende Stelle: „Was in Neuyork, Boston oder Philadelphia oder einer anderen der großen Städte des Nordens Theater und

Hand in Hand mit diesem Luxus, dieser Verschwendung, diesem wüsten Leben geht ein fieberhaftes Jagen nach Geld. Neuyork ist wahrlich jetzt nichts anderes, als ein großes Spielhaus. Besucht man an einem schönen Sonnabend-Nachmittage die Concerte im neuen Centralpark, so erstaunt man über die große Zahl neuer Karossen, mit herrlichen Pferden bespannt, die vielleicht gestern von ihren Eigenthümern erworben wurden, um morgen schon verloren zu sein. Aber der Gedanke an dieses „Morgen" scheint bei all den Leuten nicht vorhanden. Das „wie gewonnen, so zerronnen" ist in Neuyork an der Tagesordnung.

Dabei zweifelt kein Mensch daran, daß der große Bankerott eintreten muß, an dem das Papiergeld (die Greenbacks) nicht mehr werth ist, als ein dürres Blatt. Darum dieses Jagen nach Vergnügungen aller Art, denn jeder will vor dem „Krach" noch sein Theil genießen.

Das Streben in den meisten amerikanischen Städten, mit Ausnahme von Boston, geht jetzt dahin, den englischen Ursprung zu verläugnen und französische Sitten und Gebräuche nachzuäffen. Viel von der angelsächsischen Unternehmungskraft, Stärke, Beständigkeit und Arbeitsamkeit liegt zu Boden, an der Oberfläche zeigt Jung-Amerika pariser Lack und schwärmt für französische Aeußerlichkeiten. Jetzt gleicht der Yankee-Amerikaner einem halbfranzösirten John Bull. Hört man aber einen eingeborenen Amerikaner über die gerügten Uebelstände sprechen, so kommt alles Schlechte und Ueble von den „Fremden"; die Eingeborenen sind gute, unschuldige Lämmer! Ich aber glaube, daß das Boardinghaus- und Gasthofleben einen großen Theil der Schuld trägt, und daß hauptsächlich dieses den ernsten, reinen und gesunden angelsächsischen Charakter in der neuen Welt untergraben hat.

Das Land- und Badeleben in Saratoga und Newport ist jetzt bei den Neuyorkern Mode geworden. Der Bürger, welcher 10 Monate in seinem ungeheuern Logirhause in der fünften Avenue eingesperrt ist, sehnt sich nach frischer Luft. Aber er verläßt die Stadt nicht, ohne den Schwarm seiner Bekannten und Freunde, sein Hôtel und sein Theater nach dem Badeort mitzunehmen. Er selbst geht meist widerstrebend, aber die Königin seines Hauses wünscht oder befiehlt so. Denn unter den Kolonnaden am Ocean ist es Mode, noch einmal so viel Juwelen anzustecken, noch schwerere Seidenkleider und größere Krinolinen zu tragen, als daheim auf dem Broadway. Liebliche, schattige Ruheplätze und nette Villen gibt es genug auf dem frischgrünen Staaten-Island, oder am Gestade von Jersey und der Bucht von Newyork. Aber der eigentliche Neuyorker ist eben so wenig von seiner Avenue fortzubringen, wie der Pariser von seinem Boulevard, und die schönen Landhäuser der Umgegend werden meist von neuen Ansiedlern aus der alten Welt bewohnt. Das Klima ist so herrlich, wie man es nur wünschen kann, und die Reinheit des amerikanischen Himmels läßt sich nur mit dem Italiens vergleichen, selbst im Winter.

Aber mehr oder weniger faul ist Alles, und der „Krach" wird nicht ausbleiben.

Concerte besucht, hat Mühe zu glauben, daß das Land von einem furchtbaren Kriege heimgesucht ist. Die Häuser sind gedrängt voll. Die Toiletten sind reich. Ich habe sie weder in Paris noch in London in so großer Zahl und so durchgängig gewählt und schön gefunden."

Chinesische Justiz.

Nach einer Schilderung in dem Roman Gin-ping-mei*) von **H. A. von der Gabelentz.**

Die Frau eines Kaufmanns Han Dooguwe hatte längere Zeit zum Aergerniß der Nachbarn mit ihrem Schwager Han El Doogui in verbotenem Umgang gelebt. Eines Tages, als Han Dooguwe ausgegangen ist und sich El Doogui wieder zu Frau Wang geschlichen hat, vereinigen sich mehrere junge Leute aus der Nachbarschaft, steigen über die Hofmauer, dringen in das Haus Han Dooguwe's ein und ergreifen die Frau nebst ihrem Schwager. Beide werden ohne Umstände gebunden und in ein Wachthaus abgeführt.

Erst am andern Morgen kehrt Han Dooguwe zurück. Mit gezierten Schritten und den Fächer ausbreitend bewegt er sich durch die Straßen und weiß mit Jedem, der ihm begegnet, ein paar höfliche Redensarten zu tauschen. Da kommt ein Bote eilends gelaufen, zieht ihn zur Seite und theilt ihm den Vorfall des vergangenen Tages mit. Han Dooguwe verfärbt sich vor Schrecken, und der Autor fügt hinzu: „Wenn Einer auch das Wasser des westlichen Flusses ausschöpft, kann er doch heute die Scham seines Gesichtes nicht abwaschen."

Zunächst sucht nun Han Dooguwe seinen Freund Ingbedsiyo, um sich von ihm Rath und Beistand zu holen. Nach mehrfachem vergeblichen Umherlaufen findet er ihn bei einem Gastmahl, vom Wein schon etwas geröthet, und er hat einen Zahnstocher im Hutrande stecken. Ingbedsiyo sagt seinen Beistand zu, verabschiedet sich und begleitet den Han Dooguwe. Dieser bittet ihn nochmals dringend, doch ja den Oberrichter bestimmen zu wollen, daß die Frau nicht vor das Tribunal gebracht werde. Gleichzeitig kniet er nieder. Ingbedsiyo hebt ihn auf und sagt: „Guter Freund, warum sollte ich diese Kleinigkeit nicht für Sie thun? Setzen Sie schnell ein Schreiben auf, worin Sie den Hergang schildern. Vermeiden Sie jedes überflüssige Wort. Da Sie Geschäfts halber nicht zu Hause waren, haben einige Taugenichtse aus der Nachbarschaft mit Steinen und Ziegelstücken geworfen, um Ihre Frau zu necken. Ihr Bruder hat sie deshalb gescholten, die Schelme aber haben ihn umringt, gepackt, mit Füßen getreten, geschlagen, gebunden und auf die Wache geschleppt."

Han Dooguwe nahm sogleich Pinsel und Reibstein, schrieb den Hergang auf und steckte das Schreiben in den Aermel. Beide Freunde begaben sich hierauf zu Han Dooguwe's Compagnon, dem Seidenhändler Simenking. Der Thürsteher sagte ihnen, daß der Herr sich in der Bibliothek im Blumengarten befinde; sie gingen also durch die große Halle in den Blumengarten und traten durch eine Laube in einen runden Pavillon, welcher dem Simenking als Sommeraufenthalt diente. Ein Diener meldet die Gäste an, der Hausherr empfängt sie im Bibliothekzimmer, nach den üblichen Begrüßun-

*) Es ist dies derselbe Roman, aus welchem schon mein Bruder (Globus III, S. 71) Auszüge gegeben hat. Der Leser wird in unserer Umschreibung der chinesischen Namen Verschiedenheiten entdecken, welche daher rühren, daß mein Bruder der in Europa gebräuchlichen Transscriptionsmethode gefolgt ist, während ich die Mandschuumschreibung, als die in China elbst autorisirte, angenommen habe.

gen setzt man sich und trinkt Thee. Hierauf trägt Ingbedsiyo die Geschichte seines Freundes vor. Er fügt hinzu: „Dieser hier (Han Dooguwe) hat mich nun unter Thränen gebeten, es Ihnen mitzutheilen und Sie um einen Brief zu bitten, worin Sie sich vor Heng ki (dem Oberrichter) ein wenig für ihn verwenden. Um seinen Bruder ist es ihm weniger, wenn nur seine Frau nicht weggeführt wird."

Han Dooguwe zog während dem das von ihm eben aufgesetzte Schreiben aus seinem Aermel hervor, kniete nieder und sprach: „Nachdem ich wegen der mir widerfahrenen Beleidigung an Ihre Thüre gekommen bin, wollen Sie wohl dessen, was Herr Ing sagt, mitleidig eingedenk sein? Mein ganzes Haus würde es bis in's Alter nicht vergessen."

Simenking hieß ihn aufstehen, prüfte das Schreiben und bemerkte: „Anstatt ein Bittschreiben an den Beamten der Stadt zu richten, ist es besser, daß man mit dem Bezirksvorsteher spricht. Jenen lasse man noch einen Bericht aufsetzen, den ich morgen mit in's Tribunal nehmen will, um die Sache zu ordnen."

Han Dooguwe warf sich nochmals nieder, während Simenking einen Diener auf die Wache schickte, welcher bald darauf mit einem Soldaten in schwarzem Kleide zurückkehrte. Simenking wies diesen an: „Geh' in die Niopistraße, erkundige dich, zu welchem Bezirk das Haus meines Compagnons Han gehört und sage dem Bezirksvorsteher in meinem Namen, er solle die Frau Wang sogleich freilassen, sich nach den Namen einiger der Schurken erkundigen, einen Bericht über den Hergang aufsetzen und ihn morgen früh in unser Tribunal Tihing bringen."

Der Soldat entfernte sich, um Simenkings Befehle auszuführen; ihm folgte Han Dooguwe, doch nicht, ohne sich abermals bei letzterem bedankt zu haben.

Ingbedsiyo blieb bei Simenking zurück. Dieser ließ seinem Gast gewärmten Wein und Schi-Fisch vorsetzen und erzählte ihm sodann aus seiner richterlichen Praxis Folgendes: „Der Bruder des Eunuchen Lio, Namens Liobeho, der den Rohrzaun längs des Flusses verwaltet und dabei einige Unzen Silber gewonnen hat, kaufte sich ein Landgut in Ulidiyan. Beamte unseres Gerichtshofes brachten in Erfahrung, daß er zum Bau seines Wohnhauses kaiserliches Holz genommen habe, und zeigten die Sache an. Hiyalungki, der Oberrichter, meinte, man solle, nachdem man einhundert Unzen Silber von ihm empfangen, ihn noch bei dem Schengyuwan-Gericht anschuldigen. Der Eunuch Lio, darüber erschrocken, hat selbst hundert Unzen Silber genommen und ist damit zu mir gekommen, mit der Bitte, die Sache zu vertuschen. Aber was frage ich nach seinem Silber, da mir meine Handelsgeschäfte genügenden Lebensunterhalt gewähren? Ueberdieß ist der Eunuch Lio von Alters her mein Freund und ich habe schon unzählige Geschenke von ihm erhalten. Die Sache wurde also damit abgemacht, daß während der Nacht jenes Haus eingerissen, der Besitzer desselben, Liosan, vor Gericht geführt und mit 20 Stockschlägen bestraft ward.

Nachdem dies geschehen, hat der Eunuch Lio zum Dank für die erwiesene Gunst ein Schwein schlachten lassen, einen Krug Hohowa-Blumenwein und zwei Packete mit in Hefen gesetzten Schi-Fisch, zusammen 40 Pfund, und endlich zwei Stück geblümtes Zeug gebracht und uns persönlich seine Erkenntlichkeit ausgedrückt."

Ingbedsiyo sagte: „Sie haben doch diese Schätze nicht verschmäht? Der Herr Hiya ist vom gemeinen Soldaten avancirt, von Haus aus hatte er gar nichts, wovon sollte er also leben, wenn er Nichts erpreßte?" Darauf bemerkte sein Gastfreund: „Allerdings, aber er ist schmutzig geizig und fragt nicht nach Recht und Unrecht, wenn er nur Vortheil aus der Sache ziehen kann. Ist das eine Art? Obgleich wir militärische Beamte sind, so muß man doch, wenn man Strafen verhängt, auch etwas auf die Schicklichkeit Rücksicht nehmen."

Der Wachsoldat hatte inzwischen Frau Wang in Freiheit gesetzt und den Leuten, welche neulich in Han Dooguwe's Haus eingedrungen waren, angezeigt, daß sie morgen vor dem Tihing-Tribunal gerichtet werden sollten. Als diese hievon benachrichtigt wurden und zugleich erfuhren, daß Han Dooguwe Simenkings Verwendung in Anspruch genommen habe, geriethen sie in große Bestürzung.

Der Wachsoldat, dem Han Dooguwe ein Trinkgeld von fünf Silbermünzen gegeben hatte, notirte ihre Namen und überbrachte dem Simenking die Liste.

Am folgenden Tage sehen wir diesen und Hiyatihing zu Gericht sitzen. Die Angeschuldigten werden durch die Vorsteher der untergebenen Bezirke hereingeführt und Hanel, mit dem das Verhör beginnen sollte, wird zum Niederknien genöthigt. Hiyatihing durchliest den Bericht und bemerkt sodann: „Wie der Bezirksvorsteher Siyootscheng von der vierten Wache der Niopi-Straße berichtet, handelt es sich um eine Straßenprügelei. Nun gibt Hanel auf Befragen zu vernehmen: „Mein Bruder ist Kaufmann und also oft nicht zu Hause. Diese Abwesenheit wurde von einigen Tagedieben aus der Nachbarschaft oft benutzt, um seine kleine Tochter durch Singen unzüchtiger Lieder, durch Lärm vor der Thür, durch Steinwürfe und sonst auf alle Art zu kränken. Ich wohne anderswo, wenn ich aber in meines Bruders Haus auf Besuch kam, konnte ich diese Rohheiten nicht mit ansehen und schalt mit einigen Redensarten. Hierdurch erbittert, warfen mich die Taugenichtse zu Boden und mißhandelten mich."

Hiyatihing wendet sich nun an die anderen Angeschuldigten. Diese rufen einstimmig: „Herr, glauben Sie seinem Vorgeben nicht!" und erzählen zugleich den wahren Sachverhalt.

Hierauf wird der Bezirksvorsteher Siyootscheng befragt, warum er die Frau Wang nicht mitgebracht hätte. Da dieser nicht sagen durfte, daß der Soldat sie losgelassen habe, so antwortet er: „Wangschi hat kleine Füße und kann nicht gehen, sie wird aber sogleich kommen. Hanel, der noch kniet, blickt nun nach Simenking, dieser neigt sich nach Hiyatihing und sagt: „Wozu die Wangschi vorführen? Sie ist sehr schön von Gestalt, und weil sie den Verlockungen dieser Taugenichtse nicht gefolgt ist, haben sie sich an ihr rächen wollen." Er läßt hierauf den Anführer der Angeschuldigten, Tschedan, vortreten und fragt ihn: „Wann und wo habt Ihr diesen Hanel ergriffen?" Antwort: „Gestern am Tage haben wir ihn in jenem Hause ergriffen." Jetzt wird Hanel gefragt: „Wie bist Du mit Wangschi verwandt?" worauf der Bezirksvorsteher bemerkt: „Sie ist seine Schwägerin." Auf ferneres Befragen erklärt dieser noch: „Die Angeklagten sind über die Mauer gestiegen und so in das Haus des Han Dooguwe eingedrungen." Da ruft Simenking voll edler Entrüstung aus: „Ihr Schurken also meint, daß der Schwager als naher Verwandter nicht in's Haus gehen darf; unter welchem Vorwand untersteht ihr euch nun, über die Mauer zu steigen? Wenn Ihr nicht das Verbrechen habt begehen wollen, dessen Ihr Hanel beschuldigt, so habt Ihr jedenfalls rauben wollen!"

Der Richter läßt Marterwerkzeuge herbeischaffen und Jeden der Leute einmal torquiren und mit zwanzig Stockschlägen züchtigen, so daß „Fleisch und Haut zerriß und das Blut herabfloß". Alle waren junge Leute, welche noch nie eine Züchtigung erlitten hatten. „Sie schrien zum Himmel, weinten und wälzten sich am Boden."

Der eifrige Richter läßt seinen Collegen gar nicht zu Worte kommen, sondern verkündigt gleich das Urtheil weiter: „Hanel soll entlassen, diese Vier aber sollen in's Gefäng-

niß gesteckt werden, bis man die Sache weiter untersucht hat."

Während die vier Unglücklichen klagen und jammern, macht ihnen der Gefangenwärter noch mehr bange, indem er sagt: „Wenn erst die Untersuchung beendigt ist, so wird man euch Alle zur Strafe verbannen, und wenn Ihr dann nach dem äußeren Fu-tscheo-hiyan kommt, so ist euer Tod gewiß."

Glücklicherweise herrscht noch Gerechtigkeit in China. Die Gefangenen wissen durch Leute, welche ihnen das Essen bringen, an ihre Angehörigen Briefe zu befördern, worin diese aufgefordert werden, „Hoch und Niedrig zu bestechen". Vierzig Unzen Silber werden zusammengeschossen. Hiermit begeben sich Väter und Brüder der Gefangenen nach Ingbedsiyo's Haus und bitten ihn um seine Verwendung. Dieser Ehrenmann nimmt das Geld an, da er aber erst gestern im Interesse des Hanel thätig war, so kann er sich nicht heute bei Simenking für die Gegenpartei verwenden. Er besticht also mit zwanzig Unzen einen begünstigten Diener Simenkings, Namens Schntung, und überläßt diesem das Weitere. Schutung weiß eine der sechs Frauen Simenkings in sein Interesse zu ziehen, was ihm auch durch Geschenke und Schmeicheleien gelingt, und Frau Lipingel macht nun die Fürsprecherin bei ihrem Herrn. Simenking läßt sich auch bereit finden, die Gefangenen freizugeben, nur will er sie zuvor Alle noch einmal durchprügeln lassen. Lipingel bemerkt hierauf: „Wozu dies, es ist ein widerlicher Anblick, wenn sie vor Schmerz das Gesicht verziehen." Aber der Eheherr entgegnet: „Gericht ist Gericht, wie kann man in öffentlichen Angelegenheiten auf die Person Rücksicht nehmen?"

Die am andern Morgen stattfindende Gerichtsverhandlung muß in der That ein ergötzliches Bild abgegeben haben. Zunächst wendet sich Simenking an seinen Kollegen Hiyatihing mit den Worten: „In Sachen Tschendau's und Genossen bin ich wiederholt angegangen worden, die Angeklagten leicht durchzulassen." Hiyatihing erwiedert: „Auch zu mir ist Jemand mit Bitten gekommen, ich hatte es jedoch nicht erwähnt, um Ihnen nicht lästig zu werden. Wenn es aber so steht, so wollen wir die Gefangenen heraufbringen lassen, noch einmal verwarnen und dann freilassen."

Simenking ist hiermit einverstanden, die Angeklagten werden vorgeführt, und man heißt sie niederknien. Sie verneigen sich in Einem fort, aus Furcht, Prügel zu bekommen. Da ergreift Simenking das Wort und sagt: „Ihr Haufen Taugenichtse, warum habt ihr so viele Leute gebeten, für euch zu sprechen? Eigentlich solltet ihr Alle zur Untersuchung gebracht werden, doch sei euch für diesmal verziehen. Wenn ihr aber noch einmal in meine Hände fallt, so lasse ich euch auf Lebenszeit ins Gefängniß sperren. Nun geht!"

Die Angeklagten lassen sich das nicht zweimal sagen, sondern stürzen laut jubelnd hinaus.

Aus allen Erdtheilen.

Anbau der Fieberrinde auf Jamaica. Im Herbste des Jahres 1860 erhielt der Regierungsbotaniker dieser Insel Samen von der Chinchonapflanze und hatte im Oktober 1861 aus demselben etwa 400 gesunde und kräftige Pflanzen gezogen. Er beging aber einen Fehler, indem er seine Versuche im heißen Tieflande machte, dessen Klima der Chinchona nicht zusagte; es war ihr zu warm, und etwa die Hälfte der Pflanzen ging nach und nach ein. Die übrig gebliebenen wurden dann ins Gebirge etwa 4000 Fuß über dem Meere verpflanzt, und dort gediehen sie ganz ausgezeichnet. Ein Jahr später hatte eine Pflanze von der Art mit rother Rinde, Cinchona succirubra, eine Höhe von 44 Zoll, mit Blättern von 13 Zoll Länge und 8¾ Zoll Breite. Im November 1863 war diese, nur zwei Jahre alte Pflanze sechs Fuß hoch, hatte 10 Zweige, und der Stamm hielt über der Wurzel 4½ Zoll im Umfang. Auch die Art mit grauer Rinde, C. micrantha, deren Blätter noch größer sind, gedeiht vortrefflich. Der Anbau der Fieberrinde kann für Jamaica von Bedeutung werden.

Zur Statistik der französischen Kolonien. Die Revue maritime et coloniale für Januar 1864 bringt eine sehr ausführliche Uebersicht der statistischen Verhältnisse einiger französischen Kolonien. Hienach betrug im Jahre 1861 die Einwohnerzahl in

Martinique	135,991	Senegalländern	113,398
Guadeloupe	138,069	Franz. Indien	220,478
Franz. Guyana	19,559	Mayotte	22,570
Réunion	183,491	St. Pierre und Miquelon	2,385

Zusammen 835,941, was gegen das Vorjahr eine Vermehrung von gerade 64,000 Seelen aufweist. Die erzeugten Kolonialwaaren betrugen in dem genannten Jahre auf der Insel Martinique 28,240,400 Kilo Zucker; 6,224,050 Liter Syrup und Melasse; 4,739,210 Liter Tafia; 155,875 Kilo Kaffee; 303,250 Kilo Baumwolle; 8,894,450 Kilo Kakao; 28,400 Kilo Tabak. Die Schwesterinsel Guadeloupe bleibt hiergegen sehr zurück, ihre Erzeugung betrug nur: 31,219,226 Kilo Zucker; 1,724,717 Liter Syrup und Melasse; 3,664,809 Liter Tafia; 992,932 Kilo Kaffee; 20,412 Kilo Baumwolle; 109,474 Kilo Kakao; 320 Kilo Vanille; 4,030 Kilo Tabak. Die Insel Réunion dagegen lieferte an Produkten: 65,532,868 Kilo Zucker; 5,277,564 Liter Syrup und Melasse; 2,360,808 Liter Tafia; 349,800 Kilo Tabak; 150 Kilo Baumwolle; 1100 Kilo Kakao; 6,800 Kilo Gewürznelken; 11,427 Kilo Vanille; 347,600 Kilo Tabak.

Entdeckung von Kohlen in Brasilien. Man war bisher immer der Meinung, daß in Brasilien keine Kohlen vorkämen. Nach den Berichten der geologischen Gesellschaft in Manchester hat ein Engländer, Nathaniel Plant, mächtige Kohlenlager entdeckt, welche für die Zukunft Brasiliens von großer Bedeutung sind. Plant bereiste im Jahre 1862 die Provinz Rio Grande do Sul und die Grenzdistrikte Brasiliens nach Süden hin, seine Forschungen erstreckten sich namentlich auf das Gebiet des Jaguarãoflusses und seiner beiden Nebenflüsse Candiota und Tigre. Diese Ströme durchfließen das Kohlenfeld und münden in einen Küstensee bei San Pedro am Atlantischen Ocean; sie bilden auf diese Weise eine natürliche Wasserstraße vom Ocean bis in das Herz der Kohlenfelder. Die Kohlenlager selbst sind an einigen Ausbissen, wo sie zu Tage treten, über 65 Fuß dick (?). Im Norden des großen Kohlenbeckens findet man zwei kleinere Ablagerungen, deren eine in der Provinz Rio grande do Sul, die andere in der Provinz Santa Catharina liegt. Diese zur Oolithformation gehörigen Ablagerungen hatten ein Streichen von Süden nach Nord.

Brasilien, welches bisher jährlich 250,000 Tons Kohlen einführte, kann fortan zu einem billigen Preise seinen Bedarf im eigenen Lande gewinnen und obendrein die europäischen Dampfer, welche nach Indien und Australien fahren, mit dem unentbehrlichen Brennstoffe versehen. Das Candiotafeld bedeckt allein einen Raum von 150 Quadrat-Miles. Nach Plants Berichten gleicht die Kohle an Güte der englischen und eignet sich namentlich zur Beheizung von Dampfkesseln, während sie als gewöhnliches Brennmaterial minder gut ist. In Rio Janeiro hat man schon Gas aus ihr erzeugt.

Die Deutschen Philadelphia's schließen sich immer fester aneinander an und thun das Ihrige zur Erhaltung deutscher Sprache und Sitte, weil gerade in dieser Beziehung bei den Deutschen Nordamerika's noch viel zu wünschen übrig bleibt. Im Jahre 1764 ward bereits, vor nun 100 Jahren, der dortige deutsche Verein von einer Anzahl braver Männer gestiftet, die ihre Muttersprache erhalten und den neuankommenden Landsleuten guten Rath und Hülfe angedeihen lassen wollten. In letzterer Beziehung hat die Gesellschaft sehr viel Gutes gethan; was aber die Erhaltung der deutschen Sprache betrifft, so zeigte man sich sehr nachlässig, und kaum war ein Menschenalter verflossen, so wurde kein deutsches Protokoll mehr geführt und kaum hörte man noch bei den wichtigsten Verhandlungen die deutsche Sprache. In dieser Zeit hatten auch sehr bigotte und unduldsame Menschen die Zügel der Gesellschaft in Händen, und wer nicht bibelfest erschien, wurde nicht aufgenommen, wenn er auch sonst ein tüchtiger Mann war. Das hat sich aber Alles zum Guten geändert: Heute hört man unter den 500 Mitgliedern nur Deutsch reden, die englische Sprache ist ausgeschlossen und man rüstet sich, das hundertjährige Bestehen des Vereins in feierlicher Weise zu begehen. — Auch vom deutschen Theater in Philadelphia hören wir nur Vortheilhaftes. Das Haus ist alle Abend überfüllt. —

Kohlen- und Eisenerzeugung. Wir finden darüber in der Allgemeinen Zeitung folgende Ziffern.

1. Die Kohlengruben lieferten in Frankreich im Jahre 1862: 188,060,000 Zollcentner Kohle im Werthe von 110,920,000 Francs; Pennsylvanien, Ohio und Virginien producirten 190,765,860 Zctr. Anthracit und 62,296,832 Ctr. Steinkohlen, beides über $16_{,9}$ Mill. Dollars werth. Großbritannien förderte im Jahre 1861 die kolossale Masse von 1,697,794,844 Zctrn. Steinkohle im Werthe von 139,972,887 Thalern. Rußlands und Polens Produktion an Kohle wird auf 1 Mill. Ctr., die von Italien auf $1_{,5}$ bis $1_{,6}$ Mill. Ctr. Anthracit und Braunkohle angegeben. Der deutsche Zollverein (nach England der stärkste Kohlenproducent) hatte in den letzten Jahren eine Förderung von 282,660,969 Ctr. Stein- und 92,446,241 Ctr. Braunkohle im Gesammtwerth von 31,362,100 Thlrn. Dazu kommt noch Belgien mit einer durchschnittlichen Förderung von 170 Mill Ctr., das übrige Nordamerika mit beiläufig 50 Mill., Oesterreich mit etwa 65 Mill. Ctr. und Schweden mit 200,000 Tonnen. Der jährliche Kohlenverbrauch aller Länder der Erde darf hiernach auf mindestens 2800 Mill. Ctr. veranschlagt werden.

2. Die Roheisenproduktion belief sich in Frankreich im vorigen Jahre auf 21,000,000 Ctr. Roheisen und 14,010,000 Ctr. Schmiedeisen; die Vereinigten Staaten erzeugen an Roheisen 18 Mill., an Stab- und Walzeisen $8^1/_2$ Mill. Ctr.; Großbritannien ca. 76 Mill. Ctr. Roheisen; Rußland beiläufig 6 Mill. Roh- und 2 Mill. Ctr. Schmiedeisen; Belgien über 7 und Oesterreich 6—7, Schweden und Norwegen 5—6, Spanien 1 Mill. Ctr. Roheisen. Der deutsche Zollverein erzeugt gegenwärtig 10,635,719 Ctr. Roheisen und 982,431 Ctr. Gußwaaren unmittelbar aus Erzen, dann 7,094,896 Ctr. Stab- und gewalztes Eisen, zusammen 18,713,046 Ctr. im Werthe von 43,055,435 Thlrn. Rechnet man zu obigen Zahlen die Produktion an Roheisen der anderen Staaten noch hinzu, so darf man die gegenwärtige Erzeugung von Gußeisen und Frischeisen (Roh- und Schmiedeisen) der ganzen Erde auf wenigstens 185—186 Millionen Centner veranschlagen, die sich gewiß für die Folge nicht wohl verringern wird. Nur scherzeshalber sei noch beigefügt: daß, sollte diese Kohlen- und Eisenmasse von 2986 Mill. Ctr. auf einmal verladen werden, man hierzu $14_{,9}$ Mill. Wagen zu 200 Ctrn. Tragkraft haben müßte, welche, in einen Zug vereinigt, eine Länge von wenigstens 160,600 Stunden einnehmen würden, also 1056 mal so lang als die Schienenlänge von Lindau bis zur bayerischen Landesgränze bei Hof, oder beiläufig 15mal um den Aequator herum.

Steigerung der Eisenproduktion in Großbritannien. Großbritannien hat bekanntlich seine industrielle Ueberlegenheit zu nicht geringem Theile dadurch erreicht, daß es dieselbe auf den großen Betrieb und auf das große Kapital stellte. Das gilt namentlich auch von der Eisenindustrie. In dem „Cleveland Distrikt" an den Flüssen Tyne, Wear und Tees hat sie einen geradezu kolossalen Aufschwung genommen. Sie liefert, vermittelst 134 Hochöfen, in der Woche durchschnittlich 17,000, also jährlich 884,000 Tonnen Roheisen, will sich aber damit nicht begnügen und hofft die Produktion vermittelst 150 Hochöfen auf wöchentlich 26,000 Tons, also im Jahr auf 1,350,000 Tons zu bringen.

Archäologisches aus England. Eine interessante archäologische Entdeckung ward im verflossenen Herbste zu Normanby in der Nähe von Middlesborough, Yorkshire, bei der Anlage eines Weges gemacht. Die Arbeiter stießen beim Graben auf Töpferwaaren, Theile von zerbrochenen Handmühlen und einen menschlichen Unterkiefer, in dem noch drei Zähne festsaßen. Außerdem fand man noch Knochenreste, die vom langstirnigen Ochsen, bos longifrons, abstammen, die Markknochen waren zerschlagen. Schweinsknochen wurden wenig, dagegen mehr Schaf- und Hirschknochen gefunden, an denen sich aber keine Zahnspuren nachweisen ließen, weshalb möglicher Weise damals, als diese Thiere lebten, Hunde gefehlt haben dürften. Sonderbar ist das Vorkommen von Knochen, die man Seehunden zuschreibt. Auch Schnitte bemerkte man an den Knochen, doch müssen dieselben mit einem sehr unvollkommenen und rohen Werkzeuge hervorgebracht worden sein. Ein einzelner Fußwurzelknochen von einem Schaf war in der Mitte kreisförmig durchbohrt. Alle Knochen waren mit phosphorsaurem Eisen überzogen, das an der Luft eine schöne blaue Farbe annahm. Dicht neben diesen Knochen war ein Muschellager von 6 bis 8 Zoll Dicke, 14 bis 15 Fuß Länge und noch unbestimmter Breite, gebildet aus gemeinen Seemuscheln und Strandmondschnecken (Turbo littoreus). Alle Muscheln waren geöffnet, und nur bei sehr wenigen fand man beide Schalen beisammen. Dieses Muschellager liegt 17 bis 19 Fuß unter der Oberfläche; über denselben fand man die Knochen, Scherbenreste und dazwischen Zweige, Knüppel, Laub, Holzkohle, Haselnüsse, Moos, Flechten, Binsen, die Hälfte eines gut polirten Gagatringes und einige rohe Pflöcke aus Knochen. Fünf Fuß über dem Muschellager zog sich durch die Ablagerungen ein ochergelb gefärbtes Sediment hin, welches einige Zoll stark war und durch seine Regelmäßigkeit eine ungestörte Ablagerung bewieß.

Genaue Untersuchungen der Umgebung führten zu dem Resultate, daß in früherer Zeit an dieser Stelle ein Teich oder kleiner See gewesen sein müßte; möglicherweise rühren diese Reste von Seebewohnern, ähnlich wie sie die Pfahlbauten der Schweiz uns zeigen, her. Die Times vom 26. Dec. 1863, der wir diesen Bericht entnehmen, meint, daß die Topfscherben, der Ring und die Handmühlen unzweifelhaft keltischen Ursprungs seien; doch das bleibt noch auszumachen. Waffen und Geräthschaften wurden nicht entdeckt. Der Unterkiefer war sehr groß und stark; die Zähne desselben waren beinahe bis auf die Wurzel abgenutzt, woraus auf eine sehr grobe Nahrung geschlossen werden kann.

Feuersbrünste in England. London wächst und wächst trotz der vielen Feuersbrünste, welche alljährlich eine große Anzahl Häuser in Asche legen. Im Jahre 1863 kamen 1404 Feuersbrünste zur Anzeige, 101 mehr als im vorhergehenden. Nimmt man die Zahl der Einwohner auf 2,800,000 an, so ergibt sich auf 2000 Einwohner ein Feuer. Liverpool mit 450,000 Seelen hatte 1863 beinahe 300 Feuersbrünste oder auf je 1500 Einwohner eine. Manchester zählt 360,000 Einwohner, dort brannte es im verflossenen Jahre 238 Mal oder auf 1510 Menschen einmal. Glasgow hat eine Bevölkerung von 410,000 Menschen, dabei im verflossenen Jahre 221 Brände, so daß auf 1885 einer entfällt. Dublin mit einer Population von 260,000 Seelen zählte 174 Feuer, mithin auf 1490 Einwohner eines. Edinburg hatte bei 170,000 Seelen 127 Feuersbrünste oder auf 1350 Menschen eine. Sehr günstig stellt sich das Verhältniß bei Sheffield, wo es 51 Mal brannte; da die Stadt nun 190,000 Einwohner hat, so kommt erst ein Brand auf 3670 Menschen; noch besser war das Verhältniß in Leeds mit 210,000 Einwohnern. Es brannte nur 47 Mal oder auf 4470 Menschen einmal. Was die londoner Feuersbrünste angeht, so wurde ermittelt, daß 227 durch unvorsichtiges Umgehen mit Licht, 39 durch Kinder, 123 durch Schornsteine, 100 durch Gas, 26 durch Streichhölzchen, 31 durch Tabakrauchen, 107 durch Funken und 26 durch Oefen entstanden, während von 487 die Ursache nicht ermittelt werden konnte.

Die Lachsfischerei in den Flüssen von Süd-Wales war früher sehr bedeutend. Von Jahr zu Jahr wird aber der Fischreichthum der Flüsse, welche durch Bergwerksdistrikte fließen, unbedeutender, und selbst Forellen und andere Fische, die man sonst in großer Menge fing, sind sehr selten geworden. Als Ursache dieser Abnahme hat man die schädlichen

Beimischungen, welche aus den Eisen-, Kupfer-, Kohlen- und Zinnwerken in die Flüsse gelangen, anzusehen. Sie wirken vollkommen als Gift auf die Fische, und von vielen Seiten werden bereits Bittschriften an die Behörden vorbereitet, daß den Hüttenwerksbesitzern untersagt werden möge, die unreinen Stoffe in die Flüsse abzulassen.

Londons Kohlenverbrauch im J. 1863 stieg auf 5,119,887 Tons und 4 Centner (gegen 4,967,251 Tons im Jahre 1862); davon wurden 3,335,174 Tons in 9687 Schiffen angebracht. Wenn übrigens die Kohlenförderung in der bisherigen Weise fortgeht, dann wird England nach etwa 100 Jahren seine Kohlenlager erschöpft haben. Das ist wenigstens von Sachverständigen ausgesprochen worden.

Frankreichs Bevölkerung. Die unendliche Mehrzahl nicht blos der Fremden, sondern der Franzosen selbst, mißt bekanntlich Frankreichs Reichthum, Bildung und Wohlfahrt nach der großen Hauptstadt. Indessen ist ein pariser Blatt offenherzig genug, daran zu erinnern, daß 1,160,000 Einwohner nur Deutsch, 1,070,000 nur Bretonisch, 14 Millionen Provençalisch, 160,000 Baskisch, 200,000 Italienisch, 100,000 Catalanisch, 200,000 Vlämisch reden und als ihre Muttersprache betrachten und beinahe jeder Kenntniß des Französischen entbehren. Nur wenig mehr als die Hälfte aller Einwohner Frankreichs spricht Französisch. Es ist richtig, daß die kleinere nicht französische Hälfte der Einwohner dafür auch gebührend ignorirt wird; für ihre Bildung geschieht so gut wie nichts, es gibt keine Staatslehranstalt, welche von der Nationalität dieser 17 Millionen Deutscher, Vlämingen, Italiener, Provençalen, Bretonen, Catalanen auch nur die mindeste Notiz nähme.

Das Unterrichtswesen in Frankreich ist sehr mangelhaft und gab in der Kammer zu wiederholten Beschwerden Anlaß. Jules Simon sprach sich namentlich über die Unzulänglichkeit der auf das Schulwesen verwandten Mittel aus. Es gebe 1018 Gemeinden in Frankreich, in denen gar keine Schule, und 19,303 Gemeinden, in denen keine Mädchenschule sei. 6200 Schullehrer, 2120 Schulamtskandidaten unter 21 Jahren nicht mit eingerechnet, bezögen einen Gehalt von weniger als 600 Fr., 11,000 von 6 bis 700 Fr. Ja es lebten in Frankreich 4755 Lehrerinnen mit einem Gehalt von 340 bis 400 Fr. jährlich. Das mache noch keinen Franken täglich aus; besser sei es wahrlich, als Magd sich zu verdingen!

Der durch sein aufgeklärtes, gemeinnütziges Wirken weithin ehrenvoll bekannte Gewerbverein von Mülhausen im Elsaß hat sich kürzlich mit Einstimmigkeit für einen Antrag eines seiner verdienstvollsten Mitglieder, des Herrn Johann Dollfus, erklärt. Dieser Antrag bezweckt, die Regierung um verschiedene Modifikationen des auf die Fabrikarbeit der Kinder bezüglichen Gesetzes vom Jahre 1841 anzugehen. Nach dem Berichte des Herrn Dollfus reichen alle bis jetzt getroffenen Bestimmungen nicht hin, dem in der Fabrik beschäftigten Kinde die nothwendige geistige und körperliche Entwicklung zuzusichern. Noch im Jahre 1858 konnten in Mülhausen sogar, wo man dem Schulunterricht eine ganz besondere Sorgfalt widmet, von 497 Confirmanden männlichen und weiblichen Geschlechts 188 gar nicht, und 49 sehr mangelhaft lesen. Im Jahre 1863 waren von 589 etwa 303 beinahe ohne allen Schulunterricht. Da dieses Verhältniß auch in früheren Jahren so ziemlich dasselbe war, so zieht Herr Dollfus daraus den traurigen Schluß, daß zumal in den letzten Jahren von keinem Fortschritt die Rede sein kann und deshalb durch gründliche Reform des bis jetzt befolgten Systems eine Besserung nothwendig herbeigeführt werden müsse.

Die türkische Armee, so schreibt ein Beobachter, entspricht weder an Zahl noch an Ausbildung den Anforderungen der Zeit; daß kaum 100,000 Mann regulärer Truppen auf einem so ausgedehnten Gebiete, wie das ottomanische Reich ist, nicht genügen können, wird wohl jedem Menschen einleuchten; im Falle eines Krieges wird diesem Mangel durch das System der Einberufung irregulärer Mannschaften abgeholfen, diese Mannschaften aber kosten viel und taugen nichts. Die Offiziere der Armee sind im höchsten Grade unwissend, daher unfähig, die jungen Leute, welche aus den Militärschulen, wo sie auch nicht viel lernen, in die Armee treten, weiter auszubilden. Die seit so vielen Jahren in Konstantinopel angestellten Artillerie-Instrukteure aus Preußen thaten ihr Möglichstes, werden aber unter der jetzigen Regierung, die dem christlichen Element viel weniger hold ist, als man allgemein glaubt, durch den herrschenden Fanatismus gänzlich paralysirt; die französischen Instrukteure der Infanterie beziehen enorme Gehalte, leisten aber wenig oder nichts; die Führung der Armee ist daher über alle Begriffe schlecht, nur ein Paar neuerrichtete Jägerbataillone, die man nebstbei als Spielzeug des Sultans gut kleidete, wobei man aber stark die glorreichen Zeiten des Janitscharenthums zu vergegenwärtigen trachtete, sind allein gut zu nennen. Die Regimenter in der Provinz sind entblößt, schlecht genährt und haben 40 Monate Gehalt rückständig, sie sind in einem jämmerlichen Zustande. Die Redif (Landwehr), die im Falle der Noth einberufen werden, müssen Weib, Kind und Wirthschaft, für die Niemand sorgt, zurück lassen und laufen daher schaarenweise davon, und zwar, wie natürlich, geradezu nach Hause. Was eine solche Armee zu leisten vermag, ist unnöthig zu erörtern, die letzten Feldzüge zeigten es, denn einzelne Fälle wie: Silistria, Kars ꝛc. können doch unmöglich als Norm gelten; die Armee wurde doch immer und immer geschlagen, und was geschieht für diese Armee? Nichts, — denn selbst Fuad Pascha, der doch Einsicht genug besitzt, macht nichts, denn er weiß recht gut, daß man mit leeren Kassen keine Armee zu reorganisiren, noch viel weniger zu schaffen vermag; nebstbei ist noch der große Uebelstand, daß der so üppig wie nur möglich wuchernde Fanatismus christliche Kräfte beizuziehen nicht erlaubt.

Kostenaufwand der stehenden Heere. Der verhängnißvolle Unfug, welcher in unseren Tagen mit der beispiellosen Vermehrung der stehenden Heere getrieben wird, muß in späteren Zeiten eine scharfe Beurtheilung finden. Die kommenden Jahrhunderte werden wenig Achtung vor einem Civilisationszustande haben, der so viele Kennzeichen der Unkultur an sich trägt, und sie werden den praktischen Verstand von Völkern gering achten müssen, die sich in ganz unproduktiver Weise ihr eigenes Mark ausfressen.

So wie die Lage der Dinge sich einmal gestaltet hat, sind diese stehenden Armeen nicht zu entbehren, aber der gesunde Menschenverstand würde sie füglich um zwei Drittel reduciren. Das zu erreichen, wäre eine würdige Aufgabe für einen europäischen Kongreß; wer aber möchte so leichtgläubig sein, zu wähnen, daß die „Kriegsherren" an die Lösung einer solchen Aufgabe auch nur dächten?

Das Unwesen ist ins Kolossale aufgegipfelt und fast unerträglich geworden. Oder wäre dem nicht so?

Die statistische Gesellschaft in Paris, also gerade da, wo der wundeste Fleck liegt, hat Ziffern zusammengestellt, die laut genug reden. Diesen zufolge werden in 18 verschiedenen Staaten Europa's 3,815,847 Soldaten unter den Waffen gehalten. Sie kosten alljährlich 3221,409,545 Francs, auf jeden Kopf kommen 844 Francs. Von je 76 Seelen wird ein Mann ausgehoben. Die Kosten verschlingen mehr als 32 Procent der gesammten Staatseinnahmen.

Wenn die „Mächte" sich dahin verständigten, die Hälfte dieser unproduktiven Soldatenmenge zu entlassen, also 1,907,024 Mann weniger auf den Beinen zu halten, so würden sie diese Schaaren in produktive Menschen umwandeln und jährlich 1,600,000,000 Francs ersparen. Für diese Summe könnte alljährlich das europäische Eisenbahnnetz um 1500 deutsche Meilen ausgedehnt oder es könnten Schulden getilgt werden. Diese sind zu nicht geringem Theil eine Folge der stehenden Heere und erfordern an Zinsen jährlich 2300,000,000 Francs, diese Zinsen repräsentiren ein Kapital von 57,000,000,000 Francs. Dasselbe könnte, bei Reduzirung der Heere auf die Hälfte, in 36 Jahren abbezahlt, oder es könnte der überall hohe Steuerdruck vermindert werden. Jene 1,907,924 Mann, die man ganz nutzlos unter den Waffen hält, würden, wenn als nützliche Arbeiter beschäftigt, an jedem Arbeitstage (jeder zu 15 Silbergroschen gerechnet) etwa 10,000,000 Francs verdienen. Um dieselbe Summe wird jetzt Europa täglich verkürzt. Die Nachtheile, welche diese ungeheure Steigerung der Heere auch in sittlicher Beziehung im Gefolge hat, sind nicht minder hoch anzuschlagen, als die wirthschaftlichen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Constantin Tischendorfs Reise nach dem Sinai.

Die Wüsteneisenbahn von Kairo nach Suez. — Der Mosesbrunnen. — Der Wüstenweg nach dem Sinai. — Die Howaraquelle. — Wadi Gharandel. — Altägyptische Kultusstätte. — Das Thal der Inschriften. — Das Palmenthal Feiran. — Der Serbal oder Baalsberg. — Das heutige Manna und jenes der Juden. — Das Katharinenkloster. — Leben der Klosterbrüder. — Bibliotheken und der Bibelfund. — Besteigung des Sinaiberges. — Die Beduinenstämme der Sinaihalbinsel.

Mit dem „Schiff der Wüste" brauchte man gegen fünf Tage, um von Kairo nach Suez zu gelangen; auf der Eisenbahn legt man diese Strecke jetzt in eben soviel Stunden zurück. Der Bau dieser Wüsteneisenbahn war mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, weil die Haltlosigkeit des weichen, feinen, vom Südwinde aufgewühlten Sandes den Unterbau sehr theuer machte und Wasser und Kohlen nicht leicht herbeizuschaffen sind.

Suez ist ein trauriger und häßlicher Ort. Tischendorf erreichte ihn am 23. Jan. 1859 und trat von da seine Wüstenwanderung nach dem Sinai an. Sechs Kameele unter einem Beduinenscheich bildeten die kleine Karavane,

Beduine von der Sinaihalbinsel. (Nach einer Originalzeichnung.)

welche sich nach dem Durchgange durch den nördlichsten Ausläufer des Golfs von Suez nach dem nur zwei Stunden weit entfernten Ayun Musa oder Mosesbrunnen in Bewegung setzte. Ayun Musa mit seinen Palmen, Tamarisken und Nebekbäumen hebt sich von dem bleichen Wüstensande wie ein schmaler, grüner Waldstreifen ab. Den Namen „Mosis Quellen" führt diese, durch mehrere hübsche Gartenanlagen ausgezeichnete Oertlichkeit von den zahlreichen im Sande aufgegrabenen Quellen, deren Wasser aber einen starken Schwefelbeigeschmack hat. Die Tradition hat diese Quellen mit Moses in Verbindung gebracht, und es mag dort in der That die Stätte gewesen sein, wo er mit seinem wunderbar aus Feindes Hand und der Fluthen Gefahr geretteten Volke nach der Wüstenreise Halt machte.

schmack ist bitter. Höchst wahrscheinlich ist es dieselbe Bitterquelle, welche Moses nach dreitägigem Zuge mit seinem Volksheere antraf. „Und sie wanderten drei Tage in der Wüste, daß sie kein Wasser fanden. Da kamen sie gen Mara; aber sie konnten das Wasser nicht trinken, denn es war sehr bitter." Wie es Moses geglückt, durch einen hineingelegten Baum daraus einen willkommenen, einen süßen Trank zu machen, das ist freilich bis heute noch nicht aufgeklärt worden.

Zwei Stunden von Mara entfernt liegt das Wadi Gharandel, ein reizendes Thal voller Quellen, Tamarisken und Palmen. Nach der wüsten, freudlosen Strecke, die man von Ayun Musa aus durchwandert hat, macht das Gharandelthal einen erquickenden Eindruck. Es ist wahr-

Felspartie im Wadi Mokatteb.

Der Weg nach dem Sinai führt nicht weit vom Ostufer des Golfs von Suez immer in südöstlicher Richtung durch die Wüste fort. Im Westen erblickt man über dem Spiegel des Meeres die Berge am afrikanischen Ufer; zur Linken beherrscht den Horizont in stundenweiter Ferne ein langgestrecktes, weißröthliches Kalkgebirge, der Dschebel er Rahah. Die öde Ebene ist mit feinem Kieselgestein bedeckt. Vom östlichen Gebirge laufen Wadis dem Meere zu, die durch nichts als schmale, mit niedrigem Gestrüppe bewachsene, quellenlose Strecken dem Auge sichtbar werden.

Gegen Abend des 26. Januar 1859 gelangte Tischendorf zu der merkwürdigen Howaraquelle. Sie liegt links vom Wege auf einem der vielen weißlichen Gypshügel, welche diese Gegend kennzeichnen, und bietet in einem breiten gerundeten Becken reichlich Wasser dar. Aber sein Geschmack ist bitter. Höchst wahrscheinlich ist es dieselbe Bitterquelle, welche Moses nach dreitägigem Zuge mit seinem Volksheere antraf. „Und sie wanderten drei Tage in der Wüste, daß sie kein Wasser fanden. Da kamen sie gen Mara; aber sie konnten das Wasser nicht trinken, denn es war sehr bitter." Wie es Moses geglückt, durch einen hineingelegten Baum daraus einen willkommenen, einen süßen Trank zu machen, das ist freilich bis heute noch nicht aufgeklärt worden.

Zwei Stunden von Mara entfernt liegt das Wadi Gharandel, ein reizendes Thal voller Quellen, Tamarisken und Palmen. Nach der wüsten, freudlosen Strecke, die man von Ayun Musa aus durchwandert hat, macht das Gharandelthal einen erquickenden Eindruck. Es ist wahrscheinlich das „Elim", wohin das Volk Israel kam: „Da waren zwölf Wasserbrunnen und siebzig Palmbäume, und sie lagerten sich daselbst ans Wasser." Die hohen und starken Tamarisken bilden an einigen Orten kleine Wälder, und der Boden ist mit einer eigenthümlichen Flora bedeckt; das Wasser des Baches hat einen angenehmen, milchartigen Geschmack.

Südlich von Wadi Gharandel folgen noch drei Hauptwadis: Useit, Thal und Taijibeh. Dann folgt Ras Zelime, ein Punkt am Meere, der gleichfalls in den Kreis mosaischer Erinnerungen gehört, denn „von Elim zogen sie aus und lagerten sich ans Schilfmeer."

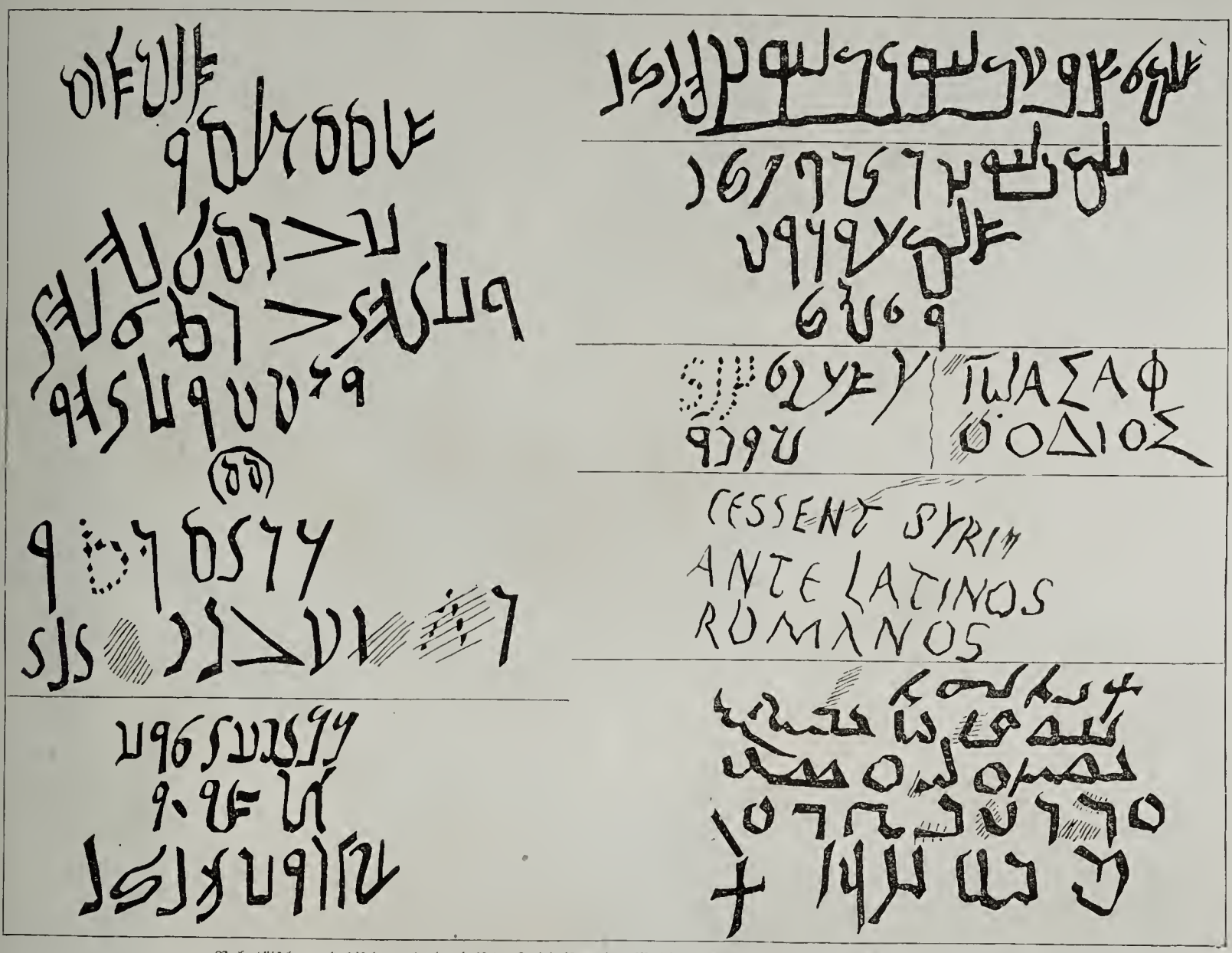
Von hier aus, wo offenbar die Wüste Sin der mosaischen Erzählung ihren Anfang nimmt, führen zwei Hauptwege zum Sinai, ein oberer und ein unterer, beide an alten Erinnerungen wie an wüstenlandschaftlichem

Gepräge reich. Der obere, östliche Weg geht den Wadi Hamr entlang und dann durch Sarbut el Chadem. Hier entdeckte Niebuhr seinen „prächtigen ägyptischen Todtenacker". In der That empfängt das Auge des unbefangenen Beschauers zunächst keinen anderen Eindruck; denn Denkmäler mit Hieroglyphenschrift, sogenannte Stelen, die sechs bis acht Fuß hoch sind und Grabsteinen ähneln, charakterisiren den Ort vorzugsweise. Die Reste von einem Felsentempel und von Felsenkammern, Säulen und Säulenfragmenten schließen sich an. Das Alles liegt innerhalb eines länglichen Vierecks von Steinhaufen, die von einer alten Mauer übrig geblieben sind. Lepsius hat aus den Hieroglyphen dargethan, daß hier die ägyptische Göttin Hathor als Herrin des Kupferlandes verehrt wurde. Diese ganze alte Kultusstätte stand in Abhängigkeit von den Kupferhütten, die im dritten und zweiten Jahrtausend vor Christus hier betrieben wurden und von denen noch Schlackenhalden übrig sind.

Der untere westliche Weg führt noch einige Zeit am Ufer hin und lenkt dann in die Bergregion ein, von wo aus die beiden merkwürdigen Thäler Mokatteb und Feiran erreicht werden.

Wadi Mokatteb bedeutet „beschriebenes Thal". Seinen Namen führt es von den alten Inschriften, die sich an mehreren Stellen seiner Felswände in Gruppen vorfinden. Während im Norden höhere Berge die Mauern des breiten Thales bilden, zieht sich im Süden eine Kette niedriger Sandsteinfelsen hin, mit zwanzig bis dreißig Fuß hohen Wänden, die dem Wanderer einen guten Ruheplatz und willkommenen Schatten bieten. Vereinzelte Felsblöcke liegen auch im Thale. An diesen einzelnen Felsen sowohl, wie an den Bergwänden fällt das Auge auf die zahlreichen Inschriften. Sie wurden kunstlos in den weichen Sandstein eingegraben, und untermengt mit Darstellungen von Kameelen, Pferden, Steinböcken, Eseln, Straußen und kämpfenden Menschen. Sie sind, wie aus der Abbildung hervorgeht, ungemein roh gearbeitet und deuten auf ein hohes Alter.

Als um das Jahr 530 n. Chr. Cosmas, der Indienfahrer, diese steinernen Denkmäler auf seiner Wanderung bemerkte, konnte er sie, weil er keinen Schlüssel zu ihrer Lösung besaß, kaum anders, als auf den Durchzug der Israeliten deuten. Nach seiner Ansicht hätten die Juden, als sie die



Nabatäische, griechische und lateinische Inschriften im Wadi Mokatteb. (Nach einer Originalzeichnung.)

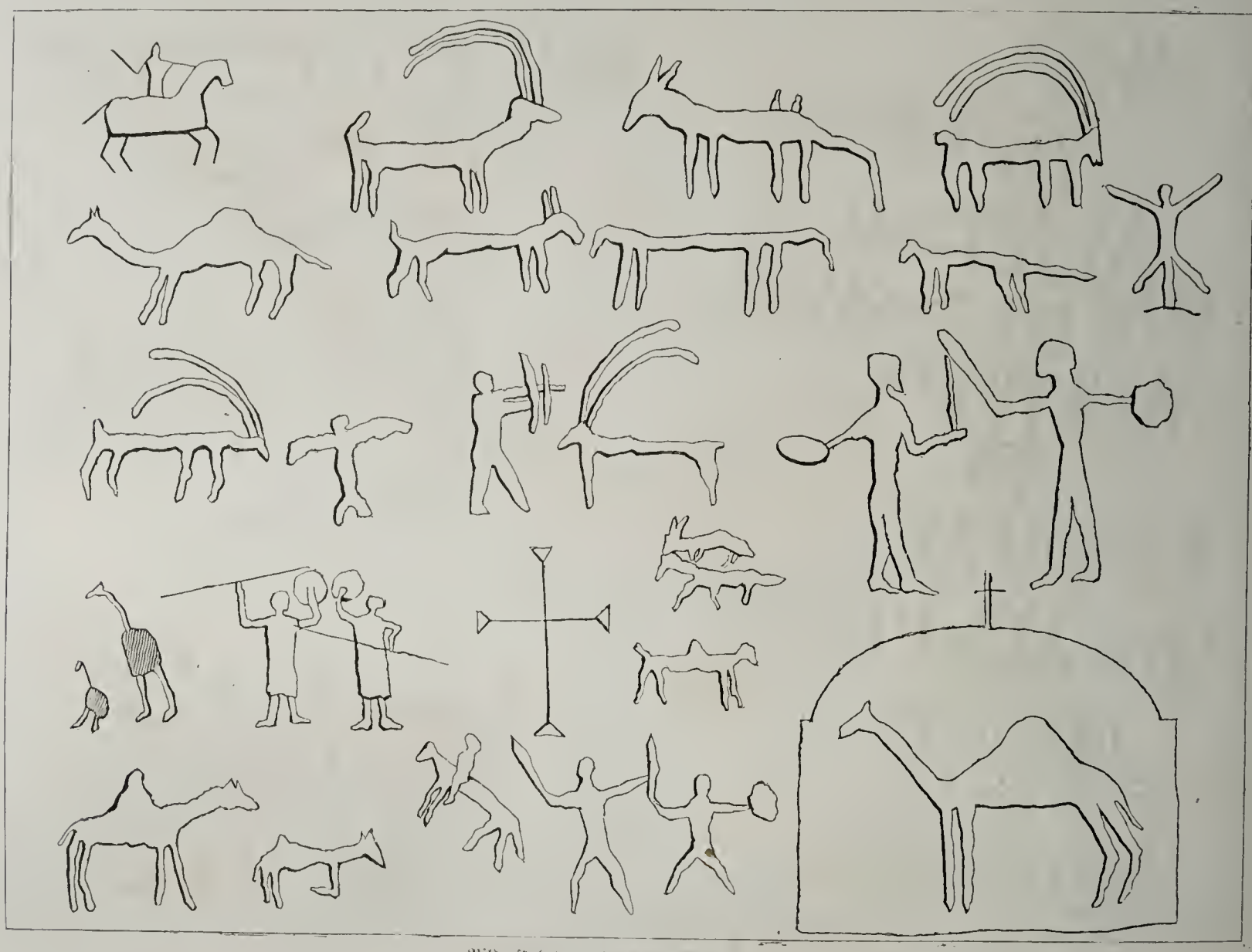
Gesetzestafeln empfangen, ihre Muße dazu benutzt, sich selbst im Schreiben zu üben! Hebräer, welche er darüber befragte, sagten ihm, daß nur Namen mit der Heimathsangabe des Durchreisenden daständen. Es schien danach, als ob sich hier das auswandernde Volk ein Gedächtniß gestiftet, etwa so, wie es schon zu Cosmas Zeiten Wandersleute in den Herbergen thaten. Vom 17. Jahrhundert an haben Viele, welche den Sinai besuchten, der Inschriften Erwähnung gethan; in neuerer Zeit, besonders seit 1755 der irische Bischof Clayton einen hohen Preis auf eine Copirung derselben ausgesetzt hatte, sind viele auch abschriftlich veröffentlicht worden. In den letzten Jahrzehnten stieg das Interesse noch; genauere und vollständigere Abschriften wurden geliefert, und man hat die fremdartige Schrift näher geprüft. Trotzdem hat die Deutung auf die mosaische

Wanderung noch immer ihre Vertreter behalten, in England wenigstens, wo sich nun einmal die Pietät damit zu schaffen gemacht*).

Deutsche Gelehrte dagegen haben durch gründliche Forschungen ganz andere Ergebnisse gewonnen. Auch nach diesen bleiben die Inschriften interessant genug, obschon sie keinen Zusammenhang mit dem mosaischen Volkszuge haben, noch auch in solche Pharaonenzeiten hinaufreichen, aus denen die oben erwähnten hieroglyphischen Denkmäler in Sarbut el Khadem stammen.

Der leider zu früh gestorbene Leipziger E. F. Beer entzifferte die Inschriften zuerst; ihm folgten gleichfalls die Deutschen Credner, Tuch und Levy. Credner und Tuch nahmen einen arabischen Dialekt an, nach Beer und die Inschriften wohl gehabt haben, so kann man sie mit Tuch als Erinnerungszeichen frommer Wallfahrer annehmen. Beer, Burckhardt u. A. meinten, daß sie nicht von nabatäischen Christen herrührten, die zum alten Gesetzesberge pilgerten, sondern von Wallfahrern, welche zu ihren nationalen heidnischen Götterfesten zogen.

In Betreff der Zeit kommen die nächsten Jahrhunderte vor und nach Christus in Betracht. Levy schließt aus den Schriftzeichen nabatäischer Münzen, daß der Anfang der Inschriften in das zweite Jahrhundert vor Christus zu setzen sei. Der Endpunkt verräth sich auf den Felsen in eigenthümlicher Weise dadurch, daß christliche Namen in griechischer Schrift den nabatäischen sich beizumischen anfangen. Ums Ende des zweiten christlichen Jahrhunderts nämlich, als



Bilderskulpturen im Wadi Mokatteb.

Levy sind die Inschriften aramäisch; und diese Annahme scheint die erstere an Geltung zu überwiegen. Bestimmter lautet sie dahin, daß Nabatäer die Verfasser seien, welche aus ihrem Heimathlande Mesopotamien schon zur Zeit der babylonischen Herrschaft und noch mehr nach deren Untergange in großen Massen nach dem Westen zogen, wo sie sich zwischen dem Todten Meere und dem Sinai niederließen und schon im vierten Jahrhundert vor Christus zu fester Herrschaft gelangten.

Fragen wir weiter, welche Veranlassung, welchen Zweck die Macht der Nabatäer durch die Römer gebrochen wurde, begann der christliche Name am Sinai gehört zu werden; verfolgte Christen flüchteten aus Aegypten dorthin, ins Asyl der Wüste, wo schon ein Jahrhundert später die christlichen Einsiedler eine ihrer blühendsten Wohnstätten besaßen, ja sogar eine christliche Stadt vorhanden war. Wie sich beide Elemente, das christliche und heidnische, feindlich begegneten, das stellt sich uns auf den Steinen selber, besonders an einer Stelle im Wadi Mokatteb, dar. Dort stehen mehrere christliche Namen, besonders ein „Diaconus Hiob". Daneben aber und in offenbarer Beziehung zu diesem christlichen Namen stehen die Worte:

χαχον γενοσ τουτοσ
στρατιωτης εγραψα
παν εμη χιρι.

*) Beispiele der Entzifferung durch einen englischen Geistlichen, Namens Forster, sind: „Das Volk, stoßend wie ein Esel, reizt Moses zum Zorn." „Das Volk, ein wilder Esel, gefüllt mit Wasser ꝛc." Das ist allerdings eine höchst sonderbare „Stimme Israels aus dem Felsen am Sinai!"

Beduinenknabe und Kameel von der Sinaihalbinsel. (Nach einer Originalzeichnung.)

Also zu deutsch: „Ein schlecht Gesindel das! Ich, der Soldat, schrieb's ganz mit meiner Hand." Dem christlichen Elemente müssen gewiß auch solche Kreuze, die wirklich die christliche Form haben, sowie auch das monogrammatische Kreuz zugeschrieben werden. Es charakterisirt dieses später hinzutretende Element ganz besonders, wenn eine christliche Hand ein nabatäisches Schriftzeichen, unbekümmert um diese Schrift selbst, im Dienste frommen Eifers durch Hinzufügung eines Striches zu einem Kreuze umformte.

Das Naturwüchsige, das Originelle gibt diesen Aufzeichnungen im Wadi Mokatteb noch einen besondern Werth. Nicht der Griffel eines kunstgeübten Schreibers, wie anderwärts gewöhnlich, hat sich hier verewigt, sondern die Hand des Wanderers selbst, so gut sie's gekonnt. Und die deutsche Wissenschaft, welche so manchen Schleier gehoben, hat auch das Dunkel dieses Schriftenthales gelichtet. Da klingen uns die Namen eines Asu, Obeidu, Ambru, Gozachu, Boreiu aus so weiter Zeitferne entgegen; vor unseren Augen stehen sie, zu ihrem Gedächtniß eingeschrieben von ihrer eigenen Hand. Während die Geschichte des großen Volkes, dem sie angehörten, in tiefem Dunkel liegt, haben sich diese Felsen der Wüste zu beredten Blättern der Geschichte belebt.

Doch wir eilen von den redenden Steinen des Wadi Mokatteb zu der Erquickung des Feiranthales, das sich gleich denselben anschließt. Man kann sagen: dort lebt die Vergangenheit mit ihren Erinnerungen, hier die blühende Gegenwart. Gegen zwei Stunden dehnt es sich aus von West nach Ost und ist dabei nur zehn Minuten breit. Dieser volle, üppige Palmenhain schlängelt sich in sanften Windungen zwischen kolossalen Granit- und Porphyrwänden dahin, deren dunkle röthliche Färbung wunderbar mit den grünen Palmenkronen und dem azurblauen Himmel kontrastirt. In den Palmen singt ein Vogel, dessen Stimme sehr an die heimische Nachtigall erinnert.

Die ergiebigste Dattelkultur ist nicht der einzige Reichthum des Thales; auch Tabak und Hanf, den man zur Bereitung des berauschenden Haschisch benutzt, werden in den Dattelgärten fleißig gezogen; dazu kommen noch Mandeln und Feigen, Granaten und Orangen, sodann der Nebek- oder Sitterebaum, dessen runde röthliche Früchte sehr schmackhaft sind.

Bewohnt wird Wadi Feiran von Araberfamilien, die unter den Palmen in niedrigen Hütten hausen. Die letzteren sind von der einfachsten Ausführung und beschränken sich meist auf ebenerdige Räumlichkeiten, mit Wänden aus zusammengefügten Stangen oder lose übereinander gelegten Steinen und Dächern von Flechtwerk und Palmenzweigen. Ueber die Beduinen der Sinaihalbinsel werden wir weiter unten noch näher berichten.

Aber mitten hinein in diese schöne Gegenwart, in diese Fülle des Lebens und Gedeihens, ragen vergangene Jahrhunderte und Jahrtausende mit helleren und dunkleren Erinnerungen. Man findet im Thale die Ruinen von Faran. Es war eine Stadt, in der heidnische und christliche Bevölkerungsschichten mit einander wechselten, in welcher vom fünften bis siebenten Jahrhundert ein christlicher Bischofssitz war.

Wie es gekommen, daß diese merkwürdige christliche Bischofsstadt, hier im Herzen der Sinaitischen Wüste so frühzeitig errichtet, schon nach wenig Jahrhunderten in Verfall gerieth, davon ist uns nichts überliefert; es überrascht um so mehr, da das Katharinenkloster am Sinai, seit seiner Stiftung im sechsten Jahrhundert durch Kaiser Justinian, trefflich fortbestanden. Aber mit all' diesen Erinnerungen stehen wir noch fern von der frühesten Geschichte des Palmenhaines. In dieser Gegend war es, wo Moses und sein Volk den Kampf gegen die Amalekiter zu bestehen hatten.

Hoch über den Palmen des Wadi Feiran thront als Herrscher der Wüste der Serbal. Auf seiner Spitze läuft er in fünf kegelförmige, nackte Granitgipfel aus, deren höchster, nach Rüppels Bestimmung, 6342 pariser Fuß über dem Meere liegt. Die Großartigkeit der wildzerklüfteten und in die feurigsten Farben getauchten Gebirgsmassen ist schwer zu schildern. Ueberraschend erscheint es, daß man innerhalb der scheinbar öden, aber keineswegs wasserleeren Felsregion nicht selten eine vortreffliche Vegetation, ja sogar eine Oase mit Palmen, blühenden Sträuchern und duftenden Kräutern findet. Inschriften, jenen ähnlich, welche im Wadi Mokatteb so zahlreich vorkommen, stehen an vielen Felsen des Gipfels, selbst auf den äußersten Spitzen. Sie sind aber keineswegs die einzige, dem Serbal von nichtchristlicher Seite gewidmete Anhänglichkeit. Sogar auf dem Gipfel der höchsten, aus ungeheuern Blöcken gebildeten Spitze befindet sich noch jetzt eine aus Steinen kreisförmig zusammengelegte Einfassung, in welcher die Beduinen ehrfurchtsvoll ihr Gebet verrichten. Mehrere ähnliche Denkmale und bis jetzt in hohen Ehren gehaltene Oertlichkeiten trifft man sowohl auf den Höhen des Serbal, als auch in seinen tiefer gelegenen Umgebungen. Im Zusammenhang mit der Verehrung, die diese Plätze bei den Beduinen genießen, steht der Widerwille, mit dem sie ihren heiligen Berg durch Ungläubige ersteigen lassen. Allem Anschein nach haben wir im Serbal den alten Baalsberg vor uns, den schon in grauer Vorzeit die fromme Phantasie der Völker mit dem Gewand heiligen Geheimnisses, mit dem Schauer göttlicher Majestät umkleidete.

Nach Osten hat Wadi Feiran seine bestimmte Grenzmarke an einem großartigen Felsenthor, el Bueb; doch schon eine halbe Stunde, bevor wir den östlichen Engpaß erreichen, befinden wir uns am Ende der Palmen, und an ihre Stellen treten die immergrünen Tamarisken (Tamaris mannifera, arabisch: Tarfa). Sie verdichten sich hier zu einem üppig reichen Walde, der uns mit seinem Dufte und Schatten bis an den Ausgang des alten Thales geleitet.

Auch hinter dem Bueb, im Wadi Schech, setzt sich der schöne Tamariskenwald fort und tritt, gegen fünf Stunden in nordöstlicher Richtung vom Bueb, in überraschender Fülle wieder hervor. Dort haben wir die Heimath des Manna erreicht. In diesem eine Stunde langen Tamariskenwalde wird noch jetzt alljährlich Manna geerntet. Es erscheint als ein dicklicher honigartiger Saft, der gleich Thautropfen an den Zweigen der dem Lebensbaume ähnlichen Tamariske hängt, und zwar an den Stengeln, nicht an dem Laube. Bei heißen Sonnenstrahlen schmilzt es und fällt von den Zweigen auf den Boden, der gewöhnlich mit dürrem Laube bestreut ist. Sowohl unmittelbar von den Zweigen als auch vom Boden weg wird das Manna von den Beduinen während der Monate Juni und Juli in lederne Schläuche gesammelt. Aus diesen Schläuchen füllen es die Sinaimönche in kleine blecherne Büchsen, und in dieser Fassung wird es von den Sinaipilgern häufig in die Heimath mitgenommen. Da die Mannaernten nicht allzu reichlich sind (jährlich gewinnt man etwa 500 Pfund), so gilt es für kostbar und wird theuer verkauft. Erst in neuester Zeit hat sich die Naturforschung mit dem Manna genauer beschäftigt, und vor allen Anderen ist Ehrenberg im Jahre 1823 ins Geheimniß eingedrungen. Er entdeckte, daß das Manna von dem Stiche einer nur drei Linien lan-

gen, wachsgelben Schildlaus herrührt, welche die zarten Zweige der Tamarisken verwundet; in Folge davon tritt, nach vorangegangenem Regen, der klare, allmälig sich verdickende Saft hervor.

Die Analogie zwischem dem heutigen Manna und dem ehemaligen Himmelsbrote der Israeliten läßt sich aber nicht so ohne Weiteres beweisen. Denn bei Moses heißt es: „Siehe, ich will euch Brot vom Himmel regnen lassen"; und ferner: „am Morgen lag der Thau um das Heer her. Und als der Thau weg war, siehe, da lag es in der Wüste rund und klein, wie der Reif auf dem Lande." Für die Analogie aber spricht der Umstand, daß eben da, wo die Juden ihr Manna gegessen — in der Wüste Sin, zwischen Elim und dem Sinai —, das heutige Manna gefunden wird. Auch die Jahreszeit stimmt mit der Bibel überein; die Juden kamen im Mai dort an, und dann ist auch der Beginn der heutigen Mannaperiode.

Verfolgen wir nun den Weg zum Sinai durch Wadi Schech noch weiter, so überrascht uns, etwa eine Stunde nach den mannareichen Tarfabäumen, bei einer Verengerung des Weges der Anblick hoch ansteigender Granitwände. Sie bilden ein natürliches Felsenthor von großartiger Erscheinung, hinter dem sich ein Amphitheater, fröhlich bewachsen mit Gras, Kräutern und Sträuchern, ausbreitet. Nach etwa zehn Minuten schließt sich der amphitheatralische Raum wieder; das Gebirge tritt zu beiden Seiten zurück; aber die weiter führende Straße stellt vor unsern Blick die majestätisch aufragenden Gipfel des eigentlichen Sinai. Ungefähr zwei Stunden, bevor wir an den Fuß dieser ehrwürdigen Felsen und zum Katharinenkloster gelangen, treffen wir auf das größte Heiligthum der Wüste, das Grabmal des Propheten oder Schech Saleh. Es ist das Centralheiligthum der Beduinen; zu ihm wallfahrten sie alljährlich von nah und fern und halten daselbst ihr großes Fest. Das Grabmal ist ein kleines steinernes Haus auf einem felsigen Hügel. Im Innern steht des alten Heiligen Sarg, welchen grüne Stoffe mit eingewirkten Gebetsprüchen überkleiden.

Am Morgen des 31. Januar 1859 sah Tischendorf zuerst die majestätischen Granitberge ins wolkenlose Blau des Himmels ragen; auf ihnen feiern noch heute Jude, Christ und Moslem das Gedächtniß der Gesetzesoffenbarung. Aus der weiten Ebene Rahah erhebt sich, wohl an 2000 Fuß, in schroffster Gestalt der nördliche nackte Fels des Sinaigebirges, gewöhnlich Horeb benannt. Links von demselben erblickt man zwischen den Granitbergen in einer schmalen Schlucht das festungsartige Katharinenkloster. Nach wiederholtem Rufen öffnete man die dreißig Fuß über dem Boden angebrachte Pforte, und ein Seil wurde zum Empfang der Briefschaften Tischendorfs herabgelassen. Die Aufnahme der Gäste selbst erfolgt gewöhnlich auf demselben Wege, indem sie an dem Seil hinaufgewunden werden. Tischendorf wurde aber aus besonderer Rücksicht durch eine selten benutzte Thüre eingelassen.

Das Katharinenkloster ist großartig in einem länglichen Vierecke angelegt. Seine 40 bis 50 Fuß hohen Mauern bestehen größtentheils aus massiven Granitblöcken. Das labyrinthartige Innere ist in mehrere Höfe abgetheilt, um welche ringsum die Zellen, die Kapellen, die Vorrathskammern, die Bibliotheken, verschiedene Werkstätten, eine kleine Rüstkammer, die Fremdenzimmer u. s. w. laufen, theils im Erdgeschoß, theils in den beiden Stockwerken. Die letzteren sind von ungleicher Ausführung, größtentheils haben sie hölzerne, auf den Hofraum gerichtete Pfeilergänge; einige Baulichkeiten überragen auch noch den zweiten Stock; sie sind wie Nester unmittelbar an die starken Klostermauern angesetzt.

In den Höfen befinden sich Weinpflanzungen, Bäume und Gärtchen; besonders wichtig sind aber zwei vortreffliche Brunnen. An der Nordseite ist mit diesem Klosterbau durch einen unterirdischen, zwanzig bis dreißig Fuß langen Gang der große Klostergarten verbunden. In ihm wachsen Cypressen, Orangen und Citronen, Mandeln und Feigen, Granaten, Aprikosen, Aepfel und Birnen, und mitten in diesem prächtigen Garten haben sich die Mönche ihre letzte Ruhestätte ausersehen. Dort befindet sich ein halbunterirdisches Gebäude zur Beisetzung der Gebeine aller entschlafenen Bewohner des Klosters, sowohl der Priester wie der Laienbrüder, und diese Gebeine sind nach Armen, Beinen, Rippen, Schädeln u. s. w. geordnet und aufgeschichtet.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf das Leben und Treiben der Klosterbrüder. Ihre Zellen sind eng und von allem Luxus entblößt. Sitz und Lagerstätte, welche in eins zusammenfallen, werden gebildet von einem zwei Fuß hohen in der Ecke aufgeführten Gemäuer; das Ganze gleicht einem Divan, der mit einer Matte oder Decke überkleidet ist. Dazu kommt noch ein hölzerner Stuhl, aber kein Tisch. Mit dieser Einfachheit der Behausung steht die ganze Lebensweise im Einklang, welche die strenge Regel des heiligen Basilius den Mönchen vorschreibt. Sie sind in ein einfaches, grobwollenes, weiß und braun gestreiftes Gewand gekleidet. Der Genuß von Fleisch ist ihnen verboten; Milch und hartgesottene Eier gehören schon zu den Ausnahmen, und bei weitem der größte Theil des Jahres sieht nur Fastenspeisen, getrocknete Fische, Kräutersuppen, Oliven und Bohnen auf dem Tische. Außer Brod wird ein guter Dattelliqueur dazu genossen; dann und wann wird Sinaibrod gereicht, welches man aus zusammengepreßten Datteln und Mandeln bereitet.

Daß gottesdienstliche Uebungen alltäglich und allnächtlich die Bewohner des Klosters vorzugsweise in Anspruch nehmen, verräth dem Fremdlinge schon der häufige, alle Räume feierlich durchklingende Ruf zur Andacht, der im Laufe der Woche durch klangreiches Anschlagen an einen Granitblock oder eine Holztafel erfolgt, an Sonn- und Festtagen durch Glockengeläute. Die Zahl der Kapellen (20) ist beträchtlicher, als die der Brüder selbst. Von der Schmucklosigkeit der meisten dieser Kapellen unterscheidet sich wesentlich die in einem größern Hofraume befindliche, nach alter Basilikenform angelegte Hauptkirche. Ihr bleiernes Dach wird von einer doppelten Reihe Granitpfeiler getragen, zwischen denen die Chorstühle angebracht sind. Schöne Mosaikbilder an den Wänden scheinen bis in die Zeit der Stiftung zurückzureichen. Das größte Heiligthum der Kirche ist die hinter dem Altar angelegte Kapelle des brennenden Busches. Sie darf nur mit unbeschuhten Füßen betreten werden, in Erinnerung jenes Mahnwortes, das einst an Moses erging: „Zench deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig Land." Eben diesen heiligen Ort glaubt man in der Kapelle wieder gefunden zu haben.

Tritt der christliche Pilger aus der alten Verklärungskirche hinaus auf den Hof, so erwartet ihn eine Ueberraschung; der Kirche gegenüber steht nämlich eine ansehnliche Moschee, deren Halbmond dicht neben dem Kreuze über die Klostermauer emporsteigt; sie war schon im 14. Jahrhundert vorhanden.

Die Bibliothek des Klosters wird in drei Gemächern aufbewahrt, das wichtigste führt über seiner Thüre die Aufschrift: „Geistliche Apotheke". So wenig die

Wüstenbewohner bei ihrer vortrefflichen Gesundheit nach den Apotheken der Städter Verlangen tragen, eben so wenig kommt unter den Klosterbrüdern die kranke Seele vor, welche dieser geistlichen Apotheke bedürftig wäre. Die Zahl der Handschriften mag gegen 500 betragen; außer den griechischen, welche die Mehrzahl bilden, sind es arabische, syrische, armenische, georgische und slavonische. Die Handschriften werden aber sehr schlecht aufbewahrt und viele davon gehen zu Grunde.

Pater Procop, Ikonomos des Katharinenklosters auf dem Sinai. (Nach einer Originalzeichnung.)

Berühmt ist diese Bibliothek in der letzten Zeit besonders

Mélèthios Bajanelles, Superior des Katharinenklosters auf dem Sinai. (Nach einer Originalzeichnung.)

durch den glücklichen Bibelfund Tischendorfs geworden. Schon im Jahre 1844 hatte der gelehrte leipziger Professor die Entdeckung eines der ältesten Bibelmanuskripte auf dem Sinaikloster gemacht; als er 1853 das Kloster zum zweiten Male besuchte, war die Handschrift verschwunden. Im Jahre 1859 fand aber Tischendorf das kostbare Manuskript wieder auf, das sich an Wichtigkeit und Bedeutung dreist neben die vatieanische Bibel stellen kann. Nach langen Unterhandlungen ging die Handschrift in den Besitz der russ. Regierung über. Als Triumph deutscher Wissenschaft und Typographie erfolgte die Herausgabe durch Tischendorf und der Druck bei Brockhaus in Leipzig im Jahre 1862.

Es bleibt uns noch übrig, die Besteigung des Sinaiberges durch Tischendorf zu schildern. Seit Kurzem ist das Erklimmen des Berges leichter geworden, denn Abbas Pascha, Vicekönig von Aegypten, hatte aus frommer Schwärmerei den Gedanken gefaßt, auf einem Nachbarfelsen des Sinai ein Schloß anzulegen. Zu diesem Zwecke ließ er mit großem Geschick und Kostenaufwande einen Weg anlegen. Der Schloßbau selbst blieb unvollendet. Als der Vicekönig eines Tages von dem heiligen Berge herabfuhr, schreckte ihn eine Vision von der Fortsetzung desselben ab; die Mauern, so weit sie vollendet sind, stehen jedoch heute noch.

In einer Höhe von 1500 Fuß endet der Weg des Abbas Pascha auf einer Hochebene, die durch grüne Strecken mit reichlichem, in ein großes steinernes Becken gefaßtem Quellwasser und einer dunkelbelaubten Cypresse eine überaus freundliche Oase in der hohen öden Felsgegend bildet. Die Cypresse, ein alter kräftiger Baum, ist der einzige auf dem sonst kahlen Sinai.

Die Hochebene bietet nicht nur eine angenehme Ruhestätte für den müden Fuß des Wanderers, sie bestimmt auch wesentlich das Bild des sinaitischen Gebirgsstockes. Nach Osten und Westen liegen Wadis (im Osten das Katharinenkloster), nach Norden und Süden erheben sich von hier, wie von gemeinschaftlicher Wurzel auslaufend, die beiden granitenen Gipfelhöhen, von denen die nördliche als Horeb, die südliche als Dschebel Musa oder Mosesberg im engern Sinne benannt zu werden pflegt. Beide Gipfel streiten um den Rang, der mosaischen Gesetzesoffenbarung zum Schauplatz gedient zu haben. Für den nördlichen Gipfel sprach sich der neuyorker Professor Robinson aus, für den südlichen spricht die sehr alte Tradition, welcher viele neuere Beobachter beigepflichtet haben. Uebrigens herrscht in den Angaben eine ungemeine Verwirrung, wie dies ja in der Bibel selbst der Fall ist, wo bald auf dem Horeb, bald auf dem Sinai die Gesetze ertheilt werden.

Südlich vom Brunnen und der Cypresse trifft man auf ein unansehnliches Bauwerk mit zwei Felskapellen, die dem Andenken der Propheten Elias und Elisa geweiht sind. In 30 bis 40 Minuten erklimmt man von der Kapelle aus die nackte Felsenkuppe des Sinai, deren Höhe auf 700 Fuß berechnet worden ist. Die Höhe des ganzen Berges über dem Meere beträgt nach Rüppel 7035 und nach Russegger 7097 par. Fuß. Den Wanderer, welcher oben angelangt ist, umgibt eine erhabene, großartige Felsenwildniß; viele Meilen weit und nach allen Seiten starren ihm die zerklüfteten, wildzackigen Granitberge entgegen, ohne daß die Vegetation etwa mit einem Walde, einem Felde, einer Flur, oder der Silberstreif eines Baches versöhnend sich dazwischen drängte. Es ist ein Bild voll Schroffheit und zugleich voll Hoheit; hier bezeichnet kein Blühen und Welken des Jahres Kreislauf, wo der Herr unter Donner und Blitz zu Moses sprach. Fromme Hände haben auf dem Sinaigipfel zwei Kapellen errichtet, eine christliche und eine mohammedanische, von denen noch die Ruinen stehen. Jude, Christ und Mohammedaner haben hier über alle hemmenden Schranken hinweg eine gemeinsame Stätte der Andacht gefunden.

Nach Westen sieht man über alle grotesk aufgethürmten Felsenmassen hinweg bis in die Ferne der weißlich umflorten Sandebene, welche gegen Suez ausläuft; im Osten glänzt mit sanftem blauen Schimmer der Busen von Akaba hervor. So umrahmen Wüste und Meer die Zinne des Felsentempels.

Der Gipfel selbst, der aus einem großen Granitblocke besteht, bietet eine Fläche von beiläufig 60 Schritten Umfang. Auf der nordöstlichen Seite derselben steht die Moseskapelle, deren feste, granitene Mauern ein schmuckloses Innere umschließen; doch weisen manche dazu verwendete Ornamente auf einen frühern, stattlichern Bau zurück. 20 Schritte südwestlich von der Kapelle, ein wenig tiefer, liegt eine kleine Moschee mit einer in den Felsen eingehauenen Cisterne. Mit diesem moslemitischen Heiligthume steht ein in den Granit eingedrückter Fußtapfen vom Kameel des Propheten in Verbindung, der von den Arabern in gleicher Weise geküßt wird, wie der auf dem Oelberge an der Stätte der Himmelfahrt zurückgebliebene „Fußtapfen des Herrn“ von den Lippen christlicher Pilger.

Wir schließen hier einige Bemerkungen über die Beduinenstämme der Sinaihalbinsel an, die theilweise in einem Verhältnisse zum Katharinenkloster stehen. Bei der Gründung des Klosters schenkte Kaiser Justinian demselben mehrere hunderte Sklaven aus „Servia“. Ihre Nachkommen sind die Dschebalije oder Knechte des Klosters. Sie sind aber schon seit langer Zeit vom Christenthum abgefallen und haben den Koran angenommen. Ihre Lebensweise gleicht ganz der anderer Beduinen, von welchen sie aber spottweise „Söhne der Nazaräer“ genannt werden, und welche nie Töchter an sie verheirathen. Die Dschebalije können deshalb nur Frauen aus dem eignen Stamme bekommen. Ihre Zahl ist gering. Sie können etwa 120 bis 150 waffenfähige Männer ins Feld stellen, sind von kräftigem Schlage und als Diener des Klosters bei oft harter Behandlung in den Gärten, beim Wasserholen, der Holzbereitung ꝛc. sehr thätig. Als Lohn dafür erhalten sie die Hälfte des Obsterträgnisses im Klostergarten.

Die unabhängigen Beduinen, welche den südlichen Theil der Halbinsel bewohnen, sind als Arab el Tur oder Towara bekannt. Dem Katharinenkloster gegenüber betrachten sie sich als Ghafirs, d. h. Protektoren. Sie sind kein einzelnes Volk, sondern eine Körperschaft, welche in fünf Hauptstämme zerfällt, die sich ihrerseits wieder in untergeordnete, kleine Sippen theilen. Sie haben die guten und schlechten Eigenschaften der meisten Araberstämme, leben zumeist recht dürftig, üben aber trotzdem die Gastfreundschaft in hohem Maße. Einer ihrer Haupterwerbzweige ist das Kohlenbrennen; sie legen Feuer an die Wurzel der Bäume und lassen diese so verkohlen. Sie brennen immer nur so viel Kohlen auf einmal, als ihre Kameele tragen können; diese verkaufen sie an vorüberziehende Karawanen. Unter sich sind sie streng ehrlich, und Diebstahl gilt für eine große Schande; eben so Ehebruch, und für Verletzung der Ehre ist auch der roheste Beduine im höchsten Grade empfindlich.

Weit geringer als von diesen südlichen Towara ist unsere Kenntniß von den nördlichen Stämmen der Sinaihalbinsel, welche die wenig besuchten Gebirgsketten und Plateauländer der weitläuftigen Wüste des el Tih bewohnen. Man begreift sie unter dem Namen Beni- oder Arab el Scham*).

*) Aus dem heiligen Lande von Constantin Tischendorf. Leipzig, Brockhaus, 1862.

Kulturgeographische Erläuterungen zur Karte von Nordwest-Afrika.

Von Karl Andree.

IV.

Vor 67 Jahren erhielt Europa die erste sichere Kunde über den großen Strom des westlichen Sudan, nachdem dieses schwarze Wasser seit den Tagen des Alterthums eine große Rolle in der Sage gespielt und zu einer langen Reihe von Vermuthungen Anlaß gegeben hatte. Der „Nil Nigritiens“ war in ein geheimnißvolleres Dunkel gehüllt, als der wirkliche Nil des östlichen Sudan; denn von dem Strome, welcher in Aegypten mündet, kannten schon die Römer eine Strecke von 400 Meilen, während den westlichen Strom noch keines weißen Menschen Auge erblickt hatte. Erst Mungo Park sah ihn am 21. Juli 1797, bei Sego in Bambarra; der Niger strömte in majestätischem Laufe, so breit wie die Themse in London, nach Osten hin.

Der Anfang zur Lösung eines großen Problems war gemacht, und nach und nach ist der Schleier, welcher so lange über dieser großen Stromader des Sudan lag, gelüftet worden. Heute kennen wir im Allgemeinen den Lauf dieses Wassers von den Quellen bis zu der im Jahre 1830 von Richard Lander entdeckten Mündung; über einen beträchtlichen Theil des mittlern Laufes haben wir durch Heinrich Barth sehr werthvolle Kunde erhalten, und von Bussa, wo Mungo Park, nicht ohne seine Schuld, erschlagen wurde, und von Rabbah abwärts, ist der „Quorra“ auch hydrographisch erforscht worden. Die große Wasserstraße, welche den centralen Westsudan durchzieht, ist nun schon zum nicht geringen Theile dem europäischen Einfluß eröffnet worden, und wir sind gerade in unseren Tagen Zuschauer von Vorgängen, durch welche ein beträchtlicher Theil Afrika's eine wesentliche Umgestaltung erfahren muß.

Die „Nigerexpeditionen“ sind an der Tagesordnung seit 1839 und 1841. Allerdings hat man sich Anfangs manche Mißgriffe zu Schulden kommen lassen, und das Fieber raffte viele Menschen hinweg. Als man aber nach und nach mit dem Strom und den klimatischen Verhältnissen näher bekannt wurde, ging man vorsichtiger zu Werke, und die Expedition von 1856, welche auch den Tschadda-Binuë, den großen Zufluß von Osten her, eine beträchtliche Strecke weit hinaufsteuerte, hatte keinen Menschenverlust zu beklagen.

Bei den Unternehmungen der Engländer gehen auch in Westafrika Missionen und Handelsinteressen Hand in Hand. Sie glauben, an der Bucht von Benin und in der Region des untern Niger für beide ein ergiebiges Feld gefunden zu haben. Sie gründeten Stationen zu Onitscha, im Ibo-Land, etwa 150 Miles von der Mündung des Nun, welcher den Hauptarm in dem vielgetheilten Delta des Niger bildet; bei Igbegbe (Mount Patta), unweit der Mündung des Binuë, und von dort aus wirken sie auf die Landschaften Nupe (Nuffi) und Kakanda. Wichtig ist aber vor allen Dingen das eine beträchtliche Strecke weiter aufwärts liegende Rabba, weil diese Stadt einen Central- und zugleich Durchgangspunkt für den Handel mit dem von den Fulbe beherrschten Haussa bildet, dieser wichtigsten sudanesischen Landschaft, in welcher das große Handelsemporium Kano liegt. Wir behalten uns vor, die Verhältnisse der beiden östlichen Fulbereiche (deren Hauptstädte Wurno und Gando sind), gelegentlich näher zu schildern und an ihnen zu erläutern, wie gewaltig der Islam diese Theile Innerafrika's und auch das Reich Bornu, überhaupt die Region am Tsadsee umgestaltet hat. Hier kommt es uns nur darauf an, die Verhältnisse an der Bucht von Benin und im Nigerdelta zu kennzeichnen.

Rabba, wo Doctor Balfour Baikie Jahre lang thätig war, um Handelsverbindungen mit Haussa anzuknüpfen, bildet einen Hauptübergang über den Niger; dort befindet sich eine große Fähre, auf welcher manchmal an einem einzigen Tage 3000 Menschen befördert werden. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Rabba in der Mitte zwischen der Küste und dem „sudanesischen London“, nämlich der Fulbestadt Kano liegt. Von Lagos geht der Weg nach der in unseren Tagen wichtig gewordenen Stadt Abeokuta im Lande Yoruba, das gegenwärtig durch innere Kämpfe arg zerrüttet ist, durch die Landschaft Ilorin, wo schon Fulbe, also Mohammedaner herrschen, nach Rabba, und weiter gen Nordosten nach Kano. Man hat demnach sowohl Karawanenverkehr wie Wasserverbindung von der Küste nach Rabba, wohin von Lagos her bereits regelmäßige Postverbindung stattgefunden hat.

Die Engländer fassen beide Straßen ins Auge, und schon jetzt ist es ihnen gelungen, den ganzen Verkehr der untern Nigerregion und Yoruba's unter ihre Kontrole zu bringen. Durch Missionäre, Kaufleute und ein kleines Geschwader von Dampfern wirken sie, in dieser Gegend nicht ohne Erfolg, dem Sklavenhandel entgegen. Ob es ihnen gelingen wird, aus Yoruba und vom Niger Baumwolle in beträchtlicher Menge zu erhalten, muß vorerst dahin gestellt werden; aber so viel ist sicher, daß sie Palmöl in großer Menge beziehen. Dieses Oel ist für Westafrika gegenwärtig das allerwichtigste Landeserzeugniß, denn von demselben sind, z. B. im Jahre 1860, für nicht weniger als 12,000,000 Thaler nach Europa ausgeführt worden. Während die Gesammtausfuhr nach England 1,776,565 Pfund Sterling betrug, kamen von derselben allein für 1,684,532 Pfund Sterling auf das Palmöl; das übrige vertheilte sich auf Rothholz, Camholz, Kupfererz, Ebenholz, Guano, Copal, Orseille, Elfenbein, Wachs und Baumwolle (für, im Ganzen, 6094 Pfund Sterling). Aber trotz der englischen Ueberwachung, welche den Sklavenhandel nach auswärts so viel als möglich verhindert, bleibt derselbe im Innern unvermindert, und der Sklaverei selbst geschieht durch den Handel mit Palmöl nicht der mindeste Eintrag; denn zum Einsammeln der Nüsse von der Oelpalme (Elaeis guineensis) werden die Sklaven in einer für ihre Besitzer sehr vortheilhaften Weise verwandt.

Nicht ohne besondere Absicht haben wir im Globus mehrfach auf den wichtigen Hafenplatz Lagos an der sogenannten Sklavenküste hingewiesen. Die Engländer haben denselben zu ihrer Hauptstation an der Bucht von Benin erhoben, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er im Fortgange der Zeit für diese Gegend eine gesteigerte Wichtigkeit erlangen wird. Auf der ganzen Strecke, vom Rio Volta im Westen bis zum

Altkalabar und dem Camerones (Cameroons, wie die Engländer schreiben) im Osten, finden wir überall urwüchsige, ächtafrikanische Barbarei, die in sehr mannigfachen, excentrischen, oft widerwärtigen und grauenhaften Formen auftritt, in Dahome wie in Yoruba und überall im Nigerdelta. Wir wollen eine Schilderung von Lagos und von Bonny entwerfen und dabei zwei Augenzeugen reden lassen, Männer in amtlicher Stellung, die in Bezug auf afrikanische Angelegenheiten als Gewährsmänner ersten Ranges dastehen, nämlich die Konsuln Richard Burton und Thomas Hutchinson.

Die Bucht von Benin reicht vom Kap St. Paul, also der Mündung des Rio Volta, bis zum Ausflusse des Nun und hat eine Küstenausdehnung von etwa 70 deutschen Meilen. Hier ist, auf der Strecke zwischen Klein Popo und Whaidah, dem Sklavenhandel noch nicht völlig gesteuert worden. Als die Engländer sich überzeugten, daß manche Sklavenschiffe ihren Kreuzern entrannen, schossen sie Porto novo in Brand und nahmen Lagos nebst Badagry ohne Weiteres in Besitz. Das Gestade der Sklavenküste besteht aus sumpfigen, höchst ungesunden Niederungen, die Brandung ist heftig, und europäische Fahrzeuge können sich dem Strande nicht nähern. Die Karte zeigt, daß demselben entlang viele Lagunen sich hinziehen, in welche die Ströme sich ergießen. Zur Regenzeit durchbrechen dieselben manche Sandbänke und münden dann unmittelbar in den Ocean. Die Gegend ist so flach, daß man die Stadt Badagry erst sieht, wenn man sich ganz in der Nähe befindet. Sie war bis 1841 ein „Hauptnest" für den Betrieb des Sklavenhandels und ist seit 1861 im Besitze der Engländer. Dort wie in Lagos ist die Strombarre sehr gefährlich. Die Stromriegel, Barren der gefährlichsten Art, sind ein Merkmal vieler Ströme in West- wie in Ost-Afrika und bieten der Schifffahrt große Hindernisse dar. Burton äußert, sie seien von der Natur selber vor die Küste hingelagert, um die uralte Barbarei des Volkes gleichsam zu beschützen. Sie bilden sich vor den Strommündungen, wohin das Wasser eine Menge erdiger Bestandtheile und manchmal sogar ganze schwimmende Inseln führt, durch welche schon Fahrzeuge von ihren Ankern gerissen worden sind. Die Meeresfluth erlaubt ein Hinwegschwemmen in den Ocean nicht, und so entstehen die Stromriegel. Sie sind theils weich und schlammig, theils steinhart. Lagos hat zwei Barren, und die äußere ist so gefährlich, daß auf derselben im Jahre 1858 nicht weniger als 45 Menschen verunglückten.

Am 5. August 1861 lag der Dampfer Prometheus vor Lagos. Kapitän Bedingfield ging mit einer Anzahl Seesoldaten ans Land, nach dem „Palaverhause", wo König Docemo und die Häuptlinge versammelt waren. Der Engländer erklärte kurzweg, daß Docemo sein Geschäft niederzulegen habe und eine Jahrespension im Werthe von 2000 Pfund Sterling erhalten solle. Die Kanonen auf dem Prometheus seien geladen, Widerstand und Einwendungen durchaus unstatthaft, der doppelt ausgefertigte Vertrag müsse ohne Weiteres unterschrieben werden. Der schwarze Potentat sperrte sich eine Weile, sagte bald Ja und bald wieder Nein, aber die Kanonen und die Rumflasche „brachten den Nigger endlich zur Vernunft", und am andern Tage setzte er sein Kreuz unter das Document; denn schreiben kann Seine Majestät nicht. Er meint aber, daß ein Vertrag, den man ohne alle Mühe mit einer Scheere in viele kleine Stücke zerschneiden kann, eigentlich gar keine bindende Kraft für ihn habe. Und deshalb hat er denn auch im November 1863 den allerdings mißlungenen Versuch gemacht, Lagos wieder zu erobern, und wir lasen jüngst, daß er für solche Frevelthat seiner Jahrespension verlustig gehen solle. Kapitän Bedingfield zog dann, am 6. August 1861, die britische Flagge auf, erklärte Lagos für eine englische Besitzung, und 300 „Fetischknaben" mußten unter Anleitung der Missionäre eine Festhymne singen. Den Schluß dieser Annexionsfeier bildete ein Zweckessen, welchem der König und einige Häuptlinge beiwohnen durften.

Auf solche Art nimmt England, „im Interesse der Philanthropie und des Handels" afrikanische Königreiche in Besitz. Docemo wurde mediatisirt.

Von Lagos bis zu Dr. Baikie's Station am Berge Patta, neben Lairds Town, Igbegbe gegenüber, an der Mündung des Binuë in den Quorra (Niger), können Karawanen den Weg bequem in 20 Tagen zurücklegen. Die Stadt zählt unter ihren 30,000 Einwohnern etwa 800 Mohammedaner und hat einen Umfang von etwa einer deutschen Meile. Abgesehen von den europäischen Faktoreigebäuden, sind die Häuser aus Schlamm aufgeführt und mit Palmblättern bedeckt; sie gleichen großen Bienenkörben und stehen in schmutzigen Gassen unregelmäßig umher. Ueberall wächst die Kokospalme und die aus dem fernen Osten hierher verpflanzte Brodfrucht. Das Klima ist im höchsten Grade ungesund, „Lagos frißt in jedem Jahre einen europäischen Konsul", und selbst die Eingeborenen sind einer Menge von Krankheiten unterworfen, namentlich Hautkrankheiten und der Elephantiasis; auch Fieber kommen häufig vor.

An die Stelle des Handels mit Sklaven ist jener mit Palmöl getreten, der seit 1857 immer bedeutender geworden ist. Das von diesem Hafen verschiffte gilt für das beste in Afrika und 1862 wurden 3800 Tons, jede zu 40 Pfund Sterling, verschifft, also für mehr als 150,000 Pfund, und doch ist dieser Verkehrszweig nur erst in schwachen Anfängen. Denn die Stadt ist durch ihre vortheilhafte Lage gleichsam der Schlüssel zu diesem Theile Afrika's, und sie muß, wie wir schon weiter oben angedeutet haben, der Stapelplatz für ganz Yoruba werden, ein Haupthafen für den Verkehr mit dem innern Guinea und dem Sudan, welcher Palmöl und Baumwolle, Scheabutter, Metalle, Zeuge, Zucker, Tabak, Indigo und Elfenbein liefert und dafür europäische Waaren nimmt. Jetzt sind die Bemühungen der Engländer darauf gerichtet, die Häuptlinge im Binnenlande in eine gewisse Abhängigkeit zu bringen und das Zollwesen in der Art zu regeln, daß der Verkehr von drückenden Abgaben befreit werde.

Das ganze Tiefland von Benin, dessen Küste schon 1485 von den Portugiesen besucht wurde, ist mit Oelpalmen bestanden, und Cubebenpfeffer und Cardamomen wachsen wild. Am Beninfluß oder Großen Rio Formoso ist Alles in heilloser Anarchie, weil verschiedene Häuptlinge mit einander in unaufhörlichen Fehden liegen und das Land verwüsten. Burton äußert: „Despotismus ist die einzige Regierungsform, bei welcher, in Anbetracht des gegenwärtigen Zustandes in diesen Theilen von Afrika, einige Ordnung möglich wäre." Er fügt hinzu, daß es entschieden vermessen sei, den Kannibalismus in Abrede zu stellen. Er kommt in der That vor.

Von Lagos nach Osten hin bildet das Gestade eine sogenannte „falsche Küste", die einen sehr einförmigen Anblick gewährt. Der blaue Himmel wölbt sich über dem grünen Lande hin, vor welchem ein langer Streifen goldfarbigen Sandes lagert; aber in der Regenzeit ist Alles mit grauem Gewölk überzogen. Dann und wann hat das Gestade einen Einschnitt, und ein solcher bezeichnet zumeist eine Flußmündung. Scheinbar bildet das Gestade ein zusammenhängendes Festland, aber wer demselben näher kommt, gewahrt bald, daß er eine Menge von größeren und kleineren Strandinseln vor sich hat.

Der Beninfluß oder Rio Formoso ist noch ein selbständiger Strom, der nicht zum Nigerdelta gehört.

Dieses beginnt erst mit dem Escravos, d. h. Sklavenflusse, der seicht ist und eine sehr böse Barre hat. Der Rio dos Forcados dagegen, welchen die Engländer Warree nennen, hat eine bessere Einfahrt; dann folgt der Ramos oder Bough, d. h. Zweigfluß, dessen Einfahrt 15 Fuß Tiefe zeigt, und an welchem die Bewohner einigen Ackerbau treiben. Weiter westlich münden der Dodo, der Pennington, der Middleton, der Winstanley und der Sengana oder Angana. Dann erst gelangt der Schiffer an die Hauptmündung des Niger, den Nun, und das Cabo Formoso, welches die Engländer unrichtig Kap Formosa schreiben. Der Nun bildet die große Wasserstraße zum Binnenlande. Diese wird England nicht mehr aus den Händen lassen, denn, wie Burton sich ausdrückt, wenn diese Region jetzt erst Pfennige einbringt, so wird sie doch im Fortgange der Zeit Pfunde Sterling abwerfen. Bis jetzt, so äußert sich unser Gewährsmann, hat man im Allgemeinen die Dinge ganz verkehrt angegriffen; zweckmäßig dagegen wäre folgendes Verfahren. Man muß ein abgetakeltes, aber wohlbewaffnetes und mit Kru-Negern bemanntes Schiff (ein „Hulk") innerhalb der Barre des Nun bei Akassa stationiren, dann Verträge mit den verschiedenen Häuptlingen im Delta abschließen und in denselben den Zoll feststellen, welchen sie als Abgabe erheben dürfen. Sodann müßte allmonatlich und regelmäßig ein bewaffneter Dampfer bis zur Mündung des Binnë hinaufsteuern und überall auf Recht und Ordnung halten. An fünf Punkten wären Faktoreien und Stationen für die Dampfer zu errichten, nämlich: zu Andschama, an der Spitze des untern Delta, zu Abo an jener des obern Delta; zu Onitscha, mittewegs zwischen dem Meere und der Binnëmündung; bei Idda zwischen Onitscha und jener Mündung, und bei Igbegbe, also dort, wo Quorra (Kowara, Niger) und Binnë sich vereinigen. Sobald das geschieht, sind sichere Unterlagen für einen regelmäßigen Verkehr gewonnen.

Alle östlichen Deltaflüsse bis zum Bonny gehören schon der Biafrabay an. Die Engländer, welche gleich den Yankees unverbesserliche und fast immer geschmacklose Namenverderber sind, haben auch diesen Namen corrumpirt aus der portugiesischen Bezeichnung Rio de Mafras. Die Biafrabay bildet den innersten Theil des Golfes von Guinea und reicht vom Cabo Formoso bis zum Kap San Juan, 4° 16′ 17″ bis 1° 9′ 7″ nördl. Br.; die gerade Linie zwischen beiden Punkten beträgt etwa 450, die Küstenlinie dagegen 650 Miles. Durch das Cameronesgebirge ist diese letztere in zwei scharf gesonderte Regionen getheilt. Die nördlich liegende ist noch eine „falsche" Küste, ähnlich der weiter oben geschilderten in der Bucht von Benin, schlammig mit Mangrovegebüsch bestanden, ein Paradies für Eidechsen und Krokodile, für Krabben, die in den flachen, übelriechenden Strandlagunen sich wohl fühlen. Hin und wieder liegen an natürlichen Kanälen, aber in weiter Entfernung von einander, armselige Hütten. Südlich vom Cameronesgebirge wird das Meeresufer hoch. Die Oelpalme tritt seltener auf, und der Handel mit Oel ist weniger bedeutend als jener mit Elfenbein.

Von den fünf und zwanzig Strömen, welche in die Biafrabay münden, werden sechs vorzugsweise als Oelflüsse bezeichnet: der Nun, Neu-Calabar, Bonny, Alt-Calabar, Camerones und Malimba. Wir gehen auf eine Schilderung des Braß-River und der übrigen Flüsse des östlichen Delta nicht näher ein, sondern fassen nur den Bonny näher ins Auge. Der Name ist von den Engländern aus der einheimischen Bezeichnung Obani verderbt worden, die Mündung ist etwa eine Wegstunde breit, aber die Einfahrt höchst gefährlich, „ein Amphitheater von Barren und Brandungen". Um die Gefahren derselben abzuwenden, opfern die Neger in jedem Jahre ein junges Mädchen.

Der Bonny wird alljährlich von einer beträchtlichen Anzahl europäischer Fahrzeuge besucht. Auf ihm liegen „Hulks", welche als Magazine für das von den Negern abgelieferte Palmöl dienen, und auf denen auch die Supercargos und deren Leute wohnen. Auf diesen Schiffen ist es weniger ungesund, als am Lande, das ein mörderisches Klima hat. Den Hauptort am Strome, Bonny Town, riecht der Europäer schon von weitem. Er sieht Juju Town, Smoke Town und andere große Dörfer, deren Hütten alle von Palmen überschattet sind, auch jene von Tallifer und Fish Town.

Bonny Town war seit dem 16. Jahrhundert ein Hauptsklavenmarkt, und in manchen Jahren sind von dort mehr als 16,000 Schwarze seewärts verschifft worden. Seit 1825 und namentlich seit 1832 hat aber dieser Handel abgenommen, weil die Engländer nachdrücklich einschritten, und gegenwärtig ist Bonny der Hauptplatz für die Oelausfuhr geworden; es exportirt eben so viele Tonnen Palmöl als früher Sklaven, nämlich 16,000 bis 18,000 Tonnen, von 240 Gallonen, im Werthe von sechs bis sieben Millionen Thalern. Dieser Handel wird von 10 oder 12 Häusern vermittelt, die vortreffliche Geschäfte machen.

Die Regierungsgeschichte von Bonny ist seit etwa 12 Jahren sehr stürmisch gewesen, und König Pepple, dessen wir im Globus schon häufig erwähnt haben, spielt in derselben bis auf diesen Tag eine sehr hervorragende Rolle. Dieser Barbar und Kannibale war von 1857 bis 1861 in London, wo er die Philanthropen zum Besten hatte. Sie gaben ihm viel Geld, nachdem er sich hatte taufen und unter die Temperanzleute aufnehmen lassen, und er galt für einen sehr frommen Mann, als er von England die Summe von — 20,000 Pfund Sterling verlangte, um damit in Bonny eine Mission zu gründen. Das Rumtrinken gewöhnte er sich in London ab, weil Champagner, von dem er mehr zu sich nehmen konnte, ihm besser mundete. Seitdem er aber (im August 1861) wieder in seiner Heimath sich befindet, tritt er abermals in seiner vollen Urwüchsigkeit auf.

In Bonny ist Alles Schmutz, Wildheit und Barbarei. Als Burton in den Strom eingefahren war, besuchte er auch das berühmte „Jujuhaus". Ich faßte mir ein Herz, sagt er, stopfte mir in Kampfer getränkte Baumwolle in die Nase und ruderte dann stromauf. Es war eben tiefe Ebbe, und der schlammige Strom bot einen äußerst widerwärtigen Anblick dar. Der Gestank, ächtes Bouquet d'Afrique, ist abscheulich. Ich sah nichts als Wasser, Schlamm und Mangrovegebüsch. Die Dächer der Häuser bestehen aus Palmblättern; hin und wieder sieht man eine schief angebrachte Fensterscheibe. Die Außenwände sind mit Flußschlamm beworfen. Viel besser nahmen sich einige Kähne aus, die mit Matten überspannt waren und einen Heerd von Sand hatten. Einige dieser Fahrzeuge sind 60 bis 70 Fuß lang, können eine beträchtliche Menge Oel fassen und führen bis 100 Köpfe Bemannung. Die Hälfte derselben ist bewaffnet, um nöthigenfalls die Ladung zu vertheidigen; Sicherheit ist auf diesen Strömen nicht, weil die Häuptlinge und die Stämme so oft in Fehde liegen.

Burton ging ans Land. Kurz vorher hatte eine Feuersbrunst wohlthätige Verheerungen angerichtet, denn so weit die Flammen gegangen waren, fand er den Boden frei von Skorpionen, Tausendfüßen, Schlangen, kleinen Sandfliegen und Stechmücken. Man bauete eben die Häuser wieder auf. Bei solchen Gelegenheiten ruft ein Häuptling alle seine Sklaven und deren Familien zusammen und theilt sie in Rotten, deren jeder er eine bestimmte Arbeit anweist. Einige müssen im

Walde Holz fällen, andere bereiten Flechtwerk, noch andere müssen den Lehm oder Schlamm zum Bewerfen des Hauses vorbereiten, oder das Dach herrichten und aus alten Kisten Thüren verfertigen. Der Boden besteht aus gestampfter Erde; ein gewöhnliches Haus hat nur drei Abtheilungen: eine Küche, eine Wohnstube und ein Gemach für den Juju, d. h. Fetisch. Ein Haus „großer" Männer besteht dagegen aus einem wahren Labyrinth von Gemächern; jene der Männer sind von denen der Weiber abgesondert, und vor allen Dingen fehlt eine Rumpelkammer nicht, in welcher der „große" Mann allerlei Siebensachen aufhäuft, die er für merkwürdig oder werthvoll hält. Aber den besten Theil seiner Habe verpackt er in Kisten, und diese pflegt er zu vergraben. Das Bett besteht aus einer aus Gras geflochtenen Matte. Jeder hat ein Fetischzimmer, und die Hausgötter der Neger erscheinen uns seltsam genug. Ein Blatt des londoner Witzblattes Punch ist ein Gott, und eine Tabakspfeife ist auch ein Gott. Das Fetischzimmer darf nicht bestohlen werden; deshalb birgt der Neger in demselben, was ihm das Liebste ist, vor allen Dingen Rum. Könige und Häuptlinge werden in Groß-Jujuhäusern begraben.

Die Straßen in Bonny sind eng, schmutzig, voll von Pfützen, abscheulich. Die Bewohner verschmähen ordentliche Kleidung, und selbst erwachsene Mädchen gehen umher, wie der liebe Gott sie geschaffen hat. Die Sklaven sahen erbärmlich aus, waren abgemagert und theilweise aussätzig.

„In Bonny drängt sich Einem der Gedanke auf, ob es denn wirklich wohl gethan sei, die Sklaverei abzuschaffen. Die Häuptlinge bitten, daß die Engländer nicht so streng verfahren möchten; man wisse ja nicht, was man mit den Verbrechern anfangen solle. Das ist ihnen jetzt unmöglich; und das Ergebniß ist kein anderes, als Verdoppelung des Elends. Wir Engländer überfüttern unsere Verbrecher, und die Neger martern die ihrigen zu Tode. Die Menschenwaare ist so billig, und darin liegt abermals eine Quelle des Jammers. Auf manchen Oelflüssen dauert die schwarze Bemannung eines Oelnachens keine drei Jahre aus. Es kann nicht befremden, daß der Sklav sich allen Ausschweifungen ergibt und auch stiehlt; deswegen wird er mit grausamer Strenge behandelt. Sein schwarzer Herr nagelt ihm die Hand an ein Wasserfaß, verstümmelt ihn auf mannigfache Weise, reibt ihm Pfeffer in die Augen, schneidet ihm die Ohren ab, peitscht ihn blutig. Die Peitsche besteht aus doppelt geflochtener Hippopotamushaut, die in der Sonne getrocknet wird, scharfe Ränder hat und manchmal noch mit Kupferdraht überflochten wird. Es kommt vor, daß Sklaven Stunden oder auch einen ganzen Tag lang gegeißelt werden; man bindet sie, mit ausgestreckten Armen, an eine Art von Gerüst und versetzt ihnen allemal nach Ablauf einer Viertel- oder halben Stunde einige Hiebe, welche das Fleisch aus der Haut heraus reißen. Diese Strafe wird auch an Weibern vollzogen, welche der Mann für schuldig hält; auch reißt er ihnen wohl den Bauch auf, schneidet sie in Stücke und wirft diese den Haifischen vor. Zwillinge werden nach der Geburt getödtet; alle Kinder, welche eine Frau zur Welt bringt, nachdem sie schon viermal geboren hat, werden ermordet. Nach dem Ableben eines „großen" Mannes werden vielerlei abscheuliche Barbareien verübt; man begräbt seine Sklaven lebendig, oder bindet sie auf Stäbe und läßt sie den Strom hinabtreiben, damit sie stückweise von den Haifischen zerrissen werden."

„Der Sklav ist begreiflicher Weise eben so brutal, wie sein Gebieter. Es ist auffallend, daß man in England behauptet, es sei eine moralische Entwürdigung für den Neger, wenn er von einem weißen Manne gekauft wird, es sei aber keine, wenn er einem schwarzen Manne diene. Die Philanthropisten stellen sich wohl vor, wie unseren ärmeren Klassen in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu Muthe sein müßte, wenn sie von irgend einem schändlichen Afrikaner aus der Freiheit in die Sklaverei geschleppt würden. Aber civilisirte Gefühle kann ein unglückliches, halbverhungertes Wesen nicht haben, das man armselig, oft mit Fleisch von Affen und Schlangen, Hunden und Katzen und Insektenlarven füttert, dessen Leben, ein unablässiges Gequältsein, nur Wechsel durch die Verschiedenartigkeit der Martern erhält, ein Mensch, den sein Besitzer in jedem Augenblick und nach Belieben tödten kann? Wenn der Sklav einmal die erste Furcht vor der Verschiffung durch einen weißen Mann überwunden hat, dann wird sicherlich nichts in der Welt ihn vermögen, freiwillig in seine Heimath zurückzukehren. Unsere westindischen Kolonien waren Paradiese im Vergleich zu der Region der Oelflüsse, und die Lage der Sklaven in den südlichen Staaten Nordamerika's ist ein wahres Eden im Vergleich mit Westafrika. Das sind Thatsachen."

Es ist bemerkenswerth, daß alle erfahrenen, nicht in Vorurtheilen befangene oder durch Redensarten verstrickte Männer, welche Afrika und Amerika aus eigener Anschauung kennen, sich in ähnlichem Sinne aussprechen und sich nicht ohne eine gewisse Bitterkeit über die Täuschungen der Missionäre und über das Verfahren der Handwerksphilanthropen äußern. Wir wollen hier übrigens blos diese Thatsache konstatiren.

Das Fetischhaus in Bonny bildet ein etwa 40 Fuß langes Gebäude aus Flechtwerk, das mit Lehm beworfen ist. An der obern Seite erhebt sich eine Art von Altar, und dieser ist durch Mattenbehänge vor dem Regen geschützt. Quer über sind auf Gerüsten in verschiedenen Reihen Menschenschädel, theilweise bemalt und mit Zierrathen versehen, angebracht; an einem Schädel hatte man einen langen Bart befestigt. Zwischen den Menschenschädelreihen waren Reihen von Ziegenschädeln befestigt; diese waren weiß und roth angestrichen, und von einem Balken hing eine dicke Kanonenkugel herab, die wohl als Keule zum Erschlagen der Opfer dient. Vor dem Altar befindet sich eine runde Aushöhlung zur Aufnahme des Blutes; auf dem Boden lagen ganze und zerstückelte Schädel umher; andere waren auf Stäben befestigt und an die Wände gelehnt. An ein besonderes Gerüst hatte man gewisse Körpertheile genagelt, deren nähere Bezeichnung die Scham verbietet. In diesem Jujuhause krochen große Eidechsen, Iguanas, dreist umher, denn sie waren jetzt hochgeheiligte Fetische. Vor einigen Jahren galt der Affe für den Gott der Bonnyneger, weil er aber gestohlen hatte, wurde er todtgeschlagen und ein Gleiches geschah allen Affen, deren man habhaft werden konnte. Man füllte sich mit diesen Göttern den Magen, erhob die Eidechse auf den Altar und wehe dem, welcher ein solches Kriechthier unsanft anfassen wollte! Neben der Eidechse ist aber auch weißes Zeug zum Juju erhoben.

„Dieses Volk findet offenbar ein Ergötzen und ein Genüge an der Grausamkeit, welche es gegen Menschen und Thiere verübt; es ist erfreut, wenn es Jammer und Elend sieht. In allen Städten an den Oelflüssen sieht man getödtete oder elend hinsterbende Thiere, gewöhnlich Hühner, weil diese am wenigsten kosten. Sie hängen an den Beinen mit dem Kopf nach unten, oder werden an einem Baume halb todtgeschlagen und bleiben hängen, bis sie stückweis herabfallen. Ein Neger, der sich unwohl fühlt, hängt sich ein lebendiges Küchlein um den Hals und läßt es hängen, weil er glaubt, es ziehe von ihm Schmerz und Krankheit ab. Auch Ziegen werden an einem steinernen Pfeiler halbtodt geschlagen und müssen langsam und elend verenden, selbst die harmlose Schildkröte wird gepfählt. Blut gilt als

Hauptschmuck und Zier für eines Mannes Gesicht; die Frauen dagegen bemalen sich dasselbe mit Indigo. Leichen werden mit warmem Thierblute besprengt; man legt die Thiere, welchen der Kopf abgeschnitten worden ist, auf den Verstorbenen, und wenn dann ein Huhn mit den Flügeln schlägt, so gilt das für den Todten als ein gutes Omen. Männliche Kriegsgefangene werden zum Opfer und zur Speise heimgebracht; der Fetischpriester schlägt ihnen den Kopf ab, und Niemand zweifelt daran, daß sie gefressen werden. Für gewöhnliche Hinrichtungen hat jeder Häuptling seine besonderen Henker. Nicht blos Konsul Hutchinson ist davon Augezeuge gewesen (wir haben seine Berichte mitgetheilt, Globus II, 51 und 159), sondern auch der Engländer Smith. Der letztere erzählt, daß der alte König Pepple, Vater des jetzigen (Globus I, 178), den König Amakri von Neu-Calabar gefangen nahm. Hocherfreut veranstaltete er ein großes Festmahl, zu welchem er auch die europäischen Sklavenhändler einlud. Es ging flott her dabei. Seine Majestät saß oben an der Tafel, und als Hauptgericht wurde ihm, roh und warm, das eben aus Amakri's Leibe gerissene Herz vorgesetzt. Er nahm es in die Hand, verschlang es mit großem Appetit, und als er fertig war, sprach er: „So gehe ich mit meinen Feinden um."

„Kurz vor meinem ersten Besuch in Bonny waren fünf Kriegsgefangene eingebracht worden, und ich sah ihre Schädel im Jujuhause. Sie sahen verdächtig weiß und rein aus und wie abgekocht; auch zweifelte kein weißer Mann, daß die Leichen verzehrt worden seien."

Das ist ein schwarzes Gemälde, aber es ist von einem wahrheitsliebenden Augenzeugen entworfen worden. Nichts ist erklärlicher und an sich löblicher, als der Wunsch christlicher Männer, durch Verbreitung des Evangeliums solchen grauenhaften und abscheulichen Barbareien zu steuern. Es sind zu diesem Zweck schon ungeheuere Opfer an Geld und Menschenleben gebracht worden, ohne daß, im Ganzen genommen, die Erfolge auch nur irgend bedeutend gewesen wären. Das Klima schon ist der ärgste Feind der christlichen Sendboten, und durchschnittlich lebt ein weißer Missionär in Westafrika nicht über 27 Monate; welche Erfolge die schwarzen Missionäre haben, ist noch nicht zu sagen, weil man mit diesen noch in den Anfängen steht. Schon früher wiesen wir darauf hin, wie viel günstiger die Mohammedaner gestellt sind. Sie, Eingeborene Afrika's, haben das Klima nicht zu fürchten, und für den einfachen Satz: „Allah ist Allah und Mohammed Verkündiger seines Wortes", ist der Neger leichter zugänglich als für die Lehren der christlichen Dogmatik. Der Mohammedaner gestattet die Vielweiberei, der Missionär, welcher auch seinerseits ein Temperanzmann ist, nicht. Weiber und Rum zumal mag der Neger nicht missen, und das Christenthum will sich ihm nicht mit Gewalt aufzwingen, während der Islam eine solche nicht scheut.

Der Fanatismus des Islam ist überwältigend. Die Fulbe haben gezeigt, welche Macht in ihm liegt. Sie sind binnen einem halben Jahrhundert vom Senegal bis über den Binuë und nach Adamaua und bis an das Nigerdelta mit reißender Schnelligkeit vorgedrungen, und überall haben sie den Fetischdienst niedergeworfen. Darin liegt für die Negerländer eine wichtige Reform, welche aber zugleich der Verbreitung des Christenthums in hohem Grade hinderlich ist.

Das Auftreten der Fulbe und ihre weite Verbreitung ist in hohem Grade interessant; wir müssen uns aber die Schilderung aufsparen und schließen hier vorläufig unsere Erläuterungen.

Die Küstenlandschaft Ostfrieslands und deren Bewohner.

Von **Hermann Meier.**

II.

Ertrag der eingepolderten Ländereien. — Die Häuser in den Marschen. — Einrichtung im Innern derselben. — Das Hausgesinde. — Milchwirthschaft. — Die Deichlasten. — Charakter der Marschbauern. — Das Wirthshausgehen. — Kleidung der Marschbauern.

Stattliche Häuser, „Plaatsen", entsteigen nach und nach dem Boden, die, mehr lang und breit als hoch, sich durch ihre Bauart vortheilhaft von vielen anderen ländlichen Gebäuden unterscheiden. Niedliche kleine Blumengärten und Rasenplätze vor, und größere mit Fruchtbäumen, Fischteichen und Blumenbeeten hinter dem Hause, und das Ganze eingefaßt vom üppigsten Baumwuchs, geben diesen Höfen einen um so größern Reiz, da man sonst gewohnt ist, auch in den Marschgegenden, neben den Häusern, nur Kohlgärten zu finden, wodurch die Landschaft ein sehr eintöniges Ansehen erhält. Und dann die herrlichen Wiesen und Felder mit üppigem Korn, mit einem unabsehbaren Meere wogender Saaten, in welchem die Gebäude zu schwimmen scheinen!

Wunderbar ist der Ertrag der neuen Ländereien. Eine Chronik vom Jahre 1559 erzählt, daß Jemand, der in einem Theile eines neueingedeichten Polders fünf Tonnen Gerste ausgesäet, sich eines Reinertrags von 300 Tonnen erfreut habe. — Es gibt Polder, die 200 Jahre lang unter dem Pfluge gelegen haben, ohne je gedüngt zu sein und trotzdem noch immer guten Ertrag bringen.

Erinnert schon das Aeußere der Häuser an den Reichthum und oft auch an die Bildung und an den Geschmack der Bewohner, um so mehr noch das Innere. Kostbare Möbeln, wie man sie in der Stadt nicht schöner und moderner findet; hübsche, oft werthvolle Gemälde, eine oft zusammengewürfelte, oft auserlesene Bibliothek, einige musikalische Instrumente, unter welchen das Pianoforte nie fehlt. Im Winter hat man Lesezirkel, welche die besseren belletristischen, historischen und landwirthschaftlichen Bücher und Zeitschriften enthalten, und von Zeit zu Zeit Konzerte, zu welchen man sich die Musiker aus der Stadt kommen läßt.

Betreten wir das Haus, welches massiv aus Backsteinen gebaut ist, so finden wir, daß jedes bis zur Dachspitze durch eine starke Brandmauer in zwei Theile getheilt ist, von denen der vordere zur Wohnung, der hintere zu Scheune und Stall

dient. Im Vorderhause findet man die große Sommer- und die etwas kleinere Winterküche. Hat erstere auch durchaus den Charakter einer Küche, so doch letztere den einer ganz behaglich eingerichteten Stube. In der Sommerküche ist der große, mächtige Feuerheerd, der mit einer eisernen, blankgescheuerten Platte belegt ist, die Hinterseite wird theils von einer kleinen Platte, theils von weißem oder bemattem Estrich ausgefüllt. In der Ecke dieses Herdes (in d' hörn') ist der Platz des Hausherrn, d. h. des Hausvaters, der noch nicht zu sehr von der Kultur beleckt ist. Von hier aus ertheilt er seine Befehle, hier ist er sicher zu finden, wenn Feld und Stall seine Gegenwart nicht erfordern, oder wenn ihn keine Geschäfte zur Stadt rufen. Besuchende Personen müssen sich im Hörn niederlassen, während der Bauer sich mitten vor's Feuer setzt; wenn er seinen Platz verläßt, versäumt er nie, das Stuhlkissen umzukehren. Auf dem Rande des Kamins ruht seine tägliche Lektüre: Zeitung, Amtsblatt und Kalender; hier findet sich der immer gefüllte Tabakskasten und unter demselben hängen die Pfeifen in Reihe und Glied, große für den Haus-, wie kleine für den Reisebedarf. Eine andere Seite dieser Küche enthält die Bettstellen, die sich in der Wand befinden und früher so hoch angebracht waren, daß man nur mittelst einer Bank hineingelangen konnte, wie dies auf unseren Inseln noch jetzt der Fall ist. In neuerer Zeit werden solche nicht mehr so hoch gemacht, weil plötzlich eintretende nächtliche Ueberschwemmungen nicht mehr so sehr zu befürchten sind. Ueber dem Bette hängen meistens eine geladene Flinte, ein paar Pistolen oder ein blankgescheuerter Säbel. An der Decke der Küche sieht man Sommer und Winter eine große Anzahl mächtiger Speckseiten, Schinken und ein ganzes Heer von Mettwürsten.

An die Sommerküche grenzt in älteren Gebäuden die sogenannte Aufkammer, sogenannt, weil man nur vermittelst einiger Stufen hinaufkommen kann; werden diese Stufen zurückgeschlagen, so sieht man in die geräumige, lustige und reinliche Milchkammer, wo die meistens blau angestrichenen, platten Milchkübel mit ihrem weißen Inhalt der Reihe nach stehen, um am folgenden oder dritten Tage abgerahmt zu werden. Neuere Gebäude haben außerdem noch Wohn-, Visiten-, Kinder-, Gouvernanten-, Schlaf- und Fremdenzimmer, Einrichtungen, die man indeß in den älteren ostfriesischen Wohnungen vergeblich sucht.

Die Bettstellen für die männlichen Dienstboten befinden sich meistens in dem Gang, der zwischen Wohnhaus und Hinterhaus herläuft. Aus dem Gang führen zwei Thüren, die eine auf die Dreschtenne, die andere in den Stall. Vor letzterm befindet sich noch eine kleine Küche, in welcher sich des Abends die Dienstboten aufhalten, wo die Mägde schlafen und woselbst gebuttert wird. —

Das Hinterhaus ist bedeutend niedriger und hat ein viel platteres Dach, als das Wohnhaus, ist aber doch bei aller anscheinenden Leichtigkeit ungemein fest gebaut, — lauter Vorrichtungen, um den häufigen Sturmwinden widerstehen zu können. Die Dreschflur ist mit Lehm belegt und hat am hintern Ende ein großes Thor zur Einfahrt. Der Hauptraum der Tenne dient zur Aufbewahrung der Ernte, doch ist diese selten im Stande, den ganzen Segen aufzunehmen, und alsdann wird Heu und Getreide neben dem Hause in Feimen — Schelfen (Getreide), Blokken (Heu) — aufgestellt; eine Nebenabtheilung dient zur Wagenremise, der hintere Theil zum Pferdestall.

Im Viehhause stehen die Kühe nicht mit dem Kopf ins Haus hinein, sondern wenden solchen der Mauer zu, und hinter dem Vieh her geht eine einen Fuß breite und eben so tiefe Gosse zur Aufnahme des Abfalles. Derselbe wird täglich wenigstens zweimal hinausgekarrt. Die Viehstände sind durch Bretterverschlag von drei bis vier Fuß Höhe von einander geschieden. Jeder Stand ist für zwei Kühe. Das Vieh steht an beiden Seiten des Viehhauses, in der Mitte bleibt ein mäßig schmaler Gang.

Die Zahl der Kühe auf einem mittelgroßen Platze ist 30 bis 50, doch werden auch deren gefunden, wo 80 bis 100 Stück auf dem Stall stehen; dann aber ist gewöhnlich eine nicht geringe Anzahl derselben zum Fettfüttern und demnächstigen Verkauf, nicht zum Milchgeben aufgestellt. Vom Mai bis November befindet sich auf der Marsch alles Vieh ohne Hirten auf der Weide (die jedes Stück Land umgebenden Gräben sind hinlängliche Schutzmittel gegen das Verlaufen), die übrige Zeit auf dem Stall. Während der Sommermonate kommt es gar nicht ins Haus, Stallfütterung ist hier nirgends gebräuchlich. Im Frühjahr ist das Vieh nicht so bald auf der Weide, als man anfängt, die Ställe zu reinigen und zu lüften. Der Fußboden wird mit reichlichem Wasser und stumpfen Besen gescheuert, säumtliche Wände, die geweißten sowohl, wie die Bretterverschläge sammt den hölzernen Decken, werden sauber abgewaschen, alle Ecken und Winkel werden ausgespült und gesäubert. Thüren und Fenster werden während des ganzen Sommers offen gehalten, um der Luft freien Durchzug zu gestatten, und gelegentlich werden dann die Wände wieder neu überweißt. So ist den Sommer über der Stall so sauber, so frei von aller Dumpfigkeit, wie wohl wenige Stuben unserer Tagelöhner. Wird dann vor dem Winter noch einmal Alles besenrein gekehrt, so kommt das Vieh in einen Stall so sauber, als wäre er nagelneu.

Täglich zweimal gehen die Mägde mit blankgescheuerten kupfernen Eimern (Ketelemmers) hin, um die strotzenden Euter zu leeren. Die Pferde verlassen die Weide nur für die erforderliche Arbeitszeit. —

Eine recht gute Kuh gibt in der besten Zeit täglich 18 bis 20 Kannen Milch, welche theils zu Butter, theils zu Käse verarbeitet wird. Die dann entstehende Buttermilch gibt die Morgen und Abendkost der Dienstboten oder dient zur Schweine- und Kälbermast.

Sobald die Milch im Sommer zu Hause angelangt ist, wird sie durch ein Haarsieb in die Milchkübel geseihet und diese werden alsdann in den Milchkeller getragen, wo sie neben einander, nur bei beschränktem Raum auf einander gestellt werden. Nach 24 bis 48 Stunden wird sie meistens von der Hausfrau selbst, selten von der großen Magd abgerahmt. Die abgerahmte Milch wird zur Käsebereitung in die „Stremtiene", der Rahm zum Buttermachen in die „Roomtiene" gebracht. Beides sind tonnenartige Gefäße, ersteres das weit größere. Gebuttert wird durch Menschenhand, durch einen Hund, der im Rade läuft, oder durch ein Pferd. Der Käse wird in den allermeisten Fällen von der Hausfrau selbst gemacht. Ein gewöhnlicher Käse wiegt 16 bis 20 Pfund, ein Faß Butter 50 Pfund. Ist von beiden erforderlicher Vorrath vorhanden, so wird's vom Bauer mit dem Wagen zur Stadt gebracht; sind die Wege aber zu schlecht, so geschieht die Versendung mittelst des Dorfschiffers.

Die Güter und Ländereien theilen sich in völlig freie, in erbpachtspflichtige und in beheerdische. Bedingt frei sind alle. Im Lande der Friesen kennt man keine Erbunterthänigkeit, keine Frohnden, keine Zehnten; kein Edelmann oder sonstiger privilegirter Besitzer darf sein Vieh auf die Felder der Bauern treiben oder sonstige Beeinträchtigungen wagen. Der Eigenthümer schaltet und waltet mit seinem Gut, wie es ihm gefällt. Gezwungen, sagt Wiarda, gab der Friese dem Geistlichen, seinem Priester, seinem Dekan, seinem Bischof keinen Kreuzer, und wider seinen Willen konnte ihm der Bischof kein Huhn nehmen. Denn eine solche Gewalt stritt wider die friesische Freiheit. — Die Friesen waren das einzige Volk der Christenheit, welches von den Zehnten und Erstlingen frei war.

Erbpachtspflichtige findet man vorzüglich in den neueren Marschen, denn diese gehören ja, wie bereits gesagt, der Krone. Ein Erbpachtsgut ist übrigens eben so frei, wie ein eigenes; die einzige Einschränkung, daß beim Verkauf die Einwilligung des Erbpachtsherrn nachgesucht werden muß, ist ohne Bedeutung, da diese nie versagt werden darf.

Beheerdischheite, die es blos in Ostfriesland gibt, sind im Grunde mit den erbpachtspflichtigen einerlei. Sie stammen aus früheren Zeiten, wo man nach Ablauf der Pachtzeit ein Geschenk darbrachte, welche Sitte später zum Gesetz umgewandelt wurde, und aus dem Geschenk wurde eine feststehende Abgabe.

Abgesehen von allem Andern, sind die Abgaben unserer Plätze bedeutend hohe. Besonders die Deichlast ist eine so enorme, daß der Marschbauer nicht mit Unrecht sagt, er könne mit silbernem Pfluge arbeiten, wenn die Abgaben für den Deich nicht wären. Die ganze Deichstrecke Ostfrieslands beträgt 36½ Meilen. Die Deiche haben eine Höhe von 16 bis 20 Fuß, bei 80 bis 100 Fuß unterer und 8 bis 14 Fuß oberer Breite. Sie leiden jährlich mehr oder weniger, und die jährlichen Unterhaltungskosten sind groß und an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Jahren ungleich. Dieselben betragen nach einem zwölfjährigen Durchschnitt jährlich über 100,000 Thaler. In früheren Zeiten, z. B. öfters noch im 17. Jahrhundert, sind häufig ganze Plätze von dem Eigenthümer verlassen worden, um nicht den Deich wieder herstellen zu müssen. Denn in dem Spadenrecht oder Spadelandesrecht, welches noch am Schlusse vorigen Jahrhunderts in Ostfriesland wie an der ganzen Küste bis zur Eider Gesetzeskraft hatte, wurde festgesetzt, daß, wenn Unvermögende nicht im Stande wären, ihren Deich ferner zu unterhalten, oder wenn der Besitzer nach einem Deichbruch den Deich nicht wieder herstellen könne, er diesen mit seiner Habe an Land, Haus und beweglichen Gütern abtreten solle.

Wer Deichlast zu tragen hat, muß auch Siellast bezahlen, das sind die Leistungen, welche zur Anlegung und Unterhaltung der zur Fortschaffung des Binnenwassers in den Deichen angelegten Schleusen, der sogenannten Siele, erfordert werden. Ein neuer Siel kostet 5000 bis 17,000 Thaler, die jährlichen Unterhaltungskosten für unsere 87 Siele mehr als 25,000 Thaler.

Nach Berechnung solcher Summen für Neubau und Unterhaltung der Deiche und Siele muß man fürwahr einstimmen in den Ausruf eines vaterländischen Schriftstellers: „Mit welch kostspieligen Gegenständen hat unser Vaterland zu thun, um sich gegen die Gewalt der See zu verwahren!"

Jeder Platz hat seine Dienstboten, sein „Volk", wie sie von der Herrschaft genannt werden, während diese „buur" und „frou" oder „weerdinne" (Wirthin) genannt werden. Die Zeiten, in welchen der Bauer mit seiner Frau durch eigene Arbeit ein paar Dienstboten ersparte, sind dahin; jeder Platz, wenn er nicht gar zu klein ist, hat zwei bis drei Mägde und drei bis vier Knechte. Die Knechte verrichten alle Arbeiten, wozu Gespann nöthig ist. Im Winter besorgen der große und der kleine Knecht das Vieh; der Mittelknecht geht mit den Arbeitern ans Dreschen. Auch Getreide mähen die Knechte meist mit.

Die Mägde besorgen im Sommer die Milchwirthschaft und die Geschäfte in Haus und Garten; zur Erntezeit gehen sie zum Getreidebinden mit ins Feld; im Winter ist, neben der Besorgung der Milch- und Hauswirthschaft, Spinnen die Hauptbeschäftigung.

Die Dienstboten verdienen nicht nur Geld, sondern auch Schuhe, Leinwand, Käse und Schafweiden. Neben diesen werden auch noch Arbeiter gedungen; einige Feste hat Jeder Platz, Andere miethet man nur in der geschäftigsten Sommerzeit, in der Ernte. Das eigene Land hat dann nicht Arbeitskräfte genug, so daß besonders Oldenburg und die Landdrostei Osnabrück aushelfen müssen. An verschiedenen Stellen versammeln sich diese Arbeiter in Masse, mit ihrem Arbeitszeug auf Rücken und Schultern, um Sonntags Morgen für eine Woche gemiethet zu werden. Der abgeschlossene Kontrakt bezieht sich entweder nur auf eine Woche oder auf die ganze Ernte. Während dieser sieht man überall auf den Wiesen kleine längliche Leinwandzelte aufgeschlagen, die als Lagerstätten der Arbeiter dienen, bis sie mit ihrer Arbeit vollständig fertig geworden sind.

Die Kost unserer Dienstboten und Arbeiter ist eine nahrhafte, dem Klima angemessene. Im Sommer wird viermal, im Winter dreimal täglich gegessen. Abends und Morgens gibts Buttermilch mit gekochter Grütze oder mit Bohnen nebst Butterbrod. Die Löffel der Dienstboten haben ein rundes Blatt und sind wohl geeignet, die großen, sogenannten Breimäuler zu erzeugen. Der Mittagstisch wird in den meisten Fällen mit der Herrschaft getheilt. Diese und jene speisen in einem Lokal, aber an besonderen Tischen. Speck oder Fleisch fehlt nie, dazu werden Kohl, Möhren, Bohnen, Erbsen oder Mehlspeisen gegessen. Die Knechte essen zusammen aus einer großen Schüssel, die Mägde ebenfalls, und zur Zertheilung des Fleisches und Specks hat man in einzelnen Fällen Teller, in den meisten runde Stückchen Holz, in den wenigsten den Tisch selbst. Regel ist, daß, wenn der erste Knecht (der große Knecht) satt ist und aufsteht, alle übrigen ihm folgen müssen.

Den ursprünglichen friesischen Charakter findet man in den Marschen am wenigsten mehr; solcher zieht sich immer tiefer landeinwärts, wo er, immer mehr vom Auslande berührt, seinem völligen Entschwinden entgegengeht. Der Marschbauer des Dollart ist ein ganz anderer, als der an der Nordküste unseres Landes. Jener gleicht mehr dem ruhigen, berechnenden Holländer, dieser mehr dem ewig fidelen, singenden und spielenden, in Wirthshäusern Gesellschaft suchenden Süddeutschen; aber bei allen ist doch die Quintessenz des friesischen Nationalcharakters zu finden. Ihre abgelegene, isolirte Lage am Gestade des Meeres, aus der sie erst seit etwa 10 Jahren durch die Eisenbahn gerissen wurden, ließ sie, wenn auch nur bedingt, einen eigenen Charakter bewahren.

Selbstgefühl wohnt dem Marschbauer, der auf Titel wie „Oekonom" ꝛc. nichts gibt, sondern sich am liebsten buur nennen läßt, in nicht geringem Maße bei. Ist er doch, was er ist, durch Menschenhand und Menschenfleiß, und hat er doch nicht selten selbst sein redlich Theil dazu beigetragen. „Der dumme Bauer", jenes alberne, allgemeine Urtheil, nimmt er nicht gleichgültig hin, es reizt und kränkt ihn. Er ist gern unter seines Gleichen, hier braucht er sein Selbstgefühl nicht zu unterdrücken. Auf Märkten, ländlichen Auktionen ꝛc. hat er das Regiment und übt es aus. In einem Artikel über die Feste der Ostfriesen hoffen wir dies näher darzuthun. — Bei alledem strebt er nach Popularität. Wer sich absondert, dem Wissen lebt, agrikulturchemische Studien und Versuche macht, heißt ein „latienske buur"; wer aber so recht populär sich zeigt, ist ein „gemeiner", ein „niederträchtiger", d. h. ein herablassender Mann. Der Adel gilt wenig, nur wahre und baare Verdienste stehen hoch. Dieses Selbstgefühl artet aber oft in dummen Stolz und in rauhe Grobheit aus. Sein Selbstgefühl verdankt unser Marschbauer gewiß zum größten Theil seiner körperlichen Kraft und seiner fast nie wankenden Gesundheit. Seine Nahrung ist derbe und „etwas vor dem Messer haben", d. h. Fleisch oder Speck auf dem Teller haben, zur Mittagszeit einer seiner liebsten Ausdrücke.

Seine Charakterfestigkeit wird häufig zum Eigensinn und stürzt ihn in ein Meer von Prozessen. Er hält fest, was er für wahr erkannt und als bewährt gefunden hat. Nicht leicht macht ein Widerspruch oder das Ansehen Einzelner,

nicht leicht macht Ueberredung sein Urtheil irre. Er hält fest am Alten, Hergebrachten. Sprache und Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten läßt er sich nur zollweise abzwingen, sie sind ihm ein Heiliges, von seinen Vätern Ueberliefertes. Dadurch ist allerdings manches Gute erhalten geblieben, aber auch vieles Bessere unbarmherzig von der Thür gewiesen. Darum auch traut er Fremden im Allgemeinen sehr wenig. Gegen Bekannte und Freunde ist er frei und offen, gegen Untergebene nicht selten rauh und herrisch, gegen Fremde und Unbekannte aber anfangs einsilbig und trocken. In einer Gesellschaft, in der sich auch ein Fremder befindet, geht es anfänglich sehr still her, indem sich Jeder vorsehen zu müssen meint. Ueberhaupt ist Geschwätzigkeit seine Sache nicht; wenig Worte, aber die oft sehr treffend. Redner hat Ostfriesland wohl noch nie geboren, die Sprecher in unseren Volksversammlungen sind wenigstens nicht auf der Marsch geboren und groß geworden. Die laute Lebendigkeit, das Lachen und Fluchen der an Jever grenzenden Landsleute ist ihm ein Greuel. Besonders zeigt sich dieser Ernst auch bei seinen öffentlichen Festen und Lustbarkeiten. Er hat wenige derselben; er hat keine Kirchweihfeste und andere allgemeine Vergnügungen, selten Musik und Tanz. Dagegen bricht sich der zu enge gezügelte Sinn auf Jahrmärkten ꝛc. desto ungeregelter Bahn und veranlaßt beim „Jungvolk" oft wüste und sittenlose Scenen. Die früher sehr besuchten Vogelschießen sind als eine Verachtung des heiligen Geistes von einer fanatischen Geistlichkeit unterdrückt worden und kommen nur noch in Verbindung mit den Scheibenschießen vor.

Essen und Trinken sind zwei Hauptwörter. Ist auch der Tisch nur mäßig und einfach, fehlen auch meistens die Gaumenkitzeleien, so ist doch für den Magen sehr befriedigend gesorgt. Die früheren großen Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenbegängnisse ꝛc., bei denen auf eine wirklich schreckenerregende Weise getafelt wurde, sind theils durch die Gesetzgebung, theils durch größere Kultur gänzlich verbannt. Im Winter besonders besucht unser Marschbauer gern ein Wirthshaus, muß er auch, um ein besuchtes zu finden, eine Stunde hin und eine zurück gehen. Mit langen Wasserstiefeln, der kurzen Pfeife im Munde und dem „Pulsstock" (einem langen Springstock, unten mit einem knopfartigen Klotz) auf dem Nacken, um in gerader Richtung auf sein Ziel lossteuern zu können, geht er meistens bei eintretender Dunkelheit aus dem Hause, um sich von dem Mond oder von den Sternen wieder heimleuchten zu lassen, wenn nicht die besorgte Frau ihm den „lütje" (kleine) Knecht mit der Laterne nachgeschickt hat. Im Wirthshause schwatzt man bei dem nicht kalt werdenden „Dösse", mit dem selten vollen Glas Doornkaat (ein sehr beliebter Genever) vor sich, bis die Polizeistunde schlägt und länger noch. Wenn unser Bauer von der „Stadt" kommt oder dahin geht, so bleibt selten ein Wirthshaus, an dem ihn sein Weg vorbeiführt, unbesucht. Ein „Klarer" oder ein „Bitterer" (Genever, jener ohne, dieser mit Bitter) werden wenigstens gefordert, bleiben aber häufig unberührt stehen; aber das „Döfke" wird neu gestopft und angezündet oder „'n Kollde" (ein Priemchen) hinter die Backe geschoben. — Erst seit Kurzem ist der Genuß des Bieres hier ein größerer geworden, es wird aber noch recht lange währen, bevor solcher den Genever besiegt.

Unsere Frauen lieben ein „Koppke" (Tasse) Thee über alle Maßen, verschmähen aber auch den Kaffee nicht. In den westlichen und südlichen Theilen des Landes trinkt man zum Frühstück Thee, um 10 Uhr Kaffee, um 3 Uhr Thee, um 6 Uhr Kaffee und zum Abendbrod Thee. In dem nördlichen und östlichen Theile ist die Reihenfolge etwas anders: Kaffee, Thee, Thee, Kaffee, Kaffee.

Die Kleidung unserer Marschbauern hat alles eigenthümliche Gepräge verloren. Bei der Arbeit kleidet er sich möglichst seiner Arbeit angemessen, gehts aber zur „Stadt", dann wissen besonders unsere Landschönen einen Luxus zu entfalten, der häufig an das Uebertriebene streift, noch häufiger aber mitten drin steckt. Besonders die guten fünfziger Jahre haben in dieser Beziehung Bedeutendes erzeugt, und an den Markttagen besonders sieht man von dem weiblichen Geschlecht des Landes die ihm angewiesenen und eigenthümlichen Grenzen durch einen zu großen Kleiderstaat und durch zu vielfaches Geschmeide weit überschreiten.

Von jeher liebte der sich zu dem Soliden hinneigende Ostfriese Gold und Silber. Unsere ländlichen Schönen beweisen wenigstens in dieser Beziehung, der Ahnen werth zu sein. Am Halse dicke, goldene Ketten oder große, goldene Schlösser, dazu goldene Uhren und Medaillons mit goldenen Ketten, goldene Gürtel- und Haarbandschnallen, goldene Boutons, goldene Knöpfe und Schnallen an den Unterärmeln, an den meisten Fingern goldene Ringe. Die Tasche birgt goldene Eau de Cologne-Flacons oder goldene Schnupftabaksdosen, silberne oder goldene Scheeren mit silberner Kette, silberne Fingerhüte ꝛc. Thee- und Kaffeegeschirr sind von Silber, Löffel von Silber oder — bei Einigen, seit etlichen Jahren — von Gold, und sogar silberne Spucknäpfe sind nicht selten. Zu solchen Verirrungen kann sich nur da der Geschmack hinreißen lassen, wo Erwerb und Bildung zu wenig gleichen Schritt halten.

Ueber andere Eigenthümlichkeiten, die aber nicht des Marschbauern alleiniges Eigenthum sind, werden wir in unserem nächsten Artikel berichten.

Das Richtige über die Stammes- und Sprach-Verhältnisse im Herzogthum Schleswig*).

Das gute Recht der Herzogthümer ist durch die deutsche Wissenschaft gebührend sicher gestellt; weniger genau ist aber das Nationalitätsverhältniß in dem Grenzherzogthum bekannt. Man hilft sich wohl mit der Auskunft: Südschleswig sei deutsch, dann komme ein gemischtes Gebiet, der Norden sei dänisch — und erhält so ein ganz falsches Bild. Ein solches zu veranlassen, ist u. a. die jetzt sehr verbreitete Petermann'sche Specialkarte von Südschleswig leider sehr geeignet. Dieselbe gibt in einem kleinen Carton eine ethnographische Skizze von Schleswig „nach deutschen und dänischen Quellen". Dieses Kärtchen weist kaum mehr als ein Viertel des Ganzen dem deutschen Gebiete zu; ein zweites Viertel ist als deutsch und dänisch und als „friesisch" bezeichnet; der Rest, fast die Hälfte Schleswigs, bleibt für das „dänische" übrig, abgerechnet einige Enclaven, welche die Karte mit der Farbe der „gemischten", nicht der deutschen Bezirke bezeichnet. Hiernach könnte man meinen, daß wohl kaum die Hälfte der Schleswiger Deutsche seien. Mit aller Energie muß man sich dagegen erheben, daß der dänische Unfug mit dem Begriff

*) Der Herausgeber des Globus ist, von Hamburg aus, ausdrücklich um die Aufnahme dieses Aufsatzes (aus dem Schwäbischen Merkur) ersucht worden und gewährt demselben gern einen Platz in dieser Zeitschrift.

SCHLESWIG

6° v. Paris

7°

55°

NORDSEE

OSTSEE

JÜTLAND

ALSEN

Schlei

Kieler Bucht

Apenrader Fjord

Flensburger Fjord

Eider

Nordfriesische Inseln

Dänischwohld

Schwansen

Hohwacht

Fehmarn

Sylt

Föhr

Amrum

Römö

Fanö

Nordstrand

Pellworm

Helgoland

Jordsand

Langeness

Oland

Habel

Nordmarsch

Süder Oog

Norder Oog

Hallig Hooge

Hallig Nordstrandischmoor

Hallig Südfall

Hallig Langeness

Hallig Oland

Hallig Habel

Hallig Gröde

Hallig Appelland

Hallig Norderoog

Hallig Süderoog

Hallig Südfall

Hallig Hooge

Hallig Pellworm

Hallig Nordstrandischmoor

„gemischter Bezirk" auch deutscherseits Eingang finde. Auf die sogenannten gemischten Bezirke warfen sich die dänischen Bestrebungen, Kirche und Schule zu danisiren. Wäre es bei den in der That gemischten Ortschaften geblieben, in welchen die Kirchen- und Schulsprache vor der Wiederkehr dänischer Herrschaft, 1851, wirklich gemischt war, so hätte die Sache wenig zu bedeuten, da dies bei blos 25,000 Seelen zutrifft. Aber so meinten es die Dänen nicht: wo eine oder zwei Familien unter sich jenen halbdänischen Dialekt sprachen, wo einige eingewanderte Dänen oder jütische Dienstboten lebten, wo früher der plattdänische Dialekt zu Hause gewesen war, da haben die Dänen einen gemischten Bezirk angenommen und gegen die ungeheure Mehrheit der Deutschen den Sprachzwang geübt. Ganz besonders haben sie es hierbei auf Angeln abgesehen. Wenn daher auch nach „deutschen Quellen" entschieden deutsche Landstriche zu den „gemischten Bezirken" gerechnet werden, ohne daß auch nur eine Andeutung für die Stärke der Mischung, also z. B. $^{19}/_{20}$ deutsch und $^{1}/_{20}$ dänisch beigefügt wird, so gilt es, gegen solche Darstellungen entschiedene Verwahrung einzulegen.

Für die Beurtheilung der Nationalität ist die Sprache das hauptsächlichste, nicht aber das einzige Merkmal. Sitte, Lebensweise, Bildung, gemeinsame Geschichte, Verkehrsverhältnisse, gemeinschaftliche Einrichtungen in Kirche, Schule und Verwaltung sind ebenfalls maßgebend. Halten wir den Blick auf alle diese Umstände gerichtet, so ist das Ergebniß, günstig genug schon nach der Sprache, ein noch weit mehr für die deutsche Nationalität entscheidendes. Es ist wahr, wir treffen in Schleswig, wie wohl in jedem Grenzlande, Uebergänge: aber das deutsche Element ist so entschieden in der Oberhand, daß das Herzogthum zweifellos der deutschen Nationalität beizuzählen ist.

Dieses Ueberwiegen zeigt sich 1) in der geistigen und materiellen Ueberlegenheit. Die Bildung in Schleswig ist deutsch und kettet die Bewohner an Deutschland. Was an Bildung überhaupt da ist, ist dem deutschen Element zu danken; die Bevölkerung, welche nicht Deutsch redet, ist der ungebildetste, unbedeutendste Theil. Die Landesuniversität ist Kiel; Kirche und Schule ist, oder war bis zur dänischen Gewaltperiode ganz überwiegend deutsch; die bedeutendsten Lehranstalten sind oder waren bis dahin deutsch. Die offizielle Geschäfts- und Gerichtssprache war immer und bis zu dem Gewaltakt der vierziger Jahre deutsch; die Gerichtssprache war es bis zum Jahre 1838 im ganzen Herzogthum. Die Städte des Landes sind sämmtlich ganz oder beinahe ganz deutsch; so Eckernförde, Schleswig, Tönning, Friedrichsstadt, Garding, Husum, Leck, Tondern, Flensburg, Sonderburg, Apenrade, Hadersleben. Tondern und Apenrade zeichneten sich stets durch ihre deutsche Gesinnung besonders aus. Auch heute, nach den Gewaltjahren, ist Tondern ganz deutsch geblieben. Bei 3000 Seelen gibt es kaum 20 bis 30 anti-schleswigholsteinische Familien. In Hadersleben wurde früher in den Familien aus Bequemlichkeit häufig die landläufige Mundart gesprochen: jetzt, da die deutsche Schule aufgehoben ist, haben es sich die Eltern zur Pflicht gemacht, zu Hause mit den Kindern nur Hochdeutsch zu sprechen. Flensburg war in früheren Jahren das Schooßkind der Dänen, weil die in Handelsstädten häufige, z. B. auch in Hamburg sich wiederholende Gleichgiltigkeit für politische Interessen dort eine sogenannte dänische Partei aufkommen ließ. Dies hat sich, Dank dem dänischen Drucke, geändert: der Kern der flensburger Bürgerschaft ist jetzt von Herzen deutsch gesinnt und hält sich von allen Dänen fern. Nur ein kleiner Stadttheil, Jürgensbye', gehört nicht zum deutschen Element; seine Bewohner, Schiffer und dergleichen Leute, sprechen nicht Deutsch; der Dialekt dieser Leute, der sich seit mehreren Jahrhunderten erhalten haben soll, ist aber eben so wenig rein dänisch, wie die Sprache der Nordschleswiger. Nur in der kleinen Heiligengeistkirche wird Dänisch gepredigt. Vor der dänischen Gewaltherrschaft waren die Städte ganz deutsch; die kleinen Gemeinden einzelner dänischer Beamten konnten hieran nichts ändern. Jetzt freilich scheint deren Zahl überall gestiegen: massenweise wurden die dänischen Beamten, Geistlichen, Lehrer u. s. w. importirt, und Hand in Hand mit ihrer Einwanderung ging die Vertreibung deutscher Familien. Die Stadt Schleswig hat im Laufe der Gewaltzeit der fünfziger Jahre 74 Familien, gerade die bestgesinnten Männer, durch Wegzug verloren. Aber trotz dieser Verluste, trotz der Danisirung, die selbst in Flensburg die deutschen Schulen in dänische verwandelte und die Kinder in den dänischen ihnen unverständlichen Schulunterricht zwängte, ist auch heute der Kern der städtischen Bevölkerung durchaus ein deutscher. Auch der Besitz ist auf deutscher Seite: die deutschen Landestheile sind die fruchtbareren, reicheren, bevölkerteren, so der Süden und Osten, so die Marschen im Westen. Die schönsten, am besten bebauten Güter gehören überall deutschen Grundbesitzern; Unfruchtbarkeit, schlechter Anbau und dänisches Element gehen Hand in Hand. Der Verkehr, der Absatz der Erzeugnisse, geht durchweg nach dem Süden; Kiel, Hamburg, Lübeck sind die Ziele des Verkehrs auch für Schleswig.

2) Was die räumliche Vertheilung betrifft, so ist der Süden, die Landschaften Eiderstedt, Hütten, Dänisch Wohld, Schwansen u. s. w. unbestritten deutsch. Die Petermann'sche Karte zeichnet im Westen die friesischen Marschen mit besonderer Farbe aus, ohne auch nur anzudeuten, daß die Friesen ganz zum deutschen Nationalitäts- und Sprachgebiet gehören. (Vergl. Globus II, 142 über die Verhältnisse der friesischen Uthlande.) Wenn es möglich wäre, so ist der Gegensatz der Friesen zu allem, was dänisch ist, noch stärker als der der übrigen Schleswiger. Dem starren Unabhängigkeitssinn der Friesen gegenüber — „lieber todt, als Sklave!" ist friesischer Wahlspruch — trat selbst dänischer Uebermuth scheu zurück. Kirchen- und Schulsprache ist im friesischen Gebiet überall die deutsche. Jeder versteht das Hochdeutsche. Wie im Westen die fruchtbaren deutschen Marschen sich erstrecken, so dehnt sich im Osten des Schleswig in der Mitte durchziehenden Haiderückens eine fruchtbare, überall von Hecken und Erdaufwürfen (Knicks) durchfurchte Landschaft, ohne Städte, aber dicht mit Kirchspielen besetzt, aus: die Landschaft Angeln, ein merkwürdiges, von dem wackersten Volksstamm bewohntes Land. Die Petermann'sche Karte hat sehr Unrecht, es zum größern Theil zum „gemischten Gebiete" zu rechnen. Wenn man das Ländchen in seiner ganzen Länge von Arnis bis Flensburg zu Fuß durchwandert hat, wenn man überall, in Dörfern und Einzelgehöften, beim Landvolke eingesprochen und sich in deutschem Wesen und deutscher Mundart heimisch gefunden hat, so darf man sagen: hier ist deutsches, nicht gemischtes Gebiet! Einst war Angeln allerdings ein gemischtes Gebiet; eine starke deutsche Einwanderung half rasch dem deutschen Element zur Herrschaft. Mehr als neun Zehntel sind jetzt vollständig deutsch, reden nur Deutsch.

Nördlich von Flensburg hört beim Landbewohner die deutsche Sprache auf. Im Sundewitt wird schon Dänisch gesprochen. Eine Linie von der Mündung der Widau in die Nordsee zur Flensburger Föhrde, so daß Hoyer, Tondern und Flensburg ins deutsche Gebiet fallen, bezeichnet, abgesehen von den deutschen Enclaven Apenrade, Hadersleben u. s. w., die richtige Sprachgrenze. Was aber hier in Nordschleswig vom Landvolke gesprochen wird, ist weit entfernt vom Reindänischen, ja es wird von den Dänen selbst schwer verstanden.

3) Die numerische Vergleichung der Sprachgebiete. Eine Denkschrift der dänischen Regierung: „Kurze Darstellung der offiziellen Ordnung der Sprachverhältnisse im Herzogthum Schleswig", sagt wörtlich: „Vergleicht man die Zahlenverhältnisse, so ergibt sich, daß das Deutsche im Verhältniß zum Dänischen im Uebergewicht ist, indem der deutsche Distrikt circa 177,000 Einwohner, der dänische dagegen nur 135,000 zählt. Wollte man den gemischten Distrikt gerade durch theilen und jedem der ungemischten 41,000 Einwohner zutheilen, so ergeben sich 218,000 Deutsche und 176,000 Dänen.

4) Die deutsche Nationalität reicht indessen weiter als das Sprachgebiet, sobald man auch Sitte, Lebensweise und den eigenen Willen des Stammes in Berechnung bringt. Es ist oft genug nachgewiesen worden, daß auch die nicht Deutsch redenden Schleswiger nicht Dänen, sondern kurzweg „Schleswiger" sein wollen. Sie wollen nicht abgetrennt werden und das Schicksal ihrer holsteinischen Brüder theilen*).

*) Wir fügen diesem Artikel eine Karte der Herzogthümer, aus „Meyer's Kriegskarten", als Probe bei. Dieselbe wird ohnedies jedem Besitzer des Globus willkommen sein. Der Herausgeber.

Ein Gang durch die Mammuthgrotte in Kentucky.

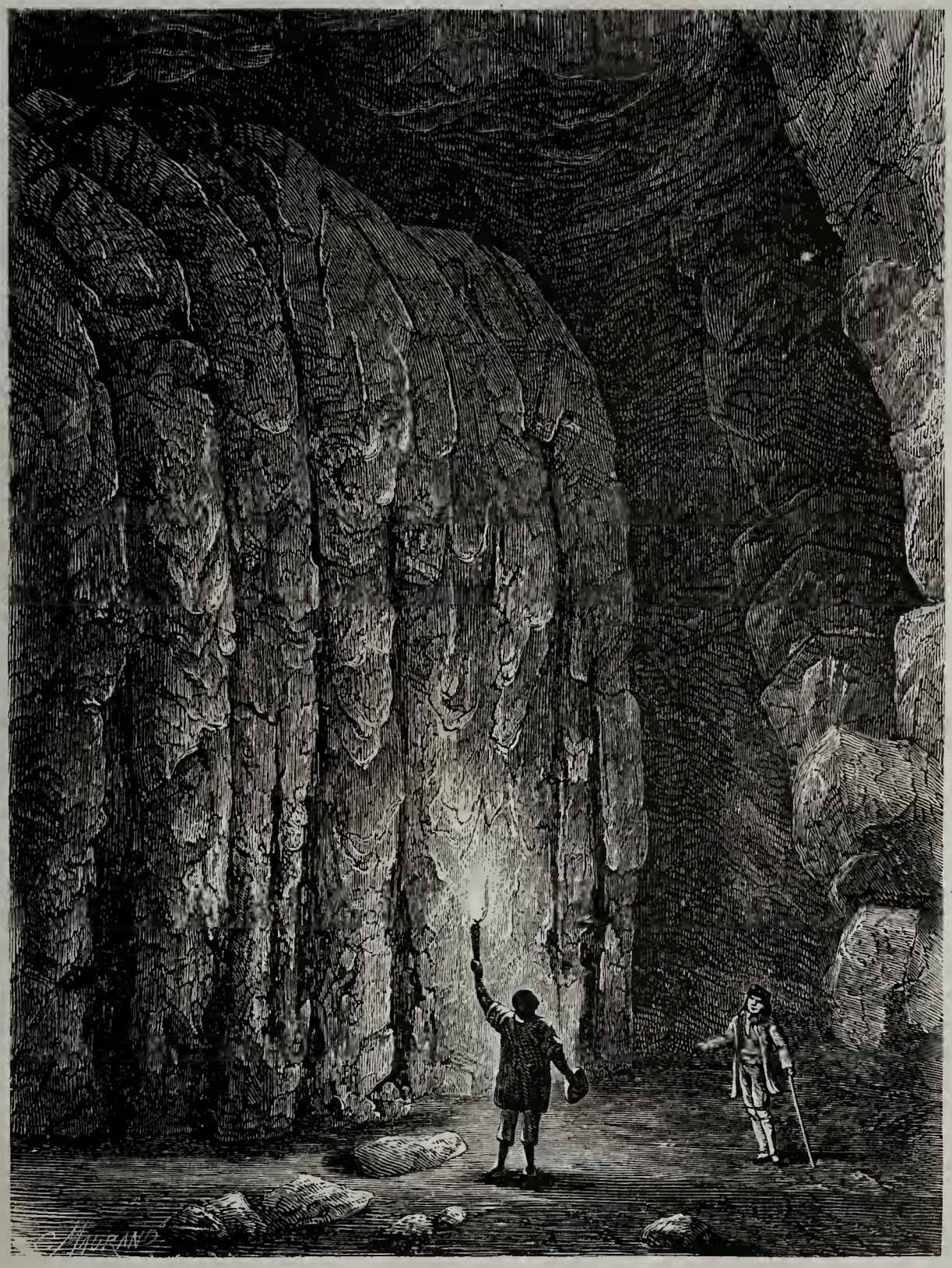
Nicht weit von der Stadt Louisville in Kentucky fließt der Green River, ein hübscher kleiner Fluß, der seinen Namen „grüner Fluß" mit Recht trägt. Er bewässert den reichen, üppigen Boden Kentucky's und zieht sich in Schlangenwindungen zwischen prächtigen Buchenwäldern, die mit Nußbäumen, Eichen, Ulmen und Eschen untermischt sind, nach dem Ohio hin, mit dem er seine Fluthen vereinigt. Südlich von Louisville umgeben den Fluß mächtige Kalkfelsen, die mit schwärzlicher Moosvegetation bedeckt sind, und deren wild durcheinander geworfene Blöcke dem Thale ein romantisches Aussehen verleihen. Um die Besucher der weit und breit berühmten Mammuthgrotte aufzunehmen, haben die Amerikaner an dieser Stelle einen großen Gasthof, „Mammuthhotel", gebaut, das nicht weit entfernt vom Eingange der Höhle liegt. Dieser kleine, in einer Schlucht liegende und zum Theil mit Buschwerk überwachsene Eingang der Höhle läßt nicht vermuthen, daß hinter ihm die größte der bis jetzt bekannten Höhlen sich öffnet. Um sie ganz zu durchwandern, soll man fünf bis sechs Tage gebrauchen; doch sind nur etwa sechs bis sieben englische Meilen genau erforscht.

Zu der Mammuthgrotte. (Nach einer Originalzeichnung.)

Beim Besuch der Höhle versieht man sich gewöhnlich gerade so, als ob man in ein Bergwerk anfahren will, mit

stärkeren, schützenden Kleidern. Ein kleiner, in den Felsen gehauener Fußsteig führt zum Eingang, aus dem ein kalter Luftstrom hervordringt.

In der Vorhalle der Höhle, deren bedeutende räumliche Ausdehnung schon den Besucher ahnen läßt, was er zu erwarten hat, findet man gewöhnlich einige mit Grubenlichtern und Fackeln versehene Neger, die als Führer dienen. Zunächst steigt man 50 bis 60 Treppenstufen hinab, um in eine etwa 60 Fuß breite und hohe Gallerie zu gelangen, die den Namen des bethische Kirche" erhalten hat. Der Name ist glücklich gewählt, und der Eindruck, welchen die alabasterartigen, durch Infiltration entstandenen kalkigen und kieseligen Säulen mit ihren Verzierungen hervorbringen, gleicht in der That dem Säulenwald eines Domes; man unterscheidet deutlich und ohne viel Phantasie aufzuwenden, Kirchenstühle und eine hübsche Kanzel, auf der sogar schon gepredigt worden ist. Die gläubigen Christen, welche, mit Fackeln in der Hand, den Geistlichen umstanden, sollen genau an die ersten Bekenner des



Die Laube in der Mammuthgrotte. (Nach einer Originalzeichnung.)

rühmten Naturforschers Audubon trägt. Die Länge derselben beträgt etwa 2500 Fuß, und diese Abtheilung der Höhle bietet außer dem starken Salpeterausschlag nichts Besonderes dar. Sie grenzt an einen großen Saal, die Rotunde, von welchem mannigfache Gänge auslaufen. Einer derselben ist von bedeutender Länge und sehr abschüssigem Boden; er endigt in ein herrliches Kirchenschiff, das wegen der täuschenden Aehnlichkeit mit einem Dome und wegen der sonderbaren Stalaktiten, welche in Strebepfeilerform dastehen, die Bezeichnung „gothische Kirche" erhalten hat. Der Name ist glücklich gewählt, und der Eindruck, welchen die alabasterartigen, durch Infiltration entstandenen kalkigen und kieseligen Säulen mit ihren Verzierungen hervorbringen, gleicht in der That dem Säulenwald eines Domes; man unterscheidet deutlich und ohne viel Phantasie aufzuwenden, Kirchenstühle und eine hübsche Kanzel, auf der sogar schon gepredigt worden ist. Die gläubigen Christen, welche, mit Fackeln in der Hand, den Geistlichen umstanden, sollen genau an die ersten Bekenner des Evangeliums gemahnt haben, welche gezwungen waren, ihren Gottesdienst in Katakomben abzuhalten.

Beschaut man dies Prachtgebilde der Natur beim hellen Schein der Fackeln und der dadurch bewirkten Lichteffekte länger, dann glaubt man immer mehr, daß man in einem von Menschenhänden aufgeführten Kunstwerke sich befinde. Alle sonderbaren, fratzenhaften Bildwerke, welche die Steinmetzen des Mittelalters an den gothischen Bauwerken anbrachten, die Krappen, Sternblumen, Maßwerke, Konsolen und Kragsteine

zeigen sich in täuschender Nachbildung, ja selbst eine kolossale Orgel mit hunderten von mächtigen Pfeifen fehlt nicht. Ihr zur Seite scheinen die Statuen von Heiligenbildern in stummer, gläubiger Geberde auf hohen Sockeln zu stehen.

Ein gothischer, reich ausgeschmückter Gang führt in die Geisterkammer, welche ihren Namen von den Indianermumien führt, welche die ersten Besucher der Grotte dort auffanden. Dieser alte Kirchhof eines untergegangenen Geschlechtes ist sonderbarer Weise der beliebteste und am meisten besuchte Platz der Höhle.

Man fand 1813 in derselben eine noch bekleidete Frauenleiche von 5′ 10″ Länge; sie saß zusammengekrümmt in einem Loch von drei Quadratfuß Oeffnung, auf welcher ein platter Stein lag. Die Daumen waren mit einer starken Schnur zusammengebunden und, gleich den Knien, der Brust genähert. Der Körper war in zwei gegerbte Hirschhäute geschlagen, auf denen die Wurzeln und Blätter eines Weinstockes mit weißer Farbe abgebildet waren. Außerdem fand man noch Tuch, ein paar Mokassins und einen Sack mit Kopfzierrathen von Adlerfedern, Adlerklauen und Rehkalbhufen auf Schnüre aufgezogen bei der Leiche. Der Körper war mumificirt und gut erhalten, das Haar roth und nur einige Linien lang; an den Rippen bemerkte man eine Wunde.

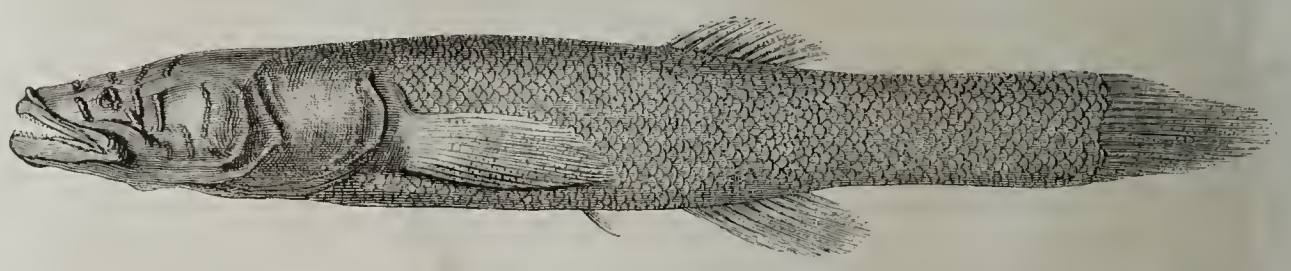
Die Frauen der Führer haben hier eine kleine Schankwirthschaft errichtet, in der man selbst Zeitungen findet. Einen Handelsartikel bilden naturwissenschaftliche Gegenstände; so verkauft man hier angeblich fossile Knochen, und in einem kleinen Wassertümpel sind im lebenden Zustande die merkwürdigen Bewohner der Höhlengewässer, die Siredons, Batrachier mit Fischleib und Froschfüßen, und eine kleine blinde Fischart, Cyprinodon, zu sehen. Sie sind dieser Höhle eben so eigenthümlich, wie der durchscheinende, fleischfarbene Molch, Proteus anguineus, der Adelsberger Grotte in Krain.

Die Zahl der Fischarten in der Höhle ist sehr gering. Am häufigsten kommt der Katzenfisch vor, welcher vollkommen weiß ist und keine Augen hat, aber der Mangel an Sehkraft scheint die Thätigkeit der anderen Sinne zu steigern. Der Katzenfisch ist für das stärkste Licht unempfindlich, erschrickt aber bei der geringsten Erschütterung des Wassers und ist deshalb auch sehr schwer zu fangen. Ein kleiner Fisch, eine Art Barsch, wird namentlich im Sommer in der Höhle gefangen. In den Höhlengewässern findet man auch eine Crustacee, die nur die Stiele zu den Augen besitzt; ihr systematischer Name ist Astacus pellucidus.

Die Geisterkammer hat auch ihre ständigen menschlichen Bewohner, welche sich in kleinen Zellen längere oder kürzere Zeit hier aufhalten. Es sind Wiedergenesende und Brustkranke, die von den Aerzten in die Grotte geschickt werden, weil die salpetrige Ausdünstung derselben einen heilsamen Einfluß auf sie üben soll.

Von der Geisterkammer führen einige Stufen nach einer alten Holzbrücke. Sobald man über diese hinweggeschritten ist, kommt man in einen Gang, der sich mehrmals hin und her krümmt, so daß man, um an das Ende desselben zu gelangen, eine geraume Zeit braucht, während die gerade Linie zwischen den beiden Enden sehr kurz ist. Dieser Weg heißt das Labyrinth. Am Ende wird er immer niedriger, so daß man zuletzt, um nur durchzukommen, auf Händen und Füßen fast platt auf dem Bauche kriechen muß. In diesem „Wege der Demuth" darf man den Kopf nicht erheben, ohne an die First anzustoßen.

Nachdem man den Demuthsweg durchkrochen, tritt der Teufelsstuhl, eine Art Balkon, dem Besucher entgegen; und nicht weit davon befindet sich eine fensterartige Oeffnung in der Felsenwand. Wenn man mit der Fackel hinein leuchtet,



Cyprinodons, die blinden Fische der Mammuthgrotte.

sieht man einen nach oben und unten im Dunkel sich verlierenden Schlund, in welchem das Wasser herniedersickert. Es ist dies der „bodenlose Abgrund". Um seine Tiefe recht anschaulich zu machen, werfen die Führer große Ballen ölgetränkten Papiers brennend hinein; diese sinken allmälig hinab, sind noch lange zu sehen, bis sie winzig klein, wie ein Stern werden, und verschwinden endlich ganz. Noch Niemand hat diesen Abzugskanal unterirdischer Wasser ausgemessen, aber mehr als eine schauerliche Sage knüpft sich an ihn, und jeder schwarze Führer gibt eine neue zum Besten, die sich gewöhnlich darum dreht, wie ein armes, liebendes Sklavenpaar von grausamen Weißen getrennt werden sollte, um aber auf ewig vereinigt zu bleiben, sich in diesen Schlund stürzte. Onkel Tom-Uebertreibungen gehören zu den obligaten Schaudererzählungen in der Mammuthhöhle.

Auf- und abwärts ziehende lange Gänge, die oft von kleinen Gemächern unterbrochen werden, führen endlich in den Mammuth- oder Riesendom, der eine Höhe von beinahe 500 Fuß hat und mit seiner ungeheuern Kuppel einen weit ausgedehnten Raum überwölbt. Wenn man nicht an verschiedenen Stellen große mit Oel getränkte Papierballen anzündet, dann ist es unmöglich, die ganze riesenhafte Ausdehnung dieses unterirdischen Domes zu überblicken; auch er verliert sich in

der Dunkelheit, und der Mensch fühlt sich verschwindend klein in diesem abgeschlossenen Raume, der an Größe alle durch menschliche Kunst entstandenen Bauwerke übertrifft.

An den Mammuthdom schließt sich die Sternenkammer, eine dunkle Wölbung, die mit einer glitzernden Substanz gleichsam überzogen ist. Bei richtiger Beleuchtung funkeln einzelne Punkte im dunklen Grunde auf und man meint, den gestirnten Himmel vor sich zu haben. Dieses Schauspiel, welches die Mammuthgrotte einzig in ihrer Art aufweist, läßt Alles hinter sich, was man von derlei Beleuchtungen sehen kann.

Bis jetzt bot die Höhle nur Abwechselungen von Grotten, Kammern und Gängen, aber im weitern Verlauf derselben

Alten, „den trauten Charon", vor sich habe, dem man den letzten Obolus zahlt, um über den Fluß der Todten zu fahren. In der Mitte des Styx ist ein Wirbelstrom, der durch einen unterirdischen Abzugskanal verursacht wird, in welchem sich ein Theil des Wassers verliert.

Nachdem man eine halbe Stunde auf dem Styx gefahren ist, macht man gewöhnlich bei einer Sandbank Halt, die der Fluß angeschwemmt hat, und an der man deutlich die Anschwemmungen erkennen kann, welche sich nach dem jeweiligen Wasserstande gebildet haben. In der Nähe dieser Sandbank ist eine kleine Schwefelquelle, deren Einfassung mit den herrlichsten Blumen überdeckt erscheint; diese bestehen aus den verschiedenen Niederschlägen und Efflorescenzen, welche sich aus

Der Fluß Styx in der Mammuthgrotte. (Nach einer Originalzeichnung.)

trifft man kleine Seen und Flüsse in ihr an. Zunächst das Todte Meer. Den Eingang zu demselben bilden großartige, säulenförmig gebildete Stalaktitenmassen. Den Ausgang des Todten Meeres durchströmt der kleine Fluß Styx, der sich zuletzt in Felsenritzen und Schluchten verliert. Gespeist werden diese unterirdischen Gewässer sowohl durch eindringendes Regenwasser, als durch Quellen. Der Abfluß geschieht durch verborgene in den Green River mündende Kanäle. In diesen Gewässern fängt man die eigenthümlichen blinden Fische und Siredons, welche wir bereits erwähnt haben.

Auf dem Todten Meere und dem Styx fahren kleine Boote umher. Die Fackeln werfen ihr magisches Licht über die Wasserfläche und die von Stalaktiten überzogenen Felsenwände. Wenn man zum Bootsmann einen recht häßlichen Neger hat, kann man wähnen, daß man den Schiffsmann der

der Quelle gebildet haben, und selbst ein prosaischer Reisender kann sich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß er hier wirkliche Blumen vor sich habe; so täuschend hat die Natur sie geformt.

Der nächste Abschnitt der Grotte heißt der Schneeballsaal. Im Lichte der Fackeln erscheint er blendend weiß, da er mit schneeballartigen, krystallinischen Auswüchsen ganz bedeckt ist. Nachdem man die Schneeballgrotte verlassen hat und durch mehrere Gänge weiter gewandert ist, erreicht man die Felsengebirge. Die Amerikaner haben es sich nicht versagen können, auch ihre großartigen Rocky mountains in die Mammuthhöhle zu versetzen. Ein aus zackigen Gipfeln, zerstreuten Felsblöcken und vorgeschobenen Bergkegeln bestehender Bergzug erinnert allerdings an jenes Gebirge. Durch eine tief aufgerissene Schlucht desselben führt ein Weg nach der Feengrotte, die ja in keiner irgend bedeutenden Höhle fehlen darf. Aber

der Anblick dieser Feengrotte dürfte wohl alles Wetteifernde überbieten, so herrlich wölben sich die aus Stalaktiten geformten Säulen zu kühn geschwungenen Bögen zusammen; sie gewähren einen in der That seenhaften Anblick. An allen Wänden sickert im Fackelschein glitzerndes Wasser herab, und nur die herabfallenden Tropfen unterbrechen mit ihrem eintönigen Schall die Todtenstille. Im Hintergrunde steht eine Palmengruppe, deren lustig geschwungene Wedel vom Winde bewegt erscheinen, so graciös sind sie gebildet — von der Natur aus dem starren Gestein. Hinter ihnen rauscht eine Quelle aus dem Felsen über Steinblöcke hin. Hätten die Palmen natürliche Farben, und läge der glühende Sonnenschein der Tropen auf dem ganzen Bilde, man würde glauben, eine Oase in der Wüste vor sich zu sehen.

Da, wo die alabasterweißen Säulen so nahe an einander rücken, daß sie sich berühren und dann gleichmäßig in sanftem Bogen sich wölben und einen weiten Raum einschließen, glaubt das Auge eine große Laube zu erblicken. Unsere Abbildung zeigt dieselbe; sie erscheint wie von Menschenhänden aufgeführt, so genau passen die Biegungen der einzelnen Bogen zusammen, und doch ist sie nur der Sinter, welcher sich im Laufe der Jahrhunderte gleichmäßig aus dem niederrieselnden Wasser absetzte. (S. 373.)

Die Feengrotte gehört zu einem der entferntesten Punkte der Höhle, denn sie liegt vier deutsche Meilen vom Eingange entfernt. Wenn man Alles, was auf dem Wege bis dahin liegt, genau betrachten will, dann gebraucht man über einen halben Tag, um dorthin zu gelangen.

Noch weiter führen Gänge in die Berge hinein, aber gewöhnlich kehrt man in der Feengrotte um; trotz aller großartigen Naturschönheiten, die man dort unten gesehen, athmet die Brust freier auf, wenn das lachende Thal des Green River, von der Sonne beschienen, wieder vor den Augen des aus der Mammuthgrotte Zurückgekehrten liegt.

Die Araukaner.

Smiths Reise zu den Araukanern. — Begräbnißplätze. — Silberwaaren und Handel. — Araukanische Etiquette. — Mudai. — Krätze. — Wohnungen. — Weibliche Tracht. — Hochzeiten. — Aerzte. — Regierungsform. — Körperbeschaffenheit. — Besuch beim Groß-Toqui. — Religion. — Menschenopfer.

Die Eingeborenen Chile's und eines Theiles der Argentinischen Republik gehören einer Rasse an, sprechen dieselbe Sprache und sind durch dieselben Sitten und Gebräuche charakterisirt, die nur durch den Einfluß des Klimas, Bodens oder der geographischen Lage hier und da etwas abgeändert wurden.

Sie selbst bezeichnen sich als „Alapu-che" oder „Kinder des Landes". Je nach der geographischen Lage theilt man sie wieder in „Pehuenche", Leute des Ostens, „Morache", Leute des Westens und „Huilliche", Leute des fernen Südens. Alle diese größeren Stämme zerfallen wieder in Unterabtheilungen, unter denen die sogenannten Araukaner den ersten Platz einnehmen. Der Name ist ein uneigentlicher, durch die Spanier eingeführter, der sich aber nicht mehr abändern läßt.

Diese Araukaner näher zu erforschen, unternahm Edmond Reuel Smith, ein Mitglied der astronomischen Expedition, welche die Vereinigten Staaten im Jahre 1849 nach Chile sandten*). Da es aber bei dem bekannten Mißtrauen der Indianer gegen Weiße unter Umständen selbst gefährlich ist, ihr Land zu bereisen, so nahm Smith eine Maske an, unter deren Schutz er überall bei ihnen Eingang fand.

Manuel Talma (ein Araukaner).
(Nach einer Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

Zur Zeit der Unabhängigkeitskriege der Chilenen gegen die Spanier hatte sich die royalistische Partei des Landes mit den Araukanern in Verbindung gesetzt und focht mit diesen gegen die Republikaner. Unter den Royalisten war ein gewisser Vega, welcher lange Zeit bei dem großen Araukanerhäuptling Manin gelebt und dessen Freundschaft erlangt hatte. Für dessen Sohn gab sich nun Smith aus, und damit er als solcher anerkannt wurde, nahm er einen Händler, der viel mit den Araukanern zu thun hatte, mit sich. Dieser, Sanchez mit Namen, versah sich mit allerlei Waaren, um dagegen Vieh einzuhandeln, und stellte Smith als seinen Genossen und Sohn des alten Vega vor. So brachen sie von Budeo aus nach Osten hin auf.

Das erste Bemerkenswerthe, was ihnen aufstieß, war ein Begräbnißplatz der Mapuches. Sie durften sich aber nicht bei demselben aufhalten, da die Indianer diese Plätze vermeiden und durch eine Besichtigung desselben irgend ein Verdacht auf Smith hätte fallen können. Eins der Gräber, welches die Leiche eines berühmten Häuptlings, „der grünen Eiche", enthielt, war besonders ausgezeichnet. Am Kopf- und Fußende des Grabes standen zwei in Gabeln endigende Baumäste, über diese Gabeln war eine Stange gelegt, welche von der Haut des Lieblingsrosses der „grünen Eiche" bedeckt war. Eine lange Bambuslanze mit einem kleinen Wimpel daran bezeichnete den Häuptlingsrang des Begrabenen. Die stählerne Spitze der Lanze war durch eine hölzerne ersetzt worden, da sie in der Geister Land wohl gerade so nützlich wie die aus Stahl sein mag.

Die gewöhnlichen Waffen und das Pferdegeschirr werden

*) The Araucanians or notes of a tour among the indian tribes of southern Chili. By Edmond Reuel Smith. Newyork 1855.

mit dem Todten begraben. Werthgegenstände aber, silberne Sporen, Schnallen und dergleichen, werden durch hölzerne ersetzt.

Wenn das Begräbniß vor sich gehen soll, wird der Körper zuerst auf einer Bahre einige Tage ausgestellt, und die Freunde und Verwandten versammeln sich unter Beileidsbezeugungen. Auf dem Weg zum Grabe hin wird Asche gestreut; die jungen Männer folgen beritten, die Weiber wehklagend dem Todten, der sitzend in das Grab gebettet wird, mit dem Gesicht nach Westen, nach der Richtung des Geisterlandes hin. Außer den oben erwähnten Gegenständen erhält der Todte auch Lebensmittel und etwas Geld, damit er den Eintritt in das Geisterland bezahlen kann. Sie haben die Vorstellung von einer Art Styx, über welchen der Todte gefahren wird; fragt man sie aber: wo ist denn euer Geisterland? so erhält man zur Antwort: Wie können wir das wissen, da wir noch nicht dort waren?

An dem kleinen Flüßchen Chumalco hielt Smith bei dem Hause eines Silberschmidts an, der hier in der Wildniß für die Araukaner silberne Sporen und andere Silberwaaren fertigte. Sie halten dabei genau auf gewisse Formen, ja haben sogar ihre Moden. Neusilberwaaren würden sie unter keiner Bedingung

Araukaner-Indianer. (Nach einer Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

tragen, Alles muß ächt sein. Gold findet man dagegen bei ihnen nicht. Man glaubte, daß sie aus Furcht vor dem Golddurst der Spanier dieses Metall abgelegt hätten; der Grund aber ist der, daß sie es nicht zu bearbeiten und auszubringen verstehen. Von fremden Goldarbeitern wollen sie aber nicht kaufen, da sie fürchten, betrogen zu werden.

In der Gegend von Malvea wurden die Indianer immer zahlreicher; mit Smiths Führer Sanchez, den sie Panta nannten, waren sie alle wohlbekannt. Die Haare der Weiber hingen lang herunter und tropften von Wasser, da sie gerade aus dem Bade gekommen waren. Auf dem Kopfe trugen sie irdene Krüge, die mit frischem Wasser gefüllt und mit wohlriechendem Münzkraute bedeckt waren. Das Baden ist bei diesen Indianern ein allgemeines Bedürfniß; auch schmücken sich die Weiber mit Perlen und Silbersachen, die den Reiz ihrer häßlichen Gesichter erhöhen sollen.

„Am Abend hielten wir vor dem Hause eines alten Häuptlings, mit Namen Antichco, „der Albatroß der Sonne". Er lud uns ein, bei ihm zu bleiben, wir zogen es aber vor, uns unter einige Apfelbäume zu lagern, da wir so dem Ungeziefer weniger ausgesetzt waren. Ein Haufen Männer und Knaben umringte uns bald, in der Absicht, etwas geschenkt zu erhalten. Die meisten trugen die Chiripa, ein vom Kopf bis zu den Füßen herabreichendes Kleidungsstück, welches viel Aehnlichkeit mit einem Poncho hat. Die ganze Gesellschaft war, ähnlich anderen Indianern, sehr lebhaft, schwatzte und untersuchte alle unsere Sachen, selbst meinen Hut, meine Beinkleider und Stiefel. Auch der alte Häuptling mischte sich in das Gespräch, und als wir ihm zu verstehen gaben, daß wir noch nichts gegessen hätten, ließ er für uns ein Schaf schlachten; ein Weib fing das Blut, welches aus der durchschnittenen Kehle lief, auf und vermischte es mit Salz. Eine andere empfing die Eingeweide, die eben so wie das Blut genossen werden. Das Schaf ward der Länge nach in zwei Theile zerlegt und die eine Hälfte für uns am Spieß gebraten. Der grüne Rasen war unser Tischtuch, und als Getränk erhielten wir „Mudai", einen gegohrenen Liquor, von angenehmem Geschmack. Ehe mich Sanchez warnen konnte, nahm ich einen herzhaften Schluck davon. Ich fand später Gelegenheit, zu beobachten, auf welche ekelhafte Weise das „Mudai" bereitet wird. Eine Araukanerin brachte eine Schüssel mit Mehl und einen irdenen Topf, welchen sie auf die Erde niedersetzte. Ein Mädchen kam herzu, formte aus dem Mehl einen Ballen, steckte ihn in den Mund und begann das Mehl gehörig durchzukauen; alle Kinder und zahnlosen alten Weiber, die da waren, thaten dasselbe, und so saß denn die ganze Gesellschaft kauend und schmatzend da. Nachdem sie einige Zeit das Mehl durchgekaut hatten, spieen sie den ganzen Inhalt ihres Mundes in den irdenen Topf. Ueber einem langsamen Feuer wird in einem großen Kessel Weizen mit Wasser gekocht und abkühlen gelassen. Die Lösung desselben wird mit dem gekauten Mehl versetzt und so eine schnelle Gährung erzielt. Sobald die Gährung beginnt, wird das Mudai getrunken.

Am andern Morgen brachen wir weiter auf, vertheilten aber vorher etwas Indigo, Perlen und eine Maultrommel unter die Weiber und Kinder des Häuptlings."

Am Flusse Renayco ward der erste Handel mit einem Häuptling gemacht. Ein Poncho wurde auf der Erde ausgebreitet und auf ihn legte man die silbernen Sporen und andere Waaren. Der Häuptling war dabei sehr vorsichtig; zunächst beroch und befühlte er alle Waaren, warf sie hin, ob sie einen guten Klang gäben, und wog sie dann mit Dollars auf einer kleinen Wage, deren Balken aus einem sechs Zoll langen Stück Bambusrohr und deren Schalen aus Lederstückchen gemacht waren. Als Tribut erhielt Calbucoi, so hieß der Häuptling, noch einige rothe baumwollene Taschentücher.

Beim nächsten Aufenthalt hatte Smith die beste Gelegenheit, die Etiquette kennen zu lernen, welche unter den Mapuches herrscht. Er hielt vor der Hütte des Häuptlings Kilal. Mit dem Ausruf „Mari peni!", hundertmal willkommen, empfing er die Gäste, während seine Weiber den allgemein üblichen weiblichen Gruß: „Emy e?", seid Ihr das? aussprachen. Unter dem Schatten eines Rohrgebüsches wurden einige Schaffelle ausgebreitet, auf denen sich die Reisenden mit gekreuzten Füßen niederließen, und nun begann Sanchez die üblichen Fragen des Häuptlings zu beantworten, die beim Empfang niemals vergessen werden. „Ich kenne Dich nicht, Bruder", oder „ich habe dich vorher nie gesehen", so lautet die Anrede des Wirthes. Der Gast muß nun möglichst umständlich seinen Namen, seinen Wohnort und Reisezweck nennen. Er muß genaue Auskunft über seinen Vater, sein Weib, seine Kinder und Verwandten geben; über seinen Besitzstand, sein Haus, seine Ländereien und Heerden; über seine Nachbaren und deren Verwandte und zuletzt über besondere Vorfälle und politische Verhältnisse seiner Gegend. Sind alsdann die Nachrichten günstiger Natur, so wünscht der Fragende dazu Glück und ergeht sich in Betrachtungen über die Segnungen des Reichthums, der Gesundheit u. s. w., im Gegentheil aber philosophirt er darüber, daß man Ungemach mit Gleichmuth und Würde ertragen müsse. Damit ist aber die Ceremonie noch nicht zu Ende, denn jetzt muß der Gast den Wirth in umgekehrter Weise genau nach allen den Dingen fragen, die der Wirth ihn fragte. Fragen und Antwort werden in einem singenden einförmigen Tone vorgetragen; dabei schauen sich die mit einander Sprechenden oft gar nicht an, ja sitzen zuweilen mit dem Rücken gegen einander gekehrt."

Nachdem man diese Etiquette erledigt hatte, ward sehr wohlschmeckende und kräftige Fleischbrühe gebracht. Der Appetit wäre den Reisenden beinahe vergangen, denn neben ihnen trieb sich eine Schaar nackter Kinder umher, die in Folge der Krätze ganz und gar mit Pusteln bedeckt waren und sich fortwährend kratzten. Diese ekelhafte Krankheit ist unter den Araukanern allgemein verbreitet; sie ist ein nationales Uebel geworden, das nicht mehr auszurotten ist. Lange bevor man noch in Europa wußte, daß die Krätze die Folge einer Milbe ist (oder umgekehrt), verstanden es die Mapuches bereits, mit einer Nadel die Schmarotzerthiere unter der Haut hervorzuziehen.

Die Araukaner sind ausgezeichnete Reiter und halten viel auf ein gutes Pferdegeschirr. Von Jugend auf sind sie an das Reiten gewöhnt und verstehen mit dem Lasso gut umzugehen. Mit ihren Pferden treiben sie Handel, bei welchem sie sehr ehrlich verfahren. So kaufte Smith's Begleiter mehrere Pferde, die er gleich bezahlte, aber erst auf seiner Rückkehr von dem frühern Eigenthümer abholte.

Das nächste Nachtlager schlug Smith bei dem Häuptling Chancay oder „Himmelsinsel" auf. Das Haus war aus Rohr rechtwinklig gebaut, etwa 30 Fuß lang und 15 Fuß breit; es glich den gewöhnlichen Ranchos der Chilenen aus den niederen Ständen und war mit Stroh gedeckt. Ein Rauchloch in der Mitte des Daches und die kleine Thür waren die einzigen Oeffnungen. Einige Hansen Rohr, die mit Häuten bedeckt waren, dienten als Bettstätten; ein aus Rohr geflochtener Kasten als Behälter für Weizen. In bunter Unordnung lagen irdene Töpfe, Schüsseln, Löffel und andere Hausgeräthe auf dem Boden umher; an der rauchgeschwärzten Decke hingen Fleischstücke, Maiskolben, rother Pfeffer und Netze mit Kartoffeln. Mitten zwischen diesen Lebensmitteln waren zwei lange Lanzen mit verrosteten Eisenspitzen angebracht. Ueber dem Bette hingen die Schätze der Familie: die Sporen, silberne Steigbügel, Ohrringe, Perlengehänge und allerlei Kleinigkeiten.

Das Weib Chancay's, er hatte ausnahmsweise nur eins, legte Smith zu Ehren ihren besten Putz an. Das Gesicht war roth und schwarz bemalt. Als Farbe dient schwarze und rothe Erde, die mit Fett angerieben wird. Die rothe Farbe wird in einem breiten Streifen von Ohr zu Ohr über Wangen, Augen und Nase gezogen; das Schwarz dient nur, um den Augenbrauen und Wimpern einen höhern Glanz zu verleihen, ähnlich wie die Orientalinnen die Henna benutzen. Als Haarschmuck hat man Perlen von verschiedener Farbe, die über Stirn und Nacken herabfallen, wo oft noch kleine Schellen angebracht sind, welche bei jeder Bewegung klingeln. Das Haar wird entweder um den Kopf geschlungen oder fällt in zwei langen Zöpfen über den Rücken herab. Den Hals umgibt ein Band aus Leder, das mit silbernen Knöpfen verziert ist. Perlen, Schnüre mit großen Münzen und anderen Zierathen hängen über die Brust. An Hand- und Fußknöcheln tragen die Weiber Bänder aus Wollenzeug gewoben oder Perlen. Als Oberkleid dient eine ponchoartige „Chiripa", die auf der Brust durch eine breite, runde Lederscheibe zusammengehalten wird, welche gleichfalls mit silbernen Buckeln verziert ist. Das anschließende Unterkleid wird durch einen ledernen Leibgurt befestigt. Die Stoffe werden gewöhnlich von den Weibern selbst gefertigt und schwarz oder indigoblau gefärbt. Häufig aber tragen sie auch rothen europäischen Flanell.

Bei den Mapuches ist der Mann „Herr und Meister". Außer Essen, Schlafen und Ausreiten thut er wenig. Alle Lasten liegen den Weibern ob, vom Pflügen und Kochen an bis zum Auf- und Absatteln der Pferde. Wenn auch die Mädchen nicht unmittelbar auf den Markt zum Verkauf gebracht werden, so haben sie doch keine freie Wahl und kosten ihren Männern genug Geld, wofür diese dann wieder in der Arbeit der Frauen eine Gegenleistung verlangen.

Wenn ein junger Mann heirathen will, so wendet er sich an seine Freunde, daß sie ihm beim Geschäfte behülflich sein sollen. Wenn er arm ist, helfen ihm seine Bekannten aus, damit er die Brautgabe zusammen bringt. Der eine schenkt ihm einen fetten Ochsen, der andere ein Pferd, der dritte ein Paar silberne Sporen u. s. f. In einer mondlosen Nacht reitet dann der Bräutigam mit seinen Genossen vor das Haus der Braut. Etwa ein halbes Dutzend der Freunde treten als Brautwerber zum Vater des Mädchens ein, bringen die Werbung an und erhalten gewöhnlich gleich in Voraussicht des Gewinnes das Jawort. Unterdessen überfällt der Bräutigam das Mädchen, das nun zu schreien beginnt, in seiner Schlafstätte. Ein ungeheurer Lärm entsteht, und sämmtliche Weiber der Hütte fallen mit Knütteln und Steinen über die Eindringlinge her. Wenn auch die Braut vollkommen einwilligt, so muß sie doch der Ehre halber schreien und sich wehren; der Bräutigam kehrt sich aber nicht daran und schleppt sie an den Haaren oder Füßen zur Thür hinaus, wirft sich mit ihr auf sein Pferd und sucht den nächsten Wald zu erreichen, aus dem am andern Tage das Pärchen als Mann und Weib wieder hervorgeht. Sind die Eltern mit der Heirath nicht einverstanden, dann bieten sie die Nachbarschaft gegen die Eindringlinge auf. Hat das Paar aber einmal den Wald erreicht, so darf gegen die Heirath nichts mehr eingewendet werden.

Einige Tage nachher wird dem Vater der Braut die Bezahlung für dieselbe überbracht. Der Vater stellt sich zufrieden, aber die Mutter muß noch Einwendungen erheben und ist unfreundlich gegen den neuen Schwiegersohn, den sie nicht einmal ansehen darf. Endlich fragt sie ihre Tochter: „Frage doch deinen Mann, ob er hungrig ist?" Damit ist das Zeichen zur Versöhnung gegeben und der ganze Heirathsakt vollendet.

Die Heirathen sind nicht unauflösbar; der Mann kann seine Frau ihrem Vater wieder zurückschicken. Heirathet sie dann ein Anderer, so ist dieser verpflichtet, dem ersten Mann den vollen Preis dessen, was das Weib gekostet hat, wieder zu er-

setzen. Eine Wittwe wird ihre eigene Herrin. Für den Fall aber, daß der verstorbene Mann von einem andern Weibe Söhne hinterließ, gehört sie diesen. Die Untreue der Weiber wird mit dem Tode bestraft; unverheiratheten Mädchen aber wird ein Vergehen gegen die Sittlichkeit nicht hoch angerechnet.

Bei einem seiner Ausflüge kam Smith in eine Mapuches-Hütte, in der er die Familie wehklagend und heulend um eine auf dem Boden liegende Frau fand, welche eine große Geschwulst auf der Brust hatte; sie war vom Pferde gefallen. Der Mann legte sie auf den Rücken und nahm ein kleines Stückchen Mark, das er anzündete und ihr auf die Brust legte. Das arme Weib schrie bei dieser unnützen Qual laut auf, aber man erwartete Heilung davon. Der Mann, welcher als ein tapferer Krieger bekannt war, schluchzte und weinte dabei aus Mitgefühl laut, denn im Familienleben sind die Araukaner weichherzig.

Die Mapuches haben ihre Aerzte, die mit Brechmitteln, blasenziehenden Pflastern und schweißtreibenden Substanzen gut umzugehen verstehen; auch lassen sie gern zur Ader, wobei sie sich eines scharfen Feuersteins bedienen. Ihre Mittel sind meistens vegetabilischer Natur, doch schreiben sie die Wirkung derselben gewöhnlich übernatürlichen Kräften zu. Auch sind sie gute Chirurgen und im Abnehmen der Beine und Arme geübt.

Die Aerzte, Machis, lassen sich gut bezahlen und erscheinen blos Abends bei den Kranken, nachdem sie sich vorher gehörig bemalt haben. Der Kranke wird in der Mitte der Hütte auf den Rücken gelegt, alle Familienglieder werden hinausgeschickt und das „Machitun", das Kuriren, beginnt. Der Doktor fängt an zu singen und begleitet die einförmige Weise mit einer kleinen Trommel, sein Singen wird immer lauter, er geräth in Extase, verdreht die Augen, der Schaum tritt ihm vor den Mund, und endlich sinkt er unter Zuckungen nieder. Unterdessen setzen sich die jungen Leute, scheußlich bemalt, zu Pferde und reiten nackt, schreiend und grölend, mit Fackeln in der Hand, um das Haus herum, um die bösen Geister zu verscheuchen. Nun erst vermag der Magi den Sitz der Krankheit und deren Ursache zu erkennen. Er hat gewöhnlich eine Kröte, Spinne oder dergleichen Thier bei sich verborgen, das er scheinbar aus dem Kranken herauszieht und als Krankheitsursache erklärt. Die Arzneimittel müssen das Uebrige vollbringen.

Araucania ist in vier zwischen den Anden und der Küste des großen Oceans sich parallel hinziehende Provinzen eingetheilt. Lauquen-Mapu ist die Provinz an der Seeküste, dann folgt Lebun-Mapu, das Land der Ebenen, von diesem östlich liegt Inapire-Mapu, am Fuß der Anden, und in diesen selbst Pire-Mapu. Diese Provinzen werden durch kleine Ströme in verschiedene Distrikte getheilt, deren jeder von einem Stamm mit erblichem Häuptling und patriarchalischer Macht bewohnt wird. Der Häuptling schlichtet die Streitigkeiten und übt Justiz; aber Tribut empfängt er nicht. Obgleich das Land eines Stammes allen Mitgliedern desselben gemeinsam zugehört, so darf doch nur der Häuptling von demselben verkaufen und zwar nur an Indianer; bis vor nicht langer Zeit stand Todesstrafe auf dem Verkauf von Land an Weiße.

Die Häuptlinge, welche in der eigenen Sprache Apo-Ghelmenes und von den Chilenen Kaziken genannt werden, sind von einander unabhängig und stehen in politischer Beziehung gleich; doch ist in jedem Distrikt immer einer, der durch persönliche Vorzüge oder dadurch, daß er einer mächtigen Familie angehört, die Suprematie über die anderen übt. Gewöhnlich erbt die Häuptlingswürde auf den ältesten Sohn, doch steht es dem sterbenden Kaziken frei, seinen Nachfolger zu ernennen. Stirbt ein Häuptling ohne männliche Nachkommen, so hat sein Stamm das Recht, aus den Familien der anderen Kaziken sich einen neuen Herrscher zu wählen.

Die Häuptlinge der verschiedenen Distrikte wählen wieder ein Oberhaupt für die ganze Provinz, das den Namen Toqui führt. Die Toquis zusammen bilden den Friedensrath, der die allgemeine Landesregierung ausmacht und an dessen Spitze der gewählte Großtoqui oder Landespräsident steht, der über das allgemeine Beste wacht und die Versammlungen der Häuptlinge einberuft. In ihrer besten Kleidung, auf den schönsten Pferden erscheinen diese Männer, berathen über die Landesangelegenheiten und feiern schließlich eine Orgie, bei der es nie ohne große Trunkenheit abgeht.

Eigentliche Gesetze haben die Araukaner nicht, aber alte Gebräuche und Traditionen werden bei ihnen heilig und streng gehalten. Blut wird mit Blut vergolten und Diebe müssen das Gestohlene ersetzen oder noch Strafe dazu zahlen, worüber der Kazike entscheidet.

Zur Kriegszeit tritt der Kriegsrath an die Stelle des Friedensrathes und ein neuer Toqui wird gewählt, welcher eine unbegrenzte Macht besitzt und über Alles, mit Ausnahme des Lebens, zu verfügen hat. Er ernennt die Führer, bestimmt die Zahl der nothwendigen Krieger und wacht über die Truppen, Waffen und Lebensmittel. Nach Beendigung des Krieges tritt der Friedensrath wieder in seine Rechte.

Zu den schönsten Leuten unter den Araukanern gehören die vom Stamme der Colyico. Sie sind meist von mittlerer Größe, stark in der Brust, untersetzt und neigen mit zunehmendem Alter sehr zur Körperfülle. Die Schenkel und Beine sind fleischig, der Fuß ist sehr kurz, breit und mit ungemein hohem Spann versehen. Das Haupt ist eigenthümlich geformt, die Stirn ist eng und niedrig, das Hinterhaupt dagegen breit und hoch und bildet mit dem starken Nacken beinahe eine gerade Linie. Dieser eigenthümliche Typus von Kopf und Fuß findet sich auch, durch die Blutvermischung, bei den Chilenen der niederen Klassen. Diese Fußbildung wird in Santiago so häufig getroffen, daß die dort vorräthigen Schuhe alle nach diesem Muster gemacht sind und der Fremde dort selten passende findet.

Als Lieblingsinstrument der Araukaner gilt die Maultrommel, die, wie bei den jungen Spaniern die Guitarre, fortwährend den jungen Araukaner begleitet. Sie hängt an einem bunten Perlenband über die Brust herab und ist sorgsam an ein kleines Stückchen Holz festgebunden. Die Indianer verstehen das kleine Instrument sehr gut zu spielen. Alle von ihnen benutzten Maultrommeln stammen aus Deutschland.

Durch Wälder und Ebenen wanderte Smith weiter nach Osten, bis er den Kegelberg des Ketrebeguin aufsteigen sah. Er war nun nicht weit mehr von der Wohnung des Großtoqui der Araukaner, des mächtigen Manin, bei dem er als Don Fernando Vega eingeführt wurde. Manin-Hueno, das Himmelsgras, war dem Anschein nach zwischen 90 und 100 Jahre alt. Das Auge leuchtete noch hell, die langen, herabfallenden schwarzen Haare waren nur wenig mit Grau gemischt, sein Gang war aufrecht. Die schmutzige Kleidung entsprach nicht dem hohen Range des Häuptlings, der trotz seiner Macht als arm betrachtet wurde. Dabei mochte aber doch das Silber an seinem Pferdegeschirr wenigstens 200 Dollars werth sein. Manin hatte acht Weiber und etwa 20 Kinder, unter denen noch einige waren, die die Brust erhielten; sie alle wollten Geschenke haben. Smith beschenkte die Frauen mit Indigo, Perlen und Schellen, die Kinder mit Maultrommeln und Taschentüchern. Manin selbst erhielt ein paar alte, abgetragene Epauletten, worüber er sehr gerührt war. Etwas Tabak versetzte ihn in die beste Laune.

Die Araukaner lieben den Tabak sehr. Sie erhalten ihn entweder durch die Chilenen oder durch die Pehuenches-Indianer, welche ihn von Buenos Ayres aus über die Cordilleren bringen. Es herrscht unter ihnen die Gewohnheit, den Rauch so lange zu schlucken, bis sie davon ganz trunken werden und

unter Zuckungen niederstürzen; durch einige Schluck kalten Wassers werden sie dann wieder hergestellt.

Von Manins Hause aus machte Smith Ausflüge und hatte Gelegenheit, die Araukaner in ihrem ganzen Leben und Treiben zu studiren. Manin nahm ihn an Sohnes Statt an und ertheilte ihm den Namen Namcu Lauquen.

Als ein gutes Omen ward es betrachtet, als ein weißer Adler, der eben den Namen Namcu führt, einige Tage später zur Rechten Smiths aufflog. Die Indianer geben viel auf den Vogelflug, den sie genau beobachten; einer von Smiths Begleitern richtete folgendes Gebet an den Adler: „O Namcu, großes Wesen, sieh auf uns nicht mit deinem linken, sondern mit deinem rechten Auge, denn du weißt ja, daß wir arm sind! Wache über unsere Kinder und Brüder, bescheer uns Glück und gestatte uns, sicher in die Heimath zurückzukehren."

In den verschwommenen religiösen Vorstellungen der Mapuches nimmt dieser Adler einen hohen Rang ein, da er gleichsam als Abgesandter des höchsten Wesens betrachtet wird. Als ein mit dem Bösen in Beziehung stehender Vogel wird ein kleiner schwarzer Spottvogel betrachtet, der seine lachende Stimme in den Büschen ertönen läßt; hört man seinen Ton zur Linken, so ist sicher etwas Böses im Anzuge. Noch viele andere Dinge erhalten bei ihnen übernatürliche Eigenschaften oder Vorbedeutungen. So zeigt ein Zwicken, das nervöser oder rheumatischer Natur ist, ihnen je nach dem Körpertheil, in dem es stattfindet, Gutes oder Uebles an 2c.

Die Araukaner haben keine Priester, welche Religion lehren oder religiöse Ceremonien vollbringen; es ist sich deshalb in Bezug auf den Glauben Jeder selbst überlassen, wodurch mehr oder weniger verschiedenartige religiöse Vorstellungen bei demselben Volke entstehen. Im Allgemeinen haben sie die Vorstellung von einem guten und einem bösen Wesen; neben diesen beiden existiren keine anderen Götter, aber noch eine Menge verschiedenartiger Geister. Tempel und Götzenbilder haben sie nicht und eben so wenig verehren sie sichtbare Körper, wie Himmelsgestirne oder Thiere.

Bei Nationalberathungen oder festlichen Versammlungen werden zuweilen Thieropfer gebracht. Das Blut wird als Libation vergossen, und das Herz des Thieres wird auf einem Zimmetbaumzweig umhergetragen und dabei getanzt und gesungen. Das Fleisch des Thieres wird gegessen, die Knochen werden sorgfältig gesammelt und in den nächsten fließenden Strom geworfen, da sie als heilig betrachtet werden und deshalb nicht für die Hunde bestimmt sind.

Auch Menschenopfer kommen bei den Araukanern vor, doch benutzt man als solche nur Kriegsgefangene. Der Gefangene wird auf einem Pferde, dessen Ohren und Schwanz gestutzt sind, zum Richtplatz geführt. Dort angekommen, muß er ein Grab graben, in das er kleine Stäbe hineinwirft; bei jedem Stab, der in das Grab hineinfällt, ruft er den Namen eines der besten Krieger seiner eigenen Nation aus, wobei die Araukaner sich noch in allerlei Spott und Hohn ergehen. Hat er so den guten Ruf seines Volkes begraben, dann wird ihm mit einer Keule der Schädel zerschlagen; das Herz wird aus der Brust herausgerissen und noch schlagend dem Toqui dargereicht, der einige Tropfen Blut daraus saugt und es dann den anderen Häuptlingen reicht, damit sie ein Gleiches thun. Wie Molina behauptet, werden aus den Knochen Flöten und aus der Hirnschale, wenn sie unverletzt geblieben ist, wird ein Becher gemacht. Smith hat aber hiervon nie etwas bemerkt. Diese Menschenopfer sind aber nicht eigentliche Religionsakte, sondern vielmehr eine Genugthuung für die Manen der im Kriege gebliebenen Tapferen.

Auch den Geistern des Sturmes bringt man Opfer. In einem sehr engen Paß der Cordilleren wüthen gewöhnlich heftige Stürme. Um sie zu beschwichtigen, streuen die Indianer, welche durch den Paß ziehen, einige Glasperlen in die Höhlungen eines gewissen Steines. Beim Trinken von Wein vergißt der Araukaner nie, vorher einige Tropfen zu verschütten, eben so wie er von jedem Laib Brod, ehe er es genießt, einige Krumen auf die Erde wirft. Es sind dieselben Libationen, welche die hochkultivirten Völker des Alterthums dem Bacchus und der Ceres darbrachten, die aber bei dem Araukaner Dankbarkeit gegen das höchste Wesen bedeuten.

Die Jesuiten hatten zahlreiche Missionen im Lande der Araukaner angelegt, deren Ruinen noch zu sehen sind, aber vom Christenthum ist auch nicht einmal eine Spur übrig geblieben. Es waren nur wenige Araukaner zu ehrlichen Christen bekehrt worden; und wenn man auch die einzelnen Jesuiten achtete, so fürchtete man doch den Einfluß der gesammten Körperschaft und verjagte sie. Anderen Missionären, die ins Innere drangen, ist es wohl gelungen zu taufen; aber außer dem christlichen Namen und einigen kleinen Metallkreuzen, die man hier und da zwischen dem Perlen- und Münzenschmuck findet, ist nichts vom Christenthum übrig geblieben. Ganz wirkungslos sind auch die katholischen Missionen in Valdivia *).

*) Bekanntlich hat ein französischer Abenteurer, Herr Tonnens, sich vor einigen Jahren als Orllie Antoine Premier zum „Könige der Araukaner" aufgeworfen, aber die chilenische Regierung nahm ihn gefangen, und er ist nun in Europa. Vor einiger Zeit hat er in einem an alle Mächte der Welt gerichteten Schreiben sein vermeintliches Anrecht auf die araukanische Krone gewahrt und sich bitter über Chile beschwert.

Die neuesten Nachrichten über die Auerochsen im Bialowitzer Walde.

Im Jahre 1863 hatte sich eine Schaar polnischer Insurgenten im Bialowitzer Walde festgesetzt; nur mit großer Mühe konnten sie vom russischen Militär aus dem undurchdringlichen Forste vertrieben werden, doch sollen bei dieser Gelegenheit auch viele der letzten dort noch in voller Freiheit lebenden Auerochsen umgekommen sein.

Die meisten Berichte, welche man über diese Thiere liest, beruhen noch auf den alten Mittheilungen von der Brinckens. Ausführliche Nachrichten erhielten wir zuletzt durch den Professor an der k. k. Thierarzneischule zu Wien, Dr. Franz Müller, welcher im Auftrage des österreichischen Ministeriums und mit Genehmigung des Kaisers von Rußland einen Auerochsen in Bialowitz selbst präpariren durfte. Seinem Berichte entnehmen wir die folgenden Daten.

Der Bialowitzer*) Wald liegt im pruschan'schen Kreise des grodno'schen Gouvernements auf einer Ebene. Er besteht größtentheils aus Kiefern; Fichten, die zuweilen mit Eichen und Buchen untermischt sind, zeigen sich weniger. Die Kiefern erreichen eine bewunderungswürdige Höhe und Schlankheit

*) Müller schreibt stets Bialowesch. Es ist dies vielleicht richtig; doch behalten wir die allgemein übliche Form bei.

und werden im Frühjahre den Niemen hinabgeflößt, um in England als Schiffsbauholz verkauft zu werden. Der Umfang des Waldes beträgt 112,079 Dessätinen, deren jede 16,800 Quadratfuß hält.

Woher der Name Bialowitz stammt, ist nicht ausgemacht. Vielleicht stand dort einst ein weißer Thurm, worauf der Name deutet. Mitten im Walde findet man noch ein Denkmal von August III. von Sachsen aus dem Jahre 1752, eine hohe, steinerne Pyramide, die zur Erinnerung an eine Jagd aufgestellt wurde und auf zwei Seiten deutsche, auf den beiden andern aber polnische Aufschriften trägt.

Kaiser Alexander I. verbot 1803, zur Schonung des Wildes, die großen Jagden; sein Nachfolger Nikolaus ließ den Wald vermessen und theilte ihn in fünf Förstereien ein. Die jährlichen Einkünfte betragen über 120,000 Rubel.

Den Forstdienst besorgen etwa 80 im Walde angesiedelte Familien, die unter dem Befehl eines Obersten stehen und ähnlich organisirt sind wie die Bewohner der österreichischen Militärgrenze. Die Schützen bekommen keine Besoldung, sondern jede Familie hat 40 Dessätinen Land von der Krone zur Bebauung; sie wohnen rings um den Wald herum, zahlen keine Abgaben und haben ihre hauptsächlichste Aufmerksamkeit auf das Holz, nicht auf das Wild, zu richten. Außer diesen Schützen sind rings um den Wald noch 103 Familien zum Hennachen für die Auer angesiedelt, welche Ostschniki heißen; für diesen besondern Zweck sind allein 500 Dessätinen Wiesen bestimmt.

Außer den Auerochsen findet man im Walde noch folgendes Wild: Elenthiere in den Sümpfen, Rehe, Füchse, Wölfe und einige Bären; die Hirsche sind seit 60 Jahren ausgestorben und fehlen gänzlich. Die Auerochsen sind seit den ältesten Zeiten Bewohner dieses Waldes, doch findet man sie gegen das minskische Gouvernement hin auch in den ehemals tyschkiewitsch'schen Wäldern, die jetzt gleichfalls Staatseigenthum sind. In Folge der großen Jagden wurde ihre Zahl so gering, daß man im Jahre 1822 nur noch 350 Stück zählte, sie vermehrten sich jedoch unter sorgfältigem Schutze wieder stark. Die letzte Zählung vom Jahre 1846 ergab 1018 Stück alte und 77 junge. Außerdem fand man fünf von Wölfen und fünf von Bären zerrissene.

Schon unter den polnischen Königen setzte man auf das Tödten eines Auerochsen schwere Strafen, ja man ging so weit, das Tragen rother Kleider in der Nähe des Waldes zu verbieten, weil dadurch die Bullen leicht in Wuth versetzt werden; selbst vor 30 Jahren wurde das Tödten eines Auers noch schwer geahndet; jetzt, da die Zahl derselben wieder ziemlich bedeutend ist, hat man die Strafen sehr gemildert; es kostet nur 150 Rubel, wenn man einen Auerochsen schießt. Außerdem werden die älteren Männchen immer mehr abgeschossen, da sie die jüngeren nicht zum Sprunge lassen.

Die Auerochsen leben im Bialowitzer Walde wild und frei, meist in Heerden, zu 30 bis 40 Stück beisammen. Für den Winter haben sie keine Unterstände, dergleichen man sonst wohl in Thiergärten anbringt. In der Jugend sind sie ungemein scheu und fliehen beim kleinsten Geräusch oder bei der Annäherung des Menschen davon. Die Alten bleiben dagegen dem Menschen gegenüber ruhig stehen, vertreten wohl auch den Weg, so daß man um sie herumgehen muß, doch greifen sie ungereizt Niemanden an.

Das Jugendkleid des Kalbes ist von silbergrauer Farbe, ganz gleichförmig, ohne irgend ein Abzeichen. Nachdem der Auerochs ein Alter von vier bis sechs Jahren erreicht hat, färbt er sich mehr schwärzlich; dann sind seine Haare auch lang und glänzend, und das Thier ist in diesem Stadium am hübschesten. Später jedoch werden Kopf und Hals schmutzig fuchsroth oder kaffeebraun und allmälig nimmt das ganze Thier diese Farbe an. Dieses verschiedene Aussehen mag wohl auch der Grund sein, daß man in Bialowitz selbst glaubte, im Walde kämen zwei Arten Auer vor, eine kleinere schwärzliche und eine größere braune. Es beruht dies aber ganz entschieden auf Irrthum.

Die alten Bullen trennen sich außer der Brunstzeit von der Heerde und leben gesondert. Die Brunst tritt im August ein und dauert zwei bis drei Wochen. Die Kühe tragen bis März oder April, also neun Monate, wie das gewöhnliche Rindvieh. Während der Brunstzeit führen die Bullen heftige Kämpfe untereinander, bei welchen die Schwächeren unterliegen. Selten wirft die Kuh mehr als ein Kalb, in einzelnen Fällen sind es zwei, die bis zur nächsten Brunstzeit saugen. Die Kälber laufen gleich nach der Geburt; das Wachsthum dauert bis zum achten Jahre. Das Alter, welches diese Thiere erreichen können, wird auf 40 Jahre angegeben.

Die Nahrung besteht in den Gräsern des Waldes, deren Stelle manchmal, namentlich im Winter, Moos, Flechten und junge Baumzweige vertreten. Gelegentlich statten die Auer den im Walde gelegenen Bauernhöfen Besuche ab, rennen die nicht sehr festen Heuscheunen ein und thun sich an dem Vorrathe eine Güte. Man will auch beobachtet haben, daß sie zuweilen scharfe Gewächse, wie Ranunkeln und Anemonen, fressen. Meist trinken sie Pfützenwasser, das bei heißem Wetter ein Lieblingsaufenthalt für sie ist; auch können sie gut schwimmen. Im Sande wälzen sie sich gern und haben sich zu diesem Zwecke förmliche Sandhügel aufgewühlt. Ihr Gang ist langsam, doch können sie auch sehr schnell laufen; dabei senken sie den Kopf und heben den Schweif in die Höhe; von langer Ausdauer sind diese Läufe aber nicht. Die Thiere ermüden bald und können dann, namentlich die Kälber, leicht eingefangen werden.

Mit gefangenen Auern sind vielfache Versuche zur Zähmung und zur Bastardbildung mit zahmem Rindvieh angestellt worden. Man findet Auer jetzt in den meisten zoologischen Gärten, wo sie mit Heu und Hafer gefüttert werden. Jung eingefangene Kälber nährt man mit Kuhmilch, doch brauchen sie täglich die Milch von mindestens zwei Kühen. Das gefangene Thier gewöhnt sich allmälig an seinen Wärter, doch läßt es sich nie so zähmen, daß es zum Zuge oder zu einem andern Gebrauche zu verwenden wäre. Auch die Bastarde sind viel zu stark und wild, um als Hausthiere benutzt zu werden.

Früher hatte man die Meinung, daß sich die Auer mit dem gemeinen Wild nicht paaren. Graf Leopold Walitzki, Besitzer von Jeziora, war der Erste, der die Paarung eines Auers mit seinen vorzüglichen Schweizerkühen einleitete und dadurch Kälber bekam, die aber durch eine Seuche bis auf ein Stück eingingen. Müller hatte Gelegenheit, diesen Bastard, einen Stier, zu beobachten. Derselbe war damals $2\frac{1}{2}$ Jahr alt, über 15 Faust hoch und am Vordertheil nur wenig höher, als am Hintertheil. Seine Brust ist zierlicher, als bei den Auerochsen, die Hörner sind mehr gerade gebogen, spitz endend, der Schweif ist stark. Die Farbe hat er vom Auerochsen. Das Thier war sehr wild, lag an einer Kette und ließ sich nicht anfassen.

Dr. Müller sah in Bialowitz mehrere Auerochsen schießen. Einer derselben, dessen Skelett nach Wien kam, hatte eine Länge von 8 Fuß und eine Höhe von 4 Fuß 11 Zoll am Widerrist. Er wog gegen 15 Centner. Erst nachdem er ein Dutzend Kugeln erhalten hatte, verendete dieser mächtige Auerstier.

Aus allen Erdtheilen.

Nachrichten von der Guineaküste. Die Bestrebungen der Franzosen, ihren Handel und ihren politischen Einfluß auch im Süden von Senegambien auszudehnen, treten immer klarer hervor; man will den Engländern Wettbewerb machen. Diese besetzten vor ein paar Jahren den Hafen Lagos vor den Küsten von Yoruba, und flugs haben nun die Franzosen im Februar 1863 den Hafen Porto novo an der Küste von Dahome annectirt. Die pariser Regierung ließ darüber nichts verlauten, und die Thatsache ist erst jetzt, im Februar 1864, bekannt geworden.

Ein Brief aus Porto novo vom 6. December berichtet, daß der Löwentödter Gerard, der bekanntlich das Konggebirge durchforschen und bis zu den Quellen des Niger vordringen wollte, diesen Plan hat aufgeben müssen. Er verweilte, wie die Leser des Globus wissen, eine Zeitlang beim Könige von Dahome, in dessen Hauptstadt Abome, und ist dann zur See nach Sierra Leone gegangen. Wahrscheinlich begibt er sich an den Senegal, um zu versuchen, ob er von dort aus an den obern Niger gelangen kann. Er würde in diesem Falle dem Kapitän Mage auf dem Fuße folgen.

Richard Burton, dessen Werk über Abeokuta und das Cameronesgebirge so eben in London erschienen ist, befand sich im December beim Könige von Dahome. Er hat diplomatische Aufträge von der englischen Regierung und ist angewiesen, Alles aufzubieten, damit der britische Einfluß in den Regionen des untern Niger immer fester und ausgedehnter werde.

Auch hier tritt die oben erwähnte Rivalität der beiden Nationen wieder hervor. Es hieß in der letzten Zeit, die von uns mehrfach erwähnte Expedition des Kapitän Magnan, welcher mit drei Dampfern versuchen wollte, den ganzen Niger aufwärts bis Bammaku zu befahren, sei aufgegeben worden; jetzt erfahren wir aber aus Porto novo vom 6. December, daß der Plan keineswegs vergessen ist. Sobald die Engländer davon Kunde erhielten, rüsteten sie sofort in Lagos den von uns oft erwähnten Dampfer Investigator nach dem Niger aus. Am Bord befand sich ein Kaufmann, und der Befehlshaber hat mit mehreren Negerhäuptlingen Verträge abgeschlossen, deren Inhalt noch geheim gehalten wurde. Die Vorbereitungen dazu hatte Dr. Baikie getroffen, der bekanntlich seit Jahren eine Station unweit der Einmündung des Binuë in den Niger besitzt, und wo auch ein englischer Marineoffizier residirt. Die Engländer wollen von dort aus regelmäßige Handelsverbindungen mit Kano anknüpfen, dem Hauptverkehrspunkte des inneren Sudan, den, wie unsere Leser wissen, die Franzosen schon als ihre „commercielle Eroberung" betrachten.

Auf dem, jetzt von Lieutenant Gaubier befehligten, Investigator ging der „schwarze Apostel" Samuel Crowther mit an den Niger. Wir wollen beiläufig bemerken, daß Burtons Urtheil über diesen Missionär den pomphaften Schilderungen nicht entspricht, welche von anderen Seiten her über diesen Mann entworfen worden sind. Er wirkt im englischen Interesse zu Onitscha und Igbegbe, wo er Missionen gründet und Einfluß auf die Heiden übt.

Die Provinz Natal in Südostafrika, eine der gesundesten, fruchtbarsten und am besten bewässerten Gegenden des Kontinents, hatte zu Anfang des Jahres 1862 erst 12,000 weiße Einwohner, deren Zahl sich jetzt um etwa 6000 vermehrt hat, und ungefähr 140,000 schwarze Eingeborene, welche bis jetzt an Zahl nicht abgenommen haben. Der Handel ist schwunghaft, weil die beiden Republiken der holländischen Bauern, welche im Binnenlande liegen, einen nicht geringen Theil ihres Waarenbedarfs aus Port Natal erhalten. Die Provinz eignet sich vortrefflich für den Baumwollenbau und hat nahe an 2000 indische Kulis aus Calcutta und Madras eingeführt.

Die Zustände auf der Insel Madagaskar. Sie sind, wie sich nicht anders erwarten ließ, von sehr bedenklicher Art. Den Nachrichten vom Anfange Decembers zufolge, war in der Hafenstadt Tamatawe an der Ostküste am 6. November eine, allem Anschein zufolge, böswillig angestiftete Feuersbrunst ausgebrochen, durch welche zwischen 4 bis 500 Wohngebäude zu Grunde gingen. Während die Flammen prasselten, zogen Diebsbanden umher und plünderten. Auch kam es in den Straßen zum Blutvergießen. Einige Tage später wurden wiederholt Brandstiftungsversuche entdeckt, aber diese konnte man vereiteln. Es ist bezeichnend, daß zwei derselben gegen die Wohnung des jungen Laborde gerichtet waren, dessen Vater bekanntlich als verwegener Abenteurer und Leiter der Verschwörung gegen die verstorbene Königin Ranovalo und unter Radama dem Zweiten eine so hervorragende Rolle spielte.

In der Hauptstadt Antananarive herrscht Zwist und Verwirrung unter den Regierenden; die Königin war ohne alles Ansehen und gänzlich in der Gewalt ihres Premierministers, mit dem sie sich, wie wir früher schon berichteten, zum Verdrusse des Volkes, verheirathet hatte. Dieser Minister hat nun eine Gesandtschaft nach London und Paris abgeschickt, um mit den dortigen Höfen ein Uebereinkommen zu treffen.

Die Armee der Howas, des herrschenden Stammes, hatte einen Kriegszug gegen die unruhige Bevölkerung im Westen unternommen und war im November mit einer beträchtlichen Anzahl von Gefangenen und 1500 erbeuteten Ochsen nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Der Premierminister war auf einen völligen Bruch mit den Franzosen gefaßt und traf kriegerische Vorkehrungen. Im Uebrigen herrschte, wie schon bemerkt, großes Mißvergnügen gegen die Regierung, und der Premierminister war sehr oft im Zustande der Trunkenheit.

Die Einwanderung von Tscherkessen nach der Türkei ist in fortwährendem Zunehmen begriffen. Die Einwanderer kommen in entblößtem und halbverhungertem Zustande in Konstantinopel an, werden aber dort von den Türken freundlich aufgenommen und unterstützt. Abgesehen von der orientalischen Gastfreundschaft, wird diese kleine Völkerwanderung als ein Erfolg über Rußland betrachtet, dessen Volkszahl durch diese Auswanderung, wozu auch die Tataren mitgerechnet werden, jährlich um so viele Tausende sich vermindert. Dieser für die Türkei wichtige Thatbestand wird so zu sagen als eine Nationalangelegenheit behandelt, zur Förderung dessen, wie gesagt, das Mögliche gethan wird. Die Regierung schickt nach Sinope und Trapezunt ganze Schiffsladungen von Bekleidung und Proviant, um die neuen Ankömmlinge damit zu versehen. Merkwürdigerweise ist diese Einwanderung im Winter stets zahlreicher als im Sommer, wo es denn auch um diese Jahreszeit in dem sehr stürmischen Schwarzen Meer, bei der mangelhaften Bauart und Führung der gewöhnlich kleinen abassischen Schiffe, an zahlreichen Unglücksfällen nicht fehlt. Wenn ein solches Schiff zufällig mit einem russischen Kreuzer zusammenstößt, oder von demselben gekapert wird, so zieht in der Regel ein Theil der Schönen vor, lieber in den Meeresfluthen den Tod zu suchen, als in russische Gefangenschaft zu gerathen. Der Handel mit Tscherkessinnen war noch nie so lebhaft wie eben jetzt. Sowohl die Azbeken als auch theilweise die eingewanderten nogaischen Tataren verkaufen, bevor sich dieselben zu den von der Regierung ihnen angewiesenen Ansiedlungsplätzen begeben, ihre weiblichen Descendenten hier an Ort und Stelle. Da die Einfuhr dieser lebendigen Waare auch von der abassischen Küste aus ununterbrochen stattfindet, während die Einfuhr der schwarzen Afrikanerinnen immer seltener wird, so hat sich für die Türken das erfreuliche Ereigniß herausgestellt, daß die weißen Damen im Preis unter ihren schwarzen Rivalinnen stehen. Dies hat zur Folge, daß die Verkäufer schwarzer Sklaven, meistens Araber, einer nach dem andern ihre Bureaux schließen.

Die Verhältnisse Kaschmirs werden in einem calcuttaer Briefe der Times vom 28. Dec. 1863 sehr ausführlich besprochen. Die Engländer verkauften nach dem Sikh-Kriege das Land an Golab Singh, der es nun nach seiner Weise ausbeutet. Das ganze Fürstenthum ist in drei Provinzen

unter besonderen Ministern getheilt, welche jedoch am Hofe des Großkönigs wohnen. Diese Provinzen sind: Dschummun (Dschumbo); Kaschmir im engern Sinn, mit dem berühmten Dschelum-Thal und den umliegenden Bergen; dann Ladakh und Gilgit, das nordwärts gelegene Hochland, welches an das Land der Jusufzais angränzt, mit denen wir eben in Fehde gelegen. Die letzte Eroberung Golabs war Yassin, an der äußersten Nordwestgränze, welches mit Gilgit vereinigt werden soll. Unter dem Maharadschah stehen kleine Häuptlinge mit kleinen Lehensgefällen. Sirinaggar (Srinagara) im Kaschmirthal ist die Hauptstadt, mit 15,529 Häusern und 81,150 Einwohnern, von denen nur 9370 Hindus, die übrigen Mohammedaner sind. Das ganze Jahreseinkommen beträgt 549,472, die Ausgabe 293,617 Pf. St. Der Fürst nimmt den halben Bruttoertrag des Landes für sich und verpachtet die Revenuen. Nach anderen Erpressungen bleibt ein Drittel dem Grundeigner. Reis ist das Monopol des Maharadschah; er vertheilt ihn in Rationen an die Armee, verkauft ihn an die Shawlweber zu 2 Schilling für ein Gewicht von 86 Pfund und an das übrige Volk zum jeweiligen Marktpreis. Die ärgste Plackerei für den Handel sind die Zölle: sie sind für 40,000 Pf. St. an einen Pächter vergeben, der die doppelte Summe herausschlägt. Der Fürst unterhält 10,688 Mann Fußvolk, 1891 Reiter, 5994 Mann Artillerie und 12,810 irreguläre Soldaten, welche Truppen zumeist in den Dschummu-Bergen, im Pendschab und im eigentlichen Hindustan geworben wurden. Golab hat große Freude an seiner Armee, die sich auch in guter Ordnung befindet; der Maßstab für eingeborene Soldaten ist 5 Fuß 7 Zoll, für fremde 5 Fuß 10 Zoll; die kommandirenden Offiziere üben despotische Gewalt, ausgenommen bei schweren Verbrechen und Entlassungsfällen; die Uniform ist der indobrittischen nachgeahmt. Der Fürst von Kaschmir schlägt seine eigenen Rupien, die unter dem Namen „Tschilki" bekannt sind, aber viel weniger gelten als die englischen, nämlich nur 15 Pence (45 kr., dagegen die indobritischen 2 S. = 1 fl. 12 kr.). Auf der einen Seite der Kaschmir-Rupie stehen die lateinischen Buchstaben I. H. S., auf den Rath des Münzmeisters, der ein Christ ist und den Fürsten überredet hat, daß diese Inschrift den Engländern gefallen werde. Kaschmir besitzt ein eigenes Gesetzbuch, das aber sehr unvollkommen ist und fortwährend Neuerungen erleidet. Wie alle asiatischen Fürsten sucht Golab Singh seine Verwandten von sich fern zu halten, indem er ihre Intriguen fürchtet. Sein erster Minister ist Dewan Dschouaa Sahai, der mit Golab selbst unter Randschit Singh, dem ehemaligen Gebieter des Pendschab, sein Glück machte; seine Familie lebt noch in einem Dorfe bei Lahor. Dieser Minister ist das große Hinderniß alles Fortschritts und aller Reformen, die der Fürst selbst einführen möchte. Unter Monopolen und drückenden Steuern, welche fast allen Handel verdrängen, sieht Kaschmir im Vergleich mit den benachbarten britischen Bezirken Kulu, Bussahir und Garwhal, sehr armselig aus. Der bequemste Weg nach Central-Asien führt über Kaschmir und Ladakh; der höchste Paß auf der Route hat 13,000 Fuß Höhe und ließe sich für Saumrosse gangbar machen; aber der Transitzoll ist nahezu prohibitorisch und wirft für die Ein- und Ausfuhr zwischen Yarkand und China nur den geringen Ertrag von 1800 Pf. St. jährlich ab.

Census von Victoria, Australien, 1861. Unter 540,322 Bewohnern waren 492,403 britische Unterthanen, 46,787 Ausländer und 1132 machten keine Angabe. Der Geburt nach kommen auf je 1000 Bewohner 292 Australier, 314 Engländer, 113 Schottländer, 161 Irländer, 11 Welsche, 1¼ Eurasier (in Asien geborene Europäer), ½ eingeborene Ostindier, 46 Chinesen, 19 Deutsche, 4¾ Amerikaner, 34 Franzosen und andere Fremde und 3½ auf der See Geborene.

Die Wollausfuhr Australiens ist fortwährend im Steigen, und die Goldgräberei hat der Schafzucht keinen Eintrag gethan, wie sich aus folgenden Exportziffern ergibt. Es wurden ausgeführt aus:

	1859		1863	
Neusüdwales und Queensland	45,656	Ballen	58,830	Ballen
Victoria	70,646	„	94,407	„
Südaustralien	22,256	„	37,155	„
Tasmania	16,095	„	15,812	„
Westaustralien	1,622	„	2,297	„
Neuseeland	13,859	„	33,368	„
	170,136	Ballen	241,869	Ballen

Wir können hier beifügen, daß auch die Wollausfuhr der südafrikanischen Kapregion sich immer mehr steigert. Während sie 1859 sich auf 48,398 Ballen stellte, betrug sie 1863 schon 68,764 Ballen.

Die Namen der höchsten Berge. Von dem berühmten Reisewerke der Gebrüder Schlagintweit ist der dritte Theil erschienen. Er enthält das Routenbuch der westlichen Hälfte des Himalaya und ein etymologisches Glossarium der Ortsnamen.

Die Zusammenstellung der Namen, die an 100 Seiten in Quart umfaßt, gibt die Wörter in ihrer Transscription und in den entsprechenden asiatischen Lettern, Sanskrit, Hindostani und Tibetisch. Der Zerlegung des Namens in seine Elemente und der Uebersetzung folgen in kurzen und klaren Sätzen die betreffenden historischen oder geographischen, häufig auch geologische Details, und wir müssen beifügen, daß eine glückliche Verbindung von Kenntnissen in Zweigen so verschiedener Richtung immer eine eben so seltene als willkommene Erscheinung ist. Die Zahl der Namen, etwas über 1500, ist bedeutend größer, als sie aus dem Texte selbst erscheinen möchte; denn mit äußerster Vorsicht in der Vermeidung von Wiederholungen sind „analoge und ähnliche" Namen nicht selbständig wieder aufgeführt, sondern sogleich da citirt, wo die Elemente derselben zum erstenmal vorkommen. Von den Namen selbst können wir nur einige wenige Beispiele geben, da sonst unser Bericht zu weit sich ausdehnen würde. Wir wählen die höchsten bis jetzt bekannten Berge. Gaurisánkar 29,002 engl. Fuß, Dápsang 28,278 und Kanchinjinga 28,156; sie sind jetzt auch philologisch gut charakterisirte Punkte. Die Wahl von „Gauri" und Sankar, d. h. Siva's Frau und Siva ist besonders für diesen Berg seiner Lage wegen merkwürdig; er befindet sich nämlich in jener Region des Himalaya, die als einer der vorzüglichsten Ausgangspunkte des Sivadienstes betrachtet wird. Dápsang, „das gereinigte (weil blendend weiße) Zeichen", ist zugleich ein Beispiel für die mystische Ausdrucksweise der buddhistischen Tibetaner. Kanchinjinga ist etwas mehr naturalistisch; es heißt „die fünf Kleinode des hohen Firnes", und wurde bezogen auf die fünf größten Gletschermulden, welche seine Abhänge bedecken. Es ist zu bedauern, daß bei den englischen Vermessungen für die genaue Bestimmung der Namen kein besonderer Sinn gezeigt worden ist; Gaurisankar, weil man nicht sogleich erfahren konnte, wie er im Lande heißt, wurde „Berg Everest" genannt, Dapsang „der Kaschmirserieberg Nr. K. 2". Bedenkt man, daß die Form eines Berges häufig so bedeutend sich ändert, je nachdem er von der einen oder andern Seite gesehen wird, so wäre dies allein genügend, auch ohne specielles Interesse für philologische und historische Resultate sich nach dem Namen in der Sprache des Landes zu erkundigen, um mit größerer Leichtigkeit den Gipfel bei neuen Bestimmungen seiner geographischen Elemente als die identische Spitze zu erkennen.

Hebung und Senkung der Küsten Nordamerika's. In einer der letzten Sitzungen der amerikanischen geographischen Gesellschaft hielt Dr. R. P. Stevens einen Vortrag über Hebung und Senkung einzelner Küsten Nordamerika's. Daraus geht hervor, daß die Küsten von Neu-Braunschweig und der Prinz Eduards-Insel sich fortwährend heben, während das Land an der Fundybay im Sinken begriffen ist. Grönland senkt sich allmälig auf einer Strecke von 600 engl. Meilen. Neu-Jersey und die Ostküsten heben sich dagegen. Ein Fallen des Wassers wird in einigen Gegenden des Stillen Oceans bemerkt. In langer Zeit, und wenn diese Veränderungen so fortgehen, wird die Landkarte dadurch ein ganz verändertes Ansehen erhalten: der amerikanische Kontinent wird sich weiter nach dem Nordpol hin ausdehnen; aus der Hudsonsbay wird ein fruchtbares Thal mit einigen Seen werden; die berühmten Bänke Neufundlands verwandeln sich in trocknes Land und vereinigen sich nebst den St. Georgs-Bänken mit dem Festlande. Dampfer werden dann den Atlantischen Ocean von Irland bis nach den Bänken in vier Tagen durchkreuzen. Die Küstenlinie der oceanischen Staaten wird sich bis zum innern Winkel des Golfstroms ausdehnen und aus den vielen Bahama-Inseln und ihren Riffen und Bänken wird eine einzige große Insel entstehen. Das Missisippidelta dehnt sich dann 150 engl. Meilen weiter in den Golf hinaus, und alle übrigen Küstenflüsse werden sich in gleichem Maße verlängern.

Einwanderung in Nordamerika über Neuyork. Die Gesammtzahl der im Jahre 1863 über Neuyork aus Europa nach Nordamerika Eingewanderten betrug 155,223, gegen 76,306 im Jahre 1862. Es ist somit die Zahl der Ankömmlinge um das Doppelte gestiegen. Am stärksten sind die Monate April bis Juli vertreten. Nach den Ländern vertheilen sich die Eingewanderten: Irland 92,681, Deutschland 38,236, England 18,282, Schottland 1,944. Man sieht, wie sehr das irische Element überwiegt; es bewahrheitet das wiederum den Ausspruch, der schon öfter im Globus gemacht worden ist, daß die Yankeerepublik immer mehr keltischen Charakter annimmt. Im Zusammenhange steht damit die Abnahme der Bevölkerung Irlands (Globus V, 187).

Verluste der Handelsmarine in den Vereinigten Staaten während des Jahres 1863. Dieselben waren sehr bedeutend, und namentlich war der Monat December durch die starken Orkane ein Unglücksmonat, denn in ihm gingen nicht weniger als 42 Schiffe im Werthe von 2,810,500 Dollars zu Grunde. Die Gesammtsumme der verlorenen Schiffe im Jahre 1863 betrug 452, im Werthe von 20,531,800 Dollars.

Der Nutzen des brasilianischen Wachsbaumes. Unser fleißiger Korrespondent, Herr Karl von Koseritz in Rio grande, schreibt uns über diesen wichtigen Baum Folgendes:

Seit einiger Zeit wird in den nördlichen Provinzen Brasiliens ein Baum ausgebeutet, dem kaum ein anderer in Nützlichkeit gleich steht, nämlich die Coripha cerifera von Linné. Er gehört zur Familie der Palmen, erreicht eine Höhe von 30 bis 40 Fuß und ist im Durchschnitt 12 Zoll dick. Sein Stamm ist gerade, platt und sehr rund, und seinen Gipfel bildet eine regelmäßige Krone sehr grüner, fächerartiger Blätter. Die Brasilianer nennen diese nützlichste aller Palmen Carnaúba-Palme, und unter diesem Namen wurden ihre Produkte bereits im Handel bekannt, in welchem sie wohl bald eine bedeutende Rolle spielen werden. Diese Carnaúba-Palme, aus der das gleichnamige Wachs gewonnen wird, ist sehr ausdauernd, und die große Dürre der brasilianischen Sertoës thut ihr keinen Schaden.

Dieses vegetabilische Wachs ist besser als das Stearin, da es, zu Kerzen verarbeitet, ein sehr helles Licht gibt und ohne Qualm brennt. Gewonnen wird es derart, daß man die noch geschlossenen Blätter mit den respektiven Augen abschneidet und dieselben in der Sonne trocknet, nachdem man einige Einschnitte gemacht hat. Aus diesen quillt dann ein gelblicher Saft, der getrocknet und nachher abgeschüttelt wird. Wenn man diese schmutzige, gelbe Substanz zerrinnen läßt, gewinnt man das Carnaúba-Wachs, welches heute nicht nur in den nördlichen Provinzen Brasiliens fast ausschließlich zur Beleuchtung dient, sondern auch schon nach Europa exportirt wird. In der National-Industrie-Ausstellung von 1861 in Rio de Janeiro wurden Carnaúba-Lichte bewundert, die so weiß, so durchsichtig, so hart und eben so hellbrennend waren, wie die besten Stearinlichter. Dieser Baum wächst wild, ist ganz ungemein häufig und wird in Kurzem von der größten Wichtigkeit in den nördlichen Provinzen unseres südamerikanischen Kaiserreichs werden. Der Stamm der Carnaúba-Palme ist von faserigem, sehr hartem, leichtem und leichtpolirbarem Holze, welches von den Tischlern gern verwendet wird. Außerdem dient es zum Bauen und wird viel zu sehr harten Spazierstöcken verarbeitet. Die Fasern des innern Theiles, so wie die Blätter, werden ebenfalls benutzt. Denn aus ihnen fabriciren die Brasilianer Stricke, Zeug, Hängematten, und aus dem Stroh der Blätter verfertigen sie Hüte, Fächer, Siebe, Matten, Körbe, Besen u. dergl. m. Der untere, weiche Theil des Stieles der Blätter dient, gerade wie Kork, zu Pfropfen, und die Stämme, welche leicht auszuhöhlen sind und deren äußerer Theil sehr hart ist, werden zu Röhren für Brunnen und Wasserleitungen verwendet. Das wohlschmeckende und sehr saftige Herz oder Mark dieser Palme liefert durch Waschung eine große Menge einer, dem Sago ähnlichen, gummiartigen Masse, dessen Eigenschaften sie besitzt, und in Zeiten der Dürre leben die Bewohner von Ceará und Rio Grande do Norte fast nur von dieser wohlschmeckenden Substanz. Die grünen Blätter bilden ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel für das Vieh und sind in dürren Zeiten das einzige Futter, da nur diese Palme der Trockenheit ganze Monate hindurch widersteht.

Die Frucht der Carnaúba ist von der Größe einer Haselnuß und nicht nur eßbar, sondern auch von sehr angenehmen Geschmack; von dieser Frucht macht man eine Art Mehl und sondert aus ihr eine der Kokosmilch ähnliche Flüssigkeit ab. Der Kern der Frucht wird geröstet wie Kaffee und gibt eine diesem ähnliche Substanz, die eben so zubereitet wird wie dieser und für die Einwohner des Innern von Brasilien zeitweilig das arabische Produkt vollständig ersetzt. Im Innern des Landes liefert diese Palme jährlich allein an Wachs den Werth von 200,000 Dollars. Die Ausfuhr an Produkten der Carnaúba-Palme ist also bis jetzt noch gering, doch glauben wir, daß dieselbe bedeutend steigen werde, sobald die Nutzbarkeit dieser Erzeugnisse in Europa besser gewürdigt wird. Das Stroh der Carnaúba wird bereits nach transatlantischen Häfen ausgeführt, wo es zu sehr feinen Hüten verarbeitet wird. Wachs wurde im Jahre 1860 aus der Provinz Ceara im Gewicht von 5886 Pfund exportirt. Maranhao verschiffte 1361 Pfund, und aus Pernambuco gingen im Jahre 1859 auf 1860 allein nach Liverpool 149,216 Pfund im Werthe von 21,000 Dollars. Dieser wichtige Baum ist also ohne Zweifel der größten Aufmerksamkeit würdig.

Der große Wasserfall im südlichen Columbiastrome. Dieser letztere führt bekanntlich die Namen Schoschoni-, Snake-Fluß, oder auch Lewis, und er war bisher in Bezug auf seinen obern und mittlern Lauf noch nicht näher bekannt. Jetzt melden nun die „Canadian News", daß eine Truppen-Abtheilung der Vereinigten Staaten in diesem Schlangenflusse einen Wasserfall entdeckt habe, welcher an Großartigkeit sogar jenen des Niagara übertreffe. Der gewaltige Strom stürze 198 Fuß tief hinab, und zwar unweit von den früher schon bekannten Great Schoschone- oder Salmon-Falls. Der Snake fließt auf einer langen Strecke seines Laufes durch tiefe Schluchten mit steilen Felswänden, durch sogenannte Cañones, und diese Felsmauern haben nur selten eine Lücke oder einen Einbruch, vermittelst welcher man von oben an den Strom hinabgelangen kann. Daraus erkläre sich, daß jener gewaltige Katarakt bisher selbst den Biberfängern und Pelzjägern unbekannt geblieben sei. Unterhalb desselben liegen noch mehrere andere Kaskaden von 20 bis zu 50 Fuß Höhe. Eingehende Nachrichten über den großen Katarakt fehlen übrigens noch.

Die Seen der Vorzeit in Oberkrain und die Felsenschliffe der Save betitelt sich eine vor Kurzem in Laibach erschienene kleine Schrift, welche den k. k. Feldmarschall-Lieutenant Baron Marenzi in Triest zum Verfasser hat, und die uns einen Einblick in die vorhistorische Bodengestaltung Oberkrains gewährt. Nach dem Verfasser befanden sich in jenem Landstriche einst fünf größere Seen: der Radmannsdorf-Veldeser, der See von Hülben und Winklern, der See von Mannsburg und Laibach, der Münkendorfer See und der See von Oberlaibach oder das jetzige Laibacher Moor, welches das tiefste Seebecken Oberkrains war und sich noch lange erhielt, nachdem die anderen Seen bereits ihren Abfluß gefunden hatten. Am höchsten lag der erstgenannte See, etwa 1800 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Als Beweise vom Vorhandensein dieser Seen gelten mächtige Bänke von Breccien und Geschieben, Ablagerungen der nahen riesigen Hochgebirge und der früheren Bildungen, welche die Sohle und Schluchten der Thäler bei den oben genannten Orten erfüllen. Alle die Seen von Oberkrain konnten ihre jetzige vollständige Trockenlegung erst erlangen, als es der Save gelungen war, den mächtigen Gebirgsstock, welcher zwischen Salloch und Weichselburg sich befindet, zu durchbrechen. Als Denkmäler dieses Durchbruchs gelten die unzähligen Wasserschliffe, welche an den Bergabstürzen der Saveschlucht zwischen Sava und Steinbrück bis zu einer Höhe von 180 Fuß über den Wasserspiegel beobachtet werden. Sie entsprechen auf das Entschiedenste der Annahme von Bergspaltungen durch unterirdische Kräfte. Sie sind als horizontale Aushöhlungen der Felsen leicht zu erkennen; stets liegen sie wagrecht und ohne Rücksicht auf die Neigung der Schichten. Was sie besonders auffallend macht, ist der vollständige Mangel aller Vegetation. Herr Marenzi berechnet die Zeit, welche das Wasser gebraucht haben muß, um von der Höhe von 180 Fuß durch meilenbreite Felsenketten bis zu dem jetzigen tiefen Bette durch allmäliges Auswaschen zu gelangen, auf mindestens 5000, ja auf 10,000 Jahre.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Sechster Band.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1864.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Deutschland, Oesterreich und die Schweiz.

	Seite
Ragusa in Dalmatien. Von v. Reinsberg-Düringsfeld. I. II.	10 43
Auf der Grenze von Hinterpommern und Westpreußen. Von Karl Ruß	24
Die Haidschnucken im nordwestlichen Deutschland	32
Eine Besteigung des Groß-Glockner	58
Der tyrolische Lechgau	93
Die Bevölkerung Mecklenburgs	96
Kindermärkte in Schwaben	—
Die Moore Ostfrieslands. Von Hermann Meier. I. II.	141 179
Die Orts- und Familien-Namen im preußischen Polen. Von Karl Ruß	152
Bevölkerung Altenburgs	160
Das Karstgebirge und seine Bewohner. Von Ludwig Ißleib	186
Die südliche Grenze des deutschen Bundes	213
Die Geest in Ostfriesland. Von Hermann Meier	218
Die Boka. Von v. Reinsberg-Düringsfeld. I. II.	232 263
Schleswig-Holsteins Handelsflotte	257
Reisebilder aus dem Etschlande. Von Fr. Brinkmann. I. II.	277 301
Die Entdeckung der Pfahlbauten im Starnberger See	287
Nürnberg. Von Fr. Brinkmann. I. II. III.	289 321 353
Die slavischen Bewohner an der südöstlichen Grenze des deutschen Bundes. Von Ludwig Ißleib	311
Die Pfahlbauten in den bayerischen Seen	318
Die frische Nehrung. Von Friedr. Deutler	333
Die Pfahlbauten in Mecklenburg	319
Pfahlbau-Alterthümer in Mähren	350
Ein Eisberg und Alterthümer am Fuße des nassauischen Westerwaldes	—

Großbritannien und Irland.

Sterblichkeitsverhältnisse in Irland und Wales	96
Glaubensbekenntniß in Irland	—
Ziffern aus dem Budget Großbritanniens	128
Großbritanniens Schifffahrt	256
Alterthümer auf den Orkadischen Inseln	288
Ein Ausflug nach den Faröern	309
Küchenabfälle und Muschelhügel bei Halifax in Neuschottland	319
Der höchste Berg in Großbritannien	352
Ein Ausflug von Inverneß bis zur Pentland-Föhrde in Nordschottland. Von Dr. Richard Andree	367
Der Mineralreichthum Großbritanniens	383
Der Einfuhrhandel Großbritanniens 1863	384

Italien und Spanien.

Ein Gemeinderath in Sicilien	96
Eine Ersteigung des Monte Viso	158
Streifzüge in der spanischen Provinz Valencia. I. II.	161 193
Das Kolosseum in Rom. Von Professor Dr. Kayser. I. II.	215 247
Die Ausgrabungen in Pompeji	224

Rußland.

Rußlands Eisenbahnen	31
Das Gouvernement Jekatherinoslaw in Südrußland	49
Russische Landstreicher	51
Odessa am Schwarzen Meer	96
Volksmenge im Königreich Polen	—
Das Steppenvieh Rußlands	128
Die deutschen Mennoniten an der Molotschna in Südrußland	150
Die Tschumaken Südrußlands	158
Die Auswanderung der Tscherkessen aus dem Kaukasus	256
Die Jahrmärkte Rußlands, insbesondere jener von Nischni-Nowgorod. Von M. v. Bulmarineq	298
Alterthümerfund in südrussischen Kurganen	320
Steinwerkzeuge aus dem nordrussischen Gouvernement Olonetz	382

Die Volksmenge auf der Insel Malta	30
Fossile Elephantenknochen auf Malta	94
Der See von Janina in Albanien	148
Ein Magnetberg in Schwedisch-Lappland	159
Die Bevölkerung von Paris	352

Asien.

Vorderasien.

Gosford Palgrave's Reise von Gaza in Syrien durch das nördliche Centralarabien nach El Chatif am Persischen Meerbusen und nach Oman	23
Der Telegraph nach Indien und die mesopotamischen Araber	29
Die Karawanenstraße von Trapezunt nach Erzerum und Tabris	—
Eine Konsularreise durch das General-Gouvernement Smyrna I. II. III. IV. 207. 243 273	342

Ostindien.

Wieder eine Wittwenverbrennung in Indien	30
Zur Kennzeichnung der Zustände Ostindiens	123 126 254 318
Die Felsentempel in Indien	134

Seite

Eine indische Fürstin 146
Das ostindische Budget 192
Krieg wegen eines Menschenopfers in Orissa 316
Die Finanzen Ostindiens . . . 352
Geistige Regsamkeit unter den Hindus 380

Hinterindien.

Heinrich Mouhot's Wanderungen in Siam, Cambodscha und Laos 65 225 257
Die katholischen Missionen nach Lhassa bis zum Jahre 1864 . . 104

Seite

Die Lage der Dinge in Cambodscha 285
Die Stadt Saigong im französischen Cochinchina 286
Die Zustände in Bhutan. Von Emil Schlagintweit 330
Adolf Bastian über das alte Cambodscha und die Ruinen von Ongkor 348
Die Vorgänge in Bhutan . . . 379

China und Japan.

Das Volk der Ainos auf der japanischen Insel Jeso . . . 86 190

Seite

Aus Japan 127
Die Stadt Tien tsin in Nordchina 138
Trauben- und Eishandel in China 192
Das Aufblühen von Schanghai in China 224
Die Verhältnisse in Japan . . . —
Der Ausfuhrhandel von Hakodade 352
Schanghaïs Theeausfuhr . . . 314

Nachrichten über die Insel Formosa 120
Leben und Treiben in den den Grubenrevieren Ostsibiriens . . . 121
Mittheilungen über Manila. Von Dr. Birnbaum 144
Die sibirische Telegraphenlinie . . 224

Afrika.

Der Nordrand und die Sahara.

Die Juden in Marokko 20
Der Ordensbund der Issauah in Marokko 54
Heinrich von Maltzahns Besuch in der Hauptstadt Marokko im Jahre 1859. I. II. 83 112
Die blondhaarigen, blauäugigen Kabylen in Algier 184
Die Oase Tuat in der nordwestlichen Sahara 252
Eine Stadt in der afrikanischen Wüste. Von Alfred Brehm . . 304
Die Eingeborenen Algeriens unter der Herrschaft Frankreichs. I. II. 313 338

Der Nordosten und die Nilländer.

Theodoros, Beherrscher von Aethiopien 16
Dr. Georg Schweinfurth in Afrika 19
Georg Schweinfurths Fahrt auf dem Suez-Kanal 33
Krankheiten im abessinischen Mensa 63
Die katholischen Missionäre beim Sultan von Sansibar an der Ostküste von Afrika . . . . —
Die ägyptische Hieroglyphenschrift und ihre Erklärer. Von Professor Dr. Kaiser. I. II. . 80 107
Aufschwung in Aegypten . . . 125
Die Ostküste von Afrika und die Nil-Entdeckungen 222
Die Europäer in Abessinien . . 223
Nähere Nachrichten über das Schicksal der Juden-Missionäre in Abessinien und König Theodor 284

West- und Süd-Afrika.

Mage's Reise am obern Senegal und Niger 29
Die Kämpfe der Franzosen in Senegambien 30
Aus Sierra Leone 63
Aus Südafrika 94
Die transvaal'sche Republik und das Natal-Land 155
Land, Leute und Kriegführung an der Westküste von Afrika . . . 286
Kulturgeographische Erläuterungen zu der Karte von Südafrika von Karl Andree 375
Das Leben der Europäer an der Westküste von Afrika 379
Die Dampferstationen an der Westküste von Afrika . . . . . —

Der Curral auf Madeira . . . 53
Der Vulkan auf der Insel Bourbon 62
Spinnen auf Madagaskar . . . 63
Hungersnoth auf den Inseln des Grünen Vorgebirges 223
Die Ramenanzas auf Madagaskar 379

Amerika.

Nordamerika.

Eine Dampferfahrt auf dem Missouri und eine Wanderung zu den Mauvaises Terres am White Earth River 1
Das deutsche Schulwesen in den Vereinigten Staaten 21
Sterblichkeit unter den freien Negern in Nordamerika 30
Der ganze weite Westen Nordamerika's goldhaltig . . . . . —
Aus Californien 31
Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten Nordamerika's . . —
Die geologischen Verhältnisse der Mauvaises Terres 57
Einwanderung in Nordamerika über Neuyork 63
Die Eisernte in Nordamerika . . —
Die Seelenverkäuferei in den amerikanischen Nordstaaten . . . 89
Miscegenation und Melaleukation in Nordamerika 94
Die Miscegenation im Yankeelande 204
Einwanderung in Canada 1863 . 223
Eine Probe nordamerikanischer Freiheit. 255
Rückgang der nordamerikanischen Seeschifffahrt 256
Ausrottung der Indianer in Nordamerika 287
Die Goldfunde in Britisch Columbia . . . . . —
Thatsachen und Stimmen aus dem Yankeelande 372
Der Telegraph im Gebiete der Hudsonsbay-Compagnie . . . 380

Mexico.

Beobachtungen über Mexico. Von Karl Andree 75
Räuber, Wegelagerer und Banditen in Mexico 127

Ein Zug über die Landenge von Darien 223

Südamerika.

Muschelhügel an der Westküste Südamerika's 31
Die Einwanderung in den Staaten am La Plata . . . . . —
Der Paraguaythee in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul 56
Kautschuk, Gatta pertscha, Guarana und Copaiba-Oel in Brasilien 92
Dampfschifffahrt in der Magellans-Straße 95
Aus meinem brasilianischem Tagebuche. Von Woldemar Schultz. I. II. 97 129
In den La Platastaaten 126
Walisische Kolonien in Patagonien 158
Aus Bolivia 191
Neue Kupfergruben in Südamerika 192
Der Madre de Dios und der Purus im Gebiete des Amazonenstroms 198
Zwei fahrbare Pässe über die chilenische Cordillere und eine interoceanische Eisenbahn durch Südamerika 210
Fortschritt in der Republik Paraguay 317
Aus den Staaten am La Plata . —
Dampfschifffahrt und Handel auf dem Amazonenstrom . . . .
Die Lagôa dos Patos in Südbrasilien. Von Karl von Koseritz . 317
Der Riesenbaum Sumameira in Brasilien 380

Australien.

Seite

Australien.

Der Acclimatisirungsverein zu Melbourne 30
Australien. Statistisches 95
Volkszahl von Neu-Süd-Wales 224
Die Deutschen zu Victoria in Australien 287
Port Denison in Queensland . . 318

Seite

Eingewöhnung europäischer Nutzthiere in Australien 320
Zustände in Neucaledonien . . . 380
Australische Notizen . . . . . —

Oceanien.

Kamehameha der Vierte, König der Sandwichsinseln 30

Seite

Neuseeland. Statistisches . . . 95
Menschenfresser unter den Negern auf Haiti. Die Schwarzen und die Gelben 182
Mittheilungen des Goldgräbers Karl Goltz aus Otago in Neuseeland. I. II. 306 335
Der Krieg in Neuseeland. . . . 381

Allgemeines.

Der Mensch und die klimatischen Einflüsse 27
Der Silberabzug aus Europa nach dem Orient 32
Häringsfang während der Wintermonate . . . . . —
Die Elephantenzähne als Handelswaare . . . . . —
Das Schiff und die Seefahrt . . 60
Die englischen Sturmsignale . . 64
Noch eine Dampferlinie aus Europa nach Südamerika 95
Die überseeischen Besitzungen Großbritannieus 96
Handelsverkehr und Schifffahrt Großbritanniens und Irlands im Jahre 1862 . . . . . —
Die Bedeutung der Hausthiere für die Kulturentwicklung der Völker. III. Der Elephant 115
Erdbeben 126
Ein geographischer Schnitzer . . —
Eine große wissenschaftliche Expedition nach Mexico 157
Die neuen Seewege Maury's . . 158

Die Temperatur der Alpenseen . 158
Ernst Renan über den Gegensatz zwischen den semitischen und indoeuropäischen Völkern . . . 159
Wohin gehen die Ausfuhren Englands? 160
Der Handel mit Butter . . . . — 238
Die Weinrebe als Kulturpflanze und der Wein als Getränk bei den verschiedenen Völkern. Von Georg Ebers. I. II. . . 172
Vivien de St. Martins Urtheil über den „Nilquellen-Entdecker" Speke 189
Winwood Reade's Bemerkungen über Sierra Leone 191
Elfenbein in einem Elephantenmagen 192
Noch eine Expedition nach den Nordpolarländern 223
Die telegraphische Verbindung zwischen Europa und Ostindien 224
Neue Reisen 254
Auswanderung über See . . . 256
Die dänischen Kjökkenmöddings, die Pfahlbauten in der Schweiz und Deutschland und die irischen Seewohnungen 269
Der Krieg der Engländer gegen den König von Aschanti . . . 279
Wie indische Fürsten von den Engländern behandelt werden . . 281
Konsul Richard Burton gegen Kapitän Hanning Speke 285
Zur Völkercharakteristik. Dänen und Deutsche 288
Die Kilkenny-Katzen und die Deutschen . . . . . —
Soll man Abessinien oder Aethiopien sagen? 316
Versendung von Champagnerweinen 320
Kunstwerke in alten Knochenhöhlen 351
Aus den slavischen Ländern . . 352
Religiöse Bewegungen in der Türkei 381
Die Krönungshalle der byzantinischen Kaiser . . . . . —
Ueber die Mücken in Lappland . —
Stockholms Wasserverbindungen . 383
Zur Statistik des deutschen Zollvereins . . . . . —

Personal-Nachrichten.

Doktor Esselbachs Tod 29
Doktor Hangs Auffindung von Zendmanuskripten . . . . . —
Heinrich Barth in Kozane in Thessalien 64
Livingstone und dessen südafrikanische Pläne 157

Kapitän Speke's afrikanische Phantasien 157
Ashley Edens Reise nach Bhutan. Seine Verhaftung 189
Kapitän Mage am obern Senegal 190
Der neueste Bericht des Herrn v. Heuglin 222

Ein neuer Brief von Livingstone 222
Der Naturforscher Fr. Junghuhn 223
Mage geht von Sego nach Hamdallahi. — Perraud von St. Louis nach Timbuktu 254
Nachrichten über Reisende . . . 378
Der Löwentödter Gérard . . . 379

Illustrationenverzeichniß.

Europa.

Deutschland.

Seite

Der Panierplatz in Nürnberg . . 289
Der Marktplatz mit der Frauenkirche und dem schönen Brunnen in Nürnberg 292
Das Sebaldusgrabmal von Peter Vischer in Nürnberg 293
Der Heidenthurm auf der Burg in Nürnberg 321
Die alte Linde auf dem Burghofe in Nürnberg 324
Die Brautthüre der Sebalduskirche in Nürnberg 325
Portal der Frauenkirche in Nürnberg 328
Wenzel unter der Linde in Nürnberg 329
Alte Häuser an der Stadtmauer in Nürnberg 353
Das Albrecht-Dürer-Haus in Nürnberg 354
Hof eines Hauses in der Theresienstraße in Nürnberg 355
Thor der Kapelle des Tucher'schen Hauses in Nürnberg 356
Das Gänsemännchen in Nürnberg 357
Chörlein des Sebalder Pfarrhofes in Nürnberg 358
Wendeltreppe im Fuchs'schen Hause in Nürnberg 359
Die Pegnitz in Nürnberg . . . 360
Die Königsbrücke in Nürnberg . 361
Die Maxbrücke in Nürnberg . . 364
Ansicht der Burg in Nürnberg vom Stadtgraben aus 365

Spanien.

Ruinen eines alten Theaters zu Murviedro (Saguntum) . . . 161
Melonenverkäufer in Valencia . 163
Mädchen in Valencia 164
Alte Frau in Valencia 165
Toreros in Valencia 166
Der Torero erzählt in der Schenke seine Großthaten 167
Der Guadalaviar 168
Die Strandlagune Albufera . . 169
Straßenmusikanten in Valencia . 170
Jagd auf Flamingos 171
Hausirer im Valencianischen . . 193
Bauern aus der Umgegend von Careagente 195
Orangegärten bei Careagente . . 196
Gewinnung der Fasern aus der Aloë. 197

Balkan-Halbinsel.

Ansicht von Ragusa 11
Einfahrt in die Bai von Gravosa mit dem Fort Daxa 12
Ragusa, Hafenscene bei Porta Pescaria 13
Aeltestes Relief des heiligen Blasius bei Porta Plocce (Ragusa) 14
Wahrzeichen bei Porta Pille (Ragusa) 15
Fort Imperiale von Porta Pille aus 44
Fort St. Lorenzo bei Ragusa . . 45
Palast der Rectoren in Ragusa . 46
Porta Plocce in Ragusa . . . 47
Der Röhrbrunnen am Pillethor in Ragusa 48
Bazar und Quarantäne in Ragusa 49
Einfahrt in die Bocche di Cattaro 233
Eingang des Castel di terra in Castel nuovo 234
Castel di mare in Castel nuovo 235
Griechische Klosterkirche in Castel nuovo 236
Perasto in der Bocche di Cattaro 237
Castel spagnuolo in Castel nuovo 238
Cattaro und die Bocche di Cattaro 264
St. Giorgio, Madonna della Scarpello und Perasto 265
Montenegriner Bazar in Cattaro 267
Fort St. Trinità bei Cattaro . . 268

Asien.

Ostindien.

Eingang der Grotte von Elephanta 135
Die Löwengrotte auf Elephanta . 136
Die Hochzeit Siwa's und Parvati's. Basrelief der Grotte von Elephanta 137

Hinterindien und der ostasiatische Archipel.

Der Löwenfelsen vor dem Hafen von Schantabun 65
Verfallene Tempelpyramiden in Ajuthia, Siam 67
Landschaft in d. Bai von Schantabun 68
Affen spielen mit einem Krokodil im Flusse von Schantabun . . 69
Fahrt zwischen den Inseln im Meerbusen von Siam 70
Reliquien aus dem Kloster auf dem Berge Phrabat 71

Seite

Das buddhistische Kloster auf dem Berge Phrabat 72
Eine Favorite des Königs von Cambodscha 73
Ein cambodschanischer Wagen . . 74
Bauernhütte in Cambodscha . . 75
Der Elephantenzwinger in Ajuthia, Siam 117
Wilde Elephanten werden nach Ajuthia getrieben 118
Elephantenkarawane im Gebirgslande von Laos 119

Seite

Der König von Cambodscha . . 225
Ein Page des Königs von Cambodscha 226
Ein Komiker des Königs von Cambodscha 227
Katholische Mission zu Pinhalú, Cambodscha 228
Waldgestrüpp im Lande der Stiengs 229
Häuptling eines Stieng-Dorfes 230
Eine blödsinnige Stienge . . . 231
Pavillon in den Ruinen von Ongkor 257

Seite

Cambodschanische Münzen . . . 258
Statue des aussätzigen Königs von Cambodscha 259
Waffen, Schmuck und Geräthe an den Mauerwänden des Ongkor Wat 260
Der centrale Porticus des Ongkor Wat 261

Der Weg zum Himmel, nach chinesischer Vorstellung 139

Afrika.

Der Nordosten und die Nilländer.

Theodoros, Beherrscher von Aethiopien 17
Am Suez-Kanal 33
Fuhrwerk der Suez-Compagnie . 34
Arbeiter am Suez-Kanal . . . 35

Ein Durchstich am Suez-Kanal . 36
Arabisches Dorf bei Port Saïd . 37
Dünen von El Ferdan 40
Ansicht vom Timsah-See . . . 41
Das Schloß Tel el Kebir . . . 42
Hieroglyphenschrift des Rosettasteines (Ptolemäus) 107

Hieroglyphenschrift des Obelisken von Philä 107
Hieroglyphenschrift von den Skulpturen des Palastes von Karnak zu Theben (Juda) 112

Amerika.

Nordamerika.

Ein Dampfer auf dem Missouri . 1
Baumstämme und schwimmende Inseln im Missouri 2
Bilderschrift auf Büffelhaut bei den Dakotas 3
Die Mauvaises Terres am White Earth River. Erste Ansicht . . 5
Die Mauvaises Terres am White Earth River. Zweite Ansicht . —
Ein Dakota-Indianer 6
Eine Dakota-Frau 7
Ein Krieger der Dakotas . . . 8
Begräbnißstätte der Dakotas . . 9

Brasilien.

Neger aus Angola, in Bahia . . 97
Straße in Bahia 99
Neger aus Quimbombo und aus Cabinda, Bahia 100
Minas-Negerin in Bahia . . . 101
Brasil-Neger in Bahia 102
Neger aus Mozambique auf der Jagd bei Bahia 103
Puris-Indianerin vom Parahybastrom 129
Botocude 130
Brasilianische Mulattin 131
Brasilianische Mameluca . . . —

Indianerin aus der Provinz Espiritu Santo 132
Indianer aus der Provinz Espiritu Santo 133
Eine Hütte der Chunchos im Thale von Pancartambo 199
Chunchos in einem Urwald am Apurimac 200
Lagerplatz der Chuntaquiros am Apurimac 201
Antis-Indianer in einer Stromschnelle 203

Pfahldorf 271

Stahlstiche.

Der Curral auf Madeira. Zu dem Artikel: Der Curral auf Madeira 53
Das Colosseum in Rom. Zu dem Artikel: Das Colosseum in Rom von Dr. Kayser 215
Schloß Tyrol bei Meran. Zu dem Artikel: Reisebilder aus dem Etschlande II. von Fr. Brinkmann 301

Karten-Beilage.

(Aus Meyer's neuestem Hand-Atlas.)

Karte von Süd-Afrika. Kulturgeographische Erläuterungen dazu 375

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Eine Dampferfahrt auf dem Missouri und eine Wanderung zu den Mauvaises Terres am White Earth River*).

Nordamerika's Prairieland und dessen Eigenthümlichkeiten. — Die neuen Gebiete und Ansiedelungen. — Der Missouristrom. — Eine Musterkarte von Fahrgästen auf dem Dampfer. — Snags, Sawyers und Rafts im Strombette. — Fort Pierre Chouteau. — Leben und Treiben der Pelzhändler. — Die Indianer. — Ein Friedhof der Sioux. — Ausflug nach den Mauvaises Terres. — Die Black Hills. — Eine verwünschte Stadt. — Fossile Ueberreste. — Das Volk der Sioux oder Dakotas und dessen Stämme. — Wanderung nach Fort Union am obern Missouri.

1. Allgemeiner Charakter der Prairien und der Missouri-Region.

Der „weite Westen" Nordamerika's, im Süden des 49° n. Br. hat längst aufgehört, nur eine öde Wildniß zu sein. Das ganze Land, vom Mississippi bis an die Gestade des großen Weltmeeres, ist nun in Staaten und Gebiete getheilt worden. Seitdem die reichen Goldlager in Californien sich erschlossen, ziehen alljährlich viele tausende von Menschen hinüber und herüber durch diese vormalige Einöde; die Karawanenwege werden belebter, von Westen wie von Osten her gründet man immer weiter landein feste Niederlassungen, deren Bewohner sich schon jetzt gleichsam die Hände reichen können. Wie lange ist es her, daß Michigan, Wisconsin, Jowa und Missouri Staaten an der äußersten Gränze bildeten? Jetzt liegen sie in der Mitte.

Westlich von Wisconsin finden wir heute den rasch empor blühenden Staat Minnesota, welcher auch die Quellenregion des Mississippi umfaßt; dann in gerader Linie westlich die Territorien Dakota und Idaho; das letztere gränzt an das Gebiet Washington und den Staat Oregon. Westlich von Jowa dehnt sich, östlich vom Missouri-

Ein Dampfer auf dem Missouri. (Nach einer Originalzeichnung.)

*) Reports of explorations and surveys to ascertain the most practicable and economical route for a railroad from the Mississippi River to the Pacific Ocean. Washington 1855. 4. Bd. I. S. 231—250 — die Berichte über die Navigability of the Missouri von Lieutenant A. J. Donelson, C. Grover und R. Saxton. — Karl Andree, Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen ꝛc. Braunschweig 1853, 2. Auflage. S. 140, 232, 782 ff. — E. S. Seymour, Sketches of Minnesota. Neuyork 1850. S. 39 und an anderen Stellen. — Voyage dans les Mauvaises Terres du Nebraska, par E. de Girardin, in Le Tour du Monde, Nr. 212.

flusse, das Territorium Nebraska; südlich von diesem liegt der neue Staat Kansas; von diesem nach Westen hin finden wir das Gebiet Colorado, in welchem sich der Pike's Pik erhebt, das Mormonengebiet Utah, und das goldreiche Nevada, welches durch die Ketten der Schneegebirge von Californien getrennt wird.

Diese neuen Gebiete sind theilweise erst schwach besiedelt und ihre Volkszahl ist noch gering; aber in der frühern Wüstenei sind Kernpunkte vorhanden, welche Einwanderer anziehen und von denen ein reges Leben ausstrahlt. Nach und nach füllt sich das Land, der braune Jäger weicht dem weißen Ackerbauer oder Bergmann, und aus vereinzelten Handelsposten und Blockhütten erwachsen Dörfer und volkreiche Städte.

Aber in vielen Gegenden, namentlich im Westen des Missouri, werden große Landstrecken noch auf lange Zeit hinaus der alten, urwüchsigen Wildheit preisgegeben bleiben; denn weit ausgedehnte Räume sind schon ihrer Bodenbeschaffenheit wegen ungeeignet für den Anbau. Dort werden

land führt von Santa Fe nach Südosten der einzige, ehemals von mexikanischen Kaufleuten durch Pfähle abgesteckte Weg, den Reisende in dieser Gegend überhaupt einschlagen können, und selbst auf jener einzigen gangbaren Strecke liegen die Wasserstellen 12 bis 20 deutsche Meilen von einander entfernt.

Oft reichen die „Brauen", diese Ränder der Tafelebene, bis dicht zum Uferrande der Ströme, deren Betten in tiefen Schluchten liegen. Diese Cañones haben nicht selten eine Tiefe von vielen hundert Fuß, und die Uferränder, z. B. des Canadian, werden auf einer sehr weiten Strecke von Steilklippen gebildet, welche bis zu 1200 und 1500 Fuß hoch sind. Auch kleine und sehr schmale Gefließe haben oft ihr Bett so tief ausgewühlt, daß die senkrecht emporsteigenden Ufer eine Höhe bis zu 100 Fuß und mehr haben, und der Reisende hat oft gar keine Ahnung vom Vorhandensein einer solchen Schlucht, bis er sich hart am Ufer vor dem Abgrunde befindet; er muß dann auf weiten Umwegen eine passende Uebergangsstelle aufsuchen.

Baumstämme und schwimmende Inseln im Missouri. (Nach einer Originalzeichnung.)

Büffel und Indianer, so viele von ihnen übrig bleiben, eine Zufluchtstätte behalten.

Das ungeheuere nordamerikanische Prairieland, welches vom Fuße der Felsengebirge nach Osten hin bis an den Mississippi und noch weit über denselben hinausreicht, erstreckt sich vom Saskatschewan im Norden nach Süden hin bis über den Red River weit nach Texas hinein. Diese Region besteht zum größten Theil aus Flächen und Hochebenen. Aber aus der Ferne und von der Hochebene her gesehen, gleichen die Ränder der Plateaux, welche auf der Fläche lagern, hohen Gebirgen, während sie doch nur Ränder von Tafelebenen sind und von den Spaniern sehr richtig als Cejas, d. h. Brauen, Vorstöße, bezeichnet werden. Das Prairiegebiet zeigt eine Menge eigenthümlicher Erscheinungen, die sich in solcher Art nirgends wiederholen. Wo fände man ein Nebenstück zu der abgepfählten Ebene (dem Llano estacado, 32 bis 35½° n. Br., 100½ bis 104½° w. L.), die als großes Dreieck, vom Red River bis in die Nähe Neu-Mexiko's reicht, zum größten Theil dürr ist, und wo die Flüsse ungenießbares Wasser haben. Ueber dieses Tafel-

Auf sehr ausgedehnten Strecken trägt das Prairieland den Charakter einer dürren Steppe, auf deren einige Monate lang mit Gras bewachsenen Theilen zeitweilig Büffel, Antilopen und Indianer sich einfinden. Selbst die Ufer der Prairieströme sind zum größten Theil baumlos; nur die sogenannten Croß Timbers, welche sich vom obern Laufe des Trinidad in Texas bis zum Red Fork des Arkansas erstrecken und einen großen Buschstreifen, zumeist von dichtem Unterholz bilden, erscheinen als eine bemerkenswerthe Ausnahme.

Jenseit des Platte, im Norden des 40.° n. Br., beginnen die nördlichen Prairien. In ihnen winden die vielen Gefließe sich zumeist in trägem Laufe durch die weite Ebene und überschwemmen zur Zeit des Hochwassers die Ufer weit und breit. Durch Hügelketten, bewaldete Stromufer und manchmal durch kleine Seen erhält die Gegend zuweilen einen malerischen Anblick, aber auch hier sind die Ebenen großentheils baumlos, und als Brennstoff dient dem Indianer und dem Reisenden der Büffeldünger, in derselben Weise, wie dem Mongolen in der asiatischen Gobi der Argol.

Im Süden des 50. Breitengrades bildet der Missouri den mächtigsten Strom des Prairielandes. Seine Quellen liegen am Ostabhange jenes gewaltigen Gebirgsknotens, der als Windriver-Gebirge bezeichnet wird. Wir kennen seine Quellen, welche zwischen dem 42 und 43° liegen, seit dem Jahre 1805; sie sind nicht weit von jenen des Columbia entfernt. Unter dem 47° n. Br. bildet er eine Reihe von Katarakten, deren einer 87 Fuß hoch und mehr als 1000 Fuß breit ist. Weiter oberhalb bricht er sich Bahn aus dem Felsengebirge heraus, auf einer, zwei Wegstunden langen Strecke und fließt dort in engem Felsenbette zwischen 1200 Fuß hohen Steilwänden.

Dieser merkwürdige Strom, dessen Lauf länger ist, als jener des Mississippi, bildet die Hauptverkehrsader nach Nordwesten hin, und an seinen Ufern reichen vereinzelte Handelsposten, „Forts", so weit er, bis Fort Benton, überhaupt fahrbar bleibt. Aber die Schifffahrt ist, wie weiter unten geschildert werden soll, sehr mühsam und gefährlich; der Lauf ist vielfach gekrümmt, das Bett voll von Untiefen und Baumstämmen, das Ufer zumeist kahl und die Strömung äußerst rasch. Ein Blick auf eine Karte kann zeigen, daß er eine Menge zum Theil sehr langer Zuflüsse erhält; unter diesen sind der Platte im Süden und der Yellowstone im Norden am bedeutendsten, aber beide erscheinen zu flach für die Beschiffung selbst mit großen Nachen. Sie bieten überall bequeme Uebergänge dar, und deshalb haben die Prairie-Indianer es niemals nöthig gehabt, Kähne zu bauen oder, wie wohl in anderen holzarmen Gegenden der Fall ist, Flösse aus aufgeblasenen Thierschläuchen oder Rohr und Schilf zu bereiten.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat den Missouri in Bezug auf seine hydrographischen Verhältnisse mehrfach genau erforschen lassen. Als günstiges Ergebniß stellte sich heraus, daß an manchen Punkten Steinkohlen liegen, daß aber der Strom selber allzeit beschwerlich und gefährlich zu befahren sei; doch sind einzelne Strecken vorhanden, wo man auf gar keine Hindernisse stößt.

Im Allgemeinen, wir wiederholen es, eignet sich die Region am obern Missouri nicht zur Besiedelung durch weiße Menschen, und gewiß wird ein Theil derselben noch lange den Büffeln und Indianern verbleiben.

Bilderschrift auf Büffelhaut, bei den Dakotas. (Nach einer Originalzeichnung.)

Nachdem dieses vorausgeschickt worden ist, gehen wir auf eine nähere Schilderung dieser in vieler Beziehung merkwürdigen Gegenden ein.

2. Fahrt auf dem Missouri bis Fort Pierre.

Die Erlebnisse und Abenteuer einer solchen Fahrt sind von einem französischen Reisenden, Girardin, in sehr ansprechender Weise dargestellt worden. Er befand sich im Jahre 1849 zu St. Louis im Staate Missouri und wollte von dort nach dem Goldlande Californien, als er die Bekanntschaft eines amerikanischen Geologen machte, welcher einige noch wenig bekannte Landstrecken am obern Missouri

näher erforschen wollte. Diesem Manne schloß er sich als Zeichner an und ging mit demselben auf den Dampfer Jowa, einen „schwimmenden Palast“, der aber mit mehr als 200 Fahrgästen und einer Masse von Waarenballen vollgepfropft war.

Die Mehrzahl dieser Leute hatte sich der „Amerikanischen Pelzhandelsgesellschaft“ verdungen, war aus allen Himmelsgegenden her auf dem Dampfer zusammengewürfelt worden und bildete gleichsam ein ethnologisches Museum. Da waren Yankees, Deutsche, Franzosen, Dänen, Spanier, Irländer, Neger, Mulatten, Indianer verschiedener Stämme und Mestizen; natürlich fehlten auch französische Canadier nicht, die man in den Pelzländern überall findet, von der Hudsonsbay bis zum Pugetsund, vom Großen Bären-See bis zum Arkansas. Sie haben eine eiserne Gesundheit, sind an alle Mühseligkeiten gewöhnt, mit jeder Gefahr vertraut und leisten als Ruderer, als Jäger und Reisediener unschätzbare Dienste.

Unter den Fahrgästen in der Kajüte befanden sich drei Geologen, ein Botaniker, ein deutscher Prinz, zwei amerikanische Offiziere und zwei Indianerinnen. Die eine, Tochter eines Häuptlings der Schwarzfüße, war an einen Direktor der Pelzhandelskompagnie verheirathet und konnte für eine recht hübsche „Squaw“ gelten.

Der Dampfer Jowa machte alljährlich eine Reise nach dem obern Missouri und besorgte die Geschäfte mit den verschiedenen „Forts“, bei welchen er anlegte. Bis zum Fort Union, an der Mündung des Yellowstone, gebrauchte er, wenn sich sonst kein Unfall ereignete, mindestens 40 Tage Fahrzeit. Der Missouri hat, wie wir schon hervorhoben, eine sehr rasche Strömung, aber auf solchen Strecken, die keine besonderen Schwierigkeiten darbieten, werden dieselben durch die Kraft des Dampfes überwunden.

Im Jahre 1849 hatte sich in den alten Staaten ein zweiter Paroxysmus des californischen Goldfiebers bemerklich gemacht. Viele Landwirthe verschleuderten Haus und Hof, Advokaten ließen ihre Praxis im Stiche und warfen, gleich Kaufleuten, Handwerkern und Geistlichen aller Sekten, den rothwollenen Reisekittel über die Schultern, um in langen Karawanenzügen gen Westen nach Californien zu wandern. Ueberall sah man „wandernde Hütten“, nämlich die mit einem Leinwanddach überspannten Wägen der Einwanderer. Solch ein Wagen bildete nicht selten zugleich das Geschäftsgewölbe spekulativer Leute und war mit einem Schilde versehen. Auf einem derselben stand: „J. B. Smith, Zahnkünstler aus Neuyork. Zu erfragen beim Ochsentreiber.“ Dieser letztere war aber kein geringerer Mann, als der Zahnkünstler selbst. Sobald die Wägen anhielten und Rast gemacht wurde, zog Herr Smith einen schwarzen Frack an, zeigte sich dem verehrungswürdigen Publikum und riß „ohne alle Schmerzen“ Zähne aus. Er verdiente damit manchen Dollar. Sechs junge „Ladies“ machten, ohne alle männliche Begleitung, die Reise nach Californien, um dort Gold und Männer zu suchen. Sie galten für äußerst „respektabel“, weil — sie an jedem Abend die Leinwandvorhänge an ihrem Wagen sorgfältig mit Stecknadeln verschlossen.

Doch wir folgen dem Dampfer auf seiner Stromfahrt. Oberhalb der jetzt blühenden Stadt St. Joseph verschwand nach und nach der Anbau, der Strom bot manche Schwierigkeiten, und das Boot mußte allemal mit Anbruch der Dunkelheit vor Anker gehen. Der Fluß hat eine Menge von Sandbänken und Krümmungen, und die Strömung ist nicht selten ungemein heftig. Die Kessel wurden so stark als irgend möglich geheizt und das Schiff zitterte und bebte in allen Fugen. Trotzdem ließ der Kapitän an einer schwierigen Stelle ein Faß voll Harz ins Feuer werfen, und zum Glück sprang die Jowa nicht in die Luft.

Im Missouri treibt eine ganz ungeheuere Masse von Baumstämmen umher. Viele rennen sich im Grundschlamme fest und stehen wie Pfähle; andere liegen halb und halb fest und schwanken, schräg emporstehend, auf und ab, bis der Strom sie weiter reißt; noch andere bilden an seichten Stellen in einander gekeilte Massen und gleichen unregelmäßigen Flössen. Diese Snags, Sawyers und Rafts, welche auch den Mississippi unsicher machen, sind auch für die Schifffahrt auf dem Missouri eine große Gefahr.

Dem Neulinge gewährt eine solche Stromfahrt Anfangs eine spannende Unterhaltung, doch stellt sich schon nach acht Tagen Langweile ein, weil sich Alles in einförmigem Einerlei wiederholt. Dann und wann kommen allerdings Zwischenfälle vor. Die beiden Kompagnien, welche den Pelzhandel auf amerikanischem Gebiete trieben, arbeiteten einander aus allen Kräften entgegen und suchten sich gegenseitig zu schädigen, so viel das nur möglich war. Ihre Diener und Beamten rissen die Blockhäuser der Gegenpartei nieder, und diese entschädigte sich dann in gleicher Weise.

Nach einer Fahrt von 32 Tagen kam Fort Pierre Chouteau in Sicht, das etwas oberhalb der großen Krümmung liegt, welche der Missouri etwa unter dem 44° n. Br. macht. Die amerikanische Flagge flatterte im Morgenwinde. In der Nähe dieser Niederlassung ist der Strom der vielen beweglichen Sandbänke halber sehr gefährlich, und das Schiff muß vorsichtig gelenkt werden. Das Fort nimmt sich, aus der Ferne gesehen, mit seinen weißen Mauern und Bastionen stattlich aus; ringsum standen etwa 100 Zelthütten der Indianer. Sie werden aus Büffelhäuten verfertigt und sind theils blendend weiß, theils mit phantastischen Figuren bemalt. Man sieht die indianische Pictographie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit; unser Bild zeigt, wie weit es der rothe Mann als Schlachtenmaler gebracht hat.

Am Ufer befand sich eine Gruppe von Indianern. Sie hatten sich festlich geschmückt, das Gesicht mit rother, gelber und weißer Farbe beschmiert, standen fast bewegungslos auf ihre Flinten gelehnt da und warfen düstere Blicke auf die Ankömmlinge. Der Dampfer war ihnen kein willkommener Gast, denn im Jahre 1848 hatte er ihnen die Cholera mitgebracht, welche unter den Söhnen der Wildniß große Verheerungen anrichtete.

Als die Mehrzahl der Fahrgäste ans Land gestiegen war, strömten etwa 50 Krieger und Frauen auf den Dampfer, liefen auf dem Verdeck umher, gingen in die Küche und den Salon und betasteten und schmeckten Alles, ohne sich an die Einreden der schwarzen Köche zu kehren. Diese hatten eben einen großen Kessel mit Maisbrei auf dem Feuer, und diesen eigneten sich die braunen Leute sofort als Eigenthum an. Sie wollten sich auch über andere Vorräthe hermachen, aber zum Glück erschien rechtzeitig ein Häuptling und jagte die hungrigen Wölfe fort. Von da an ging Alles ordentlich zu, weil die 12 Mann starke, von der Kompagnie uniformirte Indianergarde strenge Aufsicht übte.

Fort Pierre, das von dem Franzosen Chouteau gegründet wurde, bildet ein gewaltiges Viereck von Mauern, ist mit einem 15 Fuß hohen Pfahlwerk umgeben und hat auf drei Seiten Bastionen, die mit Kanonen besetzt sind. Somit kann es sich gegen Angriffe der Indianer nachdrücklich vertheidigen. Die Gebäude der Kompagnie sind parallel mit den Palisaden aufgeführt; in ihnen wohnen die Beamten, Direktoren, Handlungsdiener und Dolmetscher; die ausgedehnten Magazine enthalten Lebensmittel, Waaren, Pelz-

Die Mauvaises Terres. Erste Ansicht. (Nach einer Originalzeichnung.)

Die Mauvaises Terres. Zweite Ansicht. (Nach einer Originalzeichnung.)

werk und Vorräthe aller Art. Auch fehlt eine Schmiede nicht, welche den Indianern Tomahaks, Messer und Hacken liefert; sodann befinden sich Tischler und Klempner im Fort.

Der Gouverneur empfing die Kajütenpassagiere sehr freundlich und bewirthete sie gut, namentlich mit delikaten Büffelzungen und vortrefflichem Maisbrote. Der Mann lebte seit vielen Jahren unter den Indianern, von denen er manche Bräuche angenommen hatte. So besaß er z. B. mehrere Frauen, nicht, wie er ausdrücklich betonte, in verwerflicher Absicht, sondern aus Politik, um eine ausgedehnte Verwandtschaft unter den braunen Männern zu haben, und im Interesse des Handels. In dieser Beziehung hatte er seine Maßregeln ganz gut getroffen, denn jede seiner sieben Frauen gehörte einem der sieben Hauptstämme der Sioux an. Somit war der kluge Mann mit diesen allen verschwägert und konnte gewissermaßen für einen der ihrigen gelten.

Einige Tage später veranstaltete er einen großen Ball. Bevor derselbe begann, erhielt jeder Eingeladene eine Flasche Branntwein, ein Pfund Mehl und dazu etwas Büffelfett. Damit waren die Reisediener, Jäger, Läufer ꝛc. vollauf zufrieden gestellt. Inmitten des Forts wurden zwei Feuer angezündet, und zwei Musikanten traten auf, ein Canadier und ein Irländer. Beide setzten sich auf ein Faß und begannen auf ihren Geigen zu kratzen.

Und nun begann der Tanz, und es hat sich gewiß der Mühe verlohnt, diesem bunten, merkwürdigen Durcheinander zuzuschauen. Da sah man weiße Beamte und bärtige Pelzjäger, Mestizen, Neger, Mulatten und Indianer, kupferbraune und ziegelbraune Menschen. Auf die Gruppen fiel der röthliche Schein der beiden Feuer. Getanzt wurde mit äußerster Munterkeit, aber die Branntweinflasche auch nicht vergessen, und so konnte es nicht fehlen, daß nach Verlauf einiger Zeit in dieser buntscheckigen Menge Streit ausbrach. Neger versetzten den Mestizen Faustschläge, diese zogen ihre Messer, die Indianer griffen zum Tomahawk und man drohete einander für den folgenden Tag mit bleiernen Kugeln. Aber der Sturm legte sich wieder, und der Tanz begann von Neuem.

Unter den Sioux waren Manche, die im vollen Sinne des Wortes als Charakterfiguren betrachtet werden konnten. Zu diesen gehörte der sogenannte Schlachtenrenner, welchen unsere Abbildung zeigt. Aber kein Krieger wollte dem Zeichner sitzen; sie sahen es überhaupt ungern, daß er Skizzen entwarf, weil sie meinten, daß der Weiße die Macht habe, sie zu vernichten, wenn er sich im Besitz ihres Bildnisses befinde. Dieser Wahn ist leicht erklärlich, weil die Weißen Cholera und Blattern ins Land gebracht hatten. Auch glauben sie, daß die Amerikaner vorsätzlich Krankheiten verbreiten, und das ist leider keine Vermuthung, sondern wird durch Thatsachen bestätigt.

Der Friedhof der Sioux liegt etwa eine halbe Stunde Weges vom Fort entfernt, mitten in einer Ebene, auf welcher viele Rosse grasen. Diese Indianer scharren ihre Todten nicht ein, sondern hüllen sie in wollene Decken und umschließen sie dann mit einer Art von Sarg, den sie aus Cederbrettern roh genug zusammenfügen; manchmal benutzen sie auch Weidenflechtwerk. Diesen Sarg befestigen sie auf vier Pfählen, so daß er 8 bis 12 Fuß über der Erde steht und von wilden Thieren nicht erreicht werden kann. Neben den Todten legt man eine Tabakspfeife, etwas Tabak, Bogen und Pfeile, einige Lebensmittel und verschiedene andere Sachen, welche der Verstorbene auf seiner langen Reise in die andere Welt etwa nöthig haben dürfte. Mit der Zeit faulen aber die Pfähle ab und das Gerüst fällt zusammen, und dann kommen die großen Wölfe und die Prairieschakale (Coyotes) und schänden die Leichen. Diese letzteren werden manchmal in rothwollene Decken gehüllt und in den Zweigen einer Ceder oder Pappel aufgehängt.

Ein Dakota-Indianer. (Nach einer Originalzeichnung.)

3. Die Mauvaises Terres.

Während der Dampfer Jowa seine Fahrt stromauf fortsetzte, unternahmen Girardin und die Geologen vom Fort St. Pierre aus eine Wanderung nach den in hohem Grade merkwürdigen Mauvaises Terres, welche am White Earth River eine weite Strecke Landes einnehmen. Diese Region ist von durchaus eigenthümlicher geologischer Beschaffenheit und hat nirgend auf Erden ihres Gleichen.

Die Karawane bestand außer den oben Genannten aus fünf Canadiern, die als Maulthiertreiber und Köche dienten, einem Führer und einem indianischen Dolmetscher. Alle waren mit Büchsen und Revolvern wohlbewaffnet und auf 20 Tage mit Lebensmitteln versehen. Jener Führer war ein Canadier von ächtem Schrot und Korn, eine wahre Charakterfigur in seiner Art: ein kleiner untersetzter Mann, aber lebhaft und beweglich wie ein Affe, unermüdlich und voll Kraft, dabei jedoch ein Lügner, Trunkenbold und Händelsucher. Er trug noch die frischen Spuren eines blutigen Straußes, denn ein Gegner hatte ihm die Nase platt geschlagen, und seine Augen waren schwarz unterlaufen. Der zweite Führer war „Elennshorn", ein alter Sioux, der in seinem Stamm als Zauberer ein großes Ansehen hatte.

Die Karawane nahm eine südwestliche Richtung und zog an den beiden ersten Tagen über einförmige, leicht gewellte Ebenen, deren Boden mit Salpeter geschwängert war. So weit das Auge reichte, sah man keinen Baum oder auch nur einen Busch, wohl aber manchen blühenden Cactus und in den Niederungen auch sogenannte Milchpflanzen. Dann und wann kam man an einem Dorfe von Prairiehamstern (Arctomys ludoviciana) vorüber, die sehr mit Unrecht als Prairiehunde bezeichnet werden. Am dritten Tage wurde,

nach einer zehnstündigen Wanderung bei brennender Sonne, an einer Quelle gerastet, neben der Wermuthbüsche standen. Man zündete ein Feuer an, um das Abendessen zu kochen und die Stechmücken abzuhalten. Am folgenden Morgen bestieg der Sioux ganz und gar unbekleidet einen Hügel, führte einen Tanz auf, bei welchem er seine Gliedmaßen in seltsamer Weise verdrhete und stimmte einen Trauergesang an, der mit dem Gebell eines Coyote schloß, welches der Indianer sehr getreu nachahmte. Seine Absicht war, durch diesen Morgengesang die freilich viele Meilen weit entfernten Büffel herbeizuzaubern.

Bald nachher erhob sich in der Ferne eine Staubwolke, denn eine Reiterschaar sprengte heran; der alte Sioux ritt ihr entgegen. Als er den Ankömmlingen nahe war, bewegte er seine rechte Hand nach der linken Seite hin, was in der allen Indianern bekannten Zeichensprache bedeuten soll: Wer seid ihr? Der Anführer hielt sein Roß an, streckte erst die geballte Faust aus und fuhr dann mit seiner rechten Hand so am Halse hin, als wolle er sich denselben abschneiden. Daraus war abzunehmen, daß er zu einem befreundeten Stamme der Sioux, zu den sogenannten Kopfabschneidern gehörte; also war nichts Schlimmes von ihm zu befürchten.

Am sechsten Reisetage kamen endlich die Mauvaises Terres in Sicht. Girardin bestieg mit einem Geologen den nächsten Hügel, der etwa 300 Fuß hoch sein mochte, und hatte von dort einen wahrhaft überraschenden, einen „unbegreiflichen“ Anblick. Im Hintergrund einer weit ausgedehnten Ebene fielen die Strahlen der Abendsonne auf eine gewaltige Trümmerstadt, die eben mit rosenfarbenem Licht übergossen war. In ihr erhoben sich Mauern und Bastionen, große Paläste mit mächtigen Kuppeln und andere Bauwerke von wunderbaren und seltsamen Gestalten. Das Ganze machte einen überwältigenden Eindruck; es war über alle Beschreibung phantastisch. In Abständen von verschiedener Entfernung erhoben sich über den schneeweißen Boden backsteinröthliche Burgen mit Zinnen und Pyramiden, auf deren Spitze mächtige Blöcke lagen, die scheinbar vom Winde hin und her geschaukelt wurden. Mitten in diesem Chaos von geologischen Ruinen erhebt sich, einem Leuchtthurme vergleichbar, eine etwa 300 Fuß hohe Säule.

Eine Dakota-Frau. (Nach einer Originalzeichnung.)

Der Führer triumphirte und erzählte viel Wundersames über das, was in dieser Wüstenstadt zu finden sei; namentlich wollte man dort „versteinerte Menschen“ gefunden haben!

Nach Westen hin erhob sich eine dunkelblau gefärbte Gebirgskette, die sogenannten Black-Hills, Schwarzen Hügel, welche dicht mit Cedern und Fichten bestanden sind, und deren höchsten Gipfel die Indianer als Inian Kara bezeichnen. Die Entfernung bis zu diesen Bergen, von dem Punkte aus, an welchem die Reisenden sich befanden, mochte etwa 10 engl. Meil. betragen; bis an den Fuß der Black-Hills dehnt sich eine Ebene aus. In diesem Gebirge liegen viele frische Quellen und anmuthige, grüne Oasen, in denen während der Sommerzeit verschiedene Dakotastämme ihre Zelthütten aufschlagen. In den Wäldern hausen der schwarze und der braune Bär, das Elennthier, das Reh und das Bergschaf (Bighorn, Ovis montana), auch sind noch viele Biber vorhanden. Auf der Ebene gräbt der Indianer eßbare Wurzeln, namentlich die Prairiekartoffel, welche im Frühjahr, wenn das Wild mangelt, ein sehr werthvolles Nahrungsmittel bildet. Sehr geschätzt wird das Blatt des Strauches Kini Kinik, mit welchem die Stämme im Osten wie im Westen der Felsengebirge ihren Rauchtabak vermischen, weil er diesem einen sehr angenehmen Geruch verleiht.

Alle Gefließe, welche während der beiden letzten Reisetage von den Wanderern berührt wurden, hatten weißliches, brakiges Wasser; sie waren theilweise ausgetrocknet und hatten auf dem Sand eine schneeweiße Salzlage zurückgelassen. Dieses Brakwasser übt eine stark abführende Wirkung und ist nur trinkbar, wenn man es stark mit Zucker und Kaffee versetzt.

Die Karawane zog am folgenden Morgen etwa eine Stunde lang an einem Bache hin, der unzählige Windungen und Krümmungen machte, überstieg dann eine theils mit Cactus, theils mit Büffelgras bewachsene Hügelkette und gelangte in ein frisches, grünes Thal, in welchem sie zwei Tage rastete. Die Zelte wurden unter einer Gruppe mächtiger Baumwollenpappeln neben einem klaren, süßen Quell aufgeschlagen. Die Stelle war ungemein lieblich, man mußte aber gegen Klapperschlangen auf der Hut sein.

Von diesem Punkte aus zogen die Wanderer nach den Mauvaises Terres. Ein sogenannter Büffelpfad leitete bis zu einer steilen Höhe; als dieser überstiegen war, lag die „verwünschte Stadt“ vor ihren Blicken. Sie kamen zunächst an einige Säulen von vorsinthflnthlichen Formen; sie mochten etwa 200 Fuß hoch sein. Dann gelangten sie an ein großes Amphitheater; dasselbe war mit okerfarbigen, ausgezackten Mauern umgeben. Ueber den steinharten Boden war eine wirre Masse von rothen und weißen Hügeln durcheinander gleichsam umher gestreut. Es kam dem Beschauer vor, als ob sich in Urzeiten der Boden einst um 200 bis 250 Fuß gesenkt und in Zwischenräumen an vielen Stellen Hügel von sehr verschiedener Gestalt, Höhe und Umfang zurückgelassen habe. Die steilen Wände und Abhänge derselben sind im Verlaufe der Zeit durch Regen und Schneeschmelzen ausgewaschen worden und haben auf diese Weise ihre wunderbare Gestalt erhalten.

An manchen Stellen besteht der Boden aus einer dicken Lage fossiler Knochen, von denen manche vollständig und

vortrefflich erhalten sind, während andere aus Bruchstücken bestehen. Am Fuße der Hügel findet man fossile Schildkröten von Ziegelsteinfarbe, zum Theil ganz und gar unversehrt und bis zu 150 Pfund schwer, doch ist die Mehrzahl derselben zerstückelt. Mitten unter diesen Cheloniern lag ein fossiler Rhinoceroskopf und die Kinnlade von einer besondern Art von Wolf oder Hund, deren Zähne alle wohlerhalten sind. Man sah weiter ganze Haufen von Zähnen und zerbrochenen Kinnladen, Knochen und Wirbel vom Dreodon, von Mastodonten und Elephanten, alle in Thon oder fleischfarbigen Mergel eingebettet. — Wie soll man sich das Entstehen dieser ungeheuern Beinstätte erklären? Wie kamen hierher diese Anhäufungen von Knochen, welche längst ausgestorbenen Thierarten angehören? Auf welche Weise wurden sie durcheinander geworfen mit Millionen von Seemuscheln und Seeschildkröten, hier in einer Wüstenei, die reichlich 400 deutsche Meilen vom Ocean entfernt liegt?

Um Mittag sahen die Wanderer einen großen See, an dessen Ufern sich Burgen, Pyramiden und spitze Thürme erhoben, die sich alle in blauem Wasser spiegelten Sie wollten diesen See besuchen; als sie aber näher kamen, verschwand er; die Luftspiegelung hatte ihn heraufgezaubert, und der Sioux sagte, er sei ein „Lügenwasser". —

Diese Wüstenei der Mauvaises Terres liegt in der Region des Munkisitah oder White Earth River, der etwas unterhalb der großen Krümmung von Westen her in den Missouri fällt. Die ganze Region zwischen dem Niobrara (dem Ean qui court der Canadier) im Süden, nach Norden hin bis zum Schayenne, überhaupt zwischen dem 42 und 43° n. Br., ist noch wenig bekannt und bietet in geologischer Hinsicht viele interessante Erscheinungen dar. Die Mauvaises Terres, welche Girardin besuchte, werden vom 104° w. L. von Paris durchschnitten*).

Diese Wüste der Mauvaises Terres, welche wohl 12 deutsche Meilen lang und 8 Meilen breit ist, hat kein Wasser und keinen Pflanzenwuchs; Girardin sah kein lebendiges Wesen, nicht einmal ein Insekt. Die Hitze war erstickend, die Sonnenstrahlen warfen das Licht von der blendend weißen Oberfläche in einer für die Augen höchst peinlichen Weise zurück. Nach Südsüdosten hin zog sich ein grüner Streifen inmitten einer mit seltsam gestalteten Hügeln übersäeten Ebene. Dort floß der White Earth River, der weißliches, brakiges Wasser hat. Weit nach Süden hin, zwischen dem Niobrara und dem Plattefluß liegt dann eine große Wüste, wo der Flugsand eine Menge von Hügeln von einer Höhe bis zu 250 Fuß bildet. Diese Hügel erleiden durch den über die Ebene hinbrausenden Sturmwind unaufhörlich Veränderungen.

Girardin fand natürlich keine „versteinerten Menschen", brachte aber eine reiche Ausbeute von fossilen Schildkröten und Knochen mit nach Fort St. Pierre.

Ein Krieger der Dakotas. (Nach einer Originalzeichnung.)

4. Die Dakotas oder Sioux.

Wir haben schon weiter oben angedeutet, daß die Region zwischen dem Missouri und den Rocky Mountains ein weit

*) „Mauvaises Terres" kommen auch weiter nach Norden hin vor bis über den Yellowstone hinaus und in die Gegend, wo der Missouri aus den Felsengebirgen heraustritt und dann nach Westen strömt. Lieutenant Mac Mullan war im September 1853 am Muscle Shell River, der von Südwesten her in den obern Missouri mündet und gelangte an den Arrow River. Am 11. September kam er etwas östlich von demselben in „Mauvaises Terres", die aber von anderer Beschaffenheit sind, als jene von Girardin geschilderten. „We entered the Mauvaises terres, a portion of the same, that we found lower down on the Missouri. These lands we found to be about two miles wide, and extending along the Arrow River to the Missouri. The were more rough and rugged than any I had seen in the prairie country bordering the Missouri, up which I had travelled a distance of 2100 miles. They are totally destitute of timber, and present a barren black appearance, being composed of a mixture of sand and clay, the clay predominating, the whole being highly impregnated with iron. In some places the ravines trough these lands were perfectly awful to behold, descending to the depht of many hunderds of feet. — Mac Mullan, report of an exploration from Fort Benton, to the Flathead Camp, in: Reports of Explorations and Surveys etc. Washington 1855. Bd. I, S. 304. Er bemerkt, daß die Lastthiere nur mit großer Anstrengung durch diese bad lands kamen. A.

ausgedehntes Jagd- und Kampfgebiet bilde, auf welchem viele Indianerstämme sich umhertummeln. Unter denselben sind die Dakotas oder Sioux bei weitem am mächtigsten. Wir können sie als das Hauptvolk im Norden des Platteflusses betrachten, und ihre vielen Stämme oder Banden reichen ohne wesentliche Unterbrechung vom Arkansasfluß im Süden bis zum Saskatschawan im Norden. Namentlich betrachten sie ganz Nebraska und Dakota als ihren eigentlichen Jagdgrund; in Minnesota liegen sie in Jahrhundert langer Erbfehde mit den Odschibwästämmen, welchen sie das Gebiet zwischen dem Jamesflusse und dem linken Ufer des Missouri streitig machten. Es waren Sioux, welche im Herbst 1862, als sie von den Indianeragenten der Yankeestaaten um die ihnen gebührenden Jahrgelder verkürzt worden waren, den Staat Minnesota plündernd und mordend durchzogen.

Diese Dakotas theilen sich in sieben Feuer, d. h. Stämme, welche sämmtlich ihre Verwandtschaft anerkennen, aber doch von einander unabhängig sind. Die östlichen Banden streifen am obern Mississippi umher. Es sind: die Mendewakontoan oder Gens du Lac, die Wahkpotoan, das „Volk der Blätter", und die Sisitoan. Die westlichen Banden sind die Yanktons, Yanktoanans und Tetons. Dazu kommen noch die Winnebagos (Hotschnagora), welche einst am Michigan-See wohnten, aber vor länger als einem halben Menschenalter nach dem weiten Westen abgezogen sind. Alle diese Stämme wurden von den französischen Canadiern als Nadoweſſier bezeichnet. Die mittlere Gruppe wird gebildet von den Mönnitarris (Dickbäuche) und Mandanen, welche durch die Blattern im Jahre 1835 fast alle hingerafft wurden; auch ihre weiter nach Westen wohnenden Stammverwandten, die Upsarokas oder Krähenindianer, verloren damals tausende von Kriegern. Auch die südlichen Stämme haben viele Menschen durch die ihnen von den Amerikanern zugebrachten Krankheiten eingebüßt, z. B. die Jowas, Pankas, Omahas, Olus, Kahs (Kansas), Osagen und Quappas, und die sogenannten Missourier sind völlig ausgestorben. Wir wollen noch bemerken, daß auch die vielgenannten Assiniboins oder Steinindianer, welche vom Winnipeg-See bis zum Saskatschawan streifen, einen Stamm der Dakotas bilden; sie haben sich aber von diesen getrennt und werden deshalb als Hoha, Abtrünnige, bezeichnet. Sie selber nennen sich Jeskep.

Begräbnißstätte der Dakotas. (Nach einer Originalzeichnung.)

Wir wenden uns wieder zu dem Reisenden Girardin. Er traf im Fort Pierre eine beträchtliche Anzahl von Dakotas; sie waren gekommen, um Geschenke entgegen zu nehmen, welche die washingtoner Regierung alljährlich macht. Die stattlich aufgeputzten Häuptlinge hielten Reden an die Krieger; einige 20 Jünglinge, roth bemalt und fast unbekleidet, tummelten Rosse, um ihre Reiterkünste zu zeigen. Auch die Pferde waren gelb, roth und weiß bemalt und die Schweife mit Federn geziert.

Mitten im Lager stand eine sehr große, aus Büffelhäuten verfertigte Zelthütte, in welcher sich der Regierungsagent, der Direktor des Forts und dessen Dolmetscher einfanden.

Der oberste Häuptling zündete die Friedenspfeife an, that einige Züge, als Opfer für den Manitu, den großen Geist, und reichte das Calumet dem Agenten, welcher seinerseits drei Züge that. Dann ging die Pfeife weiter in der Runde.

Der Agent hielt eine Anrede, in welcher er sehr viel von dem „Großen Vater in Washington" sprach. Nach ihm erhob sich einer der tapfersten Häuptlinge, der Kleine Bär, und hielt eine Rede, die über alle Beschreibung heftig war. Bewegungen und Ausdruck des Gesichts waren so bezeichnend, daß man Alles begriff, was er sagte. Der Dakota wies die Geschenke mit Unwillen zurück. „Sind wir Hunde, daß man uns geben will, was man selber nicht mehr haben mag? Wenn der Große Vater reich und mächtig ist, so möge er uns 100 Nachen voll Waaren und Schießbedarf geben, denn Pulver und Kugeln haben wir in großer Menge nöthig. Aber was er uns bietet, können wir in einer hohlen Hand halten. Ihr lebt seit langer Zeit mit unseren Frauen, und nun wollen wir unsererseits weiße Frauen haben. Ich gehe in die Schwarzen Berge zurück; behaltet eure Geschenke für Weiber und Kinder."

Er warf seinen Mantel um und trat ab. Inzwischen war ein großer Kessel voll Kaffee, den man mit Syrup versüßt hatte, herbeigebracht worden; dann wurde Maisbrei aufgetragen, und die paar hundert Indianer konnten sich satt essen, da sie auch Brod in Menge bekamen.

Die Geologen waren mißvergnügt darüber, daß die Dakota-Häuptlinge ihnen nicht erlauben wollten, durch ihr Gebiet in das der Schwarzfüße vorzudringen, weil deren Krieger sehr erbittert gegen die Weißen seien und diese unfehlbar ermorden würden.

Der Führer Elennshorn gab ein Hundefest, zu welchem er seine weißen Freunde feierlich einlud. Hundefleisch gilt bei vielen Indianerstämmen für einen Leckerbissen. Girardin nahm auf einer Bärenhaut Platz, und sein Wirth reichte ihm eine gebratene Hundsrippe; statt des Tellers diente ein Stück Büffelleder. Das Gericht schmeckte etwa wie eine saftige Hammelcotelette; ein andrer Leckerbissen, nämlich ein Biberschwanz, war auch nicht zu verachten. Aber eine bei den Sioux unumgängliche Höflichkeitssitte ließ der weiße Mann unbeachtet. Der Indianer nimmt nach beendigter Mahlzeit einen Schluck Branntwein und speiet denselben in den Mund seines Freundes!

Die Dakotas sind im Allgemeinen, nach dem Maßstabe des indianischen Typus, ein hübscher und sehr kräftiger Menschenschlag. Manche Stämme gewähren in ihrer malerischen Tracht, mit den ausdrucksvollen Augen, der hohen Adlernase, der hellkupferfarbigen Haut und dem glänzenden, schwarzen Haar, das auf die Schultern hinabwallt, einen imponirenden Anblick. Alle sind tapfere Krieger, und der Raub von Pferden, die von ihnen als ein gemeinsames Eigenthum aller Menschen betrachtet werden, ehrt den Krieger fast eben so sehr, als ob er einem Feinde die Schädelhaut abgezogen hätte.

Wir wollen zum Schluß noch bemerken, daß Girardin vom Fort Pierre aus eine sehr gefährliche und beschwerliche Reise nach Norden hin bis zum Fort Union unternahm, das einen wichtigen Handelsposten nahe der Einmündung des Yellowstone in den Missouri bildet. Unterwegs, am Schayennefluss, traf er seinen alten Bekannten, den Kleinen Bären, der sich von ihm mit Tabak und Schießbedarf versehen ließ. Der Weg führte oftmals durch „Mauvaises Terres", die aber von den oben geschilderten verschieden sind. Weite Strecken sind ohne gutes Trinkwasser, die Niederungen morastig, und mehr als einmal wurden die Reisenden von gewaltigem Sturm und von heftigem Hagelwetter überfallen. Hin und wieder, namentlich am Kleinen Missouri, schossen sie Bären, welche, wie wir schon früher sagten, in den Black-Hills häufig vorkommen, und täglich wurden Klapperschlangen getödtet. An der Mündung des Kleinen Missouri trafen sie auf eine Bande von Mönnitarris, welche das Jägerleben verlassen hat und Mais baut. Auch diese Gegend bestand aus Mauvaises Terres. Sie bildet ein Chaos von wunderbar gestalteten Hügeln, die zum Theil aus fürchterlichen Abgründen sich erheben, aus Pyramiden von rother Erde, die im Ofen geglüht zu sein scheinen, und aus Zackenbergen, die hoch in die Lüfte ragen. Auch der Boden war schwarz und wie verbrannt; er ist vielfach auf weite Strecken hin von Höhlen durchzogen. Auf einer Prairie am linken Ufer des Kleinen Missouri fanden die Reisenden einen kleinen Hügel, der aus tausenden von Elennsgeweihen bestand; sie lagen über einander und bildeten eine Pyramide von etwa 20 Fuß Höhe. Die Indianer wissen über diese seltsame Erscheinung nichts Näheres, aber die Pelzhändler behaupten, daß an den Quellen des Yellowstone die Upsarokas (Krähenindianer) aus solchen Elennsgeweihen eine kleine Festung gebaut hätten.

Nach einer mühsamen Wanderung von 26 Tagen gelangten die Reisenden nach Fort Union, das etwa drei Wegstunden von der Mündung des Yellowstone entfernt liegt. Dort hatte sich eine zahlreiche Bande von Upsarokas eingefunden, aber zu friedlichen Zwecken, des Handels wegen. A.

Ragusa in Dalmatien.

Von v. R.-D.

I.

Lage und Beschaffenheit Ragusa's. — Entstehung der Stadt. — Der heilige Blasius als Schutzpatron. — Eindringen slavischer Elemente. — Wiedererweckung des Lateinischen. — Illyrische Literatur in Ragusa. — Kämpfe der Stadt. — Hafen von Gravosa. — Dara. — Wahrzeichen an der Porta Pille. — Handel, Schifffahrt und Niederlassungen.

Ragusa oder Dubrovnik, die Felsenstadt der Griechen und Römer, und die Waldstadt der Slaven, ist der Hauptort des ehemaligen Freistaates und jetzigen Bezirks von Ragusa.

Fast kreisförmig am steilen Abhange des M. Sergio und einer Klippe ganz hart am Meere gelegen, inmitten zweier Vorstädte mit freundlichen Häusern und Gärten, die terrassenförmig über einander aufsteigen, bildet Ragusa

einen der malerischsten Punkte des malerischen Dalmatiens. Hohe, wohlerhaltene Mauern mit Basteien und Thürmen schließen die Stadt von allen Seiten ein, und der breite Corso oder Stradone, welcher sich fast im Niveau des Meeres befindet, scheidet sie in zwei Theile, die, von vielen kleinen Gäßchen und Treppenwegen durchschnitten und verbunden, sich zu beiden Seiten bis zu den Wällen erheben. Die Gebäude sind massiv und regelmäßig, aber einförmig; nur der Palazzo oder Rektorenpalast, die Sponza oder Dogana und das Militärhospital, das frühere Jesuiten-Kolleg, zeichnen sich aus. Auch von den zahlreichen Kirchen, welche vor dem großen Erdbeben von 1667 die Pracht der Stadt ausmachten, sind jetzt nur noch die Kapelle des St. Biagio, des Schutzheiligen von Ragusa, die Kirche der Jesuiten und

Ragusa. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

die der Franziskaner bemerkenswerth. Der Dom enthält ein reiches Reliquiarium, die Dominikanerkirche die Grabmäler der meisten alten edeln Familien. Zwei Thore, Porta Pille und Porta Plocce, führen in die gleichnamigen Vorstädte, zwei andere, Pescaria und Punta, zu dem auf der Südostseite der Stadt gelegenen Hafen.

Wie fast alle größeren Städte Dalmatiens, ist auch Ragusa die Tochterstadt einer durch die Barbaren zerstörten Mutterstadt. Flüchtige Epidaurer, die beim Falle des alten berühmten Epidaurus, des heutigen Ragusa vecchia, dem Untergange entronnen waren, suchten auf einer unwirthbaren Klippe zwischen dem gebirgigen Ufer und der Insel von Lacroma Schutz und Sicherheit. Sie fanden Beides und gründeten so eine neue Heimath, welche nach dem Felsen, auf dem sie lag, und der noch zu unseren Tagen beim Volke Lauve heißt, anfangs Lausa, später Rausa und endlich Ragusa genannt wurde.

Die Zahl der Bewohner mehrte sich durch Flüchtlinge aus anderen verwüsteten Städten, wie Salona, besonders nachdem ein Slavenfürst, Paulimir oder Bolo, die kleine Niederlassung befestigt hatte. In Rom aus vertriebenem Stamme entsprossen und nach dem Tode seines kinderlosen Oheims von den Großen Bosniens auf den Thron berufen, landete er mit seinem Gefolge in dem Hafen von Gravosa und ward von den Ragusanern freundlich begrüßt und aufgenommen. Zum Dank dafür ließ er ihnen ein Kastell errichten, den jetzt Pustjerna genannten Theil der Stadt mit Mauern umgeben und in der Mitte dieser Einschließung eine Kirche zu Ehren der Heiligen seiner Familie, St. Sergio und Bacco, erbauen, welche seitdem von den Ragusanern als Schutzheilige verehrt wurden.

Schon Ende des achten Jahrhunderts war Ragusa mächtig genug, um einen glänzenden Sieg über die Korsaren davontragen und die Anfälle der Serben, welche alles Land umher besaßen, kräftig zurückschlagen zu können. Als die Sarazenen unter Saba im Jahre 865 in's Adriatische Meer einliefen und die Städte Budua, Risano und Cattaro in Asche legten, hielt Ragusa eine fünfzehnmonatliche Belagerung aus und konnte selbst der griechischen Flotte, die zum Entsatz herbei eilte, ein Kontingent von Schiffen stellen, um Saba nach Italien verfolgen zu lassen.

Neidisch über dieses rasche Emporblühen der jungen Stadt, sandten 971 die Venetianer eine mächtige Flotte, um sich Ragusa's mit Gewalt zu bemächtigen. Aber ein Pfarrer,

im Traum durch den h. Blasius vor der Gefahr gewarnt, rettete Ragusa durch seine Mittheilung. Der Plan der Feinde wurde vereitelt und S. Biagio aus Dankbarkeit im Jahre 982 zum Schutzpatron der Republik erwählt. Sein Bild wurde in das Siegel der Stadt aufgenommen und zierte später die Münzen, welche Ragusa prägen ließ; seine Statue prangte seitdem über den Thoren und an den Mauern, und alle ragusanischen Flaggen führten die Anfangsbuchstaben seines Namens unter seinem Bildniß, so daß die Venetianer deshalb spottweise sagten, Ragusa sei die Stadt der sette bandieri oder sieben Flaggen und zöge nach Umständen eine der Flaggen der sieben Hauptmächte auf, von denen es abhängig wäre. Zugleich ward dem verehrten Heiligen unsern des Pillethores die erste Kirche gebaut. Als jedoch 1348 die Pest so schrecklich wüthete, daß sie binnen sechs Monaten der Stelle der alten vollendet wurde, eine darauf bezügliche Marmorinschrift angebracht worden.

Den Kämpfen mit den benachbarten Slaven waren die ersten Schutzverträge der Ragusaner gefolgt, kraft welcher Letztere in Zachlmien und Tribunien, den Grenzgebieten der heutigen Herzegovina, Mieths-, Weide- und Handelsfreiheit zugesichert erhielten und die Angehörigen beider Staaten im wechselseitigen Verkehr ohne jeden Unterschied behandelt werden sollten. Gleichwohl sahen es die Serben ungern, daß sich die letzten Ueberbleibsel der Römer in Dalmatien dort festgesetzt hatten und ein Element fristeten, welches so verschieden von dem ihrigen war. Denn Sprache, Gesetze, Sitten und Lebensweise waren damals in Ragusa noch vollkommen römisch. Selbst die Bildung und Literatur hatte sich erhalten, und die Ver-

Einfahrt in die Bai von Gravosa mit dem Fort Daxa. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

170 Patrizier, 300 Bürger und an 7000 aus dem Volke hinwegraffte und die tesorieri di St. Maria das Buch der Testamente anlegen mußten, weil sie nicht allen Forderungen nach Abfassung von einzelnen Testamenten genügen konnten, gelobte man dem hl. Blasius für das Aufhören der Pest eine neue und schönere Kirche auf dem Platze. Das Gelübde wurde erhört, und sechs Jahre später stand die prächtige Kirche, deren Errichtung 40,000 Dukaten kostete. Leider verzehrte ein Brand in der Pfingstnacht von 1706 diesen kostbaren Bau mit allen seinen Schätzen. Nur die schön gearbeitete Statue S. Biagio's, welche nebst mehreren goldenen und silbernen Bildern von Heiligen auf dem Hochaltare stand, war gänzlich unversehrt geblieben und nicht einmal geschwärzt. Zur Erinnerung daran ist an einer Wand der jetzigen Kirche, welche binnen neun Jahren (1715) auf

fassung war, wie in Epidaurus, rein demokratisch. Das Verlangen König Bodins, Ragusa solle die Gastfreundschaft brechen, die es den von ihm verfolgten Verwandten gewährte, führte eine Aenderung dieses Verhältnisses herbei. Als nämlich der Senat auf seiner Weigerung beharrte, zog Bodin 1089 gegen Ragusa, schlug auf dem Berge, den ein Meeresarm von der Stadt trennte und ein Pinienwald bedeckte, ein Lager auf und errichtete, als er Ragusa sieben Jahre vergeblich belagert hatte, bei seinem Abzuge auf dem Fleck des Lagers ein Kastell, in welchem er eine starke Besatzung zurückließ. Erst nach elf Jahren gelang es den Ragusanern, das Kastell, das ihnen sehr lästig war, durch List und Bestechung zu nehmen. Das Kastell wurde geschleift; wo es stand, eine Kirche zu Ehren des hl. Nicolaus erbaut und der Meeresarm mit Erde gefüllt und zum Platze geebnet,

Ragusa, Hafenscene bei Porta Pescaria. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

um den Berg mit in die Umfassungsmauern der Stadt hineinziehen zu können. Ragusa hatte so seinen jetzigen Umfang erhalten, und mit diesem zugleich wuchs die Bevölkerung, und zwar waren es Slaven, welche sie vermehrten und der Stadt den Namen Dubrovnik gaben, aus welchem die Türken später Paprovnik gemacht haben. „Die römischen Bewohner", sagt Ida von Düringsfeld in einem Aufsatz ihres Werks „Aus Dalmatien", der von Ragusa handelt, „schlossen sich von diesem zweiten Elemente anfänglich durch die aristokratische Form ab, in welche sie die bisherige demokratische der Regierung verwandelten; doch sie waren das Alte, die Slaven das Neue. Wie überall drang das Neue in das Alte. Nicht gewaltsam; allmälig, und eben darum unabweisbar. Bald waren beide Nationalitäten nicht mehr da, und aus ihrer Verschmelzung krystallisirte sich eine neue, die ragusanische. Sie war und ist weder die italienische, noch die serbische, sie ist diese und jene zugleich."

Das Lateinische, Anfangs Volkssprache, war zwar noch 1450 als solche hier und da im Gebrauch, aber durch das Umsichgreifen der slavischen Sprache so verdorben, daß es seit 1400 kaum noch den Namen der Latina Ragusaea verdiente. Um das gänzliche Aussterben zu verhindern, wurde es 1472 wieder zur Geschäftssprache erhoben und die Anwendung des Slavischen in den Rechtsversammlungen gesetzlich verboten. Man rief Sekretaire und Kanzlisten, welche des Lateinischen genau kundig sein mußten, aus dem Auslande herbei und ließ ausgezeichnete Latinisten aus Italien kommen, die das Lateinische öffentlich lehren mußten. Die lateinische Gesetzgebung, die Sitte, alle Urtheile in Civilprozessen lateinisch abzufassen und besonders die Gewohnheit, daß bei Begräbnissen in den Kirchen von Verwandten und Freunden lateinische Reden gehalten wurden, dies Alles förderte das Studium der lateinischen Sprache, deren Pflege und Kenntniß am höchsten stieg, seitdem die Jesuiten die Erziehung in Ragusa leiteten. Daher wird das Latein dort noch jetzt allgemein geliebt, gelernt und geschätzt, mit großer Eleganz geschrieben und gesprochen und von Einzelnen selbst gleich der Muttersprache im täglichen Leben angewandt.

Aeltestes Relief des heil. Blasius bei Porta Plocce (Ragusa).
(Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Das Serbische dagegen behielt als Sprache der Frauen, der Kinder und der Dienstboten das Uebergewicht im Hause, da das Italienische, obwohl die Edelleute und meisten Kaufleute es verstanden, doch immer die lingua franca blieb, die weder vom niedern Volke, noch von den Frauen gesprochen wurde und Letzteren sogar verboten war. Nun bildete sich durch den vielfachen Gebrauch im kommerciellen, socialen und literarischen Verkehr mit Fremden allmälig eine Zwittersprache aus, der ragusanische Dialekt, welcher aus Serbisch und Italienisch zusammengesetzt und eben so verdorben ist, wie sich das Slavische als Schriftsprache der Ragusaner klassisch rein erhalten hat.

Denn Ragusa wird mit Recht das „illyrische Athen" genannt. Allerdings reicht die sog. illyrische Literatur nicht über das 15. Jahrh. hinaus, indessen die Gedichte des ersten uns bekannten Dichters, Giore Derzic, welcher um 1480 als Mönch lebte, beweisen deutlich, daß Sprache und Metrik bereits damals einen so hohen Grad von Ausbildung erreicht hatten, wie ihn blos lange literarische Bestrebungen zur Folge haben können. Ivo Frane Gundulic (Gondola), welcher 1638 starb und dessen Meisterwerk, die Osmanide, bis 1826 als Manuskript von Hand zu Hand ging, gilt als der Tasso der Slaven, und Ignaz Gjorgji, der 1737 starb und durch Kenntniß der Sprache, Eleganz des Styls, Wohlklang der Verse und Originalität die meisten südslavischen Schriftsteller übertraf, als der illyrische Ovid. Auch die nationale Bühne erlangte schon früh eine Glanzzeit, wie wir sie in derselben Epoche kaum bei den gebildetsten Völkern antreffen, und obgleich in den ersten Jahrhunderten die Nachahmung der alten Klassiker nicht minder unverkennbar ist, wie in den späteren der Einfluß der italienischen, so fängt die ragusanisch-slavische Literatur doch erst nach Gjorgji an, auf schwache Uebersetzungen herabzusinken, und bei dem Wiederaufleben der südslavischen Sprache ward auch Ragusa von Neuem ein Mittelpunkt für literarisches Wirken, das sich namentlich durch die Herausgabe der hinterlassenen Werke älterer Dichter bethätigte.

Die nationale Umwandlung Ragusa's vollendete sich jedoch nicht ohne blutigen Kampf. Als nämlich immer mehr und mehr reiche und edle Familien aus den slavischen Nachbarländern nach Dubrovnik übersiedelten, wo sie von ihren Stammgenossen mit offenen Armen empfangen wurden, beschwerte sich der Ban von Bosnien, Boric, darüber und verlangte ihre Ausweisung. Getreu dem Grundsatze seiner Vorgänger, weigerte sich der Senat, dem Ban zu willfahren, und Boric zog 1159 mit 10,000 Mann in's ragusaner Gebiet, verheerte die Umgegend der Stadt und beabsichtigte, diese selbst das nächste Jahr anzugreifen. Aber die Ragusaner kamen ihm zuvor, schlugen ihn 1160 bei Trebinje und nöthigten ihn zum Frieden.

Konnte nun auch Ragusa ungehindert an Einwohnerzahl zunehmen, so blieb doch der Gebietsumfang des kleinen Freistaats noch lange sehr gering. Es hatte über 100 Jahre gedauert, ehe die Republik selbst die nahe Insel Lacroma besessen, und bis 1050 war das ganze Gebiet auf einen Küstenstrich von 1½ Miglien beschränkt gewesen. Seitdem wuchs es allerdings durch Kauf und Schenkungen nach und nach bis auf eine Ausdehnung von 22, oder, wie Andere behaupten, 30 Quadratmeilen; indessen der Ertrag des felsigen und unfruchtbaren Bodens war so unbedeutend, daß das Getreide nicht für einen dreimonatlichen Bedarf, Butter und Käse kaum für einen Monat ausreichten, und nur die Hauptprodukte des Landes, Wein und Oel, eine kleine Ausfuhr erlaubten, welche sich mit dem Gewinn des Sardellenfanges und den Erzeugnissen der Industrie auf 417,000 Piaster jährlich belief. Alle übrigen Bedürfnisse der Bewohner mußten von Außen eingeführt werden und machten jedes Jahr eine Ausgabe von beinahe zwei Millionen Piaster nöthig.

Die Ragusaner sahen sich daher bald auf die Schifffahrt und den Handel angewiesen und verdankten dieser Nothwendigkeit den spätern Reichthum ihrer Republik. Obgleich der Hafen, der sogenannte Casson, eine kleine Bucht im

Osten der Stadt, kaum acht Trabanoli fassen kann, zählte die ragusanische Marine doch schon 1450 über 300 Schiffe. Ragusaner Matrosen nahmen an der Entdeckung Amerika's durch Columbus Theil, ragusaner Schiffe kämpften 1496 für die spanische Krone in Indien, wirkten 1581 bei der Eroberung Portugals mit und gingen mit der unüberwindlichen Flotte unter. Bei der Expedition Karls V. nach Tunis verloren die Ragusaner nicht weniger als 100 Schiffe, und während der großen Seekriege der spanischen Könige von 1584 bis 1654 waren gegen 300 ragusanische Schiffe in den spanischen Flotten.

Um den Hafen zu vergrößern und mehr Schiffen Gelegenheit zum Ausladen zu geben, ward zwar 1485 ein Molo gebaut, aber dessenungeachtet wird der Cassou gewöhnlich blos von kleineren Fahrzeugen benutzt, weil er dem Scirocco ausgesetzt ist, dem der Eingang zwischen den beiden Molo's zugewendet ist.

Dagegen gilt der eine Miglie lange und fast ⅔ Miglien breite Hafen von Gravosa oder Porto di St. Croce, eine Miglie westlich von Ragusa, für einen der größten und sichersten Häfen Dalmatiens. Er ist ein schönes, regelmäßiges Becken, rings von Oelbergen umgeben, an denen weiße Villen malerisch aus dem dunkeln Grün hervorschimmern, während die kleinen Häuser des Ortes unmittelbar vom Strand aufsteigen und hohe, kahle Felsenhäupter sich im Wasser spiegeln. Der Kanal von Calamotta, welcher zwischen den sogenannten Hirschinseln oder Scoglien von Ragusa und der Primorje oder dem ragusanischen Küstenland liegt und bei Gravosa endigt, dient den Schiffen, die zur Abfahrt bereit liegen, oder Schutz vor Stürmen suchen, als sicherer Ankerplatz, und die Ombla, der Drion der Alten, welche in die Bucht von St. Croce mündet, ist im Stande, die größten Flotten auf die allerbequemste Weise mit dem nöthigen Trinkwasser zu versehen. Denn obwohl man von ihren Ufern sagt: „am Meere", so hat sie doch bis zur Hälfte ihres zwei Miglien langen Laufes süßes Wasser und kann, da sie fast bis zur Quelle 70 bis 80 Klafter breit ist, selbst von Hochbordschiffen befahren werden. Wie die Bucht von Gravosa, ist auch die Ombla zu beiden Seiten von Villen und Gärten reicher Ragusaner begrenzt, hinter denen hier und da einzelne Ortschaften die Berge hinan liegen, welche das Thal der Ombla bilden. Nur sind die Villen an der Ombla vereinzelter, als an der Bucht von Gravosa, wo der Kranz der Landhäuser blos von der Dogana oder dem Zollamt für die ankommenden Waaren und Personen, und andern für einen Hafen nöthigen Gebäuden unterbrochen wird.

Wahrzeichen bei Porta Pille (Ragusa).
(Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Die kleine Klippe Dara, welche während der Pest von 1464 dem Senat von Ragusa als Zufluchtsort diente, schützt mit ihren Befestigungen die Einfahrt in den Porto di St. Croce. Ursprünglich gehörte sie der edlen Familie Ghetaldi, welche 1624 in Marino Ghetaldi, einem großen Mathematiker seiner Zeit, der sich den Beinamen Apollonius Illyricus erwarb, ihren berühmtesten Sprößling als todt betrauern mußte. Sanino di Ghetaldi aber schenkte den Scoglio den Franziskanern, denen er 1291 auch alle seine Güter vermachte und erbaute ihnen dort ein Kloster, welches einst einen seiner Mönche auf eine tragische Weise verlor. Als nämlich in dem adligen Nonnenkloster von Sta. Chiara, das 1290 von S. Vito in Pille nach der Stadt versetzt und unweit der alten Kirche von S. Biorgio errichtet worden war, plötzlich eine der Jungfrauen, die es inne hatten, aufhörte, Jungfrau zu sein, suchte der Senat in höchster Entrüstung nach dem Urheber des Frevels und beschied, weil eine Dienerin angab, es sei ein Franziskaner gewesen, augenblicklich sämmtliche Franziskaner der ganzen Stadt zu sich in den Rathssaal, wo die Dienerin in einer Fensterbrüstung so versteckt stand, daß sie Alles sehen konnte, was im Saale vorging.. Zufällig war an diesem Morgen ein Frate aus Dara hereingekommen und ging, da er von dem Befehle des Senates hörte, neugierig mit in den Palast. Franziskaner auf Franziskaner wurde nun eingeführt und von der Dienerin in Augenschein genommen, aber in keinem konnte sie den Thäter erkennen. Endlich kam als der Letzte der Mönch aus Dara, und um doch Einen zu nennen, rief sie: „Der ist's." Ohne Weiteres ward er festgenommen und enthauptet, aber bald, nur leider zu spät, für unschuldig erkannt. Ein Interdikt erfolgte, ward jedoch nach einiger Zeit wieder aufgehoben, und um das Unrecht so viel wie möglich vergessen zu machen, verbrannte man die Dokumente darüber. Gleichwohl hat die Ueberlieferung das Faktum in Erinnerung erhalten, und ein Relief an der Porta Pille, welches drei Köpfe darstellt, wird vom Volke noch immer auf den Mönch, die Nonne und die Dienerin bezogen, welche bei dieser Gelegenheit hingerichtet wurden.

Die Schiffswerfte, welche die Ragusaner schon in früher Zeit an der Bucht von Gravosa angelegt haben, waren ehedem mit dem Bau so vieler großer und kleiner Fahrzeuge beschäftigt, daß sie allein dem Staate jährlich 9000 Piaster an Abgaben eintrugen, während sie jetzt kaum zwei Schiffe des Jahres vom Stapel laufen lassen. In demselben Verhältniß ist auch die übrige Industrie gesunken, durch welche sich Ragusa, besonders vor dem Erdbeben, vortheilhaft auszeichnete. Denn bereits im 12. Jahrhundert, wo Ban Kulin von Bosnien zwei Ragusanern die Ausbeute des erzreichen Berges Jagodin überließ, und die kleine Festung Dubrovnicka die dort angelegten Silbergruben schützte, war die Münzprägekunst in hohem Schwung.

Die Tuchweberei, welche der Florentiner Pietro Pintela im Jahre 1490 in Ragusa eingeführt hatte, war so berühmt, daß König Karl IX. von Frankreich sich vom Senate einige Arbeiter erbat, um in seinem Reiche Tuchfabriken anzulegen, und den Ragusanern als Dank dafür das französische Bürgerrecht verlieh.

Die Seidenweberei ward 1520 durch den Patrizier Nicolo Luccari von einer Reise nach Italien mit nach Hause gebracht, und die Färbereien gehörten damals zu den besten, die man kannte.

Eine Kanonengießerei lieferte die Geschütze für die Stadt und die Schiffe, das Pulver für den Bedarf derselben wurde von den Ragusanern selbst bereitet, und es gab sogar eine Glasfabrik, mehr als 20 Lichtziehereien und zahlreiche Werkstätten mit Gold-, Silber-, Blei- und Eisenarbeitern, wogegen die heutige Industrie Ragusa's sich auf die Bereitung

von Kotzen, Rasch, Leib- und Turbanbinden, welche auch dort gefärbt werden, Talg, seidenen Bändern und Corduan beschränkt.

Der Handel, welcher sich gegenwärtig größtentheils in den Händen serbischer Kaufleute griechischen Glaubens befindet, entschädigte demnach die Ragusaner für die Mißgunst ihres Bodens. Verträge mit den Serben, Bulgaren und Normannen, mit Ungarn, dem Sultan Orchan und den Venetianern sicherten ihnen Handelsfreiheit zu. Als sie im 14. Jahrhundert den Verkehr mit Bosnien, Serbien und Bulgarien wegen zu großer Unsicherheit aufgeben mußten, wandten sie sich nach Kleinasien und Aegypten und erlangten von den dortigen Sultanen 1520 die Erlaubniß, die Erzeugnisse Indiens zollfrei durchführen zu können. Später finden wir sie auch im Westen, wo sie schon seit 1494 bedeutende Privilegien in Spanien erhalten hatten, und während der Türkenkriege fiel ihnen abermals der ganze Handel des Ostens zu.

Sie gründeten Niederlassungen in Sarajevo, Novipazar, Belgrad, Widin, Rustschuk, Silistria, Bukarest, Sophia, Konstantinopel und anderen Orten der Türkei, so wie in den italienischen Städten Fermo, Recanati, Rimini, Ravenna, Ferrara, Florenz, Pisa, Genua, Venedig, Palermo, Messina und Syracus, und diese Kolonien, welche sich nach eigenen Gesetzen verwalteten und ihrer Vaterstadt unterworfen blieben, vermehrten den Reichthum Ragusa's, indem das Handelsgeschenk (poklon tyovatschki), d. h. ein Procent von allem Gewinn, das die Kaufleute in alter Zeit freiwillig angeboten hatten und gewissenhaft zahlten, einen Hauptbestandtheil der Staatseinkünfte ausmachte.

Die letzte Glanzzeit des ragusaner Handels war zur Zeit der französischen Revolution, wo die Flagge von S. Biagio die einzige neutrale im Mittelmeere war, und der Gewinn, welchen die Republik damals aus dem Handel und der Schifffahrt zog, sich auf 3,725,000 Piaster jährlich belief.

Der Name Sta. Croce, welchen der Hafen von Gravosa trägt, rührt von einer dem heiligen Kreuz geweihten Kirche her, die ein ragusanischer Bürger, durch eine himmlische Erscheinung veranlaßt, 1429 in Gravosa erbauen ließ und den Dominikanern schenkte.

Eine vortreffliche Straße, die einzige, welche von Ragusa aus zu Wagen befahren werden kann, führt zwischen Villen und Gärten, an Höhen mit Pinien, Cypressen und Oelbäumen vorüber, bis zum Anfang der Vorstadt der Pille. Diese selbst liegt zu beiden Seiten des Weges und zieht sich mit 100 Terrassen den steilen Abhang des Monte Sergio hinauf, welcher Ragusa beherrscht. Nach dem Heiligen benannt, dessen Kapelle er trug, ehe die Franzosen sie zerstörten, um statt derselben das Fort Imperiale zu errichten, bildet der Sergio eine Kuppe der Berggruppe von Bergato, welche im September der Jagd wegen viel besucht wird.

Bei der Belagerung Ragusa's durch die Russen und Montenegriner im Jahre 1806 hatten die Ersteren den ganzen Bergato besetzt und auf dem Sergio Batterien zur Beschießung der Stadt errichtet, gaben aber ihre vortheilhafte Position ohne Kampf auf und ließen Lebensmittel und Munition im Stich, als sie, durch eine Kriegslist des General Molitor über die Stärke des Feindes getäuscht, die Montenegriner in größter Hast fliehen sahen.

Theodoros, Beherrscher von Aethiopien.

In Afrika tauchen dann und wann ausgezeichnete Männer auf, welche weit und breit hin ihren Einfluß ausdehnen und umgestaltend auf die Lebensverhältnisse der Völker einwirken. So erhob sich in den Zeiten des Mittelalters Jussuf ben Tachwin, der Gründer der Stadt Marokko; zu Anfang unsers Jahrhunderts gab Danfodio den Anstoß zur Ausdehnung der Macht jenes Volkes, das als Fulbe den Mohammedanismus nach Osten hin bis über den Binuë hinaus zur Herrschaft gebracht hat. So durchstürmte in unseren Tagen der, von uns im Globus mehrfach geschilderte Pul (Singular von Fulbe) Hadsch Omar mit dem Schwert und der Brandfackel die Länder am mittlern und obern Senegal, drang bis an den Niger, ward auf einige Zeit Herr von Timbuktu und ist nun im Besitze von Hamdallahi, der Hauptstadt des obern Fulbereiches. So ist in Habesch vor 10 Jahren Theodoros aufgetreten, um die Herrlichkeit des alten äthiopischen Reiches wieder aufzurichten. Das freilich wird ihm nicht gelingen, aber wir müssen zugestehen, daß dieser merkwürdige Mann seither vielfach vom Glücke begünstigt worden ist.

Habesch, das wir gewöhnlich Abessinien nennen, bildete einst ein großes Reich unter einem mächtigen Herrscher, dessen Unterthanen seit dem frühen Mittelalter zumeist der christlichen Religion anhingen. Die Macht des „Negus" reichte vom 16 bis 7° n. Br. und vom Rothen Meere bis zum Blauen Nil; sein Gebiet war auf allen Seiten von natürlichen Grenzen abgeschlossen. Das abessinische Königthum führt seinen Ursprung bis in die Tage des Königs Salomo hinauf; in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung hatte es Zeiten großen Glanzes und machte Eroberungen selbst in Arabien. Aber gegen Ende des Mittelalters sehen wir es von den Gallavölkern bedrängt, und späterhin trugen dogmatische und kirchliche Streitigkeiten wesentlich dazu bei, das Reich in Verwirrung zu stürzen und zu schwächen. Auf Antrieb der Jesuiten löste der Negus, im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts, das alte Band, durch welches Habesch an den koptischen Patriarchen von Alexandria geknüpft war und erkannte, 1626, den römischen Papst als kirchlichen Oberherrn an. Dagegen erhoben sich Mönche und Volk, die katholischen Sendboten wurden verfolgt, theilweise hingerichtet und alle Verbindungen mit Rom abgebrochen.

Zu den kirchlichen Zerwürfnissen kamen politische Unruhen. Während die Gallas immer weiter um sich griffen, weil sie während der abessinischen Bürgerkriege keinen nachdrücklichen Widerstand fanden, machten die Statthalter der einzelnen Landschaften sich mehr und mehr unabhängig, und der einst mächtige „König der Könige", der Negus Negusse, sank zu einem Schattenherrscher herab, der in seiner Residenz Gondar eigentlich nur ein Gefangener war.

Habesch war, abgesehen von den in Besitz der Gallas gelangten Strecken, in acht von einander unabhängige Gebiete zerklüftet: Tigre, Amhara, Schoa, Gnragne, Kambwat, Enarea, Wollamo und Kafa, von denen die drei erstgenannten gleichsam den Kern des Landes bildeten. Die Herrscher bezeichneten sich, der Form halber, als Statthalter, während sie, um den Schattenkönig

unbekümmert, in ihren Gebieten Vollgewalt ausübten und mit einander häufig Krieg führten.

In unseren Tagen war Ras Ali Gebieter von Amhara (Gondar), Ubie König von Tigre und Sahela Salessi Herrscher von Schoa. Gegen sie erhob sich Theodoros mit großem Erfolge.

Wer ist dieser Mann? Vor nun etwa 46 oder vielleicht 50 Jahren saß auf dem Marktplatze der Hauptstadt Gondar ein schönes Mädchen, das Früchte feilbot, namentlich jene des Kossobaumes, welche ein wirksames haft aus, daß dieser Herrscher von Amhara ihn mit seiner Tochter vermählte und unter besondere Obhut der Königin-Mutter Woïsor Menen stellte, welche eine hervorragende Rolle in den Händeln Abessiniens spielte.

Mit dieser herrschsüchtigen Frau gerieth Kasaï bald in bittere Feindschaft, befehdete sie, blieb Sieger, warf sich dann zum Statthalter der Provinz Dembea, am Tzana-See, auf und schlug 1852 auch das Heer seines Schwiegervaters Ras Ali. Dieser unterlag auch im folgenden Jahre, obwohl Ubie von Tigre ihm Hülfstruppen gesandt

Negus Nagast za Aitiopiya Theodoros. (Nach einer Originalzeichnung.)

Mittel gegen den in Habesch sehr häufigen Bandwurm bilden. Das schöne Gemüsemädchen gefiel einem hohen Regierungsbeamten, und er nahm dasselbe zur Frau. Der Mann war ein Verwandter des Statthalters von Dembea, wohnte in Kuara und hatte sich im Kriege gegen die Aegypter ausgezeichnet, als diese von Sennâr her einen Angriff gegen Habesch gemacht hatten. Die junge Frau gebar ihm einen Sohn, den er Kasaï nannte und zum Krieger ausbildete. Als solcher zeichnete er sich im Heere des Ras Ali von Amhara so vortheilhatte, und mußte zu den mohammedanischen Gallas entfliehen, während Kasai als Herr des ganzen mittlern Habesch, westlich vom Takazze und bis zum Blauen Nil, da stand.

Sein Stern war glänzend aufgegangen, und dem glücklichen Krieger fuhr der Gedanke durch die Seele, daß er berufen sei, das große äthiopische Reich wieder aufzurichten. Er glaubte sich zu hohen Dingen auserkoren. Ging doch unter den abessinischen Christen eine alte Sage, es werde einst ein Kaiser Thadruß (Theo-

doros) erstehen, um den Glanz Aethiopiens wieder herzustellen, das Land groß, das Volk frei und glücklich zu machen; er sei vom Himmel dazu bestimmt, die Mohammedaner zu überwältigen und Mekka sammt Medina zu zerstören.

Theodoros hatte Glauben an sich selbst; die Geistlichkeit bestärkte ihn in seinen Vorsätzen und stachelte ihn zum Kampfe gegen Ubie von Tigre an. Kasai trat als Vorkämpfer der abessinischen Kirche auf und benutzte klug die günstigen Umstände. In Habesch wiederholten sich in unseren Tagen ähnliche Erscheinungen, wie im 16. und 17. Jahrhundert, als die Portugiesen und deren Priester sich in die Landesangelegenheiten eingemischt hatten.

Im Jahre 1830 waren protestantische Missionäre nach Adowa in Tigre gekommen, und sie wurden von den Engländern unterstützt, welche außerdem Gesandte und Abenteurer nach Abessinien schickten. Das erregte die Eifersucht der Franzosen, die ja seit langer Zeit danach streben, festen Fuß am Rothen Meere zu gewinnen. Sie nahmen sich ihrerseits der katholischen Missionäre an, welche jenen der Protestanten fast auf dem Fuße gefolgt waren. Beide Theile, obwohl Sendboten der „Religion der Liebe", leben bekanntlich über den ganzen Erdball und wo sie irgend zusammentreffen, mit einander in höchst ärgerlichen Fehden und machen einander Konkurrenz. So geschieht es von Sierra Leone bis Madagaskar, bis zu den Südseeinseln und bis zu den eisigen Feldern der nördlichsten Indianerstämme Amerika's. Auf Andrängen der französischen Missionäre verjagte Ubie die protestantischen Schützlinge der Engländer (deutsche Missionäre). Er beging aber einen noch größern Fehler, indem er den Abuna, diesen Patriarchen der koptischen Landeskirche, rücksichtslos behandelte. Dieser hatte seinen Sitz zu Adowa, der Hauptstadt von Tigre. Kasai lud ihn zu sich nach Gondar ein. Aber der Abuna Aba Salama erklärte, daß er diese Hauptstadt von Amhara nicht betreten werde, so lange dort römische Priester seien. Diesen that nun Kasai dasselbe, was Ubie den protestantischen gethan; er jagte sie fort. Jetzt kam der Patriarch und verband sich mit dem Könige zur Wiederherstellung des äthiopischen Reiches und der alten Kirche. Unser Landsmann Ludwig Krapf hat darüber in seinem werthvollen Werke: Reisen in Ostafrika ꝛc., Kornthal und Stuttgart 1858, 2 Bände, interessante Mittheilungen gemacht.

Von nun an war, mit Austreibung der französischen Missionäre, jeder Einfluß der pariser Politik beseitigt; aber diese arbeitet, bis auf den heutigen Tag, ununterbrochen gegen Theodoros, welchem sie schon manche Verlegenheit bereitet hat. Die Sendboten beeinträchtigten die Hierarchie des Abuna, und dieser wollte die Einmischung fremder Geistlichen, die selber einer mächtigen Hierarchie des Auslandes angehörten, um keinen Preis dulden. Kasai hatte ihm erklärt, daß er sich nie in geistliche Dinge mischen werde, und damit hatte er die Geistlichkeit seines Landes für sich gewonnen. Gegen die protestantischen Missionäre, welche wieder eingerückt waren, hatten weder Abuna noch Negus etwas einzuwenden, und sie dürfen Bibeln vertheilen und lehren, so viel sie mögen.

Also Theodoros war, nach Besiegung des Ras Ali, Gebieter von Amhara. Nachdem er sich des Patriarchen sicher wußte, forderte er den „Statthalter" Ubie auf, sich zu unterwerfen, einen Tribut zu zahlen und solchergestalt sich für einen Vasallen zu erklären. Die ablehnende Antwort war leicht vorauszusehen; Ubie bot seine ganze Heeresmacht auf, verlor aber in der Schlacht bei Debreski, 1855, einen seiner Söhne und wurde gefangen genommen. Tigre fiel in die Gewalt des Siegers, der im folgenden Jahre Schoa, die große Landschaft im Süden, unterwarf. Denn Sahela Salessi's Nachfolger, Haila Malakot, verlor an einem einzigen Tage seine Krone und starb noch im Jahre 1856.

Kasai, jetzt Theodoros, Kaiser von Aethiopien, war nun in der That Gebieter der abessinischen Kernlande. Er schaffte den Sklavenhandel ab, suchte lebhaften Verkehr mit Europäern und rief Handwerker und Künstler ins Land. Er kämpfte mit Erfolg gegen die Gallas und hat auch schon die Aegypter in der Provinz Takka bedroht, auf welche er Anspruch erhebt. Offenbar liegt ihm daran, sein Gebiet bis an den Blauen Nil auszudehnen und die Handelsverbindungen mit dem Sudan zu erweitern.

Wir haben schon gesagt, daß die französische Politik durchaus feindselig gegen ihn verfährt. Sie unterstützt seine Gegner. Ein Neffe von einer der Frauen Ubie's (die abessinischen Könige, obwohl Christen, haben Vielweiberei), Agau Negussi, setzte sich im nordwestlichen Tigre fest, befehdete den Theodoros und wurde von den Franzosen als unabhängiger Herrscher anerkannt. Sie sandten einen Konsul an seinen Hof, und dieser stand an der Spitze eines „politisch-religiösen Vereins von Europäern"! Von diesem Negussi ließ Frankreich sich den Hafen von Zula abtreten; das Annectiren kann es auch in Afrika nicht bleiben lassen. Theodoros hatte Vertrauen zu dem englischen Konsul Plowden; dieser wurde von einem Franzosen, Namens Garret, der ein Mitglied des eben genannten Vereins war, ermordet. Dieser Garret war Führer der negussischen Partei. Im Oktober 1860 trafen die feindlichen Heere in Lasta zusammen. Kaiser Theodor stand an der Spitze seiner Truppen, jene der Gegner wurden von Garret befehligt. Ein Freund des Ermordeten, der Ingenieur Bell, forderte ihn zum Zweikampf, schoß ihn todt, wurde aber seinerseits von Garrets Brüdern meuchlings ermordet. Theodor tödtete dann diesen Mörder mit eigener Hand und blieb Sieger. Seinem hingeopferten Freunde schlachtete er zum Opfer eine Hekatombe, denn von den Feinden, welche für mitschuldig an Plowdens Tod erachtet wurden, mußten nicht weniger als 1756 Mann den Tod erleiden.

Im Jahre 1861 nahm Theodor den Schützling Frankreichs, jenen Negussi, gefangen. Ihm wurden, weil er ein Hochverräther sei, nach landesüblichem Brauche, der rechte Arm und der rechte Fuß abgehauen, und nach drei Tagen starb er. Das sind äthiopische Episoden.

Man begreift, daß die Franzosen nicht gut auf Theodoros zu sprechen sind. Er hegt Mißtrauen gegen sie, und das erklärt sich aus dem, was wir oben erzählten, leicht genug; er hat auf die französischen Agenten ein wachsames Auge. Unter diesen Letzteren befand sich auch der bekannte Reisende Wilhelm Lejean, welcher im Jahre 1862 vom obern Nil sich nach Habesch begab. Wir haben die Ergebnisse seiner Wanderungen im Globus V, S. 122 und ff. geschildert und dort auch mitgetheilt, daß er mit Theodoros in Gafat zusammengetroffen war. Damals bezeichnete er den Kaiser von Aethiopien als ein organisatorisches Talent; die Sicherheit in dessen Landen sei so groß wie in Europa, das Räuberwesen sei unterdrückt worden, der Handel hebe sich, und die Steuern gingen regelmäßig ein. Er habe Reformen in der Rechtspflege und in der Verwaltung eingeführt.

Bald nachher lauteten die Berichte anders. Lejean wurde längere Zeit von Theodoros als Staatsgefangener festgehalten, ohne Zweifel aus politischen Gründen. Doch kamen aus der Gefangenschaft Briefe von ihm nach Europa, in denen er den früher hochbelobten Herrscher als einen Säufer und grausamen Tyrannen schildert. Nach einiger Zeit wurde jedoch der Franzose wieder entlassen. Inzwischen haben wir jüngst Mittheilungen von ihm gelesen, in denen er sein Zusammentreffen mit Theodoros eingehend schildert. Er traf mit demselben, wie bemerkt, in Gafat zusammen, am 23. Januar 1863.

— — Ich zog meine Vicekonsuls-Uniform an. Um 10 Uhr Morgens kam der Missionär W. zu mir und rief: „Seine Majestät kommt!" Ich trat vor die Thür

und fand dort einen lärmenden Haufen von höheren Offizieren, welche die Staatstunica (Marghaf) trugen. Mitten unter diesen Leuten stand ein Mann, der wie ein Bauer aussah; er hatte unbekleidete Füße und der Kopf war unbedeckt; seine weiße Soldatentschama war nicht gerade sauber. Im Gürtel steckte ein Reitersäbel und in der rechten Hand hielt er eine Lanze. Ein mit den abessinischen Bräuchen Bekannter hätte sofort bemerkt, daß der Ueberwurf beide Schultern bedeckte, daß also der Träger desselben kein Anderer sein konnte, als der König. —

Er redete mich freundlich mit dem Gruße an: Na deratscho? d. h. wie haben Sie geschlafen? — Die Etikette will, daß man auf eine solche Frage keine Antwort gibt; man verneigt sich. Theodoros begab sich dann in eine Behausung und setzte sich auf einen Teppich, auf dem auch ich Platz nahm. Zwischen mir und ihm saß der Sohn eines französischen Waffenschmiedes, welcher in seinem Dienste steht. Dieser seltsame Mann, dessen Leben so blutig ist, liebt Kinder außerordentlich und behandelt sie mit großmütterlicher Zärtlichkeit.

Man probirte einen Mörser, welchen die baseler Missionäre für ihn zurecht gemacht hatten. Als derselbe geladen worden war, nahm Herr B., ein sehr achtbarer Prediger und liebenswürdiger Mann, aber ein schlechter Artillerist, die Lunte und gab Feuer. Mörser und Laffete schlugen einen Purzelbaum, aber der Neger (so bezeichnet Lejean den König!!) war von dem Versuche ganz entzückt. Mein amtlicher Empfang sollte am folgenden Tage zu Devra Tabor stattfinden. —

Lejean schildert dann die äußere Erscheinung des Monarchen. „Er mag etwa 46 Jahre alt sein, ist, für einen Abessinier, von mittlerm Wuchs und wohlgestaltet, hat einen offenen, sympathischen Gesichtsausdruck, gut entwickelte Stirn, kleine, lebhafte Augen und eine fast schwarze Gesichtsfarbe. Nase und Kinn erinnern an den jüdischen Typus. Theodoros will von den Königen David und Salomo abstammen, aber sein kaiserlicher Stammbaum ist von den abessinischen Dichtern und Schriftgelehrten erst nach der Thronbesteigung aufgestellt worden. Er ist aus Kuara gebürtig, also wenigstens von väterlicher Seite her ein Kuaranya, und ich halte ihn für einen Agow oder Kamante; diese beiden Völkerschaften sind wenigstens in jenen Gegenden sehr verbreitet. Für einen Aethiopier von reinem Blut ist Theodoros zu dunkelfarbig.

Seine äußere Erscheinung imponirt; sie zeigt, daß er in der That ein Mann von großer geistiger Regsamkeit und unermüdlicher Kraftentwicklung ist, und er thut sich darauf etwas zu Gute. Er vertreibt sich gern die Zeit damit, an steilen Hügeln hinauf und herab zu klimmen, und dann erfordert die Etikette, daß seine Umgebung ein Gleiches thue. Auf dem Pferde bewegt er sich wie ein argentinischer Gaucho, und seine Rosse zittern buchstäblich, wenn sie ihn kommen sehen. Sein Kriegsruf ist, wie bei allen abessinischen Häuptlingen: Abba Senghia! d. h. Vater der Pferde.

Für gewöhnlich trägt er sich höchst nachlässig; als tüchtiger Soldat verachtet er geschniegeltes Wesen, kleidet sich wie ein gewöhnlicher Offizier, Kopf und Füße sind unbedeckt. Aber auf einen Schmuck der Krieger legt er Werth; er läßt das Haar in drei lange Flechten legen, welche auf die Schulter herabfallen, und trägt, wie einst die homerischen „Hirten der Völker", ein weißes Stirnband.

Seinen innern Menschen habe ich noch nicht völlig erfassen können. Er kommt mir vor wie ein pfiffiger Bauer, der sich keine Skrupel macht; er ist hochfahrend und war früher sehr andächtig und fromm; jetzt hat er sich einer Art von mystischem Atheismus zugewandt, treibt eine Art von Kultus mit dem Andenken an König David, seinen angeblichen Urahn, welchem er in zweierlei Dingen nacheifert, nämlich in blutigen Thaten und Hang zu den Weibern. Er hat mehr als ein halbes Dutzend Frauen und weiß, daß darüber gespöttelt wird. Deshalb nimmt er manchmal einen Anlauf, sich tugendhaft und renig zu zeigen, und sagt an Gallatagen zum versammelten Hofe: „O Kinder, bin ich nicht ein großer Sünder, ein Pfeiler des Skandals für ganz Aethiopien?" Alle schweigen; Theodoros fährt fort: „Ach, ich war nicht immer so schlecht; ich glaube, der Teufel hat es mir angethan; aber ich will mich bessern." Er „bessert" sich dann, indem er zu seinen vielen Frauen noch eine neue nimmt."

Man sieht, daß Lejean eine „geistreiche" Schilderung entwerfen wollte und daß er etwas ins Zerrbild hinüberstreift. Die schwarze Haut macht bekanntlich nicht den Neger, und es ist geradezu widersinnig, einen Abessinierkönig, dessen Gleichbild unsere Leser vor sich haben, als Neger zu bezeichnen. Unser Landsmann Krapf spricht sich über Theodoros, der eben damals (im Frühjahr 1855) gegen die Wollo-Galla ins Feld zog, folgendermaßen aus: —

„Er ist ein schöner Mann von 35 Jahren, hat schwarzbraune Hautfarbe, mittlere Statur und scharfen Blick. Er zeigt sich freundlich und herablassend gegen seine Untergebenen, vergißt aber die königliche Würde nicht, verfährt mit Ruhe und Umsicht, gibt kurze und treffende Antworten, urtheilt rasch und ist ein Freund der Europäer, deren Urtheile er gern anhört. Für seine staatsmännische Klugheit liegt ein günstiges Zeugniß darin, daß er gegen die Armen, Priester und Kirchen sich freigebig zeigt, denn bei halbcivilisirten Völkern kommt viel darauf an, daß der Herrscher mit der geistlichen Gewalt in gutem Einvernehmen bleibt. Seine Urtheile sind stets gerecht, und er wurde von Leuten aus ganz Abessinien förmlich belagert, oft schon um zwei Uhr Morgens, um ihnen Recht zu sprechen. Seine Thätigkeit war unermüdlich und er sprach: „Wenn ich den Armen nicht helfe, so werden sie bei Gott über mich klagen. Ich bin selber ein armer Mann gewesen."

Weshalb sollte dieser König nicht Ritter des herzoglich sächsischen ernestinischen Hausordens sein? A.

Dr. Georg Schweinfurth in Afrika.

Wir meldeten vor einiger Zeit (Globus V, S. 121), daß dieser Gelehrte eine, vorzugsweise botanische, Reise nach Aegypten, Nubien und den oberen Nillanden unternehmen werde. Er hat dieselbe im December angetreten und befand sich schon während der Weihnachtstage in Alexandria.

Am 9. März trafen aus Kairo vom 21. Februar Mittheilungen von Dr. Schweinfurth bei uns ein. Der Reisende meldet uns, daß die Jahreszeit ihn zum Aufbruch nach dem Rothen Meere dränge, und daß er bereit sei, am 22. Februar die Reise dorthin anzutreten. Er stellt uns Berichte zunächst aus Kenneh am Nil und Kosseïr am Rothen Meere für die nächste Zeit in Aussicht.

„Eine Reise, welche mich vor Kurzem dem Suez-

kanal entlang führte, hat mir Gelegenheit geboten, die Arbeiten an diesem, auf alle Fälle großartigen Unternehmen in allen ihren Einzelnheiten zu besichtigen, und da ich weiß, welches Interesse Sie dem Fortgange dieses Unternehmens schenken, so erlaube ich mir, Ihnen für den Globus eine schlichte, einfache Darstellung dessen, was ich gesehen habe, beizulegen. Ich meine, daß der Bericht eines unparteiischen, allen nationalen Eifersüchteleien abholden Reisenden, der nur das Einfachste, Jedermann Einleuchtende behandelt, immerhin von einigem Werthe sein werde, zumal es an ungeschminkten Darstellungen fehlt und das betreffende Gelände nicht Jedermann zugänglich ist."

Wir werden in unserer nächsten Nummer diesen, ohne allen Zweifel unbefangenen und wahrheitsgetreuen Bericht über den gegenwärtigen Stand der Arbeiten am Suezkanal, mit Abbildungen, veröffentlichen; heute heben wir aus Dr. Schweinfurths Mittheilungen die Stelle über die Mosesbrunnen hervor. Sie können dazu dienen, die Bemerkungen Tischendorfs (Globus V, S. 354) zu vervollständigen.

Da zur Befahrung des Kanals am Tage meiner Ankunft kein Boot in Suez zu beschaffen war, wurde ein Ausflug in die Wüste zur Besichtigung der Mosesbrunnen, des einzigen Punktes in der Umgebung von Suez, woselbst Gärten und Baumpflanzungen angelegt sind, unternommen. Nach zweistündigem Ritte hatte ich den Ort erreicht, welcher durch seine Palmen- und Tamariskengruppen inmitten der flachen, einförmigen Wüste von zauberischem Reize erscheint, während in Wirklichkeit die dortige Vegetation ein kümmerliches Dasein fristet. Dieselbe läßt sich mit wenigen Namen aufzählen. Die höchsten Bäume dieser Gärten sind Exemplare von Tamarix articulata von 30 bis 40 ' Höhe, daneben erblickt man die Sträucher der südeuropäischen Tamariske, mit ihren schönen Blüthensträußen die Aermlichkeit der Umgebung zierend. Dattelpalmen sieht man nur wenige und verkrüppelte; merkwürdig jedoch erscheint es hier, Stämme von nur sechs bis acht Fuß bereits fruchttragend wahrzunehmen. Die übrigen Bäumchen und Sträucher sind etliche erbärmliche Granat- und Orangenstämme, Oelbäume, Lawsonia, Parkinsonia, die Myrte, Zizyphus, die Lebbek-Akazie und die A. farnesiana. Hiermit nun ist nebst einigen Baumwollenstauden, Rosensträuchen und den Gemüsepflanzen die gesammte Vegetation an den Mosesquellen erschöpft. In der umliegenden Wüste giebt es stellenweise Kräuter verschiedener Art, meist gruppenweise angeordnet, unter denen das prachtvoll-violett blühende ägyptische Bilsenkraut am meisten auffällt. Vereinzelte Krüppel der Seyal-Akazie sind über alle Wüsten dieser Gegend zerstreut, und als die häufigsten und am massenhaftesten auftretenden Kräuter kann man Cressa cretica, Zygophyllum album und die Coloquinthe betrachten. Die Sinaistraße führt hier vorbei, man hat daher stets Gelegenheit, an den Mosesquellen einige Beduinen anzutreffen, welche Brennmaterialien und Lebensmittel nach Suez zum Markte schaffen. Es sind noch echte, unverfälschte Söhne der Wüste; in Tracht und Köperbau von den übrigen Menschenkindern grundverschieden und an Bedürfnißlosigkeit mit den Cicaden wetteifernd, sieht man sie mit ihrer elenden Flinte und dem grobhärenen Gewande oft ohne jedwede Provision weite Wüstentouren antreten, denn ihr natürlicher Spürsinn führt sie an Stellen, wo sie unter dem Boden Wasser finden, das sie nebst den Wurzeln, die ihr Dasein zu fristen ausreichen, mit den Händen zu Tage schaffen. Zudem giebt es noch Gazellen in dieser Gegend, denen sie beizukommen verstehen. Ein paar Schuß Pulver ist Alles, was sie von dem Fremden zu erbeuten suchen, und fügt man gar einige Handvoll Tabak hinzu, so dünken sie sich für die Glücklichsten unter den Sterblichen.

Die Juden in Marokko.

In keinem andern Lande der Welt haben die vielmißhandelten Juden eine schlimmere Stellung, als im marokkanischen Kaiserreiche. Wir haben vor Kurzem Beispiele dafür angeführt (Globus V, S. 301), aber auch hervorgehoben, daß gerade die Juden das einzige, einer höhern Kultur fähige Element bilden. Im vorigen Jahre mußten sie abermals schwere Verfolgungen erleiden, und diese sind einem ihrer Glaubensgenossen, Sir Moses Montefiore, schwer zu Herzen gegangen. Dieser edle Mann hat es nie an sich fehlen lassen, den Juden wirksame Hülfe zu bringen, wann und wo sie irgend bedrückt waren; er wendet seinen Reichthum in wahrhaft menschenfreundlicher Weise an; er eilt selber dorthin, wo Hülfe nöthig ist, und seit einem Vierteljahrhundert bleibt er unermüdlich in seinen preiswürdigen Bestrebungen. Auch ist es ihm gelungen, manche schwere Last von den Schultern der Juden zu nehmen, namentlich im osmanischen Reiche, und eben jetzt kehrte er aus Marokko zurück, wo er beim Kaiser selbst ein kräftiges Wort gesprochen hat.

In welcher Lage befinden sich die Juden im Maghreb el Aksa? Unser Landsmann, Baron von Maltzahn, giebt in seinem lehrreichen Werke: „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika" (Leipzig, 1863), im vierten Band an vielen Stellen ausführliche Antworten. In der Hauptstadt Marokko leben die Juden in einem wo möglich noch ärgern Zustande der Unterdrückung, als in anderen Städten des Reichs, und sie sind namentlich der Habgier und Raubsucht der Trabanten des Sultans ausgesetzt. Kein Israelit wagt es, einen andern Zustand zur Schau zu tragen, als den einer bettelhaften Armuth; er ist noch ärmlicher, unscheinbarer und dunkler gekleidet, als in Tetuan, der andern heiligen Stadt. Er muß im maurischen Quartier stets barfuß gehen, darf weder Pferd noch Esel besteigen und hat sich von den Mauren und den fanatischen Kabylen alle möglichen Demüthigungen und Beschimpfungen gefallen zu lassen. „Das ins Gesicht Spucken, mit Füßen Treten, Schimpfen mit den ekelhaftesten Namen, das Bewerfen mit Koth und Steinen, alles das müssen sich die gedemüthigten Juden gefallen lassen. Mancher Araber, der einem Juden begegnet, wendet sich mit einer unanständigen Geberde von ihm ab. Ich sah, wie ein einzelner maurischer Knabe mit einem Stocke eine ganze Schaar wehklagender erwachsener Juden vor sich hertrieb. Freilich war ihre Furcht nicht ungegründet, denn hätte sich einer zur Selbsthülfe an dem Knaben auch nur im Geringsten vergriffen, welche grausame Strafe wäre ihm dann nicht zu Theil geworden?" Die Mellah, das Judenquartier, hat ihre eigenen Mauern und Thore, welche des Abends geschlossen und am Sabbath nicht geöffnet werden. Baron Maltzahn, der bei einem Juden wohnte, wagte sich in die maurische Stadt und unterstand sich, in ein offenstehendes maurisches Haus hineinzuschielen, und das wurde von einem maurischen Knaben bemerkt. „Diese Unverschämtheit des vermeintlichen Juden mißfiel

ihm höchlich; er griff Koth und Steine vom Boden auf und begann damit die verhaßten Kinder Israels zu bewerfen. Meine Gefährten ergriffen schleunig die Flucht; ich that dasselbe, hatte aber Mühe, aus dem Bereich des kleinen Monstrums zu kommen."

Als vor einer Reihe von Jahren der englische Generalkonsul Drummond Hay sich nach der Stadt Marokko gewagt hatte, blieb er zwar vier volle Wochen in derselben, durfte aber das Judenviertel nicht verlassen und bekam keine Audienz beim Kaiser. Herr von Maltzahn aber erhielt eine solche. Jetzt lesen wir, zu unserer angenehmen Ueberraschung, daß der Scherif (Kaiser, Sultan, Abkömmling des Propheten) sogar einen Juden, eben den Sir Moses Montefiore, in feierlicher Audienz empfangen habe. Das ist unerhört, und die mohammedanischen Fanatiker werden ohne Zweifel den Untergang der Welt über eine so beispiellose Frevelthat prophezeihen.

Beispiellos war der ganze Vorgang allerdings. Seit dem letzten Kriege mit Spanien und der marokkanischen Anleihe, welche an der londoner Börse Abnehmer fand, ist der alte Uebermuth des Sultans wesentlich vermindert worden. Montefiore war im Januar 1864, begleitet vom englischen Konsul Reade und Kapitän Armytage, nach der Hauptstadt gereist; der Sultan ließ, was auch unerhört war, diesen ungläubigen Europäern den kaiserlichen Palast Sidi ben Dris zur Wohnung anweisen. Nach sechs Tagen erhielten sie Audienz.

Während derselben saß der Sultan zu Pferde, und zwar auf einem schneeweißen Streitrosse. Man sah darin ein gutes Vorzeichen, denn die Farbe des Pferdes, welches der Herrscher besteigt, gilt für das sicherste Anzeichen der Stimmung des Kaisers. In guter Laune wählt er ein weißes, in übler Laune ein graues und wenn er zornig ist, ein schwarzes. Montefiore wurde sehr freundlich empfangen; der Kaiser sprach seine Freude aus, einen Mann vor sich zu sehen, der sich einen weithin rühmlich bekannten Namen erworben habe, und nahm die Bittschrift gnädig entgegen. Vier Tage nachher erhielt Montefiore einen kaiserlichen Ferman, worin der Sultan verspricht, seinen jüdischen Unterthanen Gleichheit vor dem Gesetz und unparteiische Rechtspflege angedeihen zu lassen. „Alle Juden in unserm Reich, in welchen Lebenskreis der Allmächtige dieselben auch gestellt haben möge, sollen von unseren Statthaltern, Verwaltern und allen anderen Unterthanen so behandelt und angesehen werden, daß die Wagschalen der Gerechtigkeit in gleicher Schwebe bleiben. Vor den Gerichtshöfen sollen die Juden mit allen anderen Menschen auf gleicher Stufe stehen, so daß auch nicht ein Bruchtheil des kleinsten denkbaren Theils von Ungerechtigkeit auf einen derselben entfallen soll. Auch darf kein Jude, sei er Handelsmann oder Handwerker, gegen seinen Willen zu irgend einer Arbeit gezwungen werden."

Das lautet ganz vortrefflich, aber wir befürchten, daß diese wohlwollenden Absichten zum allergrößten Theile auf dem Papiere bleiben. Denn kein Befehl des Kaisers kann den tief eingewurzelten Fanatismus aus dem Innern der Kabylen, Mauren und Araber herausreißen, und die Zustände im marokkanischen Reiche sind derart gestaltet, daß der Herrscher nicht im Stande ist, eine wirksame Kontrole zu üben, wenn er auch wollte. Ueber einen großen Theil der berberischen Stämme hat er gar keine Gewalt; er ist nicht einmal im Stande, den Rifpiraten das böse Handwerk zu legen, und selbst auf der nur 24 deutsche Meilen weiten Strecke zwischen dem Hafen Mogador und der Hauptstadt Marokko lebt ein Stamm, welcher von Alters her die Unterwerfung verweigert hat und niemals bezwungen worden ist. Es erscheint mindestens zweifelhaft, ob den Juden Vortheil aus dem kaiserlichen Erlaß erwachsen wird, aber Montefiore, der sich so preiswürdig seiner Glaubensgenossen angenommen, verdient trotzdem unsere volle Hochachtung.

Das deutsche Schulwesen in den Vereinigten Staaten.

Philadelphia, 20. Febr. 1864.

Es steht in vieler Beziehung schlimm um unsere Muttersprache in diesem Lande, und ich glaube, so schmerzlich es auch ist, daß man am besten thut, in der Presse möglichst oft darauf hinzuweisen *), damit eine Besserung eintrete, die deutsche Sprache auch auf der Westhälfte der Erde rein erhalten und eine der wesentlichsten Bedingungen deutschen Volksthums gewahrt werde.

Nachdem die Uebergriffe der englischen Sprache lange genug gedauert hatten, begann es sich endlich unter den Deutschen der Vereinigten Staaten zu regen, und eine wohlthätige Gegenströmung griff Platz, die sich die Erhaltung und Hebung der deutschen Muttersprache zum Ziele setzte. Besonders hier in Ost-Pennsylvanien ist man thätig und hat auch bereits Einiges erlangt. Wir gründeten vor länger als einem Jahre einen „Verein der deutschen Presse von Pennsylvanien", dessen Mitglieder, ohne Unterschied der Parteistellung, darauf hinarbeiten, daß namentlich das sehr im Argen liegende deutsche Schulwesen wieder gehoben werde. Der Verein hält regelmäßige Sitzungen, steht mit ähnlichen Vereinen in anderen Staaten in Briefwechsel und sammelt alles Material, welches sich auf die Kenntniß deutscher Verhältnisse in Pennsylvanien bezieht.

Am 29. December des verflossenen Jahres hielt der genannte Verein zu Reading, Berks Co., Pa., eine Hauptsitzung, in welcher der um das Deutschthum in Nordamerika vielfach verdiente Dr. G. Kellner einen vorläufigen Bericht über das deutsche Schulwesen und den deutschen Unterricht in Pennsylvanien erstattete. Man ersieht aus demselben, daß sich eine genaue Bestimmung der Anzahl der Deutschen in Pennsylvanien nur schwer aufstellen läßt. Die höchste Annahme ergiebt 1,500,000 Köpfe. Legt man aber das Religionsbekenntniß zu Grunde und die Kopfzahl derer, welche sich zu einer bestimmten Kirche halten, so zeigt uns die Statistik 180,000 Lutheraner, 150,000 Reformirte, 70,000 Katholiken, 60,000 Methodisten, Presbyterianer u. s. w., zusammen nur 460,000 Köpfe. Berücksichtigt man dabei aber, daß in Pennsylvanien auf einen Kirchenangehörigen mindestens zwei Menschen kommen, die keiner Kirche angehören, so muß die obige Zahl verdreifacht werden, und dann ergiebt sich die Zahl von 1,380,000 als die Summe der pennsylvanischen Deutschen. Hier in Philadelphia leben deren an 100,000 und doch gehören nur 25,000 zu den verschiedenen christlichen Gemeinden.

Ungemein schädlich für die deutsche Sprache war das im Jahre 1835 eingeführte Freischulsystem. Die

*) Wir unserseits haben bereits im ersten Bande des Globus S. 61 auf die Verderbniß der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten ausführlich hingewiesen. D. Red.

großen unleugbaren Verdienste dieses Systems, das eine große Masse des Volkes erst zur Schule heranzog und einem großen Theile der alten deutschen Bevölkerung des Staates das Erlernen des Englischen zugänglich machte, übten jedoch auf die Erhaltung und Fortbildung der deutschen Sprache in Haus, Kirche und Schule und auf das deutsche Erziehungswesen bisher einen keineswegs vortheilhaften Einfluß aus. Die englische Sprache drang durch sie in tausende von deutschen Familien in einer Art ein, daß sie die deutsche Sprache und damit deutsche Sitte und deutsches Familienleben gänzlich verdrängte. In den öffentlichen Schulen giebt es allerdings hier und da deutsche Lehrer, und in einer Anzahl von Schuldistrikten wird auch Deutsch gelehrt, freilich nur dort, wo die deutsche Bevölkerung so überwiegend ist, daß man nicht anders kann. Aber wie traurig die Abnahme des deutschen Unterrichts und die Anzahl der deutschen Schüler in diesen öffentlichen Schulen ist, ergiebt sich aus folgender Zusammenstellung:

	Zahl der Schüler.	Deutsch-Lernende.
1855	529,009	10,015
1857	541,247	7,168
1863	643,499	5,730

Während also 1855 noch fast der 50. Theil der Schüler in öffentlichen Schulen Deutsch lernte, war es 1857 nur noch der 75. und 1863 gar der 110.

Ein Gegengewicht liegt in den deutschen Gemeinde- und Sonntagsschulen. Den deutschen Kirchengemeinden, dem Gottesdienst, den Predigern der Gemeindeschulen ist es im Vereine mit der deutschen Presse hauptsächlich zu danken, daß trotz der gewaltigen Einflüsse des neuen Staats-Freischulsystems und der überwältigenden Macht des öffentlichen politischen Lebens, das seinen Ausdruck im englischen Idiom findet, die deutsche Sprache auch da sich so frisch und lebenskräftig erhalten hat, wohin der Strom der neuern deutschen Einwanderung weniger gedrungen ist, im Innern unserer alten deutsch-pennsylvanischen Counties. Luthers Bibel-Uebersetzung, das deutsche Gesangbuch und der deutsche Katechismus haben nebst der deutschen Presse das Ihrige gethan, um die Muttersprache bei den Kindern und Kindeskindern derer zu erhalten, die vor langen Jahren das alte geknechtete Vaterland verließen, um im damals freien Lande ein Asyl für religiöse und politische Freiheit zu suchen und zu finden.

Vor Einführung des Staatsschulsystems hatte fast 100 Jahre lang, von 1745 bis 1835, jede deutsche Kirchengemeinde ihre Gemeinde-Tagesschule. Mit Ausnahme von Philadelphia, Pittsburg, Harrisburg und Lancaster sind dieselben jetzt höchst selten. Auf 10 reformirte Gemeinden kommt kaum eine Tagesschule, so daß man höchstens 50 deutsch-reformirte Tagesschulen mit 5000 Schülern annehmen darf. In den großen Städten hat ihre Zahl wieder zugenommen. In vielen Schulen sagen Schüler, die nicht Deutsch lesen können, den Katechismus englisch her, um ihn sich deutsch erklären zu lassen, da sie das Englische nicht genügend verstehen, wenn sie es auch lesen können. Auch das deutsche Gesangbuch kann in vielen Gemeinden nicht gebraucht werden, weil die Jugend es nicht lesen kann. In vielen Gemeinden dieser Kirche wird nur Englisch gepredigt und zwar namentlich in der ältesten hiesigen Kirche und in Germantown. In manchen wird in beiden Sprachen gepredigt, katechisirt und Sonntagsschule gehalten; in einer Anzahl nur deutsch. In einigen Gemeinden im Innern Pennsylvaniens versteht man nur Pennsylvanisch-Deutsch und wenig Hochdeutsch oder Englisch.

Die deutsch-lutherische Kirche hat durch ihre ersten Patriarchen, namentlich durch vortreffliche Männer aus der Familie Mühlenberg, seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts eine bedeutende Stellung im Staate eingenommen; das Lancaster-College wurde vom Staate aus Dankbarkeit gegen die Deutschen („wegen ihrer Kriegsthaten und wegen ihres Fleißes") gestiftet. Das theologische Seminar zu Gettysburg besteht erst seit 1825; jetzt ist es durch die Ereignisse des Bürgerkrieges leider halb verfallen und nur von 19 „deutschen" Studenten besucht, von denen aber nur vier fertig Deutsch sprechen! Hauptsächlich ist es der Mangel an guten deutschen Predigern, der in der deutsch-lutherischen Kirche, wo alle Gemeinden das lutherische Bibeldeutsch verstehen, daran Schuld trägt, daß viele Gemeinden der deutschen Sprache entfremdet werden. Viele junge Geistliche, die als deutsche Prediger angestellt sind, können nicht richtig Deutsch und ziehen deshalb das englische Predigen vor. Nach der lutherischen Zeitschrift sind in ganz Amerika 700 ganz deutsche und 400 deutsch-englische lutherische Gemeinden, wovon 400 deutsche Gemeindeschulen und 200 deutsche Sonntagsschulen haben.

Hier in Pennsylvanien, wo sich überwiegend deutsche Gemeinden befinden, sind verhältnißmäßig die deutschen Gemeindeschulen seltener als in anderen Synoden. In Ohio hat fast jede deutsch-lutherische Gemeinde ihre eigene Schule. Im Ganzen wird man höchstens 60 deutsch-lutherische Gemeindeschulen auf Pennsylvanien rechnen dürfen mit höchstens 6000 Schülern und vielleicht 600 deutschen Sonntagsschulen. Die lutherische Kirche hat in den Vereinigten Staaten wegen Mangels an deutschen Predigern in den letzten Jahren an 400 Gemeinden, darunter viele deutsche, verloren. Aber die heilsame Gegenbewegung tritt nun endlich ein, und man bemüht sich, tüchtige Prediger herbeizuziehen.

Die Zahl der deutschen Katholiken in Pennsylvanien beträgt 60,000 Seelen in 62 Gemeinden, deren Hauptsitze Philadelphia und Pittsburg, Lancaster, Berks- und Northampton-County sind. Die ersten deutschen Katholiken kamen 1725 nach Philadelphia. Die katholischen Gemeinden in Pennsylvanien haben 25 deutsche Tagesschulen mit mehr als 5000 Schülern. In dem katholischen Seminar von St. Boromeo zu Philadelphia wurden die deutschen Priester im Deutschen unterrichtet, und namentlich hielt der verstorbene Bischof Neumann, ein Deutsch-Böhme, viel auf eine klassisch deutsche Bildung der Seminaristen.

Die bischöfliche Methodistenkirche in der Union zählt nicht weniger als 300 deutsche Gemeinden mit 280 Kirchen und 14,000 Schüler in 338 deutschen Sonntagsschulen. Zu dieser Kirche treten viele Lutheraner über, da die Methodisten besser für deutschen Unterricht sorgen, als diese. Die deutschen Lutheraner sagen selbst, daß die Methodisten in den letzten 10 Jahren siebenmal mehr deutsche Sonntagsschulbücher in Amerika gedruckt haben, als die Lutheraner.

Kleinere Gemeinschaften sind die evangelische Gemeinschaft mit 343 deutschen Kirchen, die amerikanische Baptistenkirche mit 50 deutschen Gemeinden ꝛc.

Bei den großen Lücken, welche die Gemeinden und Sonntagsschulen bezüglich des deutschen Unterrichts lassen, hat sich in neuerer Zeit, namentlich in den größeren Städten, die Aufmerksamkeit wieder den Privatschulen, oder wie man sie gewöhnlich nennt, den „freien Schulen" zugewendet. Es ist in den letzten Jahren viel für ihre Unterstützung geschehen, doch liegen mir nur Nachrichten über die hiesigen Privatschulen vor; ihre Zahl wächst immer mehr. Außerdem hat sich ein Realschulverein mit dem Zwecke gebildet, eine deutsche Realschule und polytechnische Schule ins Leben zu rufen. Den Anstrengungen unserer hiesigen Landsleute ist es auch gelungen, daß an der Philadelphia-Hochschule ein tüchtiger

Professor der deutschen Sprache angestellt wurde. Besonders rühmend ist außerdem hervorzuheben, daß der hiesige Arbeiterbund eine Anzahl Sonntagsschulen einrichtete, in welchen 700 meist erwachsene Schüler und Schülerinnen Unterricht im Deutschen, Schreiben, Lesen, Rechnen, Singen und Zeichnen erhalten, und zwar durch die aufopfernde Thätigkeit fähiger Mitglieder des Arbeiterbundes selbst.

Das sind die wenig tröstlichen Nachrichten, die ich über den gegenwärtigen Stand des deutsch-amerikanischen Volksschulwesens mitzutheilen habe. Aber ein guter Keim ist überall vorhanden, der hoffentlich zum kräftigen Baume gedeihen wird, so daß unsere Muttersprache wieder den alten, festen Ehrenplatz einnehmen wird, der ihr gebührt. Möge uns bei unseren Bestrebungen auch das alte Mutterland, so viel es kann, unterstützen! *)

*) Was soll das „alte Mutterland" in dieser Beziehung thun? Selbst ist der Mann. Wenn die Einwanderer so kläglicher Art sind, daß sie sich unserer Sprache entschlagen, daß sie in kläglicher Weise veryankee'n und sich in der Rolle von nationalen Mauleseln und Zwittern gefallen, so beweisen sie, daß sie Leute aus schlechtem Stoffe sind. Ich kenne einen aus Bremen stammenden Kaufmann in Neuyork, der nach Verlauf von drei Jahren einen Landsmann und Jugendfreund im schlechtesten Yankee-Englisch anredete und sich stellte, als müsse er sich erst auf das Deutsche wieder besinnen. Ein Schwabe, mit dem klassischen Namen Bänchle, hatte nichts Eiligeres zu thun, als im Yankeelande seine Vornamen Johann Jakob sofort in John James zu travestiren. An solchem Gesindel armseliger Nachäffer, das gut genug als Yankeeguano ist, verlieren wir Deutschen gar nichts. Fort mit Schaden. Aber Ehre den Deutschen, welche stramm bleiben! A.

Gifford Palgrave's Reise von Gaza in Syrien durch das nördliche Centralarabien nach El Chatib am Persischen Meerbusen und nach Omân.

Diese Reise gehört zu den wichtigsten und interessantesten, welche in der neuern Zeit gemacht worden sind. Sie giebt Nachrichten über Gegenden und Völkerstämme, über welche uns eine nähere Kunde sehr erwünscht ist, denn ein großer Theil des innern Arabiens ist uns auch heute nur sehr dürftig bekannt.

Palgrave gab eine Skizze über das, was er gesehen und erlebt, in der Sitzung der londoner geographischen Gesellschaft am 22. Februar. Sein Ausgangspunkt war Gaza im südlichen Syrien. Der Reisende lebte seit 18 Jahren im Orient, ist mit dessen Sitten und Gebräuchen vollständig vertraut, spricht das Arabische wie ein Araber und glaubte das sehr schwierige Unternehmen wagen zu können. Aber er durfte unter keiner Bedingung von seinem Plane etwas verlauten lassen, weil die Araber einen großen Widerwillen gegen das Eindringen von Europäern ins Innere haben und selbst gegen ihre türkischen Glaubensgenossen so eifersüchtig sind, daß manche der Letzteren den Versuch mit dem Leben gebüßt haben.

Dem Reisenden erschien es zweckmäßig, sich für einen wandernden Arzt auszugeben, und man hielt ihn für einen Quacksalber, der aus seiner angeblichen Vaterstadt Damascus irgend eines Verbrechens halber nach Arabien entflohen sei. Palgrave hatte sich mit dem Studium der Arzneikunde beschäftigt und konnte deshalb seine Rolle um so besser durchführen. Sie war auch schon dadurch von Nutzen, weil sie ihn mit allen Klassen der Gesellschaft in Berührung brachte. In manchen Fällen kamen Leute aus einer Entfernung von 10 bis 12 Tagereisen, um seine ärztliche Hülfe zu erbitten, und von Manchen erhielt er werthvolle Nachweisungen über den besten Weg, welchen er zu nehmen habe, um unsichere Gegenden zu vermeiden; denn es war in Centralarabien sehr unruhig, und manche Stämme lagen in Fehde mit einander.

Von Gaza aus kam der Reisende bald in die Wüste und erreichte die Grenze der Landschaft des Dschebel Schammar bei Maan. Von dort zog er sieben Tage lang in östlicher Richtung durch eine andere Wüste, in der sich nur ein einziger Brunnen befand. Er war auf dieser Strecke nahe daran, während eines sehr heftigen Wüstenwindes (Smûm, Simum) das Leben zu verlieren. Indessen gelangte er wohlbehalten nach El Dschauf, das einen Mittelpunkt für den Handel bildet; es liegt tief im Wadi Serhan, durch welchen der Reiseweg führt. Eine alte Burg beherrscht diese Thalschlucht.

Von El Dschauf zog Palgrave dann in südlicher Richtung nach Hail, der Hauptstadt des Dschebel Schammar. Sie liegt an der südlichen Grenze dieses Reiches und hat etwa 20,000 Einwohner. Der Reisende befand sich nun auf dem großen Centralplateau Arabiens und kam dann in das Königreich der Wahhabis. Der gegenwärtige Monarch heißt Ibn Saûd und führt den Titel „Sultan des Nedschd". Die frühere Hauptstadt Deraijeh ist vom Aegypter Ibrahim Pascha stark heimgesucht worden, und der Sultan residirt nun in dem nur eine halbe Tagereise entfernten Er Riaad. Hier verweilte Palgrave sieben Wochen lang, verließ dann die Stadt, aus Gründen, die weiter unten angegeben werden, insgeheim und gelangte, nach mancherlei Gefahren, nach El Chatib. Von dort sandte er seinen Reisegefährten zu Wasser nach Bagdad, damit seine Tagebücher geborgen würden; er selber wollte von El Chatib aus noch eine weit gefährlichere Wanderung antreten, nämlich jene an der Piratenküste von Omân. Er unternahm sie, ohne einen Begleiter zu haben, litt Schiffbruch und rettete nur mit genauer Noth sein Leben; von 21 Leuten der Schiffsmannschaft retteten sich nur neun. Beim Sultan von Omân, den man gewöhnlich, obwohl ungenau, als Imâm von Maskat bezeichnet, fand er eine freundliche Aufnahme, denn dieser Potentat hat Verträge mit den Engländern geschlossen. Seine Residenzstadt Schohar liegt etwas nordwestlich von Maskat; dieses letztere ist die Haupthandelsstadt des Landes. Von hier gebrauchte er drei Monate, um nach Bagdad zu gelangen; seit elf Monaten hatte sein dort auf ihn harrender Reisegefährte keine Nachricht von ihm erhalten.

Dies sind die Umrisse der Reise, über welche Palgrave einen ausführlichen Bericht drucken lassen wird. Er machte dann sehr spannende Mittheilungen über die geographischen Verhältnisse der von ihm durchwanderten Gegenden und schilderte die politischen und religiösen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stämme, mit denen er in Berührung gekommen war. Er betonte ganz besonders den immer noch weit verbreiteten Irrthum, dem gemäß man den wandernden Beduinen mit dem eigentlichen Araber verwechsele und die Meinung hege, als ob die ganze arabische Halbinsel von Nomaden bewohnt werde. Die Beduinen, sagte er, umkreisen allerdings das von seßhaften Leuten bewohnte Innere; aber in diesem letzteren sind die Gesellschafts- und Staatsformen eben so fest begründet und scharf gezeichnet, wie in höher civilisirten Ländern. Manche Städte haben 20,000 Einwohner und darüber, man findet in ihnen Läden, Bazare, Moscheen, Häuser mit zwei und

drei Stockwerken und nicht selten einen so guten Geschmack, daß manche Straßen Londons dagegen weit zurückstehen. Auch sind die Leute in religiöser Beziehung duldsam. Gastfreiheit ist eine bekannte Tugend der Araber, „allein ich war doch überrascht, daß ich als Christ — und ich machte gar kein Hehl daraus, daß ich ein solcher sei — niemals die geringste Beleidigung oder Beeinträchtigung erfuhr." —

Dagegen wurde ihm die Strenge, mit welcher die Wahhabis (Wechabiten) auf manche mohammedanischen Satzungen halten, recht lästig. Der Gründer dieser Sekte, Ibn Abd ül Wahab, der vor etwa einem Jahrhundert in der von Palgrave besuchten Stadt Hormeilimmeh geboren wurde, wollte bekanntlich den Islam reformiren, indem er ihn von manchen ungehörigen Zuthaten zu befreien gedachte. Sein Bekenntniß lautet: „Es giebt keinen Gott außer Gott; er ist allein und hat keinen Genossen." Diesen gereinigten Islam kann man in Er Riaad gleichsam an der Quelle studiren. Die Wechabiten haben Mollahs als geistliche Leiter und Führer, welche Frömmigkeit einschärfen. Die Regierungsgewalt besteht in einem erblichen Despotismus von eigenthümlicher Art. Die Gebote des Korans werden mit alleräußerster Strenge beobachtet, und das Tabakrauchen gilt für eine Todsünde. Die Wahhabis wußten, daß Palgrave sich derselben schuldig machte, ließen ihn aber unbehelligt, und er hätte in aller Ruhe noch länger in Er Riaad bleiben können, wenn ihn nicht ein eigenthümlicher Umstand zum Fortgehen bewogen hätte. Es war ihm geglückt, einen Kranken zu heilen, der an Lähmung der Zungennerven litt; er beseitigte das Uebel durch Anwendung einer äußerst kleinen Gabe von Strychnin. Das galt für eine wahre Wunderkur, von der auch der Sultan hörte. Von nun an verdoppelte er seine Freundlichkeit gegen den syrischen Doktor, von welchem er das „Wunderpulver" zu bekommen gedachte. Palgrave gab ihm jedoch eine abschlägige Antwort, weil dasselbe in den Händen von Solchen, die damit umzugehen nicht verständen, sehr gefährliche Wirkungen habe. Der Sultan entgegnete, daß gerade deshalb das Pulver ihm nur um so werthvoller erscheine, denn er wolle dasselbe zu Staatszwecken verwenden. Palgrave hatte große Noth, aus der Verwicklung herauszukommen und stahl sich einige Tage später bei Nacht und Nebel aus Er Riaad fort, weil er den Meuchelmorden des Sultans keinen Vorschub leisten wollte.

Einige Male trat er auch als Thierarzt auf und hatte in dieser Eigenschaft gute Gelegenheit, die berühmten Pferdeställe des Sultans zu sehen, in welchen sich das reinste Roßblut des Nedschd befindet. Er bemerkt, daß fast alle arabischen Pferde, welche jetzt nach Europa gebracht werden, aus Nordarabien, Südsyrien oder Aegypten stammen; eine Nedschdstute zu bekommen, sei ein Ding der Unmöglichkeit. Die Nedschdpferde, welche er sah, waren hellgrau oder hellkastanienbraun, eigentlich braune sind ihm nicht vorgekommen, wohl aber dann und wann weiße, schwarze und dunkelkastanienbraune, nie jedoch Schecken und Rothschimmel. Diese Nedschdpferde bekommen durch eine eigenthümliche schräge Stellung des Schulterblattes eine leichte, springende Bewegung, und ihre ganze Erscheinung ist ungemein anmuthig. Sie werden nie über 15 Faust hoch.

Omân, sagt Palgrave, sei der schönste Theil Arabiens, das Klima gleich dem indischen, und eine den westlichen Ghats ähnliche Gebirgskette, die eben so hoch sei, wie der Libanon, ziehe dem Meere von Omân entlang, vom Kap Mussendom an der Merenge von Ormûs bis nach Maskat. Der Reisende fand auch dort beim Sultan eine sehr freundliche Aufnahme. Die Bewohner Omâns sind von den übrigen Arabern durch ausgedehnte Wüstenstrecken geschieden.

In ganz Arabien herrscht bekanntlich der Islam; derselbe wird aber nur in den großen Städten lästig, auf dem Lande nicht. Gewöhnlich sind ihm noch aus uralter, sabäischer Zeit stammende Bräuche beigemischt, die namentlich auf Sonnenverehrung Bezug haben. In Nordarabien beten die Leute, sobald die ersten Strahlen der Sonne sichtbar werden, bis die volle Scheibe am Himmel steht, und am Abende thun sie es in umgekehrter Weise. Beides verstößt gegen die Gebote des Koran. In Omân beten sie, indem sie das Gesicht nicht gegen Osten oder Westen, sondern gegen Norden wenden, nach dem Polarstern, den sie als Jah (Jehova) bezeichnen. —

Wir wollen hinzufügen, daß Sir H. Rawlinson, der lange in Bagdad gelebt hat, entschieden behauptet, daß es im Nedschd auch braune Pferde gebe; er besitze selber ein solches, dessen ächte Abstammung keinem Zweifel unterliege.

Auf der Grenze von Hinterpommern und Westpreußen.

Von **Karl Ruß.**

Die Umgegend von Cöslin. — Hinterpommersche Schweiz. — Wasserscheide. — Das Fehlen mancher Singvögel und Bäume. — Das pommersche Dorf Bischofthum und dessen Bauern im Gegensatz zu denen des westpreußischen Dorfes Eickfier. — Die Baldenburger. — Gewerbszweige.

Wenn wir von der Ostsee aus in südlicher Richtung wandern, so finden wir dort gleich im engen Raum ganz sonderbar verschiedene Boden- und Klimaverhältnisse dicht neben einander. Wir wählen zu einer derartigen Beobachtung die Gegend von Cöslin. Sobald wir nur die erste Schicht, den todten Dünensand, hinter uns haben, gelangen wir, in fast plötzlichem Uebergang, in einen Strich äußerst fruchtbaren Lehmbodens. Im etwa zehnmeiligen Umkreise reihen sich hier eine Anzahl Güter an einander, die, ihrer Fruchtbarkeit wegen, sich sämmtlich auf — hagen endigen, z. B. Falkenhagen, Jüdenhagen, Neuenhagen ꝛc. Sonderbarer Weise kann man die Anfangsbuchstaben dieser Gutsnamen durch das ganze Abc verfolgen.

Wandern wir noch weiter südwärts, so treffen wir, in der Entfernung von nur wenigen Meilen, uns wieder fast eben so plötzlich auf eine öde Sandstrecke versetzt, die, immer unfruchtbarer werdend, sich bis tief in Westpreußen hinein zieht und besonders die Spitze erfüllt, mit welcher Westpreußen in Pommern hineinragt.

Dieser Landstrich, besonders die Umgebung des noch zu Pommern gehörenden Städtchens Rummelsburg, wird spottweise die „Hinterpommersche Schweiz" genannt. Dort erhebt sich meilenweit eine unübersehbare Menge von welligen Sandhügeln, und der ganze äußerst sterile Boden ist mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit kleiner und großer Steine förmlich übersäet. Die innere Formation, so wie die geologische Beschaffenheit der

Gegend, ist die der norddeutschen Ebene überhaupt, und die strichweise wirklich staunenswerthe Anhäufung jener erratischen Blöcke ist jedenfalls nur eine Sache des Zufalls.

Dagegen zeichnet sich dieser Strich, und zwar besonders die Umgebung des westpreußischen Städtchens Baldenburg, durch ganz eigenthümliche klimatische Verhältnisse aus. Dort ist nämlich der höchste Punkt dieser welligen Ebene, welche nach Norden und Süden hin sich abdacht und zwischen Pommern und Westpreußen die Wasserscheide bildet. Von hier aus zieht sich eine Reihe kleiner Landseen in einer viele Meilen langen Aufeinanderfolge südwärts, welche den Ursprung des kleinen, aber äußerst reißenden und theilweise sogar schiffbaren Brahe-Stroms bilden.

Sobald wir von irgend einer Seite her, z. B. von dem drei Meilen entfernten Neustettin nach Baldenburg fahren, fällt uns in der Nähe der letztern Stadt, besonders auf den dieselbe umgebenden Höhen, die kältere Temperatur auf, und ein kalter, rauher Ost- oder Nordostwind durchschauert uns sogar mitten in der heißen Jahreszeit recht empfindlich. Dicht an die Stadt, welche im Kessel eines engen Thales liegt, stößt ein tiefer, kleiner See mit klarem, blauem Wasser, in welchem sich die rothen Ziegeldächer und der spitze Kirchthurm recht anmuthig spiegeln.

Und rings umrahmen hohe bergige und theils steile, mit Laub- und Nadelholz bewaldete Ufer diese krystallhelle Fluth und geben ihr dadurch einen ganz eigenthümlichen, fast wunderbaren Reiz, so daß der Fremde dieses Stückchen Naturschönheit, inmitten eines so unfruchtbaren und verlassenen Landstrichs, mit Freude betrachtet und der Einheimische seine arme und doch so schöne Heimath selbst in weiter Ferne und inmitten der herrlichsten Gegenden der Erde doch nimmer vergeffen kann.

Während wir auf der höchst einförmigen Fahrt durch meilenlange, nur zu magere Sandfelder, auf denen kaum Roggen, Kartoffeln, Buchweizen und Lupinen, höchstens ein wenig Hafer und Erbsen, doch nimmer Gerste oder gar Weizen gedeihen, nur selten einen andern Vogel, als die bescheidene und immer fröhliche Feldlerche, erblicken und in der blauen Höhe trillern hören, finden wir in den reizenden Uferwäldchen eine bunte Mannigfaltigkeit der lieblichen Singvogelfamilien. Allein gerade bei den Vögeln treten uns klimatische Einflüsse zunächst auffallend entgegen. Eine aufmerksame Beobachtung ergibt, daß eine ganze Reihe der sonst keineswegs sehr seltenen kleinen Sänger hier vergeblich zu suchen ist. Im Umkreise von fast fünf Meilen finden wir keine Nachtigall, obwohl Fliederbüsche, kleine Bäche ꝛc. genugsam vorhanden sind und auch sonst alle Umstände günstig erscheinen, unter denen sonst dieser Vogel sich anzusiedeln pflegt. Sie wird hier durch die „nordische Nachtigall", den kleinen, eben so reizenden als unermüdlich und angenehm singenden gelben Laubvogel — Bastardnachtigall, Spottvogel oder Gartensänger, Hypolais hortensis — vertreten. Es fehlen die gelbe Bachstelze, der Ortolan, die Fliegenschnäpper-, Laubvögelchen- und Schilfsänger-Arten, so wie die schwarze (Saat-) Krähe und die Dohle. Einzelne andere, die sich in anderen Gegenden fest ansiedeln, lassen sich hier nur als Strichvögel blicken.

Weshalb fehlen diese Vögel? Zuerst glaubte ich, daß der unfruchtbare Boden die Ansiedelung der genannten Vogelarten verhindere, allein selbst in den einzelnen, hier und da auch in dieses Sandreich eingesprengten kleinen Lehm- und Moorstrichen, welche die üppigste Gerste und selbst Weizen erzeugen, fand ich dennoch nicht einmal den Ortolan, der sonst doch überall eindringt, wo es etwas zu schmausen gibt. Auch die zu nördliche Lage konnte es nicht sein, welche das Fortkommen der Vogelfamilien hier verhinderte, denn rings umher, ja sogar noch bedeutend nördlicher, nisten sie bekanntlich allenthalben. Auch die unmittelbar von hier nach Norden zu gelegene Gegend von Cöslin hat reichlich Nachtigallen und eben so die übrigen genannten Vögel aufzuweisen.

Endlich führte mich eine andere Betrachtung zu dem richtigen Schluß; ich erinnerte mich nämlich daran, daß es hier auch eine große Anzahl von Pflanzen, besonders Bäumen, nicht gibt, die in gleichen Höhen- und Breitengraden sonst überall sehr gut gedeihen und daher auch rings in der Nachbarschaft überall zu Hause sind. Hierher gehören vor Allem die Linde, ferner die Wallnuß, Akazie, Edeltanne und Fichte und eine große Menge anderer Gewächse. Vom Laubholz gedeihen eigentlich nur die Buche, Eiche, Birke, Erle, Haselnuß und vom Nadelholz die Kiefer und der Wachholder; alle übrigen, welche etwa noch einzeln vorkommen, sind angepflanzt und fristen nur ein kärgliches Dasein.. Dasselbe ist auch mit den feineren Obstarten der Fall, welche hier nur mit Mühe zu ziehen und zu erhalten sind.

Hiernach wurde es mir klar, daß nur die Einflüsse der eigenthümlichen Witterung auf der hochgelegenen Wasserscheide und zwar wohl hauptsächlich die fortwährenden rauhen Ost- und Nordostwinde das Gedeihen einer großen Anzahl von Thier- und Pflanzenfamilien hier unmöglich machen.

Gehen wir nun auch auf die menschliche Bevölkerung dieses Landstrichs näher ein. Im kleinen Umkreise grenzen hier eine Anzahl pommerscher und westpreußischer Dörfer an einander, und so sehr die Bewohner derselben auch in dem allgemeinen Begriffe „Deutsche" sich gleichen und mit einander übereinstimmen, für den aufmerksamen Beobachter hat dennoch eine Mannigfaltigkeit charakteristischer Unterscheidungsmerkmale sich erhalten. Wir wollen zwei der merkwürdigsten Dörfer im Ganzen betrachten.

Das pommersche Dorf Bischofthum hat leichten, aber sehr dankbaren Sandboden. Seine Bewohner sind fast sämmtlich Bauern mit eigenem Besitze. Durch rastlosen Fleiß, noch mehr aber durch die Gunst der theuren Kornpreise, sind sie fast ohne Ausnahme in wenigen Jahren zu einem behäbigen Wohlstand gelangt. Einer wie der Andere von gedrungenem Körperbau, noch unter mittlerer Größe und mit dicken Köpfen und harten Schädeln, geben sie uns dennoch nicht ein richtiges Bild des norddeutschen, sondern nur des hinterpommerschen Bauern. Wir finden in ihrem Auftreten weder das diesen Ersteren kennzeichnende Selbstbewußtsein, wie es uns z. B. bei den Bewohnern Vorpommerns oder der elbinger und anderer Gegenden entgegenkommt, noch die behagliche Ruhe desselben oder die aus dem Wohlstande entspringende Sauberkeit seiner Häuslichkeit. Bewahre, dieser Hinterpommer steht noch außerordentlich tief unter seinen Genossen in anderen Gegenden. Er kann das Demüthige, Kriechende vor dem ihm nahenden Edelmann, dessen Vorfahren die seinigen ja als Leibeigene besaßen, noch nicht ablegen, und sein Selbstbewußtsein gibt sich höchstens in Starrköpfigkeit und Eigensinn zu erkennen. Seine niedrige Bildungsstufe äußert sich in seinem ganzen Wesen, und darum kann weder in der Befriedigung seiner Bedürfnisse, noch in dem Zusammenleben mit Weib und Kind von irgend welchen Annehmlichkeiten der Civilisation oder gar des Luxus die Rede sein. Er wohnt meistens noch in elenden Lehm- oder Holzhütten, hier und da mit ungedieltem oder höchstens mit Steinen gepflastertem Fußboden, und seine täglichen Mahlzeiten sind die der ärmsten Klassen anderer Gegenden. Selbst von dem Nationalgetränk des deutschen Bürger- und Bauernthums, dem Bier, ist bei ihm noch keine Rede, — es ist ihm viel zu kalt und schaal — er liebt nur den feurigen Schnaps. Dies ist, ohne Uebertreibung, ein wahrheitsgetreues Bild dieser Bauern im Allgemeinen, natürlich mit Ausnahmen, jedoch fast ohne Ausnahme derer in Hinterpommern.

Blicken wir nun nach dem westpreußischen Dorfe Eickfier hinüber. Dort begegnen uns in der Regel lauter große, schlankgewachsene und breitschulterige Männer. Sie sind ein eigenthümlicher, von dem vorigen durchaus verschiedener Menschenschlag, diese Bewohner von drei hier neben einander liegenden Dörfern. Wer längere Zeit in polnischen Gegenden gelebt hat, erkennt unschwer im Accent der Sprache und besonders in den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Körperbaues, z. B. dem kurzen, starken Genick, der abgestumpften Nase und dem mehr kegelförmigen als länglichen Schädel, sodann aber auch in mancherlei noch erhaltenen Sitten und Gebräuchen ihre slavische Abstammung heraus.

Der Name ihres Dorfes ist ein rein deutscher — Eick = Eiche und Fier = Wäldchen oder richtiger eine Waldstelle, wo eben die Bäume niedergeschlagen werden, und eben so sind diese Slaven auch bis auf die eben nur äußerlichen Merkmale durchaus germanisirt und durch deutsches Wesen veredelt worden. Dieser Uebergang muß jedoch bereits vor geraumer Zeit, vor mehreren Generationen geschehen sein, denn die Eickfierer haben von der polnischen Sprache gar keine Ahnung mehr. Es müßte für den Geschichtsforscher und Ethnographen wirklich eine interessante Aufgabe sein, den Vorgang dieser so völligen und wohlthätigen Verwandlung zu verfolgen und genau zu ergründen, so weit dies eben noch in der Möglichkeit liegt. Mit voller Bestimmtheit dürfen wir den slavischen Ursprung dieses Völkchens annehmen, dafür bürgen uns, wie gesagt, unumstößliche Kennzeichen, — allein wie, fragen wir uns unwillkürlich, wie war es denn möglich, daß sie bis auf den schwachen Nachhall so völlig umgewandelt wurden, zumal sie noch die katholische Religion sich erhalten haben, und besonders da hinter diesen Dörfern in kurzer Entfernung bereits die noch jetzt bestehende Herrschaft der polnischen Sprache wieder beginnt —?!

Diese Westpreußen stehen eben sowohl zu den eigentlichen Polen, zu den Kaschuben und auch zu ihren vorhin erwähnten pommerschen Nachbarn in besonders grellem Gegensatz, und zwar nicht allein in der Körperbildung, sondern auch in ihrer Lebensweise und Beschäftigung. Obwohl sie nämlich ebenfalls beinahe sämmtlich Eigenthümer sind und oft große Ackerflächen besitzen, so ist bei ihnen die Landwirthschaft doch nur Nebensache. Sie bauen meistens nur so viel Getreide, als sie für den eigenen Bedarf und den Unterhalt des Viehes nöthig haben; die übrige Zeit und Kraft verwenden sie auf den Dielenhandel. Rings umher dehnen sich in der Gegend noch jetzt bedeutende Waldungen aus, und deren Produkte, besonders das in Breter geschnittene Holz, werden seit der Zeit mehrer Menschenalter regelmäßig wöchentlich ein- bis zweimal (meist des Montags und Donnerstags) durch das Städtchen Baldenburg nach Cöslin und Colberg gefahren. Diese Reise, auf noch jetzt fast gänzlich unchaussirtem Wege, dauert meistens jedesmal fast drei bis vier Tage, und auf dem Rückwege bringen sie dann die Kaufmannsgüter aller der Städtchen in der Umgegend mit, welche früher per Wasser und jetzt per Eisenbahn von Berlin, Magdeburg, Stettin ꝛc. nach Colberg oder Cöslin spedirt wurden.

Die Fuhrleute sind dort in Hinterpommern überall unter der Bezeichnung „Dielenbauern“ bekannt, und da sie auf die Frage: woher? doch nicht ihre Dörfer, sondern das ihnen zunächst liegende Städtchen, welches zugleich ihren Sammelplatz bildet, in ihrer plattdeutschen Sprache mit „Ball“*) bezeichneten, so finden wir noch jetzt dort auf dem ganzen Wege bis nach Cöslin hin überall auf den Wegweisern die Entfernungen „bis nach Baldenburg“ angegeben, obwohl dieses Städtchen doch unter den kleinen eins der kleinsten und auch sonst unbedeutendsten ist.

*) „Wo seid Ihr her, guter Freund?“ „Ut de Ball.“

Jedenfalls hat die auf diesen Reisen von einem Geschlecht zum andern einwirkende Berührung mit den Deutschen zur Germanisirung dieser Slaven das Ihrige beigetragen; allein die Hauptursache, welche dieselbe zu Wege gebracht hat, muß wohl in einer innigen Vermischung des slavischen Blutes mit dem deutschen liegen. Dieses Letztere scheint auch aus der Körperbeschaffenheit dieses Völkchens klar hervorzugehen. Wie wir nämlich an den Berührungspunkten beider Elemente, z. B. in dem preußischen Polen, noch jetzt häufig die Bastarde beider Volksstämme als die schönsten und kräftigsten Menschen finden, so treten uns auch diese Dörfler als lauter Riesen im Vergleich mit ihren Nachbarn rings umher entgegen.

Ein ganz natürliches, aber doch auffallendes Ergebniß davon ist wiederum das, daß die jungen Bursche aus Eickfier und seinen verwandten Dörfern fast regelmäßig zur preußischen Garde ausgehoben werden, während die magere Gegend sonst weit und breit keine Gardemänner erzeugt. Sie werden dann nach Berlin und Potsdam gebracht — wo sie nicht allein durch ihre Größe und ihren herrlichen Wuchs, sondern auch durch ihre regelmäßigen Gesichtszüge und ihre Gelehrigkeit oft ihr Glück machen.

Wie überall hier in Westpreußen, einem Theile Posens und Pommerns, hatte sich auch hier vor Jahren die bescheidene Gewerbthätigkeit der Tuchmacher in gar regsamer Weise erhoben. Spindel und Schwungrad schnurrten hier in jedem Häuschen, und die kostbare Waare wurde dann von den Meistern selbst nach allen Weltgegenden, besonders nach russisch Polen hinein zum Verkauf getragen. Die russische Grenzsperre, noch mehr aber die Konkurrenz der Maschinen haben dieses Gewerbe zu Grunde gerichtet. Die alten Meister sind mit Herzeleid in die Grube gefahren, und fast nichts erinnert an die einst so schwunghafte Tuchmacherei von Baldenburg mehr, als ein prächtiger Chor in der dortigen alten Kirche mit der goldenen Inschrift: „Das hochwohllöbliche Gewerk der Tuchmacher.“

In gleicher Weise ist eine andere Industrie dieser Gegend zu Grunde gegangen. Es war dies die Bereitung der Wockerasche, d. h. aus harten Holzarten, besonders aus Buchenholz gebrannter und ausgekochter Asche, welche zur Pottaschenfabrikation benutzt und für diesen Zweck besonders nach Danzig in großer Menge ausgeführt wurde. Die Zeit hat indessen die Wälder mehr und mehr gelichtet; Laubholzwälder gibt's, wenigstens mit starken Bäumen, auch hier nur noch sehr spärlich, und die Holzpreise steigen von Jahr zu Jahr. Jetzt kann fast Niemand reines Buchen- oder Eichenholz mehr brennen, man muß Kiefernholz oder wohl gar Torf darunter nehmen, und daher ist die Asche für diesen Zweck nicht mehr brauchbar.

So hat die Gegend zwei wichtige Ausfuhrartikel verloren, und wie lange wird es dauern, die Wälder schmelzen mehr und mehr, da geht auch der dritte, die Dielen, zu Ende. Dies ist um so trauriger, da der Landstrich eben leider nichts nennenswerthes Anderes zu erzeugen vermag. Bis in die neueste Zeit abgeschnitten und verlassen von aller Welt, ohne die nöthigsten Verkehrswege, von Chausseen, geschweige denn von Eisenbahnen, in viele Meilen weitem Umkreise keine Rede; so producirte man hier eigentlich nur, was man selbst brauchte, und die Dielenbauern waren das einzige durchaus nöthige und unendlich wohlthätige Verkehrselement, denn sie brachten den geringen Ueberfluß fort und holten dafür die nothwendigsten Gegenstände ein. Jetzt hat sich ein neuer Verkehrsweg geöffnet; die Eisenbahn ist bis Cöslin gebaut, und ihr beginnen sich, doch erst allmälig, die nöthigsten Chausseen anzuschließen. Aber auch jetzt sind unsere germanisirten Slaven noch immer die Träger und Vermittler der Civilisation und des Weltverkehrs mit diesem armen Landstrich.

Der Mensch und die klimatischen Einflüsse.

Der Mensch kann sich nicht in all' und jedem Klima einbürgern, fortpflanzen oder in demselben gedeihen, und ein wirkliches Eingewöhnen unter einem fremden Himmelsstriche findet nur sehr bedingt und unter großen Einschränkungen statt.

Diese Sätze muß man gelten lassen, weil sie durch die Erfahrung und die Thatsachen bestätigt werden. Es hat aber lange gedauert, bevor man diese einfache und augenscheinliche Wahrheit anerkannte. So behauptete der dänische Geograph Malte Brun (der seine Bücher in französischer Sprache schrieb): „Der feste Entschluß, sich durch eine Krankheit nicht werfen zu lassen, ist das wirksamste Mittel, sich gegen die Einflüsse eines ungewohnten Klimas zu stählen; der Leib gehorcht den Befehlen des Geistes. Unter jedem Klima nehmen Nerven, Muskeln und Gefäße bald den Zustand an, welcher dem Grade der Wärme oder Kälte angemessen ist." Der berühmte Arzt Boerhave äußert, kein mit Lungen versehenes Geschöpf könne in einer Atmosphäre leben, welche dem Wärmegrade seines Blutes gleichkomme! Demgemäß würde also der Mensch bei einer Temperatur von 38 bis 39 ° C. sterben. Cassini, auch ein berühmter Mann, stellte den Satz auf, kein Thier könne in einer Höhe von 15,000 Fuß leben, und doch giebt es manche Wohnplätze, z. B. Gartok im Himalaya, welche höher liegen.

Der Mensch ist bei seinen Wanderungen und bei seiner Verbreitung über den Erdball weder so biegsam, noch so gebrechlich, als die Theoretiker annehmen. So viel steht fest, daß man ihn nicht als einen unbedingten Kosmopoliten betrachten darf. Wir haben schon mehrfach die Frage über die Einwirkungen des Klimas in Erwägung gezogen und namentlich die Ansichten des englischen Naturforschers Knox (Globus IV, S. 378 ff.) ausführlich mitgetheilt. Jüngst lasen wir Boudins Abhandlung „über den Nichtkosmopolitismus der Menschenrassen" (Memoires de la société d'Anthropologie, I. Paris 1863, p. 93 — 123) und fanden, daß der berühmte Verfasser des Traité de geographie et de statistique médicales (1855) im Wesentlichen mit den im Globus mitgetheilten Erörterungen und Gründen übereinstimmt. Seine eingehenden Forschungen haben ihn zu folgenden Ergebnissen geführt:

1. Es ist durchaus nicht bewiesen, daß die verschiedenen Menschenrassen kosmopolitisch seien; vielmehr ergiebt sich aus einer großen Menge von Thatsachen das Gegentheil.

2. Die Fähigkeit, sich außer dem Heimathlande zu acclimatisiren, ist, je nach der Rasse, verschieden.

3. Es ist nicht nachgewiesen worden, daß ein Europäer als ein im freien Felde arbeitender Ackerbauer sich in den heißen Ländern der nördlichen Halbkugel dauernd fortpflanzen könne.

4. Die Acclimatisirung des Europäers scheint an einer großen Menge von Oertlichkeiten der heißen und selbst tropischen Region auf der südlichen Halbkugel mit geringeren Schwierigkeiten stattzufinden, als auf der nördlichen.

5. Der Europäer erträgt viel besser die Wanderungen in die kalten, als in die heißen Länder.

6. Es scheint nicht, als ob die Negerrasse sich in Südeuropa acclimatisiren könne, und eben so wenig in Nordafrika. In diesem letztern erhält sie sich nur durch unablässigen Zuwachs von Einwanderern.

7. Es ist nicht erwiesen, daß die Negerrasse sich auf den englischen und französischen Antillen, auf Bourbon (Réunion), Mauritius und Ceylon dauernd fortpflanzen könne, obwohl diese Inseln zwischen den Wendekreisen liegen.

8. Es scheint dagegen, als ob die Negerrasse sich in den südlichen Staaten Nordamerika's acclimatisire.

9. In den Nordstaaten dagegen verkümmert sie und liefert außerdem eine ganz enorme Menge Geisteskranker.

10. Die Juden acclimatisiren sich und pflanzen sich dauernd fort in allen Ländern.

11. Die Juden stehen in Bezug auf Statistik der Geburten, der Krankheiten und der Sterblichkeit unter ganz anderen Gesetzen, als die Völker, in deren Mitte sie leben.

Zur Begründung dieser Sätze bringt Boudin eine große Menge von Belegen. Zunächst wird von ihm auf den allbekannten Umstand hingewiesen, daß das Gedeihen der Pflanzen und das Reifen ihrer Früchte von gewissen Temperaturbedingungen, also von klimatischen Verhältnissen abhängen. Die Eingewöhnung der Thiere in anderen Ländern ist aber mit weit größeren Schwierigkeiten verbunden, als jene der Pflanzen. Von den 140,000 Thierarten, aus welchen das Thierreich, den neuesten Abschätzungen zufolge, besteht, können höchstens 40 als gezähmt, als völliges Eigenthum des Menschen betrachtet werden. (Wir haben über diesen Punkt ausführlich gesprochen, Globus V, S. 281, und werden demnächst mit der Schilderung der Hausthiere und ihrer Bedeutung für die Civilisation der Völker fortfahren.)

Schon der alte römische Baumeister Vitruvius hatte darauf hingewiesen, daß die Wanderungen der Völker aus nördlichen Gegenden nach dem heißen Süden auf die Dauer keine gedeihlichen Erfolge haben; die Menschen, sagt er, dauern auf die Länge nicht aus. Boudin giebt ihm Recht. Es ist, sagt er, bis auf den heutigen Tag noch keinem Europäer gelungen, seinen Stamm in Nordafrika, und noch viel weniger in den Gegenden zwischen den Wendekreisen, fest zu bewurzeln. Die Mameluken konnten sich in Aegypten nicht aus eigener Kraft fortpflanzen, sondern nur dadurch, daß sie unablässig tscherkessische Sklaven ins Land brachten. Ihre Kinder starben hinweg. Der Vicekönig Mehemed Ali (der von Geburt ein Albanese war) hatte 94 Kinder, von denen aber, als er starb, nur drei am Leben waren. In Algerien finden wir gar keine nachweisbare Spur römischer Menschen.

„Die von europäischen Vätern und Müttern seit 23 Jahren in Algerien geborenen Kinder werden unbarmherzig hinweggerafft, und die von schwarzen Vätern und Müttern gezeugten noch früher als die von weißen." So schreibt, 1852, Doktor Vidal, Oberarzt der Spitäler in Constantine. Und General Duvivier äußerte: „Die Leichenäcker sind in Algerien die einzigen Niederlassungen, welche Zuwachs erhalten."

In diesen Bemerkungen ist gewiß Einiges zu stark aufgetragen; wahr aber bleibt, daß die Sterblichkeitslisten ein sehr ungünstiges Verhältniß nachweisen. In den Jahren 1847 bis 1854 stellte sich das Verhältniß der Sterbefälle für je 1000 Seelen:

	Ausländer.	Franzosen.
1847.	48,4	50,8
1849.	81,3	101,5
1851.	39,3	64,5
1853.	30,4	47,7
1854.	41,5	54,5

Unter den Ausländern, deren Sterblichkeitsverhältniß weniger ungünstig ist, als das der Franzosen, sind vorzugsweise eigentliche Südeuropäer zu verstehen, insbesondere Malteser, Italiener und Spanier, die schon

in der Heimath ein heißes Klima haben. Die Franzosen aber wurden 1849 mehr als decimirt. In Frankreich stellt sich als Durchschnitt der Sterbefälle die Ziffer von 25 auf 1000 heraus. Die amtlichen Tabellen ergeben für 15 Städte (Algier, Blidah, Tenes, Scherschell, Medeah, Miliauah, Bufarik, Ammale, Oran, Mostaganem, Tlemsen, Constantine, Bona, Philippeville und Budschia) ein sehr ungünstiges Resultat, denn in ihnen allen übersteigt das Mortalitätsverhältniß jenes von Frankreich, England ꝛc. bei Weitem. In Miliauah kamen 1849 auf je 1000 Einwohner 100 Sterbefälle, in Tenes 103, Blidah 105, Oran 107, in Mostaganem 116, und in Scherschell gar 323; in dieser Stadt betrug die Sterblichkeit fast ein Drittel der Bevölkerung.

Im Jahre 1853 kamen in der Provinz: Algier 25,411 Geburten auf 34,979 Sterbefälle, Oran 11,755 auf 13,692, Constantine 7794 auf 12,097. Nun soll nicht geradezu behauptet werden, daß die Acclimatisirung in Algerien platterdings unmöglich sei, wohl aber, daß sie mit ganz ungemeinen Schwierigkeiten verbunden sein wird.

Wir wenden uns nach den Antillen. Dort, in dem sogenannten Westindien, wird man kaum die dritte Generation einer europäischen Familie finden. Ramon de la Sagra, ein Cubaner, sagt: „Die weiße Bevölkerung in Havana erhält sich nur, indem sie unablässig Zuwachs durch Einwanderung erhält." Ein Arzt auf Guadeloupe, Doktor Rochon, bemerkt: „Auf den Antillen kann man nicht zehn Beispiele nachweisen von Creolen, welche es, ohne Beimischung direkt aus Europa gekommenen Blutes, bis auf die dritte Generation gebracht hätten." Ein Arzt auf Martinique, Doktor Rufz, meint, daß eine Acclimatisirung dort möglich sei, giebt aber zu, daß die weiße Bevölkerung der Insel, die 1738 sich auf 14,969 Köpfe stellte, 1769 auf 12,069 gesunken war. Gegenwärtig beträgt sie nicht über 8000. Eine amtliche Tabelle enthält für die Jahre 1852 bis 1856 folgende Zahlen, die sich auf alle Rassen ohne Unterschied beziehen.

	Geburten.	Sterbefälle.
Guadeloupe	20,095	20,675
Guyana	2,333	2,830
Réunion	18,934	20,773

Ein Marinearzt, der lange in Guyana gelebt hat, Laure, spricht sich in folgender Weise aus: „Das Leben in dieser Kolonie ist für den Weißen höchst beschwerlich. Ohne Beihülfe der Schwarzen könnte er den Boden niemals bebauen, das widerstrebt seiner ganzen Leibesbeschaffenheit. Auch wenn er das ist, was man als acclimatisirt bezeichnet, altert er doch vor der Zeit, verliert Kraft und geistige Energie, wird unfähig zur Arbeit."

Ganz dasselbe gilt von vielen Theilen Indiens, dem hinterindischen Archipelagus und den Philippinen, und doch ist hier der Europäer nirgends Ackerbauer. Die englische Regierung giebt sich große Mühe, dort ihre weißen Soldaten mit europäischen Frauen zu verheirathen, aber niemals sind in einem englischen Regiment auch nur so viele Kinder geboren worden, daß man aus ihnen nur die nöthige Anzahl von Trommelschlägern und Pfeifern hätte rekrutiren können.

Auf der südlichen Halbkugel stellt sich dagegen vielfach ein günstigeres Verhältniß heraus. Wenn Boudin meint, daß auf diesen Umstand vor ihm noch Keiner hingewiesen habe, so will ich dagegen bemerken, daß das allerdings geschehen ist, und zwar in überzeugender Weise und mit großer Gründlichkeit von Dr. Mühry in Göttingen, durch dessen Arbeiten, z. B. seine Grundzüge der Nosogeographie, 1856, und Grundzüge der Klimatologie in ihrer Beziehung auf die Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerungen, 1858, recht eigentlich eine neue Bahn gebrochen ist. Ich für meinen Theil habe die „Krankheiten und deren Einwirkungen auf den Verkehr" behandelt (Karl Andree, Geographie des Welthandels, S. 339 bis 363) und dort die Salubrität der südlichen Halbkugel hervorgehoben.

Folgende Thatsachen sind nicht anzufechten. Neuseeland und ein großer Theil Australiens, obwohl dem Aequator näher als Algerien, sind doch unendlich gesunder. Aehnliches gilt im Allgemeinen von den südlichsten Provinzen Brasiliens und der La Plata-Region und von den südlichsten Theilen Afrika's, namentlich von der Kapregion. Auf Tahiti stellt sich das Sterblichkeitsverhältniß bei den französischen Truppen, einem achtjährigen Durchschnitt zufolge, nur auf 10 von 1000, also günstiger als in Europa selber. Auf Réunion erhalten sich die unvermischten „kleinen Weißen" (petits blancs), sehr gut und ihr Nachwuchs gedeiht. Diese kleinen Weißen hausen fern von den Städten in den Gebirgsthälern, meist im Innern der Insel, nun schon seit ungefähr 200 Jahren. In dem frischen Gebirgsklima bleiben sie kräftig und gesund. „Aber nie verschlechtern sie ihr Blut durch Vermischung mit Negern oder Mulatten, sondern halten streng darauf, daß dasselbe rein und unvermischt bleibe."

Bei europäischen Truppen stellt sich im Durchschnitt das Sterblichkeitsverhältniß auf der südlichen Halbkugel sehr günstig. Es beträgt, von je 1000 Köpfen, auf St. Helena 10,8; Tasmanien 7,6; Neuseeland 9,1; am Kap 12.

Bei den Wanderungen europäischer Völker von Süden nach Norden stellt sich im Allgemeinen ein günstigeres Verhältniß heraus, als umgekehrt. Sie dauern besser aus. Die französischen Canadier liefern dafür einen Beweis. Sie erhalten seit 100 Jahren nur ganz unbedeutenden Zuwachs aus ihrer Heimath, und doch war ihre Zahl 1851 in Unter-Canada schon auf 695,945 Köpfe angewachsen.

Aber mit den Negern verhält es sich anders. Ein schwarzes Regiment, das 1817 nach Gibraltar verlegt wurde, erlag, mit wenigen Ausnahmen, schon nach 15 Monaten der Lungenschwindsucht. Aber nicht nur auf seiner Wanderung nach den Polen hin leidet der Neger, sondern auch auf jenen nach Westen und Osten.

Es war eine weit verbreitete und ziemlich allgemein angenommene Meinung, daß die Neger, welche aus Afrika nach den Antillen hinübergebracht werden, hier alle günstigen Bedingungen zur Fortpflanzung ihres Stammes fänden. Es hat sich aber allzeit ein Ueberschuß der Sterbefälle über die Geburten herausgestellt. Das ist auch, nach des Obersten Tulloch Statistik der Negerbevölkerung in Westindien, noch jetzt der Fall, mit alleiniger Ausnahme der Insel Barbadoes. Der genannte Statistiker behauptet sogar: „Before the termination of an other century, this race will have almost ceased to exist in our Westindia colonies;" er nimmt also an, daß die Neger dort nach Ablauf eines Jahrhunderts verschwunden sein würden. Darin geht er wohl zu weit; wahr aber bleibt, daß auf die Sklavenbevölkerung der englischen Antillen, von 1816 bis 1832, auf 696,171 Köpfe im Durchschnitt ein Sterbefall auf 36, und eine Geburt auf 40 Seelen kam, die jährliche Abnahme also etwa 2000 betrug. In Betreff der Schwarzen Guyana's sagt Doktor Laure:

„Unter den Negern ist hier die Sterblichkeit noch größer, als bei den Europäern; man kann die Zeit berechnen, wann sie verschwunden sein werden. Wer nach Cayenne kommt, glaubt sich in ein Spital versetzt, und Alles, was ein Kolonist, auch unter den verhältnißmäßig besten Umständen, hoffen darf, ist lediglich, daß er wünschen muß, nicht zu sterben. Keine weiße Creolenfamilie hat auf Fortdauer zu rechnen, ohne sich mit europäischem Blute zu vermischen und durch dasselbe zu regeneriren."

Dagegen gedeihen die Neger ganz ausgezeichnet in den nordamerikanischen Südstaaten: In den Vereinigten Staaten zählte man 1790 erst 697,397 Sklaven; 1860 dagegen 3,953,760 und dazu 487,996 freie Farbige. Seit 1808 sind fast gar keine Neger aus Afrika eingeführt

worden; der Zuwachs fand also auf nordamerikanischem Boden statt. In den eigentlichen Nordstaaten nimmt die Ziffer der Neger ab; im Allgemeinen verkümmern sie dort.

Merkwürdigerweise ist das auch auf Ceylon der Fall. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte die holländische Regierung etwa 9000 Neger dorthin geführt; von diesen war 1841 auch nicht eine Spur mehr vorhanden, und von etwa 5000 anderen, welche durch die Engländer nach jener indischen Insel verpflanzt worden waren, befanden sich kaum noch 300 am Leben!

Die Hypothese, daß der Neger sich in allen heißen Ländern acclimatisiren und gedeihlich fortpflanzen könne, erscheint gegenüber einer großen Menge von Thatsachen, welche das Gegentheil beweisen, nicht ferner haltbar.

Nur allein die Juden stellen sich als ein wirklich kosmopolitischer Stamm heraus; es scheint, als ob sie Ubiquität haben. Wir finden sie überall im Gedeihen, von Schweden bis Gibraltar, von Algier, Aegypten und Marokko bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung, vom Kaukasus bis Schanghai, von Montevideo bis Quebec, und nun auch längst in Australien wie in Californien und auf den Inseln der Südsee. Man kann die Zahl der Juden, welche über den ganzen Erdball zerstreut sind, auf reichlich sechs Millionen veranschlagen.

Der russische Kalender von 1863 gibt allein für Rußland 1,430,643 Juden an. Im Jahre 1851 wurden 56,727 Juden geboren und nur 36,499 starben. Im Königreich Polen, für welches der Kalender die Ziffer der jüdischen Bevölkerung nicht angibt, wurden 27,329 geboren und nur 16,170 starben.

Für manche Krankheiten sind die Juden weniger zugänglich, als andere Landesbewohner. Boudin führt an, daß in Preußen in der 19jährigen Periode von 1822 bis 1840 von je 100,000 Sterbefällen 2961 auf Nichtjuden und nur 2161 auf Juden entfielen; die Ersteren hatten 3569 Todtgeborene, die Letzteren nur 2524; von jenen Ersteren starben im ersten Jahre 17,413, von Juden nur 12,935 von je 100,000 Seelen. In Algerien kamen auf je 1000 Seelen im Jahre 1849 Sterbefälle unter den Europäern $105,_9$, auf die Juden $56,_9$. Das war ein Ausnahmejahr; 1848 stellte sich das Verhältniß wie $42,_5$ und $23,_4$. A.

Aus allen Erdtheilen.

Der Telegraph nach Indien und die mesopotamischen Araber.

Derselbe war zu Anfang des Februarmonats auf der Strecke von Guadel (an der Küste von Mekran, bis wohin schon seit einiger Zeit von Karratschi in der Nähe der Indusmündungen telegraphirt wurde) bis zum Kap Mussendom in regelmäßiger Thätigkeit. Diese Strecke beträgt 450 Miles; das unterseeische Tau befand sich in bester Ordnung. Man wollte nun die Strecke von Kap Mussendom nach Bender Abuschähr und von da nach Basra in Angriff nehmen. Die Länge des Taues von Karratschi bis Basra, wo der türkisch-mesopotamische Telegraph anschließt, beträgt 1250 Miles.

Wir haben über diesen Telegraphen mehrmals, zuletzt Globus V, S. 123 ff. ausführlich berichtet und namentlich die Besorgniß gesprochen, daß er durch die Araber Störungen erleiden könne, weil diese gegen die Türken, „von welchen uns nichts Gutes kommen kann", sehr erbittert seien. Unsere Besorgniß hat schon jetzt eine Bestätigung gefunden. Wir lesen nämlich in Berichten aus Konstantinopel vom 24. Februar, daß sich der mächtige Stamm der Montefik-Araber in vollem Aufstande befinde. Die Türken haben allzeit danach gestrebt, diese Araber in völlige Abhängigkeit zu bringen. Nun ist jüngst deren bisheriges Oberhaupt, der Schêch Bender, gestorben, und der türkische Statthalter von Bagdâd, Namik Pascha, wollte die Gelegenheit benutzen, den Montefik einen türkischen Kaimakan, Gouverneur, aufzuzwingen. Darüber erbittert, haben sie zu den Waffen gegriffen, die Depots für die türkischen Dampfer am rechten Ufer des Tigris zerstört, den Verkehr auf dem Flusse selber gesperrt, bei Hillah eine Karawane ausgeplündert und die dort beim Telegraphenbau beschäftigten Arbeiter theils getödtet, theils verjagt. Sie hieben dann die Telegraphenstangen nieder und verschleppten das Baumaterial.

Man sieht, wie wohlangebracht die Vorsicht ist, welche darauf dringt, daß von Bagdâd aus eine Telegraphenlinie nach Osten hin durch Persien hergestellt werden soll, denn ohne eine solche wäre die Verbindung mit Indien allzeit gefährdet.

Die Karawanenstraße von Trapezunt nach Erzerum und Tabris

bildet einen der wichtigsten Handelswege in Asien, sie befindet sich aber in einem wahrhaft kläglichen Zustande. Die Gefahren und Beschwerden derselben sind in Karl Andree's Geographie des Welthandels, I, S. 143 ff. ausführlich geschildert worden. In manchen Gegenden ist die Richtung des Weges nur durch hohe Steinhaufen angedeutet; für Entfernungen von zwei bis drei Stunden braucht man im Winter nicht selten eben so viele Tage; wenn ein Pferd stürzt, muß die ganze Karawane halten; in den Gebirgen sind im Sommer die Wege so schlüpfrig, daß bei jedem Auf- und Niedersteigen der Boden treppenartig aufgearbeitet werden muß, um das Ausgleiten der Lastthiere zu verhindern. Die türkische Regierung hat, in ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit, nichts für Verbesserungen gethan, jetzt aber lesen wir, „daß der Bau einer Handelsstraße von Trapezunt über Erzerum nach Bajasid an der persischen Grenze" in Angriff genommen werden solle, und zwar gleich jetzt, im Frühjahr 1864. Man habe die Kosten auf 25,000 Börsen (Beutel, je zu 250 Piaster) veranschlagt. Aber das ist eine verhältnißmäßig geringe Summe, und außerdem ist in der Türkei zwischen Projektiren und Ausführen ein sehr weiter Abstand.

Doktor Esselbach,

unter dessen Leitung der große unterseeische Telegraph von Karratschi bis Bagdad gestellt werden sollte, und der bis jetzt unermüdlich das Werk fördern half, hat einen tragischen Tod gefunden. Er fuhr am 6. Februar in Berufsgeschäften auf einem Dampfer, litt seit einigen Tagen am Fieber, sprang, 180 Miles westlich von Guader, plötzlich über Bord und fand sein Grab in den Wellen.

Doktor Haug,

Professor zu Punah im Maharattenlande und einer der gründlichsten Kenner der Literatur der Parsi's, welche unsern Landsmann in ihren religiösen Angelegenheiten als eine Autorität ersten Ranges betrachten, hat während seiner Nachforschungen in der Provinz Guzerat das Glück gehabt, mehrere, bisher nicht bekannte, aber durch ihren Inhalt sehr werthvolle Zendmanuskripte aufzufinden.

Mage's Reise am obern Senegal und Niger.

Wir haben vor einiger Zeit erwähnt, daß dieser muthige und erfahrene Offizier auf seiner projektirten Wanderung nach Timbuktu zu Medine, am obern Senegal, angelangt sei. Er hat, wie wir jetzt lesen, diesen Platz am 24. November 1863 verlassen und war am 30. zu Guina eingetroffen. Nachdem

er die Wasserfälle bei Gnina besucht hatte, ging er am 1. December weiter und war am 10. in Bafulabeh, wo die beiden Quellströme des Senegal sich mit einander vereinigen. Der eine, Ba fing, d. h. in der Mandingosprache: schwarzer Fluß, kommt von Südosten her, der andere Ba khoy, weißer Fluß, aus Osten. Die ganze Gegend zwischen Gnina und Bafulabeh ist gegenwärtig eine Wüstenei (wahrscheinlich in Folge der Verwüstungen, welche der Hadsch Omar dort angerichtet hat). Bafulabeh besteht nur aus Trümmern, und Mage verweilte einige Tage in dem nahen Ualiha. Am 26. wollte er nach Baugassi aufbrechen, der Hauptstadt von Fuladugu, und seinen Weg am Ba fing entlang nehmen. Die vom Hadsch Omar eingesetzten Häuptlinge von Makadugu, das zu beiden Seiten des Ba khoy liegt, von Ualiha und Kundian hatten den Reisenden begrüßen lassen und ihm Schutz versprochen. Die Leute jener Gegend, welche viel Salz gegen Goldstaub eintauschen, äußerten den Wunsch, daß in Bafulabeh eine europäische Handelsfaktorei gegründet werde. Mage, sein Begleiter, Dr. Quintin, und ihr Reisegefolge befanden sich gesund.

Die Kämpfe der Franzosen in Senegambien

sind im Januar sehr heftig gewesen. Nachdem seit etwa 10 Jahren eine Anzahl von Negerpotentaten bezwungen und deren Länder annectirt worden sind, handelt es sich darum, die noch übrigen zu unterwerfen, damit das ganze Land zwischen Senegal und Gambia als unterworfen betrachtet werden könne. Nun ist an die Landschaft Cayor die Reihe gekommen. Der Gebieter dieses Landes, Lat Dior, leistete Widerstand, wurde aber trotz seiner überlegenen Kriegermenge von den Franzosen bei Loro (im Kanton Ngol, Provinz Guet in Cayor) aufs Haupt geschlagen; er ließ mehr als 500 Todte auf der Wahlstatt, während die Sieger nur drei Todte und 50 Verwundete hatten. Lat Dior entfloh nach Baol, dessen mediatisirter König ihn angriff und schlug. Cayor ist in Folge dieser Ereignisse zerstückelt und zum großen Theile annectirt worden.

Wieder eine Wittwenverbrennung in Indien.

Die Engländer haben sich bekanntlich die größte Mühe gegeben, den barbarischen Brauch dieser Sattis abzuschaffen, und das ist ihnen auch im Allgemeinen gelungen. Dann und wann kommt aber doch noch ein Fall von Selbstverbrennung vor. So im vorigen December in Bengalen, im Distrikt Monghyr. Als der Gouverneur davon Kunde erhielt, wandte er sich sofort mit einem Schreiben an die britisch-indische Gesellschaft, die zum Theil aus Eingeborenen besteht. Der Vorsitzende derselben, Radscha Pertahb Schönder Singh Bahadur, stellte sogleich Nachforschungen an, und diese ergaben Folgendes: Die Frau, deren Mann gestorben war, erklärte sich sofort für „Satti". Als der Scheiterhaufen bereitet war, ging sie inmitten der Verwandten ihres Mannes und von einer zahlreichen Menschenmenge geleitet, zur Opferstätte und stieg auf den Holzstoß, der dann von einem Jüngling in Brand gesteckt wurde. Als die Wahnbethörte von den Flammen ergriffen wurde, sprang sie schreiend zur Erde und rief, daß sie das Opfer nicht vollenden könne. Aber sie wurde mit Vorwürfen und Schmähungen überhäuft, kletterte wieder auf den Holzstoß und sank dort zusammen. Nun erst, so sagt der amtliche Bericht, zerstreute sich die Menge, während die unglückliche Frau sich in den Flammen umherwälzte, bis sie todt war. Die Mitglieder der Gesellschaft erörterten den Fall in einer Versammlung, und die Hindu erklärten durch einen der Ihrigen, Bäbu Degamber Mittra, daß das Satti ein durchaus verwerflicher, den göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwiderlaufender Brauch sei. Sie beschlossen, der Regierung treulich beizustehen. In Radschputana, in der Ortschaft Alwar, fand im vorigen Herbst auch eine Wittwenverbrennung statt. Aber der Radscha des Landes statuirte ein Exempel, indem er Alle, welche dabei förderlich gewesen waren, auf 10 Jahre ins Gefängniß setzen ließ und alle Beamten absetzte, weil sie von dem bösen Vorhaben höheren Orts keine Anzeige gemacht hätten.

Kamehameha der Vierte, König der Sandwichsinseln,

ist zu Ende vorigen Jahres gestorben. Er hat neun Jahre lang regiert und war noch nicht 30 Jahre alt. Die Berichte sagen, daß der vor etwa 16 Monaten erfolgte Tod seines vierjährigen Sohnes ihm tief zu Gemüthe gegangen sei und der Schmerz ihm die Tage verkürzt habe. Die Engländer schildern den Verstorbenen in sehr erbaulicher Weise; dieser hatte manchen Monat darauf verwandt, das Gebetbuch der anglikanischen Kirche in die Hawaiisprache zu übersetzen. Aber sie fügen hinzu, daß es diesem Südseeinsulaner platterdings unmöglich gewesen sei, „die transcendentalen Ideen des athanasianischen Symbolums" zu begreifen, weil es der Hawaiisprache an Wörtern fehle, um dieselben zu bezeichnen. Er starb am 30. November; sein Bruder hat als Kamehameha der Fünfte den Thron bestiegen; dieser junge Mann hat früher einige Jahre in Europa verweilt.

Der Acclimatisirungsverein zu Melbourne,

dessen wir schon mehrfach erwähnt, hat im Jahre 1863 seine Bemühungen, ausländische Thiere in der Provinz Viktoria einzugewöhnen, rüstig fortgesetzt, indem er verschiedene Arten von Hasen, silbergraue Kaninchen, Fasanen, Rebhühner und Haselhühner einführte. Dazu kamen noch verschiedene Arten europäischer Singvögel, und der Vorsitzende des Vereins, der Naturforscher Wilson, will nun auch Versuche mit der Nachtigall, ja sogar mit dem Johanniswürmchen machen. Der französische Kaiser hat ihm Angoraziegen geschenkt; verschiedene Arten von Hirschen haben sich bereits völlig eingebürgert und pflanzen sich fort; Boden und Klima sagen ihnen also zu. Auf solche Art bekommt das an einheimischen Thierarten arme Australien eine größere Mannigfaltigkeit.

Die Volksmenge auf der Insel Malta

belief sich zu Ende des Jahres 1863 auf 134,055 Köpfe. Sie ist im Anwachsen, obwohl eine nicht unbeträchtliche Zahl von Maltesern auswandert, um in den levantinischen Häfen und Algier Arbeit zu suchen. Die Engländer muntern sogar auf diesem kleinen Felseneilande zum Anbau der Baumwolle auf.

Sterblichkeit unter den freien Negern in Nordamerika.

In England wird der Streit zwischen den sogenannten Philanthropen und den, auf Wissenschaft und Erfahrung sich stützenden Anthropologen immer heftiger. Die Letzteren setzen den nicht selten aus der Luft gegriffenen, aber allemal mit dreister Zuversicht ausgesprochenen Behauptungen unbarmherzige Zahlen entgegen, gegen welche dann freilich nichts eingewandt werden kann. Jüngst behauptete ein londoner „Philanthrop" Folgendes: „Der Census liefert den Beweis, daß unter den freien Schwarzen in Nordamerika sich weniger Verbrecher und weniger Arme befinden, als unter den weißen Bewohnern; sodann, daß die Sterblichkeit der Schwarzen verhältnißmäßig geringer ist als unter irgend einer andern Klasse."

Nun beweist aber der Census gerade das Gegentheil. Aus den amtlichen Nachrichten über die Zuchthäuser in den vier Nordstaaten Massachusetts, Ohio, Neuyork und Pennsylvanien, aus dem Jahre 1850, geht hervor, daß in denselben ein Züchtling auf je 3300 Weiße kam, bei den Schwarzen dagegen 1 auf 300. Die Schwarzen lieferten also im Verhältniß zu ihrer Zahl mehr denn zehnmal so viel Verbrecher. Was die „Panpers", die bettelarmen Almosenempfänger, anlangt, so kam 1850 im Staate Massachusetts je 1 auf 280 Weiße und 1 auf je 102 Farbige; im Staat Indiana respektive 1 auf 2400 und 750.

Unter allen Nordstaaten hat allein Massachusetts genaue Listen über Geburten und Sterbefälle. Aus jenen der Stadt Boston ist, nach einem fünfjährigen Durchschnitt, ermittelt worden, daß bei den freien Farbigen das Verhältniß der Sterbefälle zu den Geburten sich auf mehr als 2 zu 1 stellt. Der Censusdirektor Kennedy hebt in seinen Erläuterungen zu der Volkszählung des Jahres 1860 hervor, daß die freie farbige Bevölkerung in der ganzen Union, abgesehen von dem Zuwachs, welchen sie durch freigelassene Sklaven erhielt, beinahe stationär geblieben ist; die Geburten stellen sich nahezu gleich mit den Sterbefällen, während die weiße und die Sklavenbevölkerung eine so starke Zunahme erfahren haben, wie in keinem andern Lande der Erde.

Der ganze weite Westen Nordamerika's goldhaltig.

Ein dem Kongresse in Washington vorgelegter Bericht des Generallandamtes gibt eine geologische Schilderung des mächtigen Plateaus, auf welchem die Gebiete Arizona, Neu-Mexiko, Utah, Nevada und Theile von Idaho, Washington und der Staaten Oregon und Californien liegen. Auf diesem Flächenraum, der nahezu eine Million Quadratmiles umfaßt, findet man, diesem Bericht zufolge, in jedem Gefließe deutliche Anzeichen, daß dasselbe in irgend einem Theile seines Laufes über goldhaltiges Gestein ströme. Das Gebiet Idaho, 326,000 Qua-

dratmiles, war vor drei Jahren noch völlig im Besitze der Indianer, ist aber nun schon von weißen Leuten besiedelt. Das östliche Oregon, das Washington-Territorium und das westliche Idaho sind Fortsetzungen der Mineralregion von Californien und Nevada. Die Indianer haben in manchen Flüssen Platina gefunden; Kupfer und Eisen sind in vielen Gegenden vorhanden, und an den Abhängen nach dem Stillen Ocean hin hat man Kohlen entdeckt. Nevada ist als Territorium kaum drei Jahre alt, nimmt aber in der Goldregion eine Stelle ersten Ranges ein. Arizona ist nur erst theilweise näher erforscht worden, gilt aber für den großen Mittelpunkt der Lagerstätten edler Metalle; daß Neu-Mexiko an dergleichen eine große Fülle hat, weiß man auch, doch sind hier die besten Grubenreviere im Besitz der Apaches-Indianer, welche mit den Weißen ununterbrochen Kampf haben.

Aus Californien.

Der Goldertrag war auch im Jahre 1863 unvermindert, und seitdem ein verständiger bergmännischer Betrieb mit guten Maschinen allgemeiner wird, steigert sich die Ausbeute mancher Gruben ungemein. In der Ophirmine liefert jeder Fuß der Grube monatlich 48 Dollars Ausbeute. Aus den Gould and Curvy Works, deren Anlage etwa eine Million Dollars erforderte, sind binnen 12 Monaten reichlich vier Millionen Dollars gewonnen worden und die Aktionäre erhielten 1,600,000 Dollars Dividende, was bei vielen derselben reichlich 400 Procent beträgt.

Ein Brief aus San Francisco schildert in ergötzlicher Weise, wie der plötzliche Reichthum manche Leute, die von ihm heimgesucht werden, in Verlegenheit bringt. Einige hundert wohlgekleidete Männer, welche monatlich an 1000 bis zu 20,000 Dollars aus ihren Goldgruben beziehen, dämmern in der Stadt umher und wissen nicht, was sie mit sich anfangen sollen. Die meisten waren früher Handarbeiter, die es sich sauer genug werden ließen. Jetzt fühlen sie sich in hohem Grade unbehaglich, denn seitdem sie Schaufel und Spitzhacke aus der Hand gelegt haben, haben sie ein ganz anderes Leben begonnen. Aber ihr größtes Unglück besteht darin, daß sie nicht wissen, wie sie ihr Geld los werden sollen. Allerdings trinken sie den besten Wein, rauchen die besten Cigarren und speisen vortrefflich, aber das Alles kostet nicht viel. Aber in San Francisco gibt Geld allein noch keinem Manne den Anspruch auf Verkehr in der guten Gesellschaft, und für diese fehlen ohnehin den meisten Neureichen die Vorbedingungen. Ein plötzlich reichgewordener Mann wird in den östlichen Yankeestaaten als ein Shoddy bezeichnet (Shoddy eigentlich ein aus zerkratzten Tuchlumpen verfertigtes Zeug, das wenig haltbar ist) in Californien aber als ein Washoe (nach den reichen Washoe-Gruben). Vielen Leuten kann man kein anderes Verbrechen zum Vorwurfe machen, als daß sie monatlich 10,000 Dollars Einkünfte haben. Ich kenne Einen, den jüngst das Mißgeschick betraf, von seinem verstorbenen Bruder obendrein monatlich 12,000 Dollars zu erben, und er ist darüber untröstlich. „Was soll ich nun anfangen?" sprach er. Ich entgegnete: „Kaufen Sie sich eine gute Bibliothek, kaufen Sie auch eine Yacht, treiben Sie Fischfang, werden Sie Jäger, machen Sie Reisen, lernen Sie andere Länder kennen, erfreuen Sie sich an der Kunst, namentlich an schönen Gemälden, oder bauen Sie sich ein schönes Haus und treiben Sie Landwirthschaft. Auf solche Weise können Sie sich die Zeit vertreiben." Der Unglückliche gähnte und sprach: — „Das Jagen macht mir kein Vergnügen, auf das Fischen verstehe ich mich nicht, zum Ackerbau habe ich keine Lust, beim Lesen habe ich Langweile, und ein Gemäldekenner bin ich auch nicht." — Der Briefsteller versichert, daß er diese Unterredung buchstäblich wiedergebe; er rieth dem Washoe — sich zu ersäufen; dann habe alle Qual ein Ende.

Muschelhügel an der Westküste Südamerika's.

In der anthropologischen Gesellschaft zu London gab der mehrfach von uns erwähnte Reisende Clemens Markham interessante Nachrichten über schneidende Werkzeuge aus Quarzkrystall, deren sich die alten Bewohner von Chanduy, unweit von Guayaquil, an der Küste von Ecuador, bedient haben. Man findet Lanzenspitzen und Messer aus Quarzkrystall in jener Gegend weit und breit, von der St. Helenaspitze bis Guayaquil. Die in Markhams Besitz befindlichen wurden von Herrn Spruce an der Meeresküste aufgefunden und zwar in Muschelhügeln, welche mit den bekannten Kjökkenmöddings in Dänemark große Aehnlichkeit haben. Sie bestehen theils aus Bruchstücken von Töpfergeschirr, theils aus vier verschiedenen Seemuscheln. Diese sind: eine Auster, eine gewöhnliche Muschel, eine Herzmuschel und eine sehr schön geriefte Bivalve, welche von den Eingeborenen als „Eselsfuß" bezeichnet wird. Diese findet man aber jetzt nicht mehr lebendig in der Gegend von Chanduy. Da, wo die oben erwähnten scharfen Werkzeuge gefunden wurden, sind viele fossile Thierknochen, schon im 16. Jahrhundert, ausgegraben worden.

Die Einwanderung in den Staaten am La Plata

ist im Anwachsen. Während im Jahre 1862 nur 6716 Köpfe einwanderten, steigerte sich 1863 diese Ziffer auf 10,408. Von diesen kamen etwa 6000 auf Italien, 1000 auf England, die übrigen auf Frankreich (meist Basken aus den Pyrenäendepartements), Spanien und Deutschland. Es gehört zu den wunderlichen Erscheinungen, daß gerade die deutsche Einwanderung in jene gesunden und fruchtbaren Gegenden noch immer so wenig zahlreich erscheint, obwohl unsere, in der La Plataregion angesiedelten Landsleute trefflich gedeihen und als sehr willkommene Gäste erscheinen. Auch haben sie, im Gegensatze zu den „Damned Dutchmen" in Nordamerika, den großen Vortheil, daß sie nicht in die Parteiwirren und Streitigkeiten der Argentiner hineingezogen werden und nicht als „angeworbenes Miethlingsgesindel, als teutonic mercenaries, als „Gnano" betrachtet werden. Mit solchen Bezeichnungen ist, wie jeder Kundige weiß, die Yankeerasse ungemein freigebig, während die argentinischen Zeitungen von den Deutschen als „wackeren, betriebsamen und intelligenten Leuten" reden, deren Einwanderung ein Segen für das Land sei.

Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten Nordamerika's

hatten am letzten December vor. J. eine Ausdehnung von $49{,}632_{,23}$ Meilen erreicht, wovon $33{,}860_{,38}$ Meilen schon im Betrieb stehen. Deren Bau und die Anschaffung der Betriebsmittel erforderten ein Kapital von 1,625,952,215 Dollars. Von jenen $33{,}860_{,38}$ im Betrieb befindlichen Bahnmeilen gehören den Nordstaaten $24{,}926_{,23}$, den Südstaaten aber $8{,}933_{,45}$ M. an. Unter den Nordstaaten haben das ausgedehnteste Bahnnetz: Pennsylvanien mit 3545, Ohio mit 3356, Illinois mit 3080, Neuyork mit 2892, Indiana mit 2173, Massachusetts mit 1277 Meilen im Betrieb; unter den Südstaaten stehen obenan: Georgien mit 1421, Virginien mit 1378 und Tennessee mit 1304 Meilen. Die Länge der Bahnen in einem jeden der übrigen Staaten beträgt weniger als 1000 Meilen. Zu Ende des Jahres 1862 belief sich die Gesammtlänge aller koncessionirten Bahnen auf $49{,}136_{,48}$ Meilen, wovon zu jener Zeit $32{,}470_{,93}$ Meilen auch bereits eröffnet waren; mithin hat sich im verflossenen Jahre 1863 das Bahnnetz überhaupt um $495_{,75}$ Meilen vergrößert, und $1389_{,43}$ Meilen waren am Schlusse des Jahres 1863 mehr dem Betriebe übergeben, als zu Ende des Jahres 1862.

Rußlands Eisenbahnen.

Wir finden in der „Allgemeinen Zeitung" folgende Angaben: „Gegenwärtig sind folgende Bahnstrecken im russischen Reiche dem Betriebe übergeben: Die Nikolausbahn unter Staatsverwaltung, 652 Kilometer lang, von St. Petersburg nach Moskau mit Zweigbahn nach den Alexandrowsky'schen Bergwerken und dem Verbindungsgeleis zur Wien-Warschauer Bahn. In Privatverwaltung stehen folgende Linien: St. Petersburg-Tsarskoé-Sélo 28 Kilom. lang, St. Petersburg-Peterhoff mit Zweigbahn Krasnoë-Sélo 43 Kilom., Riga-Dünaburg 227 Kilom., Moskau-Kolomna und Moskau-Sergiewski-Posad, erstere 116, letztere 74 Kilom. lang, Gronschefsk-Don 65 und Wolga-Don 81 Kilom. lang, Warschau-Wien mit Zweigbahn Kattowitz-Zabkowice mit 343 und Warschau-Bromberg (preußische Grenze) mit 161 Kilom. Länge; ferner die drei Linien der großen russischen Eisenbahngesellschaft: St. Petersburg-Wilna-Warschau mit 1162, Wilna-Eydtkuhnen mit 179 und Moskau-Nischnei-Nowgorod mit 455 Kilom. Länge. Sämmtliche aufgeführte Bahnen haben eine Länge von 3586 Kilom. oder beiläufig 471 deutschen Meilen. Noch wäre beizufügen die Bahn Helsingfors-Tavastehus, worüber aber keine genaueren Längenangaben vorliegen. Projektirt sind und gelangen, ebenfalls durch Private, zum Bau zunächst folgende Linien: 1) die Bahn von Perm nach dem Ural, von da über Jekaterinenburg nach Tiumen; 2) die Bahn von Dünaburg nach Witebsk; 3) die Süd-

bahn Moskau-Sebastopol; 4) eine Bahn von Odessa nach Kiew über Krementschuk mit einer Zweigbahn von Odessa nach Parkan am Dniester. Ferner soll 5) die Bahn Moskau-Posad bis Jaroslaw verlängert werden. 6) Von Kiew aus ist eine Verbindung gegen Brody zur Verbindung mit der Lemberger Bahn projektirt. Nach den Konzessionsbedingungen sollen die erstgenannten vier Hauptbahnen bis 1870 fertig sein. Daß schon dieses gegenwärtig beabsichtigte Bahnnetz nicht allein für Rußland, sondern auch für den europäischen Gesammthandel große Bedeutung haben wird, liegt außer Zweifel.

Die Haidschnucken im nordwestlichen Deutschland.

Diese eigenthümliche kleine Abart der Schafe, welche nur im Nordwesten Deutschlands und einigen Strecken Hollands vorkommt, scheint ihrem Aussterben entgegen zu gehen. Ein Franzose, der von ihnen viel sprechen hörte, glaubte sie für ein wildes Volk in der Lüneburger Haide ansehen zu müssen, das von Haidekraut lebe und nannte sie, wie schon tausendmal wiederholt worden ist, „un peuple sauvage nomme Haidschnucks". Je mehr die Bodenverhältnisse der Haide sich ändern und ganze Landstrecken anders als bisher kultivirt werden, desto mehr dringt das gewöhnliche Schaf ein und die kleine Haidschnucke, welche ihre Rolle vielleicht bald ausgespielt haben wird, verschwindet. Mit um so mehr Dank ist es daher aufzunehmen, daß der fleißige Forscher J. G. Kohl, in seinen „Nordwest-deutschen Skizzen" (Bremen 1864) Alles gesammelt hat, was auf die Haidschnucken sich bezieht. Die Haidschnucken sind das vornehmste Hausthier mancher Haidebewohner und eine der Hauptstützen ihrer Existenz. Sie kommen, von der Cimbrischen Halbinsel an, durch den nördlichen und mittlern Theil Hannovers, durch Oldenburg bis in die Niederlande hin vor, wo sie „Heedschapen" (Haideschafe) genannt werden. Die harten, trockenen, fast holzigen Haidekräuter (Erica vulgaris) wollen keinem andern Thiere behagen, als diesen Haidschnucken. Das Pferd frißt diese Pflanze gar nicht, die Kuh nur im höchsten Nothfalle; doch wird diese mager dabei und geht zu Grunde, so daß an eine Existenz des Rindes auf der Haide gar nicht zu denken ist.

Die Haidschnucken sind die kleinste Art von Schafen, die wir haben. Die Länge eines Widders beträgt noch nicht zwei Fuß, seine Höhe nur $1\frac{1}{2}$ Fuß und selbst ein gemästeter Hammel bringt es meistens nicht höher, als auf 30 bis 35 Pfund. Der ganze Körperbau ist schwächlich, sie trippeln mit ihren mageren Beinchen zwischen den Haidekräutern mit unsicheren und beinahe zitternden Schritten umher. Ihr Pelz ist ungemein leicht, dünn, locker und mehr haarig als wollig. Zu Ställe kommen sie selten und selbst bei fußhohem Schnee scharren sie sich ihre Haidekräuter hervor; über Nacht pfercht man sie in Hürden ein, um nicht des Düngers verlustig zu gehen. Das Wasser der Haiden ist nicht immer zum Tränken dieser Schafe geeignet; so müssen sie oft tagelang dursten, ja, sie bekommen oft wochenlang nichts Ordentliches zu trinken. Sie ertragen Durst und Wassermangel ausgezeichnet, was um so mehr zu bewundern ist, da sie außer den dürren Haidekräutern nichts zu fressen bekommen.

Eine ganz eigenthümliche Menschenart sind die Schäfer dieser Haidschnucken, die mit ihren Thieren alles Ungemach der Haide theilen. Ueber den Kopf ziehen sie die dickwollige, spitze „Timpenmütze", hüllen ihren ganzen Leib in einen weiten Wollenmantel, „Hoik", und bekleiden ihre Füße und Beine mit den hölzernen „Holtenstewela". Dann ergreifen sie ihren Hirtenstab, „Schüte", und ziehen „Schnuckensocken breidelnd", d. h. Strümpfe aus Haidschnuckenwolle strickend, durch die Haide dahin, die immermehr abnimmt und der Kultur verfällt, bis einst die letzte Haidschnucke und der letzte „breidelnde Schaper" verschwunden sein werden.

Der Silberabzug aus Europa nach dem Orient,

der schon seit langer Zeit nicht geringe Besorgnisse einflößt, hat nun immer größere Dimensionen angenommen. Von dem Silber, welches Asien erhält, kommt nur sehr wenig wieder nach Europa zurück; das wußten und beklagten schon die Römer in der Kaiserzeit. Heute muß ein großer Theil der asiatischen Baumwolle und Rohseide baar, nicht mit europäischen Gewerbserzeugnissen, bezahlt werden. Aus Marseille meldet ein Handelsbericht, daß die Dampfer der Messageries imperiales im Januar 1863 mehr als 18 Millionen Francs Silber nach der Türkei, Griechenland, der Levante und Italien mitnahmen; nach Alexandria gingen außerdem für Aegypten, Indien und China 11,725,000 Francs. Während somit an 30 Millionen Francs baares Silber in einem einzigen Monate von Marseille verschifft wurden, kamen nur 600,000 Francs an. Jeder Dampfer nach Indien und China nimmt ein bis zwei Millionen Francs dorthin mit.

Häringsfang während der Wintermonate.

Die bei Weitem größte Zahl der vielen Millionen Häringe, welche alljährlich in den Handel gelangen, kommt bekanntlich von der Nordseeküste Schottlands. Dort ist in den Sommermonaten Juli, August und September der Fang so ergiebig, daß allein die Bewohner der Grafschaft Caithneß in denselben durchschnittlich 1400 Boote und an 10,000 Fischer, Böttcher ꝛc. beschäftigen; der Ertrag beläuft sich in jenen Monaten auf 150,000 bis 200,000 Pfund Sterling.

Den Hauptsammelpunkt für die Häringsfischer von Caithneß bildet die kleine Stadt Wick, der aber noch ein guter Hafen fehlt. Bis in unsere Tage hinein war man der Meinung, daß der Fang im Winter nicht lohne, und man dachte an einen solchen gar nicht. Jetzt hat aber die Erfahrung herausgestellt, wie irrig jene Meinung war. Die Wissenschaft hat den Anstoß gegeben. Die früher allgemein angenommene Meinung, daß der Häring nach dem Polarmeer fortzöge, ist platterdings nicht stichhaltig, denn es ist jetzt über allen Zweifel und durch den Augenschein festgestellt worden, daß der Häring auch nach der Laichzeit in der Nordsee bleibt und große Züge in jedem Winter an der Küste von Schottland ziehen. Deshalb fuhren im Anfange des Jahres 1863 caithneßer Fischer auf den Fang aus, um ihr Glück zu versuchen, und der Erfolg ist über Erwartung günstig gewesen.

Im laufenden Winter 1863 auf 1864 zeigten sich die Häringe schon früh an der Küste; die Fischer gingen rasch an's Werk, auch jene aus der Grafschaft Banff waren nicht müßig, und in der zweiten Hälfte des Januar waren etwa 1000 Mann mit dem Fange des Härings und Stockfisches beschäftigt. Der Ertrag belief sich in einer Woche auf etwa 50,000 Thaler; dabei sind allerdings auch andere Fische eingerechnet. Von nun an werden also auch während der Wintermonate frische Häringe in den Handel kommen.

Die Elephantenzähne als Handelswaare.

Die Nachfrage nach denselben steigt immer mehr und wird von Afrika befriedigt. Wenn man bedenkt, daß schon in den Tagen Homers Elfenbein zu Gegenständen des Schmuckes und zu Zierrathen verwandt wurde, und daß nun seit 3000 Jahren die Elephantenjäger in Thätigkeit sind, dann muß man sich wundern, daß der schwarze Erdtheil immer noch im Stande ist, so große Quantitäten in den Handel zu liefern; denn aus Indien kommt verhältnißmäßig wenig, und die Waare ist nicht so gut, wie die afrikanische. Einen genauen Nachweis über den Gesammtertrag können wir nicht geben; wir wissen aber, daß der größte Theil des afrikanischen Elfenbeins nach England geht. Dieses führte um 1799 durchschnittlich 192,690 Pfund jährlich ein, aber 1829 war die Einfuhr schon auf 364,784 Pfund gestiegen. Es mußten 3040 männliche Elephanten getödtet werden, um diese 6080 Zähne, die im Durchschnitt je ein Gewicht von 60 Pfund hatten, einzuführen. Gegenwärtig führt Großbritannien jährlich im Durchschnitt eine Million Pfund Elfenbein ein, also dreimal mehr als 1827, und um jene Masse zu liefern, müssen etwa 8333 Elephanten erlegt werden. Man nimmt an, daß jährlich etwa 4000 Menschen ihr Leben auf der Elephantenjagd verlieren. Ein Zahn, der 70 Pfund schwer ist, gilt im Handel für ein Stück erster Klasse. Cuvier hat eine Liste ungewöhnlich großer und schwerer Elephantenzähne zusammengestellt; der größte wog etwa vierthalb Centner. Im Herbst 1863 wurde einer in London versteigert, der 122 Pfund wog. Für die aus Angola, an der afrikanischen Westküste, nimmt man ein Durchschnittsgewicht von 69 Pfund an, für jene aus der Kapregion und Natal 106; von Lagos an der Westküste und für jene am obern Nil 114, für jene vom Gabun 91 Pfund. Aber im innern, von den Europäern noch nicht heimgesuchten Afrika, wo die Elephanten alt werden, kommen größere Zähne vor. So finden wir im Galignanis Messenger die Angabe, daß vor Kurzem ein nordamerikanisches Handelshaus einen Zahn bekommen habe, der, 9 Fuß lang, 8 Zoll im Durchmesser hielt und 800 Pfund wog. Auf der londoner Ausstellung von 1851 war ein Zahn von 11 Fuß Länge zu sehen; er hatte 1 Fuß im Durchmesser. Das Elfenbein von der afrikanischen Westküste, die Gabunregion ausgenommen, ist weniger elastisch, als andere Sorten und wird beim Bearbeiten auch nicht so weiß.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Georg Schweinfurths Fahrt auf dem Suez-Kanal.

Die Einweihung des Süßwasserkanals. — Die Stadt Suez. — Fahrt nach Ismailia im Centrum des Kanalgebietes. — Lagerplatz Schaluff. — Auskratzen des Sandes mit den Fingern. — Die Arbeiter. — Höhenzüge auf dem Isthmus. — Pflanzenwuchs; die Nützlichkeit der Tamariske. — Der Timsah-See. — Bitterseen; Schleuse von Nefisch. — Leben und Treiben in Ismailia. — Die Ausgrabungen bei Tussum. — Bodenschwierigkeiten, Sandanhäufungen und Baggern. — El Guisr. — Lagerplatz Ferdan. — Die Seen Ballah und Menzaleh. — Danaïdenarbeit im Menzaleh-See. — Port Saïd.

Am 20. Januar verließ ich Kairo und begab mich nach Suez, wo vor wenigen Tagen die Einweihung des Süßwasserkanals in festlicher Weise begangen worden war. Der Nil in Suez, das war das Losungswort, mit welchem der für die Geschichte dieser Stadt vielleicht wichtigste Tag von Alt und Jung, von Einheimischen und Fremden mit gleichem Jubel begrüßt wurde. Noch stehen verworrene Klumpen elender Erdhütten, verfallene, halbeuropäische Bauten von Fachwerk und Thon, am Quai sieht man das einstöckige Viereck des englischen Hotels, davor die auf leichtem Eisengerüst ruhende Eisenbahnhalle, einige Speicher und schließlich die Konsulatsgebäude der Westmächte.

So armselig erscheint die Stadt, in welcher, trotzdem sich über ihren Mauern drei Welttheile die Hände reichen, eine Ruhe des Todes herrscht. Kein Baum, kein Quell, nicht einmal Salzpflanzen an dem weiten flachen Meeresgestade, kurz nicht die geringste Spur einer Vegetation kann man im weiten Umkreise des Orts wahrnehmen. Dem Auge des Wanderers bietet sich keine andere Erquickung dar, als das Blau des Himmels und des Meeres, auf welchem ein halbes Dutzend Dampfer und einige Segelfahrzeuge vor Anker liegen. Man wird sich daher leicht vorstellen, welch verändertes Bild den Reisenden hier bereits nach wenigen Jahren erwarten wird, indem das Süßwasser des Kanals bei der Beschaffenheit des Wüstensandes und der hiesigen Atmosphäre ausreicht, um die trostloseste Einöde in kurzer Zeit in grüne Fluren umzugestalten.

Am Suez-Kanal. (Nach einer Originalzeichnung.)

Am folgenden Tage harrte meiner ein der Kompagnie gehöriges zierliches Boot auf dem Süßwasserkanal, welches mich nach Ismailia, der Hauptstadt des zum Kanal gehörigen, im Centrum des Isthmus gelegenen Territoriums bringen sollte. Die zwei Kameele setzten sich in Trab, und schnell und leicht glitt das kleine Fahrzeug über den Spiegel des Kanals dahin, welcher zunächst eine rein nördliche Richtung verfolgt. Abgesehen von der Raumbeschränkung im Boot, kann man sich ein bequemeres Reisen nicht vorstellen. Der kleine, bis jetzt nur von Fahrzeugen der Kompagnie befahrene Süßwasserkanal hat eine Breite von 15 und

eine Tiefe von durchschnittlich 1½ Meter; er würde somit einem, doch nur einem, der größeren deutschen Flußschiffe hinreichenden Raum gewähren. So klein die angegebenen Dimensionen auch erscheinen mögen, so reichen sie dennoch vorläufig völlig aus, um eine bequeme Kommunikation zwischen den einzelnen „Campements" der Arbeiter in der Wüste zur Herbeischaffung der nöthigen Bedürfnisse herzustellen. Aber der größte, nicht hoch genug anzuschlagende Nutzen desselben bleibt unstreitig das Vorhandensein trinkbaren Wassers an jedem beliebigen Orte. Man leitet dasselbe an solchen Stellen, wo die Arbeiten am großen Kanal bereits begonnen haben, in kleinen Gräben bis dicht zu jenem heran, so daß die Arbeiter nach Belieben sich dessen bedienen können. Noch vor Kurzem mußte das Trinkwasser mühsam auf dem Rücken schwerfälliger Kameele von weither herbeigeschafft werden, desgleichen die Lebensmittel, und bei zufälligen Störungen geriethen die Arbeiter nicht selten in die peinlichste Verlegenheit. Heute aber gibt es, zumal nach Vollendung des Pumpwerks in Ismailia und der Wasserleitung von da nach dem Mittelmeere, wohl keinen Punkt mehr zwischen Suez und Port Saïd, welcher nicht reichlich mit süßem Wasser versehen wäre. Man kann daher mit Recht den Süßwasserkanal als die wichtigste Basis zur weitern Arbeit betrachten.

Nach zweistündiger, schneller Fahrt waren wir in Schaluff angelangt, einem „Campement", bei welchem gegen 5000 Menschen mit der Ausgrabung des großen maritimen Kanals beschäftigt waren. Die Arbeit war an dieser Stelle erst vor wenigen Tagen begonnen worden. Die in Angriff genommene Strecke, die erste südlich vom Bassin der Bitterseen, mochte etwa zwei Kilometer betragen. Hier kommt noch das alte bekannte System des Grabens in Anwendung, welches vielmehr ein Auskratzen des Sandes mit den Fingern zu nennen ist. Nachdem die gefüllten Körbe zu den hochaufgethürmten Sanddämmen zu beiden Seiten hinaufgetragen worden sind, welche etwa 300 Fuß von einander abstehen, da dieses Gelände sich nur wenig über den Spiegel des Mittelmeeres erhebt, kehrt der Arbeiter zu seiner Grube zurück und beginnt dieselbe Prozedur von Neuem. Dennoch sah ich die Arbeit vor meinen Augen sichtbar gefördert. Die Leute sind familienweise angestellt und höhlen, zunächst eine jede für sich, eine grabenartige, querlaufende Rinne von einem Meter Breite aus. Die dünnen Seitenwände bleiben stehen und werden in dem Maße, als die Tiefe zunimmt, von oben abgerissen. Dieses praktische System hat zum Zweck, daß man das Resultat der Arbeit besser überschaue und dieselbe auf Alle gleich vertheile.

Ein schwer zu schilderndes Bild liefert dieses bunte, lante Getreibe mit dem Wüstenelemente ringender Tausende. Ueberschaut man dasselbe von den höchsten Punkten des aufgeworfenen Dammes, so läßt sich der Anblick nur mit einem ausgebreiteten Ameisenhaufen vergleichen. Wir gewahren, wenn wir die Menschen einzeln betrachten, alle Schattirungen der Haut und man möchte fast sagen auch jedes Alter unter ihnen vertreten. Die Strenge der Aufseher duldet zwar keinen Schlendrian, ich sah aber nirgends von der sogenannten Gottheit Aegyptens, dem Kurbatsch, Gebrauch machen; fröhlich und singend, schreiend, einander zurufend oder scheltend sieht man sie sich in dichten Schaaren zu beiden Seiten der Ausgrabungen die Dämme hinaufwälzen. Das Loos dieser Leute ist kein so schlimmes, als man glauben möchte, und das Unfreiwillige ihrer Arbeit wird am Ende mit den für ihre Bedürfnisse recht ansehnlichen Ersparnissen an baarem Gelde reichlich vergütet.

Bei Fortsetzung der Fahrt erfolgte ein kurzer aber hef-

Ein Fuhrwerk der Suez-Kompagnie. (Nach einer Originalzeichnung.)

tiger Regenguß, der sich dreimal wiederholte und eines der herrlichsten Phänomene, deren unsere Vorstellung fähig ist, hervorrief. Ein doppelter Regenbogen strahlte in wunderbarer Farbenpracht am Firmament und bildete zwei vollkommene concentrische Halbbögen von einem Horizonte zum andern. Der Kanal durchschneidet immer noch eine einförmige, trostlose Sandwüste. Einige Stunden später hielt die Barke vor einer Schlense, in welcher der Wasserstand ein Meter Differenz zeigte. Da blos eine Schlense vorhanden war, so mußte das Boot mit Gewalt durch die enge Oeffnung, zu der das Wasser hereinstürzte, hindurchgezogen werden, was endlich den Anstrengungen von 25 Mann gelang. Ein kleines steinernes Haus wurde an dieser Stelle für den Aufseher errichtet und ein Kilometer weiter nördlich befand sich eine Gruppe von Zelten, wo mehrere französische Kanal-Techniker ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten.

Hier wurde Halt gemacht, und ich fand in einem der Zelte ein, abgesehen von den Ueberraschungen meiner Miteinwohner, ganz gutes Unterkommen, wie man es sich in der Wüste schon gefallen lassen muß, wo alles animalische und vegetabilische Leben sich um einzelne Punkte zu gruppiren pflegt.

Die drei einzigen 1000 bis 2000 Fuß hohen Gebirge auf dem Isthmus, der Dschebel Awebet an der Eisenbahn zwischen Kairo und Suez, der Dschebel Attaka am Rothen Meere und der westlich und ziemlich nahe von diesem Lager gelegene Dschebel Geneffeh, lagen in vollendeter Klarheit vor den Augen des Beschauers und ertheilten durch die purpurnen Tinten, mit welchen die Abendsonne sie übergoß, dem einförmigen Grau der umliegenden Wüste die erwünschte Abwechselung. Fern am östlichen Horizonte sieht man von Nord nach Süd eine Hügelkette sich ausdehnen, welche als der letzte Ausläufer des Sinaigebirges zu betrachten ist.

Frühzeitig weckte mich eine diesen Wüsten eigenthümliche Morgenkühle bei 5° R., während am Tage das Thermometer 12 bis 15° zeigte. Zugleich wird es in den benachbarten Zelten lebendig, die Hähne krähen, Hunde laufen hin und her, einige Katzen machen es sich vor den Thüren bequem, die Frauen, dieser den Franzosen überall unentbehrliche Luxusartikel, schwatzen am flackernden Feuer, und sehr bald nach kurzer Morgenröthe erhebt sich der Feuerball, im Nu das Aschgrau der Umgebung in ein mehr oder minder modificirtes Braun verwandelnd.

Nach halbstündiger Fahrt gelangten wir an eine Stelle, wo der Kanal plötzlich seine Richtung verändert und, dem Dschebel Geneffeh sich nähernd, nach Südwesten abbiegt. Er beschreibt einen Halbkreis, indem er die weite thonige Ebene gegen Osten umschließt, welche nun auf die seither durchschnittenen Sandwüsten folgt und die einige Kraut-Vegetation nebst den periodischen Kulturen von Saubohnen enthält, welche die hier den Winter verbringenden Beduinen in den ungeackerten Boden auszusäen pflegen. Die Temperatur der letzten Nächte mußte hier unter den Gefrierpunkt erniedrigt worden sein, wie ich das an den zerstörten Blättern der Fettpflanzen (Mesembryanthemum) wahrnehmen konnte, welche den Boden bedeckten.

Weiterhin folgte eine unabsehbare mit reichlicher Gras- und Gestrüpp-Vegetation bekleidete Ebene, welche sich bis zur sumpfigen Region der Bitterseen ausdehnt. Tamarix macrocarpa, Hyoscyamus, Datura und Salsola tetrandra bilden dichte Gebüsche, namentlich gereicht erstgenannte Pflanze der Gegend durch die Pracht ihrer Blüthenmassen außerordentlich zur Zierde. Diese mehrere Fuß über den Boden sich erhebenden Sträucher geben Veranlassung zur Entstehung der zahllosen kleinen und größeren Sandhügel, welche uns in dieser Gegend überall entgegentreten. Selbst die völlig kahlen Hügel sind als die Gräber dieser Tamarisken zu betrachten, denn der wandelnde Sand, welcher zwischen den Zweigen haften bleibt, vergräbt dieselben immer tiefer und tiefer; mit ihren neuen Trieben arbeiten sie sich jedoch immer wieder aufs Neue empor und erhöhen so den Boden, auf dem sie wurzeln, bis zu der ansehnlichen Höhe von einigen 20 Fuß. Vermöge ihrer viele Klafter langen Wurzelbrut ist die Tamariske auch im Stande, nach allen Richtungen sich auszubreiten und die ärgsten Hindernisse zu bewältigen. In der That wandert man oft stundenlang durch den Sand, welcher überall von den strickartigen Wurzeln einer ehemaligen Tamarisken-Vegetation durchzogen ist, während kein Strauch im weiten Umkreise wahrgenommen wird. Die tiefen Einschnitte, welche die Kanal-Ausgrabung an manchen Stellen zu Wege gebracht hat, geben ebenfalls oft in bedeutender Entfernung von der heutigen Oberfläche Massen solcher Wurzelgewirre zu erkennen, welche einer vor undenklicher Zeit diese Sandwüsten bekleidenden Vegetation angehören. Es liegt auf der Hand, daß die Anpflanzung dieses Gewächses zur Befestigung der Ufer des Kanals von großer Wichtigkeit für das Bestehen desselben werden wird, und in der That hat man sich von seinem Nutzen bereits überzeugt; denn an einer benachbarten Stelle nahm ich zahlreiche Arbeiter wahr, welche mit Erweiterung der Ufer und Setzen von Tamarisken-Stecklingen zu ihrer Consolidirung beschäftigt waren. Die wichtige Frage, welche Mittel als die geeignetsten zur Befestigung der kolossalen Sandwälle am großen maritimen Kanal betrachtet werden müssen, soll von mir bei einer spätern Gelegenheit erörtert werden.

Arbeiter am Suez-Kanal. (Nach einer Originalzeichnung.)

Die Barke passirte nun eine etwa fünf Kilometer lange

Ein Durchstich im Suez-Kanal. Nach einer Originalzeichnung.)

Arabisches Dorf bei Port Said. (Nach einer Originalzeichnung.)

Strecke, auf welcher der Kanal fast genau von Osten nach Westen sich hinzieht und hart an den Fuß mehrerer, einige hundert Fuß hohen Hügel herantritt. Alsdann biegt er im rechten Winkel ab und verfolgt bis zum Timsah-See eine nördliche Richtung. Gegen Westen zeigen sich zahlreiche, mehr oder minder hervorragende Hügelgruppen, während auf der östlichen Seite die endlose Fläche der Bitterseen sich ausdehnt, eine Region, welche, weil mehrere Meter unter dem Niveau des Meeres liegend, nach Vollendung des maritimen Kanals ein weites Binnenbecken zu bilden bestimmt ist.

Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als wir bei der Schleuse von Nefisch anlangten, wo der über zwei Meter betragende Wasserstand eine Fortsetzung der Fahrt nicht gestattete. Hier endigt der südliche nach Suez abbiegende Arm und fällt senkrecht auf den von Westen aus dem Nil in den Timsah-See abfließenden Theil des Süßwasserkanals. Noch eine Stunde Wegs blieb mir bis zur Stadt Ismailia übrig. Die Kameele, welche bisher die Barke gezogen hatten, wurden mit dem Gepäck beladen und der Weg in der Finsterniß durch den tiefen Sand angetreten. Zahlreiche Lichter gaben von Weitem die Stadt zu erkennen, welche im Dunkel der Nacht und inmitten der Wüsteneinsamkeit mit ihren erleuchteten Werkstätten und Bureaux, den Schenken und zahlreichen Feuern vor den Zelten und Baracken, einen großartigen Eindruck auf den Ankömmling hervorrief. Als ich in eines der gut eingerichteten Kaffee- und Speisehäuser eingetreten war, vergaß ich, bald von einem großen Kreise liebenswürdiger Beamten umgeben, daß ich durch Wüsten und Meere von meiner Heimath getrennt sei.

Mein Aufenthalt in Ismailia bietet mir die angenehmsten Rückerinnerungen dar. Es waren für mich Tage der Erquickung und des Genusses im Umgange mit gesitteten und gebildeten Menschen, denn so kann man die französischen Beamten daselbst im Gegensatze zu der entarteten europäischen Kolonie in Cairo und Alexandria, wo Wechselfälschung, Kassendiebstahl und Erbschleicherei als die geringsten Vergehen betrachtet werden, wohl mit Recht nennen. Natürlicherweise läßt die Befähigung Vieler Manches zu wünschen übrig, denn daß es bei der gegenwärtigen Blüthe der Industrie und den vielen öffentlichen Bauten in Frankreich, welches selbst eine große Menge tüchtiger Kräfte bedarf, kein Leichtes sei, so viele erfahrene und ihrer großen Aufgabe gewachsene Ingenieure zu beschaffen, wird Jedem einleuchten, und diesem Umstande allein ist es wohl zuzuschreiben, daß wir Mancherlei bei dem Betrieb der Kanalbauten wahrzunehmen haben, was anders sein sollte. Im Allgemeinen aber muß man anerkennen, daß die überall wahrzunehmende Ordnung in der Verwaltung, so wie das einheitliche Zusammenwirken Aller bei diesem vielgegliederten Bauunternehmen, unterstützt von dem einmüthigen Willen der französischen Nation und dem Interesse der meisten sich am Welthandel betheiligenden Völker Europa's, die endliche Vollendung des Riesenbaus verbürgen, bei welchem weniger die Natur der Hindernisse, als die Unzulänglichkeit der zu ihrer Bekämpfung angewandten Mittel in Frage kommen.

Die Stadt Ismailia, dem gegenwärtigen Vicekönig zu Ehren so benannt, ist am Nordufer des Timsah-Sees erbaut und zählt bereits 3000 Einwohner, zum dritten Theil Europäer, in ungefähr 150 wohlgebauten Häusern. Die Straßen kreuzen sich nach den vier Richtungen der Windrose. Von den Sandhügeln am See aus betrachtet, nimmt sie sich am besten aus. Vor dem, die Verbindung mit dem großen maritimen Kanal bildenden Theil des Süßwasserkanals dehnt sich am sogenannten Quai Mehemed Ali eine Reihe stattlicher Gebäude aus, welche zum Theil von Stein, zum Theil von Holz, aber sämmtlich in hübschem, gefälligem Styl erbaut sind. Das Wohngebäude des Herrn von Lesseps ist eines der kleineren und äußerst zierlich in schweizer Art erbaut. Das größte und geschmackvollste Gebäude ist das der General-Direktion der Arbeiten. Es besteht aus einem weiten, einstöckigen Viereck mit zwei Flügeln und ist umgeben von buntverzierten Colonnaden mit maurischen Bögen, die das flache, weitvorspringende Dach tragen. Die Gebäude des Divisionschefs, des Ingenieurchefs der Arbeiter, das Hotel, das große Magazin der Kompagnie, das Schlachthaus und die hydraulische Anstalt der Wasserleitung zwischen hier und Port Saïd sind von Stein und äußerst solid aufgeführt. Alle diese Gebäude haben bei der großen Schwierigkeit der Beschaffung von Material und Arbeitern ungeheuere Summen und etwa das Fünffache von den Kosten erfordert, welche zu ihrer Erbauung in Cairo erforderlich gewesen wären. Die Wohnungen der Beamten sind nach den Verheiratheten und Unverheiratheten geschieden und befinden sich in lange Reihen bildenden einstöckigen, mit weitvorspringenden geweißten Dächern und Colonnaden versehenen Häusern, welche den großen „Place Champollion" umgeben. Westlich von der Stadt dehnen sich die Baracken, Schilfhütten und Zelte des Araber-Dorfes aus, und auf der entgegengesetzten Seite befindet sich das sogenannte griechische Dorf, welches auch die Läden, Schenken, Café's und Speisehäuser enthält.

Auf der großen Sandfläche, welche diese Häuser von der eigentlichen Stadt trennt, der sogenannten „Arène de l'Imperatrice", befindet sich zur Zeit noch eine große Anzahl von Zelten, die eine Vorstellung von der ersten europäischen Niederlassung in dieser Wüste geben. Es war eine Zeit der Entbehrungen und Entsagung alles Comforts für die armen Beamten, welche bei der Schwierigkeit des Transports um jeden Trunk und jeden Bissen geizen mußten, während sie in ihren luftigen Behausungen des Tags über einer infernalischen Hitze und des Nachts den empfindlichsten Temperatur-Erniedrigungen ausgesetzt waren. Seit jener Zeit hat sich Alles geändert. Die ganze Wüste, sonst der Tummelplatz wilder Beduinenstämme, der Hyänen und Gazellen, wimmelt heute von den Fußtapfen tausender von Lastthieren und Menschen und ist mit den Wahrzeichen des modernen Wüstenlebens, mit Papierfetzen, Cigarrenresten, Flaschenscherben und Conservenbüchsen wie übersäet.

Der Timsah-See enthält salziges Wasser von äußerst bitterm Geschmack; seine von hohen Binsenhorsten umstandenen Ufer sind theils steil abfallende Sanddünen, theils Sümpfe voller Pfützen und Gräben, welche mit schaumartigen, ekelhaft gallertartigen Algenmassen von verschiedener Farbe erfüllt sind. Der Boden ist allenthalben mit einer Salzkruste überzogen, und die Binsenstoppeln erscheinen davon wie bereift. Ungeheuere Schwärme von allerhand Entenarten, Bleßhühner, Bekassinen und Möven tummeln sich auf der dunkeln, tiefen Fluth, eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und der Unterhaltung für die Jagdliebhaber unter dem Beamtenpersonal von Ismailia. In dem Schilfröhricht sah ich zahlreiche Araber umherwaten, um mit den Händen kleine breitgeformte Fische zu erhaschen, welche sich in den zahllosen Pfützen verirrt hatten, und die große Ausbeute gab mir einen Begriff von ihrer außerordentlichen Häufigkeit. An der südwestlichen Ecke des Sees zieht sich ein Gewirre 50 bis 70 Fuß hoher Sanddünen hin, welche mit Sümpfen und Pfützen abwechseln, die von unterirdischen Quellen gespeist werden. Unter diesen haben zwei parallel in nordwestlicher Richtung verlaufende Wälle

ganz das Aussehen einer künstlichen Entstehung und sind den Dämmen des maritimen Kanals bei Tussum vergleichbar. Die Tamariske, welche unstreitig diese Dünen bilden half, überzieht dieselben stellenweise in dichten Massen, an anderen Orten ist der ganze Boden von ihrem Wurzelgeflechte wie durchsponnen. Sehr eigenthümlich nehmen sich am Rande der Pfützen die neu ausgeschlagenen Triebe der Wurzelbrut aus, indem sie hart an der Grenze des Wassers dichte kleine Hecken von wenigen Zoll Höhe bilden. Beim Besuche dieser Sümpfe muß man wohl auf der Hut sein, da der Boden nicht selten von unerwarteter Tücke ist und mir Fälle bekannt sind, daß Reiter bis an den Hals einbrachen, während zwei Schritt neben ihnen Andere unversehrt ihren Weg fortsetzten.

Zur Besichtigung der kolossalen Ausgrabung des großen Kanals bei Tussum, einem südlich vom Timsah-See und 1½ deutsche Meilen von Ismailia entfernten „Campement", unternahm ich dahin einen Ausflug. Ein riesiges Wagenpferd, von normannischem Geblüt, das ich ritt, brachte mich mit seinem dromedarartigen Trab in kaum einer Stunde an den Ort meiner Bestimmung. Das Sumpfgebiet auf der Ostseite des Sees mußte dabei in weitem Bogen umgangen werden und weiterhin mußte ich noch mehrere Kilometer durch den tiefen Wüstensand waten. Kurz vor dem Campement, welches, wie alle übrigen, aus einigen Reihen zierlicher Holzgebäude mit weitvorspringenden, von Colonnaden getragenen Dächern besteht, gewahrt man auf der Spitze des vordersten Hügels das den Beduinen der Wüste und den Karawanen seit Alters her bekannte Grab des Scheik Ennedek. Der benachbarte Hügel, Dschebel Marian, zeigt noch einige Spuren einer alten Stadt, deren Name unbekannt geblieben ist, und die Ingenieure zu Tussum wiesen uns mancherlei Antiquitäten vor, welche man hier aufgefunden hatte. Diese Oertlichkeit hat von jeher als Passage einer der beiden syrischen Karawanenstraßen ein besonderes Interesse; die andere führt nördlicher bei el Kantara vorbei.

Herr Massard, einer der in Tussum stationirten Beamten, zeigte mir einen für die Naturgeschichte Aegyptens im höchsten Grade interessanten Fund, den er zwischen Schalluff und Suez, unweit vom alten Arsinoë, gemacht hatte. Es war ein wohl kenntliches Schädelfragment des äthiopischen Warzenschweins (Phacochoerus), das er im Sande 30 Centimeter unter der Oberfläche gefunden hatte. Dasselbe beweist also, daß dieses gegenwärtig blos im Sudan und Abessinien auftretende Thier vor Zeiten auch diese nördlichen Breiten, 250 deutsche Meilen von seiner heutigen Heimath entfernt, bewohnte, und das läßt auf eine gänzliche Verschiedenheit des Terrains und der Vegetationsverhältnisse schließen. Der Name Timsah, Krokodil, deutet auf ein ähnliches Faktum. Es ist nicht unmöglich, anzunehmen, daß vor alten Zeiten das Wasser dieses Sees ungesalzen war und mit dem Nil in beständigem Verkehr stand. Reste von Krokodilen sind jedoch in dieser Gegend bis auf den heutigen Tag meines Wissens nicht gefunden worden.

Unter allen bisher auf dem Isthmus beschafften Arbeiten bietet die große in allen Dimensionen des künftigen maritimen Kanals vollendete vier Kilometer lange Ausgrabung bei Tussum unstreitig das großartigste Schauspiel dar. Die bedeutendste Erhebung über den Spiegel des Meeres befindet sich nördlich und südlich vom Timsah-See, nördlich bei el Girsch in einer Höhe von 57 Fuß und südlich bei Tussum 33 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeers. Der Anblick dieser ungeheuren, 50 bis 70 Fuß hohen, an der Basis 200 und auf ihrem Rücken 300 Fuß von einander abstehenden Sanddämme versetzt den Beschauer unwillkürlich in die Zeiten des alten Aegyptens. Wer zählt die Handvoll Sand, welche 40,000 rastloser Menschenhände mühsam zu diesen ungeheuren Dämmen anhäuften? Zahlen, mit denen die Dimensionen dieses Riesenwerks gemessen werden, können demjenigen, der nicht selbst an Ort und Stelle war, nimmermehr eine richtige Vorstellung von der Größe desselben geben, eben so wenig wie die bloße Höhenangabe uns auch nur ein annäherndes Bild von der Massenhaftigkeit der Pyramiden zu ertheilen im Stande ist. Es ist ein Denkmal menschlichen Fleißes, welches sich den größten aller Zeiten würdig anreiht. Dasselbe soll aber von dem Durchstich bei el Girsch noch bei Weitem übertroffen werden, und die Kompagnie hat bereits zur Vollendung dieser ungeheueren Arbeit einen Kontrakt mit Herrn Couvreux abgeschlossen, welcher sich verpflichtet, für die Summe von 20 Millionen Francs die 15 Kilometer lange Strecke in ihrer definitiven Breite und Tiefe ausgraben zu lassen. Im August sollen die Arbeiten beginnen und man glaubt, mit Hülfe der Dampfkraft und mit Schienenwegen zur Fortschaffung der Sandmassen, diese Arbeit in drei Jahren vollenden zu können.

Zur Befestigung dieser kolossalen Sandanhäufungen an beiden Seiten der Ausgrabung ist bisher noch kein Mittel in Anwendung gebracht worden. Jedes Sandkorn ist bekanntlich vor undenklichen Zeiten durch die Aktion des Wassers und der Luft abgerundet und seiner Ecken und Kanten beraubt worden; es liegt daher auf der Hand, daß es auf einer um 30° geneigten Fläche, wie wir sie hier vor uns haben, der Tiefe zurollen muß. Rastlos neigt sich die Höhe der Tiefe zu, unablässig strebt die Natur, das Hohe zu erniedrigen und das Niedrige zu erhöhen. Auch diese Hügel können somit, wie sie heute beschaffen sind, nicht Stand halten gegen das alle Erscheinungen auf der Erdoberfläche beeinflussende Gesetz der Schwere. Der leiseste Lufthauch, ja selbst der nächtliche Thau, muß diese Massen in Bewegung setzen und im Laufe der Zeit eine Ausgleichung der Niveau-Unterschiede herbeiführen. Weit intensiver natürlich werden die heftigen Strömungen der Atmosphäre wirken, wie sie diesen Wüsten eigenthümlich sind. Man hat daher sehr wohl daran gethan, die ganze ausgegrabene Sandmasse auf die westliche der herrschenden Windrichtung gegenüber liegende Seite zu schaffen, das entgegengesetzte Ufer dagegen in seiner ursprünglichen Höhe zu belassen. Von der künftighin durch Schleusen und Schifffahrt zu erwartenden Bewegung des Wassers will ich hier gar nicht reden, obgleich sie sich bereits gegenwärtig im Süßwasserkanal als eine unaufhaltsam wirkende Quelle der Verflachung fühlbar macht. Eine Uferbefestigung durch Faschinen oder fortwährend thätige Bagger werden angewendet werden müssen, um dieses Hinderniß zu bewältigen.

Durch welche Mittel aber wird man die Bewegung der 70 bis 100 Fuß breiten Sandfläche an den Dämmen von Tussum und el Girsch zu hemmen im Stande sein? Die Ingenieure trösten sich mit der mit der Zeit zu erwartenden Erhärtung des Sandes. Der dem Sande beigemengte Gehalt von Thon, Kalk und Eisen, angefeuchtet durch den starken Thau der kalten Nächte, oder der etwaige Regen binden denselben nach erfolgter Austrocknung, wie man das an vielen Stellen der Wüste in der That wahrnehmen kann, und nicht selten finden sich in der Tiefe völlige Lager der Art vor Zeiten erhärteter Schichten. Es ist aber nicht denkbar, daß dieser Prozeß, welcher nur eine sehr dünne Kruste zu bilden im Stande ist und überall fehlschlagen wird, wo die angegebenen Bedingungen nicht vorhanden sind, auf einer geneigten, bereits in Bewegung begriffenen lockern Sandfläche in Wirk-

samkeit treten kann und am wenigsten steht das unten an den vom Wasser stets benetzten Stellen zu erwarten. Man müßte also das von der Natur angedeutete Verfahren, die Cementirung des Sandes, in größerem Maßstabe durch Besprengen mit Kalk oder andere Lösungen enthaltendem Wasser nachahmen, um eine dauerhafte und starke Kruste zu erzielen. Vor allen Dingen aber sollten am Abhange der Dämme in mehreren Reihen über einander todte Hecken aufgestellt werden, um das graduelle Rollen des Sandes aufzuhalten. An der Basis der Dämme könnten ferner Tamarix-Pflanzungen angelegt werden, die aber oben wegen Wassermangel nicht Fuß fassen würden. Die langen Wurzelgeflechte dieser Pflanze, welche sich in Folge dessen längs dem Ufer hinziehen werden, können nebst einem Bollwerk von Faschinen sehr wohl die abspülende Kraft des Wassers, wie solche bereits bei der Passage des kleinen Boots, in welchem ich reiste, sich überall wirksam zeigte, hemmen.

Einen zweiten Ausflug unternahm ich nach el Girsch (el Guisr) einem nördlich 10 Kilometer von Ismailia entfernten Campement. Wie erwähnt, befindet sich daselbst die höchste Erhebung, welche der Kanal von einem Meere zum andern überwinden muß. Bis jetzt gleicht derselbe blos uns bei dem Campement Ferdan, von wo an der Kanal seine definitive Breite von 150 Fuß bei einer Tiefe von jetzt 1 bis 2 Meter annimmt. Die bis dahin 50 bis 70 Fuß hohen Ufer werden nun flach und erheben sich nur wenige Fuß über den Wasserspiegel. Unterwegs stieß ich auf einen deutschen Beamten, welcher in Abständen von je einem Kilometer Bohrungen anstellte, die aber, da sie eigentlich nur Sonderungen für die künftige Thätigkeit der Bagger sind, eine Tiefe von blos 6 Meter erreichen. Mit dieser Arbeit war er, von Port Saïd ausgehend, bis hierher vorgedrungen und wird dieselbe bis Suez fortsetzen. Abwechselnd gröber oder feiner gekörnte Sandschichten, stellenweise abgelagerter Kalk nebst Meereseonchylien waren das Resultat dieser bis jetzt wenig interessanten Bohrungen. Eine Kalksteinformation, jedoch von geringer Mächtigkeit, ist am Kanal bei el Girsch blosgelegt und liefert für Ismailia vor der Hand hinreichendes Material zu Fundamenten- und Häuserbauten.

Am Nachmittage erreichten wir den See Ballah, welcher zwar mit dem von Mensaleh kommunicirt, jedoch süßes Wasser enthält. Die Kanaldämme bestehen hier fast ausschließlich aus Conchylien-Schalen (Cardium edule), welche in dichten Lagen auf dem Boden des Sees abgesetzt

Dünen von El Ferdan. (Nach einer Originalzeichnung.)

einer kleinen tiefen Rinne, da er auf dem Wasserspiegel keine größere Breite, als der Süßwasserkanal (15 Meter), besitzt. Dessen ungeachtet aber ermöglicht er bereits einen sehr lebhaften Verkehr flachgehender Fahrzeuge zwischen Port Saïd und Ismailia. Auf dem halben Wege erhebt sich zur Linken auf hohem Sandhügel das prächtige Haus des verstorbenen Vicekönigs. In el Girsch angelangt, mußte ich das 75 Fuß hohe Ufer mühsam erklimmen, indem unter meinen Tritten große Sandmassen der Tiefe zueilten. Das „Campement" besteht aus drei Reihen Wohngebäuden und hat eine aus Stein erbaute Kapelle. Herr Gnitter, Direktor des artistischen Vereins des Isthmus von Suez, hat hier ein kleines Museum aufgestellt, welches die während der Kanalbauten gemachten Funde enthält, meistens Antiquitäten von Kantara, Dschebel Marian, Serapeum, von den „persepolitanischen" Ruinen am Dschebel Geneffeh, von Arsinoë und Ramses, ferner etliche Petrefakten (schöne Schneckenkerne) und zoologische Raritäten.

Am 28. Januar verließ ich Ismailia, um meine Reise auf dem maritimen Kanal nach Port Saïd fortzusetzen. In drei Stunden hatten wir die Enge der das Plateau von el Girsch durchschneidenden Passage zurückgelegt und befanden sind. Die den See umgebenden Niederungen sind mit dichter Vegetation der Sodapflanze (Salicornia) bekleidet. Bei der Passage über eine Brücke brach das Kameel, welches die Barke zog, durch die zu schwachen Breter ein, blieb aber zum Glück mit der vordern Hälfte seines Körpers hängen, so daß es unter großer Anstrengung vieler Menschen und mit Hülfe von Bretern und Stricken wieder auf die Beine gebracht werden konnte. Dieser mißliche Unfall wiederholte sich aber nach wenigen Schritten, und nun mußte man das arme Thier vollends in den See fallen lassen, aus welchem es sich schwimmend ans Ufer rettete. Bei einbrechender Dunkelheit hatten wir Kantara erreicht. Dieser arabische Ausdruck bedeutet Brücke. Eine solche ist in der Nähe des Campements seit alter Zeit über den Abfluß des Ballah-Sees erbaut und bildet eine Passage für die syrischen Karawanen. Diese Straße wird immer noch viel besucht, wie ich mich bei meinem zweimaligen Besuch in Kantara wohl davon überzeugen konnte, da ich Hunderte von Kameelen über den Kanal setzen sah. Die Wohngebäude der Beamten liegen östlich vom Kanale und ein Kilometer von demselben entfernt, da er zur Zeit, als sie erbaut wurden, weiter nach Osten hin projektirt war. Am Kanalufer selbst

befindet sich das aus Schilfhütten, Zelten und Erdhaufen bestehende arabische Dorf mit seinen Kaffeehäusern und Tänzerinnen, dergleichen zur Belustigung der Arbeiter bei jedem größeren Campement anzutreffen sind. In dem wohleingerichteten Wirthshause fand ich bequeme Unterkunft und gute, den Verhältnissen der Wüste angemessene Conserven-Kost.

Am folgenden Morgen wurde die Fahrt auf dem wegen geringer Breite und zahlreicher Untiefen schwer zu befahrenden Kanal fortgesetzt. Ueber eine schmale, aus einigen Sandhügeln bestehende Scheidewand gelangt man aus dem Ballah-See in das weite, unübersehbare Becken des Mensaleh-Sees, von welchem die südliche Hälfte während des größten Theils des Jahres eine glatte, trockene Thonfläche bildet, die nur bei andauernd heftigen Nordwinden, meistens im Oktober, einige Fuß unter Wasser gesetzt wird. An vielen Stellen zeigen sich über dem Horizonte gleich und beeinflußt außerordentlich das schnellere oder langsamere Arbeiten der Maschine. Wellenförmig angeordnete, 10 Meter lange Thonhügel wechseln ab mit Ausfüllungen von Ackererde und Sand. Während sandige und namentlich muschelnführende Lager das Vordringen der Schaufeln erleichtern, leisten die dichten Ablagerungen des Nilschlammes außerordentlichen Widerstand. An anderen Stellen ist der Boden des Sees eine gleichförmige breiartige Schlammmasse, welche die Bildung solider Dämme bei den bisher angewandten Mitteln nimmermehr gestatten wird. Die von den Schaufeln der Bagger ausgeworfenen Massen, welche die Dämme gebildet haben, sind zwar an ihrer Oberfläche durch Austrocknung und Fußtritte dermaßen erhärtet, daß selbst Kameele auf derselben sich sicher bewegen können. Diese dünne Kruste schwimmt aber auf dem Schlamme des Seebodens, so daß bei dem Mangel eines regelmäßig befestigten Bollwerks von Pfählen und Faschinen, und vollends

Ansicht vom Timsah-See. (Nach einer Originalzeichnung.)

Luftspiegelungen, mit Bäumen bewachsenen Inseln gleich, vom Azur des Himmels umflossen. Die vom Nil abgesetzte Decke fester Thonerde ist in Folge der Austrocknung überall von breiten polygonalen Rissen durchfurcht, wodurch die endlose Fläche ein eigenthümliches Aussehen erhält.

In schnurgerader, fast genau nach Norden gerichteter Linie durchschneidet der Kanal das Becken des Mensaleh-Sees. Nicht weniger als 25 Baggermaschinen größter Gattung sind zur Erweiterung seiner Ufer und zur Vertiefung des Fahrwassers in Thätigkeit. Fünf Kilometer von Kantara sah ich die erste, mit deren Arbeit es aber sehr langsam vorwärts ging. Im Zeitraum von 20 Tagen hatte dieselbe eine Strecke von nur 300 Fuß in ihrer Breite und 1½ Meter tief ausgebaggert, ein Resultat, welches, wenn die Maschinen überall so wenig zu Wege schaffen, Hunderte derselben erfordern würde, um den Kanal durch den Menzaleh-See zu vollenden. Das Terrain ist jedoch sehr unbei der Abwesenheit einer steinernen Grundlage, die von zwei Seiten den Einflüssen des Wassers ausgesetzten Ufer in dem Maße, als der Kanal vertieft wird, unaufhaltsam nachsinken müssen. Es muß daher Jedem, welcher Damm- und Kanalbauten in anderen Ländern gesehen hat, einleuchten, daß gegen diese Schwierigkeiten, welche der Menzaleh-See darbietet, die Sandmassen der Wüste vergleichsweise eine leicht und sicher zu bewältigende Arbeit gestatten. Die Ansicht, man werde sich endlich gezwungen sehen, diese wahrhafte Danaïden-Arbeit aufzugeben, und zu dem ursprünglichen Projekte, den Kanal durch die Wüste bis zum Golf von Pelusium fortzusetzen, zurückzukehren, wird oft ausgesprochen. Alsdann aber wären alle bisherigen Anstrengungen umsonst, Port Saïd mit seinen zahlreichen Gebäuden, der kostspieligen Wasserleitung, den großartigen Werkstätten und begonnenen Hafenbauten müßte verlassen und viele Millionen müßten aufs Neue geopfert werden, um eine an-

dere Hafenstadt zu gründen. Ein Kontrakt aber, welchen die Kompagnie bereits mit Herrn Highton abgeschlossen hat, verpflichtet denselben, im Zeitraum von vier Jahren für die Summe von 20 Millionen Francs die 25 Kilometer lange Strecke südlich von Port Saïd in 6 Meter Tiefe und 50 Meter Breite ausbaggern zu lassen. Die Anzahl der Baggermaschinen wird verdoppelt, und die neuen Arbeiten sollen in kürzester Frist begonnen werden.

Nachmittags, als wir das, auf einer Insel im Menzaleh-See an der Grenze der stets unter Wasser befindlichen Hälfte desselben erbaute Campement Ras el Esch erreicht hatten, schickten wir das Kameel, welches auf dem sumpfartigen Damme fortwährend zu versinken Gefahr lief, zurück und mußten nun die Hülfe des Segels in Anspruch nehmen, welches uns aber bei der conträren Windrichtung sehr langsam von der Stelle brachte. Eine alte Dahabieh, welche sämmtlichen Beamten vor Erbauung dieses Campements ein Jahr lang zur Wohnung diente, liegt noch am Ufer. Bis Ras el Esch ist die großartige, aus starken Eisenröhren gebildete Wasserleitung aus dem Süßwasserkanal bei Ismailia vollendet; die fehlende Strecke von 10 Kilometer wird wohl in einigen Wochen gelegt und alsdann die Seestadt für immer aller Verlegenheiten wegen des Trinkwassers überhoben sein.

Auf der nun folgenden Strecke befinden sich gegenwärtig die meisten Baggermaschinen in Thätigkeit. Der Telegraph, dessen hohe Pfähle in sehr kunstvoller Weise in dem unsichern Boden befestigt sind, läuft neben der Wasserleitung auf dem westlichen Damme hin, dessen dem See zugekehrtes Ufer durch massenhafte Anschwemmung von Sand, Seegras und Conchylien bereits aufs Beste consolidirt erscheint. Das andere, vom Kanal bespülte Ufer dagegen, sowie der östliche Damm entbehren noch zur Zeit gänzlich der Befestigung. Die wenigen schwachen Pfähle und vorgelegten Breter sind nicht im Stande, die einstürzende schlammige Masse zu halten, und bereits fast an allen Stellen aus ihrer ursprünglichen Lage gedrängt, oder zum Theile von der nachdrängenden Erde verschüttet.

Das Schloß Tel-el Kebir. (Nach einer Originalzeichnung.)

Die Stadt Port Saïd ist auf einer Insel erbaut, welche von den Enden der Kanaldämme durch eine noch nicht durchstochene Sandbank getrennt ist. Unsere kleine Barke mußte daher einen weiten Umweg machen, um diese Strecke zurückzulegen. Wir landeten bei dem kleinen hölzernen Leuchtthurm, als es bereits finster geworden war. In dem aus drei Häusern bestehenden Hôtel des Herrn Pagnon fand ich sehr bequeme Unterkunft und ausgezeichnete Küche.

Port Saïd macht auf den Besucher einen sehr verschiedenen Eindruck von jenem, welchen Ismailia hervorruft. Die meist kleinen Häuser sind von Holz und in weniger geschmackvollem Style erbaut, als in der Hauptstadt dieses künftigen Wüstenreichs. Wegen der durch den wechselnden Wasserstand des benachbarten Menzaleh-Sees hervorgerufenen Gefahr einer plötzlichen Ueberschwemmung sind dieselben auf Pfählen erbaut, wodurch die überall mit tiefem Sande bedeckten Straßen des Städtchens ein fremdartiges Aussehen erhalten. Ein Bild, das an die ersten Zeiten der Entstehung von San Francisco erinnert, tritt hier dem Fremden unwillkürlich entgegen. Die Einwohnerzahl ist etwa jene wie in Ismailia. Außer den großartigen Maschinenwerkstätten verdient blos das Haus des französischen Konsuls Berücksichtigung, welches nebst dem Postgebäude und einigen anderen, in zierlichem Schweizerstyle erbauten Häusern am westlichen Ende der Stadt sich befindet. Auf der entfernten offenen Rhede ankerten einige 20 große Seeschiffe, welche die Bedürfnisse der Kolonie aus französischen Häfen herbeischaffen. Port Saïd genießt die Rechte eines Freihafens und ist daher mit Kolonialwaaren und den Erzeugnissen französischer Industrie aufs Beste versorgt; um so mehr fehlen aber die gewöhnlichsten Lebensmittel, und frisches Fleisch, Milch und Butter zählen zu den seltensten Delikatessen.

Man ist daher auch hier, wie in der Wüste, hauptsächlich auf Conserve-Kost angewiesen. Zahlreiche Schweine, welche in der Nachbarschaft menschlicher Wohnungen stets hinreichende Nahrung finden, bevölkern die wüsten Straßen von Port Saïd und machen fast den einzigen Viehstand dieses Hafenplatzes aus. Eine lange, in die See hinausgebaute Landungsbrücke erleichtert den Lichterschiffen das Löschen ihrer von den Seeschiffen übernommenen Ladung. Die Hafenbauten befinden sich noch in frühester Kindheit und werden ganz ungeheure Summen erfordern.

Das Leben der französischen Kolonie ist ein sehr gemüthliches. In den Café's, Bierhäusern und Billardstuben versammelt sich allabendlich die jüngere Beamtenwelt; Andere besuchen das mit wohleingerichtetem Lesekabinet, Spielzimmer und großen Tanzsälen versehene hübsche Clubgebäude. In dem benachbarten arabischen Dorfe feiern in den Schenken und griechischen Kaffeehäusern die gemeinen Arbeiter mit aller den Bewohnern der europäischen Seestädte eigenen Excentricität allabendlich wilde Orgien bis tief in die Nacht hinein.

Bis zur Vollendung der Wasserleitung aus Ismailia wird alles Trinkwasser auf Barken von Materieh am Menzaleh-See herbeigeschafft. Für den Fall, daß widrige Winde oder sonstige Hindernisse den Verkehr mit diesem Orte längere Zeit über unterbrechen, hat man in Port Saïd eine drei Dampfkessel enthaltende Destillationsmaschine errichtet, welche täglich 18 bis 20,000 Liter Trinkwasser zu liefern im Stande ist.

Um mich von dem Charakter der Küstenvegetation zu überzeugen, verfolgte ich eine Stunde weit das flache Sandgestade der östlich von der Stadt gelegenen schmalen Insel. Auch hier bedeckt die Sodapflanze die ganze dem See zugewandte Niederung mit einem dichten Teppich. Limoniastrum und Zygophyllum album bilden auf kleinen Sandhügeln ansehnliche Sträucher, dazwischen Atriplex succulenta und Statice pruinosa, letztere mit herrlichen blauen Blüthenmassen überdeckt, und die prächtige gelbblühende und duftende Schmarotzerpflanze, Cistanche, wuchert an vielen Stellen tief im Sande vergraben auf den Wurzeln der genannten Arten.

Ragusa in Dalmatien.

Von v. R.-D.

II.

Vegetation bei Ragusa. — Fort St. Lorenzo. — Einfluß der Venetianer und Ungarn. — Das Erdbeben von 1667. — Palast der Rectoren. — Stadtverfassung. — Finanzwesen. — Polizei. — Sanitätsbehörden. — Der alte Röhrbrunnen. — Kirchen. — Akademien. — Das erste slavische Theater. — Die Post. — Quarantaine-Anstalt. — Bazar. — Der Adel. — Ragusa unter den Franzosen.

Ein ziemlich bequemer Zickzackweg verbindet die Stadt mit dem Fort Imperiale, an welchem die Straße nach Bergato und der nahen türkischen Grenze vorüberführt, und unmittelbar unter der kahlen Region des Berges beginnt mit dem „obern Aquädukt" das Bereich des immerwährenden Grüns, der Gärten, der Häuser und Ruinen.

„Ueberall", sagt Ida von Düringsfeld in dem schon angeführten Werke, „sind Hausthüren, welche sich auf Weingänge öffnen, Weingänge, welche zu Terrassen führen, Terrassen, welche auf Gartenbeete herabsehen, Gartenbeete, welche an ephenbedeckten Mauern aufhören. Die Mauern gehen in allen möglichen geraden und schiefen Linien; die Oelbäume quellen zu allen Seiten über die Mauern hinaus, die Rosen sprießen aus allen Spalten hervor, die Kaper hängt in allen Ritzen, der Lorbeer wächst bis tief auf das Gras herab, in welchem die Blumen unserer Gärten wild leuchten und dufteten, die Mimose breitet ihre feinen Blätterfächer aus, der Oleander trägt seine rosigen Blüthengirandolen, die Aloe blitzt über den blitzenden Disteln, die Granate funkelt mit ihrem purpurplanirten Laube, die Cypresse steigt herrlich in die Höhe, Korn, Bohnen und Kupns wachsen um die großen, einsamen Paläste her, welche von den Montenegrinern verbrannt wurden, und zwischen das Alles sind allenthalben kleine Kapellen eingestreut, wie Gebete in die täglichen Geschäfte des Lebens."

Nur werden, je höher man von den eigentlichen Pille den Berg hinansteigt, die Häuser immer kleiner und ärmlicher, die Gärten immer größer, das Grün wird immer üppiger, bis man zum „obern Aquädukt" kommt, wo man fast nur zerstörte Paläste sieht, wo die Einfriedigungen zerfallen sind, aber die Oelbäume einen köstlichen Reichthum entfalten, die Cypressen sich massenhaft erheben und die Iris stolzer in die Höhe schießt, als anderswo.

Das Wasser, mit welchem der Aquädukt nicht nur die Stadt, sondern auch die Gärten und Brunnen von Pille versorgt, wird aus dem Thale von Gionchetto hergeleitet, das jenseits des Sergio zwischen den Thälern von Ombla und Breno liegt und von letzterem durch den Bergato getrennt ist. Von hohen grünen Hügelreihen eingeschlossen, die beweidet werden, ist es reich an Wein, Oel-, Obst- und Maulbeerbäumen, berühmt durch den Gesundbrunnen „vom Thymianberg" und die wasserreichen Quellen von Kneschitza, und vielfach gepriesen von den ragusaner Dichtern. Unter dem „obern Aquädukt" zieht sich der „untere" hin und zwischen diesem und den „Pille" ist man zwischen den Gärten (izmedju vèrtah). In den Pille, welche nach der Menge Salbei so heißen sollen, die einst hier wuchs, befinden sich das Findelhaus, das laut Senatbeschlusses vom 9. Februar 1432 dort errichtet wurde und eines der ersten in Europa war, der Exercierplatz oder die Piazza Clauzel, so genannt von dem General, der den Platz anlegte, und das Café Biri-miscia, der Lieblingsvergnügungsort der Ragusaner. Der Platz vor dem Café, ehemals der Waffenplatz der jungen Patrizier, weshalb er noch jetzt Versaglio heißt, ist mit seinem Baumschatten, seinem Brunnen in der Mitte und seinen niedrigen Steineinfassungen nach dem Meere zu jeden Sonntag Nachmittag, wenn die Banda spielt, das allgemeine Rendezvous der ragusaner Welt. Die Herren und Damen der höheren Klassen in europäisch-moderner Kleidung, die Militärs in ihrer verschiedenartigen Uniform und die Lastträger in ihrer eleganten Tracht, mit dem Turban auf dem Kopfe, dem scharlachrothen Shawl über der Schulter und den türkischen rothen Schuhen an den Füßen treiben sich in buntem Gemisch unter den Bäumen umher, oder sitzen auf den Steinmauern, Stühlen und Bänken Angesichts des blauen Meeres, des Monte Sergio und des Forts von S. Lorenzo, das auf einem 160 Fuß hohen, in's Meer vorspringenden Felsen emporragt und den Venetianern seine Entstehung verdanken soll. Als nämlich, wie ein ragusaner Chronist berichtet, der Doge Domenico Contarini Zara bezwungen hatte, beabsichtigte er auch, Ragusa zu unterwerfen, und wollte deshalb ganz nahe an der Stadt eine Feste anlegen. Er schiffte sich mit allem zum Baue nöthigen Material in Zara ein, fand aber, da sein Plan verrathen worden war, den Felsen schon befestigt und mußte unverrichteter Sache abziehen, während die Ragusaner bis 1038 das starke Fort Lowrenatz oder S. Lorenzo massiv aus Quadern fertig bauten.

Ueberhaupt versuchten die Venetianer es oftmals, sich Ragusa's zu bemächtigen, aber immer mußten sie es aufgeben. Selbst als das Gebahren des Damiano Juda, des Conte der Republik, der sich mit einer zahlreichen Leibwache umgab, die Festungswerke besetzte und zwei Jahre lang eigenmächtig an der Spitze der Regierung blieb, den Adel von Ragusa so erbitterte, daß er, um sich von dem Despotismus des Juda zu befreien, im Jahre 1204 die Venetianer selbst herbeirief und lieber venetianische Conte, als einen Gewaltherrscher aus seiner Mitte dulden wollte, war Ragusa kräftig genug, sich wieder von den Fesseln loszumachen, die es sich freiwillig aufgeladen.

Es hatte auch bald Grund gehabt, seinen unklugen Schritt zu bereuen. Die Venetianer benutzten mit großer Geschicklichkeit die Abhängigkeit Ragusa's, um ihren Handel auf Kosten des ragusanischen zu heben. Sie gestatteten nicht länger die Hafenfreiheit fremder Schiffe in Ragusa, erschwerten durch hohe Zölle den Handel nach Venedig und beschränkten durch Verbote die ragusaner Schiffe auf das Adriatische Meer. Die Feinde Venedigs wurden jene Ragusa's und rächten sich an den Ragusanern, wenn sie Venedig nichts anhaben konnten. Venedig verlangte in allen seinen Kriegen den Beistand Ragusa's, that aber wenig oder nichts, um die Ragusaner zu schützen. Die venetianischen Conti suchten

sogar die Verträge Ragusa's mit anderen Mächten zu hindern, wandten anstatt energischer Maßregeln zum Schutze der Interessen des Staates Geschenke an, welche den Schatz der Republik erschöpften, und brachten so Ragusa um die Stellung und den Einfluß, den es vorher hatte.

Sobald sich daher eine günstige Gelegenheit bot, das lästige Verhältniß mit Venedig abzubrechen, ergriff Ragusa sie und begab sich im Jahre 1358, wo Venedig ganz Dalmatien abtreten mußte, unter ungarischen Schutz. Gegen 500 Dukaten jährlich brauchte es nun weder ungarische Besatzung, noch ungarische Conti zu nehmen und genoß der größten Handelsfreiheit nicht nur in sämmtlichen ungarischen Landen, sondern auch in den Gebieten fremder Mächte, selbst wenn diese mit Ungarn in Krieg verwickelt waren. Viele Patrizier traten in ungarische Dienste, wo sie zu den höchsten Ehrenstellen gelangten, und die Verbindung mit Ungarn war eine so innige und glückliche, daß man in Ragusa noch lange nach dem Aufhören dieses Verhältnisses in den sogenannten Landes, die zu Festzeiten in den Kirchen gesungen wurden, des Königs von Ungarn gedachte.

Gleichwohl hatten die venetianischen Conti, welche über 150 Jahre lang an der Spitze der Regierung standen, einen solchen Einfluß auf Ragusa ausgeübt, daß dieses früh schon Venezia minore, das kleinere Venedig, genannt wurde. Sowohl Sitten wie Kleidung hatten sich allmälig nach venetianischem Muster verändert; die Art der Verwaltung war nach der Venedigs umgemodelt worden, und der siebente venetianische Conte, Marco Giustiniani, hatte 1272 das erste wirkliche Gesetzbuch zusammengetragen.

Der Rectoren-Palast, welcher 1387 erbaut wurde, aber schon 1483 bei einer Pulverexplosion großen Schaden litt und bei dem Erdbeben von 1667 sein ganzes oberes Stockwerk verlor, ist das schönste Gebäude Ragusa's. Die Steinsitze unter der Säulenhalle am Eingange waren für die Senatoren bestimmt, damit sie von dort aus den Volksbelustigungen zusehen konnten, die namentlich am Feste S. Biagio's Statt fanden, und in den inneren Räumen des Palastes lagen die Zimmer, welche der Rettore während seiner Anfangs zwölfmonatlichen, später einmonatlichen Amtszeit bewohnte; die verschiedenen Tribunale, das Archiv und die Säle für die Behörden, welche die Republik regierten.

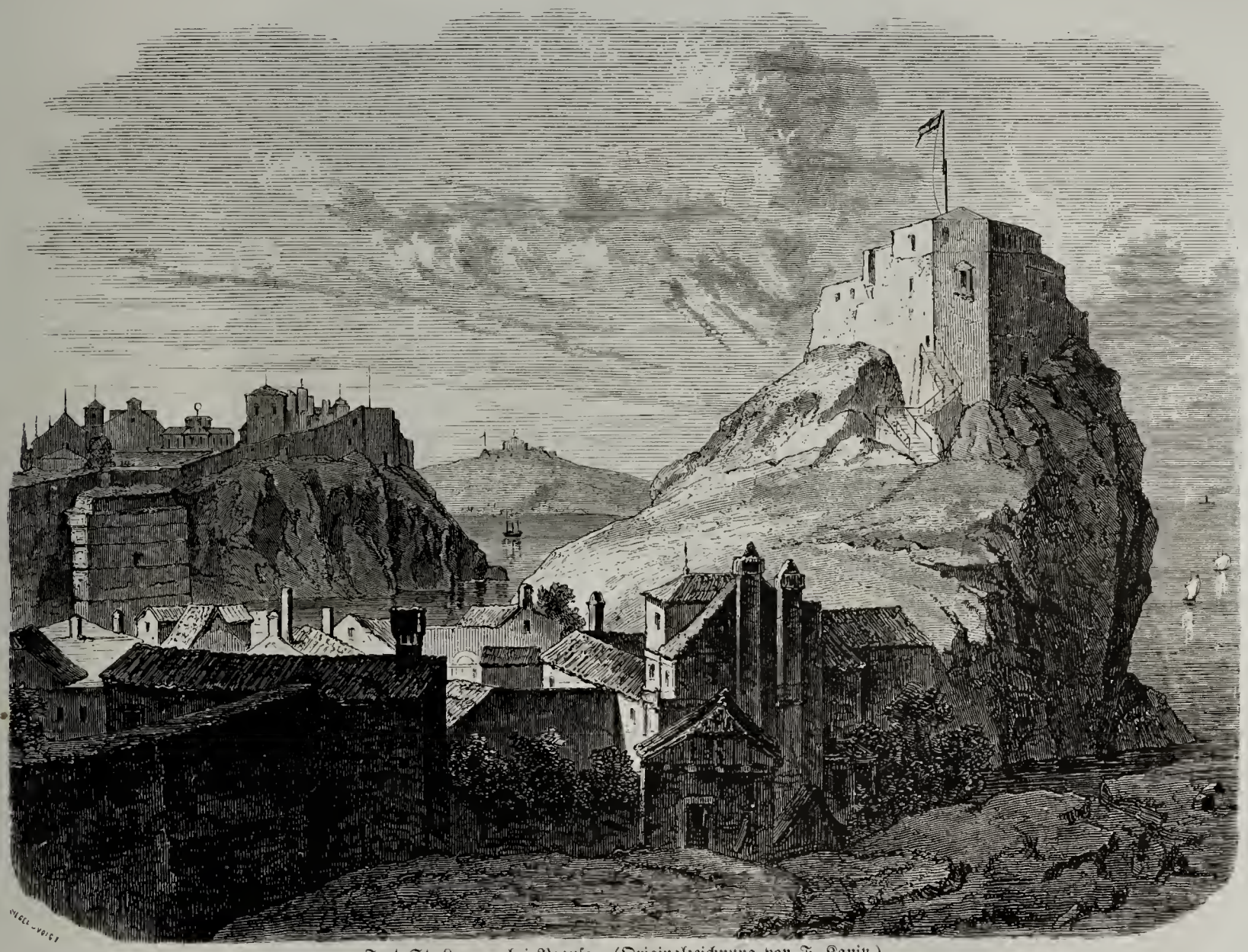
Wie in Venedig, hatte auch in Ragusa der „Große Rath" (veliko viece) die höchste Gewalt. Aus allen Edelleuten bestehend, welche das 18., früher das 20. Jahr zurückgelegt hatten und nicht wegen Mangels an Verstand oder wegen schlechter Aufführung für immer vom Staatsdienst ausgeschlossen waren, entschied er über Leben und Tod, über Krieg und Frieden, schloß Bündnisse und hob sie auf, gab Gesetze, vertheilte die Aemter und fällte als letzte Instanz unwiderrufliche Urtheile. Damit aber diese wichtigen Geschäfte mit der dazu nöthigen praktischen Ruhe, Umsicht und Gewandtheit abgemacht würden, welche von einer so zahlreichen Versammlung aus Leuten jeglichen Alters und gänzlich verschiedener Begabung nicht zu verlangen sind, gab es im Schooße des „Großen Rathes" einen bleibenden Ausschuß von 45 auserwählten Patriziern (pregati oder Senat), welchem der „Große Rath" alle seine Machtvollkommenheit anvertraute. Dieser Ausschuß oder Senat, dessen Mitglieder über 40 Jahre alt sein sollten und unter dem Bedingniß jährlicher Wiederbestätigung lebenslänglich im Amte bleiben

Fort Imperiale von Porta Pille aus. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

konnten, schlug daher die Gesetze vor, besorgte alle Arbeiten der äußern Politik und innern Verwaltung, sah die Rechnungen und Prozesse durch, entschied in letzter Instanz und bestimmte das Budget. Nur das Recht, zu begnadigen, die Beamten zu ernennen und die Gesetzesvorlagen zu bestätigen, behielt der „Große Rath" sich vor, weshalb er sich jeden Monat einmal, im Dezember zweimal versammelte, während die Pregati Anfangs vier, später, außer in dringenden Fällen, nur zweimal wöchentlich zusammentraten.

Die vollziehende Gewalt besaß der „Kleine Rath" (malo vicie), der früher aus 10, später aus 7 Räthen bestand, die ein Jahr im Amte blieben und dessen Vorsitzer der Rettore war. Er führte die Gesetze aus, correspondirte rothgekleideten Trabanten (Zduri) bestehenden Leibwache, so wie einer Musikbande begleitet zu werden, und empfing überall, wohin er kam, die größte Ehre, hatte aber nur Bagatellsachen, die ihm persönlich vorgelegt wurden, allein entscheiden dürfen. Dabei war sein Gehalt so gering, daß er damit kaum die Kosten für sein Auftreten bestreiten konnte.

Die hervorstehendsten Züge des ragusanischen Gerichtsverfahrens waren Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und Kürze. Das Civil- wie Criminalgericht bestand aus je sechs Richtern, welche jährlich im „Großen Rath" gewählt wurden, und von denen gesetzlich nie zwei aus einer Familie sein durften, damit nicht Verwandtschaft oder gemeinsame Interessen irgend welchen Einfluß auf die Entscheidung ausüben könnten.



Fort St. Lorenzo bei Ragusa. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

den Senatsbeschlüssen gemäß mit den auswärtigen Mächten, empfing die fremden Gesandten, ernannte zu den kleinen Aemtern, legte die Bittschriften dem großen Rathe vor, nahm die Beschwerden und Appellationen an und entschied alle unwichtigeren Regierungs- und Gerichtssachen, wogegen die wichtigen in das Bereich des „Großen Rathes" und seines Ausschusses fielen. Der älteste Rath vertrat den Rettore in Krankheitsfällen, der jüngste war Chef der Polizei und hatte als solcher die Aufsicht über das moralische und materielle Wohl der Stadt.

Der Rettore oder Knez, das Haupt und der oberste Beamte der Republik, lebte mit dem seiner Würde entsprechenden Glanz. Er wohnte nebst seiner Familie im Palaste, ging nie aus, ohne von den Mitgliedern des „Kleinen Rathes", dem Kanzler, den Sekretären und seiner aus 24

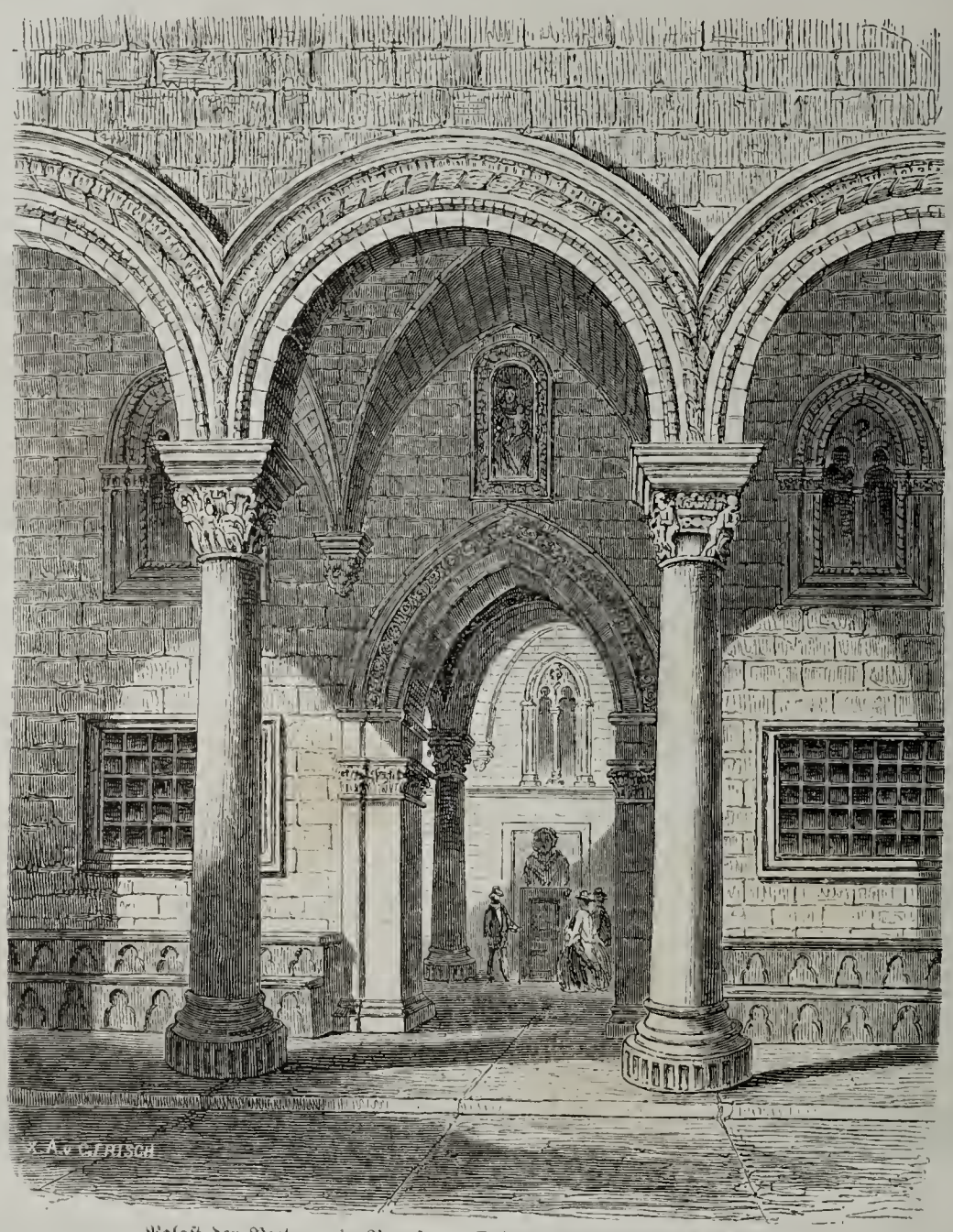
Für die Armen, welche keine Advokaten bezahlen konnten, mußten vier junge Edellente als Vertheidiger auftreten, und Jeder, der einen Prozeß gewonnen hatte, mußte schwören, daß er keinerlei Betrug angewandt habe und in seinem Gewissen vollkommen von seinem Rechte überzeugt sei, ein Eid, welcher den Ragusanern so heilig war, daß Viele vorher in Rom, Neapel und anderen Orten, wo berühmte Rechtsanstalten waren, ein Urtheil einholten.

Für Handel, Marine, Zölle, Salinen, Liquidationen und Fremde, früher auch für die Industrie, gab es besondere Gerichte.

Das Finanzwesen, welches in viele Abtheilungen zerfiel, stand unter den drei Tesorieri di S. Maria oder Großschatzmeistern und den fünf Rechnungsräthen oder cinque Ragioni. Die Letzteren, welche jährlich wechselten,

hatten die eigentliche Controle der Finanzen, die Ersteren empfingen alle Einkünfte, verwalteten sie nach den Bestimmungen des Senats, verpachteten die Staatsländereien, beaufsichtigten das Kirchengut, hatten die Schlüssel zum Reliquiarium und sorgten für die möglichst beste Anlegung der zu frommen Zwecken hinterlassenen Kapitalien. Die Bank, Münze, Zölle und Monopole hatten ihre eigenen Behörden.

Die Polizei gab der besteingerichteten heutiger Zeit wenig nach. Sechs sogenannte Nachtherren (Gospari noeni) machten des Nachts die Runde der Stadt, um Feuersbrünste, Morde, Diebstahl und Unordnung aller Art zu hindern oder zu entdecken, und sahen zugleich darauf, daß die Schenken früh geschlossen und die Thore zu rechter Zeit auf- und



Palast der Rectoren in Ragusa. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

zugemacht wurden. Ihre Patrouillen bestanden aus den Bürgern der Stadt, welche der Reihe nach den nächtlichen Polizeidienst zu versehen hatten.

Die „Sanitätsbehörde“ hatte die gesundheitspolizeilichen Maßregeln anzuordnen und sollte die Stadt vor dem Einschleppen epidemischer Krankheiten, namentlich der Pest schützen; die „Wasser“- und „Mühlenaufseher“ hatten Mangel an Mehl und Wasser zu verhüten, die „Marktaufseher“ (Giustizieri) über den Verkauf der Lebensmittel zu wachen und deren Güte, Maß und Preise zu prüfen.

Der Platz, auf welchem der Palast steht, war vor dem Erdbeben viel größer, als die jetzige Piazza, und die Ragusaner bezeichnen daher noch heutigen Tages mit dem illyrischen Namen platz den Stradone oder die Straße, welche die Stadt mitten durchschneidet und von Porta Pille bis Porta Plocce führt. Es ist die schönste Straße Ragusa's und die tägliche Promenade der Ragusaner, besonders im Winter.

Gleich am Beginn derselben, wenn man aus dem Pillethore tritt, steht links die Kirche von S. Salvator, und dicht neben ihr die der Franziskaner, rechts der alte Röhrbrunnen, welcher einst 3000 Perperi gekostet hat und früher viel eleganter war, als jetzt. Wie jetzt noch in der Mitte, standen nämlich an jeder der Röhren zwei Säulen, über denen sich eine Marmorkuppel mit Statuen wölbte, aber Säulen und Statuen sind, vielleicht bei dem Erdbeben, verloren gegangen. Dagegen hat sich die Inschrift erhalten, die den Namen des Erbauers, Onofrio von Giordano, verewigt, welcher hier unter der Form eines Röhrbrunnens den großen Wasserbehälter für seinen meisterhaften Aquädukt anlegte. Eigens aus Neapel dazu berufen, dem Wassermangel abzuhelfen, an dem Ragusa während der Sommerhitze häufig litt, projektirte er 1430 eine acht Miglien lange Wasserleitung, zu deren Ausführung 8250 Silberdukaten angewiesen wurden, und vollendete 1438 seinen Bau mit großer Kunst und zur vollkommenen Zufriedenheit der Regierung.

Die Kirche S. Salvatore, welche dem Brunnen gegenübersteht, ward in Folge des Erdbebens vom 4. Mai

1520 als Dank für den göttlichen Schutz errichtet, der die Stadt vor dem Einsturz des Berges Bergato bewahrt; die Kirche der Franziskaner, welche von S. Salvatore blos durch einen schmalen Zugang ins Kloster geschieden ist, wurde schon 1317 erbaut, aber beim Erdbeben von 1667 so beschädigt, daß sie gänzlich wieder hergestellt und auch ihr sehr erschütterter Thurm neu befestigt werden mußte. Wie dieser Thurm am westlichen Ende des Stradone, so erhebt sich an dem östlichen der Campanile, in dessen Nähe man links die Dogana im Jahre 1520 erbaute mit ihren schönen Fenstern und ihrer venetianischen Loggie. In ihr hielten die beiden Akademien ihre Zusammenkünfte. Die erste uns der Zuschauer sein Drama „Paulinir" vorstellen ließ, welches ihn für Ragusa unsterblich machte.

Von der Pest hatte die Stadt viel zu leiden. Ragusa zeichnete sich zwar durch die treffliche Organisation seiner Gesundheitsbehörde aus, der berühmte Arzt Giacomo Godoaldo aus Ferrara, welcher 1436 in Ragusa starb, wandte schon 1422 das System des Abschließens, 1430 das der Verbrennung aller Effekten der Pestkranken an, und jede Widersetzlichkeit gegen die Vorschriften der Gesundheitsbehörde ward standrechtlich bestraft, aber gleichwohl hatte die Stadt, namentlich in den Jahren 1437, 1465, 1481 und 1526 viel von der Pest zu leiden.

Porta Plocce in Ragusa. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

derselben, die der Concordi oder Einträchtigen, welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts gestiftet wurde, begünstigte das Aufblühen der italienischen Literatur; die zweite dagegen, die der Oziosi oder Müßigen, welche nach dem Erdbeben die Dogana ebenfalls zum Versammlungsort wählte, schuf das erste slavische Theater. Junge Edelleute führten die Stücke auf, und der geniale Ginnio Palmotta leitete das Ganze. Er vertheilte die Rollen, hielt die Proben ab, spielte selbst mit, richtete die Bühne ein und hatte zugleich die Verpflichtung übernommen, alle Jahre zwei Dramen zu liefern. Er war es auch, welcher von seinen „Gefährten" (druzina) 1637 auf einer vor dem Rectorenpalast eigens errichteten Bühne unter dem Beifallsenthusias-

Deshalb wandte man die größte Vorsicht bei dem Verkehr mit den aus der Türkei kommenden Kaufleuten an. Es ward ein besonderes Lazareth vor dem Ploccethor zur Quarantaine-Anstalt eingerichtet und neben demselben ein eigener Platz zum Bazar für die Waaren aus den benachbarten türkischen Provinzen bestimmt. Es ist ein ziemlich großer Kiesplatz, zu welchem unmittelbar hinter der Porta Plocce mehrere Stufen empor führen, und der durch niedrige Steinmauern unregelmäßig abgetheilt und von einigen Maulbeerbäumen beschattet wird. Vorn steht ein kleiner offener Tempel auf sechs Säulen. Vierecke von Steinen zur Bequemlichkeit der Reiter und Saumthierführer erheben sich hier und da, und in einer freistehenden Nische läuft aus

einem Löwenrachen Wasser in ein Becken, um darin das Geld der Bosnier und Herzegowiner, welche in Ragusa mit dem gemeinsamen Namen „Morlaken“ bezeichnet werden, abzuspülen, bevor man es anrührt.

Noch gegenwärtig ist der Bazar von Ragusa der besuchteste von ganz Dalmatien, und Karawanen, oft einige hundert Pferde stark, bringen Wolle, Wachs, Felle, Kohlen, Pfeifenröhre, Getreide, Heu, Schlachtvieh, frisches und gedörrtes Obst, Butter und Käse nach Ragusa und nehmen dafür Material- und Industriewaaren, Oel, Wein und vor Allem Salz mit zurück.

Geht man an dem Lazareth vorüber auf der Straße nach Breno fort, so erblickt man links auf einem kleinen Abhang die zerfallene Kapelle von S. Antonio, welche den Antonini ihren Namen verlieh.

adelten ragusanischen, noch mit nichtragusanischen Familien eingegangen sind.

Hatte sich Ragusa nach dem Erdbeben auch nie wieder zu der frühern Macht und Größe erheben können, so war es seiner hohen Staatsweisheit doch nach wie vor gelungen, seine Neutralität unter den schwierigsten Umständen aufrecht zu erhalten. Kein Volk verstand es besser, als die Ragusaner, mit allen Mächten in gutem Einverständniß zu leben. Eben so glaubenseifrige Söhne der römisch-katholischen Kirche, wie aufrichtige Freunde der Pforte, wußten sie sich in alle Forderungen fremder Fürsten zu fügen, die Ausführung aber mit großer Geschicklichkeit zu umgehen und ihre innere Unabhängigkeit zu wahren, obschon sie, durch die Verhältnisse veranlaßt, bald mit dieser, bald mit jener Macht Schutzverträge abgeschlossen hatten. Nie erobernd, ent-

Der Röhrbrunnen am Pillethor in Ragusa. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Wie nämlich der Adel, dessen Mitglieder sämmtlich in dem „Spiegel“ (Zercalo), dem libro d'oro Ragusa's, eingetragen waren, sich später in zwei Klassen, die „Salamanchesen“ und „Sorbonnesen“, spaltete, so trennte sich die Bürgerschaft in die beiden Brüderschaften von S. Antonio und S. Lazzaro, oder die Antonini und Lazzarini. Zu den Letzteren gehörten die ärmeren und neueren Bürgerfamilien, zu den Ersteren die reichsten und vornehmsten, aus welchen die Sekretäre und Kanzler der Republik, so wie nach dem Erdbeben die 11 Familien genommen wurden, die man dem Adel aggregirte. Diese neugeadelten Familien waren es vorzugsweise, welche man mit dem Namen Sorbonnesen bezeichnete, wogegen man unter Salamanchesen heutigen Tages diejenigen alten Adelsgeschlechter versteht, welche nie Heirathsverbindungen, weder mit bürgerlichen oder neuge-

schlossen sie sich nur dann, zu den Waffen zu greifen, wenn sie alle Mittel, die ihnen ihre politische Gewandtheit eingab, vergeblich angewendet hatten, um den Krieg zu vermeiden, und erwarben sich dadurch eine solche Achtung, daß sie von den benachbarten Slaven zu wiederholten Malen als Schiedsrichter angerufen wurden und ihre Stadt von jeher als die sichere Zufluchtsstätte aller Vertriebenen galt.

Da nahm Napoleon 1806 Dalmatien in Besitz und beschloß, weil ihm die Republik Ragusa nicht nur für die Verbindung mit Cattaro im Wege stand, sondern auch als neutrales Gebiet bei der Durchführung der Kontinentalsperre hinderlich war, die Besetzung der Stadt, indem er feierlich erklärte, die Unabhängigkeit der Republik erhalten und für immer sichern zu wollen. Zu gleicher Zeit machten indessen auch die Russen, welche sich der Boeche di Cattaro

bemächtigt hatten, alle möglichen Versprechungen, um Ragusa vor der Ankunft der Franzosen besetzen zu dürfen. Der Senat schwankte. Die Republik war zu schwach, um trotz aller Aufopferung Seitens der Bewohner Neutralität mit bewaffneter Hand behaupten zu können. Endlich siegte die den Franzosen günstige Partei, General Lauriston durfte in Ragusa einrücken und ward mit Jubel empfangen.

Kaum aber war die Stadt von den Franzosen besetzt, so nahmen die Engländer sämmtliche Fahrzeuge weg, welche unter ragusanischer Flagge segelten, und die Russen zogen mit 7 bis 8000 Montenegrinern herbei, um Ragusa zu belagern. Die prächtigen Villen und Gärten, welche die Höhen zwischen Ragusa und Gravosa, so wie die Thäler von Ombla und Breno bedeckten, wurden geplündert und zerstört, die Schiffe, welche noch im Hafen von Gravosa oder auf den Werften lagen, verbrannt, und die Stadt selbst ward nur durch den kühnen und glücklichen Marsch des Generals Molitor mit einer Handvoll in aller Eile zusammengeraffter Truppen vor gänzlichem Untergang gerettet. Doch nur als Stadt, nicht als Staat. Denn zwei Jahre später wurde, nach fast zwölfhundertjährigem Bestehen, die Republik Ragusa aus der Reihe der selbständigen Staaten gestrichen.

In einem Anflug von Gerechtigkeit hatte nämlich Napoleon dem Senat die Wiedererstattung des in dieser Zeit erlittenen Schadens, welcher über 20 Millionen Franken betrug, in Aussicht gestellt. Als aber der Senat wiederholt an die Erfüllung des Versprechens mahnte, erließ der Kaiser, um sich allen lästigen Erinnerungen zu entziehen, am 31. Januar 1808 das Dekret über die Aufhebung des Freistaats von Ragusa und theilte am 31. Oktober 1809 das Gebiet der Republik den illyrischen Provinzen zu, mit denen es 1813 an Oesterreich fiel.

Bazar und Quarantaine. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Trotz der mündlichen und schriftlichen Proteste des Senates, trotz der Verwendung des Sultans für die Wiederherstellung der Republik, blieb Ragusa, was es geworden: das steinerne Monument seiner frühern Größe und Macht.

Das Gouvernement Jekatherinoslaw in Südrußland.

Lage und Eintheilung. — Das Asow'sche Meer. — Schifffahrt und Handel auf demselben. — Die Stadt Taganrog. — Der Dnjepr, sein Flußbett und die Ueberschwemmungen. — Veränderliche Seen. — Klimatische und meteorologische Verhältnisse.

Das jekatherinoslaw'sche Gouvernement enthält schon seiner geographischen Lage nach sehr viele Bedingungen, die zur Erreichung eines hohen Grades von Wohlstand erforderlich sind. Der fruchtbare Boden desselben, der sich eben so gut zum Ackerbau, wie zur Viehzucht eignet, ist reich an unerschöpflichen Schätzen, die auf den zwei der bedeutendsten schiffbaren Flüssen Europa's, dem Dnjepr und Don, so wie auf dem Asow'schen Meere, das die östliche Grenze des Gouvernements bespült, einen leichten Absatz nach dem Auslande haben können.

Das schöne und gesunde Klima endlich trägt ebenfalls nicht wenig dazu bei, den Aufenthalt in diesem Gouvernement zu einem der angenehmsten in Rußland zu machen.

Der Flächeninhalt des jekatherinoslaw'schen Gouvernements beträgt 59,485 Q.-Werst oder 6,196,363 Dessä-

tinen; in administrativer Hinsicht wird das Gouvernement in neun Kreise getheilt, nämlich in die von Jekatherinoslaw (mit dem Kolonial-Gebiet), Werchdnjepr, Nowomoskowsk, Pawlograd, Bachmut, Slawjanoserbsk (mit dem luganskischen Berg-Bezirk), Alexandrowsk (mit dem Kolonial-Gebiet) und Mariupol. Dazu kommen noch das Land des asow'schen Kosakenheeres und der rostow'sche Kreis mit den Bezirken von Taganrog und Nachitschewan.

Nach der Menge kleiner Flüsse zu urtheilen, die in den Dnjepr, Don und Donetz fallen, sollte man glauben, daß das Land an Wasser überreich sei; doch dem ist keineswegs so, und an vielen Orten ist der Wassermangel so groß, daß er eine Zunahme der Bevölkerung verhindert. Nur im Frühlinge und im Herbst sind nach dem Schmelzen des Schnees die Schluchten, Niederungen und kleinen Flüsse mit Wasser überfüllt, das jedoch bei eintretender Sommerhitze gänzlich versiecht; es darf uns deshalb auch nicht Wunder nehmen, daß wir fast die ganze Bevölkerung des Gouvernements längs dem Laufe der Flüsse konzentrirt sehen. Nur in den Niederungen sieht man Dörfer, Wälder und Gebüsch; die höher gelegenen Orte sind Ackerfelder oder mit einem kurzen Grase bedeckte Steppe.

Wir haben schon oben bemerkt, daß die Nähe des Asow'schen Meeres nicht wenig zur Erleichterung der Handelsverbindungen mit dem Auslande beiträgt.

Taganrog führte im Alterthum den Namen Temerinda, d.h. in „scytischer" (?) Sprache die Mutter des Meeres; auch wurde es noch Karpilug, das Blaue Meer, genannt oder der Mäotische See. Die Länge desselben beträgt von der Jenikalischen Meerenge bis zur Mündung des Don 170 Meilen längs dem Fahrwasser, die Breite aber von der Arabatschen Sandbank bis zur südlichen Spitze Kamüschewa 125 Meilen. Der Grund des Meeres besteht vorzugsweise aus Schlamm, der mit schwarzen oder rothen Muscheln vermischt ist; und nur an einigen Stellen findet man Sandboden mit Muscheln. Da der Grund so weich ist und die niedrigen Ufer des Meeres den Winden einen freien Spielraum gestatten, so wird er leicht von den Wellen aufgerührt, was die Bildung von zahlreichen Sandbänken veranlaßt, welche der Schifffahrt ein großes Hinderniß in den Weg legen. Auch trägt die von dem Ufer des Meeres oder aus dem Fahrwasser der Flüsse herabgeschwemmte Erde nicht wenig zur Bildung solcher Sandbänke bei, die um so gefährlicher für die Schifffahrt sind, da sie keine genaue Begrenzung haben und häufig ihre Lage verändern. Bei heftigem Nord- oder Nordostwind werden die Meereswellen nach dem Süden getrieben, und die in das Meer fluthenden Gewässer des Don geben dem Wasser desselben einen süßen Geschmack, den es so lange beibehält, bis ein südwestlicher Wind eintritt, der, wenn er längere Zeit in großer Stärke anhält, den Fluthen des Don das Ausströmen ins Meer verwehrt und dadurch bedeutende Ueberschwemmungen veranlaßt, wie z. B. im Jahre 1831, in welchem das Wasser 10 Werst vom Ufer bis zu einer Höhe von 15 Fuß gestiegen war.

Den ersten Platz unter den Hafenplätzen am Asow'schen Meere nimmt unstreitig die 30 Werst von der Mündung des Don gelegene Stadt Taganrog (mit 20,800 Einw.) ein; doch ist der dortige Hafen weder zur Ueberwinterung der Schiffe geeignet, noch gewährt er denselben hinreichenden Schutz vor den Winden. Da der Seichtheit des Wassers wegen die Schiffe in großer Entfernung vom Ufer Anker werfen müssen, so wurde früher das Ein- und Ausladen der Waaren durch Telegen vermittelt; theilweise ist diesem Uebelstande jetzt durch die Anlegung eines Quais an der östlichen Seite des Vorgebirges abgeholfen, doch können nur Schiffe von 50 bis 70 Tonnen dort anlegen und laden; größere, tiefer gehende Schiffe sind daher genöthigt, bei der zwei Meilen von der Stadt entfernten Insel Tscherepacha, oder noch weiter, bei Krasna Wecha, ihre Ladung einzunehmen. Die gegenwärtig in Angriff genommene Reinigung und Erweiterung des Hafens wird nicht wenig dazu beitragen, diese Uebelstände zu beseitigen und die Schifffahrt auf dem Asow'schen Meere zu heben, welche schon nach Aufhebung der Quarantaine in Taganrog einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Auch die Dampfschifffahrt ist jetzt bedeutender geworden; zwischen Taganrog und Rostow existirt eine regelmäßige Verbindung zum Transport von Passagieren und Waaren; eben so zwischen Taganrog, Marinpol, Berdjansk, Kertsch, Odessa und Konstantinopel. Die Schifffahrt beginnt in der zweiten Hälfte des März oder in den ersten Tagen des April und dauert bis zu Ende Oktober, in seltenen Fällen auch wohl bis zum 10. bis 15. November.

Der Dnjepr entspringt in dem jsütschewskischen Kreise des Gouvernements Smolensk, nicht weit von den Quellen der Wolga und Düna, und durchströmt bis zu seiner Mündung in das Schwarze Meer eine Strecke von 1600 Werst; seine größte Breite beträgt 860 Faden, seine geringste an dem Orte, wo er durch die aus Granitfelsen bestehenden und circa 35 Faden hohen Ufer eingezwängt wird, 75 Faden. Die größte Tiefe des Dnjepr ist 25 Fuß, die mittlere 14 Fuß, die geringste bei den Klippen 6 Fuß. Nur an zwei Stellen, bei der Kolonie Einlage (Kitschkas) und bei Woltsche Gorlo, hat der Fluß die bedeutende Tiefe von 98 Fuß.

Das Fahrwasser des Dnjeprs verändert in jedem Jahre nicht nur die Richtung, sondern auch die Breite des Stromes, besonders an den Stellen, wo er über sandigen Boden strömt (bis zur Mündung der Samara), wodurch die Schifffahrt nicht wenig gefährdet wird. Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit des Dnjepr sind die zwischen Alexandrowsk und Jekatherinoslaw befindlichen Porogi, d. h. Granitklippen, welche die ganze Breite des Stromes von einem Ufer bis zum andern terrassenförmig durchziehen. Mit einem furchtbaren Getöse, das mehrere Werst weit umher gehört wird, brechen sich die Fluthen an den kolossalen Steinen und stürzen schäumend über sie hinweg, und nur ein enger Kanal, der mit ungeheuren Kosten in der Mitte dieser Felsen ausgehauen ist, gestattet den Flössen und Barken den Durchgang zwischen dieser Scylla und Charybdis. Doch nur der erfahrenen Hand des mit der Oertlichkeit vertrauten Lootsen ist es möglich, dies Wagestück zu unternehmen; — eine einzige kleine Abweichung aus dem für das unkundige Auge nicht bemerkbaren Fahrwasser — und in tausend Stücken ist das Floß an den Klippen zerschmettert und von dem Strudel in die Tiefe hinuntergerissen.

Kein Fluß in Europa ist an Inseln so reich, wie der Dnjepr. Die bedeutendste derselben ist die der Kreisstadt Alexandrowsk gegenüberliegende Insel Chortitz (etwa 10 Werst lang und 3 Werst breit) der Sitz der alten Saporoger, die von hier aus ihre Raubfahrten den Dnjepr hinunter bis weit in das Schwarze Meer hinein machten. Die meisten dieser Inseln sind mit Wald und Weidengebüsch bedeckt und nur die im untern Theile des Stromes liegenden haben einen mehr sumpfigen Boden und zeichnen sich durch üppigen Graswuchs aus.

Es gibt nur wenige Ueberfahrten über den Dnjepr; die wichtigste befindet sich bei der Stadt Jekatherinoslaw, wo zu Anfange des Sommers eine 500 Faden lange Schiffbrücke über den Strom geschlagen wird, die bis zum Spätherbste stehen bleibt. Auch bei Nikopol gibt es zur Sommerszeit eine solche Schiffbrücke (100 Saschen lang); bei Einlage (Kitschkas) aber wird die Ueberfahrt durch zwei Fähren vermittelt.

Das Wasser des Dnjepr gefriert in der Regel in den letzten Tagen des November; zu Anfang März bricht das Eis und nach einigen Wochen allmäligen Steigens des Wassers tritt dann eine Ueberschwemmung ein,

deren Ausdehnung von der größern oder geringern Masse Schnees abhängt, der in den nördlichen Gouvernements, durch welche der Dnjepr strömt, gefallen ist. In der Regel dauert diese Ueberschwemmung bis zum 9. Mai; das Wasser steigt von 7 bis 20 Fuß über sein gewöhnliches Niveau, doch gibt es auch Jahre, in welchen der Höhestand desselben so hoch war, daß dadurch bedeutende Verheerungen angerichtet wurden, wie z. B. im Jahre 1845 (9 Arschinen 12 Werschok über dem Niveau).

Im jekatherinoslaw'schen Gouvernement gibt es viele kleine Seen, die, größtentheils in den Niederungen der Flüsse gelegen, ihr Entstehen den Ueberschwemmungen derselben zur Frühlingszeit zu verdanken haben. Der größte dieser Seen befindet sich im nowomoskowskischen Kreise, in der Nähe des Dorfes Karabinowka, und ist ungefähr 3½ Werst lang und 2 Werst breit. Von den örtlichen Bewohnern wird er der „salzige Liman" genannt, obgleich er süßes Wasser enthält.

Alte Leute versichern, daß die Tiefe dieses Sees früher sehr bedeutend gewesen sei; jetzt aber beträgt sie nicht mehr als zwei Arschinen und in heißen Sommern trocknet der See ganz aus. Ein anderer, etwa 2½ Werst langer See, befindet sich in der Nähe der Stadt Rostow und heißt der „Temernitzkische". Kleinere Seen, von denen der größere Theil in der Niederung des Dnjepr liegt, gibt es etwa 200 im Gouvernement, doch haben sie weniger Bedeutung für das Land, als die sogenannte Plawnja oder „große Wiese", d. h. die mit Gesträuch und Schilf bewachsene Niederung, die, zwischen den Flüssen Dnjepr und Konskaja liegend, im Frühjahr einer mehrere Wochen dauernden Ueberschwemmung ausgesetzt ist. Nach dem Zurückziehen des Wassers bildet sich hier dann eine ungeheure Wiese mit vortrefflichem Heuschlag. Bemerkenswerth ist, daß, ungeachtet der Größe dieser sumpfigen Fläche, sich aus derselben keine Miasmen erzeugen, welche auf die Gesundheit des Menschen einen schädlichen Einfluß ausüben.

Alle übrigen sumpfigen Oertlichkeiten sind in den Niederungen längs dem Ufer der Flüsse gelegen und stehen vom April bis zu Anfange Juli unter Wasser, sind daher ihren Besitzern von dem größten Nutzen, weil diese stets, selbst in den trockensten Sommern, auf eine ergiebige Heuernte rechnen können.

Das Klima des jekatherinoslaw'schen Gouvernements ist im Ganzen ein gemäßigtes. Mehrjährige zu Jekatherinoslaw angestellte meteorologische Beobachtungen haben die mittlere Temperatur des Jahres auf + 6,5° R., die mittlere Temperatur des Sommers auf + 16,9° und die des Winters auf — 5,13° festgestellt. Wie in ganz Neurußland, ist auch hier die Temperatur außerordentlich veränderlich, so daß in klimatischer Hinsicht ein Jahr nur selten dem andern gleicht.

Ganz besonders fühlbar ist der Mangel an Feuchtigkeit und der bedeutende Einfluß, welchen die Winde auf die Veränderung der Temperatur haben. So führen der Ost- und besonders der Nordostwind fast immer Kälte und Trockenheit mit sich, die für den Pflanzenwuchs der Gegend so verderblich sind und mithin auch einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Viehzucht ausüben; der Süd-, Südwest- und Westwind sind hingegen warm und sehr oft von Regen begleitet. Die durch die Richtung der Winde in der Temperatur hervorgebrachte Veränderung ist oft so groß, daß mitten im Winter bei eingetretenem Süd- oder Westwinde das Eis in den Flüssen schmilzt, wohingegen der Ost- und der Nordwind eine Kälte von 20 bis 25° R. erzeugen. Das Vorwalten letzterer Winde ist auch wohl die Ursache, weshalb die Regen im südlichen Rußland so selten sind. Meteorologische Beobachtungen haben ergeben, daß die in Form von Regen und Schnee auf den Boden Rußlands fallende Feuchtigkeit durchschnittlich nur 15,88 par. Zoll ausmacht, während dieselbe im mittlern Europa 30,43 par. Zoll, also fast das Doppelte, beträgt. In den südlichen Gouvernements regnet es nur im April, Mai und zuweilen im Anfange des Juni, und auch das nur strichweise. Die Felder, welche von dem Regen berührt werden, haben, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse, wie Hagelschlag, Heuschreckenfraß ꝛc. eintreten, Aussicht auf eine reichliche Ernte, während die trocken gebliebenen kaum die Aussaat wiedergeben.

Die Regen im Sommer sind sehr selten und eher schädlich als nützlich für die Saaten. Fast immer erscheinen sie in Begleitung von Sturm und Gewitter nach einer glühenden Hitze, die den Boden völlig zu harter Steinkruste verbrannt hat. Die Feuchtigkeit verdampft daher sehr schnell auf der Erde, während der heftige Wind die unter den schweren Regentropfen sich beugenden Getreide-Aehren zu Boden niederwirft. Der Mangel an Regen ist ferner die Ursache, weshalb fast sämmtliche kleinere Flüsse zur Sommerszeit austrocknen, ein Uebelstand, der die Bewohner solcher Gegenden nicht selten zwingt, ihre Wohnplätze für eine Zeit lang wenigstens zu verlassen und nach einer wasserreichern Gegend überzusiedeln.

Im Ganzen kann man das Klima des jekatherinoslaw'schen Gouvernements ein gesundes nennen, obwohl darin auch Oertlichkeiten vorhanden sind, wie die bei der Mündung des Don, längs dem Laufe der Samara, die Umgegend von Mariupol, Rostow am Don ꝛc., wo zur Sommerszeit bösartige Fieber grassiren.

Die Bevölkerung des Gouvernements ist aus verschiedenen Völkerstämmen zusammengesetzt, Kleinrussen, Großrussen, Serben, Griechen, Armeniern, Deutschen, Polen, Juden, Walachen ꝛc., unter denen das kleinrussische Element das vorherrschende ist. Auf 59,485,090 Quadratwerst kommt (nach der Revision im Jahre 1857) eine Seelenzahl von 1,051,222, also 17,68 Einwohner auf eine Quadratwerst, oder 865 auf eine Quadratmeile. Der südliche Theil des Gouvernements, welcher den Kreis von Alexandrowsk in sich schließt, ist schwächer bevölkert als der nördliche; am bevölkertsten aber ist der rostow'sche Kreis mit dem taganrog'schen Stadtgebiet, wo 28,26 Seelen auf die Quadratwerst kommen.

Russische Landstreicher.

Es ist eine schon aus alten Zeiten bekannte Thatsache, daß der russische Bauer gern wandert.

Mit diesen Wanderungen hängt die Entstehung der Leibeigenschaft zusammen. Während der Theilung und Zersplitterung Rußlands waren die Bauern befugt, ohne Umstände von einem Herrn zum andern überzugehen. Sie bearbeiteten das Land gegen eine Abgabe, die sie ihrem geistlichen oder weltlichen Herrn entrichteten. Die Herren boten, um so viel Konkurrenz als möglich für ihre Grundstücke zu bekommen, den Bauern Vortheile dafür, daß sie sich gerade bei ihnen niederließen; die Bauern zogen also immer dorthin, wo ihnen am meisten Vortheile in Aussicht standen und ließen ihren bisherigen Herrn ganz einfach im Stich. Dieses

Nomadisiren und Herumziehen war aller guten Wirthschaft schon damals nachtheilig, als es noch nicht über die Grenzen der kleinen Fürstenthümer ausgedehnt werden konnte; verderblich wurde es aber, als nach deren Vereinigung die Bauern allmälig durch das ganze weite Reich ihrem Wandertriebe nachgehen konnten. Man suchte Anfangs dem Unwesen dadurch zu steuern, daß man bestimmte Zeiten im Jahre für solche Wanderungen festsetzte — im Herbst und im Frühling, — später aber, im Jahre 1597, verbot man durch einen Ukas das Herumwandern und zwang die Bauern, da zu bleiben, wo sie sich gerade in dem Augenblick, als der Ukas herauskam, befanden. Damit trat die Leibeigenschaft ins Leben.

Man sieht, das Vagabundiren gehört zur Natur des russischen Bauern schon von Alters her. Auch jetzt hat wohl kein anderes Land Europa's so viele Landstreicher aufzuweisen, wie das große Rußland. Im Augustheft 1863 der russischen Zeitschrift „der Zeitgenosse" findet man „Mittheilungen über die Ausreißer und Landstreicher in Rußland und Sibirien", die für um so zuverlässiger angesehen werden können, da sie in amtlicher Thätigkeit gesammelt worden sind. Auf Veranlassung dieser Notizen gibt Wolssohns „Russische Revue" eingehende Betrachtungen über die russischen Vagabunden, aus denen wir Einiges ausziehen wollen.

Das russische Gesetz kennt eine Menge Gattungen von Vagabunden, die wiederum in viele Kategorien zerfallen; es gehören dahin Landstreicher, Sträflinge, Ausreißer, herumziehende Bettler ꝛc. Als besonderes Kennzeichen eines Herumtreibers gilt Paßlosigkeit und Heimathlosigkeit. Häufig ist der Gebrauch falscher Pässe und das Vorgeben, man wisse nicht, woher man stamme. Diese Gattung von Leuten versteht es sehr gut, sich falsche Dokumente zu verschaffen, bei deren Vorzeigung sie „Arbeit suchen". Sie müssen freilich gegen Empfang des Handgeldes bei ihren Arbeitgebern die Dokumente niederlegen, pflegen aber bald davonzugehen, da sie an ihren falschen Papieren nichts verloren haben. Bedeutender Vorschub wird dieser Art von Industrie durch eine Menge fortgejagter Beamten und Schreiber geleistet, die sich mit der Fabrikation falscher Dokumente befassen. Auch Gemeinde- und Dorfschreiber üben sich im Ausstellen derartiger Legitimationen, büßen aber deshalb ihre Stellen nicht ein, weil sie „alle Kanzleiweisheit in sich geschluckt" hätten und deshalb unentbehrlich seien!

Ein gewöhnliches Auskunftsmittel der russischen Landstreicher besteht darin, daß sie an dem Orte, wo sie ergriffen werden, plötzlich ihre ganze Vergangenheit vergessen; sie wüßten nicht, wo sie her seien und vermöchten Niemanden anzugeben, der den geringsten Nachweis über sie liefern könne. Sobald man ihnen ernstlich zu Leibe geht, kommen auch falsche Aussagen zum Vorschein, die Alles noch mehr verwirren; sie berufen sich auf Leute, die weit entfernt sind oder gar nicht existiren. Die Regierung muß sie oft tausende von Werften transportiren lassen, blos um sich zu überzeugen, daß sie betrogen sei, und daß die Vagabunden an dem entfernten Orte Niemand kennt. Die dadurch verursachten Kosten erreichen eine unglaubliche Höhe, und da sie bei erfolgter Reklamation und Rekognition ersetzt werden müssen, so hütet sich Jeder, den Landstreicher zurückzufordern und überläßt ihn seinem Schicksale. Für derlei Verlautbarungen, welche die Regierung in der Senatszeitung und den Gouvernementszeitungen veröffentlicht, werden jährlich 20 bis 30,000 Silberrubel auf die Straße geworfen. Dazu kommen noch die Untersuchungs-, Zehrungs- und Transportkosten!

Die Umstände, welche die Vagabunden in ihre verderbliche Laufbahn drängen, gehen zum Theil aus ihrer socialen Lage, zum Theil aus persönlichen Beziehungen hervor. Ersteres ist bei den Vagabunden von steuerpflichtigem Stande und bei militärischen Ausreißern der Fall, während Letzteres auf die entlaufenen Sträflinge, welche zur Transportation nach Sibirien verurtheilt waren, und auf die herumziehenden Bettler von Profession anzuwenden ist.

Bei den nicht leibeigenen Steuerpflichtigen finden wir ein drückendes Paßwesen. Der Paß ist nicht blos ein Ausweis für die Identität des Inhabers, sondern auch für sein Steuerverhältniß. Die Regierung läßt nämlich von Zeit zu Zeit die der Kopfsteuer unterworfenen „Seelen" nach Gemeinden auszählen und weiß dann, daß sie von jeder Gemeinde für so und so viel männliche Seelen Steuern empfängt, ohne sich dabei weiter um den Einzelnen zu kümmern. Die Gemeinde muß für ihre Mitglieder haften; sie thut es mit der Kopfsteuer auch in der Art, daß sie, sobald Jemand aus der Gemeinde austritt oder stirbt, seinen Antheil so lange auf die Uebrigen repartirt, bis bei der neuen Zählung die Sache wieder geordnet ist. Es vergeht nun eine geraume Zeit, ehe die neue Zählung eintritt; in diesem langen Zeitraume wachsen die Auflagen jährlich, da die inzwischen geborenen Kinder nichts dazu beizutragen brauchen, während für die Gestorbenen und Ausgetretenen die Steuern fortlaufen und die Berechnung und Vertheilung des in jedem Jahre hinzugekommenen Plus liegt ganz in den Händen der Gemeindevorstände. Die Gemeindemitglieder sind dadurch von den Vorstehern abhängig, welche sie oft chikaniren und namentlich bei der Ausstellung von Pässen Schwierigkeiten erheben und die Abgaben für die Dauer des Passes vorher verlangen. Diese ewigen Plackereien machen den armen Teufeln das Leben sauer, sie haben vielleicht dringende Geschäfte und wenig Geld zu unnöthigen Ausgaben, sie reisen also lieber ohne Paß und werden solcher Gestalt Vagabunden.

Das Defertiren der Soldaten erklärt sich aus der Art und Weise ihrer Behandlung; man weiß, daß Soldat werden müssen unter den Russen für das entsetzlichste Elend gilt. Das Davonlaufen wird natürlich furchtbar bestraft; trotzdem kommt es häufig vor, und nach den Berichten entfällt auf eine Million Soldaten die immer noch große Summe von 3000 Deserteuren in Friedenszeiten.

Auch des Glaubens wegen sind Manche Herumtreiber geworden, als man die Sekten der griechisch-russischen Kirche verfolgte, die verbrecherischen sowohl, als die harmlosen. Eine Anzahl alter Jungfern und Wittwen aus dem Gouvernement Nischni-Nowgorod ging in eine Wüste, um eine große Einsiedelei zu begründen, die bis auf 30 Häuser anwuchs. Sie standen unter einer selbstgewählten Aebtissin, kultivirten den Ritus der Altgläubigen und lebten theils von ihren eigenen Mitteln, theils von reichlich fließenden freiwilligen Beiträgen. Männer und verheirathete Frauen durften sich nicht bei ihnen niederlassen. Sie lebten Alle gut, aber streng, denn jedes unnütze Wort ward dadurch geahndet, daß man die Sprecherin auf Erbsen knieen ließ. So bestand die kleine Gemeinde viele Jahre lang, hatte sich ein schönes Bethaus gebaut und selbstverständlich den Behörden Jahr aus Jahr ein die üblichen Geschenke gemacht, um unbelästigt zu bleiben. Im Jahre 1853 brach plötzlich eine Verfolgung über sie herein. Die Häuser wurden versteigert, das Bethaus geschlossen, einige der älteren Jungfern ins Kloster, andere ins Bethaus gesperrt. Warum, das ist nicht gesagt!

Unter den Sträflingen sind die zur Zwangsarbeit und die zur Ansiedelung in Sibirien Verurtheilten und Verbannten hervorzuheben. Das russische Recht kennt außer der Todesstrafe für Hochverrath und den militärischen Strafen folgende Kategorien für seine kriminelle Gerichtsbarkeit: Verurtheilung zur Zwangsarbeit in den Bergwerken auf Lebenszeit, auf 20 und auf 15 Jahre, in den Festungen auf 12 und 10 Jahre, in den Fabriken auf 8 und 6 Jahre mit darauf folgender Ansiedelung in Sibirien. Es hat für die zu diesen härtesten Strafen Verurtheilten den besondern

Kunstausdruck: Katorschnik, entsprechend etwa den Galeerensklaven anderer Länder. Die zweite Kategorie ist die Verbannung zur Zwangsansiedelung in Sibirien; dann folgt die einfache Verbannung nach Sibirien, Korrektions- und Zuchthausstrafe ꝛc. bis zu den mildesten Strafen hinab.

Hierzu treten aber für die, welche nicht wegen ihres Standes oder ihrer Bildung von der Leibesstrafe eximirt sind, eine Menge accessorischer Bestimmungen, als: das Anlegen von Fesseln, das Rasiren des halben Kopfes, das Prügeln mit allen möglichen Instrumenten und endlich das Brandmarken oder die Stempelung, welche im Geiste einer aufgeklärten Zeit seit vorigem Jahre aufgehoben ist. Bestanden hatte die Brandmarkung mit verschiedenen Abänderungen ungefähr 200 Jahre. Sie wurde zur Bezeichnung der Verbrecher und Ausreißer gebraucht und zwar so, daß ein besonderes Mal den einfachen kriminalistischen Ausreißer, ein anderes einen unfreiwilligen Ansiedler, ein drittes einen entlaufenen Zwangsarbeiter oder flüchtigen Katorschnik bezeichnete. Diese Zeichen wurden dort, wo man die Flüchtigen ergriffen und erkannt, sofort denselben dicht unter den Ellbogen des rechten Armes und auf das Schulterblatt aufgeprägt.

Als accessorische Kriminalstrafe war in älterer Zeit das Abschneiden der Ohren in Gebrauch, später, unter der Kaiserin Elisabeth, das Aufschneiden der Nasenlöcher, und dieses wurde erst 1817 abgeschafft! Im Jahre 1845 wurde statt der auf Stirn und Wangen eingebrannten Buchstaben B. O. P. (russisch wor, = Dieb) eine Stempelung eingeführt, indem die Buchstaben K. A. T. auf Stirn und Wange eingeschnitten und die Wunden mit Schießpulver eingerieben wurden, man den Unglücklichen also gleichsam tättowirte, was heutzutage endlich ganz abgeschafft ist. Der praktische Russe hat sich übrigens auch früher zu helfen gewußt und durch spanische Fliegen, ätzenden Kalk und andere Mittel die Spuren ausgetilgt, denn den Ursprung der hiernach gebliebenen Narben konnte Niemand errathen.

Wie es den Verbannten und Sträflingen in Sibirien ergeht, ist schon oft geschildert worden. Wir wollen hier nur einige weniger bekannte Thatsachen aufführen. Erträglich sind die Arbeiten der Sträflinge in den Branntweinfabriken in dem Gouvernement Tobolsk, wo den Verbannten einige Zeit übrig bleibt, um sich selbständig etwas zu erwerben. In der troizkischen Salzsiederei im Gouvernement Jenisseisk, in den nertschinskischen Gold- und Silberbergwerken verhält sich die Sache freilich anders. Die Verbrecher müssen von Sonnenaufgang bis Untergang in einer abscheulichen Atmosphäre arbeiten und täglich 1600 Pfund Erz zu Tage fördern oder 8000 Pfund Goldsand verarbeiten. Kommt der Feierabend, so bezeugt der Aufseher, was der Unglückliche geleistet; ist es nicht genug, so erfolgt unbarmherzig Prügelstrafe. Denen, die etwas Geld haben, geht es besser; sie bestechen damit die Aufseher und werden nun berücksichtigt. Das Geld erhalten die Verbannten gewöhnlich durch ihre Angehörigen aus dem Vermögen, das sie durch den bürgerlichen Tod des Verbrechers geerbt haben und zu seinem Besten verwenden.

Dieser schöne Gebrauch ist in Rußland allgemein verbreitet, und dem Katorschnik wird bei etwaiger Begnadigung sein Vermögen von den Verwandten fast immer wieder zurückgegeben.

Dem russischen Reich eigenthümlich ist eine Art von Bettlern, die das ganze weite Land durchstreifen, um Almosen zu sammeln. Sie treiben sich auf den Jahrmärkten herum und halten sich meist in der Nähe kirchlicher Prozessionen auf. Es sind Beter von Handwerk unter ihnen, die ihr ganzes Leben lang von einem Walfahrtsorte zum andern pilgern, und ihre Zahl ist ungeheuer. Man rechnet, daß im Jahre 1859 das Dreifaltigkeitskloster unweit Moskau nach und nach von 230,000, das Höhlenkloster bei Kiew von etwa 136,000, Woronesch von 20,000 und das Solowetzkikloster auf einer Insel im Weißen Meere von 11,000 solchen Betern heimgesucht wurden! Ihre Spekulation geht nicht blos auf die Mildthätigkeit allein, sondern auch auf die Gastfreundschaft und freie Zehrung, die sie als „fromme Walfahrer" sich unterwegs verschaffen. Neulinge im Betteln schließen sich an erfahrene Altmeister ihres Gewerbes und müssen oft für diejenigen arbeiten, deren Protektion sie genießen, während diese im gemüthlichsten Faullenzen auf ihren Lorbeern ruhen.

Die russische Regierung hat durch verschiedenartige Bestimmungen dem Vagabundenwesen zu steuern gesucht, ohne daß der Erfolg der angewendeten Strenge entsprochen hätte. Durch Milderung der Militärstrafen hat sich die Zahl der Deserteure vermindert. Aber trotzdem weist die Verbrecherstatistik noch ungeheure Zahlen auf. Allein im Jahre 1857 wurden von den Polizeibehörden 30,478 Personen wegen ungültiger Legitimation verhaftet. Im Jahre 1858 standen, ohne daß man alle Provinzen dabei mitrechnete, 3975 Individuen wegen Landstreicherei und 21,367 wegen Mangels an Legitimation vor Gericht. Das Alles sind eben Leute, von denen die Regierung Kenntniß genommen hat, wie viel mehr mögen ihr unbekannt geblieben oder ihrem Arm unerreichbar gewesen sein!

Der Curral auf Madeira.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Der kraterartige Curral auf Madeira gehört zu den herrlichsten Punkten der berühmten Insel. Der Nordamerikaner W. Thomas hat diese interessante Gegend im Jahre 1859 besucht und schildert sie uns in seinem Werke: Adventures and observations on the West Coast of Africa. Neuyork 1861.

Etwa zwei Stunden hinter Funchal, sagt er, kamen wir durch ein sehr hübsches Wäldchen von Tilbäumen, die ein besonders geschätztes Nutzholz liefern, jedoch wegen ihres unangenehmen Geruches uns zum eiligen Vorübergehen zwangen. Ihr wissenschaftlicher Name, der diese Eigenschaft bezeichnet, ist Laurus foetens. Auch die großen Madeiranußbäume waren in Menge vertreten.

Die Landschaft ward nun immer steiler und hügeliger; schroffe Klippen und Berge wechselten mit einander ab und ermüdeten uns sehr; sie waren mit spärlichem Grün und dürrem Haidekraut bewachsen, das aber zahlreichen Ziegenheerden recht wohl zu munden schien. Der Weg lief endlich in einen engen Pfad aus, zu dessen Seiten gähnende Schluchten sichtbar wurden; wir fanden uns genöthigt, abzusteigen und auf den Rath unserer Führer die Pferde am Zaume nachzuführen, bis wir einen etwas breiteren Rastort erreichten, von dem aus sich unseren Blicken ein großartiges Bild entrollte. Wir waren jetzt etwa 4000 Fuß über der Meereshöhe und sahen hinter uns den Ocean wie eine Masse geschmolzenen Goldes

in den Sonnenstrahlen schimmern. Ueberall herrschte Stille, die wenigen Ziegen, die bis hierher klettern, um ihre dürftige Nahrung aufzusuchen, waren nebst einigen Raubvögeln die einzigen lebenden Wesen, welche wir beobachteten.

Im Schatten eines mächtigen Felsblockes fanden wir Kühlung vor den sengenden Strahlen der Sonne. Unter uns lag der tiefste Abgrund des Curral, aber noch 2000 Fuß über unseren Häuptern erhoben sich die Piks der Insel.

Der Curral wird oft als der Centralkrater der Insel betrachtet. Er ist ein unregelmäßiges Becken, dessen Basis noch 1000 Fuß über dem Meere liegt und zu dessen Seiten sich ungeheure Felsberge bis zur Höhe von 5000 Fuß aufthürmen. Diese gelten für die herrlichsten Naturschönheiten der ganzen Insel, und wenige Besucher setzen ihren Fuß auf Madeira, ohne die wolkenumkrönten Felsen des Pico grande, Pico Ruivo und Tortinas besucht zu haben.

Wenige, welche den Curral besuchten, werden der Versuchung widerstehen können, ihn als den Centralkrater Madeira's zu betrachten. Die Phantasie füllt den ungeheuern Schlund mit glühender Lava aus, über der sich ungeheure Rauchwolken erheben, aus denen Donner und Blitze hervorbrechen. Sieht man aber die Felsenwälle näher an, so findet man, daß sie aus feinen Lagen von Trachyt und Basaltconglomeraten bestehen, die durch eine tuffartige Masse zusammengekittet sind. Die Einbildung, hier einen Centralkrater vor sich zu haben, schwindet bei diesen Betrachtungen, und man gelangt zu dem Schluß, daß die Stoffe, aus welchen diese Berge gebildet sind, von einem uns unbekannten — vielleicht wieder im Meere versunkenen — Vulkan herrühren. Spätere Erdrevolutionen, Ausbrüche von Dampf und Gasen rissen die Bergmassen aus einander und bildeten den kraterähnlichen Schlund des Curral. Sein Boden ist mit einer ungeheuern Masse von Felsblöcken überdeckt, überall von Rissen und Sprüngen durchzogen, so daß man hier die Auswürflinge des Vulkans vor sich zu sehen glaubt. Allein die Annahme erscheint viel wahrscheinlicher, daß Stürme, Regengüsse und der schmelzende Schnee diese Brocken von den ohnehin zerklüfteten Felswänden in die Tiefe hinabrissen. Nach den Untersuchungen Hareourts sind die vulkanischen Ablagerungen Madeira's, eben so wie die vieler Mittelmeerinseln, zur Zeit der Miocenperiode in der Tertiärzeit durch Trachyterhebungen vor sich gegangen.

Erquickung fanden wir in dem tief unten am Curral liegenden kleinen Weiler, dessen Kirchlein Nossa Senhora da Livramento (Unsere liebe Frau zur Befreiung) beinahe den Mittelpunkt der Insel ausmacht. 2000 Fuß mußten wir hinabklimmen, um bis dorthin zu gelangen. Von oben betrachtet erschienen uns die kleinen Häuser zwischen Bananen und Zuckerrohrpflanzen beinahe wie die Häuser aus einer nürnberger Spielzeugschachtel. Unter den großartigen Eindrücken, die der Anblick des Curral von hier aus gewährt, verbrachten wir den Nachmittag und kehrten in der Abendkühle nach Funchal zurück.

Der Ordensbund der Issanah in Marokko.

Vor 200 Jahren lebte in Mekinäs ein marokkanischer Heiliger mit Namen Sidi Aissa, d. i. Mein Herr Jesus. Eines Tages, da seine Armuth größer denn je war, ermahnte ihn seine Gattin, doch zu arbeiten, damit sie etwas zu leben hätten. Aber Arbeiten war nicht Sache des Heiligen, der es bei Weitem leichter fand, Wunder zu wirken. Er hieß seine Frau Wasser aus dem Brunnen schöpfen, und als sie den Eimer empor zog, war er statt voll Wasser voll von — Goldstücken. Mit diesem Golde warb der Heilige Anhänger; die ersten besten Menschen, denen er auf dem Marktplatze begegnete, wurden seine Jünger, die weiter nichts zu thun hatten, als von Zeit zu Zeit gewisse Gebetsformeln herzusagen; dafür erhielten sie Bezahlung.

So stiftete er seinen Orden, der als Khuan des Sidi Aissa oder der Issanah weit und breit berühmt wurde. Durch harte Prüfungen, welche er seinen Jüngern auferlegte, und durch reichlich vertheilte Geldspenden wuchs der Ruf Sidi Aissa's immer mehr, bis zuletzt beinahe die ganze Stadt Mekinäs zu seiner Sekte gehörte. Nur der Kaiser sträubte sich noch, an Sidi Aissa's Heiligkeit zu glauben, bis auch er durch ein Wunder bekehrt wurde. Der Heilige erbot sich nämlich, dem Monarchen seine Hauptstadt Mekinäs abzukaufen und bestand, trotz der ungeheuern Summe, welche der Kaiser forderte, auf dem Handel. Der Marabut schaffte denn auch durch ein Wunder die verlangte Summe, worauf sich der Kaiser zu dessen Orden bekehrte. Der großmüthige Ordensstifter aber schenkte ihm seine Hauptstadt wieder. Seitdem genießen die „Brüder Aissa's" in der Stadt Mekinäs das seltsame Privilegium, daß sie in den ersten 12 Tagen des Monats Mulud sich, allein von allen Einwohnern, auf der Straße zeigen dürfen, während alle anderen Bürger an diesen Tagen zu Hause bleiben müssen. Dieses Privilegium zwingt natürlich alle Einwohner von Mekinäs, sich in den Orden aufnehmen zu lassen, um nicht 12 Tage im Jahre wie gefangen daheim zu bleiben.

Die Issanah behaupten und geben sich alle Mühe, zu beweisen, daß sie von ihrem Ordensstifter die wunderbare Fähigkeit erhalten haben, jede Art von Gift und schädlicher Substanz ungestraft genießen zu können. Als nämlich auf einer der Wanderungen des Sidi Aissa seine Jünger sich über Hunger beklagten und Brot von ihm verlangten, sprach dieser zu den Ungeduldigen die wunderwirkenden Worte: „Esset Gift." Die Jünger warfen sich sogleich über Schlangen, Skorpione und alles Giftige, Schädliche und Ekelhafte her, was sie finden konnten und verschlangen es ohne Schaden. Seitdem gelten die Issanah für die unfehlbaren Heilkünstler aller Schlangen- und Skorpionenbisse, und bei ihren festlichen Zusammenkünften setzen sie das Publikum durch ihre seltsamen Gaukeleien in Erstaunen.

Einer solchen Versammlung wohnte auch Freiherr von Maltzahn bei, und zwar durch Vermittlung eines marokkanischen Freundes, der selbst zum Bunde gehörte. Die Issanah stehen zwar in dem Rufe, Christen und Juden ganz besonders zu hassen, doch sollte Baron Maltzahn die entgegengesetzte Erfahrung machen. Auch Menschenfresserei wirft man ihnen vor, und das Sonderbare bei diesem Gerüchte ist, daß dasselbe nicht nur von Christen und Juden, sondern selbst von einzelnen Muselmännern geglaubt wird. Ja ein Algierer, der selbst Issanah war, versicherte unserem Landsmann, daß seine Ordensbrüder im Marokkanischen kleine Kinder zu verspeisen pflegten! Doch das bleibe dahingestellt.

Baron Maltzahn wohnte im Judenviertel der Stadt Marokko und trat in Begleitung seines muselmännischen Freundes Mustapha den gefährlichen Weg zur Versamm-

lung der Issauah an. Jeder Ausgang in die Maurenstadt ist für Christen unter gewöhnlichen Bedingungen lebensgefährlich, ja fast unmöglich. Aber Maltzahn ging bei Nacht aus und begegnete keinem Mauren, da man in arabischen Städten äußerst selten nach Sonnenuntergang noch Jemand im Freien trifft. Sodann war Maltzahn, der in das Haus des Freundes eines seiner Freunde ging, ein Diaf oder Gastfreund, dem kein Leid zugefügt werden durfte.

Der Stadttheil, in welchem das Vereinigungshaus der Issauah liegt, zeigt viele Häuserruinen. Etwas Aehnliches sieht man in keiner Stadt Europa's. Man sollte meinen, daß, wenn an der Stelle eines eingestürzten Gebäudes kein neues Haus wieder gebaut werden soll, man wenigstens die Ruinen entfernen würde, um so einen freien Platz zu gewinnen; aber daran denkt Niemand, und Straßenpolizei existirt so gut wie gar nicht. Unreinigkeiten in den Straßen werden nicht beseitigt; Thierleichname liegen überall umher und verpesten die Luft; an Pflaster ist nicht zu denken. Im Winter ist der Koth, im Sommer der Staub in den Gassen unausstehlich; dazu kommen noch die vielen Ruinen, über die man oft beinahe den Hals bricht.

Das Haus, in welchem der Mokkadam des Ordens, das provinzielle Oberhaupt, wohnte, war auch etwas baufällig, aber im schönsten maurischen Style erbaut. Nach dem Auswechseln einiger mystischen Formeln ward der Eintritt gestattet. Die Gäste waren in den beiden inneren Höfen versammelt, wo sie auf den Strohmatten des Fußbodens kauerten oder hockten. Nur einige der Aelteren saßen in der würdevollern orientalischen Weise mit untergeschlagenen Beinen. Die Gallerien des ersten Stockwerks waren von künstlich geschnitztem Holzgitter umgeben, hinter welchem die Frauen, deren Gesichter dicht bis an die Augen vermummt waren, dem Feste zuschauten.

Daß Maltzahn sich als einziger Europäer und Nichtmuselmann in diese Gesellschaft wagte, war ein tollkühnes Beginnen, aber indem er den Barbaren gegenüber zeigte, daß er unbedingtes Vertrauen zu ihnen hege, berief er sich auf ihr Wohlwollen, ihr Mitleid und ihre Großmuth, wodurch er ihrer Eitelkeit schmeichelte und in Folge dessen sehr freundlich behandelt wurde.

Die religiöse Ceremonie begann mit dem näselnden Absingen einiger, sich stets wiederholender Formeln, den einfachsten Elementen des muselmännischen Glaubensbekenntnisses. Namentlich wurde das: „La Illaha il allah" oder: „Es giebt keinen Gott, als Gott", in allen Tonarten bis zum Uebermaß abgeleiert und zwar immer im Takte. Plötzlich, während des heftigsten Singens und Schreiens der Gläubigen, wozu die Tamtams oder flachen, unten offenen Trommeln, nach Herzenslust geschlagen wurden, erhob sich einer der Brüder des Ordens und begann das Ischdeb. Das Ischdeb ist eine Art von religiösem Tanz. Tanzen ist eigentlich nicht das Wort, aber wir haben keinen andern, annähernden Ausdruck. Es sind taktmäßige, erst langsame, dann immer schneller werdende, zuletzt konvulsivisch aussehende Bewegungen des Körpers, namentlich des Oberkörpers. Das Ischdeb fing mit einer Menge von gleichmäßigen Schwingungen des Leibes und Kopfes an, die sehr tiefen, schnell und oft wiederholten Verbeugungen ähnlich sahen. Nachdem der Tänzer dies einige Minuten lang getrieben hatte, erhob sich ein anderer und dann wieder ein anderer, bis zuletzt nicht weniger als sechs in betäubendem Nicken mit dem Kopf und Beugen des Oberkörpers wetteiferten. Dieser Wettkampf dauerte vielleicht eine halbe Stunde. Keiner, welcher einmal die Bewegungen begonnen hatte, durfte aufhören, ehe er in den Paroxismus gerathen war, der den Gipfelpunkt des Ischdeb bildet. Die Bewegungen folgen immer rascher und rascher auf einander, die Verbeugungen werden immer tiefer und tiefer, die Schwenkungen des Leibes und Kopfes immer heftiger, bis zuletzt Schwindel sich des Ermatteten bemächtigt, der Schaum ihm auf die Lippen tritt, die Augen aus ihren Höhlen treten und der fanatisirte Tänzer strauchelnd zu Boden stürzt. In diesem tollen Zustande kommt, so lautet das Glaubensbekenntniß des Ordens, der Geist des Stifters über seinen im heiligen Wahnsinne liegenden Jünger und macht ihn tüchtig, das schädlichste Gift und Alles, was verwundet oder verletzt, ungestraft zu verzehren. Die fanatisirten Männer wälzten sich in wilder Unordnung auf dem Boden und stießen unmenschliche, schreckenerregende Töne aus, bald dem Grunzen eines Ebers, bald dem Gebrüll eines Löwen vergleichbar. Einige fletschten ihre scharfen, raubthierartigen Zähne, zwischen denen der weiße Schaum zischend hervorquoll. Sie schnappten mit wahnsinniger Geberde nach den ihnen zunächst Sitzenden, und es schien wirklich, als wollten sie aus deren Körper Stücke herausbeißen. Diese Seite des Paroxismus der Brüder hat vielleicht zu der Fabel von der Menschenfresserei der Issauah Anlaß gegeben. Sie geberdeten sich wie blutdürstige Anthropophagen, die nach Menschenfleisch zu lechzen schienen; aber sie thaten Niemand etwas zu Leide.

Nachdem alle sechs sich in diesen wahnsinnigen Zustand hineingearbeitet hatten, wurde eine große verdeckte Schüssel hereingetragen, von welcher ein Greis den Deckel abhob. In derselben befand sich ein wahres Nest von lebenden Schlangen, Skorpionen, Kröten, Eidechsen und anderen schädlichen und ekelhaften Thieren. Kaum war die Schüssel in die Mitte der tobenden Brüder gestellt, so fielen sie mit viehischer Gier über das entsetzliche Gericht her, und im Nu war es verschlungen. Hier war von Taschenspielerkünsten keine Rede, denn Baron Maltzahn sah deutlich, daß diese Leute Schlangen und Skorpionen kauten, so daß die Brühe davon an den Mundwinkeln herabfloß. Ob aber diese Schlangen und Skorpione noch im Besitze ihres ursprünglichen Giftes waren, das konnte Herr von Maltzahn nicht untersuchen.

Der ekelhaften Ceremonie folgte eine gefährliche. Man brachte nämlich eine mit zerbrochenem Glase, Nägeln und scharf-dornigen Cactusblättern gefüllte Schüssel herein, und auch diese Dinge waren bald verschlungen. Darüber konnte gar kein Zweifel stattfinden. Maltzahn sah, wie die Nägel verschlungen wurden, hörte, wie das Glas, als es gekaut wurde, knirschte und sah den Saft des stachligen Cactusblattes mit Blut untermischt an dem verwundeten Mund herablaufen. Oft fügen sich diese Leute großen Schaden zu, der ihnen jedoch im andern Leben durch ihren großen Heiligen reichlich vergolten wird.

Zum Schlusse trat ein Neger auf, der allerlei Taschenspielerkünste zum Besten gab. Nach Vollendung seiner Gaukeleien fand die Aufnahme eines neuen Bruders in den Orden statt. Der Neophyt wurde von zwei Mitgliedern hereingeführt und mußte sich vor dem Mokkadam aufs Angesicht niederwerfen. Dieses Ordenshaupt richtete dann eine Ermahnung an den Neuaufzunehmenden und vollzog schließlich die heilige Aufnahmehandlung. Diese besteht darin, daß der Mokkadam dem Neophyten dreimal in den weitgeöffneten Mund hineinspuckt. Dieser wunderwirkende Speichel allein kann, so sagen die Issauah, dem neuen Jünger die Kraft verleihen, ohne Gefahr und Schaden Giftiges oder Verwundendes zu essen.

Nach Vollendung dieser Ceremonie folgte die Mahlzeit von Kußkussuh (Maisbrei) und dann noch ein ohrenzerreißendes Geheul, welches ein Nachtgebet vorstellen sollte.

Herr von Maltzahn hinterließ dem Orden ein Geschenk von 10 spanischen Thalern. Er konnte von Glück sagen, als er, von seinem Freunde geleitet, wieder unbeschädigt im Judenquartier anlangte.

Der Paraguaythee in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul.

Es ist weltbekannt, daß der bittere Paraguaythee dem spanischen Creolen Südamerika's eben so unentbehrlich ist, wie seine Cigarette und die Hängematte, in der er seine Siesta, in der luftigen Veranda seines von Palmen beschatteten Hauses, hält. Das Schlürfen des Matté oder Paraguaythees ist ihm eine wahre Nothwendigkeit, und er wird verstimmt und krank, wenn er während eines ganzen Tages sein Lieblingsgetränk nicht hat zu sich nehmen können.

In ganz Südbrasilien, in der Republik Uruguay, in den Argentinischen Republiken, in Chile, Paraguay, Bolivia und Peru werden unendliche Quantitäten dieses Thees verbraucht, und die Anpflanzung und Bereitung desselben bilden daher einen sehr bedeutenden Erwerbszweig für die Länder, welche diese kostbare Pflanze besitzen. Wir glauben daher, daß eine nähere, aus eigener Anschauung geschöpfte Beschreibung der Pflanze und der Art ihrer Zubereitung die Leser des Globus interessiren werde.

Der Paraguaythee wird von einem Strauche gewonnen, der zur Familie der Aquifoliaceen gehört; sein botanischer Name ist Ilex paraguayensis oder Ilex matté, und die erste eingehende wissenschaftliche Beschreibung verdanken wir A. de Saint Hilaire, in dessen brasilianischer Reise.

Die Rinde so wie die Blätter des Baumes sind glatt, und letztere haben mehr oder weniger 10 bis 12 Centimeter Länge, bei 4 bis 5 Centimeter Breite. Sie sind von ovaler Form, gezahnt wie das Rosenblatt, dicht und glänzend, von dunkelgrüner Farbe, mit kurzem Stiele versehen. Die Blume hat 4 Blumenblätter und 4 Stamina und findet sich stets in Gruppen von 40 bis 50 zusammen. Die Früchte sind klein, haben eine birnenartige Form und gehen von der grauen Farbe, die sie im Anfang haben, nach und nach zur violetten über. Dieser „Cogonho-Baum", wie er hier bei uns genannt wird, wächst wild in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, in der von Paraná, sowie auch in Paraguay. Dort wurde bekanntlich der verstorbene Aimé Bonpland lange Jahre vom Diktator Francia zurückgehalten, als ihn im Jahre 1823 die Regierung von Buenos Ayres ausgeschickt hatte, um in Paraguay die Zucht dieses wichtigen Baumes kennen zu lernen und Pflänzlinge desselben nach Buenos Ayres zu bringen.

Die besten Sorten des Paraguaythees sind die in Paraguay und in Rio Grande, wo noch heute die großen, von den Jesuiten angelegten Matté-Pflanzungen vorhanden sind. Wenn gleich der Baum in den genannten Gegenden an allen tiefen und feuchten Orten wild wächst, so giebt er doch im Allgemeinen ein besseres Blatt, wenn er besonders gepflanzt und zweckgemäß behandelt wird; das geht daraus hervor, daß das beste Erva Matté (wie der Paraguaythee heißt) in den Pflanzungen von Paraguay und in den ehemaligen Jesuiten-Missionen der Provinz Rio Grande gewonnen wird; jenes von Parana, welches wild wächst, steht demselben bedeutend nach. In den sogenannten Ervaes oder Matté-Pflanzungen erreicht die Ilex paraguayensis die Größe eines bedeutenden Baumes, während sie in wildem Zustande fast immer nur strauchartig vorkommt. Die Theile der Pflanze, welche zur Bereitung des Thees verwendet werden, sind die Blätter und die jungen Zweige. Die Ernte darf erst beginnen, wenn die Früchte reif werden, da zu dieser Zeit die Blätter am saftigsten sind. Die Zeit der Reife für die Früchte fällt in den Januar und Februar, und vom Januar bis Juli sammelt man die Blätter, da im August bereits die jungen Sprößlinge kommen, welche geschont werden müssen, um dem Baum keinen Schaden zu thun.

Das Zubereitungsverfahren ist im höchsten Grade einfach. Während der genannten Monate schneiden die Ervateiros (d. h. Mattésammler) die jungen Zweige ab, welche dann bei langsamem Feuer getrocknet werden; sobald sie trocken sind, werden sie in Stücke zerbrochen und auf einer Art Gerüst, auf dem sie ausgebreitet sind und unter dem man Feuer macht, geröstet, bis die Blätter eine grüngelbe Farbe mit fast goldigem Reflex bekommen. Bei diesem Theile des Verfahrens ist große Sorgfalt nöthig, indem das Erva matté leicht verbrannt werden kann und dann die Blätter den öligen Theil verlieren, welcher ihren Geschmack angenehm macht. Hierbei muß man beobachten, daß das verwendete Holz trocken und nicht harzig sei, da der Rauch den Thee verdirbt.

Nachdem die Erva geröstet ist, wird sie zerstampft und nachher gesiebt, und nachdem man sie bereitet hat, muß sie wohl vor Feuchtigkeit bewahrt werden.

Die eben beschriebene Art der Matté-Bereitung ist die einfachste, doch giebt es in Paraguay und Rio Grande auch größere und gut eingerichtete Fabriken, welche die Blätter und Zweige in besonderen Oefen trocknen und Stampfmühlen besitzen, in denen sie den Matté zu feinem Pulver zermalmen. Auch bereitet man, hauptsächlich in Paraguay, die Blätter zu, ohne sie zu zermalmen, wobei natürlich die jungen Zweige, welche den Thee sehr wohlschmeckend machen, ganz verloren gehen, da man dann nur die Blätter benutzt. Diese Art von Matté wird in Chile vorgezogen und ist die einzige, welche bis heute nach Europa exportirt worden ist, weshalb man dort keinen Begriff vom angenehmen Geschmack des wirklichen Matté hat.

Der fertige Matté wird in große, sehr fest genähte Säcke von durchaus trockener Ochsenhaut geschüttet, die ihn vor Feuchtigkeit und vor der Luft bewahren, deren Contakt demselben sein angenehmes Aroma nimmt. In diese Säcke wird der Thee fest eingestampft und sodann versendet.

Wir haben zwei Arten Matté; den aus dem wirklichen Cogonho-Baume bereiteten und den von einer wilden Abart, welchen man Canna nennt; dieser ist sehr bitter und der Gesundheit nicht zuträglich, während der gute Matté tonische und diuretische Eigenschaften besitzt und hauptsächlich bei intermittenten Fiebern sehr wohlthätig wirkt; auch als Präservativ gegen die Wassersucht wird er, seiner diuretischen Eigenschaften halber, angewandt. Der Matté kräftigt sehr und ruft bei den Ammen viele und gesunde Milch hervor; denn er enthält bedeutenden Nahrungsstoff, wie Zuckerstoff, einige ölige Elemente, Tomin, Jlein und Lupulin, außer einer bedeutenden Quantität Theïn.

Der Matté wird nur selten wie der chinesische Thee zubereitet, weil er dann viel von seinem Wohlgeschmack verliert.

Hier bei uns, in Rio Grande, wie in ganz Südbrasilien, trinkt man denselben auf eine eigene Art. Man bedient sich gewöhnlich kleiner Flaschenkürbisse, Cucas genannt, oder auch runder Gefäße von Porzellan, die oben eine schmale, runde Oeffnung haben und auf einem Fuße ruhen, an dem man sie hält. Diese werden bis zu drei Viertel mit Matté gefüllt, sodann wird ein Löffel Zucker darauf gegeben und kochendes Wasser aufgegossen. Dieses Gebräu schlürft man vermittelst silberner Röhren ein, die unten, wo sie in dem

Cuca stehen, ein feines Sieb haben, damit das pulverisirte Krant nicht die Röhre verstopfen könne. Jedesmal wird neuer Zucker und neues kochendes Wasser aufgegossen, so daß das Getränk immer süß ist und sein ganzes Aroma bewahrt.

Die Creolen von Rio Grande trinken den Matté gewöhnlich ohne Zucker; er ist dann sehr bitter, aber dennoch wohlschmeckend; dann nennt man ihn matté chimarrão. Der Creole trinkt Matté vom Morgen bis zum Abend; die Cuca geht den ganzen Tag von Hand zu Hand, und der Kessel hat stets heißes Wasser, da man jedem Besuch sogleich Matté darreicht. Der Europäer wird sich im Anfang manchmal die Zunge verbrennen und es etwas langweilig finden, daß er nicht mehr als drei oder vier Schlucke auf einmal thun kann, weil die kleinen Cucas nicht mehr enthalten; aber bald wird er sich an das Landesübliche gewöhnen und den Matté so wohlschmeckend finden, wie irgend ein Getränk der civilisirten Welt. Ich wenigstens liebe ihn sehr und kenne viele Fremde, die eben so leidenschaftliche Matté-Trinker sind, wie die Eingeborenen, für die der Matté das ist, was für den Chinesen der Thee und für den Türken der Kaffee.

Damit sich der Leser eine Idee von der Handelsbedeutung dieser Pflanze machen könne, füge ich noch einige statistischen Angaben hinzu.

Unsere Provinz Rio Grande exportirt jährlich im Durchschnitte den Werth von 850,000 Dollars, jedoch giebt es Jahre, in denen sie für mehr als eine Million Dollars ausführt, und dazu kommt noch der starke Verbrauch des Kaiserreichs.

Die Provinz Parana führt im Durchschnitt jährlich den Werth von 700,000 Dollars nach fremden Häfen aus, und oft steigt ihre Ausfuhr auf 900,000 Dollars.

Die Republik Paraguay führt in Quantität weniger Matté aus, aber die Qualität ist besser, da dort die Fabrikation Monopol der Regierung ist, die allein Matté-Pflanzungen besitzen kann.

Das Verfahren bei der Zubereitung ist dort ungleich besser, als in Brasilien, und deshalb erreicht der Thee der Republik den dreifachen Preis des hiesigen; dahingegen exportirt Paraguay in Quantität ungleich weniger, wie daraus hervorgeht, daß es trotz der höheren Preise nur den Werth von etwa 250,000 Dollars, also den dritten Theil der Ausfuhr von Rio Grande, außer Landes sendet. Wenn wir nun zu dieser bedeutenden Ausfuhr noch die Consumtion im Innern der produzirenden Länder rechnen, so erhalten wir als Schlußresultat eine sehr wichtige Industrie, die bei größerer Entwicklung den verschiedenen Ländern sehr bedeutende Hülfsquellen schaffen kann.

Karl von Koseritz.

Die geologischen Verhältnisse der Mauvaises Terres.

Wir haben (Globus VI, S. 6) eine Schilderung der Mauvaises Terres nach Girardin gegeben und vervollständigen jenen Bericht hier durch einige geologische Bemerkungen über diese merkwürdigen Gegenden, welche der Naturforscher David Dale Owen in dem Werke: Geological Survey of Wisconsin, Iowa etc. 1859 gibt.

In unserm Aufsatze sagten wir, daß ein Reisender in jener Region aus der weiten, eintönigen Prairie plötzlich an eine Einsenkung des Bodens gelange, in welcher er, zu seiner nicht geringen Ueberraschung, steile, unregelmäßige, prismatisch oder säulenartig gebildete Felsen aufsteigen sieht und seltsam geformte Pyramiden, die sich 100 bis 200 Fuß und höher erheben.

Diese natürlichen Thürme kommen in jener wunderbaren Gegend in ungemein großer Menge vor; der Wanderer muß seinen Weg oft durch enge Passagen nehmen, welche unregelmäßige Straßen und Gäßchen bilden. Aus der Ferne gesehen, gleichen diese eigenthümlichen Gesteinsbildungen den Denkmälern einer verlassenen oder verwüsteten Stadt; sobald man aber von der Höhe hinabsteigt und in dieses wirre Labyrinth eindringt, schwindet alle Täuschung, und die nackte Wirklichkeit macht sich geltend; was man für Schlösser, Burgen, Thürme, Portale und Säulen hielt, steht vor dem Beschauer als düsteres, nacktes Felsengebilde.

Nach Owen befand sich in der ersten Periode der Tertiärzeit an der Stelle dieser Mauvaises Terres ein großer Süßwassersee. In dieser Zeit lebten im obern Thale des Missouri und in der Quellgegend der von Westen ihm zuströmenden Flüsse, also dort, wo wir jetzt das langhörnige Bergschaf und den Büffel finden, andere Thierarten, die aber schon untergegangen sind, ehe noch Mammuth und Mastodonten erschienen. Die Arten, welche im fossilen Zustande in den Mauvaises Terres gefunden werden, weichen nicht nur von jeder jetzt lebenden Art ab, sondern auch von allen anderen fossilen Geschöpfen, die bisher, gleichviel wo auf Erden in den Formationen der gleichzeitigen geologischen Epoche gefunden worden sind. Neben einer einzigen auf Erden noch vorhandenen Thiergattung, dem Rhinoceros, finden wir in den Mauvaises Terres andere Genera, welche der Wissenschaft bisher unbekannt waren; sodann auch anomale Familien, welche in ihrem Bau die anatomischen Verhältnisse verschiedener Gattungen vereinigen und als Bindeglied zwischen den Dickhäutern, den Sohlengängern und Zehengängern gelten können. So zeigt z. B. das vom Doktor Leidy unter dem Namen Archäotherium beschriebene Thier die Merkmale der drei oben erwähnten Ordnungen. Seine Backenzähne gleichen jenen des gewöhnlichen Schweins, des Peccari und des Hirschebers (Babirussa); seine Reißzähne denen des Bären; der obere Schädeltheil, die Backenknochen und die Schläfengrube dagegen sind ganz wie bei den Katzenthieren gestaltet. Ein anderes Thier, welches der eben genannte Naturforscher als Oreodon bezeichnet, hat die Backenzähne des Elenns und des Hirsches, und die Reißzähne der omnivoren Dickhäuter; es gehörte also zu einer Art, die zugleich von Fleisch und Pflanzen sich nährte, und dabei wiederkäute wie unsere grasfressenden Thiere mit gespaltenen Klauen.

Neben diesen ausgestorbenen Thierarten liegen in den Mauvaises Terres Myriaden und aber Myriaden Individuen fossiler Dickhäuter von gigantischen Dimensionen. Sie haben Aehnlichkeit mit der eigenthümlichen Familie der Rüsselthiere, von welchen unter den noch lebenden der Tapir als Typus betrachtet werden kann. Jene bilden also den Uebergang zwischen dem Tapir und dem Rhinoceros; vermöge des Baues ihrer Backenzähne erscheinen sie als Uebergangslinie zwischen dem Daman und dem Rhinoceros; vermöge ihrer Reiß- und Schneidezähne verbinden sie einerseits den Tapir mit dem Pferde, anderntheils mit dem Peccari und dem Schweine. Sie gehören zu der Gattung, welche von Cuvier als Paläotherium bezeichnet worden ist, bilden aber eine besondere Art, von der wenigstens ein Thier, das Paläotherium Proutii, von weit größerem Wuchs ge-

wesen sein muß, als das Paläotherium im pariser Becken. Ein Unterkiefer, den man im Kalkschiefer fand, maß vom ersten bis zum letzten Zahn fünf Fuß. Leider war er so zerbrechlich, daß man nur einen Theil fortschaffen konnte, und auch dieser ist trotz aller Vorsicht während des Transportes zerbrochen.

Ein beinahe vollständiges Gerippe desselben Thieres, welches gleichfalls im Kalkschiefer gefunden wurde, war 18 Fuß lang und 9 Fuß hoch. Die Knochen waren aber so mürbe, daß die Fortschaffung unmöglich erschien.

Zunächst an Größe steht dem Paläotherium Proutii eine neue Art von Rhinoceros; sie gehört der Unterabtheilung an, welche man als Acerotherium (ungehörntes Rhinoceros) abgetrennt hat. Der Schädel dieses Thieres maß bis zu dem abgebrochenen Nasenbein anderthalb Fuß. Zwei andere Schädel gehören einem neuen Geschlecht an; dieses weist Merkmale auf zugleich vom Hyracotherium und Cheropotamus, Thieren, welche bei einer viel beträchtlichern Größe, als der Hirscheber und das Peccari unserer Zeit, doch die Kennzeichen dieser letzteren aufweisen.

Mitten unter dieser wahrhaft einzigen Reihenfolge längst verschwundener Dickhäuter hat man nur ein einziges Exemplar eines fleischfressenden Thieres mit einziehbaren Krallen gefunden, und dieses ist leider sehr schlecht erhalten. Auch kommen in den Mauvaises Terres verschiedene Arten von Schildkröten vor, theilweise von wahrhaft kolossaler Größe; manche haben ein Gewicht von mindestens 20 Centnern.

Die Geologie dieser merkwürdigen Region und die Geschichte ihres vorweltlichen Thierlebens gewinnt ein noch gesteigertes Interesse, wenn man bedenkt, daß in der Zeit, in welcher diese Wesen jene Mauvaises Terres und die Gegend am obern Missouri bewohnten, die Bodengestaltung des amerikanischen Festlandes ganz anders war, als heute. Europa und Asien waren damals noch keine Kontinente, sondern bildeten Inselgruppen, die in einem weiten Meeresraume zerstreut umherlagen. Das amerikanische Gestade des Atlantischen Oceans war bis zu der Kette der Alleghanies, und das Stromthal des Mississippi bis Vicksburg noch mit Wasser bedeckt. Der 11,000 Fuß hohe Aetna hatte sich noch nicht aus den Wellen emporgehoben. In der Periode, welche auf den Untergang dieser Eocenzeit von Nebraska folgte, erhoben sich in Europa die Alpen bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe; in Indien stieg die gewaltige Kette des Himalaya empor, in Südamerika gewannen die Cordilleren mehr als 9000 Fuß an Höhe; der südliche Atlantische Ocean wich um hunderte von Meilen zurück, und ein großer Theil der gewaltigen Ebene vom Amazonenstrom bis zur Magellanstraße erhob sich damals über die Fluthen.

Blicken wir noch einmal auf die fossilen Ueberreste der verschwundenen Thierarten, welche im Anfang der Tertiärperiode die Mauvaises Terres bewohnten, dann erinnern wir uns auch, daß diese eigenthümlichen Wesen in Nebraska lebten, als die Alpen kaum erst ihre Häupter über das Wasser erhoben hatten. Dank der Wissenschaft, wir können heute die Geschichte dieser untergegangenen Thiere uns vergegenwärtigen, wir können sie genau beschreiben und uns im Bilde so darstellen, wie sie einst wirklich und leibhaftig gelebt. Während viele Ueberreste gelitten haben und sehr zerbrechlich sind, finden wir glücklicherweise auch manche so frisch und wohlerhalten, daß die Sonnenstrahlen auf ihrer mit Schmelz überzogenen Oberfläche sich wiederspiegeln, wie auf geglätteten Stahl. Wären sie nicht so gewaltig schwer und böten sie nicht einen so fremdartigen Anblick, man könnte sie für Knochen halten, die erst seit einem Jahre bleichen!

Eine Besteigung des Groß-Glockner.

Für die wissenschaftliche Erforschung der Alpen ist in den letzten Jahren sehr viel geschehen, und namentlich sind es die Engländer und Oesterreicher, welche es sich angelegen sein lassen, das Hochgebirge nach allen Seiten hin zu durchreisen und die bedeutendsten Spitzen desselben zu besteigen. In London besteht ein Alpenclub, dessen Mitglieder alle Sommer nach dem Kontinente eilen und namentlich die schweizer und piemontesischen Alpen erklettern. Die Resultate dieser Wanderungen erscheinen dann im „Alpine Journal".

Auch die Oesterreicher sind sehr fleißig; ihre Forschungen erstrecken sich zumeist auf die heimischen Hochalpen und haben vor den englischen Beschreibungen, bei denen das touristische Element vorherrscht, den Vorzug größerer Wissenschaftlichkeit. An der Spitze des österreichischen Alpenvereins steht Dr. Anton von Ruthner, welcher bereits seit einer Reihe von Jahren sich die Aufgabe gestellt hatte, die österreichischen Hochgebirge genau kennen zu lernen. Er ist ein zäher, tüchtiger Bergsteiger, der seinen Vorsatz mit eiserner Konsequenz verfolgt und nicht so leicht vor einer gefährlichen Stelle in den Alpen zurückweicht. Als Ergebnisse seiner vielfachen, seit manchem Jahr in jedem Sommer wiederholten Alpenreisen gab er eine Reihe Monographien heraus, die nun in einem geschmackvoll ausgestatteten Bande uns gesammelt vorliegen. Der Titel lautet: Aus den Tauern. Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen. Von Dr. Anton von Ruthner. (Wien, Gerolds Sohn. 1864.)

Unter den Bergen der Centralalpen ist der Groß-Glockner der höchste und berühmteste. Nach der gewöhnlichen Annahme betrachtet man die Ortelsspitze als den höchsten Berg Deutschlands. Nach den Messungen der Gebrüder von Schlagintweit beträgt aber die Höhe des Groß-Glockners 12,128 par. Fuß, während nach denselben der Ortelsspitze nur eine Höhe von 12,059 par. Fuß zukommt. Nach ihnen hätte also der Groß-Glockner die Ehre, der höchste Berg Deutschlands zu sein. Dem stehen aber drei andere Angaben gegenüber. Die trigonometrischen Messungen des k. k. Generalquartiermeisterstabes ergeben für den Groß-Glockner 11,991 w. Fuß, die neueste österreichische Militärtriangulirung ergibt 12,011 w. Fuß und die Katastraltriangulirung 12,007 w. Fuß. Es stimmen also diese drei Messungen ziemlich gut mit einander, und legt man sie zu Grunde, so würde die Durchschnittshöhe des Groß-Glockner danach 12,003 w. Fuß betragen.

Gewöhnlich findet die Besteigung des Groß-Glockners von dem kleinen, an der Möll gelegenen Orte Heiligenblut aus statt. Etwas schneller gelangt man zur Spitze von dem westlich gelegenen Orte Kals aus; doch bleibt Heiligenblut die Haupteinbruchstation. Der kleine Ort, welcher 4096 Fuß über dem Meere liegt, hat eine recht romantische Lage zwischen hohen Bergen und zeichnet sich durch eine schlanke, sehr gut erhaltene altdeutsche Kirche aus. Für die Reisenden ist in zwei einfachen Wirthshäusern gut gesorgt und an tüchtigen Führern kein Mangel. Aus dem „Glocknerbuch", welches in dem einen

Wirthshause aufliegt, geht hervor, daß die große Spitze des Berges im Jahre 1800 zum ersten Male erstiegen wurde. Dann erstieg 1837 ein Bremer, Justus Möller, den Berg wieder. Es folgten mehrere Besteigungen; so im Jahre 1852 allein drei, und darunter die unsers Gewährsmannes Dr. von Ruthner. Seitdem ist die Erklimmung der Groß-Glockners eine nicht mehr ungewöhnliche Sache geworden. Es gibt darüber eine eigene Literatur, die Professor Egger in Wien in seiner „Geschichte der Glocknerfahrten" sammelte.

Am 30. August 1852, Nachmittags um 5 Uhr, trat Dr. von Ruthner mit drei Führern seinen Marsch an. Er wollte die erste Nacht auf der Leiteralp zubringen. Der Weg führt erst durch das Thal der Möll, dann immer in nordwestlicher und westlicher Richtung bei den Gößnitzfällen und am Leiterbach vorbei. Der Steig ist sehr schlecht, immer schmal und steil ansteigend; die Gegend erscheint kahl und trostlos. Nach 2½ stündigem Marsche war die Leiteralp erreicht, und an einem lustigen Feuer fand die Gesellschaft eine behagliche Stimmung wieder, welche durch die traurige Gegend verscheucht worden war. Der Heuboden der 6200 Fuß hoch liegenden Sennhütte bot eine genügende Schlafstelle.

Um ein Uhr Nachts ward wieder aufgebrochen. Die Nacht war kühl, und ringsum zogen dicke Nebel, welche gerade keine günstigen Erwartungen für eine klare Aussicht aufkommen ließen. Die nächste Station war die Salmshöhe, 8583 Fuß, die in anderthalb Stunden erreicht wurde, und wo bereits die Gletscher beginnen. Obgleich keiner der schönsten Gletscher, gibt der Salms- oder Leiterkees (Kees-Gletscher) doch immerhin ein interessantes Bild. Aus ihm, und als seine Rückwand, steigt rechts die Hohenwartshöhe empor und links von der letztern die mit ihr durch einen Eisgrat verbundene höhere Adlersruhe. Fast in der Mitte des Bildes erhebt sich, rachenförmig gespalten, der Doppelgipfel des Groß-Glockners mit Steinwänden und Schneeschluchten auf der Südwestseite. Im Vordergrunde breitet sich die große Steinmoräne des Salmkeeses aus, die bei ihrem Vorrücken die Salmhütte zertrümmert hat.

Gegen halb fünf Uhr stand Dr. von Ruthner auf der Hohenwarte (9813 par. Fuß). Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber schon verkündeten rothe Streifen im Osten ihr baldiges Erscheinen. Der Kampf des anbrechenden Tages mit der Nacht nahm sein Ende, und das Farbenspiel von Grün und Blau, welches in dem Maße, als das Silber des Mondlichtes zerfloß, am Firmament die Oberhand gewann, wurde allmälig durch rothe Tinten belebter.

Auf dem Kamme zwischen der Hohenwarte und der Adlersruhe eröffnet sich der Blick auf den 3000 Fuß tief liegenden Pasterzgletscher mit seinen Klüften und Abstürzen. Der Schnee war hart genug, um als feste Bahn zu dienen und begünstigte die Besteigung so sehr, daß schon nach 42 Minuten die 10,500 Fuß hohe Adlersruhe betreten ward. Das ersehnte Ziel lag nur noch 1500 Fuß über den Wanderern. Die Adlersruhe, ein Felskamm zwischen den Firnmassen, lieferte in den tausend großen und kleinen Felsstücken, welche rings wild zerstreut den Boden bedecken, das Material zu der oben befindlichen Steinhütte. Der Bau, ohne Dach und Kalkbewurf, gleicht einer Ruine; sein Boden ist mit Schnee bedeckt, und doch ist er eine willkommene Zufluchtsstätte für den Fall eines plötzlich eintretenden Unwetters.

Vor den Bergsteigern lag nun die steile, eisige Schneide, die mit der kleinen Spitze des Glockners endigt. Das Aufklimmen auf der Eisbahn war höchst mühevoll, ein kalter Wind blies mit großer Gewalt, und die verdünnte Luft begann auf die Organismen zu wirken, so daß ein zeitweises Stehenbleiben zum Athemholen nöthig war; die Gesichter Aller deckte Leichenblässe. Ein paar hundert Fuß unter der kleinen Spitze wird der Berg zur Eisnadel; die Führer banden sich die Stricke um den Leib, und vorwärts ging es, bis um 6¼ Uhr die kleine Spitze erreicht war. Schon diese hat oben keine ebene Fläche, sondern besteht aus einer gegen Norden und die Pasterze überhängenden Eiswand von vier Fuß Höhe und zwei Fuß Dicke.

Die große Spitze steht fast in westlicher Richtung von der kleinen. Um von letzterer auf sie zu gelangen, hat man zuerst auf dem südlichen Schneeabhange der kleinen Spitze 20 bis 30 Schritte in der Richtung der großen Spitze zurückzulegen. Man ist nun dort angelangt, wo die Nadel des kleinen Glockners steil nach Westen zu abfällt. In südwestlicher Richtung erreicht man die verbindende Scharte, den gefährlichsten Punkt der ganzen Glocknerersteigung. Diese Schneide ist kaum einen Fuß breit und besteht an ihren Rändern zum Theil aus Eis, das den Tritt sehr unsicher macht; fast senkrecht fällt die Scharte zu beiden Seiten mehrere tausend Fuß ab. So wie zur Ersteigung der kleinen Spitze blos Gesundheit und Ausdauer, so ist zum Uebergang über die Schneide zwischen beiden Spitzen Schwindelfreiheit und Muth die unerläßliche Bedingung. Wehe dem, welchen auf dieser Stelle ein Schwindel befallen würde, er wäre selbst mit dem Seile um den Leib in höchst schwieriger Lage. Geht man muthig voran, so ist die Scharte bald zurückgelegt und die große Spitze erstiegen. Dr. v. Ruthner langte um 6 Uhr 45 Minuten oben an und hatte von der Leiteralp an bis auf die höchste Spitze 5 Stunden und 20 Minuten gebraucht.

Die große Spitze, welche etwa 10 Klafter höher als die kleine liegt, ist wie diese gestaltet. Dort oben ließ zu Anfang dieses Jahrhunderts der Kardinal Fürst Salm ein Barometer anbringen, welches sehr fest in das Gestein eingelassen war und durch eine eiserne Hülle gegen die Stürme geschützt wurde. Ein halbes Jahrhundert trotzte es dem Winde und Wetter. In dem furchtbaren Nachwinter von 1852 auf 1853 stürzte es aber herab. Als Dr. v. Ruthner das Barometer untersuchte, zeigte es am 31. August 1852 früh 7 Uhr 18″ 3‴ 8‴″ wiener Maß. Das am Barometer angebrachte Thermometer zeigte 0° R.

In Folge der Nebel war die Fernsicht nicht vollständig, aber auch das unvollständige Bild von ergreifender Wirkung. Namentlich waren der Norden und Osten belegt. Gegen Südosten erblickte man aber die schroffe Kette der Karavankas, den Terglou und Maugert; nach Süden schweift der Blick ins Venetianische bis ans Adriatische Meer, doch wagt Ruthner nicht mit Gewißheit anzugeben, ob er es wirklich oder nur einen lichten Wolkenstreifen gesehen habe. Gegen Südwesten entrollt sich der Glanzpunkt des Bildes: das herrliche Dolomitgebirge südlich vom Drauthale im östlichen Tyrol, besonders in den Thälern von Sexten, Ampezzo, Ennaberg und Fassa. Diese Hörner, Säulen und Nadeln finden kaum ihres Gleichen wieder und nahmen sich in solcher Nähe und alle zusammen gesehen wahrhaft überraschend aus. Die tyroler Berge waren überhaupt am besten zu übersehen, namentlich die Grenzgebirge von Südtyrol gegen die Lombardei und gegen die Ortlergruppe.

Nach einstündigem Verweilen mahnte die durch den Wind empfindlich werdende Kälte zum Aufbruch. Um ¾ 8 Uhr verließen die Reisenden die Spitze und gelangten glücklich über die Scharte zur kleinen Spitze. Mit Hülfe des Bergstockes ward hinabgefahren, oder, wie man es in Kärnthen nennt, „hinabgeritten". Um 11 Uhr begrüßte die Sennerin auf der Leiteralp die Rückkehrenden und labte sie mit Milch. Dort wurden die Hüte mit Edelweiß geschmückt, und Böllerschüsse begrüßten die Reisenden, als sie nach zwanzigstündiger Abwesenheit Mittags 1¼ Uhr in Heiligenblut wieder ankamen.

Das Schiff und die Seefahrt*).

Der Ocean, das unbegrenzte Weltmeer, umfluthet den Erdball; er ist ein *länderverbindendes* Wasser. Zum Meere, das alles Flüssige anzieht, strömen die binnenländischen Fahrbahnen; das Wasser ist ein belebendes Element.

Schon die Alten erkannten seine hohe Bedeutung; die Dichter reden von des Okeanos heiliger Meerfluth; Wasser, sagen sie, sei das Vornehmste, und Thukydides weiß, daß „des Meeres Macht gewaltig" ist. Und in der That, das Meer macht frei; die Berührung mit dem Ocean übt einen tiefgreifenden, bestimmenden Einfluß auf das Leben und die Entwickelung der Völker; sie vervielfältigt die Bande, welche das Menschengeschlecht umfassen. Das Meer trennt nur solche Völker, die noch völlig unentwickelt sind, für alle anderen erscheint es als ein *Band zum Verkehr*.

Die Seeluft belebt. Ueberall weckt der Zusammenhang mit dem Ocean Gewerbsamkeit und Handel und steigert allseitig den Verkehr, denn der Ocean ist das *universelle Element*. Die Welt wurde für die Menschen erst dann weit, als der Schiffer das Gängelband der Küstenschifffahrt abstreifte und aus den Binnenmeeren sich in die ungemessene Weite des Oceans hinauswagte. Seitdem die Völker das Weltmeer durchfurchen, ist durch die Einwirkungen jenes universellen Elements auch der menschliche Geist universeller, der Blick weiter geworden. Das Meer lockt und treibt den Anwohner der Gestade in die Ferne, und in unseren Tagen finden wir Schiffe und Kaufleute überall, wohin Menschen gelangen können.

Dem *oceanischen Handel* gegenüber ist der Landhandel überall, wo er nicht die neuen Verbindungsmittel in seinen Dienst ziehen und benutzen kann, schwerfällig und wie gebunden. Wir haben dafür in unserer Darstellung des Karawanenverkehrs eine Fülle von Beweisen gegeben. Der Gegensatz stellt sich ohne Weiteres klar und scharf heraus, sobald man erwägt, daß ein einziges Seeschiff von der jetzt für lange Fahrten üblichen Größe und Tragfähigkeit mit einer eben so großen Waarenmenge befrachtet wird wie eine ganze Maulthier- oder Kameel-Karawane; daß dieser Transport unendlich weniger Kosten verursacht und die Güter im Allgemeinen eben so sicher, und allemal weit rascher, an ihren Bestimmungsort gelangen. Während ein Karawanenthier höchstens fünf Meilen im Tage zurücklegt, durchmißt ein Segelschiff unter Durchschnittsverhältnissen die vierfache, unter günstigen Umständen die zehnfache Strecke; das Schiff kann sich nach Belieben den Weg suchen, die Karawane ist unabänderlich an einen und denselben gebunden. Auch gestattet der Karawanenhandel bei Weitem keine so bunte Mannigfaltigkeit im Verkehrsleben, und die Regsamkeit in einem großen Seehafen ist von ganz anderer Art, als jene in einer Binnenstadt.

Fast drei Jahrtausende lang war das Mittelländische Meer Centralpunkt der Verkehrsbewegung für alle Völker, welche die Küstenländer dieser „Thalassa", dieses viel und reich gegliederten Binnenmeeres, bewohnten. Es war gleichsam ein Individuum für sich, das bis weit in die Hinterländer seine Anziehungskraft übte; es hatte seine besondere Selbständigkeit und nur geringe Beziehungen zum Ocean. Die Größe des Weltmeers kannte man im Alterthum nicht, und Schiffer, welche sich über die Säulen des Herkules hinauswagten, steuerten nicht ins Weite hinaus, sondern segelten so viel als möglich im Angesicht der Küste. Bevor der Verkehr den Ocean gewann, hat sich auf und an dieser Thalassa ein wunderbar reiches Kultur- und Handelsleben entfaltet. In unseren Tagen gewinnt das Mittelmeer einen nicht geringen Theil seiner früheren Bedeutung zurück, weil der ungeheure Aufschwung, welchen der Güteraustausch gewonnen hat, auch ihm zu Gute kommt und unser Abendland den starren und zum großen Theil passiven Orient durch die neueren Verbindungsmittel und durch eingreifende Thätigkeit in allen Lebensverhältnissen überflügelt.

Gegen Ende des Mittelalters wurde jene Thalassa den Seevölkern Europa's zu eng; sie fingen an, in das Weltmeer hinaus zu steuern und suchten planmäßig einen größern Raum für ihre maritime Thätigkeit. Der Handel wollte sich ein viel weiteres Gebiet erobern und gewann ein solches, als das Weltmeer nach allen Richtungen hin durchschifft wurde.

Seit den Fahrten des Columbus, der kühn und getrost querein nach Westen in die ungemessene Weite fuhr, um Indien auf dem Seewege zu erreichen, und dann, ohne es zu ahnen, eine „Neue Welt" fand, — und seit Umschiffung der Südspitze von Afrika durch Vasco da Gama ist der Ocean „entfesselt" worden. Zwar schon im Alterthum waren Karthager über die Thalassa hinaus nach Süden hin bis an die Küste von Guinea vorgedrungen; und normannische Seefahrer hatten auf ihren abenteuerlichen Zügen die Ostgestade von Nordamerika besucht. Aber für Verkehr und Geschichte blieben diese Unternehmungen unfruchtbar und ohne alle Folge. *Oceanisch* wurde der Verkehr, als jene beiden großen Seefahrer die Schranken der Thalassa für immer durchbrachen; seitdem hat die Erde kein Ende, der Handel keine Schranken mehr, außer jenen, welche die Natur selber ihm für immer gezogen hat. Wir steuern nun hinaus in alle Welt und handeln mit allen Völkern; das Erdganze gehört uns und unseren Waaren.

Mit dem Anbeginn des 16. Jahrhunderts gewannen die Seevölker Europa's einen unendlich weiteren Blick als früher, sie wurden von einem „Hinaus des Geistes" gepackt und erhielten in fremden, früher unbekannten Regionen hunderte von neuen Eindrücken, welche bis in die letzte Hütte wirkten. Binnen vierthalb Jahrhunderten hat der Welthandel sich nach und nach alle Meere erobert, und indem er diese ungeheuern Fortschritte machte, ist ihm der ganze Erdball unterthan geworden. Nachdem schon längst der Atlantische Ocean und die indischen Gewässer ein Gemeingut der seefahrenden Völker gewesen, nachdem die Seefahrer längst bis in die eisigen Gegenden des Nördlichen Polarmeers vorgedrungen waren, eröffnete sich der Weltverkehr zuletzt auch die gewaltige *Südsee*, den ungeheuern Wasserraum zwischen Westamerika und Ostasien.

Der Kaufmann sollte nie vergessen, daß es die *Wissenschaft* ist, welcher er die ungemessene Ausdehnung des Handels verdankt; diese hat ihm und seinen Waarenballen die Seewege geöffnet und geebnet, hat sich zu seinem Besten abgemüht und arbeitet unablässig fort. Wir haben heute genaue Kunde von den Strömungen des Oceans, von den regelmäßigen Winden, kennen das Gesetz der Stürme und wissen, wie vielen derselben und auf welche Weise man ausweichen kann. Die Seewege sind unendlich sicherer geworden als in früheren Zeiten; der Schiffer weiß, wann und wie er sie aufzusuchen und zu vermeiden hat. Allerdings hat auch jetzt noch der Seefahrer mit den ewigen Naturgewalten zu rechten und zu kämpfen. Aber indem er sein Fahrzeug den Strömungen und Winden anvertraut, sucht er sich beide dienstbar zu machen und sie zu leiten; und durch den Dampf ist er zumeist in die Lage versetzt, ihren Widerstand zu überwältigen.

*) Ein Bruchstück aus der neuesten Lieferung von Karl Andree's „Geographie des Welthandels".

Es ist eine sehr richtige Bemerkung, daß bei der vervollkommneten Nautik unserer Tage der Compler zwischen Natur und Geist sich recht anschaulich zeige. Dieser hat jene ergriffen und begriffen, und das gerade ist ein Triumph der Wissenschaft; nur durch diese ist der Mensch Sieger auf dem Ocean geworden.

Wie aber kommt es, daß gerade wir, die europäischen Völker germanischen und romanischen Stammes uns das Weltmeer und die Welt maritim und commerciell erobert haben? Weshalb nicht die Inder, Chinesen, Japaner oder andere Völker, an deren Küsten doch auch der Ocean brandet? Die Antwort ist leicht gegeben: Wir sind die activsten Menschen auf dem Erdball und machten den Ocean zum Schauplatz geistiger Thätigkeit. Wir gaben der bloßen Wasserform eine Kultur- und Verkehrsbedeutung und zwangen sie in den Dienst der Interessen des Welthandels. Durch Kompaß, Segel, Dampf, Chronometer ꝛc. beleben wir unsere Fahrzeuge, und das Schiff muß arbeiten, wie der Seemann es haben will.

Unser reich gegliederter Erdtheil Europa bildet den Hauptausgangspunkt für die oceanische Welt, und die zu beiden Seiten des Atlantischen Meeres wohnenden germanischen Völker sind das Handelscentrum für die Welt geworden, der Thätigkeitsherd, von welchem alle großen Antriebe im Welthandel ausgehen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die germanischen Völker vorzugsweise dem Ocean zugewandt sind. Von der mehr auf das Mittelmeer angewiesenen romanischen Gruppe gilt das nur in bedingtem Maße. Die Slaven erscheinen als vorzugsweise kontinental. Ueber das Atlantische Meer hat Europa seine Civilisation und seinen Handel nicht allein nach der „Neuen Welt“ getragen, sondern über die ganze Erde vermittelt. Denn dieser Theil des Oceans bildet die große Fahrbahn, welche jeder von Europa auslaufende oder dorthin zurückfahrende Schiffer durchsegeln muß; er kann derselben gar nicht ausweichen.

Die Achse, um welche der Welthandel sich bewegt, ist deshalb vorzugsweise eine atlantische, und dieses Verhältniß wird bleiben, so lange Europa und das uns gegenüberliegende Nordamerika an der Spitze des Weltverkehrs stehen und der gewerbliche Genius, die industrielle und commercielle Anlage und Begabung in den atlantischen Regionen wie bisher vorwaltend bleiben. Sowohl der Indische Ocean wie die Südsee werden, trotz ihrer schon hochgesteigerten Bedeutung, von den atlantischen Interessen abhängig und diesen mehr oder weniger dienstbar bleiben.

Wir können den nordatlantischen Ocean mit vollem Recht als ein großes germanisches Meer bezeichnen; es ist ein Hauptschauplatz vielseitiger Thätigkeit gerade für die germanischen Völker, und diese stehen in Bezug auf geistige Regsamkeit und Entwickelung des Lebens, in Wissenschaften und technischen Fertigkeiten, in Handel und Schifffahrt in vorderster Reihe, sind, wie schon bemerkt, vorragend activ. Norwegen, Dänemark, Deutschland, beide Niederlande und Großbritannien auf der Ostseite, und Nordamerika an den westlichen Gestaden haben, zusammengenommen, im großen Weltverkehr, insbesondere in der Schifffahrt, alle anderen Länder der Welt dermaßen überflügelt, daß zwischen ihnen und den übrigen großen Völkergruppen, sämmtliche romanische und slavische Völker mit eingeschlossen, auch nicht einmal annähernd ein Vergleich gezogen werden kann. Germanen stehen an der Spitze der oceanischen Verkehrsbewegungen, geben zu denselben Anlaß, gehen als Lenker und Leiter voran, sind in Europa, Asien, Australien und Polynesien, in Amerika und auch in Afrika vorwiegend und bestimmend. Sie haben beide indischen Halbinseln und den östlichen Archipelagus dem europäischen Einfluß unterworfen, China und Japan eröffnet, Australien, Californien, Oregon und Britisch Columbia besiedelt, Südafrika unter Anbau gebracht, die Inseln der Südsee mit den Wellenschlägen des Verkehrs berührt und überall, auf Meeren und Strömen, steigen die Rauchsäulen ihrer Dampfer empor: auf dem Ganges und Indus, wie auf dem La Plataſtrom oder Mississippi.

Alles haben die Germanen erreicht durch ihre hervorragende Seebegabung und Seetüchtigkeit, durch ihre maritime Anlage und ihren Unternehmungsgeist, welchem sie ausdauernden Nachdruck geben. Auf dem flüssigen Elemente haben sie sich zur Geltung gebracht, und dieses Element wird sie stets verhindern, einer einseitigen Kulturentwickelung anheim zu fallen. Vor einer solchen bleiben sie bewahrt durch ihren Drang in die Weite, durch ihre Wanderlust und die oceanische Spürkraft. Nur die seefahrenden Germanen haben in fremden Erdtheilen dauernde Reiche gegründet, sich über den ganzen Erdball verbreitet und haben unter allen Klimaten Kolonien oder Ansiedelungen gegründet, von Grönland bis nach Südchile, Afrika und Neuseeland. Diesen Ansiedelungen ist eine Zukunft sicher, weil die Völkerwanderung auch in unseren Tagen vorzugsweise von den seefahrenden Völkern germanischen Stammes ausgeht und die romanischen Gruppen nur sehr schwach berührt. Gerade diese Auswanderungen haben in erheblichem Maße dazu beigetragen, den Seehandel und die Schifffahrt in so kolossaler Weise zu steigern. Binnen 40 Jahren zogen nicht weniger als acht Millionen Menschen aus Europa über See, um in anderen Erdtheilen eine neue Heimath zu suchen, und alle Auswanderer, mit Kind und Kindeskind, sind Producenten und Verbraucher geworden. Sie liefern Waaren nach Europa und beziehen hingegen dergleichen aus unserem Erdtheile. Dieser Austausch wird zum größten Theil auf oceanischen Bahnen vermittelt.

Mit dem steigenden Gedeihen der überseeischen Länder entwickelte sich die Schifffahrt in einer geradezu kolossalen Weise. Seit der Anwendung der Dampfkraft in der Industrie, mit dem wachsenden Wohlstande und der raschen Zunahme der Bevölkerung in Europa, verlangen wir eine ungeheure und noch immer wachsende Menge von Rohstoffen, und die anderen Erdtheile begehren von uns die Erzeugnisse unserer Gewerbsamkeit. So ist es gekommen, daß die Seeschifffahrt, im Vergleich zu jener am Anfang unseres Jahrhunderts, sechs- bis siebenmal stärker geworden ist. Man kann annähernd genau behaupten, daß gegenwärtig etwa 150,000 Schiffe mit einer Tragfähigkeit von etwa 16 Millionen Tonnen, jede zu 20 Centnern gerechnet, auf dem Meere und im Ebbe- und Fluthbereich der großen Ströme schwimmen. Davon kommen mehr als drei Viertheile, das heißt etwas über 13 Millionen Tonnen, auf die germanischen Völker. Engländer und Nordamerikaner stehen voran; unmittelbar hinter ihnen folgen wir Deutschen. Auf sämmtliche germanische Völker kommen nahe an 95,000 Fahrzeuge.

Wir sagten schon oben, daß die Achse des Weltverkehrs im Atlantischen Ocean liege. So lange Europa die Erzeugnisse des fernen Morgenlandes auf dem Landwege erhielt, befand sie sich im Mittelländischen Meere. Aber sie verrückte sich aus der Thalassa, dem eingeschränkten Binnenmeere, hinaus, seitdem die wichtigsten Artikel des Welthandels, Baumwolle, Zucker, Kaffee, Indigo und so viele andere, auch nach der westlichen Erdhälfte hinüber verpflanzt wurden, von welcher, mit der steigenden Entwickelung der Kolonien und dem immer ausgedehnteren Anbau, bald eben so große Waarenmengen zu uns kamen. Auch die indischen Erzeugnisse gelangten fortan zumeist auf dem Seewege zu uns, und die levantinische Handelsdomäne gerieth in Abhängigkeit von der ungleich ausgedehnteren atlantischen. Die Verkehrsbewegung wurde umgewandelt, die alten Fahrbahnen wurden überflügelt; die Handelsgröße von Südeuropa sank. Und wie unbedeutend erscheint sie, wenn man an jene der Italiener oder der Hansa den Maßstab unserer Tage legt!

Seit dem Jahre 1837 ist auch die früher nur auf Strom- und Küstenfahrt beschränkte Dampfschifffahrt

oceanisch geworden, und damit hob eine neue Epoche an. Viele Güter, bei deren Bezug es sich um rasche Ablieferung und Regelmäßigkeit handelt, werden vermittelst der Dampfer bezogen, welche auch die überseeische Post befördern. Heute stehen die Dampferlinien von Japan bis St. Petersburg, von Buenos-Ayres bis zum Nordkap, von Valdivia bis zur Vancouverinsel, von Adelaide bis Hamburg, kurz über den ganzen Erdball, mit einander in Verbindung; sie haben „Anschluß". In Vasco da Gama's Zeiten bedurfte man acht bis neun Monate zu einer Fahrt nach Indien: im Jahre 1863 legen Schraubendampfer jene vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zur englischen Küste in 39 bis 40 Tagen zurück; der Schraubendampfer „Carnatic" machte die von Southampton nach Ceylon in 49, ein anderer in 56 Tagen. Eine Fahrt aus dem britischen Kanal nach Neuyork oder Philadelphia nahm im vorigen Jahrhundert mindestens acht Wochen in Anspruch. Aber der Dampfer „Scotia", welcher am 19. Juli 1863 Nachmittags 4 Uhr von Queenstown aus in See stach, war schon am 24. Juli, Mittags 1 Uhr, am Kap Race auf Neufundland; er hat also die Fahrt von einem Erdtheil bis zum andern binnen fünf Tagen zurückgelegt. Am 27. Juli warf die „Scotia" ihre Anker im Hafen von Neuyork aus, nachdem sie den Weg dorthin, von Queenstown ab, in 8 Tagen 4 Stunden gemacht hatte.

Auch die Segelschifffahrt hat in unseren Tagen viele wesentliche Verbesserungen erfahren. Für den gesteigerten Verkehr, welcher schwer ins Gewicht fallende Waaren, z. B. Zucker, Reis, Getreide, oder solche, die einen großen Raum einnehmen, wie Baumwolle, rasch an die Bestimmungsorte bringen will, reichten nun die alten Seeschiffe nicht mehr aus. Sie waren zumeist von geringer und mittlerer Tragfähigkeit, und Ostindienfahrer von 1000 Tonnen Gehalt galten für große Schiffe. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein Schiff um so vortheilhafter sich führt, je größer, bis zu einer gewissen Grenze, dasselbe ist. Früher zog man durchschnittlich selbst für lange Fahrten Schiffe von 300 bis 600 Tonnen vor, aber jetzt weiß man, daß dergleichen von 1200 bis 1500 und unter Umständen 2000 Tonnen Tragfähigkeit größern Nutzen abwerfen. Große Fahrzeuge erfordern im Verhältniß weniger Bemannung als kleinere und können drei- bis viermal mehr Güter laden, sie werfen bessere Frachten ab und machen sich eher bezahlt. Wir können bestimmt nachweisen, in welcher Stufenfolge allmälig, genau in dem Verhältnisse in welchem der Handel an Ausdehnung gewann, auch die durchschnittliche Tragfähigkeit der Schiffe eine immer größere wurde. In England hielten die Seeschiffe im Jahre 1814 durchschnittlich nur 122 Tonnen, während die Tragfähigkeit 1822 etwa 235 Tonnen betrug und jetzt mehr als 250. Im Jahr 1826 besaß Bremen im Ganzen 87 Seeschiffe, die zusammen eine Tragfähigkeit von nur 15,254 Tonnen hatten; unter ihnen befanden sich nur acht dreimastige Schiffe, und in der ganzen bremischen Handelsflotte hatte man nur ein einziges Fahrzeug, das 400 Tonnen hielt. Von den 243 Seeschiffen dagegen im Jahre 1854, welche zusammen 117,462 Tonnen hielten, waren nicht weniger als 146 große Dreimaster, und von diesen hielten 25 mehr als 800 Tonnen; mehrere hatten 1200 bis 1600 und eines sogar 2532. Diese 25 Dreimaster hielten zusammen 26,576 Tonnen, also nahezu die doppelte Tragfähigkeit, als die gesammte bremische Handelsflotte 28 Jahre früher gehabt hat.

Der Schiffsbau ist hinter der neuen Aufgabe, welche er sich gestellt sieht, nicht zurückgeblieben. Früher zimmerte man das Vordertheil des Schiffes fast eben so breit wie das Hintertheil, und das Fahrzeug wurde bauchig. Jetzt dagegen baut man vielfach nach dem sogenannten Diagonalprincip, indem man den Schiffsrumpf aus drei Lagen Holz herstellt, von denen zwei im rechten Winkel gegen die dritte liegen. Man zimmert nun den Bug so scharf wie ein Messer, und der Lauf des Schiffes wird beschleunigt, während der Bug an Stärke nichts einbüßt. Bei den gewöhnlichen Schiffen stellt sich das Verhältniß der Länge zur Breite wie 3 zu 4, bei den Clippern aber wie 3 zu 5 oder 6, ja in einzelnen Fällen zu 8 und darüber. Dadurch wird die Schnelligkeit befördert; aber für die „Baumwollenschiffe" baut man in Nordamerika nicht so scharf, sondern an Bug und Stern weniger fein. Das größte dieser Baumwollenschiffe, die „Great Republic" hat eine Tragfähigkeit von 5900 Tonnen!

Die großen „Clipper" leisten Alles, was man von einem Segelschiffe nur verlangen kann. Als es darauf ankam, den Waarenbedarf in den neuen Goldländern Californien und Australien so rasch als möglich zu befriedigen, baute man Schiffe, welche bei möglichst großer Tragfähigkeit ungleich rascher segeln konnten, als die nach alter Weise gezimmerten Fahrzeuge. Dampferlinien nach Nordwestamerika waren damals noch nicht vorhanden, und ohnehin die Wege über die Landenge von Panama oder durch Nicaragua noch nicht gebahnt. Es blieb also nichts übrig, als, z. B. von Neuyork aus, nach wie vor um das Kap Horn zu fahren. Aber unter den damaligen Conjuncturen konnte eine Ladung, welche zwei oder drei Tage früher als eine andere in San Francisco eintraf, einige hundert Procent Nutzen mehr gewinnen, als wenn sie gleichzeitig mit der zweiten angelangt wäre. So wurde „rasche Fahrt" die Losung. Seit länger als einem halben Jahrhundert wurden auf den Werften zu Baltimore in Maryland kleine scharf geschnittene Fahrzeuge gebaut, die „Baltimore Clippers", welche ungemein schnell fahren. Diese nahm sich der Schiffsbauer Mac Kay, ein in Boston lebender Schotte, zum Muster und baute dergleichen von mehr als 2000 Tonnen Gehalt. Der erste große Clipper war die „Fliegende Wolke", und sie bestand die Probe so gut, daß sie in manchen Tagen 374 Seemeilen zurücklegte und zu der Fahrt von Neuyork bis San Francisco die beispiellos kurze Zeit von nur 87 Tagen gebrauchte. Schiffe alter Bauart haben manchmal 170 bis 180 Tage nöthig, um die Fahrt zwischen diesen beiden Häfen zu machen. Der zweite Clipper Mac Kay's, die Sovereign of the Seas, segelte noch rascher; dieses Schiff wurde einem deutschen Handlungshause verkauft, das mit demselben binnen elf Monaten eine Fracht von 280,000 Thaler preußisch Courant realisirte, weil es alle anderen Fahrzeuge überholte. Es legte im Sommer 1853 die Fahrt von Neuyork nach Liverpool in 13 Tagen und 19 Stunden zurück; und im Sommer 1863 segelte es von Liverpool nach Melbourne in Australien binnen 74 Tagen!

Aus allen Erdtheilen.

Der Vulkan auf der Insel Bourbon (Réunion) ward am 2. und 3. September 1863 durch Dr. Kersten, den Reisebegleiter von der Deckens, erstiegen. Nach einem Briefe, den er an Dr. Barth in Berlin schrieb, führte ihn der Weg von St. Denis (Globus V, S. 70) durch Zuckerpflanzungen, bestellte Aecker und Tamarindenwaldungen allmälig bis zu einer Höhe von etwa 6000 Fuß, wo schwarze Lavamassen mit senkrechten Abstürzen den Weg beschwerlicher machten. Der höchste Gipfel, ein erloschener Krater, hatte eine Höhe von mehr als 7500 Fuß; einem thätigen Krater, welcher weiter gegen Osten lag,

entstiegen an einigen Stellen leichte Rauchsäulen. Der Vulkan hat in der Regel jedes Jahr einen Ausbruch; richtet aber wenig Schaden an. Seine ältere Lava zeigte sich oft mit Grün und selbst mit Farrn und Bäumen bewachsen.

Krankheiten im abessinischen Mensa. Dr. Hassenstein, welcher den Herzog von Koburg auf seiner Reise nach Mensa begleitete, berichtet in dem kürzlich erschienenen Reisewerke des Herzogs über die von ihm in jener Gegend beobachteten Krankheiten. Trotz des beträchtlichen Temperaturwechsels und des mangelhaften Schutzes dagegen, kommt bei den Eingeborenen von Mensa keine Tuberkulose vor, eben so wenig bemerkte Dr. Hassenstein Skrophulose, Rhachitis, Gicht- und Hautkrankheiten, dagegen kamen öfters Amaurose, Conjunctivitis ohne Granulationsbildung, Ceratitis, Trübungen der Hornhaut, rheumatische Affektionen der Muskeln, Bronchitis, akuter Magenkatarrh und Dysenterie zur Behandlung. Gegen 30 Prozent der Frauen sollen im Wochenbett erliegen, wohl zum Theil als Folge der vor gehöriger Entwickelung des Körpers eingegangenen Ehen; außerdem soll die Sterblichkeit nur in den ersten Lebensjahren beträchtlich sein.

Aus Sierra Leone, Westafrika. Es kann für die große Thätigkeit zeugen, welche die protestantischen Missionäre dieser Gegend zuwenden, daß in Freetown, der Hauptstadt dieser englischen Besitzung, schon im Jahre 1847 nicht weniger als 24 Kirchen und Kapellen vorhanden waren, aber diese gehörten — nicht weniger als 19 verschiedenen Kirchen und Sekten an.

Die katholischen Missionäre beim Sultan von Sansibar an der Ostküste von Afrika. Im Jahre 1860 gingen zwei Sendboten und sechs Nonnen von der Mariencongregation von der Insel Réunion nach Sansibar, wo sie ungemein freundlich von dem mohammedanischen Sultan aufgenommen wurden. An der Spitze steht Pater Fava, der ein recht intelligenter Mann zu sein scheint; ihm sind dann mehrere Missionäre gefolgt und einer derselben, Horner, gibt uns eine lebhafte Schilderung des Empfangs, welchen die Sendboten beim Sultan fanden. Wir haben früher gemeldet, daß Herr von der Decken sich mit demselben überworfen hat; die Missionäre sind aber klüger gewesen und haben die Gunst des mächtigen Herrschers erworben.

Im Juni 1863 machten die Neuangekommenen der muselmännischen Majestät ihre Aufwartung; der französische Konsul stellte sie vor. Beim Palast war als Ehrengarde eine Abtheilung arabischer Soldaten aufgestellt, die aber noch nicht uniformirt waren. In der Empfangshalle kam der Sultan, nebst einigen Prinzen und einem Gouverneur, den Fremden entgegen und reichte ihnen stillschweigend die Hand. Das arabische Ceremoniel verlangt bei solchen Gelegenheiten ein völliges Schweigen.

Der Sultan hatte die Schuhe abgelegt, die Europäer erschienen mit entblößtem Haupte. Die Unterhaltung wurde durch Dolmetscher vermittelt. Seine Majestät trug einen Turban, einen langen weißen Ueberwurf, vor der Brust einen Dolch und an der Seite einen Säbel. „Seine Hoheit", so schreibt Horner, „erklärte, daß unsere Anwesenheit ihm Freude mache; es sei ihm lieb, daß Missionäre kämen, um das Volk in der Religion und im Arbeiten zu unterweisen. Inzwischen wurden uns Kaffee und Rosenwasser mit Zucker gereicht, und die Rede kam auf die politischen Angelegenheiten Europa's. Der Sultan, ein noch junger Mann, hat in seinem Gesichtsausdruck eine unbeschreibliche Güte und Mitde." Im Fortgange des Gesprächs erfuhr er, daß ein Angehöriger der Mission Mechanikus sei, und das gefiel ihm. Beim Abschied sagte der „gute und großherzige Sultan", die Missionäre möchten sich nur allzeit an ihn wenden, er werde ihnen gern förderlich sein.

Fava hat durch Takt und Klugheit der Mission eine angesehene Stellung zu verschaffen gewußt und steht auch mit den protestantischen Konsuln auf dem besten Fuße.

Der Sultan erwiederte den Besuch und zog an der Spitze von etwa 500 Soldaten auf. Die Missionäre hatten in ihrem Zimmer mehrere geistliche Gemälde und auch ein schwarzes Broncestandbild des heiligen Petrus. Ein Vetter des Sultan glaubte daraus folgern zu müssen, daß dieser Apostel ein Neger gewesen sei. In der Kapelle betrachtete der Sultan das Kreuz sehr genau und war entzückt, als Pater Schimpf die Orgel spielte. Den Nonnen hat er reiche Geschenke gegeben und sich zum Beschützer ihrer Anstalten erklärt. Die Missionäre haben einen Springbrunnen angelegt, an welchem die Araber und Schwarzen sich nicht satt sehen können. In einer Schule werden 23 Negerkinder unterrichtet, und der Sultan wohnte nicht nur hier dem Unterricht und einer Prüfung bei, sondern auch jener in der Anstalt, wo die Missionäre indische Knaben unterrichten. Er war erstaunt, daß sie, deren Muttersprache das Tamulische ist, große Fortschritte im Französischen gemacht hatten. Aber am meisten interessirte ihn die Eisengießerei der Mission.

Spinnen auf Madagaskar. Die Abneigung, welche man bei uns gegen die Spinnen im Allgemeinen hegt, wird von den Einwohnern von Madagaskar nicht getheilt. Die Angehörigen der verschiedenen dort lebenden Stämme verzehren diese Thiere entweder als Nahrung, oder benutzen sie als Heilmittel. Ein Franzose, Dr. Vinson, hat vor Kurzem ein Werk über die Araneiden Madagaskars veröffentlicht, in dem einige seltsame auf diese Thiere bezügliche Thatsachen mitgetheilt werden. So traf er einst einen jungen Howa, welcher am Küstenfieber litt und sich schon in einem sehr bedenklichen Zustand befand; als Gegenmittel wandte er eine große Spinnenart an, deren Hinterleib etwa von der Größe und Farbe blauer Weinbeeren war. Er röstete und verzehrte dann dies sonderbare Gericht, in Folge dessen er vollständig genaß. Eine andere schöne Spinne Madagaskars, die mit unserer Kreuzspinne verwandt ist, die Epeira madagascarensis, wird oft in Fett gebraten und als Delikatesse gegessen.

Auch auf der Insel Réunion benutzt man die harzigen Spinnengewebe einer dicken Epeira-Art medicinisch. Zu Pillen geformt, dient das Spinnengewebe als Ersatzmittel der China gegen Wechselfieber, auf Wunden gelegt, wirkt es blutstillend. Auch zur Fabrikation von Seide hat man auf Mauritius und Réunion mehrfach Spinnengewebe benutzt, ja selbst Handschuhe daraus gewoben, doch wird man wohl schwerlich zu einem nutzbringenden Ergebnisse gelangen, da die Spinnen Fleischfresser sind und als solche nicht wie Seidenraupen gezüchtet werden können.

Einwanderung in Nordamerika über Neuyork. Aus dem Jahresbericht, welcher der Legislatur zu Albany vorgelegt wurde, geht hervor, daß im Jahre 1863 in Neuyork 194,377 Einwanderer ankamen. Unter diesen waren 37,533 amerikanische Bürger und 156,844 Ausländer. Hieraus ergibt sich, daß in dem genannten Jahre 80,538 Ausländer mehr einwanderten, als 1862 und 91,315 mehr, als im Jahre 1861. Von diesen eingewanderten Ausländern waren 92,157 aus Irland, 35,002 aus Deutschland, 18,157 aus England und 10,928 aus anderen Ländern. Wir ersuchen hiernach die früher mitgetheilten, etwas abweichenden Zahlen Bd. V, S. 384 zu berichtigen.

Die Eisernte in Nordamerika ist in Folge der grimmig kalten Tage im Januar und Februar so reich ausgefallen, daß für den nächsten Sommer kein Mangel an dem jetzt unentbehrlich gewordenen Artikel zu fürchten ist. Aus dem Rockland-See am Hudson wurden allein 200,000 Tonnen aufbewahrt, und die anderen Seen und Teiche im Staate Neuyork, so wie in einigen Neu-England-Staaten, besonders in Massachusetts, waren eben so ergiebig.

Die Eisausfuhr war vor dem Ausbruche des Bürgerkrieges für den Handel der nördlichen Staaten von ziemlicher Bedeutung. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts führte ein bostoner Kaufmann, Namens Tunlor, eine Ladung Eis nach der Insel Martinique. Boston war immer der Centralpunkt für den Eishandel. Schon 1844 befaßten sich 16 Kompagnien damit, von denen eine 7000 Dollars blos für Stroh und Heu zum Verpacken verausgabte. Vortreffliches Eis liefert namentlich der Fresh-Pont bei Cambridge, unweit Boston, der sich durch ungemein klares Wasser auszeichnet. Eine Eisfläche von zwei Ackern gibt etwa 2000 Tonnen. Die Arbeiter schneiden, nachdem der Schnee sorgfältig weggekehrt worden ist, mit einem Handpfluge Quadrate in die Oberfläche, die nachher ausgesägt und mit verschiedenen Werkzeugen ausgehoben werden. 40 Arbeiter können mit Hülfe von 12 Pferden täglich 400 Tonnen loseisen und ins Lagerhaus bringen.

Im Jahre 1859 war die Eisausfuhr aus nördlichen Häfen auf ungefähr 600 Ladungen, im Gesammtbetrag von 250,000 Tonnen, gestiegen. Seit dem Ausbruche des Krieges hat dieser große gewinnbringende Handel natürlich bedeutend gelitten.

Der Ertrag eines Sees ist viel werthvoller, als der des fruchtbarsten Landes von gleichem Flächeninhalt, und man nimmt an, daß dieses Jahr der Acker gefrorenen Wassers eingeheimst und aufbewahrt 500 Dollars einbringt. Im Jahre 1860 waren 10,000 Personen im Eishandel beschäftigt, und es war ein Kapital von sechs Millionen Dollars darin angelegt.

Heinrich Barth in Kozane in Thessalien. Auf der Reise, welche unser berühmter Landsmann im Herbste des Jahres 1862 quer durch die Türkei machte, kam er auch nach dem von Griechen bewohnten Städtchen Kozane in Thessalien, das sich durch ein wohlhäbiges Ansehen, schmucke von Gärten umgebene Häuser, belebte Straßen und einen stolz emporragenden Glockenthurm sehr vortheilhaft vor vielen anderen thessalischen Städten auszeichnet. „Dieser Glockenthurm", so erzählt Barth in der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Bd. XVI, S. 139, „ist das schönste derartige Gebäude, das ich in der Türkei gesehen. Er ist erst im Jahre 1860 mit einem Aufwande von 90,000 Piastern erbaut worden und erhebt sich mit seinem soliden Quaderwerk in frischem Farbenschmuck zu einer Höhe von 46 Ellen. Die Griechen von Kozane können auf ihren Thurm und auf die Aussicht, die man von ihm hat, stolz sein, denn einen großartigern Anblick des Olymp kann man nicht leicht von einem andern Punkte gewinnen. Schroff steigt er über die hohe und prächtig eingeschluchtete südöstliche Felswand des Karasu-Thales und die Volustana, das eigentliche Thor Thessaliens, empor, ein Bild, würdig eines Malers. Mehrere Schüler der Stadt waren mir auf den Thurm gefolgt, gaben mir Auskunft über die betreffenden Punkte der Umgegend und freuten sich unaussprechlich, wenn sie die mir mitgetheilten Namen auf Griechisch schreiben sahen. Schon ehe ich den Thurm bestieg, hatte ich mich in der an seinem Fuße liegenden Schule umgesehen und über ihren Zustand Erkundigungen eingezogen. Ich hörte, daß die jährlichen Mittel derselben 30 bis 50,000 Piaster betragen, wofür drei Lehrer des Griechischen und Lateinischen gehalten werden.

Der Metropolit, zu dem ich eingeladen wurde, bewohnt ein recht stattliches und hübsches Gebäude. In seinem Prunkgemach versammelte sich schnell eine ganze Gesellschaft, und Alle bemühten sich, mir als Deutschem etwas Schmeichelhaftes zu sagen und ein paar deutsche Worte zusammen zu bringen. Zum Theil beruht dies darauf, daß der Handel zwischen Kozane und Deutschland, besonders Wien, bedeutend ist, wenn auch nicht so bedeutend, wie der des benachbarten Schatista. Das Geschäftsleben in der Stadt ist sehr rege, und jeden Montag, Donnerstag und Sonnabend wird Markt gehalten."

Die Insel Neuwerk.

Obgleich die kleine Insel Neuwerk an dem Punkte der Nordsee liegt, wo sich die Wasserfluthen der Weser und Elbe vereinigen, und jährlich tausende von Schiffen an ihr vorbeisegeln, so ist sie doch nur sehr wenig bekannt und von wenigen Leuten besucht worden, denn sie ist sehr schwer zugänglich. J. G. Kohl, welcher so manchen seither nicht gebührend berücksichtigten Punkt unseres Vaterlandes erforschte, machte von Ritzebüttel aus einen Abstecher nach Neuwerk, den er in seinen inhaltreichen „Nordwestdeutschen Skizzen" schildert.

Neuwerk ist eine ächte Watteninsel, durch ein Labyrinth von Schlick und Sandbänken mit dem Festlande verbunden; aber frischer Wellenschlag und landschaftliche Reize fehlen ihr gänzlich. Die Hamburger besetzten diese Insel schon im 13. Jahrhundert und bauten auf ihr einen hohen massiven Thurm, welcher „dat Niewark" genannt wurde, woraus dann allmälig der heutige Name der Insel entstand, welche bis dahin blos „O" oder „Oge" hieß. Der Thurm, auch schlechthin „die Blüse" genannt, steht noch heute und diente einst als Festung gegen die Seeräuber und als Zollhaus für die Elbschifffahrt.

Man kann zur Ebbezeit über den Wattboden nach der Insel mit einem Wagen gelangen, doch muß man den Weg, der „de Troe" heißt, genau kennen, weil man sonst leicht in einen der Wasserarme (Prielen) gerathen kann. Die eigentliche Insel ist nicht größer, als Helgoland, aber außerhalb dehnt sich noch ein weites Vorland aus, das als Weide benutzt wird und wenigstens vor den Sommerfluthen geschützt ist. Die Deiche der Insel selbst sind dreifach, ungemein stark und musterhaft gebaut. Im innersten Deichringe liegt der Thurm, das Schulhaus, in welchem zuweilen auch Kirche gehalten wird. Die Cisterne neben demselben, welche das einzige Trinkwasser enthält, da es keinen Brunnen giebt, wird von den wenigen Insulanern als ihr Kostbarstes betrachtet. Bäume gedeihen nicht, da der Nordwestwind Alles niederhält. Die paar Bauerngehöfte liegen an den Zipfeln der Insel vertheilt. Sämmtliche Gebäude stehen unter strenger Baupolizei; da jeder Schornstein den Schiffern bekannt ist und als Merkzeichen gilt, so darf daran nichts geändert werden. Der Thurm selbst dient als Leuchtthurm, und für seine 24 Lampen verbraucht man jährlich 50 Centner Oel.

Das Außenland oder „Butendiekskland" ist gewöhnlich mit Schaf- und Rindviehheerden bedeckt; unzählige Seemöven nisten dort; aber sonst kommen wenig Thiere auf der Insel vor; nur eine Art Ameisen scheint den salzigen Boden zu lieben, den sie über und über bevölkert. Das Rindvieh ist mit den Erscheinungen der Fluth vertraut und zieht sich beim Steigen derselben gewöhnlich zurück, so daß selten ein Stück in den Wellen verloren geht.

Die englischen Sturmsignale.

Dieselben sind sehr einfach und bestehen in einer Trommel und zwei Kegelspitzen. Die sogenannte Trommel — eigentlich Cylinder — ist ein mit schwarzem Persenning überzogenes Gestell in kubischer Gestalt, so daß sie von der Ferne gesehen, gleichviel von welcher Seite, stets die Figur eines regelmäßigen Vierecks zeigt. Die beiden Kegel sind gleichförmig und zeigen immer ein Dreieck. Dies ist der ganze Apparat, aber trotz seiner Einfachheit lassen sich sehr viele Combinationen damit anstellen, je nachdem die Trommel über oder unter einem der beiden Kegel, oder je nachdem die Spitzen der letzteren nach oben oder nach unten gerichtet sind u. s. w. Der Schlüssel zu den Signalen ist in tausenden von Exemplaren unter die Fischer und Seefahrer aller Häfen vertheilt, so daß Niemand, der ein Sturmsignal sieht, sich mit Unkunde entschuldigen kann und es sich daher selbst beizumessen hat, wenn er von dem Sturme Schaden nimmt. Wird nun ein Sturm erwartet, dann läßt das meteorologische Departement der Admiralität in London ein Circular-Telegramm an die Haupthäfen an der Süd-, Ost- und Westküste von England, beispielsweise folgenden Inhalts, abgehen: „Morgen früh Trommel aufgezogen und den ganzen Tag gehißt." Nun weiß man, □ bedeutet Sturm aus südlicher Richtung, d. h. zwischen SO. und SW. Ebenso bedeutet Δ (mit der Spitze nach oben) nördliche Richtung oder zwischen NO. und NW.; ∇ östliche Richtung oder zwischen NO. und SO. und $\frac{\Delta}{\square}$ westliche Richtung, d. h. zwischen NW. und SW. Durch andere Combinationen dieser Zeichen kann man die verschiedenen Hauptstriche der Windrose deutlich genug angeben, aber unter allen Umständen bedeutet jedes Zeichen „Sturm". In Folge des in England sehr ausgebildeten Systems der sogenannten Küstenwache zum Schutze der Zolleinnahme gegen Schmuggelei, wo jede Station im Angesicht der rechts und links befindlichen nächsten Station gebaut und bei einigermaßen klarem Wetter mit diesen vermittelst Flaggen, auch bei Nacht durch Laternen, Signale zu geben und zu wechseln im Stande ist, wird das Sturmsignal stets wiederholt, und in wenigen Minuten ist es im ganzen Umkreise der Insel bekannt, daß ein Sturm im Anzuge ist, so daß die Fischerböte und Küstenfahrer gewarnt sind und Zeit haben, in den nächsten Nothhafen einzulaufen, um Schutz zu suchen.

Erklärung.

Wir erklären hiermit, daß die in dem „Schreiben aus St. Thomas in Westindien über die freien Neger" (Globus IV, S. 179) namhaft gemachten Firmen von dortigen Handelshäusern weder die Urheber jenes Artikels sind, noch denselben eingeschickt haben und überhaupt in keinerlei Beziehung zu dem Inhalt des Schreibens stehen.

Die Redaktion.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Heinrich Mouhots Wanderungen in Siam und Cambodscha.

Die alte siamesische Hauptstadt Ajuthia. — Ein Besuch in Pakpriau. — Rassenanlage des Volkes. — Das buddhistische Kloster Phrabat und der Fürst des Berges. — Der Tempel des Samonakodom; Fußspuren Buddha's, Reliquien. — Das Kloster auf dem Berge Patawi. — Die Landschaft. — Seefahrt nach Schantabun; der Löwenfelsen. — Siamesisches Abgabensystem. — Das Adlerholz. — Die Inseln im Golf. — Unterseeische Vulkane. — Paknam Pen. — Krokodile und Affen. — Die Höhle im Berge Sabab. — Der Hafen Kampôt in Cambodscha und dessen Handelsverkehr. — Der chinesische Seeräuber Mun Suy. — Audienz beim Könige von Cambodscha.

Wir haben vor einiger Zeit eine Schilderung des Königreichs Siam und der gegenwärtigen Zustände dieses hinterindischen Landes entworfen. Wir begleiteten sodann den mümpelgardter Reisenden Heinrich Mouhot auf seiner Stromfahrt auf dem großen Flusse des Landes bis nach Ajuthia, der frühern Hauptstadt, die reich an großartigen Tempelruinen ist (Globus V, S. 193 ff. und 225 ff.), deren manche wir in Abbildungen mitgetheilt haben. Sie sind merkwürdig genug; aber auch die verfallenen, jetzt mit Strauchwerk und Schlinggewächsen überwucherten Pyramiden erregen die ganze Aufmerksamkeit des Fremden. Auch sie sind einst Tempel gewesen. (S. 67.)

Das Land ist unbeschreiblich fruchtbar, aber die Menschen sind träge. Steuerdruck und Knechtschaft üben dort, wie überall, ihre unheilvollen Wirkungen, aber sie sind nicht, wie Mouhot meint, allein schuld an der unglaublichen Faulheit der Siamesen. Sehr Vieles muß auf die Rassenanlage gesetzt werden; der Reisende selber bemerkt später, als er nach Cambodscha kommt, daß dort kein solcher Druck vorhanden, das Volk aber eben so träge und nachlässig sei. Und weshalb sind überall in Hinterindien die Millionen Chinesen, welche sich dort angesiedelt haben und doch auch hohe Steuern zahlen, so fleißig, wie nur irgend ein Europäer sein könnte? Im Stromthale des Menam tragen viele wildwachsende Bäume eßbare Früchte, die Gewässer sind fischreich, Häuser baut man aus Bambus, das über die Ufer tretende Wasser düngt die Felder; der Mensch braucht nur zu säen und zu pflanzen, das Uebrige thut die Natur. Sie macht den Leuten das Leben zu leicht.

Der Löwenfelsen vor dem Hafen von Schantabun. (Nach einer Zeichnung von Sabatier.)

Mouhot war im Jahre 1858 in Ajuthia, das vor ihm kein Reisender eingehend beschrieben hat. Damals erschien der große Komet, und diesem schrieben die Leute den hohen Temperaturstand zu; die Hitze betrug eine ganze Woche lang 32° C. im Schatten auch bei Nachtzeit. Als sie etwas nachgelassen hatte, ging Mouhot nach Pakpriau, das einige Tagreisen weit nach Norden hin entfernt ist und an der Grenze von Laos liegt. Er wollte in der Gebirgsgegend Schmetterlinge und Landmuscheln sammeln. Aber ungeachtet der Hitze verlebte er bei noch ungeschwächter Gesundheit heitere Tage in Ajuthia, das zwischen dem 14. und 15. Grad nördlicher Breite liegt. Die Menschen kamen ihm wie Amphibien vor, selbst dreijährige Knaben ruderten kleine Fahrzeuge und schwammen umher wie Enten in dem reißenden Fluß. Dabei rauchten sie auch schon Cigarren!

Am 13. November 1858 erreichte Mouhot das Dorf Aratschieck, in dessen Umgegend er einige weiße Eichhörnchen schoß. Der Mandarin bewirthete den Fremden mit Reis, Bananen und Fischen und war bereitwillig, ihn nach dem Berge Phrabat zu begleiten. Auf diesem befindet sich ein berühmter, vielbesuchter Wallfahrtsort, denn Spuren von Buddha's Fuße, deren der ferne Osten so manche hat, sind auch dort und ziehen gläubige Seelen an.

Der Ritt auf einem Elephanten dauerte vom Morgen bis zum Abend. Als Mouhot anlangte, strömten Tala-

poinen (buddhistische Mönche) und Volk herbei, um sich den Fremden zu betrachten, der durch Vertheilung kleiner Geschenke leicht die Gunst Aller erwarb und unverweilt den Fürsten des Berges besuchte. Dieser geistliche Würdenträger befand sich eben unwohl, benahm sich aber sehr freundlich und stellte dem Europäer vier Leute als Führer und Gehülfen zur Verfügung. Als Geschenk bekam er ein Pistol.

Der „Fürst des Berges" beherrscht den Phrabat und die Umgegend und kann etwa den gefürsteten Aebten des europäischen Mittelalters verglichen werden. Tausende von Menschen müssen ihm Abgaben zahlen und für ihn frohnden, und sein Kloster befindet sich im größten Wohlstand. Er verläßt dasselbe nur in einem prächtigen Tragsessel, hinter dem ein großes Gefolge herzieht, und im Refectorium wird er von Pagen bedient.

Am westlichen Abhange des Phrabat liegt der berühmte Tempel des Samonakodom, d. h. des Buddha der indochinesischen Völker. Von dort aus hatte Mouhot eine Aussicht, die aller Darstellung spottet. Welch ein ungeheures Chaos! ruft er aus. „Wie sind diese ungeheuren Gesteinsmassen, diese erratischen Blöcke von kolossalem Umfang hier in so seltsamer Weise über einander gelagert worden? Es ist, als ob hier eine Sinthfluth wild und gewaltig gewirthschaftet und dann dieses Labyrinth zurückgelassen hätte. Ich begreife, weshalb das Volk hier Fußspuren des Gottes zu erkennen wähnt, denn allüberall bis zum höchsten Gipfel, in Thälern, Felsenspalten und Höhlen fand ich Spuren von Thieren, namentlich von Elephanten und Tigern in großer Menge, aber auch von vorweltlichen, uns nicht mehr bekannten Arten. Sie bildeten, wie die Siamesen meinen, das Gefolge Buddha's, als dieser über den Berg einher schritt. Der Tempel selbst bietet keine besondere Merkwürdigkeit dar; die Mauern sind mit kleinen Stücken farbigen Glases belegt, die bei Sonnenschein hell glitzern. Das Ganze macht übrigens einen imponirenden Eindruck. Die Thüren sind aus Ebenholz und mit Perlmuttermosaik bedeckt; in einem Saale, dessen Fußboden mit Silberplatten überdeckt ist, befindet sich die Spur Buddha's; dort bringen die Gläubigen Opfer dar."

Mouhot blieb eine ganze Woche lang auf dem Berge Phrabat und sammelte dort namentlich Reliquien. Der Thon, aus welchem diese verfertigt wurden, ist mit der Asche alter Könige durchknetet worden. (S. 71.) Dann ritt er auf seinem Elephanten nach Aratschieck zurück und fuhr zu Wasser nach Sarabüri, einer nicht unbedeutenden Stadt in der Provinz Pakpriau. Die Bewohner sind Siamesen, Chinesen und Leute aus Laos, wohnen in Bambushäusern und treiben Reisbau. Weiter aufwärts, beim Dorfe Pakpriau, beginnen die Stromschnellen; in der Nähe derselben liegt Patawi, ein Wallfahrtsort, wohin die Laosleute pilgern.

Nur im Stromthale selber findet man einigen Anbau, das übrige Land ist dichter Wald, in welchen sich die Dorfbewohner der Leoparden und Tiger wegen nicht hinein wagen. Diese wilden Thiere sind äußerst zudringlich, und als Mouhot in Pakpriau verweilte, wurden in einer Nacht zwei Hunde und ein Schwein vor einer Hausthür überfallen und fortgeschleppt. Niemand geht bei Nacht aus, und das wäre auch in der That gefährlich.

Der Berg, auf welchem das Patawikloster steht, hat 400 bis 500 Fuß Höhe und bildet einen ungeheuren Felsblock, der senkrecht wie eine Mauer aus der Ebene emporsteigt; auch auf ihm fand der Reisende eine Menge Fußspuren vorweltlicher Thiere und außerdem eine große Menge versteinerter Stämme von solchen Bäumen, die auch heute noch auf dem Berge wachsen. Die heilige Stätte wird von drei Talapoinen bewacht, und diese waren sehr erstaunt, als ein Farang (Franke, Europäer) bei ihnen erschien. Ein Stück magnetischen Eisens, das sie zum Geschenk erhielten, machte ihnen großes Vergnügen. Die Aussicht vom Patawiberge ist nicht minder großartig wie jene von Patawi; das Gebirge bildet von Osten nach Westen einen weit geschwungenen Halbkreis und zeigt ungemein malerische und mannichfaltige Formen; nach Süden hin bildet die Ebene einen wahren Waldocean bis nach Ajuthia hin, dessen hohen Thürme man sehen kann.

Die Laosleute in Patawi waren gegen den Farang recht freundlich. Sie sind hagerer als die Siamesen und ihre Jochbeine treten etwas stärker hervor; auch ist ihre Hautfarbe dunkler und sie tragen ihr Haar lang, während die Siamesen dasselbe abscheeren und nur einen Büschel auf dem Scheitel stehen lassen. Als Krieger wollen sie nicht viel bedeuten, aber sie sind muthige Jäger, was man von den Siamesen nicht sagen kann. Jene haben als Waffe außer einem Messer nur noch einen Bogen, von welchem sie gehärtete Thonkugeln auf 100 Schritte weit mit großer Sicherheit abschnellen. Im Uebrigen sind sie unglaublich träge und darum auch sehr arm.

Von Patawi fuhr Mouhot auf dem Strome nach Bangkok zurück, um von dort aus die Inseln im siamesischen Meerbusen und Cambodscha zu besuchen. Am 28. December 1858 bestieg er eine Fischerbarke, um zunächst nach dem Hafenplatze Schantabun zu fahren; ein Diener, welchen er neu angenommen, hieß Niu, war ein christlicher Annamit, bei den französischen Missionären in die Schule gegangen, sprach Französisch und konnte als Dolmetscher gute Dienste leisten. Außer den beiden Reisenden waren noch zwei Männer und zwei Kinder in dem sehr kleinen Fahrzeuge, und die Fahrt erschien nicht nur unbequem, sondern wurde geradezu gefährlich. Der Wind wehete ungünstig, die Wellen gingen hoch, und in der Neujahrsnacht fiel einer der beiden Knaben über Bord, — ein leckerer Bissen für die gierigen Haifische, welche Tag und Nacht der Barke folgten. Gewöhnlich dauert die Fahrt kaum drei Tage, Mouhot aber bekam erst am 3. Januar 1859 in dem kleinen Golf von Schantabun den berühmten Löwenfelsen in Sicht, welcher die Spitze eines Vorgebirges bildet. Aus der Ferne gesehen gleicht er allerdings so genau einem ruhenden Löwen, daß man Anfangs ihn kaum für ein Werk der Natur allein halten mag; und doch hat die Menschenhand keinen Theil an ihm. Die Siamesen hegen vor ihm, wie überhaupt vor Allem, was ihnen wunderbar erscheint, eine große Verehrung, und deshalb erfüllte das rohe Benehmen eines englischen Schiffskapitäns sie mit großer Entrüstung. Dieser Landsmann des berüchtigten Kapitäns Macdonald fragte an, ob er das merkwürdige Ding nicht kaufen könne; als das nicht anging, feuerte er Kanonenkugeln gegen den Löwen ab. Ein siamesischer Dichter hat diese Brutalität der „Barbaren aus dem Abendlande" besungen und seinem Abscheu in poetischer Weise Luft gemacht.

Schantabun liegt an dem gleichnamigen Flusse. Ein Drittel der Bevölkerung besteht aus christlichen Annamiten; der übrige Theil aus heidnischen Annamiten, Siamesen und in überwiegender Menge chinesischen Handelsleuten. Doch ist der Handel von keiner besondern Erheblichkeit, weil hohe Steuern, Frohnden und die Erpressungen der Mandarinen einer Entwickelung desselben im Wege stehen. Die Chinesen bauen an den Berghalden Pfeffer, ausgezeichneten Kaffee und in der Ebene auch Zucker; diese Erzeugnisse werden nach Bangkok verschifft; sehr hübsche, äußerst fein geflochtene Binsenmatten gehen nach China, auch Tabak, gesalzene und getrocknete Fische, Holothurien und Schildpat kommen in den Handel. Jeder siamesische Unterthan, der drei halbe

Armslängen (von der Spitze des Mittelfingers bis zum Ellbogen) groß ist, muß eine Jahresabgabe von 6 Tikals (144 Neugroschen) Werth zahlen. Die Siamesen entrichten dieselbe in Gummi gutti, die Annamiten in sogenanntem Adlerholz.

Gegen Ende der Regenzeit ziehen die christlichen Annamiten (denn ihre heidnischen Landsleute beschäftigen sich vorzugsweise mit Fischfang) in Gruppen von 15 oder 20 Mann unter Leitung eines erfahrenen Mannes in die Wälder und suchen die Bäume auf, welche das Adlerholz enthalten. Es kommt dabei viel auf Erfahrung und guten Blick an, weil man dadurch sich viele vergebliche Arbeit erspart, denn nicht jeder Baum enthält den sehr werthvollen Artikel. Manche Sammler gehen nur in die Gebirge bei Schantabun, während andere nach den südöstlich liegenden Inseln Ko Xang und Ko Khut hinüberschiffen.

Das Adlerholz ist hart, tüpfelig gefleckt und hat beim Brennen einen sehr angenehmen Geruch. Man räuchert mit ihm die Leichen der Fürsten und Vornehmen ein, die vor der Bestattung ein ganzes Jahr lang im Sarge liegen müssen; bei den Siamesen wird es auch als Arznei verwandt. Das Holz des Baumes, aus welchem man diese Waare gewinnt, ist weiß und sehr zart; er muß ganz umgehauen und dann gespalten werden, weil sich das Adlerholz im Innern des Stammes befindet. Die Annamiten machen aus den Merkmalen, woran man die Bäume erkennt, welche Aquilaholz enthalten, ein Geheimniß, aber Mouhot kam trotzdem bald hinter die Sache. Er bezeichnete mehrere Stämme, ließ dieselben niederschlagen und fand richtig, was er suchte. Wenn man an den Baum klopft und er giebt einen hohlen Ton, und wenn aus den Astknoten ein Geruch von Adlerholz hervordringt, dann enthält er auch das letztere.

Die chinesischen Handelsleute lieben Opium und Spiel; die christlichen Annamiten führen sich etwas besser auf. Sie

Verfallene Tempelpyramiden in Ajuthia, Siam. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

Landschaft in der Bai von Tschantabun. (Nach einer Zeichnung von Sabatier.)

Affen spielen mit einem Krokodil, im Flusse von Schantabun. (Nach einer Zeichnung von Vocourt.)

sind von kleinem Wuchs, hager, lebhaft und cholerisch, dabei finster, rachsüchtig und hochfahrend; selbst unter Verwandten giebt es ewig Streit und Zank. Aber gegen die katholischen Priester benehmen sie sich folgsam und sind ihnen in hohem Grade anhänglich. Die heidnischen Annamiten bezeigen ihren Vorfahren große Verehrung. Die Siamesen sind weichlich, träg, sorglos und leichtfertig, aber auch schlicht, gastfrei und ohne Dünkel.

Mouhot wohnte bei einem Missionär, der schon seit 20 Jahren in Schantabun lebte und eben aus seinen Ersparnissen eine kleine steinerne Kirche gebaut hatte. Dann bestieg der Reisende wieder eine Barke, um mehrere Inseln im Golf zu besuchen, die in jener Gegend allesammt von

Als er gegen Abend nach den drei Koman-Inseln fuhr, trat tiefe Ebbe ein und er ließ seine Barke im Schlamme auflaufen. Am Tage hatte er bemerkt, daß der letztere mit vulkanischen Stoffen geschwängert war, und jetzt am Abend und während der Nacht stieg aus ihm ein so durchdringender Schwefelgeruch empor, daß der Reisende sich über einem unterseeischen Vulkane zu befinden glaubte. Am andern Tag kam er an den mit vielen Knollengewächsen bestandenen Bataten-Inseln vorüber, verweilte einige Zeit am Kap Liant, das in den schönsten Theil des Golfes hinausragt und an landschaftlichen Reizen hinter der Sunda-Straße nicht zurücksteht. Dann besuchte er Ko Kram und dessen Waldgebirge; diese Insel hat kein süßes Wasser; die Affen und Hirsche trinken aus dem Meere.

Fahrt zwischen den Inseln im Meerbusen von Siam. (Nach einer Zeichnung von Sabatier.)

vulkanischem Gestein sind. Es war heiße Jahreszeit, in welcher die Natur gleichsam todt ist. Zwar der Pflanzenwuchs sah noch frisch genug aus, aber trotzdem schien alles Leben gewichen zu sein; die Vögel hielten sich in der Nähe des Wassers und der menschlichen Wohnungen auf. Doch nur selten ließen sie einen Ton vernehmen, nur allein der Fischadler stieß sein heiseres Geschrei aus, wenn der Wind wechselte. Aber die Ameisen hatten lustige Tage; in ganz ungeheuren Schwärmen wimmelten sie am Boden und auf den Bäumen; hin und wieder summten auch Stechmücken, oder es zirpte eine Grille. Mouhot traf auf Koman sao und den übrigen Eilanden auch Affen, Damhirsche und Leoparden, aber nirgends einen Quell oder einen Pfad; nur mit Mühe bahnte er sich einen Weg durch das mit Schlingkräutern durchwucherte Waldgestrüpp.

Am 29. Februar befand sich Mouhot zwischen der Areka- und der Hirschinsel. Dort trat völlige Windstille ein, und die Hitze war selbst am frühen Morgen fast erstickend. Plötzlich gerieth das Meer in Wallung, hob sich empor und schlenderte das kleine Fahrzeug nach allen Richtungen umher. „Ich wußte nicht, was ich von dieser seltsamen Erscheinung halten sollte, und was die Ursache derselben sei. Da rief plötzlich der Pilot: Sieh mal, wie das Wasser kocht! Und wirklich, es war, als ob das Wasser in einem großen Kessel siede, und gleich nachher schoß ein gewaltiger Strahl empor, der ein paar Minuten anhielt, und die Luft war mit Dampf angefüllt. Aehnliches hatte ich nie zuvor gesehen, aber ich wunderte mich nun nicht mehr über den starken Schwefelgeruch bei Ko Man. Hier war also ein submariner Vulkan, dessen Ausbruch etwa

eine englische Meile von der Stelle entfernt stattfand, wo ich drei Tage vorher Anker geworfen hatte*).

Am 1. Februar gelangte er nach Ven-Ven, das am Paknam Ven liegt, einem Aestuarium, in welches ein drei Miles breiter Strom mündet. Dasselbe wird durch den Zusammenfluß einer Menge von Gewässern gebildet, die vom Gebirg herab kommen und mit einem Arme des Schantabunflusses in Verbindung stehen.

„Im Flusse des Paknam Ven sind Krokodile in außerordentlicher Menge vorhanden. Unaufhörlich sah oder hörte ich, daß welche vom Ufer ins Wasser sprangen, und mancher unvorsichtige Fischer wird ihnen zur Beute. Während meines Aufenthalts in der Provinz Schantabun kam es zweimal vor, daß Leute aufgefressen wurden, die unbedachtsam sich unweit vom Ufer zum Schlafen niedergelegt hatten. Ergötzlich ist es aber, ein Augenzeuge der Spielerei zu sein, welche die Affen mit dem Krokodil treiben. Sie können nun einmal das Necken nicht lassen und machen sich offenbar ein rechtes Vergnügen daraus, das Ungethüm zu ärgern. Sehr oft liegt ein Krokodil am Ufer; der Leib ist unter dem Wasser, aber der Kopf bleibt sichtbar, und der Rachen schnappt nach dem, was in sein Bereich kommt. Nun kommt ein Schwarm von Affen, klettert in den Bäumen und an den Schlingpflanzen auf und ab und nähert sich dem Krokodil immer mehr. Dieses bleibt ganz ruhig, und die Affen werden immer dreister. Einer der flinksten und keckſten wagt sich immer näher heran und ist am Ende so verwegen, daß er nach dem Amphibium schlägt. Seine Genossen wollen das dann eben so machen, und wenn die Aeste zu hoch sind, bilden sie eine schwebende Kette, so daß einer am andern hängt. So schweben sie in der Luft, während der unterste das Krokodil nach besten Kräften plagt. Manchmal schnappt dasselbe zu, aber vergeblich, und sofort erheben die Affen ein Freudengeschrei, aber dann und wann gelingt es ihm auch, einen Arm zu packen, und gleich zieht es den Leib nach. Dann verschwindet die ganze Bande unter Wehgeschrei und Heulen im Walde, aber am andern Tage beginnt dasselbe Spiel von Neuem."

Mouhot ging wieder nach Schantabun, wo er bei einem redlichen Chinesen wohnte, der Pfefferpflanzungen besaß, und dessen Sohn Phraï er in Dienst nahm. Er durchstreifte mit demselben die Gebirge der Umgegend, weil dieselben Edelsteine enthalten. Früher fand man dergleichen in großer Menge, jetzt sind sie selten geworden. Auf dem Berge Sabab, etwa halbwegs zwischen Schantabun und Kombau, liegt eine große Höhle, welche der Reisende besuchen wollte. Am Eingange zündete er Fackeln an, kletterte mit Nin und Phraï über mehrere Granitblöcke hinweg und stieg dann hinab. Aber bald umschwirrten ihn unzählige Fledermäuse, löschten die Fackeln aus, flogen ihm gegen den Kopf und schlugen ihm mit den Flügeln ins Gesicht. Phraï ging voran und tastete mit einer Lanze nach einem Wege. Plötzlich sprang er erschreckt zurück: „Eine Schlange, eine Schlange!" Mouhot gewahrte in einer Entfernung von etwa 10 Schritten eine mächtige Boa, und sofort jagte er ihr das Blei aus beiden Läufen seiner Flinte in den Kopf. Dann aber gingen alle drei zurück, und die Expedition in der Höhle hatte ein Ende. Phraï holte nachher die Boa hervor.

Von Schantabun aus unternahm Mouhot Wanderungen nach Cambodscha hinein, und diese lieferten ihm eine reiche Ausbeute. Er fuhr der Küste entlang nach

Reliquien aus dem Kloster auf dem Berge Phrabat. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

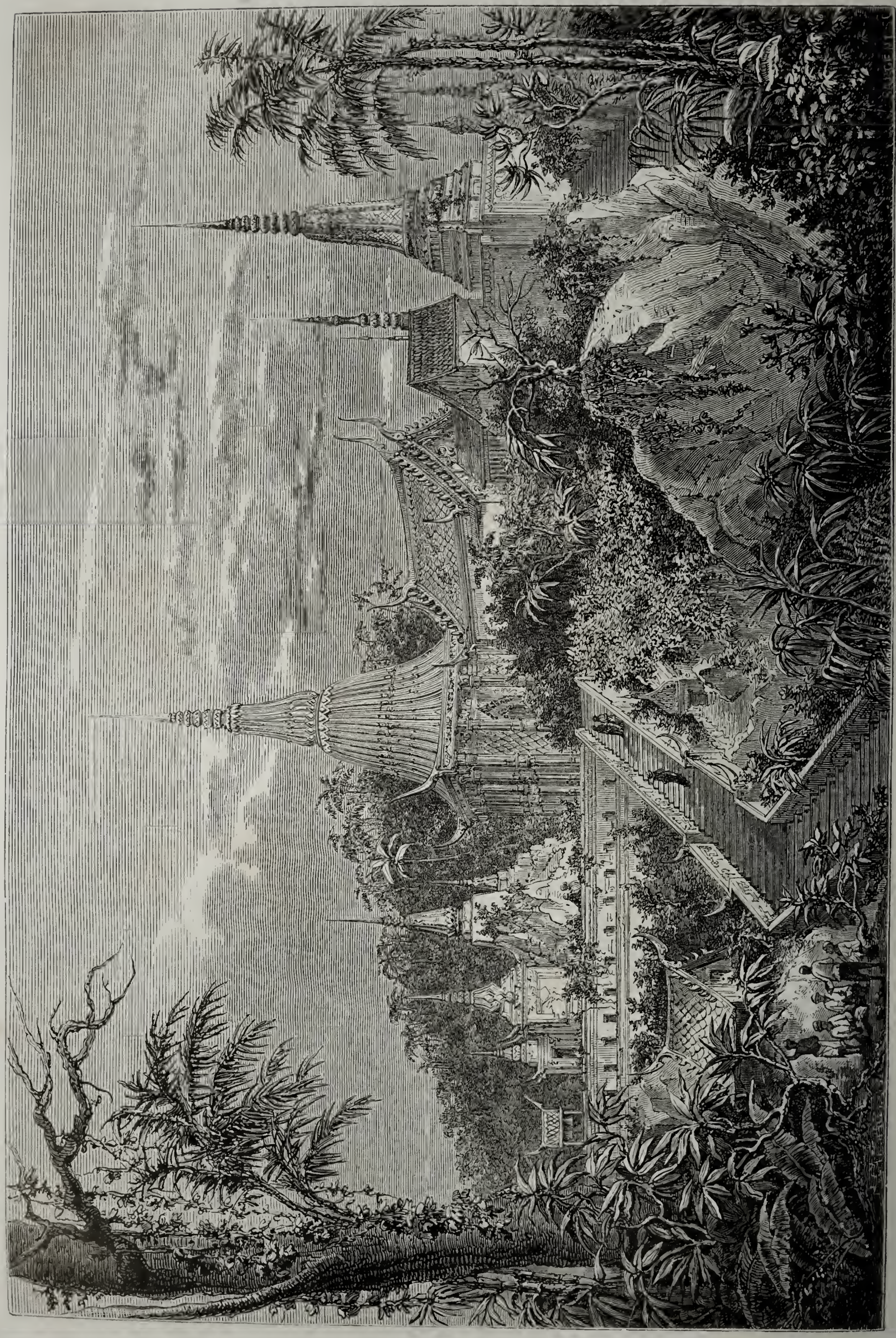
Süden, an den vielen Inseln hin, mit welchen das Gestade gleichsam eingesäumt ist; viele sind unbewohnt, liefern aber Gummi gutti, das auch bei Compong Sôm, in der Umgegend des Hafenplatzes Kampôt, in großer Menge gesammelt wird. Dort wächst auch eine sehr werthvolle Art von Kardamomen.

In den Gewässern von Kampôt trieben damals Seeräuber unter eigenthümlichen Verhältnissen einen argen Unfug; wir werden weiter unten etwas über sie mittheilen. Mouhot fürchtete sich aber nicht, denn er hatte keine werthvollen Sachen an Bord und war gut bewaffnet. Ganz unangefochten konnte er eines Abends in einer kleinen Bucht Anker werfen; er war nur noch eine halbe Tagereise von Kampôt entfernt, wohin er am andern Morgen sehr früh aufbrach. Er sah die große Insel Koh Dud, welche schon zu Cambodscha gehört, und hatte hier ein reizendes Landschaftsbild vor Augen; dann aber brach ein gewaltiger Donnersturm herein, der Meer, Küsten und Gebirge mit einem dunkeln Schleier überzog, und bald nachher goß der Regen in gewaltigen Strömen herab.

Unter solchen Umständen gelangte der Reisende nach Kampôt, das nicht mehr in Siam liegt, sondern zu Cambodscha gehört. Der König dieses Landes ist nicht souverän,

---

*) In einem Briefe, welchen Mouhot an den Schriftführer der londoner geographischen Gesellschaft aus Khao Tamuni, Provinz Petschabury, unterm 15. Juni 1860 richtete, bemerkt er, daß der Vulkan auf Ko Man in 12° 34′ 29″ nördl. Br., 101° 41′ 2″ westl. Länge von Greenwich liege; der submarine in 11° 49′ Br., 102° 31′ Länge. Journal of the geographical society, 1862, S. 149. A.



Das buddhistische Kloster auf dem Berge Phrabat. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

sondern von Annam und von Siam abhängig und nun auch durch die Franzosen ins Gedränge gekommen, seitdem dieselben das Gebiet an der Mündung des Mekong sich angeeignet haben. Mouhot erfuhr, daß der Monarch am Tage vorher nach Kampôt gekommen sei, um dort einige auf der Rhede liegenden Schiffe zu besichtigen. Er ließ dort auch eine große Dschonke zimmern, um dieselbe für seine eigene Rechnung mit Kaufmannsgütern zu beladen und direkten Handel mit Singapore zu treiben.

ungefähr so groß wie Schantabun. Sie bekam Handelsprodukte aus dem untern Cochinchina, dessen Häfen von Seiten der annamitischen Regierung für europäische Fahrzeuge gesperrt waren; mit Caucao (wie der cochinchinesische Hafen Itatien auf unseren Karten genannt wird) fand Schleichhandel statt. Die Zufuhren von Kampôt bestehen in Reis, Gummi gutti, etwas Elfenbein, sodann getrockneten Fischen und Hölzern.

„Die Cambodschaner zahlen nur geringe Abgaben und

Eine Favorite des Königs von Cambodscha. (Nach einer Zeichnung von Pelcoq.)

Auf dem Flusse von Kampôt, der aus dem nahen Gebirg herabströmt, aber eine nicht unbeträchtliche Breite hat, schafft man eine große Menge vortrefflicher Bau- und Schiffshölzer, die namentlich von den Chinesen gern gekauft werden, bis an die See. Kampôt wird zumeist von chinesischen Fahrzeugen besucht, manchmal aber auch von Europäern; es ist eigentlich der einzige Hafen, welchen Cambodscha besitzt, hat aber auch nicht entfernt die Bedeutung von Bangkok, und die Stadt zählt nur etwa 300 Wohnhäuser, ist also

kennen keinen Steuerdruck. Ich meinte aus diesem Grunde, daß ich diese Leute im Wohlstande finden würde, aber das Gegentheil war der Fall. Bis auf geringe Ausnahmen bemerkte ich alle schlechten Eigenschaften, die bei den Nachbarvölkern vorkommen, aber keine von den guten Eigenschaften dieser letzteren; sie waren hochfahrend, plump, feig, Schelme durch und durch, hündisch-kriechend und über alle Beschreibung faul.“ Mouhot hat also die Rassenanlage völlig übersehen; Steuerdruck ist zwar eine böse Sache für ein

Volk, er allein kann aber doch in Bezug auf die moralischen Eigenschaften einer Nation nicht den Ausschlag geben.

Auch in Kampôt ist eine katholische Mission, in welcher der Reisende beim Abbé Hestret gastliche Aufnahme fand. Als er eben ans Land gestiegen war, kam der König von einer Ruderfahrt zurück. Der Missionär führte den Europäer ans Ufer, so daß der Monarch ihn bemerken mußte. Dann entspann sich ein Zwiegespräch. Auf die Frage des Königs, wer der Fremde wäre, hieß es: ein Franzose, der aus Paris gekommen, aber vor Kurzem in Siam gewesen sei.

„Was will er in meinem Lande?"

„Er hat eine ganz besondere Aufgabe, die aber mit der Politik nichts zu schaffen hat. Es liegt ihm lediglich daran, das Land kennen zu lernen, und er wird nicht ermangeln, Ihrer Majestät seine Aufwartung zu machen."

Haarschmuck stand ihr vortrefflich zu Gesicht. Als Favorite des Königs trug sie bessere Kleider als die anderen und zeigte sich sehr besorgt um Seine Majestät; die übrigen nahmen sich ihr gegenüber geradezu plump aus, hatten gemeine Züge und durch das Betelkauen schwarze Zähne. Hinter dem Boote des Königs fuhren mehrere Barken der Mandarinen; das erste Fahrzeug im Zuge bildete eine von Chinesen gerunderte Dschonke, in welcher ein großer Mann aufrecht stand und eine mächtige Hellebarde in der Hand hielt.

Dieser Mann war Mun Suy, Seeräuberhauptmann, auch Freund des Königs, und es verhält sich mit ihm folgendermaßen.

Vor ein paar Jahren hatte Mun Suy in seinem Vaterland eine so große Menge von Missethaten verübt, daß er sich nicht länger in Amoy, der großen Hafenstadt in der

Ein cambodschanischer Wagen.

Bauernhütte in Cambodscha.

(Nach einer Zeichnung von Sabatier.)

Mit den Worten: „Also, wir sehen uns wieder!" fuhr der König weiter.

Mouhot hebt hervor, daß schon der bloße Name Frankreich diesem hinterindischen Könige Schrecken einjage, und gegenüber den Dingen, welche seit langer Zeit im fernen Orient, von Japan bis nach Indien, vor sich gehen, begreift man das auch sehr wohl. Länderraub im Großen wird als Annexion beschönigt.

Der König von Cambodscha war ein Mann von etwa 60 Jahren, klein, dick und fett; das Haar trug er kurz geschoren, der Gesichtsausdruck zeugte von Intelligenz, Feinheit und auch von einer gewissen Gutmüthigkeit. Er lag in seinem nach europäischer Art gebauten Boote auf einem großen Polster und hatte 12 Frauen um sich. Wenigstens eine derselben war sehr hübsch und hatte feine, sehr ansprechende Züge; sie war halb europäisch, halb annamitisch gekleidet, und der Provinz Fo Kien, halten konnte. Er nahm einen Schwarm waghalsiger Abenteurer an Bord, trieb nach wie vor Seeraub und erschien plötzlich vor Kampôt. Von Widerstand gegen ihn war keine Rede; seine Spießgesellen gingen ans Land, nahmen auf dem Markt und aus den Häusern Alles fort, was ihnen zusagte, und beschlossen zuletzt, die Stadt völlig auszuplündern, sie dann in Brand zu stecken und weiter zu segeln. Das Komplot wurde indessen verrathen, und als eine nicht unbeträchtliche Anzahl bewaffneter Cambodschaner in Kampôt erschien, stach Mun Suy bei dunkler Nacht in See, überrumpelte den schon oben von uns erwähnten Hafen Itatien (Caucao), plünderte dort, wurde aber bald nachher, mit Verlust einiger Leute, zurückgeschlagen. Aber als ob gar nichts geschehen sei, kam er wieder nach Kampôt, zog den Gouverneur der Provinz in sein Interesse und gewann durch ansehnliche Geschenke auch den König für sich.

Seitdem durfte er ungestraft Seeraub treiben, und alle Küstenfahrer zitterten vor diesem Piraten. Der König wurde mit Klagen und Vorstellungen bestürmt und wußte am Ende nichts Besseres zu thun, als den gefürchteten Korsaren in seinen Dienst zu nehmen; er ernannte ihn zum Oberbefehlshaber seines Küstengeschwaders. Aber Mun Smy blieb sich selber getreu und trieb auch als ein mit Titel und Amt begnadeter Mann den Seeraub in einer Weise fort, daß der König von Siam endlich ein paar Schiffe nach Kampôt abfertigte, um den Piraten aufheben zu lassen. Der aber versteckte sich im Hause seines Freundes, des Königs von Cambodscha, und die Siamesen konnten nur zwei seiner Spießgesellen ertappen, die dann freilich sofort hingerichtet wurden.

Der Handel ist auch in Kampôt vorzugsweise in den Händen der Chinesen, und auf dem Markte werden dort zumeist chinesische Fabrikate feil geboten, z. B. Glaswaaren, Faience und Porzellan, Beile und Messer, Sonnenschirme und dergleichen mehr. Die Stadt ist unsauber; in den Straßen laufen Schweine, hungrige Hunde und nackte Kinder umher oder wälzen sich im Schlamme, und die Frauen sind abschreckend häßlich. An chinesischen Opiumbuden, an Barbierstuben und Spielhöllen ist begreiflicherweise kein Mangel.

Der Missionär führte den Reisenden zur Audienz beim Könige, der sich im Kampong Baïe befand, dem cambodschanischen Stadttheile, der etwa eine gute halbe Stunde von der überwiegend chinesischen Hafenstadt entfernt liegt. Seine Majestät wohnten in einem sehr zierlich gebauten Bambushause, das, eine Seltenheit, mit rothen Ziegeln gedeckt war. Im Innern freilich glich es mehr einer Theaterbude, wie sie auf europäischen Jahrmärkten zu finden ist, als einer Königswohnung. Die Fremden wurden nicht einmal angemeldet, weil kein Thürsteher da war, und traten ohne Weiteres in den Saal. Der König hatte auf einem alten europäischen Stuhle Platz genommen; neben demselben lagen zwei Hofbeamte auf Knien und Elbogen und reichten ihm angezündete Cigarretten oder Betel. Ein paar Schritte entfernt standen Leibwächter mit Piken, deren oberer Theil mit einem Büschel weißer Haare verziert war; einige Andere schwenkten Säbel, die aber in der Scheide gelassen wurden. Auch die Minister und Mandarinen lagen vor dem König auf den Knien und Elbogen.

Ein Page brachte für den Reisenden und den Missionär ein paar Stühle. Seine Majestät trägt, gleich den Unterthanen, für gewöhnlich nur eine Binde, welche den untern Theil des Leibes umschließt und am Hintertheil an einem Gürtel befestigt wird; dieser war von Gold und mit Edelsteinen besetzt, jene Binde (Languti) von gelber Seide.

Es verstand sich von selbst, daß der Fremde dem Landesherrn ein Geschenk zu überreichen hatte. Mouhot dachte ihm eine englische Stockflinte zu, welche der König sich auch sofort einhändigen ließ. Er fragte, ob sie geladen sei, lud sie dann gleich selber, bat um ein Zündhütchen und feuerte. Nachher schrob er den Lauf ab und prüfte Alles sehr aufmerksam. Nun erst bat Mouhot ihn, das Geschenk anzunehmen, und wurde gefragt, was die Flinte gekostet habe? Der Missionär, welcher den Dolmetscher machte, gab eine ausweichende Antwort. Dann verlangte der König, Monhots Taschenuhr zu sehen und fragte auch hier nach dem Kostenpreise.

Der Monarch war gnädig gestimmt. Als der Abbé auseinandersetzte, daß der Fremde gern nach Udong (Odung), der Hauptstadt von Cambodscha, reisen wolle, sprach jener: „Ja, geh nur hin; das ist sehr gut!“ Dabei lachte er, fragte dann nach dem Namen und wollte denselben aufschreiben. Mouhot zog seine Brieftasche hervor und reichte ihm eine Visitenkarte. Nun wollte der Monarch auch die Brieftasche sehen und bekam natürlich auch diese geschenkt. Als der Missionär die Bemerkung hinwarf, daß der König ohne Zweifel dem Fremden die beschwerliche Reise erleichtern werde, lautete die Antwort: „Gewiß, sehr gern; wie viele Wagen will er haben?“ Die Antwort lautete: „Drei, wo möglich schon übermorgen.“

„Das schreib auf und ordne demgemäß Alles an,“ sagte der König zu seinem Schreiber. Dann stand er auf, gab den beiden Europäern die Hand und ging fort.

Wir verlassen hier den Reisenden, um denselben später nach der Hauptstadt Udong, in das Land der wilden Stiengs, nach den herrlichen Ruinen von Ongkor und nach Laos zu begleiten. A.

Betrachtungen über Mexico.

Von **Karl Andree.**

Ein Erzherzog von Oesterreich, Ferdinand Maximilian, ist im April 1864 über den Atlantischen Ocean gefahren, um in Mexico ein Kaiserreich aufzurichten. Er geht in die westliche Welt, nach dem ehemaligen Neuspanien, als der Auserwählte und Schutzbefohlene des Beherrschers der Franzosen, dessen Truppen nun in denselben Hallen Montezuma's tafeln, in denen vor etwa anderthalb Jahrzehnten die siegreichen Yankees unter General Scott Brandy und Whiskey getrunken haben. Nachdem die alte Hauptstadt der Azteken zweimal in die Gewalt Fremder gefallen ist und binnen 50 Jahren mehr als ein halbes hundert Mal Regierungswechsel erlebt hat, soll nun ein „Friedensfürst“ einziehen, um der bodenlosen Anarchie, der wahrhaft entsetzlichen Zerrüttung ein Ende zu machen. Er soll „Heiland“ für einen Staatskörper werden, der aus tausend und aber tausend Wunden blutet, soll ein Volk wieder heben, das nicht tiefer sinken konnte, als es nun gesunken ist; er soll einen Damm gegen die überfluthende Barbarei aufwerfen und Ordnung an die Stelle eines Chaos setzen, das geradezu grauenhaft geworden ist.

Die Zeit allein kann lehren, ob und in wie weit es ihm gelingt, seine im höchsten Grade schwierige Aufgabe zu erfüllen. Mexico ist in einer Lage, die in Europa ihres Gleichen nicht hat; es befindet sich in höchst eigenthümlicher Ausnahmestellung, und gewiß liegt keine Uebertreibung darin, wenn man sagt, daß dort Alles aus den Fugen gegangen sei; denn bisher herrschte in dem zerrütteten Land ein Krieg Aller gegen Alle. Die unglückselige Scheinrepublik

hat sich immer mehr zersetzt und in fürchterlichen Agonien hin und her gewunden; sie konnte nicht mehr leben und wollte doch auch nicht sterben. Da sind dann die Franzosen gekommen und haben ihr den Todesstreich versetzt.

Mexico war unter den Besitzungen, welche Spanien in Amerika besaß, bei Weitem die wichtigste; auch hat sie unter allen Creolenrepubliken die zahlreichste Bevölkerung. In den Händen eines tüchtigen, kräftigen und gebildeten Volkes könnte ein von der Natur so überreich ausgestattetes Land sich rasch zu einem gesunden, kräftigen Gedeihen empor arbeiten. Die Gestade werden von den beiden großen Weltmeeren bespült; wir finden auf dem weiten Raume zwischen dem 15 und 32° n. Br. alle klimatischen Abstufungen, von tropischer Hitze bis zur ewigen Schneegrenze, doch so, daß die gemäßigte Temperatur vorwaltet. In Mexico gedeihen die Erzeugnisse aller Erdgürtel, vom Indigo und der Ananas bis zum Hafer; das Land könnte für eine halbe Milliarde Thaler Produkte in den Welthandel liefern, wenn es die rechten Menschen hätte. Aber gerade diese fehlen. Wir haben das im Globus mehrfach betont und namentlich in unseren Ethnologischen Beiträgen Nachweisungen über diese Lebensfrage gegeben.

Der Aztekenwürger Ferdinand Cortez gründete die spanische Herrschaft auf Blut und Scheiterhaufen. Nach seinem Tode wurde Mexico bis 1535 von einer Audiencia, d. h. einem Regierungskollegium, verwaltet, an dessen Spitze, bezeichnend genug für die spanischen Verhältnisse, der Erzbischof stand. Seit jenem Jahre kamen Vicekönige ins Land, deren erster, Don Antonio de Mendoza, die Geschäfte bis 1550 leitete. Der letzte dieser Vicekönige, in der langen Reihe der drei und sechszigste, war Don Juan O'Donoju; er trat 1821 ab, nachdem er die Unabhängigkeit der neuen Republik anerkannt hatte.

An Schwanken und öftern Personenwechsel sind die Mexicaner schon durch das spanische System gewöhnt worden, denn die mißtrauische Politik des madrider Hofes ließ den Stellvertreter des Herrschers nur immer wenige Jahre in dem schönen Land auf der Hochebene von Anahuac. Er sollte nicht mit den Interessen des ihm anvertrauten Landes verwachsen und in demselben keine Wurzel schlagen. Auch gab nicht die Tüchtigkeit eines Mannes den Ausschlag bei der Ernennung, sondern vorzugsweise der Umstand, ob er den Geistlichen genehm sei; der Klerus übte vorwaltenden Einfluß und hatte Aufsicht und Kontrole über die Beamten des Monarchen. Manchmal wurde wohl ein Interregnum beliebt, und während eines solchen lag dann alle Gewalt in den Händen des Erzbischofes, der auch zuweilen die Würde eines Vicekönigs bekleidete.

Alles Leben in Neuspanien mußte sich in dem vorgeschriebenen Geleise bewegen; zur Beseitigung mißvergnügter oder energischer Charaktere hatte die heilige Inquisition jederzeit Anklagen und Blutgerüste, Auto's da fe, in Bereitschaft. Als nach erkämpfter Unabhängigkeit dieses scheußliche, grauenvolle, blutbesudelte Pfaffentribunal aufgehoben wurde, behauptete man in Mexico, die „heilige" Inquisition habe eben so viele, wenn nicht noch mehr Menschen hingeopfert, wie die aztekischen Priester zu Montezuma's Zeit dem Kriegsgotte Huitzilopochtli. Wie dem auch sein möge, es unterliegt keinem Zweifel, daß sie wie ein drückender Alp auf dem Lande gelastet hat.

Und was für eine Regierung war es, welche öffentlich Bücher verbrannte, die von eingeborenen Mexicanern spanischer Abkunft verfaßt waren, und, buchstäblich, als Grund angab: „Weil die Creolen keinen Verstand zum Bücherschreiben hätten"! Fast dritthalb hundert Jahre hielt sie an dem Grundsatze fest, daß wo möglich gar kein Fremder den Boden Mexico's betreten dürfe; sie wollte vor der Welt verhehlen, wie reich die Kolonie sei und wie dieselbe verwaltet werde. Alles, was in Spanien über Mexico im Druck erschien, unterlag zuvor einer dreifachen Censur, die unbarmherzig tilgte, was nicht in das System und zu den Zwecken von Geistlichkeit und Regierung paßte. Erst Alexander von Humboldt hat durch sein klassisches Werk über Neuspanien zuverlässige Kunde über das Land gegeben.

Die ganze Herrschaft war auf Zwang und Monopol begründet und darauf berechnet, eine freie und vielseitige Entwickelung der Kräfte in der Kolonie nicht aufkommen zu lassen. Alle Waaren, deren Mexico bedurfte, mußten in spanischen Fahrzeugen aus dem Mutterlande gebracht werden; die Creolen durften keinen Bergbau auf Eisen treiben, keine Weinrebe und keinen Oelbaum pflanzen, auch war ihnen der Anbau von Hanf, Flachs und Safran unbedingt verboten! Das Schulwesen lag im Argen, es wurde von der Geistlichkeit völlig vernachlässigt, und Indianer oder Mestizen lernten weder lesen noch schreiben. Zwar der Kirche mußten sich die braunen Leute unterwerfen, aber das Christenthum selbst ist ihnen bis heute noch kaum in die Haut gedrungen; auch haben die Geistlichen niemals wagen dürfen, eine Menge heidnischer Ceremonien anzutasten; alle Verbote und Maßregeln gegen den Nagualismus sind vergeblich geblieben. (Man vergleiche unsern Aufsatz über „das Heidenthum in Mexico", Globus II, S. 89 ff.) Der Indianer wendet sich von weißen Christus- und Marienbildern ab; deshalb hat auch die Schutzheilige von Mexico, Unsere liebe Frau von Guadalupe, kein weißes, sondern ein braunes Gesicht; die Statue wurde durch ein „Wunder" aufgefunden, aber nicht von einem weißen Menschen, sondern von einem — Indianer!

Das spanische System hatte sich die Unwissenheit der Kolonialbewohner zur Unterlage genommen, und gerade durch diese ist es völlig über den Haufen geworfen worden. Die Bourbons mußten im Mutterlande einem Napoleoniden weichen, aber Mexico blieb dem alten Könige noch treu. Inzwischen war durch solche Creolen, welche zeitweilig in Europa gelebt hatten, ein neuer Geist über das Weltmeer hinübergetragen worden, und die Grundsätze der französischen Revolution sowohl wie der nordamerikanischen bewurzelten sich in den Kolonien. Das Kolonialsystem hatte alle Aemter, Würden und Auszeichnungen denen vorbehalten, welche, in Europa geboren, von dort nach Mexico geschickt wurden. Die Creolen waren in den Hintergrund gedrängt, sie konnten keine höheren Stellen bekleiden, und die aus Spanien Gekommenen bildeten ihnen gegenüber eine privilegirte Klasse. Jetzt verlangten sie Gleichstellung. Als der Vicekönig Iturrigaray einige Zugeständnisse machte, lehnten die Privilegirten sich auf; sie fanden es unerträglich, daß ein in Amerika geborener Spanier in seinem eigenen Vaterlande mit ihnen, den in der Fremde Geborenen, auch nur annähernd gleiche Berechtigung haben solle. Sie rebellirten gegen den Stellvertreter ihres Königs; am 18. September 1808 nahmen sie ihn gefangen, weil er ein Hochverräther sei, und schickten ihn nach Spanien.

Damit war in Mexico der Damm durchbrochen und von nun an flutheten die wilden Wasser der Revolution ein, durch welche bald alle Spanier, als verhaßte Gachupinos (sie haben diesen Spitznamen auch heute noch), aus dem Lande hinweg geschwemmt wurden.

Hier will ich darauf hinweisen, daß auch eine Macht mitwirkte, deren Eingreifen lange verborgen blieb, und über deren Theilnahme erst vor wenigen Jahren etwas Näheres bekannt geworden ist. Gerade in unseren Tagen und gegenüber den neueren Verhältnissen wird es statthaft

sein, die Sache zu betonen. Joseph Bonaparte nämlich, damals König von Spanien, ließ, durch seinen geheimen Hauptagenten Desmolard aus Baltimore, Verbindungen in Mexico anknüpfen und die Creolen gegen die Bourbons aufstacheln. Seine Zusagen von völliger Gleichstellung, Gleichberechtigung und politischer Freiheit fanden einen fruchtbaren Boden. Denn nach dem Aufstande gegen Iturrigaray hatten dessen Nachfolger, die Vicekönige Garibay und Lizana, alle Privilegien der Altspanier wieder hergestellt und dadurch die Creolen aufs Aeußerste erbittert. Kein Wunder, daß die Agenten Josephs bei ihnen Anklang fanden. Man entwarf in geheimen Gesellschaften den Plan zu einer Verschwörung, die schon 1810 zum Ausbruche kam.

Bis dahin hatten die Mischlinge und Indianer immer nur eine passive Rolle gespielt; von nun an treten sie handelnd auf den Schauplatz und nehmen in dem blutigen Drama, das zu jener Zeit begann und bis heute fortgespielt wird, eine wichtige Stellung ein. Der Mann, welcher zuerst die Fahne des Aufstandes erhob, Hidalgo, war Geistlicher, Sohn eines europäischen Vaters und einer indianischen Mutter, also ein Mestize. Im Süden des Landes verkündete gleichfalls ein Geistlicher, Morelos, die Revolution; er war Indianer von reinem Geblüt, ein Mann von großer Energie und der Erste, welcher den Gedanken, daß Mexico eine Republik werden müsse, mit Nachdruck verkündete und geltend machte.*) Nach wenigen Monaten standen nahe an 100,000 Indianer, den revolutionären Geistlichen blindlings Folge leistend, unter den Fahnen; seit den Tagen des Eroberers Cortez trugen sie zum ersten Male wieder Waffen gegen weiße Menschen. Geistliche und Indianer sind von da an in alle die unzähligen Umwälzungen und Aufstände verflochten, die man nach hunderten zählen kann. Die braunen Massen kamen in Bewegung.

Spaniens Sache war nach manchen Wechselfällen im Jahre 1821 rettungslos verloren; es büßte alle Kolonien auf dem Festland Amerika's ein und rettete nur einige Inseln. In Mexico gab der Verrath eines ehrgeizigen Soldaten, des Generals Iturbide, den Ausschlag. Er war vom Vicekönig Apodaca gegen den Insurgentenanführer Guerrero ausgesandt worden, aber er bekämpfte nicht etwa denselben, sondern vereinigte sich mit ihm, und Beide entwarfen den sogenannten Plan von Iguala, durch welchen Mexico für unabhängig vom Mutterlande erklärt wurde. Der Verräther ließ sich am 18. Mai 1822 zum Kaiser ausrufen. Er hatte einen damals jungen Offizier aus Vera Cruz zu sich herangezogen, den er in jeder Weise begünstigte. Dieser Mann war aber kein Anderer, als Antonio Lopez de Santa Anna, der seit jener Zeit in der langen Reihenfolge von Verwirrungen die Hauptrolle gespielt hat. Er lohnte seinerseits dem Verräther Iturbide mit Undank und Verrath, indem er an die Spitze eines Aufstandes trat, den Kaiser entthronte und eine demokratische Föderativrepublik errichten half. Als Iturbide wieder in Mexico erschien, um diese neue Verfassungsform über den Haufen zu werfen, wurde er gefangen genommen und erschossen. Santa Anna, seit jener Zeit siebenmal Präsident, zweimal Diktator, Oberhaupt bald einer Central-, bald einer Föderativrepublik, und mehr als einmal außer Landes verbannt, ist jetzt eben, im März 1864, aus seinem Exil zurückgekehrt und hat seine Anhänglichkeit an das neue Kaiserthum ausgesprochen. Das alte stürzte er vor 40 Jahren!

Mexico hat seit 1823 die äußere Form der Republik gehabt, aber auch nur diese. Für das Wesen fehlten die nothwendigen Stoffe, ein Volk im wahren Sinne des Wortes. Nur die Kehrseiten der Republik traten hervor, aber weder Freiheit noch Ordnung sind jemals vorhanden gewesen. Das Schwanken und Wechseln zwischen sehr verschiedenen Systemen hat nie aufgehört, ein jäher Sprung folgte dem andern. Nach und nach dämmerte, im Hinblick auf die chaotische Anarchie, eine Ahnung in einzelnen Köpfen auf, daß kein Abschluß des Unheils zu erwarten sei, so lange die republikanische Staatsform beibehalten werde und mit ihr dem Ehrgeize herrschsüchtiger Generale oder kecker Politiker Thor und Thür geöffnet blieben. Zweimal ließ Santa Anna sich die Diktatur mit einer fast monarchischen Gewalt verleihen, die anderen Generale jedoch ertrugen die Herrschaft eines Mannes nicht, der ihres Gleichen war; sie glaubten dasselbe Anrecht zu haben, wie er. Aber mehr und mehr Leute fingen an, sich mit dem Gedanken an die Errichtung eines Thrones zu beschäftigen, auf welchem ein auswärtiger Fürst als erblicher Kaiser Platz nehmen müsse.

Dieser Plan soll nun verwirklicht werden. Zu einem gedeihlichen Ausgange des immerhin sehr gewagten Versuches werden ungeheure Anstrengungen erforderlich sein. Mich erinnern die Zustände in Mexico an die Zeit der 30 Tyrannen in der römischen Imperatorenzeit. Damals warf sich bald ein Räuberhauptmann aus Arabien, bald ein pannonischer Hirt den Kaiserpurpur um die Schultern und wurde von den Legionen auf den Schild gehoben. In Centralamerika ist seit 1839 der Viehtreiber Carrera Diktator von Guatemala; in Honduras war ein halbschlächtiger Mann, der „Tiger" Guardiola, halb Soldat, halb Räuber, längere Zeit Präsident; in Venezuela war der Halbmulatte Monagas Gewaltherrscher; in Peru stritten vor einigen Jahren vier Präsidenten, von denen drei Mischlinge waren, zumal um die höchste Würde. Aber mehr als alle diese „Republiken" erinnert Mexico an die Zeiten jener Verwirrung im römischen Imperatorenreiche. Nicht selten sind in verschiedenen Landestheilen sechs oder acht Häuptlinge, Generale, aufgetaucht, welche allesammt Anspruch auf die Präsidentenwürde erhoben und als Gouverneure in ihren respektiven Staaten den Herrn und Meister spielten; so z. B. in Sonora Blancarte; in San Luis Potosi General Haro y Tamariz; in Neu-Leon, Tamaulipas und Cohahuila der General Garza und der Mestize Vidaurri; so bis heute im Staate Guerrero der alte indianische „Panther" Alvarez.

Als jüngst, in der zweiten Hälfte des Februarmonates, der rechtmäßige Präsident Juarez, auf der Flucht vor den Franzosen, in Monterey im Staate Neu-Leon eine Zufluchtstätte suchte, verweigerte jener Vidaurri ihm eine solche und lehnte sich gegen ihn auf; seine Generale haben ihn, Einer nach dem Andern, an die Franzosen verkauft und verrathen und gehen zu den Ausländern über. Aber nur gegen baaren Kaufpreis oder Zusage von Lohn im neuen Kaiserreiche.

Dieser Juarez, ein unvermischter Mije-Indianer aus dem Staate Oaxaca, ist einer der wenigen rechtschaffenen Leute, welche auf dem mexicanischen Präsidentenstuhle ge-

*) Er hatte, trotzdem er Geistlicher war, eine Anzahl von Kindern. Der während der letzten Jahre oft genannte General Almonte, mit welchem in den Tuilerien zu Paris der Plan zur Wiederherstellung der Monarchie in Mexico eingefädelt wurde, ist ein Sohn dieses braunen Geistlichen Morelos. Almonte ist in hohem Grad ehrgeizig; er strebte lange Zeit nach der Präsidentenwürde; da er sie nicht erhielt, wurde er Monarchist und verbündete sich mit den Ausländern. Seltsam, daß der Sohn des Indianers Morelos, welcher Letztere der erste Republikaner in Mexico war, als ein Hauptwerkzeug zur Wiederherstellung der Monarchie dient.

sessen haben; er wenigstens hätte ein besseres Loos verdient. Es war ein Indianer, Hidalgo, welcher der Republik Bahn brach; es ist ein Indianer, mit dem sie zum Abschlusse kommt!

Wir haben im Globus sehr oft darauf hingewiesen, wie unheil- und verhängnißvoll es für einen Staat ist, wenn er von Menschen ganz verschiedener Rassen und einer aus denselben hervorgegangenen buntscheckigen Masse von Mischlingen bewohnt wird, wie in Mexico. Das spanische System war schlecht genug und hat eine Menge schwerer Wunden hinterlassen, aber wenigstens ein, wenn auch negatives Verdienst kann man ihm nicht absprechen: — es duldete keinen Rassenkampf; es hielt mit eiserner Faust die Gegensätze nieder oder aus einander. Aber sobald dieser Druck entfernt war, geriethen die Hautfarben mit einander in Krieg. Mehr als drei Fünftel der Bewohner Mexico's sind unvermischte Indianer, von dem Rest ist kaum ein Drittel annähernd oder ganz weiß, die Uebrigen sind Mischlinge verschiedener Art. „Diese Verschiedenheit und Durcheinandermischung der Rassen war von jeher das größte Hinderniß zum Gedeihen und zur Wohlfahrt und wird es auch bleiben. Durch sie wird die Gesammtheit zerklüftet und in viele Bruchtheile zersplittert, welche nach Abkunft und Geburt, nach Sitten, Anschauungen und Sprache völlig verschieden sind; jeder einzelne Theil hat ganz entgegengesetzte Tendenzen, und nun und nimmermehr werden sie sich unter einander so weit verständigen, daß sie zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles wirken." So lautet der Ausspruch eines Mexicaners, des vor drei Jahren verstorbenen Statistikers und Finanzministers Lerdo de Tejada.

Diese ethnische Anarchie, diese Zusammenhanglosigkeit in der Nation, diese unausrottbar eingewurzelte Abneigung der verschiedenen Hautfarben gegen einander, ist also nicht etwa eine vorübergehende Erscheinung, sondern, wenn der Ausdruck erlaubt wäre, ein normaler Zustand. Die Verwirrung sitzt im Blute, ist ein Ergebniß anthropologischer Elemente. Diese letzteren vorzugsweise erklären die Erscheinung, daß in jenen creolisch-indianischen Republiken kein fester und sicherer Boden gewonnen werden kann. Daher auch die unablässige Aufregung und die heftigen Zuckungen, die Gewaltthätigkeiten ohne Ende bei der Ohnmacht zum Schaffen und zum Gestalten.

Die Volksmassen sind übrigens wie weiches Wachs, das bald von einem General oder Diktator, von den Radikalen oder von der Geistlichkeit geknetet wird. Demagogen sind diese alle, und sie haben stets ein mehr oder weniger leichtes Spiel mit der unwissenden, buntscheckigen Menge gehabt. Wie oft ist es vorgekommen, daß im Laufe eines und desselben Jahres sich ein und dieselbe Stadt oder Landschaft für zwei oder drei einander schnurstracks widersprechende „Pläne" erklärt, daß sie heute den Klerikalen und nach drei Monaten den Radikalen anhängt! Freilich bleiben trotzdem die Dinge doch so, wie sie im Wesentlichen nun einmal geworden sind, und es erscheint auch im Grunde ganz gleichgültig, wer gerade in der Hauptstadt das Ruder in die Hand genommen hat; er hält sich ja ohnehin nicht lange in derselben. In Mexico hat man seit 1821 keinerlei Autorität geachtet, weder jene der Menschen noch die der Gesetze. Bislang konnte in der allgemeinen Verwirrung und Verwilderung diese bunte Volksmasse weder Zwang noch Freiheit ertragen, und die Zustände sind immer im Schwanken zwischen Anarchie und Diktatur gewesen. Es gibt eben kein Mittel, das Blut zu ändern. Und wie muß eine schrankenlose Demokratie da beschaffen sein, wo im bunten Gemisch der Hautfarbe kaum der zehnte Mensch ein Weißer, wo die Mehrzahl der Menschen noch halbwild ist?

In Mexico würde selbst die Weisheit eines Königs wie des belgischen Leopold, des neuen Kaisers Schwiegervater, oder das Genie und die zähe Willenskraft eines Friedrich des Großen ein schweres Stück Arbeit finden. Wie will Maximilian Ferdinand es anfangen, die Abneigung der verschiedenen Hautfarben aus dem Leben zu tilgen und eine Ausgleichung und Vermittlung zwischen grimmig erbitterten Parteien zu treffen, in einem Lande, wo man bisher keine Versöhnung gekannt hat? So ist es überall im ehemals spanischen Amerika: eine Partei ist Hammer oder Ambos, und der jedesmalige Sieger diktirt den Ueberwundenen seinen Willen. Es gibt weder eigentlich liberale, noch im guten Sinne conservative Elemente; man hat nur Zwang oder Radikalismus. Die Elemente, auf welche in unseren europäischen Staaten Gesellschaft, Ordnung, Freiheit und Entwickelung beruhen, findet man in Mexico kaum in vereinzelten Ansätzen. Gewerbsleute, Kaufleute, Landwirthe, Gelehrtenstand, pflichtgetreue Beamte, Schulmeister, Bauern und Adel in der Art unserer alten Welt mangeln so gut wie völlig. Wohl aber wimmelt das Land von müssigen Geistlichen, von Obersten und Generalen, von braunen und gelben Soldaten, von Räubern, Bettlern, Lumpenpack sogenannter Aussätzigen (Lépe-ros) und Rabulisten der schlimmsten Art. Am harmlosesten sind noch die ansässigen Indianer auf dem platten Lande. Aus solchen Elementen hat man in Mexico eine demokratisch-republikanische Republik mit repräsentativer populärer Verfassung gebildet!

Die Puros, die Radikalen, waren bei ihren Verfassungsfabrikationen stolz darauf, bis „an die äußerste Grenze der Freiheit zu gehen", „die Constitution noch demokratischer zu machen, als irgend eine Demokratie in irgend einem Staate der Welt". Was in Europa nicht Stand gehalten und was jetzt in Nordamerika auf die schwerste Probe gestellt wird, das glaubte man in Mexico mit mehr oder weniger entarteten Creolen, mit Indianern, Mestizen, Negern und Mulatten erfolgreich durchsetzen zu können! Die Lage der „Republik" zeigt, wie weit und wohin man damit gekommen ist.

Die Dinge nahmen einen solchen Verlauf, daß die Erbitterung zwischen den beiden großen Parteien der Klerikalen und Radikalen den höchsten Grad erreicht, und die Gruppirung der Menschen sich sehr eigenthümlich gestaltet hat. Die überwiegende Mehrzahl der Weißen nämlich hält zu den Klerikalen, während in den Reihen ihrer Gegner das farbige Element entschieden überwiegt. In vielen Gegenden aber kümmerten sich die Vollblutindianer gar nicht um die Kirche, sondern schlugen die Weißen todt! Die Parteinamen und Programme sind nur Maske und Vorwand, Hauptsache ist die Rassenantipathie. Denn selbst innerhalb der klerikalen Partei legten die braunen Leute sich gar keinen Zwang auf. So verfuhr der klerikale General Mejia, der jetzt als Hülfsgenosse der Franzosen eine Rolle spielt und das Raubhandwerk immer im Großen getrieben hat, vollkommen rücksichtslos auch gegen die Geistlichkeit; er metzelte an der Spitze seiner indianischen Truppen alle Weißen nieder, die ihm in die Hände fielen und verschonte selbst die Mischlinge nicht, als welche ja doch einen Theil weißen Blutes in den Adern hätten!

Lange Zeit war keine Partei stark genug, um den Gegner zu bezwingen; während z. B. vor der großen Katastrophe von 1857 die Klerikalen sich in der Stadt Mexico und den mittleren Staaten behaupteten, waren die Provinzen an beiden Seeküsten in der Gewalt der Radikalen. Beide Theile unternahmen Raubzüge, bis endlich die Puros sich auch der Hauptstadt bemächtigten. Dann führten sie den verhängnißvollen Schlag gegen die Geistlichkeit, die ein

ungeheures Vermögen von Grundbesitz, also in todter Hand, und dazu große Summen Geldes besaß. Die Jahreseinnahme der Geistlichkeit betrug mehr als 10 Millionen Piaster, während jene der Republik kaum auf 11 Millionen sich stellte. Als Santa Anna sich in drückender Geldnoth befand, wagte er doch nicht, diese Güter anzutasten, sondern verkaufte lieber ganze Provinzen an die Nordamerikaner. Die „Puros" aber wollten endlich ein für allemal reine Tafel mit den „Clerigos" machen und brachten gleich nach ihrem Sieg einen Theil der Kirchengüter unter den Hammer; den Ertrag führten sie an die Kriegskasse ab, denn an mehr als 20 Punkten brachen Aufstände aus; an der Spitze standen Geistliche, welche der neuen Regierung die Anerkennung verweigerten.

Unter solchen Umständen wurde am 5. Februar 1857 eine neue Bundesverfassung veröffentlicht. In der Einleitung sagt der damalige Präsident Comonfort, nicht einen einzigen Tag habe die Regierung Ruhe gehabt; unablässig müsse man der Unwissenheit und dem Fanatismus die Spitze bieten; der vom Klerus angezettelte Bürgerkrieg fresse an dem Marke des Landes. Wahr ist allerdings, daß viele Klöster Mittelpunkte für Verschwörungen bildeten; „die geistlichen Rebellen aber sollen nicht ungezüchtigt bleiben".

Wie aber war die Verfassung, durch welche man das Unheil zu beschwören gedachte? Sie stellte die „Menschenrechte" an die Spitze. Jedermann, sagt sie, hat das Recht, Waffen zu tragen, und die Todesstrafe sollte abgeschafft werden, — gewiß zu großer Befriedigung der unzähligen Räuberbanden, welche das Land ausplünderten. Jeder Mexicaner, der 18 Jahre alt und verheirathet ist, wird Vollbürger, ein unverheiratheter erst mit vollendetem 21. Jahre. Das Volk ist souverain, das Stimmrecht allgemein; alle Gewalt geht vom Volk aus; jeder Einzelstaat ist in Bezug auf seine eigenen inneren Angelegenheiten vollkommen souverän. Die gesetzgebende Gewalt ruht im Congreß, der nur eine Kammer bildet; in denselben ist jeder Bürger wählbar, der 25 Jahre zählt und nicht zur Geistlichkeit gehört. Die Kammer hat in jedem Jahre zwei Sitzungen; in der Zwischenzeit sitzt ein permanenter Ausschuß zur Ueberwachung des Präsidenten, dessen Amtsdauer auf vier Jahre festgestellt ist.

Diese für Mexico in jedem Betracht ganz und gar widersinnige Verfassung wurde einer der Nägel zum Sarge für die „Republik". Der Klerus konnte den Verlust der Kirchengüter nicht verschmerzen, und eine Revolution folgte der andern, bis dann vor drei Jahren das Ausland sich einmischte. Die „Religionistas" erhoben sich gegen die „Sacrilegienschänder", die Geistlichkeit hatte die Kirchengüter verloren, aber der Staat dadurch kein Geld gewonnen, und schon im Herbst des Jahres 1857 mußten die Puros ihre eigene Verfassung über Bord werfen; Comonfort selber erklärte, daß sie Keime der Unordnung und Zwietracht enthalte, und verlangte die Diktatur.

Inzwischen sahen die Nordamerikaner ruhig zu, wie Mexico sich zerfleischte; ihre Gesandten hatten die Hände im Spiele. Schon im Jahre 1858, als Comonfort gestürzt und der Klerikale Zuloaga Präsident war, bot der Yankee Forsyth eine Geldsumme für eine „Grenzregelung im Norden" und für das Recht des Transito über die Landenge von Tehuantepec auf ewige Zeiten. Zuloaga weigerte sich; aber auch er wurde vertrieben, und der Radikale Juarez gelangte ans Ruder. Der neue nordamerikanische Bevollmächtigte, Mac Lane, legte nun diesem die Grundzüge eines Vertrages vor, nach dessen Annahme die nordamerikanische Regierung Geld vorstrecken wolle. Sie verlangte den Transit über Tehuantepec, und zwar in der Weise, daß sie erforderlichen Falls die Sicherheit dieses interoceanischen Verkehrswegs durch amerikanische Truppen zu beschützen ermächtigt sei. Darauf wollte auch Juarez nicht eingehen; er mochte Tehuantepec nicht den Yankee's in die Hände spielen, sondern wollte lieber mit seinen einheimischen Feinden, den Klerikalen, ein Uebereinkommen zu treffen suchen; sie waren doch wenigstens seine Landsleute. Er schlug ihnen deshalb vor, daß fortan aller Erlös aus dem Verkaufe der Kirchengüter wieder der Kirche eingehändigt werden solle; das Gesetz für die Einführung der Civilehe solle in Abgang dekretirt werden, die Kirche ihre früheren Privilegien wieder haben, auch willige er ein, die Confiscation der geistlichen Güter für ungültig zu erklären. Er selber, Juarez, und sein klerikaler Gegenpräsident, Miramon, sollten vom Amte zurücktreten, damit ein neues Oberhaupt der Republik gewählt werden könne.

Aber während der Unterhandlungen, die am Ende zu keinem Ziele führten, nahm der Bürgerkrieg seinen Fortgang. Ich will nicht vergessen, hier zu bemerken, daß inzwischen ein großer Theil der regelmäßigen Soldateska mit der Geistlichkeit nun gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, weil die radikale Verfassung von 1857 auch die Vorrechte des Militärs beseitigte und dieses den Bürgern gleich stellte.

Seit 1858 treten nun die französischen Pläne hervor. Der Gesandte des Kaisers Napoleon unterstützte nach Kräften den Erzbischof von Mexico und jenen Gegenpräsidenten Miramon, diesen „jungen Löwen". Gewonnen wurden nach und nach alle die Führer von Truppen oder Räuberbanden, deren Namen bis heute so oft genannt werden, die Miramon, Mejia, Marquez, Cobos ꝛc. Im Jahr 1860 erhielt Napoleons Plan, Mexico in eine Monarchie umzuwandeln und damit den Anfang zu einer „Regeneration des lateinischen Amerika" anzubahnen, schon eine feste Gestalt. Es konnte demselben nur förderlich sein, wenn die innere Zerrüttung zunahm. Die Radikalen, Juarez voran, gewannen Einsicht in die Lage der Dinge, das Messer stand ihnen an der Kehle, und am 14. December 1859 schlossen sie in Vera-Cruz den Vertrag mit Nordamerika ab, der wahrscheinlich in den nächsten Jahren verhängnißvolle Folgen für das neue Kaiserthum hat, denn er gibt den Yankee's ein Recht zur Einmischung in die mexicanischen Angelegenheiten, und deshalb lege ich hier Accent auf denselben. Er sichert den Amerikanern freien Transito auf drei Punkten der Republik von einem Weltmeer zum andern, nämlich:

1) Ueber die Landenge von Tehuantepec, also durch die Staaten Vera-Cruz und Oaxaca;
2) Vom Rio Grande, also der Grenze von Texas, durch die Staaten Cohahuila, Durango und Sinaloa nach Mazatlan am Stillen Weltmeer;
3) Aus Arizona, dem amerikanischen Territorium am Rio Gila, also dem nördlichen Sonora, nach dem Hafen Guaymas am Kalifornischen Meerbusen.

Die Amerikaner dürfen an den Endpunkten dieser drei großen Verkehrswege Waarenhäuser bauen; alle Güter, welche durch das Land von Ocean zu Ocean gehen, sind zollfrei. Sodann: „Nordamerikanische Truppen und Kriegsbedarf aller Art dürfen über die Landenge von Tehuantepec und durch Sonora eben so und unter denselben Bedingungen passiren, als wären sie mexicanisch. Die Neutralität des Transito wird von beiden Theilen gemeinschaftlich geschützt; aber die Nordamerikaner können, mit oder ohne Zustimmung der mexicanischen Regierung, Transit und Eigenthum durch Waffengewalt schützen. Auch soll

unbeschränkte Religionsfreiheit stattfinden, und amerikanischen Bürgern niemals eine Zwangsanleihe auferlegt werden."

Aber das ist noch nicht Alles; denn eine nachträgliche Uebereinkunft gestattet den Amerikanern, in Mexico zu interveniren, um ihre Landsleute zu schützen und erforderlichen Falls die Ausführung der Vertragsbestimmungen mit Gewalt zu erzwingen. Und für diese exorbitanten Zugeständnisse zahlten die Amerikaner die armselige Summe von vier Millionen Dollars, behielten aber davon gleich zwei Millionen für Entschädigungsansprüche ihrer Mitbürger zurück!

Gegen einen solchen Traktat, der das Gepräge eines Löwenvertrags offen vor der Stirn trug, und bei welchem es auf eine Zerstückelung Mexico's abgesehen war, protestirten die Klerikalen, denn es handle sich dabei um Landesverrath. Aber indem sie die Scylla vermeiden wollten, fielen sie in die Charybdis; sie schlossen sich immer enger an Frankreich an, das seinerseits in derselben Weise auf der Lauer lag, wie die Yankee's. Nach dem gold- und silberreichen Staate Sonora, dessen nördlichen Theil (Arizona) die Nordamerikaner von Santa Anna gekauft haben, warf die pariser Politik schon vor 10 Jahren begehrliche Blicke, und die französischen Flibustier Pindray und Raousset de Boulbon, deren abenteuerliche Expeditionen wir im Globus (II, S. 289, 321) erzählt haben, waren gleichsam Sturmvögel, welche dem späteren Ungewitter vorauszogen.

Auf keinen Fall wird die kühne und großartig aufgefaßte, obwohl immerhin etwas phantastisch angestreift erscheinende Politik Napoleons III., sich lediglich der „Idee" wegen in die mexicanischen Händel eingelassen, sondern greifbare Vortheile sich ausbedungen haben. Die darauf bezüglichen Verträge sind noch ein Geheimniß, indeß ohne allen Zweifel legen sie dem neuen Kaiser schwer zu erfüllende Verpflichtungen auf; unter fremdem Protektorat bleibt er aber jedenfalls auf lange hinaus. Nur die Folge kann lehren, in wie weit es ihm gelingen wird, der Anarchie Herr zu werden und die Parteien zu bemeistern, gewiß aber ist, daß er mit den Nordamerikanern in Verwickelungen geräth, sobald diese, gleichviel auf welche Weise, daheim wieder Ruhe haben. Sie halten an dem mit Juarez abgeschlossenen Vertrage fest, während er für das neue Kaiserthum ungültig erscheint. Das letztere selber ist ein handgreiflicher Protest gegen die bekannte, von den Nordamerikanern allerdings ganz willkürlich aufgestellte, Monroedoctrin, der gemäß in ganz Amerika nie eine Monarchie gegründet und alle Einmischung europäischer Mächte in die inneren Angelegenheiten der westlichen Erdhälfte entschieden zurückgewiesen werden soll.

So ist der Horizont Mexico's auf allen Seiten mit Gewitterwolken umzogen, die sich über kurz oder lang entladen werden. Aber Eins steht fest: mit Einführung und Befestigung der Monarchie in Mexico tritt für alle jene zerrütteten Republiken ein welthistorischer Rückschlag ein. Gewinnt das neue Kaiserthum Boden, ist es ihm vergönnt, den Krater eines anarchischen Chaos zu schließen, Ordnung herzustellen und Frieden zu begründen, dann kann nicht ausbleiben, daß auch in den übrigen Staaten der kühne und gewagte Versuch Nachahme findet.

Die ägyptische Hieroglyphenschrift und ihre Erklärer.

Von Prof. Dr. **Kaiser** in Paderborn.

I.

In dem Zauberlande Aegypten kommen zu der Scenerie der Landschaft noch die ältesten Erinnerungen der Geschichte, zu den Wundern der Natur die großartigsten Schöpfungen von Menschenhand. Die enge Thalrinne des Nil ist der Schauplatz der frühesten uns bekannten Kultur, bei der nicht nur die Juden, die Träger der alttestamentlichen Offenbarung, in die Schule gingen, sondern welche auch ihre Sendboten zu den Griechen, diesen Repräsentanten der klassischen Bildung, ausschickte. Und die Zeugen dieser Kultur — sie sind nicht hinweggeschwemmt vom breiten Strome der Zeit; sie stehen noch, obwohl sie Jahrtausende überdauert haben, und verkünden den spätesten Geschlechtern die vormalige Größe des ägyptischen Volkes. Dieses gesegnete Land, das wie eine blühende Insel aus dem Sandmeere der Sahara hervortaucht, hat noch seine Stelen und Sphinxe, seine Obelisken und Pyramiden, seine ausgedehnten Tempel, Paläste und Labyrinthe aufzuweisen. Und das Randgebirge, welches die Thalsohle begrenzt, es schließt die vielzelligen Königs- und Fürstengräber in sich, mit zahllosen Mumienschreinen und Papyrusrollen.

Was aber allen diesen Monumenten einen besondern Reiz verleiht, das sind die ausgedehnten Inschriften, welche sich wie ein maschenreiches Netz darüber ausspannen, — Inschriften, die mit Charakteren geschrieben sind, vor welchen der neugierige Tourist wie die forschende Wissenschaft lange staunend gestanden, wie der Jüngling vor dem verschleierten Bilde zu Sais. Die Entzifferung der Hieroglyphenschrift, an der sich Jahrhunderte zerarbeitet, bildet den Stolz unsers Jahrhunderts, oder, nach den Worten des großen Niebuhr, die wichtigste Entdeckung der neuesten Zeit, wie sie denn auch ein sprechendes Denkmal menschlichen Scharfsinnes und Forscherfleißes ist.

Ich will versuchen, ein richtiges Verständniß des Wortes Hieroglyphe anzubahnen. Befürchte man jedoch nicht, mit trockenen linguistischen Untersuchungen gelangweilt, oder durch ausführliche Beschreibungen einzelner Inschriften ermüdet zu werden. Auch gehe ich nicht ein auf das Gezänk der Champollionisten und Seifarthisten oder auf die Derbheiten, welche die Akten Uhlemann contra Lepsius anfüllen. Ich beabsichtige vielmehr, den rein historischen Standpunkt einzunehmen, dem Leser einen Ueberblick über die Geschichte der Hieroglyphen-Entzifferung zu geben und dann nach dem jetzigen Stande der Aegyptologie eine Erklärung dessen zu liefern, was wir unter Hieroglyphenschrift — der ältesten Schrift, die wir kennen, vielleicht der ältesten überhaupt — welche für die Schreibweise aller civilisirten Nationen der alten Welt Mutter- oder doch Pathenstelle vertreten hat, zu verstehen haben.

Die ägyptischen Denkmäler — und wer hätte solche nicht schon in den zahlreichen ägyptischen Museen Europa's zu Berlin, Paris, London, Turin gesehen — sind

mit zahlreichen Abbildungen und Zeichen bedeckt, welche Gegenstände mannichfacher Art darstellen: Pflanzen, Thiere, Menschen und einzelne Glieder derselben, Sterne, Werkzeuge der Kunst und des Handwerks, ja selbst mathematische Figuren. Sie treten in allen Größenverhältnissen auf und sind bald mit der feinsten Kunstvollendung ausgemeißelt, bald nur in rohen Umrissen angedeutet, auf die Wände der Tempelgemächer und Grabkammern in Farbe gemalt, auf den Mumiensärgen in Holz geschnitzt, auf Leinwandstreifen und Papyrusrollen mit Schwärze geschrieben. Die in Stein gemeißelten Bilder wurden vielfach nach bestimmten Regeln kolorirt, z. B. die menschlichen Glieder roth, Metallgegenstände blau, Pflanzen grün. Um diese Inschriftenbilder mehr in die Ferne wirken zu lassen, meißelte man sie vertieft ein und füllte die Vertiefungen mit Kalk aus. Die Bilder selbst sind entweder neben einander in parallelen Reihen geordnet, oder sie treten in senkrecht gruppirten Kolonnen auf; dabei blicken sie bald von rechts nach links, bald sind sie von links nach rechts gerichtet.

Diese Bildergruppen bilden Inschriften, welche die Aegypter, die Inschriften mehr als irgend ein anderes Volk liebten, auf ihre Bauwerke setzten; eine Schrift, mit der sie ganze Abhandlungen und Bücher, Länderverzeichnisse und Geschlechtstabellen aufzeichneten. Weil man sie vorzüglich zur Aufzeichnung von Dingen religiöser Art zu verwenden pflegte, heißt sie bei Herodot (II, 36) und Diodor von Sicilien (I, 81) die heilige Schrift (ἱερὰ γράμματα); weil sie zugleich vorwaltend Monumentalschrift war und somit eingemeißelt werden mußte, nennt sie Clemens Alexandrinus (Stromata V, 4) Hieroglyphenschrift (γράμματα ἱερογλυφικά). Diese Bezeichnung des Alexandriners ist seitdem allgemein geworden.

Schon die ausgedehnte Anwendung der Hieroglyphenschrift auf den Monumenten schließt die Ansicht aus, daß das Verständniß dieser Bilderschrift Eigenthum eines engern Kreises, etwa von Gelehrten, oder einer Kaste, etwa der Priester, gewesen; sie mußte dem ganzen Volke, wenigstens den Gebildeten im Volke, verständlich sein. Denn wer möchte den Aegyptern die Thorheit zutrauen, mit großer Mühe und vielem Kostenaufwande lange Inschriften auf öffentliche Denkmäler in Charakteren einzuhauen, welche nur von einem sehr kleinen Bruchtheile der Bevölkerung gelesen werden konnten? Diodor berichtet auch ausdrücklich, daß die Aegypter ihre Kinder in der Hieroglyphenschrift unterrichten ließen.

Man würde sich jedoch sehr irren, wenn man annehmen wollte, die oben gekennzeichnete Schrift sei die einzige des alten Kulturvolkes von Mizraim (Aegypten) gewesen. Sie war freilich die älteste und ursprüngliche Schrift der Aegypter und wurde ihres Alterthums wegen zu heiligen Zwecken verwendet. Es ist ja ein durchgreifender Zug im Völkerleben, vor dem Alterthum eine besonders hohe Achtung zu hegen. Das spricht sich nicht blos aus in der Redensart von den guten alten Zeiten, das zeigt sich nicht blos in der Heilighaltung uralter Ceremonien, Gebräuche, Kulturstätten, die um so höheres Ansehen genießen, je älter sie sind; das sieht man auch in dem sogenannten hieratischen, heiligen, Style der Kunstschöpfungen.

Als die griechische Skulptur längst ihren Höhepunkt der Vollendung erstiegen hatte, mußten die Tempelbilder einer Athene nach dem altüberlieferten, heiligen Typus mit dem eigenthümlichen, lächelnden Gesichtsausdruck, in der traditionellen, steifen Haltung, mit der künstlich gefältelten Drapirung angefertigt werden; und davon bei einem Tempelbilde abzuweichen, war selbst einem Phidias nicht erlaubt. Nur in Nebensachen durfte er sein Künstlergeschick freier zur Geltung bringen. So war es auch bei den Aegyptern; so war es im Besondern auch mit der Hieroglyphenschrift. Ja, ist es nicht auch bei uns so? Wer könnte auf öffentlichen Denkmälern, z. B. an dem Denkmal Friedrichs des Großen unter den Linden in Berlin, am Mausoleum zu Charlottenburg, oder am Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde eine Legende in den Zügen unserer gewöhnlichen Kursivschrift ertragen? Nicht blos das Material, auch unser Gefühl heischt Lapidarschrift!

Die Hieroglyphenschrift wurde wegen ihres Alterthums zu religiösen Zwecken verwendet, und ganz konsequent auch dann noch, als man schon längst eine andere, bequemere Schrift kannte. Weil sie aber eine solche heilige Verwendung fand, fixirten sich die Charaktere zu traditionellen Typen und nahmen einen so stabilen Charakter an, daß sie in der langen Reihe von Jahrhunderten, in denen die ägyptische Geschichte verläuft, kaum merkliche Veränderungen erfahren haben. Die Hieroglyphen an den Pyramiden von Gizeh, die Chefren in der Urzeit der ägyptischen Geschichte bauen ließ, gleichen ihren Charakteren nach ganz den Inschriftenzügen auf den Palastruinen zu Karnak, welche von Sesonchis (985), so wie an dem Tempelreste zu Philae, welche von Psammetich (670 v. Chr.) herrühren, und auf dem Rosetta-Steine, welcher aus der Ptolemäerzeit stammt.

Außer der Hieroglyphenschrift kannten die Aegypter, wie uns Clemens Alexandrinus berichtet, noch eine sogenannte hieratische Schrift, die eine abgekürzte Hieroglyphenschrift war und von den Priestern zu gelehrten Abhandlungen gebraucht wurde, daher, was ihre Anwendung betrifft, etwa mit unserer Bücherschrift verglichen werden könnte. Endlich hatten sie noch eine Volksschrift (γράμματα δημοτικά), wie Herodot und Diodor (γραμματα δημώδη) sie nennen, oder Briefschrift (ἐπιστολι γραϊκά), wie Clemens sie heißt. Schon die Benennung sagt uns, daß sie eine Kursiv- oder Schnellschrift war, für den täglichen Lebensverkehr bestimmt. Von allen diesen Schriftarten sind uns zahlreiche Proben erhalten, von der Hieroglyphenschrift auf den Monumenten, von der hieratischen und demotischen in den Papyrusrollen. Auf späteren Monumenten aus der ptolemäischen und nachptolemäischen Zeit stehen nicht selten dieselben Inschriften in beiden Schriftweisen neben einander. —

Schon der letztere Umstand deutet uns an, daß in späteren Zeiten das Verständniß der Hieroglyphen dem Volke sich zu verdunkeln begann, denn wozu sonst die Doppelinschriften? Herodot ließ sich zwar noch durch einen Erklärer von der Pyramide des Cheops vorlesen, wie viel Meerrettig, Zwiebeln und Knoblauch die Arbeiter verzehrt hätten, und daß für diese Nahrungsmittel allein 1600 Talente (nach unserem Gelde mehr als zwei Millionen Thaler) verausgabt seien (Herodot II, 125). Aber Diodor von Sicilien, der um Christi Zeit lebte, mußte schon bemerken, daß die demotische Schrift Alle, die hieroglyphische nur die Priester schreiben können (III, 3). Clemens Alexandrinus (um 200 n. Chr.) scheint mit dem Hieroglyphensysteme noch ziemlich vertraut gewesen zu sein, da er eine Analyse desselben zu geben versucht (Stromata V, 4). Aber schon ein gewisser Horus Apollo Nilous (dessen Zeitalter sich jedoch nicht näher bestimmen läßt, aber jedenfalls eine nicht unbedeutende Strecke nach Christus angesetzt werden muß) fand es nothwendig, ein eigenes Werk über die Hieroglyphenschrift in ägyptischer Sprache abzufassen, wovon uns noch die griechische Uebersetzung eines eben so unbekannten Philippus erhalten ist.

Aber gerade diese Schrift hat die größte Verirrung und Verwirrung in die Deutung der Hieroglyphen gebracht, da sie die Veranlassung wurde, dieselbe als eine reine Bilderschrift, in der jedes Zeichen einen selbständigen Begriff darstelle, zu betrachten. Nur eine ganz geringe Zahl seiner Erklärungen ist durch die neuesten Forschungen bestätigt worden; andere von ihm angeführte Hieroglyphenbilder kommen auf den Monumenten und sonstigen Denkmälern gar nicht vor. Endlich hat er die

wunderlichsten Abenteuerlichkeiten zur Erklärung einzelner Schriftbilder herangezogen. Um nur einige Beispiele herzusetzen: „Um den Mund zu bezeichnen, malten sie eine Schlange," sagt er, „weil dieses Thier sich durch kein anderes Glied auszeichnet. Zur Darstellung des Begriffes Vernichtung wählten sie die Maus, weil sie Alles benagt. Um Unverschämtheit auszudrücken, setzten sie eine Fliege, welche, so oft sie verjagt wird, immer wiederkehrt." Durch solche Irrthümer und Seltsamkeiten wird die Vermuthung nahe gelegt, daß wir in dem Horus Apollo nur einen fingirten Namen und in seiner ganzen Schrift über die Hieroglyphen ein untergeschobenes Werk vor uns haben, welches ein Grieche aus seinen mangelhaften Kenntnissen der altägyptischen Sprache und Schrift zusammenstoppelte.

Der letzte klassische Schriftsteller, welcher uns über die Hieroglyphenschrift der Aegypter Auskunft gibt, ist Ammianus Marcellinus, zu Anfang des fünften Jahrhunderts n. Chr. Er theilt im 17. Buche seines Geschichtswerkes (Kap. 4) mit, was auch aus Plinius (XXXVI, 9) und Strabo (XVII, 1158) bekannt ist, daß Augustus bei seiner Eroberung Aegyptens einen Obelisken von Heliopolis nach Rom bringen und im Circus maximus auf der Spina aufstellen ließ. Ein gleichzeitiger Priester Aegyptens habe die Hieroglyphen-Inschriften, welche die vier Seiten derselben bedecken, ins Griechische übersetzt. Und diese griechische Uebertragung hat uns Ammian zum großen Theile wenigstens aufbewahrt. Als im sechsten Jahrhundert die nordischen Völker die ewige Stadt überflutheten, wurde dieser, wie die übrigen Obelisken Roms, umgestürzt. In drei Stücke zerbrochen blieb er 1000 Jahre hindurch unter dem Schutte der Rennbahn begraben, bis Papst Sixtus V. ihn im Jahre 1589 wieder heben und an der Porta del Popolo aufrichten ließ. Dort steht er an dem Eingange der Weltstadt, durch welchen der von Norden kommende Fremde in ihre Mauern einzieht, und weist mit bedeutsamen Fingerzeig in die wichtigsten Epochen der Entwickelungsgeschichte, auf die mannichfaltigsten Phasen des Völkerlebens zurück, verkündet aber zugleich in der stummen Sprache seiner Inschriften laut der staunenden Mitwelt, was der Scharfsinn des Menschenverstandes, die Ausdauer menschlichen Forschergeistes vermag. Denn eben die Inschrift dieses Monolithen ist eine der glänzendsten Bestätigungen für die moderne Lösung der Räthselschrift Aegyptens.

Seit Konstantins des Großen Zeiten scheint das Verständniß der Hieroglyphen selbst in Aegypten sich mehr und mehr verdunkelt zu haben und mit der Herrschaft des Christenthums daselbst gänzlich untergegangen zu sein. Die Bilderschrift, weil „götzendienerischen" Zwecken geweiht, war den Christen verhaßt. Die Aegypter, die ältesten Erfinder der Schrift, welche einst den Griechen die Schreibkunst vermittelt, nahmen griechische Schrift-Charaktere an, die sie um nur wenige Lautzeichen vermehrten. Mit solchen sind die Bibelübersetzungen und Ritualbücher der koptischen Christen geschrieben, in denen der Rest des ägyptischen Sprachschatzes zum größten Theil hinterlegt ist. Die Priesterkaste, auf deren Kreis sich zuletzt nicht blos die Kunst, Hieroglyphen zu schreiben, sondern auch sie zu lesen, beschränkte, starb aus, und mit dem letzten ägyptischen Götzenpriester ward der geheimnißvoll bewahrte Schlüssel dieser Schrifträthsel zu Grabe getragen.

Aber nicht, um auf immer darin verschlossen zu bleiben. Einst nach Verlauf von mehr als einem Jahrtausend sollten Söhne jüngerer Völker, Priester einer neuen Wissenschaft und Bildung, die aber in mehr als einer Beziehung auf altägyptischer Kultur fußte, an die Grabespforte pochen und mit dem unwiderstehlichen Zauberstabe des Gedankens die Herausgabe des Langverlorenen erzwingen. Freilich wurde mehr denn Einer von dem neckischen Zauber getäuscht, indem er die Fata morgana seiner auf unwahre oder mißverstandene Etymologien gestützten Illusionen für Wahrheit nahm; aber nach der Arbeit zweier Jahrhunderte sollte doch der hartnäckige Bann sich lösen, die Aegyptologie über die Wiederentdeckung jubeln, wie einst die Isis über die wiedergefundenen Glieder des Osiris, den der feindliche Typhon getödtet.

Der erste Name, welchen ich in Bezug auf die Hieroglyphenerklärung zu registriren habe, ist jener des Jesuiten Athanasius Kircher aus Geysa bei Fulda (1602 bis 1680), der mehrere Jahre in Paderborn lebte und vor Christian von Braunschweig von dort floh. Er beschäftigte sich viel mit der koptischen Sprache, schrieb einen Prodromus Coptus, Romae 1636, und über die Herstellung der ägyptischen Sprache (Lingua aegyptiaca restituta, Romae 1643). Aber noch mehr Fleiß verwendete er auf die Entzifferung der Hieroglyphen. Er hinterließ nicht weniger als neun Foliobände von Uebersetzungen ägyptischer Inschriften, die Frucht unzähliger Nachtwachen, unsäglicher Mühen. Leider muß man von ihm sagen: Oleum et operam perdidit. Denn er folgte falscher Fährte. Weil er im engen Anschlusse an Horus Apollo jedem hieroglyphischen Zeichen einen abgeschlossenen Begriff, bald mittelst natürlicher, bald mittelst symbolischer Deutung entnehmen zu müssen glaubte, konnte es ihm nicht gelingen, auch nur einer einzigen Hieroglyphengruppe zum richtigen Verständniß zu verhelfen. Er übersetzte z. B. die Gruppe, welche unzweideutig nichts Anderes, als Autokrator, bedeutet und den Nero bezeichnet, mit folgendem Satze: „Der Urheber der Fruchtbarkeit und aller Vegetation ist Osiris, dessen zeugende Kraft aus dem Himmel gezogen wird in seinem Reiche durch den heiligen Mophtha." Eine andere Gruppe aus 10 Hieroglyphen, welche man jetzt als Cäsar Domitianus liest, übersetzte er also: Generationis vis benefica, domino superno infernoque potens affluxum sacri humoris et supernis demissum, augmentat Saturnus, fugacis temporis dispositor et benefieum numen agrorum foecunditatem promovit in humanam naturam potens. („Die wohlthätige Kraft der Zeugung, dem obern und untern Gotte mächtig, das Heranströmen des heiligen Naß, welches aus der Höhe entsendet ist, mehrt Saturnus, der Ordner der flüchtigen Zeit, die wohlthätige Gottheit, welche Macht hat über die menschliche Natur, befördert die Fruchtbarkeit der Aecker.")

So unglücklich auch Kirchers Versuche ausfielen, seine Verdienste um die altägyptische Sprache, das Koptische, lassen sich nicht läugnen, das Verdienst, zuerst den Hieroglyphen die Aufmerksamkeit von Mit- und Nachwelt durch seine Schriften entschiedener zugewendet zu haben, kann man ihm nicht absprechen. Auch hat er zuerst die Regel erkannt, daß man die Hieroglyphen von der Seite lesen muß, wohin die Bilder gerichtet sind.

Erst nach mehr als 100 Jahren begegnen wir dem zweiten Versuche, die Hieroglyphen zu entziffern. Er ist niedergelegt in dem Werke eines der größten Alterthumsforscher seiner Zeit, Zoëga: De obeliscis. Romae 1797, welches auf Veranlassung des Kardinals Borgia geschrieben und auf Kosten des Papstes Pius VI. gedruckt wurde. Er steht ganz auf Kirchers Standpunkt und liest jedes Zeichen als besonderes Wort. Nur eine Wahrheit, die später bedeutsam wurde, hat er entfernt geahnt: „daß nämlich die in Ringe eingeschlossenen Gruppen Eigennamen bedeuten".

Die ersten Versuche, den dichten Schleier, der sich über die ägyptischen Inschriften gelegt, zu lüften, waren gescheitert und hatten die Verzweiflung an der Möglichkeit, in diese ägyptische Finsterniß Licht zu bringen, nur noch höher gesteigert. Da erscholl die Kunde von der Auffindung des Rosetta-Steins und erweckte die entschwundene Hoffnung auf endliches Gelingen der Hieroglyphen-Entzifferung zu neuem Leben.

Wie verhält es sich mit diesem Steine von Rosetta? Dem Steine „der Weisen“ wird ja noch immer vergeblich nachgespürt! wird man verwundert sagen. Der Stein der Weisen ist es allerdings nicht, sondern ein Stück von dunklem Syenit. Er sollte der Wegweiser auf dem Wege zur richtigen Deutung der Hieroglyphen werden.

Es sei mir gestattet, die Geschichte dieses merkwürdigen Steines kurz zu erzählen. Französische Ingenieure gruben 1798 in der Nähe von Rosetta (Raschid, der 870 n. Chr. an dem ehemals bolbitischen, jetzt rosettischen Nilarm angelegten Stadt) die Fundamente zu einem Fort. Dabei förderten sie einen verstümmelten Stein aus Tageslicht, der bedeutende Ueberreste einer dreifachen Inschrift trug. Die zu oberst war mit Hieroglyphen, die mittlere mit ägyptischer Kursivschrift, die zu unterst mit griechischen Buchstaben geschrieben. Letztere, dem Gelehrten auf den ersten Blick leserlich, und weil nicht blos mit griechischen Charakteren geschrieben, sondern auch in griechischer Sprache abgefaßt, leicht verständlich, ergab bald, daß die Inschrift die Apotheose des Ptolemäus Epiphanes, des fünften in der Reihe der Ptolemäer, enthielt, der, 208 v. Chr. geboren, bei dem Tode seines Vaters Philopator vier Jahre alt, zur Herrschaft gelangte und bis 181 regierte. Im Jahre 195 ließ er sich nach Sitte der alten Pharaonen zu Memphis bei den sogenannten Anakleterien in die Priesterkaste aufnehmen. Wegen der großen Verdienste um Religion und Volk wird ihm von den Priestern göttliche Verehrung zuerkannt und seinem Namen eine Stelle in der Reihe der Götterverzeichnisse eingeräumt. Um diesen Priesterbeschluß zur allgemeinen Kenntnißnahme zu bringen, soll derselbe in einen harten Stein mit heiliger, demotischer und griechischer Schrift eingegraben und dieses Denkmal in jedem Tempel Aegyptens neben der Statue des Königs aufgestellt werden.

Der Gebrauch, öffentliche Dokumente in mehreren Sprachen bekannt zu machen, war durch die Umstände geboten und auch im Römerreiche allgemein. Jeder kennt eine solche in der dreisprachigen Inschrift über dem Haupte Christi des Gekreuzigten. Unfern des Fundortes stand die Pharaonenstadt Saïs, deren Ruinen noch bemerkbar sind. Dort erbaute Amasis den berühmten Tempel der Göttin Neith.

Es dürfte mehr als wahrscheinlich sein, daß es ein Stück des Denkmalsteines ist, der zu gedachtem Behufe dort errichtet wurde. Solche Denkmalsteine, Stelen, hatten eine länglich viereckige, oben abgerundete Form. Leider ist die in Rede stehende Stele arg verstümmelt. Ganz, oder vielmehr fast ganz, ist nur der unwichtigste Theil derselben erhalten, welcher in 32 Zeilen die demotische Inschrift trägt. Der obere Theil fehlt fast ganz, blos von 14 Hieroglyphenzeilen sind Ueberreste geblieben. Etwas besser ist es freilich der griechischen Inschrift ergangen.

Die Wichtigkeit des Fundes für die ägyptische Alterthumsforschung wurde sogleich erkannt. Der Stein sollte mit vielen anderen ägyptischen Alterthümern nach Frankreich gebracht werden. Schiff und Stein fielen aber den Engländern in die Hände, und so gelangte letzterer nach London, wo er eine Hauptmerkwürdigkeit des britischen Museums bildet. Dort steht mitten in dem sogenannten Egyptian Saloon, umgeben von Sphinxen und Götterstatuen, unter Glas wohl verwahrt, kalt und schweigend der schwarze Dolmetscher, der nach 2000 Jahren aus dem Grabe hervorgeholt ward und längst verlorene Geheimnisse der ägyptischen Priester enthüllte. Es läßt sich nicht läugnen, eigenthümliche Gedanken und Gefühle steigen im Kopf und Herzen auf, wenn man bei persönlichem Gegenüber ihm in das starre, durchfurchte Antlitz schaut, aus dessen Lineamenten das Seherauge der Forschung die Mysterien des mysteriösesten Volkes las!

Die besondere Wichtigkeit des Rosetta-Steines für die Hieroglyphen-Entzifferung liegt in dem Umstande, daß auf demselben außer der ägyptischen Inschrift in heiligen und demotischen Charakteren noch die griechische Sprache und Schrift vertreten ist, und daß in dem griechischen Theile ausdrücklich gesagt wird, alle drei seien desselben Inhalts. Darin, glaubte man freudig, sei der langersehnte Schlüssel zur Entzifferung der Räthselschrift endlich unversehrt wieder aufgefunden. Das wäre allerdings der Fall gewesen, wenn die Inschriften sämmtlich in einer und derselben Sprache abgefaßt, namentlich die griechische nichts anders, als mit griechischen Buchstaben geschriebenes Aegyptisch gewesen. Das wäre annähernd auch dann noch der Fall gewesen, wenn man die unverständliche Hieroglyphen-Inschrift und die verständliche griechische Uebersetzung derselben ganz vor sich gehabt hätte. Aber so fertige Resultate pflegen in der Geschichte der Wissenschaften und Forschungen äußerst selten hervorzutreten. Nur einmal ist die Athene kampfgefeit aus dem Kopfe des Zeus heraus gesprungen, aber auch da bedurfte es der gewaltsamen Hebammenkünste des Hephästus, um sie ans Licht zu fördern; aber sie, die Göttin der Wissenschaft, führt als Attribut die Eule, das Sinnbild anhaltender Lucubrationen.

Heinrich von Maltzahns Besuch in der Hauptstadt Marokko im Jahre 1859.

I.

Der Hafenplatz Mogador. — Einheimische Benennungen marokkanischer Städte. — Mule Smaïl, der heilige Mann und seine Jünger. — Wanderungen bei Nacht; Fanatismus und Gefahren. — Die Bergkette des Großen Atlas. — Marokko's Lage. — Aufenthalt im Judenviertel. — Die Straßen und der Bazar. Wochenmärkte. — Moscheen.

Dieser deutsche Edelmann unternahm kein geringes Wagniß, als er die Reise von der Küste nach der Hauptstadt des Maghreb el Aksa antrat. Er fuhr von Tanger aus an der Küste hin bis nach Mogador, der wichtigsten Handelsstadt des marokkanischen Kaiserreichs; sie hat einen leidlich guten Hafen, aber frühere Angaben, denen zufolge diese Stadt etwa 20,000 Einwohner zählt, sind übertrieben.

In Mogador weiß, die paar dort wohnenden Europäer abgerechnet, kein Mensch, daß der Ort so genannt wird; bei den Eingeborenen heißt die Stadt Sueïra. Was auf unseren Karten als Tanger bezeichnet wird, heißt Tandschah, Tetuan ist bei den Arabern Tetauim, Marokko ist Meräkäsch, Mekines ist Miknäs. Auch von einem Kaiserreich Marokko wissen die Leute nichts; das Reich wird vom Volk als El Gharb bezeichnet, und von den Gelehrten als Maghreb el oder ul Aksa, d. h. der äußerste Westen. Der Maure benennt es nach dem jeweiligen Herrscher und sagt z. B. Belad (Land) oder Hakum Mule Abderrahman;

jetzt nach dem Namen des gegenwärtigen Kaisers Belad Sidi Mohammed. Der Maure und der Araber kennen nur einige der natürlichen geographischen Benennungen, aber keine künstlichen.

Der Reisende mußte in Mogador sehr zurückgezogen leben, weil er nur durch Beobachtung der größten Heimlichkeit seinen Zweck erreichen konnte. Sein jüdischer Wirth ging ihm förderlich zur Hand. Eben damals verweilte ein weitberühmter muselmännischer Heiliger in der Stadt, ein Marabut, ein entsetzlich zerlumpter, ekelhaft schmutziger Greis, der sich nie mit Wasser, sondern nur mit Sand wusch. Dieser Mann, Mule Smaïl, war Oberhaupt einer Abtheilung des religösen Ordens der Derkua, welche man gewissermaßen als die Freimaurer des Maghreb bezeichnen könnte; sie haben Lehren und Satzungen, welche sie geheim halten. Mule Smaïl empfing in Mogador die Besuche seiner Verehrer, welchen er durch seine Jünger allerlei Fetzen von seinen zerlumpten Röcken, abgeschnittene Nägelspitzen und auch Haare von seinem eigenen Leibe um theures Geld verkaufen ließ.

Diesem Heiligen schenkte Herr von Maltzahn, auf Anrathen des klugen Juden, seine Pferde und Maulthiere und erhielt dagegen die Zusage, daß der heilige Mann ihm diese Thiere zur Reise nach der Hauptstadt leihen wolle, falls der Fremde Erlaubniß zu derselben erhalten könne. Auch hier konnte nur Klugheit zum Ziele führen. Der Fremde nahm Abschied vom Pascha der Stadt und erklärte, daß er sich wieder nach Europa einschiffen wolle. Dann ließ er seine Koffer an den Hafen tragen und ging bei Tag an Bord einer nach Gibraltar bestimmten Brigantine, ließ sich aber in dunkler Nacht von einem Matrosen wieder ans Land bringen, bestach einen muselmännischen Zollbeamten und gelangte auf Schleichwegen zurück in das Haus seines wackern jüdischen Wirthes.

Die Brigantine fuhr gegen Morgen ab, und Herr von Maltzahn blieb noch sechs Tage völlig zurückgezogen in Mogador; er wagte es nicht einmal, die Dachterrasse zu betreten. Nun kam es darauf an, dem Heiligen wissen zu lassen, daß der Fremde nicht abgereist sei und doch nach Marokko wolle. Von einer Erlaubniß zur Reise von Seiten des Pascha konnte keine Rede sein. Auch in dieser schwierigen Sache wußte der kluge Wirth Ben Samuel guten Rath. Er bestach zunächst die Jünger des Heiligen und lockte einen derselben, Sidi Mustapha, ins Haus; dieser bestach seinerseits zwei andere Jünger, und alle drei übernahmen es, den heiligen Mann für den Europäer zu interessiren; dabei verstand es sich aber von selbst, daß derselbe beträchtliche Summen für den Marabut und dessen Jünger zu bezahlen hatte. Man wurde für etwa 310 preußische Thaler handelseinig; der Marabut erlaubte dem Ungläubigen, sich seiner Karawane anzuschließen; er reise bei anbrechender Dunkelheit ab und zwei Stunden nach Sonnenuntergang könne jener sich mit ihm vereinigen, falls er dann die Hälfte der Summe im Voraus bezahlt habe.

Zur anberaumten Stunde holte Sidi Mustapha ihn ab. „Mein jüdischer Koch und meine drei arabischen Knechte konnten mit ihren orientalischen Gewändern auf der Reise keinen Verdacht erregen, wohl aber ich, meiner europäischen Kleidung wegen. Es wäre zu gefährlich für mich gewesen, maurische Tracht anzulegen. Man hätte trotzdem unfehlbar meine Eigenschaft als Europäer entdeckt, und dann wäre ich ohne Zweifel angeklagt worden, ich hätte mich unter dieser Verkleidung in eine Moschee schleichen und dieselbe entheiligen wollen. In diesem Falle wäre der Tod meine gelindeste Strafe gewesen. Deshalb war ich fest entschlossen, im Allgemeinen meinen Charakter als Europäer aufrecht zu erhalten; dabei stand ich allerdings schutzlos da, denn Mule Smaïl wußte, daß ich keiner der Nationen angehöre, welche Konsuln in Mogador haben; ja, er hatte sich erst dann bereit erklärt, mich zu beschützen, als ich ihm durch Sidi Mustapha erklären ließ, daß ein mir zugefügtes Unrecht von keinem Konsul gerügt werden könne. Er hatte demnach für den Schutz, welchen er mir für mein Geld angedeihen ließ, nicht die geringste Verantwortung übernommen. Gefiel es einem Fanatiker, mich todt zu schlagen, so krähete kein Hahn danach; das wußte Mule Smaïl; ich war gewissermaßen vogelfrei. Begreiflicherweise war mir unter solchen Umständen daran gelegen, durch meine äußere Erscheinung keinen Verdacht zu erregen. Deshalb hing ich einen alten zerlumpten Burnus um, der zwar meine europäische Tracht verdeckte, aber doch nicht als Verkleidung angesehen werden konnte, denn beim geringsten Verdacht ließ er sich schnell beseitigen; er galt nur als Mantel, hatte aber den Vortheil, mich vor neugierigen Blicken zu schützen. In dieser Vermummung durchschritt ich mit Mustapha und meinen Dienern das Thor, welches für ein Trinkgeld uns geöffnet wurde."

Dort fand er den alten Heiligen. Dieser, ein hagerer Greis von 65 Jahren, hatte eine platte Nase, dicke Lippen, glotzendes Auge, wildes, wolliges Haar und sah mulattenartig aus; von den drei Jüngern war der eine ganz schwarz, ein vollkommener Neger.

Die Entfernung von Mogador nach Marokko beträgt in gerader Linie ungefähr 26 deutsche Meilen, welche Herr von Maltzahn in sieben Nächten zurücklegte. Denn die Karawane reiste bei Tage nicht und schlug Morgens ihre Zelte auf. Unterwegs verkauften die Jünger Reliquien des Heiligen für Geld; er selber sprach wenig und ritt, in starres Hinbrüten versunken, auf seinem Esel. Jenseit Surel Abiad rastete die Karawane in der Nähe eines Olivenwäldchens. „Als ich ausgeschlafen hatte, trat ich aus dem Zelte und hatte einen herrlichen Anblick. Ich glaubte mich an den Fuß der Schweizeralpen versetzt; vor mir lag die Bergkette des Großen Atlas, dem wir uns unmerklich immer mehr genähert hatten. Dieses majestätische Gebirge zieht sich vom 30. Breitengrade an, unter welchem es den Rand des Oceans erreicht, in nordöstlicher Richtung gegen Algerien hin und läßt die Stadt Marokko etwa sechs deutsche Meilen nordwestlich liegen. Immer deutlicher traten die scharfgezeichneten Umrisse des Gebirges hervor, das herrliche, malerische Schluchten darbieten soll und dessen höchste Gipfel 13 bis 14,000 Fuß erreichen. Viele derselben waren mit Schnee bedeckt. Es war im Oktober und auf diesen Alpen war schon viel frischer Schnee gefallen; selbst im Sommer sollen Schneestürme dort nicht selten sein. Wir waren noch etliche 20 Meilen vom Atlas entfernt, aber wer die Alpen der Schweiz kennt, weiß, wie schön sich auch in der Entfernung jedes Alpenland ausnimmt."

Unweit Kaßbah el Uddajah bestand der Reisende ein gefährliches Abenteuer. Urplötzlich und in wahnsinnigem Galopp sprengte ein Beduine auf ihn zu, riß ihm, ehe er sich dessen versehen konnte, ein Pistol aus dem Gürtel, feuerte dasselbe ab und rannte mit seiner Beute davon. Alle Begleiter, Mule Smaïl ausgenommen, hatten die Flucht ergriffen. „Dies belehrte mich, daß ich nicht Unrecht gehabt hatte, als ich mir beim Antreten dieser Reise sagte: Du bist vogelfrei!" Der Heilige blieb bei dem Vorfalle so gleichgültig, als ob es sich um das Leben einer Fliege gehandelt hätte. Indessen kam der Rumi, d. h. Europäer, der „Stadt der Räthsel", die vor ihm von nur wenigen Europäern betreten worden war, immer näher. „Marokko war nicht mehr fern! Endlich sollte ich die Kaiserstadt des Südens sehen, sollte ihre Straßen durchwandeln, einer der wenigen Rumis sein, welchen ein solches Glück zu Theil geworden. Mein Herz klopfte laut bei diesem Gedanken, alle Beschwerden der Reise waren vergessen, denn welch ein Lohn sollte meiner harren!"

Die Sonne ging auf, und Herr von Maltzahn sah, in der Entfernung von etwa einer halben Meile, eine große, mächtige Stadt; Marokko lag vor ihm! Der Anblick war überraschend und imponirend. Inmitten eines

Waldes von Dattel- und Fächerpalmen lag eine Häusermasse von kolossaler Ausdehnung, wie man sie nur bei einer Weltstadt sieht. Das ganze ausgedehnte Häusermeer war von einer mittelalterlichen Festungsmauer umgeben, von der zahllose große und kleine Thürme emporragten und dem Ganzen ein stattliches Aussehen verliehen. Zur Seite glänzten die Kuppeln des Kaiserpalastes, die hundert Minarets der Moscheen. Die drei goldenen Kugeln auf dem Kuppeldache der neben dem Kaiserpalaste stehende Moschee funkelten im Glanze der Sonnenstrahlen leuchtend und hell. Der mächtige Riesenminaret, die Hauptzierde Marokko's, beherrschte das gewaltige Häusermeer; die Thore hoben sich kühn und stolz in die Höhe.

Wer aber dieser Stadt näher kommt, gewahrt in dem Häusermeere zahlreiche Lücken und noch mehr Ruinen, und bald schwindet eine Täuschung nach der andern. Von dem Anfangs so glänzenden Gemälde bleiben nur spärliche Reste und traurige Ruinen. Denn die sehr weite, mit bewohnbaren Häusern nicht zur Hälfte ausgefüllte Ringmauer täuscht von ferne. „Marokko erscheint in seinem wahren Lichte als eine gefallene Königin, eine trauernde Wittwe auf den Trümmern vergangenen Glückes, eine sterbende Löwin im Schatten der Haine, welche die Thaten ihrer Kraft erblickt hatten. Da lag der Leichnam einer ehemaligen Großstadt! Ein Beispiel aller jener orientalischen Hauptstädte, dergleichen zur Blüthezeit des Islam oft mit der Schnelligkeit eines Pilzes emporschossen, in denen aber der Keim des Verfalles schon zur Zeit ihrer Erbauung schlummerte und nur den günstigen Augenblick erwartete, um sich üppig zu entwickeln. Bei Marokko war derselbe schon längst herbeigekommen."

Die Araber bezeichnen Marokko als ein „Damascus des Westens". Allerdings liegt es, gleich jener „Perle des Morgenlandes", in grüner, lachender Thalebene, am Fuße steiler Höhen, welche mit den blühenden Gefilden der Ebene einen anmuthigen Kontrast bilden. Gleich jenem Diamante Syriens funkelt es auch im wellenspritzenden Spiele der Silberflüsse, welche seine Auen bewässern. Im Norden, kaum eine halbe Meile von der Stadt entfernt, beschreibt der wasserreiche Uëd Tensift seine strahlende Bahn; unmittelbar an den Mauern rieselt der kleine Uëd es Sits, der Oelbach, und im Südwesten wird die fruchtbare Ebene vom Uëd en Neses durchzogen.

Der Ungläubige durfte diese heilige Stadt nicht betreten, sondern mußte im Judenviertel, im Mellah, absteigen, welches eine kleine Stadt für sich bildet. Er konnte sich dafür glücklich preisen, denn bei den Mauren hätte er auf alle europäischen Behaglichkeiten Verzicht zu leisten gehabt; Betten, Gabeln, Messer und Teller fehlen dort, selbst der Kaiser und die Prinzen essen mit den Fingern und schlafen ohne Matratzen auf dem Fußboden. Auch hätte der Rumi in der Maurenstadt nicht 24 Stunden lebendig zugebracht. Fanatismus ist dort weniger von Seiten der Regierung zu fürchten, welche doch immerhin einige Formen beobachtet, so barbarisch dieselben auch sein mögen. Aber das rohe Volk, die Amih (d. h. wörtlich die Ungelehrten), ist der größte Feind des Christen, und gegen diese Amih ist selbst die Regierung ohnmächtig. Sie kann zwar den Tod eines gemordeten Christen rächen, indem sie ein Dutzend Amih köpfen läßt, ist aber unfähig, das Leben eines Rumi zu schützen.

Der Pförtner des Judenviertels war ein alter Maure, denn die Juden können diese Stelle nicht bekleiden. Er hielt unseren Landsmann für einen Araber und sprach: „Was machst du hier, o Bruder?" Als Maltzahn seinen Burnus lüftete und die europäische Tracht sichtbar wurde, schwoll dem Pförtner der Zorn darüber, daß er einen Ungläubigen Bruder genannt hatte, und ärgerlich rief er aus: „Ruh l' el Dschahennen ja Kelb! Fahre zur Hölle, o Hund!"

Herr von Maltzahn wohnte in Marokko bei einem Verwandten des Wirthes, bei welchem er in Mogador ein Unterkommen gefunden hatte; er behielt nur zwei Diener bei sich und konnte sich zu der guten Herberge und freundlichen Aufnahme bei dem wackern Moscheh ben Samuel nur Glück wünschen. Das Haus sah zwar unscheinbar aus, hatte aber doch seinen Us und Dar, den von Säulengängen umschlossenen innern Hof, in dessen Mitte ein Springbrunnen seine silbernen Strahlen ergoß. Die brave Judenfamilie wunderte sich sehr, daß ein Europäer es gewagt hatte, diese Stadt des Fanatismus und der Barbarei zu besuchen; er möge, wenn ihm sein Leben lieb sei, stets nur im Judenviertel verweilen. Er aber war nicht zu diesem Zwecke gekommen, sondern brannte vor Begierde, sich die eigentliche Stadt näher zu betrachten. Nach langem Abrathen und Bitten meinte Moscheh, es sei vielleicht möglich, daß der Rumi in jüdischer Tracht Stadt und Bazar oberflächlich betrachten könne. Herr von Maltzahn legte also die Feiertagskleider seines Wirthes an, die recht gut paßten, und erhielt zugleich Anweisung im Tragen derselben. Er mußte, zum Ergötzen der Familie, in dem langen Schlepptalar auf- und niedergehen, sich hinsetzen, stehen und niederhocken, denn wenn er das Alles nicht verstand, wäre er draußen den Mauren verdächtig geworden.

Am andern Morgen fanden sich zwei Verwandte Moschehs ein, die muthigsten unter den Söhnen Israels, welche es wagen wollten, den Rumi zu begleiten. „Rede unterwegs wo möglich gar nicht, schaue immer gerade vor dich hin, senke den Blick zur Erde, wenn du an einer Moschee vorübergehst; geht eine Maurin vorüber, thu, als ob du sie nicht sähest." Das war Moschehs guter, wohlgemeinter Rath. Natürlich mußten beim Betreten der maurischen Stadt die Schuhe abgelegt werden. Die Juden in Marokko tragen keine Strümpfe, also mußte auch der Rumi barfuß gehen, ein paar Socken an den Füßen hätten ihm vielleicht das Leben gekostet; es war auf jeden Fall besser, daß er sich nur einen starken Rheumatismus zuzog.

Die Häuser der Stadt sind an der Ringmauer fast auf allen Seiten durch einen großen, freien Raum getrennt, und Herr von Maltzahn konnte die Stadt innerhalb der Ringmauern ungefähr zur Hälfte umwandeln. Er kam an den Thoren des Bades und des Donnerstags vorüber. Auf dem freien Platze bei dem letztern wurde eben Donnerstags-Markt abgehalten; etliche 50 Amazirghen (die Kabylen Marokko's) verkauften Gemüse, Obst, Orangen, Getreide, Pferdefutter, Eier und dergleichen mehr. Jedes der sieben großen Thore Marokko's hat seinen Wochenmarkt an einem verschiedenen Tage; die Käufer waren meist Mauren.

Aber auf dem Marktplatze durfte der Rumi nicht bleiben, denn er war dort zu sehr den Blicken der fanatischen Amazirghen ausgesetzt. Die beiden jüdischen Begleiter nahmen ihn in die Mitte und drängten ihn in eine Seitenstraße, die ziemlich menschenleer war. Die Giebel der Häuser berührten sich beinahe, und kein Sonnenstrahl konnte hinab dringen. In diesem Quartier wohnten wohlhabende Mauren. Die Thüren sind alle geschlossen, durch Zufall wurde eine geöffnet, und der Fremde konnte einen sehr schönen innern Hofraum sehen. Aber daran nahm ein maurischer Knabe Aergerniß; wie konnte ein Jude das maurische Haus mit frechem Blick entweihen? Er warf mit Koth und Steinen, und alle drei mußten vor dem „kleinen Monstrum" fliehen.

In einer andern, gleichfalls öden Straße waren die Häuser niedriger und unansehnlich; sie führt zum Suk, d. h. dem Bazar, welchen die Mauren als Enkaischeria bezeichnen. Er besteht aus einer Reihe niedriger Häuser, welche auf der Straßenseite nischenartige Buden haben, und ist zum Theil mit einem hölzernen Dache gedeckt. Die Waaren bestanden zumeist aus Lederarbeiten, nament-

lich Fußbekleidungen, von den leichtesten Sandalen und Pantoffeln aus Corduanleder bis zu hohen Stulpstiefeln, die gelb oder roth und mit aufgestickten Arabesken verziert waren. Viele Lederarbeiter aus dem maurischen Cordova in Spanien sind in den Zeiten der Verfolgung durch die Christen aus jener Chalifenstadt nach dem damals blühenden Marokko übergesiedelt und verpflanzten ihren Gewerbszweig dort hin. So bekam das Leder, welches wir Deutschen noch als Corduan bezeichnen, auch den Namen Maroquin.

Es war keineswegs lebhaft auf dem Bazar. Auffallend war die große Menge von Mulatten- und Quadronengesichtern unter den maurischen Kaufleuten. Während der Algerier und der Tunese es gleichsam für eine Entäußerung der Menschenwürde hält, eine schwarze Frau zu heirathen, nimmt hingegen der allerdings schon sehr gemischte Marokkaner gern eine Negerin zum Weibe. Der Kaiser Abderrahman selbst war eine Quadrone, sein Sohn Mule Mohammed hatte eine Mulattin zur Mutter, und dessen Sohn, der jetzige Kaiser Sidi Mohammed, hat viel Negerblut in den Adern.

Der enger gebaute, mehr einer großen Kaufhalle gleichende Theil des Bazars heißt Bazar der Versteigerungen. Ungefähr zehn Mauren standen in einer Reihe auf niedrigen, hölzernen Bänken und zeigten Waaren vor, meist Kleidungsstücke, auf welche die umstehende Menge dann ein Gebot machte und sofort in Kupfer- oder Silbergeld bezahlte. Die Mauren haben nur eine Art von Kupfermünze, die Delila; diese ist fast sechseckig, am Rande dünner als in der Mitte und trägt als Gepräge das Zeichen Salomonis (Chatsem sidna Sliman), welches unserem deutschen Vierzeichen auffallend gleicht; auf der Münze steht die Jahrzahl in unseren sogenannten arabischen Ziffern, deren Gebrauch die Marokkaner von den Portugiesen gelernt haben.

Den Rückweg nahm Herr von Maltzahn, der größern Sicherheit halber, durch einen wenig bewohnten Stadttheil, in welchem fast alle Häuser in Ruinen lagen. Nur da und dort stand ein noch nicht ganz verfallenes Haus.

Die große Hauptmoschee, Dschema el Kutubiah, d. h. Moschee der Schönschreiber, ist ein Prachtgebäude, mit gewaltiger Kuppel, schönem Minaret und reich mit Stuck verziert; der geräumige Hof ist mit bunten Fließen und Marmorplatten mosaikartig ausgelegt und hat plätschernde Springbrunnen, an denen die Gläubigen ihre Abwaschungen verrichten. Der Thurm (Minaret) wurde wahrscheinlich im Jahre 1196, unter der Herrschaft der Almohaden, gebaut und soll 210 Fuß hoch sein.

Das Volk der Aïnos auf der japanischen Insel Jeso.

Weltlage und Bedeutung. — Sage über die Abstammung der Aïnos. — Der Barde und dessen Bedeutung. — Trauerfeierlichkeiten. — Schlichtung der Prozesse mit dem Knotenstocke. — Zweikämpfe und Gifttrinken. — Die Schutzgeister. — Vergötterung der Bären. — Bärenfeste. — Fischfang und Seekälber. — Rußlands Stellung zu Japan.

Jeso ist unter den vier großen Inseln des japanesischen Reichs, welches man auch als den Staat der zehntausend Inseln bezeichnet, die nördlichste. Im Süden wird sie von Nippon durch die Sangar- oder Tsugar-Straße geschieden, im Norden durch die La Perouse-Straße von Saghalin, das jetzt mehr und mehr von den Russen abhängig geworden ist. Diese suchen auf Jeso festen Fuß zu gewinnen, weil hier die Hafenplätze Matsmaï und Hakodade während der Wintermonate, in welchen die Amurhäfen durch Eis gesperrt sind, offenes Wasser haben. Die ersten eingehenden Nachrichten über die Insel gab ein sicilianischer Jesuit, Hieronymus de Angelis, welcher sie 1620 besuchte; der holländische Seefahrer Martin de Vries fuhr 1643 an der Küste hin. Seitdem sind dann und wann Schiffer nach Jeso gekommen, und in unseren Tagen wird der südliche Theil nicht selten von Europäern und Nordamerikanern besucht.

An den Südgestaden Kamtschatka's, im südlichen Saghalin, auf den Kurilischen Inseln und auf Jeso wohnt ein eigenthümlicher Menschenschlag, den man als jenen der Aïnos, d. h. Männer, Menschen, bezeichnet. Diese Aïnos scheinen auf dem weiten Inselgürtel, der von den Liéu-Kiéu (Lutschu-Inseln) von der ostasiatischen Küste bis an das Ochotskische Meer und bis nach Kamtschatka zieht, die Urbewohner gewesen zu sein. Die Annahme jedoch, daß die Japaner aus einer Mischung von Chinesen und Aïnos entstanden seien, gehört unter die ethnologischen Phantasien. Die Aïnos unterscheiden sich sehr wesentlich von den Mongolen, Japanern, Koreanern und Chinesen; man will aber diese Halbbarbaren doch gewissermaßen zur „mongolischen Familie" rechnen, weil sie in Sprache und Ueberlieferungen Manches mit den genannten Völkern überein haben sollen.

Wir lassen diesen Punkt bei Seite, wollen aber eine Schilderung dieses in vieler Beziehung eigenthümlichen Menschenschlags geben. Ein sehr verständiger Missionär, Mermet de Cachon hat längere Zeit unter diesen Aïnos gelebt und sie ausführlich beschrieben. Sie haben eine kupferfarbige, rauhe Haut, sind ungewöhnlich stark behaart und von sehr kräftigem Knochenbau. Der eigentliche Aïno auf der Insel Jeso ist im Allgemeinen rechtschaffen, dagegen sein Stammverwandter, der Giljake im untern Amurgebiete, gilt für grausam und verschmitzt. Die Intelligenz ist bei allen diesen Halbbarbaren nur wenig entwickelt, eine Schrift oder Literatur nicht vorhanden, aber die mündliche Ueberlieferung hat einen ausgedehnten Umfang. Der Dichter oder Barde ist zugleich Priester, Historiker und Gelehrter, gilt für inspirirt, weiß die Thaten der Vorfahren zu erzählen und ist in der Genealogie durchaus bewandert. In heiligen und in weltlichen Dingen gibt seine Meinung den Ausschlag, und er ist immer von einer Schaar junger und alter Leute umgeben, wenn er seine Gesänge anstimmt.

Mermet de Cachon stand mit den Aïnos auf dem besten Fuß. Als er einmal einige Fragen über geschichtliche Dinge und namentlich über die Abstammung des Volkes, an einige Aelteste richtete, fingen die Leute zu zittern an, schüttelten bedenklich mit dem Kopfe und verwiesen ihn an den Barden; der wisse Alles und könne Sachen erzählen, worüber Einem Essen und Trinken vergehe.

Der Barde sprach: „Weshalb quälst du, Fremdling, diese unwissenden Leute mit deinen Fragen? Es gibt nur einen Barden und einen Himmel; was willst du wissen?" —

„Ich möchte erfahren, woher ihr gekommen seid, von wo eure Vorfahren stammen, ob aus dem Himmel oder von der Erde, oder ob das Meer oder ein Berg sie erzeugt hat?

Der Barde stellte sich mit dem Gesichte nach Westen, schüttelte sich, begann erst einen recht wohlklingenden Gesang und erzählte dann mit einer sehr hohen Stimmlage Folgendes:

Als nur erst Bären in unseren Wäldern umherstreiften und die Seehunde an der Küste schliefen, lebte im Süden ein Gott. (Er meinte den Kaiser von Japan.) Der hatte eine Göttin zur Frau, deren Augen schöner waren als Sonne und Mond, auch glänzt kein Stein so hell wie ihre Gesichtsfarbe. Aber sie wurde ihm ungetreu. Eigentlich hätte sie nun den Tod erleiden und in den Himmel zurückkehren müssen; aber der Gott war gnädig, weil er sie lieb hatte, und setzte sie in einen kleinen Kahn, den er mit Früchten und Gefäßen belastet hatte, ins Meer aus. Die Meergötter trieben diesen Kahn an unsere Ufer, da wo jetzt die Stadt Matsmaï steht; aber die Göttin hatte nichts mehr zu essen; darüber wurde sie traurig, weinte sehr und ging in eine Höhle, an welcher ein Fluß vorüber strömte. Dort wollte sie sterben und schloß die Augen, um nichts mehr zu sehen, nicht einmal die schönen Bäume und Blumen.

Da vernahm sie plötzlich ein leises Geräusch, das aber nicht Gemurmel des Flusses oder Gesang der Vögel war. Die Göttin schlug nun die Augen wieder auf und sah einen sehr hübschen Hund, der gegen den Strom schwamm. In seinem Maule hatte er auf der einen Seite eine Frucht und auf der andern eine Blume. Als er ans Land geschwommen war, bot er ihr Beides dar und liebkosete sie. Sie nahm Blume und Frucht, und diese schmeckte köstlich. Der Hund brachte mehr davon und kam bald auch mit einem Fisch oder mit süßem Honig. Nun kehrte in das Herz der Göttin Freude zurück und sie sang auch wieder. Zuletzt heirathete sie den Hund und gebar dann den ersten Aino. —

Diese Sage über den Ursprung der Ainos kennt man auch bei den Japanern. Diese sagen: Drehen sich die Ainos nicht mehrmals erst herum, ehe sie sich setzen, gerade so wie die Hunde es machen? Kauen sie nicht eben so wieder wie diese? Sieht ihre Nase nicht aus wie eine Hundsnase?

Die Sprache ist einfach, leicht zu erlernen, hat kein schriftliches Alphabet, erscheint arm, aber bilderreich. Besonders oft werden das Meer, ein Vulkan, ein Bär, ein Hirsch ꝛc. zu Vergleichen herbeigezogen.

Der gewöhnliche Gruß lautet: „Der Geist und die Stärke des Bären mögen mit Dir sein.“ Ueberhaupt spielt der Bär eine hervorragende Rolle; als Gott zählt er weit mehr Verehrer wie Meer und Berge, Vulkane, große Ströme oder die Geister der vier Elemente.

Ein Trauerfall bewirkt in den Verhältnissen einer Familie große Umwandlungen, denn die Hütte muß niedergebrannt werden und mit ihr der Geist des Verstorbenen. Alle Verwandten weinen sieben Tage lang und am achten, an welchem das Begräbniß stattfindet, heulen sie. Der Schmerz wird auf eine eigenthümliche Weise erregt und gesteigert. Die Männer nämlich, nackt bis zum Gürtel, haben einen dicken Knotenstock, und mit diesem schlägt Einer auf den Andern los, und das dauert ohne Unterbrechung, bis der Leichenzug bei der Begräbnißstätte angelangt ist. Nachher beginnt ein Fest, bei welchem das [illegible] Getränk Miki in großer Menge genossen wird.

Der Knotenstock ist auch sonst von großer Bedeutung im Leben der Ainos; denn vermittelst desselben werden alle Zwistigkeiten und Rechtshändel geschlichtet. Ein aus Verwandten und Fremden zusammengesetzter Rath versammelt sich, zieht den Fall in Erwägung und entscheidet sehr oft, daß die Sache vermittelst des Knotenstockes ausgetragen werden müsse. Am festgesetzten Tage finden sich beide Parteien am Ufer ein, richten ein Gebet an die Geister und an die Drachen des Meeres, und dann beginnt der Zweikampf. Beide Kämpen sind unbekleidet; das Loos entscheidet, wer den ersten Streich führen solle. Nun beginnt das Prügeln nach Vorschrift und Regel; das Blut fließt vom Rücken herab. Dann aber kommt die Reihe an den Geschlagenen, der reichlich wieder gibt, was er bekommen hat. Manchmal sind beide Theile so hartnäckig, daß keiner sein Unrecht bekennen will, und sie richten einander so unbarmherzig zu, daß eingeschritten werden muß. Aber der Zweikampf beginnt auf's Neue, sobald die Wunden geheilt sind und währt, bis der eine Kämpfer nachgibt; zuweilen endet er aber erst mit dem Tode. Diese Duelle sind übrigens eine so gewöhnliche Sache, daß schon die Knaben ihren Rücken durch häufige Prügel abhärten.

Wer sich einem solchen Kampfe entziehen will oder während desselben sich verzagt benimmt, muß Bussu trinken, ein starkes Gift, dessen Bereitung ein Geheimniß der Ainos ist; die Japaner haben dasselbe niemals erfahren können. Nur so viel weiß man, daß die Zuthaten lange gekocht werden. Die Ainos vergiften damit ihre Pfeile und die Eisenspitzen in den Fallen, welche sie für Bären, Füchse und Hirsche aufstellen; diese Fallen sind zum Theil wahre Höllenmaschinen und enthalten Bogen, die mit vergifteten Pfeilen gespickt sind und diese letzteren abschnellen, sobald ein Thier oder ein Mensch auf ein verborgen ausgespanntes Seil tritt.

Fischfang und Jagd sind die Hauptbeschäftigungen der Ainos, und das Ansehen, in welchem ein Mann steht, wird durch die Anzahl von Bärenschädeln bedingt, die vor dem Eingange zu seiner Hütte befestigt sind. Der Aino ist schon der Religion halber ein Bärenjäger, weil er an jedem zottigen Gesellen, welchen er tödtet, einen Schutzgeist mehr bekommt. Sieben Monate im Jahre ist der Mann lediglich Jäger, und während der übrigen fünf betreibt er den Fischfang. Er hat Bogen, Lanze, Beil und Messer; das letztere dient ihm als Angriffswaffe gegen den Bären, doch ist er so vorsichtig, den Arm mit Riemen oder Stricken zu umwickeln. Der Bär auf Jeso ist ein sehr starkes Thier und hat einen recht schönen graulichen Pelz, den die Japaner gut bezahlen; auch kaufen sie die Bärengalle, welche für ein Arzneimittel gilt. Selbst die Frauen der Ainos jagen, aber nur auf Hirsche und Füchse.

Vor dem Beginn des Fischfangs, am Ende des Maimonats, fastet der Aino, feiert ein Fest der Reinigung und erwirbt das Wohlwollen der Schutzgeister durch Gesänge. Der Barde spielt auch dabei eine Hauptrolle, er läuft am Gestade umher, klettert auf die Berge und beschwört die Meeresgeister, damit sie den Zug der Fische nach dem Lande hinlenken und die Stürme abhalten. Den Ackerbau verschmäht und verachtet der Aino; für den Ertrag der Jagd und des Fischfangs erhält er von den Japanern Kleider, Reis, Tabak und geistige Getränke. Er versteht sich trefflich auf das Zimmern von Fahrzeugen, flicht Netze und Seile aus Baumbast und verfertigt Mattensegel aus Binsen; auch rudert er vortrefflich und greift mit höchst einfachen Waffen selbst den Walfisch an. Der Fang der verschiedenen Fische hat seine bestimmte Zeit. Im Februar und März kommt der Lachs aus Nordwesten, die Sardine erscheint im April, der Häring im Mai, Stockfische und große Lachse kommen im Juli und August, die Tintenfische im Herbst. Die getrockneten Fische finden an den japanischen Kaufleuten willige Abnehmer, den Thran kaufen die Europäer, und selbst die Abfälle werden als kräftiges Düngungsmittel nach Nippon ausgeführt. Auch aus den Algen (Kobu oder Kombu) zieht der Aino Nutzen, denn sie gehen in großer Menge nach China, wo sie ein Nahrungsmittel bilden; nicht minder werden von ihnen der Jrico, eine Seemuschel, und die Awabi, eine „Seeraupe“, geschätzt. Der Handel mit diesen Leckerbissen, welche das Pfund mit zwei bis drei Thalern bezahlt werden, ist bis zum Jahre 1858 ein Monopol der Regierung gewesen. Ungemein theuer wird das Ototsche bezahlt, ein kleines Seekalb, welches nur selten vorkommt. Das Fleisch gilt bei Japanern und Chinesen

für ein außerordentliches Kräftigungsmittel, namentlich für Leute, welche durch Ausschweifungen ihren Körper geschwächt haben. Der Fang des Ototsche beginnt erst, nachdem der Fischer sich durch Fasten und Reinigungen vorbereitet und Fahrzeug, Netze, Ruder ꝛc. sorgfältig gesäubert hat. Während der Fahrt hat jeder Ruderer ein Baumblatt zwischen den Lippen, Niemand darf ein Wort reden, und das Schiff muß sanft und still fortbewegt werden. Das Seekalb pflegt sich währen des Mittags zu sonnen, liegt gewöhnlich auf dem Rücken, und in seiner Nähe befinden sich fast immer einige Schwärme Seeraben. — Der Biber auf Jeso wird seines herrlichen Pelzes wegen ungemein hoch geschätzt.

Ein Sprichwort der Ainos lautet: „Wer nicht gesungen und getanzt hat, hat gar nicht gelebt." Tanz und Gesang fehlen bei keiner ihrer zahlreichen Festlichkeiten, unter denen die Apotheose der Bären die erste Stelle einnimmt.

Nicht jeder Bär gelangt zu der Ehre, vergöttert zu werden, sondern nur ein auserwähltes Thier, dessen göttliche Eigenschaften bloß der Barde erkennt. Es geht dabei in folgender Weise her. An einem schönen Tage wird das Volk mit der hochwillkommenen Nachricht überrascht, daß das richtige Thier gefunden worden sei. Der Name des Adoptivvaters wird genannt; er ist der Mann, welcher den Auserwählten gefunden hat. Der Rath der Aeltesten versammelt sich, um die Frau zu bezeichnen, welche das hohe, vielbeneidete Glück haben soll, als Bärenamme zu dienen. Sie muß den zottigen Säugling an ihrer Brust nähren. Sie liebt ihn zärtlich und behandelt ihn, als wäre er ihr leibliches Kind; er wird von der Pflegemutter und dem ganzen Stamme mit Liebkosungen überhäuft.

Aber sein Bärennaturell macht sich geltend sobald er größer geworden ist, und man muß ihn in einen Käfig sperren. Nach zwei Jahren ist er dann dick und fett geworden, denn die Andächtigen haben ihn mit Fischen, Honig, Fleisch und Beeren reichlich satt gefüttert.

Der große, feierliche, verhängnißvolle Tag naht heran. Die Leute der Umgegend versammeln sich, der Barde gibt seine Meinung ab; man schreitet zum Kuma matsuri, d. h. dem Bärenopfer. Alle legen ihre besten Kleider an, tättowiren sich frisch und sind froher Dinge, nur allein die Bärenamme trauert. Der angesehenste unter den alten Männern reicht dem Opferthier noch einmal leckere Speise und hält an dasselbe eine Rede, die etwa folgendermaßen lautet:

„Du, unser Herr, sollst nun deine Stelle unter den Göttern einnehmen; dafür hast du einen kurzen Augenblick zu leiden, aber es gereicht dir zum Ruhme. Darum, Großmächtigster, denke nur an diesen Ruhm und an das Glück, welches deiner harrt und zürne uns nicht, weil wir dir Gewalt anthun."

Nun wird der Käfig in ein mit starken Pfählen eingeschlossenes Viereck gebracht; außerhalb desselben stehen die Männer und Knaben mit gespanntem Bogen, aber ohne ein Wort zu sagen. Nachdem das Behältniß geöffnet worden ist, kommt der Bär heraus, aber im Nu erscheint er mit Pfeilen wie bespickt; jeder will und muß ihn treffen, denn wer fehlt, hat keinen Theil an den Gunstbezeugungen des neuen Gottes.

Das Opfer ist vollendet; die Menge steht in ehrfurchtsvollem Schauder da. Nach einer Weile sammelt man die Pfeile und legt sie vor dem Bären nieder, welcher bald nachher auf einen geschmückten Thron erhoben wird. Dann verkündet der Barde den Namen des neuen Gottes, die Menge bittet denselben noch einmal um Verzeihung und der Aelteste spricht: „Räche dich nun an diesen Pfeilen, denn sie sind an deinem Tode schuld." Die Menge schreit, daß sie verbrannt werden sollen, und das geschieht sofort. Auch der Käfig wird ins Feuer geworfen.

Von nun an nimmt Alles eine heitere Wendung; dem Geopferten, der freilich nichts mehr genießen kann, setzt man Fleisch, Branntwein und Blumen vor, man kniet vor ihm nieder und betet zu ihm. Nachher wird ihm das Fell abgezogen, das Fleisch auf dem heiligen Scheiterhaufen gebraten und dann unter die Gäste vertheilt, die sich auch im Miki, (starken Getränk) eine Güte thun. Man singt und tanzt und freut sich der begeisterten Reden des Barden. Alle sind lustig, nur allein die Bärenamme weint. Sie liegt, von tiefem Schmerze gepackt, vor der nun mit Stroh ausgestopften Bärenhaut, betrachtet das Adoptivkind und heult. Sie hat nur den einen Trost, der aber zugleich ihr Stolz ist, daß man den Bärenkopf vor ihrer Hütte aufhängt. Von dort aus spendet der neue Gott seine Gunst und seine Gnaden, und dort beten ihn seine Verehrer an.

Man erkennt die geweihten Stätten an einem kleinen Stück weißen Holzes, das künstlich gespalten und geschnitzt ist und mit zierlichen, den Hobelspänen gleichen Gewinden verziert wird. Unten an diesem heiligen Stabe liegt ein glatter Stein oder eine große Seemuschel; das Ganze erinnert an die Gewinde aus weißem Papier und den Spiegel, welche die einzige Ausschmückung in den Mia bilden, in diesen Tempeln der Kamis, d. h. der Urgötter der Japaner. Sie sind Sinnbilder der Reinheit und der Rechtschaffenheit. So viel von dem Bärenopfer Omsia, das auch bei den Ainos auf Saghalin vorkommt.

Wir finden diese letztere Notiz in dem sehr fleißig gearbeiteten Werke unseres Landsmannes E. G. Ravenstein (The Russians on the Amur, its discovery, conquest etc. London 1861), welcher den Ainos einen Abschnitt gewidmet hat (S. 392 bis 398). Aus den Geschichtsbüchern der Japaner ergiebt sich, daß diese „östlichen Wilden" um 660 v. Chr. noch den nördlichen Theil von Nippon inne hatten und erst im neunten Jahrhundert n. Chr. dort völlig bezwungen wurden. Dann verschwanden sie auf jener Insel als besonderes Volk; manche mögen sich unter den Japanern durch Blutvermischung verloren haben, andere gingen nach Jeso hinüber, das erst im 14. Jahrhundert von den Japanern erobert wurde.

Mermet de Cachin (1863) bemerkt, daß diese Insel jetzt völlig unter japanischer Obergewalt stehe. Der Taïkun hat in Hakodade einen Statthalter. Im Mittelalter bildeten die Japaner im südlichen Jeso mehrere Lehnsfürstenthümer; unter diesen ist das von Matsmaï das wichtigste. Dem Daïmio desselben hat der Taïkun einen Theil seiner Staaten belassen, aber auch in der neuesten Zeit viele Ländereien an sieben nipponer Lehnsherren vergeben, um dieselben für die Vertheidigung der Insel zu interessiren. Er fürchtet die Uebergriffe und Absichten der Russen und bringt große Opfer, um Jeso vertheidigungsfähig zu machen. Unser Gewährsmann (in der Revue de l'Orient, December 1863, S. 331) sagt: „Das sind löbliche Anstrengungen, aber Rußland kann Jeso jeden Augenblick haben. Die Frucht ist indessen noch nicht völlig reif. Die japanische Regierung verausgabt jetzt in jedem Jahre Millionen, um in diesem dicht bewaldeten Lande Straßen zu eröffnen, Kanäle zu graben, den Ackerbau zu befördern; auch legt sie Festungswerke an. Aber Rußland kann nur gewinnen, wenn es sich Zeit nimmt. Die Insel ist sehr reich an Mineralschätzen, namentlich an Blei, Steinkohlen, Schwefel, Kupfer, Eisen und auch Zinn. Die russische Gesandtschaft hat ihren Sitz in der Hauptstadt Hakodade, und dort ist auch der Winterhafen für die russische Flotte."

Wir finden, daß der englische Konsul C. Pemberton Hodgson (A residence at Nangasaki and Hakodade, in 1859 and 1860. Lond. 1861, S. 300 bis 309.) sagt: „Die Russen sind, gleich den Polarbären, von Insel zu Insel gegangen und haben mit ihren Brüdern auf Saghalin Visitenkarten gewechselt. Im Jahre 1855 erfuhren wir zuerst, daß die russische Flagge in Japan wehe; wer kann die Russen tadeln? Ihre Häfen sind im Winter lange eingefroren. Sie müssen gute Häfen haben. Auf Saghalin

fehlen dergleichen; jener in der Castries-Bay auf dem Festlande ist gut, aber eigentlich nur vier Monate im Jahr offen; dasselbe ist der Fall mit jenem in der Barracuta-Bay und anderen. Aber Hakodade liegt nicht allzu weit ab von Schanghaï, Hongkong, Indien. Dieser Hafen ist nie durch Eis gesperrt, ein Angelpunkt zwischen Nordamerika und dem westlichen Theile des Großen Oceans einerseits, der Japanischen See und Rußland andererseits, denn es läßt sich die Thatsache nicht mehr verkennen, daß heute die ganze Mandschurei und auch Korea von den Russen abhängen. Rußland ist in seinen Anschlägen auf Jeso und Hakodade von der Regierung der Vereinigten Staaten bestärkt worden. Aber dem Himmel sei gedankt, (so ruft der Engländer aus), noch ist es im Besitze der Japaner, und diese werden es vertheidigen. Wir aber müssen Alles aufbieten, um Tsusima für uns zu erwerben und dasselbe in ein zweites Perim (die Insel am Eingange zum Rothen Meer) umzuschaffen."

So prallt auch im fernen Osten die Habsucht der Großmächte eifersüchtig gegen einander. A.

Die Seelenverkäuferei in den amerikanischen Nordstaaten.

Ein verdienstvoller Gelehrter, Professor K. F. Neumann in München, hat über Ostasien vortreffliche Bücher geschrieben und ist ein sehr gründlicher Kenner des Chinesischen. Vor einigen Monaten erschien von ihm der erste Band einer Geschichte der Vereinigten Staaten. Es ist das ein sehr lehrreiches Buch, welches gerade zur rechten Zeit kommt. Der transatlantische Staatenbund macht eben jetzt eine kolossale Krisis durch und hat sich während derselben immer mehr von seinen alten Grundlagen entfernt. Daß er in der frühern Weise nicht fortbestehen kann oder wird, liegt schon jetzt für jeden Unbefangenen auf der flachen Hand.

Wir unsererseits sind der festen Ueberzeugung, daß das große Drama bislang im ersten Akte gespielt wird; was die folgenden bringen werden, kann Niemand voraussagen. Ob Wiederaufbau der ganzen Union, ob Zerfall auch der nördlichen Rumpfunion und Zerlegung in mehrere Gruppen, ob allgemeinen Bankerott, ob die Soldatendiktatur, nach welcher schon jetzt laut geschrien wird, ob eine solche Diktatur lediglich als zeitweiligen Nothbehelf oder auf längere Zeit, ob eine längere Dauer für den Präsidentschaftstermin und ein Ausfegen des Augiasstalles der 150,000 Aemterjäger von Handwerk — das Alles kann nur die Zeit lehren.

Wir haben schon früher mehrfach darauf hingewiesen, daß bei uns in Europa viele Leute sich noch immer in dem Wahne befinden, als habe die nordamerikanische Republik heute denselben Charakter, den sie noch vor einem Menschenalter trug. Sie ist aber eine ganz andere geworden. Die alte Form, das frühere Gerüst, stand bis vor wenigen Jahren noch, aber Geist und Inhalt sind gegen früher völlig verändert. Das Neben- und Durcheinander von Yankees, Irländern, Deutschen, Schotten, Franzosen ꝛc., welches man unter dem Gesammtnamen Amerikaner begreift, ist in Gährung und Ausartung begriffen. Das gestehen die Blätter aller Parteien ohne Unterschied ein, und wenn sie es auch nicht thäten, so würden die Thatsachen laut genug dafür zeugen.

Wir sehen keineswegs ab, weshalb wir nicht solche Thatsachen zur Kennzeichnung von Menschen und Dingen mittheilen sollten; sie liefern Beiträge zur Völkerpsychologie und gehören als solche recht eigentlich in den Globus. Hin und wieder haben wir auch Betrachtungen über die Zustände des Yankeelandes angestellt und dabei die Genugthuung gehabt, daß sie von deutschen und englischen Blättern in Nordamerika als zutreffend und charakteristisch wieder abgedruckt wurden. Freilich sind wir aber auch dem Mißgeschick verfallen, nach zwei Seiten hin Anstoß erregt zu haben. Es gibt in Neuyork einen „Rattenkönig von Radikalen und Stelleninhabern", der mit einer wahren Berserkerwuth Alles befehdet, was dem Gebahren der abolitionistischen Exterminatoren entgegen tritt, und diese Leute führen das Wort in einer Anzahl unserer deutschen Blätter; wer aber ihre Mittheilungen zu prüfen versteht und die Sachlage kennt, findet bald heraus, wie viel sie verdrehen und besonders, wie viel sie verschweigen.

Bei uns in Deutschland gibt es dagegen manche Leute mit rückständigen Anschauungen, die noch nicht von der Vorstellung ablassen können, als sei das heutige Nordamerika ein Vertreter oder Hort der Bildung, Gesittung und Freiheit, von einem Volke bewohnt, das an diese hohen Güter Anhänglichkeit hege und für sie den blutigen Krieg führe, welcher seit drei Jahren in jenem Lande wüthet.

Zu dieser phantastischen, rückständigen Ansicht bekennt sich auch Professor Neumann, der die Ansicht theilt, daß die „freien" Staaten „im Großen und Ganzen niemals eine bedeutendere Macht entwickelt haben, als jetzt". Der Professor geht noch weiter, indem er hinzufügt: „Die republikanischen Einrichtungen sind nie in solcher Pracht und Herrlichkeit erschienen, als während der einzig in der Weltgeschichte dastehenden unmenschlichen Rebellion". Und noch mehr. Er hebt gewissermaßen triumphirend hervor, „daß keine Monarchie diese Million freiwilliger Krieger gleichsam aus der Erde stampfen und die tausende von Millionen Dollars im eigenen Lande hätte aufbringen können".

Einem Manne, der ein Geschichtswerk schreibt, darf man solche mehr als naive Deklamationen nicht ungerügt hingehen lassen. Es ist durchaus nicht erlaubt, die Thatsachen zu ignoriren und solchergestalt das Publikum irre zu leiten. Wir unsererseits halten es für unsere Pflicht, zu zeigen, was es mit jenen Deklamationen eigentlich auf sich habe; heute wollen wir zunächst von den „freiwilligen Kriegern" reden.

Es hat uns immer verdrossen, wenn Schmach auf die conföderirten Staaten gehäuft wird. Sie kämpfen doch für ihre Unabhängigkeit mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Ausdauer und Tapferkeit; fünf Millionen Weiße gegen 23 Millionen nun schon seit drei Jahren. Der Norden hat das Meer frei gehabt und unbehindert alle Hülfsquellen in Europa für sich benutzen können; der Süden ist blockirt und auf sich allein verwiesen. Jener Norden hat nach und nach etwa zwei Millionen Mann gegen ihn aufgeboten, und bis heute ist er der Unterjochung des Südens auch nicht um einen Schritt näher gekommen.

Herr Neumann in München könnte wissen, daß die größere Hälfte der „freiwilligen Krieger" aus angeworbenen europäischen oder doch nicht in Amerika geborenen Soldknechten besteht, daß auch mehr als 100,000 Neger in den Dienst gepreßt worden sind. Ist es denn nicht etwa bekannt, daß, laut Aktenstücken der Bundes-

regierung, zwei Drittel aller Unionssoldaten erkaufte Stellvertreter sind, zumeist Irländer und leider auch Deutsche? Wer 300 Dollars zahlt, ist dienstfrei. Und bekommt ein „Freiwilliger", der sich z. B. im Staate Maryland anwerben läßt, nicht etwa 900 Dollars Werbegeld? Die „Kriegschristen", wie die Henry Ward Beecher und die Tilton, und wie diese geistlichen Exterminatoren, die „Kanzelsoldaten", weiter heißen, kaufen sich frei, wie andere Abolitionisten auch. Die Söhne des alten redseligen Everett, des Abolitionistenhäuptlings Wendell Phillips, des jetzt abgetretenen newyorker Majors Opdyke, der Hauptlieferant für Decken und Uniformen ist, diese alle kauften sich los. Das erregte den Zorn des bekannten eifrigen und einflußreichen Lincoln-Mannes Thurlow Weed in Albany so sehr, daß er alle diese Namen zusammenstellte und dann Schimpf und Schande auf sie herabrief: „Shame on such a sneak, such a bogus patriotism!"

Im Jahre 1863 kamen nahe an 200,000 Einwanderer in den Vereinigten Staaten an. Vor mir liegt der Newyork Herald vom 15. März. Er schreibt:

„Nearly 200,000 emigrants have arrived during the past year. At least 150,000 have joined the army." Also in einem einzigen Jahre vermehrte sich die Zahl der fremden Söldlinge in der Unionsarmee um eine solche Ziffer! Das genannte Blatt zieht daraus den Trugschluß, daß die Sache des Nordens völlige Sympathie bei den arbeitenden Klassen in Europa habe. Aber wie viele dieser „freiwilligen" Söldlinge hätten sich wohl anwerben lassen ohne 300 Dollars „Bounty"?

Die deutschen Blätter in Newyork sind angefüllt mit Berichten über Gaunereien, welche die von der Regierung angestellten Werber sich erlauben, um Leute in den Dienst zu pressen oder hinein zu schwindeln. Wir könnten ganze Bogen mit solchen Erzählungen füllen, wollen uns aber für jetzt damit begnügen, nachzuweisen, in welcher Weise mit Ermächtigung der republikanischen Regierung der Menschenraub und die Seelenverkäuferei planmäßig betrieben werden.

Die Lincoln-Regierung, unter welcher die „Pracht und Herrlichkeit der republikanischen Einrichtungen zu Tage treten", hat einen Erlaß veröffentlicht, daß sie jedem „Bürger", der einen „Freiwilligen" in das Werbebureau bringt, ein Werbegeld (head money, capitation fee) von 15 Dollars zahlt, sobald der angeworbene Mann als dienstuntauglich erkannt wird. Man zahlt diese Gebühr sofort nach der Annahme in „Laubfröschen" (Greenbacks).

Damit war der Seelenverkäuferei ein weites Feld geöffnet, und eine Menge gewissenloser Menschen hat sich mit Eifer auf das Anwerbegeschäft geworfen. Die Berichte in den Blättern erinnern genau an die Seelenverkäufer, welche im vorigen Jahrhundert für holländische Rechnung in Deutschland wirksam waren, oder an die Abscheulichkeiten, welche von den Werbern mancher deutschen Regierungen selber verübt wurden, um Soldaten zu erhalten. Mac Kay, ein gründlicher Kenner der Zustände Nordamerika's, schildert unterm 23. März 1864 die Dinge, als Augenzeuge, in folgender Weise: —

„Banden jener Menschenstehler liegen auf der Lauer, sobald ein Schiff aus London, Liverpool, Cork oder Bremen ankommt; sie treiben sich auf den Quais und in den Docks umher, durchziehen die Straßen und versammeln sich in Grog- und Branntweinschenken, wo sie auch ihre Opfer suchen. Insgemein sind diese Werber gut, manchmal auch glänzend gekleidet; auch gehen sie raffinirt zu Werke."

„Sobald ein junger, kräftiger Einwanderer seinen Fuß auf die Straßen von Newyork gesetzt hat und glücklich aus dem Emigrantendepot herausgekommen ist, tritt ein Werber an ihn heran und fragt, ob er Arbeit und Unterkommen suche. Wenn der Mann nicht einige Habe besitzt, oder auf Anlaß von Fremden oder Verwandten herübergekommen ist, die im Westen eine Farm besitzen, dann fällt die Antwort bejahend aus. Nun wird ihm angedeutet, er möge doch als Freiwilliger in die Bundesarmee eintreten, und ist er dazu nicht abgeneigt, so bringt man ihn in das Anwerbebureau, wo er, wenn gesund befunden, eine kleine Anzahlung auf die Bounty, die Anwerbeprämie, erhält; seinem Fänger (captor) zahlt man sofort die Prämie von 15 Dollars aus."

„So weit wäre Alles in der Ordnung. Aber es ereignet sich alle Tage, daß der Einwanderer gar nicht Soldat werden will, sondern als Feldarbeiter oder Handwerker ein Unterkommen sucht. Der Werber muß also in anderer Weise zu Werke gehen. Er erzählt dem Einwanderer, daß er einen Freund habe, der einen Kutscher oder Gärtner in Dienst nehmen wolle, oder Arbeiter beim Eisenbahn- oder Hausbau suche und sehr guten Arbeitslohn zahle. Dieser Freund wohne nicht weit von hier; zu dem wolle man gehen. Unterwegs ladet der großmüthige Amerikaner zu einem Trunk ein, und Beide gehen in eine Schenke, die von einem Eingeweihten der Bande gehalten wird. Der Fremde kann wählen, was er trinken möchte, aber er mag fordern, was er will, das Getränk ist mit irgend einem schädlichen Stoffe vermischt, der den Kopf einnimmt und ihn seiner vollen Sinne beraubt. In diesem unzurechnungsfähigen Zustande wird er nach dem Werbebureau gebracht, wo man ihm ein paar Dollars in die Tasche steckt und ihn dann einsperrt. Im Bureau wird er in die Anwerbelisten mit einem falschen Namen eingetragen, welchen der Seelenverkäufer nach Belieben angegeben hat. Wenn der Betrogene am andern Morgen aus seiner Betäubung erwacht, wird er, mit einer Anzahl Anderer, nach Rikers Island, das im East-River liegt, hinübergeschifft."

„Von nun an ist er unter militärischer Bewachung, und alle seine Gegenvorstellungen nützen zu gar nichts. Vielleicht kann er weder lesen noch schreiben und weiß auch nicht, an wen er sich um Abhülfe wenden soll. Die Schildwachen feuern auf Jeden, der etwa einen Versuch zur Flucht wagen wollte; wer aber ausreißt, wird als Deserteur bestraft. Es ist jedoch möglich, daß z. B. ein britischer Unterthan durch Zufall das Glück hat, sich an seinen Konsul um Hülfe wenden zu können; dieser thut auch das Seinige, erhält aber von den Behörden zur Antwort, daß man von dem fraglichen Menschen gar nichts wisse. Natürlich; er ist in die Anwerbelisten mit einem falschen Namen eingetragen worden. Auch bringt man Leute, die zu Requisitionen Anlaß geben, sofort weiter, z. B. nach Fort Monroe, nach Louisiana oder irgend einem andern von den Bundestruppen besetzten Punkte, wohin wöchentlich Rekrutentransporte abgehen. Dann wird nichts mehr von ihm gehört. Ich kenne einen Fall, daß der britische Konsul hier in Newyork nach einem dieser Unglücklichen lange Zeit seine Nachforschungen fortsetzte; am Ende stellte sich heraus, daß der Mann bei der Belagerung von Port Hudson todtgeschossen worden war."

„Aber die Menschendiebe stehlen nicht blos erwachsene Leute, sondern auch junge Bursche, welche sie durch Vorspiegelung hoher Prämien verlocken und durch verfälschte Getränke betäuben. Jüngst hat sich Folgendes mit einem sechszehnjährigen Burschen, Enkel eines englischen Admirals, zugetragen. Seine Mutter lebt in dürftigen Verhältnissen, und er suchte ein Unterkommen als Clerk. Da fiel er einem Menschenfänger in die Hände, der ihm in einem Manufakturwaarengeschäft eine Stelle versprach, und ihn in einem Groghause betäubte. Am andern Morgen sah sich der junge Mann mit 20 oder 30 anderen Opfern in einer Rekrutenbaracke, sein Jammern und Weinen half ihm zu nichts; man sagte, er habe einen Theil des Anwerbegeldes genommen und vertrunken, und er solle sich ja nicht beifallen lassen, die Regierung zu betrügen. Er wurde dann nach Rikers Island abgeführt, wo er exerciren mußte, bis der Konsul ihn endlich freimachte."

Auch Neger, gleichviel ob einheimische oder ausländische, werden abgefangen. Bewaffnete Banden jener Seelenverkäufer fassen solche Schwarze auf offener Straße ab, unter dem Vorwande, diese Neger seien Deserteure! Die Zuschauer verhalten sich passiv, einmal, weil es sich ja nur um Schwarze handelt, sodann weil behauptet wird, dieselben hätten unter falschen Vorwänden Geld von der Regierung erschwindelt. Die armen Neger werden in Schrecken gejagt und auf ein Depotschiff bei Brooklyn gebracht. „Man preßt sie für den Flottendienst."

„Im Januar 1864 ereignete sich Folgendes. Zwei farbige Matrosen aus Bermuda, Namens Bassett und Bean, gingen Abends ans Land, um sich Tabak zu kaufen. Auf dem Rückwege wurden sie von drei wohlgekleideten Leuten angesprochen, und der Eine sprach: Ihr müßt mit uns gehen! — Die Farbigen lehnten das ab, weil es schon spät (nach 7 Uhr Abends) sei; dann aber zogen die drei Seelenverkäufer Revolver aus der Tasche und riefen: Wir schießen euch auf der Stelle todt, wenn ihr nicht mit uns geht. Dann kam ein Vierter mit einem dicken Knüttel, alle vier schlugen auf die Neger los und zerrten sie fort. Bassett sah einen Polizeimann und schrie laut um Hülfe; er kam auch näher, aber der Mann mit dem Knüttel raunte ihm etwas zu, worauf der Mann des Gesetzes sich entfernte und die Neger in der Gewalt der vier Menschendiebe ließ, welche nun erst recht auf die Armen losschlugen und sie durch einige Straßen schleppten. Da trat ein Mann aus einem Branntweinladen, nahm sich ihrer an und bot ihnen Unterkommen bis zum nächsten Morgen. Die Vier wandten dagegen nichts ein, und die Neger wurden in eine Stube gebracht, wo zwei Betrunkene auf dem platten Boden schliefen; man schloß sie ein. Am Morgen erschien einer von jenen Vieren und sagte, sie möchten nur weiter keine Umstände machen, sondern die Anwerbeprämie nehmen und als Freiwillige in das Bundesheer treten. Als sie sich weigerten, kamen die drei Anderen, packten die beiden Neger, schleppten sie nach der Eisenbahnstation und dann nach Tarrytown am Hudson, 27 Miles von Neuyork, wo man sie in eine enge Zelle zu etwa 50 Anderen sperrte, ihnen die Matrosenkleider abnahm und sie in die blaue Uniform der Bundestruppen steckte. In Tarrytown blieben sie einen ganzen Tag; am andern Morgen wurden sie mit etwa 100 Anderen nach Neuyork zurückgeschafft, nach Rikers Island gebracht und unter die Kompagnien A und B der „neuyorker Freiwilligen" gesteckt. Sie erhielten nicht einen Heller von der Anwerbungsprämie. Beim Appell wurde ein Mann Rawlings aufgerufen und dem Bassett bedeutet, daß er unter diesem Namen eingeschrieben sei und fortan so heiße. Bean war fortan Smith. Beide klagten dem Lieutenant, was mit ihnen vorgegangen sei, aber er untersuchte die Sache nicht. Da wandten sie sich an einen farbigen Geistlichen, und dieser versprach, die Angelegenheit dem britischen Konsul zu melden; als aber Bassett bis Ende Februars nichts von diesem hörte, schrieb er selber. Keine Antwort. Er schrieb zu Anfang des März noch einmal, und nun erfuhr er, daß weder von ihm noch von dem farbigen Prediger ein Brief an das Konsulat gelangt sei. Jetzt legte sich dasselbe ins Mittel, und am 18. März endlich wurden die beiden Farbigen, nach 74 Tagen, aus ihrer Sklaverei erlöst, aber für Alles, was sie ausgestanden, haben sie nicht einen Cent Entschädigung erhalten." —

Diese von der republikanischen Lincoln-Regierung und den unionistischen Militärbehörden in ein System gebrachte Seelenverkäuferei ist viel schlimmer als die Negersklaverei. Aber die Abolitionisten eifern dagegen nicht. Sehr begreiflich! Sie wollen ein Werk der Vernichtung vollziehen und müssen die Werkzeuge nehmen, wie sie dieselben eben bekommen können. Man muß nur die Klagen in den deutschen und englischen Yankeeblättern lesen über den Mangel an Lust zum Dienst und an Enthusiasmus. Im Anfange des Jahres 1863 zählte die Unionsarmee etwa 124,000 Deserteure! Jetzt, im April 1864, fehlen von dem letzten Aufgebote, das Lincoln hat ergehen lassen, trotz der Anwerbeprämie und trotz der 150,000 ausländischen Söldlinge, welche aus den 1863 angelangten Einwanderern angeworben sind, nach amtlichen Berichten noch 311,774 Mann! Und das trotz der Anwerbungsprämien, die, in den einzelnen Staaten und Städten verschieden, von 300 bis 900 Dollars für jeden „Freiwilligen" betragen. Zur Conscription zu greifen, mit welcher immer wie mit einer Wetterwolke gedroht wird, wagte bisher die Regierung nicht, und sie hat allerdings vollgültige Gründe dafür. Nicht ein einziger Staat der Nordunion, mit bloßer Ausnahme von Illinois, hat seinen Antheil an der vom Präsidenten geforderten Zahl Soldaten gestellt. Am 2. April, also einen Monat nach dem gestellten Termin, war der Staat Neuyork noch mit 59,230, Pennsylvanien mit 74,127 Mann im Rückstande, trotz aller Prämien! So groß ist die „Begeisterung".

Sehen wir nun zu, was die „Pracht und Herrlichkeit" der Regierung Lincolns verlangt hat, um eine „unmenschliche Rebellion" zu bekämpfen, die kaum 500,000 erwachsene Männer zählt und jetzt so kräftig im Felde steht, wie je zuvor. Der Süden, diese „unmenschliche Rebellion" des Professors Neumann, hat ihre Neger noch nicht durch Zwang in die Armee gereiht und hat keine ausländischen Soldknechte angeworben, deren die „Pracht und Herrlichkeit" Lincolns mehrere Hunderttausende im Dienste hat.

Die Aufgebote des Präsidenten gegen die unmenschliche Rebellion waren seit Anbeginn des Krieges folgende:

16. April 1861	75,000	Mann.
4. Mai „	64,748	„
Juli bis December 1861	500,000	„
1. Juli 1862	300,000	„
4. August 1863	300,000	„
Ziehung, Sommer 1863	300,000	„
17. October 1863	300,000	„
1. Februar 1864	200,000	„
Summa	2,039,748	Mann.

So viele Menschen allein für das Landheer; dazu kommt noch die Mannschaft für etwa 300 Kriegsschiffe, von denen aber mehr als 40 aus Mangel an Bemannung nicht in See gehen können. Sie lassen sich nicht „aus der Erde stampfen".

Professor Neumann bewundert, daß Lincolns Republik im eigenem Lande tausende von Millionen Dollars hat aufbringen können.

Ja wohl, — unfundirtes Papier; denn wo wäre die Deckung? Man braucht nur die Börsenberichte der neuyorker Blätter und die Aeußerungen besonnener Männer zu lesen, um zu begreifen, was im Hintergrunde dieser wilden Papierwirthschaft unvermeidlich ist. Jene Ziffern der verlangten Soldateska sind kolossal, aber sie werden von den Ziffern der Schulden, welche unter Lincolns „Pracht und Herrlichkeit" binnen drei Jahren contrahirt worden sind, weit übergipfelt. Hier sind die unbarmherzigen Zahlen:

Anleihe von 1861	18,415,000	Dollars.
Schatzamtsnoten, März 1861	512,000	„
Oregon-Kriegsanleihe	1,016,000	„
Noch eine Anleihe von 1861	50,000,000	„
Dreijährige Schatzamtsnoten	130,000,000	„
Anleihe, August 1861	320,000	„
$\frac{5}{10}$ Anleihe	400,000,000	„
Temporäre Anleihe	104,933,103	„
Schuldcertificate	156,918,437	„
Ungeforderte Dividenden	114,115	„
Schatzamts Demandnoten	500,000	„
Legal Tenders (Greenbacks) 1862	397,767,114	„

Desgleichen 1863	394,969,937	Dollars.
Alte ausstehende Schatzamtsnoten	118,000	„
Postmarkencourant und kleines Papiergeld .	50,000,000	„
4% Bonds	600,000,000	„
Zinsentragende Schatzamtsnoten	500,000,000	„

Das macht in Summa mehr als achtundzwanzig hundert Millionen Dollars Schulden, die binnen drei Jahren von der „Pracht und Herrlichkeit" contrahirt worden sind.

Mit 1100 Millionen Dollars kann die Rumpfunion ihre Jahresausgaben nicht decken; jetzt, im April 1864, hat sie bereits 3½ Milliarden Schulden; sie belastet, abgesehen von den Einzelstaaten und Gemeinden, die ihre eigenen Budgets haben, das Land schon mit 240,000,000 Dollars Steuern, während früher die Jahresausgabe sich zwischen 70 und 80 Millionen hielt.

Das Alles in 30 und etlichen Monaten. Und die Wirren sind offenbar noch im ersten Stadium und wir können darauf gefaßt sein, in dem großen Drama merkwürdige Episoden zu erleben. Schon spricht man die großen Worte: „Bankerott und Repudiation" keck oder gelassen aus, je nachdem man Börsenmann oder Politiker ist. Aber wir haben mit der Zukunft, mit Divinationen nichts zu schaffen. Die Thatsachen der Gegenwart und die Ziffern verkünden laut genug, daß man auf einer stark geneigten Ebene sehr leicht hinabgleitet:

Facilis descensus Averni.

A.

Kautschuk, Gatta pertscha, Guarana und Copahiba-Oel in Brasilien.

Ich gebe Ihnen nachstehend einige Mittheilungen über die oben angeführten Handelswaaren, die vielleicht für manchen Leser des Globus ein Interesse haben. Für Brasilien bilden sie mehr oder weniger wichtige Ausfuhrartikel.

Gummi und Gatta pertscha. Die beiden brasilianischen Provinzen, die den majestätischen Amazonenstrom umschließen, Gran Para und Alto Amazonas, haben außer dem Cacao nur einen einzigen Export-Artikel, das Gummi oder Kautschuk, wie die Franzosen nach dem verstümmelten indischen Namen cahuchu sagen, und die Gatta pertscha, die dort in unendlichen Quantitäten gewonnen werden. Das Gummi wird aus dem Safte der Siphonea elastica, einer Euphorbiacee, gewonnen, ist Anfangs flüssig und weiß wie Milch; erst beim Trocknen nimmt es durch Rauch die schwärzliche Farbe an, mit der es im europäischen Handel vorkommt. Heute wird das Gummi bereits in flüssigem Zustande exportirt, so wie man durch den Zusatz von ein Fünftel Schwefel dasselbe in eine solide Substanz verwandelt, ohne es durch Rauch zu schwärzen. Dank dieser Erfindung, gibt man dem Gummi jedweden Grad von Härte, und somit ist seine Anwendung in der Industrie verhundertfacht worden. Die Provinzen am Amazonenstrom haben nicht Arbeiter genug, um aller europäischen Nachfrage Genüge zu leisten.

Seit 1844 wird in den genannten Provinzen auch Gatta pertscha gewonnen, da die Icosandra gatta auch dort vorkommt. Der Gummibaum wächst wild in den Provinzen Amazonas, Pará, Maranhao und Ceará, und dort erreicht er eine Höhe von 20 bis 40 Fuß bei 5 und 6 Fuß Dicke. In der zur Gewinnung des Gummi geeigneten Zeit, wenn die Wasser des Amazonenstromes und seiner Nebenflüsse fallen, verlassen die Einwohner jener Gegenden gänzlich ihre Dörfer und gehen in den Urwald, wo sie durch tiefe Einschnitte in die herrenlosen Gummibäume den kostbaren Saft gewinnen. Ein jeder von ihnen nimmt die Bäume, die er findet, und häufig kommt es dabei zu blutigen Streitigkeiten, noch häufiger jedoch sterben die Gummibäume ab, weil die Habsucht der Leute denselben allen Saft entzieht. Die genannten Provinzen versenden jährlich nach Europa den Werth von mehr denn einer Million Dollars in Gummi, sowohl in flüssigem, als in solidem Zustande. Im Jahre 1859 bis 1860 führte allein die Provinz Gran Pará 5,356,704 Pfund Gummi im Werthe von 1,701,167 Dollars nach Europa aus.

Eine neue Handelswaare. Brasilien bringt eine neue vegetabilische Substanz in den Handel. Es ist dies der sogenannte Guaraná, der gummiartige, harzige Saft der Frucht der Paulinia sorbilis (Limé), welche am Amazonenstrome in großer Masse vorkommt. Diese Substanz wird aus den Kernen der Frucht gewonnen, welche zermalmt und mit kochendem Wasser zu einer konsistenten Masse verdichtet werden. Diese letztere reibt man später, und mit Zucker und Wasser vermischt, hat sie einen sehr angenehmen Geschmack; sie wird als Erfrischung genommen. Der Guaraná hat medicinische Eigenschaften und wird gegen die Dyssenterie und bei der Cholera vortheilhaft verwendet. Der Guaraná ist sehr gesucht von den Kaufleuten der brasilianischen Provinz Matto Grosso und der Republik Bolivia, so daß, trotz der großen Produktion, nur wenig über See ausgeführt wird. Im Jahre 1860 gingen nach Europa von Peru aus 6,400 Pfund zum Preise von ¼ Dollar. Heute kostet das Pfund ½ Dollar.

Die Industrie des Copahiba-Balsams in Brasilien. Dieses kostbare Oel, welches in der Heilkunde so vielfach angewendet wird, ist in keinem Lande der Welt so häufig und von so guter Qualität, wie in Brasilien in den Thälern des Amazonenstromes, des Madeira, des Purús und Xingu ꝛc. Man gewinnt dasselbe durch Einschnitte, die man in den Stamm des Copaifera officinalis macht, der die Höhe von 60 bis 70 Fuß erreicht und oft 12 Fuß dick ist. In zwei Stunden laufen aus einem Baume gewöhnlich 12 Pfund Oel, und wenn man das Loch mit Wachs verklebt, liefert er im nächsten Monate noch mehr Oel. Das brasilianische Copahiba-Oel ist das beste der Welt und enthält gewöhnlich 60 Procent flüchtiges Oel, oft auch 80 und mehr Procent. Die Provinz Pará führte im Jahre 1860 15,080 Flaschen dieses Oeles zum Preise von zwei Dollars per Flasche aus; die von Maranhao exportirte im Jahre 1861 92,052 Flaschen im Werthe von 28,992 Dollars.

Karl von Koseritz.

Der tirolische Lechgau.

Südöstlich von Vorarlberg und dem Allgäu, im Nordwesten des obern Inn, liegt ein eigenthümliches Stückchen tiroler Erde, der Lechgau, dessen Bewohner sich in national-politischer Beziehung in einer Doppelstellung befinden. Nationale Verwandtschaft, der Lauf des Flusses und die Lage des ganzen Bezirkes weisen sie nach dem bayerischen Norden. Dieses Gefühl drückt sich noch in dem Redegebrauch aus, daß von Einem, der über den Fern in das Innthal geht, gesagt wird, er gehe „ins Tirol"! Aber die Geschichte weist den Gau seit dem 15. Jahrhundert entschieden nach dem Osten, an Tirol und Oesterreich. Dieser in mancher Beziehung bemerkenswerthe tirolische Lechgau hat in Christian Schneller einen Beschreiber gefunden. Seine Kulturskizze, der wir hier im Auszuge folgen, ist im ersten Bande der „Oesterreichischen Revue" von 1864 mitgetheilt.

Das Flußgebiet des Lech in Tyrol begreift einen Flächenraum von etwa 22 Geviertmeilen mit ungefähr 20,000 Einwohnern. Es ist kein großes Land mit weitgreifendem Handel und reichen Produkten, sondern nur ein kleines, friedlich Ackerbau und Viehzucht treibendes Grenzstück des Kaiserstaates. Der Lech (von seiner Quelle bis an die bayerische Grenze 10½ und von da bis zur Donau weitere 18 Meilen lang) nimmt, wie ein Blick auf die Karte zeigt, von seinem Ursprung an etwa ein Dutzend Nebenflüßchen und Wildbäche auf, bis er in den weiten Thalkessel von Reutte eintritt und dann weiter in das wellenförmige Hochland des östlichen Allgäu fließt.

Südwestlich von Reutte öffnet sich das eigentliche und im Bezirke ausschließend so genannte Lechthal. Es beginnt zwei Stunden oberhalb Reutte; sein Zugang ist rauh und öde, die Berge sind mehr oder weniger bewaldet, während in der kargen Thalebene der Lech seine Sandflächen ausbreitet, ja sogar eine kurze Strecke weiter oben bei Forchach die ganze Fläche mit seinem Gerölle überzogen hat.

Die klimatischen Verhältnisse des Lechgaus sind aus zweifachem Grunde nicht die günstigsten. Der erste besteht in der hohen Lage. Der Markt Reutte liegt 2768 Fuß, das höchstgelegene Dorf Pfafflar 5063 Fuß über der Meeresfläche, während die Zugspitze an der Grenze Bayerns bei Lermoos zu einer Höhe von 9453 Fuß sich erhebt. Der zweite Grund ist in dem Umstande zu suchen, daß das ganze Thalgebiet gegen Norden offen liegt und von Süden und Westen durch hohe Gebirge abgeschlossen ist.

Die Fauna des Lechgaus ist natürlich ganz alpiner Natur. Wölfe und Luchse kommen nicht mehr vor, wohl aber finden sich zuweilen Bären ein, die unter den Schafen aufräumen. Die einst zahlreichen Murmelthiere sind fast ganz ausgerottet, da der Volksglauben früher großen Werth auf das Fett derselben (Heilmittel!) legte. Die Lämmergeier und Uhus sind nicht selten; von Hausgeflügel fehlen jedoch Gänse, Enten und Tauben gänzlich. Auf den höchsten Bergen kommen der Spielhahn und das Schneehuhn vor.

Der Lechgau ist reich an Fichtenwäldern mit vereinzelten Beständen von Buchen, Erlen, Föhren, Lärchen und Tannen. Je seltener im Hochgebirge die Zirben (Pinus Cembra), desto häufiger sind dort Legföhren und Birken, so daß also hierin keine Abweichung vom nordtirolischen Alpengebiet stattfindet. Von den seltneren Pflanzen des Thals mögen hier genannt werden: Viola calcarata, Cortusa Mathioli, Cerinthe alpina, Alsine sedoides.

Die Viehzucht ist Haupterwerbsquelle aller dieser Thäler; jedoch ist der Flächenraum des Bodens nicht ausreichend für schöne und große Bauerngüter. Ein Bauer mit fünf Kühen gilt schon für wohlhabend.

Der nationale Charakter des Volkes ist vorherrschend schwäbisch, wie der Dialekt, der sich jedoch von Thal zu Thal mit leicht erkennbaren Zügen und Lauten etwas ändert. Sollte eine Vermuthung, nach der die Lechthaler von einer im fünften Jahrhundert versprengten Schaar Franken abstammten, richtig sein, so wäre das volksthümliche Grundelement ein fränkisches; immerhin ist aber eine sehr starke Beimischung schwäbischer und romanischer Elemente hinzugetreten. Romanische Wörter in der lechthaler Mundart sind unverkennbar die folgenden: brento, Kufe; fatscho, Windel; wölgala, sich wälzen; rufaina, verwüsten ꝛc. Daneben finden sich altdeutsche Wörter, wie Roua, gestürzte Tanne; Gada, Schlafzimmer; Gearhab, Vormund. Der Lech ist merkwürdigerweise ein Stück Nordgrenze für die weiteste Ausdehnung des romanischen Elements nach dieser Gegend hin. Bei seiner einstigen Ausdehnung im Vintschgau und am obern Inn machte dasselbe durch Vermittlung der Gebirgsübergänge seine Einflüsse bis an den Lech herüber geltend; das beweisen viele romanische Ortsnamen.

Während die Bewohner des Lechgaus im Allgemeinen mehr oder weniger die Grundeigenschaften des schwäbischen Volksstammes theilen, macht sich beim Lechthaler trotz anscheinender Plumpheit noch eine besondere geistige Beweglichkeit bemerkbar. Nicht so zungenfertig wie der Schwabe, eignet er sich mit Leichtigkeit Fremdwörter an, obwohl er wieder nur schwer die unangenehm vorspringenden Ecken seiner Mundart abschleifen lernt. Er liebt Streit und aufregende Bewegung und greift manchmal gerade nicht nach Knütteln, wohl aber nach Knüttelreimen und spottendem Witz.

Die bedeutende Verschiedenheit des Lechgaus von dem übrigen bojoarischen Tirol zeigt sich auch äußerlich im Bau der Häuser. Klein, aber freundlich und nett, so liebt der Lechanwohner sein Haus; nirgends trifft man auf Unreinlichkeit oder Schmutz. Die Blumenzucht ist überall beliebt; hübsche Gärten zieren oft die Häuser, und prachtvolle Nelkenstöcke an den hellen Fenstern verrathen die ordnende weibliche Hand. Besonders schön und sauber sind die meist hölzernen Häuser im Oberlechthal. Sie gleichen bei manchen Reichen kleinen Palästen, sind von Außen zuweilen bemalt und im Innern zierlich getäfelt. An der Seite des breiten und niedrigen Ofens fehlt nie eine Art Pritsche, welche die „Gutsche" (von coucher?) heißt.

Da der karge Ertrag des Bodens eine bedeutende Korneinfuhr erfordert, außerdem aber kein besonders namhafter Gewerbszweig blüht, so muß der Ausfall durch die Erträgnisse der Viehzucht und durch Verdienst im Auslande gedeckt werden. Ganz arme Eltern pflegen daher ihre Knaben vom siebenten Jahre an im Sommer als Hirten in das „Schwabenland" zu schicken, wo sie auf den größeren Bauernhöfen sich nicht schlecht befinden und außerdem zur Ordnung und Folgsamkeit angehalten werden; denn „gane, staue, liga laue" (gehen, stehen, liegen lassen) lautet für die kleinen Hirtenbuben die unerbittliche Hausherrnmaxime des Schwaben. Außerdem gehen Viele im Frühjahr als Maurer nach allen deutschen Ländern und bringen im Herbst eine hübsche Summe mit nach Hause.

Von alten Sagen und Aberglauben ist bei den Lech-

gauern noch Manches erhalten, aber Volkslieder gibt es so gut wie keine; die Leute sind nicht sanglustig. Am Kirchweihfest geht es klein und mager her; dagegen liebt man die Faschingsbelustigungen mit Mummerei und Tanz, jedoch immer mehr mit der Würze des Witzes und des geistigen, als mit jener des materiellen Genusses. Ein gar anmuthiger Gebrauch ist im Lechthale das „Grotenspannen". Ein Bursche, der bei nächtlicher Weile zum Besuche des Liebchens in ein fremdes Dorf geht, wird bei der Rückkehr von den Burschen dieses Dorfes aufgefangen und in einen „Groten", Karren, gespannt, den er unter Gelächter durch das Dorf ziehen muß. Der Charakter des Lechgauers ist sehr empfindlich; im Unterinnthal muß man gegen die Leute grob sein und bleibt dennoch ein beliebter, „feiner Herr". Hier aber würde man es stark verderben, da der Lechthaler gegen nichts empfindlicher ist, als gegen unfreundliches Benehmen.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Südafrika. Aus Kapstadt sind Nachrichten eingetroffen, denen zufolge Dr. Livingstone sich im Januar wohlbehalten am Sambesi befand; die Nachricht von seinem Tode war also falsch gewesen. Uebrigens ist er zurück berufen worden, da alle seine Prophezeiungen von einem ergiebigen Felde für Missionen und Baumwolle sich nicht erfüllen können.

Zwischen Kapstadt und Port Elizabeth ist mit Anfang des Jahres 1864 eine regelmäßige Dampferfahrt ins Leben getreten.

Port Natal gedeiht. Die Einfuhren stellten sich 1864 auf einen Geldwerth von 473,333 Pf. St., die Ausfuhr betrug 123,086. Der Anbau des Zuckerrohrs gewinnt einen größern Umfang, seitdem man Arbeiter aus Indien herbeischafft; im vorigen Jahre waren 383 solcher Kulis aus Madras eingetroffen. Der Telegraph nach der Hauptstadt Pieter Mauritsburg befindet sich in regelmäßigem Betrieb.

In der transvaalschen Republik der holländischen Bauern sind Fehden ausgebrochen. Die Parteien lieferten sich am Krokodilflusse eine Schlacht, in welcher die Gegner des Präsidenten Prätorius 40 Mann verloren.

Fossile Elephantenknochen auf Malta. Ein Mitglied der londoner geographischen Gesellschaft hat dergleichen in der Höhle bei Crendi gefunden. Merkwürdig ist bei diesem Elephanten die Kleinheit der Zähne; dieser Umstand, mit anderen Merkmalen zusammengenommen, beweist deutlich, daß dieser Elephant sich von jeder andern verschwundenen oder noch lebenden Art unterscheidet. Er war als Elephant nur ein Zwerg, nicht größer als ein Löwe. Die Malta Times vom 31. März, welche obige Notiz bringt, weist darauf hin, daß man während der letztverflossenen Jahre in verschiedenen Theilen der Inseln Malta und Gozzo auch fossile Knochen und Zähne vom Hippopotamus gefunden habe, und schließt daraus, daß die Eilande nur Bruchstücke eines ausgedehnten Festlandes seien, die mit Europa oder Afrika oder mit beiden zusammengehangen hätten. So viel kann man mit Gewißheit behaupten, daß die physische Geographie jener Region des Mittelländischen Meeres eine sehr wesentliche Veränderung seit der Zeit erfahren hat, in welcher jene Thiere auf Malta und Gozzo lebten. Uebrigens sind Zähne und Knochen von der jetzt noch Afrika bewohnenden Elephantenart, und außerdem solche von einer größern fossilen Species, neben dergleichen vom Hippopotamus, vor Kurzem durch Baron Anca in den Höhlen bei Palermo aufgefunden worden. Es ergibt sich demnach als große Wahrscheinlichkeit, daß nicht weniger als drei verschiedene Arten von Elephanten und zwei Arten von Hippopotamus auf dem Lande lebten, welches einst von Sicilien bis Malta reichte und zwar während der Nachplioeen-Periode, in der Zeit, da die ersten menschlichen Spuren gefunden werden. Von den letzteren hat man jedoch auf Malta noch nichts entdeckt. Indeß wird angenommen, daß dergleichen noch gefunden werden, wie das in den Höhlen auf Sicilien der Fall gewesen, besonders da jetzt eifrige Nachforschungen angestellt werden.

Abgesehen von den Spuren längst verschwundener Thierarten, deuten die geologischen Verhältnisse darauf hin, daß in jenen Gegenden das Land gesunken sei. Wir kennen die Adventure Bank, ein unterseeisches Plateau, das in einer Reihenfolge von rückenartigen Erhebungen sich zwischen Afrika und Sicilien ausdehnt und jetzt mit 40 bis 50 Faden Wasser bedeckt ist. Der vormalige Zusammenhang zwischen beiden Ländern ist unverkennbar, und Lyell hat behauptet, Sicilien würde mit Afrika wieder vereinigt werden, wenn auch nur eine Hebung vorkäme, dergleichen bei der Insel Sardinien stattgefunden hat, seitdem Menschen die Erde bewohnen. Dort hat der Meeresboden eine Erhebung von etwa 300 Fuß erfahren.

Miscegenation und Melaleukation in Nordamerika. In den neuengländischen Staaten und in Neuyork gehört es jetzt bei einem nicht geringen Theile der Abolitionisten zu den Hauptbestrebungen, den Neger zu verherrlichen und denselben in Kanzelvorträgen als „den vorzüglichsten Menschen der Schöpfung, als das wahre Meisterwerk Gottes" hinzustellen. Man predigt die allein beglückende Lehre von der Amalgamation und erklärt rund heraus: „Die weiße Menschenrasse kann der leiblichen und geistigen Verkrüppelung, ihrem völligen Untergange nur dann entgehen, wenn sie sich durch reichliche Aufnahme von Negerblut wieder kräftigt. Für diese dringend gebotene Vermischung haben die Negeranbeter zwei entsetzlich barbarische Ausdrücke erfunden, welche jetzt eine große Rolle spielen, nämlich Miscegenation, womit man sagen will, Erzeugung durch gemischtes Blut, und Melaleukation, Schwarzweißmachung.

Die deutsche Neuyorker Staatszeitung führt Proben aus den Reden der Schwarzweißmacher an. Der alte Abolitionist Wendell Phillips erklärte wörtlich: „Ich setze in die Zukunft ganz und gar keine Hoffnung, wenn nicht jene erhabene Mischung der Rassen stattfindet, in der wir Gottes eigene Methode für die Civilisirung und Erhebung der Welt erblicken."

In Brooklyn predigte Theodor Tilton, ein Kollege des bekannten Pastors Henry Ward Beecher, Folgendes: „Die Geschichte der Civilisation wird durch ein Wort bezeichnet, vor dem sich Viele fürchten. Das Wort heißt: Amalgamation. Im Fortgange der Zeit wird der Neger sein Gesicht weiß gewaschen haben mit dem Blut aus den Adern des weißen Mannes. Ja, Alles, was nöthig erscheint, um uns Amerikaner in die herrlichste Menschenrasse auf Erden umzuwandeln, ist das Negerelement. Die Vorsehung hat dasselbe in diesem Lande neben uns gestellt, damit wir es auf unsern Stamm pfropfen. Von allen den reichen Schätzen, welche uns hier zu Gebote stehen, ist das Negerelement der allerkostbarste. Wenn wir uns, dem Willen einer gütigen Vorsehung Folge leistend, mit den vier Millionen unserer schwarzen Brüder und Schwestern vermischen, dann werden wir kräftig, glücklich und mächtig werden; dann erst haben wir Fortschritt. Aber im Fall wir uns dessen weigern, fallen wir der Entnervung und Stupidität anheim und werden unfähig für höhere Freiheit. Die weiße Rasse ist nicht im Stande, sich hier als blondes, hellfarbiges Volk zu behaupten. Sie bedarf der Vermischung mit dem reichen, vollen, tropischen Element des Negers, um ihrer Natur Wärme und Fülle zu verleihen."

Dieser Theorie zufolge ist also der Mulatte das Ideal der Schöpfung, und wenn die W. Phillips, Ward Beecher, Tilton und Tutti quanti logisch dächten, so müßten sie den Sklavenhändlern, welche im vorigen Jahrhundert aus Afrika Neger nach Amerika brachten, Ehrendenkmäler errichten. Denn

von selbst wären die Neger nicht über See in die Neue Welt gekommen, und ohne die Sklavenhändler würden die weißen Amerikaner der „Entnervung und Stupidität" anheimgefallen sein, lediglich aus Mangel an Negern.

Dampfschifffahrt in der Magellans-Straße. Bei dem in koloffaler Weise gesteigerten Verkehr zwischen den Häfen am Atlantischen Ocean und jenen an der Südsee, machen sich die Gefahren und Verzögerungen, welche die Fahrt um das Kap Horn im Gefolge hat, immer empfindlicher bemerkbar. Man kann sie theilweise vermeiden, wenn das Schiff den Weg durch die Magellansstraße nimmt, aber auch das erscheint nicht ohne Bedenklichkeiten. Wäre sie ein breiter und gerader Kanal zwischen den beiden Oceanen, dann hätte die Fahrt keine Schwierigkeiten; aber sie ist zumeist schmal, hat unruhige See, in den Wintermonaten Schneefall, in anderen Jahreszeiten vielfach dichte Nebel, und sie windet sich in vielfachen Krümmungen. Deshalb hat für Segelschiffe diese Straße keinen Vorzug gegenüber dem Kap Horn, wo der Schiffer doch wenigstens auf hoher See sich befindet. Ganz anders gestalten sich die Sachen für Dampfer.

In Chile sind zwei Pläne aufs Tapet gebracht worden. Der erste ging dahin, die Segelschiffe vermittelst einer Anzahl von Dampfern, welche regelmäßige Stationen in der Magellansstraße haben sollten, durch diese letztere zu schleppen. Nach sorgfältiger Prüfung hat man jedoch dieses Projekt bis auf Weiteres verschoben, faßt aber um so schärfer den Plan ins Auge, eine regelmäßige direkte Dampferfahrt zwischen Chile einerseits und den Häfen des La-Plata und Brasiliens andererseits herzustellen.

Das wäre allerdings für den Verkehr ein großer Gewinn. Es verhält sich mit der Sache folgendermaßen. An der südamerikanischen Küste des Großen Oceans ist bekanntlich eine regelmäßige Dampferfahrt von Panama nach Süden hin bis zum Chiloë-Archipel in Betrieb; auf der Ostseite ist dasselbe der Fall von Pará an der Mündung des Amazonenstroms bis Buenos Ayres an jener des La-Plata. Auch sind an der Ostküste schon Dampfer bis zum Hafen Carmen an der Mündung des Rio Negro gegangen. Von da jedoch, um Südamerika herum, ist eine Lücke. Aber Versuche, beide Endpunkte durch Dampfer vermittelst der Magellansstraße zu verbinden, sind bereits angestellt worden und haben ein durchaus günstiges Ergebniß geliefert. Zwei Dampfer, die Chile und die America, haben (wie wir aus den Nachweisungen der Zeitung El Vapor, Valparaiso, 1. Februar, ersehen) die Fahrt gemacht und außer Zweifel gestellt, daß auf diesem Weg eine große Zeitersparniß zu erzielen ist. Die Chile legte die Strecke zwischen Montevideo und Valparaiso trotz stürmischen Wetters in elf Tagen zurück. Die America ging in neun Tagen und fünf Stunden von Valparaiso nach Panama, die Fahrt von Panama nach Montevideo wird also in weniger als zwanzig Tagen zurückgelegt.

In Chile will man nun die Regierungen Brasiliens und der La Platastaaten für die Ausführung des Plans interessiren. Auch haben sich schon Engländer gefunden, welche denselben ausführen wollen. Das eine Haus verlangte zuerst ein Monopol auf — 100 Jahre, will sich aber nun mit einer jährlichen Unterstützung von 30,000 Pfund Sterling begnügen; diese Forderung wird aber wohl noch eine Abminderung erfahren.

Noch eine Dampferlinie aus Europa nach Südamerika. Während unsere deutschen Nordseehäfen noch immer nicht daran gehen, Dampferlinien nach den südlichen Ländern der westlichen Erdhälfte einzurichten, sind die Franzosen um so rühriger. Die Linie von Bordeaux nach Rio de Janeiro hat allgemeine Gunst erworben; jetzt kommt eine zweite hinzu, zwischen Marseille und Buenos Ayres. Die Schiffe werden auch Montevideo anlaufen und in jedem Monat eine Fahrt machen.

Australien. Die Kolonie Victoria hatte im Jahre 1863 eine Einnahme von 2,766,385 Pf. St., etwa eine halbe Million weniger als im Vorjahre, weil der Ausfuhrzoll auf Gold und die sogenannte Squatter-Rente (Abgabe von Weideländereien) ermäßigt wurde und keine neuen Ländereien verkauft worden sind. Die Schulden betrugen 8,572,404 Pf. St.

Im Jahre 1862 kamen 37,836 Einwanderer an, aber 38,221 gingen ab; dagegen belief sich die Einwanderung im Jahre 1863 auf 38,983 Köpfe, während nur 34,800 abgingen.

Die Gesammtbevölkerung von Victoria belief sich am 30. September des vorigen Jahres auf 566,807 Seelen; wovon 326,916 männlich und 239,891 weiblich; das Verhältniß beider Geschlechter zu einander gestaltet sich demnach allmälig immer günstiger. Für die Mitte des Jahres 1864 veranschlagt man die Seelenzahl auf etwa 575,000. Von den oben erwähnten Auswanderern gingen die meisten nach Neuseeland, aber im vorigen Jahre sind von dort 7850 Köpfe zurückgekommen. Doch ist der Zug nach jenem Goldland immer noch beträchtlich, denn im Januar 1863 fuhren von Melbourne 5009 Köpfe nach Otago, während 2705 zurück kamen. Jetzt scheint aber der „Exodus" schwächer zu werden, denn in der Mitte Februars theilte das Ministerium der gesetzgebenden Versammlung mit, daß etwa 500 victorianische Goldgräber aus Dunedin (Hafen von Otago) um freie Rückfahrt nach Melbourne gebeten hätten; sie seien zu arm, um die Passagierkosten zu bezahlen. Ihre Bitte ist aber, mit Recht, abgeschlagen worden.

Uebrigens werden in der Kolonie Victoria immer neue, äußerst ergiebige Goldfelder entdeckt; so jetzt eins am obern Goulbourn, wo bei Woods Point jetzt große Thätigkeit herrscht. Dort liegen die „Goldriffe" wagrecht und geben eine Ausbeute, die sogar in Australien Aufsehen macht. Im Morning Star-Riffe gewann man aus 36 Tonnen (je zu 20 Centner) 1581 Unzen Gold!

Aus der Kolonie Neusüdwales lauten die Nachrichten weniger günstig. Wir haben im Globus oftmals darauf hingewiesen, daß im Klima Australiens, so gesund dasselbe auch ist, die Extreme sich berühren, und daß man von den glänzenden Schilderungen der Entdecker, welche alle „prächtiges Land" gefunden haben wollen, immer recht wohl 50 Proc. abziehen müsse. Neusüdwales leidet sehr unter scharfen klimatischen Wechseln und Gegensätzen. Im Januar und bis Mitte Februar, also im australischen Hochsommer, war anhaltende Trockenheit, dann aber goß der Regen drei Tage lang, ohne jede Unterbrechung aus den Wolken herab, und der Wind stürmte fürchterlich. Der Hunterfluß wuchs um 40 Fuß, bei anderen Gewässern zeigte sich ein ähnliches Verhältniß, und die Verheerung war groß. Wegen dieser plötzlichen Anschwellungen kann man die Stromniederungen nicht anbauen, auch an den Flüssen nur an einzelnen sicheren Stellen Ortschaften anlegen.

Der Bezirk Cumberland erntete im vorigen Jahre wegen der Dürre nicht ein Korn Weizen, und die Regierung mußte ihm für 12,000 Pf. St. Weizen zur Aussaat vorstrecken. Auch diese ist völlig verloren gegangen, diesmal weil wegen übermäßiger Nässe der Rost in den Weizen kam. Die Regierung will nun jene Summe nicht einfordern, sondern nachlassen, gibt aber weiter nichts. Nur wenige Strecken der ganzen Kolonie sind einigermaffen vom Rost verschont geblieben, und Neusüdwales läßt nun Getreide aus Californien kommen.

Südaustralien dagegen hatte eine ergiebige Ernte. Diese Kolonie ist nun 27 Jahre alt und zählt jetzt 145,000 Einwohner. Im Jahre 1862 betrug die Ausfuhr etwa 10 Millionen Thaler. Gold hat diese Kolonie nicht, wohl aber ist sie ungemein ergiebig an Kupfer. Der Viehbestand zu Ende des Jahres 1863 war folgender: 56,251 Pferde, 258,342 Stück Rindvieh, 3,431,000 Schafe. Man zählte 416 Kirchen und Kapellen, 359 Sonntagsschulen, 277 Freischulen mit 11,417 Schülern; dazu noch 6227 Schüler in Privatschulen. Die Zahl der Postämter betrug 180.

Die Kolonie Queensland wird jetzt als ein „neues Californien" bezeichnet. In den Peak Downs sind schon einige hundert Goldgräber, und die Umgegend der Ortschaft Calliope soll „ganz ungeheuer ergiebig" sein.

Neuseeland. Am 1. Januar 1863 hatten die Inseln 125,812 weiße Einwohner, ohne die Soldaten und deren Familien. Der Zuwachs hatte im Verlaufe von 12 Monaten 23,791 Seelen betragen, meist durch Einwanderung; denn auf die Geburten kommen 4064; die Sterbefälle betrugen nur 1231.

Auf die Nord-Insel kamen 46,106 Seelen, wovon auf die Provinzen Auckland 27,644, Taranaki 2211, Wellington 13,643, Hawkesbay 2608. — Süd-Insel 82,952 Seelen, wovon: Nelson 11,091, Marlborough 2386, Canterbury 20,432, Otago 45,588, Southland 3455. Die Hauptstadt dieser letzteren, fast ganz von Schotten bewohnten Provinz heißt Invercargill.

Die Rhederei Neuseelands wächst an und beträgt 287 Schiffe mit 10,825 Tonnen.

Odessa am Schwarzen Meere hat im Jahre 1863 für 28,210,349 Rubel Waaren ausgeführt. Von dieser Ziffer kommen etwa 7 Millionen auf Wolle; auch war die Verschiffung von Getreide beträchtlich. Die Einfuhr betrug nur 9½ Millionen. Für diese wichtige Hafenstadt wird die Blüthezeit erst kommen, wenn sie mit den produktenreichen Gouvernements des Innern durch Eisenbahnen verbunden worden ist. Eine derselben ist im Bau begriffen.

Die überseeischen Besitzungen Großbritanniens haben, nach den neuesten amtlichen Ermittelungen, im Jahre 1861 eine Volksmenge von 145 Millionen Bewohnern.

Auf Indien, mit 933,122 engl. Quadratmiles, kommen 135,634,244 Seelen; auf Nordamerika (ohne die Länder der Hudsonsbay-Kompagnie und das Gebiet am Red River) 198,169 Q.-Miles, mit 3,305,872 Seelen. Westindien, 88,511 Q.-Miles, 1,081,687 Seelen. Australien nebst Neuseeland 1,333,338 Seelen. Dazu würden dann noch Ceylon, Südafrika, Mauritius und viele andere Besitzungen kommen, denn die Zahl der britischen Kolonien beträgt mehr als 50.

Die Gesammteinnahmen der Kolonien betrugen im Jahre 1861 nicht weniger als 56,218,420 Pf. St., wovon auf Indien 42,903,234 Pf. St. entfallen; aber Indiens Schuldenmasse betrug 101,877,081, jene der nordamerikanischen Besitzungen 16,058,724, Westindiens 1,695,914, Victoria's 6,285,060, Neusüdwales 4,017,630, und der Kapkolonie 565,005 Pf. St.

Die Gesammteinfuhren in diesen sämmtlichen Besitzungen hatten einen Werth von 93,945,885 Pf. St.; sie exportirten für 86,286,034 Pf. St. In englischen Fabrikaten bezogen sie für 47½ Million Pf. St., davon gingen nach Indien für 21,679,032, nach Australien für 13,467,370 Pf. St.

Die Schifffahrtsbewegung, alle ein- und auslaufenden Fahrzeuge zusammen gerechnet, stellte sich auf 22,849,461 Tonnen.

Handelsverkehr und Schifffahrt Großbritanniens und Irlands im Jahre 1862. Die amtlichen Nachweise thun dar, daß die Einfuhr sich auf 225,716,976 Pf. St., die Ausfuhr auf 166,168,134 Pf. St. belief. Von den Ausfuhren waren für 123,992,264 Pf. St. Erzeugnisse des Vereinigten Königreichs und für 42,175,870 Pf. St. der Kolonien. Bei der Einfuhr kommen auf Erzeugnisse des Auslandes 160,433,725, auf jene der britischen Besitzungen 65,283,251 Pf. St. Der Werth der Ausfuhr englischer Produkte und Fabrikate hat sich während der letztverflossenen 14 Jahre verdoppelt.

Die Handelsflotte bestand aus 28,440 Schiffen von 4,934,400 Tonnen Tragfähigkeit und war mit 228,139 Leuten bemannt. Dazu kamen in den britischen Besitzungen 10,987 Schiffe von 1,106,958 Tonnen Gehalt mit einer Bemannung von 76,032 Köpfen.

Sterblichkeitsverhältniß in England und Wales. Durch amtliche Erhebung ist ermittelt worden, daß im Durchschnitte jährlich von je 100,000 Seelen 2217 sterben, oder je $22,_{17}$ per mille. In einzelnen Gegenden ist aber die Sterblichkeit viel geringer; sie beträgt z. B. im Distrikt Farnborough, Südengland, und in den Bezirken Bellingham und Rothbury in Northumberland nur 15 von 1000. In London beträgt der Durchschnitt 2222 von je 100,000 Seelen.

Glaubensbekenntnisse in Irland. Nach dem letzten, kürzlich ausgegebenen Census für Irland vertheilen sich die Religionsbekenntnisse der gesammten Bevölkerung der Insel von 5,798,967 Seelen folgendermaßen: Staatskirche 693,357; Katholiken 4,505,275; Presbyterianer 523,291; Methodisten 45,399; Independenten 4532; Baptisten 4237; Quäker 3360; Juden 393; verschiedenen Glaubens 18,798. Bekanntlich müssen auch in Irland alle Andersgläubigen zum Unterhalt der Staatskirche beitragen.

Volksmenge im Königreich Polen. Das „Czarthum Polen" zerfällt in fünf Gouvernements, welche nach der Zählung von 1860 eine Gesammtbevölkerung von 4,840,466 Seelen hatten. Davon kommen auf das Gouvernement Warschau 1,728,090; Lublin 967,205; Radom 946,737; Augustowo 636,531 und Plotzk 561,903.

In Polen wiederholt sich dieselbe Erscheinung, welche wir auch in anderen Ländern finden, wo Slaven wohnen, daß nämlich wenige größere Städte vorhanden sind, während eine Menge kleiner, wenig bedeutender Städte mit einigen tausend Einwohner über das Gebiet zerstreut liegen. Selbst Böhmen, wo doch die Bevölkerung zu zwei Fünfteln aus Deutschen besteht, hat nur eine Stadt mit mehr als 100,000 Einwohnern, Prag; von allen übrigen hat keine mehr als 20,000 Seelen, und die, welche dieser Ziffer nahe kommen, z. B. Reichenberg und Budweis, sind deutsch.

Der vor uns liegende neueste „St. Petersburger Kalender" (in deutscher Sprache) macht für das Königreich Polen nicht weniger als 112 Städte namhaft. Wir wollen diejenigen hier anführen, welche mehr als 10,000 Seelen haben. Kalisch 12,585; Lublin 19,054; Lodz (wo deutsche Industrie vorhanden ist) 31,564; Piotrkow 11,209; Plotzk 13,351; Radom 10,073; Sgjersch 12,510; Suwalki 12,573 und Warschau 162,805 Seelen.

Die Bevölkerung Mecklenburgs war bisher in Folge der eigenthümlichen in jenem Lande herrschenden Verhältnisse entweder in rückgängiger Bewegung oder wuchs doch nicht an. Obgleich sich dort die in jeder Beziehung höchst wunderlichen und äußerst rückständigen politischen und ökonomischen Beziehungen nicht geändert haben, so hat doch die Bevölkerung sich im vorigen Jahre — um 83 Seelen vermehrt!! In den Städten wuchsen 941 Seelen zu, aber auf den Domänen hat die Einwohnerzahl um 213, auf den zahllosen Rittergütern um 686 Seelen abgenommen. Mehr geboren als gestorben sind 6129 Personen, also müssen 6046 Leute ausgewandert sein. Und die Mecklenburger wandern gern aus, weil in jenem Lande freie Beweglichkeit nicht vorhanden ist.

Kindermärkte in Schwaben. Wie wir erfahren, fanden auch wieder in diesem Frühjahre in Ravensburg, Wangen und anderen Orten Oberschwabens sogenannte Kindermärkte statt, bei denen sich zahlreiche Kinder und junge Leute aus Vorarlberg, Tyrol und der Schweiz, besonders aber aus Montafun, einfinden. Anderseits kommen die reichen Hofbauern der Umgegend in die Städte, um die jungen Leute als Treib- und Hirtenknaben oder Kindermädchen zu miethen. Die Kinder, welche zum ersten Male auf dem Markte erscheinen, finden sich meist in Gesellschaft solcher ein, die schon einmal dagewesen. Im Herbste kehren sie mit geringen Lohnersparnissen zu ihren armen Eltern oder Verwandten zurück.

Ein Gemeinderath in Sicilien. Nicht weit von Messina in Sicilien liegt die Gemeinde Mongiuffi Melia, in welcher bisher weder der Geistliche noch der Gemeindevorstand daran gedacht haben, Kindern weiblichen Geschlechts irgend welchen Unterricht zu ertheilen. Die Provinzialbehörde ist aber seit einiger Zeit damit beschäftigt, auf Sicilien das Volksschulwesen zu heben, und forderte auch den Gemeindevorstand der genannten Ortschaft auf, eine geeignete Person aus Mongiuffi Melia zu bezeichnen, die in dem neuerrichteten Seminar für Schullehrerinnen aufgenommen und ausgebildet werden solle. Die amtliche Zeitung von Messina theilt nun die wahrhaft klassische Antwort des Syndicus jener Gemeinde mit. Der würdige Mann schreibt:

„Die Gemeinde Mongiuffi Melia erkennt ganz und gar nicht an, daß Unterricht und Schulbildung für Frauenzimmer irgend welchen Nutzen haben. Die Weibsleute in unserer Gemeinde sind zumeist mit dem Hüten des Viehs beschäftigt und haben für die täglichen Bedürfnisse unseres Lebens zu sorgen. Schulunterricht ist ein Luxusartikel, der nur für große Städte paßt, aber keineswegs für arme Dorfgemeinden. Wenn aber trotzdem die Regierung darauf besteht, uns eine Schulmeisterin herzuschicken, so kann ich vorher sagen, daß dieselbe verhungern wird. Auf alle Fälle gehen der Gemeinde die Mittel ab, um ein Mädchen zur Lehrerin ausbilden zu lassen. Der Gemeinderath hat deshalb einstimmig beschlossen, daß die Gemeinde überhaupt keine Schullehrer braucht und das Ansinnen der Provinzialbehörde demgemäß abzulehnen sei."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus meinem brasilianischen Tagebuche.

Von **Woldemar Schultz.***)

I.

Die Allerheiligen-Bay. — Einfahrt zum Hafen von Bahia. — Anblick der Stadt und erste Eindrücke. — Cidade baixo. — Negersklaven. — Die Minas als freie Arbeiter. — Anbahnungen zur Emancipation. — Schwarze Handwerker. — Die Kaufleute. — In der Oberstadt. — Ausblick auf die Bay. — Hausssklaven.

Die elliptische Einbuchtung an der Nordküste Brasiliens, die Bahia de todos os Santos, deren Längenausdehnung fünf deutsche Meilen betragen mag, ist geräumig genug, um die größte Kriegsflotte der Welt aufzunehmen. Auch ist sie bequem zu erreichen und gewährt dem Seefahrer vollkommenen Schutz gegen Sturm und Wogenschlag. Vergegenwärtigt man sich weiter die Fruchtbarkeit der ausgedehnten umschließenden Lande und die günstige Lage dieses natürlichen Hafens in der Mitte des Südost- und Südwesthandels, so wird man es natürlich finden, daß hier ein wichtiger Handelsmarkt entstanden ist, auf dem, im Laufe der Zeiten, ein Zusammenfluß von Menschen entfernter Erdtheile stattgefunden hat.

Die Einfahrt des Hafens von Bahia ist eine halbe deutsche Meile breit; sie liegt zwischen den fruchtbaren Ufern des langgestreckten Eilandes Itaparica und der schmalen Zunge des Festlandes, die ein Stück ins offene Meer hinausragt. Auf der äußersten Spitze der erwähnten Landzunge liegt, umwogt von der Meeresbrandung, das Fort und der Feuerthurm von S. Antonio, den unser Mann im Mastkorbe schon in der Entfernung mehrerer Seemeilen entdeckt hatte.

Mit südwestlichem Cours steuerten wir direkt auf diesen Wegweiser los. Unsere Bark segelte mit günstigem Winde, stöhnend, aber eilig, arbeitete sie sich durch die salzige grüne Fluth. Abends fünf Uhr hatten wir die weite Einfahrt erreicht, die nur durch die unregelmäßig geformte Sandbank von S. Antonio verengt wird, deren Südende von dem Seefahrer zu vermeiden ist. Um die Spitze des Kap St. Antonio herum steuerten wir in die weite, schöne Bay hinein, auf die Stadt S. Salvador los, deren Häusermassen sich längs der Ostufer der Bahia und der angrenzenden Höhen in langen Linien aufbauen.

Neger aus Angola; in Bahia.
(Nach einer Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

Von der Ostspitze S. Antonio erstreckt sich ein niederer Höhenzug in einer weiten, sanften Kurve nach dem Innern, das Nordostufer der Bay, in einstündiger Ausdehnung, dicht begleitend. Am Fuße dieses Höhenzuges, an seinen Hängen und auf seinem breiten Rücken gruppiren sich die Häuser der Stadt, im untern Theil in langen, dichten, ziemlich regelmäßigen Reihen, Straßen bildend, im obern Theile in unregelmäßigem Durcheinander die Höhen krönend, umgeben von Gärten im tiefdunklen saftigen Grün halbversteckt, mit dem brillant beleuchteten weißen Mauerwerk hie und da hervorblickend.

Besäumt vom lapislazulifarbenen Meere, überdacht vom duftigen, azurnen Aether, erhebt sich, ausgestattet mit allem Glanze einer brasilianischen Landschaft, amphitheatralisch S. Salvador.

Unser Barkschiff rückte weiter und weiter vor, wir hatten uns dem Mastenwalde des eigentlichen Hafens schon so weit genähert, daß die verschiedenen Flaggen der seefahrenden Nationen, die von den Toppspitzen und den Gaffeln der Schiffe, die hier geankert hatten, in bunter Abwechselung wehten, ziemlich genau zu erkennen waren. Da erschallte das Kommando des Kapitäns, und in den Grund rasselten die schweren Anker. Still, fast regungslos lag gleich darauf das Schiff, so daß die schlanken Masten aus nordischem Tannenholz festgewurzelt schienen im tropischen Meeresgrunde. Wir lagen nur etwa 800 Schritt vom nächsten Ufer, so daß der neugierige Blick manche Einzelheiten der Landschaft aufzufinden und zu unterscheiden vermochte. Vor Allem die schlanken Schafte vereinzelter Palmen, die aus dem niedern, dichten Laubwerk hoch emporragten, gekrönt mit zierlichem Blätterschmuck; dann die massigen Musabüsche, die gleichsam aus der fruchtbaren Erde quollen, weit hinleuchtend mit dem frischbelebenden Saftgrün ihrer Rie-

*) Herr W. Schultz, k. sächs. Oberlieutenant, ein sehr eifriges Mitglied des Vereins für Erdkunde in Dresden, verweilte einige Jahre in Brasilien, wo er insbesondere auch die Provinz Rio grande do Sul, in welcher er Vermessungen angestellt hat, sehr genau kennen lernte. Wir haben mehrere von ihm entworfene Karten gesehen, die ganz ausgezeichnet sind und den Beweis liefern, daß in Sachsen Oberreit treffliche Nachfolger hat. Diese Karten werden veröffentlicht werden. A.

senblätter. Diese auffallenden Pflanzenformen bilden gewissermaßen die Titelvignette zu dem tropischen Theile des gewaltigen Buches der Natur.

Es war Abend geworden, die große goldene Sonnenscheibe war klar und rein hinter den entfernten zackigen Bergen, welche die Bay weit im Westen begrenzen, hinabgesunken, sie vergoldete beim Scheiden die neckenden Wellenspitzen des friedlichen Binnenwassers.

Der dunkelrothe Streif am Abendhimmel verwandelte sich in einen zitronengelben Ton, sodann in ein Hellgrün und schließlich in ein eigenthümliches Milchweiß. Die eilig der Sonne folgenden dunklen Schatten der Nacht gönnten aber dem Beschauer kaum Zeit, die sanften Uebergänge der Beleuchtung zu beobachten; sie verwischten die milden Zwischentöne schnell vom Abendhimmel. In dieser Zone gibt es ja bekanntlich keine Dämmerung, kurz ist die Spanne Zeit, welche den lichten Tag von der finstern Nacht trennt. Millionen funkelnder Sterne waren in ihrem Gefolge erschienen, ohne indessen des Tagesgestirns erhellende Strahlen zu ersetzen.

Noch kurz vorher, während die Landschaft im Schein der Abendsonne prangte, war eine Brigg, ein zweimastiges Schiff, in die Bay eingelaufen und kaum auf Pistolenschußweite neben uns vor Anker gegangen. Neugierig hatten die Steuerleute und Matrosen dessen Rumpf und Takelwerk gemustert, um wo möglich zu ergründen, was für ein Landsmann es sei. Erfahrenen Seeleuten, wie die meisten waren, wird es leicht, an der Bauart, den Masten, dem Segelwerk die Nationalität eines Schiffes zu erkennen; indessen wollte es diesmal Keinem recht gelingen. So viel Urtheile laut wurden, so abweichend und verschieden waren dieselben. Unser erster Steuermann meinte, es sei eine verkappte englische Kriegsbrigg, die uns für ein Sklavenschiff gehalten und uns nachgesegelt sei. Darüber lachten die anderen Seeleute; sie entgegneten, man müsse dann doch die Stückpforten sehen, von denen allerdings keine Spur zu entdecken war. Unterdessen wurden unsere Zweifel bald gehoben, der Trommelwirbel am Bord unsers Nachbars belehrte uns, daß der Steuermann Recht gehabt hatte. Man erzählte mir nun, wie diese Kreuzer dadurch, daß sie ihre Stückpforten maskiren, ihre Raaen und ihr Tauwerk nachlässig aufschnüren, sich den Schein geben, als seien sie harmlose Kauffahrer.

Die Nacht war mild und schön, die frische Seebrise, die uns angenehme Kühlung zuführte, vermischte sich mit dem balsamischen Duft der Wohlgerüche der Tropenflora. — Drüben in der Hafenstadt hatte man ein Licht nach dem andern angezündet.

Während sich die Conturen der Häusermassen meist unbestimmt im Dunkel der Nacht verloren, traten einzelne Gebäude mit hellerleuchteten Fenstern um so bestimmter hervor. Aus einem derselben ertönten durch die stille Nacht die Melodien einer Verdi'schen Oper. Die langentbehrten harmonischen Töne bildeten das Finale zu einem unvergeßlichen Schauspiele lebender Bilder, welche sich in reichster Abwechselung nach und nach vor uns enthüllten.

Am nächsten Morgen war schon zeitig Leben am Bord; wir Alle wären gern gleich ans Land gegangen, indessen mußte, ehe wir landen durften, die Durchsicht der Schiffspapiere und die Genehmigung der brasilianischen Behörden abgewartet werden. Gegen neun Uhr näherten sich, für unsere Ungeduld viel zu langsam, zwei Fahrzeuge mit den Zoll- und Sanitätsbeamten. In den überdachten Theilen der Boote saßen einige elegant gekleidete weiße Männer, während Neger und Mulatten, nachlässig angethan mit buntgestreiften Hemden und Hosen, im Vordertheil ohne Uebereilung die Ruder führten. An dem Flaggenstock über dem Steuer wehte die brasilianische Flagge, an der wir den officiellen Beruf der Nahenden erkannten.

Nachdem die genannten Behörden ihre Geschäfte am Bord unseres Bootes beendet hatten, wurde eilig eines unserer kleinen Boote in See gelassen. An einer schwankenden Strickleiter kletterten einige Matrosen voraus, um die Ruder zu ergreifen, dann folgten der Kapitän und wir auf demselben unbequemen Wege. Glücklicherweise war Ebbe und das Wasser wenig bewegt, so daß unsere Jolle ziemlich ruhig lag. Mit kräftigem Ruderschlag führten uns unsere Matrosen in kurzer Zeit nach der Stadt, in der einzelne Häuser bald deutlich zu unterscheiden waren. An einer großen Treppe des Kais legten wir an. Das Meer brandete hier so heftig und schaukelte unser Boot so sehr, daß wir nicht ohne Gefahr ans Land gelangten.

Bahia, der zweitwichtigste Hafen des brasilianischen Kaiserreichs, war als S. Salvador lange Zeit Sitz der Centralregierung des gesammten Kolonialreiches, ist heute eine belebte Handelsstadt mit 100,000 Einwohnern und zugleich Hauptstadt einer weiten, fruchtbaren Provinz, die einen Flächenraum von 14,000 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 1,000,000 Seelen zählt. Die Ausfuhr erreichte z. B. im Jahre 1854 die Höhe von 10,431 Contos, während sich die Einfuhr in demselben Jahre auf 12,926 Contos belief.

Ich hatte mir keine geringe Vorstellung von dieser brasilianischen Stadt gemacht und betrat sie daher mit gesteigerten Erwartungen. Aber wie so Vieles in der Welt seinen zauberischen Reiz bei näherer Betrachtung verliert, so auch S. Salvador.

Die untere Stadt, die Cidade baixo, mit den hohen Häusern und den engen Straßen, ist der eigentliche Schauplatz des Geschäftslebens; hier liegen die Börse, das Zollgebäude ꝛc. Hier auch befinden sich die Komptoirs der größten Export- und Importhäuser, hier aber auch bewegt sich das farbige Proletariat umher, welches in Bahia stärker als in irgend einer brasilianischen Stadt vertreten ist; man sieht Typen aller Menschenrassen und aller ihrer Zwischenstufen. Wie überhaupt im südamerikanischen Kaiserreiche, so auch ganz besonders an diesem einzelnen Punkte desselben bilden die Neger die Mehrheit der Bevölkerung.

Bekanntlich hat man sie mit Anwendung der Gewalt auf diesen Boden versetzt. Die europäischen Kolonisten überzeugten sich schon früh, daß der eingeborene rothe Mensch, seiner Freiheit beraubt und in ein sklavisches Verhältniß gebracht, nur eine ungenügende Kraft für den Pflanzungsbetrieb ist, daß seine sensitive Natur sich für andauernde Arbeit keineswegs eignet. Aber nicht allein dieser Umstand veranlaßte die fortgesetzte Nachfrage nach schwarzen Braços (d. h. Armen, Arbeitern), sondern auch die Schwierigkeit, indianische Sklaven in ausreichender Zahl zu erlangen und auf den Fazendas (Landgütern) festzuhalten; Regierung und Klerus in Brasilien schützten übrigens auch nach Möglichkeit die Eingeborenen gegen unberechtigte Unterdrückungen. Von Jahr zu Jahr steigerte sich daher, ganz besonders in den mittleren und tropischen Provinzen, der Bedarf an Arbeitskräften der Art, daß der schnöde Menschenhandel an diesen Küsten einen immer größern Aufschwung nahm. Man sagt, die Einfuhr von Negersklaven solle sich in den zwanziger Jahren unseres Säculums auf durchschnittlich 80,000 Köpfe im Jahre belaufen haben, von denen ein guter Theil in Bahia feil geboten worden ist. So wird es dann erklärlich, daß man auch heute noch in den Mauern dieser Stadt, nachdem der Negerimport seit 13 Jahren aufgehört hat, eine große Zahl von Söhnen

und von Töchtern der afrikanischen Bundastämme, Congos, Benguelas, Monjolos und selbst der ostafrikanischen Mozambiques findet; fast scheint es, als habe sich die Negerbevölkerung des gesammten Reiches diese Stadt in neuerer Zeit zum Stelldichein ausersehen. Bahia de S. Salvador hat durchaus keine Ursache, auf diesen Vorzug stolz zu sein; der sittliche Ruf der Bevölkerung kann dabei kaum gewinnen.

Wenn man durch das schmutzige Labyrinth der engen

Straße in Bahia.

Gäßchen der untern Stadt wandert, so sieht man auf den Stufen der Hausthüren und auf ebener Erde ganze Reihen schwarzer Gestalten sitzen, meist mit Strohflechten beschäftigt. Ihr beständiges Geplapper mit den gutturalen aus der Brust hervorgestoßenen Lauten und ihr heiseres, ewiges Gelächter verursachen einen abscheulichen Lärm.

Es befremdet, daß man in einem Lande, das so großen Mangel an menschlichen Arbeitskräften leidet, eine so bedeutende Zahl von robusten Negern in den Städten sieht. Das hängt zum guten Theil mit der wirthschaftlichen Krisis zusammen, in der sich das Land zur Zeit befindet. So lange Brasilien noch abhängige Kolonie war und unter dem Einfluß der unduldsamen Kolonialpolitik des Mutterlandes stand, gab es für den freien portugiesischen Einwanderer als Erwerbsquelle in der Hauptsache nur die Bodenkultur, aber auch diese durfte nur unter mannigfachen Beschränkungen betrieben werden. Damals konnte man die Sklaven nur zur Arbeit auf den Pflanzungen und allenfalls noch zum häuslichen Dienst verwenden. Das hat sich, seitdem Brasilien unabhängig ist, sehr geändert. Die Bodenkultur kann nun frei und unbeschränkt gepflegt werden, wie auch jede andere Industrie.

Eine erhebliche Zahl von Sklavenbesitzern ließ daher in neuerer Zeit ihre Schwarzen in einträglichen Handwerken unterweisen und vermiethete sie dann für hohe Preise an eingewanderte Industrielle. Aber auch die, welche nur

Handarbeit zu verrichten verstehen, schickt der Herr in die aufblühenden großen Handelsstädte, denn das macht weniger Mühe und bringt meist mehr ein, als die Ausnutzung der Kräfte der Sklaven in der Plantage. Der Anfang zu einer naturgemäßen Emancipation der Neger ist auf diese Weise gemacht; dieselben sind mit Beginn dieser Verwendung in ein neues Verhältniß zu ihren Herren getreten, gewissermaßen in das Verhältniß der Hörigen, denen Gelegenheit wird, sich Eigenthum zu erwerben. Bei den gemäßigten Grundsätzen, die in Brasilien ziemlich allgemein in Betreff der Emancipation der Sklaven herrschen, wird es ihnen auf diese Weise möglich, das eiserne Band, das sie an den Herrn fesselt, zu lösen.

Die erste Stelle nehmen unter den Negern in Brasilien die Schwarzen aus Guinea ein, und zwar die von der Goldküste, hier zu Lande allgemein Minasneger genannt; sie sind zum großen Theil frei. Sowohl durch ihre hellere Hautfarbe, die dem Schwarzgelb gleicht, unterscheiden sie sich auffallend von anderen Menschen ihrer Rasse, als auch durch ihre außerordentlich kräftige, hohe Gestalt. In ihren Gesichtszügen liegt nicht, wie beim Congo, ein großer Grad geistiger Beschränktheit, sondern meist ein Ausdruck grenzenloser Brutalität. Diese Minas werden wegen ihrer Kraft und wegen ihres Fleißes zwar von den Weißen sehr geschätzt, indessen taugen sie zu Sklaven wenig, denn ihr Unabhängigkeitssinn läßt sie nicht ruhen noch rasten, bis sie das schwere Joch abgeschüttelt haben. In diesem Bestreben halten sie fest zusammen und unterstützen sich gegenseitig, ja sie sind der größten Aufopferung fähig, wenn es gilt, einen Sohn oder eine Tochter ihres Stammes aus den Händen eines harten Herrn zu befreien; man erzählte mir davon rührende Geschichten. Unter der dunkelfarbigen Bevölkerung Brasiliens erfreuen sie sich eines gewissen Ansehens.

Mit einer angeborenen Würde, voll Selbstgefühl und

Neger aus Quinbombo und aus Cabinda; Bahia. (Nach einer Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

Stolz schreiten diese Minas durch die Straßen. Sie scheinen wenig von der angeborenen organischen Ueberlegenheit zu empfinden, die man dem weißen Mann über den schwarzen zuschreibt, wenigstens thut sich eine solche Empfindung oder Erkenntniß nicht durch besondere Ehrerbietung kund.

Dem Fremden fallen die Minasnegerinnen besonders auch durch ihre Tracht auf; sie ist malerisch und verräth Geschmack. Den Kopf ziert der blendend weiße Turban, der elegant verschlungen ist, Hals und Arme sind vielfach mit Korallenschnüren, oft selbst mit goldenen Armspangen geschmückt. Ein feines, weißes Hemd verhüllt den Oberkörper, ein weiter, faltiger Rock von modischem Stoff

und auffallenden Farben vervollständigt den Anzug. Die Minasnegerin trägt einen blaugestreiften, leicht über die eine Schulter geworfenen Shawl. Dieses Stück der Toilette scheint uniform zu sein, denn ich habe es sowohl hier, wie an allen übrigen Punkten Brasiliens bei ihnen immer wieder gesehen, und zwar von ganz gleichem Stoff und Muster. Während die freien Minasneger meist im Tagelohn arbeiten, halten die Negerinnen auf den Straßen und Märkten alle Gattungen von Früchten und Gemüsen feil oder verdienen sich als Wäscherinnen ein gut Stück Geld.

Nicht weniger kräftig gebaut und stark sind die Neger von der Ostküste von Afrika, von Mozambique, indessen von weit dunklerer Farbe. Sie wurden mir geschildert als besonders brauchbar zu schweren Arbeiten, indessen zugleich auch als widerspenstiger und leidenschaftlicher als alle anderen Söhne Afrika's. Man trifft sie in den Städten durchbrochen, in deren einzelnen durch Wände getrennten Abtheilungen sich die wenig einladenden Werkstätten, die sogenannten Logen, der geringen Zahl Industrieller von Bahia befinden: der Schneider, Schuhmacher, Tischler ꝛc. Ueberall sieht man den schwarzen Gesellen seinen Meister in der Arbeit unterstützen. Unter den Meistern sind auch, wie bereits bemerkt, eine Menge Neger, die schon in früher Jugend oder selbst noch in einem vorgeschrittenen Alter Handwerke erlernen. Ihre große angeborene Handfertigkeit und Nachahmungskunst unterstützt sie dabei außerordentlich. Zu solchem Berufe sucht man meist die kleineren und schwächeren, dunkelschwarzen Angolas, Benguelas, Monjolos und Rebolos aus.

Die oberen Stockwerke der Häuser scheinen, nach den bestäubten und zerbrochenen Fenstern zu urtheilen, vielfach unbewohnt zu sein oder doch nur zu untergeordneten Zwecken

Eine Minas-Negerin in Bahia. (Nach einer Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

unter den schwarzen Lastträgern, die hier ein ausgedehntes Feld der Thätigkeit finden, denn man findet kaum andere Transportmittel, als Menschen; Maulthiere, die man hie und da auch verwendet, sind selten und theuer, außerdem können auf deren Rücken umfängliche Lasten nicht befördert werden, das besorgen in Bahia besonders allein die Neger. Diese schleppen die schwersten Lasten durch die engen Straßen, entweder an langen Stangen oder auf dem Kopfe. Wenn irgend thunlich, fallen die Neger dabei in eine Art Laufschritt, der nach dem Takt eines rauhen Gesanges ausgeführt wird. Es erregt Staunen, welche Kraft diese schwarzen Männer in ihren Halsmuskeln vereinigen und welche Geschicklichkeit in der Beförderung der verschiedenartigsten Lasten auf dem Kopfe. Truppweise eilten sie mit schweren Zuckerfässern, Baumwollenballen ꝛc. an mir vorüber.

Hallenartig sind die Erdgeschosse der hohen Gebäude benutzt zu werden. Hier und da deutet wohl ein Konsulatschild am Balken eines Hauses darauf hin, daß wir uns vor dem Komptoir eines großen Kaufmannes befinden.

Nicht ohne Stolz zählte ich eine große Zahl deutscher Namen unter den Firmen der bedeutendsten Handelshäuser.

Nachdem man sich durch eine Reihe schmaler Straßen hindurchgewunden, gelangt man an einen freien, viereckigen Platz, den Mercado. Wie im Orient, so ist auch hier ein Theil desselben mit hohen Mauern umschlossen. Ein Becken mit ab- und zuströmendem Wasser bildet den Mittelpunkt dieses begrenzten Raumes, der von Verkäufern und Verkäuferinnen verschiedener Viktualien eingenommen wird.

Hier bietet man die mannigfaltigsten Arten von Früchten feil, die herrlichsten Orangen von staunenswerther Größe, die im ganzen östlichen Südamerika wegen ihres

außerordentlichen Saftreichthums bekannt und beliebt sind; neben ihnen prangen aromatische Ananas, vielgesuchte Mangas, süße Feigen, dann die Riesentrauben des Musastrauches, mit den zahlreichen, schmackhaften und gesunden goldgelben Bananen — das treffendste Symbol tropischen Fruchtreichthums —, milchreiche Kokosnüsse und eine Menge anderer schätzbarer Erzeugnisse des immensen Brasilgartens; sie alle laden hier durch Farbe und Geruch zum Kaufen ein.

In und außerhalb dieser Mauern wogt, in ununterbrochener Unterhaltung, eine bunte Menge hin und her, bunt in Beziehung auf die Hautfarbe, deren feine Nüancen, vom aristokratischen Weiß bis zur sogenannten Proletarierfarbe des Negerschwarz, alle auf engem Raume vertreten sind.

So waren denn die Eindrücke, die ich während der ersten Stunden meines Aufenthaltes in den Mauern der brasilianischen Stadt aufnahm, eben nicht sehr wohlthuend. Ich tröstete mich mit der Hoffnung, in dem obern aristokratischen Westend von Bahia eine günstigere Meinung von dem südamerikanischen Städteleben zu erlangen.

Eine breite, gepflasterte Straße, die sich an dem Hange des Bergrückens ziemlich steil aufwärts windet, verbindet die sogenannte Cidade alto mit der Cidade baixo, die obere mit der untern Stadt. Unter den heißen Strahlen der Tropensonne ist es schon ein Stück Arbeit, selbst diese Böschung zu ersteigen. Dies empfand ich, der Ankömmling aus gemäßigtem Klima, nicht allein, sondern alle die seit Jahren hier lebenden Ausländer, ja selbst die hier geborenen Weißen, scheuen den Besuch dieser sonnigen Passage in den Tagesstunden. Mir wurde versichert, daß die Europäer, je länger sie dem tropischen Klima ausgesetzt sind, dessen Einflüssen um so weniger zu widerstehen vermögen; der erschlaffende Körper leidet mit jedem Jahre mehr unter der zersetzenden, feuchtwarmen Atmosphäre der brasilianischen Waldregionen.

Ein Brasil-Neger in Bahia.
(Nach einer Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

Nachmittags zwei Uhr werden die Komptoirs geschlossen. Man arbeitet hier eben nur von neun Uhr Morgens bis zu dem besagten Zeitpunkte, dann besteigen die Europäer, welche meistens Kaufleute sind, ihre Maulthiere und reiten, den aufgespannten Regenschirm zum Schutz gegen die Sonne in der Hand, im langsamen Trott bergauf, um den Rest des Tages gewöhnlich in abgeschiedener Stille im Kreise ihrer Familie, in den Villen der obern Stadt zu beschließen. So verbringt der gebildetere Theil der Bevölkerung sein Dasein in Brasilien; nach einigen Stunden einer halben Thätigkeit folgen die abwechselungslosen Stunden der Ruhe, die farblos fast einen Tag wie alle Tage dahinfließen. —

Ohne das erwähnte Mittel des Fortkommens blieb mir, da ich von den außerordentlich gastfreundlichen Landsleuten für den Abend zum Thee und zu einem solennen Kegelschieben im deutschen Clubb eingeladen war, nichts übrig, als den besagten Weg im Schweiße meines Angesichts zurückzulegen. Man muß sie empfunden haben, die glühenden, senkrechten Strahlen dieser Sonne, man muß die heiße Stickluft, die dem erhitzten Boden entquillt, auf dem die Sohlen des Wanderers brennen, geathmet haben, um zu begreifen, daß es hier eine Anstrengung ist, eine Viertelstunde Weges im Aufwärtssteigen zurückzulegen. Reichlich wurde ich aber dafür belohnt, denn von dem Kamm des Höhenzuges hat man eine herrliche Aussicht. Unmittelbar vor und unter mir lag die Hafenstadt, mit ihren stundenlangen Straßen, ihrem bunten Gewühl auf dem Markte und am Kai, mit dem beflaggten Mastenwalde einer Kauffahrteiflottille, deren Schiffe, so wie sie der Zufall zusammengeführt, vor Anker lagen. Die Grenze dieses Hafentheiles wird gewissermaßen markirt durch das Inselfort S. Marcello, auf dessen Zinnen die brasilianische Flagge wehte. Jenseits dehnt sich die weite, schöne, tiefdunkelblaue Wasserfläche weithin aus, besäumt von dem fruchtbaren Eiland Itaparica, dessen leuchtend grüne Waldsilhouetten die von dieser Erde viel gerühmte Eigenschaft tropischer Fruchtbarkeit bestätigen.

Viele kleine Fischerbarken mit glänzend weißen Segeln flogen, wie Seemöven, über die leicht gekräuselte Fluth dahin. Sie vermitteln meist die Verbindung mit dem Festlande und der Insel.

Weit luftiger, freier, anmuthiger als die untere Stadt, ist der obere dem Geschäftsleben entzogene Stadttheil. An den breiten, nicht gepflasterten Straßen liegen, hinter vergitterten Umzäunungen, halbversteckt im üppigen Grün tropischen Blattwerks, die einstöckigen netten Villen. — Tiefe Ruhe herrscht fast allenthalben während der heißen Tageszeit. Die Thürme und Jalousien der Häuser sind dicht geschlossen. Kaum sieht man hier und da einen vereinzelten Neger langsam, aber auch schweigsam dahin schlendern, den gefüllten Korb am Arme, in welchem sich die Einkäufe an Fleisch und Früchten für den Mittagstisch des Gebieters befinden, welcher bis Abends sechs Uhr bereitet werden muß; zuweilen hängt noch ein, an den Beinen zusammengebundener lebender Hahn, der sein heiseres, ängstliches Geschrei ertönen läßt, am andern Arme.

Diese Hausklaven, denn solche sind es gewöhnlich, entweder Congos oder Angolos, unterscheiden sich durch ihren bessern Anzug; derselbe besteht in weißen Beinkleidern, feinem Hemd von gleicher Farbe und einer Leinwandjacke, Alles saubere Kleidungsstücke, die von dem Ebenholzschwarz der Haut gewaltig abstechen. Diese Sklaven haben meist ein besseres Loos, als ihre schwarzen Brüder, die in den Plantagen auf dem platten Lande, oder als Lastträger in den Städten arbeiten. Als Köche nehmen sie eine nicht unwichtige und zum Theil auch einträgliche Stellung in den Häu-

fern wohlhabender Familien ein. Beim Einkauf der Lebensmittel, den sie stets allein zu besorgen haben, fällt ihnen mancher kleine Gewinn zu. Oft wissen sie sich durch ihre Treue und Anhänglichkeit im hohen Grad die Zufriedenheit ihrer Herren zu erwerben, ja vielfach sogar deren Gunst, so daß sich dann, besonders zwischen den Herrinnen und Dienerinnen, gewissermaßen ein Freundschaftsverhältniß bildet. Aber auch selbst da, wo ein solches Verhältniß nicht existirt, wo ein herrischer, strenger Mann seine Sklaven gern die Macht, welche er über sie besitzt, fühlen läßt, muthet er ihnen doch schon deshalb nicht allzuviel zu, weil dieses lebende Eigenthum ein allzuhohes Kapital repräsentirt, und was noch mehr ist, weil es in den meisten Fällen geradezu unersetzlich ist.

Die Rücksicht, welche Jemand zu nehmen hat, welcher sich Sklaven miethen muß, geht, unter Umständen, sogar sehr weit.

Von schönen Bauwerken oder sonstigen Sehenswürdigkeiten ist in Bahia wenig zu erwähnen. Die Kirchen und das Theater zeichnen sich höchstens durch größere Dimensionen vor den übrigen Wohnhäusern aus. In den Augen der Brasilianer mögen sie beachtenswerth erscheinen, der Europäer schreitet an solchen unbedeutenden architektonischen Schöpfungen theilnahmlos vorüber. — Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Paseo publico, dem sogenannten öffentlichen Garten. Ueberhaupt erscheint das, was Menschenhände bis jetzt auf dieser Erde geschaffen, so unbedeutend gegenüber den Schöpfungen der Natur, daß es allenthalben fast gänzlich verschwindet.

Neger aus Mozambique auf der Jagd bei Bahia. (Nach einer Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

Es ist das natürlich; die ungeheuren Raumverhältnisse und die urüppige Vegetation dieses Kontinentes stehen im offenen Widerspruch mit der thatenarmen und dünnen Bevölkerung. Die 7,000,000 Bewohner des Brasilreiches, die mindestens zur Hälfte Neger sind, und von denen die überwiegende Zahl der andern Hälfte aus freien Farbigen besteht, verstreut über einen Flächenraum von 160,000 Geviertmeilen, genügen aber nicht, in diese weiten Lande die Segnungen der Kultur zu tragen.

Die katholischen Missionen nach Lhassa bis zum Jahre 1864.

Sie haben (Globus III, 241 und 341 ff.) über die Versuche katholischer Missionäre, nach Lhassa, dem Mittelpunkte buddhistischen Lebens, vorzudringen, ausführlich berichtet. Im Anfang März gingen wieder vier junge Missionäre der französischen Missionsgesellschaft von Paris nach Cochinchina ab, um, der Route ihrer kühnen Vorgänger folgend, Tibet zu erreichen. Die Unruhen im Innern von China und der steigende Einfluß der Engländer auf die Indien zunächst liegenden Reiche scheinen mehr als früher die Bestrebungen der katholischen Missionen zu begünstigen. Betrachten wir einmal frühere Missionsversuche in ihrer chronologischen Reihenfolge und in ihren Resultaten; für die Erläuterung der hier so eigenthümlichen religiösen Zustände benutzen wir dabei auch das Werk über den Buddhismus von Emil Schlagintweit, einem jüngern Bruder der bekannten Reisenden und Naturforscher. Es ist eine werthvolle Arbeit.

Einmal schon, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, war eine katholische Mission zu Lhassa errichtet worden. Die Kapuzinermönche, von welchen sie ausgegangen war, mußten zwar schon nach wenigen Jahren Tibet verlassen; sie kehrten jedoch wieder zurück, und, sie zu neuen Erfolgen zu befähigen, wurde 1732 Pater Horacio de la Penna mit fünf Begleitern nach Lhassa abgeordnet. Man war so kühn zu hoffen, wegen der lebhaften Theilnahme, welcher sich die Mission von den geistlichen Würdenträgern Tibet's erfreute — es wurde selbst die Erbauung eines katholischen Bethauses gestattet —, daß es gelingen könne, selbst den Dalai Lama, den höchsten Priester der buddhistischen Kirche, zum Christenthum zu bekehren. Als Vicarius apostolicus für Tibet, eine Würde, die seit dieser Zeit regelmäßig vergeben wird, obwohl Missionäre erst ganz kürzlich wieder in Lhassa geduldet zu werden scheinen, hatte H. de la Penna umfassende päpstliche Vollmachten. Doch gerade seine eifrigen Bemühungen und das Interesse, welches er für die Erforschung der tibetanischen Literatur und der politischen Zustände zeigte, erregten die Aufmerksamkeit der chinesischen Regierung und wurden der Mission verderblich; H. de la Penna verließ Lhassa schon nach wenigen Jahren, und mit ihm zerfiel die Mission.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hatten sich die Kaiser von China eine Oberhoheit über Tibet zu erringen gewußt. Veranlassung dazu gaben die herrschsüchtigen Pläne des obersten Ministers des damaligen Dalai Lama, welcher den Tod des Letztern Jahre lang verheimlichte, um die Herrschaft an sich zu reißen. Er entschuldigte das Nichterscheinen seines Herrn bei festlichen Aufzügen durch das Vorgeben, er habe sich strengster Meditation hingegeben, um zu ergründen, wie den Tibetanern schon hienieden Wohlergehen und nach diesem Leben Befreiung von dem strafenden Gesetze der Wiedergeburt gesichert werden könne; den Gesandten fremder Fürsten, welche auch heute noch dem Dalai Lama jährlich reiche Geschenke senden, zeigte er eine Puppe, die theilweise den Blicken entzogen war durch den Rauch vieler wohlriechender Kräuter. Jahre lang wurde kein Verdacht rege; als der Betrug entdeckt war, folgte der chinesische Kaiser um so bereitwilliger der Einladung der Priester und der Großen von Tibet, den herrschsüchtigen Regenten zu bestrafen, als er hoffen konnte, dadurch auf die Wahl des Dalai Lama einen Einfluß zu erlangen; es war ihm dieses auch deswegen so wichtig, weil so viele seiner Unterthanen den Dalai Lama als höchsten Richter anerkennen in Allem, was Fragen der Religion betrifft, welche ja so leicht bei rohen Völkern mit politischen Zwecken in Verbindung gebracht werden können.

Seit dieser Zeit datirt die Herrschaft des Hofes von Peking in Tibet; als ein Zeichen des „freundschaftlichen Grußes", heißt es in Tibet, in Wirklichkeit aber in Anerkenntniß der Unterwürfigkeit hat der Dalai Lama jährlich eine Gesandtschaft nach Peking mit Geschenken, aus Produkten des Landes bestehend, abzusenden, und es war die Gesandtschaft des vorigen Jahres, welcher sich einer der beiden kühnen Missionäre anschließen durfte.

Der Dalai Lama, der oberste Würdenträger der buddhistischen Kirche, ist in einer Weise aufgefaßt, wie sie wohl bei keinem Priesterthum der Erde bisher sich wiederholt hat. Die einfache Identifikation des tibetanischen Kirchenoberhauptes mit dem der christlichen Kirche zu Rom kann sehr wohl als eines der vielen Beispiele angeführt werden, wie leicht einzelne äußere Formen in der Vergleichung täuschen können. Der Dalai Lama wird als die Verkörperung von Tschenresi angesehen; aus unbegrenztem Mitleide nimmt er menschliche Gestalt an, um in unmittelbarem Verkehr mit den Tibetanern sie sicherer zur Erkenntniß und dadurch zur Glückseligkeit zu führen. Seine menschliche Form ist der Zerstörung, dem Tode, unterworfen; bevor er stirbt, zeigt er seiner Umgebung noch an, in welchem Kinde er wieder auf die Erde zurückkehren werde. Seit der Herrschaft der Chinesen incarnirt sich Tschenresi stets in dem Kinde einer der chinesischen Regierung ergebenen Familie eines eingeborenen Fürsten; es gilt als eine Probe des Auffindens der wahren Incarnation, daß das Kind, welches stets schon im Alter von einigen Jahren steht, sich Einzelheiten aus dem Leben seines Vorfahren, oder wie es in Tibet heißt, aus seinem eigenen Leben, während er noch Dalai Lama war, erinnern kann. In derselben Weise werden auch die Incarnationen des Pantschen Rimpotsche, des zweit-höchsten kirchlichen Fürsten mit der Residenz zu Taschilhumpo, und der anderen Kirchen-Obersten geprüft. Auch noch andere Gottheiten, als Tschenresi, haben in dem Wunsche, die Wesen „vom Jammer des Daseins zu befreien" (bekanntlich das Grunddogma der Lehre des Buddha), in einer ununterbrochenen Reihe von Wiedergeburten menschliche Form angenommen; doch sie sind dem Ursprunge nach weniger erhaben, und deswegen kommen auch ihre Erscheinungen unter den Menschen derjenigen des Tschenresi nicht gleich an Macht und Achtung.

Die letzte Incarnation des Dalai Lama fand 1835 statt. Der vorletzte Pantschen Rimpotsche starb 1780. Schon mit seinem Vorfahren hatte die britisch-indische Regierung freundschaftliche Beziehungen unterhalten, auch an den jungen Lama sandte sie nach Taschilhumpo eine Gesandtschaft zur Begrüßung und Erneuerung der Freundschaft. Samuel Turner, der indische Gesandte, traf dort zusammen mit Abgeordneten aus dem Innern von Asien, welche in gläubiger Andacht dem Kinde ihre Geschenke niederlegten und glücklich waren im Beschauen. Doch Turner fand gar

nichts „Wunderbares"; ältere Personen leiteten die Erziehung des Kindes, angeblich nach seinen eigenen Vorschriften, und überwachten strenge, daß Niemand sich ihm nahe. Turner sollte auch nach Lhassa sich begeben, doch damals schon scheiterte der Versuch an dem Widerstande der chinesischen Behörden. Diese, ursprünglich als Aufsichtsbeamte gegen Mißbräuche der Minister des Dalai Lama eingesetzt, regeln jetzt alle wichtigeren Gegenstände der Verwaltung, und ganz besonders leiten sie den Verkehr mit dem Auslande und die Bewachung der Grenze; ein zahlreiches Heer chinesischer Truppen sichert ihre Autorität. Die kleinen Fürsten südlich von Tibet, in den Himalayadistrikten von Bhutan und Sikkim, wissen sie geschickt in ihrem Interesse zu benutzen; sie stellen ihnen vor, daß sie ihre Selbständigkeit an die Engländer verlieren würden, wenn sie Fremde in ihre Reiche zulassen, und das feindselige Verhalten dieser kleinen Herrscher ist eine der vorzüglichsten Ursachen, die das Vordringen nach Tibet vom Süden aus erschweren. So hatte Hermann von Schlagintweit, dessen interessante Schilderung von Assam Sie im Globus (V, S. 266) brachten, umsonst versucht, durch Bhutan über Narigun und Tavang vorzudringen; man übte nicht offene Gewalt gegen ihn selbst, aber man nahm nach und nach seine Leute weg und nöthigte ihn so zur Umkehr. Neuerdings war ihre Furcht vor englischem Einflusse bis zum Angriffe auf englisches Gebiet aufgereizt worden; die Aufstände der Khassia-Stämme, welche wegen Mangels an Truppen nicht sogleich im Entstehen unterdrückt werden konnten, hatten zu dem Glauben Veranlassung gegeben, die Engländer müßten aus Assam weichen, und die Herrscher in den Dnars, dem südlichen Theile von Bhutan, so wie auch der Radscha des Leptschas von Sikkim machten Einfälle in das englische Gebiet. Die Vergrößerung der englischen Besitzungen in Sikkim, welcher Annexationen in den Dnars von Bhutan folgten, waren die unmittelbaren Folgen dieser Einfälle; und eine Annäherung der englischen Grenzen, statt Vergrößerung der Entfernung, war durch die Politik der tibetanischen Gewalten erreicht worden.

Auch in China wird, ungeachtet der jüngsten Verträge, Fremden der Eintritt in das Innere noch verwehrt; so oft darüber zu Peking Beschwerde erhoben wird, ist stets zur Entschuldigung angeführt worden, die inneren Unruhen und, für die centralen Provinzen, die große Entfernung machten es unmöglich, die Mandarinen zur Befolgung des Vertrages zu nöthigen, und derselbe Grund wurde auch für die Verweigerung von Pässen geltend gemacht, welche hier einer Autorisation, einem Befehle gleichkommen; die chinesische Regierung, so wird eingewendet, würde wegen Mißhandlungen verantwortlich gemacht, welche Mandarinen des Innern sich erlauben, ohne doch in der Lage zu sein, dieselben zur Strafe ziehen zu können. Die Bemühungen des englischen Gesandten Bruce in Peking, Pässe oder vielmehr die nöthigen Vollmachten zu erhalten für eine wissenschaftliche Expedition, welche im Jahre 1861 der verstorbene Vicekönig von Indien, Lord Canning, nach Turkistan und Tibet zu senden beabsichtigte, blieben ganz erfolglos; und wie wenig es möglich ist, ohne Paß oder Autorisation im Innern weit vorzudringen, zeigt Kapitän Blakiston. Er wollte den Yantsekiang aufwärts gehen und dann sich nach Tibet wenden, um auf dem Landwege nach Indien zu gelangen. Einmal nur, Mitte des 17. Jahrhunderts, konnte unser Landsmann, der Jesuit Joh. Gruber, in Begleitung von Alb. Dorville, dieser Route folgen; Blakiston dagegen sah sich genöthigt, noch am Yantsekiang umzukehren, sein Leben wäre bei weiterem Vordringen in größte Gefahr gerathen. Und dieses war in einer vom Meere noch nicht sehr weit entfernten Provinz, die dicht bevölkert ist und des vollen Genusses der chinesischen Lehranstalten und Gelehrsamkeit sich erfreut; um wie viel schwieriger muß die Lage des Fremden in den weniger civilisirten Provinzen an der südlichen und westlichen Grenze werden! Nur unter der sorgfältigsten Verkleidung und durch Abweichen von der gewöhnlichen Karawanenroute war es Hermann von Schlagintweit in Begleitung seines Bruders Robert möglich geworden, im Sommer 1856 noch jenseits des Kuenluengebirges das Innere von Turkistan zu erreichen (daher sein Beiname Sakuenluensky „der Uebersteiger des Kuenluen"), und es ist bekannt, daß an der Grenze gegen Khokand sein Bruder Adolph Schlagintweit in Kaschgar im August 1857 ermordet wurde. Die chinesische Autorität hatte damals in diesen Gegenden vollkommen aufgehört; das Land mußte den Einfällen der Mohammedaner preisgegeben werden, welche auch nicht zögerten, einen Beutezug nach Turkistan zu machen.

Gerade zu dieser Zeit hatte sich Adolph Schlagintweit nach einem langen, ermüdenden Marsche von vielen Monaten über die Gebirgsketten des Karakorum und Kuenluen und durch die Ebenen und Steppen Turkistans der Stadt Kaschgar genähert; nur noch Tagemärsche von wenigen Wochen Dauer trennten ihn von Taschkend, damals der südlichsten russischen Grenzstation. Er hatte das Unglück, ungeachtet der Verkleidung als „Feringhi" (Franke) erkannt zu werden, doch war es wohl vorzüglich die Begierde nach den Waaren, die er statt Geldes bei sich führte, welche seine Ermordung veranlaßte. Durch seine Reise waren zum ersten Male von Süden herauf die Routen Marco Polo's, des berühmten venetianischen Kaufherrn des 13. Jahrhunderts, berührt worden; Kaschgar war Marco Polo's südlichster Punkt, für Adolph Schlagintweit sollte er das Ziel seines Forschens werden.

Die besonderen Fälle, die wir erwähnt haben, werden hinreichen, die Art der Schwierigkeiten zu erläutern, welche sich dem Vordringen der Europäer entgegenstellen. Um so größere Anerkennung verdient die Ausdauer der Missionäre; ihr jüngstes erfolgreiches Vordringen nach Lhassa ist eine wichtige Bereicherung ihrer Routen.

Alle Missionsversuche begünstigt in hohem Grade, daß nur geringe Anforderungen an die Bequemlichkeiten des Lebens gemacht werden; dazu kommt, daß für die Staaten, denen sie angehören, durch einen unglücklichen Ausgang weniger als bei anderen Expeditionen politische Verwicklungen entstehen. Die Bemühungen der Missionäre werden als Unternehmungen der gewagtesten Art betrachtet, nur in den Kreuzzügen haben sich Staaten zum Schutze von pilgernden Christen, aber da zugleich zur Wiedereroberung der heiligsten Stätten des Christenthums, in Kriege verwickelt. Doch ist gerade dadurch, daß Staatshülfe gar nicht oder in nicht ausreichender Weise unterstützend an die Seite von Missionen tritt, der wissenschaftliche Erfolg so häufig beschränkt worden; und selbst wo mit wenigen Mitteln viel neues Material hätte geboten werden können, ist der Erforschung der neu besuchten Länder oft nicht jene Aufmerksamkeit zugewendet worden, zu der das Bekehrungswerk hätte drängen sollen. In Beziehung auf Tibet verdanken wir wichtige Beiträge der Mission von H. de la Penna; er hatte sich mit Eifer dem Studium der Sprache gewidmet, er übersetzte katholische Katechismen in das Tibetanische und sammelte reiches Material für eine Grammatik und ein Wörterbuch. Leider war es ihm nicht vergönnt, seine Materialien selbst zu bearbeiten; er starb auf der Rückreise in Patna. Aus seinem Manuskripte stellte Pater Georgi einen dicken Band, „Alphabetum Tibetanum", Rom 1762, zusammen; er verdrehte jedoch Penna's Aufschreibungen

sehr willkürlich; gänzlich mißverstand er die Aehnlichkeit mancher religiösen Gebräuche mit den Ceremonien der christlichen Kirche; er glaubte, in der tibetanischen Sprache und in den Daten über die Geschichte von Tibet bestimmte Beweise zu erkennen dafür, daß Christen die Lehrer der tibetanischen Priester gewesen seien, ein Irrthum, in welchen katholische Missionäre auch später nur zu leicht verfallen sind. Wenn auch Georgi's Alphabetum Tibetanum für das Studium der Sprache unzureichend ist, so waren doch durch die Mission von Penna das erste Mal Details über Literatur und Geschichte von Tibet bekannt geworden; die früheren Nachrichten, welche durch Pater Rubruquis und Marco Polo, dann durch einzelne Missionäre nach Europa kamen, sind äußerst dürftig.

Erst im Jahre 1845 konnte Lhassa wieder von Missionären besucht werden; nach einer langen Reise durch die Mongolei, reich an Schwierigkeiten, aber mit seltener Ausdauer durchgeführt, gelangten die beiden Lazaristen Hue und Gabet von Norden her nach Tibet. In ihren „Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Tibet, et la Chine" berichten sie ausführlich über die Zustände in Tibet. In geistlichen Dingen ist der Einfluß der Priester unbeschränkt, und die Anordnungen des Dalai Lama werden pünktlich befolgt; auch verfügt er über die reichen Besitzungen der Klöster und ihm steht das Recht zu, die Vorsteher zu ernennen. In politischen Fragen entscheiden aber die chinesischen Mandarine, und so wenig wird auf die Wünsche der Geistlichen Rücksicht genommen, daß es ihren eifrigsten Bemühungen nicht gelang, für Hue und Gabet die Erlaubniß zu längerem Aufenthalte in Lhassa zu erwirken; Beide wurden unter chinesischer Bedeckung auf dem kürzesten Wege nach Macao geleitet. Wir erhalten durch Hue und Gabet viele wichtige Nachrichten über Tibet; doch zwei Umstände sind es besonders, durch welche ihre Berichte der Bestimmtheit und Ausführlichkeit ermangeln. Wie sie selbst wenigstens mit anerkennenswerther Bescheidenheit es sagen, hatten sie während der Reise nichts aufgeschrieben und ihre Veröffentlichungen sind nach der Erinnerung zusammengestellt; ferner aber hatten sie weder Instrumente noch Karten bei sich; ein Mikroskop, um den Leuten Curiosa zu zeigen, und eine französische Uebersichtskarte von Asien waren ihre ganze Ausrüstung.

Renou und Latri, welche von Assam aus Central-Tibet zu erreichen versucht hatten, konnten nur wenige Tagereisen weit über das englische Territorium vordringen. Sie waren schon viel besser vorbereitet, als Hue und Gabet, und in noch höherem Grade gilt dies von den jüngst wieder nach Tibet abgesandten Missionären. Professor Foucaux vom Collège de France in Paris, der bereits wichtige Arbeiten über tibetanische Sprache und Literatur herausgab, wird überdies über diejenigen Punkte befragt, welche noch einer speciellen Untersuchung und Erläuterung bedürfen. Es muß dies um so wichtiger für sie sein, wenn man bedenkt, wie wenig man in ganz Europa Gelegenheit findet, über tibetanische Sprache sich zu belehren. Ungeachtet der ausgedehnten Besitzungen in Indien, die im Himalaya so sehr schon Tibet sich genähert haben, hat gegenwärtig noch Niemand unter den englischen Orientalisten diese Sprache zum Gegenstande seiner speciellen Studien gemacht. Tadeln wir sie jedoch deswegen nicht; wir dürfen nicht vergessen, daß es englische Forscher waren, welche mit großer Liberalität zuerst tibetanische Werke an die gelehrten Gesellschaften von Europa vertheilten. Es ist bekannt, daß ein Forscher aus Siebenbürgen, Csoma de Körös, der Erste war, welcher unter großen Entbehrungen in einem buddhistischen Kloster an der Grenze von Tibet eine wissenschaftliche Kenntniß der Sprache sich erwarb. Obwohl in Petersburg der leider verstorbene Schmidt, und nach ihm Schiefner, unabhängig von Csoma, bereits ein tiefes Verständniß des Tibetanischen erlangt hatten, so boten ihnen doch Grammatik und Wörterbuch Csoma's, der auch des persönlichen Umganges mit Eingeborenen sich erfreut hatte, eine wichtige Quelle der Belehrung. Als neue Bearbeiter des Tibetanischen haben wir in Petersburg Wassiljew, in Deutschland Emil Schlagintweit zu nennen.

Wenn sich auch die Thätigkeit der Missionäre vorzüglich auf die Erforschung der religiösen Einrichtungen beziehen wird, so dürfen wir doch auch interessante Details über die politischen und geographischen Verhältnisse von Tibet erwarten. Erst die großen Reisen der Schlagintweit haben uns über die Höhenverhältnisse, über die Orographie und über das Klima von Tibet orientirt. Während man früher sich Tibet als ein hohes Plateau dachte, zwischen den Bergketten des Himalaya und des Kuenlnen eingeschlossen, zeigt es sich jetzt, daß Tibet ein dem Himalaya parallel laufendes, großes Längenthal ist. Seinen östlichen Theil durchzieht der Dihong, ein Zufluß des Brahmaputra; seinen westlichen Theil durchfließt der Indus und der Satledsch. Die große tibetanische Wasserscheide besteht aus einer Anschwellung des Bodens in den Umgebungen des Mansarauer-Sees und hat eine mittlere Höhe von 15,400 engl. Fuß. Diese große Höhe, so ungewöhnlich bei einem Thale in anderen Theilen der Erde, war die wesentlichste Ursache, daß Tibet so lange für ein Plateau gehalten wurde. Es gibt zwar einige wenige Plateaus in Tibet, aber von einer viel geringern Ausdehnung, als man früher glaubte, und unter sich nicht verbunden. Als sehr wichtig ist noch hier beizufügen, daß auch die Thalsohlen durchgehends sehr hoch sind, wenn auch die Thäler Wände von den gewöhnlichen Neigungen und oft sehr enge, tief eingeschnittene Schluchten zeigen. Die Mehrzahl der Wohnorte liegt zwischen 9 und 10,000 engl. Fuß. Der höchste bewohnte Ort, wohl überhaupt auf der Erde, ist das buddhistische Kloster Hanle, jetzt zu Ladak gehörend; es liegt 15,117 engl. Fuß hoch. Der wichtige Handelsplatz Gartok in Centraltibet ist 15,090 Fuß hoch. Bäume gedeihen bei sorgfältiger Pflege noch bei 13,500 Fuß, doch einen eigentlichen Wald gibt es nirgends. Die Stämme, Pappeln und Weiden, — Aprikosen sind das einzige Obst — werden auf Astholz kultivirt; ganze Stämme als Strebepfeiler sind für gewöhnliche Häuser zu kostspielig, man findet sie fast nur in Tempeln. Der Getreidebau reicht bis 14,500 Fuß, der Graswuchs bis 15,500, die höchsten Weideplätze liegen noch um 1000 Fuß höher. Die große Trockenheit des Klimas — in Ladak hat man ein Beispiel, daß während zwei Jahren nur dreimal Regen fiel — beschränkt noch mehr als die Abnahme der Temperatur das isolirte Auftreten von Rasenplätzen in noch größeren Höhen.

. . t.

Die ägyptische Hieroglyphenschrift und ihre Erklärer.

Von Prof. Dr. **Kaiser** in Paderborn.

II.

Obwohl der Stein von Rosetta aus dem Grabe hervorgezogen und bald in der Hand und Gewalt der gelehrten Forscherwelt war, so erforderte es doch volle 20 Jahre, um das Geständniß zu erzwingen oder vielmehr seinen Zügen abzulauschen. Ja, so groß war nach den fruchtlosen Versuchen eines so gelehrten Forschers, wie Zoëga, der keinen andern Lohn seiner langjährigen Arbeiten fand, als daß er am Abende seines Lebens mit wehmüthigem Bedauern auf seine ägyptischen Studien zurückblicken mußte, so groß war die Entmuthigung, daß man sich an die Deutung der Hieroglyphen des Rosetta-Steines, selbst mit Hülfe der griechischen Interpretation, gar nicht einmal wagen wollte; man zog es vor, eine Entzifferung der demotischen Schriftzüge zu versuchen. Aber wenn auch ein Silvester de Sacy, berühmt in allen Schichten der civilisirten Welt, seine ganze geistige Kraft daran setzte, das Wagniß mißlang, und noch 1816 sah sich Bailey zu dem Ausspruche gedrängt, der griechische und ägyptische Text seien ganz verschiedenen Inhalts; die hintertückischen Priester hätten in den, dem Könige verständlichen, griechischen Charakteren mit Lobeserhebungen, in den unverständlichen ägyptischen aber ganz anders von ihm gesprochen. —

Aber Ausdauer triumphirte, wie so oft, zuletzt auch hier über die hartnäckigsten Hindernisse. Der Engländer Thomas Young und der Franzose Champollion streiten sich um die Ehre, zuerst eine Hieroglyphengruppe richtig entziffert und gelesen zu haben. Doch dem Briten gebührt der Vorrang. Er legte schon im Jahre 1819 in der großen Encyclopaedia Britannica die ersten Resultate seiner ägyptologischen Forschungen vor, die von der spätern Hieroglyphik nicht blos als richtig anerkannt sind, sondern die Grundlage für alle späteren Entzifferungen der Geheimschrift des Nilvolkes wurden. Ihn haben wir somit als den Vater der rechten und echten Hieroglyphendeutung zu betrachten. Denn Champollion (1791 geb.) war im Jahre 1821 noch eben so weit von dem wahren Wege zur Hieroglyphen-Entzifferung entfernt, als Kircher und Zoëga; er sah darin, wie sie, nur symbolische Zeichen. Aber schon 1822 war er der Wahrheit so nahe getreten, wie Young, und 1824 konnte er sein Précis du système hieroglyphique des anciens Egyptiens veröffentlichen. Ob er von Youngs Entdeckungen Kunde hatte, oder mit eigenem Scharfsinn denselben Pfad entdeckte, wird eine internationale Frage bleiben, welche selbst die entente cordiale beider Nationen schwerlich zu einem endgültigen Austrage zu bringen im Stande ist. Da Beide denselben Ausgangspunkt nahmen, und Beide auf demselben Wege das Ziel verfolgten, so ist die Entscheidung für uns gleichgültig — wichtiger ist es, zu erfahren, wie sie endlich den Schlüssel zu dem Räthsel fanden, an dessen Lösung sich Jahrhunderte vergebens abgemüht hatten.

Beide, der Brite, wie der Franzose, lehnten ihre Untersuchung an den zweisprachigen Rosetta-Stein, ja an dieselbe Hieroglyphengruppe an. Auf dem Bruchstücke des hieroglyphischen Theiles befinden sich fünf Hieroglyphengruppen in Ringe — Cartouches, sagt der Franzose — eingeschlossen. Schon Zoëga hatte vermuthet, daß durch dieses häufige Abzeichen Königsnamen hervorgehoben würden. Da nun in dem letzten Theile der griechischen Inschrift fünfmal der Name Ptolemäus vorkam, so schlossen Beide, daß in den umringten Hieroglyphengruppen dieser Eigenname enthalten sein möchte, und zwar in der kürzern Gruppe, welche einen Theil der längern ausmacht, der bloße Eigenname.*) War diese Vermuthung richtig — und sie war es in der That — so mußten die einzelnen Zeichen Lautwerth haben, konnten somit nur Buchstaben sein. Und da schon Kircher errathen, daß man die Hieroglyphen von der Seite her lesen müsse, wohin die Bilder sehen, so mußten die hieroglyphischen Buchstaben, womit der Name Ptolemäus geschrieben wird, der Reihe nach in leicht bestimmbarer Ordnung darin vorfindlich sein. Demnach mußte das Viereck den Buchstaben P, der Halbkreis T, eine Schlinge O, der Löwe L, die Kahnspitze M, der Krummstab oder das Joch S bedeuten. Die doppelte Fahne des Nilschilfs blieb schwankend, wie das Rohr, da man nicht wußte, welchen Vokal von den beiden der Endsylbe in Ptolemäus man darin erkennen sollte.

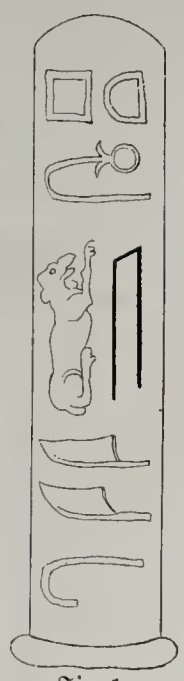


Fig. 1.

Das waren die ersten Glieder des hieroglyphischen Alphabets, die man wieder auffand, das war der erste, aber gewaltige Schritt zur Entzifferung der Hieroglyphen überhaupt!

Mit diesem einen Namenringe und seinem Inhalte reichte man jedoch nicht aus; eine weitere Ausbeute lieferte aber der Rosetta-Stein nicht. Ja, es fehlte noch die Bestätigung des angenommenen Prinzips. Denn konnte es nicht Zufall sein, daß die Hieroglyphengruppe nahe eben so viele Zeichen enthält, als der Name Ptolemäus Buchstaben? Wer bürgte dafür, daß die Aegypter mit diesen Zeichen wirklich konsequent die angenommenen Laute fixirten? Man suchte deshalb eifrig nach anderen zweisprachigen Inschriften, um daran die Probe auf die gewonnene Lösung machen zu können. Sehr gelegen kam diesem Zwecke die hieroglyphische und griechische Inschrift des Obelisken von Philä, welchen Bankes nach Europa brachte. Nach der griechischen Version kam darin außer dem Namen Ptolemäus auch der Name Kleopatra vor. Von den zwei Namenringen trug der erste ganz dieselbe Zeichengruppe, wie die Kartouche auf dem Rosetta-Steine: erste Bestätigung. Dann aber stimmen in dem Namen Kleopatra**) der zweite, vierte und fünfte mit dem vierten, dritten und ersten Buchstaben des Ptolemäus überein. In dem hieroglyphischen Zeichen findet sich dieselbe Uebereinstimmung: zweite bedeutungsvollere Bestätigung; denn diese Uebereinstimmung kann nimmermehr ein Spiel des Zufalls sein. Der sechste und neunte Buchstabe in Kleopatra haben denselben Laut, an der betreffenden Stelle steht in der Hieroglyphengruppe auch dasselbe Bild: dritte Bestätigung. Aber das siebente Zeichen

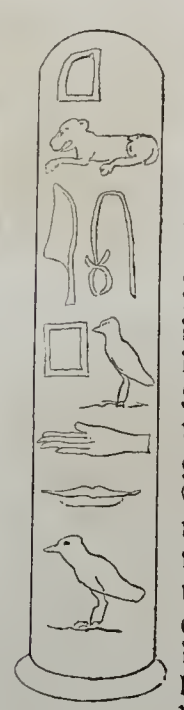


Fig. 2.

*) Diese kürzere Gruppe von Hieroglyphen s. in Fig. 1.

**) Diese Hieroglyphengruppe s. in Fig 2.

in erster gleicht nicht dem zweiten in letzter Gruppe, obwohl der Laut identisch ist. Champollion erkannte daraus, daß die Aegypter mehrere Bilder für einen und denselben Lautwerth hatten. Die Fahne des Nilschilfs, welche in beiden Gruppen vorkommt, muß in der Inschrift von Philä kurzes e bedeuten, in der von Rosetta, wo dieses Zeichen gedoppelt vorkommt, den langen Laut.

Jetzt war zur unumstößlichen Gewißheit erhoben: die Aegypter schrieben wenigstens ihre Eigennamen mit Lautzeichen, oder wie der technische Ausdruck, mit phonetischen Hieroglyphen, und man kannte die phonetischen Zeichen für die Vokale a, ĕ, ē, o, so wie für die Konsonanten k, l, m, p, t, r, s.

Es wurden nun immer neue Eigennamen zweisprachiger Inschriften herangezogen; und stets zeigte sich dieselbe Bestätigung des Prinzips, stets gewann man neue Erweiterungen des Alphabets. Champollion war so glücklich, mehr als 100 Hieroglyphenbilder auf ihre Lautwerthe zurückführen zu können.

Aber hiermit ist das Maß seiner Verdienste um die Hieroglyphik, um die Aegyptologie noch nicht erschöpft. Bisher ist nur von der Entzifferung der nomina propria in den Namenringen die Rede gewesen; an ihnen, namentlich an den nichtägyptischen, hatte sich Champollion zunächst versucht und durch sie bewiesen, daß die alten Aegypter die Eigennamen, wie es ja auch kaum anders denkbar, mit Lautzeichen in ihren Hieroglyphen geschrieben. Da aber dieselben Bilder und Zeichen auf den Denkmälern vielfach auch außerhalb der Namenringe wiederkehrten, so lag die Vermuthung nahe, daß sie auch dort Lautzeichen und keine Begriffsbilder seien. Doch was konnte es nützen, wenn man auch die Wörter, welche keine Eigennamen waren, herauslas, so lange die Sprache der alten Aegypter, die längst ausgestorben, von der keine verständliche Probe erhalten ist, unbekannt blieb?

Champollion war es, der die Ueberreste der Sprache des alten Mizraim in dem Koptischen vermuthete und wiedererkannte. Diese Sprache wird zwar nicht mehr in Aegypten gesprochen, aber es ist eine koptische Bibelübersetzung erhalten; es existiren liturgische Bücher der koptischen Christen, welche noch im Gebrauch sind. Das Studium derselben machte mit dem altägyptischen Sprachschatze seinem lexikalischen Theile nach bekannt. Die ägyptischen Wörter, welche die Bücher des Alten Testamentes, ferner die Profanschriftsteller Herodot und Diodor enthalten und übersetzen, lieferten den Beweis für die supponirte Identität der koptischen und altägyptischen Sprachwurzeln. Größere Schwierigkeiten bot der grammatische Theil der Aufgabe. Durch vielfache Vergleichungen und Kombinationen ist auch dieses Problem der völligen Lösung näher gebracht, so daß man heut zu Tage das Altägyptische nicht blos liest, sondern auch zum größten Theile versteht.

Es würde zu weit führen, wollte ich dem Fortgange der Hieroglyphen-Entzifferung Schritt für Schritt folgen. Es genüge die Bemerkung, daß an der Förderung der Hieroglyphen-Uebersetzung, welche von einem Engländer und Franzosen angebahnt wurde, Deutschland einen wichtigen Antheil hat. Zwar theilte zunächst ein Italiener, Rosellini, Champollions Verdienst und übernahm, als Letzterer 1832 starb, dessen Hinterlassenschaft. Aus Champollions Nachlasse erschien 1836 — 44 Grammaire égyptienne par Champollion le jeune. Paris 1836 — 41. Dictionaire égyptien en écriture hiéroglyphique par Champollion Figeac. Paris 1841 — 44. Aber Deutsche waren es, welche mit wahrem Bienenfleiße ägyptische Hieroglyphen-Inschriften sammelten und mit echt deutschem Scharfsinn das System ihrer Deutung fortbildeten, so wie das Geheimnißdunkel der alten Mizraimsprache aufhellten. Die Namen Schwartz, Ideler, Lepsius werden in der Aegyptologie stets als Sterne erster Größe leuchten und den Ruhm deutscher Wissenschaft verherrlichen. Und wenn sie auch zunächst auf Champollions Pfaden vordrangen und noch vorangehen (der, vom Papst Leo XII. mit der Uebersetzung der Hieroglyphen auf den römischen Obelisken beauftragt, der übernommenen Aufgabe, fortlaufende Hieroglyphentexte zu lesen und zu übersetzen, noch so wenig gewachsen war, daß er heimlich Rom verließ und nach Paris zurückkehrte), so gehört drei anderen Deutschen, Spohn, Seyffarth, Uhlemann, das Verdienst, das System der Champollion'schen Schule der Art verbessert und korrigirt zu haben, daß man heute nicht blos zahlreiche Inschriften der ägyptischen Denkmäler liest und übersetzt, sondern auch größere altägyptische Schriftwerke, z. B. das berühmte Todtenbuch der Aegypter, das man aus den Grabkammern heraufgeholt, mit eben so großer Sicherheit zu erklären im Stande ist, als man manche lateinischen und griechischen Manuskripte des Mittelalters zu übertragen vermag.

Die Strebungen der Forscher des ägyptischen Alterthums fanden den Beifall der namhaftesten Männer und Unterstützung der mächtigsten Herrscher. Es wird stets eine glänzende Perle in der Ruhmeskrone Friedrich Wilhelms IV. von Preußen bleiben, in den Jahren 1842 bis 1845 eine wissenschaftliche Expedition unter Lepsius' Leitung nach Aegypten entsendet und mit den reichlichsten Mitteln ausgerüstet zu haben. Die Resultate derselben: das ägyptische Museum in Berlin, das mit dem ägyptischen Museum in London und Paris siegreich konkurrirt, und die Veröffentlichung der Denkmäler Aegyptens und Aethiopiens, ein Prachtwerk, das nicht weniger als 400 Thaler im Buchhandel kostet, sind für die Aegyptologie von unberechenbaren Folgen gewesen. Und so ist man denn jetzt nicht blos so weit gediehen, die alte, lange unverständliche Schrift der Aegypter zu lesen und ihre Sprache zu verstehen, man schreibt selbst wieder in der Schrift und Sprache, in der vor fast 4000 Jahren die Aegypter sich verewigten. In dem Egyptian Court des Krystallpalastes zu Sydenham sind die Königin Victoria und Prinz Albert in Hieroglyphen verherrlicht. Und an der Pyramide des Cheops zu Gizeh verkündet eine von Lepsius aufgerichtete große Inschriftentafel in Hieroglyphen-Charakteren und im altägyptischen Idiome Friedrich Wilhelms IV. Namen und Herrlichkeit.**)

In dem bisher Mitgetheilten habe ich nur den Gang der Wiederentdeckung des verlorenen Schlüssels zu den Geheimnissen der Hieroglyphenschrift zu zeichnen versucht, über die Eigenthümlichkeiten des Hieroglyphensystems und der Hieroglyphenschrift nur gelegentliche Andeutungen gegeben. Da gerade die altägyptische Schrift die beste Illustration zu der Erfindung der Schrift überhaupt, dieses mächtigsten Vehikels der Bildung und Wissenschaft, liefert, so möge es gestattet sein, von diesen allgemeineren Gesichtspunkten aus auf diese Geheimnißschrift nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft etwas näher einzugehen.

Es mußte sich dem denkenden und nachdenkenden Menschen schon sehr früh das Bedürfniß aufdrängen, das rasch verhallende Wort, welches nur der vorübergehenden Auffassung des Ohres und der unzuverlässigen Einprägung des Gedächtnisses gilt, bleibend zu fixiren und der Perception durch das Auge zu unterbreiten. — Zunächst lag das Mittel, den Gegenstand selbst, den das Wort durch hörbare Laute bezeichnete, durch sein Bild für das Auge darzustellen. Eine solche Schrift ist, wie das Bild, Jedem verständlich, welche Sprache er auch reden mag; denn das Bild des Baumes bedeutet Baum, mag die Sprache es arbor, wie die Lateiner, oder tree, wie die Engländer, oder ez, wie die Hebräer, nennen. Bei diesem Vorzuge der Allgemeinverständlichkeit hat eine solche Bilderschrift ungeheure Nachtheile. Es liegt

*) Dieselbe ist mitgetheilt in dem Official Handbook of the Crystal Palace, und zwar in der Abtheilung Description of the Egyptian Court.

**) Siehe Lepsius' Briefe aus Aegypten und Aethiopien, wo ein Facsimile dieser Inschrift gegeben ist.

auf der Hand, daß eben nur sinnfällige oder richtiger augenfällige Dinge durch ihre Bilder bezeichnet werden konnten; das ganze weite Bereich des geistigen Lebens nicht blos, selbst alle nicht durch das Auge wahrgenommenen Gegenstände waren ausgeschlossen. Wie sollte man die geistigen Begriffe von Muth, Ewigkeit, Wort, wie Geruchs-, Geschmacks-, Gefühlsempfindungen u. s. w. u. s. w. sichtbar darstellen? Wie sollte man ferner selbst auf dem Gebiete der augenfälligen Dinge Handlungen, Eigenschaften, z. B. Laufen, Schnelligkeit, durch das Bild wiedergeben? Zwar bedürfte es keines ganz eminenten Geistes, um auf den Gedanken zu kommen, Begriffe des geistigen Lebens durch ähnliche oder analoge Bilder der körperlichen Welt auszudrücken und so eine Symbolschrift zu erfinden, in der z. B. der Löwe zugleich den Muth, ein Kreis die Ewigkeit, der offene Mund das Wort, ein rennendes Pferd das Laufen, ein Hase die Schnelligkeit bedeutete. Wer sieht aber nicht, daß dabei die größte Zweideutigkeit und Willkür eingeführt und damit die Allgemeinverständlichkeit, der einzige Vorzug dieser Schrift, eingebüßt ist? Dem war nur abzuhelfen durch ausdrückliches oder stillschweigendes Uebereinkommen, durch Annahme conventioneller Zeichen für nicht sinnfällige Begriffe. Der Uebelstand, durch eine solche Schrift die Beziehungen der Wörter im Satze unter einander, so wie die Beziehung zum Redenden und Schreibenden nicht wiedergeben zu können, blieb jedoch in seinem ganzen Umfange bestehen.

So unvollkommen die Bilderschrift auch ist, jedenfalls ist sie die älteste Schrift, der Anfang der Schreibekunst. Sie ist auch jetzt noch nicht ganz ausgestorben. Die mexikanischen Völkerschaften, die kultivirtesten der Ureinwohner Amerika's, kannten keine andere; sie sollen in dieser unvollkommenen Schrift sogar die erste Ankunft der Spanier verzeichnet haben. Die Schrift der Chinesen ist zum Theil noch eine solche Schrift mit conventionellen Zeichen für bestimmte Begriffe. Wir selbst haben uns von derselben nicht ganz losgesagt. Wenn in unserem Kalender auch die Lanzette nicht mehr figurirt, um anzugeben, an welchem Tage ein Aderlaß heilsam sein soll, so kehren doch noch die Bilder des Thierkreises oder die conventionellen Abkürzungen derselben, ferner die Planetenzeichen, so wie die Mondphasen als Jedem verständliche Bilderschrift Jahr aus Jahr ein darin wieder. Ja, was sind unsere Ziffern anders, als conventionelle Schriftzeichen, die Jeder kennt? Den nach unten gekehrten Haken 9 liest der Deutsche neun, der Franzose neuf, der Engländer nine und der Grieche würde ihn ἔννεα, der Lateiner novem lesen (weil alle dem dekadischen Zahlensysteme huldigen, bezeichnen sie diese Zahl mit einem Worte, das gleiche Wurzel mit neu hat, denn sie ist die letzte Ziffer, neun aber ist ursprünglich so viel als letzt.).

In der ältesten uns erhaltenen Schrift finden wir noch deutliche Spuren dieser Begriffsschrift (Ideographie), sowohl der natürlichen als der symbolischen. Zwar haben wir aus dem bisher Gesagten schon zur Genüge entnehmen können, daß die Hieroglyphik eine Buchstabenschrift ist; aber mannichfache Reminiscenzen an die primitivste Form der Schrift überhaupt haben die Aegypter nie, selbst nicht auf dem höchsten Gipfel ihrer Kultur abgestreift. Sie hatten nämlich die Sitte, dem mit Hieroglyphenbuchstaben geschriebenen Worte das natürliche oder symbolische Zeichen der Gattung, Art beizufügen. Dem Namen Juda fügten sie das Bild einer Hügelgegend bei, um auszudrücken, daß Land gemeint sei. Ferner hinter den Namen einer Stadt setzten sie einen Stadtplan, hinter den Namen eines Sternes das Bild eines Sternes. Analoges zeigt sich ja auch in unserer Sprache, wenn wir von einem Eichbaum, Apfelbaum, Hollunderstrauch, Nilfluß u. s. w. sprechen. Solche Hieroglyphen nannte man die Determinativa oder Diacritica. Mit einer solchen figurativen Schrift ließen sich, wie schon bemerkt, nur sichtbare Gegenstände und zwar in ihrer allgemeinsten Begrifflichkeit wiedergeben. Eigennamen auszudrücken, war auf diesem Wege eine reine Unmöglichkeit. Und doch mußte Denjenigen, welche Inschriften auf Denkmäler setzen ließen, vor Allem daran liegen, ihren Namen zu verewigen. Ein Volk, dessen ganze politische und sociale Einrichtung auf dem Götterkult beruhte und mit dem Götzendienst aufs Innigste verwebt war, mußte das tiefste Bedürfniß fühlen, auch die Namen seiner Götter schreiben zu können. Man half sich, wie sich jetzt noch der Rebusschreiber hilft, man zerlegte den Namen in Bestandtheile, die sich durch Bilder darstellen ließen. Wie in einem Rebus der Name Löwenberg durch das Bild eines Löwen und eines Berges graphisch wiedergegeben wird, so findet sich auf den ältesten Hieroglyphen-Inschriften der Name des Gottes Osiris durch das Bild eines Thrones (ägyptisch os) und das eines Auges (ägyptisch iri), der Name Ramses (ägyptisch Ramas) durch das Bild des Sonnengottes (Ra) und einer Wurzel (mas) geschrieben. Die Stadt On (Heliopolis) bezeichnet man durch einen Schachstein, Schachfigur, welche im Altkoptischen On heißt. Hier zeigt sich die Nothwendigkeit der Determinativ-Hieroglyphen, wovon oben die Rede war. Um dem Leser zu bedeuten, daß nicht der Schachstein, sondern die Stadt gemeint sei, wurde ein Stadtplan daneben gesetzt.

Mit dieser anscheinend kindischen Schreibweise war ein ungeheurer Fortschritt angebahnt; man hatte ja darin Abstand von der bildlichen Darstellung des Gegenstandes genommen und angefangen, den Laut des Wortes, womit ein Begriff für das Gehör wiedergegeben wird, für das Auge sichtbar zu machen. Zu dem Ende hatte man versucht, Eigennamen in ihre Bestandtheile zu zerlegen. Solches war nicht bloß mit den Namen der Menschen und Götter möglich, es konnte mit jedem Worte geschehen. Wird ein Wort in seine Bestandtheile zerlegt, so ergeben sich als nächste Glieder des Wortkörpers Sylben. Man kann nun für die verschiedenen möglichen Sylben Zeichen wählen und so eine Sylbenschrift konstituiren. In Sprachen, die vorwiegend aus einsylbigen Wörtern bestehen, ist die Auswahl um so leichter. Es darf wohl nicht erst hervorgehoben werden, daß die Anzahl der Zeichen für die verschiedenen möglichen Sylben eine sehr große sein muß, um so größer, wenn für die nämliche Sylbe noch verschiedene Zeichen durchgeführt werden. Die chinesische Schrift ist über diese erste Stufe einer Lautschrift noch nicht hinausgekommen. Da sie auch noch figurative Bilder hat, so beläuft sich die Zahl der verschiedenen Schriftzeichen im Chinesischen auf nicht weniger als 42,000, von denen freilich nur ⅔ gebräuchlich sind, aber immerhin noch die erkleckliche und erschreckliche Anzahl von 28,000. Welches Studium, welche Arbeit ist da nicht erforderlich, um zu lernen, was bei uns manches sechsjährige Kind versteht — Lesen!

Auch in der altägyptischen Schrift bilden solche Sylbenzeichen einen Hauptbestandtheil der Hieroglyphen. Da in der altkoptischen Sprache, wie in den orientalischen Sprachen überhaupt, die Vokale die ursprüngliche Unentschiedenheit dieses Lautelementes bewahrt haben, so setzte man sich über ihre Verschiedenheit mit Leichtigkeit hinweg, und so bildete sich das Schriftgesetz aus: „Jedes Bild bezeichnet die Consonanten, welche der Name für den Gegenstand enthält, den es darstellt." Es wird nothwendig sein, daß ich diesen Grundsatz der Homonymie durch einige Beispiele erkläre. Leichnam heißt im Altkoptischen Mut, das Bild der Leiche drückt daher die vereinten Consonanten M und T aus; eine Locke Kel, ihr Bild bezeichnet darum die Consonantenverbindung K und L.; Horn heißt Tap, das Bild repräsentirt die Consonantengruppe T und P u. s. w. Die Vokale zu ergänzen, blieb dem Leser überlassen, wie ursprünglich auch in der hebräischen, phönizischen, arabischen Schrift. Eine solche Syllabar-Hieroglyphe ist auch der schon

wiederholt erwähnte Namensring, Cartouche, welcher die nomina propria umschließt. Dieser Ring stellt nämlich einen Sarkophag dar, der auf ägyptisch Ran heißt. Ran heißt aber auch der Name, und der Sarkophag drückt homonym auch dieses Wort aus. Das Verdienst, dieses Gesetz der Syllabar-Hieroglyphen entdeckt und festgestellt zu haben, gebührt Seiffarth und seiner Schule, und um diesen Grundsatz dreht sich hauptsächlich der Streit der Aegyptologen, der jedoch noch nicht zum Austrage gebracht ist, aber allem Anscheine nach zu Gunsten der Syllabar-Hieroglyphen ausfallen wird. Denn schon ist es gelungen, an die 600 Syllabar-Hieroglyphen festzustellen und mit ihrer Hülfe fortlaufende Hieroglyphentexte zu lesen und zu übersetzen, was die Champollionisten vergeblich angestrebt. Der eifrigste Vertreter des Homonymengesetzes unter den Aegyptologen ist gegenwärtig der rastlose Uhlemann, Docent der ägyptischen Literatur und Alterthumskunde in Göttingen.

Ein so begabtes Volk, wie das ägyptische, konnte aber bei der immer noch unvollkommenen Sylbenschrift nicht stehen bleiben, es mußte sich auf der Bahn der Lautschrift unaufhaltsam zu einer höhern — zu der höchsten Stufe — zur eigentlichen Buchstabenschrift fortgetrieben fühlen. Schon die alten Aegypter haben in der Analyse des Wortes den letzten Schritt gethan und die Sylben, die nächsten Bestandtheile desselben, in einzelne Laute — Vokale und Consonanten — zerlegt und so die Sprache auf ihre einfachsten Elemente zurückgeführt. Wie für die Sylben, so erfanden sie auch für diese Laute besondere Zeichen. Für die Fixirung dieser phonetischen Zeichen hielten sie an demselben Gesetze fest, das sie auch bei der Anwendung der Syllabar-Hieroglyphen geleitet. Sie wählten zur Bezeichnung eines Lautes das Bild desjenigen sichtbaren Gegenstandes, dessen Name diesen Laut als Anfangslaut hatte. So heißt Ahom der Adler, sein Bild in dem Alphabet = A, die Räucherpfanne Berbe, ihr Bild = B, die Hand Tot, ihr Bild T oder D, denn harte und weiche Consonanten wurden nicht unterschieden, da sie ja ursprünglich nur auf Dialektverschiedenheiten beruhen, Labo liegender Löwe, sein Bild = L, Art Kelebin, ihr Bild = K, Eule Muladi, ihr Bild = M, Mund Ro, das Bild = R oder L, denn diese so nahe verwandten liquidae wurden ebenfalls nicht aus einander gehalten u. s. w.

Auf diese Weise ist die erste Buchstabenschrift entstanden. Uns, die wir von Kindheit an eine solche gewöhnt sind, mag es als leicht, ja als selbstverständlich erscheinen, einen solchen Schritt zu thun, ein solches Mittel zu wählen. Aber es gehört eine hohe geistige Bildung dazu, den großen Gedanken zu fassen, die nur dem Ohre vernehmbaren flüchtigen Töne der Sprache für das Auge sichtbar darzustellen, das, was ursprünglich nur für den einen Sinn bestimmt ist, dem andern zugänglich zu machen, und zwar zugänglich zu machen mit so geringen, mit so unbedeutenden Mitteln, wie die wenigen Buchstaben der meisten Alphabete sind. Die Biegsamkeit der menschlichen Sprachorgane ist eine so wunderbare, daß dadurch eine unendliche Reihe von Nüancirungen der Laute möglich und wirklich wird. Gerade die Haupt- und Kernlaute heraus zu finden und graphisch zu markiren, das setzt eine scharfe Beobachtungsgabe und eine sorgfältige Unterscheidung voraus. Dem Alterthume erschienen zu solch erhabenem Werke menschliche Kräfte nicht ausreichend; nur von einem Gotte konnte eine so bedeutsame Erfindung herrühren. Platon sagt in seinem Philebus, Cpt. 8 (vergleiche auch Phaedrus), „ein Gott oder ein göttlicher Mensch müsse die ewig dauernde Stimme der Schrift erfunden haben". Die Aegypter schrieben die Erfindung der Buchstaben ihrem Gotte Thot zu; nach dem phönizischen Geschichtsschreiber Sanchuniathon soll Thaut der Erfinder der Buchstabenschrift gewesen sein. Die Cretenser meinten, Zeus habe sie zuerst den Musen mitgetheilt. In Italien führte man sie auf Saturn zurück. (Minutius Felix 22, 10.) So hoch dachte das Alterthum von dieser Erfindung. Und mit Recht; sie ist die großartigste, die je gemacht ist, ohne welche die alte Welt ewig in den Windeln der Kultur und geistigen Bildung stecken geblieben wäre. Die Erfinder der Buchdruckerkunst verdienen gewiß das Denkmal, das ihnen in Frankfurt errichtet ist, den Ruhm, der ihnen gezollt wird. Wer wollte es ihnen streitig machen? Ihre Erfindung kann von Niemandem hoch genug angeschlagen werden, Alle profitiren davon. Aber weit eher verdient das ägyptische Volk die Denkmäler, welche noch nach Jahrtausenden seine Erfindung der Buchstabenschrift preisen werden, und verdient schon um dieses Einen willen in vollem Maße das Interesse, welches ihm und seinen Alterthümern von allen Gebildeten gewidmet wird!

Von den Aegyptern lernten die Buchstabenschrift die Juden, von den Aegyptern lernten sie die Phönizier, und ihre Handelsverbindungen trugen selbe in alle Welt hinaus, so daß der Occident mit Zeichen schreibt, die demselben Principe entsprungen, auf dieselbe Analyse der Laute basirt sind. Die Griechen nannten ihre Schrift selbst die phönizische (Plin. Hist. nat. V, 13.). Das Alpha des Griechen und Aleph des Hebräers und Phöniziers sind in ihrer ursprünglichen Form übereinstimmend, die dem gehörnten Stierkopfe entlehnt wurde, wie die Bezeichnung Aleph = Stier hinlänglich darthut. Das Beta des Griechen, das Beth des Phöniziers und Hebräers hatte die Form und den Namen von einem Hause, Gamma, Gimel vom Kameelhals u. s. w., bis endlich das Tau, hebräisch und phönizisch Taw, mit seiner Kreuzform die Reihe schloß und darum der letzte Buchstabe hieß, denn Taw bedeutet so viel als Vollendung. Nur im Semitischen läßt sich die Bedeutung dieser Namen nachweisen. Diese wenigen Andeutungen genügen, die Behauptung, daß die hebräische und phönizische Schrift nach demselben Princip erfunden sind, welches wir in den Buchstaben-Hieroglyphen erkannten, welches die Juden und Phönizier von den Aegyptern erlernten, zu erhärten. Nur die Unvollkommenheiten der ägyptischen Buchstabenschrift streiften sie ab. Während jene noch eine Menge von Bildern für einen Buchstabenwerth gelten ließen, bestimmten sie für jeden Selbst- oder Mitlaut jedesmal nur Ein Zeichen; während jene zwischen harten und weichen Consonanten, zwischen einzelnen Liquidis nicht unterschieden, ward für jeden dieser verwandten Laute ein eigenes Buchstabenzeichen angenommen. Aber von den Vokalen waren es nur die gedehnten, welchen ein eigenthümliches Schriftzeichen angewiesen wurde; den graphischen Ausdruck für die kurzen Vokale in die Schrift einzuführen, blieb den Hellenen vorbehalten, deren Schrift und Bildung durch Vermittelung der Römer das Erbtheil des ganzen Occidents wurde, woran noch die jetzigen Generationen, wir selbst eingerechnet, zehren.

Doch schon zu lange habe ich den Leser mit der ägyptischen Hieroglyphenschrift, ich will nicht sagen, unterhalten, sondern gelangweilt. Gehen wir zum Schluß zur Beantwortung der Frage über, welche Resultate das Studium der ägyptischen Denkmäler und namentlich die Entzifferung der Hieroglyphen für die ägyptische Geschichte und Archäologie zu Tage gefördert? Es versteht sich von selbst, daß ich hier nur aphoristisch und andeutend verfahren kann. Denn wollte ich die aufgestellte Frage in ihrer völligen Tragweite beantworten, so müßte ich die ganze Geschichte und Archäologie dieses ersten und ältesten Kulturvolkes, das die Geschichte kennt, vorführen. Seit man die ägyptischen Denkmäler zu erforschen begann und ihre Inschriften zu lesen gelernt, hat die ägyptische Alterthumskunde eine ganz andere Gestalt gewonnen, eine ganz andere Physiognomie angenommen. Sie blickt uns nicht mehr an mit dem starren, mitleidigen, räthselvollen Sphinxgesichte, sondern mit der vertraulichen Miene eines offenherzigen, mittheilsamen Greises, der uns redselig aus den Tagen grauer Vorzeit erzählt.

Wer sich nur oberflächlich mit der Geschichte des Alter-

thums beschäftigt hat, weiß, daß man bis nicht vor gar langer Zeit die spärliche Kunde über die ältesten Geschicke Aegyptens aus den dürftigen Nachrichten eines Herodot aus Halicarnaß und Diodor von Sicilien, aus den gelegentlichen Mittheilungen des Alten Testaments, aus den kümmerlichen Fragmenten des einheimischen Historikers Manetho schöpfen mußte. Letzterer war aus Sebennytos gebürtig, lebte zur Zeit des Ptolemäus Soter und Philopator und schrieb um das Jahr 250 v. Chr. mit Benutzung ausgedehnter Originalquellen eine Geschichte Aegyptens in griechischer Sprache. Nur wenige Bruchstücke aus diesem verloren gegangenen Werke sind bei dem jüdischen Schriftsteller Flavius Josephus, von dem Kirchenhistoriker Eusebius, von Julius Africanus, besonders von Georgius Syncellus erhalten. Die Mittheilungen dieser Schriftsteller sind jedoch so lückenhaft, so widersprechend, so sehr mit Fabel- und Sagenhaftem durchsetzt, daß es selbst dem Scheidewasser der schärfsten Kritik nicht gelingen wollte, aus diesem wirren Conglomerate das reguliniſche Metall blanker Wahrheit auszusondern. Schon verzweifelte man vielfach an der Möglichkeit einer ägyptischen Geschichte und Alterthumskunde überhaupt und vermeinte alle Ueberlieferungen eines Herodot und Diodor als Priesterbetrug, die Manethonischen Königslisten des Syncellus als orientalische Phantasien, die gelegentlichen Notizen der hl. Schrift als Fabeleien ansehen, kurz den ganzen Apparat der altägyptischen Geschichte als Schlacken und todtes Gestein verächtlich bei Seite werfen zu müssen. Da kam das Studium der ägyptischen Denkmäler, die Entzifferung der Hieroglyphen und damit Licht in die Finsterniß der ägyptischen Geschichte und Alterthumskunde. Durch die Hieroglyphen-Inschriften der Pyramiden und Obelisken, der Palast- und Tempelgemächer, der Königsgräber und Sarkophage, durch die nunmehr lesbaren Papyrusrollen ist es möglich geworden, Wahrheit und Irrthum bei Herodot und Diodor zu sondern, die Manethonischen Königslisten zu würdigen. Aber nicht blos als Correctiv dienen die entzifferten Hieroglyphen-Inschriften, auch manche neue Thatsache der ägyptischen Geschichte ist durch sie ans Licht gebracht. Besonders ist aber die Kenntniß der ägyptischen Alterthümer dadurch in überraschender Weise geklärt und gefördert. Durch die Denkmäler mit ihren Bildern und Hieroglyphen sind wir über die Zustände des ältesten aller Kulturvölker, über sein religiöses und häusliches Leben, über seine Kunst und Industrie, über seine Mythen und Kultgebräuche, wie sie vor 4000 Jahren bestanden, besser und genauer informirt, als über Griechen und Römer. Die ägyptische Geschichte und Alterthumskunde, die noch vor 30 Jahren auf einigen Blättern abgehandelt werden konnte, füllt jetzt ganze Bände mit den interessantesten und zierlichsten Details. Und je weiter sich die ägyptischen Forschungen ausdehnen, je tiefer sie eindringen, desto mehr nimmt die historia aegyptiaca die Gestalt der Geschichte noch nicht lange entschwundener Jahrhunderte an. — Besonders verdient angemerkt zu werden, daß die historischen Bücher des Alten Testaments, sofern sie ägyptische Zustände und Geschichte berühren, darin einen unumstößlichen Beleg ihrer Wahrheit und Treue finden, ein Umstand, der um so frappanter erscheinen muß, da man gerade aus der ägyptischen Geschichte und Alterthumskunde wie aus einem wohlgespickten Köcher mit Vorliebe die Pfeile entnahm, welche gegen die historische Glaubwürdigkeit der Bibel abzuschnellen, Viele sich zur Lust gemacht. Zur Erhärtung und Bestätigung dieser allgemeinen Umrisse nur einige Beispiele, so wie sie mir im Wege liegen.

Jeder kennt den Traum des königlichen Mundschenks, welchen Joseph im Gefängnisse deutete. Dieser Traum setzt den Weinstock und den Weinbau und den Weingenuß in Aegypten voraus. Herodot berichtet aber, daß die Rebe im Nilthale nicht gedeihe (II, 77), die Aegypter tränken als Surrogat eine Art Bier (ξύδος). Plutarch bestätigt diese Nachricht, indem er sagt: Den Aegyptern galt der Wein als Blut des Typhon, sie tranken ihn nicht vor Psammetichs Zeiten und brachten ihn auch nicht zum Opfer (Is. Osir. 6). Man hat es nicht versäumt, auf diesen Widerspruch des Oftern hinzuweisen und daraus bibelfeindliches Kapital zu bereiten. Die ältesten Denkmäler zeigen uns aber, wie aus Rosellini's und Wilkinsons Abbildungen zu sehen, Weinbau und Weinlese, das Abbeeren und Keltern, das Füllen in Flaschen und Krüge. Selbst Betrunkene sind bisweilen abgebildet, welche von Sklaven nach Hause geführt oder getragen werden. Rosellini sagt über diese Abbildungen: „Jene Gegenstände finden sich nicht allein in den Gräbern aus der Zeit der 18. Dynastie, sondern auch in solchen, welche in die Zeiten der ältesten Dynastien gehören." (Rosell. II, 1, S. 365.) So ist die Angabe der Genesis aufs Glänzendste bestätigt.

Von größerer Tragweite ist folgendes Ergebniß. Es war schon oben von dem ägyptischen Historiker Manetho die Rede. In seinen Fragmenten sind uns außer den Zeitangaben über die Herrschaft der Götter und Halbgötter die Verzeichnisse von 30 menschlichen Königsdynastien mit Angabe ihrer Regierungszeit erhalten. Man war lange Zeit geneigt, diese Königslisten für pure Fictionen anzusehen und als unnützes Gerümpel zu verwerfen. Hengstenberg erklärte sie noch in den dreißiger Jahren für die Erfindung eines müßigen Kopfes. Durch die Enträthselung der Hieroglyphen ist die Geschichtsforschung in den Stand gesetzt, über das Ansinnen einer so leichtsinnigen Abfertigung zur motivirten Tagesordnung übergehen zu können. Denn die Mehrzahl der Manethonischen Königsnamen ist aus den Königsringen der Monumente herausgelesen, so daß an dem historischen Charakter der dadurch bezeichneten Personen nicht länger gezweifelt werden kann. Nun erhob sich eine andere Schwierigkeit, welche nicht wenig Gemüther beunruhigte. Die Zahl der Regierungsjahre der Manethonischen Könige Aegyptens gibt bis Alexander eine Reihe von 5462 Jahren — eine Zeit, die nicht blos weit über die Zeit jeglicher Kultur, wovon die Geschichte zu berichten hat, zurückgreift, sondern auch über die Zeit, in welche die Erschaffung des ersten Menschen versetzt wird, hinausragt. Doch auch hier haben die Hieroglyphen-Entzifferungen das laute Geschrei verstummen lassen, welches sich gegen die Chronologie der Bibel erhob und gezeigt, daß verschiedene der ältesten Dynastien gleichzeitig neben einander in dem getheilten Aegypten regierten; Manetho hat in seinem Geschichtswerke an einander gereiht, was zum Theil coordinirt war. Osburne, ein um die Aegyptologie verdienter Engländer, hat z. B. noch vor Kurzem aus den Hieroglyphen erwiesen, daß auf die erste Dynastie die 12. gefolgt sein müsse, während die dazwischen liegenden Namen Nebendynastien angehören. Wie weit das prätendirte Alter der ägyptischen Geschichte nunmehr abgekürzt werden muß, das ist eine Streitfrage, worüber die Akten noch nicht geschlossen sind. Aber darüber sind alle Forscher schon jetzt einverstanden, daß dieselbe ausreichend sei, um den vermeintlichen Widerspruch zwischen der biblischen und ägyptischen Chronologie zu beseitigen.

Hören wir ein anderes Beispiel, das uns zugleich an die Entzifferung einer Hieroglyphen-Inschrift selbst führt. Im I. Buch d. Könige 14, 25. 26 heißt es: „Im fünften Jahre der Regierung Roboams zog Schischak, König von Aegypten, gen Jerusalem, raubte die Schätze des Hauses des Herrn und des Königs und verwüstete Alles." — Man hatte wohl schon vermuthet, daß der Pharao Schischak, von dem wir sonst Nichts wissen, der Sesonchis Manetho's sein müsse, und in dieser Angabe eine Bestätigung der biblischen Nachricht erkannt. Die Hieroglyphen-Entzifferungen sollten jedoch ein deutlicheres Zeugniß ablegen. Champollion entdeckte unter den Skulpturen des Palastes von Karnak zu Theben eine Schilderung der Eroberungen eines Königs, der durch die Inschrift als Sisak bezeichnet wurde. Er ist dargestellt, wie er der hl. Trias von Theben die von ihm besiegten Völker und

Städte, 140 an der Zahl, zu Füßen niederlegt. Die Völker sind personificirt durch ihre Führer, welche, die Arme auf den Rücken gefesselt, vorgeführt werden. Jede Figur trägt einen Schild mit einer Inschrift. Von diesen bezeichnet eine ausdrücklich das Land Juda.*) Auch die Zeit stimmt genau; denn die Inschriften sowohl als die Dynastenverzeichnisse führen auf die Zeit der Mitte des 10. Jahrhunderts vor Christus; Rehabeam aber trat seine Regierung 961 v. Chr. an; das fünfte Jahr seiner Herrschaft war somit 956. „Es ist dieses ein Synchronismus, dessen Wichtigkeit", sagt Champollion, „selbst die strengste Kritik nicht im Stande ist, anzutasten."

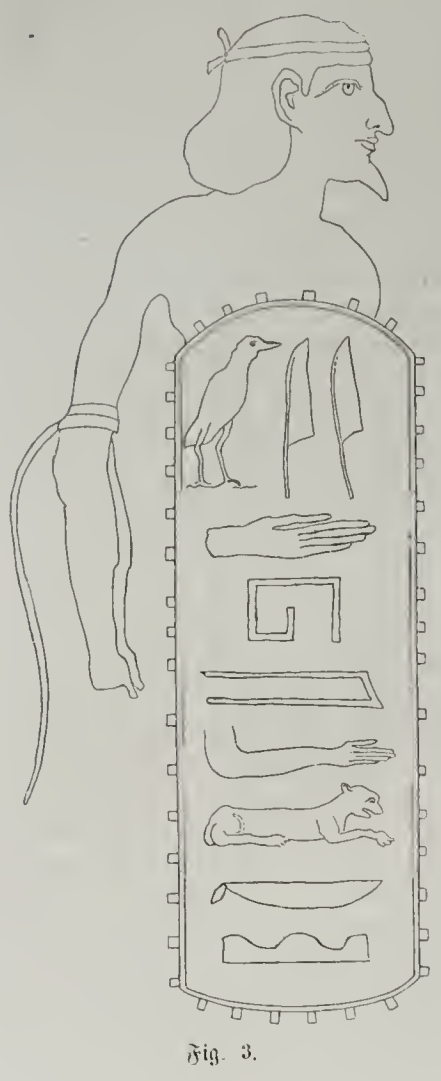


Fig. 3.

Die letzte Illustration des Nutzens, der aus der Hieroglyphen-Entzifferung für die Geschichte erwachsen ist, möge der Thierkreis zu Dendera abgeben. Der Zug Napoleons nach Aegypten brachte Europa die erste Kunde von den Thierkreisen, die auf den ägyptischen Denkmälern verzeichnet sind. Zu Dendera wurden zwei, zu Esneh ebenfalls zwei entdeckt. Sie befanden sich unter der Decke von Tempelgemächern. Einer derselben wurde durch Saulnier und Lelorrain aus Dendera nach Paris gebracht und dort aufgestellt. Kaum waren sie bekannt geworden, als sich auch schon ein Gelehrter darüber hermachte, um die Zeit ihrer Entstehung zu berechnen. Von der Annahme ausgehend, daß die Thierkreisbilder genau die Constellation conterfeien, wie sie sich dem Zeichner darbot, calculirten die Einen 3562, Andere 4000, wieder Andere 7000, Einer sogar über 17,000 Jahre v. Chr. als das Alter der Thierkreise heraus. Eine große Aufregung bemächtigte sich der Wissenschaft und der Gemüther. Broschüren wurden gewechselt. In Paris strömte Jung und Alt hin, um das hochbejahrte Bild zu bewundern; ja so groß wurde der Andrang, daß man sich genöthigt sah, den angestaunten Thierkreis in einem abgelegenen Gemach zu verschließen.

Da kam Champollion und entzifferte wie ein zweiter Daniel die Schrift auf den Wänden. Auf dem Tempel zu Dendera las er den Namen Tiberius, und auf einem der Thierkreise das Wort Autokrator, den Namen, unter dem Nero auf den ägyptischen Denkmälern figurirt. Aber wie bei der lernäischen Schlange, wenn ein Kopf abgeschlagen war, gleich ein anderer aus der glücklichen Wunde hervorwuchs, so trat an Stelle der vernichteten These sogleich die Behauptung auf: „Wenn auch der Tempel jünger, so ist doch der Thierkreis die Copie eines älteren. Aber die neuesten Forschungen, welche von der Vergleichung zahlreicher Abbildungen von Thierkreisen an den Tempeldecken, wie in den Grabkammern und auf den Mumienkasten ausgehend, das Princip, wonach die Aegypter die Nativität, d. h. die Constellation für die Geburtszeit eines Menschen zu fixiren pflegten, ermittelt haben, sind zu dem Resultate gelangt, daß er nur auf das Jahr 37 n. Chr. — das Geburtsjahr Nero's — passe. Damit dürfte dieser Kopf der Hydra endgültig beseitigt und das mehr als 19,000jährige Alter des ägyptischen Reiches, das man mit feurigen Zügen in die Sterne verzeichnet wähnte, für immer auf sein richtiges Maß reducirt sein.

*) Siehe Fig. 3. Der Engländer Samuel Sharpe, Esq., Verfasser der History of Egypt, erklärt die einzelnen Hieroglyphenzeichen der Schild-Inschrift folgendermaßen: Die beiden ersten Zeichen (die doppelte Nilschilfsahne, welche wir schon als e kennen lernten) sind J, der Vogel U, die Hand D; das folgende Zeichen H, das folgende M, der Unterarm mit der Hand E oder J, der Löwe L, das folgende K und liest: Judah Milkah, das Königreich Juda. Das letzte Zeichen ist die diakritische Hieroglyphe, welche Land bedeutet, zum Zeichen, daß nicht der König, sondern das Königreich verstanden sei. Bei Lepsius (Denkmäler Aegyptens) ist eine Abbildung der ganzen Darstellung. Die meisten Inschriften der Namenschilder haben am Ende die Diakritika „Land". Im Einzelnen hat man noch die Namen palästinensischer Städte erkannt.

Heinrich von Maltzahns Besuch in der Hauptstadt Marokko im Jahre 1859.

II.

Einladung zu einer Audienz beim Kaiser. — Geleit durch Bettelsoldaten. Leibgarde. — Die Palaststadt. — Kaiser Mule Abderrhaman; Unterhaltung mit demselben. — Geschenke und Erpressungen. — Rückreise nach Mogador.

Unangefochten erreichte der deutsche Reisende das jüdische Stadtviertel, wo er sofort seine europäische Tracht wieder anlegte. Die große Gefahr, welche für ihn in der Vermummung lag, trat ihm deutlich vor die Seele. Man wußte in der Maurenstadt ohne Zweifel, daß ein Christ in der Mellah wohne, und hatte sicherlich ein wachsames Auge auf Jeden, der das Judenquartier verließ. Herrn von Maltzahn blieb, so schien es, nichts übrig, als das letztere nicht mehr zu verlassen.

Aber sein Heiliger, Mule Smaïl, mit dessen Karawane er von Mogador nach Marokko gekommen war, ließ ihn nicht im Stiche, sondern ließ melden, daß er ihm einen Besuch abstatten wolle, freilich nicht im Hause eines ungläubigen Juden, sondern nur auf der Straße. Als aber Mosche ihm den Saum des Kleides küßte, trat er dennoch ein und ließ sich im innern Hofraume nieder. Sidi Mustapha, sein Jünger, berichtete, daß der Heilige den Kaiser besucht und diesem erzählt habe, welch eine fromme Handlung der Rumi gethan; er meinte, daß dieser ihm, dem Mule Smaïl, ein Pferd und mehrere Maulthiere geschenkt habe. Der Kaiser sei nicht böse, daß dieser Rumi nach der heiligen Stadt gekommen sei; der Fremde stehe ja nicht unter dem Schutz eines Konsuls, und er wolle nur solche Europäer nicht im Lande dulden, für deren Leben man einer auswärtigen Macht verantwortlich sei. Er wünsche den Ungläubigen zu sehen.

Wir können uns lebhaft vorstellen, wie freudig unser Landsmann bewegt war, als er eine so vortreffliche Kunde

vernahm. Obendrein erbot sich Mule Smaïl, ihn sofort dem Monarchen vorzustellen, denn am Hofe von Marokko, wo keine Anmeldungen zu Audienzen stattfinden, geht Alles in kindlicher Einfachheit zu. Indessen zögerte Herr von Maltzahn, weil sein Wirth ihm in spanischer Sprache bemerkte, daß es immerhin gewagt sei, sich in europäischer Tracht allein mit dem stets in fromme Träumereien versunkenen Heiligen in die Maurenstadt zu wagen, und deshalb deutete der Rumi an, er wolle vor Seiner Majestät erscheinen, wenn derselbe ihm ein Geleit sende.

Der Heilige ging, und nach einigen Stunden marschirten etwa zwanzig „Bettelsoldaten", Leibwächter des Kaisers, auf. Diese „barbarischen Satelliten" kehrten im Hause Mosche's alles Unterste zu Oberst.

Damals, im Jahre 1859, regierte noch der alte Mule Abderrhaman. Der kaiserliche Palast liegt außerhalb der Ringmauern, grenzt aber an dieselben; von den bewohnten Quartieren ist er durch einen etwa 1000 Schritte breiten Platz geschieden; man kommt auf denselben durch das Bab er Rûm, d. h. das Thor der Christen. Die „Palaststadt" füllt einen bedeutenden Raum aus, denn seine Länge beträgt eine halbe deutsche Meile, die Breite etwa halb so viel. Er ist von Mauern umgeben, aber kaum zum achten Theil wirklich mit Gebäuden ausgefüllt; Paläste, Landhäuser, Pavillons und Kioske liegen über den ganzen Flächeninhalt zerstreut, sodann auch, in schönen Gärten, die Harems.

Die Leibgarde des Kaisers bestand zumeist aus Negern; sie trugen eine Uniform, welche jener der französischen Zuaven nachgeahmt war. Jedoch die meisten Gardisten sahen abgerissen und schmutzig aus, unterschieden sich aber trotzdem noch vortheilhaft von der gewöhnlichen Artillerie des Kaisers, welche Herr von Maltzahn als wahre Bettelsoldaten bezeichnet, weil sie gar zu armselig aussehen und alles Mögliche fordern.

Im Vorhof erschien Mule Smaïl, durch dessen beseligende Nähe die Neger hochbeglückt waren. Die Heiligen machen in der ganzen Welt bei den Leichtgläubigen gute Geschäfte. Mule Smaïl mußte, auf Wunsch und Andrang der schwarzen Soldaten, ihren Speisen den Segen geben, und in welcher Weise that er es? Der Augenzeuge, Herr von Maltzahn, sagt es uns. Der Heilige spie in die Schüssel hinein, deren Inhalt dann tapfer umgerührt wurde. Die Soldaten verschlangen mit Gier das gesegnete Gericht.

Aus diesem Vorplatze gelangte Herr von Maltzahn in zwei andere offene Höfe, nämlich in den „Garten der Gesundheit" und den „Garten der Palme"; dann durchschritt er noch drei große Höfe, die von stallartigen Gebäuden umgeben waren. In diesen wohnt die Negergarde und ein Theil der Reiterei. Der mittlere Hof gleicht dem eines großen Karawanserais, und der Kaiser gab dort gewöhnlich am frühen Morgen Audienz; ein vierter Hofraum ist von schönen Säulengängen umschlossen, und in ihm hält die auserlesene Mannschaft der Negergarde Wacht. Endlich folgt noch ein Hof, jener der Adjutanten, unter denen man sich freilich keine Offiziere europäischer Art vorstellen darf; denn sie waren, etwa 20 an der Zahl, „beduinenartig gekleidete Kerle von rohem Aussehen". Sie bekümmerten sich wenig um den Heiligen und um den Fremden; dagegen trat ein alter Mann zu diesen Beiden und geleitete sie durch ein Vorzimmer in einen „Garten der Rosen", in welchem jedoch wenige dieser Blumen vorhanden waren. Herr von Maltzahn mußte dann vor einem Pavillon (einer Kubbah), welcher als Saal der Privataudienzen bezeichnet wurde, seine Fußbekleidung ablegen, d. h. er zog die marokkanischen Babuschen ab und behielt, nach türkischer Sitte, dünne Stiefel von Cordovanleder an, weil Lederumhüllung ohne Sohlen nicht für Schuhwerk gehalten wird, sondern die Stelle unserer Strümpfe vertritt, die übrigens bei den Arabern niemals gebräuchlich waren. Aber die geheiligte Gegenwart des Nachfolgers der spanischen Chalifen durfte durch keine Lederhülle auf den Füßen verunehrt werden, und der Fremde durfte nur Socken anbehalten.

So trat er in das Staatsgemach des Kaisers, ein ganz kahles Zimmer ohne alles Geräth; es sah ganz kahl aus, nur die Wände waren mit europäischen Spiegeln behängt. Auf der einen Seite des Saales lag eine doppelte Strohmatte, welche dem Hofstaate statt der Ruhekissen diente; die andere Hälfte hatte keine Decke, und man sah den nackten, weiß und schwarz, schachbretartig ausgelegten Fußboden.

In einer Ecke des Saales hockte mit gerade emporgerichteten Knien auf einer Strohmatte ein uralter Greis mit langem, weißem Bart, stark gerunzelten Gesichtszügen, einer Negernase, dicken Lippen, einer Gesichtsfarbe, welche den Quadronen erkennen ließ, und kleinen funkelnden Augen. Das war Mule Abderrhaman, Beherrscher der Gläubigen, Gebieter von acht Millionen Unterthanen und geistliches Oberhaupt aller Muselmänner, welche sich zum Ritus der Maleki bekennen, einer der vier großen, rechtgläubigen Abtheilungen der Mohammedaner. Um ihn herum lagen, hockten oder kauerten auf der Strohmatte des Fußbodens die Großen des Reiches, etwa 40 an der Zahl, zumeist alte, weißbärtige Männer.

Der Kaiser bedeutete dem Fremden durch einen Wink, auf einer Matte sich niederzulassen. Der heilige Mann Mule Smaïl ging ohne Weiteres auf den Monarchen zu, ergriff die Hand desselben und küßte dann seine eigenen Fingerspitzen an der Stelle, mit welcher er die kaiserliche Rechte berührt hatte. Ueberhaupt war von eigentlichem Ceremoniell gar keine Rede, und die Anwesenden schenkten dem Europäer, der doch an jenem Hofe eine seltene Erscheinung war, gar keine Beachtung. Das erfordert der Anstand; es ist gegen alle gute Sitte, Neugier oder Erstaunen blicken zu lassen. Auch der Kaiser schenkte dem Fremden vorerst weiter keine Aufmerksamkeit, sondern fuhr in einem Gespräch mit dem ihm zunächst sitzenden Manne fort. Auch wurden keine Pfeifen gereicht, und von Kaffee oder dem in Marokko beliebtern Thee war keine Rede.

Auch in Marokko darf man in Gegenwart des Herrschers nur sprechen, wenn man von ihm angeredet wird. Nach einer Weile that der Sultan eine Frage über die Reise des Fremden, der in Rücksicht auf die Etikette eine sehr kurze Antwort gab. Dann wieder Schweigen; nach längerer Pause abermals eine kurze Frage, kurze Antwort, noch einmal Pause, — so verlief die ganze Audienz; „unterhaltend war sie eben nicht", aber der würdevolle Ernst, welcher über die ganze Versammlung ausgegossen schien, verfehlte doch den Eindruck nicht. Das Ganze war patriarchalisch, jeder Luxus und äußere Nimbus mangelte; der Herrscher benahm sich einfach, aber würdevoll. „Alles contrastirte grell mit unseren oft allzu vergnügungssüchtigen, luxuriösen Höfen, und der Vergleich fiel zu Gunsten des marokkanischen Hofes aus. Als Europäer konnte ich zwar nicht umhin, die Mauren, den Kaiser und den Hof wegen ihres kulturhistorischen Verfalls und ihrer Rückständigkeit in der Civilisation zu bemitleiden, aber ich mußte mich dennoch vor dieser ehrwürdigen, gemessenen Versammlung, vor dieser imponirenden, würdevollen Einfachheit in tiefem Respekt verneigen."

„Die wenigen Fragen, welche Mule Abderrhaman an mich richtete, bewiesen seine rührende Ignoranz und die kindliche Naivetät seiner Begriffe. Von europäischen Staats- und Regierungsformen hatte er keine Ahnung. Er schien z. B. offenbar unter dem Eindruck zu laboriren, als sei die französische Republik vom Jahre 1848, deren Kunde bis zu ihm gedrungen war, und welche er auf den Münzen als idealen Frauenkopf abgebildet gesehen hatte, wirklich ein weibliches Geschöpf gewesen. Er fragte, ob ich die Bublick gesehen und ob der jetzige Beherrscher Frankreichs diese Dame geheirathet und von ihr das Regiment überkommen habe? Auch von England

und dem Minister Lord Palmerston hatte der Sultan gehört, und er fragte mich, ob Letzterer nicht Gemahl der Königin Victoria sei? Obgleich es mir bei diesen Fragen schwer wurde, den nöthigen Ernst zu bewahren, so gelang es mir doch, mich zu beherrschen. Ich beantwortete, so gut ich konnte, durch Umschreibungen die originellen Fragen des Kaisers, der mich nicht nach Art europäischer Regenten verabschiedete, welche dem Aufwartenden selbst das Zeichen zum Aufbruche zu geben pflegen. Die maurische Etikette ist in einem Punkte der europäischen Hofsitte geradezu entgegengesetzt. Es gilt nämlich für wünschenswerth und höflich, daß Jemand, der beim Fürsten Audienz hat, dieselbe so lange als möglich ausdehnt. Wenn auch der Sultan ihn verabschiedet, muß er dennoch bleiben, da die Entlassung nur eine Höflichkeitsformel ist. Ein gewandter Höfling drückt durch hartnäckiges Verbleiben in der Nähe des Monarchen am beredtesten aus, welch ein unaussprechliches Glück es für ihn sei, bei dem Herrscher weilen zu dürfen."

Wie sollte nun der Europäer, welcher sich doch nicht gut selber verabschieden konnte, der Audienz ein Ende machen? Der zerlumpte Heilige, dem es plötzlich in den Sinn kam, eine Moschee zu besuchen, half ihm aus der Noth; mit ihm war er gekommen, und mit ihm ging er auch fort. Nun kam es darauf an, Geschenke am Hofe zu machen, denn ohne diese darf man keinen Besuch abstatten. Herr von Maltzahn hatte zu diesem Zwecke in Gibraltar eine schöne Pendeluhr, ein paar Revolver und kostbare lyoner Seidenstoffe eingekauft und diese für das erste Geschenk bestimmt. Das zweite, welches er bei der Abreise geben wollte, bestand in einem französischen Shawl, einigen kleinen Broncestatuetten, einem prächtigen Schreibzeug, zwei Spazierstöcken und in einem Messer mit zwanzig Klingen. Mit der Uhr war der Sultan zufrieden, aber die Revolver gefielen ihm keineswegs, denn sie hatten keine Feuersteinschlösser!

Unser Landsmann machte seine Aufwartung bei den verschiedenen Prinzen. Sidi Mohammed hatte mulattenartige Züge. Die Sippschaft des Kaisers war sehr zahlreich, aber die meisten entfernteren Verwandten dürfen gar nicht an den Hof kommen, weil man ihnen mißtraut; sie sind nach der Oase Tafilelt verwiesen. Die meisten Prinzen hatten negerartigen Gesichtsausdruck.

Die 20 Bettelsoldaten begleiteten den Rumi nach der Mellah zurück, wo eine Mahlzeit für sie bereit stand. Sie verschmäheten die Kost des Ungläubigen nicht und griffen mit den Fingern in die Schüssel. Aber der Marokkaner darf nicht den Verstoß begehen, die Speise gleich zum Munde zu führen, sondern er muß den Maisbrei (Kuskussu) oder Reis erst ein wenig zwischen den Fingern rollen, ein Kügelchen daraus machen und dieses in den Mund hineinwerfen, und je weiter er dabei die Hand vom Munde hält, um desto mehr gute Lebensart bethätigt er. Dieser Brauch des Hineinwerfens der Speise herrscht im südlichen Marokko, in Tafilelt und auch bei manchen Stämmen in der Wüste.

Die Ehre einer Audienz beim Kaiser kostete übrigens eine Menge Geld; mit den Geschenken an Seine Majestät war die Sache nicht etwa abgethan. Ein Hofbeamter war dem Baron nach dem Judenviertel gefolgt und zog eine Liste hervor, auf welcher Alle verzeichnet waren, die Anspruch auf ein Geschenk hatten; auch waren sogleich die Summen angegeben, zu denen jeder Einzelne berechtigt sei. Obenan auf der Liste standen die Namen von drei schwarzen Gardeoffizieren, dann folgten zwanzig Negergardisten, welche am Audienztage die Morgenwache hatten, und so ging es fort; im Ganzen mußten nicht weniger als vierzig Leute „beschenkt" werden. Jeder Soldat verlangte 10, jeder Offizier 20 Unzen, eben so viel der Aufseher des innern Hofes und der Aga der Truppen. Auf der Liste standen auch: der Hofkoch, der Lanzenträger des Kaisers, der Theekoch Seiner Majestät, der Garderobemeister, der Bettmacher (wozu der aber dient, wenn, wie Herr von Maltzahn sagt, der Kaiser ohne Matratzen auf dem platten Fußboden schläft, ist nicht ganz klar), der Barbier, Tassenträger, Diener der kaiserlichen Abwaschungen und der Kerzenträger. Jeder dieser Hofbettler verlangte 15 Unzen; das war unverschämt genug, verschwand aber gegen die Forderungen des Großwürdenträgers, des Siegelbewahrers, des Schatzmeisters und des Geheimschreibers, deren jeder die Kleinigkeit von 100 Unzen verlangte, während der Stellvertreter des Kaisers bei der Armee (der Chalifa el Asker) 200 Unzen, also 10 spanische Thaler, in Anspruch nahm. Im Ganzen mußte Herr von Maltzahn an diese Hofbettler etwa 4000 Unzen zahlen. Die Unze ist das einzige Silbergeld in Marokko; sie heißt arabisch Fatha, d. i. Silber, und hat einen Werth von etwa 2½ Silbergroschen.

So waren etwa 1000 Francs fort, aber die Erpressungen noch lange nicht zu Ende. Denn auch die Bettelsoldaten, welche dem Rumi das Geleit gegeben, verlangten und bekamen jeder 10 Unzen, und am Ende fand sich auch noch der Heilige ein, der für sich 80 spanische Thaler und eben so viel für seinen Jünger Sidi Mustapha verlangte. Auch in diesen sauern Apfel mußte gebissen werden, aber dafür stieg auch der Christenhund in der Gunst des Heiligen sehr erklecklich!

Wie hoch beläuft sich die Einwohnerzahl der Kaiserstadt Marokko? Die allesammt auf Vermuthung beruhenden, zumeist übertreibenden oder zu niedrig greifenden Angaben bewegen sich innerhalb der Ziffern von 270,000 bis 20,000; aber an eine Zählung ist niemals gedacht worden, und die Mauren begreifen auch gar nicht, was eine solche heißen will. Herr v. Maltzahn meint, daß die Zahl 50,000 etwa annähernd zutreffen werde, doch stehe sie wohl eher über als unter der Wahrheit.

Während der vier Wochen, welche er in Marokko verweilte, war es ihm nur dreimal vergönnt, das Judenviertel zu verlassen. Die Mauren wußten, daß er als Jude verkleidet in der Stadt gewesen sei; sie hielten ihn für den Spion irgend einer europäischen Macht und meinten, er trachte dahin, die Stadt den Ungläubigen in die Hände zu spielen. Sein Wirth bat ihn dringend, sich nicht mehr aus der Mellah heraus zu wagen, die Mauren würden ihn sonst gewiß umbringen. Auch ließ der Kaiser ihm melden, daß es nicht wohlgethan sei, abermals in die Stadt zu kommen, und sandte ihm zum Zeichen der Gunst einige Lebensmittel, die ganz werthlos waren. Das war die kaiserliche Freigebigkeit.

Der Rumi war nun gleichsam ein Gefangener und hatte vollauf Muße, mit den Kindern Israels zu verkehren. Er hebt hervor, daß die marokkanischen Jüdinnen nicht ohne geistige Begabung seien; er lobt ihre Schönheit, das Weiche, Geschmeidige und Ruhige in ihrem ganzen Wesen. Die Tochter seines Wirthes sprach das reinste Castilianisch, wie denn überhaupt die marokkanischen Juden alle Spanisch reden.

Von der Dachterrasse des Hauses hatte Herr von Maltzahn eine herrliche Aussicht über das mit Palmen bestandene Thal und auf den Atlas, der nur sechs Meilen von der Stadt entfernt liegt. Trotzdem war so gut wie nichts über das Gebirge in Erfahrung zu bringen; ein Jude, welcher eine Reise durch dasselbe gemacht hatte, versicherte, daß dasselbe ausschließlich von Ureingeborenen, also von Amazirghen und Schellöchen, bewohnt werde.

Unser Landsmann sehnte sich aus Marokko hinaus und sann hin und her, wie er es anfangen solle, wieder nach Mogador zu kommen. Er wandte sich mit einem Brief an seinen Heiligen, der dann auch einen Jünger schickte, welcher den Rumi für einen Lohn von 80 spanischen Thalern nach der Küste geleiten wollte; der Heilige selber war diesmal bescheiden und forderte für sich nur 60 Thaler. Nachdem die erforderliche Anzahl von Eseln

gemiethet war, verließ der Reisende an einem kühlen Novemberabend, eine Stunde vor Thorschluß, die Stadt Marokko. Fanatische Amazirghen riefen ihm Hallub und Kelb nach, d. h. Schwein und Hund. Während der Wanderung vermied er es, sich bei Tage zu zeigen, und gelangte ohne weitere Anfechtung in der fünften Nacht bis vor die Thore von Mogador. Sein großes Wagstück war glücklich abgelaufen *).

*) Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. Reisen in Algerien und Marokko von Heinrich Freiherrn von Maltzahn. Leipzig 1863 bei A. Dürr. Vier Bände. Das Werk ist sehr gut geschrieben und recht belehrend.

Die Bedeutung der Hausthiere für die Kulturentwicklung der Völker.*)

III.

Der Elephant.

Der Elephant wird in Indien als „Thier mit der Hand" bezeichnet, denn mit dieser vergleicht man den Rüssel. In der weiten Region zwischen den Vorbergen des Himalaya bis nach Ceylon versteht man die geistigen Eigenschaften dieses Thieres besser zu würdigen als in irgend einem andern Lande; es hat gerade dort im Haushalte der Menschen, im Handel und bis vor Kurzem auch noch im Kriege eine wichtige Stellung eingenommen. In Afrika dagegen schwärmt er, nach Karl Ritters Ausspruch, ruhmlos umher; er ist dort nur eine wilde, für höhere Zwecke des Menschen unbenutzte Bestie geblieben, ist lediglich ein Gegenstand für die Jagd, den man seiner Zähne und etwa auch seines Fleisches wegen tödtet. Die Neger, ein äußerst unproduktiver Menschenschlag, haben es nie verstanden, ihn zu einem treuen und nützlichen Gefährten zu machen.

Ganz anders in Indien, wo er seit den ältesten Zeiten mit der Geschichte des Götterglaubens und der Menschen auf das Engste in Verbindung steht. Er ist dort „König der Thiere; Hausgenosse und Freund der Götter, Diener der Fürsten und Herrscher". Seine ruhmvollen Ahnen steigen in frühere Jahrtausende hinauf; die ältesten indischen Heldengedichte preisen ihn, während Homer nur das Elfenbein, nicht das Thier selber kennt. Im Sanskrit wird er als der Handbegabte hingestellt; er heißt der zweimal Trinkende, weil er mit dem Rüssel das Wasser in den Mund gießt; er heißt Dantin (dens, Zahn) wegen seiner Fangzähne.

Aber der Name Elephas bezeichnete Anfangs nur die Waare, welche man von dem Thiere gewann, das Elfenbein; bei den Persern heißt er Pil, bei den Arabern Fil, wovon die Spanier ihr Marfil entlehnt haben; im Schachspiele der Orientalen ist Arfil oder Affil, d. h. Elephant, der Läufer. Wir sagten eben, daß er in der indischen Mythologie eine große Rolle spiele; Indra, der Herrscher des Firmaments, reitet auf dem Elephanten; dieser ist auch ein Airavathi, d. h. Träger der Erde; denn so heißt von den acht Weltelephanten derjenige, welcher das Nordoststende stützt. Darum ist er überall architektonisches Glied in der indischen Tempelskulptur, kolossaler Wächter der Tempel vor den Hallen, und als Karyatide und Zierrath vielfach in die Architektur verwebt. Wir sehen, wie er aus den Felsenwinkeln der Tempelecken hervortritt und als Sockel die Pfeilerreihen trägt, von welchen das Tempeldach gestützt wird.

Das kluge Thier ist von den Indern zum Symbol des höchsten Wissens erhoben worden; Ganesa, der Gott aller Wissenschaft und sinnreichen Kunst, hat einen Elephantenkopf. Nach der indischen Auffassung der Seelenwanderung gehen die Seelen büßender Prinzen und Brahmanen in Elephantenleiber über, und die Legenden kennen viele Heilige, die nach ihrem Tode zu Elephanten wurden. Deshalb hat man auch Elephantenreliquien, z. B. den Zahn auf Ceylon, und die Buddhisten wie die Dzaïras kennen Verwandlungen Buddha's und Parswanatha's in weiße Elephanten. Das Gesetzbuch Manu's sagt: „Eine Braut soll den anmuthigen Gang eines Flamingo oder — eines jungen Elephanten haben!" Der Elephant ist der achtwaffige, denn seine Waffen sind: Rüssel, Stirn, zwei Fangzähne und vier Füße (Ritter, Asien IV, I. 903 ff.).

Der Elephant war im Orient ein Werkzeug der Völkerbezwinger, aber vor den Kriegen des macedonischen Alexander gegen Persien war er in Europa noch nicht gesehen worden. Xerxes hatte Kameelreiterei, aber die ersten Kriegselephanten, von denen im Abendlande die Rede ist, sind jene, welche Alexander in der Schlacht bei Arbela erbeutete; ihrer waren 15 an der Zahl. Es scheint, als ob die Perser sie erst vor nicht langer Zeit und nachdem sie ihre Eroberungen bis an den Indus ausgedehnt, erhalten hatten. Jene bei Arbela erbeuteten wurden „der erste Kern zum neuen Kriegsgeschwader, das nun bis an die Pyrenäen sich verbreitete"; wahrscheinlich kamen auch einige nach Athen; aber Alexander nahm während seiner Feldzüge in Indien noch keine Elephanten in sein Heer auf, weil die macedonischen Pferde an dieselben sich nicht gewöhnen konnten; aber seine indischen Bundesgenossen mußten Kriegselephanten mit sich führen. Als Alexander vom Indus nach Babylon am Euphrat zurück ging, hatte er etwa 300 Elephanten, welche dann auf die Könige vererbten, die sein Reich theilten. So kamen sie durch die Seleuciden nach Syrien, durch die Ptolemäer nach Aegypten, das sie früher nicht gekannt hatte, und wo sie in der Architektonik durchaus fehlen, und auch nach Griechenland. Jedermann weiß, daß Pyrrhus von Epirus gegen die Römer Elephanten ins Feld stellte; sie kamen auch nach Sicilien, wo die Karthager ihren Gebrauch kennen lernten. Und nun erst legten sich diese auf den Fang des nordafrikanischen Elephanten, den sie früher nicht benutzt hatten. Aber sie lernten bald, ihn zu zähmen, im Kriege zu verwenden und mit ihm die Römer in Spanien und Italien zu schrecken. Hannibal führte ihn selbst über die schneebedeckten Alpen.

Man sieht, daß der Kriegselephant auf das Schicksal mancher Völker und Staaten und auf den Gang der sogenannten Welteroberungen einen mächtigen Einfluß gehabt hat; er gab von Alexander bis auf Cäsar, den Letzten, welcher im Abendlande von ihm Gebrauch machte, der Kriegführung eine neue Gestalt. Im Orient aber wurde er das ganze Mittelalter hindurch als Kriegsthier benutzt. Die indischen Brahminenstaaten legten den größten Werth auf ihre Kriegselephanten; schon zu Alexanders Zeit soll Sandracottus (Tschandragupta) 6000 bis 9000 Elephanten in seinem Heere gehabt haben, und es

*) Siehe Globus V, S. 281. 305.

liegt darin schwerlich Uebertreibung, denn wir wissen bestimmt, daß der Großmogul Akbar deren 6000 hielt*). Schon früher hatte Timur indische Kriegselephanten in seine Armeen genommen; durch ihn kamen sie nach Samarkand, wo er sie als Lastthiere benutzte, denn sie mußten Steine zum Bau der großartigen Moscheen herbeiziehen. Aber schon im 10. Jahrhundert sind Elephanten über Kaschgar nach China gekommen, wo dann später, als mongolische Kaiser im Blumenreiche der Mitte herrschten, Elephanten auch aus Hinterindien eingeführt wurden; Kublaï Chan z. B. erbeutete einmal nahe an 200 Stück, und von da an (1272) waren sie in den mongolischen Armeen von Bedeutung.

In den Staaten Hinterindiens hat der Elephant niemals eine so hervorragende Bedeutung gewonnen wie in Vorderindien, obwohl er sehr häufig vorkommt. Der hellfarbige Elephant steht bekanntlich in hohen Ehren überall, wohin der Buddhismus gedrungen ist. Der Sage nach ist auf Ceylon unter einem Pyramidentempel der Zahn eines heiligen Elephanten Buddha's begraben, und der weiße Elephant gilt überhaupt für eine Incarnation der verschiedenen Buddha's; der eine von den vier Berggöttern Ceylons, welchem der Pik des Adamsgipfels zum Sitz angewiesen ist, wird allezeit von weißen Elephanten begleitet; diese selber sollen von himmlischer Abkunft sein. Es liegt eine religiöse Beziehung darin, wenn der Kaiser von Barma sich den Beherrscher des himmlischen und der weißen Elephanten nennt.

Auch in Siam stehen sie in großer Achtung. Als im Jahr 1860 der unseren Lesern bekannte Heinrich Mouhot von Korât nach Bangkok zurückreiste, war er Zeuge, in wie hoher Verehrung der weiße Elephant steht. In der Hauptstadt war die Freude groß, als man vernahm, daß in Laos ein weißer Elephant gefangen worden sei, und der König sandte einen hohen Mandarin, um dem Thiere das Geleit zu geben. Die Ehrenkarawane des Weißen bestand aus mehr als 60 gewöhnlichen Elephanten, von denen zwei dem europäischen Reisenden zur Verfügung gestellt waren.

In der Stadt Saraburi hatte sich eine große Schaar königlicher Beamten versammelt, um diesem kolossalen Fetisch Ehrerbietung zu beweisen. Die Siamesen glauben an die Seelenwanderung und sind (wie wir das schon früher in Betreff Vorderindiens bemerkt haben) überzeugt, daß der Geist irgend eines Prinzen oder Königs in diesen Dickhäuter gefahren sei. In Bezug auf weiße Affen und überhaupt auf solche Thiere, die Albinos sind, hegen sie eine ähnliche Vorstellung; aber „angebetet" werden alle diese weißen Thiere nicht. Während nun jener weiße Elephant, in dessen Gefolge Mouhot sich befand, seines Wegs geführt wurde, waren immer hunderte von Leuten darüber aus, Zweige abzuschneiden und sie vor ihm auf den Boden zu werfen, damit er recht weich gehen könne. Zwei Mandarinen reichten ihm an den Haltestellen Kuchen von goldenen Schüsseln, und der philosophische, rationalistische König Mongkut kam dem Elephanten bis Ajuthia entgegen.

Der Elephant ist in Hinterindien, neben dem Ochsen, ein sehr nützliches Karawanenthier. Er kommt in Siam selber sehr häufig vor, doch kauft man auch noch viele, die aus Cambodscha und Laos stammen, und die auf dem Elephantenmarkt in Korat feilgeboten werden. Eine beträchtliche Menge von Elephanten wird auch in den Wäldern unweit von der alten siamesischen Hauptstadt Ajuthia eingefangen. Sie leben dort nicht eigentlich wild, sondern in einer Art von verwildertem Zustand, etwa so wie die Büffel in den Pontinischen Sümpfen. Alle gehören dem König, und wer einen tödtet oder nur verwundet, begeht ein schweres Verbrechen.

Einmal in jedem Jahre läßt der Herrscher ein großes Fangtreiben anstellen, um seinen Bedarf für die nächste Zeit zu decken. Zu diesem Behuf hat er in Ajuthia einen großen Elephantenzwinger, einen weiten viereckigen Raum, dessen innere Abtheilung von einer sechs Fuß dicken Mauer eingeschlossen ist, während die äußere eine aus dicken Teckholzbäumen hergestellte Pfahlreihe-Umfriedigung hat, welche kein Elephant umreißen kann. Jede Abtheilung hat nur einen einzigen Eingang, der wie eine Marderfalle angelegt ist, so daß zwei gewaltige Balken mit Leichtigkeit in tiefen Seitenrillen auf und ab bewegt werden können. Man treibt die verwilderten Thiere auf eine ganz sinnreiche Weise in den Zwinger, wo bereits die aus speciellen Sachverständigen und den höchsten Würdenträgern zusammengesetzte Commission ihrer harrt. Nicht selten führt der König selber den Vorsitz.

Von einem guten Elephanten verlangt man in Siam Folgendes. Seine Farbe muß ins Blaßbraune spielen oder sich einem aschgrauen Isabellgelb annähern; seine Fußnägel müssen tief schwarz, die Zähne ganz unbeschädigt sein, und der Schweif darf keine Verkehrung zeigen. Die beiden letzteren Eigenschaften findet man aber nicht allzu häufig. Sobald die Mitglieder der Commission von ihrem Gerüst herab ein Thier bemerken, das alle erforderlichen Eigenschaften besitzt, wird den Kornacks ein Zeichen gegeben, und diese gehen sofort an ihre Arbeit, indem sie zahme, für das Einfangen abgerichtete Elephanten herbeiführen. Diese umgeben den wilden Genossen und drängen ihn mehr oder weniger sanft in die innere Abtheilung. Manchmal geberdet er sich widerspenstig und will entrinnen; dann aber wird ihm eine laufende Schlinge um ein Bein geworfen, man bringt ihn vermittelst derselben zum Straucheln, und ein zahmer, gut eingeübter Kollege wirft sich dann mit der ganzen Wucht seiner Schwerkraft auf ihn, so daß er hinfällt und, freilich nicht ohne große Anstrengung, gebunden werden kann. Dabei kommt dann und wann ein Kornack ums Leben; indessen weichen geübtere der Gefahr aus und flüchten sich in ein starkes Blockhaus, gegen welches auch der stärkste Elephant nichts ausrichten kann.

Im Zwinger bändigt man übrigens diese wilden Elephanten leicht genug, und die Methode ist einfach. Man läßt sie ein paar Tage lang fasten und reicht ihnen, wenn sie sehr ausgehungert sind, frische Gräser und Zuckerrohr, so viel sie nur fressen wollen. Allmälig gewöhnen sie sich an die Wärter, und das gute Beispiel der zahmen bleibt nicht ohne gute Wirkung.

Uebrigens ist der Elephant in mehr als einer Beziehung ein recht schüchternes, man kann sagen, furchtsames Thier. Mouhot behauptet, er habe Nerven wie ein zartes Frauenzimmer, und seine Abrichtung zum Kriegsdienst muß sehr mühsam gewesen sein, denn er zittert,

*) Der große Monarch widmete den Elephanten die größte Sorgfalt, die man leicht erkennt, wenn man die betreffenden Abschnitte in dem Ayin Akberi vergleicht und die in verschiedenen Kapiteln des merkwürdigen Buches zerstreuten Notizen damit zusammen hält. Ayeen Akbery, or the institutes of the Emperor Akber. Translated from the original Persian by Francis Gladwin, London 1800, 2 Bde. (Das in meinem Besitze befindliche Exemplar ist mit handschriftlichen Notizen von Hammer-Purgstall versehen.) Da, wo des Kaisers Artillerie beschrieben wird, I, S. 110, wird bemerkt, daß er Geschützstücke von solcher Schwere habe, daß man mehrere Elephanten vorspannen müsse; S. 114 ff. werden die Fil Khaneh, or Elephant stables, ausführlich beschrieben. Das Ayin Akberi geht mit einer Art von Liebhaberei auf die psychologische Schilderung des Elephanten ein und bemerkt, daß manche Eingeborene Hindustans einen einzigen Elephanten so hoch hielten wie 500 Pferde; er sei in der That ein großmüthiges Thier und werde von 100 Rupien bis zu einem Lach Rupien bezahlt. Dann werden die „vier Arten" beschrieben und nach dem Grad ihrer Brauchbarkeit auch für den Krieg geschildert; das Buch beschreibt (S. 117) die Oertlichkeiten, wo man die wilden Elephanten einfange und hebt hervor, daß jene aus Tipperah (Ostbengalen, östlich von Dakka) die besten seien. „Seine Majestät hat in diesem Verwaltungszweige manche weise Anordnungen getroffen"; diese werden eingehend geschildert; er theilte die Elephanten in sieben Klassen; die ersten sechs waren wieder je in drei, die siebente Klasse war in zehn Unterabtheilungen gesondert und für jede einzelne der Futterbetrag vorgeschrieben. Wir erfahren dann, von wie viel Wärtern jeder Elephant besorgt wurde, wie die Thiere angeschirrt wurden, wie es mit dem Stallwesen gehalten wurde, und daß der Kaiser einen Meghdember, d. h. Schattendach, für die Elephanten erfunden habe. (S. 125.) Der Monarch hatte zu seinem Privatgebrauch immer 101 Elephanten in Bereitschaft. Sie spielten an seinem Hof und in seinem Heer eine große Rolle. A.

Der Elephantenzwinger in Ajuthia; Siam. (Nach einer Zeichnung von Bocourt.)

wenn er ein Pferd sieht oder einen Schuß hört, und überwindet diesen Schrecken nur allmälig. Diese Ansicht theilt auch der alte Crawfurd (Transactions of the Ethnological Society of London II, 434).

Der Elephant kommt nach Norden hin nicht über den 30. Grad hinaus; die Grenze seiner Verbreitung liegt nach jener Himmelsgegend hin im Terai, dem heißfeuchten, ungesunden Waldgestrüpp, welches vor dem Himalaya liegt. Er hat überall, wo er einheimisch ist, seine besonderen Benennungen; im Sanskrit heißt er Hasti und Gaja, in Hindi Hati, und diese Benennung finden wir auch im indischen Archipelagus; doch ist der eigentliche malayische Name Beram; im Telugu heißt er Yenuga und in Tamil Ana; in Barma nennt man ihn Sen, in Pegu Tschen, in Cambodscha Tamrai, in Siam Tschang. Die Karens nennen ihn Kaso.

In der eigentlichen Gefangenschaft pflanzt er sich nicht fort, wohl aber, wenn man ihn ins Freie läßt. Er ist erst mit dem 20. Jahre völlig ausgewachsen und bringt sein Alter auf 70 bis 80 Jahre. Die Abrichtung der Jungen beginnt schon, wenn sie etwa anderthalb Jahre alt sind; es ist aber merkwürdig, daß diese Kleinen sich oft wilder geberden, als Alte, die man aus den Wäldern geholt hat. Als Hausthier bleibt der Elephant, wie der wilde ist, unterscheidet sich von diesem wenig oder gar nicht an Gestalt und Größe, und die Farbe ist bei beiden dieselbe. Er kann eine Höhe von 4 Ellen erreichen. In Barma hatte einer von 7 Fuß 4 Zoll Höhe ein Gewicht von 3369 Pfund; er war also etwa so stark, wie vier oder fünf gut gemästete Ochsen oder wie 22 ausgewachsene Männer. Der Kopf wog fünfthalb Centner, das Gehirn 16½ Pfund. Im Verhältniß zum menschlichen Hirn müßte es etwa 72 Pfund wiegen. Aber trotzdem ist der Elephant ein kluges, gescheidtes Thier, obwohl viele Beobachter der Ansicht sind, daß der Hund und selbst das Schwein doch viel klüger seien. Wir unsererseits können darüber kein Urtheil fällen. Dumm ist er auf keinen Fall, und Muth hat er auch. Der alte Crawfurd sah in Cochinchina, wie ein Elephant mit einem Tiger kämpfte; der letztere war allerdings mit einem Maulkorb versehen und man hatte ihm die Krallen abgefeilt; als er auf seinen Gegner lossprang, nahm ihn dieser auf die Fangzähne und schleuderte ihn weit weg mit solcher Gewalt, daß er keuchend und zappelnd am Boden lag und dem Verenden nahe war.

Der Elephant schwimmt sehr gut auch durch reißende Ströme; dabei ist der ganze Leib, bis auf den vordersten Theil des Rüssels und ein klein wenig vom Rücken, unter dem Wasser. Ganze Heerden setzen auf solche Weise über den Ganges, die Dschamna oder den Brahmaputra. Crawfurd war 1804 Zeuge, daß in Indien eine Heeresabtheilung von 6000 Mann Fußvolk durch Elephanten über den kleinen Tschambal gesetzt wurde; je 10 oder 12 Mann hielten sich am Geschirr eines Elephanten fest. Die Sache war aber gefährlich, weil der Elephant, sobald ihm die Last unangenehm wurde, sich auf die Seite warf und gemächlich vom Strome treiben ließ, während die Soldaten in die schlimmste Lage geriethen; alle, die nicht schwimmen konnten, verloren das Leben.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß die Neger nicht verstanden haben, den Elephanten als Hausthier nützlich zu machen, während alle asiatischen Völker, bei denen er vorkommt, ihn allerdings gezähmt haben; so die Barmanen, Siamesen, Cambodschaner, die Bewohner

Wilde Elephanten werden nach Ajuthia getrieben. (Nach einer Zeichnung von Bocourt.)

von Tonkin, jene auf der malayischen Halbinsel und selbst die Malayen auf Sumatra*). Und in Afrika war es ein Volk asiatischer Abkunft, welches den afrikanischen (nicht den asiatischen) Elephanten zähmte und im Kriege verwandte. Er kam im Alterthume auch im Norden der Sahara vor, bis an die atlantische Küste des heutigen marokkanischen Reichs; wir haben dafür Herodots und Strabo's ausdrückliche Zeugnisse. Die Römer holten aus Nordafrika die Elephanten zu ihren Thierge-

*) Duncan (Reisen in Westafrika, deutsch von Lindau, II, S. 132) will allerdings gezähmte Elephanten in Sagbo gesehen haben. Ist die Thatsache richtig, so steht sie doch sehr vereinzelt da. Ritter erwähnt, nach zwei englischen Quellen, „als einzige im centralen Afrika bekannt gewordene, dort noch einheimische Spur von Elephantenzähmung jene in Degombah oder Dagwumba im Norden von Aschanti südwärts des Nigerstromes". Sie kommt aber nur bei den dort angesiedelten Mohammedanern vor, und die Neger haben mit der Zähmung nichts zu schaffen. Wenn Ritter in dem Factum jener Elephantenzähmung in Dagwumba „wahrscheinlich noch eine Reliquie mauretanischer, karthagischer oder ptolemäischer Kultur und Tradition" finden will (Asien IV, II. S. 905), so fehlt einer solchen Annahme jeder Anhalt und jede Beweisführung.

A.

fechten, und im Verlaufe eines halben Jahrtausends waren sie dann völlig ausgerottet. Neuer Zuwachs aus dem Osten konnte nicht erfolgen, weil die zwischenliegende Wüste hinderlich war. Uebrigens waren auch die Karthager nicht von selbst auf die Zähmung verfallen, sondern ahmten nur das Beispiel anderer Völker seit Alexanders Zeit nach. Gewiß hatten sie auch indische Kornacks, denn Livius hebt ausdrücklich hervor, daß die Elephanten, welche Hannibal nach Italien führte, von Indern geführt worden seien.

Als Lastthier verwendet man in dicht bewohnten Ländern, wo Futter und Lebensmittel theuer sind, den Elephanten nicht, besonders wenn man Kameele, Ochsen oder Pferde haben kann. In Indien rechnet man durchschnittlich eine Elephantenlast auf acht Centner, doppelt so viel als ein Kameel, und viermal so viel als ein Ochs trägt. Das Thier kann in einer Stunde etwa anderthalb Wegstunden zurücklegen, hinter einander höchstens etwa drei deutsche Meilen; vor dem Kameel hat es voraus, daß man es in der Regenzeit und in nassen oder überschwemmten Gegenden verwenden kann, was bei jenem nicht der Fall ist. Aber der Unterhalt, namentlich in Vorderindien, kostet viel. Man muß für jeden Elephanten mindestens zwei Leute haben; er frißt jährlich allein an Weizen oder Reis 40 bis 50 berliner Scheffel, und man muß ihm dieses Futter kochen oder als Gebäck reichen; dazu gebraucht er dann noch 40 Tonnen, jede zu 20 Centner, Heu und 65 Tonnen Grünfutter. Trotzdem seine Haut viermal so dick ist, als jene der Ochsen, wird sie doch leicht durch das Geschirr gedrückt und heilt schwer. Ein gutes deutsches Zugpferd zieht ohne allzu große Anstrengung eine Last von 20 bis 30 Centnern und macht fünf Meilen im Tag, ist also da, wo leidliche Wege vorhanden sind, ungleich vortheilhafter als ein Elephant, der auch als Reitthier nicht bequem ist; man hat auf ihm das Gefühl, als säße man in einem Wagen ohne Federn und führe über einen Knüppeldamm. Daß er dann und wann, z. B. auf Ceylon, als Zugthier verwandt wird, ist schon früher von uns bemerkt worden; man spannt ihn dort auch wohl vor den Pflug (siehe die Abbildung Globus V, S. 281); er bewegt etwa 15 Centner fort.

Im Durchschnitt werden jährlich wohl an 10,000 Elephanten getödtet, blos um den Bedarf an Elfenbein für den europäischen Handel zu liefern. (S. die Notiz über die Elephantenzähne als Handelswaare, Globus VI, S. 32.) Trotz der großen Verwüstung ist aber ein großer Theil Afrika's von Elephantenheerden noch immer, man könnte beinahe sagen, überfüllt. Auf Jagdgeschichten, die hundertmal erzählt worden sind, gehe ich hier nicht ein; Livingstone, Anderssou, sodann Gordon Ronalyn Cumming, Baldwin und andere Nimrode haben dergleichen in Hülle und Fülle geschildert. Ich will nur die Notiz beifügen, daß ein englischer Offizier auf Ceylon im Verlauf von kaum fünf Jahren nahe an 1200, ein anderer etwa 700 Stück schoß, rein aus Liebhaberei, denn das ceylonesische Elfenbein ist nicht viel werth.

Wir haben in unserem reizenden zoologischen Garten zu Dresden einen jungen asiatischen Elephanten, der sich recht gut anläßt. Als ich ihn mir gestern wieder einmal betrachtete, konnte ich nicht umhin, dem Schwanze des sehr muntern, sich höchst artig benehmenden Thieres eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen, denn mir fiel gerade ein „Fundamentalsatz der Darwin'schen Theorie" ein. Diese nimmt bekanntlich an, daß sämmtliche organische Wesen, welche gegenwärtig leben, von einer oder mehreren sehr einfach und niedrig organisirten Urformen abstammen. Dr. Rolle, (Darwins Lehre von Entstehung der Arten im Pflanzen- und Thierreich in ihrer Anwendung auf die Schöpfungsgeschichte dargestellt und erläutert, Frankfurt 1863, S. 270) meint: „Knorpelfische mögen, den Amphioxen und Myxinen unserer heutigen Meere ähnlich, die gemeinsamen Urvorfahren aller Wirbelthiere überhaupt sein." Da hätten wir also das hypothetische Mögen. Ein Schritt weiter führt uns dann zum Elephantenschwanze; denn: „Noch ein Beweis für die wirkliche Abstammung der heutigen Lebewelt von anderen, anders gearteten Formen liegt in den rudimentären, verrichtungslosen Organen, die so häufig bei Thieren wie bei Pflanzen auftreten und die stets mit Sicherheit (!) als Erbstücke von älteren, anders gearteten, auf andere Lebensweise angewiesenen Pflanzen- und Thierformen sich geltend machen."

Damit wären wir schon einen Schritt weiter. „Ein solches offenbares Erbstück ist z. B. der Schwanz

Elephantenkarawane im Gebirgslande von Laos; Hinterindien. (Nach einer Zeichnung von Bocourt.)

der Säugethiere, der bei den verschiedenen Familien derselben bald diese, bald jene, bald gar keine Verrichtung besorgt und so recht eigentlich ein bald brauchbares, bald überflüssiges Anhängsel ist. Der Schwanz der Reptilien, der Vögel und der Säugethiere ist ein Erbstück, welches ihre Abstammung von den Fischen verkündet, bei denen der Schwanz noch als ein ganz wesentlicher Körpertheil erscheint, der zur Bewegung um so unentbehrlicher ist, als ihnen ausgebildete Gliedmaßen abgehen. Da nun Fische als Prototypen und Urahnen aller höheren Klassen schon einmal ausgebildete Schwänze besaßen, so konnten sich diese auch auf die höher ausgebildeten Klassen vererben!"

Nun wußte ich auf einmal, wer der Urahn unseres Elephanten ist, — irgend ein Knorpelfisch. Quod erat demonstrandum. Es wird zwar nicht gesagt, in wie viel Billiarden oder Trilliarden Jahren das „Prototyp" sich in den Elephanten unserer „Lebewelt" umgewandelt habe, auch fehlt der Nachweis, wie die Natur das angefangen hat, aber die „Theorie" hat ihr „Mögen und Können", und damit hat die Sache über allen Zweifel hinaus ihre völlige Richtigkeit! A.

Nachrichten über die Insel Formosa.

Lage und Beschaffenheit der Insel. — Benjowsky und Werner. — Swinhoe's Bericht. — Das Reispapier. — Psalmanazars betrügerisches Buch.

Formosa gehört zu den interessantesten und am wenigsten bekannten Inseln der ostasiatischen Gewässer. Sie liegt auf der Grenze des nördlichen Wendekreises und erstreckt sich in nordöstlicher Richtung zwischen 120 bis 122° ö. L., von 21° 55′ bis 25° 19′ n. Br., also in einer Längenausdehnung von 51, bei einer Breite von 19 geographischen Meilen. Der Flächeninhalt beträgt etwa 1300 Geviertmeilen, doch ist er nie genau festgestellt worden.

An der Westküste besaßen die Holländer 50 Jahre lang eine Kolonie, die jährlich von vielen großen Schiffen besucht wurde. Im Jahre 1662 fielen aber die holländischen Kolonien nach langjährigen Kämpfen in die Hände der Chinesen, welche noch heute dort herrschen.

Im östlichen Theile wohnen die Ureingeborenen, ein „malayischer" Volksstamm, der sich durch hohe Statur und kräftige Muskelbildung auszeichnet. Ueber sie haben wir nur wenig zuverlässige Nachrichten. Der polnische Abenteurer Moritz August von Benjowsky, welcher die Insel im Jahre 1771 auf seiner Flucht von Kamtschatka her besuchte, wollte dort eine Kolonie anlegen, gerieth aber mit den Eingeborenen in Streit. Seine Angaben werden als nicht sehr glaubwürdig betrachtet.

Das Land ist durch einen Höhenzug, der sich an verschiedenen Stellen bis 12,000 Fuß erhebt, in eine östliche und eine westliche Hälfte geschieden. Die letztere ist flach, eben und mit China durch eine Menge kleiner Inselketten verbunden, deren bedeutendste die Pescadores bilden. Der östliche Theil, durchaus gebirgig, ist reich bewaldet und fällt sehr steil gegen das Meer ab. Von dem mittlern Höhenzuge laufen im rechten Winkel zu diesem und parallel untereinander in ziemlich gleichen Zwischenräumen Gebirgsrücken aus, in deren Thälern man überall reich kultivirtes Land, Dörfer und Städte erblickt. Die nördliche Spitze ist wieder ziemlich flach, eben so die südliche, und beide erheben sich erst drei bis vier Meilen von der Küste bedeutender. Die ganze Ostseite besitzt keinen einzigen Hafen; nur eine kleine Bucht in der Mitte der Küste gewährt zweifelhaften Schutz gegen die Südwestmonsuns.

Im Jahre 1861 besuchte das preußische Kriegsschiff „Elbe", unter dem Kommando des Lieutenants Reinhold Werner die Insel Formosa. Die Preußen wurden von den wilden Eingeborenen angegriffen und lieferten ihnen ein Gefecht, in dem mehrere derselben getödtet wurden. Sie konnten deshalb nicht näher in das verwunschene Land eindringen. Doch sammelte Werner viele treffliche Notizen zur Kenntniß der Insel, die er in seinem ausgezeichneten Reisewerke niederlegte (Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam. 2 Bde. Leipzig 1863). Nach nautischen Angaben sollen an der Süd- und Westseite der Insel keine Häfen sein. Werner ist jedoch anderer Ansicht und überzeugt, daß man bei näherer Untersuchung nicht allein an der West-, sondern auch an der Südseite Häfen finden werde.

Ueber die Sprache der Eingeborenen erhielten wir durch die früheren holländischen Ansiedler einige Kenntniß. Es existiren zwei Dialekte, über welche der berühmte Linguist H. C. v. d. Gabelentz, der gründliche Kenner auch der malayischen und polynesischen Sprachen, uns Aufklärung gibt. Nach ihm haben die formosanischen Dialekte eine allgemeine, doch keine specielle Verwandtschaft mit den malayischen und polynesischen Sprachen. Auch die beiden Mundarten sind unter sich sehr verschieden.

Die neuesten wichtigen Nachrichten über Formosa erhielten wir kürzlich durch den englischen Vicekonsul Robert Swinhoe, welcher längere Zeit zu Tai-Wan-Fu, auf der Insel selbst, wohnte. Sein Bericht ward in der Sitzung der englischen geographischen Gesellschaft am 14. December 1863 verlesen und gab zu mannigfachen Bemerkungen Veranlassung.

Der westliche Theil der Insel ist ein Fu oder Distrikt der chinesischen Provinz Fokien und wird von einem besondern Tau-Tai regiert. Der Hafen von Tai-Wan-Fu ist schlecht und hat ungenügenden Ankergrund; der Ort selbst ist mit einem hohen Wall umgeben, der aber nicht verhindert, daß eine große Verschlammung durch den hier mündenden Fluß stattfindet.

Die Küstenschifffahrt bei Formosa ist mit großen Gefahren verbunden; überall sieht man Schiffswracke aus dem Wasser ragen, da die wenigsten Seefahrer die ausgezeichneten Häfen am Südende der Insel kennen und sich vor den Stürmen dorthin zu retten wissen. An der Nordwestküste mündet der Tam-suj-Fluß, der sich sehr gut zur Anlegung eines Handelshafens eignet und zur Fluthzeit 16 Fuß Wasser über der Barre hat. Die Hauptstadt Foo-Chow (Fu-tschan) ist nicht weit davon entfernt. Die einzige Gefahr für den Schiffsverkehr in dieser Flußmündung bieten die Ueberschwemmungen, welche im Frühsommer beim Schmelzen des Schnees eintreten. Der obere Lauf des Flusses wird durch zwei Hauptarme gebildet; an einem derselben hat man Schwefellager entdeckt. Nicht weit davon ist eine große Wasserleitung vor etwa 40 Jahren angelegt worden; sie ist aus Holz gebaut, fünf Fuß tief, acht Fuß breit und mit chinesischem Cement ausgeschlagen.

In dieser Gegend liegt auch die Grenze, welche den westlichen chinesischen Theil vom östlichen, noch von den Ureingeborenen bewohnten, trennt. Die Chinesen haben die Grenze sehr genau durch Abholzen der Wälder und Anlagen von Theepflanzungen bezeichnet, während im Osten noch Alles dicht bewaldet ist.

Vom November bis zum Mai fällt sehr viel Regen,

wodurch das Klima verhältnißmäßig kalt wird. Swinhoe schreibt diese übergroße Menge atmosphärischer Feuchtigkeit der Meeresströmung zu, welche unter dem Namen Kurosiwo bekannt ist und am Südende der Insel und deren Ostseite vorbei fließt, um sich dann nach Japan und den Kurilen zu wenden.

Formosa ist reich an Kohlen, namentlich findet man am Nordostende, bei Coal Harbour, gute Lignite. Thee, Reis, Zucker, Gerste, Weizen, Grastuchfasern, Kampher, Petroleum und Farbhölzer kommen in ausgezeichneter Qualität vor. Als Haupteinfuhrartikel gilt Opium.

So weit geht Swinhoes Mittheilung. Daß Formosa einst eine wichtige Rolle im Handel spielen wird, ist nicht zu bezweifeln. Wir haben früher (Globus IV, 351) schon erwähnt, daß zwei neue Handelshäfen, Kilung und Takao, ohne Einwilligung der Chinesen von europäischen Kaufleuten eröffnet worden sind. Einen Hauptausfuhrartikel der Insel nach China hin bildet auch das sogenannte Reispapier, auf welchem die Chinesen ihre farbenprächtigen Malereien ausführen. Es wird auf Formosa gewonnen, nicht aber aus Reis, wie der Name andeutet, sondern aus dem Mark einer bambusähnlichen Pflanze. Die Staude wird ganz jung in Töpfe verpflanzt und, nachdem sie eine gewisse Stärke erlangt, gekocht und von der äußern harten Rinde befreit. Das oft zwei bis drei Zoll im Durchmesser haltende Mark wird in eine Drehbank eingespannt und, während es sich wie eine Walze dreht, vermittelst eines sehr scharfen, feinen und breiten Messers in Blätter geschnitten, die sich der Länge nach abrollen. Die größten Bogen sind 18 Zoll lang und 9 bis 10 Zoll breit. Das auf solche Weise gewonnene Papier ist außerordentlich weiß, zart, spröde und sieht aus, als ob seine Bestandtheile zerstampfter Reis seien, was wahrscheinlich den Grund zu seiner Benennung gegeben hat. Zum Schreiben ist es gänzlich unbrauchbar, dagegen eignet es sich trefflich zum Malen.

Was die Kohlen Formosa's betrifft, so ist ihre ausgezeichnete Beschaffenheit bekannt. Admiral Collinson gab in der oben angeführten Sitzung der londoner geographischen Gesellschaft einige Auskunft über dieselben. Er hatte die Pescadores-Inseln untersucht und kam auch nach der Ostküste Formosa's. In dem Flusse, welcher in die Kilung-Bay (im Norden) einmündet, traf er chinesische Dschonken, die mit Kohlen beladen waren. Etwa eine Stunde stromaufwärts von der Flußmündung liegen die Kohlengruben, die aber in einer sehr ursprünglichen Weise nach Raubbaumanier betrieben werden.

Die Engländer scheinen jetzt ihr Augenmerk auf die reiche und günstig gelegene Insel werfen zu wollen, die trotz aller Berichte uns doch noch in vielen Beziehungen eine terra incognita bleibt. Schon vor 150 Jahren war Formosa einmal in England auf der Tagesordnung. Abenteuerliche und fabelhafte Reisebeschreibungen lagen damals im Zuge der Zeit. Defoe hatte seinen Robinson geschrieben, romantische Inseln in der Südsee waren entdeckt worden; die Einbildungskraft der Menschen war erhitzt. Es klingt unglaublich und ist nichts desto weniger wahr, daß ein erfinderischer französischer Abenteurer auf die kindische Märchenlust des Zeitalters seine ganze Laufbahn baute. Dieser Mann nannte sich Psalmanazar. Er gab vor, auf Formosa geboren zu sein und veröffentlichte eine sehr genaue Geschichte und Beschreibung dieses seines angeblichen Vaterlandes, in der er anziehende Sittenschilderungen und das Alphabet und die Grammatik der von ihm selbst erfundenen Sprache vorlegte. Das Buch fand allgemeinen Glauben und wurde vielfach übersetzt. Der Bischof von London beauftragte Psalmanazar, den englischen Katechismus in seiner Sprache zu bearbeiten, und von allen Seiten strömten ihm Gelder zu, denn die Frommen in England, damals so leichtgläubig, wie sie heute noch sind, freueten sich, daß der „Wilde von Formosa" zum Christenthum bekehrt worden sei. Auf Grund dieser gelungenen Spekulation führte Psalmanazar ein sehr behagliches Leben. Später aber rührte ihn das Gewissen; er ergriff ein ehrliches Gewerbe und schrieb in seinem Alter Memoiren, in denen er die Welt über seine großartige Betrügerei aufklärte.

Wir wollen noch einige Notizen beifügen. Die Chinesen sagen, gewiß mit Unrecht, den Ureingeborenen nach, diese seien Kannibalen und wohnten auf Bäumen, denn Swinhoe sah bei ihnen hübsche Häuser und wohlbestellte Felder. Der chinesische Antheil wird als eine Kornkammer für die auf dem Festland liegende Provinz Fokien betrachtet, und deshalb findet zwischen Taïwan und Amoy ein lebhafter Verkehr statt, eben so mit den Lutschu-Inseln.

Die Holländer hatten von 1622 bis 1662 festen Fuß auf Formosa und besetzten auch die Pescadores, um von dort aus den Portugiesen, die Macao inne hatten, Concurrenz zu machen und die spanischen Philippinen zu überwachen. Aber auch die Japaner hatten einige Niederlassungen auf Formosa, im 15. und 16. Jahrhundert, als ihr Land noch nicht gesperrt war; sie wurden aber später vertrieben. Chinesen kamen in Menge, als das Blumenreich der Mitte im 17. Jahrhundert von den Mandschu erobert wurde. Eine Hauptniederlassung der Japaner war auf Samasima (Sima, japanisch: Insel) in der Nähe des Südkaps.

Leben und Treiben in den Grubenrevieren Ostsibiriens.

Den Mittelpunkt für die Goldgewinnung im östlichen Sibirien bildet das Gouvernement Jenisseisk, und von dort sind während der letztverflossenen 30 Jahre ungeheure Quantitäten des edeln Metalles in den Verkehr gelangt. Aber der Ertrag ist stark im Abnehmen, nicht nur, weil viele Goldwäschereien bereits erschöpft wurden, sondern hauptsächlich auch wegen der in hohem Grad unzweckmäßigen und mangelhaften Berggesetze. Die russische Bureaukratie, die Alles reglementiren möchte, hat auch in dieser Beziehung sich Mißgriffe der schlimmsten Art zu schulden kommen lassen. Die Nachweise dafür hat W. Skariatin in seinen „Denkwürdigkeiten eines Goldjägers" geliefert. Er sagt, es seien noch viele Wäschereien vorhanden, die eine schwächere Ausbeute gäben und deshalb noch nicht in Angriff genommen würden, aber bei zweckmäßigeren Betriebsarten würden sie doch lohnen. „Man müßte aber allen Zwang beseitigen und fernerhin nicht verlangen, daß alles Gold an den Staat abgeliefert würde, was bis jetzt der Fall ist; auch müßten die Abgaben an die Krone vermindert und in zweckmäßiger Weise vertheilt werden. Dabei würde der Staat allerdings um einige Einkünfte verkürzt werden, aber das geschieht auch jetzt schon. Alle ergiebigen Gruben der Regierung sind schon in Betrieb und neue entdeckt man nicht." (Wolfsohns Russische Revue, März 1864, S. 413.) Skariatin fügt hinzu, daß das Aufhören der Gold-

förderung in jenen weitentlegenen Regionen ein äußerst harter Schlag sein würde, denn jede andere Industrie fehlt, und die dorthin verbannten Leute sind ganz vorzugsweise auf diesen Erwerbszweig angewiesen.

Allerdings war vor der Goldentdeckung so gut wie gar kein Leben in Ostsibirien, wenn man von dem Handel mit China absieht, der auf dem einen Punkte Kiachta vermittelt wurde. Im Uebrigen war nur die Jagd auf Pelzthiere von Bedeutung, Geld war so selten in Jenisseisk, „daß, um dergleichen borgen zu können, z. B. zur Miethe eines Rekrutenstellvertreters, zur Bezahlung von Steuern oder zu einer Hochzeit, eine Bauernfamilie sich mitunter auf mehr als ein Jahr zur Frohnarbeit verdingen mußte. (Erman, Archiv, XXIV, S. 544.)

Uebrigens lebten die Bauern im größten Wohlstande; sie hatten Vieh und Getreide vollauf, speisten vortrefflich, aber es fehlte ihnen jede Anregung, sie vegetirten nur. Dann und wann richteten Räuberschaaren große Verwüstungen an, überfielen die Dörfer, plünderten und schleppten Frauen und Mädchen mit sich in die Wälder.

Durch die Goldentdeckungen kam in das ganze Leben eine völlige Umwandlung, ähnlich wie in Californien, an dessen frühere Zustände die sibirischen Verhältnisse in vielen Beziehungen erinnern, während sie in anderen völlig abweichen und ein slavisches Gepräge tragen. Ueber die amerikanischen Golddigger sind hundert und aber hundert Schilderungen entworfen worden, aber das Treiben der sibirischen Goldjäger ist in seinen Einzelheiten wenig bekannt geworden; wir wollen deshalb einige Schilderungen Skariatins, der lange an Ort und Stelle war, mittheilen; sie haben ein kulturhistorisches Interesse und nehmen sich für uns Deutsche so seltsam fremdartig aus.

Sobald das Gold entdeckt war, kam in die bisher stumpf hinvegetirenden Menschen eine fieberhafte Regsamkeit; nach ein paar Jahren sah man die „Czaren der Taiga", d. h. die Besitzer der Goldwäschen, im üppigsten Wohlleben; sie sind schon Millionäre, aber darum nicht etwa verweichlicht. Denn sie ziehen mit ihren Agenten, Prikaschtschiks, und hunderten von Arbeitern in die fast unzugänglichen Berge, in die dichten Wälder oder auf die Tundras, diese mit Moos und Flechten bewachsenen Moore, wo sie den Torf aufwühlen und nicht selten bis an die Hüften im Wasser oder Schnee stehen und weder Kälte noch Nässe scheuen. Wir sehen sie in Felsenlabyrinthen und Waldöden, wo sie alle möglichen Entbehrungen, Hunger, Durst und Frost nicht achten und weder Gesundheit noch Leben schonen. „Diese Sybariten, welche einige Monate vorher in Jenisseisk, Krasnojarsk oder Tomsk sich an Trüffeln eine Güte thaten und nur Champagner tranken, stillen jetzt ihren Hunger mit einer Suppe, die aus dem Leder alter Stiefeln bereitet wurde, oder — der Fall ist auch dagewesen — mit dem Fleisch eines ihrer menschlichen Gefährten. Und wozu unterwerfen sie sich allen diesen Qualen? Um eine noch reichere Fundstätte zu entdecken, um noch mehr Gold zu bekommen! Unterdessen werden durch Axt, Säge und Feuer hundertjährige Wälder niedergelegt und goldhaltige Strecken klar gemacht. Wie durch einen Zauberschlag entstehen Häuser und Magazine; man bahnt Wege für den Transport der Vorräthe, welche massenhaft ankommen. Dort sind im Sommer, der Jahreszeit, in welcher man in den Goldwäschen arbeitet, tausende von Leuten thätig. Sie gönnen sich nur wenige Stunden Schlaf. Die Taiga-Czaren aber werfen mit vollen Händen Gold und Creditscheine hinaus, um ihre oft ganz sinnlosen Launen zu befriedigen."

Die Häuser der Goldjäger, welche an der Spitze einer Gesellschaft standen, wurden in eine Art von Gasthöfen verwandelt, wo Jeder, der schmausen und spielen wollte, freundliche Aufnahme fand. Das Kartenspiel war an der Tages- und Nachtordnung. Ernste, gesetzte Leute, welche Handelsunternehmungen im Betrage von Millionen zu überwachen hatten, spielten buchstäblich bis zum Umfallen, und beim Spielen wurde immerfort gezecht. Skariatin kennt ein Beispiel, daß 45,000 Silberrubel auf eine einzige Karte gesetzt wurden. Man spielte auch um Leibeigene, aber, was löblich ist, unter der Bedingung, sie im Falle des Verlustes freigeben zu können. Es gab Häuser, in denen binnen drei Monaten für 30,000 Silberrubel Champagner getrunken wurde, denn andern Wein wollte man nicht genießen.

Das Geld hatte allen Werth verloren. Ein Goldjäger schickte mehrere Tage hinter einander alle halbe Stunden eine Estafette mit leeren Briefcouverts ab, blos um den Postmeister zu ärgern und ihn im Schlafe zu stören! Ein Anderer ohrfeigte aus Uebermuth und zum Zeitvertreib einen Beamten, der eine höhere Stellung einnahm, und schenkte ihm für jeden Backenstreich ein hübsches Haus. Ein Dritter ließ sich die besten Feuerspritzen aus Europa kommen und bildete aus seinem Gesinde eine Feuerwache. Um zu sehen, ob die Leute gut eingeübt seien, ließ er eines seiner Häuser in Brand stecken.

Klassisch ist folgende Thatsache. Ein Mann besaß eine der ergiebigsten Priisken, d. h. eine goldhaltige Schicht, von 30 Arschinen Tiefe. Als eines Tages aus dem Schurf eine 11 Pfund wiegende Goldmasse zu Tage gefördert wurde, warf der Mann sich der Länge nach in den Schlamm hin und ließ sich von seinem Diener mit Champagner begießen. Dabei rief er: „Gieß nur immer zu, Wanka; ich mache dich zum Edelmann!"

Ein „Goldczar" hatte beim Frühstück viel Champagner getrunken; als er dann ausging, stieß er mit seiner Nase an die Mauer eines Nachbarhauses. Ueber eine solche Frechheit des Hauses empört, kaufte er das Gebäude und riß es nieder. „Nun wird es sich nicht mehr unterstehen, reichen Leuten den Weg zu versperren."

Ein Goldczar war nach Petersburg gekommen und wollte auch Kronstadt besuchen. Er hielt es aber seiner für unwürdig, mit anderen, ärmeren Leuten für einen Rubel Fahrgeld auf einem und demselben Dampfer zu sein, und miethete sich deshalb einen für seine Person ganz allein.

Ein Anderer war zur Kindtaufe geladen; er schenkte dem Kinde 25,000 Silberrubel für's erste Zähnchen.

Das sind Züge aus dem Leben und Treiben der Goldczaren; die gemeinen Arbeiter treiben es, in ihrer Weise, nicht besser. Viele kamen, nachdem sie einige Monate gearbeitet hatten, mit 600 bis 1000 Rubel zurück in die Dörfer und Städte, wo sie sich sofort in die ärgste Völlerei stürzten. „Gebt Wein her, wie ihn die Herren trinken!" nämlich Champagner, den sie mit 8 bis 10 Rubel bezahlten. Nach wenigen Wochen hatten sie nicht nur den ganzen Gelderwerb, sondern auch Kleider, Schuhwerk, kurz alle Habe vertrunken und vergeudet. Diese erste Periode des „Goldjägers" bezeichnet man in Ostsibirien als „Sodom und Gomorrha".

Ein Arbeitsmann in Jenisseisk bezahlte einige hundert Rubel für ein Stück Seidenzeug und ließ dasselbe quer über die Straße legen, um seine Stiefeln nicht zu beschmutzen.

Ein Anderer miethet für schweres Geld eine Anzahl Mädchen, die ihn im Schlitten vier Wegstunden weit nach der nächsten Ortschaft ziehen müssen. Unterwegs begegnet ihm ein Gerichtsbeamter, der ihn wegen Ruhestörung verhaften will. Aber der Arbeiter weiß, wie man einen solchen Cerberus zahm macht, damit er nicht belle; er fordert den Beamten auf, den Mund weit zu öffnen, und stopft ihm denselben mit Kassenbillets voll.

Auf der Straße begegnet ein Arbeitsmann dem Polizeikommissar. Er drückt demselben einen Fünfzigrubelschein in die Hand und spricht: „Nehmen Sie nur, Euer Wohlgeboren; komme ich Ihnen heute nicht in den Griff, so kann es morgen sein, und dann werden Sie meiner gedenken."

Das Alles darf nicht Wunder nehmen, denn es würde sich im Wesentlichen, wenn auch mit abweichenden Einzelheiten, überall wiederholen, wo die untersten Klassen plötzlich oben auf kommen. Skariatin schreibt: „Das Goldfieber traf im Gouvernement Jenisseisk keine selbständige, gebildete Gesellschaft an, nicht einmal eine solche, wie man sie in jedem andern russischen Gouvernement findet. Die Beamtenklasse, welche früher den Ton angab, wich vor dem Andrange der unternehmenden Einwanderer, welche von allen Ecken und Enden des Reiches herbeiströmten, um ihr Glück zu versuchen. Sie beugte und bückte sich und tanzte nach der Pfeife dieser neuen Aristokratie, der Bauern als Millionäre; sie streuete den neuen Göttern Weihrauch und aß und trank auf den wahrhaft homerischen Festmahlen. Wer besaß auch Autorität genug, um jene Leute zu zügeln, ihren Thorheiten und Ausschreitungen entgegen zu treten? Auch konnten die Beamten ihnen nicht zum Muster dienen, und von den zahlreichen Abenteurern, welche nun in Sibirien auftauchten, war wohl äußerer Firniß zu entlehnen, aber keine sittliche Bildung. Wenn Menschen, welche bisher auf der niedrigsten Stufe der gesellschaftlichen Leiter standen, die bei Kohl und Schwarzbrod aufgewachsen waren und ihr Vermögen nach Kopeken zählten, wenn solche Leute sich nun an Trüffeln satt essen und mit Champagner berauschen konnten, wenn sie über tausende, ja hunderttausende von Rubeln zu gebieten hatten, dann ist begreiflich und verzeihlich, daß ihnen der Kopf schwindelte. Solchen Leuten drückten Generale, Grafen, Fürsten die Hand und gaben ihnen Festessen; ist es ein Wunder, wenn sie dann alles Maaß verloren?“

Mit den ersten tausend Puden Gold, welche man der Erde abgewann, strömte eine Menge von Kapital unter das Volk, und sogleich nahm der Verbrauch von Gewerbs- und Luruserzeugnissen großartige Verhältnisse an. Alles Mögliche fand Käufer zu fabelhaft hohen Preisen und gegen baar. In den kleinen Städten, die rasch anwuchsen, war gleichsam ein immerwährender Jahrmarkt. Der Absatz von Erzeugnissen des Landbaues und der Gewerbe, der in früheren Jahren in Ostsibirien kaum 700,000 Rubel betrug, stieg auf 10 Millionen Rubel Silber. Doch beschränkten sich die Wirkungen nicht auf jene Gegend allein, sondern berührten sehr merkbar auch den Verkehr auf den Messen von Nischnei Nowgorod und Irbit. Die durch ihre Lederwaaren und einige andere Gewerbserzeugnisse bekannte Stadt Tjumen, welche früher nur geringen Absatz nach Ostsibirien hatte, verschickte von nun an für mehr als eine Million dorthin. Die bienenreichen Bezirke des Gouvernements Tomsk hatten einen Absatz von nur etwa 1000 Pud Honig, der sich aber jetzt rasch bis auf 20,000 Pud steigerte. Aus der Kirgisensteppe kamen nun jährlich mehr als 100,000 Stück Vieh in die Goldgegenden.

Der Umsatz auf der Messe von Irbit betrug in den Jahren von 1825 bis 1830 im Durchschnitt jährlich 30 Millionen Papierrubel; er stieg in den Jahren von 1840 bis 1860 auf 60 bis 70 Millionen Rubel Silber. (Ich halte diese Angabe für äußerst übertrieben.) In jener Zeit entstanden auch viele kleine Kapitalisten („Geldmänner, Deneschniki“), Leute mit einem Vermögen von 5000, 10,000, 50,000 bis 100,000 Rubel Silber.

Die Bewohner Sibiriens leben in einem Wohlstande, von welchem sich der Bauer im europäischen Rußland nichts träumen läßt. Alles geht auf städtischem Fuße zu; die Häuser haben mehrere Zimmer; die Leute kleiden sich gut; Speise und Trank hat man vollauf. Mancher Bauer fährt in stattlicher Kutsche mit einem Dreigespann und hält Tagelöhner.

Beim Anlegen und Einrichten einer Goldwäscherei geht es folgendermaßen zu: Zu Anfang des Winters, wenn der Schnee noch nicht tief liegt, bahnt man einen Weg über das Eis der Flüsse und die zwischen denselben liegenden Tragstellen (Wolok), um Mehl, Fleisch, Arbeitsgeräthe ꝛc. nach dem vorher schon ausgewählten Priisk, der Fundstätte, zu schaffen. Hier wird eine Hütte für den Agenten und einige Arbeiter aufgeschlagen. Die Uebrigen erscheinen erst, 100 bis höchstens 200 an der Zahl, im März. Holz ist im Ueberflusse vorhanden, und Hütten mit Oefen sind bald hergestellt. Dann baut man ein Haus für den Direktor, Krankenstube, Bäckerei, Schmiede und Magazin, stellt eine Maschine auf, gräbt einen Abzugskanal, und dann beginnt das Goldwaschen. In einem leidlich ergiebigen Priisk wurde gewöhnlich schon bis September nicht nur das Betriebskapital gedeckt, sondern auch ein Gewinn erzielt. —

Skariatin apostrophirt den sibirischen Urwald in folgender Weise. „Wie schön bist du, sibirische Taiga, bedeckt mit einer Kappe von Nadelholz und besäet mit Goldkörnern! Wie wohl ist es in dir dem freien Sibiriaken, dem Abkömmlinge Jermaks und Pugatscheffs, des kühnen Abenteurers und des kecken Räubers! Wie mächtig entwickelt sich unter deinen schroffen Felsen, deinen tiefen Wäldern und an deinen rauschenden Strömen der unternehmende Geist des russischen Volkes! Du glänzest nicht durch blendende Farbenpracht; kein üppiger Blumenflor schmückt deine Thäler und Bergketten; — was zieht denn nun so unwiderstehlich zu dir hin? Warum sehnt sich das Herz nach dir auch im entfernten Süden, unter dem unbewölkten blauen Himmel, im Schatten laubreicher Platanen und Eichen? Ein geheimnißvoller Reiz verbirgt sich in deiner finstern Majestät.“

Zur Kennzeichnung der Zustände Ostindiens.

Ostindien bildet eine ganz eigenthümliche Welt, in welcher die schroffsten Gegensätze dicht neben einander liegen und nicht selten scharf auf einander prallen. Als eine englische Kolonie darf man das große Land nicht bezeichnen; es kann auch nie eine solche werden, sondern es ist und bleibt bis auf Weiteres eine Besitzung, welche der dermalige Inhaber nur mit Waffengewalt behaupten kann. Denn innere Beziehungen zwischen den Europäern und den Bewohnern Indiens, gleichviel welcher Religion oder Kaste dieselben angehören, finden durchaus nicht statt und werden sich auch niemals herstellen lassen. Die Verschiedenheiten sind zu groß; sie liegen tief im Innersten der Menschen, in den Verhältnissen, die ein Erzeugniß von Jahrtausenden sind, in den Zuständen überhaupt.

Für den europäischen Besitzer Indiens hören die Verlegenheiten gar nicht auf. Nachdem der gefährliche Aufstand der Sipahis mit Mühe und Noth gedämpft worden war, hatte das Land eine Zeitlang, dem äußern Anscheine nach, eine gewisse Ruhe, aber die Gährung war in den Gemüthern geblieben, und im Nordwesten entlud sich im vorigen Jahr eine schwere Wetterwolke. Eine Anzahl kriegerischer Stämme, die zusammen mehr als 30,000 Kämpfer ins Feld stellten, erhob sich unter ganz eigen-

thümlichen Umständen, die wir vielleicht ein anderes Mal schildern, und es hat viel Mühe und Blut gekostet, diese Bonaïrs und Jussufseïs vorerst unschädlich zu machen.

Gegenwärtig hat die britisch-indische Regierung Zerwürfnisse mit dem Nizam von Haïderabad, mit dem Radscha von Manipur und auch mit dem bekannten Herrscher von Nipál, Dscheng Bahadur. Sie besitzt Macht genug, diesen Fürsten, wie schon so vielen anderen, eine derbe Lehre zu geben; aber sie ist, abgesehen von jenen Zwistigkeiten, noch in einen andern Handel verwickelt, der zu manchen Verlegenheiten führen kann. Er ist in hohem Grade charakteristisch für die indischen Zustände.

Wer jemals in Calcutta gewesen ist, denkt gewiß mit Abscheu und Grauen an den Anblick, welchen der große Strom, der Hughly, darbietet. Tag für Tag schwimmen menschliche Leichen auf dem Wasser; mit der Ebbe treiben sie abwärts, mit der Fluth wieder aufwärts, bleiben nicht selten an den Schiffen und Ufern hängen und verpesten die Luft.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand, der eben so widerwärtig und abscheulich ist. Auf dem Nimtollah Ghat, einem Platze, wo die Hindus ihre Leichen verbrennen, steigt ein scharfer, stinkender Qualm empor, welchen der Wind nicht selten über die ganze Stadt wegtreibt. Jene Verbrennungsstätte wird von hunderten herrenloser Hunde umschwärmt, welche die Knochen abnagen; dazu kommen dann Aasgeier und Raben in ungezählten Schwärmen, um Antheil an dem widerwärtigen Fraße zu nehmen.

Diese Uebelstände sind alt und die Engländer haben sie bis jetzt geduldet. Sie machten jedoch den Versuch, die Leichenverbrennung an einem bestimmten Platze zu bewerkstelligen, damit nicht meilenweit am Ufer, bald da, bald dort, Scheiterhaufen errichtet würden. Viele Hindu werfen aber die Leichen ins Wasser, obwohl ihre Religion ihnen das nicht gebietet; die armen Leute thun es aber, weil sie kein Geld haben, um die Ceremonien bei der Verbrennung zu bezahlen. Der Abgeschiedene findet, ihrem Glauben zufolge, nur dann Ruhe und Seligkeit, wenn seine Asche mit Wasser aus des Ganges heiliger Stromfluth benetzt wird. Den Todten zu begraben, wäre eine Verletzung der Religion. Also werden sie von Wohlhabenden verbrannt und mit Gangeswasser besprengt; der Arme wirft sie, wie gesagt, ohne Weiteres in den Strom.

Nun haben zu Anfang des Jahres 1864 in Bengalen einige ansteckende Krankheiten und dazu die Cholera arg gewüthet, und die Zahl der im Hughly schwimmenden Leichen war größer als je zuvor. Die europäische Gemeinde in Calcutta drang deshalb in die Regierung, endlich einmal gesundheitspolizeiliche Maßregeln anzuordnen, weil der bisherige Zustand geradezu unerträglich geworden sei.

Dem Ansuchen wurde willfahrt, indem die Regierung eine Verordnung erließ, mit der sie aber in ein höchst gefährliches Wespennest gestochen hat. Sie machte bekannt, daß es, laut dem Strafgesetzbuche, verboten sei, Leichen von Menschen oder Thieren in den Strom zu werfen. Das sei trotzdem geschehen, solle aber fernerhin nicht geduldet werden. Ferner verordnete sie, daß fortan im Bann der Stadt Calcutta keine Menschenleichen verbrannt und keine Thierhäute abgezogen werden dürfen; Leichen sollen gar nicht mehr in den Strom geworfen werden. Alle Ghats, wo seither Verbrennungen stattfanden, sollen ohne Weiteres geschlossen werden.

Die Hindu sehen in dieser Verordnung eine abscheuliche Willkür, eine unerträgliche Tyrannei, eine Verhöhnung ihrer religiösen Gebräuche, und die Erbitterung hat, den Berichten aus Indien (vom 10. März) zufolge, einen hohen Grad erreicht. Sie ist auch jedenfalls unklug, weil sie mit einem Schlage beseitigen will, was nach und nach viel zweckmäßiger hätte geschehen können. Man hat von Seiten der Aerzte der Regierung vorgestellt, es werde zweckmäßig sein, in einer gewissen Entfernung von der Stadt einen großen, allgemeinen Verbrennungsghat anzulegen und die Leichen auf einer Eisenbahn dorthin zu schaffen. Das geht aber keineswegs an, weil der Hindu seine Leichen nur von Solchen berühren läßt, die zu seiner Kaste gehören. Der oberste Gesundheitsbeamte seinerseits hat beantragt, man solle eine größere Anzahl von Verbrennungsöfen bauen, aus welchen der Qualm und üble Geruch vermittelst eines sehr hohen, allen Oefen gemeinsamen Schornsteins in die Luft gehe.

Mit diesem Vorschlage sind die eingeborenen Richter so ziemlich einverstanden, aber in Bezug auf den Erlaß der Regierung kennen sie in scharfen Ausdrücken weder Maß noch Ziel, und das ist bedenklich, weil auch die Volksmassen in hohem Grade gereizt sind und die Hinduzeitungen zu offenem Widerstand auffordern. Jener Gesundheitsbeamte hat übrigens einen Bericht erstattet, in welchem er sagt: „Der Schmutz überall, der gräßliche Gestank fast in jeder Straße, die Vernachlässigung all' und jeder Reinlichkeit und Scham von Seiten der Eingeborenen sind geradezu unglaublich." Es ist nun abzuwarten, welchen Verlauf diese auf keinen Fall unwichtige Angelegenheit nehmen wird.

Eine Geschichte, welche sich mit dem Nisam von Haiderabad begeben hat, ist seltsam genug und trägt, ganz nach Art und Weise der alten guten Zeit, ein ächt orientalisches Gepräge.

Als die Großmogule die Zügel ihres Regiments nicht mehr straff in den Händen hielten, ihr Reich sich lockerte und dem Zerfall entgegen ging, machte sich auch der Verwalter der schönen und reichen Provinz Golkonda unabhängig. Während die Statthalter der übrigen Provinzen (Suba's) den Titel eines Subadar führten, hatte jener den eines Nisam, d. h. Regulators. Der Nisam Asuf Dschah machte sich schon unter dem Großmogul Aureng seb unabhängig, spielte als Nisam ul Mulk (Regulator des Staates) eine große Rolle und starb 1748, etwa 100 Jahre alt. Von ihm stammt der gegenwärtige Nisam, von dem wir etwas zu erzählen haben.

Die Engländer haben den Nisam, wie alle anderen indischen Fürsten, erklecklich an Land verkürzt, aber sein Gebiet, das auf dem Hochlande von Dekkan liegt (etwa 15 bis 21° n. Br.) beträgt immerhin noch etwa 4500 Quadratmeilen, ist also größer als Ungarn und Galizien, und die Bewohnerzahl reicht nahe an 11 Millionen hinan. Von diesen bezieht der Nisam nahe an 10 Millionen Thaler Einkünfte, von denen er aber mehr als zwei Millionen für „Schutzgeld" an die Engländer bezahlen muß. Diese sind dafür so großmüthig, daß sie die Soldaten des Nisam unter ihrer Leitung und mit europäischen Offizieren versehen haben.

Das Alles ist jenem Herrscher unbequem. In seiner Residenz, dem malerisch gelegenen Haiderabad, d. h. Löwenstadt, die am Flusse Massi liegt und 200,000 Einwohner zählt, grollt er den großmüthigen Briten, die doch Alles thun, um ihn zu besänftigen und zu gewinnen. Aber er verachtet sogar den für treue indische Fürsten als Auszeichnung bestimmten Orden des Sterns von Indien, der immerhin etwas mehr bedeutet, als der weltberühmte Rothe Adlerorden vierter Klasse. Dafür soll er aber nun noch mehr mediatisirt werden; „mittelbar" ist er allerdings schon, und sein Land ein Schutzstaat.

Er hat nämlich nicht mehr und nicht weniger verlangt, als daß der englische Resident an seinem Hof ihm dieselben Ehren erweisen solle, als wäre er ein souverainer Monarch. Er beruft sich dabei auf mehrere alte Titel, welche seither nicht abgeschafft waren, die aber nun von der englischen Regierung in Abgang dekretirt worden sind.

In London hatte man beschlossen, dem Nisam Assul ud Daula jenen Orden des Sterns von Indien in höchst

feierlicher Weise überreichen zu lassen, und zwar durch nicht weniger als 40 Offiziere.

Der Nisam hält einen sehr glänzenden Hof. Den englischen Oberaufpasser, nämlich den Residenten, mußte er freilich an demselben dulden, aber andere Landsleute Macdonalds, Mayhews und Palmerstons hielt er wohlweislich fern. Als Grund dafür gab er dem Residenten Davison Folgendes an: „Die Engländer sind Menschen von groben Sitten und plumper Lebensart, die ganz und gar nicht wissen, was sich ziemt und schickt."

Der Resident verschluckte diese einigermaßen bittere Pille. Der Ausspruch sollte zwar eigentlich nur auf englische Kaufleute gemünzt sein, die um Erlaubniß baten, in Haiderabad Comptoire zu eröffnen, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß der Nisam demselben eine größere Tragweite gegeben haben wollte; das wird durch sein späteres Benehmen klar genug angedeutet.

Die 40 Offiziere mit dem Ordensstern kamen in der Löwenstadt an und baten um Audienz. Der Nisam ließ ihnen cavalierement sagen, bis auf Weiteres möchten sie im äußeren Vorhofe des Palastes warten. Diese Unhöflichkeit war allerdings empörend, und einige der Ordensüberbringer wollten sofort nach Calcutta zurückgehen. Doch wußte der Resident sie zu begütigen; der Nisam sei ein Herr, der manchmal wunderliche Launen habe. Nach einer Weile ließ er die Fremden denn auch in den Audienzsaal treten; der Vorhang des Durbar wurde zur Seite geschoben.

Bevor die Offiziere den Saal betraten, deutete der Resident ihnen an, sie müßten erst ihre Stiefel ausziehen und barfuß hineingehen. Dazu wollten die Offiziere sich begreiflicherweise nicht verstehen, sondern erklärten rund heraus, daß eine solche Zumuthung schimpflich sei.

Was sollte geschehen? Der Resident Davison nahm das Sammetkissen, auf welchem der diamantenglitzernde Stern von Indien lag, trat mit entblößten Füßen in den Saal, machte eine tiefe Verbeugung und kniete an den Stufen des Thrones nieder. Ein Bericht behauptet, er sei gar auf allen Vieren gekrochen; aber wie hätte er dann das Sammetkissen mit dem Diamantenstern überreichen können? Gewiß ist, daß „die Sonne des Ruhms" (auch ein Titel des Nisam) ihn blendete, denn er schlug seine Augen nieder.

Die Offiziere waren am Eingange stehen geblieben und sahen dem peinlichen Schauspiele zu. Der Nisam würdigte den Ordensstern auch nicht eines Blickes, riß aber das Kästchen, in welchem er sich befand, dem Residenten aus der Hand und steckte es unter ein Polster, auf welches er sich dann setzte. Nicht ein Wort kam über seine Lippen, wohl aber deutete er in brüsker Weise dem Residenten an, er möge sich jetzt entfernen, und rauchte seine Pfeife Tabak. Der Vorhang vor dem Durbar (Diwan) wurde niedergelassen, und als die Offiziere sammt dem Residenten abtrollten, ließ der Nisam einen Abschiedsmarsch aufspielen. Er hat nämlich auf der großen londoner Weltausstellung einen Vogel gekauft, in dessen Innern sich eine Spieluhr befindet. Diesen mechanischen Singvogel liebt der orientalische Herr sehr; er spielt aber auch einige hübsche Weisen, z. B.: „Mein Tabak schmeckt mir heute gut", oder: „Heut' Abend scheint der Mond so hell" und noch einige Matrosenlieder.

Solche Musik also gab den 40 Offizieren das Geleit. Mit dem Residenten, der sich so sehr herabgewürdigt hatte, sprachen sie kein Wort. Davison schnitt sich dann den Hals ab.

Man gab ihm einen Nachfolger, der ganz anders zu Werke geht. Er will sich der haiderabader Etikette nicht anbequemen. Der Nisam besteht aber auf dem alten Brauch. Jener geht immer nur bis an die Thür des Empfangssaales und hat sein Beglaubigungsschreiben in der Hand; dieser nimmt es aber nicht an, und da solchergestalt der Vertreter der Königin Victoria sich nicht beglaubigen kann, so werden ihm auch die gebührenden Ehrenbezeugungen nicht erwiesen.

Wir erzählen demnächst noch ein paar Geschichten aus Ostindien, weil sie Streiflichter auf Menschen und Verhältnisse werfen.

Aus allen Erdtheilen.

Aufschwung in Aegypten. Die nordamerikanische Krisis hat kaum für ein anderes Land so anregende Einwirkungen, wie auf jenes am Nil. „Hier ist jetzt Baumwolle Pharaoh", und die abendländische Betriebsamkeit dringt mit Macht ein. Ganz vor Kurzem hat eine „Ackerbau- und Industriegesellschaft", die mit einem Kapital von 28 Millionen Thalern arbeiten will, vom Vicekönige die Genehmigung erhalten, und acht Handelshäuser von Manchester haben eine andere Kompagnie mit 2 Millionen Pf. St. Kapital gebildet. Diese will hauptsächlich Dampfpflüge, Pumpwerke zur Bewässerung, Ginmaschinen (zum Entkörnen der Baumwolle) einführen, in Alexandria eine große Maschinenbauanstalt bauen, im Lande auch Mahlmühlen und Ziegeleien anlegen. Jeder aus Europa anlangende Dampfer ist mit Fahrgästen überfüllt, und die Bevölkerung sowohl von Kairo wie von Alexandria nimmt so rasch zu, daß die Miethpreise ungemein gestiegen sind, weil es trotz der ausgedehnten Neubauten doch an Wohnungen fehlt. Man klagt freilich darüber, daß auch die Zahl der neuankommenden Gauner unverhältnißmäßig groß sei und der Polizei nicht minder viel Ungelegenheit mache, wie den ehrlichen Leuten.

Der Baumwollenbau gewinnt eine immer größere Ausdehnung, die Zahl der Dampfer auf dem Nil vermehrt sich; jetzt spricht man auch vom Bau einer Eisenbahn von Berber am Nil nach Suakim am Rothen Meere. Doch das wird wohl vorerst noch Projekt bleiben. Aber alle diese neuen Antriebe gehen nicht aus den mohammedanischen Aegyptern selbst hervor, sondern sind so zu sagen europäische Einfuhren. Der Orient kennt das nicht, was wir Fortschritt nennen; dieser ist eine durchaus abendländische Bestrebung, und selbst im Alterthum erhielt Aegypten den Seehandel von den Griechen. Man denke nur an die Niederlassung der Hellenen in Naukratis; der Gründer des Welthandelsplatzes Alexandria war ein Macedonier. Seit Mehemed Ali strömen vorzugsweise Franzosen ein, und diese haben den Antrieb zu einer Menge von Neuerungen gegeben. Aegypten ist noch heute, wie im Alterthum, ein „Wunder der Welt", aber seit den Tagen des Islam nie mehr geistig regsam gewesen.

Uebrigens versteht der Fellah, der Bauer, welcher sich jetzt endlich seit einigen Jahren in einer erträglichen Lage befindet, die neue Zeit in seiner Weise zu benutzen; er arbeitet nun für sich und ist jetzt schon so klug geworden, daß er die Baumwolle an sich hält, um sie erst loszuschlagen, wenn der Preis noch weiter in die Höhe gegangen ist. Es fragt sich nun, ob dieser Aufschwung Aegyptens andauern werde, oder ob er nur eine jener kurzen Episoden sein wird, deren der Orient manche aufzuweisen gehabt hat. Den Zuständen im Orient, wo Alles auf Persönlichkeiten gestellt ist und die Gesellschaft in ganz anderen Zuständen sich befindet, als bei uns im Abendlande, fehlt die Continuität, die Stätigkeit und die regelrechte Entwicklung. Uebrigens ist der jetzige Vicekönig Ismael Pascha ein intelligenter Mann, der seine Freude an der Entwicklung

seines Landes hat und — fast unerhört für einen mohammedanischen Fürsten — an Thätigkeit und Arbeitsamkeit Gefallen findet!

In den La Platastaaten hat man sich mit Eifer und allem Anschein nach mit Erfolg auf den Baumwollenbau geworfen, und Maschinen zum Entkörnen sind in Menge, und zwar zollfrei, eingeführt worden. Jüngst wurden von Buenos Ayres die ersten Ballen Baumwolle nach Liverpool verladen, und die Beschaffenheit der Waare soll durchaus zufriedenstellend sein. Die Provinz Corrientes liefert, als erste Ernte, etwa 1500 Ballen; die zweite, meint man, werde schon viersach stärker sein; auch in Entre Rios und besonders in Paraguay sind die Ernteaussichten vortrefflich. In dem höchst gesunden Klima jener Gegenden kann auch der weiße Mensch ohne Gefahr dem Baumwollenbau obliegen.

Die Einwanderung in die La Platastaaten nimmt zu; es sind vorzüglich Südeuropäer, welche die großen Vorzüge und Vortheile einer solchen erkennen. Wir haben schon einige Male darauf hingedeutet, wollen hier aber noch einmal einige amtliche Ziffern geben. In der Argentinischen Republik landeten 1862 erst 6716 Einwanderer, im Jahre 1863 dagegen schon 10,408, und vom 1. Januar bis 26. Februar 1864 betrug die Zahl 3169 Köpfe; zusammen in 27 Monaten 20,293. Nach den Nationalitäten vertheilt kommen auf Italiener 50 Proc., Franzosen 23, Spanier 10, Schweizer 6½, Engländer 5, Irländer 1½, Deutsche nur 4 Proc., und doch sind gerade die Letzteren in jenem Lande sehr willkommen, und die dort Angesiedelten befinden sich in trefflichen Umständen. Je nach Auswahl der Gegend lohnen Ackerbau, Viehzucht oder Bergbau, und die Ansiedler haben von den inneren Fehden nie zu leiden gehabt, weil sie verständig genug waren, sich nicht in dieselben einzumischen. Die Abgaben sind nicht der Rede werth, die Religionsübung ist frei, der Ausländer wird gern gesehen und bleibt in seiner Nationalität durchaus unbeeinträchtigt. Arbeiter finden lohnende Beschäftigung vollauf, und mit dem Bau von Eisenbahnen wird rüstig fortgeschritten.

Am wichtigsten wird jene sein, welche Cordova mit dem wichtigen Stromhafen Rosario, am rechten La Platanfer, in Verbindung bringt, und die weiter nach dem Innern hin fortgesetzt werden soll. Die Ausfuhren Rosario's stellten sich 1863 auf einen Werth von 3,266,682 Silberdollars und ergaben 537,908 Dollars Ausfuhrzoll. Die Zahl der eingelaufenen Schiffe betrug 423 mit 32,295 Tonnen; alle kamen beladen an und gingen beladen aus.

Ueber die Exporte aus dem Hafen Buenos Ayres liegen uns für 1862 folgende Ziffern vor. Es gingen nach Europa und Nordamerika: 1,262,440 trockene und 348,300 gesalzene Kuh- und Ochsenhäute; 65,447 trockene und 169,097 gesalzene Roßhäute; 70,521 Ballen und 1760 Säcke Schafwolle; 12,442 Schaffelle; 3033 Ballen und 1325 Säcke Roßhaare; 13,925 Pipen und 15,791 Gebinde Pferdstalg. Wenn man bedenkt, daß bei diesen Ausfuhren die oberen, weit im Binnenlande liegenden Provinzen kaum betheiligt sind, so ergibt sich, daß die Viehzucht in den unteren Provinzen, namentlich in Buenos Ayres selbst, einen großartigen Aufschwung gewonnen haben muß.

In der Binnenprovinz San Juan geben die neuen Silbergruben eine außerordentliche Ausbeute, doch sind in jener Gegend eben jetzt die Indianer so gefährlich, daß man nicht wagt, das edle Metall nach Buenos Ayres hinunter zu bringen, sondern über die Cordillere nach Chile schafft.

Erdbeben sind in der neuesten Zeit ganz ungemein häufig und machen sich fast zu derselben Zeit in weit von einander gelegenen Gegenden bemerkbar. Am 11. Januar wurde die durch ihre Silberbergwerke berühmte Stadt Copiapó in Chile schwer heimgesucht. Viele Häuser sind zerstört, alle anderen haben gelitten, auch Menschenleben sind verloren gegangen. Die Erdstöße waren von langem tosendem Geräusch begleitet; bei jedem einzelnen Beben wurden beträchtliche Strecken wie Meereswellen emporgehoben und theilweise bis zu einer beträchtlichen Höhe in die Luft geschleudert. Ein Bericht will wissen, daß sich in der Gebirgskette zwischen Chile und Bolivia, mehr als 100 spanische Meilen von Copiapó entfernt, ein neuer Vulkan bemerklich gemacht habe, der Ströme glühender Lava schraubenförmig in die Höhe schleudere. Doch wissen wir darüber noch nichts Näheres.

Fast gleichzeitig hatte der Vulkan auf Réunion, im Indischen Ocean, einen Ausbruch; auf den Molukken zeigte sich eine große vulkanische Thätigkeit und dasselbe war auf Java der Fall. Im Innern dieser Insel sind die Verwüstungen groß. Auf der Strecke, welche zwischen den östlichen Preanger-Regentschaften und den Grenzen von Probolingo liegt, sind weite Räume von Lava überfluthet, und weit und breit ist die Gegend mit Asche bedeckt. Geradezu entsetzlich sind die Verwüstungen im Osten von Kediri, wo das Land auf Jahre hinaus für den Anbau unfähig geworden ist. In der Residentschaft Madiun soll die von den Vulkanen ausgeworfene Masse von Asche und Sand nicht weniger als 1744,522,416 Kubikfuß betragen.

Ostindien. Unsere Leser wissen, daß die Engländer bald an dem einen, bald an dem andern Punkte dieses großen Landes in allerlei Irrungen mit dem eingeborenen Volke oder einem der vielen einheimischen mediatisirten Fürsten gerathen. Gegenwärtig haben sie eine Verwicklung auch mit dem Radscha von Mannipur. Dieses Land gehört eigentlich schon zu Hinterindien; es wird vom 24° n. Br. und 111° ö. L. durchschnitten und hält etwa 470 Geviertmeilen. Zur Hälfte bildet es eine Hochebene, die von Bergen (bis zu 5500 Fuß Höhe) eingeschlossen ist. Die Bewohner, Mannipuris, werden von den Barmanen Kathi oder Kassi genannt; sie haben eine einsylbige Sprache, herrschende Religion ist der Brahmanismus. Im Gebirge wohnen rohere Stämme, die Naga oder Kuki, unter eigenen Häuptlingen. Der Radscha war früher vom barmanischen Kaiser abhängig; als aber dieser 1826 im Kriege gegen die Engländer unterlag, wurde Mannipur „als äußerster Vorposten der Briten im Norden Hinterindiens" Schutzstaat.

Im Jahre 1850 wurde der Radscha Dibindro Singh von den Engländern als rechtmäßiger Thronfolger anerkannt; aber er wurde von Kirti Singh vertrieben, den sie schon früher auch als rechtmäßigen Thronfolger anerkannt hatten, und den sie dann abermals anerkannten, während sie den Dibindro als Halbgefangenen in Dakka halten.

Als wir vor einiger Zeit die Ausdehnung des Theebaus in Indien schilderten, sagten wir auch, daß die Landschaft Katschar in dieser Beziehung sehr wichtig sei. Der Name bedeutet steiles Land. Es ist ein im Westen des nördlichen Mannipur bis an das Tiefland Sjelhet im Brahmaputragebiet hinziehendes Hochland, durchschnitten vom 24° n. Br. und 111° ö. L., im Allgemeinen mit gesundem Klima. Die Hauptstadt heißt Sildschar.

In diesem Lande nun haben englische Kapitalisten mehr als eine Million Pfund Sterling angelegt, um den Theebau in großartiger Weise auszudehnen. Aber der Radscha von Mannipur bereitet ihnen alle möglichen Verlegenheiten. Als ein Diener eines Theepflanzers in sein Gebiet kam, wurde dieser ermordet, und man zweifelt nicht daran, daß der Radscha dahinter steckt; auch wurde ein Engländer bei Nacht überfallen und beinahe ermordet. Der übermüthige Vasall zeigt überhaupt eine systematische Feindschaft gegen seine Schutzherren. „Ich will jeden Engländer, der es wagt, in meinem Gebiete Handel zu treiben, niedermachen lassen." Das hat er offen ausgesprochen und gleichzeitig bei Todesstrafe allen seinen Unterthanen verboten, auf den Theepflanzungen in Katschar zu arbeiten. Vorerst hat er nur vom Residenten eine „Verwarnung" erhalten, an die er sich vielleicht nicht kehrt. Dann geht es ohne „Annexion" nicht ab, und man sperrt ihn ein, wie so viele andere Radschas.

Ein geographischer Schnitzer. Der washingtoner Correspondent der zu Augsburg erscheinenden Allgemeinen Zeitung, hebt das „grandiose und bewundernswürdige Verpflegungssystem" hervor, welches in der Armee der Nordstaaten herrsche; es komme demselben Nichts auf der Welt gleich. In den nordstaatlichen Blättern haben wir freilich manche Klagen über dieses System gelesen, aber wir lassen die Sache auf sich beruhen. Wir wollen nur hervorheben, in wie leichtfertiger Weise Correspondenzen aus jenen Nordstaaten geschrieben und in deutschen Blättern aufgenommen werden. Der Briefsteller, um seinem Lob einen großen Hintergrund zu geben, fügt hinzu: „Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß es sich hier nicht um ein Land handelt wie Deutschland — der Staat Virginien ist ja allein so groß wie Deutschland —, sondern um ein Land, so groß wie ganz Europa, ohne dessen Kultur."

Das ist doch etwas zu arg, Virginien hat 2890 deutsche Quadratmeilen, und Deutschland ist demnach vier bis fünf Mal größer. Was Europa anlangt, so nimmt man bekanntlich für unsern Erdtheil 154 bis 160,000 Geviertmeilen an, während nach dem American Almanac auf das Gesammtgebiet der ehemaligen Union 135,302 deutsche Quadratmeilen kommen. Sie hat also nicht den Flächeninhalt wie jenes. Die Uebertreibung des Correspondenten stellt sich aber als eine kolossale heraus, wenn wir zusehen, wie groß der Raum ist, welcher den Kriegsschauplatz bildet. Die Neuengland-Staaten, die mittleren Staaten und die sieben großen Staaten des Westens, zusammen 24,442 Quadratmeilen. sind bis heute gar nicht Kriegsschauplatz gewesen. Dieser liegt in den südlichen Staaten am Atlantischen Meere, vorzüglich in Virginien, während die beiden Carolina, Georgien und Florida nur an der Küste von den Nordsoldaten besetzt sind. Von den 12,120 Geviertmeilen dieser Staaten ist nicht ein Viertel in ihrem Besitze. Von Alabama, Louisiana, Mississippi und Texas, zusammen 17,910 Quadratmeilen, gilt ziemlich dasselbe. In Missouri, Tennessee theilweise, Kentucky und Arkansas, zusammen 9540 Quadratmeilen, haben sie die Oberhand. Als Kriegsschauplatz bleiben demnach für die Nordunionisten, wenn wir auch alle jene Südstaaten mit einrechnen, im höchsten Falle nur 39,000 Quadratmeilen. Unberührt vom Kriege sind demnach mehr als 90,000 deutsche Quadratmeilen, und aus dieser statistischen Angabe wird sofort klar, was es mit der Behauptung auf sich habe, es handle sich dabei um ein Land, so groß wie Europa!

Räuber, Wegelagerer und Banditen in Mexico. Sie spielen in dem zerrütteten Land eine große Rolle, und die Zahl der zünftigen Mitglieder, das heißt solcher, die aus Raub ꝛc. ein Gewerbe machten, ist für 1862 nahe an 100,000 angegeben worden; dazu kommen dann noch die Dilettanten. Ein großer Theil des Uebels schreibt sich noch aus den Zeiten der spanischen Herrschaft her, und der ehemalige preußische Ministerresident, Herr von Richthofen, hat in seinem amtlichen Bericht über Mexico, im Jahre 1854, die Ursachen angeführt. Die Kolonialregierung beschränkte den Ackerbau, verbot die Produktion von Wein und Oel, nicht einmal die Kokosnüsse durften zu Oel gepreßt werden, weil man dasselbe als Ersatz für das Olivenöl hätte verwenden können und dieses nur in spanischen Schiffen aus Spanien bezogen werden durfte. Auch das beliebte Volksgetränk Pulque, welches aus der amerikanischen Agave (der Magueypflanze) gewonnen wird, sollte nicht fabricirt werden, damit dem catalonischen Branntwein der Absatz nicht geschmälert werde. Die Einfuhr von Merinozuchtschafen war verboten, damit die mexicanische Wolle der spanischen nicht an Güte gleich käme; zwei Jahrhunderte lang durften in der Kolonie nicht einmal Hanf und Flachs gebaut werden, und sogar der Bienenzucht wurden Hindernisse in den Weg gelegt, damit Spanien desto mehr Wachs zum Gebrauch in den Kirchen einführen könne. Der Anbau des Tabaks war wegen des Monopols beschränkt. Die Regierung hatte sich die Kupfer-, Blei- und Alaunbergwerke als Monopol vorbehalten, die freie Ausbeute des Schwefels und Salpeters war verboten, und sehr reichhaltige Silbergruben nahm der Staat für sich in Anspruch, weil „Schätze" dem Gesetze zufolge der Regierung anheimfielen! Jede Industrie, welche möglicherweise die Einfuhr von Waaren aus dem Mutterland hätte beeinträchtigen können, galt für unerlaubt, und der Betrieb der Handwerke war durch strenge Zunftverordnungen eingeschränkt. Auch der Handel mit dem Auslande war monopolisirt, und so stieß eigentlich jede Thätigkeit auf Hindernisse. Daß, solchem Zwange gegenüber, ein allgemeiner Kampf gegen Vorschrift und Gesetz entstand, kann gar nicht Wunder nehmen; was die Regierung verbot, galt beim Volke für erlaubt; man verfuhr mit List oder Gewalt gegen die Behörden.

Seit der Unabhängigkeit sind aber die Verhältnisse kaum besser geworden. An die Stelle des Staatsmonopols traten Spekulanten und einzelne reiche Familien, welche die Staatsmonopole, die von der republikanischen Regierung beibehalten wurden, pachteten. Diese führte ein strenges Prohibitivsystem ein, welches einen ausgedehnten Schleichhandel hervorrief. An die Stelle des ehrlichen spanischen Beamtenstandes, der gut und regelmäßig bezahlt wurde, traten Stelleninhaber, die man nicht regelmäßig besoldete, und welche deshalb der Bestechung zugänglich waren. Die Demoralisation wurde ganz allgemein; eine ordentliche Rechtspflege fehlte, die Gefängnisse sind schlecht, die Leute wurden zu Soldaten gepreßt, die Zahl der Deserteure wuchs, von wahrer Erziehung und Religion ist nirgends eine Spur, und während der unaufhörlichen Bürgerkriege ward es Brauch, den Angriffen gegen das Eigenthum eine politische Färbung zu geben. Das Alles trug dazu bei, daß man in Mexico Raub und Wegelagerung nicht mehr als politisches Verbrechen betrachtet, gegen welches alle Strafgesetze ohnmächtig gewesen sind. Der Mexicaner Don Lorenzo de Zavala schreibt in seinem Versuch über die mexicanischen Revolutionen Folgendes: „Der Mexicaner, welcher noch mit dem so eben vergossenen Blute befleckt ist, würde um keinen Preis der Welt an einem Freitage Fleisch essen; vor dem Bette der Buhldirne fehlt das Bild der heiligen Jungfrau nicht, vor welchem sie ihren Rosenkranz betet; der unwürdige Priester, welcher die Nacht hindurch am Spieltische zugebracht, würde sicherlich vor der Messe kein Glas Wasser anrühren.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Zahl der Räuber, Banditen und Wegelagerer bedeutend zunahm, wenn man ein summarisches Verfahren durch kriegsrechtliches Urtheil gegen Raub oder Mord eintreten ließ. Dann war in der Regel völlige Straflosigkeit vorhanden, denn Jedermann schente sich, an einen Verbrecher Hand zu legen oder zu seiner Verhaftung behülflich zu sein. Er hatte doch nur viele Ungelegenheiten und die Rache der Fremde des Gefangenen zu befürchten.

Wie man im Lande selbst die Dinge ansieht, möge der Mexicaner Zavala sagen: — „Ein Raub auf offener Straße, oder ein Mord auf öffentlichem Markte findet in Mexico bei dem Volke in der Regel nicht jenen Instinkt, welcher in aufgeklärten Ländern dazu führt, daß man den Verbrecher verhaftet. Abgesehen davon, daß diesem die Kirchen ein Asyl bieten, bemüht man sich außerdem, ihm einen Zufluchtsort zu verschaffen. Die Zeugen, welche vor Gericht in Gegenwart des Verbrechers über den Thatbestand befragt werden, wollen das Unglück des Delinquenten nicht noch dadurch vergrößern, daß sie die Wahrheit aussagen. Auch ist das Mißtrauen in die Gerechtigkeit des Richters so allgemein, daß die Tribunale oft fürchten, gegen die allgemeine Meinung anzustoßen und, so zu sagen, das öffentliche Mitleid durch ein Todesurtheil zu verletzen. Die richterliche Eigenschaft wird hier im Allgemeinen als mit einer Art von Infamie behaftet angesehen. Diese Verbindung gegen die Kriminaljustiz findet man an vielen Orten der Republik; sie hat ihren Ursprung in den verübten Ungerechtigkeiten, in der Vermischung der Kriminalverbrecher mit den Unglücklichen, welche besiegten Parteien angehört haben, in dem geheimen Prozeßverfahren und der skandalösen Verschleppung von Prozessen der ärgsten Verbrecher."

Wir lesen nun so eben, daß man eifrig ist, gleichzeitig mit dem neuen Kaiserthum in der Hauptstadt Mexico „eine große Oper, eine komische Oper und ein sehr starkes Balletkorps" nach französischem Muster einzurichten. Die Stadt soll 200,000 Francs und der „Hof" eben so viel an jährlicher Unterstützung dafür zahlen!

Aus Japan. Die Berichte vom Februar melden, das die Regierung des Kaisers fünf Monate lang Ausflüchte gesucht hat, um die Ratification des mit Preußen abgeschlossenen Handelsvertrages zu umgehen. Da beschloß der Bevollmächtigte, mit seinem Kriegsschiff nach Jeddo zu fahren, nahm dort in einem Tempel, welcher der französischen Gesandtschaft gehört, sein Quartier und blieb vom 3. bis zum 20. Januar. Er erklärte, daß er dem Taikun, wenn dieser zum Mikado nach Osaka fahre, auch dorthin folgen wolle. Das half, und am 21. Januar 1864 wurde am Bord der Gazelle der Vertrag ratificirt. Jetzt fand auch die schweizerische Gesandtschaft, welche am Bord einer niederländischen Fregatte bei Jeddo lag, ihrerseits Gelegenheit zum Abschluß eines Handelsvertrages. Die Gazelle verließ am 11. Februar Jokohama, um nach Europa zu fahren, denn ihre Mission war nun erfüllt.

Ueber die Handelsaussichten in Japan bringt eine berner Correspondenz der Allgemeinen Zeitung nachstehende Mittheilungen:

Aus einem neuen Bericht der schweizerischen Gesandtschaft in Japan, der so eben zur Veröffentlichung gelangt, ergibt sich wiederholt, daß der Import nach Japan dem europäischen Handel trotz der zweihundertjährigen Isolirung der Japanesen keine großen Hoffnungen bietet, da die japanesische Industrie, welche auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe steht, den Bedürfnissen des Landes vollkommen genügt, und es, wenn sich die Bedürfnisse auch durch nähere Berührung mit den Europäern vergrößern sollten, hiermit doch nur langsam und in sehr beschränktem Maßstab vorwärts gehen würde, weil die japanesische Regierung alle Mittel anwendet, um dem Verkehr mit den Fremden hemmend in den Weg zu treten. „Seit

Eröffnung der Häfen", heißt es in dem Bericht, „hat die Regierung des Taikun mannigfache Anfechtungen und Beschuldigungen der mächtigen Daimios und ihrer Vasallen, so wie auch vom Mikado selbst zu bekämpfen. Insbesondere beschwert man sich im Lande darüber, daß der Nation ihre schönsten und besten Produkte von Seide, Thee, Kupfer 2c. durch die Fremden entführt werden. Jedenfalls ist die Klage, daß das Leben von Tag zu Tag theurer wird, ein Umstand, welcher sich für die kleinen Daimios und deren Vasallen, die trotz der Preissteigerung vieler Lebensbedürfnisse ihre alten Gehalte fortbeziehen, drückend fühlbar macht, als begründet anzuerkennen." Uebrigens glaubt der Bericht, daß es für den fremden Handel weit vortheilhafter gewesen wäre, wenn das am Eingang der Jeddo-Bay 35° 14' n. Br. und 139° 45,4' ö. L. von Greenwich gelegene Uraga anstatt Kanagawa, resp. Jokohama, dem Handel eröffnet worden wäre. Während die japanesische Regierung den Amerikanern zu wiederholten Malen Uraga vorschlug, habe jedoch der Commodore Perry, welcher den ersten Vertrag mit Japan abschloß, darauf beharrt, daß Kanagawa, da es in unmittelbarer Nähe von Jeddo liege, eröffnet werden müsse. Bald habe sich aber herausgestellt, daß der Ankerplatz für größere Fahrzeuge ungenügend war und zu weit von der Stadt lag, so daß die Vertreter der verschiedenen Vertragsmächte nachher mit der japanesischen Regierung übereinkamen, die fremden Kaufleute und Beamten sich in Jokohama ansiedeln zu lassen, woselbst der Ankerplatz näher dem Lande ist. Gegenwärtig sind in Jokohama 70 Amerikaner und 164 Europäer, darunter 80 Engländer, 30 Franzosen, 30 Holländer, 16 Deutsche, 8 Schweizer und 8 Portugiesen ansässig. Jedes Handelshaus hat jetzt steinerne, feuerfeste Waarenhäuser, welche gegen mäßige Prämien bei verschiedenen Gesellschaften versichert werden können. Ferner existiren dort eine französische katholische Kirche von der Mission Sacré coeur de Jesus, deren Vorsteher ein Abbé Girard ist, und eine englische protestantische Kirche, welche vor ganz kurzer Zeit eingeweiht wurde. Die Amerikaner halten ihren Gottesdienst einstweilen noch im Konsulatsgebäude, bis sie einen passenden Platz für eine Kirche gefunden haben werden.

Das Steppenvieh Rußlands zeigt einen ganz eigenthümlichen, der Steppe angemessenen Charakter. Alexander Petzholdt erstattet darüber in seinem kürzlich erschienenen Werke: „Reise im westlichen und südlichen europäischen Rußland," ausführlich Bericht. Die Steppenschafe sind im übrigen Europa wenig bekannt und zeichnen sich durch mächtige Fettpolster am Schwanze aus. Die Tschunduk-Schafe im jekatherinoslaw'schen und taurischen Gouvernement haben kurze und grobe Wolle und werden wegen der Milch und des Fleisches gehalten. Ihre Behandlung ist eine schlechte, da sie Sommer und Winter im Freien zubringen und mit kärglichem Futter vorlieb nehmen müssen. Uebrigens werden sie durch Merinoschafe, welche namentlich in den deutschen Kolonien gehalten werden, immer mehr verdrängt. Das Rindvieh der südrussischen Steppen ist eine große graufarbige Rasse, ferner noch eine kleine Rasse „Kalmückenvieh", das den Unbilden der Witterung sehr gut widersteht; denn auch diese Thiere bekommen keinen Stall zu sehen. Ebenso geht es den Pferden, einer kleinen und häßlichen Art, die zum Reiten sehr gut, aber nur wenig zum Ziehen benutzt werden kann. Kameele sind auf das taurische Gouvernement beschränkt und werden von der tatarischen Bevölkerung als Zugthiere benutzt. Es ist das zweihöckerige baktrische Kameel, das jetzt noch wenig verbreitet ist, aber als praktisches Steppenthier immer mehr Boden gewinnt.

Ziffern aus dem Budget Großbritanniens.

Wir wollen unseren Lesern die nachfolgenden Zahlenangaben nicht vorenthalten, welche wir der Rede des Schatzkanzlers Gladstone entlehnen. Er gab am 7. April im Unterhause eine sehr ausführliche Darstellung der gegenwärtigen Finanzlage des großen Reiches; sie ist in einer durchaus befriedigenden Lage und bildet einen schroffen Gegensatz zu dem wilden Treiben in Nordamerika, wo man binnen drei Jahren eine Schuldenlast angehäuft hat, welche der im Laufe von anderthalb Jahrhunderten angewachsenen Englands sich bereits annähert.

Die Staatsausgaben betrugen für das Finanzjahr 1859/60 die Summe von 70,017,000 Pf. St.; 1863/64 nur 66,731,000.

Die Staatseinnahmen beliefen sich auf 70,208,000 Pf. St. Davon kommen auf die Zölle 23,232,000; Accise 18,207,000; Stempel 9,317,000; Einkommensteuer 9,084,000. Seit 1858/59 ist die Einnahme alljährlich um 1,233,000 Pf. St. gewachsen, obwohl die Einkommensteuer, die Theesteuer und einige andere Abgaben wesentlich vermindert sind und die Papiersteuer abgeschafft worden ist, je zusammen in einem Jahresbetrage von 6,680,000 Pf. St.

Die gesammte Staatsschuld beläuft sich auf 791,574,000 Pf. St.; sie hatte 1853 den niedrigsten Stand: 769,082,000; im Jahre 1856, unmittelbar nach dem Kriege gegen Rußland war sie auf 808,108,000 angewachsen, sie ist also jetzt um 16½ Millionen geringer. Den allerhöchsten Stand hatte sie 1815, denn sie stellte sich auf 861,039,000; sie ist also jetzt, gegen damals, um etwa 69½ Millionen geringer. Die Verzinsung erforderte damals 32,646,000; jetzt nur 26,211,000 Pf. St. „Aber diese Schuld betrachte ich selbst inmitten unseres Wohlstandes und Gedeihens als eine entsetzliche Bürde; sie ist inhaltschwer und verhängnißvoll und wird es um so mehr sein, wenn einmal dieses Gedeihen eine Unterbrechung erfahren sollte."

Nach diesen Worten rollte dann Gladstone ein lachendes Gemälde auf, indem er die Gewerbs- und Handelsverhältnisse erörterte. „Unsere Ein- und Ausfuhren sind so ungeheuer, daß man sich davor beinahe entsetzen könnte. Ich will in meine Angaben auch die Ausfuhr ausländischer und Kolonialwaaren einschließen, für welche unser Land mehr und mehr zum Entrepot wird.

Im Jahre 1861 betrugen die Einfuhren 217,485,024 Pf. St., wovon ein wesentlicher Betrag auf das Getreide entfällt; im Jahr 1862 schon 225,716,976, und 1863, obwohl ein Hauptartikel, die nordamerikanische Baumwolle, fast ganz ausfiel, 248,980,942 Pf. St.

Die Ausfuhr britischer Erzeugnisse stellte sich in den drei angegebenen Jahren auf: 125,102,814, 123,992,264 und 146,489,768 Pf. St. Dazu kommen noch für die Ausfuhr fremder Erzeugnisse und Kolonialwaaren resp.: 34,529,684, 42,175,870 und 49,485,005 Pf. St.

Die Gesammtexporte stellten sich:

1861 auf 159,632,498 Pf. St.
1862 „ 166,168,134 „
1863 „ 195,974,773 „

Die gesammte Handelsbewegung von und nach dem Auslande:

1861 auf 377,117,522 Pf. St.
1862 „ 391,885,110 „
1863 „ 444,955,715 „

Im Jahre 1852 hatte die Ausfuhr britischer Produkte nur 78 Millionen betragen, sie stieg aber im folgenden Jahre schon auf 98,933,000, 1859 auf 155,692,000 Pf. St.

Der Schatzkanzler knüpfte an diese Ziffern einiges Eigenlob für England. Sie gäben Zeugniß für die Betriebsamkeit, die Energie und die Stärke des Landes, und darin hat er ganz Recht. Wenn er aber hinzufügt: „Sie bedeuten auch, daß England von Jahr zu Jahr sich mehr verpflichtet fühlt, in der ganzen Welt als Vorkämpfer des Friedens und der Gerechtigkeit aufzutreten, und daß es an jeder Frage, die in irgend einer Gegend der Welt auftaucht, sich zu betheiligen hat, nicht aus Eigennutz und zu selbstsüchtigen Zwecken, sondern zur Förderung der Gesammtwohlfahrt und der allgemeinen Humanität, — so zeigt er nur, was ein britisches Unterhaus sich aufbinden läßt. Als die ehrenwerthen Mitglieder bei diesem Puff Beifall riefen, hatten sie jedenfalls weder an China, Japan, Griechenland, Burma 2c. gedacht. Lord Palmerston war zugegen, derselbe Mann, welchem seine eigenen Landsleute den Beinamen Lord Feuerbrand gegeben haben, und der am 7. November 1860 den Abgeordneten der liverpooler Handelskammer in brutaler Weise erklärte, daß England ohne Waaren- — und Menschenraub auf See nicht existiren könne. Er sprach wörtlich: „Englands Existenz hängt von seiner Beherrschung der Meere ab. Zu diesem Zweck ist es nöthig, daß wir uns die Macht bewahren, Fahrzeuge anderer Nationen und insbesondere auch die Bemannung dieser Schiffe zu **kapern.** Eine Seemacht wie England darf auf **kein** Mittel verzichten, durch welches sie ihren Feind auf offener See zu schwächen im Stande ist." In diesem Tone sprach er weiter. Man sieht, was Gladstone's Floskeln bedeuten!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus meinem brasilianischen Tagebuche.

Von **Woldemar Schultz.**

II.

Die Mischlingsbevölkerung in Brasilien. — Mulatten, Mameluken und Cabokles. — Betrachtungen über Sitten und Gebräuche der Indianer.

Kaum auf einem Punkte der Erde findet man, zusammengedrängt auf engem Raum, eine in jeder Beziehung so ungleichartige Bevölkerung, wie in den großen Handelsstädten der Küste Brasiliens. Fast jeder ihrer Bewohner gehört einer andern Menschenart an, ist körperlich abweichend organisirt und geistig in Begabung und Bildung von seinem Mitbürger verschieden. Menschenrassen, Völker und Stämme, welche durch hohe Gebirge, tiefe Ströme und breite Weltmeere getrennt sind, begegnen sich hier und sind nicht nur in leichte Verkehrsberührungen mit einander getreten, sondern auch in weitgehende, intime Verbindungen. Ein ähnlicher Prozeß wie bei der Bildung der unorganischen Massen unserer Erdrinde, die sich einst während unzähliger Umwälzungen durchdrungen und durchsetzt haben, geht, unter ähnlichen Symptomen, zwar schon lange unter den Menschen vor sich, bisher aber ohne jene tiefgehenden Veränderungen wie in Südamerika.

Aus der öftern Vermischung mehrerer Rassen ist eine Zahl von Zwischenarten entstanden: Die Mulatten aus der Verbindung der Europäer mit den schwarzen Afrikanern, die Mestizen, hier Mamelukен genannt, aus der Verbindung der Europäer und Indianer, die Cabokles aus der Verbindung der Afrikaner und Amerikaner. In Folge weiterer Combination dieser Mischarten gibt es noch eine sehr große Zahl von untergeordneten Schattirungen, deren Mischungsstellung genau zu bestimmen ganz außerordentlich schwer ist, da sich die äußeren Merkmale der Abstammung vielfach nach und nach verwischen, und der Farbige indessen über seinen Stammbaum, wenn er denselben überhaupt kennt, keinen Aufschluß gibt.

Die genannten Mischarten sind noch leicht an äußeren Merkmalen erkennbar, z. B. an ihrer Hautfarbe, Gesichtsbildung, besonders aber an dem natürlichen Schmuck des Hauptes. Die Mulatten haben ein ovales Gesicht, manchmal von feinem Schnitt mit hoher Stirn, die von dem krausen, wolligen Haar, das dem des Negers ähnelt, eingefaßt wird. Dasselbe bildet den Gegenstand einer aufmerksamen Pflege; sie bemühen sich, dieses verrätherische Abzeichen ihrer Abstammung so viel als möglich durch künstliche Mittel umzugestalten und möglichst zu glätten. Zwar suchen sie auch hinter gewählten Stoffen und durch eine glänzende Toilette die Farbe ihrer Haut zu verbergen, indessen doch nicht mit so ängstlicher Vorsicht, denn auch die Creolen, die Kinder von weißen Eltern, haben eine leichte Schattirung in der Farbe ihrer Haut, die oft schwer von jener der Mulatten zu unterscheiden ist.

Puris-Indianerin vom Parahybastrom.
(Nach einer Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

Unverkennbar herrscht in Brasilien unter den freien Farbigen allgemein das Streben, sich den Weißen in jeder Beziehung zu nähern, ein Bestreben, welches im gegenseitigen Verkehr zuweilen in Zudringlichkeit übergeht.

Die Mestizen, „Mamelucken", sind mehr rothgelb; bei ihnen bildet gerade das dichte, rabenschwarze, schlichte Kopfhaar, welches bei den Frauen entweder in langen Locken oder Flechten auf den gefärbten Nacken fällt, einen schönen, natürlichen Schmuck, der so viel als möglich immer zur Schau getragen wird. Der Schnitt und die Züge des Gesichts dieser Mischlinge erinnern mehr an den indianischen Typus. Die schwarzen, von den langen Wimpern halbverhüllten Augen haben einen schwermüthigen Ausdruck.

Man sagt, aus der Vermischung farbiger Rassen mit Weißen entstehe ein mit geistigen Anlagen und mechanischen Fertigkeiten reich ausgestatteter Menschenschlag, und in der That kann man den Mulatten geistige Begabung eben so

wenig absprechen, wie die Körpergewandtheit. In den großen Küstenstädten Brasiliens hat man vielfach Gelegenheit, sich von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen; man trifft solche Farbige dort sowohl unter den Gelehrten und Künstlern, wie unter den Gewerbtreibenden, und sehr häufig als Schneider, Barbiere, Friseure und Schänkwirthe. Die Brauchbarkeit der Mulatten bei den verschiedensten Beschäftigungen wird allgemein anerkannt; vielfach zeichnen sie sich sogar durch ihre Leistungen aus. — Ein deutscher Kleiderkünstler rühmte mir die große Geschicklichkeit und den Fleiß seines Gesellen, von dem er erzählte, daß er — der gelbe Geselle — sich förmlich in seine Arbeit verliebe, daß er ihr zurufe: „Du bist mein Spiegel, in dem sich meine Kunstfertigkeit und mein Fleiß erkennen läßt“ ꝛc. Allgemein gerühmt werden besonders das gewandte und feine Benehmen der Mulatten und ihre geselligen Talente.

Die Mestizen haben nicht weniger Witz, hingegen ein derberes Wesen; sie sind bekannt als gute Bootsführer und Fischer, als Tropeiros, d. h. Maulthiertreiber, als kühne Domadore, Knechte, denen auf den großen Estancien das Geschäft des Zureitens der wilden Pferde und Maulesel zufällt; ihre Gastfreundschaft und ihr Gemeinsinn (?) sind groß.

Trotz aller der mannigfachen nicht zu verkennenden Vorzüge, welche diese Mischlinge besitzen, sind sie aber doch nur, in der Hauptsache, in der Masse des Volkes zu finden; selten schwingen sie sich empor in die Reihen der großen Grundbesitzer oder Negocianten. Verderbliche Leidenschaften und eine excessive Sittenlosigkeit bilden das andere Erbtheil ihrer Abstammung, die dunkle Seite ihres Wesens. Der Wein, das Spiel und andere Ausschweifungen verhindern sie am Vorwärtskommen. Das Bestreben, sich den Weißen gleich zu stellen, richtet sich gewöhnlich nur auf Aeußerlichkeiten und wird um deswillen nur eine Quelle verderblicher Handlungen.

Wenn es auch Thatsache ist, daß sich die Superiorität der weißen Rasse theilweise auf die Nachkommen überträgt, welche aus einer Verbindung dieser mit Farbigen hervorgehen, so ist doch sicher die Kreuzung, die Blutvermischung, ein fehlerhafter Weg, die geistig zurückgebliebenen Menschen nach und nach auf eine höhere Stufe des Daseins zu heben. Meist sind es nur sehr unlautere Motive und beklagenswerthe Verhältnisse, denen diese Mischlinge ihre Entstehung verdanken. Der nachwirkende verderbliche Einfluß derselben lastet ewig auf ihnen und erdrückt die besseren Regungen eben so, wie er die Entwicklung der Geistesanlagen vielfach zurückhält. Schon um der Ursachen willen, durch welche sie hauptsächlich ins Leben gerufen, ist die Entstehung dieser Zwischenarten zu beklagen.

Daß in Brasilien alle diese verschiedenen Menschen, Weiße und Schwarze, Gelbe und Braune, einen gemeinsamen Namen, so wie eine gemeinsame Sprache angenommen und sich einem Gesetze unterworfen haben, ist ein merkwürdiges Ereigniß in der Geschichte des Menschen, auf das man mit Interesse blicken muß.

Die Aufgabe der Regierung einer solchen bunten Bevölkerung, die sich so durchsetzt hat, muß es sein, jede Rassenabsonderung und engere Gruppirung der gleichartigen Volkselemente, die einer Auflösung der Nation gleichkommen würde, zu verhindern. Daher besteht denn auch in Brasilien nominell Gleichheit der freien Individuen aller Farben vor dem Gesetz; Talent und Geist, gleichviel in welcher Haut sie stecken, erfreuen sich in diesem Staate der Anerkennung. Der intelligente Mulatte und der unternehmungslustige Mestize finden sowohl im öffentlichen, wie im Privatdienste Verwendung, und wenn sie ausreichende Weltbildung und Vermögen besitzen oder eine hohe Stelle im Staatsdienst bekleiden — beides allerdings ein seltener Fall —, so widerstrebt man ihrer Aufnahme in der Gesellschaft nicht. Natürlich gibt es in dieser auch Coterien, in denen man darüber anders denkt. Besonders die Fremden sind es, und unter diesen die Engländer und Deutschen, welche sich — aus richtigem Instinkte — vielfach streng abschließen. Sie kommen mit den Brasilianern meist nur, so weit es der Geschäftsverkehr nothwendig macht, in Berührung, besonders die Letzteren bilden allenthalben, wo es angeht, geschlossene Gesellschaften für sich; auch Bahia hat daher seinen deutschen Clubb. In der Cidade alto besitzt derselbe Haus und Garten; er hat eine wohlgeordnete, sehr gute Bibliothek aufgestellt; in dem letzteren hat man einen Kegelschub errichtet, und auf diese Weise ist, nach deutschem Geschmack, für Unterhaltung und Belehrung gesorgt.

Botocude.

Dorthin hatte man mich eingeladen; alle die lieben deutschen Landsleute, die mich während meines Aufenthaltes in Bahia so herzlich aufnahmen, traf ich da vereinigt, auch Dr. T. aus Leopoldina, der das Innere Brasiliens aus langjähriger, eigener Erfahrung kannte, und den ich durch die Vermittlung Karl Ritters bereits in Dresden kennen gelernt, begegnete ich hier. Nach einer herzlichen Begrüßung und manchen Gegenfragen lenkte sich unsere Unterhaltung bald auf Brasilien und seine Ureinwohner.

Bekanntlich sind dieselben heute zum großen Theil vernichtet, oder in den anderen Bevölkerungselementen aufgegangen. Einzelne kleinere Gruppen haben sich hauptsächlich in den tropischen Provinzen des Reiches angesiedelt; eine andere Zahl getaufter Indianer findet man vertheilt unter den Bewohnern der kleineren Orte des Binnenlandes. Von den Millionen rother Menschen, die zur Zeit der Entdeckung von Südamerika das Amazonenthal, die Küste des Atlantischen Oceans und die Ufer des Platastromes bewohnten, leben vielleicht heute noch gegen 300,000 Seelen, die in schwachen Horden durch die brasilianischen Urwälder irren. Leider ist mit der großen Masse der Ureinwohner ein Bevölkerungselement verloren gegangen, welches heute recht wohl zum Anbau der ungeheuren Gebiete verwendet werden könnte.*) Man hat die rothen Menschen

*) Es ist doch mehr als zweifelhaft, ob man diese Jägernomaden zum Ackerbau oder zu bürgerlichen Gewerben jemals hätte verwenden können; beides widerstrebt ihrer ganzen innern Anlage. Da, wo die Spanier ackerbautreibende Indianer vorfanden, leben dergleichen noch heute, z. B. in Mexico und Peru ꝛc., und dort sind sie zahlreicher, als die Weißen. Die Jäger- und Fischernomaden aber waren unfähig, ihrer Lebensweise zu entsagen und für die Zwecke der weißen Eroberer unbrauchbar; deßwegen holten diese Neger aus Afrika. Heute rottet man in Brasilien keine Indianer mehr aus, und doch

gewaltsam vernichtet und bleibt nun die Frage schuldig, wen man an ihre Stelle setzen will. Unter dem Einfluß derselben Anschauungen, welche diese Thaten hervorriefen, sind die vereinzelten älteren Beiträge zur Ethnographie von Südamerika beinahe alle geschrieben; sie lassen daher nicht nur manche Lücke in unserer Kenntniß, sondern geben auch zu manchem Irrthum Veranlassung.

So hat man lange geglaubt, aus der Vielheit der Namen der südamerikanischen Indianerstämme, die man in langen Registern aufgeführt hat, auf eine weitgehende Volksverschiedenheit unter ihnen schließen zu müssen. Es ist das aber eine irrthümliche Annahme, denn mit Hülfe eines Wörterbuches der sogenannten Lingua Brasilica kann man die bei Weitem größere Zahl dieser Stämmenamen übersetzen. Diese Lingua ist die von den Europäern aufgefaßte und in Vocabularien und Grammatiken festgestellte Indianersprache, welche zur Zeit der Entdeckung sowohl die Eingeborenen am Amazonas, wie an den Küsten des Atlantischen Oceans und am Plata, mit sehr geringen Abweichungen gesprochen haben, von den Spaniern Guarani, von den Portugiesen Tupy genannt. Die Verbreitung einer Sprache unter getrennten Stämmen, auf tiefer Kulturstufe, die so enorm ausgedehnte Räume bewohnten, ist jedenfalls eine auffallende Erscheinung, die um so mehr Beachtung verdient, als auch die Körperformen der Indianer im Allgemeinen, nach dem, was man davon weiß, einander ähnlich sind.

Die Gestalt der Individuen der Brasilvölker ist mittelgroß, übersteigt gewöhnlich nicht das Maas von fünf Fuß und ist gedrungen, untersetzt, kraftvoll und fleischig. Der Schmuck des Kopfes, das Haar, hat gleiche Eigenschaften bei allen amerikanischen Stämmen; es hat eine tiefdunkelschwarze Farbe und fällt vom Wirbel des Hauptes ungekräuselt und steif auf Nacken und Stirn. Selbst im hohen Alter soll sich die Stärke und Farbe dieses Haares gleichbleiben. Auch die Kopfform ist durchgehends ähnlich; die Stirn weicht zurück, während die Augenbranen vortreten. Das mehr runde, als ovale, ja man könnte sagen, eckige und flache Gesicht ist typisch; abweichend erscheint bei einigen Stämmen nur die Stellung der Augen, ferner die verschiedene Form der Nase, welche meist leicht gekrümmt ist; auffallend hervorragend sind auch durchgehends die Backenknochen. Der Mund ist groß, die Lippen sind mittelstark, das Kinn ist rund und im Alter eher vorgeschoben. Die Brust ist flach und breit, wie auch die Schultern; Arme, Hände und Füße sind proportionirt, letztere zuweilen groß. Die Länge des Oberkörpers muß man, im Verhältniß zur ganzen Gestalt, als auffallend bezeichnen. Die Schattirungen der Hautfarbe variiren selbst bei Individuen ein und desselben Stammes vom Gelb bis zum Sepiabraun.

Nur einige wenige Stämme sollen sich sowohl durch Sprache, als auch Körpergestalt von den Guarani-Tupys unterscheiden; besonders wird das von den sogenanten Botocuden behauptet. Diesen Namen, der von dem portugiesischen „Botoque“, Stöpsel oder „Holzklotz“, abgeleitet ist, legten die Eroberer jenen Indianern bei, welche ein solches barbarisches Abzeichen in den Unterlippen und Ohren trugen. Diese Botocuden sollen identisch sein mit den Aymoras, mit jenem starken, kriegerischen Volksstamme, der zur Zeit der Eroberung seine Wohnsitze nördlich der Bay von Rio de Janeiro, von den Eingeborenen Guanapara genannt, hatte und sich zur Bekämpfung der Portugiesen mit einer Gruppe der Tupys verband. Es war dies die große Allianz, welche der gefürchtete Häuptling Anoniambabe zu Stande brachte. Dieser Umstand widerspricht einigermaßen der Behauptung, daß die Botocuden nicht mit den Tupys verwandt seien; auch d'Orbigny, der französische Forscher, welcher sich um die Ethnographie von Südamerika hoch verdient gemacht hat, hält die Botocuden für verwilderte Guaranis. Bei der Aehnlichkeit des Namens der Aymores am Atlantischen Ocean mit dem des ältesten Kulturvolkes von Altperu, den Aymaras, wird man versucht, an einstige intime Beziehungen zwischen beiden zu glauben, um so mehr, als auch die Schädelbildung und der eigenthümliche Kopfputz dieser Menschen viel Aehnliches haben.

Unter den weit zerstreuten und verbreiteten südamerikanischen Stämmen finden wir eine wunderbare Uebereinstimmung in den äußeren Abzeichen, die augenscheinlich nach einem System modificirt sind. So scheint es denn, daß bei

Eine brasilianische Mulattin.

Eine brasilianische Mameluca.

(Nach einer Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

gelingt es weder der Regierung noch den Missionären, auch nur irgend einen einzigen Stamm zu seßhaftem Leben und zu regelmäßiger Arbeit zu vermögen. Die anthropologisch-ethnische Anlage der verschiedenen Völker ist entscheidend. A.

ihrer Einführung ein einheitlicher Wille, dem eine durchdachte Idee zu Grunde liegt, durchgeführt wurde; die kindliche Nachahmungssucht dieser Naturmenschen hat zwar bis auf den heutigen Tag die Form bewahrt, ohne sich aber ihres Zweckes bewußt zu bleiben und Aufschluß darüber geben zu können.

Von den hohen Anden bis an die entferntesten Punkte Brasiliens, von den columbischen Küsten*) am mexicanischen Meerbusen bis herab an die Ufer des La Plata pflegten die Bewohner

1) die Kopfhaare verschiedenartig verschnitten in besonderer Weise zu tragen;

2) die mannigfaltigsten Gegenstände von Gold, Stein, Holz, Harz, Knochen an Theilen des Kopfes zu befestigen: in den Ohren, den Nasenflügeln, den Backen und der Unterlippe.

Aufschlüsse über die Einführung und den Zweck dieser barbarischen Ornamente finden wir in der ältesten Geschichte Peru's. Die Yngas widmeten der Haartracht ganz besondere Sorgfalt; sie trugen die Kopfhaare fingerdick und stufenweise verschnitten (que avait coupés par degrés). Nur die verdienstvollen Männer im Staate genossen die Auszeichnung, alle die Ehrenzeichen, wie sie die peruanischen Monarchen am Kopfe trugen, nachahmen und anlegen zu dürfen. — Tributpflichtigen Stämmen war gestattet, die Haare in Echellons der Art zu tragen, daß jeder Stamm an der Frisur leicht erkannt werden konnte; je nach dem Grade der Ergebenheit durfte sie sich der der Yngas nähern.

Indianerin aus der Provinz Espiritu Santo in Brasilien.

Während so bei Einigen die Kopfhaare bis an den untersten Rand des Ohrläppchens reichten, gingen sie bei Anderen nur bis an die Hälfte, wieder Andere trugen sie noch kürzer ꝛc.

Bei dem eigenthümlichen Kastengeiste, der in der Natur dieses Volkes begründet zu liegen scheint und auf dessen Ausbildung die staatlichen Einrichtungen in Peru noch mehr hinwirkten, finden wir ein starres Festhalten an solchen Formen auch unter veränderten Verhältnissen erklärlich. Kein Individuum eines Stammes wich von der herrschenden Mode ab, und das Volk war stolz auf seine Haartracht, zumal, wenn sie vom Inga selbst bestimmt worden war.

Daß man überhaupt dem Kopfputz in Peru große Aufmerksamkeit geschenkt hat und denselben für höchst wichtig hielt, geht aus dem Ausspruch eines peruanischen Edelmannes hervor, der geäußert haben soll, daß sich die Spanier um sein Vaterland durch die Einführung der Scheeren ein so großes Verdienst erworben, daß dies allein schon hinreiche, um sie unvergeßlich zu machen. Die Yngas verschnitten sich bis dahin das Kopfhaar mit scharfen aus Stein gefertigten Instrumenten.

Auch die Tupys und Guaranis und fast alle bekannten brasil-columbischen Stämme trugen zur Zeit der Entdeckung von Amerika die Haare auffällig verschnitten, gewöhnlich eine Tonsur, die Kopfhaare in Form einer Kugelzone bis an die Hälfte, den oberen oder unteren Rand der Ohren herabhängend. Die Frauen kämmten sie lang über den Nacken, pflegten sie aber ebenfalls sorgsam.

Hans Staden, der mehrere Jahre unter den Tupys gelebt hat, erzählt:

„Sie machen eine platten auff irem haupt, lassen drumb her ein krentzlein von hare, wie ein Münch. Ich hab sie offt gefragt, woher sie das muster der haar hatten, Sagten sie, ire Vorvätter hettens an einem Manne gesehen, der hatte Meire Humane geheißen, und hatte viel wunderliches dings inen gethan, und man wil es sey ein Prophet oder Apostel gewesen.

Weiter fragte ich sie, womit sie hatten die Haar können abschneiden, ehe inen die Schiff hatten scheren bracht, sagten sie hetten einen stein keil genommen, hetten ein ander ding darunter gehalten, darauf die har abgeschlagen (mit gespaltenen Taquara), dann die mittelste platte hatten sie mit einem schieber, eines gehellen steins, welche sie viel brauchen zum schern gemacht."

Diese Tracht hat sich bis auf den heutigen Tag unter einzelnen Brasil-Horden erhalten, unter den sogenannten Coroados.

Nachmals hatte ich Gelegenheit, einen solchen Stamm mit Tonsur zu sehen. Die kaiserlich brasilianische Regierung ließ damals gerade Stoffe und nützliche Werkzeuge aller Art an die einzelnen Glieder desselben vertheilen; unter diesen Geschenken waren auch Scheeren. Sobald die Indianer diese in die Hand bekamen, fingen sie sofort an, sich gegenseitig, die Männer sowohl als die Frauen, die Haare in der ihnen eigenen Weise zu verschneiden.

2) Nicht minder allgemein verbreitet durch das ganze nördliche Südamerika war die Sitte, an Theilen des Hauptes Ornamente der verschiedensten Art anzuheften. Unter dem ältesten Kulturvolke der Aymaras, so wie unter einer großen Zahl der Stämme am Amazonas, in Columbien und auf den caraibischen Inseln soll es sogar gebräuchlich gewesen sein, den Kopf der Kinder bei der Geburt zu deformiren, ihm eine spitze Form zu geben.

In Peru trugen die Yngas und Fürsten Ohrgehänge von Gold, die bis auf die Schultern herabreichten und die Ohrläppchen außerordentlich ausdehnten. Für die Unterthanen des Reiches, nach Provinzen und Stämmen, be-

*) Coreal, F. Relation des voyages etc. Bd. I, S. 144.

stimmte der Yuga Stoff und Form dieses Schmuckes, mit dem sonach zugleich der Zweck eines Unterscheidungszeichens verbunden war. Mit der Zunahme der Bevölkerung und ihrer vielfältigen Gliederung hat man endlich, in Ermangelung verschiedener Formen und Stoffe, wahrscheinlich diese Abzeichen dadurch zu vermehren gewußt, daß man sie nicht allein in den Ohren, sondern auch in den Unterlippen, Nasenflügeln und Backen befestigte. Indessen ist hierbei noch auffällig, daß die Steine der Peruaner und Brasilianer am Amazonas, der Küste des Atlantischen Oceans, am Paraguay und Paraná, von einerlei Farbe waren, grün, und daß man sie als kostbare Reliquien ansah, die sich von Familie zu Familie vererbten.

Die Bewohner der Küstenländer des Atlantischen Oceans und am Amazonas, die Tupys und die Guaranis am La Plata, Paraguay, in den Chaco- und Chiquitos-Ländern, trugen theils große Holzklötze in den Ohren, nach Art der Bewohner von Cuzco, und in den Unterlippen, Metara genannt, theils farbige, besonders grüne Steine in den Nasenflügeln und Backen; die Portugiesen nannten, wie bereits angeführt, die Stämme mit den ersteren Abzeichen Botocuden, die Spanier hingegen Orejones.

Je näher die Stämme den metallreichen Anden wohnten, desto kostbarer war ihr Schmuck. So trugen die Guaranys am Paraguay, als sie Cabeça de Vaca's und Yrala's Expedition zur Aufsuchung der Andenpässe begleiteten, kleine kupferne und goldene Sonnen an der Stirn. Oestlichere Stämme begnügten sich mit dem Schmuck der buntbefiederten Bewohner der brasilianischen Urwälder, aus denen sie Kopfputz, Mantel, Gürtel, Scepter ꝛc. in geschmackvoller und erfindungsreicher Weise zu fertigen wußten. Auch die Hängematten und einzelne Kriegswaffen zierten sie mit bunten Federn.

Indianer aus der Provinz Espiritu Santo in Brasilien.

Ueberhaupt nahm die Kultur der Stämme mit deren westlicheren Wohnsitzen, mit der Annäherung an die Anden, zu. Dies zeigt sich nicht allein in der Ornamentik, sondern auch in der Zunahme der Bedürfnisse. Die westlichen Stämme trugen baumwollene Stoffe, die Omagnas, Carios, Xarayes, Chanes ꝛc., obgleich sie unter dem mildesten Himmel Südamerika's lebten. Man verfertigte diese Produkte in derselben Weise wie in Peru, nur daß man dort Llamawolle und im tiefen Amerika Baumwolle verwendete.

Die östlicheren Tupy-Horden färbten ihren Körper mit einer dunkelfarbigen Schminke; man scheint die dunklere Farbe für schön und aristokratisch gehalten zu haben, und wir möchten hierin eine künstliche Nachahmung des dunkleren Teints der Peruaner erblicken.

Uebrigens war diese südamerikanische Mode des Körperfärbens unter den Bewohnern der peruanischen Küstenstriche eben so gebräuchlich, wie das barbarische Tättowiren.

Der unübertrefflich schöne Schmuck bunten Gefieders, den die Natur so verschwenderisch in den südamerikanischen Wäldern entfaltet hat, ist der Aufmerksamkeit des Indianers nicht entgangen, hat ihm vielmehr Stoff, Farbe und Form zu eigenen mannigfaltigen Zierrathen geliehen. Noch heute können wir die schönen, geschmackvollen Federarbeiten bewundern, welche die Brasilianer mit so großer Geschicklichkeit anzufertigen wissen, Mäntel, Kronen, Gürtel, Verzierungen an Hängematten, Waffen ꝛc. Bei feierlichen Gelegenheiten, bei Festen und im Kriege wurden viele dieser Gegenstände verwendet und angelegt.

Die Indianer besitzen eine große Geschicklichkeit in allen Handarbeiten, ihre Nachahmungskunst wird von den Jesuiten, die sich um die Erziehung dieser Menschen bekanntlich sehr verdient gemacht haben, außerordentlich gelobt, eben so wie ihr friedfertiger Charakter und ihr Gehorsam. Wenn man sie nach dem beurtheilt, was aus ihnen geworden, nachdem die Europäer sie ihrer besten Führer beraubt, mehrere Jahrhunderte betrogen, verfolgt, gehetzt, verhandelt und geknechtet haben, wird man eine unrichtige Vorstellung von dem ursprünglichen Wesen der rothen Menschen erlangen.

Der brasilianische Staatsmann J. G. de Magalhaes erkennt ihren Werth und ihre Bedeutung für sein Vaterland offen an, indem er sagt: „Wenn die Brasilianer heute eine unabhängige Nation bilden, wenn die Bewohner dieses weiten Reiches Eine Sprache reden, so verdanken sie das der Tapferkeit der Eingeborenen, die sich mit den Portugiesen verbanden.“ *)

*) Revista trimensal do Instituto historico, geographico e ethnographico do Brasil etc. Bd. XXIII, S. 49.

Die Felsentempel in Indien.

Die verschiedenen Religionen Indiens. — Die Arten der Felsentempel. — Geologische Verhältnisse. — Der Tempel auf der Insel Elephanta. — Seine Säulen und Skulpturen. — Die Hochzeit Siwa's und der Parwati.

In Bezug auf Großartigkeit und Massenhaftigkeit kann sich die indische Architektur der römischen an die Seite stellen. In ihrem monumentalen Charakter gleicht sie in manchen Beziehungen den ägyptischen Bauten, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie auch Assyrisches aufgenommen hat. Der Beginn der indischen Baukunst fällt in die Zeit, in welcher die Ptolemäer auf Philae bauten, und als der Tempel des Jupiter Stator errichtet wurde. Es ist noch nicht lange her, daß man das Alter der indischen Felsenbauten sehr überschätzte und bis in die Zeit der ältesten ägyptischen Tempel zurückdatirte; aber die Untersuchungen von Prinsep und Anderen haben gezeigt, daß diese buddhistischen Denkmäler nicht weiter als in die oben angedeutete Zeit zurückreichen. Diese Entdeckung stützt sich auf die Aehnlichkeit der Bauten am Nil und jener in Indien und auf das Vorkommen griechischer Ornamente an den ältesten indischen Bauten, die von den baktrischen Griechen Centralasiens entlehnt sind.

Der Zeitraum, in welchem diese indischen Felsentempel errichtet wurden, ist so groß, daß er uns mit gerechtem Staunen erfüllt. Indiens Architektur beginnt schon einige Jahrhunderte vor Christus, überspringt das Zeitalter, in welchem der Parthenon in Athen, die Moschee von Cordova, die römischen Basiliken gebaut wurden und endet in der Zeit, als unsere gothischen Dome entstanden. So erstreckt sie sich über mehr als 1300 Jahre, eine Zeitdauer, wie sie keine andere Architektur aufzuweisen hat, und die im Muttergestein der Erde ausgehauenen Tempel sind fast alle noch trefflich erhalten.

Unsere Kenntniß der indischen Felsentempel war jedoch lange nur sehr mangelhaft. Der Engländer Fergusson hat ihr neuerdings ein eingehendes Studium gewidmet; das Ergebniß seiner Arbeiten liegt jetzt in einem vor Kurzem erschienenen Prachtwerke vor, welches den Titel führt: The Rock-cut temples of India. Illustrated with 74 photographs taken on the spot by Major Gill. Described by J. Fergusson. London 1864.

Fergusson unterscheidet verschiedene Tempelgruppen in Indien. Die älteste ist die von Raja Griha in Behar, dem Ursitze des Buddhismus. Schon um 200 v. Christus können wir diese Tempel nachweisen, unter denen die sogenannte „Milchmädchen-Höhle" für den ältesten gilt. Hieran schließen sich die Tempel von Kattak (Cuttak), die wenig jünger als die vorhergehenden sind, aber der Dschaina-Religion ihre Entstehung verdanken, und diese beiden Tempelgruppen sind auch die einzigen, welche in Bengalen überhaupt vorkommen.

Im westlichen Indien zieht besonders die alte und gut bekannte Höhle von Karli die Aufmerksamkeit auf sich; sie liegt an der großen Hochstraße, welche von den Ebenen des Dekkan nach Bombay hinführt, und ist buddhistischen Ursprungs. Die vollständigste und interessanteste Reihenfolge von Höhlen ist die von Ajunta am Tapty, in deren Nähe einst die Schlacht von Assaye ausgefochten ward. Sie entstanden im ersten Jahrhundert nach Christus und wurden etwa um das Jahr 1000 vollendet, so daß man an diesen Tempeln den ganzen Verlauf buddhistischer Baukunst beobachten kann. Dem Alter nach schließen sich hieran die wohlbekannten Höhlen von Ellora, die in drei Theile zerfallen: in die buddhistische Gruppe, welche etwa im siebenten Jahrhundert entstanden sein mag; die zwei oder drei Jahrhunderte jüngeren Hindubauten und die Dschainagruppe aus dem 11. oder 12. Jahrhundert. Auf der Insel Salsette im Hafen von Bombay finden wir buddhistische Tempel von verschiedenem Alter und die berühmte von den Hindus im achten oder neunten Jahrhundert gebaute Grotte von Elephanta, über die wir weiter unten nähere Mittheilungen geben werden.

In der Präsidentschaft Madras ist nur die Tempelgruppe von Mahavellipore von Bedeutung und näher bekannt. Sie stammt aus dem 13. Jahrhundert und zeigt eine merkwürdige Mischung brahmanischer und buddhistischer Bauformen.

Im Ganzen zählte Fergusson nicht weniger als 1000 solcher Höhlentempel in Indien, von denen aber nur die wenigsten gut bekannt sind; etwa 900 sind buddhistischen Ursprungs; der Rest gehört zu gleichen Theilen der brahmanischen und Dschaina-Religion an.

Diese Felsentempel bilden die interessantesten architektonischen Ueberbleibsel Indiens aus der Zeit vor der mohammedanischen Eroberung. Sie sind die einzigen Reste, welche uns die Künste und Geschichte aus jener Periode klar machen helfen. Die anderen Monumente aus den ersten Jahrhunderten sind wenig zahlreich und über den weiten Raum des Landes zerstreut, und nur wenige finden wir noch in ihrem ursprünglichen Zustande; die Höhlenarchitektur zeigt sich während der ganzen Zeit ihrer Existenz wohlerhalten und unverändert, und auch darin liegt für den Forscher ihr hoher Werth.

Für die Entstehung der Felsentempel ist es wichtig, die geologischen Verhältnisse des Landes zu kennen, in dem wir sie finden. Und diese sind namentlich im westlichen Theile Indiens für die Anlegung solcher Grotten sehr geeignet.

Die ganze Gegend zwischen den Thälern des Nerbudda und Kistna besteht aus gleichartigen, ganz horizontal abgelagerten Trappmassen. Zuweilen treten in dieser Ablagerung härtere Partien auf, doch stets ist das Gestein gleichmäßig, ohne Risse und Sprünge und bietet so ein Baumaterial dar, wie es sich der Architekt nicht besser wünschen kann. Durch diese Trappformation hat sich der Fluß Tapty, welcher bei Surahta in den Busen von Cambay mündet, ein tiefes Bett gegraben. Zu beiden Seiten seines großen und breiten Thales ziehen sich viele zerrissene Schluchten in das Plateau hinein. In einer derselben, an der Südseite des Tapty, liegen die Höhlen von Ajunta. Man findet alle in verschiedener Höhe über dem Boden der Schluchten, indem die Erbauer am liebsten den Schichten im Gestein folgten, die für ihre Zwecke am tauglichsten schienen.

Die bekannt gewordenen Buddhisten-Höhlen sind entweder Viharas (Klöster) oder Chaityas (Kirchen). Die ältesten Viharas bestehen nur aus einer einzigen Zelle, die einem Einsiedler zum Aufenthalt diente. Hieran schließen

sich Höhlungen, die eine tiefe Verandah enthalten; große Pfeiler der Steinmasse wurden übrig gelassen und stützen so den untergrabenen Felsen. Die meisten Viharas sind aber noch mit Centralhallen hinter den Verandahs versehen, das Dach der Vorhalle wird von Säulen gestützt, und an jeder Seite zieht sich eine Reihe Gemächer hin, deren hinterste für den Abt oder Prior des Klosters eingerichtet waren. Die ältesten Höhlen enthalten gar keine Bilder, doch in denen, die ins zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückweichen, finden wir schon einzeln das Bildniß Buddha's angebracht. Die Größe dieser Viharas wechselt natürlich auch sehr ab; der ganz und gar mit Skulpturen bedeckte Kylas-Tempel bei Ellora ist 320 Fuß lang und 210 Fuß breit. in Menschengestalt getragen, während Brahma in ruhiger Haltung, auf einer Plattform sitzend, von Schwänen fortgeführt wird.

Der Tempel von Elephanta liegt einige Meilen von Bombay entfernt auf einer Insel. Am besten miethet man am Apollostrande ein Bonderboot und landet am Nordrande der Insel, wo früher ein kolossaler Elephant stand, der ihr den Namen verlieh.

Um zum Tempel zu gelangen, muß man eine Treppe von 300 bis 400 Stufen ersteigen, die beinahe senkrecht hinaufführt und in die Abhänge des Hügels eingehauen ist. Man gelangt auf eine Terrasse und erblickt von hier aus den in den Trappfelsen eingehauenen Eingang zur Grotte. Die

Eingang der Grotte von Elephanta.

Der von Elephanta, den wir näher schildern, hat 130 Fuß Länge und 123 Fuß Breite.

Die Chaitya-Höhlen oder Kirchen übertreffen die buddhistischen Viharas noch in vieler Beziehung; sie sind größer, reicher ausgeschmückt, eignen sich mehr zu Ceremonien und bieten manche täuschende Aehnlichkeit mit christlichen Kirchen. Die Verandah repräsentirt das Querschiff einer großen Kirche; hinter dieser liegt der Chor, und eine Reihe Pfeiler trennt diesen von den Flügeln.

Diese wunderbaren unterirdischen Gewölbe werden noch viele Jahre den Scharfsinn der Gelehrten beschäftigen. Buddhafiguren schmücken den Eingang vieler Grotten, während im Heiligthume selbst Siwa oder dessen Attribute den Ehrenplatz einnehmen. Wischnu und Brahma sind überhaupt nur im Hintergrunde in gigantischen Skulpturen an den Tempelwänden dargestellt. Wischnu wird von Garuda

Axe derselben verläuft genau nach der Mittagslinie. Den Eingang stützen zwei massive Pfeiler, welche die Oeffnung in drei Hauptthore abtheilen. Zwei viereckige Wandpfeiler, rechts und links, dienen als Stützen der unterminirten Felswände. Wenn man in das Innere gelangt, gewöhnt sich das Auge erst nach und nach an das Halblicht des Tempels, das durch zwei Höfe im Osten und Westen einfällt. Anfangs wirken nur die kolossalen gerieften Säulen mit kugeligen Knäufen auf die Phantasie des Beschauers. Die Verhältnisse dieser Säulen stimmen in bewundernswerther Weise mit der ganzen fremdartigen Architektur des Baues. Der Säulenschaft ist bis zur Hälfte viereckig, die Kanten sind abgestutzt. Die obere Hälfte ist kanellirt und endigt in ein Kapitäll, welches einer plattgedrückten Kugel oder mit eingekerbten Längsstreifen versehenen Melone gleicht, die unter der auf sie herabdrückenden Last der Decke gleichsam

Die Löwengrotte auf Elephanta.

zu platzen scheint. Die Decke ist flach; über den Säulenknäufen liegt eine Plinthe, die einen Bindebalken trägt, der sich auf die Platte der nächsten Säule stützt, so daß dadurch eine Reihe von Fächern entsteht, welche je vier Säulen verbinden. Plinthen wie Bindebalken sind mit reichem und feinem Schnitzwerke bedeckt.

Ursprünglich enthielt die Höhle 26 solcher Säulen, aber acht davon sind jetzt zertrümmert. Man zählte im Ganzen, wenn man die 16 Wandpfeiler mit einrechnet, 42 Säulen, die in einem fast vollkommenen Viereck stehen.

Die Erhebung der Tempeldecken über den Fußboden ist nicht überall gleich; einige Säulen haben eine Höhe von fast sechs, andere nur von fünf Metern. Der Raum, welcher die Säulen von einander trennt, ist ebenfalls nicht regelmäßig. Eben so ist der Durchmesser der Pfeiler und Säulen ziemlich verschieden. Endlich mißt die rechte Seite des Tempels beinahe 44 und die linke nur 42 Meter. Ungeachtet dieser Ungleichheiten ist der Gesammteindruck des Tempels ein schöner und ergreifender.

Die inneren Höfe, welche im Hintergrunde des Tempels liegen, sind, wie der ganze Bau, in Felsen ausgehauen. Sie hatten früher einen Eingang von Norden her, aber dieser ist jetzt verschüttet.

Die Wandpfeiler, welche aus den Felswänden hervorspringen, bilden je zwei und zwei weite Rahmen, in denen uns Skulpturen das Leben Siwa's in großen Zügen vorführen. Die erhaben gearbeiteten Figuren treten kräftig aus der Wand hervor und erregen durch ihre riesenhafte Größe und die lebhafte Mannigfaltigkeit der Stellungen unsere Bewunderung. Um alle die Scenen, welche uns hier vorgeführt werden, genau verstehen zu können, muß man mit der indischen Götterlehre genau bekannt sein, und dennoch bleibt dann Manches noch unklar und unverständlich. Auch an den Pfeilern selbst bemerkt man Bildhauerarbeit, und namentlich sind es Ganessa und Cartieka, die Söhne Siwa's, die unter den dargestellten Figuren auffallen.

Die Regelmäßigkeit der ganzen Tempelanlage wird nur durch eine Kapelle beeinträchtigt, welche zwischen vier Säulen im westlichen Theile angebracht ist. In das Innere dieses Heiligthums führen vier Thore, an denen acht Kolossalstatuen, „Dwarpales", oder „Wächter der Thore", angebracht sind. Besonders auffallend ist in dieser Kapelle eine Steintafel, in welcher ein von der übrigen Steinmasse ganz verschiedener Felsblock von kegelförmiger Gestalt eingelassen ist, der also wohl aus einer fernen Gegend hierher geschafft wurde.

Die Hochzeit Siwa's und Parvati's. Basrelief der Grotte von Elephanta.

Siwa selbst und zwei andere Götter der Trimurti sind, mit dem Gesichte nach Norden schauend, als Kolossalbüsten in dieser Kapelle angebracht. Ueber den Büsten dehnt sich eine weite Wölbung aus, damit der Scheitel der über sechs Meter hohen Figuren die Decke des Felsentempels nicht berühre. Wahrscheinlich waren in früherer Zeit vor diesen heiligen Statuen Vorhänge angebracht, die sie dem profanen Auge der Menge entzogen. Rechts und links von Siwa's Büste stehen zwei jetzt stark beschädigte Figuren in anbetender Stellung.

Siwa, der sein Antlitz nach Norden wendet, trägt eine Mitra, deren Verzierungen: Stierköpfe und Halbmonde,

ungemein fein gearbeitet sind. Eben so zeichnet sich die Reliefarbeit an den Armspangen der Figur sehr aus.

Von den beiden anderen Statuen schaut die eine gegen Westen; sie zeigt eine ruhige Haltung und scheint der typischen Form des Wischnu nachgebildet zu sein. Die zweite, wahrscheinlich Rudra, erscheint viel bewegter und stelzer; in der Hand hält sie ein Schwert. Die Eckzähne dieser Figur treten über die Lippenränder hervor, und die Oberlippe ist mit einem großen Schnurrbart geschmückt; die Nase ist gekrümmt; die großen Augen schauen wild und grausam aus. Zwischen den stark geschweiften Brauen steht Rudra's drittes Auge, von welchem das Feuer ausgeht, das einst die Schöpfung zerstören wird. Um die ganze Büste windet sich eine Schlange, deren Kopf gegen Siwa gerichtet ist und von diesem gleichsam Befehle zu erwarten scheint. Rudra's Haupt bedeckt ebenfalls eine Mitra; ein Kranz von Todtenköpfen umgibt diese Tiara, welche außerdem noch mit Blättern von Nergundi und Hilla, dem Siwa heiligen Pflanzen, geschmückt ist.

Die Seitenwände der Grotte von Elephanta waren einst auch, namentlich zwischen den ersten Wandpfeilern, mit Skulpturen geschmückt; doch sind diese im Lauf der Zeit verstümmelt oder gänzlich zerstört worden. Die Hinterwand dagegen, am südlichen Ende, zeigt uns die alten indischen Bildwerke noch in ziemlich guter Erhaltung und läßt uns die Großartigkeit ahnen, welche der Eindruck des Tempels hervorbringen mußte, als noch Alles in ihm unversehrt dastand.

Am Zugange nach dem östlichen Hofe entwickelt sich zunächst ein sehr figurenreiches Bild vor unseren Augen. Es soll den Raub des Kailassa, Siwa's Himmel, durch Ravana, König von Ceylon, darstellen. Nach Anderen ist hier der Kampf versinnbildlicht, welchen der arische Kultus bestehen mußte, ehe er die einheimische Urreligion der Inder überwand. Siwa, den seine Gemahlin Parvati von Ravana's Vorhaben in Kenntniß setzte, sperrte diesen in einen Berg ein. Ravana's Haupt ist in einer melonenartigen Frucht verschwunden, die vielleicht den Berg darstellen soll, in den er eingesperrt wurde. Als Zeichen seiner Riesenkraft ist er mit sechs Armen versehen. 10,000 Jahre ward er gefangen gehalten und in dieser Zeit von seinem Großvater Palarti, einem Sohne Brahma's, in der Siwareligion unterrichtet.

Die Melonenfrucht wiederholt sich auf dem Haupte verschiedener Figuren und läßt, außer der oben erwähnten, mehrere Deutungen zu. So soll darin die Göttin Sackti, gleichsam wie in einem Ei, gelegen haben, bis Nandu, der heilige Stier Siwa's, aus seinen gewaltigen Nüstern ihr Leben einblies.

Unter den anderen Bildern, welche den nördlichen Raum vom östlichen Hofe an bis zum Altare des Trimurti einnehmen, ist eines besonders merkwürdig. Es stellt Siwa zugleich als Gott und als Göttin dar. Die rechte Seite seiner Tiara ist mit Siwa's Halbmond, die linke mit weiblichen Schmuckgegenständen geziert. Als untergeordnete Gottheiten erscheinen auf dem Bilde: Indra, auf einem Elephanten; Brahma, auf seinem Lotusthrone von fünf Schwänen gezogen, und Wischnu. Siwa selbst stützt sich auf seinen heiligen Stier Nandu.

Damit der Leser einen deutlichen Begriff von den eigenthümlichen, der indischen Götterlehre entlehnten Bildern der Grotte von Elephanta erhalte, theilen wir das interessante Bild mit, welches die Hochzeit Siwa's und Parvati's darstellt. Es ist in dem Gange angebracht, welcher nach dem westlichen Hofe hin mündet. Siwa ist mit der oft erwähnten Tiara dargestellt; Ruhe und Milde sprechen aus seinem Antlitz. Die Braut Parvati ist nur mit einem einfachen Lendenschurze bekleidet; ihr ganzes Wesen drückt Verschämtheit aus, und eine Sklavin bemüht sich, sie an Siwa hinanzudrängen. Andere Sklavinnen tragen Spiegel, Krüge und andere Sachen, deren man bei der Hochzeit bedurfte. Ueber den Häuptern des Brautpaares schweben Boten und Botinnen der Götter, und die Unterwelt ist durch knieende zwerghafte Gestalten vertreten.

Die Stadt Tien tsin in Nordchina.

Diese, in neuester Zeit oft genannte Stadt in der nordchinesischen Provinz Pe tschi li bildet den Hafenplatz für die große Hauptstadt Peking und ist selber ein volkreicher Ort, der mehrere hunderttausend Einwohner zählt. Etwa in der Mitte von Tien tsin macht der Peïhofluß, der sich weiter unterhalb ins Gelbe Meer ergießt, eine Biegung, und in dieser mündet der Große Kaiserkanal. Beide Gewässer bilden einen geräumigen Hafen, der immer mit einer großen Anzahl von Schiffen aus den mittleren Provinzen gefüllt ist. Der Kanal durchzieht bekanntlich einen großen Theil des Blumenreiches der Mitte; er beginnt bei Hang tschëu, der Hauptstadt der Provinz Tsche kiang, südlich von Schang haï, geht durch die volkreichen Provinzen Kiang su, Schan tung und Pe tschi li und vereinigt sich in Tien tsin mit dem Peïho, von wo ein anderer Kanal bis Tung tschen in der Nähe von Peking führt.

Als Endpunkt einer so wichtigen Wasserstraße ist Tien tsin von großer Bedeutung geworden, aber ein Reisender, Poussielgue, der sich 1861 längere Zeit in derselben aufhielt, fand sie, trotz ihrer halben Million Einwohner, doch nicht in Blüthe. Die Straßen sind breiter und nicht so unsauber, wie in den südchinesischen Städten, aber die zumeist niedrigen Häuser sehen verfallen aus. Doch sind einige Yamuns in gutem Zustande. Mit diesem Namen bezeichnet man in China einen Complex von Pavillons, Kiosken, Wohngebäuden, Höfen und Gärten, die allesammt innerhalb einer Umfassungsmauer liegen und von vornehmen Leuten bewohnt werden; wir können einen solchen Yamun füglich als Palast bezeichnen.

Die Yamuns in Tien tsin stehen zumeist am Ufer des Stromes. An demselben erhebt sich auch eine offenbar sehr alte Pagode, der sogenannte Tempel der Höllenstrafen, der in einer ganz wunderlichen Art und Weise verziert ist.

Beim Eintritte sieht man eine Reihe von hölzernen Statuen, die bemalt und vergoldet sind und ungefähr die natürliche Menschengröße haben. An ihnen werden die Höllenstrafen versinnlicht, welche des Sünders für die hienieden verübten Unthaten harren. Eine Gruppe stellt eine Landschaft dar. Ein hoher Felsen ist über und über mit eisernen Spitzen wie bespickt; von oben werden kleine Menschengestalten herab geworfen, die während des Falles an den Eisenspitzen hängen bleiben und von den-

Der Weg zum Himmel, nach chinesischer Vorstellung.

selben in Stücke zerrissen werden. Das ist die Strafe für die Ehrgeizigen und Hoffährtigen.

Die zweite Gruppe stellt einen nackten Menschen dar, den man der Länge nach auf ein kastenartiges Gerüst gelegt hat. Er wird von zwei Henkern vermittelst einer großen Säge und gleichfalls der Länge nach auseinander geschnitten. Er erleidet die Höllenstrafe für Vatermord.

Eine dritte Gruppe zeigt eine unbekleidete Frau, die an einer Art von Galgen befestigt ist. Die Henker reißen ihr die Eingeweide heraus und thun statt derselben glühende Kohlen hinein. Dann wird der Bauch zugenäht. Die Frau erleidet diese Strafe dafür, daß sie ihrem Manne nicht treu war.

Weiter sieht man einen Menschen, welchem die Zunge durchstochen wird; er war in diesem Leben ein Lügner und trieb Mißbrauch mit seiner Zunge. Eine Frau wird in siedendes Oel getaucht; sie war eine Giftmischerin. Ein Mandarin liegt inmitten von zwei Mühlsteinen, die vermittelst einer Balkenvorrichtung von zwei Männern auf ihm herumgetrieben werden und ihn zerquetschen. Eine Meute gieriger Hunde leckt das Blut und frißt die zuckenden Glieder. Dieser Beamte war ein Brandstifter.

Bei der letzten Gruppe findet man eine sinnreiche Vorrichtung. Auf einem Brette, das sich wagrecht bewegt, wird ein armer Sünder durch ein auf- und absteigendes Messer regelmäßig nach allen Vorschriften des Abschlachtens in Stücke geschnitten; er war ein Straßenräuber.

Alle diese Gestalten kommen dem Europäer wie Marionetten vor, machen aber trotzdem einen unheimlichen, peinlichen Eindruck. Manche sind recht hübsch gearbeitet. Die chinesischen Bonzen haben sich die Höllenstrafen etwa in derselben gräulichen und abscheulichen Weise ausgemalt, wie weiland bei uns in Deutschland der Kapuzinerpater Martin von Cochem, der in seinem Buche „Von den letzten Dingen" das jüngste Gericht, nach den Grundzügen der Apokalypse, ganz entsetzlich schildert. Die Verdammten stürzt er in den Abgrund, während viele hunderttausend Blitze und Donner mit ungeheurem Krachen aus den Wolken schießen und alle Menschen und Teufel, die unglaublichen Schrecken und unbeschreibliche Qualen empfinden, zu Boden schlagen. Der Erdboden öffnet sich und zeigt einen ungeheuren Schlund, der alle hunderttausend Millionen Menschen und Teufel ganz „erschröcklich" und ohne alle Barmherzigkeit verschluckt. „Diese ungeheure höllische Verschluckung wird also grausam und entsetzlich sein, daß Alles, was erschröcklich kann gedacht werden, mit ihr nicht zu vergleichen ist. Denn sobald die Erde mit einem allergrausamsten Knall unter ihren Füßen brechen wird, werden alle und jede Menschen und Teufel vor Schrecken einen so ungeheuren Schrei thun, der bis an das Ende der Welt wird gehört werden. In solchem Schrei werden sie so gewaltig anfangen hinunterzufallen, als wenn alle Berge der Erde mit ungeheurem Krachen und Geräusch hinunterstürzten. Ach! Gedenke, was dies für ein unerhörtes Fallen sein wird, wenn so viele hunderttausend Millionen Menschen und Teufel in einem einzigen ungeheuren Falle 900 Meilen, denn so weit ist es in den Abgrund der Hölle, plötzlich herabschießen und drüber und drunter fallen werden."

Wir geben diese Stelle, um zu zeigen, daß ein Kapuziner im 18. Jahrhundert, im Rheinland, von den Höllenstrafen, die er sich ausgesonnen, etwa ähnliche ungeheuerliche Vorstellungen gehabt hat, wie die chinesischen Bonzen, nach deren Angaben die Höllenstrafenbilder in der alten Pagode zu Tien tsin verfertigt worden sind. Pater Cochems „Von den letzten Dingen" hat übrigens im Jahre des Herrn 1838 die 23. Auflage erlebt und findet demnach auch in unserem Jahrhundert noch gläubige Leser.

Unsere Abbildung zeigt aus demselben Bonzentempel eine große landschaftliche Darstellung, die in Holz geschnitzt ist. Sie stellt den Weg zum künftigen Leben dar. Eine Menge Figuren wandelt auf dem Pfade, welcher ins Paradies führt. Vor der Eingangsthür steht der Pförtner des Himmels, eine Art von chinesischem Petrus; er hat einen gewaltigen weißen Bart. Die Guten läßt er ein, die Sünder weist er ab. Diese Letzteren gerathen darüber in Verzweiflung und stürzen sich in einen Abgrund, in welchem die Teufel und höllischen Geister bereits ihrer Opfer harren.

Vor der Thür des Tempels sitzt ein Bonze bei einem Sammelbecken und schlägt auf ein Tamtam; er will damit den Leuten sagen, daß sie dem Tempel eine Geldbeisteuer spenden möchten; aber der Chinese gibt auf die Bonzen nicht viel und öffnet selbst für Pagodenzwecke die Börse nicht gern.

Um wieder auf die Stadt Tien tsin zurückzukommen, so redet das Volk dort eine andere Mundart, als in Schang hai oder in den Südprovinzen. Auch trägt das ganze Wesen ein anderes Gepräge; Trachten, Sitten und Gebräuche sind vielfach anders, als dort. Die Umgegend ist fruchtbar und vortrefflich bebaut; auch fehlt es auf dem Markte nie an Fischen und Wildpret.

Der Reisende, dessen wir oben erwähnten, erzählt einige charakteristische Züge. Als er eines Tages über den Markt ging, hörte er zufällig, daß sein Koch, Ky tsin, ein ächter Chinese nach altem Schlage, eine sehr hübsche Gemüsehändlerin entsetzlich auszankte. Auf die Gegenvorstellungen des Europäers entgegnete er: „Die Frauen taugen nichts, sind zu nichts nütze; Bambu, Bambu ist das Beste für sie." Er meinte — Stockprügel. Es ist gewiß ein sehr schlimmer Zug an den Chinesen, daß bei ihnen die Frauen so gering geachtet werden. Diese untergeordnete Stellung des weiblichen Geschlechts blieb sicherlich nicht ohne Einfluß auf die allgemeine Entsittlichung und Zerrüttung, von welcher das große Reich heimgesucht wird.

Als eine entsetzliche Plage in Tien tsin erscheinen die vielen Bettler, deren Zudringlichkeit keine Grenzen kennt.

Die Stadt hat viel durch die Ueberschwemmungen des Hoang ho gelitten. Der gewaltige Strom brach 1857 in den Großen Kanal ein, verschlämmte denselben auf weite Strecken hin, und die Schifffahrt wurde unterbrochen. Die ungünstigen Zeitläufte, Rebellion und Krieg mit den Europäern, verhinderten die nöthigen Arbeiten. Dadurch hat sich der Handel von Tien tsin sehr verringert. Die Umgegend liefert nur Salz und einige Landesprodukte; aus dem Süden kommen getrocknete Früchte, Zucker, Glaswaaren, Kamelot, Wolle, Opium; aus der Mandschurei bringt man Bohnen und Bohnenkuchen. Der Absatz europäischer Fabrikate ist immer noch gering.

„Niemals", sagt der Reisende, „habe ich ein schmutzigeres und kläglicheres Volk gesehen, als in den Vorstädten von Tien tsin; ich fand nur Sittenverderbniß, Elend und böse Krankheiten; Hunger und Kummer überall; ich sah, daß man todte Katzen verzehrte. Anstand und Zartgefühl sind unbekannte Dinge. Ich sah auch, daß ein Gassenfeger einen sterbenden Bettler auf seine Schultern warf und hinaus aufs Feld trug, wo er dann starb und von Geiern und Raben verzehrt wurde. Und die Chinesen bezeichnen Tien tsin als einen „Himmelsort!"

Die Moore Ostfrieslands.

Von **Hermann Meier** in Emden.*)

I.

Ueber die Entstehung der Moore. — Menschengerippe aus sehr alter Zeit. — Bäume in der Tiefe. — Das Hochmoor. — Wie der Torfboden sich bildet. — Wachsen des Moores. — Der Pflanzenwuchs. — Die Urbarmachung und die Kolonien.

Mehr als ein Viertel Ostfrieslands ist — Moor! Dasselbe bildet indeß kein zusammenhängendes Ganze, sondern besteht aus 19 Theilen, die wir vorzüglich in der Mitte und in den südlicheren Gegenden des Landes finden. Dieser Boden wird an vielen Stellen von Sandstrecken durchzogen, wie er anderwärts wieder in den Niederungen des höhern Sandbodens sich eine Heimath gesucht hat.

Wer Gegensätze liebt, reise von der reichen, üppigen Marsch auf das traurige und öde Moor. Während man dort sich an dem fleißigen Treiben munterer Arbeiter freute, das fette Vieh und muthige Pferde auf der Weide grasen fand, goldene Saaten und Kornfelder das Auge entzückten, findet man hier nur vereinzelte Arbeiter, so melancholisch und traurig, wie der Boden ist, den sie bearbeiten, kleine Schafe mit haariger Wolle und düsteres Haidekraut. Die Lerche und die vielen anderen Singvögel der Marsch fehlen ganz, nur der klagende Laut des einsamen Moorhuhns trifft zuweilen des Wanderers Ohr. Weit und breit kein Baum, kein Strauch, außer der Haide nur blasse Binsen und Gräser, grünes Moos und tiefes, unheimliches Schweigen.

Und immerfort zittert und wankt der Boden unter unseren Füßen. Wehe dem Unkundigen, der es wagt, ihn zu betreten. Mit tausend Armen wird er hinabgezogen in die schwarze Tiefe, über ihm schließt sich wieder die trügliche Decke und er ist verschollen, bis ihn vielleicht nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden seine Ur-Urenkel ans Tageslicht fördern und alle Blätter sich mit der wunderlichen Tracht eines im Moor gefundenen Mannes beschäftigen.

Zu verschiedenen Zeiten hat man im Moore menschliche Körper gefunden. Ein Fund im Jahre 1817 war wohl geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Damals stieß man beim Dorfe Friedeburg mitten im Moore in der Tiefe des Sandbodens, sechs Fuß unter der Oberfläche, auf ein menschliches Gerippe. Bekleidung und Lage deuteten auf ein hohes Alterthum. Es befand sich in einer mit Moorboden angefüllten Niederung und wurde von quer über ihm liegenden starken, eichenen Pfählen niedergehalten. Die Bekleidung bestand aus einem groben, härenen, gewalkten und nicht gewebten Tuche, ohne Nähte und Knöpfe, blos mit weiten Armlöchern und einem Halsloche; die Beinkleider waren aus demselben Stoffe gearbeitet und mit einem Riemen zum Zuziehen um den Leib versehen; auch hier fehlten die Knöpfe. Die Schuhe bestanden aus einem Stück Leder ohne Naht oder Sohlen; sie waren aus ungegerbtem, rohem Leder, an dem noch röthliche Kuhhaare zu sehen waren, verfertigt. Diese Schuhe hatten Löcher und Riemen zum Zuziehen; jedem Loch gegenüber war an der Außenseite des Fußes ein ausgeschnittener kleiner Stern, mit einer Rundung umgeben, und diese Sterne standen mit sehr sauber und geschmackvoll ausgeschnittenem Laubwerk in Verbindung; Alles war wohl erhalten und wird noch jetzt in Aurich aufbewahrt.

Nach der Meinung unserer Gelehrten haben die Gebeine dieses alten Friesen wohl mehr als 2000 Jahre hier im vollsten Sinne des Worts eine Ruhestätte gefunden. Nach den mit Zierrathen versehenen Schuhen zu urtheilen, so schließen unsere Gelehrten weiter, war es ein vornehmer Mann. Hielt ihn sein Volk für einen Zauberer, welchen die alten Friesen, um sicher zu sein, daß er ihnen nicht nach seinem Tode erscheine, in diesem Moore versenkten und mit schweren Pfählen überdeckten? Da das Gerippe auf dem Sand gefunden wurde, so wird daraus geschlossen, daß der Körper schon vor Entstehung des Hochmoores dahin gelegt wurde. Das Gewand ohne Naht und Knöpfe und die Schuhe ohne Sohlen und ohne irgend welche Naht beweisen jedenfalls ein hohes Alterthum. Man hat in unseren Mooren schon vielfach Schuhe aufgefunden, welche von sehr hohem Alter waren und nach ihrer außerordentlichen Größe einem sehr großen Menschengeschlechte angehörten; aber diese alle hatten doch schon grobe und starke Sohlen mit einem Rand, die mit Riemen an das Oberleder befestigt waren; jene 1817 aufgefundenen Schuhe waren aber, wie gesagt, ohne besondere Sohlen.

Sehr häufig findet man Bäume im Moor. Einige liegen 10 bis 12 Fuß tief, abgebrochen oder abgebrannt, andere liegen mit der Wurzel da. Gewöhnlich zeigen sie mit dem Gipfel nach Südost; vielleicht hat ein heftiger Nordweststurm sie entwurzelt und umgeworfen. Ihr Holz ist auswendig fast schwarz, inwendig dunkelbraun, ungemein hart und wird von den Bewohnern des Moors gern zu Pfählen, Latten ꝛc. benutzt, weil es viel dauerhafter ist, als anderes Holz. Es brennt so leicht und hell, daß man es als Fackeln oder zerschnitten früher als Licht bei den häuslichen Arbeiten benutzte. Der Vermoderungsprozeß verwandelte die Rindenzellen oberflächlich in Humus, das Harz sickerte zusammen und schützte die tieferen Holzgewebe. Auf diese Weise ist ungeachtet der feuchten Lage im Torf die Brennbarkeit des Holzes in so starkem Grade erhöht worden.

Wie aber sind jene Bäume in das Moor gerathen? Diese Frage hat zu einer ganzen Reihe abenteuerlicher Hypothesen Veranlassung gegeben. Die folgende ist vielleicht eine richtige: Der Urboden des Moores war, vor dessen Entstehung, mit Waldung bedeckt. Das Moor bildete sich, die Bäume starben nach und nach ab, sie faulten unten, ein Nordweststurm warf sie um. Einige wenige sind vielleicht von den Menschen umgehauen worden und liegen geblieben. Die meisten vermoderten, nur wenige wurden vom Moor umhüllt, vor Fäulniß bewahrt und kommen jetzt wieder als lautredende Zeugen einer längst verschwundenen Periode an die Oberfläche.

Auch ist ja hinreichend bekannt, daß die Römer es nie unterließen, die Wälder, welche ihren Feinden einen sichern Zufluchtsort boten, zu vernichten. Doch werden unsere Ahnherren an der Küste damals wohl kaum Wälder besessen haben, denn Plinius, der jene aus eigener Anschauung gekannt haben will (Naturgeschichte I, 16), sagt: „Den Schlamm ihrer Sümpfe formen sie mit den Händen und lassen ihn dann unter dem trüben Himmel vom Winde trocknen. Mit dem Brande dieser Erde kochen

*) Ueber die Küsten Ostfrieslands und deren Bewohner haben wir Globus V, S. 343 und 367 Schilderungen mitgetheilt.

sie ihre Speisen und erwärmen die vom Eis des Nordens starrenden Glieder." Also schon damals bediente man sich des Torfes. Hätten die Leute Wälder gehabt, sie würden gewiß zum edlern Holz gegriffen haben.

Man unterscheidet das eigentliche Moor in Hochmoor und Leegmoor. Ersteres ist wüstes, sumpfiges Land und umfaßt jene großen Torflager, welche bald in geringer Höhe, bald in Schichten bis zu 20 Fuß und mehr den Urboden bedecken und hier von Sandrücken durchzogen sind, dort in ununterbrochener Fläche zusammenhängen. Man nennt ihn Hochmoor, weil er gewöhnlich höher ist, als der umliegende feste Boden. Leegmoor ist der abgegrabene mit ½ bis 1½ Fuß Erde bedeckte noch nicht kultivirte Morast.

Wie ist das Hochmoor entstanden?

Bei Beantwortung dieser Frage tritt uns abermals solch ein Heer von Hypothesen entgegen, daß sich unser wirklich ein Grauen bemächtigt.

Bis vor etwa 100 Jahren glaubte man, im Torf eine mineralische Substanz vor sich zu haben. Der Torf war nur eine mit Erdöl und Bergpech oder Schwefel geschwängerte Erde. Bald nachher erkannte man aber, daß dieser vegetabilischen Ursprungs sei. Aber woher stammen diese Pflanzen und wie wurden sie in Torf verwandelt?

Die Sündfluth erzeugte den Torf oder andere Naturrevolutionen schufen ihn! Nein, er ist ein Produkt abgestorbener Wälder. Gott bewahre! Als das Meer zurückwich, blieben viele Seegewächse auf der feuchten Erde zurück, diese vermoderten, und das Moor war da. Unsinn! Der Torf ist ein Gewächs, welches in und unter stillstehendem, sumpfigem Wasser blüht und grünt, vom Schöpfer einzig und allein zum Brennen bestimmt. Lächerlich! Die Moräste sind aus nördlichen Gegenden durch hohe Wasserfluthen hieher geschwemmt und haben sich hier niedergelassen. Einfältige Deutung! Als der Herr Himmel und Erde machte, da gingen auch die Moore aus seiner Hand hervor! —

Wir glauben hiermit hinreichend dargethan zu haben, daß es an Versuchen zur Erklärungen der Moorbildungen nicht fehlt. Ganz oder theilweise falsch sind sie alle, die letztangeführte ist die bequemste. Wir wollen es uns etwas schwerer machen, dadurch, daß wir näher auf die Sache eingehen.

Der Urgrund der Moräste war vor deren Entstehen weder See noch Sumpf, denn wie hätten dann die so eben erwähnten Bäume dort wachsen können, sondern nur von flacher, feuchter Beschaffenheit. Unmerklich nach der Seeseite sich senkend, war die Oberfläche leicht wellenförmig. Seine Feuchtigkeit beförderte die Vegetation um so mehr, da der benachbarte Sandboden wenig fruchtbar war. Gras und Blumen wuchsen hier üppiger, Wurzeln und Laub vermehrten sich schneller und bedeckten bald den Boden. Denn in allen Zonen, mit Ausnahme der arktischen, ist feuchter Boden am fruchtbarsten. Das Regenwasser drang nicht so leicht in den lockern Sand, und sein Abfließen stieß auf mancherlei Hindernisse. Das dichte Laub verwehrte den Sonnenstrahlen, die Erde zu küssen. Jährlich starben tausende von Pflanzen ab, das Laub der Bäume bedeckte die Erde, Säure bildete sich in nicht geringem Maße, es bildete sich die Torf- oder Moorerde, im Meeresgrund wie auf den Bergen.

Aber dasselbe wiederholt sich ja alljährlich in allen unseren Wäldern, warum bildet sich denn da kein Torfboden? Die Torferde gleicht in der Regel vollständig der Gewächserde der Wälder, jedoch mit dem Unterschiede, daß diese völlig verwest und in wirkliche Erde aufgelöst ist, bei jener aber der Verwesungsprozeß durch irgend eine Kraft aufgehalten wurde. Durch welche Kräfte? Die Frage mag eine gelehrtere Feder beantworten; alle die uns bekannten Deutungen sind so sehr von einander abweichend, theils so unwahrscheinlich, theils so abenteuerlich, daß wir es vorziehen, die Beantwortung dieser Frage hier offen zu lassen.

Die Moore wuchsen höher und höher, verbreiteten sich immer weiter, wenn auch sehr langsam, und so entstand das Hochmoor. Daß solches schon vor 2000 Jahren in der Bildung begriffen gewesen, haben wir oben bereits durch Plinius dargethan. Heut zu Tage läßt sich die Entstehungsweise neuer kleiner Moore unwiderleglich nachweisen. Sie erwachsen aus dem Vorhandensein aufgestauter Feuchtigkeit in den Niederungen des nicht ganz sterilen Haideterrains; dadurch entstehen schwammige Sümpfe, die, wenn sie nicht in Kultur genommen werden, sich noch immer durch neues Aufwachsen vergrößern. War, um ein solches Bild zu gebrauchen, das Auftreten von Sumpfpflanzen, Moorpflanzen, vorzüglich Sumpfmoosen, Anfangs Symptom, so ist es jetzt zur Krankheit selbst geworden. Anfangs bildeten sich die Sumpfpflanzen, namentlich die Moose, wegen des Vorhandenseins stauender Feuchtigkeit, jetzt halten sie die Feuchtigkeit vermöge ihres Baus, ihrer innern Beschaffenheit an; wurden sie Anfangs durch den Sumpf gebildet, jetzt bilden und erhalten sie den Sumpf.

Dem bloßen Augenschein nach ist die Oberfläche des Hochmoores völlig wagrecht; läßt doch der halbflüssige Zustand, in den der Torf schon durch mäßige Regengüsse versetzt wird, erwarten, daß die Wölbung des Moores dem des Wasserspiegels gleiche. Damit steht allerdings die Ansicht der Anwohner der Hochmoore im Widerspruche; ihnen erscheint das Moor wie ein Hügel, dessen sanfte, abgedachte Wölbung deutlich zu erkennen sei. Im Moor findet man viele Seen oder „Meere", wie der Ostfriese sie zu nennen pflegt, die ihr Dasein dem sich ansammelnden Wasser, welchem der Zufluß ganz oder sehr gehemmt ist, verdanken. Das Gefälle dieser Seen nach verschiedenen unveränderten Richtungen gewährt eine deutliche Vorstellung von der Abdachung des Bodens gegen den Rand des Torflagers. Grisebach (Ueber die Bildung des Torfs in den Emsmooren 1846) sah entfernte Gegegenstände weit früher unter den Horizont treten, als die Krümmung der Erde solches zuläßt. Als derselbe in der Nähe des großen Papenburger Moores sich zwischen den beiden Endpunkten der durch den Rücken des Moores unterbrochenen Gesichtslinie befand, erblickte er vom aschendorfer Thurm nur die Spitze, und die Windmühle, welche auf dem Torfgrunde selbst stand, entsank seinen Blicken ganz.

Diese und ähnliche Beobachtungen und Thatsachen stellen das Grundphänomen der Hochmoore fest. Sie bilden gewöhnlich convexe Kuppen, welche nur an den Rändern sich bedeutend abzudachen scheinen. Wenn eine schwach vertiefte Mulde durch die Vegetation geselliger Pflanzen sich nach und nach mit Torf ausfüllt, so wird das Moor zuerst wagrecht liegen; ist die Mulde mit Torf ausgefüllt, so nimmt die Oberfläche die Gestalt eines Uhrglases an und weicht nur durch eine peripherische Senkung vom frühern horizontalen Niveau ab. Bald aber erreicht die Erhöhung des Bodens ihre letzte Grenze, er senkt sich in der Mitte. Diese letzte Grenze haben unsere Moore längst erreicht.

Noch täglich wächst das Moor, und da Wälder fehlen, so müssen andere Ursachen da sein, die jene Wirkung erzeugen. Es sind einige wenige Pflanzen, die mit Hülfe des Wassers und der Luft solches erreichen. Die ersten Gewächse, die sich z. B. in einer ausgestochenen Torfgrube, einer „Kuhle", ansammeln, sind Kryptogamen, viele Arten von Konferven, Ulven und Wasseralgen. Diese bilden oben auf dem Wasser einen grauen Schleim, dauern nur kurz, höchstens ein Jahr, vermehren sich stark, sterben alsdann, sinken zu Boden und bilden die erste Moderlage. Zu gleicher Zeit mit ihnen oder später siedeln sich verschiedene andere Pflanzen an, die aber vom Wasser zu rasch aufgelöst werden, als daß sie Torf bilden könnten; sie helfen den Moder vermehren.

Das frühere Gewässer ist nun bereits ein breiartiger Sumpf geworden. Die jetzt erscheinenden Pflanzen sind torfbildende, und da zeichnet sich denn Sphagnum (Torfmoos) vor allen anderen aus.

Dieses Moos ist für die Bildung des Moores von ungemeiner Wichtigkeit, indem es durch seine langen Stengel, durch sein schaarenweises, dichtgedrängtes Vorkommen den Moder bald in eine kompaktere Masse umwandelt. Jahr um Jahr wird es im Winter dahingestreckt, um im Frühling auf immer festerem Boden seine Ostern zu feiern. Man findet es aber nur auf den schwammigeren, feuchteren Strecken; sobald es mit Hülfe des gelben Narthecium, des Wollgrases, einiger Riedgräser, der Moosbeere, der Erica und des Porstes einen festen, trocknern Boden erzeugt hat, muß es sein Revier der Haide überlassen. So kommen das Torfmoos und die Haide zugleich auf derselben Oertlichkeit in gleicher Menge vor, eine derselben ist meistens die vorwiegende, vorherrschende, die anderen theilweise oder ganz ausschließend. Beide bezeichnen gewissermaßen zwei verschiedene Vegetationsreiche des Moores, deren jedes außer ihnen noch einige wenige charakteristische Pflanzenarten aufzuweisen hat, wenn auch viele andere beiden gemeinschaftlich sind. Das Gebiet des Torfmooses ist ärmer als das der Haide.*)

Diese unten namhaft gemachten Pflanzen haben in Verbindung mit einigen anderen die Sorge für die Bildung der Moore übernommen; wie viele Jahrtausende aber mögen erforderlich gewesen sein, solche gewaltige Lager zu erzeugen, da während eines Menschenlebens kaum eine zwei bis drei Fuß dicke Schicht des allerlockersten Torfgewebes entsteht? Mit Recht darf man daher die Fragmente von Wurzelfasern, Stämmen oder Zellengruppen als Runen bezeichnen, welche die Geschichte des Torfs für späte Zeiten aufbewahren.

Weite, weite Strecken des Hochmoores liegen noch im jungfräulichen Zustande und harren ihrer Dienstbarmachung für die Menschheit entgegen.

Hin und wieder findet man auf dem Hochmoor zerstreut liegende Häuser und Hütten; auch wenige Kolonien, die aus einigen oder mehreren zusammengehörenden Häusern bestehen. Wenige der Bewohner kommen auf einen grünen Zweig. Wenn auch die Regierung ihnen den wüsten Boden Anfangs gegen eine sehr mäßige Grundpacht überläßt, so kommen doch gar bald der Abgaben mancherlei, die dem Kolonisten „die Butter vom Brote halten". Die Familie nimmt zu, die Nahrungssorgen werden drückender; was nur irgend Geldeswerth hat, wird verkauft, um die Abgaben zu entrichten und um nicht auf die Landstraße gesetzt zu werden. Die Hütte verfällt, der zu bebauende Boden wird vernachlässigt, die halbnackten Kinder werden auf Bettelei ausgeschickt, der Vater geht auf Taglohn, Noth und Mangel grinsen von Neujahr bis Sylvester an seiner Schwelle, bis er endlich einen leichtern Erwerb sich sucht — Raub und Diebstahl. Auf diese Weise haben wir hier ein ganzes Heer Verbrecher erzogen, die unter anderen Umständen ein Segen des Landes hätten werden können.

Im Jahre 1765 erließ Friedrich II. von Preußen, zu welchem Lande damals Ostfriesland gehörte, ein sogenanntes Urbarmachungs-Edikt, kraft dessen die Moräste, deren Eigenthum Niemand nachweisen konnte, dem Domanium angehören sollten, so jedoch, daß den angrenzenden Heerdbesitzern je vier Moordiemat zugewiesen werde. Früher hatte jeder Eigenthümer eines Heerdes den angrenzenden Morast als sein Eigenthum betrachtet, und zwar so weit in der Breite, als sein Land daranstieß, so weit in der Länge, bis er von einem gegenüberwohnenden Heerdbesitzer abgeschnitten wurde. Ein langer Streit zwischen Fürst und Volk führte zu keinem Resultat.

Es wurde nun der Versuch gemacht, im Moore Kolonien anzulegen. Dieser gelang, aber wie? Jeder sich Anbauende erhielt 100 Ruthen Moor oder Haidefeld unentgeldlich, genoß sechs Freijahre, in welchen er von allen landesherrlichen, 15, in denen er von allen provinziellen Abgaben frei war, und bekam, wenn er im Stande war, ein Haus zu 100 bis 150 Thaler zu bauen, ein Viertel dieser Summe als Prämie, außerdem wurde noch Werbe- und Gewissensfreiheit versprochen. Das lockte. Außer wenigen ehrlichen Leuten fand sich eine Menge Gesindels ein, aber nur Wenige waren im Stande, sich ein Haus zu bauen und die verheißene Prämie zu erwerben. Elende Hütten von Torf und Rasen, halb in, halb über der Erde, mit einem erbärmlichen Strohdach, kaum einige Schritte im Quadrat, zu schlecht für einen Viehstall, entstiegen dem Boden, in welchem sich die halbnackten Kolonisten behelfen konnten, so lange die Freijahre dauerten. Aber nun kamen die Abgaben, 10 bis 15 Groschen fürs Diemat, und nur äußerst Wenige waren im Stande, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Was in den Freijahren nicht beschafft wurde, fiel jetzt ins Bereich des Unmöglichen. Man mußte ringen und sich mühen, um nur das tägliche Brod (Kartoffeln und Buchweizen) verdienen zu können; Viele machten es sich bequemer, und verschiedene Moordistrikte wurden mit Recht so verrufen, daß bei Abend oder gar bei Nacht kein Wanderer es wagte, dieselben zu passiren.

Kirche und Schule waren fern; ohne Unterricht, das schlechte Beispiel der Eltern stündlich vor Augen, wuchs die meistens zahlreiche Nachkommenschaft heran und übertraf häufig an Sittenlosigkeit und Verkommenheit die erste Generation. So sind die Kolonien zu Eiterbeulen des Landes, zu ergiebigen Pflanzstätten des Verbrechens geworden. Ein großer Theil der Bevölkerung wurde als Vagabund geboren und starb als Vagabund.

Daß übrigens bei ausdauerndem Fleiß dem Boden wohl etwas abzugewinnen ist, zeigen die Buchweizen- und Kornfelder fleißiger Nachbarn; wo aber die Väter in Faulheit und Armuth verkommen sind, da ist von den Kindern in den seltensten Fällen etwas Gutes zu erwarten, unmöglich fast aber ist es dort, wo die ganze Umgebung nur von jenen gebildet wird.

Wenn auch dieses traurige Bild im Laufe der Zeit viel Schatten verloren hat, so ist doch noch so viel zurück geblieben, daß in einigen Gegenden unseres Moores das eben Gesagte noch Wort für Wort auf die Verhältnisse paßt.

---

*) Das Torfmoos bildet mit einigen anderen Sumpfmoosen (Aulacomnion palustre, Polytrichum gracile, Hypnum aduncum, Jungermannia Taylori) eine Moosdecke, in welcher vorzüglich vegetiren: Erica Tetralix, Narthecium ossifragum in ungeheurer Menge, die Droserne, Eriophorum vaginatum, Andromeda polifolia, Carex ampullacea, C. vulgaris, C. limosa und einige andere, die auch der folgenden Formation angehören.

Außer der herrschenden Calluna vulgaris finden wir auf dem Gebiete der Haide eine größere Anzahl Pflanzen, von denen wir hier nur die vorzüglicheren nennen wollen: Vaccinum vitis Idaea, Salix repens, Rhynchospora alba, Scirpus caespitosus, Hydrocotyle vulgaris, Potentilla Tormentilla, Epilobium angustifolium, Calamagrotis Epigeios, C. Haleriona, Aspidium spinulosum, Ledum palustre, Hieracium umbellatum, Parnassia palustris u. A.

Mittheilungen über Manila.

Von Dr. **H. Birnbaum.**

Betrachtungen über Erdbeben. — Temperatur und Regenzeit. — Der Fluß Pasig. — Der bezauberte See. — Volksleben. — Deutsche Betriebsamkeit.

Diese Mittheilungen bilden eine Fortsetzung der Bemerkungen, welche im fünften Bande dieser Zeitschrift S. 313 abgedruckt worden sind. Das dort zu Grunde gelegte Tagebuch gibt mir auch hier wieder den Hauptanhaltspunkt.

Die Witterungsverhältnisse Manila's sind allerdings ganz anderer Art, als in dem mittlern Europa, aber dennoch gar nicht so extrem, daß man sich nicht bald daran gewöhnen könnte. Klimakrankheiten, welche sich nur auf die Fremden beziehen, kennt man fast gar nicht. Man theilt das Jahr in eine trockne und eine nasse Hälfte. Jene dauert vom Oktober bis April, diese vom Mai bis September. Die Monate Juni und Juli zeichnen sich gewöhnlich durch gewaltige Weststürme aus. Sie herrschten auch vor und nach dem Erdbeben auf eine ganz entsetzliche Weise, und unser Berichterstatter kann sich nur schwer von dem Gedanken losmachen, daß zwischen den Orkanen und Erdbeben ein inniger Causalzusammenhang bestehe. Es ist diese Vermuthung schon vielfach ausgesprochen, aber auch eben so oft bekämpft worden; sie paßt nicht in die Theorie der Vulkane und Erdbeben, welche man jetzt für wahr hält.

Am eifrigsten bekämpft der junge Gelehrte aber die Ansicht Volgers, wonach das Erdbeben wenig oder gar nicht mit den Vulkanen in Verbindung stehen, sondern meistens in unterirdischen Erdstürzen seine Ursache haben soll. Wer das andauernde Zittern, Zucken und Wogen des Erdbodens wirklich mit erlebt habe, meint er, dächte nicht mehr daran, daß „unterirdische Erdstürze" so etwas erzeugen könnten. Nach dieser Erfahrung sei es ihm sehr wahrscheinlich geworden, daß bei diesem gewaltigen Naturereignisse die Elektricität die Hauptursache bilde, denn die convulsivischen Zuckungen, welche zu gleicher Zeit die feste Erdrinde, das Wasser und die Luft betroffen hätten, so wie die unheimliche Schwüle, welche vorher so ermattend auf Menschen, Thiere und Pflanzen eingewirkt habe, könne man kaum anders als mit einem Gewitter in Beziehung und Vergleich bringen.

Für diese Ansicht sprechen auch die Erfahrungen der Gewitterstürme, welche die Seefahrer in den Regionen der Calmen gemacht haben, indeß weiß man doch auch, daß bei dem größten Erdbeben, das die Welt, 1797 in Quito, erlebt hat, die Luft ganz ohne Gewitterwolken, ja sogar heiter gewesen ist, und daß überhaupt die Jahreszeit — es war der 4. Februar — nicht für solche Lufterscheinungen paßte. Cavanilles sagt in seinem denkwürdigen Berichte über dies furchtbare Unglück: „Am 4. Februar 1797, Morgens um 7½ Uhr, als der Gipfel des Tunguragua ungewöhnlich heiter war, bewegten sich die Eingeweide des Gebirges; seine Seiten ertönten, zerrissen durch den Stoß, und ein unabsehbarer Strich Landes schwankte nun wellenförmig vier Minuten hindurch mit solcher Heftigkeit, daß nie ein größeres Erdbeben gewesen ist, nie ein härterer Unglücksschlag, noch eine schrecklichere Niederlage sich in der Menschen Gedächtniß erhalten hat. Innerhalb eines Augenblicks stürzten eine Menge Städte nieder, — andere, wie Riombamba, Quero, Palileo, Patate, Pillaro, wurden nebst ihren lebenden Einwohnern unter den Trümmern der Berge verschüttet, andere in den Landschaften Hombato, Latalunga, Guaranda, Riobamba, Alausi wurden von Grund aus umgekehrt, andere durch das Einsinken des Erdbodens und durch den Erguß der Flüsse nach umgekehrter Richtung vielfach verwüstet, noch andere endlich auf sonderbare Weise erschüttert, so daß die Thürme und Häuser übergebeugt schwebten. Alles dies verursachte ein solches Unglück, daß an sechzehntausend Menschen bei diesem ersten und den bald nachfolgenden Erdbeben das Leben verloren. Denn um 10 Uhr Morgens und um 4 Uhr Nachmittags bewegte der Boden sich wiederum nach einem entsetzlichen Getöse und bebte dann häufig wieder den ganzen Februar und März hindurch in schwächerer Erschütterung. Allein am 5. April um 2½ Uhr früh Morgens erfolgte aufs Neue ein so heftiger Stoß in den zerstörten Städten, daß, wenn sie nicht schon verwüstet gewesen wären, sie durch diesen gänzlich wären vernichtet worden." Alexander v. Humboldt, der diese Gegend 1801 durchforschte, gibt die Zahl der Menschenopfer sogar auf 40,000 an und bemerkt zugleich, daß nach der Katastrophe eine starke Temperaturerniedrigung Platz gegriffen habe, denn Bouguer habe in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die mittlere Temperatur daselbst 15 bis 16° R. gefunden, und nach seinen Beobachtungen wechsle sie jetzt zwischen 4 bis 10° R.; übrigens sei die Erde an diesem Orte in einem fortwährend bebenden Zustande geblieben, er habe selbst noch einige heftige Stöße verspüren können; ihm wäre es sogar wahrscheinlich, daß der ganze hohe Theil dieser Provinz ein einziger Vulkan sei. Die Messungen Humboldts ergaben auch, daß nach dem Erdbeben der Tunguragua um mehr als 100 Toisen an Höhe eingebüßt habe. Nach Bouguers Ausmessung betrug die Höhe dieses Bergriesen 2650 Toisen, nach Humboldts 2530 Toisen. „Ungeachtet dieser Schrecknisse und Gefahren", rief Humboldt damals aus, „womit die Natur sie rings her umgibt, sind die Einwohner von Quito froh, lebendig und liebenswürdig. Ihre Stadt athmet nur Wollust und Ueppigkeit, und nirgends vielleicht gibt es einen entschiedeneren und allgemeineren Hang, sich zu vergnügen. So kann sich der Mensch gewöhnen, ruhig am Rande eines jähen Abgrundes zu schlafen!" —

Eine ganz ähnliche Erfahrung hat unser Berichterstatter auch in Manila gemacht. Die Bestürzung der Einwohner unmittelbar nach dem Unglück war sehr groß, und die Angst und Sorge erhielt sich auch in den nächst folgenden Tagen, wo immer wieder neue Spuren einer Erderschütterung auftauchten; aber nur einige Wochen später, wo man noch nicht einmal mit dem Wegräumen des Schuttes ganz zu Ende gekommen war, athmete Alles wieder Lust und Freude, und eine Lustbarkeit verdrängte die andere. Er meint, daß überhaupt die üppige Tropennatur das Gemüth des Menschen überwältige und vielmehr zu Genuß und Freude antreibe, als zu ernsten Betrachtungen; seinem deutschen contemplativen Gedankengange habe diese Leichtfertigkeit Anfangs auch wenig zusagen wollen, indeß werde man unvermerkt in das allgemeine Treiben, Denken und Empfinden der Menschen der Art hineingezogen, daß man bald eben so wäre, wie die Uebrigen. Was unser junger Freund hier als seine Erfahrung und Ansicht ausspricht, ist schon eine alt bewahrheitete, und es haben ganz vorzugsweise Herder und Ritter darauf hingewiesen; auch wird dieses Thema in meiner deutschen Bearbeitung der Guyot'schen Grundzüge

der vergleichenden physikalischen Erdkunde ausführlich behandelt.*)

Die Temperatur fällt in Manila nie unter 16° R., steigt aber auch nie über 26° R. Sie entspricht daher unserem deutschen Sommerklima. Das ununterbrochene Sommerwetter und die ewig grüne und üppig thätige Pflanzennatur erweckten in dem jungen Deutschen Anfangs ein Staunen und Bewundern, später erhielt er aber gerade hierdurch auch eine wehmuthsvolle Sehnsucht nach dem heimathlichen Wechsel der Jahreszeiten. Er malte sich die gemüthlichen deutschen Winterabende im Kreise seiner lieben Angehörigen und Freunde mit so reizenden Farben aus, daß ihn sogar ein Gefühl des Heimwehs beschlich. Und wenn er nun gar an die herrlichen Frühlingstage seines theuern Vaterlandes dachte, so hatte er Mühe, seiner tiefgefühlten Wehmuth Herr zu werden. Er wußte sich aber immer wieder empor zu richten und gewöhnte sich zuletzt vortrefflich an alle neuen Verhältnisse.

Die Regenzeit erquickt eigentlich nur die Pflanzennatur, greift aber übrigens wenig störend in das Geschäftsleben der Menschen ein, weil ihr Verlauf sehr regelmäßig ist und daher zweckmäßige Voraussbestimmungen zu machen sind. Ueber Nacht, erzählt unser Berichterstatter, regnets in Manila nie, man hat immer regenfreie, heitere Nächte von durchschnittlich 10 Stunden Länge. Auch geht ziemlich regelmäßig die Sonne wolkenfrei auf, erst gegen 10 Uhr Morgens bewölkt sich der Himmel, und um Mittag beginnt der Regen, welcher dann aber in furchtbarer Menge niederstürzt und vier bis fünf Stunden ununterbrochen andauert. In dieser Tageszeit ruht aller Verkehr außer dem Hause. Von einem ganzen Regentag, oder von einem Tage oder Wochen lang andauernden Regenwetter hat man in Manila gar keine Ahnung. Nach den Regenstunden des Tages sind die Wege sehr rasch wieder zu passiren, denn das Wasser verdunstet und verläuft sich mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit. Nur in den Tagen nach dem Erdbeben war die herrschende Regenzeit sehr lästig, da der Schutt in den Straßen ein Hinderniß des Ablaufens war. Man machte aber die Nächte zu den Arbeitsstunden des Tages und war dann rasch mit der Aufräumung der Straßen fertig.

Der Fluß Pasig, welcher die ganze Insel von Norden nach Süden in zwei ziemlich gleiche Theile scheidet, durchfließt auch Manila und sondert hier den befestigten sogenannten militärischen Theil von dem andern. Jener ist von Wällen und Festungsgräben umgeben, enthält die Paläste des Statthalters und des Erzbischofs, das Arsenal und die Kasernen; er ist eigentlich nur von Spaniern bewohnt und darf nur von Spaniern betreten werden. Dies Hinderniß des Verkehrs erzeugt eine große Oede und Stille des Orts und man erzählt, daß in den Straßen Gras wachse; die Zahl der Einwohner von diesem eigentlichen Manila beträgt nur 10,000. Auf der andern Uferseite des Flusses liegt die bürgerliche Hälfte der Stadt; sie heißt Binondo und zählt 140,000 Einwohner. Hier herrscht ein sehr reger Verkehr, der um so mehr ins Auge fällt, da die Straßen sehr eng sind. Zum Schutz gegen die Sonne sind überall Marquisen ausgespannt, die von den gegenüber liegenden Häusern meistens so weit vortreten, daß sie sich in der Mitte der engen Straßen berühren und dem Wanderer einen angenehmen Schatten gewähren. Die Kirchen in beiden Stadttheilen sind prachtvolle Gebäude; sie haben durch das Erdbeben viel gelitten, aber sie werden den Schaden am ersten verschmerzen können, da sie, wie überhaupt die spanischen Kirchen, sehr reich sind. Man schätzt jetzt den Gesammtschaden, den das Erdbeben veranlaßt haben soll, auf 40 Millionen Dollars, wovon auf die Regierungsgebäude allein 13 Millionen fallen.

Nicht weit von der Stadt liegt der sogenannte bezauberte See, der sein Wasser durch den Pasig erhält. Steile Felsenschichten aus Lavablöcken bilden die äußere kreisförmige Einfassung, überhaupt deutet Alles darauf hin, daß hier der Krater eines früher thätigen Vulkans ist. Im Innern sind die Ufer von einem großartigen Tropenwalde überdeckt, welcher auf die Besucher einen wunderbaren Eindruck macht, durch die feierliche Stille und Einsamkeit, welche dort herrschen. In den hohen Gipfeln dieses kleinen Urwaldes nistet die berühmte helle Waldtaube in ungestörter Ruhe, so daß es aussieht, als wäre das Ganze nur von diesen sanften Geschöpfen in Besitz genommen; bei genauerer Prüfung zeigt sich aber auch noch die Riesenfledermaus als Theilnehmerin an diesem Wundersitze. Die Einwohner Manila's besuchen diesen Ort nicht viel, er ist ihnen zu ernst und liefert zu reichen Stoff für den Aberglauben, worin sie überhaupt noch sehr befangen sind. Für unsern jungen Landsmann besaß indeß dieser See eine starke Anziehung, weil er für die botanischen Studien sich ganz besonders gut eignete. Das Erdbeben mußte auch auf diesen See stark eingewirkt haben, denn es waren nicht blos mehrere Bäume umgestürzt, sondern der Boden zeigte auch Spuren von dem Uebertreten des Wassers.

Unter den Volksbelustigungen nehmen die Hahnenkämpfe unstreitig den ersten Platz ein. Sie sind außerordentlich stark besucht. Unser Berichterstatter ist auch zuweilen Zuschauer gewesen und da fiel ihm ein sehr praktisches Verfahren auf, welches die Männer an der Kasse statt Retourbillets benutzten. Sie drückten nämlich jedem, der auf einige Minuten den Circus verlassen wollte, einen Stempel auf den nackten rechten Arm, der dann nach der Rückkehr wieder weggewischt wurde. Stiergefechte kommen jetzt gar nicht mehr vor und sollen auch früher nur sehr selten gewesen sein. Der Grund liegt wohl darin, daß die Bevölkerung eigentlich aus Malayen besteht und die Spanier nur die Regierung, die Führer des Militärs und der Kirche ausmachen, aber nicht das eigentliche Volk. Auf Musik legt man in Manila viel Gewicht und setzt besonders bei den neu ankommenden Europäern in dieser Hinsicht sehr viel voraus. Man würde nicht für fein gebildet gehalten werden, wenn man gar keine Musik verstände.

Unser junger Gewährsmann ist gegenwärtig in einen mehr selbständigen Geschäftsverkehr getreten. Er hat sich mit einem andern Deutschen zu einem Compagniegeschäft verbunden. Anfangs fabricirten sie Essig, fanden aber nicht viel Absatz, weil sich die Indier ihren Essig und Palmwein selbst bereiten. Dieses aus der Nipa-Palme gewonnene Getränk ist allerdings herzlich schlecht, die Leute sind aber daran gewöhnt und verlangen gar nichts Besseres. Jetzt destilliren jene ein ätherisches Oel, wonach besonders von den pariser Parfümeurs viel Nachfrage ist und das sehr gut bezahlt wird. Es wird aus der Blüthe einer Anonacee, aus einer Familie des Flaschenbaumes, gewonnen, und zwar von einer Unona, welche nur auf den Philippinen ihre Heimath hat. Der Padre Blanco hat in seiner Flora de Filipinas dafür den Namen Unona odoratissima eingeführt. Der Geruch der Essenz ist jenem der Blüthe ganz gleich und in der That ein eben so erfrischender als lieblicher; er kann mit dem der Rose nur in so fern verglichen werden, daß ihn Jedermann gern mag und nie davon übersättigt werden kann. Durch eine geschickte Einrichtung ihrer Destillirapparate erhalten sie sehr nahe an zwei Procent Essenz, eine Ausbeute, wie man sie bisher für unmöglich gehalten hatte. Es lag hierin zugleich ein Lob für die neuesten Fortschritte der technischen Chemie in Deutschland. Sie vereinigten sich nun mit einem reichen deutschen Kaufmann, welcher das nöthige Geld vorstreckte, und verpflichteten sich kontraktlich, ihm alles Oel für einen

*) Grundzüge der vergleichenden physikalischen Erdkunde in ihrer Beziehung zur Geschichte des Menschen. Nach Arnold Guyot's Vorlesungen für Gebildete frei bearbeitet von Dr. Heinrich Birnbaum. Zweite Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. Siehe die Stellen in der 10. Vorlesung S. 203 bis 206.

bestimmten Preis einzuliefern, das sie während eines Jahres produciren könnten. Sie erhielten für das Kilo 200 Dollars und machten sich Hoffnung, in einem Jahre 50 Kilo Essenz zu produciren, so daß Jeder eine reine Einnahme von 2000 Dollars in Aussicht hatte. Der indische Name der Blume ist „Ilang-Ilang" und die Straße, in welcher die jungen Fabrikanten wohnen, heißt eben so, weil hier früher eine Allee von den wohlriechenden Bäumen stand; das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen.

Da sie mit der Fabrikation dieser Essenz Ilang nicht ausreichend beschäftigt sind, so sinnen sie auf noch andere Spekulationen, womit sich rasch Geld verdienen läßt. Sie dachten an eine Indigofärberei, welche dort nur von Chinesen betrieben wird, aber auf eine höchst verschwenderische Weise; diese verschmieren 20 Pfund Indigo dazu, wobei man recht gut mit 1 Pfund ausreichen könnte, aber sie fürchteten, daß sie hier wieder wie bei ihrer Essigfabrikation mit der schwer zu beseitigenden Volkssitte in Kampf gerathen könnten. Dagegen war mit der billigen Herstellung des Kokusnußöls schon eher eine Aussicht vorhanden; denn die Nachfrage nach diesem Oel von Europa aus wächst mit jedem Jahre. Die billige und reichliche Herstellung hatten sie sogleich wieder in ihrer Gewalt, und es kam nun darauf an, wohlfeile Gefäße auszugrübeln, welche auf der andauernd heißen Fahrt gehörig dicht blieben, denn wenn der Verlust an Oel durch das Leckwerden der Fässer nicht den Preis so enorm erhöhte, so wäre die Kokusnußöl-Verwendung in Europa gewiß noch viel ausgebreiteter. Einige englische Handelshäuser haben sich sogar schon vor mehreren Jahren Küper aus Europa kommen lassen, um das Anfertigen der Fässer zu übernehmen, weil die Indianer das nicht gut verstehen; doch Alles war umsonst, denn wenn auch die Fässer in Manila sehr dicht hielten, so zogen sie sich auf der langen heißen Reise ums Kap doch dermaßen auseinander, daß das Oel aus allen Fugen lief. Die jungen Fabrikanten haben nun Hoffnung, dem Uebelstande dadurch abhelfen zu können, daß sie das Holz der Fässer mit der Lösung irgend eines hygroskopischen Salzes durchdringen lassen; ein solches Holz ist viel mehr geneigt, Feuchtigkeit anzunehmen als abzugeben, es kann sich daher durch das einseitige Austrocknen nicht werfen und zusammenziehen. Sie haben eben jetzt einige Versuchsfässer nach Europa gesandt, das Resultat war aber noch nicht bekannt. Die Ausfuhr des Oels geschieht übrigens auf eine Weise, daß es schon ranzig ist, wenn es in die Fässer kommt. Man raspelt die Kerne zu Muß und schüttet dieses in große Mulden mit durchlöcherten Böden, setzt das Ganze der Sonne aus und fängt das durchsickernde Oel in untergestellten Gefäßen auf. Dabei wird verhältnißmäßig nur wenig Oel gewonnen und es wird auch durch die große Verlangsamung des Prozesses ranzig. Unsere deutschen Freunde hoffen mit Hülfe der hydraulischen Presse die ganze Sache wesentlich zu verbessern und neue Gelegenheit zu bekommen, Geld zu verdienen. Denn wer von Europa nach Indien oder seinen Inseln geht, muß oder will rasch zu einem reichen Mann zu werden suchen, um dann später in der Heimath sorgenlos leben zu können.

Eine indische Fürstin.

Nachrichten aus Bombay vom 29. März d. J. enthalten die Nachricht, daß am 6. März in jener Stadt der Maharadscha Dhelip Singh, der vormalige Beherrscher des Pendschâb, aus Europa angekommen sei. Er brachte die Leiche seiner Mutter dorthin, welche letztwillig verordnet hatte, daß man sie auf heimathlichem Boden verbrennen solle. Sie war ihrem ursprünglichen Glauben, dem Nanekismus, treu geblieben, während ihr Sohn zur englischen Hochkirche übergetreten war. Beide lebten seit langer Zeit in London, wo man an Dhelip Singhs Abreise allerlei Gerüchte knüpfte, die einen abenteuerlichen Anstrich haben. Doch an einem Indier und in dem Lande südlich vom Himalaya kann auch das Abenteuerliche nicht überraschen. Es hieß, der Fürst sei in den Glauben seiner Väter zurückgefallen.

Das „Fünfstromland", Pendschâb, ist seit 1849 den Engländern unterworfen; sie eroberten dieses durch den Maharadscha Randschit Singh so mächtig und berühmt gewordene Reich der Sikhs (eigentlich Siech, d. h. Jünger oder Schüler), welche seit Ende des 15. Jahrhunderts eine von Nanek gestiftete, besondere Religionsgemeinschaft bilden. Diese will eine Art von Vermittelung zwischen dem Islam und dem Brahmanismus bilden, denn sie lehrt Einheit und Allgegenwart Gottes und Gleichheit aller Menschen im Himmel, verwirft demnach Götzenbilder und Kastenwesen und verbietet den Genuß sowohl von Kuhfleisch wie von Schweinefleisch. Die verschiedenen Serdars oder Fürsten bildeten zwölf Misal, d. h. Bündnisse, und beriethen über gemeinschaftliche Landesangelegenheiten in der heiligen Stadt Amritsir. Zu Anfang unseres Jahrhunderts gelang es dem Serdar Randschit Singh, die übrigen Fürsten zu unterwerfen und ein Reich zu gründen, das aber mit seinem Tode, 1839, zerfiel. Innere Fehden zerrütteten das Land, und es kennzeichnet die Zustände, daß von 70 Serdars, die in jenem Jahre noch lebten, 1846 nur elf nicht ermordet worden waren. Von Randschits vier Thronfolgern war nicht ein einziger natürlichen Todes gestorben.

Die Serdare waren den Engländern feindlich, und diese beschlossen, das Pendschâb einzuverleiben. An der Spitze stand Dhelip Singh, angeblich (allem Anscheine nach nicht leiblich und wirklich) Sohn des Randschit Singh, dessen Krone er nun trug. Die Engländer ließen ihn am 20. März 1849 seinen letzten großen Durbar (Rathsversammlung der hohen Würdenträger und Räthe) halten. Zum letzten Male war er als Souverain im Königspalaste zu Lahore, um die Urkunde vorlesen zu hören, welche ihm seine Absetzung kund und zu wissen that. Er war fast noch ein Knabe, konnte aber dennoch wohl in den Händen der Mißvergnügten gefährlich werden, und die Sieger brachten ihn deshalb, im Februar 1850, aus Lahore nach Fattighar in das Fort, wo er unter der Obhut eines englischen Arztes erzogen wurde. Man bekehrte ihn, und er ist dann nach England gegangen.

Seine Mutter, die Maharani Schenda Khor, wurde von den Engländern als Jesabel und Messalina des Pendschâb bezeichnet. Sie war 1849 aus der Festung Schenar entflohen und nach Katmandu, der Hauptstadt von Nepâl, gegangen, von wo aus sie Unruhen im Pendschâb zu erregen suchte.

Schenda Khor war, gleich ihrem Sohne Dhelip Singh, nach London gekommen oder geschafft worden, weigerte sich aber standhaft, ihren Sprößling zu sehen und nur widerwillig gab sie Erlaubniß, daß er vor ihr Todtenbett kommen und dort niederknieen durfte. Aber auch dann nahm sie den Schleier nicht von dem Gesichte und

würdigte ihn keines Wortes. Er war ja von der Religion seiner Väter abgefallen und hatte die Lehre Derer angenommen, welche Feinde der Chalsa sind.

Was sind die Chalsa? Jene Sikhs, welche an der ursprünglichen Lehre Naneks festhalten, die Gemeinschaft mit Gott durch beschauliches Leben suchen und der Waffengewalt nicht hold sind, bilden nur noch einen kleinen Bruchtheil des Volkes. Die übrigen dagegen sind Chalsa-Sikhs, d. h. Jünger des Gemeinwesens, und sie halten sich für eine Art von auserwähltem Volke Gottes. Ihr Stifter war der zehnte „Meister", Guru, nach Nanek Govinda, gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Wer unter die Chalsa aufgenommen werden will, muß eine Einweihung, Pakul, mit sich vornehmen lassen. Sie findet gewöhnlich schon in der Jugend statt. Dem Einzuweihenden werden die Füße gewaschen; in das Wasser wird etwas Zucker geworfen, und man rührt es mit einem Dolch um. Unter Aussprechung gewisser religiöser Formeln und mit dem Schwur, daß man Kaste und Seelenwanderung verwerfe, wird es getrunken. Von da an ist der Eingeweihte ein Singh, Löwe, darf weder Bart noch Haupthaar scheeren, sondern trägt das letztere so, daß es einen gewundenen Knoten bildet. Es ist ihm erlaubt, berauschende Getränke zu genießen, aber Tabak zu rauchen ist verboten. Er soll Waffen zur Vertheidigung seines Glaubens führen, und zum Zeichen, daß er ein kampfbereiter Streiter für diesen Glauben sei, muß er Armbänder von Stahl tragen.

Dhelip Singh hatte sich bewegen lassen, Christ zu werden, er war kein Glaubensstreiter, und deshalb haßte ihn seine Mutter.

Im Königspalaste zu Lahore ging ein finsterer Geist um. Randschit Singh, der Löwe des Pendschâb, tödtete seine Mutter mit eigener Hand. Als er nach seinem Tode vor dem Goldenen Thore seiner Hauptstadt verbrannt wurde, opferte man mit ihm 12 seiner Frauen und 25 Sklaven. Diese Thatsachen sind inschriftlich auf dem Grabdenkmale zu lesen, welches die britische Regierung über der Asche hat errichten lassen. Auf jedem Grabe der 12 Gemahlinnen liegt ein Block von weißem Marmor, auf jedem Grabe der Sklaven steht eine Pyramide. Dreißig andere Gemahlinnen und etwa 200 Mädchen des Harems blieben am Leben.

Schenda Khor (oder Khur), die Maharani, erste Hauptfrau und vor allen Andern bevorzugte Favorite Randschit Singhs war, hatte sich schlau genug dem Satti, der Wittwenverbrennung, zu entziehen gewußt; sie wollte nicht zu Asche werden, sondern leben und herrschen, den Glanz des Thrones genießen.

Diese merkwürdige Oberkönigin war die Tochter eines Hundeknechts, der die Meute des Herrschers unter Obhut hatte. Sie wurde in früher Jugend an den Großen Tempel abgegeben, um Tänzerin zu werden.

Der alte Randschit Singh liebte die Jagd. Als er an einem heißen Tage im Schatten eines Baumes sich der Kühlung erfreute, trat die Tänzerin vor den betagten Herrn hin. Sie war mit einem rosenrothen Schleier umhüllt, in den silberne Sterne eingestickt waren; nur die mit Ringen bedeckten Füße waren bis zu den Knöcheln sichtbar. Aber Randschit Singh durfte den Schleier der Tempelbayadere nicht aufheben, das wäre ein Verstoß gegen Sitte und Herkommen gewesen. Der mächtige König aber wollte die Tänzerin sehen und ließ seinen Hundewärter herbeiholen. Als schon die Sonne dem Untergange nahe war, hatte er sich endlich mit dem Vater der Verhüllten geeinigt, und nun durfte der „alte Löwe" den Schleier lüften. Da stand nun die Bayadere in so blendender Schönheit, daß er bewundernd ausrief: „Ah, Schenda Kohr!" Von dem Augenblick an hieß die Schöne nur „der silberne Mond" und sie hat unter diesem Namen einen grauenvollen Ruf erworben.

Sie wurde des alten Löwen (Singh bedeutet Löwe) liebste Favorite; die Tochter des Hundewärters, die Tempelbayadere, stieg empor und wurde Königin eines mächtigen Reiches. Kein anderes Weib ist jemals rachedürstender, vergnügungssüchtiger, ehrgeiziger und blutgieriger gewesen.

Randschit Singh starb 1839. Schenda Kohr, so einflußreich und so begierig nach der Herrschaft sie auch war, mußte gestatten, daß nach Landesrecht und Gesetz der Bruder des Verstorbenen den Thron einnahm. Als er aber unter einem Triumphbogen hindurch in den Palast einziehen wollte, stürzte ein Balken herab und zermalmte den neuen König, dessen Leichnam erst nach 24 Stunden unter Schutt und Trümmern hervorgezogen wurde. Der silberne Mond hatte den Balken durchsägen lassen, und der Triumphbogen brach genau in dem Augenblicke zusammen, der im Voraus berechnet worden war.

Nachdem dieser König durch Mord beseitigt worden war, kam ein zweiter an die Reihe, ein Neffe Randschit Singhs. Dieser, ein Knabe von etwa 15 Jahren, wurde in Lahore unter großem Jubel des Volkes, das bereits gegen Schenda Kohr Verdacht schöpfte, zum Herrscher ausgerufen. Man setzte ihn mit außerordentlichem Pomp auf den Thron, und alle Mitglieder der Familie Randschit Singhs traten vor ihn hin, um nach altem Brauche Geschenke zu überreichen. Auch Lall Singh, ein Bruder der Schenda Kohr, fand sich ein und überreichte dem jungen Maharadscha ein Paar prachtvoller englischer Pistolen. Sie gefielen ihm, er hatte seine Freude daran und drehte sie hin und her. Lall Singh zeigte sich besorgt, die Waffen waren ja geladen, er wollte dem jungen König zeigen, wie man mit denselben umgehen müsse, und als er ihm dann eine Pistole aus der Hand nahm, ging sie los, und die Kugel drang dem König ins Herz. Er fiel blutend auf den Teppich, der Thron war abermals erledigt.

Nun war noch eine Wittwe von Randschit Singhs Bruder zur Herrschaft berechtigt, und sie wurde vom Volke zur Königin ausgerufen. Schenda Kohr zeigte sich unterwürfig und erschien, ihren damals vierjährigen Sohn Dhelip Singh an der Hand führend, im Krönungszuge. Sie bewies der Frau des vom Gebälke des Triumphbogens Erschlagenen jede Huldigung und bezeigte ihre Anhänglichkeit auch dadurch, daß sie der Königin eine ihrer Lieblingssklavinnen schenkte, die sich ganz ausgezeichnet darauf verstand, das Haar zu flechten und das Diadem geschmackvoll zu befestigen. Schenda Kohr war so freundlich, daß sie selber ihrer Freundin einen großen, schweren Spiegel vorhielt, damit dieselbe sich überzeugen könne, wie geschickt und hübsch die Haarflechterin den Kopfputz anordne. Aber es geschah ein Unglück; der schwere Bronzespiegel fiel der Königin mit solcher Wucht auf den Kopf, daß sie starb.

Das war der dritte Mord, und jetzt sah der silberne Mond freie Bahn vor sich. Nun konnte ihr Knabe Dhelip Singh König werden und sie als Regentin in seinem Namen schalten und walten, wie es ihr beliebte. Alles ging nach ihrem Wunsche, und mehrere Jahre lang schwelgte sie in unbeschränkter Machtfülle. Zur Seite stand ihr, als Vormund des gekrönten Knaben, ihr Bruder Lall Singh, und die beiden Sprößlinge des Hundewärters entfalteten eine wahrhaft orientalische Pracht, einen so gewaltigen Glanz, daß derselbe auch heute noch sprüchwörtlich ist.

Aber im Jahre 1846 schlug das Glück um. Der silberne Mond ward allzu übermüthig und glaubte den Engländern Trotz bieten zu können. Sie setzte sich über die Verträge hinweg und wurde im Jahre 1849 gefangen genommen. Man brachte sie nach Europa. Wir haben schon erzählt, daß ihr Sohn dem „Buche des Lebens" ungetreu wurde und unter die Christen ging. Er bezieht ein Jahrgeld und lebte seither in London in halb europäischer, halb orientalischer Weise als vornehmer Herr. In politischer Beziehung hielt man ihn für durchaus ungefährlich.

Aber im Januar 1864 ereignete sich ein Umstand, der

Aufsehen gemacht hat. Der Taufpathe der Königin Victoria, eben jener Dhelip Singh, verschwand plötzlich aus London, ohne von irgend einem seiner Bekannten Abschied genommen zu haben; er hatte nur dann und wann geäußert, daß er Lust habe, mit Falken zu jagen, wozu sich in Europa keine Gelegenheit darbiete. Von Marseille aus telegraphirte er dann nach London, man möge ihm den Leichnam seiner Mutter Schenda Kohr dorthin schicken; er wolle denselben in Indien nach den Gebräuchen der Chalsa verbrennen lassen. Daß er in Bombay angekommen ist, bemerkten wir weiter oben.

Das Erscheinen Dhelip Singhs in Indien trifft mit merkwürdigen Umständen zusammen. Seit längerer Zeit zeigen die noch unbezwungenen Bergvölker im Nordwesten des Pendschâb eine gewisse Feindseligkeit gegen die Engländer, welche 1863 acht Monate lang einen blutigen Krieg mit diesen Stämmen zu führen hatten. Die Dinge nahmen eine Zeit lang eine so bedenkliche Wendung, daß man eine erschütternde Rückwirkung auf ganz Oberindien erwartete; am Ende ist es aber nicht ohne große Mühe gelungen, die Bergvölker (Suats, Momends, Jussufseïs, Bonayres ꝛc.) bis auf Weiteres in so weit zurückzuwerfen, daß sie jetzt nicht geradezu gefährlich sind. Wir werden gelegentlich diese eigenthümlichen Verhältnisse im Globus schildern; heute weisen wir nur darauf hin, daß der religiöse Fanatismus bei denselben eine wichtige Rolle spielt. Ein alter „Priesterkönig", ein Akund, welcher sich viele Jahre lang als Fakir im Orient herumgetrieben, hat den Feringhis, d. h. Europäern, Vernichtung geschworen und gebietet über mehr als 30,000 streitbare Männer. Er gilt für einen Propheten. Als im vorigen Jahre der Krieg mit den Bergvölkern begann, sprach er den Fluch gegen die Feringhis aus und verkündete, daß er einen Zauber über das Leben des Generalgouverneurs Lord Elgin geworfen habe. Aus der Ferne werde er auf ihn einwirken, bis jener todt sei, und wenn das geschehen sei, werde er vom Untergang der Sonne her den wahren Herrscher des Pendschâb, den ächten Sohn des Löwen rufen, der zwar im Käfig erzogen sei, aber trotzdem ins Land kommen solle, um die Hunde zu verjagen.

Allerdings haben die Engländer das Fort Mulka, den Hauptkernpunkt ihrer Feinde, erstürmt, aber die Prophezeiungen des Akund sind in Aller Mund und erhalten die Gährung in den Gemüthern. Auch ist eins, was der Priesterkönig vorausgesagt hat, schon buchstäblich eingetroffen, denn der Generalgouverneur Elgin, auf welchen jener den „Zauber geworfen", starb in der von ihm angegebenen Zeit, ohne vorherige Krankheit, eines jähen Todes. Die eine Prophezeiung hat sich erfüllt; an die Verwirklichung der zweiten werden die Bergvölker wohl glauben, denn nun ist Dhelip Singh, der im Käfig erzogene ächte Sohn des „alten Löwen", nämlich Randschit Singhs, in Indien erschienen. Ob ihn aber die „Hunde", nämlich die Engländer, gewähren lassen, falls er wirklich Neigung hätte, sich auf gewagte Unternehmungen einzulassen, das ist eine andere Frage. Sie werden ihn auch in Indien nicht aus dem Käfig herauslassen.

Der See von Jannina in Albanien.

Dr. A. Schläfli's Reisen und Schicksale sind im Globus V, 247 ff. geschildert worden. Wir versprachen damals noch die interessante Beschreibung des Sees von Jannina in Albanien mitzutheilen, die wir dem topographischen Abschnitte des Reisewerkes von Schläfli entnehmen.

Das 43 bis 45 Kilometer lange und 2 bis 10 Kilometer breite Thal von Jannina zieht sich seiner Hauptrichtung nach von Südost nach Nordwest und wird zu einem großen Theile von dem See gleichen Namens ausgefüllt. Im Osten und Nordosten wird das Thal von der zweiten Parallelkette des Pindus, dem Mitschkeli*) und den Vorbergen des Drisko**), im Westen und Südwesten von einem niedrigen Plateau begrenzt, das sich 180 bis 200 Meter über den Spiegel des Sees erhebt; im Süden wird seine natürliche Grenze durch den Gebirgsknoten von Pentepigadia gebildet, welcher die Ausläufer des Drisko mit denen des Olytschka und des Gebirges von Suli verbindet, im Norden durch die Verbindung des westlichen Plateau mit den niedrigen Abzweigungen des Mitschkeli.

Von allen Seiten durch mehr oder weniger hohe Erhebungen abgeschlossen, in seiner Mitte ein großes Wasserbassin ohne sichtbaren Zu- und Abfluß, bietet uns das Thal von Jannina einen wahren Typus von einem Kesselbecken, eine Formation, die wir überhaupt in Westmacedonien und im südlichen Theil der illyrischen Halbinsel nicht selten antreffen. Ich erinnere nur an die Kesselbecken von Ostorowo und Kastoria in Macedonien, an die Kessel Livadiens und Böotiens.

Nach meinen barometrischen Aufzeichnungen, die einen Zeitraum von vier Monaten umfassen, ergibt sich die Meereshöhe des Seespiegels von Jannina zu 420 Metern, einer Zahl, die mit der Schätzung Leake's übereinstimmt, dagegen mit der von Dr. Hahn um 100 Meter differirt.

Der See zerfällt in zwei Hälften, eine südliche und eine nördliche, beide den westlichen Fuß des Mitschkeli bespülend, welche durch einen schmalen Kanal und Sümpfe mit einander verbunden sind, zur Regenzeit aber eine zusammenhängende Wasserfläche ausmachen. Beide Theile, wiewohl zu Einem See gehörend und in demselben Thale liegend, tragen einen ganz verschiedenen Charakter. Die südliche Hälfte — der eigentliche See von Jannina mit einer kleinen Insel an seinem Ostufer — zeigt dem Auge eine abgerundete Wasserfläche mit einfachen Conturen, offen und eben an seinem Westufer, einem stumpfen Keile nicht unähnlich, dessen breiteste Basis im Südost, dessen Spitze im Nordwest. Der nördliche Theil dagegen — See von Lapschista genannt — erscheint überall in Fels eingeschlossen, mit einer Menge von armen, kleinen Buchten und Nebenkesseln. Die Länge des erstern schätze ich zu 10, seine größte Breite (die Sümpfe ausgeschlossen) zu 5 Kilometer; die Länge des letztern zu 9, seine größte Breite zu 4 Kilometer; das dazwischen liegende Sumpfland zu 3, also die Gesammtlänge des Sees zu circa 22 Kilometer.

Der See von Jannina, mit welcher Bezeichnung ich den ganzen See meine, zeigt nirgends eine beträchtliche Tiefe; die tiefste Stelle soll sich in seiner südlichen Hälfte zwischen der Insel und dem Mitschkeli befinden, aber nicht

*) Für die höchste, zweigegabelte Spitze dieser Kette, nordöstlich der Stadt Jannina gegenüber, ergab sich nach einer barometrischen Messung Ende Mai 1860 eine Meereshöhe von 1776 Meter.

**) Die höchste Spitze des Drisko, welche im Osten von Jannina steht, muß wohl mindestens 2000 Meter hoch sein, da auf seinem Westabhang der Schnee drei bis vier Wochen länger liegen bleibt, als am Mitschkeli.

fünf bis sechs Klafter übertreffen. Der Seegrund ist schlammig, mit Wasserpflanzen überdeckt, die Ufer sind überall mit Schilf eingesäumt. Die südwestliche Ecke des Sees ist mit Sümpfen umgeben, die ebenfalls zur Winterzeit, wo der See oft zwei Fuß über sein gewöhnliches Niveau steigt, mit ihm eine einzige Wasserfläche bilden und dann seine Breite um zwei bis drei Kilometer erhöhen. Hinter seinem Südostufer, das der Hügel von Gastnitza begrenzt, auf dem Wege von Jannina nach Pentepigadia, liegt noch eine ganze Reihe kleiner Kessel, die zur Regenzeit tief gefüllt mit Wasser sind, im Sommer aber, wo sie nicht mehr die genügende Nahrung erhalten, durch Verdunstung oder Abfluß in unterirdische Gänge austrocknen. Welch nachtheiligen Einfluß alle diese miasmenerzeugenden Verhältnisse auf die Gesundheit des Menschen ausüben, werden wir später sehen.

Der See von Jannina, der wohl früher das ganze Thal ausgefüllt haben mag, besitzt keinen sichtbaren Zu- noch Abfluß. Dies ist aber nicht ganz wörtlich zu verstehen; denn das Auge erblickt sowohl diesen, als jenen, aber nur an ihren geheimnißvollen Mündungen. Die Zuflüsse nehmen mehr das östliche, die Abflüsse das westliche Ufer ein; der südliche Seetheil ist reicher an Zuflüssen, der nördliche reicher an Abflüssen als jener.

Der ganze Westabhang des Mitschkeli, dessen Fuß sich steil aus dem See erhebt, spendet diesem eine Masse mehr oder minder beträchtlicher Quellen, bald in kleinen Bächen dem Felsen entspringend, bald aus unzähligen Poren am Ufer oder Grunde des Sees hervorsickernd. Zwei dieser Quellen sind besonders bemerklich, nämlich diejenige von Trapadua*), gegenüber der Insel, und diejenige von Strumi, 200 Meter weiter nördlich als jene. Die Temperatur dieser Quellen, welche ich im Sommer 1860 untersuchte, variirte zwischen $12,_2$ bis $12,4^{\circ}$ C. Das Wasser derselben hat einen rauhen, kalkigen Geschmack, während das Seewasser sehr wohlschmeckend, süß und urintreibend ist. Wahrscheinlich verliert das Quellwasser bei längerem Stehen und durch Einwirkung chemischer Prozesse, wobei die Menge von Wasserpflanzen keine geringe Rolle spielen mag, seinen Kalkgehalt.

Was nun die unterirdischen Abflüsse anlangt — die griechische Sprache hat dafür einen eigenen Ausdruck „Katawothra" — so bietet oder bot uns die südliche Seehälfte nur einen einzigen, dem Auge bemerkbaren, dar, der aber seit fünf Jahren, wahrscheinlich in Folge des Erdbebens vom 12. Oktober 1856, verstopft ist. Diese Katawothra liegt am südöstlichen Ende des Sees, unter dem mit cyklopischen Mauern gekrönten Hügel von Gastritza, wo das in den Felsen abfließende Wasser früher eine Mühle trieb, die nun stille steht. Nicht die mindeste Strömung im Wasser läßt sich mehr erkennen, und da dasselbe ebenfalls nicht in die nördliche Seehälfte abfließt, muß es, neben der Verdunstung, seinen Weg durch Poren nehmen.

Der See von Lapschista hingegen hat eine ganze Reihe solcher unterirdischer Abzugskanäle, von denen namentlich zwei Stellen besonders interessant sind. Die eine, Chonephthra (Trichter) genannt, liegt an seinem südwestlichen Ende, am Westufer einer sich von Nordnordwest nach Südsüdost ziehenden Bucht, wo das niedrige Plateau, welches das Thal von Jannina westlich begrenzt, als steiler Felsen aus ihr aufsteigt. Am Fuße desselben stehen 17 Spalten von 2 bis 3 Fuß Breite und 6 bis 10 Fuß Länge, die das Wasser mit der Zeit in das felsige Erdreich eingefressen, reihenartig neben einander. Durch jede dieser Spalten fließt das Wasser in kleinen Bächen ab; bei meinem Besuche im Juni 1860 waren zwei verstopft und nur noch 15 im Gange. Vom Ostufer dieser Bucht, ungefähr einen Kilometer nach Nordosten, kommt man zu einer andern Stelle, Namens Priatoka, wo das Wasser in einem ziemlich mächtigen Bache, eine Mühle treibend, in ein niedriges Felsenterrain abfließt, das sich kaum 8 bis 10 Fuß aus der Ebene oder 14 bis 16 Fuß über das Seeniveau erhebt und von allen Seiten von der Ebene umgeben ist. Wie lebhaft wurde ich nicht beim Anblick dieser Katawothra an die Mühle von Argostoli auf Kephalonien erinnert, wo freilich unter anderen Verhältnissen nicht ein hochgelegener Landsee, sondern das Meer sich durch einen Spalt in das Innere der Erde drängt!

Wo treten nun diese Gewässer zu Tage? Speisen diese Katawothren die Quellen oder Nebenflüsse des Kalama, der Arta oder des Luro, oder alle zugleich? Leider war es mir trotz eines langjährigen Aufenthalts in Mittel-Epirus nicht vergönnt, die Frage vollständig zu lösen. Nur für eine längst bekannte und erhärtete Annahme, daß ein Nebenfluß des Kalama, der Bach von Welzista, seine Gewässer aus dem See von Jannina beziehe, kann ich einige neue Belege bringen.

Welzista, auf der westlichen Abdachung jenes Plateau's gelegen, das die westliche Einfassung des Thales von Jannina bildet, ist ein großes Dorf, am Rande einer Schlucht erbaut, welche hier ihren Anfang nimmt und schon über 100 Meter tiefer als das Niveau des Sees von Jannina liegt. Am Grunde der Schlucht stürzt eine Menge mächtiger Quellen hervor, die vereint den Bach von Welzista bilden, der sich nach einem etwa drei Kilometer langen Laufe in den Kalama ergießt. Die Temperatur dieser Quellen variirte am 15. Juni 1860 von $21,_1^{\circ}$ bis $21,_5^{\circ}$, während die Temperatur des Seewassers an der Chonephthra, die ungefähr 11 bis 12 Kilometer entfernt liegt, drei Tage später 24° betrug. Einige Schritte weiter von diesen großen Quellen, die eine Masse von Mühlen treiben, befindet sich eine kleine Locale, die nur $13,_7^{\circ}$ zeigte. Schon diese geringe Temperaturdifferenz zwischen jener des Sees und der obigen Quellen könnte uns auf den Zusammenhang beider führen. Aber es lagen noch handgreiflichere Beweise vor: Bruchstücke von Schilf, von Schalen einiger charakteristischer Mollusken des Janninasees, wie von Paludina inflata Villa, Dreissena polymorpha *Pall.*, Planorbis etruscus *Ziegl.* Ebenfalls versicherten mir die Leute, daß häufig Nattern, selbst Aale, ausgespült wurden, ja daß sie sich schon öfters den Spaß gemacht, bei der Chonephthra Spreu ins Wasser zu werfen, die dann nach einigen Stunden hier wieder zum Vorschein gekommen sei. Dasselbe Experiment soll einmal Ali Pascha bei der nun verstopften Katawothra von Gastritza gemacht haben, wobei die Spreu den andern Tag bei dem Städtchen Arta (Süd-Epirus) vorbei passirte (!?).

*) Vom slavischen dobra woda, gutes Wasser, der Name einer der Ueberbleibsel der frühern slavischen Herrschaft, denen man in Epirus überhaupt sehr häufig begegnet, namentlich bei Dorfnamen.

Die deutschen Mennoniten an der Molotschna in Südrußland.

Geschichtliches. — Einrichtung der Ansiedelungen. — Die Bauernhöfe und Wohnzimmer. — Ackerbau und Viehzucht. — Die Gartenanlagen und Forste. — Charakter, Betriebsamkeit und Einfluß der Mennoniten.

Es ist bekannt genug, wie segensreich deutsche Kolonisten für den Osten Europa's geworden sind, wie sie unter Slaven und Magyaren ganze Gegenden, die bis dahin todt lagen, gleichsam zu neuem Leben brachten, wie Landwirthschaft, Handel und Gewerbe, mit einem Worte, Kultur in ihrem Gefolge war. Zwar will der Neid unserer östlichen Nachbarn dies den deutschen Sendboten oft absprechen, aber Thatsache bleibt es, daß, was in Polen, Böhmen oder Ungarn die Blüthe des Landes bedingt, eben diesen deutschen Kolonisten zu verdanken ist. Und weiter nach Osten, bis mitten in das heilige Rußland hinein, erstreckt sich der segensreiche Kultureinfluß der Deutschen. Wie die Dörfer der „Schwaben" und „Sachsen" in Ungarn schon weithin an freundlichen rothen Ziegeldächern und grünen Baumpflanzungen zu erkennen sind, so zeichnet sich auch ein Dorf deutscher Ansiedler in Rußland gleich vortheilhaft vor dem seiner slavischen Nachbarn aus. Einen schlagenden Beweis hierfür mögen uns die Mennonitenkolonien an der Molotschna liefern, die jüngst Alexander Petzholdt in seinem trefflichen Buche: „Reise im westlichen und südlichen europäischen Rußland" (Leipzig, Fries, 1864) geschildert hat. Auszugsweise entnehmen wir demselben aus dem interessanten Abschnitt über die Mennoniten Folgendes.

Die Mennoniten an der Molotschna bilden eine wesentlich ackerbautreibende, in 50 Ansiedelungen vertheilte Bevölkerung von über 17,000 Seelen, die sich unweit der Küste des Asow'schen Meeres in der Nogaischen Steppe zwischen den Flüssen Molotschna, Tokmak und Suschanlee seit dem Anfang dieses Jahrhunderts angesiedelt hat. Dem Beobachter bietet dieses Völkchen ein großes Interesse, denn deutsche Sitte, deutscher Fleiß und deutsche Sparsamkeit haben sich hier mitten unter den Russen in einer Weise erhalten, wie es nicht leicht anderwärts unter deutschen Auswanderern getroffen wird. Der Einfluß, den diese Leute auf ihre Umgebung ausüben, ist ein ungemein segensreicher, und sie haben sich auch, was uns besonders freut, die Liebe zum alten Vaterland erhalten, trotzdem dieses sie von sich stieß. Dabei sind sie aber loyale russische Unterthanen geworden und beten für den petersburger Czaren.

In ihrem alten Vaterlande Preußen waren die Mennoniten arg bedrückt worden; man beschränkte sie in der Ausübung ihres Glaubens und verbot ihnen, Grundeigenthum zu erwerben. Bereits 1786 waren sie von der Kaiserin Katharina II. zur Uebersiedelung nach Rußland aufgefordert worden, welcher Aufforderung auch 346 Familien Folge leisteten. Katharina verlieh ihnen Freiheit des Glaubens, gab ihnen Land, Vorschüsse und befreite sie vom Militärdienst. Da es nun diesen ersten Auswanderern gut ging, so folgten bald noch mehr nach, die Einwanderungen dauerten bis zum Jahre 1817, und durch den Fleiß und die Ausdauer dieser Mennoniten ward die baumlose Nogaische Steppe an der Molotschna zu einem der blühendsten Striche Südrußlands umgewandelt.

Die Mennonitenkolonien sind kleinere und größere, stets sehr regelmäßig gebaute Dörfer, in denen die einzelnen Bauernhöfe zu beiden Seiten einer breiten, die Länge des Dorfs durchziehenden Straße liegen. Jeder Bauernhof besteht aus der eigentlichen Baustelle, dem Hofraume, Garten, Hinterhofe, Viehplatz und Dreschplatz. Die Felder schließen sich unmittelbar an die hintere Seite des Gehöftes an. Die Steppe dient als Weide zur gemeinschaftlichen Benutzung. Die Gebäude der Kolonien sind alle nach einem Muster angelegt. Wohnhaus, Stall und Scheune befinden sich nach niederdeutscher Weise unter einem Dache. Das Wohnhaus ist aus Ziegeln aufgeführt und mit einem hohen Dachraum versehen, auf dem die ausgedroschenen Getreidevorräthe aufbewahrt werden. Der hölzerne mit einem Strohdach versehene Stall ist unmittelbar an das Wohnhaus angebaut. Auch die Scheune ist aus Holz gebaut. Auf ihrer äußersten Giebelspitze befindet sich eine hochaufgerichtete Spitze mit Wetterfahne.

Im Wohnhause selbst trifft man zunächst auf eine Hausflur, von der man gerade in die Küche, zu beiden Seiten aber in Wohnzimmer gelangt, von denen eins für die ganze Familie, das andere allein für den Hausherrn bestimmt ist. Speise- und Schlafzimmer schließen sich hieran an. In jedem Hause ist ein Keller.

Werfen wir einen Blick in das Innere eines Mennonitenwohnzimmers. Der Bauer sitzt neben seiner Hausfrau und raucht eine Pfeife selbstgebauten Tabaks. Im Hintergrunde, zwischen den nach dem Schlafzimmer und dem Speisezimmer führenden Thüren hängt die in den Kolonien selbst gemachte Schwarzwälder Uhr; in einer Ecke steht das gewaltige Himmelbett mit bunten Gardinen, in dem sich der thurmhohe Vorrath von Federbetten befindet. Niemand schläft darin, es befindet sich nur zum Staate hier. In einer andern Ecke, hinter dem Ofen, ist die Hölle und ein in die Mauer eingelassener Wirthschaftsschrank. Unter dem Spiegel steht die „Truhe", in der die Hausfrau ihre Kostbarkeiten birgt; Sopha, Tisch und Kachelofen fehlen nicht, und Alles zeugt von ächt deutscher Reinlichkeit.

Die Mennoniten sind ausgezeichnete Landwirthe, und ihre zum Theil eigenthümlichen landwirthschaftlichen Geräthe, sowie die Art und Weise ihrer Bodenbewirthschaftung können als durchaus rationell und den Verhältnissen angepaßt gelten. Grundbedingung zur Durchführung ihres Wirthschaftssystems ist das Vorhandensein des fruchtbaren Bodens, der Tschernosem (schwarzen Erde) und ein mildes Klima. Nur der kleinste Theil des Mistes wird zur Düngung benutzt, meist wird er in Gestalt von Mistziegeln als Brennstoff verwandt. Er wird im April ausgestochen, während des Sommers getrocknet und im August unter Dach gebracht.

Die Pferde der Mennoniten sind gut und kräftig und gehören im Allgemeinen der russischen Landrasse an. Das Rindvieh stammt aus Norddeutschland, und die Schafe sind Merinos. Auch die Seidenraupenzucht ist ein bedeutender Erwerbszweig der Mennoniten. Man gewinnt jährlich gegen 100 Pud Seide, die in den Kolonien selbst abgehaspelt wird und einen Werth von etwa 20,000 Rubel Silber hat. Die Gesammteinnahme der molotschnaer Kolonien für Bodenerzeugnisse betrug im Jahre 1854 (einem ungünstigen Kriegsjahre) mehr als 161,000 Rubel Silber.

Zu jedem Mennonitengehöfte gehört auch ein Garten, in welchem Gemüse, Tabak, Wein, Obst, Maulbeer- und andere Bäume gezogen werden. Den größten Nutzen gewähren die sorgfältig gepflegten Obstbaumanlagen; vor allen gedeiht der Apfelbaum gut. Von größerem Interesse sind die Waldanlagen der Mennoniten, weil durch sie die vielbesprochene staatswirthschaftliche Frage, ob es

möglich sei, die südrussischen Steppen zu bewalden, gelöst erscheint. Bei jedem Dorfe findet sich eine Strecke Landes mit Waldbäumen und Maulbeersträuchern bepflanzt. Im Ganzen zählt man 575 Dessätinen Waldboden mit mehr als sechs Millionen Bäumen. Unter den Bäumen, welche auf der eigentlichen hohen Steppe gut fortkommen, zeichnen sich die Eiche, die Ulme, die Akazie, der Maulbeerbaum und die Esche aus. Eben so kommen hier der Elaeagnus, der tatarische Ahorn, der Weißdorn, und wo der Boden mehr sandig ist, der wilde Birnbaum sehr gut fort. In den Niederungen dagegen, namentlich auf reinem Tschernosem, gedeihen außer den obengenannten Bäumen noch Linde, Kastanie, Pappel, Buche ꝛc. In der freien Steppe kann man keinen Waldbaum aus Samen ziehen, sondern muß junge Bäumchen pflanzen, die wegen der großen Trockenheit sehr sorgfältig gepflegt werden müssen. Als Schutz für die jungen Anpflanzungen dienen Hecken von Elaeagnus, der sich sehr gut hierzu eignet, schnell wächst und viel Brennholz liefert.

Bäume zu pflanzen und zu ziehen gehört zu den Lieblingsbeschäftigungen der Mennoniten. So findet man auch schon viele Straßen mit Ulmen und Silberpappeln eingefaßt, Weidengebüsche ziehen sich an den Ufern der Steppenflüsse und an den Dämmen hin und Maulbeerhecken werden überall da angebracht, wo es der Boden nur irgend erlaubt. Aus allem Angeführten geht hervor, daß sich der Mennonit als ein eben so ausgezeichneter Landwirth und Viehzüchter, wie Gärtner und Forstwirth erweist und daß er die Anforderungen, welche der Landbau, die Viehzucht und die Forstwirthschaft überhaupt und der Betrieb dieser Wirthschaftszweige in den Steppen insbesondere stellt, klar und verständig auffaßt und danach sein praktisches Handeln einrichtet. In dem Mitgetheilten liegt auch der Beweis, daß die Mennoniten intelligente, fleißige und beharrliche Menschen sind. Dabei sind sie aber auch reinlich, ordentlich, sparsam, nüchtern, sittlich, still und zufrieden, loyal und gottesfürchtig. Rußland, so sagt Petzholdt, hat keine betriebsameren und nützlicheren Staatsbürger aufzuweisen.

Die Reinlichkeit und Ordnungsliebe der Mennoniten gibt sich, so bald man eine Kolonie betritt, auf den ersten Blick zu erkennen. Denn abgesehen von der Ordnungsliebe, welche aus der Regelmäßigkeit der ganzen Dorfanlage und der allgemeinen Hofeinrichtung ersichtlich wird, kommt noch die Reinlichkeit und Sauberkeit, mit der Alles gehalten und gepflegt wird, hinzu. Man kann eine solche Kolonie in rascher Fahrt durcheilen und braucht sich nicht einmal die Mühe zu nehmen, aus dem Wagen zu steigen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß hier ordentliche und reinliche Menschen wohnen, da die Gehöfte und Gärten von der breiten Dorfstraße nur durch niedrige Schranken getrennt sind, welche den vollen Einblick in Hof und Garten gestatten. Tritt man in das Wohnhaus und seine einzelnen Räume, so herrschen auch hier deutsche Reinlichkeit und die größte Ordnung; Alles steht an seinem richtigen Platze, und das Gefühl der Wohnlichkeit drängt sich dem Beobachter ganz unwillkürlich auf.

Nicht minder unverkennbar sind die Einfachheit und Sparsamkeit des Mennoniten. Man untersuche nur den Haushalt eines Kolonisten, der etwa 8000 bis 9000 Merinos, ein großes Gestüt (Tabun) und andere Mittel des Erwerbes hat, dessen Vermögen nach Hunderttausenden veranschlagt werden muß, und sehe zu, wie seine Frau in reinlicher Bauernkleidung wirthschaftet, betrachte seinen schlichten Rock, theile sein einfaches und kräftiges Mittagsmahl, betrachte seine einfache von den Vätern ererbte Hauseinrichtung und man hat das Bild seiner Einfachheit und Sparsamkeit.

Der Mennonit ist ein nüchterner und sittlicher Mensch, denn er spielt, trinkt, schimpft und flucht nicht. Das Beispiel der Eltern vererbt sich auf die Kinder, deren Haltung auch in der Dorfschule, wo sie Petzholdt beobachtete, eine durchaus musterhafte war. Lesen, Schreiben, Singen, Rechnen, biblische Geschichte, Geographie und Weltgeschichte werden dort gelehrt. Unser Gewährsmann fragte: „Welches ist das wichtigste Land in Europa?“ Alle, Knaben und Mädchen, riefen einstimmig: „Preußen!“ — „Warum?“ — „Weil es das Land unserer Väter ist.“ Und doch wurden ihre Väter einst in diesem Lande bedrückt und wanderten aus.

Unsittliche Leute duldet der Mennonit nicht. Wenn Ermahnungen nichts fruchten, so werden die Uebelthäter von der Gemeinde ausgeschlossen.

Auch religiös und gottesfürchtig sind die Mennoniten und — was bei Sektirern selten der Fall ist — man wird durch kein immerwährendes Plärren von Gebeten, kein Augenverdrehen, keine Traktätchen und kein fortwährendes Citiren von Bibelsprüchen beleidigt. Ihr Bethaus ist schmucklos und einfach, eben so die Predigt des Sprechers, und bei ihnen gilt in der That der Spruch: „Laßt uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit.“

Was die Betriebsamkeit der Mennoniten noch anbetrifft, so hat sie sich durchaus nicht einseitig auf Land- und Forstwirthschaft geworfen. Ihre meisten Bedürfnisse erzeugen sie selbst. Es gibt Tuchfabriken, Mühlen, Bierbrauereien, Töpfereien, Branntweinbrennereien, Oelpressen, Färbereien ꝛc. Fast alle Gewerbe sind vertreten.

Der staatsbürgerliche Nutzen der Mennoniten erhellt am besten aus folgendem Urtheile Harthausens. Er sagt: „In ganz Rußland existirt kein Landstrich, wo im Ganzen eine so hohe gleichmäßige Kultur des Bodens und der Bevölkerung herrscht, wie hier. Sie können dem Gouvernement als Maßstab, allen russischen Völkern aber als Muster dienen, wie weit man es mit Fleiß, Sittlichkeit und Ordnung bringen kann. Vor Allem aber gewähren sie dem Gouvernement den sichern Maßstab, wie weit man es mit der Bebauung, besonders aber mit der Bewaldung der Steppe und ganz Südrußlands bringen kann, und das ist der wichtigste Punkt für Rußlands Macht und innere Politik. Hätte Rußland durchgehends die Bebauung und Kultur dieses Landstrichs, so könnten Moskau und Petersburg nicht ferner der Schwerpunkt des Reiches sein, sondern dieser würde auf Charkow oder Jekatherinoslaw oder Odessa übergehen.“

Russen und Tataren treten als Lehrlinge auf den Mennonitengütern ein, lernen die Gärtnerei und Landwirthschaft und verbreiten das Erlernte in der Umgebung. Die russische Kolonie Nowo-Pawlowka ist das Beispiel eines nach mennonitischem Muster angelegten Dorfes. Eben so werden mehrere tatarische Kolonien von Mennoniten beaufsichtigt.

So ist der Einfluß unserer deutschen Landsleute auch in Südrußland, wie überall unter Slaven, von hohem, segensreichem Einflusse auf die letzteren.

Die Orts- und Familien-Namen im preußischen Polen.

Von **Karl Ruß.**

Sobald wir auf der preußischen Ostbahn, von Westen kommend, über das Städtchen Schneidemühl hinausgelangen, treten uns die ersten Zeichen des Polonismus entgegen. Zwar zeigen die lachenden Wiesen, Rapsfelder, Torfstiche, Rindviehheerden u. s. w. an der einen, die lieblich belaubten Abhänge des Netzethales an der andern Seite der Bahn einen durchaus deutschen Landschaftscharakter — allein hinter einander folgen jetzt die Bahnhöfe: Miasteczko, Bialosliwe, Osiek, dann hinter Bromberg: Kotomierz, Terespol ꝛc. Rings herum liegen Ortschaften mit eben so polnisch klingenden Namen: Grabowo, Koslowo, Dembowo ꝛc. und ferner eine ganze Anzahl, bei deren Aussprache der Deutsche vergeblich seine unbeholfene Zunge zur Ueberwältigung der Anhäufung von Mitlauten anstrengen mag, z. B. Mlynki, Lnianno, Trlong, Jastrzembie, Brzesno, Brzyskorzystewko, Pszczolezin.

Dem aufmerksamen Beobachter muß es jetzt aber recht auffallend erscheinen, daß diese polnischen Namen nicht bei Kreuz, im Posenschen, sondern bei Schneidemühl beginnen. Der erstere Landstrich aber, von der neumärkischen und pommerschen Grenze bis zur Netze und hinter Schneidemühl ist, obwohl immer zu Großpolen gehörend, bereits seit dem Mittelalter völlig deutsch; der andere Theil des Netzedistrikts ist erst seit dem Jahre 1772 zu Deutschland, bezüglich Preußen, gekommen.

Eben so wie noch jetzt unablässig deutsche Ansiedler nach Polen und Rußland hin über die Grenze ziehen und Civilisation und Gesittung in die rohen Massen der Slaven tragen, so war dies bis zu der Entdeckung von Amerika in noch weit höherem Grade der Fall. Unsere deutschen Vorfahren eroberten auf friedliche Art Mecklenburg, Pommern, Rügen, selbst ursprünglich polnische Provinzen, wie Schlesien, die Landstriche, welche die Kreise Birnbaum, Meseritz und Fraustadt, sowie die Gegenden von Bomst, Unruhstadt u. s. w. umfassen, und germanisirten sie vollständig.

Der deutsche Einfluß war ein so großer, daß eine beträchtliche Anzahl polnischer Adeligen und Großen vollständig in der deutschen Nationalität aufging. Hiervon zeugen die Namen der jetzt deutschen Familien: Zitzwitz, Marwitz, Bonin, Tauenzin, Treskow, Bülow, Quitzow, Kökeritz, Lüderitz, Itzenplitz, Zedlitz, Pedlitz, Sandretzki, Koschützki u. s. w. (Viele derselben sind doch ursprünglich deutsche und ihre slavische Namen jene der Dörfer und Güter, welche sie für sich nahmen.)

In der Provinz Preußen, welche ihre deutsche Bevölkerung seit der Zeit des deutschen Ritterordens besitzt, ist dasselbe der Fall, und zwar in dem größten Theile von Ost- und Westpreußen, in den Weichselniederungen, den Kreisen Danzig, Elbing, Marienburg und Rosenberg, sowie in einem großen Theile der Kreise Marienwerder, Stuhm und Pr. Stargardt. Dort stammen aus der Zeit bis zum 30jährigen Kriege sämmtliche deutsche Städtenamen, von denen auch in Posen jetzt ausschließlich die deutsche Bezeichnung gebraucht wird. Wir stellen als Beispiele nur folgende auf. Im Regierungsbezirk Danzig dies letztere selbst, welches polnisch Gdansk heißt, Neustadt = Weiherowo, Berent = Koschtscherschin, Dirschau = Trschewo, Marienberg = Malborg; im Regierungsbezirk Marienwerder dies selbst = Kwidzin, Garnsee = Steinno, Christburg = Kischborg, Straßburg = Brodnitza, Kulm = Chelmno, Tuchel = Tuchola, Konitz = Chojnitze, Flatow = Slotowo, Deutsch-Krone = Walisch; im Regierungsbezirk Bromberg diese Stadt selbst = Bydgosch, Poln.-Krone = Koronowo, Filehne = Wjelen, Schneidemühl = Pila, Exin = Keyn, Gnesen = Gnjeschno, Rohrbruch = Rynarschewo. Im Regierungsbezirk Posen dies selbst = Posnan, Zirkau = Scherkowo, Schwerin = Skwjerschyna, Birnbaum = Mjendschychod, Fraustadt = Wschowa, Adelnau = Odolanowo, Schildberg = Ostrscheschow, Dobberschütz = Dobroschyce und viele andere, deren polnische Bezeichnungen augenscheinlich den deutschen Namen nachgebildet sind.

Ein großer Unterschied besteht nun aber zwischen diesen alten deutschen Städten und denen, welche erst der neueren Zeit, besonders seit der ersten Theilung Polens, ihren Ursprung verdanken. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir die Ursachen untersuchen, welche das Nationalgefühl und den Nationalstolz der Deutschen, hauptsächlich seit dem 30jährigen Kriege, immer mehr erdrückt und abgestumpft haben. Unter dem allgemeinen deutschen Nationaljammer litten die deutschen Interessen in den noch vorherrschend slavischen Landstrichen außerordentlich, und dies ist leider bis zur heutigen Zeit noch mehr oder minder der Fall. Im ganzen eigentlichen Polen gingen, ohne Rückhalt am Mutterlande, die vereinzelten deutschen Städte und Dörfer vielfach bis auf geringe Ueberbleibsel wieder zu Grunde. Während sich in Westpreußen die Städte, durch das Beispiel und die Unterstützung des mächtigen Danzig angefeuert, wohl erhielten, gingen doch die Dörfer und vereinzelten Ansiedler, besonders in den Kreisen Graudenz, Stuhm und Stargardt, fast völlig verloren.

Der Adel, welcher zu der Zeit, als sich das Land dem Schutze des Königs von Polen unterwarf, in der Mitte des 15. Jahrhunderts, ganz deutsch war, sagte sich im 16. und 17. Jahrhundert von seiner Nationalität häufig, wie von einer ganz werthlosen Sache, los. Er nahm zu seinen guten alten deutschen Namen noch polnische an, oder führte sogar die letzteren allein. In dieser traurigen Verirrung entstanden die Doppelnamen: Götzendorf-Grabowski, Rosenberg-Gruszezinski, Hutten-Chapski (unter diesen Abtrünnigen sogar ein Nachkomme des „Kühnsten der deutschen Männer"!), Falken-Plachecki, Rautenberg-Klinski und viele andere. Eine Anzahl deutsch-polnischer Doppelnamen ist ferner durch Adelsverleihung der polnischen Könige an bürgerliche Deutsche entstanden; hierher gehören: Hauffe-Gromadzinski, Stein-Kaminski, Stein-Gwiasdowski, Hundt-Radowski u. s. w.

Eine andere Art von Polonisirung Deutscher fand im vorigen Jahrhundert vielfach statt und ist bis in die neueste Zeit hinauf vorgekommen, indem katholische Deutsche hier einwanderten und (da Katholisch und Polnisch, Protestantisch und Deutsch hier gleichbedeutend sind) ohne Schwierigkeiten in polnischen Familien sich verheiratheten, oder indem evangelische Deutsche zum Katholizismus übertraten, um polnische Mädchen heirathen zu können. So sind die polnischen Familien mit echt deutschen Namen entstanden, z. B. von der Marwitz, Wollschläger (jetzt Wolszlegjer!!), v. Wedelstädt, v. Schlieben, v. Plater, v. Osten-Sacken und zahlreiche bürgerliche. Auch sonderbar verwandelte Namen aus dieser Kategorie treten uns hier entgegen, als: Dalejsier (Dahlhäuser), Krotowski (Krauthofer), Majorowiez (Ziegelmeier); oder einfacher verpolnischte, die wir besonders in den niederen Ständen zahlreich finden: aus Wittke = Witkowski, Radtke = Radkowski, Dalke = Dalkowski, Hermann = Hermanski, Glaser = Glasa, und viele andere.

Zu den bisher erwähnten Städte- und Familien-Namen

kommen jetzt noch eine große Anzahl von Bezeichnungen von Gegenständen, ferner von Eigenschafts- und Zeitwörtern, welche halb deutschen, halb polnischen Ursprungs oder vielmehr von dem einen ins andere verstümmelt sind und in den deutsch-polnischen Gegenden als allgemein üblich gebraucht werden. Eine Reihe der wichtigsten oder vielmehr am häufigsten vorkommenden entlehnen wir der „Topographie des Flatower Kreises" von F. W. Schmitt (Bromberg bei L. Levit), indem wir darauf hinweisen, daß dieselben hier und da bereits weithin über die Grenzen Westpreußens und Posens hinaus verschleppt sind. Dergleichen Ausdrücke, die man auch zuweilen wohl gedruckt findet, sind: Blott für Koth, Fornal für Pferdeknecht, gnietscht — boshaft, gereizt, Kobbel — Stute, Kodder — Lumpen, Komornik — Instmann, Häusler, Einlieger, Komurke — Kammer, Kruschke — Birne, Kussel — kleine verkrüppelte Kiefer, Leschak — Leichtfuß, Laidak — Lüderjahn, Lopatken oder Lopatchen — Vorderviertel, Lischke oder Luschke — Kober, Parowe oder Porowe — Regenschlucht oder Schlucht überhaupt, Plachander — Lumpenkerl, Pomager — Brennknecht, Pommuchel — Dorsch, pösern — brennen, feuern, Puntschke — Pfannkuchen, Pustkowie (ein sogar amtlich gebrauchter Ausdruck) für abgelegene Meierei, Weiler, Rattaier — Pflüger, Arbeitsmann, Schabbel — Bohne, Schmutschken oder Schmachen — Lammfell, Schupp — Haarbüschel am Scheitel (alte Nationaltracht des polnischen Adels und ein Wort, das sich fast durch ganz Deutschland verbreitet hat), Wruke, — Kohlrübe, Wunzen oder Funzen — Schnurrbart, Zuche — Hündin, Zwichel — rothe Rübe, Brack — Ausschuß, Fliß oder Flissak — Flößknecht, Flößer, Fagas — Vagabund, auch ein grobes Schaf, Fladrusche — ein hängendes, flatterndes Kopftuch; ferner die nur stellenweise vorkommenden: Forysch oder Forusch — junger Knecht, Stalljunge (vom deutschen Vorreiter), Futterowak — Futterknecht, Rindviehknecht (im marienburger Werder viel gebräuchlich) und Ostrow — abgegrenztes Stück Land. Außerdem werden leider, theils nur im Scherz, theils gedankenloser Weise deutschen Wörtern polnische Endungen, besonders Verkleinerungssylben angehängt: Julek — Juliuschen, Antoscha — Antonichen, Helka — Helenchen u. s. w.

In welcher bereitwilligen Weise übrigens die Deutschen in diesen Gegenden, oft mit Hintenansetzung oder gar Verleugnung ihrer eigenen Nationalität, dem polnischen Elemente entgegenkommen, sich ihm anschmiegen und ihm allerhand Vorrechte einräumen, davon bekommen wir einen rechten Begriff, wenn wir selbst in den überwiegend deutsch bevölkerten Städten die Schilder der Handel- und Gewerbetreibenden jeder Art betrachten. Dies sind fast durchgehends Deutsche oder Juden; allein während die wenigen polnischen Geschäftsleute sich ausschließlich ihrer Muttersprache bedienen, finden wir auf den Schildern der Ersteren stets neben der deutschen noch die polnische Aufschrift. Da macht es sich für die Kenner beider Sprachen recht komisch — lächerlich und verächtlich, sollten wir sagen — wenn er neben „Schlosser Schulz" noch „Szultz slosarz", neben „Pfundhefe" — „Mlodzie funtow", „Einfahrt" — „Wjazd", „Apotheke" — „Apteka", „Gasthaus" — „Oberza" findet und dann bedenkt, daß einerseits sämmtliche hier verkehrende Polen recht gut Deutsch sprechen, andererseits diese polnischen Inschriften augenscheinlich erst aus dem Deutschen an den Haaren herbeigezerrt werden mußten, für alle Fälle daher durchaus überflüssig sind.

Die letzten Jahre haben in dieser Beziehung zwar bereits erfreuliche Veränderungen gebracht; so verschwinden in den stärker vom Deutschthum ergriffenen Gegenden und vor Allem in Bromberg bereits diese polnischen Inschriften mehr und mehr. Mit anderen, so z. B. mit dem ebenfalls überwiegend deutsch bevölkerten Posen steht es freilich noch desto schlimmer, denn wenn man diese polnischen Zeichen als Maßstab anlegen wollte, so würde das polnische Element gewiß als vorwaltend erscheinen — was es also in Wahrheit doch nicht ist.

Andererseits wiederum tritt uns bei einzelnen patriotischen Deutschen die Bethätigung des Nationalgefühls, dieser Gleichgültigkeit und verachtungswerthen Nachlässigkeit gegenüber, desto wohlthuender entgegen. So finden wir eine ganze Reihe von Ortschaften, welche warme Liebe zur eigenen Nationalität aus dem Polnischen in wohlklingende deutsche Namen verwandelt hat: aus Taschewo — Taschau, Rulewo — Rolau, Bankewo — Bankau, Dulsk — Dulzig, Laskowitze — Laskowitz, Brscheschno — Briesen, Biala — Gellen, Lipnietza — Lipnitz u. s. w.

Im Ganzen sind dies jedoch nur immer vereinzelte Fälle geblieben. Die von den Polen während ihrer Herrschaft in Westpreußen vorgenommene möglichst umfassende Verwandlung der deutschen Ortsnamen währte fast bis in die neueste Zeit fort, und leider ist eine große Anzahl von Deutschen mit offenbarer Verleugnung jeglichen Nationalgefühls oder in gedankenloser Unwissenheit nachgefolgt. Von den in der neueren Zeit in der Provinz Posen entstandenen neuen Ortschaften tragen die meisten, ja fast sämmtliche, polnische Namen. Nicht blos polnische Gutsbesitzer tauften ihre Vorwerke polnisch, sondern leider nur zu häufig auch die deutschen!! Ja, es wurde sogar allgemeiner Gebrauch, daß man die polnische Endung owo oder ewo bei sämmtlichen ländlichen Ortsnamen anbrachte. So entstanden namentlich in Kujawien: Borkowo (nach dem Besitzer Herrn von Bork), Gustawowo, die Kolonie Emmowo (von Emma), Friedrichowo, Müllerowo, Lawrenzowo (später aber doch in Lawrenzhof verwandelt), Augustowo (ist weder Polnisch noch Deutsch, denn die Polen können den Laut au nicht aussprechen), Konkolewo (von Kunkel) und viele andere. Im Kreise Konitz in Westpreußen entstand das, aller Sprachbarbarei die Krone aufsetzende Petrichowo, von dem Besitzer Petrich abgeleitet. Hierzu kommen noch einige von deutschen Besitzern gegebene, völlig polnische Vorwerksnamen, z. B. Kathinka, Pokrzywniki, und dann das aus dem schönen deutschen Namen von Schwanenfeld abgeleitete Schwanowitz. Und noch mehr, die preußische Regierung selbst ging in dieser unpatriotischen Weise voran und gab ihren Domänenvorwerken Namen wie: Naskrentny, Chwalaboga, Nowa Erectia (weder Polnisch, noch Deutsch oder Lateinisch) u. s. w. Auch die im Eingange erwähnten Bahnhöfe gehören hierher, welche die Namen der Ortschaften: Miastetzko, Bialoslive u. s. w. unverändert beigelegt erhielten.

Mit großer Freude führen wir nun wiederum eine Anzahl von Ortsnamen an, welche in der neuern Zeit, aus patriotischem Nationalgefühl, vom Polnischen in's Deutsche verwandelt wurden. Im konitzer Kreise erhielt das Gut Chwarznio den Namen Brahdorf; im Kreise Schwez wurde aus Slampisk — Marienthal, aus Brosowa-Blott — Birkenbruch, aus Skrinezinska — Grüneck; im Kreise Graudenz aus Kittnowo — Kittnau, aus Linowo — Lindenau; im bromberger Kreise aus Jariee — Jagdschütz, aus Samsieezinko — Marienfee, aus Dombrawa — Eichberg; im schubiner Kreise aus Dobrolewo — Gutwerder, aus Niedzwiad — Bärenbruch.

Während verschiedene Staatsbehörden mindestens mit der größten Gleichgültigkeit gegen unsere schöne deutsche Sprache hierbei zu Werke gehen, wie z. B. die Verwaltung der Ostbahn, indem sie außer den bereits erwähnten Bahnhofsnamen noch allenthalben auf dieser Linie polnische und litthauische, wie Warlubien, Czerwinsk, Wolitnik u. s. w. gewählt, ja sogar statt des vorgeschlagenen deutschen Theresienfelde lieber den polnischen Teres-pol genommen hat, so geht wenigstens eine derselben mit leuchtendem Beispiele voran, und zwar die Forstverwaltung. Wer durch das Schicksal in die einst so verrufene Tuchler-Haide verschlagen wird und dort, viele Meilen weit durch Sand und dürren Kiefernwald wandernd, nichts

als polnische Namen, polnische Laute hört, wie wird der erfreut, wenn er plötzlich auf ein deutsches Forsthaus mit biederen, reinlichen und gastlichen Bewohnern und einem Namen trifft, wie Pfalzplatz, Ottersteig, Wolfsgrund, Lindenbusch, Adlershorst, Bülowshaide, Bechsteinswalde (nach dem berühmten Naturforscher Bechstein), Herzberg u. s. w. —!

Sehen wir nun auch von allen rechtlichen und praktischen Begründungen ab, deren Darlegung uns eben zu weit führen würde, so giebt es doch vielerlei Gründe, welche einerseits die Zurückwandlung der ursprünglich deutschen und unter der Polenherrschaft polonisirten, andererseits eine Umänderung mindestens der in der Neuzeit — aber durch eben leider nur zu geringes deutsches Nationalgefühl! — entstandenen polnischen Orts-X-Namen in unsere schöne deutsche Sprache wünschenswerth machen. Für diesen hohen und des freudigen Aufschwungs des Deutschthums in diesen Gegenden wahrhaft würdigen Zweck sind bereits mehrfach Stimmen laut geworden. Der im Jahre 1848 verstorbene sehr tüchtige Landrath des Kreises Schwetz, von Pape, hat eine nicht unbedeutende Anzahl der wohlklingenden deutschen Ortsnamen dort wieder hergestellt oder für die deutsche Zunge umgebildet. Der Seminardirektor Grützmacher in Bromberg legte in einem Aufsatze „Deutsche Namen für deutsche Orte“ im „Volksblatt für den Netzgau“ 1849 diese wichtige Angelegenheit seinen Mitbürgern warm und dringend an das Herz. Am aller entschiedensten und eindringlichsten jedoch finden wir diese wichtige Angelegenheit in einer, leider nur zu wenig verbreiteten Broschüre „Neun Kapitel über die Ortsnamen in Westpreußen und Posen“ von Edwart Kattner in Bromberg (im Selbstverlage) besprochen und angeregt, und dies kleine Büchelchen können wir allen unseren, sich hierfür interessirenden Lesern nur auf das dringendste empfehlen.

Der Verfasser macht in der von glühender Vaterlandsliebe und hohem deutschen Nationalgefühl zugleich ins Leben gerufenen kleinen Schrift gleich sehr umfassende Vorschläge zur Ausführung der durchaus berechtigten Umwandlung der polnischen und besonders polonisirten Ortsnamen in das Deutsche. Es gibt z. B. im Kulmerland und meistens im Kreise Thorn eine außerordentliche Anzahl solcher Ortsnamen, von denen wir nur folgende für den klaren Beweis anführen wollen, daß sie ursprünglich deutsch gewesen sind: Barbarkermühle früher Bormühle, Waldmühle, Grzybno — Gröben, Bielawy — Weißendorf, Gronowo — Grünau, Kowros — Kufros, Kowalewo — Schönfee, Kozybar — Kostbar, Lubianken — Löben, Liebenau, Lulkau — Lolchau, Mirakowo — Alt-Mirkau, Papau — Gerlachsdorf, Pigrza — Popgresee, Siemon — Siemnau, Treposz — Tripsbusch, Wengorzin — Wengerin, Wengerau; im Kreise Kulm folgende: Kyewo — Schönfeld, Lissewo — Lissau, Tarnowo — Rautenberg, Raczyniewo — Rackendorf, Trzianno — Landen; im Kreise Strasburg: Lipnitze, früher Zur Linden (umgekehrt stammt der Name Leipzig von dem wendischen Lipnitz = Lindenstadt), Sloszewo — Schlossau, Jablonowo — Gabelnau, Grondzaw — Grünscheffe; im Kreise Löbau: Skarlin — Schalen, Brattian — Brettchen, Gwisdezin — Quesendorf; im Kreise Graudenz, wo übrigens die meisten altdeutschen Ortsnamen wieder in den Gebrauch gekommen sind, finden wir: Kitnowo — Kyuthenau, Czeplinken — Zipplin, Dombrowken — Damerau 2c.

In der wundervollen Weichselniederung, welche fast ausschließlich von Deutschen und meistens sehr wohlhabenden, häufig auch mit guter Schulbildung ausgerüsteten Bauern bewohnt ist, trägt ebenfalls eine große Anzahl von Ortschaften noch polnische Namen. Herr Kattner wendet sich nun an das deutsche Nationalgefühl dieser Leute und legt ihnen die Verdeutschung der Namen ihrer Besitzungen dringend an das Herz. Wir führen eine Reihe dieser Namen hier an und fügen die Verdeutschungs-Vorschläge, welche theils in Uebersetzungen, theils in germanisirenden Endungen bestehen, gleich daneben an: Dulinjewo = Döllenau, Kozibor = Kostbar (mittelalterlich und ursprünglich deutsch), Niszewken = Nißhöfchen, oder besser das ursprüngliche Nessau, Borowno = Berau, Przylubie = Brillewig, Ottorowo = Otterau, Gurske = Görz, Topoczisko = Toperzig, Czarnowo = Scharnau, Ostromecko = Ostermetzkau, Gondecz = Gonditz, Czarzebusch = Scharbusch, Czarze = Scharze, Blotto = Plettau, Kobotzko = Kokoschken, Rosnowo = Rosenau, Swinia-Kämpe = Schweine- oder Eber-Kämpe, Chritkowo = Christau, Kossowo = Gossau, Topolineck = Toppeneck, Dworzisko = Worschkau, Dzikowo = Schickau, Glugowko = Glockhöfchen, Przechowko = Klein-Brechau, Surrowo = Sprosser-Kämpe, Ostrowo = Osterau, Komorze = Komers, Czieplen = Ziepeln.

Gut Ding will Weile haben, und deshalb läßt sich, selbst in Westpreußen, wo die polnische Sprache doch in Wirklichkeit fast gar keine, weder eine historische noch sonst irgendwie begründete Berechtigung hat, eine Umwandlung dieser Ortsnamen so schnell noch nicht erhoffen, allein alle diejenigen verpolnischten Ortsnamen, welche doch so offenbar und fast jedem Kinde begreiflich aus dem Deutschen entnommen sind, wie die folgenden, sollte man denn doch, schon aus Schicklichkeitsgefühl, baldmöglichst wieder erneuern und wiederherstellen. Hierher gehören: Munkowarsk, verdorben aus Müncheberg, Wolwark aus Vorwerk, Hamerzyska — Hammerchen, Bohlka-Mühle von Böhlken-Mühle, Schramma-Mühle — Schrammen-Mühle, Rosworker-Mühle — Roswerkmühle; ferner die geschmacklosen und barbarischen Namen: Augustowo, Boskowo, Güntherowo, Wilhelmowo u. s. w. Wie viel schöner könnte das slavische ewo und owo nicht in das deutsche au verwandelt werden!

Hoffen wir nun, daß gerade hier, an derjenigen Grenzmark unseres großen schönen Vaterlandes, wo das Deutschthum noch in einem schweren Kampfe mit einem fremden Element begriffen ist, zu allen seinen vortrefflichen Eigenschaften, zu der deutschen Ausdauer und Betriebsamkeit, dem deutschen Fleiß und Unternehmungsgeist, der deutschen Industrie u. s. w. auch endlich mehr und mehr diejenigen hinzukommen und erstarken, ohne welche alle übrigen nimmer zu ihrem eigentlichen Werthe gelangen können, und zwar deutsches Nationalgefühl und Nationalbewußtsein!

Jedes neue Erglühen desselben, ja jeden geringsten, nur noch flimmernden Funken wollen wir mit hoher Freude begrüßen, und so erwähnen wir denn auch noch mit großer Genugthuung und Hoffnung zugleich, daß der Schriftsteller Herr Marquardt im Auftrage mehrerer Gutsbesitzer des Kulmerlandes die ursprünglichen deutschen Namen ihrer Güter nach alten Quellen hervorgesucht hat und bei anderen noch damit beschäftigt ist, damit sie durch Vermittlung der Regierung dieselben wieder herstellen oder umwandeln können.

Alle diejenigen deutschen Besitzer, Behörden u. s. w., welche, sei es aus eigenem Patriotismus oder durch diese und andere Hinweise angeregt, ihre polnischen oder polonisirten Orts- 2c. Namen ins Deutsche übertragen wollen, können wir nicht umhin, zum Schluß auf den VIII. Abschnitt von Kattners „Neun Kapitel“ zu verweisen, in welchem der Verfasser eben so umfassende als durchdachte und patriotisch warm durchglühte Vorschläge für die Veränderung und Verwandlung derartiger Namen gemacht hat. Jedenfalls werden die Leser von der begeisterten Vaterlandsliebe des Büchelchens, welches dem Professor Wuttke in Leipzig „dem einsichtsvollen, tapferen und unermüdlichen Kämpfer für die Rechte der deutschen Nation gegenüber slavischer Ueberhebung“ gewidmet ist, so wohlthuend angeweht werden — daß sie aus den vielen wohlklingenden deutschen Namen bereitwillig die Wahl treffen.

Die transvaalsche Republik und das Natals-Land in Südost-Afrika.

I. Ein neuer Bericht über die transvaalsche Boeren-Republik.

Dieser merkwürdige Staat ist im Allgemeinen noch wenig bekannt, aber ein Blick auf die Karte zeigt, daß sein Gebiet einen beträchtlichen Flächenraum einnimmt. Die nachfolgenden Mittheilungen sind theilweise dem Bericht eines Reisenden in den „Cape and Natal-News" entnommen.

Die transvaalsche Republik erstreckt sich nach Norden hin bis über den Wendekreis des Steinbocks hinaus; die Südgrenze wird vom Flusse Vaal gebildet, der in den Orange mündet und das Land von einem andern Staate der holländischen Capbauern, der Oranje River Republik, scheidet. Im Norden ist Transvaal vom Limpopo-Strom umschlossen und durch denselben von den Stämmen der Matebele-Kaffern getrennt. An der Ostseite erheben sich die Drakenberge, die westliche Grenze ist nicht genau bestimmt.

Transvaal besteht zumeist aus Hochebenen, die sich in Terrassen erheben und von 4000 bis zu 7000 Fuß ansteigen. Ein beträchtlicher Theil des Landes ist gesund und hat ein angenehmes Klima. Wir werden im Globus gelegentlich kulturgeographische Betrachtungen über Südafrika anstellen und dann auf diese beiden Bauernrepubliken näher eingehen; hier soll nur hervorgehoben werden, daß die transvaalsche ein zugleich communistisches und doch auch wieder oligarchisches Gepräge hat. Als die Engländer das Natals-Land sich aneigneten, zogen die Bauern nach Westen hin ins Innere, gründeten ihre eigenen Gemeinwesen und wußten ihre Unabhängigkeit zu behaupten.

Diese Bauern unterscheiden sich sehr wesentlich von den Engländern, welche sich überall, wo sie herrschen, im höchsten Grade unbeliebt zu machen verstehen, und sind auch schroff von den eingeborenen Bitschuana-Stämmen geschieden. Sie bleiben aber in einer ganz eigenthümlichen Weise rückständig, weil sie keinen frischen Zuwachs von Europa aus erhalten und in keiner Berührung mit Kulturvölkern stehen; auch liegt ihr Gebiet fern von der Meeresküste tief „im wilden Afrika". Diese Neuniederländer sind in Sitten und Bräuchen eine merkwürdige Art von Halbbarbaren, aber es fehlt ihnen nicht an einer gewissen Energie. In Transvaal zählen sie gewiß nicht 20,000 Köpfe, aber sie haben den eingeborenen Stämmen, mehr als 100,000 Seelen, ihr Joch aufgelegt und behaupten sich als Herren, obwohl sie seit längerer Zeit von bürgerlichen Unruhen heimgesucht werden.

Als die Bauern vor etwa anderthalb Jahrzehnten ins Land kamen, stand ein kräftiger, begabter Mann an ihrer Spitze. Seit dem Tode dieses Pretorius haben dann die Fehden um die Präsidentschaft nicht aufgehört, und die Vorgänge in jenem fernen Winkel Afrika's gemahnen an die Präsidentschaftsstreitigkeiten in den amerikanischen Republiken. Des alten Pretorius Sohn ist ehrgeizig und möchte als Diktator herrschen, aber dagegen hat man sich vielfach aufgelehnt. Die gesetzgebende Gewalt übt, etwa wie im alten Athen, eine Volksversammlung, ein „Volksraad".

Wir bemerkten schon oben, daß Transvaal durchaus im Binnenlande liege. Vom Limpopo bis zum Sambesi wohnen Stämme, welche von den Engländern als „Knob nosed Cafres" bezeichnet werden, z. B. die Amaswasi, Amazulus, Amekosa und andere, deren Zahl sich rasch vermindert. Die Stämme in Transvaal, zumeist Betschuanas, wagen keinen Widerstand gegen die Bauern. Die Hochebenen sind durch spärlich bewaldete Hügel- und Bergzüge von einander getrennt; die Flüsse liegen in der Winterzeit theilweise trocken, aber trotzdem ist das Land an vielen Stellen sehr ergiebig, besonders da, wo es bewässert werden kann. Getreide, Obst aller Art und Wein gedeihen vortrefflich; die Versuche mit dem Anbau der Baumwolle, des Kaffees und Zuckers haben das beste Ergebniß geliefert, und das Hornvieh findet gute Weide vollauf. Für die Boers erscheint Transvaal als ein Paradies.

Die wichtigste Stadt, wenn diese Bezeichnung gelten kann, ist Potschefstroom; sie liegt auf einer von Hügeln umzogenen Fläche. Unter diesen Höhen ist am beträchtlichsten der Tafelkop, der eine ähnliche Gestaltung hat, wie der Tafelberg am Vorgebirge der Guten Hoffnung. Die Zahl der weißen Einwohner beträgt etwa 1500; auf den weiten Wiesen der Umgegend schwärmen Antilopen in unzähliger Menge, und deshalb fehlen auch Löwen nicht. Die Stadt führt auch den Namen Mooi Rivers Dorp, und mit dem „hübschen" Strom ist der Vaal gemeint, an welchem der Ort steht. Die Regierungsbehörden sind aber seit einigen Jahren in Pretoria, das ungefähr 40 deutsche Meilen nach Nordosten hin liegt und etwa 300 Bewohner zählt. Dieses saubere Dorf liegt um die Kirche herum, und durch alle Straßen fließt ein frischer Bach. In der Umgegend wachsen Riesenbäume; unter einem derselben findet eine Heerde von 400 Schafen kühlen Schatten.

Vier Tagereisen nordwärts von Pretoria wird das Klima ungesund, gefährliche Fieber treten auf, und außerdem kommen Löwen in großer Menge vor. Die Kaffern, welche sich aus ihrem Leben nicht viel machen, wagen muthig den Kampf mit den wilden Thieren. Es gehört zu ihren Vergnügungen, daß ein paar hundert Männer, die zumeist mit Feuergewehren bewaffnet sind, eine Anzahl Löwen umkreisen, dieselben einschließen und dann wie toll und blind ihre Flinten abschießen. Bei einer solchen Jagd ist es vorgekommen, daß sieben Männer erschossen wurden; die Uebrigen nahmen aber davon gar keine Notiz.

Makkapansport liegt zwischen Pretoria und Zoutpansberg. Dort sind einmal drei Bauernfamilien von den Kaffern ermordet worden, und die Holländer übten dafür eine grauenvolle Vergeltung. Sie fielen über alle Kaffernkraals in der Umgegend her und tödteten viele Leute. Etwa 800 Wilde flüchteten sich in eine große Stalaktitenhöhle und wurden in derselben belagert; Viele starben Hungers, Andere wurden niedergeschossen, und noch heute liegen ihre Schädel und Gebeine umher.

Die oben genannten Ortschaften gehören zu der atlantischen Abdachung, dagegen liegt Zoutpansberg in einer Region, deren Gewässer ihren Abzug zum Indischen Ocean haben. Dieses Dorf, etwa 22° s. B., ist die am weitesten nach Norden hin gelegene afrikanisch-europäische Ortschaft. Der Name bedeutet Salzpfannenberg und ist von den salzhaltigen Sümpfen in der Nachbarschaft entlehnt. Durch die Ausdünstungen dieser Moräste wird das Dorf ungesund; die Bauern wollen jedoch dasselbe nicht verlassen, weil sie ihre Felder bequem bewässern und denselben einen großen Ertrag abgewinnen können. Uebrigens beläuft sich die Einwohnerzahl auf höchstens anderthalbhundert Köpfe; sie wohnen in etwa 20 Gehöften, die mit Lehmsteinmauern umzogen sind; in jedem derselben können 1000 Stück Vieh Unterkommen finden. Eigentlich ist Zoutpansberg gegründet worden, weil die Elephanten in der ganzen Gegend ungemein zahlreich waren und das

Elfenbein großen Gewinn abwarf; sie sind aber wegen der unaufhörlichen Verfolgungen weiter gen Norden gezogen, und die Jagd ist unbequemer und kostspieliger geworden. Die Bauern ziehen nun mit einem Gefolge von mehreren hundert Kaffern aus und bringen manchmal nur geringe Beute heim. Aber trotzdem bildet der Handel mit Elfenbein, das gleichsam den Werthmesser und die Landesmünze bildet, einen wichtigen Zweig der Einnahmen, und die Jagd ist ein Hauptzeitvertreib der Boers. Auch Liebhaber finden sich ein, und ein Herr Fitzgerald konnte sich im Jahre 1863 rühmen, daß er nicht weniger als 634 Elephanten erlegt habe. Dann aber wäre es beinahe vorbei mit ihm gewesen, denn er war nahe daran, einen tragischen Tod in seinem Berufe zu finden. Ein mächtiger Elephant stürmte auf diesen Nimrod ein, warf ihn nieder, stampfte dreimal mit den Vorderfüßen auf den Mann, dem es trotz alledem gelang, zu entkommen und den Elephanten zu erlegen.

Zoutpansberg ist schon 1834 gegründet worden, aber die ersten Ansiedler fielen unter den Wurfspeeren der Kaffern. Am Westabhange der Bergkette, an welcher das Dorf liegt, schwärmt die berüchtigte giftige Tsetsefliege, deren Stich für Rindvieh und Pferde tödtlich, für wilde Thiere aber ganz unschädlich ist.

Eine Tagreise östlich von Zoutpansberg liegt Albazini, eine Art von großer Herrenburg, die von einem Dorf umgeben ist. Dort gebietet seit 1831 ein Mann, Namens Albazini; er ist portugiesischer Consul, tritt als Gebieter der Umgegend auf und spielt einen kleinen König. Er hat mehr als 100 Elephantenjäger, lauter Kaffern, in seinem Dienste, und sie bilden seine Leibwache. Jeder von diesen Jägern hat 20 Träger im Gefolge. Wer im Laufe eines Jahres die größte Menge Elfenbein an Albazini abgeliefert hat, wird öffentlich belobt, erhält einen Ochsen zum Geschenk und hat für das nächste Jahr die Würde eines Kapitäns. Im Ganzen herrscht jener Portugiese über mehr als 4000 Wilde. Sein „Reich“ ist von einem Geognosten untersucht worden, und dieser fand dasselbe sehr ergiebig an Blei, Zinn, Kupfer, Eisen, Gold und Silber. Er sah aber auch Krokodile von 18 Fuß Länge, Panther in großer Menge und noch weit mehr Löwen, die er nach Hunderten gezählt hat.

Die transvaalsche Regierung erhebt von den ihr untergebenen Kaffern eine kleine Abgabe in Elfenbein, Vieh und Silber, geht aber dabei sehr nachsichtig zu Werk.

II. Das Natals-Land.

Am Weihnachtstage des Jahres 1498 entdeckte Vasco da Gama diese Küste; daher der Name. Die britische Kolonie, welche wir heute als Natals-Land bezeichnen, liegt zwischen dem 28. und 31.° südl. Br., etwa 200 deutsche Meilen Küstenlänge von Kapstadt entfernt, hat einen Flächeninhalt von nahezu 1000 Quadratmeilen und ist erst seit 1822 näher bekannt geworden. Diese ganze Region war im Besitze der sogenannten Zulu-Kaffern, deren Häuptling, Dingahn, holländische Bauern aus der Kap-Kolonie zur Niederlassung einlud, dann aber die Ansiedler in verrätherischer Weise ermordete. Doch vernichteten die holländischen Bauern seine Macht, wurden Herren des Landes, aber 1842 von den Engländern bezwungen, welche dann im folgenden Jahre das Land für eine britische Kolonie erklärten.

Wir haben im Globus mehrfach auf die Bedeutung des Natals-Landes hingewiesen; es ist in der That eine ganz vortreffliche Region und hat eine große Zukunft. Vor Kurzem gaben die „Cape and Natal News“ Nachrichten über die gegenwärtige Lage der Kolonie, die wir im Auszuge mittheilen wollen.

Die Nordgrenze wird von den Flüssen Buffalo und Tugela gebildet, im Nordwesten von den Drakenbergen und vom Kwatlambagebirge, im Südwesten vom Flusse Umzincula (Um bedeutet in der Kaffernsprache Fluß), im Osten vom Indischen Ocean. Die mittlere Erhebung über den Meeresspiegel beträgt 1000 bis 1500 Fuß; der Boden ist sehr uneben; charakteristisch sind Berggipfel mit abgestumpftem Kegel von etwa 4000 Fuß Höhe und viele schöne Flußthäler, die sich aus den Drakenbergen hinabziehen. Die Flüsse strömen bis in die Nähe des Meeres noch in einer Höhe von etwa 400 Fuß und bilden dann Wasserfälle von 200 bis 230 Fuß Höhe; sie sind deshalb für die Schifffahrt von keinem Nutzen. Etwa in der Mitte der Küstenlinie bildet Kap Bluff eine Rhede mit gutem Ankergrund; hinter dem Vorgebirge liegt ein Binnensee, welcher mit dem Meere in Verbindung steht und jetzt Schiffe von 400 Tonnen Trächtigkeit aufnehmen kann. Man arbeitet aber gegenwärtig an der Herstellung eines Wellenbrechers und an Vertiefung der Barre, so daß später auch größere Fahrzeuge einlaufen können. Dieses schöne Becken wird dann den Haupthafen von Natal bilden.

Gegenwärtig bildet die Oertlichkeit, welche den Namen Port Natal, Weihnachtshafen, führt, weder eine Stadt noch ein Dorf. Sie besteht aus Zollgebäuden, Magazinen, Buden, in denen alle zur Ausrüstung und Ausbesserung von Schiffen nothwendige Gegenstände feil geboten werden, der Wohnung des Hafenkapitäns und einer befestigten Kaserne für die kleine Besatzung. Und doch ist dieser Punkt von Wichtigkeit, weil alle Ein- und Ausfuhren der Kolonie hier durchpassiren. Drei Miles entfernt, am Nordostufer des Sees, liegt die Stadt d'Urban, welche rasch emporwächst. Sie hat schon zwei Banken, eine Börse, Gasthöfe, Schulen, Clubs, eine öffentliche Bibliothek, Kunst- und Gewerbeverein, eine Ackerbauschule und schöne, saubere Gassen. Allmonatlich kommt ein Postdampfer aus Kapstadt.

Ein Drittel des Natal distrikts (die Kolonie wurde in 10 Distrikte getheilt) ist europäischen Ansiedlern vorbehalten, die beiden andern Drittel sind den Zulu-Kaffern in Pacht gegeben, welche Mais und Tabak bauen. Seit dem Kriege von 1853 verhalten sie sich ruhig und verlassen zeitweilig ihre Kraals (Hüttendörfer), wo ihre Frauen und Kinder zurückbleiben, um bei den Ansiedlern in Dienst zu treten. Sie arbeiten auch an der Eisenbahn, im Hafen und bei den Kaufleuten.

Aber man hat mit ihnen, wie mit allen freien schwarzen Arbeitern, die liebe Noth; man kann durchaus nicht auf sie rechnen, von Verpflichtung und andauernder Arbeit haben sie keinen Begriff. Solch ein Kaffer erwirbt etwas Geld; dann verläßt er seine Beschäftigung, kauft im ersten besten Waarenladen allerlei Tand, Leckereien, Tabak, besonders aber Branntwein und eilt, ohne seinem bisherigen Arbeitgeber auch nur ein Wort zu sagen, in seinen Kraal zurück, wo er mit bewundernswürdiger Ausdauer dem Müssiggange obliegt; seine Frau muß inzwischen für ihn schaffen und ihn pflegen, bis der Branntwein verzehrt ist. Dann geht der Kaffer wieder zum frühern Arbeitgeber, der froh ist, daß jener überhaupt erscheint, denn es fehlt an Arbeitern in der Kolonie.

Trotz alledem kommt dieselbe vorwärts. Im Süden von d'Urban, bei Isipingo und an der Küste vom untern Ukomanzi bis zum Flusse Tugela wechseln Zucker- und Kaffeeplantagen mit einander ab; die Baumwollenfelder werden von indischen Kulis besorgt; man baut, je nach der Oertlichkeit, Tabak, Flachs, Ricinus, Sesam, Thee, Ingwer, Indigo und Arrowroot, Weizen, Mais und selbst Hafer, Igname, Kartoffeln, Rüben, Gurken, Melonen, Ananas, alle Arten Gemüse; ferner gedeihen die Weinrebe und neben der Banane auch alle Südfrüchte und unsere Obstarten.

Aber das schätzbarste Gut für das Natals-Land ist ein vortreffliches Klima, das wenigstens in Afrika seines Gleichen nicht hat und das allein schon dem Lande eine gute Zukunft verbürgt.

Aus allen Erdtheilen.

Livingstone und dessen südafrikanische Pläne. Am 25. Januar war von der Simonsbay (Kapstadt) der Dampfer Ariel nach der Mündung des Sambesi abgegangen, um von dort die Mitglieder der südostafrikanischen Mission, die auf Livingstone's Antrieb hatte gegründet werden sollen, abzuholen. Schon im December 1863 war der Dampfer Rapid an der Küste von Mosambik gewesen, hatte am 5. Januar 1864 den Flußarm Suabo in der Sambesimündung besucht und dort einen vom 21. December datirten Brief des Bischofs Tozer in Empfang genommen. Dieser befand sich noch an den Murchison-Katarakten und meldete, daß er den Plan zur Gründung einer Mission durchaus habe aufgeben müssen. Er bestelle deshalb acht Plätze auf dem nächsten Dampfer, bleibe aber selber mit einem einzigen Missionär noch so lange zurück, bis er alle Geschäfte geordnet habe.

Livingstone selbst wird in den nächsten Monaten nach Europa zurückgehen. In Bezug auf seine Projekte ist genau eingetroffen, was wir schon vor länger als zwei Jahren mit Bestimmtheit im Globus voraussagten: Es ist nichts mit dem Baumwollenparadiese und nichts mit den Livingstone'schen Missionshoffnungen.

Kapitän Speke's afrikanische Phantasien. Das ganze Benehmen Speke's bestätigt die Ansicht, welche wir mehrfach über diesen Reisenden ausgesprochen haben. Er ist ein muthiger, unternehmender Mann, doch über alle Gebühr von sich und seinen vorgefaßten Meinungen eingenommen. Es fehlen ihm ruhige Prosa des Verstandes und kritischer Sinn. Wir verweisen auf unsere früheren Bemerkungen (Globus V, S. 249). In einer Rede zu Taunton hatte er geäußert, England möge sich beeilen, im äquatorialen Ostafrika festen Fuß zu fassen, weil sonst — Oesterreich ihm zuvorkommen würde. Er eröffnete (ähnlich wie Livingstone) ein Baumwollenparadies und glänzende Aussichten für die anglikanischen Missionäre. Für ein englisches Publikum ist dergleichen durchaus nöthig; es will einmal, trotz so vieler Täuschungen, an und von Baumwolle und Missionen zehren. In Paris schlug Kapitän Speke einen andern Ton an. Er wohnte dort der Jahressitzung der geographischen Gesellschaft bei und dankte dafür, daß dieselbe ihm für seine Entdeckung des Nyanza-Sees ihre große Denkmünze zuerkannt hatte. Dann hielt er eine Rede über die produktiven Kräfte der von ihm durchwanderten Gegenden und warf den Franzosen die dicksten Komplimente ins Gesicht. Frankreich, sagte er, sei die Gründerin neuer Reiche und könne, zum Besten der Eingeborenen, auch in jenen Theilen Afrika's ein Reich gründen. Er, Speke, habe in seinem Streben nicht ermüden wollen, bis er die Quelle des heiligen Stromes entdeckt habe, welche, wie er betonte, „der Anstrengungen der Könige und der Gelehrten gespottet habe"! Dann äußerte er, daß sicherlich im Westen des großen Sees noch ein anderer zu entdecken sei, und phantasirte dann über „die Zukunft des äquatorialen Afrika". Die Franzosen besäßen am Gabun einen der herrlichsten Häfen der Welt; dieser sei für sie der Schlüssel zu einer ungeheuren, fruchtbaren Region, welche die allerschönste Baumwolle, Indigo und alle anderen nutzbaren Pflanzen liefere. „Frankreich kann der Welt ein Land eröffnen, das fruchtbarer ist, als die vielgerühmten Alluvialgegenden Indiens. Es möge Expeditionen aussenden in die Gegenden, welche sich zwischen dem Meer und dem Centrum des Continents ausdehnen, und Männer senden, welche die Eingeborenen regieren, die sich selber nicht regieren können." Er fügte hinzu, daß er eine centralafrikanische Gesellschaft bilden werde. In Betreff des ungesunden Klimas äußerte er sich höchst leichtfertig. Nachdem er, ganz richtig, gesagt, daß das afrikanische Fieber von der Malaria herrühre, bemerkte er, daß dasselbe den Europäer nur bei Nacht packe; aber man könne sich vor demselben schützen, wenn man in einer Höhe von 12 bis 15 Fuß über dem Boden schlafe!

Eine große wissenschaftliche Expedition nach Mexico. Sie wird von der französischen Regierung ausgerüstet, nach dem Muster derjenigen, welche vor nun 60 Jahren Aegypten erforschte und der Wissenschaft große Dienste leistete. Eine Erforschung Mexico's wird ohne Zweifel auch eine großartige Ausbeute gewähren in Bezug auf viele Zweige der Naturwissenschaft, die Erdkunde, die Ethnographie und Sprachwissenschaft, und besonders auch für die in hohem Grad interessanten Alterthümer. Noch immer haben wir Lücken auszufüllen. Die Expedition wird sich aber nicht auf das aztekische Mexico beschränken, auf den kleinen Raum, welchen Montezuma's Reich, zwischen dem 15. und 21.° n. Br., einnahm; sie soll auch Yucatan und Centralamerika erforschen, überhaupt das ganze Land von und mit Sonora im Norden bis zum Golfe von Darien im Süden. Es ist ihre Aufgabe, eine wissenschaftliche Gesammtübersicht dieser weiten Strecke zu gewinnen, die vereinzelten Nachrichten, welche wir bis jetzt besitzen, kritisch zu prüfen, sie zusammenzustellen und das, was Neues ermittelt wird, beizufügen.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts, Duruy, hebt in seinem Bericht an den Kaiser Napoleon hervor, daß die Karten, welche wir von Mexico besitzen, noch Vieles zu wünschen übrig lassen. Der Lauf der Ströme in den südlichen und westlichen Landestheilen ist sehr mangelhaft eingetragen, und wer von den gewöhnlichen Straßenzügen seitwärts geht, kann überraschende Entdeckungen machen. So wurde lange unweit von Perote, das doch auf der Hauptstraße von Vera Cruz nach Mexico liegt, an einer Stelle ein großer See verzeichnet, wo Saussure Hügelland gefunden hat. Ganz besonders sollen die Paläontologie und die vulkanischen Erscheinungen beachtet werden und über das Bergwesen sehr genaue Ermittelungen angestellt werden. Nicht minder wird auf die botanischen Verhältnisse sorgfältige Rücksicht genommen, und eben so auf das Thierreich. Agassiz hat die Ansicht geäußert, daß im mexicanischen Meerbusen noch antediluvianische Polypen leben, und zwar von derselben Art, welche in der Bodenbildung von Florida in so überaus großer Menge vorkomme.

Wir unsererseits freuen uns schon im Voraus ganz besonders auf die Ergebnisse der anthropologischen Forschungen, für welche gerade Mexico ein so ausgiebiges und dankbares Feld darbietet; sie werden in physiologischer, sittlicher und gesellschaftlicher Beziehung gewiß von nicht geringem Belang sein. Dazu kommen dann die Studien über vergleichende Sprachwissenschaft, für welche in Bezug auf Mexico der verstorbene Gallatin und Buschmann in Berlin schon Ausgezeichnetes geleistet haben. Man hofft sogar mit Sicherheit, den Schlüssel nicht blos zu der mexicanischen Bilderschrift (Aubin hat dafür schon Manches gethan), sondern auch für jene in den Ruinen von Palanque ꝛc. zu bekommen. (Ob Brasseur de Bourbourg den Schlüssel zu den letzteren wirklich schon gefunden hat, wie französische Nachrichten wissen wollen, muß erst mit Bestimmtheit nachgewiesen werden; bis jetzt ist das noch nicht geschehen.)

Wir wiederholen, es ist in Mexico noch viel zu thun und zu entdecken. Im Jahre 1855 entdeckte de Saussure, wenige Stunden von der Stadt Perote entfernt, eine ganze Stadt, von welcher man nie zuvor etwas gehört hatte, und ein nordamerikanischer Reisender, der von der Küste nach der Hauptstadt, seitwärts von der großen Straße, wanderte, fand nicht weniger als 18 wichtige Aztekendenkmäler, von welchen keins je zuvor erwähnt worden war. Planmäßige Nachforschungen werden sicherlich noch viel Interessantes zu Tage fördern.

Der pariser Moniteur hat die Liste der Commission veröffentlicht, welche mit Einrichtung der wissenschaftlichen Expedition beauftragt ist; die Mitglieder der letztern gehören natürlich zu derselben. Darunter sind: Michel Chevalier, dessen früheres Buch über Mexico ein sehr oberflächliches Machwerk ist; Admiral Jurien de la Gravière, ein sehr tüchtiger Seemann; Bousssingault, Physiker; Alfred Maury, ein tüchtiger, sehr verständiger Geograph; Vivien de St. Martin, ein ausgezeichneter, gründlicher Gelehrter, der auch mit der deutschen Forschung genau bekannt ist; der Abbé Brasseur de Bourbourg; dieser ist unermüdlich im Forschen und man verdankt ihm viel, obwohl er als Kritiker zu wünschen übrig läßt; Aubin, wohl der gründlichste Kenner der mexicanischen Alterthümer und namentlich der Bilder-

schrift. Dazu kommen, außer Anderen, noch Quatrefages, ein geistreicher Naturforscher, aber in anthropologischer Hinsicht sehr befangen und manchmal unlogisch (wir hätten Broca oder Bondin lieber gesehen) und der Architekt Viollet le Duc, der von Baukunst viel versteht, aber in Bezug auf Azteken und mexicanische Alterthümer die abenteuerlichsten Phantasien hat drucken lassen, und dessen amerikanologische Studien sehr dürftig sind. Aber im Ganzen kann man mit den Mitgliedern der Expedition zufrieden sein.

Die neuen Seewege Maury's. Ein Beschluß, der kürzlich in der nun ein Jahr alten Akademie der Wissenschaften zu Washington gefaßt wurde, wird nicht ermangeln, die Aufmerksamkeit des wissenschaftlichen und seefahrenden Publikums im hohen Grade auf sich zu ziehen. Es wurde über die bekannten Maury'schen Wind- und Segelkarten verhandelt und diese bisher in so hohen Ehren gehaltenen Arbeiten des früheren Direktors am Observatorium zu Washington sind für so unbrauchbar erklärt, daß die weitere Herausgabe des Werkes unterbrochen wurde. So dekretirt die Yankee-Akademie zu Washington, vielleicht nur deshalb, weil Maury ein eifriger Patriot der Conföderirten Staaten ist. Unterdessen aber hat sich das Praktische und die große Brauchbarkeit der von ihm gezeigten neuen Seewege längst glänzend bewährt. Wir wollen hierüber einen tüchtigen deutschen Seemann reden lassen. Der Corvettencapitän R. Werner, welcher das beste Buch über die preußische Expedition nach Ostasien geschrieben hat und sich kürzlich noch als Kommandant des Kriegsschiffs „Nymphe" in dem Seegefecht gegen die Dänen bei Arkona so rühmlich auszeichnete, sagt im ersten Bande seiner „Reisebriefe": Von Teneriffa nach Singapore wählten wir den neuen, von dem berühmten amerikanischen Hydrographen Maury empfohlenen Weg, der zwischen 29° und 30° westl. Länge den Aequator schneidet, während die alte und von den meisten Seeleuten noch befolgte Route 150 Meilen östlicher zwischen 18° und 21° führt. Ich glaube, es gibt keine Klasse von Menschen, die mit größerer Zähigkeit am Althergebrachten hängt und schwerer an vortheilhafte Neuerungen zu gewöhnen ist, als die Seeleute. Dies zeigt sich namentlich wieder bei den Segeldirektorien und Karten Maury's, die derselbe mit Genie und bewunderungswürdigem Fleiße seit zehn Jahren herausgibt, und die für die Schifffahrt einen ungemeinen Nutzen haben. Obwohl diese Karten und Bücher nur das Ergebniß vieler Tausende von Schifffahrtstagebüchern sind und, mit ängstlicher Fernhaltung jeder, wenn auch der wahrscheinlichsten Hypothese, lediglich auf Erfahrungen und Thatsachen basiren; obwohl Maury in jeder jährlich erscheinenden neuen Ausgabe seiner Direktorien schlagend beweist, wie ein Schiff, das nach Ostindien, Australien u. s. w. geht, die Reise um 20 bis 30 Tage abkürzen könne, wenn es den von ihm empfohlenen Weg nimmt, obwohl endlich die amerikanische Regierung mit seltener Liberalität jeden Seemann, der eine Abschrift seiner Tagebücher an das National-Observatorium sendet, mit den Karten und Büchern beschenkt, hält es doch unglaublich schwer, der Neuerung Eingang zu verschaffen.

So wie Werner urtheilen noch viele erfahrene Seeleute, und Maury's neue Seewege dürften trotz des Beschlusses der washingtoner Akademie nach und nach mehr an Boden gewinnen.

Walisische Kolonien in Patagonien. Die keltischen Enthusiasten in Wales befürchten seit längerer Zeit das Aussterben der alten wälschen Sprache und Nationaltugenden, die sich trotz der jährlich abgehaltenen „Eistedfodds" nicht gegen das mächtig andrängende englische Element zu halten vermögen. Man beschloß daher, eine ausschließlich wälsche Kolonie zu gründen, und die Vorbereitungen dazu wurden bereits im Herbste des Jahres 1863 getroffen. Man hat sich die patagonische, ungefähr unter 45° südl. Br. gelegene Halbinsel Valdes als den einzigen Punkt auf Erden ausersehen, wo man vor Berührung mit Engländern sicher sein könne. Die Förderer des Planes haben ein eigenes Blatt gegründet und ein Handbuch für Patagonien herausgegeben, um ihren Ideen Boden zu verschaffen und die Einwände der Gegner zu entkräften.

Auch die preußische Regierung, man staune! ging vor einigen Jahren damit um, in dem produktenleeren Patagonien Kolonien anzulegen!

Eine Ersteigung des Monte Viso. Seit Savoyen an Frankreich abgetreten ist, gilt der Monte Viso als der höchste Berg Italiens. Zuerst ward er von dem Engländer W. Mathew am 30. August 1861 und im folgenden Jahre von dessen Landsmann Tuckett erstiegen. Hierdurch wurde die Unternehmungslust italienischer Bergsteiger rege, und im August des vorigen Jahres gelang es dem Herrn Quintino Sella in Begleitung einiger Anderen, den Berg zum dritten Male zu erklimmen. Der Hauptstock besteht aus zwei ziemlich gleich hohen Gipfeln, die von Ost nach West liegen. Das Gestein des Berges zeigt Serpentin, Chlorit und Talk, die zuweilen in Quarzfels und Thonschiefer übergehen. Die Spalten und Abgründe, welche die drei Ausläufer des Monte Viso durchsetzen, sind das größte Hinderniß bei seiner Besteigung. Gewaltige Schutt- und Trümmerhaufen erschweren das Fortkommen bedeutend, so daß der Berg für unersteiglich galt. Sella stieg von Süden aus über den Paß delle Sagnette hinan, den er 9478 Fuß hoch fand. Am folgenden Tage stieg man von diesem Passe gegen den nach Süden geöffneten Winkel der beiden Hauptrücken an und erreichte einen Gletscher, in dessen Eis man Stufen hauen mußte, um weiter zu gelangen. Trotz mannichfacher Schwierigkeiten gelang die Ersteigung der westlichen Spitze am 12. August, deren Höhe barometrisch zu 12,289 Fuß über dem Meere bestimmt wurde. Mit Hülfe einer Spiegellibelle konnten die Reisenden bemerken, daß die westliche Spitze etwas höher ist als die östliche. Letztere war von Tuckett und Mathew zuerst erstiegen worden; Mathew gelangte auch über den schmalen, gefährlichen Verbindungskamm nach der Westspitze. Angeeifert durch diese Erfolge bestiegen noch am 25. August des verflossenen Jahres die Italiener Luigi und Roasendo den Monte Viso zum vierten Male. (Zeitschrift f. allgem. Erdkunde, März 1864.)

Die Temperatur der Alpenseen. Ueber dieselbe gibt Prof. F. Simony in der Oesterreichischen Revue 1864. I. einige interessante Aufschlüsse. Untersucht man die Temperatur der Alpenseen gegen Ende des Sommers, so ergibt sich, daß die Wärme von der Oberfläche nach abwärts bis zu einer gewissen Tiefe im wechselnden Verhältnisse, jedoch stetig abnimmt, endlich aber, bis zu einem bestimmten Grade vermindert, keine weitere Abnahme mehr erleidet, so daß von 300 bis 400 Fuß, ja nicht selten schon von 100 bis 150 Fuß an, eine ganz gleichbleibende Temperatur, nicht über 5° und nicht unter 3,4° R. anzutreffen ist.

Diese Erscheinung, daß bei allen Alpenseen in der Tiefe eine mehr oder minder mächtige Schicht von gleichmäßiger niedriger Temperatur sich vorfindet, beruht auf der Eigenschaft des Wassers, bei 3,4° R. seine größte Dichtigkeit zu erreichen, bei noch weiterer Abkühlung aber sich wieder auszudehnen und leichter zu werden. Mit dem ersten Froste des Herbstes beginnen die oberen Schichten des Wassers zu erkalten. Sie werden schwerer und sinken, um wärmeren, von unten kommenden Platz zu machen. Da das Wasser nun bei 3,4° R. seine größte Dichtigkeit erreicht, ist auch eine Abkühlung der obersten Schichten nur bis zu diesem Punkte möglich, so lange noch unten wärmere, leichtere Wassermassen liegen. Je tiefer der See ist, desto länger wird der Austausch dauern, bis er ganz in die Temperatur der größten Dichtigkeit übergegangen ist. Dann erst können sich die oberen Schichten weiter abkühlen, aber sie sinken nicht mehr, der Gefrierpunkt tritt ein, es schließt sich der See. Hieraus wird verständlich, warum große, tiefe Alpenseen so selten zufrieren. Besonders wird das Gefrieren gefördert, wenn nach den oben erwähnten Verhältnissen ein starker Schneefall eintritt. Dann verwandelt sich die Wasserfläche in eine Art sulziger Kruste, die nicht selten mehrere Zoll Dicke erreicht. Bei nachfolgender Kälte wird die halbweiche Schneerinde bald zur dichten Eisdecke.

Wie selten bei den größeren Alpenseen alle die Eisbildung bedingenden Umstände zusammentreffen, beweist der Bodensee, welcher seit 1477 nur fünfmal ganz zugefroren war. Eben so oft fror der Gmundener See in den letzten 400 Jahren (zuletzt 1830) zu.

Die Tschumaken Südrußlands sind eine eigene Menschenklasse, welche das ebene Land mit mehr oder weniger großen Wagenzügen nach allen Richtungen hin durchkreuzt. Das Wort Tschumak ist von dem russischen Worte Tschuma, Post, abgeleitet und bedeutet jetzt einfach: Ochsenfuhrmann. Diese Leute (Kleinrussen) sind es, die beim Mangel an brauch-

baren Wasserstraßen und Eisenbahnen im südlichen Rußland den Verkehr des Innern mit der Küste und umgekehrt übernehmen und Handelswaaren zu unglaublich niedrigen Preisen auf so ungeheure Entfernungen hinführen, daß der an westeuropäische Transportpreise gewöhnte Beobachter wahrhaft erstaunen muß. Es sind rohe, aber durchaus gutmüthige Leute, die als Vermittler des Verkehrs für jene Gegenden von großer staatsökonomischer Wichtigkeit sind. Aber das Institut der Tschumaken hat auch seine Schattenseiten, wozu vor Allem die durch sie verschleppte Rinderpest gehört. Um dies möglichst zu vermeiden, sind ihnen bestimmte Straßen und Weideplätze für ihr Vieh angewiesen; doch umgehen sie diese Vorschriften oft und geben dann zu Streit und Klagen Anlaß.

Ein Magnetberg in Schwedisch-Lappland ist vor Kurzem entdeckt worden. Er wird von einem Lager magnetischen Eisens durchzogen, das eine Dicke von mehreren Fuß hat und das reichste bisher bekannte sein soll. Der Eigenthümer des Berges hat die Mine bereits aufgeschlossen in der Hoffnung, die ganze Welt mit Magneten von großer Kraft zu versehen. Einen dieser Magnete, der 68 schwedische Pfund wiegt, hat, wie wir lesen, unser berühmter Meteorolog Prof. Dove in Berlin erworben.

Ernst Renan über den Gegensatz zwischen den semitischen und indoeuropäischen Völkern. Herr Renan, welcher dem großen Publikum durch sein viel gelobtes und viel angefeindetes „Leben Jesu" bekannt geworden ist, nimmt als Gelehrter eine hervorragende Stelle ein; namentlich gilt seine Geschichte der semitischen Sprachen für ganz ausgezeichnet; die alte Kultur und Literatur Vorderasiens bildet recht eigentlich das Feld, auf welchem er sich am liebsten bewegt. Wir entlehnen einem Vortrage, welchen er an der pariser Universität gehalten, einige Stellen.

Schon seit den Zeiten des Mittelalters weiß man, daß die Hebräer, Phönicier, Karthager, Babylonier, wenigstens von einer bestimmten Zeit an, die Araber und die Abessinier eng mit einander verwandte Sprachen geredet haben. Eichhorn in Göttingen bezeichnet diese Sprachengruppe als die semitische; der Ausdruck ist zwar ungenau (Globus V, S. 83), steht aber nun in allgemeiner Geltung. Bald nachher, als Europa mit dem Sanskrit näher bekannt wurde, sahen sich einige Gelehrten in Calcutta, vornehmlich aber in Deutschland, vor allen Franz Bopp, im Stande, sichere Grundlagen zu gewinnen, aus welchen sich ergibt, daß die alten Idiome des brahmanischen Indiens, die verschiedenen Mundarten Persiens, manche Dialekte im Kaukasus, das Griechische und Lateinische sammt den aus ihnen herstammenden Sprachen, sodann die slavischen, germanischen und keltischen, eine einzige große Gruppe bilden, welche, als indogermanische oder indoeuropäische, von der semitischen Gruppe völlig verschieden ist.

Die Verschiedenheit stellte sich immer schärfer heraus, seitdem das Studium der Literaturen beider Gruppen, und der Staatseinrichtungen, Sitten und Religionen der zu ihnen gehörenden Völker immer tiefer und umfassender wurde. Wir wissen heute in Folge sorgfältiger Vergleichungen, daß die alten Literaturen von Indien, Griechenland, Persien und der germanischen Völker einem gemeinsamen Stamme angehören, und daß in ihnen eine tiefgewurzelte geistige Aehnlichkeit gefunden wird. Die Literaturen der Araber und der Hebräer haben unter einander viel Verwandtes, aber so wenig als irgend möglich haben sie mit den eben genannten Völkern gemeinsam. Bei den semitischen Völkern suchen wir vergeblich nach einem Epos oder Drama; eben so wenig haben die Indoeuropäer etwas, das den Kasida der Araber entspräche, oder der eigenthümlichen Auffassungs- und Ausdrucksweise, der Eloquenz, durch welche sich die jüdischen Propheten und der Koran auszeichnen.

Das Gleiche gilt von den Staatseinrichtungen der beiden großen Gruppen. Die Indoeuropäer hatten von Anbeginn an eine alte Richtschnur, man könnte sagen, einen Codex, von welchem wir Ueberreste finden bei den Brahmanen Indiens, in den Gesetzen der Römer, Kelten, Germanen und Slaven. Das patriarchalische Leben der Hebräer und Araber wurde durch ganz andere Gesetze geregelt. Sodann hat eine Vergleichung der Religionen ein helles Licht auf diese Frage geworfen. Neben der vergleichenden Sprachwissenschaft ist in Deutschland auch eine vergleichende Mythologie entstanden, und diese liefert den Nachweis, daß alle indoeuropäischen Völker Anfangs neben gleicher Sprache auch dieselbe Religion gehabt haben, von welcher diese Völker dann Bruchstücke mit sich in ihre neuen Wohnsitze brachten. Diese Religion, die Verehrung der Urkräfte und äußeren Erscheinungen der Natur, entwickelte sich zu einer Art von Pantheismus, während die Entwicklung bei den Semiten eine durchaus verschiedene war. Judenthum, Christenthum und Islam haben einen Charakter des Dogmatismus, Absolutismus und strengen Monotheismus, wodurch sie sich durchaus von den indoeuropäischen, oder wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, heidnischen Religionen durchaus unterscheiden. —

Die indoeuropäischen und semitischen Nationen sind auch heute noch durchaus verschieden von einander. Ich lasse die Juden bei Seite, die in Folge einer ganz eigenartigen, wunderbaren Geschichtsentwicklung eine Ausnahmestellung in der Menschheit einnehmen. Aber der Araber, oder wenn ich mich allgemein ausdrücken darf, der Muselmann, ist auch heute noch von uns so getrennt, wie nur jemals. In unseren Tagen wird der semitische Geist durch den Islam repräsentirt. Wer den Orient kennt, weiß, daß der Muselmann und der Europäer, wenn man sie neben einander stellt, wie Geschöpfe von ganz verschiedener Species sich ausnehmen; sie haben im Denken und Fühlen mit einander Nichts gemein. Aber der Fortschritt der Menschheit wird durch den Widerstand entgegengesetzter Bestrebungen gefördert, durch eine Art von polarem Gegensatze, in Folge dessen jede Idee ihre ausschließlichen Vertreter findet. Im Großen und Ganzen kommt durch diese Gegensätze eine Harmonie heraus und aus dem Aneinanderprallen scheinbar feindlicher Elemente keimt Friede hervor. —

Renan erörtert dann, was die semitischen Völker für die Civilisation der Welt gethan hätten, und betont namentlich, daß sie für die volkswirthschaftliche Entwicklung durchaus unfruchtbar gewesen seien. Er fragt: Was verdanken wir ihnen in der Kunst? Nichts. Diese Völker haben nur geringen Kunstsinn; unsere Kunst hat ihre Ursprünge und Anfänge bei den Griechen. In der Poesie haben wir aber allerdings mit den Semiten, ohne doch von ihnen abhängig zu sein, Manches mit ihnen gemeinschaftlich; so sind z. B. die Psalmen in gewisser Beziehung eine Quelle auch für unsere Dichtung geworden.

In der eigentlichen Wissenschaft und in der Philosophie fußen wir dagegen völlig auf den Griechen. Die Semiten gingen nicht auf den Grund und die Ursache der Dinge ein, sie kannten keine Wissenschaft um der Wissenschaft willen, wohl aber die Griechen. Babylon kannte freilich eine Annäherung an die Wissenschaft, aber doch nicht die wirklichen Elemente derselben; die Aegypter kannten die Geometrie, aber sie schufen doch nicht die Elemente Euclids. Der alte semitische Geist war seinem ganzen Wesen nach antiphilosophisch und antiwissenschaftlich. Im Hiob erscheint das Forschen nach den Ursachen beinahe als eine Gottlosigkeit, und im sogenannten Prediger Salomonis wird die Wissenschaft für eitel erklärt. Der Verfasser rühmt sich, daß er Alles unter der Sonne gelernt habe, und daß ihm doch Alles eitel erscheine, ihm Ueberdruß errege. Da ist Aristoteles, der ungefähr gleichzeitig schrieb, ganz anders. Dieser Grieche hätte mit mehr Recht von sich sagen können, daß er das Universum durchdrungen habe, aber bei ihm ist keine Spur von Ueberdruß.

Die Weisheit der semitischen Völker ist nie über Parabeln und Sprüchwörter hinausgekommen. Man spricht viel von arabischer Wissenschaft und Philosophie, und während des Mittelalters sind allerdings die Araber etwa zwei Jahrhunderte lang die Lehrer Europa's gewesen; das wurde aber sofort anders, als die griechischen Urschriften zugänglich wurden. Was man arabische Wissenschaft und Philosophie nennt, war nur ein schwacher Abklatsch, eine Nachbeterei der Griechen, und die dürftigen Uebersetzungen verloren allen Werth, als man die Urschriften kennen lernte. Es hatte seine guten Gründe, daß man nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften einen förmlichen Kreuzzug gegen diese arabischen Machwerke unternahm.

Uebrigens stellt sich bei näherer Prüfung heraus, daß selbst diese sogenannte arabische Wissenschaft gar nicht einmal eigentlich arabisch ist. Die Unterlage ist griechisch, und unter denen, von welchen jene „Wissenschaft" herrührt, ist kein einziger ächter Semit; sie sind Spanier oder Perser, die Arabisch schrieben. Die Rolle, welche die Juden im Mittelalter als Philosophen spielten, beschränkt sich auf das Dolmetschen, Uebersetzen. Eine einzige Seite Roger Baco's enthält mehr ächt wissenschaftlichen Geist, als alles dieses semitische Wissen zweiter Hand, dem jede wahre Urthümlichkeit fehlt und das lediglich als Glied in der Kette der Tradition Beachtung verdient.

In Bezug auf die Moral stehen die Semiten stellenweise sehr hoch und rein da, und in Bezug auf Gewerbsamkeit, Erfindung

und materielle Civilisation verdanken wir ihnen ohne alle Widerrede sehr viel.

Aber wir verdanken ihnen in keiner Weise unsere staatlichen Grundlagen, oder unsere Kunst, Philosophie, Poesie oder Wissenschaft, wohl aber die Religion. Die ganze civilisirte Welt, mit Ausnahme von Indien, China und Japan und den weniger civilisirten Völkern, hat semitische Religionen angenommen. Die ganze Welt, welche wir von unserem Standpunkt aus als civilisirt bezeichnen, ist jüdisch, christlich oder mohammedanisch. Die indoeuropäische Gruppe hat, mit alleiniger Ausnahme des brahmanischen Zweiges und der wenig zahlreichen Parsis, semitischen Glauben angenommen. Es ist in der That eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß Völker, welche bestimmend auf die Geschicke einwirken, ihrer eigenen Religion entsagten, um jene der von ihnen überwundenen anzunehmen.

Wohin gehen die Ausfuhren Englands? Nichts zeigt deutlicher die Solidarität der Handelsinteressen über den ganzen Erdball, als eine Aufzählung der Ausfuhren, welche der größte Handelsstaat, den die Welt je gesehen, Großbritannien, über die weite Welt vertheilt. Es ergibt sich aus den Tabellen, daß Deutschland der drittbeste Kunde Englands ist, und daß es schon aus diesem Grunde als ein Fehlgriff der englischen Regierung erscheint, uns Deutsche in einer oft frechen und oft geradezu stupiden Weise zu brüskiren. Die Lords Palmerston und Russel und deren Organe haben es dahin gebracht, daß wir in Deutschland, ohne Unterschied der Partei, und vielleicht mit Ausnahme einiger Krämer, die Engländer theils hassen und theils verachten. Deutschland nimmt beinahe so viele englische Waare wie Ostindien oder wie die Vereinigten Staaten; wenn man aber bedenkt, daß von den englischen Einfuhren in Holland und Belgien ein sehr beträchtlicher Theil für Deutschland bestimmt ist, so steht Deutschland in erster Reihe; es ist ein doppelt so guter Kunde für John Bull als Frankreich, das nur etwa die Hälfte so viel englische Waaren kauft wie wir.

Die Gesammtausfuhr betrug 1863: 146,489,768 Pf. St. gegen 123,992,264 in 1862. Davon kommen auf: Deutschland, 1862: 12,675,300. 1863: 13,278,364. Die Einfuhr bei uns findet zumeist auf dem Seewege statt und an derselben sind direkt (von den Niederlanden abgesehen) betheiligt:

Hansestädte	1862:	9,740,336	Pf. St.	1863:	10,665,612	Pf. St.
Preußen	„	2,045,079	„	„	1,916,900	„
Hannover	„	758,334	„	„	568,497	„
Mecklenburg	„	81,841	„	„	72,517	„
Oldenburg	„	49,710	„	„	54,838	„
	„	12,675,300	„	„	13,278,364	„
Verein. St. v. N.-A.	„	14,327,870	„	„	15,351,626	„
Holland	„	6,046,242	„	„	6,317,562	„
Belgien	„	1,828,622	„	„	2,106,234	„
Frankreich	„	9,209,367	„	„	8,667,138	„
Türkei	„	4,244,865	„	„	6,881,445	„
Italien	„	5,056,329	„	„	5,903,233	„
Aegypten	„	2,405,982	„	„	4,416,240	„
Brasilien	„	3,000,093	„	„	3,633,151	„
Nichtbrit. Westindien	„	2,674,429	„	„	2,957,794	„
Rußland	„	2,078,832	„	„	2,701,640	„
China	„	2,024,118	„	„	2,412,958	„
Portugal	„	1,670,904	„	„	2,382,943	„
Mexico	„	757,823	„	„	1,677,622	„
Neu Granada	„	783,105	„	„	1,570,062	„
Chile	„	954,542	„	„	1,433,119	„
Argentin. Republik	„	854,213	„	„	1,331,138	„
Peru	„	824,585	„	„	1,027,959	„
Dänemark	„	941,771	„	„	1,005,321	„
Oesterreich	„	787,053	„	„	1,002,367	„
Westafrika	„	939,208	„	„	655,238	„
Java ꝛc.	„	776,564	„	„	652,025	„
Schweden	„	603,013	„	„	605,591	„
Norwegen	„	506,059	„	„	558,149	„
Philippinen	„	458,404	„	„	556,863	„
Uruguay	„	453,790	„	„	534,741	„
Hayti	„	473,400	„	„	528,904	„
Venezuela	„	224,825	„	„	389,361	„
Griechenland	„	248,223	„	„	341,991	„
Marokko	1852:	155,135	Pf. St.	1863:	174,550	Pf. St.
Südsee-Inseln	„	24,402	„	„	141,119	„
Centralamerika	„	166,376	„	„	140,799	„
Japan	„	21	„	„	108,897	„
Cochinchina	„	247	„	„	36,597	„
Kirchenstaat	„	46,991	„	„	27,005	„
Cabo verden	„	18,487	„	„	26,522	„
Ostafrika	„	24,235	„	„	15,289	„
Madagaskar	„	—	„	„	13,085	„
Siam	„	21,907	„	„	11,958	„
Algerien	„	46,253	„	„	11,732	„
Ecuador	„	1076	„	„	9878	„
Portug. Indien	„	—	„	„	7211	„
Tunis	„	1353	„	„	4924	„
Arabien	„	—	„	„	1189	„
Nördl. Walfischerei	„	160	„	„	23	„
Persien	„	22,517	„	„	—	„
Paraguay	„	1764	„	„	—	„
Bolivia	„	664	„	„	—	„

Wir müssen diesen Ziffern noch jene über die britischen Kolonien hinzufügen, oder vielmehr der auswärtigen Besitzungen, die zum Theil als Handelsniederlagen betrachtet werden können. Eine solche ist z. B. Gibraltar als Smuggllernest gegenüber Spanien und als Depot für die Ausfuhr nach Marokko, die in der obigen Tabelle mit einer nur niedrigen Zahl auftritt.

Indien	1862:	14,617,673	Pf. St.	1863:	19,965,657	Pf. St.
Australien u. Neuseel.	„	11,944,506	„	„	12,506,334	„
Britisch N.-Amerika	„	3,991,010	„	„	4,819,030	„
Westindien	„	2,304,917	„	„	2,636,164	„
Singapore	„	1,064,681	„	„	1,486,813	„
Hong Kong	„	1,113,224	„	„	1,473,431	„
Gibraltar	„	996,913	„	„	1,267,911	„
Kap d. gut. Hoffnung	„	1,651,534	„	„	1,230,548	„
Ceylon	„	573,998	„	„	1,076,023	„
Kanal-Inseln	„	851,518	„	„	866,216	„
Malta	„	432,731	„	„	623,144	„
Bermuda	„	218,859	„	„	612,442	„
Mauritius	„	519,868	„	„	521,838	„
Guyana	„	481,254	„	„	513,357	„
Jonische Inseln	„	282,349	„	„	405,177	„
Westafrika	„	349,619	„	„	313,553	„
Natal	„	240,202	„	„	281,982	„
Honduras (brit.)	„	108,273	„	„	166,062	„
Aden	„	47,201	„	„	45,917	„
St. Helena	„	49,562	„	„	33,545	„
Kaffraria	„	29,517	„	„	11,851	„
Falklands Inseln	„	9716	„	„	11,303	„
Ascension	„	11,415	„	„	7056	„
Labuan	„	4694	„	„	—	„
Helgoland	„	115	„	„	—	„

Es ergibt sich demnach eine Gesammtziffer von

1862: 123,992,264 Pf. St. 1863: 146,489,768 Pf. St.

Diese scheinbar trockene Tabelle ist aber in volkswirthschaftlicher und handelspolitischer Beziehung von großem Belang. Vielleicht knüpfen wir gelegentlich an diese Ziffern einige handelsgeographische Betrachtungen.

Der Handel mit Butter ist von ungeheuerm Belang, und die Ziffern belaufen sich ins Kolossale. Man ersieht aus einem englischen Blaubuche, daß das vereinigte Königreich im Jahre 1848 erst 281,969 Centner Butter aus anderen Ländern einführte. Zehn Jahre später, 1858, 425,633 Centner im Werthe von 1,842,158 Pf. St; im Jahre 1860 992,772 Centner im Werthe von 4,078,017 Pf. St. und 1862 986,708 Centner im Werthe von 4,923,100 Pf. St.

Bevölkerung Altenburgs. Die im December 1863 im Herzogthume vorgenommene Volkszählung hat die Bevölkerung des Landes auf 139,062 Seelen ermittelt, wovon in den zehn Städten 46,886, in den 464 Dörfern 92,176 wohnten. Die Stadt Altenburg zählte 17,459 Einwohner. Gegen den Schluß des Vorjahres 1862 hat sich die Bevölkerung um 1179 Seelen oder 0,8 Procent gehoben.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Streifzüge in der spanischen Provinz Valencia.

I.

Murviedro und das alte Saguntum. — Straßenfiguren in Valencia. — Die Toreros nach beendigtem Stiergefechte. — Ausflug nach der Albufera. — Leben auf der Lagune. — Die Dehesa, der Dünenstreifen. — Glorietas und Reisfelder. Ungesunde Aecker. — Das Städtchen Alberique. — Uferlandschaft der Albufera. — Die große Batida und das Wassergeflügel. — Casas de recreo. — Fischfang. — Die Orangenhaine von Alcira und Carcagente.

Wir wollen unsere Leser wieder einmal nach der pyrenäischen Halbinsel führen, in „das schöne Land des Weins und der Gesänge“ *).

Reisende, welche einige Zeit in Valencia verweilen, pflegen die Stadt Murviedro zu besuchen. Sie liegt gen Norden hin, an der nach Tarragona führenden Straße, unweit der Mündung des Palancia in das Mittelländische Meer; die Zahl der Einwohner beläuft sich auf etwa 7000. Dieses Murviedro (die alten Mauern) erhebt sich auf der Stelle des berühmten Saguntum, das in den punischen Kriegen einen so berühmten Namen erworben hat. Es war eine alte griechische Kolonie, für deren Gründer Herkules galt, und hielt treu zu den mit ihr verbündeten Römern. Acht volle Monate vertheidigte sie sich tapfer gegen ein Belagerungsheer der Karthager, dann aber wurde sie von Hannibal

Ruinen eines alten Theaters zu Murviedro (Saguntum). (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

erstürmt, ein großer Theil der Bürger wurde unter den Schutthaufen der Häuser begraben, kam in den Flammen um, oder wurde vom Schwerte der Sieger hinweggerafft. Die Stadt des Herkules war dann eine große Ruine, aber noch heute sind Bruchstücke übrig, welche an die alte Pracht und Größe erinnern. Zu diesen gehören die Reste eines noch ziemlich wohl erhaltenen Theaters, am Abhang des von einem Castell überragten Berges. Jahrhunderte lang hat Saguntum verödet gelegen, bis die Araber kamen und auf dem Gemäuer der alten Stadt eine neue bauten. Noch

*) Vergleiche Globus III, S. 257 ff.: „Nach Barcelona, der Hauptstadt Cataloniens“; und IV, S. 97 ff.: „Stiergefechte zu Valencia im Jahre 1862“. Unsere obigen Schilderungen schließen sich diesem letztern Aufsatz an. Die Unterlage des Textes bildet eine Reiseskizze von Ch. Davillier, welche wir mehrfach ergänzen; die Erläuterungen sind von Gustav Doré.

heute trägt dort, wie überhaupt in Valencia und vielen anderen Theilen Spaniens, Manches ein maurisches Gepräge.

In Valencia war 1862 die Saison der Stiergefechte vorüber, neue „Corridas" standen nicht in Aussicht, und unsere beide Touristen gewannen Zeit, sich andere Dinge zu betrachten. Sie machten Studien auf den Gassen und Gustav Doré entwarf kühne Zeichnungen. An der einen Straßenecke sah er Melonenverkäufer, an einer andern hübsche Kinder und häßliche alte Frauen; er sah, wie die Toreros, nachdem sie Ruhm und Geld bei den Stiergefechten erworben, mit nicht geringem Selbstgefühl und von einem bewundernden Publikum geleitet durch die Gassen einherschritten und ihre Cigarette schmauchten; auch folgte er ihnen in eine Schenke und hörte, wie sie dort ihre Großthaten zum Besten gaben.

Inzwischen hatten tausende von Menschen Valencia verlassen, die Bewohner des Gartenfeldes, der Huerta, waren in ihre Dörfer und strohgedeckten Hütten heimgekehrt, und es war wieder ruhig in der alten Stadt.

Wir haben die Leistungen des Tato (Globus IV, 143), des berühmten Stierkämpfers, geschildert. Er wollte sich nun mit seiner ruhmgekrönten Cuadrilla nach Barcelona begeben und wartete auf einen Dampfer, der von Alicante herauf kommen sollte. Die Kämpfer hatten Muße vollauf und schlenderten auf der Saragossa-Straße, Calle de Zaragoza, hin und her. In jedem Kaffeehause waren sie willkommene Gäste, und die Bewunderung, welche man ihnen auch dort zollte, that ihrem Gemüth offenbar sehr wohl. Einige von ihnen konnten auch lesen und studirten in den Zeitungen, um an der Schilderung ihrer Thaten sich zu erfreuen.

Das Publikum erörterte mit großer Lebhaftigkeit die Vorzüge und das Verfahren der einzelnen Toreros und der Stiere, genau in derselben Art, wie man einen Tenorsänger, Schauspieler, Kanzel- oder Parlamentsredner kritisirt, und das Diario de Valencia bot allen Pomp der Sprache auf, um die Begebenheiten des großen Tages würdig darzustellen. Die Schilderung nahm im Drucke nicht weniger als acht große Spalten ein und war reichlich mit Versen durchspickt. Jeder einzelne Stier, jeder Picador, jeder Espada, jedes Anheften der Banderillas wurde eingehend und mit den mannigfaltigsten Wendungen besprochen.

Wir jedoch, sagt Davillier, hatten nun genug der tauromachischen Aufregungen und dachten an die Abreise aus der alten Stadt des Cid Campeador. Aber der bezaubernde Einfluß des herrlichen Klimas war so süß, und das Nichtsthun behagte uns so vortrefflich! Wunderbar schnell hatten wir uns an ein beschauliches, halborientalisches Leben gewöhnt. Je nach der Tageszeit suchten wir schattige Kühle unter den Palmen und Bananen der Glorieta oder Alameda, oder hielten unsere Siesta unter den Bögen der Puente de Serranos, denn unter dieser Brücke, welche über das oftmals trocken liegende Bett des Guadalaviar geschlagen ist, fanden wir zwar kein Wasser, wohl aber grünen Rasen.

Ein uns befreundeter Valencianer, der ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war, stellte uns schöne Genüsse in Aussicht; wir sollten ihn nach der Albufera von Valencia begleiten. Er ging mit uns in das sehr hübsche Naturalienkabinet der Universität, das an ausgestopften Vögeln reich ist; namentlich enthält es nicht weniger als 60 verschiedene Arten von Wasservögeln, die alle auf der Albufera geschossen worden sind; unter denselben befindet sich auch der Flamingo.

Albufera bedeutet im Arabischen Lagune. Dieser Strandsee liegt nur vier Wegstunden von Valencia entfernt und hat von Norden nach Süden eine etwa vier Stunden lange Ausdehnung. Vom Miqueletthurm der Kathedrale aus gesehen, erscheint er als ein blanker Spiegel, welcher mit dem Meere verschwimmt; von diesem ist er nur durch einen langen und schmalen Dünenstreifen, die Dehesa, geschieden. Die Lagune und das anliegende Land bildeten einst eine Domäne, welche reichlich zwei Millionen Thaler werth war. Napoleon schenkte dieselbe seinem Marschall Suchet, welchem er auch den Titel eines Herzogs von Albufera verlieh. Valencia war 1812 vom englischen General Blake besetzt; dieser mußte capituliren, obwohl er 390 Kanonen und noch 20,000 Mann unter seinem Befehl hatte.

Die Lagune ist wieder Eigenthum der spanischen Krone geworden; diese verpachtet die Fischerei und die Jagd; es besteht aber nach wie vor ein alter Brauch, demgemäß Jedermann zwei Mal im Jahre ganz nach Belieben fischen und jagen darf, nämlich am Martinstage, 11. November, und am Katharinentage, welcher auf den 27. desselben Monats fällt. Dann ist ein wahres Volksfest, an beiden Tagen strömen gewiß 10 bis 12,000 Menschen zusammen, und der Strandsee ist von mehreren hundert Fahrzeugen verschiedener Größe belebt.

Der Martinstag nahete heran, und wir hatten gerade noch Zeit, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Jagdgewehre besorgte unser Freund; er führte uns auch nach der Pechina, einer Stätte, wo die Valencianer mit Leidenschaft dem Taubenschießen obliegen, dem tiro de las palomas. Der Vorsicht halber hatten wir in der Posada de Teruel eine Tartane in Beschlag genommen und waren also wegen unseres Fortkommens am Martinstage vollkommen beruhigt. Schon vor Sonnenaufgang hielt unser Tartanero vor der Thür der Fonda, und bald nachher lag Valencia uns im Rücken. Wir waren durch das prächtige Gebirgsthor, la puerta de Serranos, gekommen; dieses Bauwerk stammt aus dem 15. Jahrhundert. Dann fuhren wir durch das Bett des Guadalaviar und waren nun im Gartenfelde.

Drei Viertheile aller Valencianer haben den Vornamen Vicente, und natürlich hieß auch unser Tartanero nicht anders. Unter dem Vorwande, daß er so schnell als möglich ans Ziel kommen wolle, fuhr er auf einem ganz fürchterlichen Wege. Die Tartane hat bekanntlich keine Federn; sie machte entsetzliche Sprünge, doch das kannten wir ja schon von Barcelona her. Wir müssen aber diesem Vicente zum Ruhme nachsagen, daß er uns wenigstens nicht umwarf, obwohl er wie toll und blind jagte, um allen Anderen zuvorzukommen; er vermied alle Schlaglöcher, that sich viel darauf zu Gute und betonte, daß es ihm darauf ankomme, zu beweisen, wie seine valencianischen Landsleute die geschicktesten Caleseros in ganz Spanien seien.

In der Umgegend von Valencia findet man viele Obstgärten, Glorietas, in welchen die Bäume, gemäß einer Modegrille aus dem vorigen Jahrhundert, in seltsamer Weise gezogen und zugestutzt sind. Diese Künstelei macht keinen guten Eindruck, man sieht aber bald darüber hinweg, weil der ganze Pflanzenwuchs sehr üppig erscheint. Nachdem wir etwa anderhalb Stunden weit durch solche Glorietas gefahren waren, befanden wir uns in den Tierras de Arroz, den Reisäckern. Mit dergleichen ist die ganze Nord- und Westküste der Albufera eingefaßt, und man bezeichnet diese Ländereien als Arrozales. In diesem Theile der valencianischen Huerta ist die Zahl der Bewässerungsgräben so groß, daß wir alle fünf Minuten über einige derselben kamen. Es gibt eine Specialkarte derselben, welche man nicht mit Unrecht einem Spinnennetze verglichen hat. Der Reis verlangt bekanntlich eine große Menge Feuchtig-

Melonenverkäufer in Valencia. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Mädchen in Valencia. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

keit und muß mehrmals ganz mit Wasser bedeckt sein, wenn er reichen Ertrag geben soll; deshalb wird um jeden Acker der Boden aufgeworfen, damit das Wasser nicht abfließen könne. In Valencia nun gedeiht diese Getreideart ganz vortrefflich, aber die Ausdünstung der Reisfelder ist in hohem Grad ungesund und rafft in jedem Jahre Menschen dahin. Das begreift man auch leicht, denn Valencia hat ein Klima, das an jenes tropischer Gegenden erinnert. Fast alle Feldarbeiter sind von Wechselfiebern geplagt; die Leute stehen oft vom Morgen bis zum Abend mit den Füßen im Wasser, während ihnen die heiße Sonne auf Kopf und Schultern brennt.

Die ausgedehntesten Arrozales liegen bei der kleinen Stadt Alberique, und man hat im Land ein Sprüchwort, welches auf den Ertrag der Reiskultur und auf die Ungesundheit anspielt. „Willst du kurze Zeit leben und reich werden, dann geh nach Alberique.“ Im Valencianischen:

Si vols vivre poc, y fer te ric
Vas ten a Alberic.

Bekanntlich haben das Catalonische und Valencianische eine nahe Verwandtschaft mit dem Limousin; aber viele Ortsnamen in der Provinz erinnern an die Araber, so z. B.: Beni Muslem, Beni Mamet, Beni Parrell, Beni Farraig, Alfafar, Algemeci und viele andere, die noch heute gerade so heißen, wie vor 800 Jahren.

Wir kamen über den großen Kanal, Acequia del Rey, der seinen Abzug in die Albufera nimmt, und gleich nachher lag der prächtige See in seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Sein Horizont wurde von der steilen Sierra de la Falcouera und durch das Gebirge von Mondnber begrenzt. Am Strande herrschte reges Leben, und wer die Valencianer am St. Markustage nicht gesehen hat, kann sich keine richtige Vorstellung von der ausgelassenen Munterkeit dieser Südländer machen. Es war noch früh am Tage, aber wir fanden schon eine große Menschenmenge in den buntesten Gruppen. Hier suchten Leute ein wenig Schatten hinter ihrer Tartane, Andere hatten sich auf der platten Erde gelagert und ließen sich tapfer von der lieben Sonne bescheinen; offenbar mundete ihnen das Frühstück, und der schwarze Wein, welcher aus den ledernen Schläuchen herausfloß, war ihnen ein nicht zu verachtendes Labsal. Kleinkrämer boten allerlei Tand feil, Andere verkauften Orchata de chufas oder Agua de cebada, überhaupt Erfrischungen, die in Spanien bei keinem Volksfeste fehlen. Blinde Musikanten kratzten auf Zithern und Guitarren oder schlugen das Tamburin, theils um den Gesang irgend einer Ballade zu begleiten, theils um Gruppen von Tänzern

Alte Frau in Valencia. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

aufzuspielen. Ueberall vernahm man die Weise der Jota aragonesa oder der Rondalla valenciana.

Inzwischen machten die Jäger sich mit ihren Gewehren zu schaffen und hielten sich in Bereitschaft, denn die große Batida sollte nun beginnen. Etwa in der Mitte des Sees gewahrten wir an verschiedenen Punkten große schwarze Flecke, deren einige wohl ein paar hundert Schritte lang sein mochten. Das waren die Wasservögel, namentlich die wilden Enten, auch jene mit schwarzem Gefieder, welche man in Spanien als Cercetas bezeichnet. Dazu kamen noch viele andere, und sie alle ahnten nicht, was ihnen in der nächsten Zeit bevorstand.

Jetzt wurde ein Zeichen gegeben; Jeder bestieg seinen Nachen, und die sämmtlichen Fahrzeuge setzten sich mit großer Ordnung in Bewegung, um in einer langen Linie nach der Mitte des Sees hin zu rudern. Als wir dem Ziele näher kamen, bildeten sie einen Kreis und schlossen das Geflügel ein. Eine aus mehreren tausend Vögeln bestehende Wolke erhob sich in die Luft, und dann begann das Knattern, wie bei einem Heckenfeuer. Die Vögel stiegen nun alle auf, die Jäger schossen in die dichten Massen hinein und hatten alle Hände voll zu thun, um ihre Beute aus dem Wasser aufzufischen und rasch wieder zu laden.

Nach einiger Zeit suchten die verfolgten Thiere Zuflucht und Schutz am gegenüber liegenden Strand, aber auch dorthin wurden sie verfolgt. Die Fahrzeuge bildeten abermals eine lange Linie, und der kleine Krieg nahm seinen Fortgang. Gustav Doré war so glücklich, einen prächtigen Flamingo zu schießen und galt seitdem für einen muy diestro cazador, d. h. einen sehr geschickten Jäger.

Die Jagd war überhaupt ergiebig ausgefallen, und unter der Beute befanden sich auch einige seltene Zugvögel. Die meisten Nachen ruderten so rasch als möglich ans Ufer zurück, denn der Tag begann sich zu neigen, und nun suchte Jeder seine Tartane auf. Wir aber hatten Erlaubniß bekommen, noch am folgenden Tag unsere Jagd fortzusetzen und ganz nach unserem Belieben zu fischen. Wir begaben uns nun nach Cilla, einem kleinen Flecken, wo wir dem Posadero, dem Gastwirth, Inhaber der Posada, Vögel in Menge gaben, damit er uns ein Abendessen bereite. Das that er auch, aber Alles schwamm in ranzigem Oel und war nicht zu genießen.

Früh am Morgen stellten wir den Kaninchen nach, welche auf der Stranddüne in Menge vorkommen. Der See war heute ganz vereinsamt, die Vögel hatten Ruhe. Ein Gang am Strande der Albufera, den man freilich nur im Herbst und Winter machen kann, ist entzückend. Während der schwülen Hitze in den Sommermonaten kann man ihn nicht unternehmen, auch sind dann die Stechmücken geradezu unerträglich. Die Casas de recreo, Häuschen mit weißangestrichenen Mauern, in welchen die Jäger zu verweilen

Toreros in der Calle de Zaragoza zu Valencia. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

pflegen, stehen dann leer, und selbst die Fischer müssen gegen Abend den See fliehen und in den landeinwärts liegenden Dörfern ein Unterkommen suchen.

Wir gingen am Strande hin, schossen dann und wann eine Bekassine oder eine Krickente oder irgend einen andern Vogel, den wir aus dem Röhricht aufscheuchten, und kamen dann auf die Stranddüne, die Dehesa. Sie ist etwa vier Stunden lang, eine halbe Stunde breit, trennt, wie schon gesagt, das Wasser des Strandsees vom Meere und erinnert in mancher Beziehung an den Lido, welcher sich zwischen den Lagunen Venedigs und der Adria hinzieht.

Die Dehesa ist, wie schon die Benennung andeutet, ein durchaus unbebautes Gelände und erhebt sich nur wenige Fuß über den Meeresspiegel. Sie ist mit verkrüppeltem Nadelholz, Lentiscus, Terebinthen und mancherlei wildem Gesträuch bewachsen; auch findet man Binsen (Alfalfa), Schilf und Rohr verschiedener Art, und diese alle bieten den

Der Torero erzählt in der Schenke seine Großthaten. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Der Guadalaviar. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Die Strandlagune, Albufera. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Wasservögeln einen willkommenen Schutz. Der Jäger hat hier seine große Freude. Wir haben die Dehesa ihrer ganzen Länge nach durchzogen und dort manches Kaninchen und rothfüßige Rebhuhn geschossen. Wir hatten Spätherbst, aber das Wetter war drückend heiß, und wir verließen das edle Waidwerk, um uns dem Fischfang zu widmen. Ein „Pescador" aus Sueca, einer kleinen Stadt am Südufer der Lagune, war rechtzeitig zur Stelle und bewährte sich als einen erfahrnen Mann.

Der Fischfang auf der Albufera ist nicht minder ergiebig, als die Jagd; der Ertrag kommt auf den Markt von Valencia. Besonders vortheilhaft erscheint der Aalfang; auch fängt man in Menge die sogenannten Llobarros, welche auch an den Küsten der Provence vorkommen und dort als „Wölfe" bezeichnet werden. Ganz dunkle Nächte sind dem Fischer am liebsten, und es ist gut, wenn der Wind etwas geht; dann fängt man die Aale auf einen Zug zu hunderten, und manchmal sind die geflochtenen Körbe zum Aufbewahren, die Nasas, nicht groß genug, um den ganzen Fang aufzunehmen.

Endlich mußte geschieden sein, und wir beschlossen, in Cullera zu übernachten; dieses hübsche Städtchen liegt unweit von der Mündung des Jucar; wir konnten von dort bequem nach Alcira und Carcagente gelangen und

Straßenmusikanten. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

hier im Schatten der berühmten Orangenhaine ausruhen. Also bestiegen wir eine Tartane, fuhren einige Zeit am Jucar hin, aus welchem eine Unzahl von Bewässerungskanälen ins Land hinein geleitet ist, und gelangten nach Alcira, wo klassischer Boden für Apfelsinen ist; dasselbe gilt von Carcagente.

Der Anbau dieser Südfrucht verlangt selbst in dem warmen valencianischen Klima viel Arbeit und Pflege. Die Bäume gedeihen nicht in jedem Boden, sondern wollen am liebsten ein leichtes, etwas sandiges Erdreich; auch müssen

Jagd auf Flamingos. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

sie oft bewässert werden, mindestens jeden zwanzigsten Tag, vom Ende des Februar bis gegen Ausgang des November. Man hat zu diesem Behufe viele Kanäle und Norias (Schöpfräder) angelegt; im Winter braucht man keine Bewässerung, wenn nicht etwa übermäßige Dürre eintritt. Aber dreimal im Jahre ist reichliche Düngung erforderlich, heftige Winde schaden, und man schützt deshalb die Bäume, welche an ausgesetzten Punkten stehen, vermittelst dichter Pflanzungen von Cypressen und hohem Rohre. Die Leute wissen übrigens sehr wohl, daß die Bäume einen Ertrag geben, welcher genau im Verhältniß der auf sie verwandten Sorgfalt steht.

Die auf freiem Felde stehenden Orangen im Königreiche Valencia sind von zweierlei Art; die eine erhält man aus den Samenkernen, und das sind die Naranjos de semilla und die andere, Naranjos enjertados, durch Oculiren. Die letzteren geben die saftigsten Früchte, doch dauern die Bäume nicht so lange aus und werden auch nicht so hoch, als jene von den Naranjos de semilla. Diese findet man bis zu 25 Fuß Höhe, und sie werden bis zu 100 Jahren und darüber alt. Daß die Orangenbäume, die wir (in Frankreich und Deutschland) in Warmhäusern überwintern, noch weit älter werden, ist bekannt. Pfropfreiser für die Orangenbäume nimmt man vom Citronenbaum oder von der großen Poncinocitrone und ängelt sie in den etwa daumsdicken Stamm während der Monate von April bis Juni ein. Diese Orangenbäume leben nur etwa 30 Jahre lang, aber ihre Früchte werden etwas früher reif, als die anderen Sorten. Vor dem fünften Jahre gibt nur selten ein Orangenbaum Frucht, aber wenn ein Stamm seine volle Tragfähigkeit erhalten hat, gibt er im Jahre bis zu 2000 Stück Früchte, und der spanische Naturforscher Cavanilles versichert, daß man auch schon bis 5000 von einem einzigen Baume gewonnen habe. Die Früchte von noch jungen Bäumen sind dicker, als jene von älteren, diese haben aber den Vorzug einer dünnern Schale und eines weit süßern Saftes. Im Monat November nehmen die Früchte ihre schöngelbe Farbe an, sind aber dann noch lange nicht vollreif; die, welche im Januar durch den Handel versandt werden, sind nur erst halbreif; vollreife würden beim Transporte verderben.

Recht saftige, schmackhafte Apfelsinen muß man im Frühjahr, etwa im Mai, vom Baume pflücken, und die Feinschmecker verstehen sich gar wohl auf die Kennzeichen. Sie wählen vorzugsweise gern eine Frucht, deren Schale an der dem Stielende entgegengesetzten Stelle einen kleinen blaßgelben Kreis zeigt, aus welchem ein etwas klebriger Saft hervordringt. Daran erkennen sie die volle Reife.

Die Weinrebe als Kulturpflanze und der Wein als Getränk bei den verschiedenen Völkern.

Von **Georg Ebers.**

I.

Der Wein ist unendlich alt und muß unserem Geschlechte schon bekannt gewesen sein, als dasselbe noch in seiner sogenannten gemeinsamen Wiege lebte und, wie man zu sagen pflegt, eine „gemeinsame Sprache" redete.

Wir brauchen den verehrten, mit den klassischen und neueren Sprachen jedenfalls vertrauten Leser nur aufzufordern, das Wort „Wein" in alle ihm geläufigen europäischen Idiome zu übersetzen (οἶνος, vinum, vino, Wein, vin, wine, wina), um ihm den Beweis für unsere obige Behauptung zu liefern.

Um so befremdender ist es, wenn wir bei denjenigen Nationen indo-germanischer Herkunft, welche theils im Mutterlande sitzen blieben, theils, statt nach Westen, gen Süden gewandert sind, den Wein ganz anders benennen hören.

Während zahlreiche andere Wörter (wie Vater, Mutter, Joch, Salz, Sack) allen indo-germanischen Völkern gemeinsam sind, so finden wir, daß z. B. im Sanskrit das Wort „venas" keineswegs den Wein, sondern nur das Anmuthige im Allgemeinen und im Besondern den lieblichen Geschmack von Getränken bezeichnet.

Schreiber dieses ist nun der Ansicht, daß man im arischen Mutterlande zwei Worte für den Rebensaft besessen habe: Erstens das von den gen Westen wandernden Stämmen festgehaltene „vin" und zweitens das sich im Zend vorfindende „medo", welches auf Persisch mei, auf Griechisch μεδο, auf Deutsch Meth, auf Englisch mead lautete und nichts weiter bedeutet, als mit Honig vermischten Wein, — ein Getränk, welches nicht viel jünger sein wird, als der reine Rebensaft. Die in Amerika gemachten, in dem Kommissionsberichte des Repräsentantenhauses zusammengestellten Erfahrungen beweisen nämlich, daß die auf jungfräulichem Boden gepflanzten Stöcke Trauben von so geringem Zuckergehalte geben, daß sich der aus ihnen gewonnene Wein ohne Beimischung von Honig nur sehr kurze Zeit aufbewahren läßt.

Aber wir wollen uns nicht in sprachliche Erörterungen einlassen, und nur noch aus den angeführten Erscheinungen den Schluß ziehen, daß sowohl der Wein als der Meth zu den ältesten Besitzthümern unseres Geschlechts gezählt werden müssen.

Jedermann weiß, daß, nach der Bibel, der erste nachsündfluthliche Mensch das Rebenpflanzen zu seiner Lieblingsbeschäftigung gemacht habe. Nachdem sich nämlich die Arche Noäh niedergelassen und der Herr durch den Regenbogen einen Bund mit den Menschen gemacht hatte, „fing Noah an und ward ein Ackersmann und pflanzte Weinberge".

Am Fuße des Ararat, an dessen 16,000 Fuß hohem Gipfel die Arche zuerst hängen blieb, hat sich der von Noah begonnene Weinbau, des Wechsels der Zeiten spottend, bis zum heutigen Tage erhalten. Die Bewohner jener Gegend, welche von den größten Gelehrten auch für das biblische Eden gehalten wird, (!!) die Armenier, führten zur Zeit des

Herodot (im fünften Jahrhundert vor Christus) den von ihnen gewonnenen Wein in kleinen Booten von Rinderhäuten nach Babylon und haben ihres Wohlthäters Noah niemals vergessen. In der bei Eriwan gelegenen Kirche des Katholikos von Armenien zeigt man heute noch unter den kostbarsten Reliquien ein Stück von der Arche Noäh, — und in dem etwas weiter südlich gelegenen Nachitschewan (d. i. erste Wohnung) wird das Grab des Erzvaters, der hier gewohnt haben soll, den Fremden gewiesen. Der Wein von Eriwan ist in ganz Persien berühmt, und kein Volk der Welt ist einer alten Liebe (in diesem Falle der Leidenschaft für den Wein) so treu geblieben, als die Armenier, und in noch viel höherem Grade ihre nördlichen Nachbarn, die Georgier.

Was Letztere zu trinken vermögen, grenzt ans Unglaubliche. Sie tragen ihren ganzen Verdienst in die Schenke und sind unzufrieden, wenn die Wirthe der elenden Blockhäuser an der Landstraße nicht mit allen möglichen Champagner-Sorten versehen sind. Von einem Sonderlinge pflegen sie zu sagen: „Der trinkt Wasser, wie Wein!“ Die würtemberger Kolonie Marienfeld zu Tiflis verdankt ihre Blüthe eben so sehr den guten Kehlen der Kaukasier, als dem Fleiß und der Geschicklichkeit, welche die ausgewanderten Schwaben auf die Erzeugung von Wein und Bier verwenden.

Was wir von den Georgiern gesagt haben, das gilt nicht minder von dem Sohne der Steppe, dem in russischem Dienst stehenden Kosaken, welcher seiner Verwandtschaft mit den alten Scythen alle Ehre zu machen und das vor Zeiten im Munde der Griechen lebende Sprüchwort: „Er trinkt, wie ein Scythe“, noch nachträglich zu rechtfertigen sucht.

Unser geistreicher Studiengenosse, der berühmte Aegyptologe Brugsch, welcher die preußische Gesandtschaft im Jahre 1860 nach Persien begleitete, schildert in folgender rührenden Weise, wie der Kosack zum Trunkenbold wird:

„Der Kosack ist ein guter Christ und guter Sohn. Ruft ihn die Pflicht seines Soldatenstandes nach dem Kaukasus, so versäumt sein „Mütterchen“ gewiß nicht, ihm das Kreuzlein um den Hals zu binden und ein Pferdchen mit auf den Weg zu geben. Das wird gehegt und gepflegt, als wär's ein Kind des Hauses, und das Pferd scheint seinerseits den Kosacken ganz genau zu kennen und zu verstehen. Wird es krank, da wird der Kosack traurig, und stirbt es ihm, da läßt er den Kopf hängen und kann den Schmerz, das liebste Andenken des Mütterleins daheim verloren zu haben, kaum verwinden. Nicht selten sucht er im Branntwein zu vergessen, was ihm Kummer bereitet, und so wird bisweilen aus dem guten Soldaten und Sohn ein Trunkenbold.“

Wandern wir mit den beiden größten in Armenien entspringenden Strömen, dem Euphrat und Tigris, gen Süden, so gelangen wir zunächst nach Assyrien.

Daß die Bewohner dieses alten Kulturreichs schon in früher Zeit Wein getrunken haben, wollen wir durch folgende Gründe zu beweisen suchen:

1) Wissen wir, wie schon oben erzählt worden ist, daß viel Wein aus Armenien nach Babylon gebracht worden sei;

2) Pflegten die Griechen von einem den Freuden der Tafel und der Liebe ergebenen Menschen sprüchwörtlich zu sagen: „Er ist schwelgerischer als Sardanapal“, und es ist männiglich bekannt, daß dieser Sardanapal der letzte König von Ninive, ergo ein Assyrer gewesen sei. Daß derselbe, als echter Schlemmer, auch dem Trunke nicht abhold war, kann man aus seinen Standbildern ersehen, welche hellenische Berichterstatter an verschiedenen Stellen beschreiben. So hören wir z. B. von einer Statue des Sardanapal erzählen, die mit den Fingern ein Schnippchen zu schlagen schien und folgende Inschrift führte: „Iß, trinke und sei froh; alles Andere ist nicht so viel werth!“ Eine andere Grabschrift dieses Königs gibt Choerilos:

„Da du ja weißt, daß sterblich du bist, so erfreue beim Festmahl
Immer das Herz. Nicht naht dem Gestorbenen froher Genuß mehr.
Ich auch wurde zu Staub, des gewaltigen Ninive König.
Nur das, was ich beim Mahl und beim Wein und in Liebe genossen,
Hab' ich anjetzt; und zurück blieb jegliche Fülle des Reichthums.
Solche Vermahnung nur ist den Sterblichen lohnend und heilsam.“

3) Tragen viele der von Layard in den Ruinen von Ninive in neuester Zeit ausgegrabenen Basrelief-Figuren Pokale in der Hand.

4) Hat derselbe Layard nicht nur Abbildungen von Tischen mit Weinschalen und Flaschengestellen, sondern auch wohlerhaltene thönerne Krüge gefunden, welche den ägyptischen Gefäßen zur Aufbewahrung des Rebensaftes vollkommen gleichen.

5) Ersehen wir aus dem Buche des Propheten Daniel, der am assyrischen Hofe erzogen worden ist, daß man dort Wein zu trinken pflegte.

„Und Daniel nahm sich vor, daß er sich mit dem Weine, welchen der König trank, nicht verunreinigen wollte.“

Als derselbe Prophet bereits zu hohen Ehren gelangt war, gab Belsazer von Assyrien jenes berüchtigte Gastmahl: „Und da er trunken war, ließ er die goldenen und silbernen Gefäße herbringen, die sein Vater Nebukadnezar aus dem Tempel von Jerusalem weggenommen hatte, daß der König mit seinen Gewaltigen, seinen Weibern und Kebsweibern daraus tränken.“

6) Behauptet Humboldt, daß im assyrischen Hochlande die Rebe wild gedeihe. In der babylonischen Ebene kam dieselbe zur Zeit des Herodot, trotz der großen Fruchtbarkeit dieser Gegend, nicht fort. Dagegen gab es in Mesopotamien große Mengen von ergiebigen Palmen, aus deren Früchten Brot, Honig und Palmenwein bereitet wurden.

Weit bestimmtere und zahlreichere Nachrichten besitzen wir glücklicher Weise über die Geschichte des Weins bei den späteren Besiegern der Assyrer, den Persern.

Diese wußten natürlich nichts von Noah und hielten Dschemschid, den Freund des höchsten Gottes, dem die Menschheit alle guten Gaben verdanken sollte, wenigstens mittelbar für den Erfinder des Weins.

„Zu seiner Zeit“, so meldet Mirchond*), „wurde auch der Purpursaft der Traube bekannt, der ein Stärkungsmittel der Lebensgeister und die beste Verschönerungstinktur der menschlichen Gesichtsfarbe ist. Man erzählt folgendermaßen die Entdeckung des Weines: Die Traube, die lieblichste Frucht, hält sich nicht bei veränderter Jahreszeit, bei einbrechender Kälte; aber Vielen gelüstete, ihrer auch Winters und Frühlings zu genießen: also befahl Dschemschid, den Saft von den Häuten und Körnern abgesondert zu pressen und ihn täglich vor sein Angesicht zu bringen, damit er auf dem Probestein des Geschmacks die Natur desselben versuche. Dieses that er, bis der Saft bitter wurde. Da bildete der König sich ein, jetzt sei es Gift, und befahl, das Gefäß zu verschließen. Nach diesem litt eine schöne und geliebte Sklavin an Kopfschmerzen; sie beschloß,

*) Wir folgen der bei Herder von einem Ungenannten übersetzten Relation des Mirchond, welche nur unwesentlich von der des Mullah Akbers bei Malcolm abweicht.

zu sterben; hierzu wählte sie das wohlverschlossene, tödtliche Gift. Da sie ein wenig davon getrunken, fühlte sie sich ermuntert und heiter; das Kopfweh ließ nach. Mehr trank sie; da schlief sie ein. Sie hatte mehrere Tage und Nächte nicht geschlafen. Einen Tag, eine Nacht schlief sie nun fort und erwachte gesund. Dies kam vor die Ohren Dschemschids; seine Seele erfreute sich; er machte den Wein zu einem gewöhnlichen Getränke. Weil viele Kranke davon gesund wurden, bekam es den Namen Königs-Arzenei."

„Als Arzenei hat man den Wein erprüft,
Wird er mit Mäßigkeit genossen,
Allein das Wasser selbst wird Gift,
Im Uebermaß hineingegossen."

So erzählt Mirchond, während ein anderer persischer Berichterstatter mittheilt, der Wein habe, wegen der sonderbaren Art seiner Entdeckung, den Namen zacher e khoosch, d. i. süßes Gift, erhalten. Nach der Einführung des Islam in Persien wurde das edle Getränk sogar mit dem Namen „Vater des Verderbens" verunglimpft.

Vielleicht schreiben die Perser einer Frau die Entdeckung des Weines zu, weil sich ihre Damen durch ganz besondere Vorliebe für geistige Getränke auszeichnen. „Die persische Khanum oder Frau", so erzählt Brugsch, „welche einen europäischen Arzt in Krankheitsfällen zu Rathe zieht, fragt gewöhnlich zuerst, ob sie auch Wein und Schnaps trinken dürfe." Uebrigens haben die iranischen Herren von Alters her keine geringere Vorliebe für den Rebensaft gezeigt, als die Damen. Kaum besaß Dschemschid den Wein, als er, nach Mirchond, Gelage zu feiern und zu singen begann:

„Wir wollen nun mitsamm' der Lust genießen,
Wer weiß, ob wir noch fürderhin es können;
Und wenn das Lebensschiff im Strudel sinkt,
Hilft es dir nichts, daß du jetzt Wasser trinkst!"

Die persischen Mundschenken waren schon bei den Griechen wegen ihrer Geschicklichkeit eben so berühmt, wie ihre Gastmähler wegen der mit denselben verbundenen Trunkenheit berüchtigt waren. Nur im Rausche pflegte der Adel mit dem Könige Kriegsrath zu halten und Beschlüsse zu fassen, welche Tags darauf nüchternen Muthes geprüft wurden.

Nachdem der König Gustasp, welcher die Lehre des Zoroaster annahm, Wein getrunken hatte, erblickte derselbe seinen Platz im Paradiese, und der Weinstock wurde von diesem Propheten den edelsten, von guten Geistern behüteten Gewächsen beigesellt.

In dem herrlichen Epos des Firdusi, welches die Geschichte der ältesten Könige von Persien behandelt, durchzechen die Helden ganze Wochen, trinken einander zu und bringen Gesundheiten aus. Kein Fest konnte ohne Wein gefeiert werden, und namentlich am Wiegenfeste des Königs wurde das Volk auf Kosten des hohen Geburtstagskindes mit Wein getränkt. Im Buche Esther finden wir eine sehr schöne Beschreibung des Gelages, welches der König Ahasverus (Xerxes) am Hofe von Susa veranstaltete:

„Und das Getränke trug man in goldenen Gefäßen und immer anderen und anderen Gefäßen und königlichen Wein die Menge, wie denn der König vermochte."

Als später die Religion des Mohammed auch die Feuer- und Sonnenanbeter dem Halbmonde unterworfen hatte, kümmerten sich dieselben sehr wenig um den Befehl des neuen Propheten, den Rebensaft zu meiden.

Bei Tebriz, Hamadan (Ekbatana), Isfahan und Schiras wurden, nach wie vor, die berühmten kernlosen Trauben jener Lagen gepflegt und gepreßt, um, nach der Gährung, in Krügen und Lederschläuchen versandt, von allen Gläubigen beiderlei Geschlechts getrunken und von den größten Dichtern der liederreichsten Nation besungen zu werden.

Wer kennt nicht die schönen Lieder des um den Ruhm des Weines so hoch verdienten Hafis, der da singt:*)

„Seht, mit Anemonenblut
Steht auf Rosenblättern:
Wer vernünftig ist, er hat
Rothen Nektar ergriffen!
Reich' mir Wein im gold'nen Glas,
Morgenwein! Der Trinker
Hat mit gold'nem Schwert die Welt
Wie ein Kaiser ergriffen!"

„Süßer Sängermund, o sing'. Frisches mit Frischem neu und neu,
Wein, der's Herz erfrent, bring her, frischen mit frischem neu und neu!"

Auch des Goldschmieds Dschewheri Sergeri schönes Loblied auf den Wein mögen wir an dieser Stelle nicht übergehen:

„Wenn die Fahn' aufsteckt der Morgen,
Stecket auf der Freude Fahnen,
Seht die Sonne, bringet Wein!
Purpurfarb'nen, rosenduft'gen!
Mondenschimmer, Sonnenglanz,
Schlaf, Arznei und Wangenschimmer,
Schmerzensmittel, Seelennahrung,
Großmuthsquelle, Schönheitswesen,
Demuthsauge, Anmuthskörper,
Grauvertreiber, Freudengeber,
Körperstärke, Herzenskraft!
Seine Farbe leidet Prüfung,
Sein Geruch besteht die Probe,
Onyx- und rubinenfarbig,
Moschus-Ambraduste hauchend.
Seine Kraft beseelt den Himmel
Und sein Wesen stärkt die Zeiten.
. . . .
Schwachen Körpern gibt er Kräfte
Und erfreuet trübe Herzen.
. . . .
Wangen werden gelb vom Wein
Und die Herzen blühn, wie Safran. —
Wer in Hain und Garten gehet,
Ohne Wein genießt er nichts.
Rosen wollen frischen Wein,
Segel wollen frischen Wind.
. . . .
Wein begehre und sei froh;
Gott verhieß uns Paradiese!
Reiche Wein, vertrink' den Schlaf,
Jetzt, wo Sonnenschwerter strahlen.
Dschewheri der Goldschmied trinket
Auf das Wohl des Herrn des Fests!"

Schöne Lehren, wie man sich beim Weintrinken zu verhalten habe, widmet Kjekawus, der Schah von Persien, seinem Sohne Ghilan Schah, dem Thronerben, in dem sogenannten Buch des Kawus. „Weintrinken", ruft der Vater seinem Sohne zu, „ist unstreitig verboten. Aber, mein Geliebter, wenn du trinkst, so trink erst nach der Vesperzeit, damit, wenn du dich berauschest, es Abend geworden sei und die Menschen dich nicht trunken sehen mögen. Dadurch, daß es am Abende (im Finstern) geschehen, würde deine Schande bedeckt werden."

Trotz ähnlicher Lehren, wie: „Sage lieber eine Lüge, die wahrscheinlich, als eine Wahrheit, welche unwahrscheinlich klingt", können wir das Buch des Kawus allen Freunden orientalischer Weisheit nicht dringend genug empfehlen. Unser zu früh verstorbener, geliebter Freund J. Hammer hat in seinem „Lebe, liebe, lerne" viele Theile desselben in

*) Nach der Geschichte der schönen Redekünste Persiens von S. von Hammer.

treffliche deutsche Verse umzuwandeln verstanden. Schon Göthe empfiehlt das Buch des Kawus im westöstlichen Diwan angelegentlich.

Zum Schluß dieses Abschnittes wollen wir nur noch bemerken, daß die Trinklust der Perser durch die Billigkeit des Rebensaftes nachdrücklich unterstützt wird. Sehr guter Wein kostet heute 10, geringerer gegen 5 Silbergroschen (35 und 18 Kreuzer) die Flasche.

Der uns spärlich zugemessene Raum verbietet uns leider, auf die symbolische Bedeutung des Bechers bei den alten Persern näher einzugehen; doch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß viele der in den Trümmern von Persepolis gefundenen Figuren Pokale in den Händen tragen.

Die südlichen Nachbarn der Iranier, die Inder, pflegten mehr Reiswasser, als Wein, zu trinken. Dennoch haben sie den Rebensaft, welcher ihnen eigentlich verboten war, jedenfalls gekannt. Griechische Berichterstatter versichern ausdrücklich, daß im indischen Berglande Reben gepflanzt worden wären, während man sich in den Ebenen nicht mit Weinbau beschäftigt habe. Weiter erfahren wir, daß die Bewohner des Flachlandes nur beim Opfer Wein getrunken hätten, und daß auch dieser nicht aus Trauben, sondern aus Reis bereitet worden wäre.

Wenn die Hellenen ihren Dionysos (Bacchus) nach Indien ziehen ließen, so muß man diese Sage weniger der Liebhaberei der Inder für den Wein, als gewissen Namensverwechselungen zuschreiben. Die Anbeter des Brahma, deren Religion jeden Rausch verbot, waren im Allgemeinen ein so mäßiges Volk, daß sie sicherlich keine begabten Weintrinker gewesen sein können. Nur die westlichen Inder, welche das Ufer des Indus bewohnten, huldigten dem Rebensafte und lebten überhaupt nicht nach dem Gesetze des Brahma. Dafür wurden sie von ihren östlichen Brüdern am Ganges verachtet und Vratja, d. h. Abtrünnige, genannt. „Mit Jauchzen", so heißt es von ihnen im Mahabharata, „dem Gewieher der Esel und Pferde vergleichbar, laufen sie nach den Badeplätzen. Sie toben und fluchen, von Wein berauscht."

Uebrigens versichert Strabo, daß auch die Könige der Inder Wein getrunken hätten, welcher ihnen von schönen Frauen gereicht worden wäre, und in den farbenreichen, herrlichen Gedichten, welche im Lande der Lotosblumen gesungen worden sind, hören wir nicht selten von trunkenen Menschen reden. Freilich läßt sich schwer entscheiden, ob dieselben ihren Rausch dem Reiswasser oder Weine verdankten.

Verlassen wir das in Askese den Körper ertödtende phantastischste Volk, um uns den Nachkommen des bevorzugtesten Sohnes Noah, den Semiten, besonders aber den Juden, zuzuwenden. Was von diesen in Bezug auf den Wein gültig ist, das kann auch von ihren Nachbarn, den Syrern und Phöniciern, behauptet werden; waren doch alle drei Söhne eines Stammes, müssen doch ihre Wohnsitze Theile eines den gleichen Kulturbedingungen unterworfenen Landes genannt werden.

Die einzige sichere Quelle in Bezug auf die Angelegenheiten der Juden im Alterthum bleiben einige ägyptische und assyrische Bilder und Inschriften, ganz besonders aber die Bibel.

Griechen und Römer zeigen gerade diesem Volke gegenüber eine merkwürdige mit Abneigung gepaarte Unwissenheit.

Der sonst so klare, scharfe und gewissenhafte Tacitus wird, wenn er von den Israeliten spricht, hart, ungerecht und unvorsichtig. Seine Charakteristik der Juden beweist, daß er einem den Israeliten feindlichen Berichterstatter willig gefolgt sei, während er die große Unduldsamkeit und Abgeschlossenheit derselben persönlich kennen gelernt zu haben scheint. Jedenfalls erwähnt er der Juden mit Zorn und schneidendem Tadel. Obgleich auch er den mosaischen Gottgedanken nur oberflächlich aufzufassen vermochte, so widerspricht er doch seinen Landsleuten, welche den Jehova-Dienst vollkommen verkannten. „Da ihre Priester", sagt er von dem Volke Gottes, „Flöten spielten, Pauken schlugen und Epheukränze führten, und weil außerdem ein goldener Weinstock im Tempel gefunden worden ist, so wähnten Einige, daß die Juden Vater Bacchus, den Bezwinger des Morgenlandes, anbeteten. Aber die Dienste der beiden sind sehr verschieden. Bacchus setzte festlich heitere Gebräuche ein, während der Kultus der Juden düster und abgeschmackt genannt werden muß."

Welcher Thatsache jenes den goldenen Weinstock betreffende Gerücht seinen Ursprung verdankt, wissen wir nicht genau, doch kann dasselbe wohl mit dem grünenden Stabe des Aron, welcher im Tempel zu Jerusalem aufbewahrt wurde, zusammenhängen.

Im Ganzen scheint aus dem Irrthum über das Wesen des einigen Gottes hervorzugehen, daß die Juden als starke Weintrinker bekannt gewesen sind.

So bestätigen denn auch viele Bibelstellen, daß die Trunkenheit bei den Israeliten durchaus keine seltene Erscheinung war. Der gute Wein, welcher an den Bergabhängen von Kanaan wuchs, wurde von ihnen fast über Gebühr gewürdigt. Die Kundschafter Josua und Kaleb wählen z. B. eine große Weintraube, um die Ihren für den Besitz des gelobten Landes zu begeistern, und Sirach nennt Noah, trotz seiner Unmäßigkeit im Weintrinken, „unsträflich".

Nach der Eroberung von Kanaan blieb der Weinbau die Lieblingsbeschäftigung der Juden, und wir können uns nach biblischen Mittheilungen ein treues Bild von der Art und Weise derselben machen.

1) „Es war ein Hausvater, der pflanzte einen Weinberg und führte einen Zaun darum und grub eine Kelter darinnen und baute einen Thurm und that ihn den Weingärtnern aus." (Matth.)

2) „Und zogen heraus auf das Feld und lasen ab ihre Weinberge und kelterten und machten einen Tanz und gingen in ihres Gottes Haus und aßen und tranken." (Buch der Richter.)

3) „Und sah Esel beladen mit Wein, Trauben, Feigen und allerlei Last und nach Jerusalem bringen." (Nehemia.)

4) „In meiner Mutter Haus da wollte ich dich tränken mit gemachtem (gemischtem) Wein und mit dem Most meiner Granatäpfel." (Hohes Lied.)

Diese vier Stellen geben eine Schilderung von der Pflanzung, der Lese und dem Transport des Weines; auch finden wir in denselben den Beleg, daß der Rebensaft gemischt getrunken wurde.

Ferner wird in der Bibel bestätigt, daß auch Weiber Wein zu trinken pflegten. Im Buche Ruth, dieser reizenden Idylle, sagt Boas zu der Aehrenleserin:

„Und iß des Brots und tunke deinen Bissen in den Essig (Wein)."

Als Hanna, die Mutter des Samuel, in ihrem Herzen also brünstig betete, daß sich ihre Lippen bewegten, ohne daß man sie reden hörte, dachte Eli, sie wäre trunken, und sprach zu ihr: „Wie lange willst du trunken sein?" Hanna aber antwortete, sie sei kein loses Weib und habe weder Wein, noch starke Getränke genossen.

Aus dem Eifer, mit dem die Beterin den Verdacht des Hohenpriesters zurückweist, ersehen wir, daß sich eine trunkene Jüdin der Verachtung ihrer Landsleute ausgesetzt haben muß, während wir vermuthen dürfen, daß die Trunkenheit der Männer weniger für schimpflich, als für schädlich gehalten wurde.

Im Buche Sirach, dieser Fundgrube israelitischer Weisheitslehren, finden wir einen sehr schönen Abschnitt, welcher die Ansichten der Juden über den Genuß des Weins in Kürze zusammenfaßt:

„Sei nicht ein Weinsäufer, denn der Wein bringt viele Leute um. Die Esse prüfet das gelötete Eisenwerk: also prüfet der Wein der Frevler Herzen, wenn sie trunken sind. Der Wein erquicket dem Menschen das Leben, so man ihn mäßiglich trinkt. Und was ist das Leben, da kein Wein ist? Der Wein ist geschaffen, daß er den Menschen fröhlich machen soll."

Auch in diesen schönen Worten wird der Trunkenbold nicht vor der Schande, sondern nur vor den übeln materiellen Folgen, welche sein Laster nach sich ziehen kann, gewarnt.

Endlich bleibt uns nur noch zu erwähnen übrig, daß der im gelobten Lande erzeugte Wein, — namentlich der von Byblos — wegen seiner wunderbar angenehmen Blume eines hohen Rufes im Alterthum genoß und, wie Herodot ausdrücklich berichtet, in großen Mengen, namentlich nach Aegypten, versandt worden ist.

Derselbe Berichterstatter sagt an einer andern Stelle, daß im Lande der Pharaonen kein Wein gebaut worden sei; während er sich später selbst widerspricht und darum in dieser Beziehung um so geringerer Beachtung verdient, je zahlreichere Beweise vorliegen, daß man in Aegypten nicht nur Wein, sondern sogar sehr vielen Wein gebaut und getrunken habe.

Jedes Kind kennt jenen Traum, welchen Joseph dem Mundschenken des Pharao im Gefängnisse deutete. „Mir träumte", sprach der in Ungnade gefallene Höfling, „daß ein Weinstock vor mir wäre, der hatte drei Reben, und er grünte, wuchs und blühte, und seine Trauben wurden reif, und ich hatte den Becher Pharao in meiner Hand und nahm die Beeren und zerdrückte sie in den Becher und gab den Becher Pharao in die Hand."

Diese einzige Stelle schlägt auch Plutarch, welcher behauptet, die Aegypter hätten vor Psammetich, welcher das Nilthal den Hellenen öffnete, den Wein weder getrunken, noch gekannt.

Aber selbst ohne diesen Traum und ohne 100 Griechen und Römer, welche von ägyptischen Weinen reden, können wir mit Sicherheit behaupten, daß die Rebe im Lande der Pharaonen besonders fleißig gepflanzt und gepflegt worden sei. In den Grüften und auf den Wänden der verfallenen Prachtbauten des ältesten Kulturvolkes finden wir nämlich zahllose wunderbar frisch erhaltene Bilder, welche uns, wie ein schön illustrirtes Werk, das ganze Privatleben der alten Bewohner des Nils, von der Flickarbeit des Schusters an, bis zu den Unterhaltungen der königlichen Familie, höchst anschaulich darstellen.

Fleißige Gelehrte haben diese Gemälde in schöner Ordnung durch den Druck vervielfältigen lassen und dadurch auch den an die Heimath gefesselten Jüngern der Wissenschaft die Möglichkeit gegeben, sich tief in das Leben eines seit zwei Jahrtausenden aus der Geschichte verschwundenen weisen Volkes zu versenken.

In diesen Bildern finden wir auch die Weinkultur der alten Aegypter vollständig dargestellt.

Hier werden Reben gepflanzt, dort beschnitten. Auf einem andern Gemälde sehen wir Knaben, welche die naschhaften Vögel von den reifenden Früchten abwehren; auf einem vierten stellt der Maler Trauben lesende Winzer dar. Viele Rebstöcke werden an Spalieren oder halbrunden Lauben, andere an Säulengängen gezogen. Weinpflanzungen zeigen sich als Mittelpunkt großer Gartenanlagen, und die zur Auspressung der Beeren gebräuchlichen Instrumente scheinen nicht selten von kostbarer Arbeit und bemalt gewesen zu sein.

Am häufigsten werden die Trauben von Menschen ausgetreten, doch finden wir auch Weinpressen von eigenthümlicher Konstruktion. So drückt man die Beeren z. B. aus, indem man dieselben in einen Sack thut, welchen Männer, wie unsere Wäscherinnen nasse Wäsche, zusammendrehen.

Endlich sehen wir im Bilde, wie man den gewonnenen Most auf Krüge füllt und in die Vorrathskammern stellt, woselbst der Haushofmeister die Zahl derselben mit dem Schreiberohr auf ein Papyrosblatt notirt.

Diesen selben Bildern verdanken wir auch einen tiefen Einblick in das gesellige Leben der Aegypter, dessen Beschaffenheit uns mit doppelter Bewunderung erfüllen muß, wenn wir bedenken, daß die Darstellungen desselben zum Theil an fünf Jahrtausende alt sind.

In dem reichbemalten Empfangssaale sind die Gäste, Herren und Damen, vereinigt. Vor der Thür warten Sklaven, welche die Stöcke der Herrschaften halten. Der Wirth begrüßt mit seiner Gattin die Eintretenden, denen, wenn sie dem schönen Geschlechte angehören, von jungen Herren Blumensträuße nicht nur angeboten, sondern buchstäblich unter die Nase gehalten werden.

Das Gespräch scheint lebendig zu sein und nicht zu stocken, wenn Tänzer und Sänger ihre Künste zum Besten geben. Speisen und Getränke stehen wohlgeordnet und mit Blumen geschmückt auf einem Tische, den wir mit unseren Büffets vergleichen möchten. — Obwohl vom Beginn der Gesellschaft an Wein in künstlichen Schalen von Metall, Thon und Glas herumgegeben wird, sieht man niemals einen Auftritt, welcher unseren Gefühlen von Schicklichkeit widersprechen würde.

Erst, wenn die Gäste den Saal verlassen, zeigt sichs nicht selten, daß sie ihrem Magen zu viel zugemuthet haben. Es ist rührend, mit anzusehen, wie treue Diener den trunkenen Herrn auf ihre Köpfe legen und denselben, wie einen Balken, nach Hause tragen.

Leider weiß sich auch das schöne Geschlecht nicht immer in den Schranken der Mäßigkeit zu halten. Diese Holde läßt sich von ihrer Sklavin die Stirn halten, während jene, eine geknickte Lotosblume ans Herz drückend, die schönen Lippen öffnet, um Osiris, dem Spender des Weins, eine unfreiwillige Libation darzubringen.

Trotz derartiger Excesse sind die Aegypter doch im Ganzen mäßig gewesen. Athenäus sagt z. B. ausdrücklich in seiner Deipnosophie: „Wie Apollonius erzählt, waren bei den Aegyptern in früherer Zeit die Gelage jeglicher Art mäßig. Bei Tisch begnügen sie sich mit den gewöhnlichsten, aber gesundesten Speisen und trinken nur so viel Wein, als eben hinreicht, um das Herz fröhlich zu machen." Diese Nachricht entspricht vollkommen der Sinnesart eines Volkes, dessen Leben einer Pilgerfahrt zum Tode gleich kam, welches seine Wohnhäuser Herbergen, seine Gräber ewige Häuser genannt haben soll.

Nur einmal im Jahre vergaßen die Aegypter alle Mäßigung. „Wenn man das Fest der Pacht, einer Göttin, welche zu Bubastis im Delta verehrt wurde, feiert", so erzählt Herodot, „segeln Männer und Weiber in buntem Gemisch, an 700,000 Seelen, den Strom hinunter. Einige Frauen machen während der Fahrt Lärm mit Klappern, einige Männer

blasen auf Pfeifen, während die übrige Gesellschaft singt und in die Hände klatscht. Sobald sie zu einer Stadt gelangen, landen sie und treiben mit den Zurückgebliebenen allerlei Spott und Unfug. Wenn sie endlich nach Bubastis kommen, so verrichten sie große Opfer, bei denen mehr Wein getrunken wird, als sonst das ganze Jahr hindurch aufgeht. —

Daß sich auch die Könige eines Rausches nicht zu schämen brauchten, beweist folgende Geschichte, welche von dem wegen seiner Tugenden berühmten Pharao Menkera (Mykerinos) erzählt wird: Ein Orakel verkündete demselben, daß er nur noch sechs Jahre lang leben dürfe. Da beschloß er denn, diese Voraussagung Lügen zu strafen, ließ seine Halle, sobald es dunkelte, tageshell erleuchten, floh den Schlaf und durchzechte Tag und Nacht, um aus den ihm verheißenen 6, 12 Lebensjahre zu machen. — Auch der berühmte König Amasis war ein großer Zecher.

Daß selbst den Priestern das Weintrinken nicht verboten war, ist gewiß, wenn auch Plutarch versichert, daß der Rebensaft im Tempelbezirke von Heliopolis verpönt gewesen sei. Wie hätten die Priester, wenn sie den Wein verachtet haben würden, den großen Gott Osiris als Spender desselben bezeichnen können?

Auch die ägyptischen Aerzte, welche übrigens der Priesterkaste angehörten, müssen das Traubenblut sehr hoch geschätzt haben; wissen wir doch, daß sie dasselbe den Kranken nicht selten verordneten. Gegen Zahnschmerzen wendeten sie z. B. folgendes von Plinius aufbewahrte Mittel an: „Man nehme Wein und koche Spargel in demselben aus und behalte die also gewonnene Flüssigkeit möglichst lange im Munde."

Kräuterwein, welchen man bereitete, indem man Raute, Nießwurz und Absynth mit dem Rebensafte gähren ließ, wurde gegen mancherlei Uebel angewendet.

Der Wein von Koptos und Alexandria sollte schwächlichen Leuten besonders wohl thun. Der Arzt Apollodorus gab dem Könige Ptolemäos von Aegypten den eigenthümlichen Rath, daß er pontischen, besonders aber Wein von Peparethium (d. i. den Cycladen) trinken, denselben aber als Medizin fortlassen möge, falls sich nach sechs Jahren keine sichtlich heilsame Wirkung zeigen sollte.

Die Soldaten, welche von jeher große Freunde des Weingottes, der ja selbst ein Krieger genannt wurde, gewesen sind, haben auch in Aegypten viel edles Rebenblut vergossen. Jedem Gardisten, welcher am Hofe der Pharaonen Dienst that, wurden täglich 4, sage vier Quart Wein geliefert.

Ueber die verschiedenen Sorten des ägyptischen Rebensaftes sind wir, namentlich durch Athenäus, recht gut unterrichtet.

In der sogenannten Landschaft Arsinöe, dem heutigen Fayûm, wurde der meiste, bei Tenia der beste Wein gebaut. „Die Farbe dieses Weines", sagt der Naukratier, „ist weiß und bleich; er enthält aber so außerordentliche Kraft, daß er, wenn man ihn mit Wasser vermischt, nach und nach zu schmelzen scheint, ähnlich dem attischen Honig, zu dem man eine Flüssigkeit gießt .... Viele andere ägyptische Weinberge spenden an Farbe und Geschmack verschiedene Arten; der von Anthylla wird aber allen übrigen vorgezogen." Auch die mareotischen, sebennytischen und thasischen, so wie die ägyptischen Fruchtweine waren hochberühmt. Der Palmenwein, welcher ganz, wie unser Birkenwasser, durch Anbohren des Stammes gewonnen zu werden pflegte, wurde meistens zum Mumisiren der Todten verwendet; aber auch, wie noch heute in Kairo, getrunken. Endlich preßte man Wein aus Myrarien (einer Pflaumenart), Feigen und Granatäpfeln.

In Bezug auf das Alter des ägyptischen Weinbaus wollen wir nur noch erwähnen, daß sich Hieroglyphenzeichen für Wein und Trauben schon auf den ältesten Denkmälern vorfinden.

Auch in Griechenland muß man schon in sehr früher Zeit Reben gepflanzt haben; schreiben doch die Hellenen die Gabe des Weines einer Gottheit zu, sprechen doch schon ihre ältesten Dichter, welche den Prosaikern um mehrere Jahrhunderte vorausgingen, von dem Rebensafte, als von einem in allen Schichten der Bevölkerung eingebürgerten Getränke.

Die reiche Erbschaft, welche wir den Griechen in Wort und Bild verdanken, macht es uns möglich, tiefe Blicke in das staatliche und private Leben eines Volkes zu werfen, welches bis heute von keiner andern Nation an harmonischer Geistes- und Körperbildung, an Schönheitssinn und lebendiger Auffassung aller Dinge übertroffen worden ist.

Diese Hellenen, welche die ganze Natur mit Göttern erfüllten und in allem Geschaffenen und Erwachsenden eine der Erscheinung entsprechende Gottheit erblickten, mußten natürlich den wunderbaren Kräften des Weins eine ganz besondere Stelle in ihrem religiösen Leben anweisen.

Dionysos, der Baechus der Römer, welcher den Menschen die Reben geschenkt haben sollte, war einer ihrer hoch verehrten Götter und wurde nicht nur als die dem Weine innewohnende sprudelnde Kraft, sondern auch als fruchttragende Natur im Allgemeinen verehrt.

Als Sohn des Zeus und der Semele (des Himmels und der Erde) mußte er vor der eifersüchtigen Hera verborgen und später, nachdem die zürnende Gattin des Göttervaters seine ersten Pfleger mit Raserei heimgesucht hatte, den Hyaden oder Regennymphen zur Erziehung übergeben werden. Zu Nysa in Thrakien ward der Knabe groß, um, zum Jünglinge geworden, mit seinem trunkenen Heere die Welt zu durchziehen und alle Völker, selbst die in weiter Ferne wohnenden Inder, zu unterwerfen.

So ist auch der Rebstock ein Sohn der Erde und des himmlischen Nasses, der, vom Regen groß gezogen, schöne Früchte trägt. Von Thrakien aus scheint der Wein in der That nach Griechenland verpflanzt worden zu sein, während Persien und Indien die Rebe keineswegs den Hellenen verdankten.

Gewöhnlich stellte man den Gott als blühenden, mit Weinlaub bekränzten Jüngling dar. Bunte Panther zogen seinen güldenen Wagen, und sein lärmendes Gefolge bestand aus rasenden Mänaden, Nymphen und Thyaden, Satyrn und bocksbeinigen Silenen, welche Thyrsosstäbe und Fackeln schwangen, Flöten bliesen und den hautbespannten Glockenreifen der Tamburine schüttelten und mit den Händen schlugen. Jauchzen, Musik und Farbenglanz, anmuthiges und halbverthiertes Wesen, Lust und Raserei, schöne Begeisterung und die Wildheit des Panthers lagen in diesem so unendlich charakteristischen Aufzuge.

Aber man stellte den Gott nicht nur als taumelnden Jüngling, sondern auch als tändelndes Kind und als reifen, Gedeihen spendenden Mann (die Früchte zeugende Naturkraft) in Liedern und Bildern dar. Auf der berühmten Büste des Kypselos trug er einen langen Bart und lag in einer Höhle zwischen Aepfeln, Weintrauben und Granaten, eine goldene Schale in der Hand tragend.

Anakreon singt von ihm:

„Laßt uns jetzt den Bacchus preisen,
Den Erfinder, ihn, den Tänzer,
Den Gesellen, ihn, den Eros (Amor)

Der den Rausch zur Welt geboren,
Der den Lebensreiz erzeugt hat,
Der den Kummer zwingt zu schweigen,
Der den Schmerz in Schlummer einwiegt."

Ganz Hellas feierte ihm große Feste, welche besonders herrlich auf Naxos und Andros, zu Athen und Sikyon begangen wurden. Dem letztgenannten Orte scheinen dieselben ihren Ursprung zu verdanken. Auf Naxos, dessen Trauben hochberühmt waren, soll Bachus von Nymphen auferzogen worden sein und sich mit der von Theseus verlassenen Ariadne vermählt haben. Auf Andros ließen die Priester am Festtage des Gottes Wein aus der Erde strömen und gaben ihren geschickt ausgeführten Betrug für ein Wunder des Dionysos aus. Man denke an das zu Neapel fließende Blut des heiligen Januarius.

Die größten und berühmtesten Feste wurden dem Gotte des Weins jedenfalls, und zwar dreimal des Jahres, in Attika gefeiert.

Bei den sogenannten städtischen Dionysien, welche mit dem erwachenden Lenze und dem Augentreiben der Reben zusammenfielen, wurde Athen der Schauplatz des buntesten Treibens. Alle Nüchternheit, aller Ernst waren verbannt, denn es galt, dem fröhlichen Gotte fröhlich zu dienen, dem Geber des Rausches durch Trunkenheit den Dank für sein Geschenk auszudrücken. Man erzählt, daß Ptolemäus, der den Namen Dionysos führte, diejenigen Bewohner von Alexandria, welche bei den Dionysien nüchtern geblieben wären, als schwere Verbrecher gestraft habe. Wenn man es in Athen auch weniger streng zu nehmen pflegte, so war doch bei jenen Festen die Trunkenheit fast eben so allgemein, wie in der griechischen Hauptstadt von Aegypten. Selbst der würdige Plato meint ernstlich, daß bei den Dionysien dem Volke der Rausch erlaubt sein müsse.

Schon am frühen Morgen des Festes füllten sich die Straßen von Athen mit Bürgern und Landleuten, die Theater mit Zuschauern und der Markt mit Neugierigen, welche den Gauklern und Puppenspielern jubelnd nachliefen. Wenn es dunkelte, sammelte sich das Volk zu feierlichen Aufzügen. Da sah man den Gott mit seinem bunten Gefolge von trunkenen Männern und Weibern, welche sich als Silene, Satyrn, Mänaden u. s. w. verkleidet hatten. Auf jenem Wagen thronte Dionysos selbst mit Epheu und Reben bekränzt. Jene Dirnen, welche Fackeln und Thyrsosstäbe schwangen, ließen ihr aufgelöstes Haar über ihre safrangelben Gewänder flattern, während der Märzwind mit ihren purpurnen Mänteln und den Rehfellen auf ihren Schultern spielte. Trunkene Männer ritten, Silene darstellend, auf Eseln, Knaben zerrten widerspenstige Böcke dem Zuge nach, um sie dem Gotte zu opfern. In das Jauchzen und Geschrei, die Flöten und Tamburinklänge mischte sich der Gesang der Chöre, welche wetteifernd den Fest-Dithyrambus anstimmten. Diesen folgte die Schaar der attischen Jungfrauen, niedergeschlagenen Blicks, die ersten Frühlingsblumen, Veilchen und Krokos, in zierlichen Körben auf den schönen Köpfen tragend. Endlich zeigte sich eine große Schaar von Bauern und anderen Leuten, welche Lieder sangen und das Symbol der Fruchtbarkeit des Gottes trugen. Die ganze Stadt mit allen Häusern, Hermen und Standbildern war bekränzt, und die verheiratheten Frauen standen auf den Dächern, um mit Fackeln und Lampen dem nächtlichen wilden Zuge zu leuchten.

Bei einer anderen Dionysosfeier zog man bis nach Eleusis, während das dritte Fest des Gottes, besonders von dem Landvolke, zur Zeit der Weinlese begangen wurde. In lustigem Aufzuge, dem sogenannten Komos, taumelten die Winzer mit geschwärzten Gesichtern, bunt verkleidet, einher, sangen unzüchtige Lieder und führten den Bock, das Thier des Gottes, zum Opferaltar.

Aus diesen ländlichen Festen und den Possen, welche die Bauern bei denselben trieben, ist die Komödie, aus den für die städtischen Dionysien gedichteten Dithyramben die Tragödie entstanden.

So verdankt die höchste Dichtungsart, die dramatische, dem Wein, oder besser dem Gotte des Weins ihren Ursprung.

In diesem Sinne singt auch Onestes von der Komödie:

„Bachus selber erfand süßscherzender Muse Belehrung,
Und ein Chariten-Chor führt' er Dir, Sikyon, zu.
Tadel vermählet in ihr sich dem Süßesten, Spott dem Gelächter,
Und von dem Trunkenen lernt weise der Bürger zu sein."

Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier aus einander setzen wollten, wie zur Verherrlichung der bachischen Feste zuerst von wechselnden, wetteifernden Chören dithyrambische Gesänge vorgetragen wurden, wie Lasos und Arion sich in dieser Dichtungsart auszeichneten, wie dieselbe durch Epigenes von Sykion und Thespis von Ikaria, den Erfinder der Masken, immer dramatischere Formen annahm, wie die Satyrspiele entstanden und ausgeübt wurden, wie endlich Chörile von Athen und ganz besonders Phrynichos die Tragödie zur Anerkennung brachten, bis daß dieselbe, besonders durch die großen Tragiker Aeschylos, Sophokles und Euripides von einer Zier der Feste des Weingottes zum Besitzthum der Bürger und „zu einem organischen Gliede der allgemeinen sittlichen Erziehung des Volkes" wurde.

Die Tragödie hatte von den ersten wetteifernden Chören an des Schutzes der Gemeinde genossen, während die Komödie als wilde Pflanze der ländlichen Dionysien aufwuchs und sich erst nach dem Tode des Perikles durch Aristophanes als erziehendes Element geltend machte. Früher hatte sie nur danach gestrebt, den bäurischen Scherz, allen Anstand und alle künstlerischen Regeln ausschließend, wieder zu geben. In dem ernsten Sparta finden wir seltsamer Weise die ersten komischen Aufführungen, während als Begründer der attischen Komödie Chionides, Susarion und Andere zu nennen sind. Erst durch Kratinos „gewann sie das Bürgerrecht und den Rang eines gesetzlichen Gliedes in der Volksherrschaft, neben deren grellen Lichtern sie als Schatten herlief". In Aristophanes zeugte endlich Athen, mit einziger Ausnahme Shakspeare's, den größten Lustspieldichter aller Zeiten.

Es ist höchst bemerkenswerth, welchen großen Einfluß der Wein auf das ganze poetische Leben dieses Volkes übte, welches eben verstand, selbst das geringste schöne Objekt der Sinnlichkeit mit Liebe zu ergreifen, in das reine Gebiet des Gedankens zu erheben und zum Ideale zu gestalten.

Schon der erste von der hellenischen Sage gefeierte Dichter wird in Thrakien, der Heimath der Trauben, geboren und stirbt zerrissen von den Mänaden, den Dienerinnen des Bacchus.

Homer zählt den Wein zu den edelsten Geschenken der Gottheit und läßt denselben bei keinem königlichen Gastmahle fehlen.

Die Troer wußten die Asche ihres Vertheidigers Hektor nicht besser zu ehren, als dadurch, daß sie den glimmenden Schutt seines Scheiterhaufens mit „röthlichem Weine" löschten. Der Freier Antinoos, das Bild jugendlichen Uebermuthes, muß, den Becher voll Rebensaft in der Hand haltend, sterben.

Die frühesten Lyriker, besonders Archilochos von Paros und Alkäos von Lesbos haben hochberühmte Lieder auf den

Wein gedichtet, und das ganze Leben des Anakreon von Teos, der sich selbst rühmt, „zum Trinker geboren worden zu sein", wird ein immerwährendes der Liebe und dem Rebensafte dargebrachtes Opfer genannt. Seine Leyer, welche so oft zum Lobe des Weines ertönte, soll, nach einem späteren Epigramme, selbst noch in der Unterwelt fortklingen, und eine Sage erzählt, daß der größte Freund der Rebe, an einem Traubenkerne erstickend, gestorben sei.

Lassen wir uns von ihm, dem Kenner, das Bild einer hellenischen Weinlese geben:

„Von den Männern sammt den Jungfraun
Wird die dunkle Traub' in Körben
Auf den Schultern hergetragen
Und entschüttet in die Kelter.
Doch allein die Männer treten
Das Gewächs, den Wein entfesselnd;
Und zu lautem Takt erheben
Sie den Gott in Kelterliedern,
Auf den holden Bachus schauend,
Wie er jung in Kufen aufschäumt.
Hat von ihm der Greis getrunken,
Ob der Fuß auch wankt, so tanzt er,
Daß die grauen Locken fliegen,
Und der schöne Jüngling schleichet
Zu dem Mägdlein listig, leise,
Wo mit holdem Leib' im Schatten
Sie auf Blättern hingegossen
Und besiegt vom Schlummer daliegt."

Viele ähnliche Bilder finden sich noch in den bis auf uns gekommenen Liedern der Griechen; aber der beschränkte Raum gestattet uns nur noch das Gebet des Makkeos vollständig wieder zu geben.

Gebet an Dionysos.

„Steige nur selber herein mit dem flüchtigen Fuße, des Weinfaß's
Rüstiger Tänzer, o Herr! Leite das nächtliche Werk.
Nimm bis über das kräftige Knie dir das lange Gewand auf;
Treibend die Keltrer zum Tanz, färbe die Füße mit Schaum,
Leit' auch endlich den Most in die reinlichen Fässer und nimm dann
Freundlich die zottige Geis, freundlich die Kuchen zum Dank."

Die Moore Ostfrieslands.

Von **Hermann Meier** in Emden.

II.

Beschäftigung der Moorekr. — Der Anbau des Buchweizens und dessen Einfluß. — Eingehende Betrachtungen über das Moorbrennen und den Höhenrauch. — Die Leegmoore.

Die fleißigen Kolonisten setzen Alles daran, sich eine Zukunft zu schaffen. Im Frühling und Sommer wird Buchweizen gesäet und Torf gegraben und letzterer das ganze Jahr hindurch von den „Moorhahnen", wie der Städter diese Leute scherzweise nennt, auf kleinen mit Ochsen oder gar mit einem erbärmlichen Pferde bespannten Wagen in die nächste Stadt zum Verkauf gefahren. Männer und Weiber und Kinder flechten in den Mußestunden Strohmatten oder binden Besen von Haide, mit welchen sie ebenfalls zur Stadt kommen, oder Alle sitzen um das hellodernde Torffeuer, um grobe Strümpfe zu stricken, theils für den eigenen Bedarf, theils und vorzüglich für den Verkauf. Schon bei Anbruch des Tages sieht man sie in der oft drei bis vier Stunden entfernten Stadt mit Besen und Matten von Thür zu Thür hausiren, aber dieser Erwerbszweig wird indeß in vielen Fällen wiederum nur als Mittel zum Zweck, zum Betteln, gebraucht. Denn nicht selten gewahrt man, daß sie die kleinen Kinder, die entweder auf dem Rücken oder in der Schürze mitgeschleppt werden, vor dem Thore entkleiden, um durch deren halbadamitischen Zustand die Barmherzigkeit und das Mitleid wach zu rufen.

Vor ungefähr 150 Jahren lieferte die Oberfläche des Moores außer unbedeutendem Material zu Besen gar nichts. Ums Jahr 1707 kam ein Prediger, Anton Bolenius, der längere Zeit in der holländischen Provinz Gröningen gestanden hatte, nach einem Dorfe Ostfrieslands. Auf seiner holländischen Stelle hatte er sich mit der Kultur des Buchweizens auf dem unkultivirt daliegenden Moore bekannt gemacht. Er ließ jetzt von dort einen Mann nach seinem Dorfe kommen, damit dieser seinen Pfarrkindern Unterricht in der Kultur jener Frucht ertheile: wie man die Oberfläche des Moores im Herbst umhackt und im nächsten Frühling brennt, um alsdann Buchweizen säen zu können. Die Kunde dieses neuen Erwerbszweiges verbreitete sich bald in der ganzen Umgegend, und von Nah und Fern eilte man herbei, dieses Verfahren kennen zu lernen, so daß nach wenigen Jahren schon in verschiedenen Gegenden der Buchweizenbau eingeführt war. Dadurch wurde in diesen Gegenden eine förmliche Umwälzung herbeigeführt. Starre, düstre Haide verwandelte sich in blühende Buchweizenäcker, an denen sich der Blick des Wanderers ergötzte, und deren reicher Ertrag die Mühe des Kolonisten reichlich belohnte; einzelne Häuser und ganze Kolonien belebten bald die menschenleere Oede, die früher nur von einem einzelnen Schäfer mit seiner Heerde oder von den Torfgräbern unterbrochen wurde. Die Geschichte bewahrt die Namen Derer auf, welche sich durch Morden und Sengen unsterblich gemacht haben, aber die Namen der Wohlthäter der Menschheit, die durch stilleres Verdienst glänzen, sind dem Gedächtniß bald entschwunden. Darum ist es Pflicht, die noch bekannten von Zeit zu Zeit der Mit- und Nachwelt ins Gedächtniß zu rufen, und wir stimmen dem Biographen unseres Bolenius vollkommen bei, wenn er den Ostfriesen zuruft: „Segnet das Andenken dieses Mannes, meine Landsleute!"

Als diese Benutzungsart der Moore allgemeiner bekannt wurde, ward ihre weitere Einführung und Ausbreitung auf den ausgedehnten herrschaftlichen Mooren durch die Fürsten Ostfrieslands selbst unterstützt und von der Regierung auf alle Weise befördert. (Erst 1744 starb der letzte ostfriesische Fürst und wurde das Land preußisch.) Aber auch an Anfeindungen fehlte es nicht. Besonders klagten die fürstlichen Jagdbeamten über die Beschädigungen und den Verfall der Wildbahnen, man erließ Edikte gegen das unbefugte, willkürliche und ganz ordnungslose Brennen des Moores, aber ohne Erfolg. Der unter

mancherlei Gestalt auftretende Geist der Zeit schritt auch über die Moore, vor ihm entfloh das niedere Wild, der feiste Hirsch, er verscheuchte auch zugleich die letzte und einzige Poesie der ostfriesischen Moore zum allergrößten Theile. Denn die jetzige Oede ist weit von aller Poesie entfernt.

Man brennt Hochmoor und Leegmoor, kultivirt aber hauptsächlich letzteres, da eine Bebauung des Hochmoores überaus kostspielig ist. Dafür liefert es allerdings denn auch einen ausgezeichneten Ackerboden.

Die obere Decke, nur Pflanzendecke, ist ganz humoser Natur, aber wasserdurchzogen, sauer und locker. Wenn ein solcher Boden Frucht bringen soll, muß er mit Sand, Lehm und Kalk vermengt werden, wodurch er alle Hauptbestandtheile eines fruchtbaren Bodens erhält. Aber unsere Hochmoore haben eine von 4 bis über 20 Fuß mächtige Torfschicht, unter welcher erst der Sand, meist auch der Lehm, bisweilen selbst der kalkhaltige Boden stehen; diese Kulturmittel aus dem Untergrunde auf das Hochmoor zu schaffen, ist bei solcher Mächtigkeit, wenn auch möglich, doch im Allgemeinen zu kostspielig, sie mußten also von anderen Orten herbeigeschafft werden. Aber auch diese Methode würde viel zu viel Geld kosten und ist deshalb für unverwendbar zu erklären.

Zum Buchweizenbau wählt der Kolonist gern einen etwas abhängenden Boden oder doch einen solchen, auf dem die Abwässerung nicht zu große Schwierigkeiten bereitet. Ein solches Feld wird im vorhergehenden Jahre vermittelst gerader, parallel laufender Gruben, die etwa zwei Fuß tief und eben so breit sind, in 15 bis 20 Fuß breite Aecker gelegt. Die aus diesen Gruben gewonnene Torferde wird auf die zu bearbeitenden Aecker geworfen. Die Oberfläche derselben, die aus Moosen, sogenannten sauren Gräsern und Haide besteht, wird mittelst eines sogenannten Hauers umgerissen, wodurch dieselbe in lauter ungleichmäßige Stücke verwandelt wird, die etwa ½ Fuß Länge und Breite und ¾ Fuß Dicke haben und wegen ihrer durcheinander gewürfelten Lage dem Froste Thor und Thür öffnen, da dieser die Fruchtbarkeit in nicht geringem Maße befördert. So bleibt der zerstückelte Boden bis zum nächsten Frühling liegen; alsdann werden die Gruben nachgesehen und nöthigenfalls verbessert, die Aecker gehackt, damit das Austrocknen leichter von statten gehe und die größeren Stücke in kleine Haufen gebracht, die, einige Schritte von einander entfernt, eine Reihe bilden. Auch dies hat den Zweck, das Trocknen zu befördern. So liegt nun das Feld bis zum Monat Mai; alsdann, wenn keine Nachtfröste mehr zu fürchten sind, beginnt man mit dem Brennen des Buchweizenfeldes. Man bringt das Feuer zuerst in die kleinen Haufen, weil diese am trockensten sind, und sobald diese halbdurchgebrannt, wirft man die brennenden Stücke gegen den Wind hin überall auf den Acker, wodurch dann auch die noch am Boden liegenden Klöße entzündet werden. Denn hierauf eben beruht das Gelingen der Arbeit. Die Erhitzung des Bodens ist der eigentliche befruchtende Faktor; durch das Brennen muß dem Boden die die Vegetation hindernde Säure entzogen werden. Die Asche allein würde nur wenig nützen.

Mitten in diesem Feuer, in diesem höllischen Rauch steht der „Moorker“ in starken Holzschuhen und wirft mit einer langgestielten, alten, durchlöcherten Pfannkuchenpfanne die brennenden Stücke dahin, wo es noth thut, lockert das Ganze von Zeit zu Zeit auf und wirft die glimmenden Klöße stets gegen den Wind. Zugleich aber sorgt er auch dafür, daß der Boden nirgends in Flammen geräth, sondern nur gelinde brennt und schmaucht; darum hat er ja auch so viele Stücke am Boden liegen lassen, die, weil nicht vollständig trocken, nicht flammen können, wie er nicht weniger dafür Sorge zu tragen hat, daß das Feuer das ihm bestimmte Revier nicht verlasse und auf den angrenzenden Haidefeldern oder auf kultivirtem Lande einen Prairiebrand im Kleinen erzeuge. Es dauert gewöhnlich 24 bis 36 Stunden, ehe ein Stück Land ausgebrannt ist.

Nachdem der Brand gelöscht ist, beeilt man sich, die Frucht hineinzusäen, und damit der Saame bedeckt werde, ohne daß die Asche verwehe, fährt man leise mit einem Dorn darüber hinweg, wenn nicht der Regen dies Geschäft übernimmt, der meistens nach beendigtem Brande niederfällt. Auf diese Weise säet man nicht nur Buchweizen, sondern auch Roggen, Hafer 2c. Das kann erfahrungsgemäß mit gutem Erfolge sechs Jahre hinter einander geschehen, dann aber bedarf das Moor einer zwanzigjährigen Ruhe, um seine obere Decke zu regeneriren. Wird das Brennen länger als im Allgemeinen etwa sechs Jahre fortgesetzt, so werden zwar noch einige immer dürftiger werdende Ernten erzielt, die Reproduktionskraft des Moores zur Wiederherstellung seiner obern Pflanzendecke wird aber so unverhältnißmäßig geschwächt, daß das Moor, wie man in Ostfriesland sagt, „todt“ gebrannt wird, und todt ist es dann für 30 Jahre und länger.

Im September wird der Buchweizen mit der Sense oder der Sichel abgeschnitten, oder, wenn er so niedrig geblieben ist, daß solches nicht ohne Verlust der Körner geschehen kann, mit der Hand ausgezogen. Die Garben werden meistens dort gedroschen, wo die Frucht gewachsen ist. Dieses geschieht auf Segeln oder Betttüchern. Wer aber auf seinem Buchweizenlande eine kompakte Stelle hat, der macht zum Dreschen hier eine kleine Tenne, wozu nichts weiter erforderlich ist, als diese Stelle zu ebnen, zu reinigen und etwas Buchweizenspreu hineinzudreschen. Die zu dreschenden Garben setzt man aufgerichtet dicht neben einander, so daß man von oben auf die leicht abspringenden Körner einschlägt.

Ein Buchweizenfeld mit seiner hübschen, schneeweißen Blüthe mitten im schwarzen, düstern Moor erscheint wie eine Oase in der Wüste, aber auch für den „Moorker“ ist die Frucht derselben von großer Wichtigkeit; ohne sie wäre das Moor unfruchtbar und öde, eine unbewohnbare Wüste. Geschieht es leider nicht selten, da der Buchweizen zu den weichlichsten Getreidearten gehört, daß der Boden wegen häufigen Regens nicht zur rechten Zeit gebrannt werden kann, oder daß die Nachtfröste die Pflanze gleich nach ihrem Aufwachsen tödten, dann ist unter den Moorbewohnern Mangel und Noth gar sehr daheim. Denn wenn wir unser Vaterland auch nicht mit Irland oder einzelnen Theilen Oberschlesiens in eine Reihe stellen wollen und können, so ist doch das Fehlschlagen der Buchweizenernte hier so wenig ohne Folgen, wie dort der Kartoffelmißwachs. Der Buchweizen muß die eine Hälfte der täglichen Nahrung liefern, auf einen guten Ertrag borgen Krämer und Bäcker schon lange vorher ihre Waaren, ein Uebriges ist bestimmt, die wenigen Thaler Zinsen zu erlangen, die man vielleicht für das Kapitälchen, welches zur Verbesserung des Hauses, zur Anschaffung einer Kuh 2c. diente, zu zahlen hat.

Ist der Himmel dem „Moorker“ gnädig, dann darf er eine zwanzig-, dreißig-, ja oft vierzigfältige Ernte erwarten.

Für uns Städter und für die Bewohner der westlichen Gegenden hat die Kultur des Buchweizens eine starke Schattenseite. Wenn alle Welt sich des lieblichen Mai's freut und jubelnd seine sonnigen Tage genießt, dann geschieht es gar nicht selten, daß sich unser blauer Himmel mit einem grau-gelben Nebel überzieht, daß die Sonne wie eine blutrothe Kugel erscheint und endlich, wenn jener Nebel sich verdichtet, ganz unsichtbar wird. Alle Gegenstände, die uns umgeben, sind gelblich. Das kann doch kein Nebel sein, denn ein solcher verändert ja die Farbe der Gegenstände nicht. Was ist denn das? Ist's ein aufgelöstes Gewitter, ist's ein mit Schwefeldämpfen geschwängerter Nebel, ist's zersetzte Kohlensäure, sind es „Lufttröpfchen“, die das Licht anders brechen, als die umgebende Luft, ist's der von Nordamerika herüber

gewehte Rauch eines Prairiebrandes, sind es abgefallene Kometenschwänze? Allerdings hat eine Reihe von Gelehrten die genannte Erscheinung für Alles das, was wir so eben aufzählten, gehalten, und unser „Moorker", der vielleicht hin und wieder durch Pastor und Lehrer davon Kunde erhielt, lachte laut auf und fragte jedenfalls mit großem Recht: Und solche Leute nennen sich Naturforscher? Ist denn ein solcher Naturforscher ein Mensch mit unvollkommenen Sinnesorganen? Unseres Bedünkens hält es doch so schwer nicht, Rauch von Nebel zu unterscheiden, und jede gesunde Nase wird bald finden, daß Rauch, nur Rauch, ächt kräftiger, ostfriesischer Rauch die Luft erfüllt und die Sonne zum Zürnen gebracht hat.

Es gibt bei uns zu Lande ein Sprüchwort: Liebe Kinder haben viele Namen. Jener Rauch wird Höhenrauch, Haarrauch, Heerrauch, Sonnenrauch, Haiderauch (französisch brouillard sec, englisch dry fog, holländisch veenrook, heirook, zeerook) genannt, wonach es ihm also an Liebenswürdigkeit nicht fehlt. Wir nennen ihn Moorrauch, und dieser Name bezeichnet ihn auch am richtigsten.

Nach Dr. Prestel in Emden, der sich wiederholt mit Untersuchungen über den Moorrauch beschäftigt hat, beträgt die Fläche Moor, welche jährlich in und um Ostfriesland gebrannt wird, 30 bis 40,000 Morgen, und wenn man bedenkt, daß nach dem Brennen die Oberfläche mit einer Aschlage von etwa 1½ Centimeter bedeckt ist, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung von der Rauchmasse machen, die auf diese Weise erzeugt wird. Prestel berechnete, daß die Höhe der Rauchmasse über dem Bourtanger Moor, welches 25 Quadratmeilen groß ist, während des Brennens 9 bis 10,000 Fuß betrug. Die ganze zwischenliegende Luftschicht war also mit dichtem Rauch angefüllt.

Es versteht sich von selbst, daß es nur vom Winde abhängt, nach welcher Richtung sich der Rauch verbreiten soll. Da das Brennen nur bei anhaltend trockner Witterung vor sich gehen kann, solche aber gewöhnlich mit einem östlichen oder nordöstlichen Winde vereint ist, so erreicht unser Rauch in erster Stelle das benachbarte Holland, um sich mit dem dort geborenen Bruder zur Weiterreise zu verbinden, falls nicht die Windströmung dieses engverbundene Paar aufhält oder gar wieder in die Heimath des erstern zurücktreibt.

Im Jahre 1857 begann man bei einem ziemlich starken nordöstlichen Winde hier in Ostfriesland am 6. Mai mit dem Brennen. Schon am folgenden Tage zeigte sich der Moorrauch in Utrecht, etwas später, als der Wind östlicher geworden war, schweifte derselbe über Leeuwaarden nach dem Helder und besuchte bis zum 15. das Meer. Nun wurde der Wind nordwestlich, der Moorrauch kam vom Meer zurück und erreichte am 16. wieder Utrecht und etwas später auch Nimwegen. Am 16. und an den folgenden Tagen sah man ihn auch in Hannover, Münster, Köln, Bonn, Frankfurt; am 17. war er schon nach Wien vorgedrungen, erreichte am 18. Dresden und am 19. Krakau.

Nicht selten führt der Wind den Moorrauch über See nach England, seltener gewahrt man ihn in der Schweiz, wo er mehrfach zu Schaffhausen, Zürich, Basel und Genf wahrgenommen wurde. Wahrscheinlich ist dies seine äußerste südliche Grenze, da ihm vielleicht die Alpen ein: Bis hieher und nicht weiter! zurufen.

Man hat übrigens wiederholt dem Moorrauch den Vorwurf gemacht, er führe durch Verunreinigung der Atmosphäre ein Heer schädlicher Folgen nach sich, und hat daran die Forderung geknüpft, das Moorbrennen gesetzlich zu verbieten.*)

Es wird behauptet, daß der Moorrauch einen nachtheiligen Einfluß auf die Witterung übe. Es scheint so viel ziemlich sicher zu sein, daß durch die aufsteigende Hitze eine vermehrte Luftströmung herbeigeführt und Wind geboren wird.

Unsere Obstgärtner beschuldigen den Moorrauch, daß er die Haarfliege (Bibio marci *L.*) mit sich führe, welche ihnen die Apfelblüthen zerstöre. Dies ist ein doppelter Irrthum. Erstens wird die genannte Fliege nicht vom Moorrauch erzeugt oder mitgeführt, sondern die Larven dieses Insektes leben unter der Erde und ihre Metamorphose findet Ende April oder Anfang Mai statt, ungefähr zu der Zeit, wenn die Moore gebrannt werden; der Unkundige meint deshalb, der Moorrauch sei schuld an ihrem Dasein. Zweitens aber zerfrißt keineswegs die Moorfliege die jungen Apfelblüthen; dies thut der Apfelblüthenstecher (Aethonomus pomarium *L.*), und ist also dieser vor die Schranken des Gerichts zu fordern.

Im Jahre 1826 berichtete die Regierung zu Trier an den König, „daß der Moorrauch auf den Weinbau einen entschieden nachtheiligern Einfluß habe, als irgend eine ungünstige Witterung"! In keinem Jahre wurde das Rheinthal stärker vom Moorrauch heimgesucht, als 1858. Dennoch fiel die Weinlese in jeglicher Beziehung so günstig aus, wie irgend je zuvor.

Als wohlbestallter Vertheidiger des arg verläumdeten Moorrauchs haben wir nun noch die Frage aufzuwerfen: Kann unser Klient unter Umständen auch nützlich werden? eine Frage, die auf den ersten Blick ungereimt erscheint.

Daß im Frühling so viele Pflanzen verunglücken, verschulden zum großen Theil die Nachtfröste. Diese entstehen durch die Ausstrahlung der Wärme aus dem Boden bei heller, unbewölkter Luft. Ein Thermometer, welches im Grase liegt, steht sieben bis acht Grad höher, als ein in der Luft hängendes. Wells befestigte ein Thermometer auf eine horizontale Planke, die sich zwei Fuß über der Erdoberfläche befand, ein zweites an die Unterseite derselben. Jenes stand 5° niedriger, als dieses. Er bedeckte bei einigen Zoll Höhe die Erde mit einem Battisttaschentuche und fand bei hellem Himmel das Gras unter dem Tuche 6° wärmer, als in der nicht bedeckten Umgegend. Dies Alles beweist hinreichend, daß die Erde oder die darauf wachsenden Pflanzen nur bedeckt zu sein brauchen, um den Nachtfrösten nicht anheim zu fallen.

Was ein dünnes Taschentuch vermag, das vermögen auch die Wolken, und wo diese fehlen, künstlich erzeugter Rauchnebel, der sich über den Boden und die darauf wachsenden Pflanzen als eine schützende Decke ausbreitet.

Es wäre also der Versuch zu machen, in der Zeit der Nachtfröste durch Raucherzeugung diesen Feind vom Buchweizen abzuhalten, ein Versuch, der um so leichter gemacht werden kann, da Brennmaterial im Ueberfluß vorhanden ist.

Als die Spanier Mexico erobert hatten, fanden sie bei den Eingeborenen die Gewohnheit, zur Abwehr der Nachtfröste trockenes Stroh oder Misthaufen zu verbrennen. Die Spanier glaubten, dieses durch eifriges Beten ersetzen zu können. „Aber das Gebet ohne Rauch" — sagt ein spanischer Schriftsteller — „half nichts mehr!"

Doch kehren wir wieder in die ostfriesischen Moore zurück.

---

*) Wir haben über diese scheußliche Landplage, das „höllische", die Luft auf ungeheuer weite Strecken verpestende Moorbrennen schon Globus IV, S. 149 gesprochen. Leider wird man ein Verfahren, das alljährlich nicht blos im nordwestlichen Deutschland fast alle schönen Frühlingstage verdirbt, nicht verbieten können. Aber ich erinnere mich, daß ein Bremer, welchem man sagte, daß die Moorbrenner doch auch Menschen seien und leben müßten, entgegnete: „daß die Moorbrenner Menschen seien, leugne ich geradezu; sie sind Ungeheuer; und daß sie auf der Welt zu existiren brauchen, dafür sehe ich keine Nothwendigkeit ab". Das war an einem Tage, an welchem der stinkende Moorrauch so dick auf der ganzen Wesergegend lag, daß man kaum ein paar Schritte weit sehen konnte.

Die Leegmoore (abgegrabenes Moor) werden im Ganzen seltener und auch nicht so lange gebrannt, als die Hochmoore, sondern meist bald nach der Entorffung kultivirt. Der neue Boden ist bei gehöriger Entwässerung und Düngung der allerdankbarste, selbst da, wo der Untergrund aus weißem Sand besteht; mehr noch natürlich da, wo man mit Mergel vermengten oder lehmigen Boden unter dem Torfe findet. Unter den beiden Arten von Sand, weißem und rothem (eisenhaltigem), gibt man dem rothen als Kulturgrund den Vorzug. —

Der Kolonist, der sich hier niederläßt, hat meistens nichts, als seine gesunden Hände und den festen Vorsatz, sich durch Fleiß und Ausdauer einen Heerd zu gründen. Ein Haus ist bald gebaut: einige Pfähle werden in die Erde gerammt, die Wände von Torf und „Plaggen", (Stücken des obern Moorbodens) aufgebaut, das Stroh zum Dach schenkt vielleicht der frühere Brodherr, einige auf einer Versteigerung erstandenen Fenster bringen Licht ins Haus, wenige zusammengeschlagene Planken vertreten die Stelle der Hausthür. Schloß und Riegel sind Luxusartikel. Mann und Frau haben noch einige ersparte Thaler aus dem letzten Dienstjahre. Für diese werden Tisch und Stuhl, ein Bett und das allernothwendigste Arbeitszeug gekauft. Mißräth nur in den ersten Jahren die Buchweizenernte nicht ganz, liefert das bescheidene Gärtchen nur nicht zu viele kranke Kartoffeln, kann der Mann sogar noch etliche Tage in der Woche als Tagelöhner bei seiner frühern Herrschaft arbeiten, dann ändert sich sein Zustand von Jahr zu Jahr zum Bessern. Das Haus wird verbessert und durch Stall und Tenne vergrößert, und ist man erst so glücklich, bei der Hinterthür einen nicht zu kleinen und zu magern Düngerhaufen zu erblicken, dann ist der Mann einer selbständigen und gesicherten Existenz schon um mehrere Schritte näher gerückt.

Denn Dünger ist vor allen Dingen erforderlich, das Moor in Kultur zu setzen. Wer selbst noch kein Vieh anzuschaffen im Stande ist, sammelt mit Bienenfleiße jedes Stückchen Dünger und vermischt es mit „Plaggen", Stroh und allem häuslichen Abfalle.

Hier kennt man kein frohes gemeinschaftliches Spiel der Jugend, keine Poesie des kindlichen Alters, keine Träume und Phantastereien der Jugendjahre, denn hier wird nur das Kind für die harte Schule des Lebens geboren, um in derselben Ausdauer, Umsicht, Sparsamkeit, stille Zufriedenheit und einen gewissen Stolz zu erwerben. 20 bis 30 Jahre vergehen oft, bevor der Kolonist Rosen zu brechen hoffen darf.

Sein Haus ist seine Welt. Was da draußen geschieht, ihn kümmerts so wenig, wie die dort sich um ihn kehren. Freud und Leid genießt er mit den Seinen. Oeffentliche Feste und Lustbarkeiten hat er nicht, kann er nicht haben, ja er kennt sie kaum; der nächste Nachbar wohnt zu fern, um regelmäßigen Verkehr mit ihm zu haben, das nächste Dorf ist vielleicht stundenweit entfernt. Auch fehlts ihm an Zeit, den Vergnügungen nachzugehen. Arbeiten, essen, schlafen — das ist seine Tagesordnung von Sonntag bis Sonntag, diesen Tag mit einbegriffen. Lektüre verirrt sich nicht hieher; will man lesen, so hat man an Bibel, Gesangbuch, Katechismus und an den sonstigen Schulbüchern der Kinder genug. Der Geselligkeitstrieb wird immer mehr getödtet, das ganze Dichten und Trachten geht nur auf Erwerb hinaus.

Trotz seiner scheinbaren Poesie ist doch das Leben auf dem Moore ein Dasein voll bitterer Prosa, voll Arbeit und Entsagung.

Menschenfresser unter den Negern auf Haïti. Die Schwarzen und die Gelben.

Am 5. März des Jahres 1864 sind auf dem großen Marktplatze zu Port au Prince auf der Insel Haïti mehrere Kannibalen öffentlich guillotinirt worden. Ein in jener Stadt erscheinendes Blatt, die „Opinion nationale" zählt diese Menschenfresser mit Namen auf und berichtet die Thatsache, daß zwei derselben, Oheim und Muhme, ihren Neffen erst wie ein Schwein oder eine Ziege geröstet und dann verzehrt hätten. Dasselbe Blatt sagt, daß man „eine eingewurzelte Sitte nicht durch Gewalt abschaffen könne, sondern nur durch Aufklärung des Volkes und Verbreitung des Unterrichts". Ganz gut. Wenn aber das „Volk", wie das mit dem Landvolk auf Haïti der Fall ist, von Unterricht und Aufklärung nichts wissen will, was dann? Dann schlachten die Anhänger des Geheimbundes Vaudour (Wodu), welche bei Vollmond einer Congoschlange göttliche Verehrung erweisen, nach wie vor Menschen und verzehren dieselben zu Ehren ihres afrikanischen Fetisches, obwohl es in Westindien die Bräuche ihres Bundes auch gestatten, eine Ziege zu opfern.

Dieser entsetzliche Wodu, welchen die Neger mit aus Afrika in ihre neue westindische Heimath gebracht haben, gewinnt immer mehr Ausdehnung, und der Rückschlag in die urafrikanische Barbarei ist unaufhaltsam überall, wo in tropischen Gegenden der Neger sich selber bestimmen kann, und ganz besonders da, wo er nicht mit Menschen anderer Rassen beisammen lebt. Auf Haïti aber, wo er seit einigen Menschenaltern sein eigener Herr ist, nimmt die Verwilderung mehr und mehr überhand. Nicht eine einzige von den rosenfarbenen Hoffnungen der Negrophilen, Abolitionisten und anderer, alle noch so greifbaren Lehren der Ethnologie in den Wind schlagender Phantasten hat sich verwirklicht, sondern immer und überall hat sich das gerade Gegentheil herausgestellt.

Wir haben unseren Lesern schon früher einen „Einblick in das Leben und Treiben der westindischen Neger" gegeben (Globus IV, S. 114 ff.); die Hinrichtungen in Port au Prince liefern den Beweis, daß in unserer Schilderung nicht etwa Uebertreibung lag. Wir betonten, daß es auf Haïti zwei Sekten im Wodubunde gebe, welche Menschen fressen. Der Wodu ist eine Schlange, ein geheimnißvolles Wesen, welches Vergangenheit und Zukunft kennt und Einfluß auf die Dinge dieser Welt übt; sein Sinnbild ist eben die Schlange, und ihr wird göttliche Verehrung erwiesen. Sie wird als Gott verehrt und gibt ihre Orakel an den Papa Wodu, der Oberpriester ist, und an die Mama Wodu, eine Oberpriesterin. Kaiser Faustin Soulouque, dem Namen nach Katholik, bekleidete die Würde eines Papa Wodu und verdankte dieser Stellung die Kaiserkrone.

Jede Landschaft hat einen besondern Wodu, doch hängt die gesammte Brüderschaft genau zusammen. Die Fetischfeierlichkeiten werden gewöhnlich in einem Walde vorgenommen; dorthin bringt man die heilige Bundeslade, in welcher der Gott aufbewahrt wird. Blutroth ist die ihm geheiligte Farbe. Wer in die Verbrüderung aufgenommen wird, trinkt das Blut eines eben geschlachteten Kindes oder einer Ziege. Ueber die gräßlichen Einweihungsfeierlichkeiten verweisen wir auf unsere früheren Mittheilungen; wir wollen nur hervorheben, daß der Aufzunehmende ein Lied singen muß, welches mit den Worten beginnt: „Wir schwören, daß wir die Weißen vernichten wollen."

Die Woduzauberer üben großen Einfluß und verbreiten den Fetischdienst immer weiter. Zwar hat der Wodupriester in seiner Hütte Crucifix und Marienbild, aber diese sind mit allerlei afrikanischen Fetischen verziert. Manche Priester lesen Morgens die Messe und gehören doch dem Wodu an. Durch das Vorhandensein europäischer Geistlicher würden sie in dieser Praxis gestört werden, deshalb suchen sie jeden weißen Priester möglichst fern zu halten und sind auch gegen die Mulattengeistlichen in hohem Grade mißtrauisch. Sie zürnen dem gegenwärtigen Präsidenten Geffrard, dessen Haut ihnen ohnehin nicht schwarz genug ist, weil er mit der römischen Curie auf gutem Fuße stehen will und dem Schlangenkultus nicht gewogen ist.

Vor mir liegt ein Buch, das über Haïti manche gute Nachweisungen enthält und für den, welcher mit den Verhältnissen näher bekannt ist, auch manches Interessante zwischen den Zeilen lesen läßt.*) Der Verfasser kennt die Insel aus eigener Anschauung und hatte offenbar die Absicht, in wohlwollendem Sinne auf die Neger einzuwirken und dem Hasse, welchen sie gegen die Mulatten hegen, die Spitze abzubrechen. Aber wie viele haïtische Neger können überhaupt auch nur lesen? Er warnt sie vor dem Fetischdienst und dessen „verdummenden Phantasmagorien" und äußert sich scharf gegen die Priester, welche aus den brennenden Wachskerzen in der Kirche die Zukunft verkündigen und dieselben zu Beschwörungen aller Art verwenden. „Sind nicht die Bibel und die Meßbücher zu Zauberbüchern geworden; benutzt man die Bilder der Jungfrau Maria und der Heiligen nicht als Fetische, und das Skapulier als Talisman? Sind in den Wohnhäusern nicht alle Fetische der afrikanischen Urheimath aufgestellt, — alle, vom Insekt und vom unreinen Kriechthier an bis zum Kieselstein und bis zum seltsam verschlungenen Wurzelgefaser? Priester, die aufgeklärt und von ihren Pflichten durchdrungen wären, könnten allerdings den fetischistischen Verirrungen der unwissenden Menge entgegentreten und wieder gut machen, was ihre Vorgänger durch eigennützige Duldsamkeit verdorben haben." Es fällt auf, daß nach diesen Worten Bonneau, selber ein Katholik, hinzufügt: „Der Katholicismus kann aber nicht das richtige Gegenmittel sein, in Anbetracht des Temperamentes der Schwarzen." Er wirft demselben vor, daß er „das religiöse Gefühl zersplittere und mit vielen secundären Details beschäftige; durch die vielen Uebungen und Gebräuche werde der Kultus für die Schwarzen materialisirt". Das mag wohl sein; es ist aber ausgemacht, daß auch der Mohammedanismus, welcher alle solche Dinge nicht kennt und einen so sehr einfachen Kultus hat, sich doch überall, wo er zu den Negern kommt, eine Zuthat von Fetischismus muß gefallen lassen. Uebrigens gewährleistet Artikel 33 der haïtischen Verfassung jedem Kultus die Freiheit, nur darf durch denselben die öffentliche Ordnung nicht gestört werden.

Dieselbe Verfassung bestimmt aber auch im siebenten Artikel: „Ein Weißer, gleichviel, welchem Volk er angehöre, darf auf Haïti weder Herr noch Eigenthümer sein; er darf weder Eigenthum erwerben, noch haïtischer Bürger werden." — Die schwarzen und gelben Haïtier können sich demnach, unbehindert und ungestört durch Weiße, ganz nach ihrem Belieben und ihren Bedürfnissen ausleben. Jener Artikel gilt auch heute noch, und Bonneau meint, es sei noch lange nicht an der Zeit, denselben zu beseitigen, weil die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung den civilisirenden Ideen noch allzu fern stehe. Als Präsident Geffrard die Absicht verlauten ließ, den Kammern ein Gesetz über die Verheirathung ausländischer Männer mit Haïtierinnen vorzulegen, entstand im ganzen Land ein so großes Mißvergnügen, daß er seinen Plan verschieben mußte. Nach einigen Jahren hat er ihn dann doch ausgeführt.

Werfen wir nun einen Blick auf die Bestandtheile der Bevölkerung und ihre gegenseitige Stellung. Haïti zählt zwischen 7 und 800,000 Köpfe; davon sind 50 bis 60,000 Mulatten, die übrigen alle unvermischte Neger. Durchgängig sind die wichtigsten Aemter und Würden in den Händen dieser Mulatten gewesen, zum großen Mißvergnügen der Schwarzen, welche seit langer Zeit die Klage erhoben, daß die Gelben eine Oligarchie bilden, welche einer freien Entwicklung des Negerelementes im Wege stehe! Aber Alles, was Haïti etwa an Civilisation besitzt, ist doch lediglich jenen Mulatten zu verdanken. Die Neger sind durch phantastische, unverständige Weiße in ihrem widersinnigen Wahne bestärkt worden. Ein „Philanthrop", der Straßburger Viktor Schölcher, der 1841 auf Haïti gewesen war, schrieb ein, wenig werthvolles, Buch über die Antillen, in welchem er die Mulatten in folgender Weise apostrophirt:

„Gelben Leute, habt den Muth, die Zügel aus der Hand zu geben, denn es ist euch unmöglich, den Wagen zu lenken. Bedenkt wohl, daß ihr niemals etwas Gutes stiften könnt, und daß jede energische Handlung, durch welche ihr den Versuch machen wollt, das erniedrigte schwarze Volk zu heben, von diesem letztern als ein Attentat zur Bedrückung betrachtet werden und dasselbe sich gegen die Mulattenaristokratie erheben würde. So lange nicht eine regelrechte Regierung, d. h. eine Regierung der Majorität, also eine schwarze Regierung, hergestellt ist, wird die Republik ein prekäres, falsches, elendes und beunruhigtes Leben führen. Aber laßt einen Neger an die Spitze, und Alles wird ein ganz anderes Ansehen gewinnen."

Diese Sätze zeigen, wie toll und verrückt diese Sorte von Philanthropen ist. Wenige Jahre, nachdem Schölcher diese Worte geschrieben hatte, kam ein Neger an die Spitze, und zwar ganz im Sinne der „Majorität", der Papa Wodu Faustin Soulouque, und Haïti „gewann ein ganz anderes Ansehen", es bekam einen blutriefenden Wilden, einen Schlangenanbeter, zum Tyrannen. Die Würdenträger des Wodubundes wurden zu Herzögen, Grafen, Marquis und Baronen erhoben — ohne Zweifel zu voller Befriedigung des radikalen Republikaners und Gleichheitsfreundes Schölcher.

Das schwarze Element kam oben auf, und sofort begann eine in der That wilde Wirthschaft, eine Verschleuderung der Staatsgelder, welche nur in der Yankee-Union ein würdiges Nebenstück hat; die Schulen gingen ein, das Angeberwesen blühte, Blut floß in Strömen. Am Ende wurde dann der schlangenanbetende Kaiser wieder vom Throne heruntergerissen, weil er seine schwarze Majorität zu arg tyrannisirte. Es ist eine merkwürdige, aber für den Kenner des Negerlebens und der westindischen Verhältnisse keineswegs auffallende Thatsache (um welche sich freilich die Philanthropen nicht kümmern), daß die schwarzen Gewaltherrscher, also Toussaint Louverture, der die Neger entsetzlich peitschen ließ, Dessalines, Christophe und Soulouque die Schwarzen auf das Aergste bedrückten und nach der absoluten Gewalt trachteten, während das letztere von den gelben Präsidenten, z. B. Petion, Boyer, Rivière-Herard und Geffrard nicht geschehen ist und gerade den Schwarzen große Rücksicht gezollt wurde.

Wir finden die Rasse und die Geisteskultur beider Theile in einem Gegensatze. Die Geschichte Haïti's zeigt, daß dort die schwarzen Häuptlinge alle nach Despotismus trachteten und mit blutiger Grausamkeit zu Werke gingen, und daß sie sich in ausschweifendem Luxus, lächerlichem Pomp und in Nachahmung von Aeußerlichkeiten gefielen. Ob die „Allgewalt der Civilisation" daran etwas ändern werde, ist mehr als zweifelhaft, und die „aufklärende

*) Haïti, son progrès, son avenir, avec un precis historique sur ses Constitutions, le texte de la constitution actuellement en vigeur et une bibliographie d'Haïti. Par Alexandre Bonneau. Paris, Dentu. 1862. 176 S.

Erziehung" hat bis jetzt wohl einzelne und vereinzelte Individuen über die Grundfläche der allgemeinen Negerbarbarei erhoben, aber die Massen völlig unberührt gelassen oder nur ganz oberflächlich angestreift. Selbst Bonneau, der zu den „wünschenden" Leuten gehört, räumt ein, daß man „die Grenzen, bis zu welchen die Neger in Betreff ihrer Fähigkeit zu einer gesellschaftlichen und politischen Entwicklung fähig seien", noch nicht kenne.

Im Jahre 1843 wurde Präsident Boyer, ein Mulatte, gestürzt, und in rascher Folge kamen drei Negerpräsidenten ans Ruder: Guerrier, Pierrot und Riché. Sie hatten keine Zeit, nach dem Kaiserthron zu streben; außerdem waren sie ursprünglich Sklaven gewesen, hatten gemeinschaftlich mit den Mulatten für die Unabhängigkeit gekämpft, und es war eine gewisse Zucht in ihnen; aber auch sie verschwanden in raschem Wechsel von der Bühne.

Bonneau ist der richtigen Ansicht, daß aus den Negern nichts werden könne, wenn sie sich selbst überlassen bleiben. „Die Schwarzen sind eine durch und durch passive Rasse und bedürfen einer unablässigen Anregung. Wenn sie sich selber bestimmen können, werden sie ewig stationär bleiben. Der Volksunterricht kümmert sie gar nicht, für geistige Thätigkeit sind sie vollkommen gleichgültig. Was Haïti an literarischen Arbeiten besitzt, verdankt es seinen Mulatten; der Genius des Schwarzen hat sich noch nicht offenbart."

„Die Mulatten sind, wie die Sachen nun einmal liegen, als Führer und Leiter der Gesellschaft auf Haïti nothwendig; sie vertreten, was an Fortschritt etwa vorhanden ist, und wer den Schwarzen sagt, daß sie der Gelben entbehren und sich ohne dieselben regieren können, der betrügt die Leute."

Bonneau, als Franzose, nimmt es mit den Ausdrücken nicht genau, so nennt er z.B. die Mulatten „eine Fleischwerdung des europäischen Genius, welcher in das Blut der Afrikaner eingeströmt ist". Nun unterliegt es allerdings keinem Zweifel, daß der Mulatte unendlich civilisationsfähiger ist, als der Neger; die Nachahmung des Europäers hat bei ihm nicht das Affenartige, wie beim Schwarzen, sondern vermöge einer durch Beimischung des weißen Blutes gesteigerten Annahmefähigkeit, wir wollen sagen, einen rationellern Zuschnitt. Aber als Masse genommen, haben sie doch auffallende Mängel in sittlicher, gesellschaftlicher und politischer Hinsicht; das zeigt sich überall. Selbst ihr warmer Fürsprecher Bonneau fühlt sich gedrungen, ihnen folgende Wahrheiten zu sagen:

„Die Gelben sind im Allgemeinen viel zu hastig, um ans Ziel zu gelangen; ihre petulante Heftigkeit führt leicht zu Unordnungen, und viele haben eine höchst übertriebene Selbstgefälligkeit; sie vergessen dabei, daß das Volk ein Recht hat, von ihnen Umsicht und verständiges Benehmen, Befähigung und Menschenkenntniß zu verlangen."

Die jungen Mulatten wollen rasch vorwärts. Die neue Schule dringt in den haïtischen Zeitungen darauf, daß kein Beamter seine Stelle behalten dürfe, wenn er das 40. Jahr erreicht habe. Nur wenn eine solche Maßregel durchgeführt werde, könne die Republik gedeihen. „Il y va du salut et de l'avenir de la Rèpublique!" Il faut mettre un terme aux empiètements dangereux et aux usurpations intolérables des gerontes."

Wir wollen hinzufügen, daß der gegenwärtige Präsident Geffrard sich bisher als einen verständigen Mann gezeigt hat. Er beweist seine Umsicht auch dadurch, daß er sich nicht in die dominikanischen Händel einmischt und einen Krieg mit Spanien zu vermeiden wünscht. Aber eine unruhige Partei will ihn zur Theilnahme für die Insurgenten drängen und arbeitet, wie wir in amerikanischen Berichten vom 8. Mai lesen, eifrig an dem Sturze dieses gemäßigten Mulatten. Eine neue Aera von Verwirrung und Revolution könnte nicht ausbleiben, sobald es der „feurigen Jugend" und den mißvergnügten Negern gelänge, ihn vom Präsidentenstuhl hinab zu werfen.

Uebrigens nimmt die Zahl der Mulatten auf Haïti rasch ab, während jene der Neger sich wenigstens nicht vermindert. A.

Die blondhaarigen, blauäugigen Kabylen in Algier.

In der neuern Zeit ist wiederholt die Ansicht aufgestellt und bestritten worden, daß die blonden Kabylen in Algerien von den Vandalen abstammen. In der Landschaft, welche als Klein-Kabylien bezeichnet wird, sind blondhaarige Familien nicht selten; eben so findet man im Auresgebirge unter den Stämmen der Schauïa eine Menge Leute von schlankem Wuchs, mit blonden und rothen Haaren, weißer Haut, nordischer Physiognomie; auch diese stammen angeblich von Germanen ab.

Es ist von Interesse, ins Klare darüber zu kommen, ob diese Hypothese begründet ist, und wir wollen deshalb die Erörterungen mittheilen, welche in der anthropologischen Gesellschaft zu Paris stattgefunden haben. Pouchet hatte hervorgehoben, daß eine erobernde Armee, selbst wenn sie zahlreich ist, in einem Lande sehr wenig Veränderungen im Grundstock der Bevölkerung hervorbringt. Schon zur Zeit des Titus Livius waren die Abkömmlinge der Soldaten, welche seit Alexander des Großen Tagen sich in Aegypten, Syrien und Babylonien angesiedelt hatten, den übrigen Bewohnern dieser Länder fast ganz ähnlich geworden.

Gewöhnlich überschätzt man in ethnologischer Hinsicht die Einwirkungen einer bloßen Eroberung; im Allgemeinen, so hob Broca hervor, kann man aber den Satz gelten lassen, daß die erobernde Rasse sehr bald in der eroberten aufgeht, wenn jene nur aus Männern besteht, die wenige oder gar keine Weiber mitbringen. Ganz anders gestalten sich die Dinge, sobald eine wirkliche Kolonisirung stattfindet, wenn zahlreiche Familien einwandern. So ist ein beträchtlicher Theil Galliens nicht etwa durch das Blut der Soldaten Cäsars romanisirt worden, sondern durch die römischen Familien, welche während mehrerer Jahrhunderte in dieses Land kamen. Centralgallien, das mittlere Frankreich also, ist eben so wohl, wie die Provence, von den Römern erobert worden, hatte immer militärische Besatzung, ist aber darum doch vorzugsweise keltisch geblieben, während das keltische Element im Gestadeland am Mittelmeer, am linken Rhoneufer, auf der Passage der beiden großen römischen Heerstraßen, welchen entlang römische Städte lagen, sehr stark modificirt worden ist.

Pouchet hatte geäußert, daß man in Südspanien viele blonde Leute antreffe, die man für Abkömmlinge der Vandalen halte. Es wäre aber, so bemerkte Broca, sehr auffallend, wenn man wirkliche vandalische Spuren gerade unter den Andalusiern fände. Spanien lag sehr weit entfernt von der eigentlichen Heimath der Vandalen. Die Soldaten Genserichs mögen immerhin ihre Weiber und

Kinder mit sich gebracht haben, sie konnten aber aus ihrem Stammlande keinen Zuwachs und Nachschuß bekommen, wie etwa die Franken in Gallien. Auch gründeten sie erst in Afrika ihr, bekanntlich nur kurz dauerndes Reich, unter einem ihnen nicht günstigen Klima; sie waren dort von allen übrigen Germanen getrennt und konnten sich überhaupt dort nur erhalten, wenn sie maurische Weiber nahmen.

Nun sagt man, die blonden Kabylen im Aures seien Nachkommen dieser Vandalen. Bekanntlich hat aber ihr Besieger Belisar den größten Theil der Vandalen, welche er vorfand, nach Griechenland und Asien geschafft, und ein anderer Theil wurde in Nordafrika selbst von den barbarischen Einwohnern vernichtet. Die blonden Kabylen, die wir in der Aureskette finden, unterscheiden sich von den übrigen Kabylen nur durch die Hautfarbe und das Haar (wohl auch das Auge, welches ja blau ist). Im Uebrigen ist ihre Kopfbildung ganz, wie jene der anderen berberischen Völker, auch ihre Sprache ist berberisch, und man findet in derselben kein germanisches Wort. Sodann geht aus geschichtlichen Zeugnissen, z. B. aus Procopius, hervor, daß ein Menschenstamm mit weißer Hautfarbe und blondem Haar schon vor der Ankunft der Vandalen im Atlasgebirge und bis in die Sahara hinein vorhanden gewesen ist. Die blonden Leute in Andulasien würden wohl eher von den Westgothen herzuleiten sein, welche viele Jahrhunderte lang in Spanien saßen, als von den Vandalen, die ja nur einen kurzen Aufenthalt nahmen.

Ein Herr Pucheran warf die höchst müßige Frage auf, ob diese blonden Kabylen nicht etwa gallischen Ursprungs seien! Er fügte die phantastische Bemerkung hinzu, daß möglicherweise das Klima Ursache der Blondhaarigkeit sein könne, denn man wolle beobachtet haben, daß einige Thierarten, deren Pelz anderwärts dunkelfarbig sei, in jener Gegend ein — isabellfarbiges Fell bekämen!

Perier, der an der Erörterung sich betheiligte, nahm natürlich auf solche Phantasmen keine Rücksicht, bemerkte aber, daß man an den Schädeln der blonden Kabylen Eigenthümlichkeiten bemerkt haben wolle, durch welche sie sich von den anderen Kabylen unterschieden; es sei aber in der Sache selbst noch Nichts genau ermittelt worden. Das Zeugniß Procops von einer blonden vorvandalischen Bevölkerung in Nordafrika bilde allerdings ein gewichtiges Zeugniß gegen die germanische Hypothese. Dieser Schriftsteller habe aber jene blonden Leute, welche er jenseit des Aures versetzt, nicht gesehen. Auch schrieb er nach der Eroberung Nordafrika's durch Belisar, und es sei sehr wohl möglich, daß das von ihm erwähnte blonde Volk aus Vandalen bestanden habe, die sich aus der Ebene in die Gebirge zurückgezogen hatten.

Broca erinnerte daran, daß schon lange vor Procopius sowohl Plinius, als Ptolemäus von den weißen Aethiopiern, Leukäthiopes, sprechen. Diese hatten eine weiße Haut und lebten im Süden der Region, wo die schwarzen Gätuler, die Melanogätuli, wohnten. Die Letzteren finden wir südlich von den eigentlichen Gätulern, die ihrerseits südlich vom Atlas, im heutigen Dattellande, lebten. Demgemäß hätten wir also die Leukäthiopen in der Sahara zu suchen. Die beiden eben genannten Schriftsteller sagen aber nicht, was für Haare jenes Volk gehabt habe, während sich Procopius bestimmter ausdrückt. Er war Geheimschreiber Belisars, blieb in Afrika, als der siegreiche Feldherr nach Konstantinopel zurückgekehrt war und die Verwaltung des eroberten Landes seinem General Salomon übertragen hatte. Die Landeseingeborenen, welche Procopius als Maurusier bezeichnet, waren Leute von berberischer Rasse, Vorfahren der heutigen Kabylen; sie überzeugten sich bald, daß sie nur die Herrscher gewechselt hatten. Einige Stämme blieben allerdings dem Byzantiner Salomon getreu, während andere sich empörten. Ihr Anführer Jabdas flüchtete in das Auresgebirge, aus welchem schon früher die Vandalen vertrieben worden waren, und zwar nicht von den Byzantinern, sondern von den Mauruſiern. Salomon aber verdrängte den Jabdas aus dem Gebirge und baute im Aures Festungen, von denen noch jetzt Ueberbleibsel vorhanden sind. Nun blieben die Byzantiner Herren im Lande, bis die Araber kamen. Das war im siebenten Jahrhundert; aber nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß auch die Vandalen zurückgekehrt seien. Salomon hatte auf seinen Zügen, auf welchen Procopius ihn begleitete, als Verbündeten einen eingeborenen Häuptling, den Orthaias, bei sich; diesem gehörte ein Landstrich im Süden des Atlas. Der Geheimschreiber sagt nun: „Orthaias hat mir versichert, daß jenseits der Grenze seines Gebietes eine ungeheure Wüste sich ausdehne, und jenseit dieser Wüste wohne ein Volk, dessen Haut nicht braun, wie jene der Maurusier, sei, sondern weiß, und dieses Volk habe blonde Haare." Diese weißhäutigen, blonden Leute können keine Vandalen gewesen sein; die Letzteren waren nur Herren im Gestadelande und mehrer Inseln im Mittelländischen Meere; sie sind nicht bis in die Wüste vorgedrungen. Als Procopius die obige Nachricht erhielt, war noch kein Jahrhundert seit Ankunft der Vandalen in Afrika verflossen; wollte man nun auch annehmen, es seien Abkömmlinge dieser Germanen bis weit in die Wüste vorgedrungen, so hätte doch in einem so kurzen Zeitraum die Kunde eines solchen Ereignisses in Nordafrika sich nicht verlieren können. Diese blonden Bewohner der Wüste sind wahrscheinlich Vorfahren der blonden Tuareks, welche man in der Sahara findet, haben mit den Vandalen nichts gemein, waren früher als diese in Afrika und sind wahrscheinlich die Leukäthioper des Plinius und Ptolemäus. Von ihnen möchte ich die blonden Kabylen im Aures lieber ableiten, als von den Vandalen, welche zu Belisars Zeit zumeist vertilgt wurden. Die heutigen blonden Kabylen tättowiren sich noch ein Kreuz vor die Stirn, und wahrscheinlich sind ihre Urahnen einmal Christen gewesen, wie wir denn bestimmt wissen, daß lange vor Ankunft der Vandalen manche Stämme das Christenthum angenommen hatten. Belisar hatte seinen Kriegszug gegen die Vandalen, welche bekanntlich Arianer waren, damit zu motiviren gesucht, daß er die rechtgläubige Bevölkerung gegen diese Ketzer beschützen müsse. Uebrigens ist die Zahl der Vandalen nie beträchtlich gewesen, und König Genserich hat nie mehr als 50,000 Krieger gehabt, von denen sich noch manche auf Corsika, Sardinien und die Balearen vertheilten. Auch hat das afrikanische Klima sicherlich auf sie eingewirkt, und es waren ihrer so wenige übrig, daß Belisar ihnen nur 5000 Mann entgegen zu stellen brauchte. Er tödtete viele und andere ließ er als Gefangene außer Landes bringen. Hinterher räumten dann noch die Maurusier unter ihnen auf, und schwerlich werden so viele Vandalen übrig geblieben sein, daß sie einen permanenten Stamm hätten bilden können.

Perier meinte, daß die blonden Wüstenleute, von denen Procopius spricht, mit den blonden Kabylen im Aures nichts zu schaffen haben. Procopius sagt an einer andern Stelle, daß die byzantinischen Soldaten die Frauen und Mädchen der überwundenen Vandalen geheirathet hätten. 400 dieser Letzteren, so berichtet er weiter, seien von Belisar mit nach Konstantinopel gebracht und von da nach Kleinasien verschifft worden. Aber auf der See empörten sie sich und zwangen die Schiffsleute, sie nach der afrikanischen Küste zu bringen. Sie seien nach Mauretanien gegangen und hätten sich dort dem Heere des Stolzas angeschlossen. Also sind doch Vandalen in Afrika geblieben, und es wäre auffallend, wenn keinerlei Nachkommen von ihnen vorhanden wären. —

In einer spätern Sitzung der anthropologischen Gesellschaft, in welcher Erörterungen über die menschliche Haut und deren Farbe angestellt wurden, nahm Pruner Bey den Gegenstand wieder auf. „Die Kabylen sind im Norden, am Gestade und im Atlas, nur schwach gefärbt, und unter ihnen finden wir die Leute mit blondem

Haar und blauem Auge, welche man für Vandalen ausgeben möchte. Ich kann das nicht zugeben; ich habe unter diesen Kabylen nie einen deutschen Gesichtstypus gesehen. Eine anatomische Prüfung ihrer Gerippe hat mir dargethan, daß keinerlei Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Deutschen vorhanden ist, daß sie vielmehr zu demselben Stamme gehören, wie die Tuareks. Es wäre aber durchaus unstatthaft, anzunehmen, daß ein Volksstamm sein Skelett verändern und doch seine ursprüngliche Haut bewahren könne. —

Das waren die Erörterungen in der anthropologischen Gesellschaft. Man ist also der Lösung des Räthsels auch heute um keinen Schritt näher gekommen und weiß nicht, wohin man die seltsame Erscheinung blonder, blauäugiger Kabylen bringen soll. Ich wage nicht, auch nur anzudeuten, ob der Rückschlag im Blute, der sich bekanntlich in seltsamer Weise nach einer langen Reihe von Generationen äußert, etwas mit jenen Kabylen zu schaffen habe. Daß in das weiland römisch-byzantinische Nordafrika mit den Legionen viele germanischen Menschen gekommen und mit einheimischen Frauen enge Verbindungen eingegangen sind, wird nicht in Abrede gestellt werden. Noch heute kommt es in der Lombardei vor, daß in Ehen, welche seit Generationen keine blonden, blauäugigen Männer oder Frauen aufzuweisen haben, theils blauäugige, theils dunkeläugige Kinder gezeugt werden, und unter den Juden findet man dasselbe, und zwar in Fällen, wo die Sittsamkeit der Mutter absolut keinem Zweifel unterliegt. Der Atavismus im Blute mit seinen eigenthümlichen Rückschlägen reicht sehr weit hinauf, und auch in der bunten Rassenmischung Central- und Südamerika's findet man dafür manche Beweise. Die ganze Erscheinung verdiente eine umfassendere Würdigung und Untersuchung, als ihr bisher im Allgemeinen zu Theil geworden ist. Man sollte den Atavismus nicht blos, wie seither zumeist geschehen ist, in Bezug auf pathologische Erscheinungen erforschen, sondern auch vom allgemeinen anthropologischen Standpunkt aus; dabei würde gewiß die Ethnologie manche Aufklärung erhalten. A.

Das Karstgebirge und seine Bewohner.

Skizze von **Ludwig Isleib** in Laibach.

Das „Königreich Illyrien", dieser südlichste Theil der Länder, welche zum deutschen Bund gehören, ist ein sowohl in geographischer und geologischer, als auch in ethnographischer Beziehung höchst interessantes Stück Land. Und doch wird es von Touristen wenig besucht; die Eisenbahn, welche es durchschneidet, — der Eisenarm, mit welchem Frau Germania die blauäugige Adria hält — dient den Reisenden nur dazu, so rasch als möglich eine Gegend zu durcheilen, welche dem flüchtigen Beschauer nichts Erwähnenswerthes bietet, welche im Gegentheil durch ihren wüsten, eigenthümlichen Charakter abstößt. Daher kommt es, daß die Wenigsten von diesem seltsamen Lande genaue Kenntnisse haben; sie wissen höchstens, daß Krain, das Küstenland, Görz, ein Theil Kärnthens und Steiermarks dazu gehören, und daß die Julischen Alpen es in verschiedenen Richtungen durchziehen. Man muß es nach allen Seiten hin durchstreift und in allen Eigenthümlichkeiten studirt haben, um einzugestehen, daß es ein höchst interessantes Land ist.

Sein Hauptcharakter sind die Kontraste, denen man überall begegnet: riesige Alpen, deren Spitzen bis über 10,000 Fuß aufsteigen, grüne, weite Ebenen, fruchtbare Thäler, wüste Steinfelder, malerische Seen, Flüsse, welche plötzlich aus der Erde brechen und eben so wieder verschwinden, ungeheuere Wälder, in denen noch Bären und Wölfe hausen, unterirdische Grotten mit räthselhaften Tropfsteingebilden — eine Welt von Gegensätzen. Aehnlich verhält es sich mit den Menschen, welche das Land bewohnen; auch sie bilden in Sitte, Sprache, Tracht und Kultur die seltsamsten Gegensätze. Die Mehrzahl ist slavischer Abstammung, dann gibt es Deutsche und Italiener, welche ihre Wohnsitze dicht neben den Slaven haben oder auch mitten unter denselben mächtige Enclaven bilden.

Der wüsteste, an Kontrasten reichste und zugleich auch interessanteste Theil des illyrischen Dreiecks ist jener, welcher unter dem Namen „Karstgebirge" begriffen wird. Es ist das der südliche Flügel der Julischen Alpen, welcher sich von dem Grundstocke, dem mächtigen Triglav (Dreikopf) in südöstlicher Richtung bis nach Istrien und nach Kroatien hin erstreckt. Gewöhnlich nennt man nur einen Theil der ganzen Kette „Karst", und zwar jenen, welcher durch seine öden Steinfelder sich den Namen „Austria petraea" erworben hat; allein da das ganze Gebiet den gleichen Charakter trägt, so nennt man es ganz entsprechend: Karstgebirge. Es besteht zum größten Theil aus dem Kalk der Kreidebildung; seine Bergrücken streichen fast alle in paralleler Richtung mit der Nordküste des Adriatischen Meeres von Nordwest nach Südost, eben so die sie scheidenden Thäler. Die höchsten Gipfel erheben sich nicht über die gewöhnliche Höhe der deutschen Mittelgebirge; die bedeutendsten Berge sind der Schneeberg mit 5332 Fuß, der Monte maggiore in Istrien mit 4410, und der Manos bei Adelsberg mit 4098 Fuß.

Ein großer Theil des Karstgebirges ist bewaldet, namentlich der nordwestliche, der nördliche und nordöstliche Theil; ein bewaldetes Hochplateau der Triglavgruppe zunächst ist der Tarnovaner Wald; an diesen schließt sich der Birnbaumer Wald (slavisch hruschiza), und an diesen reihen sich die Wälder Innerkrains und Gotschee's, so daß der eigentliche Karst wie in einem Halbkreise von schönen grünen Wäldern eingesäumt erscheint — auch einer der oben erwähnten Kontraste.

Die Landschaft des eigentlichen Karstes ist wegen Mangels an Grün in der Färbung höchst monoton; das Auge sieht nichts, als graues Gestein. Selbst die Wohnungen und die Tracht der Bewohner harmoniren mit diesem eintönigen Grau. Der Kalkboden ist ganz porös, er läßt den Regen durchsickern wie ein Sieb. Das Wasser schwemmt den wenigen Humus fort, den die Bora nicht wegfegte, und die Vegetation findet kaum eine Stelle, wo sie Wurzel schlagen kann. Nur in den trichterförmigen Vertiefungen, Dolinen oder Jamen genannt, entfaltet sich oft eine den Umständen entsprechende üppige Pflanzenwelt, Bäume und Gebüsche bekleiden die Wandungen, Mais, Kartoffeln, Hafer, selbst Wein, werden auf der Sohle der Doline, wo fruchtbare Erde angeschwemmt ist, angebaut.

Hierher dringt auch die Bora nicht, dieser Schrecken der Karstbewohner. Man macht sich keinen Begriff von der Macht, den diese furienhafte Buhle des Nordwinds besitzt. Bäume, Dächer, Wagen und Pferde stürzt sie

um, Erde und Schnee fegt sie von ihrem Pfade fort, selbst dem Riesen, dem Dampf, macht sie die Herrschaft streitig, denn es ist schon öfter vorgekommen, daß die Eisenbahnzüge wegen der Bora nicht weiter konnten. Die Feuchtigkeit der Atmosphäre führt sie als feinen Schneestaub mit sich und treibt ihn durch die kleinste Oeffnung, so daß nicht Doppelfenster und Doppelthüren den frechen Eindringling abzuhalten vermögen. Kein Pelz, kein Gewand gibt hinreichenden Schutz gegen die schneidende Kälte dieses Orkans. Die Dächer der Häuser auf dem Karste sind mit Ziegeln mehr gemauert als gedeckt und überdies noch mit Steinen beschwert, damit die freche Bora die Giebel nicht davon trage. Die Verheerungen dieses Windes sind sehr groß; in manchen Orten, wie z. B. in Zengg, ist es polizeilich untersagt, zur Zeit der Bora auf die Straße zu gehen, weil das lebensgefährlich ist. Am stärksten wüthet sie im Quarnerobusen. Sie kommt von Nordost oder Nordnordost her, auch von den Bergen Bosniens, und durchweht das ganze Küstenland. Ein Sprüchwort sagt von ihr: In Segna nasce, in Fiume si marita ed a Trieste muore. Allein in Triest tritt sie oft mit solcher Heftigkeit auf — auch heuer war es drei Tage hindurch der Fall — daß man an das „muore“ nicht glauben kann. Selten aber weht sie länger, als drei Tage, oft dauert sie auch nur wenige Stunden. Man schreibt das heftige Stürmen derselben den Entwaldungen zu, welche die Schiffe bauenden Venetianer vor Jahrhunderten vornahmen und durch welche überhaupt die Austria petraea entstanden sein soll.

Das durch den Boden sickernde Regenwasser sammelt sich im Bauche der Erde und tritt in kleineren und größeren Flüssen zu Tage. So ist die Rjeka einer dieser räthselhaften Flüsse, der sich bei San Canzian in die Erde verliert und nach einem Laufe von fünf Meilen als Timavus unterhalb von Deino wieder hervorkommt. Man ist so eben bestrebt, eine Stelle aufzufinden, von wo sich dieser Fluß nach Triest leiten ließe, das bekanntlich arm an süßem Wasser ist. Allein der Lauf der Rjeka geht durch ein unterirdisches Labyrinth, und verschiedene Nachgrabungen hatten keinen Erfolg. Ein anderer Fluß des Karstes, der eine räthselhafte unterirdische Wanderung macht, ist die Laibach. Man kennt sie zuerst als Poik bei Adelsberg, wo sie in die berühmte Grotte fließt; dann tritt sie als Unz bei Planina hervor, verschwindet wieder und erscheint dann im Moorgrund bei Laibach. Auch einen See bilden die durch das Kalksieb sickernden Gewässer, den Cirknitzer See, der mit seinen unterirdischen Zu- und Ausflüssen eine wirkliche Naturseltenheit ist. Zu den staunenswerthesten Gebilden des Karstgebirges gehören die Grotten und Höhlen mit den wunderbarsten Tropfsteinformationen, mit eigenthümlicher Flora und Fauna, unter denen die Grotte bei Adelsberg die berühmteste ist. Diese Grotten werde ich in einem besondern Artikel schildern und hier das Augenmerk nur auf das Gebirge und dessen Bewohner richten.

Die eigenthümlichen Bodenverhältnisse des Karstgebietes sind von großem Einfluß auf die Bewohner, deren Charakter, Sitten, Tracht und Lebensweise. Entsprechend der eintönigen Färbung der Landschaft, liebt der Karstbewohner einfarbige, graue, braune, überhaupt dunkle Stoffe zu tragen. Eine Ausnahme machen die Bewohner des Wippacher Thales und des Küstenlandes, welche lebhaften Farben hold sind. Die Sterilität des Bodens gewöhnt den Bebauer einerseits an schwere Arbeit, andererseits macht sie ihn schlicht und genügsam, dabei freilich auch weniger lebensfroh. Ein gewisser mürrischer, verdrießlicher Zug ist hier und dort bemerkbar, verliert sich jedoch, je weiter man nach dem Süden kommt. Der Einfluß italienischer Sitte und Sprache wird ersichtlich, sobald man den Kamm des Karstrückens überschritten hat. Wie die Pferde des Karstes klein, unansehnlich, aber voll Sehnenkraft und Ausdauer, so sind auch die Männer kräftig und stark, trotz ihres kleinen Wuchses. Die Frauen dagegen sind schlank und fein und werden es desto mehr, je südlicher man kommt; ihr Gang ist leicht und elastisch, die Haltung stolz und selbstbewußt.

Die Karstnerin trägt ein weißes Kopftuch (Petscha), aber nicht mit Spitzen und Stickerei, wie die Frauen im nördlichen Krain; das mäßig weite Hemd ist sorgfältig gefältelt, besonders am Halse, und um es recht zu zeigen, wird ein tief ausgeschnittenes Mieder getragen. Eine blaue Schürze mit weißen Tupfen, ein baumwollener gestreifter oder gewürfelter Rock, weiße oder blaue Strümpfe, und Schuhe mit hohen Absätzen vollenden den weiblichen Anzug. Die Tracht der Männer besteht meist aus einer blauen Jacke mit Metallknöpfen, kurzer lederner oder baumwollener Hose, blauen Strümpfen und Schuhen oder langen Stiefeln.

Ein eigenthümliches Volk sind die, die nördliche Seite der istrianer Halbinsel bewohnenden Tschitschen. Sie gehören zum Theil zu Krain, zum Theil zum Küstenlande. Der Fleck Landes, den sie ihre Heimath nennen, die Tschitscherei genannt, ist nur sechs Stunden lang und fünf breit. Es ist der unfruchtbarste, steinigste Theil des ganzen Karstes, kaum, daß dürftiges Gras zwischen den Steinen sprießt und ein Wachholderstrauch seine stacheligen Zweige entfaltet. Das zwingt den Tschitschen zur Genügsamkeit, und in der That ist es bewundernswerth, wie wenig derselbe zum Leben braucht. Jede Handbreit Humuserde baut er an, und wo viele solcher Humusstellen zwischen dem Gestein sich befinden, ist auch eine Art Dorf entstanden, d. h. es liegen da mehrere Häuser zerstreut, meistens in Vertiefungen, und sind von dem Gestein ringsum kaum zu unterscheiden. Die Tschitscherei ist sehr arm an Wasser. Kaiserin Maria Theresia hat deshalb in Bigga ein Wasserreservoir anlegen lassen. Das kleine Gebiet hat eine größere Bevölkerung, als es ernähren kann. Deshalb ziehen die meisten Tschitschen, gleich den Friaulern, den Sommer über hinaus in die Nachbarkronländer, um bei Bauten als Handlanger oder Maurer zu arbeiten. Zu Hause beschäftigen sie sich neben dem unerheblichen Landbau mit dem Anfertigen von Schleif- und Wetzsteinen, mit denen sie sogar bis tief nach Deutschland hinein hausiren. Man sieht sie, ihre Waare auf Esel gepackt, oft durch Laibach dem Norden zu ziehen.

Die Tracht der Tschitschen ist, wie sich nach dem Gesagten schon denken läßt, äußerst einfach. Der Mann trägt meist einen breitrandigen, sogenannten Schlapphut, eine Jacke von selbstgefertigtem Hanf- oder Leinenzeug, das, je älter es wird, desto mehr der Färbung der Landschaft entspricht. Im Sommer hat er weite Leinwandhosen, unten mit Fransen, im Winter enganliegende, den ungarischen gleichende Beinkleider von weißer Schafwolle und mit blauem Vorstoß. Seine Fußbekleidung besteht aus dicksohligen Sandalen, die mit vielen Lederriemen befestigt werden, sogenannten Opanken. Die Tschitschin trägt auch das weiße Kopftuch, die Petscha, dann ein Ober- und Unterkleid, ersteres ohne Aermel, letzteres über der Hüfte mit einem Gürtel zusammen gehalten, ferner Strümpfe aus weißer Schafwolle und kurze, mit buntfarbigen Schnüren versehene Opanken. Die Tschitschin liebt es überdies, ihre Kleider mit rother oder blauer Einfassung zu versehen.

Ueber die Abstammung der Tschitschen sind verschiedene Ansichten laut geworden; die Einen halten sie für Nachkömmlinge der Japiden, die Anderen meinen, es seien slavisirte Thraker. Ihre Sprache hat allerdings manches Fremdartige, durch welches sie sich von dem Slavonischen unterscheidet. Man betrachtet sie als einen Zweig des sogenannten Illyrischen. Im Steinschleudern sollen die Tschitschen große Geschicklichkeit besitzen; doch übertreibt man hierin oft und vergißt darüber die anderen guten Eigenschaften des Völkchens, das den un-

fruchtbarsten, wüstesten Theil Europa's zu bewohnen nur durch seine Genügsamkeit und Mäßigkeit fähig ist.

Zu den Karstbewohnern gehören auch die Bewohner des Territoriums von Triest. Es sind ebenfalls Slaven, welche aber meist auch Italienisch neben ihrer Muttersprache sprechen. Ihre Tracht ist höchst malerisch, besonders die der Frauen und Mädchen (Maudrieren). Sie tragen meist ein schwarzes Leibchen, an der Brust offen und farbig eingefaßt, einen faltenreichen, farbigen Unterrock, der bis über die Knöchel reicht, unten mit einem breiten Saum von anderer Farbe, weiße Strümpfe und schwarze oder rohlederne Schuhe mit hohen Absätzen. Dazu kommen dann Kopftuch und Brusttuch mit Spitzen reich besetzt und, wie überhaupt die Wäsche, von blendender Weiße, und schwarzseidene Schürze. Es sind Gestalten mehr als mittelgroß, mit zartem, frischem Teint, sanften Gesichtszügen und elastischem Gange. Der männliche Bewohner des Territoriums von Triest hat auch eine ganz eigenthümliche, dem Klima und der Beschäftigung entsprechende Tracht, nämlich kurze Jacke und kurze Hose von dunkler Farbe, letztere am Knie offen, blaue Strümpfe und Schuhe mit hohen Absätzen (des Bergsteigens wegen), im Winter eine Pelzmütze von sonderbarer Form, im Sommer einen Strohhut. Aehnlich dieser Tracht ist die der Bewohner der ganzen Küste von Optschina bis Duino.

Einen Ueberblick des ganzen Karstgebietes gewinnt man durch Ersteigung der beiden Berge Nanos und Schneeberg. Vom erstern aus sieht man den nordwestlichen Theil der Julischen Alpen, Görz und Friaul bis nach Venedig hin; vom Schneeberge überblickt man den südöstlichen Theil, den Tschitschenboden, Istrien, Fiume, bis zum Quarnerobusen. Die Fernsicht von beiden Bergen aus ist nicht nur überraschend schön, sondern auch belehrend, denn man erkennt die Figuration des Karstes bis ins Detail, die terrassenförmigen Abstufungen, die Richtung der Höhenzüge, die Waldpartien, die kahlen Stellen des eigentlichen Karstes, der Tschitscherei ꝛc.

Seiner ganzen Gestalt nach erscheint das Karstgebirge als ein großer Riegel, welchen die Natur zwischen zwei Kulturvölker geschoben hat. Zwar sind es größtentheils Slaven vom Stamme der Slovenen, welche hier wohnen; aber unverkennbar ist, daß von südlicher Seite her die Woge des Romanismus, von nördlicher Seite her die Woge des Germanismus an die alten Dolomitwände brandet. Letzterer hat den Damm bereits überfluthet und ringt auch jenseit schon mit dem italienischen Elemente um die Suprematie. Die Slovenen, ein begabtes, aufgewecktes Völkchen, haben somit gegen eine doppelte Strömung sich zu behaupten. Wie der Ausgang des ethnographischen Prozesses, welcher sich an dieser südlichsten Grenze des deutschen Bundes vollzieht, sein wird, ist jedem Unbefangenen klar; wie lange er aber dauern wird, ist nicht abzusehen.

Kommt man auf der Eisenbahn von Laibach her, so merkt man erst bei Rakek und Adelsberg die Nähe des Karstes; bis dahin passirt man meist dichte Waldungen. Je weiter man aber von Adelsberg aus nach Süden hin vordringt, um so tiefer geräth man in die Wüstenregionen des Karstes, wo das Auge meilenweit nichts gewahrt, als graues Gestein und hie und da niederes Gestrüpp oder einzelne von der Windsbraut geplünderte und zerfetzte Bäumchen. Die einzelnen, wenige hundert Fuß hohen Berge gleichen Mauertrümmerhaufen, und die Ebenen sehen aus wie Felder, die der Teufel im Grimm geackert. Zuweilen sieht man zwischen dem Gestein kleine Heerden von Kühen, Schafen oder Ziegen, die das spärliche Gras abweiden, dabei aber so wohlgenährt aussehen, als ob dem Grase eine Wunderkraft inne wohne. Eine Wunderkraft allerdings, und die ist, daß das Fleisch der Thiere sehr wohlschmeckend wird, denn es sind Alpenkräuter, welche der Karst trägt. Die Hämmel (Kastrun), Hasen ꝛc. vom Karst werden von den Feinschmeckern hoch gepriesen. Der Hirt dieser kleinen, oft nur aus zwei bis drei Stück bestehenden Heerden ist höchst primitiv gekleidet und gleicht nicht selten einer aus dem Kalkgestein gemeißelten Statue. Späht man genauer umher, so gewahrt man auch das Dorf, dem die Heerde gehört; die Häuser heben sich wegen Gleichartigkeit der Färbung von dem umherliegenden Gestein wenig ab, denn sie sind meist mit Kalkmörtel beworfen, der nach wenigen Jahren so grau ist, wie das Gestein. Eben so ergeht es den Ziegeldächern, die überdies noch mit grauen Kalksteinen beschwert werden, damit die Bora nicht Fangeball mit den Ziegeln treibt.

In der Nähe der Ortschaften ist es verhältnißmäßig etwas civilisirter; man hat Wege gebahnt durch das Steinmeer, indem die Blöcke an beiden Seiten aufgeschichtet wurden, so daß man zwischen Mauern wandelt. Wo sich nur etwas Erde zeigt, werden die Steine abgelesen und ringsher zu Mauern aufgeschichtet. Der so gewonnene Raum wird dann „Garten" oder „Acker" genannt, was freilich oft ironisch genug klingt. Während einer Bahnfahrt sieht man solcher kreisförmiger ummauerter Aecker genug.

Im Bebauen der kleinen Humusstellen ist der Karstbewohner ein wahrer Künstler der Landwirthschaft; das sieht man besonders bei den Dolinen (von dol, das Thal) oder Jamen (Gruben). Es sind dies trichterförmige Vertiefungen, welche in ihrer untersten Verengung meist eine dicke Ablagerung von fruchtbarer Erde haben, die das Wasser hereinschwemmte. Diesen Boden nun bebaut der Karstbewohner mit einem Fleiße und einer Sorgfalt, die bewundernswerth erscheinen. Die Wände der Dolinen, wenn sie nicht zu senkrecht oder zu felsig sind, tragen Bäume und Gebüsch, das die Feuchtigkeit anzieht und Schatten gegen den sengenden Sonnenstrahl gibt. Es sind meistens Cerreichen (Quercus cerris), Vogelbeerbäume (Sorbus aucuparia), Kreuzdorngebüsche (Rhamnus frangula und alpina) ꝛc., die hier vorkommen, darunter auch die Mahalebkirsche (slovenisch reselika), wie überhaupt die Flora des Karstes einen ganz alpinen Charakter hat. Die Bestellung der Miniaturfelder in den Dolinen lohnt die angewandte Mühe durch einen verhältnißmäßig reichen Ertrag an Mais, Korn, Kartoffeln, Wein ꝛc. Die Weinreben werden hier schon, wie in Italien, zwischen und über den Aeckern gezogen. Jede größere Doline ist ein üppiger Thalkessel, und es gewährt einen eigenen poetischen Reiz, inmitten der Steinwüste so anmuthige Verstecke zu finden. Läßt man seinen Blick über die Karstfläche dahin schweifen, so gewahrt man schon von ferne die Ränder der Dolinen, über welche die Baumwipfel hervorragen; man fühlt sich hingezogen, wie der Wüstenreisende zu der Oase.

Der Karst, so rauh sein Name klingt, so abstoßend er auf den ihn durchfliegenden Touristen wirkt, hat dennoch seine eigenthümlichen Reize, seine Poesie, wie die russische Steppe oder die ungarische Puszta.

Ist nicht jede Doline eine in das Gestein gemeißelte Idylle? Ist nicht die Bora in ihrem Wüthen eine Erscheinung voll wilder Poesie? Sind nicht die Grotten und ihre Tropfsteingebilde wirkliche Wunderwelten? Man muß ihn nur kennen, den alten Karst, um ihn lieb zu gewinnen, man muß ihn gesehen haben zur Abendzeit, im Sommer, wenn die Sonne ferne hinter den Venezianer und Tridentiner Alpen hinunter sinkt und ihre Strahlen schräg über das Plateau sendet. Da glüht der Karst in rosigen und violetten Tinten, und diese Gluth erhält sich bis tief in die Dämmerung hinein; es ist, als läge der Widerschein des Abendhimmels festgebannt auf den eisenschüssigen Dolomiten. Da ist das Gestein nicht mehr monoton grau, sondern es hat eine warme Färbung, eine Stimmung, die nur orientalischen Landschaften eigen ist. Eine Karstpartie, z. B. bei St. Croce oder Repen Tabor, in der Abendbeleuchtung bedarf nichts, als einiger Ka-

meele zur Staffage und das Wüstenbild ist fertig. Ein Maler in Triest, Namens Beurlin, hat es sich besonders zur Aufgabe gemacht, die interessantesten Partien des Karstes bildlich darzustellen; er hat die eigenthümliche Poesie des wüsten Gebirges vortrefflich aufgefaßt, wie einige Bilder in der heurigen wiener Kunstausstellung zeigten. Daß aber ein so ausgezeichnetes Talent, wie Beurlin, sich für den Karst erwärmen konnte, ist der beste Beweis für meine Behauptung: daß der Karst interessant, originell — kurz, besser als sein Ruf ist.

Aus allen Erdtheilen.

Vivien de St. Martins Urtheil über den „Nilquellen-Entdecker" Speke. Unsere Leser wissen, daß wir im Globus den Reisen Speke's großes Interesse zugewandt haben. Wir theilten rasch alle Nachrichten mit, welche über ihn aus dem fernen Afrika nach Europa gelangten, und gaben auch alles Wesentliche eines Vortrages, den er nach seiner Heimkehr in der geographischen Gesellschaft in London hielt (Globus IV, 175 ff.; 249 ff.). Sobald sein Tagebuch erschienen war und die Karte vor uns lag, konnten wir ein eingehendes Urtheil fällen und kümmerten uns dabei nicht im mindesten um die Posaunentöne, welche durch die englische Presse erdröhnten. Der Herausgeber des Globus erstattete über Speke's Wanderung im Verein für Erdkunde zu Dresden einen Bericht, der Band IV, S. 249 bis 254 vollständig abgedruckt worden ist. Wir erkannten gern an, daß Speke ein muthiger, unternehmender Mann sei, daß er über manche Gegenden und Negerstaaten, welche vor ihm kein Europäer gesehen, neue Nachrichten mitgetheilt und wichtige Ortsbestimmungen gegeben habe.

Aber wir sagten auch, daß Kapitän Speke ein durchaus unkritischer Kopf und von schwachem Urtheilsvermögen sei, daß ihm der allgemeine Ueberblick fehle, daß er nicht verstehe, Wichtiges vom Unbedeutenden zu sondern, und daß seine ganze Darstellung höchst ermüdend, weitschweifig und langweilig sei. Dazu kommt die geradezu beleidigende Ruhmredigkeit eines Autodidakten, dem es an wissenschaftlicher Durchbildung entschieden fehlt, in dessen dreisten Combinationen viel Unbewiesenes ist, in dessen Forschungen uns die empfindlichsten Lücken entgegentreten. Wir erklärten ihn für unzuverlässig in seinen Angaben und nannten seine Karte ein Monstrum. Auch berührte es uns unangenehm, daß er mit John Bulls Lieblingsdingen, nämlich Baumwolle und Missionsphantasien, Koketterie treibt. Während er einer andächtig horchenden Tischgenossenschaft in seiner Vaterstadt Taunton die Lüge aufband, daß Oesterreich die Absicht hege, Afrika für sich in Besitz zu nehmen, und daß England ein solches Attentat abwenden müsse, hat er neulich in Paris den Franzosen gesagt, daß diese die rechten Leute seien, um von ihrer Besitzung am Gabun aus Afrika zu civilisiren!

Dieses plumpe Kompliment hat aber dem ruhmredigen Manne nicht viel genützt und die Kritik ist dadurch nicht entwaffnet worden; wir unsrerseits sind, so viel uns bekannt, zuerst mit einem scharfen Urtheile hervorgetreten. Wir sind damals von einigen Seiten her gefragt worden, ob dasselbe nicht etwa zu herbe sei, es stellte sich aber bald heraus, daß auch andere Fachmänner sich in ähnlicher Weise äußerten.

Jüngst hat nun auch eine französische Autorität ersten Ranges, Vivien de St. Martin, (im Bulletin de la Societé de Geographie, Märzheft) sein Urtheil abgegeben. „Wenn man", sagt er, „die Berichte großer Entdecker, wie z. B. Humboldt, Burckhardt, Alexander Burnes, liest, dann sieht man, wie sie in wissenschaftlicher Weise generalisiren, und wie besonnen sie in der Mittheilung der Einzelnheiten verfahren. Speke's Buch aber gleicht in gar keiner Hinsicht diesen großen Vorbildern, es ist verworren und führt den Leser in ein Labyrinth müssiger Einzelnheiten. Andererseits läßt uns der Reisende gerade da im Stiche, wo wir wichtige Nachweise von ihm verlangen, so z. B. gerade dann, wenn er den großen aus dem Nyanza strömenden Wasserlauf verläßt, an den er erst wieder nach einer Strecke von 100 Miles kommt. Hier ist sein Text so verschwommen, so unvollständig, daß der Leser von der Sache selbst kaum etwas merken würde, wenn er nicht im Voraus auf dieselbe hingewiesen worden wäre. In ethnologischer Beziehung, namentlich in Betreff der Linguistik, vermissen wir Genauigkeit und Detail; vom Studium ist gar keine Rede."

„Wir können an einem schlagenden Beispiele nachweisen, wie sehr es dem Kapitän Speke an jeder wissenschaftlichen Vorbildung gebricht. An mehreren Stellen betont er die verschrobene Idee, daß es die alten Hindu gewesen seien, welche die früheste Kunde von den Nilquellen gehabt; durch die Hindu sei dieselbe erst zu den Aegyptern gekommen, von welchen dann Ptolemäus seine Nachrichten erhalten habe. (Speke gibt in seinem Text ein Monstrum von einer Karte über die angebliche Kunde der alten Inder von den Nilquellen.) Diese Angaben gründet er auf einige Abhandlungen Wilfords. Speke weiß nicht ein Wort von dem traurigen Kapitel, welches sich auf den Anbeginn der indischen Studien bezieht! Er hat keine Ahnung von der (ganz allgemein bekannten) Thatsache, daß Wilford, der übrigens seinerseits in gutem Glauben war, sich von indischen Pandits betrügen ließ; diese legten ihm verfälschte oder rein erfundene Texte vor. Späterhin hat Wilford das eingesehen und zugestanden."

Vivien de St. Martin hebt dann mit Recht hervor, daß Speke's Buch manches Werthvolle für die physische und astronomische Geographie, Meteorologie, Bodengestaltung, Botanik und Geologie enthalte und in dieser Beziehung Werth habe. „Aber in Bezug auf die Hauptfrage, die Entdeckung der Nilquellen, also gerade die, welche der Reisende hat lösen wollen, sind noch viele Bedenklichkeiten vorhanden. Nein, Kapitän Speke hat die Nilquellen nicht entdeckt! Er hat den Nyanza nicht erforscht, er weiß nichts von dessen östlichen Zuflüssen, dergleichen sicherlich von den Gebirgsstöcken des Kenia und Kilimandscharo herabkommen. Speke kann nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, daß der Strom, an welchen er unter dem 3.° n. Br. gelangte, derselbe ist, welcher aus dem Nyanza-See abfließt, derselbe nämlich in dem Sinne, daß ausgemacht wäre, ob dieser nicht auf der noch ganz unerforschten Strecke nicht irgend einen andern Fluß aufgenommen habe, der Anspruch darauf hat, als Hauptquellstrom betrachtet zu werden. So lange die Region im Nordosten des Nyanza-Sees nicht genau erforscht ist, kann man gar Nichts mit Bestimmtheit behaupten. Speke's und Grants Verdienste als Reisende sind sehr groß, aber in anderer Hinsicht. Sie haben durch ihre Energie Anspruch auf unsere Bewunderung, sie haben gezeigt, daß die Region der Nilquellen nicht unzugänglich sei, sie haben die Bahn gebrochen und dazu beigetragen, daß wir hoffentlich bald die Lösung des großen Problems erfahren."

Man sieht, daß dieses Urtheil genau mit dem übereinstimmt, welches wir aussprachen, nachdem wir Speke's Buch gelesen hatten.

Ashley Edens Reise nach Bhutan. Seine Verhaftung. Die Engländer haben Irrungen und Wirrsal in allen Erdtheilen, zumeist selbstverschuldete, wie in China und Japan, in Neuseeland und mit dem Könige von Aschanti an der Westküste von Afrika; theils unverschuldete, wie jene mit den Volksstämmen auf der Grenze zwischen dem Pendschab und Kabul. Dazu kommt nun ein in vieler Beziehung interessantes Ereigniß, welches unsere Aufmerksamkeit verdient.

Wir ersuchen den Leser, eine Karte von Asien oder noch besser, eine solche von Ostindien zur Hand zu nehmen. Er wird sehen, daß nördlich, fast in gerader Linie von Calcutta, im Himalayagebirge sich ein Streifen Landes erstreckt, welcher den Briten gehört oder vielmehr unter ihrem Schutze steht. Das ist die Alpenlandschaft Sikkim, die etwa vom 106.° östl. L. von Ferro durchschnitten wird. Den südlichen Theil, mit der Stadt Dardschiling, haben die Engländer im Jahre 1850 ihren unmittelbaren Besitzungen einverleibt. Die Bewohner Sikkims sind zumeist Laptscha, welche zum großen

mongolischen Stamme gehören, sich zum Buddhismus bekennen und eine mit dem Tibetanischen verwandte Mundart reden.

Sikkim streckt sich wie eine lange Zunge nach Norden und scheidet das unabhängige Reich Nipâl von dem östlich gelegenen Bhutan. Diese Region wird begrenzt im Norden von Tibet, im Osten von einer nicht näher bekannten Gebirgsgegend, im Süden von Assam, welches unsere Leser aus Hermann von Schlagintweits Skizzen kennen, und einigen Provinzen Bengalens. Das Land zerfällt in sechs Theile oder Provinzen: Tassisudon, Punacha, Paro, Tongso, Tagna und Audipur. Ueber Flächeninhalt und Einwohnerzahl fehlen genaue Angaben; die Bhutias oder Bhotijas gehören, gleich den Leuten in Sikkim, zum mongolisch-tibetanischen Stamme; ihr Oberhaupt ist ein fleischgewordener Buddha, der Dharma Radscha oder Lama Rembutschi (Rin Potschhe), welcher zur rothmützigen Abtheilung der Buddhisten gehört (die andere ist gelbmützig). Seine Residenz ist in der Hauptstadt Tassisudon, d. h. heilige Glaubensfeste, $27\frac{1}{2}^{\circ}$ n. Br. am Gaddadafluß, der in Assam in den Brahmaputra mündet. Die weltliche Regierung des Landes ist in den Händen eines Geistlichen, der große Macht übt, und zwar ganz in theokratischem Sinne, da er alle Aemter mit Geistlichen besetzt. Er hat einen aus acht Mitgliedern bestehenden Staatsrath zur Seite, und die Statthalter der Provinzen sind von ihm abhängig. Dieser weltliche Regent führt den Titel Depa Radscha.

Wir sind nur mangelhaft über Bhutan unterrichtet und haben erst durch Kapitän Samuel Turner, der 1783 nach Tassisudon kam, einige Kunde erhalten*), indessen war schon früher, 1774, ein anderer Engländer, Bogle, dorthin vorgedrungen. Durch beide Reisende erfuhr man, daß schon Kaiserin Katharina von Rußland sich bemüht habe, einen Handel aus ihrem Reiche nach Tibet zu eröffnen, und daß ihre Bestrebungen wenigstens theilweise Erfolg gehabt hätten. Daß in unseren Tagen England sich eifrig bemüht, sich Handelswege aus Indien nach dem centralen Hochasien zu eröffnen, ist von uns im Globus mehrfach hervorgehoben worden. Neuerdings war nun Bhutan als Durchgangsland ins Auge gefaßt worden. Von Ashley Edens Expedition erfuhren wir aber erst in diesen Tagen etwas Näheres in Folge einer tragischen Begebenheit. Wir berichten nach englischen Quellen.

Die calcuttaer Regierung hatte eine Expedition nach Bhutan beschlossen, deren besondern Zweck wir nicht näher angegeben finden; auch wird in den vor uns liegenden Berichten nicht gesagt, weshalb Ashley Eden nicht von Assam aus nach Tassisudon ging; in dieser Richtung hätte er den Flußlauf des Gaddada verfolgen können, und der Weg hätte keine Schwierigkeiten dargeboten. Er ging über das Hochgebirge des Himalaya, und noch dazu während der Wintermonate. Die Expedition bestand aus vier Europäern und etwa 200 indischen Dienern. Was wir über dieselbe lesen, erinnert an die Beschwerlichkeiten und Gefahren einer Reise in den Nordpolargegenden. Ohne die Ausdauer und den Muth der wenigen Europäer wären die Kulis alle verloren gewesen. Der Pfad führte oft an jähen Abgründen hin, über gefrornen Schnee und ausgedehnte Eisfelder, aber am Ende wurden alle Hindernisse überwunden. Eden kam nach Tassisudon und hielt als Abgesandter der indischen Regierung seinen Einzug. In den neuesten Mittheilungen, welche uns vorliegen, wird gesagt, daß er Audienz erhielt, aber in der öffentlichen Sitzung der hohen Würdenträger des Staates (dem Durbar, Diwan) in einer höchst empfindlichen Weise beleidigt wurde. Nachher sperrte man ihn ein und zwang ihn, einen Vertrag zu unterzeichnen, durch welchen das ganze britische Assam an Bhutan abgetreten wird. —

Als wir eben die vorstehenden Zeilen geschrieben hatten, lasen wir Berichte aus Bombay vom 28. April. Sie melden, daß Eden aus Bhutan zurückgekommen und in Dardschiling wieder eingetroffen war. In dem Vertrage, welchen man ihm abzwang, und der natürlich von den Engländern als durchaus ungültig betrachtet wird, sind auch die Theepflanzungen inbegriffen, deren Besitzern die bhutanische Regierung eine Geldentschädigung zahlen wollte.

Uebrigens muß in Bhutan selbst große Verwirrung herrschen. Der Depa Radscha war vom Dharma Radscha entlassen worden, und eine Anzahl von Grundbesitzern und Beamten hatte sich auf britisches Gebiet geflüchtet. Es wird sich nun fragen, in welcher Weise die Engländer den Bhutias eine Züchtigung geben wollen; denn Beleidigungen, wie sie Eden erfahren hat, darf man in Asien nicht ungestraft hingehen lassen. Von einem Kriegszug in ein solches Alpenland, das ohnehin ein durchaus nicht wünschenswerther Besitz wäre, kann keine Rede sein. Wir sind auf Einzelnheiten und nähere Nachrichten gespannt.

*) Reisen nach Butan und Tibet, vom Kapitän Samuel Turner. Aus dem Englischen in einem gedrängten Auszug mitgetheilt von M. C. Sprengel. Weimar 1801.

Kapitän Mage am obern Senegal. Die letzten Nachrichten über diesen Reisenden, der von Westen her Timbuktu zu erreichen trachtet, sind vom Januar. Er war mit seinem Begleiter Quentin zu Kundian, einem Flecken am Bafing, etwa 24 Wegstunden südlich von Bafulabe und wollte in der nächsten Zeit nach Bammaku aufbrechen, das bekanntlich am Niger liegt.

Die Ainos auf der japanischen Insel Jeso. Wir haben jüngst, Globus VI, S. 86 ff. über dieses merkwürdige, stark behaarte Volk des östlichen Asiens Mittheilungen gemacht. Wir finden nun in der neuesten Lieferung der Revue orientale (Nr. 52) einige Bemerkungen über dasselbe Volk von einem Herrn J. Umery, die wir einfach mittheilen wollen. Nähere Angaben über die benutzten Quellen vermissen wir.

Umery schreibt: Man hat wiederholt Zweifel geäußert gegen die Existenz einer durch fast vollständig behaarten Körper sich auszeichnenden Bevölkerung auf den Inseln des äußersten Ostens. Neuerdings hat man die Gegend südlich von Hakodade genauer erforscht und nun ermittelt, wie richtig die Angaben früherer Reisenden und auch jene sind, welche unsere Orientalisten chinesischen oder japanischen Büchern entlehnt haben.

Man nennt das Volk auf Chinesisch Mao jin, d. i. behaarte Leute, und als solche sind sie seit den Kriegen des Fürsten Yamato-Take bekannt. Man schilderte sie so, als sei der ganze Körper, ja selbst das Gesicht mit langen Seidenhaaren bewachsen. Ihre Sitten seien die einer wilden, unsteten Nation, Jagd und Fischfang sei ihr Nahrungserwerb, Bärenfelle seien ihre einzige Kleidung.

Es scheint nicht, als hätten die Ainos seit jener Zeit, wo sie zuerst in der japanischen Geschichte auftreten, Fortschritte gemacht. Die, welche jetzt in der Umgegend von Hakodade und von Matsmaï wohnen, und das sind noch die civilisirtesten, haben von den Sitten ihrer Beherrscher keine, ausgenommen den Genuß starker und berauschender Getränke, angenommen.

Seit Europäer auf ihrer Insel landen, zeigen sie sich sehr lüstern nach Branntwein und verkaufen oft ihre ganze Habe für den elendesten Fusel. Daher wohl das unverkennbare Aussterben der Eingeborenen von Nord-Jeso, wo vielleicht schon nach zehn Jahren kein einziger Aino mehr zu finden ist (?).

Die Ainos von Nord-Jeso leben viel armseliger als jene des Südens, sind aber kräftiger gebaut als diese und zeigen ihnen gegenüber auffällige ethnographische Verschiedenheiten; die Behaarung ist, namentlich bei den Männern, auf dem ganzen Körper viel mehr entwickelt, an den Schultern oft 18 bis 20 Centimetres lang, wogegen sie bei beiden Geschlechtern in der Umgegend der Genitalien, sei es von Natur, sei es in Folge eines auch anderwärts verbreiteten Gebrauchs, fehlt. Ihre Haare sind nicht schwarz, sondern zeichnen sich durch eine ockerbraune Färbung aus und durch eine Ungeschmeidigkeit, durch welche sie fast mähnenartig erscheinen; bei manchen Frauen spielt das Haar ins Orange-röthliche. Drückt man nun auf diese Haare ein wenig mit der Hand, so bleibt ein Geruch zurück, der an faule Eier erinnert. (Wahrscheinlich sind diese Haare gefärbt.) Die Augen liegen weniger schief, als bei den Japanern und haben zuweilen eine grünliche Färbung, die bei jungen Weibern wohl ins Bläuliche überspielt. Die Ohren sind lang und erscheinen oft entstellt und von Hautkrankheiten angegriffen.

Die Ainos haben sich vielleicht dann auf den Kurilen niedergelassen, als sie durch die Uebermacht der japanischen Eroberer sich gezwungen sahen, Nippon zu verlassen. Das Innere von Jeso ist selbst den Ainos so gut wie unbekannt. Manche von ihnen behaupten, dasselbe sei unbewohnt, ja unbewohnbar; Andere geben an, es wohne dort ein wildes schwarzes Volk, das beim bloßen Herannahen von Fremden fliehe. Sei dem wie ihm wolle: Eins steht fest; für Abenteurer, denen es um die Wissenschaft zu thun ist, würde ein Streifzug ins Innere dieser Insel von lebhaftem Interesse sein und jetzt viel weniger Schwierigkeiten bieten, als man zu sagen und zu wiederholen beliebt hat.

Aus Bolivia. In den südamerikanischen Republiken herrscht eine wahre Eisenbahnmanie, und die Leute tragen sich mit den wildesten Projekten. So fabelt man von einem Schienenweg über die Cordilleren aus den argentinischen Provinzen hinüber nach Chile, und in Bolivia werden auch die großartigsten Pläne — auf's Papier gebracht; eben so in Peru. Wenn man weiß, daß die beiden letzteren Staaten noch nicht einmal eine einzige Landstraße haben, dann leuchtet das Abenteuerliche so weitschichtiger Projekte sofort ein. Es würde auf lange Zeit hinreichen, einige Hauptschienenstränge zu bauen und diese Hauptader durch fahrbare Straßen mit dem innern Lande zu verbinden. An Projektmachern ist natürlich kein Mangel. Der bolivianische Präsident Acha ist, ausnahmsweise in jenem Lande, verständig genug, an volkswirthschaftlichen Dingen mehr Gefallen zu finden als am Kriegführen, und so hat die Republik bis auf Weiteres einmal einige Ruhe. Nun haben ihm zwei Männer aus London, Gibson und Arrieta, den Vorschlag gemacht, aus dem Innern Bolivia's eine Bahn zur Südsee, mit Zweigbahnen nach Potosi, Cochabamba, Oruro und La Paz zu bauen. Wer nun weiß, daß über die Hälfte der Bewohner dieses ausgedehnten Landes aus halb- und theilweise ganz wilden Indianern besteht und daß die volkswirthschaftlichen Verhältnisse sich auf der niedrigsten Stufe befinden, sieht sogleich, daß diese Bahnen, wenn sie gebaut würden, nicht einmal die Betriebskosten annähernd decken könnten. Was etwa ersprießlich wäre, das ist ein Schienenweg von Cobija, dem einzigen Hafen, welchen Bolivia am Meere hat, bis an den Fuß der Cordilleren, von wo man dann eine Landstraße bauen müßte. Zweckmäßig und mit nicht unverhältnißmäßig hohen Kosten könnte man auch eine Bahn von Oruro nach La Paz führen, und eine andere von Chuquisaca nach dem Rio Otoquis, der zum Stromgebiete des La Plata gehört. Bolivia muß, wenn etwas aus dem Lande werden soll, Alles aufbieten, um gute Verbindungswege mit dem Paraguaystrome zu bekommen. In dieser Richtung, nach Osten hin, wird es seine Landeserzeugnisse am besten in den Welthandel bringen, vom La Plata her seine Bedürfnisse aus Europa füglicher beziehen können, als von der Südsee her. Uebrigens wurde an einer Chaussee zwischen der peruanischen Stadt Tacna und La Paz im Januar 1864 eifrig gearbeitet.

Winwood Reade's Bemerkungen über Sierra Leone. In den Sitzungen der londoner anthropologischen Gesellschaft nimmt die Erörterung nicht selten einen lebhaften oder gar gereizten Ton an; manche Mitglieder sind noch in sehr rückständigen, veralteten Anschauungen befangen und können sich nicht mit jener freien Forschung befreunden, die lediglich das Interesse der Wissenschaft im Auge hat. Sie möchten, daß diese letztere durchweg nach dem Maßstabe sich richte, welchen die Theologie der anglikanischen Hochkirche für den allein angemessenen hält, und ereifern sich auf das Höchste, wenn sie über denselben hinausgeht. Ist doch die Anthropologie für eine „gottlose" Wissenschaft erklärt worden, die vom Geiste deutscher Zweifelsucht und Verneinung durchdrungen sei! Die Forschung läßt sich freilich dadurch nicht irre machen und kämpft rüstig weiter, um landläufige, überkommene Vorurtheile zu beseitigen. Ein schweres Stück Arbeit hat sie allerdings; denn wer wüßte nicht, wie schwer es überall hält (selbst in dem gebildeten Deutschland, wo doch die Kultur im Vergleich zu England viel weiter verbreitet und in Klassen und Berufsschichten eingebürgert ist, die in Großbritannien noch mehr oder weniger in geistiger Entwicklung weit zurückgeblieben sind), der Würdigung von Thatsachen Bahn zu brechen, die mit den hergebrachten, einmal festgewurzelten Anschauungen nicht stimmen.

Man kann das wieder deutlich abnehmen aus der Art und Weise, wie in jener anthropologischen Gesellschaft die inhaltschwere Negerfrage behandelt wurde. Es kamen Bemerkungen vor, welche den Beweis lieferten, daß auch den Leuten, die auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machen, Forschung und Thatsachen völlig fremd geblieben sind, oder daß sie beiden den Rücken kehren, als wären sie gar nicht in der Welt. Wir werden gelegentlich auf diese interessanten Erörterungen zurückkommen und wollen heute nur einige Bemerkungen Winwood Reade's mittheilen, der Westafrika und den Neger aus eigener Anschauung und Beobachtung kennt; sein vor einigen Monaten in London erschienenes Werk über „Das wilde Afrika" liefert dafür den Beweis. Auf manche Ansichten, die er ausspricht, legen wir unsererseits, vom Standpunkte der deutschen Wissenschaft, keinen hohen Werth, wohl aber auf seine Beobachtungen, auf das, was er aus persönlicher Erfahrung schildert. Ein „Reverend", Herr Dingle, sprach mit großer Heftigkeit gegen die neuere Forschung, als welche in „Ignoranz und Vorurtheil" befangen sei; er berief sich auf eine Stelle in den heiligen Büchern der alten Juden, der zufolge „Gott alle Menschen aus Einem Blute geschaffen hat". Diese Stelle sei das wahre „wissenschaftliche Princip". Dann stellte er den blutdürstigen Haïtier Dessalines auf Haïti als einen „großen Mann" hin und behauptete, in Sierra Leone, an der Westküste von Afrika, bildeten die Neger „eine respektable, christliche Gemeinschaft". Dort seien sehr viele fromme Congregationen, wohlbewandert in allen Lehren des christlichen Glaubens und ausgezeichnet durch ihre nüchterne, ordentliche und christliche Aufführung. Die eine Kirchengenossenschaft zähle 7000 Kirchenbesucher, 4000 Communicanten, habe 12 ordinirte schwarze Geistliche und 14 Laienagenten; mehr als ein Viertel der ganzen Bevölkerung besuche die Schulen, und das sei ein Verhältniß, wie man es vielleicht „in der ganzen Welt nicht wieder finde"; von 50,000 Sierra Leone-Leuten seien nur etwa 6000 Mohammedaner oder Heiden geblieben. Was wolle es nun besagen, wenn man so höchst erfreulichen Erscheinungen gegenüber „absurde und abgestandene Theorien" vorbringe? —

Man sieht, daß dieser Reverend Dingle lediglich sagt, was er in den Berichten der anglikanischen und methodistischen Missionäre gelesen hat. Diese sind gewiß rechtschaffene Leute, die mit Wissen und Willen keine Unwahrheit sagen wollen. Leider nehmen sie aber fast durchgängig ihre frommen Wünsche und Zukunftshoffnungen für Thatsachen und ihre Phantasien für Wirklichkeit. Daher kommt es, daß alle Reisenden, die nicht den Missionären angehören, das Gegentheil von dem nachweisen, was die Missionäre so fest behaupten, z. B. in der neuesten Zeit auch Burton und Reade.

Der Letztere hob zuerst die Thatsache hervor, daß der Mohammedanismus unter den Schwarzen Afrika's reißend schnelle Fortschritte mache, und hob dann die Frühreife der Negerkinder hervor, welche von Dingle betont worden war. Sie ist, sagt er, eine Thatsache. Die Frau des amerikanischen Missionärs Walker hat 10 Jahre lang in Afrika und 12 Jahre lang in Amerika Negerkinder unterrichtet. Ihre Erfahrung, welche sie mir mittheilte, lautet dahin, daß diese schwarzen Kinder sich auch geistig früher entwickeln, als die weißen, aber in ihrem Gedächtniß haften die Sachen nicht so gut, und durchschnittlich bleiben sie etwa von dem 16. Jahr an in geistigem Stillstand, vergessen auch allmälig das Meiste von dem, was sie früher gelernt haben.

Was nun die Negercivilisation in Sierra Leone betrifft, so bin ich dort gewesen und habe Beobachtungen angestellt. Ich kam an einem Sonntag an und ließ mein Gepäck von einem Neger nach meiner Wohnung tragen. Dort gab ich ihm für seine Bemühung einen Sixpence; er verlangte aber das Doppelte, einen Schilling, — weil er den Sabbath gebrochen habe!

Als ich Nachmittags in der Stadt umherging, sah ich eine Negerin mit einem recht hübschen Kinde. „Das ist ja ein niedliches Kind", sagte ich, „ist es Ihre Tochter?"

„Ja, das ist mein Kind, ein recht hübsches Kind, wollen Sie es mir nicht abkaufen?"

„Wofür? Was soll ich geben?"

„Geben Sie mir viel Rum und Kleider; dafür können Sie mein Kind kaufen."

Ich dachte nun in meinem Sinne: „Das ist gewiß ein armes Heidenweib, das erst vor Kurzem aus dem Innern kam und noch keine Unterweisung im Christenthum erhalten hat." Da fingen die Glocken zu läuten an und ich blieb stehen, und die Frau sprach:

„Hören Sie das Läuten nicht? Halt, ich will in die Kirche gehen, wenn sie aus ist, können wir weiter palavern."

Was die schwarzen Geistlichen in Freetown (der Hauptstadt von Sierra Leone) betrifft, so war der ausgezeichnetste unter ihnen einst Strafgefangener, der in Ketten ging. Ich habe aus dem Munde dieser Leute seltsame Dinge vernommen und will Ihnen wenigstens eine Probe nicht vorenthalten. Es handelte sich für den Prediger darum, seinen Zuhörern den Ursprung der weißen Menschen zu erklären, und das that er in folgender Weise: —

„Meine Brüder, ihr seht einen weißen Mann; er ist zu schlecht, ist zu verflucht. Ihr müßt euch wundern, weil Gott erlaubte, daß solche Menschen in die Welt kamen. Ich will euch sagen, wie das geschah. Vor langer, langer Zeit lebten Adam und Eva in einem schönen Garten; da gab es süße Bananen, süße Kartoffeln und Wein, ah, beinahe zu viel. Die hatten zwei Söhne; der eine hieß Kain und der andere

hieß Abel. Kain schlug seinen Bruder Abel todt. Da kam Gott vom Himmel und rief: „Kain!" Kain aber ging fort und verkroch sich in einen Busch. Da sagte Gott: „Kain, Du denkst wohl, ich sehe Dich nicht, Du Buschnigger! Komm nur heraus, Kain!" Kain kam auch heraus und sprach: „Ja Massa, hier bin ich; was willst Du, Massa?" Gott sagte: „Wo ist Dein Bruder Abel?" Als er so fragte, wurde Kain über und über weiß. Seht, Brüder, dieser Kain war der erste weiße Mensch."

Winwood Reade bemerkt weiter: — In Sierra Leone haben die Neger ganz dieselben Rechte, wie die Weißen, und in den Geschwornengerichten überwiegt ihre Zahl entschieden. Die Folge ist, daß ein Weißer, der eine Klage gegen einen Schwarzen anhängig macht, niemals Recht erhält. Es kommen aber urkundlich konstatirte Fälle vor, daß schwarze Jurymänner in trunkenem Zustande als Geschworene fungiren und den Richter derart beleidigen, daß man sie einsperren muß.

Ein weißer Mann sagte zu einem Neger: „Mach, daß Du aus meinem Hofe fortkommst." Der Neger antwortete: „Du bist verdammt, Du!" Da nahm der Weiße ihn am Kragen und warf ihn hinaus. Der Schwarze machte eine Klage anhängig, und der Weiße wurde mit einer Geldbuße von 50 Pfd. St. belegt. „Ich will gerade nichts gegen die wesleyanischen Missionäre in Sierra Leone einwenden; sie sind ein ganz guter Menschenschlag; zwar sprechen sie ein schlechtes Englisch, aber ich halte sie für fromm und arbeitsam. Von den westafrikanischen Negern lassen sie sich indessen hinter das Licht führen, und diese Neger sind die scheinheiligsten Leute, die größten Lügner in der Welt. Indessen sind die Dinge doch nicht mehr so schlimm, wie in der Zeit, als Major Laing schreiben konnte: „In Sierra Leone leben drei Missionäre; der eine lebt mit einem Negerweibe, der andere treibt sich betrunken auf der Gasse herum, und der dritte ist vor Gericht gestellt worden, weil er einen Knaben zu Tode gepeinscht hat."

Gegen diese Bemerkungen Reade's konnte der Reverend Dingle nichts einwenden. Wir finden eine Bestätigung derselben in Richard Burtons höchst interessanten Schilderungen über die Volkszustände in Sierra Leone. Diesen widmen wir demnächst einen besondern Artikel.

Neue Kupfergruben in Südamerika. Von Herrn Karl von Koseritz erhalten wir folgende Mittheilung aus Rio Grande do Sul:

Neben den bedeutenden Steinkohlenlagern, von deren Entdeckung wir neulich bereits Nachricht gegeben haben, ist jetzt von einem englischen Mineralogen, Nathaniel Plant, eine reiche Kupfermine aufgefunden worden, zu deren Erforschung sich eine Gesellschaft gebildet hat, welche bei der Regierung um ein 30jähriges Privilegium eingekommen ist.

Diese wichtige Mine liegt an den Ufern eines Nebenflusses des mächtigen Uruguay, Quarahim genannt, und ist nur vier Meilen von der blühenden Hafenstadt Urugnayana (am Uruguay) entfernt, so daß der Transport des Metalles sehr leicht ist. Die Lage der Kupferader zeigt dieselben Umstände und Verhältnisse wie bei einigen in Pern und Bolivia aufgefundenen Minen. Die Felsen, in denen die Mine enthalten ist, gehören zu den amphibolischen Porphyren; die untere Lage ist quarzhaltiger Porphyr, die obere von Melaphyren gebildet. Die Existenz der Mine wurde durch eine große Quantität Chrysocol (Hydro-Silicat von Kupfer) auf der Oberfläche des Bodens angezeigt, und nach Abtragung der Erdschichten fand man einen Gang von ganz außerordentlichem Reichthume. Das Kupfererz zeigt sich als eine Verbindung von Schwefelkupfer und Kupferoxyd; außerdem fand man rothes Oxyd mit 88,8 Procent Kupfer, das sich durch die ganze Mine in Form feiner und irregulärer Adern, so wie in Stücken bis zur Größe von 14 Pfd. hinzieht. Die Eröffnung eines tiefen Schachtes beweist, daß der Kupfergang sich in einer unberechenbaren Tiefe erstreckt, wie es bei Kupfersulphuraten und Kupferoxyden fast immer der Fall ist. Die Gangart selbst ist größtentheils aus Feldspath gebildet, welcher von Kupfer- und Quarzadern durchzogen wird. Die nächstliegenden Porphyrfelsen enthalten ebenfalls noch Kupferadern, die sich fast durch das ganze Thal des Urnguay, vom Flusse Arapahy aus, nach Norden hin erstrecken, wie die Existenz von einer großen Menge gediegenen Kupfers in Körnern auf der Erdoberfläche hinreichend beweist.

Das Land, welches die Mine umgibt, ist fast gänzlich eben und bietet die beste Gelegenheit, eine Eisenbahn bis an den Urugnay zu errichten, um das gewonnene Metall nach dem Hafen von Urugnayana zu befördern, und für den Fall, daß man an Ort und Stelle Schmelzöfen errichten wolle, bietet der ungemeine Holzreichthum jener Gegend hiezu die beste Gelegenheit. Die Mine wird von einer englischen Kompagnie in Angriff genommen werden, und da das Klima der Provinz Rio Grande der Gesundheit des europäischen Arbeiters zuträglich ist, wird dieselbe durch deutsche und englische Bergleute bearbeitet werden.

Der konventionelle Werth des Kupfers und der Mangel, den hauptsächlich Brasilien an diesem Metalle hat, macht diese Entdeckung zu einer äußerst wichtigen, und die Erforschung der reichen Kupfer- und Steinkohlenminen der Provinz wird bedeutend dazu beitragen, den Reichthum derselben zu erhöhen.

Trauben und Eishandel in China. In der Umgebung der nordchinesischen Stadt Tien tsin wird sehr viel Getreide gebaut, namentlich Mais, Sorgho und Gerste. Von Oelpflanzen kultivirt man den Ricinus und den Sesam. Auch der Weinstock wird in großem Maßstabe angebaut. Aber die Chinesen trinken keinen Wein, sondern verzehren die Trauben im frischen Zustande, und die von Tien tsin werden weithin für die Tafeln der reichsten Mandarinen ausgeführt. Die Aufbewahrungsart der Trauben ist eine eigenthümliche. Der Fluß Peïho friert während dreier Monate im Jahre zu und liefert dann ein sehr festes und gutes Eis, das in würfelförmigen, etwa 1½ Fuß im Durchmesser haltenden Stücken ausgeschnitten und nach einem weiter nördlich gelegenen Orte geschafft wird. Aus diesen Eisblöcken baut man kleine Häuser, die hoch genug sind, daß ein Mensch in sie eintreten kann; ihre Länge ist sehr verschieden. In ihnen bewahrt man die Trauben auf. Die Dauer dieser Häuser erstreckt sich bis in den heißesten Sommer, und die darin bis zum nächsten Herbste aufbewahrten Trauben lassen sich von den frischen des neuen Jahres durchaus nicht unterscheiden.

Der Eishandel zwischen dem Norden und Süden China's ist von großer Bedeutung. Die Chinesen brauchen das Eis nicht zur Abkühlung der Getränke, wie wir, da sie diese meist heiß trinken, sondern zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln. Die von ihnen in der Erde angelegten Eiskeller sind sehr praktisch. Hauptsächlich sind es aber europäische Schiffe, welche den Eishandel zwischen dem Norden und Süden des Reichs unterhalten. Der Gebrauch des Eises ist allgemein verbreitet, und bei den Eßwaarenhändlern bekommt man Fische oder Geflügel zu kaufen, welches im vorhergehenden Winter in Wasser getaucht, so allmälig mit einer Eiskruste überzogen und in den Eiskellern aufbewahrt worden war. Hierin sind uns die Chinesen gewiß noch voraus. Die große Menge billiger Weintrauben aber, die in der Provinz Pe-tschi-li gezogen wird, dürfte einen Europäer leicht auf den Gedanken bringen, hier Wein in großartigem Maßstabe zu fabricireu, da die Chinesen selbst die Bereitung des Weins nicht kennen. (Pouffielgue's Reise von Schang-hai nach Moskau. In „Le tour du monde" Nr. 215.)

Das ostindische Budget. Die Einnahmen in Britisch-Indien sind für 1863 auf 1864 zu 44,753,000 Pfund Sterling veranschlagt worden, die Ausgaben auf 44,722,000. —

Elfenbein in einem Elephantenmagen. Die „Cape and Natal News" enthalten folgende Mittheilung, über welche der Leser urtheilen möge. — In der öffentlichen Bibliothek der Kapstadt hat man einen Elephantenzahn ausgestellt, der im Magen eines Elephanten gefunden wurde; Einsender ist der berühmte Reisende Anderssou. Einem von Chapmann abgestatteten Bericht zufolge wiegt der Zahn 82 Pfund; der Elephant wurde an der Mündung des Ghaslakie in den Sambesi getödtet und zwar von Sebaga, Hekanen und anderen wohlbekannten Jägern aus Kuruman, der Missionsstation Moffats. Das Thier hatte in der Seite eine große vernarbte Wunde, die es ohne Zweifel im Kampfe mit einem andern bekommen. Jener Elephant wurde von den Kaffern, die schon viel mit ihm zu schaffen gehabt hatten, als „der böse Schlafkamerad" bezeichnet; er rannte stets mit stürmischer Heftigkeit auf die Jäger ein, deren schon früher zwei oder drei ihm erlegen waren. Beim letzten Kampfe wurden mehr als 200 Kugeln auf ihn abgefeuert.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Streifzüge in der spanischen Provinz Valencia.

II.

Das Gestadeland zwischen Valencia und Alicante. — Gandia und dessen Gartenfeld. — Zuckerbau; die amerikanische Agave. — Denia. — Handel mit Trauben. — Alcoy; Fabrikation des Cigarrenpapiers. — Die Jahresmesse.

In den Monaten April und Mai gewähren die Orangengärten von Carcagente und Alcira einen höchst anmuthigen Aufenthalt. Die Bäume haben dann noch einen Theil ihrer Früchte und sind zugleich mit Blüthen bedeckt, die einen herrlichen Wohlgeruch verbreiten; an stillen, warmen Abenden reicht derselbe unglaublich weit. Ein landläufiges Sprüchwort sagt, daß man den Duft der Orange eher rieche, als man den Baum sehe, und die Blüthen sind in ungemeiner Menge vorhanden. Bei starkem Winde sieht der Boden in den Naranjales genau so aus, als ob er mit Schnee bedeckt wäre. Bekanntlich haben die Blüthen einen nicht unbeträchtlichen Handelswerth, und man sammelt sie in großen Leinwandlaken. Ausgewachsene Orangenbäume geben im Durchschnitt 25 bis 30 Pfund (?) Blüthen.

Der Orangenbau also bildet in jener Gegend die Hauptbeschäftigung der Bewohner und ist für sie eine Quelle des Wohlstandes. Ein Gutsbesitzer aus Carcagente versicherte uns, daß auf dem Gebiete jener Stadt und auf den Gemeindefluren von Alcira mehr als 600 Naranjales, Orangengärten, zu zählen seien, die in gewöhnlichen Jahren mehr als 250,000 Arrobas Früchte liefern, also 6,250,000 Pfund, oder mehr als 20 Millionen Orangen.

Beim Einernten sortirt man die Früchte nach ihrer Dicke und bedient sich dabei zum Messen einer Anzahl von Ringen, die verschiedenen Umfang haben. Nachher verpackt man jede einzelne Klasse in länglich runde Kisten derart, daß sie etwas über die Oberfläche hinausragen und in der Mitte einen rundlichen Buckel bilden; dann wird der Deckel aufgelegt, und während ein Arbeiter mit dem Zunageln beginnt, stellt sich ein anderer oben auf und drückt, so fest er kann. Das geschieht, damit beim Transport keine Reibung stattfinde. Dann ist Alles in Ordnung, man schickt die Kisten auf der Eisenbahn nach Valencia und von dort gehen sie auf den Dampfern nach Marseille oder in Segelschiffen nach spanischen Häfen.

Ein Hausirer im Valencianischen.
(Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Das Laub der Bäume in den Naranjales bildet ein dichtes Schattengewölbe, welches die Sonnenstrahlen abhält, aber trotzdem werden in solchen Gärten auch Gemüse und sogar Mais und Hafer gebaut; auch sie gedeihen in diesem bewundernswürdigen Klima ganz vortrefflich.

Fast in jedem Garten findet man ein kleines Lusthaus, eine Casa de recreo; dort pflegt der Besitzer zu frühstücken und seine Freunde zu empfangen. Es war uns auffallend, daß Schweine, welche in die Naranjales getrieben wurden, die am Boden liegenden Früchte unberührt ließen; sie verschmähten die süßen Früchte in diesen Gärten der Hesperiden.

Das Gestadeland, welches sich am Mittelländischen Meere, zwischen Valencia und Alicante, hindehnt, ist bis jetzt noch wenig von Touristen besucht worden und der Lesewelt verhältnißmäßig unbekannt. Aber ein Besuch gerade dieser Gegend ist in hohem Grade lohnend. Man findet bewaldete Gebirge, und die tropische Vegetation in den Thälern bei Gandia, Denia und Javea hat nicht geringere Reize, als diejenige in Castellamare, Amalfi, Sorrent und an anderen Punkten der vielgerühmten Küsten Neapels.

Dort liegt auch das „Paradies“ der spanischen Dichter, und wir betraten dieses Eden in der Huerta von Gandia, welche noch zur Provinz Valencia gehört. Dieses Gartenfeld ist üppiger als selbst das valencianische und hat ein milderes Klima. Seit den Zeiten, da arabische Könige in dieser Gegend herrschten, kam der Zuckerbau in Aufnahme, und auch heute noch sieht man einige Felder, auf welchen die Cañas de azucar sich erheben. Das Rohr wird hier so gut reif, wie in Westindien. Orangen-, Feigen- und Granatbäume, nebst vielen anderen, spenden labende Kühle; der Johannisbrotbaum kommt in großer Menge, namentlich an der Küste, vor und erreicht nicht selten die Höhe einer großen Eiche; die Blätter sind schön dunkelgrün und bilden einen anmuthigen Gegensatz zu dem melancholischen Graugrün der Olivenbäume.

Die Aloë, diese amerikanische Agave, welche jetzt über ganz Südspanien verbreitet ist, gedeiht bei Gandia ganz ausgezeichnet. Sie wird von den Spaniern Pita genannt und bildet mit ihren stacheligen Blättern für Gärten und Aecker eine Einfriedigung, welche das Vieh abhält. Man benutzt aber auch die Fasern der Pflanze. Der Landmann nimmt Blätter, zerquetscht dieselben auf einem Steine und macht aus mehreren derselben ein Bündel, welches er einem andern Arbeiter gibt. Dieser hat einen Tisch vor sich stehen, dessen Blatt eine geneigte Ebene bildet; am obern Theil desselben befindet sich ein eiserner Haken, an welchem man jenes Bündel befestigt. Nun wird das letztere vermittelst einer eisernen Stange heftig gequetscht, damit der faserige Theil sich vom fleischigen absondere. Nachdem das geschehen, werden die Fasern mehrmals ausgewaschen und dann an der Sonne getrocknet. Man benutzt dieselben zu mannigfachem Behuf, namentlich zum Verfertigen von Seilen und von geflochtenen Sandalen, Alpargatas oder Espardines, welche die Fußbekleidung der Landleute bilden. Die kleingehackten Blätter geben Futter für das Rindvieh; sie werden manchmal bis zu sechs Fuß lang, und der aus der Mitte der Pflanze herausschießende Schaft, der oben in einen Büschel gelber Blumen endigt, erreicht eine Höhe von 12 bis 15 Fuß.

Die Stadt Gandia zählt zwischen 6 und 7000 Einwohner; sie liegt wunderbar schön auf einem Hügel unweit der Meeresküste und war Hauptstadt eines Herzogthums, welches König Ferdinand der Katholische im Jahre 1485 der berüchtigten Familie der Borgia verlieh. Diese Familie zählt unter ihren Angehörigen zwei Päpste und einen Heiligen; ihren Namen führt sie nach der kleinen Stadt Borja in Aragonien, und so schrieb sie sich auch, bevor sie sich in Rom veritalienerte. Der alte Palast der Herzoge steht heute noch, aber von dem frühern Glanze sieht man weiter nichts, als Ueberreste von Vergoldungen und einige Azulejos, Fayencescheiben, mit Blumen- und Vogelfiguren. Der gegenwärtige Herzog von Gandia gibt 25 Familien freie Wohnung im Schlosse seiner Vorfahren.

Den kurzen Weg von Gandia nach Denia machten wir zu Fuße. Zu unserer Linken lag das Mittelländische Meer, blau und ruhig, wie ein See; auf der rechten Seite war die Landschaft ungemein bunt und mannigfaltig. Denia hat kaum 3000 Einwohner, ist schlecht gebaut, liegt aber malerisch am Fuße eines Hügels. Es hieß bei den Römern Dianium und hatte einen berühmten Tempel der Diana. Noch zeigt man die Ruinen eines Thurmes, der seinen Namen von dem berühmten Feldherrn Sertorius hat; Denia war eine seiner Schiffsstationen.

Hinter der Stadt erhebt sich ein mehr als 3000 Fuß hoher Berg, el Mongo, dessen Besteigung sich der Mühe verlohnt; man hat vom Gipfel eine wundervolle Aussicht über das Meer, über die Huerta und über den Hafen, in welchem kleine Schiffe mit lateinischen Segeln sich bewegen. Er würde aber ganz unbelebt sein, wenn von ihm aus nicht die Denias verschifft würden, jene mächtig großen getrockneten Trauben, welche in der Huerta wachsen und in alle Welt als „Malagatrauben“ verschickt werden. Die Zubereitung ist ganz eigenthümlich. Man taucht die Trauben dreimal, aber immer nur sehr kurze Zeit, in siedende Lauge, und dadurch treiben sie auf; nachher trocknet man sie in der Sonne. Derartig zubereitete Trauben heißen Lejias, nach einem spanischen Worte, das Lauge bedeutet; sie sind weniger geschätzt, als die Pasas del sol, welche am Weinstock selbst trocken werden und zwar so, daß der Winzer den Stiel der Beere zur Hälfte einschneidet, so daß die Trauben trocknen. Dieses Verfahren ist in der Umgegend von Malaga ganz allgemein. Bei Denia wachsen auch viele Orangen und Granaten.

Denia liegt schon in der Provinz von Alicante, eben so Alcoy, wohin wir in einer Tartane befördert wurden. Wir berührten unterwegs die kleine Stadt Oliva; zur Linken lag uns die hohe Gebirgskette, durch welche die Provinz in zwei Theile gesondert wird. Die Gegend war ein ungeheurer Weingarten, aber hier schon erhob sich über die Orangen-, Maulbeer- und Granatbäume eine stattliche Palme. Die Landleute waren eben mit dem Einernten der Johannisbrotfrucht beschäftigt, und sie hing, um zu trocknen, in mächtigen Strängen an den weißgetünchten Mauern der Baraccas. Diese Bauernhäuser haben nur ein Erdgeschoß und sind mit Rohr gedeckt, das vom Strande der Albufera kommt. Auf jeder Baracca steht eine Cruz de Caravaca. Dieses Kreuz ist in jener Gegend hochberühmt und soll, dem Volkswahn zufolge, große Wunder wirken. Seinen Namen hat es von dem Wallfahrtsort Caravaca in der Provinz Murcia.

Alcoy ist eine Stadt von mehr als 20,000 Einwohnern, gut gebaut, blühend, gewerbreich und liegt prächtig auf einem Hügel am Fuße der romantischen Sierra de Mariola, umgeben von einer herrlichen Huerta. Man sieht auf den ersten Blick, daß in Alcoy reges Leben herrscht. Die Verfertigung wollener Stoffe beschäftigt viele Arbeiter, aber als Haupterwerbszweig erscheint die Fabrikation des Papel de hilo. In Spanien gibt es gewiß nur wenige Leute, seien sie alt oder jung, arm oder reich, welche zwischen ihren Fingern keinen Papelito drehen und den Cigarrillo oder den Cigarro de papel nicht rauchen. Das Papel de Alcoy aber ist am beliebtesten, über ganz Spanien verbreitet und wird auch nach anderen Ländern ausgeführt. („Außer 33 älteren Papiermühlen, die am Salto de las aguas, einem in Kaskaden von der Mariola herabschäumenden Bache liegen, gibt es mehrere Dampfpapierfabriken“; M. Willkomm, Die Pyrenäische Halbinsel, S. 185.) Wir erfuhren, daß alljährlich im Durchschnitt ungefähr 200,000 Ries Cigarrenpapier in Alcoy verfertigt werden; diese ergeben mehr als 100 Millionen kleiner Heftbücher. Diese letzteren, die Libritos de fumar, werden vermittelst einer in Alcoy selbst erfundenen Maschine sehr schnell verfertigt. Die beliebtesten Libritos bezeichnet man als Caballitos, weil sie auf dem Umschlage das Bild eines kleinen Pferdes haben. Jede Fabrik hat ihr besonderes Zeichen, z. B. eine Angorakatze, einen Panther, ein Mammuth u. dergl. m.; andere führen die Aufschrift: La Libertad, la Moralidad, la Independencia española. Auf einem Librito waren O'Donnell und Espartero dargestellt, wie sie einander die Hand reichen; darüber stand: Union liberal de Espana.

Bauern aus der Umgegend von Carcagente. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Orangegärten bei Carcagente. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Die Libritos bilden eine Hauptverkaufswaare der Hausirer; sie werden zumeist von Kindern und alten Leuten feil geboten, die alle ihre Habe in einem vor dem Bauche hängenden kleinen Kasten bergen und ihr geringes Kapital fast alltäglich umsetzen.

Wir fanden die Leute in Alcoy ungemein beschäftigt, sie gingen lebhaft hin und her, da und dort bildeten sich Gruppen, welche eine sehr angeregte Unterhaltung führten. Bald kamen Tartanen, Galeras und Carros in Menge an, spannten vor den verschiedenen Posadas ihre Pferde aus, und bald sah man in den Straßen eine nicht unbeträchtliche Menge von Landleuten, Bauern aus der Huerta von Alicante, die an ihrer eigenthümlichen Tracht leicht zu erkennen waren, sodann Murcianer mit sehr gebräunter Haut; diese trugen auf dem Kopf eine Montera von schwarzem Sammet und an den Beinen, wie die Valencianer, weite Leinwandhosen.

Wir mischten uns in eine Gruppe und fragten, was das Herbeiströmen aller dieser Leute zu bedeuten habe. Die Antwort lautete: Wir feiern das Jahresfest des heiligen Georg und haben morgen die große Jahresmesse. Lesen Sie hier dieses Cartel und Sie werden sehen, daß es auch an Lustbarkeiten nicht fehlt. Wir in Alcoy legen Werth darauf, daß andere Städte es uns in dieser Beziehung nicht zuvorthun.

Nun lasen wir einen großen blaßblauen Anschlagzettel, auf dem mit fußhohen Buchstaben oben gedruckt stand: Feria de Alcoy; dann folgte in Absätzen der Reihe nach die Aufzählung der verschiedenen Funciones, Festlichkeiten und Belustigungen.

Gewinnung der Fasern aus der Aloë. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Dieses Wort Funcion hat in Spanien eine ungemein elastische Bedeutung; irgend eine Amts- oder Dienstverrichtung, eine Waffenthat, etwa ein Sturm oder eine Schlacht, ein Fest zu Ehren eines Heiligen, jede öffentliche Feierlichkeit überhaupt, ein Festgelag, ein Schauspiel, eine Höflichkeitsbezeugung, ein Stiergefecht, ein Begräbniß, das Alles ist eine Funcion. Auch in Alcoy nahm auf dem vier Ellen langen Placate eine Corrida, ein Stiergefecht, die erste Stelle ein; das versteht sich in Spanien ganz von

selbst. Nachdem wir aber jüngst in Valencia die Großthaten berühmter Toreros gesehen hatten, legten wir auf die Stiergefechte in Alcoy keinen besondern Werth. Angekündigt war ferner ein Castillo de fuego, ein Feuerwerk, sodann ein Kampf zwischen Mohren und Christen, der mehrere Tage lang dauern sollte. Dabei mußten wir Zuschauer sein; was wir gesehen, erzählen wir ein anderes Mal.

Der Madre de Dios und der Purús im Gebiete des Amazonenstroms.

Grandidiers Reise in Peru. — Coutinho's Befchiffung des Purús. — Vermuthungen über den Lauf des Flusses. — Der Urubamba, Apurimac, Ucayali. — Pancartambo. — Die Chunchos-Indianer. — Antis und Chuntaquiros. — Beschwerlichkeiten der Reise. — Mißlingen des Plans. — Peruanische Zustände.

In dem ungeheuern Gebiete des Amazonenstroms sind noch viele für die Wissenschaft wie für den Verkehr wichtige Probleme zu lösen. Der Hauptfluß selber hat eine Längenentwicklung von beinahe 850 deutschen Meilen, und die Gewässer, welche er in noch ungezählter Menge von Süden und Norden her aufnimmt, sollen zusammengenommen mit dem Amazonas selber Wasserstraßen in einer Ausdehnung von 18,000 deutschen Meilen darbieten.

Die bedeutendsten Nebenflüsse empfängt er von Süden her, aus Peru, Bolivia und Brasilien, und der größte von ihnen ist der Madeira. Aber zwischen der Mündung dieses letztern und jener des Ucayali fallen, abgesehen von kleineren Gewässern, fünf große Flüsse: der Yavari, Jurua, Teffe, Coary und Purús in den Hauptstrom, aber kein einziger von ihnen ist in allen seinen Einzelnheiten bekannt oder von der Mündung bis zur Quelle erforscht worden. Man weiß auch heute nicht mit Bestimmtheit, ob der Fluß, welcher in seiner Quellgegend, in Peru, in den Thälern von Pancartambo, den Namen Madre de Dios führt, derselbe mit dem Purús ist oder nicht. Darüber wollte ein junger, sehr unternehmender, wohl vorbereiteter und verständiger Reisender, Ernst Grandidier, ins Klare kommen. Leider konnte er seinen Zweck nicht erreichen, aber es scheint, als ob sein Werk*) die Aufmerksamkeit der brasilianischen Regierung auf den Purús gerichtet habe. Wir erfuhren durch Herrn Karl von Koseritz in Rio Grande in einem Schreiben vom 15. November 1863 (Globus V, S. 286), daß im Auftrage jener Regierung der Ingenieur Joao Martino da Silva Coutinho den Purús eine Strecke von 238 portugiesischen Meilen weit hinauf gedampft sei, ohne auf irgend ein Hinderniß zu treffen. Er fand überall freies Fahrwasser und steuerte auch in einen Nebenfluß des Purús, den Hiurná, hinein; dann kehrte er um. In Rio de Janeiro wurde dann beschlossen, im Jahre 1864 eine zweite Expedition auszurüsten, deren Aufgabe darin besteht, den Purús bis zu seiner Quelle zu erforschen.

Es wird jetzt an der Zeit sein, daß wir unseren Lesern mittheilen, was man seither über diesen jedenfalls wichtigen Strom wußte, und welche Erwartungen sich an denselben knüpfen.

Grandidier schreibt: „Welch eine glänzende Zukunft in Beziehung auf Besiedelung und Handel steht dieser Region bevor! Sie ist ungemein fruchtbar und wird von großen Wasserläufen durchzogen, die wichtige Bahnen für den Verkehr zu bilden geeignet sind. Jetzt noch treten der Kolonisirung viel zu große Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg, weil Einwanderer den weiten und gefahrvollen Weg um das Kap Horn zu machen und, nachdem sie in Peru gelandet sind, die Cordilleren zu übersteigen haben; der Transport ist schwierig und theuer, und Absatzwege nach Osten hin fehlen. Und gerade diese letzteren sind von der größten Wichtigkeit; sobald aber ein großer Zufluß des Amazonenstromes aufgefunden wird, welcher aus dem Herzen Peru's, Bolivia's und Brasiliens bis zur Einmündung in den großen Strom fahrbar erscheint, dann gewinnt sofort Alles eine neue Gestalt. Es wird Leben in die Einöde kommen, diese wird Ansiedler erhalten, und der reiche Ertrag an tropischen Erzeugnissen wird vermittelst des Amazonas über den Atlantischen Ocean nach Europa gelangen. Auf demselben Verkehrswege wird man europäische Fabrikate ins Innere der drei oben genannten Länder schaffen, denn der Wasserweg ist nicht so kostspielig, wie der Transport durch Maulthiere. Seit ein paar Jahrhunderten sehnt man sich in Cuzco nach einer solchen Verbindung mit dem Amazonas."

Betrachten wir nun den Madre de Dios. Die Flüsse Pinipini, Conet, Araza, Cosnipata und Tono bilden zusammen den Madre de Dios, der auch Mano heißt. Vom Gipfel der Cordillere von Aeobamba herab sieht man, wie der Strom sich, so weit das Auge reicht, gleich einer ungeheuren Schlange durch eine ausgedehnte, bewaldete Ebene windet. Alles deutet darauf hin, daß er jener Rio Amarumayn sei, welchen die Krieger des Inka Yupanqui hinabfuhren, um das Volk der Musus (Moxos) zu bezwingen. Amarumayn bedeutet in der Quichnasprache: Große Schlange, und paßt genau auf den Madre de Dios. Diesen letztern Namen erhielt er von den Spaniern, als die Chunchos (heidnischen Indianer) die Meierei Cosnipata überfallen, ein Bild Unserer lieben Frau de Candelaria geraubt und in den Fluß Cosnipata geworfen hatten. Das Bild blieb auf einem Felseneiland liegen und wurde dort von den Christen, welche jenen Frevel zu rächen gekommen waren, wieder aufgefunden.

Schon Garcilasso, welcher den oben erwähnten Kriegszug der Soldaten des Inka Yupanqui erzählt, schildert die Fahrt derselben auf dem Amarumayn, und auch seine Beschreibung paßt auf den Madre de Dios.

Also zwischen dem Ucayali und Madeira münden in den Amazonenstrom der Yavari, Yutai, Teffe, Coari und Purús, deren Richtung und Lauf noch nicht erforscht worden sind. Dagegen wissen wir, daß die drei Flüsse Beni, Mamoré und Itenes den Madeira bilden, und daß der Apuparu oder Gran Para einerlei mit dem Ucayali ist. Nun handelt es sich darum, über den Madre de Dios ins Klare zu kommen.

*) Voyage dans l'Amérique de Sud. Pérou et Bolivie. Par E. Grandidier, auditeur au Conseil d'État. Paris 1861. 312 S.

Wer von der altperuanischen Hauptstadt Cuzco nach dem Hochthal von Paucartambo wandert, hat den Urubamba und den Mapocho zu überschreiten. Der Urubamba entspringt in der Cordillere von Vilcanota und fließt an den Ortschaften Tinta, Urcos, Calca, Urubamba, Santa Anna vorüber, wird durch die Aufnahme des Vilcabamba und Yanatili vergrößert, vereinigt sich mit dem Apurimac, heißt von nun an Ucayali und behält diesen Namen bis zu seiner Einmündung in den Amazonenstrom. Aus derselben Cordillere von Vilcanota kommt auch der Rio Mapocho oder Paucartambo, welcher die Ortschaften Ocongate, Paucartambo und Challabamba bespült. Der höchste Punkt der Cordillere, welchen man in der Richtung nach der Ortschaft Oropesa hin erblickt, ist der Spitzberg Ausangati. Im Osten dieses Berges entspringt der Rio Araza oder Fluß von Marcapata, der mehrere Gewässer aufnimmt und sich dann im Thale von Paucartambo mit dem Madre de Dios vereinigt.*)

Grandidier schreibt: „Man weiß noch nicht, wo eigentlich die Mündung des Rio Mapocho (des Paucartambo) ist. Auf der 1802 in Cuzco veröffentlichten Karte des Doctors Carrascon ist er als Nebenfluß des Beni dargestellt. Oberst Espinar behauptet, der Mapocho fließe erst gegen Nordwesten, dann nach Nordosten, endlich gegen Osten und falle als Pinipini in den Madre de Dios. Diesen letztern hält Espinar für einen Zufluß des Yavari, und derselben Ansicht sind auch Missionäre, welche zu Anfang unsers Jahrhunderts den Ucayali befuhren.*) —

Der Yutai, Teffe und Coary sind so gut wie unbekannt; wir wissen nur, daß sie in den Amazonas münden.

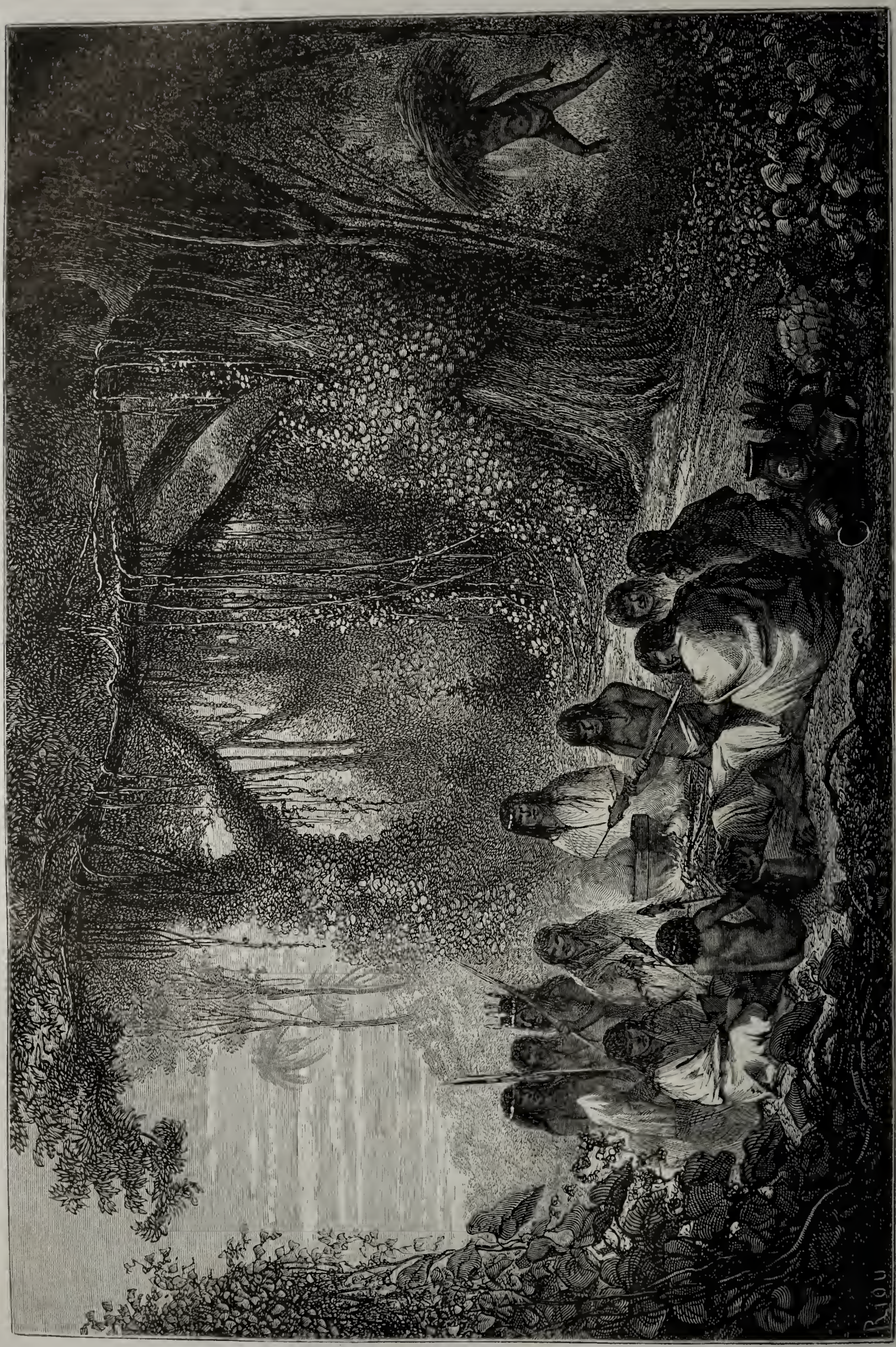
Der Purús fällt mit vier Mündungen in den großen Strom.**) Ganz richtig schloß Grandidier, daß er der Schifffahrt keine Hindernisse in den Weg lege. Man war schon längst der Ansicht, daß Dampfer bis etwa 40 spanische Meilen von Cuzco hinauffahren könnten, weil von der Vereinigung des Tono und des Pinipini der Strom sehr ruhig fließt und etwa so breit ist, wie der Ucayali, nachdem er den Apurimac aufgenommen. Auch sieht man vom Gipfel

Eine Hütte der Chunchos im Thale von Paucartambo.

*) Wir haben über diese bisher wenig bekannte Region und das Leben und Treiben der dortigen Bevölkerung interessante Nachrichten von Paul Marcoy mit vielen Illustrationen und werden dieselben gelegentlich im Globus mittheilen.

*) Wir haben eine Kartenskizze Marcoy's vor uns, auf welcher der untere Lauf des „Mapocho-Paucartampu" ganz genau angegeben ist. Er mündet von Südosten her kommend und ein Thal durchströmend, das zwischen der Sierra de Ticumbinia und einer Verlängerung der Sierra de Tono y Arisca liegt, nach Nordwesten strömend in den Quillabamba Santa Anna, zwischen 74 und 75° w. L. v. P. und dem 9. und 10° s. Br. Nun ist allerdings bekannt, daß alle Karten über Peru sehr ungenau sind, und Herr Richard von Dürrfeld, der im Mai 1864 von dort zurückgekehrt ist, hat uns in dieser Beziehung merkwürdige Beispiele erzählt. Er ist aber der festen Ueberzeugung, daß wir durch Raymundi's unablässige Bemühungen, die schon seit sieben Jahren ohne Unterbrechung fortgesetzt worden sind, über viele bisher unsichere Punkte genaue und zuverlässige Angaben erhalten werden. A.

**) Nach der Map of the Amazons from its mouth to the frontier of Peru, welche dem Naturalist on the River Amazons, by H. W. Bates, London 1864 beigegeben ist, fast unter 61° w. L. v. L. und zwischen 3 und 4° s. Br.



Chunchos in einem Urwald am Apurimac.

Tatauirung der Chuntaquiros am Yuruinac.

des Acobamba herab beim Ueberblicken der Region, durch welche der Madre de Dios strömt, keine Unebenheiten des Bodens, und nichts deutet auf das Vorhandensein von Stromschnellen oder Wasserfällen. Bemerkenswerth ist auch, daß Lamantins und große Schildkröten, die nur ruhiges Wasser bewohnen, bis zur Vereinigung des Tono und Pinipini hinaufkommen.

Als Schifffahrtsweg wäre der Madre de Dios vortheilhafter, als der Ucayali, der viel weiter aufwärts nach Westen liegt. Die Mündung des Purús liegt der wichtigen Hafenstadt Pará viel näher. Auf dem Purús würde man ein paar hundert spanische Meilen ersparen und bis etwa 40 Leguas der Stadt Cuzco nahe kommen; der Ucayali ist für kleine Dampfer nur so weit fahrbar, daß der äußerste Punkt, bis wohin er schiffbar bleibt, noch 70 Leguas von Cuzco entfernt liegt. Der Purús ist tief, kann in jeder Jahreszeit befahren werden, und die Wälder liefern für Dampfer Brennholz in unerschöpflicher Fülle. Eine Fahrstraße von Cuzco bis zu dem Punkte, wo die Dampferfahrt auf dem Purús begönne, hat keine Schwierigkeiten, nicht einmal in der Quebrada (Schlucht) de Pillcopata. Durch die Freigebung der Schifffahrt auf dem Amazonenstrom für alle Flaggen der Welt kann Brasilien nur gewinnen, denn so erst kommt Leben in die Einöden, und Pará muß sich, schon seiner Lage wegen, zu einem wichtigen Stapelplatz emporschwingen. Denn dort endet die Seefahrt und die Stromfahrt fängt an.

Auch ist das ganze Hinterland produktenreich. Das Thal von Paucartambo wird von den Flüssen bewässert, welche nach ihrer Vereinigung den Madre de Dios bilden. Dort ist eine Region für Zucker, Coca, Kakao, Kaffee, Reis, Mais, Mandioca, Ignamen, Baumwolle, Indigo, Tabak und andere nutzbare tropische Gewächse. Dazu kommt, sobald erst Menschen in jene Gegend einwandern, Quinquina, Kautschuk, Vanille, Bau- und Färbeholz, Gummi, Wachs, Sassaparille und Ipecacuanha. Die Ströme sind fischreich, Schildkröten in ungeheurer Menge vorhanden. In den Thälern und auf den Ebenen würde die Zucht des Rindviehs, der Schafe und Pferde passende Oertlichkeiten finden.

Diese Bemerkungen Grandidiers sind gewiß richtig; eben so, wie durch Coutinho's Expedition klar geworden ist, sein Ausspruch, daß eine Erforschung von der Mündung herauf viel weniger beschwerlich sein werde, als von den Quellen abwärts bis zum Amazonenstrom. Wir wollen nun Grandidiers Unternehmen schildern.

Don Faustino Maldonado hatte von der peruanischen Regierung den Auftrag erhalten, den Ucayali näher zu erforschen, und war nach Cuzco zurückgekommen. Er hatte den Strom von Sarayacu bis Hillapani befahren und aus der Mission Santa Rosa einige Chuntaquiros mitgebracht, welche sich die Wunder der berühmten Sonnenstadt mit eigenen Augen betrachten wollten.

Wir müssen hier bemerken, daß man die wilden Indianer jener Gegenden, insbesondere am Ucayali und dessen Zuflüssen, unter der Gesammtbenennung Chunchos, Heiden, zusammenfaßt. Dahin gehören die Campas oder Antis am Apurimac und die Chuntaquiros oder Piros, weiter abwärts an demselben Strome, zwischen den Antis und den Conibos; sodann die Mascos, Amoacas, Sepibos, Setibos, Remos, Casibos, Sensis und Mayorunas. Unter diesen Chunchos sind die Chuntaquiros am wenigsten träg und dabei nicht ohne Muth; sie bauen gute Kähne und verstehen sich trefflich auf das Rudern. Grandidier wandte sich an Herrn Maldonado, setzte ihm seinen Plan zur Erforschung des Madre de Dios auseinander und bat ihn, bei derselben die Chuntaquiros verwenden zu dürfen. Ein Theil dieser Wilden war sofort bereit, und an sie wurden Aexte, Messer, Spiegel und allerlei andere Dinge vertheilt.

Der Beschiffung des Madre de Dios hatten sich früher manche Hindernisse in den Weg gestellt, z. B. der Mangel an guten Ruderern und an Leuten, welche geeignete Piroguen und Flösse bauen konnten. Jetzt war nun zwar die Jahreszeit nicht etwa günstig für das Unternehmen, im Uebrigen aber die Gelegenheit verlockend genug. Grandidier ging also, von seinem Bruder begleitet, zum höchsten Regierungsbeamten in Cuzco, der ihm Schutz und Empfehlung an die Behörden von Paucartambo versprach; auch der Bischof war bereit, die Reise nach Kräften zu fördern, und die Vorbereitungen waren schon nach ein paar Tagen beendigt.

Wir nahmen, sagt Grandidier, nur die allernothwendigsten Sachen mit, vorzugsweise aber mancherlei Gegenstände, deren wir zum Tauschhandel mit den Wilden bedurften. Ein Fieber verzögerte unsere Abreise um drei Tage. Unglücklicherweise waren zwei unserer Chuntaquiros am Morgen fortgelaufen, und die übrigen mußten nun streng unter Obhut gehalten werden. Trotzdem entflohen sie uns in Paucartambo, wir fingen sie aber wieder ein.

Also am 2. Oktober verließen wir Cuzco; mein Bruder beaufsichtigte die Maulthiertreiber, während ich nebst Herrn Maldonado die Chuntaquiros überwachte. Es wurde dunkel, bevor wir nach Dropesa gelangten, wir verirrten uns in den Morästen und fanden nur mit Mühe den rechten Weg wieder auf. Im Orte lag schon Alles im tiefsten Schlaf, alle Bemühungen, Lebensmittel zu bekommen, waren vergeblich, und wir mußten auf Schaffellen unter freier Luft schlafen, ohne Etwas gegessen zu haben.

Paucartambo liegt 15 spanische Meilen von Cuzco in einer engen Schlucht am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses, der, wie schon oben gesagt, auch Mapocho heißt. Der Unterpräfekt nahm uns in seiner Wohnung auf und stellte zwei mit Lanzen bewaffnete Indianer vor die Thür als Wächter über unsere Chunchos. Die Nachricht von unserem Unternehmen verursachte in der kleinen Stadt eine nicht geringe Aufregung. Die Leute eilten herbei, um unsere Karawane vorüber ziehen zu lassen. Voran zogen die Chuntaquiros in langen, rothen Röcken, welche sie vom Präfekten zu Cuzco geschenkt bekommen hatten, dann folgten wir drei Reisenden, und hinterher gingen die Maulthiere.

Der Unterpräfekt stellte uns eine Anzahl Indianer und Maulthiere und gab uns auch neun Soldaten, welche uns gegen die Pfeile der Wilden schützten sollten. Dazu kamen noch sieben Indianer, deren Aufgabe darin bestand, im Urwald einen Weg für uns zu bahnen; außerdem hatten wir für die 14 Maulthiere zwei Treiber. Mit Lebensmitteln wurden wir auf volle zwei Monate versehen, auch rechneten wir auf Ertrag von Fischfang und Jagd.

So weit war Alles gut, aber bald trat die Kehrseite hervor. Zwei unserer Chuntaquiros hatten in Cuzco den Keim zur Blatternkrankheit in sich aufgenommen; nun brach sie aus, und die armen Leute starben unter unseren Augen. Die Uebrigen wurden von Schrecken ergriffen, weinten und beschworen uns, sie in ihre Heimath zu entlassen. Trotzdem wir sie jetzt nur um so schärfer überwachten, gelang es ihnen bei dunkler Nacht, zu entwischen. Am Morgen wurden sie nach allen Richtungen verfolgt und bald aufgespürt; Anfangs wollten sie sich mit ihren Messern zur Wehr setzen, ließen sich aber am Ende noch durch begütigende Worte nach Paucartambo zurückbringen.

Ich muß hier doch erzählen, in welcher Weise die Soldaten, oder richtiger gesagt, Bürgersoldaten, welche uns zu

geleiten hatten, in den Dienst gepreßt wurden. Der Syndikus des Ortes entwarf gemeinschaftlich mit dem Unterpräfekten eine Liste. Sie enthielt die Namen von neun Mestizen (Cholos); diese wurden vorgeladen, der Syndikus kündigte ihnen an, daß sie sich zur Reise nach dem Thal von Paucartambo bereit zu halten hätten, und gab ihnen etwas Geld zum Ankauf von Lebensmitteln. Als Einige Gegenvorstellungen machen wollten, schlug er ihnen ins Gesicht und schalt sie aus, weil sie ungehorsam gegen die Obrigkeit seien. Dieses Ohrfeigensystem wirkte; unsere künftigen Vertheidiger mußten Haus und Familie im Stiche lassen, um mit uns zu ziehen.

Die Macht, welche der Weiße über den Indianer von ungemischtem Blut ausübt, ist noch stärker, als jene über den Mestizen, denn der Indianer gehorcht ohne Weiteres, wagt keine Einrede, und sollte er etwa eine solche machen wollen, so braucht man ihm nur einen Stock zu zeigen.

Am Tage der Abreise versammelte ich unsere ganze Karawane auf dem Marktplatze von Paucartambo, wo auch Behörden und Volk sich eingefunden hatten, und hielt eine Ansprache, um zu betonen, daß mir die Gewalt über Leben und Tod meiner Begleiter übertragen worden sei; ich würde aber Alle reichlich belohnen, wenn sie treu dienen und gehorsam bleiben würden. Dann zogen wir fort aus dem Pueblo unter einigen buntgeschmückten Triumphbögen hindurch, welche man uns zu Ehren errichtet hatte. Die Schulkinder, denen eine große Fahne vorangetragen wurde, stimmten Gesänge an und besprengten uns mit wohlriechendem Wasser, und mit den Männern, die uns Cigarren gaben, mußten wir auf gutes Gedeihen trinken. 30 Reiter haben uns eine weite Strecke das Geleit gegeben und sind erst am Abend nach Paucartambo zurückgekommen.

Bis zum Hafen Acobamba ist die Gegend armselig; man kommt dann über eine kleine Cordillere und nachher einen dritthalb Stunden langen, sehr jähen Abhang hinunter; dann aber ist man sofort im vollen Urwald. Die Pfade waren vom Regen aufgeweicht, und wir konnten nur im Schritt vorwärts; oft aber mußten wir uns mit dem Haumesser (Machete) und dem Beil einen Weg bahnen. Ein Maulthier sammt seinem Gepäck stürzte in den Abgrund, auch mein Satteltier that beim Hinaufklettern einer steilen Anhöhe einen Fehltritt und fiel wohl 15 Ellen tief in eine Schlucht hinab. Ich hatte mit genauer Noth eben noch Zeit, mich aus dem Sattel herabfallen zu lassen. Es regnete schon seit einigen Tagen, alle Gewässer waren angeschwollen, und oft waren wir in großer Besorgniß, von diesen Gießbächen gewaltsam fortgerissen und abwärts geschwemmt zu werden. Die Fußgänger wateten in der Weise durch, daß mehrere einander fest hielten oder sich langer Stäbe zur Stütze bedienten.

So kamen wir an den Chirimayo. Er war so hoch angeschwollen, daß von Durchwaten keine Rede sein konnte, und daß eine Brücke geschlagen werden mußte. Eine halbe Stunde weit vom Flusse, in dem Gehöft (Rancho) Culva, fanden wir einen Lagerplatz, von welchem aus wir an jedem Morgen zur Arbeit gingen. Ich ließ im Walde Bäume umhauen, die unter großen Anstrengungen an Stricken bis ans Wasser geschleift wurden. Wir legten sie über vier

Antis-Indianer in einer Stromschnelle.

starke Querbalken und bedeckten das Ganze mit Palmzweigen. Nach sechs Tagen konnten wir den Strom überschreiten und in der Hacienda San Miguel übernachten. Dieses Landgut war vor etwa einem Monat verlassen worden, weil fünf zu demselben gehörende zahme Indianer von den Wilden erschossen worden waren. Ich habe an Ort und Stelle mehrere ihrer mörderischen Pfeile gesammelt. Jetzt wurde nun das Landgut wieder in Besitz genommen; es liegt in einer ungemein fruchtbaren Gegend, in der sich viele mit Urwald bedeckte Hügel erheben.

Von San Miguel bis zu dem Punkte, wo wir uns einzuschiffen gedachten, hatten wir nur noch sechs Leguas. Nachdem wir unseren Leuten einen Rasttag gegönnt, zogen wir weiter, die Büchse auf der Schulter und den Revolver im Gürtel, um unsere Arbeiter, welche einen Pfad durch den Wald bahnen mußten, gegen etwaige Ueberfälle der Chunchos zu sichern. Die Wilden haben übrigens große Furcht vor den Feuerwaffen und greifen einen Weißen, der auf der Hut ist, niemals an; wer aber sorglos bleibt, darf sicher darauf rechnen, unter ihren Pfeilen zu erliegen. Der

Wilde zielt nach dem Herzen und zielt sicher; er liegt nicht selten ganz in der Nähe hinter einem Felsen oder Baume versteckt, ohne daß man etwas von ihm ahnt.

Die Regenzeit war im Thal angebrochen, die Sonne kam nur ein paar Stunden zum Vorschein und hatte nicht Kraft genug, den Schaden gut zu machen, welchen die Feuchtigkeit anrichtete. Wir mußten auf einem durchweichten Boden in nassen Kleidern schlafen, denn zum Trocknen derselben fand sich keine Gelegenheit; unsere Lebensmittel überzogen sich mit Schimmel, und die schlechte Kost wirkte nachtheilig auf unsere Gesundheit. Solch ein Leben führten wir 12 Tage lang, dann aber war der Pfad durch den Wald hergestellt und der Madre de Dios lag vor unseren Augen. Noch eine Woche, dann war die Pirogue gebaut und wir konnten uns einschiffen. So wähnten wir!

Nun gingen wir nach San Miguel zurück, um unser Gepäck und die Chuntaquiros zu holen, denn ohne Beihülfe dieser Letzteren war ein Befahren des Madre de Dios rein unmöglich. Aber während unserer Abwesenheit hatten die Blattern entsetzlich unter diesen armen Chunchos gewüthet, und nur ein einziger Chuntaquiro war von der Krankheit verschont geblieben. Mit dessen Hülfe sollte nun die Pirogue gebaut werden und er selber als Steuermann dienen; es war aber einleuchtend, daß wir eine so lange und gefährliche Reise auf einem noch durchaus unbekannten Flusse mit einem einzigen Führer gar nicht wagen durften. Gerade in der Zeit, als wir hoffen konnten, unsern Plan zu verwirklichen, brach eine so niederschlagende Täuschung über uns herein! Kein Cholo wollte mit uns weiter gehen, so hohen Preis wir den Leuten auch boten; das Mißgeschick der Chunchos jagte ihnen Furcht ein. Von unseren Bürgergardisten entlief einer bei Nacht und Nebel, und ein paar Tage später erfuhren wir, daß ein Jaguar ihn zerrissen hatte.

Es war *unmöglich*, weiter zu kommen, wir hatten keine Kähne und keine Ruderer und mußten nach Pancartambo zurückkehren! —

Der Verwalter der Hacienda San Miguel war ein Mulatte von riesigem Körperwuchs und bösartigem, falschem Blick. Er hatte sich anheischig gemacht, die Reisenden zu begleiten, ihren Ruhm und ihre Gefahren zu theilen, wie er sich ausdrückte. Aber er stellte übertriebene Bedingungen. „Zunächst verlangte er die Aushändigung einer beträchtlichen Summe baaren Geldes; sodann wollte er an allem Nutzen, welchen die Expedition etwa bringen konnte, betheiligt sein; er verlangte für sich vollständige Gleichstellung und Theilnahme an allen Ehrenbezeugungen, denn, sagte er, ich verlange Ruhm. Dieser Mulatte war aber so unwissend, daß er mich bat, ihm zu sagen, *wie viele Viertelstunden eine Stunde habe*. Als er sah, daß unser Unternehmen nicht auszuführen war, legte er sich aufs Erpressen."

Grandidier erzählt dann noch Beispiele von der Unredlichkeit der peruanischen Beamten und macht eine Bemerkung, die von allen anderen Reisenden bestätigt wird. „Gefühl für Anstand, Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit ist in Peru höchst selten, dagegen ist eine stark ausgeprägte Selbstsucht ganz allgemein. Die Leute im Innern sind Prahler, sie versprechen Alles, was man nur wünscht, wenn es aber zur That kommen soll, wollen sie nichts mehr davon wissen und von Worthalten ist keine Rede."

Das Thal von Pancartambo war einst in blühendem Zustande; man zählte dort 175 Haciendas, welche eine große Menge Kakao, Kaffee, Coca und Zucker lieferten. Die Chunchos arbeiteten für einen im Voraus bedungenen Lohn, der ihnen in Säbeln, Beilen und anderen Waaren ausgezahlt wurde. *Aber die Weißen hielten nicht, was sie versprochen hatten*; sie wollten den Leuten keine Entschädigung geben, und doch konnten sie wissen, daß diese von Natur so überaus trägen Indianer sich zur Arbeit nur herbeilassen, wenn sie durch dieselbe sich Gegenstände verschaffen können, die ihnen von großem Nutzen sind. Die Weißen brachen aber nicht nur ihr Wort, sondern behandelten obendrein die Chunchos mit großer Härte. Die Vergeltung blieb nicht aus, denn die Indianer verschworen sich, alle Weißen auszurotten. Ihr Plan gelang; von jenen 175 großen Landgütern sind jetzt nur noch *zwei* übrig, und auch diese werden in jedem Jahre von den Chunchos heimgesucht. Und doch beträgt die Zahl der Wilden in diesem Thale jetzt nicht über 500, und wenn die peruanische Regierung eine Kompagnie ordentlicher Soldaten dorthin schickte, so würden die verlassenen Haciendas bald wieder in Betrieb gesetzt werden können. Aber neben dem Schutze durch Soldaten verstände es sich von selbst, daß auch die Arbeiter nicht um ihren Lohn betrogen würden.

Unsere sehr charakteristischen Abbildungen beziehen sich auf die *Chuntaquiros* und die *Antis oder Campos* am Apurimac und zeigen dieselben in verschiedenen Lebenslagen. Die Antis, welche wir später einmal, nach Marcoy's Berichten, eingehend schildern, wohnen auch am Urubamba, von der Hacienda Hillapani bis zur Mündung dieses Flusses in den Apurimac (Ucayali). Sie sind kräftig gebaute Menschen, gastfrei, träg, leben von Jagd und Fischfang und sind vortreffliche Ruderer. Mit großem Geschick, mit Muth und Gewandtheit befahren sie die sehr reißenden Gewässer und lenken ihre Pirogen durch die gefährlichsten Stromschnellen. —

Wir werden demnächst unsere Schilderungen aus dem Innern Südamerika's fortsetzen.

Die Miscegenation im Yankeelande.

Im puritanischen Yankeelande wüthet jetzt mit großer Heftigkeit eine psychische Seuche, die sich seit einiger Zeit auch über die mittleren Staaten der Nordunion verbreitet hat. Den Ursitz dieser Malaria bildet Neu-England, namentlich Massachusetts, wo ja auch die Nachkommen der sogenannten Pilgerväter, die eine höchst intolerante Gesellschaft waren, einst Quäker des Glaubens wegen an den Galgen hingen und mit wahrer Leidenschaft Hekatomben von vermeintlichen Hexen verbrannten. Jetzt sind diese Puritaner, und die Methodisten obendrein, auf die „Negromania" verfallen; ihnen ist nun der schwarze Bruder das Ideal aller menschlichen Vollkommenheit geworden.

Schon neulich haben wir Proben dieses Wahnwitzes, dessen Ansteckungselemente sich nun immer mehr verbreiten und sehr viele schwache Köpfe toll machen, mitgetheilt

(Globus VI, S. 94). Die Niggeranbeter verlangen, daß die tief herabgekommene weiße Menschenrasse sich durch reichliche Aufnahme von Negerblut kräftige und veredle; erst dadurch werde Fortschritt möglich. Man nennt diese Vermischung, barbarisch genug, Miseegenation oder Melaleukation, und die Theorie ist nun auch schon ins praktische Leben eingeführt worden. Vor einem Jahr brachten neuengländische Abolitionisten nicht weniger als 64 weiße Mädchen nach der Küste von Nord-Carolina, um dort Negerkinder zu unterrichten. Sie hatten in Boston gehört und im Seminar für Schulmeisterinnen gelernt, daß es kein gottgefälligeres Werk gebe, als mit Hülfe edeln afrikanischen Blutes die weiße Rasse zu veredeln. Ehe ein Jahr verging, hatten diese 64 Yankeeladies und alle Miscegenatoren die Genugthuung, daß volle 64 Mulatten und Mulattinnen mehr auf der Welt waren. Die Melaleukation nimmt einen vortrefflichen Fortgang, und die neuyorker Blätter eifern vergeblich gegen die „Verviehung" der weißen Frauenzimmer. Was noch vor fünf Jahren in den Schichten der verworfensten weißen Mädchen als eine Unmöglichkeit erschienen wäre, das wird, Dank dem Fanatismus, jetzt als eine hochherzige That, als eine Nothwendigkeit zur Rettung der Gesellschaft gepriesen.

Ich finde, daß auch die jüngst erschienene Nummer der londoner Anthropological Review (5. Mai 1864) die Miscegenation in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen hat, und sie thut wohl daran. Sie knüpft ihre Bemerkungen an ein amerikanisches Buch: Miscegenation, or theory of the blending of races, applied to the American white man and negro; auch sie sieht in der Miscegenationsmanie eine bemerkenswerthe Form des Wahnsinns und findet jenes Buch beachtenswerth, weil es die ganz außerordentliche geistige Abspurigkeit, von welcher jetzt so viele Leute im „Yankeedom" gepackt worden sind, dokumentire.

Der Verfasser des Buches ist ein Einpaarler, ein Monogenist, der in Adam und Eva zwei wirkliche, historische Personen sieht und die Folgerung zieht, daß alle Menschen Brüder seien, alle gleich viel werth.

Alle Fanatiker sind dreist; Erfahrung, Lehren der Wissenschaft, handgreifliche Thatsachen, sonnenklarer Augenschein sind für sie nicht da. So sagt der Yankee-Miscegenator strammweg, als ob es völlig ausgemacht und nicht vielmehr ganz unwahr sei: „Die Wissenschaft hat den Beweis beigebracht, daß die Blutvermischung verschiedener Rassen unumgänglich nöthig sei zum Fortschritt des Menschengeschlechts!" Amalgamation sei das große Wort und die große Sache, aber Miseegenation doch ein besserer Ausdruck.

In welcher Weise der Miscegenator mit der Wissenschaft umgeht, ergibt sich aus folgenden Sätzen, die gleichsam seinen Schwerpunkt bilden: „Ich appellire von dem noch unvollkommenen Amerikaner unserer Tage an eine vollkommenere Rasse, die einst auf unserem Festland (durch die Miseegenation) zum Vorschein kommen wird. Die Lehren der Physiologie und — die Inspirationen des Christenthums erledigen die Frage und thun dar, daß alle Stämme auf Erden von einem einzigen Urpaare herzuleiten sind. Wenn man auch die Historie von Adam und Eva nicht als unbedingt wahr annehmen wollte, so ist doch die Thatsache selbst geschichtlich und durch die jüngsten Entdeckungen über den Ursprung der Menschenfamilie bewiesen worden."

Der Miscegenator beruft sich auf „Inspirationen", mit denen bekanntlich die Wissenschaft rein gar nichts zu schaffen hat. Die Physiologie weiß nichts von dem, was der Miseegenator behauptet, und geradezu abgeschmackt ist die Behauptung, daß die Geschichte etwas vom Ursprunge des Menschengeschlechts wisse. Von „Entdeckungen" über den letztern kann selbstverständlich keine Rede sein.

Der Miseegenator erklärt, er habe alle neueren Werke über Physiologie gelesen und sich überzeugt, „daß die tiefste Forschung nicht nur die Einheit der Menschenrasse, sondern auch die Gleichheit des Schwarzen und Weißen bewiesen habe, vorausgesetzt, daß der erstere dieselbe Gunst in Erziehung und äußeren Lebensverhältnissen genösse". Wie gründlich aber der Miscegenator in Physiologie und Völkerkunde eingeweiht ist, geht aus folgenden Worten hervor: „Der Mensch des äußersten Nordens ist immer weiß, der Mensch im äußersten südlichen Klima allemal schwarz." So gehen diese gelehrten Thebaner des Fanatismus mit den Thatsachen um!

Aber noch mehr. Der Miscegenator hat sich von einem Doktor Draper sagen lassen: „Die geringen Eigenthümlichkeiten im Bau, durch welche weiße und schwarze Menschen sich von einander unterscheiden, rühren von der Einwirkung der Leber her." Und dergleichen seltsame Behauptungen kommen in Menge vor.

Doktor Draper gilt dem Miseegenator für ein großes physiologisches Licht; in Deutschland würde er bei einer Baccalaureatsprüfung durchfallen. Der engliche Reviewer hebt einige seiner dreisten und tollen, angeblich wissenschaftlichen Behauptungen hervor und gibt gleich die Antwort. Mit Zuversicht ruft Draper, als ob er lauter Wahrheiten verkünde:

„Sind nicht alle Menschen ganz denselben Krankheiten unterworfen?" — Richtig fügt der Reviewer hinzu: Nein!

„Ist nicht in allen eine Tendenz vorhanden, gleich lange zu leben? Ist nicht etwa die Temperatur unsers Körpers, der Schlag des Pulses und die Athmung einerlei?" Nein.

„Glauben nicht etwa alle Stämme, aus welchen unser Menschengeschlecht besteht, an das Dasein und die Güte Gottes?" Nein.

„Und glauben sie nicht an unsichtbare Agenten, die eine unmittelbare Verbindung zwischen Gott und Menschen unterhalten, und glauben sie nicht Alle an ein zukünftiges Leben?" Nein.

„Setzen sie nicht allesammt Vertrauen in die Wirksamkeit des Gebets und fürchten sie nicht Geister?" Nein.

„Wie viele Menschen in allen Erdtheilen legen Werth auf Wallfahrten, Darbringen von Opfern, Fasten, unglückliche Tage; und lassen sie sich in ihrem weltlichen Leben und Treiben nicht von Gesetzbüchern und Begriffen über das Wesen des Eigenthums leiten? Empfinden wir nicht Alle dieselbe Furcht, dasselbe Ergötzen, denselben Abscheu; benutzen wir nicht Alle das Feuer, die Hausthiere und Waffen? Glauben wir nicht Alle, daß das Mißgeschick, welches hienieden uns heimsucht, künftig einmal ausgeglichen werde und daß es Belohnung und Bestrafung in einem künftigen Leben gebe?" Nein.

„Halten nicht alle Völker das Grab heilig?" Nein.

„Gibt es nicht überall eine Priesterklasse, die als Vermittler auftritt?" Nein.

Man sieht, wie albern diese Leute zu Werke gehen. Der Miscegenator seinerseits stellt die Behauptung auf, daß nur die kupferfarbige Rasse in Amerika sich auf die Dauer halten könne, und fährt weiter fort:

„Die weißen Menschen in Amerika sterben ab und aus, wegen Mangels an Fleisch und Blut. Zwar haben sie Knochen und Sehnen, aber sie sind dürr und schrumpfen zusammen, weil ihnen die gesunden Lebenssäfte fehlen. Ich habe oft mit tiefer Betrübniß bei geselligen und wissenschaftlichen Versammlungen den Gegensatz beobachtet, welcher zwischen dem Neger und dem weißen Amerikaner hervortritt, denn an dem Letztern sind die Anzeichen körperlichen Verfalls gar nicht zu verkennen. Man sehe ihn nur an: die Wangen sind runzelig und eingefallen, die Lippen dünn und ohne Blut, der Unterkiefer ist schmal und tritt nach hinten zurück, die Nase ist kalt und scharf, die Zähne sind schlecht und schmerzen,

die Augen klein und wässerig, die Gesichtsfarbe hält sich mitten inne zwischen Blau und Gelb, Kopf und Schultern sind nach vorne über gebeugt, das Haar hängt trocken und struppig auf die Menschen hinab, der Wuchs der Frauen ist dünn und die Taille gekniffen, sie deutet auf Unfruchtbarkeit und Auszehrung, und die ganze Gestalt ist hager und mager und leichenartig vom Wirbel bis zur Zehe. Jeder junge Mann ist kahlköpfig. Man sieht Brillen und Augenkneifer, falsche Zähne, Schminke auf den Wangen und künstlich herbeigeführte Plumpheit in der Form. Der gesellschaftliche Verkehr (zwischen den Geschlechtern) ist formell, ascetisch, ohne alle Aufregung. Diese kennzeichnenden Merkmale sind so allgemein vorhanden, daß sie nicht etwa eine Ausnahme, sondern die Regel bilden. Auf einen Menschen mit vollen, gesunden, von der Natur gefärbten Wangen kommen zehn mit hageren, eingefallenen Backen."

„Und nun seht euch einmal eine Versammlung von Negern an! Da ist jede Wange rund und voll, die Zähne sind weißer als Elfenbein. Da sieht man keine Kahlköpfe, die Augen sind groß und strahlen hell, Kopf und Schultern gerade auf, jede Lippe zeigt ein Lächeln, jede Körpergestalt urkräftig und stramm. Der weiße Mensch schießt ins Kraut, der schwarze Mann hat in seinem ganzen Körper Saft und Kraft, Mark und Frische. Das weiße Kind wird allerdings mit runden Backen geboren, aber sobald es sich der Periode der Mannbarkeit nähert, fallen sie ein und werden hager. Die Natur will aber nicht, daß die Menschen hohlwangig sein sollen. Die Aushängeschilder der Zahnkünstler erzählen lange nicht genug von den Zahnleiden, welche eine Folge des kranken Unterkiefers sind. Unsere Männer werden spindeldürr, hager, mager und alt, sie sind abgelebt gerade dann, wenn sie im Verkehr mit dem andern Geschlechte stark und kräftig sein sollten. Man sagt ihnen, sie sollen sich Bewegung machen; nun ja, sie machen lange Spaziergänge in der Morgenluft, aber sie kommen von denselben nur noch frostiger und zusammengeschrumpfter heim. Was durchaus nothwendig für sie erscheint, das ist ein Contact mit vollgesunden, liebenden, warmblütigen Naturen, damit die mageren Zwischenräume ihrer Anatomie ausgefüllt werden."

Da hätten wir also das beseligende Evangelium der Miscegenatoren. Der „inspirirte" Mann hat aber noch eine andere, gleichfalls überraschende Entdeckung gemacht, denn er ruft aus: „The white race has originated nothing!" Also die weißen Völker haben niemals etwas geleistet, von ihnen ist nichts Großes und Tüchtiges ausgegangen; alles weltgeschichtlich Befruchtende rührt also vom Neger her.

Dann heißt es weiter: „Die weiße Irländerin liebt den schwarzen Mann, und in Europa ist der Neger allemal des schönsten unter den armen weißen Mädchen sicher."

Die „Fusion, Amalgamation, Miscegenation, Melaleukation" wird dann, namentlich in Bezug auf die Kinder der smaragdenen Insel, welche bekanntlich überall dem Nigger spinnefeind sind, in folgender Weise gepriesen: „Die Vereinigung mit Negerblut wird gerade für die Irländer ein unendlicher Segen werden. Die Irländer sind eine brutale Rasse und stehen in der Civilisation tief unter dem Neger. Dieser Letztere ist ein milder Mensch, geistreich, liebt Melodie und Gesang, ist warm in seiner Anhänglichkeit, glühend in seinen Leidenschaften, aber harmlos und grundgütig; er ist nur scheinbar brutal, wenn seine wärmsten Emotionen in Betreff seiner Liebe für weiße Weiber ins Spiel kommen. Der Irländer hingegen ist ein grobkörniger Patron, rachsüchtig, ohne Intelligenz, und fast alle feineren Instinkte der Menschheit und der Humanität gehen ihm ab. Es versteht sich, daß hier nur von der arbeitenden Klasse, die wir hier zu Lande sehen, die Rede ist. Der Milesier (Irländer) ist ein Kind der Sonne; er war ursprünglich dunkelfarbig und hat alle die glühenden Antriebe und Seelenbewegungen, dergleichen wir bei den Menschen zwischen den Wendekreisen oder in der Nähe derselben finden. Aber weil er nun lange im Norden gewohnt hat und durch eine schlechte Regierung in Unwissenheit gehalten worden ist, sank er tiefer als der degradirteste Neger. Man stelle eine Anzahl Irländer aus den niedrigsten Klassen Neuyorks neben eben so viele Neger, und man wird sehen, wie groß das Uebergewicht dieser Letzteren nicht nur in Bezug auf Sauberkeit, Erziehung, moralisches Gefühl, Schönheit des Gesichts und der Gestalt, sondern auch auf natürlichen Menschenverstand ist. Man hat als Ausartung an einigen Negervölkern hervorgehoben die prognathe Gestaltung des Schädels, die vorstehende Lippe, die platte, gequetschte Nase; aber diese Erscheinungen sind für manche Irländer genau so charakteristisch, wie für den Afrikaner in Guinea; man sieht es an den Leuten aus den Grafschaften Sligo und Mayo. Dort ist das Volk spindelbeinig geworden, hat aufgetriebenen Bauch, vorstehenden, aufgeworfenen Mund ꝛc.; es gleicht dem am niedrigsten stehenden Neger. Wenn nun der Irländer sich hier zu Lande mit dem Neger vermischt, so wird gerade jener den größten Vortheil davon haben. Durch gute Erziehung und Vermischung mit dem höher, weit über ihm, stehenden Neger kann sich möglicher Weise der Irländer wieder annähernd zu der Würde seiner Ahnen, der Milesier, erheben. Die Poeten, welche die alten Irländer besangen, die Weisheit ihrer Herrscher priesen, vergaßen vielleicht, daß diese alte, edle Rasse eine sehr dunkle Hautfarbe hatte (die alten jonischen Griechen eine tiefdunkle Hautfarbe!!), und daß sie Eingeborene des fernen Südens waren! Wenn ein sehr dunkles Volk in ein nördliches Klima kommt, so ist die physiologische Wirkung die, daß das schwarze Haar durch die Einwirkungen der Temperatur eine rothe Farbe bekommt."

Man sieht, die freche Dreistigkeit dieser Miscegenatoren ringt um die Palme mit einer haarsträubenden Unwissenheit. Diese Leute gehören eigentlich ins Tollhaus, aber im Yankeelande sind schon hunderttausende durch sie fanatisirt und bethört worden. Die Sache ist viel schlimmer, als das sogenannte Geisterklopfen und der Spiritualismus, die wenigstens mit der Politik nichts zu schaffen hatten. Die Miscegenatoren sind aber auch Abolitionisten der schlimmsten Art und sie stellen ihre in der Praxis auf Bestialität und Bestialisirung hinauslaufenden Theorien als religiöse Glaubenssätze hin, als unbestrittene Wahrheiten, denn „Miscegenation ist Gottes Wille und Gebot und guten Menschen ein Wohlgefallen. Sie allein kann das Menschengeschlecht vom Untergang und ewigen Verderben retten". A.

Eine Konsular-Reise durch das General-Gouvernement Smyrna.*)

I.

Die Vorbereitungen zu unserer Reise nahmen mehrere Wochen in Anspruch. Zum nöthigsten Bedarf gehören eine lederne Decke gegen diejenige räuberische Bevölkerung, welche sich vor Revolver und Degen nicht fürchtet, eine wollene Decke, ein Kopfkissen, ein Revolver, an den in Deutschland auch kein Reisender denkt, eine Branntweinflasche, die ich allerdings auch bei europäischen Reisenden gesehen habe, und endlich eine tüchtige Quantität geräucherter Fleischwaaren. Dagegen wurde das Reisegepäck in Betreff der Toilette so dürftig wie möglich eingerichtet und enthielt namentlich nur ein Oberhemde. Als denn schließlich auch der Handel mit dem Pferde-Philister für die nicht selbst berittenen Mitglieder der Reisegesellschaft abgemacht war, wurde der Tag der Abreise festgestellt.

Die Reisegesellschaft bestand aus mir, als dem Haupte, das officiell reiste, dem zweiten Dragoman des Konsulats, der übrigens ein sehr unnützes Möbel war, dem Kavassen, welchen mir der Gouverneur zu dieser Reise gestellt und für meine gesunde Wiederablieferung in Smyrna bei Strafe von Gefängniß verantwortlich gemacht hatte, dem Reitknecht und dem Packpferd; unofficiell aber noch aus Herrn J., einem sehr tüchtigen und gebildeten Kaufmann aus Magdeburg, und einem jungen Schweizer. Also sechs zwei- und sieben vierbeinige Geschöpfe; dazu zwei gebratene Hühner, mit welchen befreundete Damenhände mir unter die Arme gegriffen.

Sonnabend vor Palmsonntag, den 28. März 1863 früh 4 Uhr, erhob ich mich nicht ganz ohne Mühe aus meinem, übrigens nicht zu weichen Hôtelbett, weckte die verschlafene Dienerschaft, meinen Kanzler und den ebenfalls im Hôtel wohnenden jungen schweizerischen Reisegefährten. Es gelang uns auch wirklich, Kaffee zu bekommen, als die Pferde ankamen. Gleichzeitig mit diesen erschienen auch Herr J., der Kavaß und der Dragoman. Nachdem zuerst die wegen des Nichtpassens und Umlegens der einzelnen Gepäckstücke mühsame und Zeit raubende Arrangirung des Packpferdes, das übrigens so aussah, als sollte es noch in Smyrna zusammenbrechen, aber tapfer aushielt, vollendet war, wir uns auch wiederholt vergewissert hatten, daß nichts vergessen sei, zogen wir im Gänsemarsch ab nach der Eisenbahn, denn mit diesem Produkt moderner Hyperkultur sollten wir allerdings bis an die Grenzen der Barbarei befördert werden. Wir sahen aus, wie eine Schauspielerbande, die Schillers Räuber in einer Scheune gespielt hat und im Kostüm weiter zieht; ich, meiner Würde gemäß, am menschlichsten, auch nur mit Revolver und einer langen Hetzpeitsche, deren Griff als Todtschläger dienen konnte, bewaffnet. Herr J. aber hatte eine alte bayrische Joppe mit grünem Kragen und lange Enteustiefel als Hauptgarderobe, dazu Revolver, Dolch, Hetzpeitsche und einen rasselnden königlich preußischen Dragonersäbel. B., der Schweizer, sah auch aus, wie sein Namensvetter in den Räubern von Schiller. Der Kavaß und der halb griechische und halb türkische Reitknecht verstehen sich von selbst als Gestalten, die Salvator Rosa gerne gemalt hätte. Den schönsten Anblick aber gewährte der Dragoman, namentlich für uns, die wir die unübertreffliche Feigheit der Armenier kennen. Auf dem Bande seines Hutes befand sich ein königlich preußischer Adler, den er sich für sein eigenes schweres Geld hatte sticken lassen. Die Säulen seines Leibes steckten in einem Paar Studentenkanonen, Revolver und Hetzpeitsche mit Stahlknopf fehlten nicht. Den Gipfelpunkt der Komik aber und den Zielpunkt unseres Hohnes vom ersten bis zum letzten Augenblick bildete ein Galanteriedegen, der Gott weiß aus welchem konsularischen Nachlaß zum Juden gewandert war, und den sich der tapfere Dollmetsch zu dieser Reise erstanden.

Während auf dem Bahnhofe unsere Pferde nicht ganz ohne Schwierigkeit eingeschifft wurden, erschien auch der Seelenhirt der preußischen Kolonie, um uns seinen priesterlichen Segen mit auf die Reise zu geben, da wir ihm gerade zur Osterzeit aus dem Stall liefen. Die Wahl dieser Zeit war übrigens durchaus nicht Ruchlosigkeit, sondern Nothwendigkeit. Man kann hier zu Lande, namentlich als Europäer, eine solche Reise zu keiner andern Jahreszeit unternehmen. Vorher sind die Wege grundlos, später ist es zu heiß, man riskirt Sonnenstich und Fieber. Um halb acht Uhr endlich brausten wir pfeifend von dannen, erst an der Karawanenbrücke, dann an Budgia, dem Schöneberg Smyrna's, vorüber. Die Gegend wurde immer öder und wilder. Auf der Station Djimoraffi, einst eine große Türkenstadt, von der noch einige Moscheen vorhanden sind, jetzt ein elendes Türkendorf und ein Gut, auf welchem preußische Unterthanen Ackerbau treiben und Bier brauen, geriethen wir in großen Zorn, daß die gedachte preußische Garnison nicht aufmarschirt war, und wenn auch nicht das Gewehr, so doch wenigstens Bier präsentirte. Nachdem wir in dem immer enger werdenden Thal rechts ein Saracenenschloß auf steilen Felsen, links eine noch heute benutzte Römerbrücke über den Kaïster hatten liegen lassen, gelangten wir 11½ Uhr nach Ephesus.

Bahnhof Ephesus! Welche Gedankenverbindung! Die Eröffnung der Bahn bis hierher hat erst im vergangenen Herbst stattgefunden, die Bahnhofsgebäude sind daher noch sehr im Entstehen begriffen. Eigentlich sollte die Bahn bis Aidin vertragsmäßig seit mehreren Jahren fertig sein; Ephesus ist aber erst die Hälfte! Und die eigentlichen Schwierigkeiten fangen erst an, da die Bahn dasselbe Gebirge überschreiten muß, von welchem ich später erzählen werde. Die Beamten und Bauunternehmer, sagt man hier, werden reich, die Gesellschaft selbst aber soll sehr schlechte Geschäfte machen; man bezweifelt, daß das türkische Reich jemals die Vollendung dieser Bahn erleben werde, so unendlich wichtig sie auch für das Land und für Smyrna wäre. Von dem alten Ephesus sind jetzt nur noch einige unkenntliche, von den Archäologen willkürlich getaufte Mauerreste, über eine weite, als Weide benutzte Ebene zerstreut, vorhanden.

Vom mittlern Ephesus haben sich das saracenische Kastell auf einem Hügel, ein byzantinisches schauderhaft geschmackloses Thor, eine von den Kreuzfahrern erbaute, später in eine Moschee verwandelte, jetzt aber ebenfalls verlassene Kirche mit schönen saracenischen Details, namentlich Marmor-Filigranarbeit, und die sehr baufälligen Pfeiler einer Wasserleitung erhalten. Auf jedem dieser Pfeiler ohne Ausnahme wohnte eine Familie Störche.

*) Von Herrn v. B. für den Globus geschrieben. Unseren Lesern wird diese lebendig und lebenswahr geschriebene Skizze nicht unwillkommen sein; sie ist voll ungekünstelter guter Laune und zeigt vortrefflich, wessen sich ein europäischer Reisender in Kleinasien zu gewärtigen habe. Auch die Wissenschaft geht nicht leer aus. Red.

Dennoch ist die heutige Bevölkerung sehr dünn. Das neue, heutige Ephesus heißt Ajaslük und ist ein elendes Türkendorf von höchstens zwei Dutzend Hütten. Natürlich fehlen nicht das türkische Kaffeehaus und ein Krämer, bei welchem ich für meinen Schimmel ein Halfter kaufte. Einer der Eisenbahnbeamten, ein Deutsch-Schweizer aus Smyrna, räumte uns sein Zimmer, oder, was viel wichtiger war, seinen Tisch ein, denn solch ein Möbel sollten wir nun 15 Tage nicht wieder sehen! An diesem Tisch vertilgten wir das erste der obenerwähnten Hühner, dazu eine Flasche Rheinwein, und dann hieß es „auf und zu Pferde", und die eigentliche Reise begann.

Sobald wir das Dorf verlassen (Kawaß Hassan mit ritterlich in die rechte Seite gestemmtem, uraltem Steinschloßgewehr, B., der Dragoman, J., ich und dann der Reitknecht mit dem Packpferd, Alles im Gänsemarsch), verwandelte sich die Straße in einen scheußlich gepflasterten, zum Theil aus alten Marmorblöcken mit Skulpturresten bestehenden schmalen Damm, der von beiden Seiten mit einem fünf Fuß hohen Erdwall, auf welchem sich Dornhecken befanden, eingefaßt war. Nach einer Stunde, während welcher bereits mehrere Male das Bett eines Baches an die Stelle der angeblichen Straße getreten war, begegnete uns eine Karawane von breit mit Baumwolle beladenen Kameelen. Auszuweichen war nicht. J. sporute sein tüchtiges Pferd den Erdwall hinauf. Unsere Rosse waren darauf nicht zugeschnitten, wir mußten also umkehren, um an einer zufällig etwas breitern Stelle des Weges die lange und langweilige Karawane vorbei zu lassen. Man muß nämlich wissen, daß dies die große Heer- und Handelsstraße ist, welche Smyrna, die Hauptstadt der Provinz, den ersten Handelshafen Kleinasiens, mit Aidin, der zweiten Handelsstadt der Provinz, verbindet! Das ganze fruchtbare Mäander-Thal kann seine Produkte nur auf dieser Straße nach dem Meere schaffen, kann nur auf dieser Straße europäische Produkte erhalten; aber doch! Wenn der Sultan ein Viertel dessen, was ihm jetzt seine Reise nach Aegypten gekostet, hergegeben, so hätte man die schönste Chaussee durch dies Gebirge bauen können. Als er uns bei der, dem Konsularkorps gewährten Audienz erklärte, sein größtes Bestreben sei, den Handel Smyrna's zu heben, hätte ich Se. Majestät gerne auf diese Straße, für welche absolut Nichts geschieht, aufmerksam gemacht.

Bald hörte auch der obgedachte schmale Damm auf, und unsere Pferde — ich bewunderte diese kleinen, schlecht aussehenden, aber muskelstarken, geschickten und ausdauernden Thiere — mußten wie die Katzen über den nackten, stufenförmigen Fels, oder besten Falls in den Betten der entgegenkommenden Gebirgsbäche in die Höhe klettern. Die Berge waren dicht mit Myrthengestrüpp bedeckt. An den Bachrändern wuchsen, wie bei uns die Weiden, Oleanderbüsche oft von doppelter Mannshöhe. Leider blühen sie erst Ende Mai. Vergangene Pfingsten habe ich in der Nähe von Smyrna einen solchen Bachritt durch einen blühenden Oleanderwald gemacht. Das muß man wirklich sehen, beschreiben läßt es sich nicht.

Nachdem wir die Wasserscheide überschritten, ging es eine Zeitlang ziemlich eben auf etwas besseren Pfaden weiter. Hier trafen wir auch wieder Menschen; die ganze bisherige Gegend war wie ausgestorben. Man darf jedoch nicht an wirkliche Ortschaften denken. Es waren zwei Kaffeehäuser, bei denen wir unseren Pferden etwas Ruhe und uns eine Tasse türkischen Kaffees vergönnten. Das eine dieser Kaffeehäuser bildete den Mittelpunkt einer fast kreisförmigen, rings von hohen Gebirgen umschlossenen, vielleicht drei bis vier Quadratmeilen großen Hochebene.

Diese war auch mit Wein, Oliven und Korn bebaut und gewährte einen erfreulichen Anblick. Im Uebrigen ging die Reise heute selbst da, wo Anbau sehr gut möglich gewesen wäre, durch schnöde Myrthen- und Oleanderwüsten, die sehr romantisch, aber durchaus nicht nationalökonomisch sind. Von ebengedachtem Kaffeehause ging es wieder bergab, zum Theil in den nach dem Mäander hinabziehenden, trockenen oder nassen Bergbächen. Am Fuße dieser Berge im wirklichen Mäanderthal angelangt, fanden wir wieder ein Kaffeehaus, von welchem täglich eine Art Omnibus nach Aidin fährt. Wir kamen nämlich jetzt auf die einzige fahrbare Straße der ganzen Reise, aber natürlich war diese Fahrbarkeit wie bei unseren Dorfwegen auf leichtestes Fuhrwerk, bei trocknem Wetter, beschränkt. Auch hat besagter Omnibus auf jeder Fahrt ein Unglück. Hier begegnete uns auch wirklich ein Einspänner, von einem Griechen kutschirt. Drin saß ein posener Jude, der den Konsul seines Allergnädigsten Königs und Herrn natürlich sehr devot grüßte. Auch sahen wir jetzt wieder eine wirkliche Ortschaft, einen rein türkischen Flecken mit weitleuchtender hoher Moschee, ließen ihn aber weit links liegen. Der Himmel hatte schon früh in Smyrna einen leichten Tüllschleier gehabt; allmälig war aus dem Tüll Musselin, aus dem Musselin Sackleinwand geworden, und letztere mußte offenbar im Meere gelegen haben, denn sie begann um fünf Uhr zu tröpfeln. Anfangs achteten wir dessen wenig, nur daß ich meinen Mantel von königlich preußischem Militärtuch umnahm, der auch seine Schuldigkeit that.

Als es jedoch stark dämmerte und immer stärker regnete, wurde uns der Weiterritt auf müden Pferden, unbekanntem, nassem Wege, in Dunkelheit und Regen doch bedenklich, so daß wir bei einem, aus Kaffeehaus, Krämer und ein bis zwei türkischen Lehmhütten bestehenden Weiler Halt machten.

Der Krämer diente zugleich als Han, und wir waren recht froh, nicht fünf Minuten später angekommen zu sein, da uns sonst eine entgegenkommende Reisegesellschaft den einzigen annähernd menschlichen Aufenthalt, auch unseren Pferden den Stall genommen hätte. Vor dem Hause war eine Art von Veranda aus rohen Baumstämmen, mit Schilf gedeckt. Dies letztere war wirklich an einer Stelle, auf welcher vier Menschen dicht bei einander stehen konnten, regendicht. An dieser Stelle verspeisten wir in bester Laune (es war strenges Abkommen, daß weder Regen, noch sonst eine Unannehmlichkeit den Humor verderben dürfe), stehend, aus der Hand, das zweite Huhn, tranken dazu abwechselnd türkischen Kaffee und europäischen Cognac und zogen uns dann, ziemlich müde, in unsern Salon zurück. Dieser verdient eine besondere Beschreibung! Die Hütte selbst war aus Backsteinen ausgeführt, so hoch, daß ich mit meinen fünf Fuß acht Zoll mich bücken mußte, um die Thür zu passiren. Darüber lagen schräg gegeneinander unbehauene nicht sehr gerade Baumstämme, über diese quer Latten, und diese waren allerdings mit den muldenförmigen, landesüblichen Ziegeldachsteinen, jedoch nicht wasserdicht, bedeckt. Fenster? Jokdur!*) Fußboden? Wie ihn Allah gerade an der betreffenden Stelle hatte wachsen lassen, nur etwas festgestampft. Warum auch die Natur durch den raffinirten Luxus von Fliesen oder gar Dielen verderben? Die Stellen im Dach, wo der Regen durchkam, ließen natürlich bei Tage auch genügendes Licht durch. Zuerst kam man in einen Raum von 12 Fuß Länge und 6 Fuß Tiefe. Dies war der Laden des Herrn Bakals, welcher ihm zugleich als Schlafstätte diente. Aus diesem gelangte man in den uns angewiesenen Salon für vornehme Fremde. In welchem Stockwerk wir gewohnt, ist unmöglich zu sagen. Nur bel étage war es nicht. Wir mußten zwei Stufen hinunter gehen, um hineinzukommen, also Keller, hatten aber unmittelbar über uns das schräge Dach, also Boden? Das Ameublement bestand aus einer richtigen königlich preußischen Wachtstuben-Pritsche, an der Wand etwas höher, nach dem Zimmer zu abfallend, genau zwei Drittel des ganzen Raumes einnehmend. Darauf lagen Matten von Binsen. Voilà tout.

*) Yokdur, eine türkische, sehr allgemein angewendete Negation.

Nachdem ich dort noch mit B. eine Partie Schach (beide liegend) gespielt, bereiteten wir unser Nachtlager. Ich breitete meine hirschlederne Decke auf die Pritsche, legte mein Kopfkissen darauf, mich dann selber, nur entstiefelt, sonst aber angekleidet, hin und schlief unter meiner wollenen Decke, einzelne mir auf Glatze und Nase fallende Regentropfen mit souveräner Verachtung behandelnd, wie ein Gott. Die Anderen desgleichen. Die Pritsche hatte gerade Raum für uns Vier; wo Hassan und Nicoli, der Pferdeknecht, geblieben, weiß ich nicht. Wahrscheinlich der Eine im Stall, der Andere bei seinen Kameraden auf der Kavassenwache.

Ostersonntag, den 29. März. Als ich früh noch lange vor Sonnenaufgang erwachte und meine doch etwas schmerzenden Glieder streckte, bemerkte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß ein landeseingeborenes, sehr niedliches junges Mädchen neben mir lag. Leider konnte ich meiner Frau in Deutschland keine Veranlassung zu gerechter Eifersucht geben, denn das Fräulein, welches mein Lager getheilt, gehörte zu der vierbeinigen Familie Mies. Sie wurde also ungalant ermittirt und die übrige Gesellschaft geweckt. Waschen war nicht. Dergleichen raffinirte Genüsse einer krankhaften Civilisation hatten wir hinter den Bergen zurück gelassen. Ein Stück altes Brot von sehr bedenklicher Zusammensetzung und zwei Tassen türkischen Kaffees bildeten, durch einen Cognac verstärkt, unser Frühstück, und wir ritten 6½ Uhr weiter gen Aidin. Die Rechnung, obgleich immer die konsularische Würde des Reisebeschreibers nicht außer Ansatz geblieben, war mäßig. Der Regen hatte aufgehört. Einzelne am Himmel noch umherziehende Wolken wichen vor der Sonne, die mich auch bald nöthigte, meinen Mantel wieder dem seufzenden Packpferde zuzuschicken. Und so ritten wir denn auf verhältnißmäßig sehr gutem Wege durch dichte Kulturen von Oliven, Feigen, Wein, Gerste 2c. nach Aidin, wo wir gegen 10 Uhr im Han anlangten.

Ein Han tritt in den Städten des Orients an die Stelle des europäischen Hôtels, ist aber etwas ganz Anderes. Wenn die Han's sehr kultivirt sind, dann erinnern sie entfernt an die längst ausgestorbenen Gasthöfe, die ich in meiner Studentenzeit in denjenigen kleinen deutschen Gebirgsstädten gesehen habe, welche doch einen nicht unbeträchtlichen Verkehr hatten. Um die Han's hier ein für alle Male abzumachen, will ich, da sie mit unwesentlichen Ausnahmen alle nach derselben Schablone gebaut sind, eine allgemeine Beschreibung dieser Herbergen geben.

Das in der Regel, so weit ich gesehen, zweistöckige Hauptgebäude macht gegen die Straße, wo möglich gegen den Bazar Front. In demselben befindet sich ein Thorweg, der auf der einen Seite eine Kavassenwache, auf der andern ein Kaffeehaus hat. Bisweilen, wenn der Hof sehr groß ist, befindet sich das Kaffeehaus als besonderes Gebäude mitten im Hofe. Dieser wird durch zwei lange, an das Hauptgebäude sich anschließende, auf der schmalen Seite durch ein zweites Quergebäude verbundene Flügel eingeschlossen und ist bisweilen sehr groß. Die eine Langseite nehmen die Ställe ein. Die drei übrigen Seiten bestehen aus einem zwei bis drei Stufen über dem Boden erhöhten, bisweilen zweistöckigen offenen Gang, aus welchem man in die Zimmer gelangt. In den größeren, bereits von der Kultur angefressenen Orten findet man daselbst Divans mit harten, schmutzigen, der Floh- und Wanzenbevölkerung dringend verdächtigen Baumwollmatratzen. In kleineren Orten, und das ist die eigentliche orientalische Regel, nur Matten, und wenn viel geliefert wird, Teppiche. Sonstiges Mobiliar gibt es nicht.

Der Han zu Aidin war neu und entsprach in seiner Einrichtung dem Range der Stadt als ehemaliger Residenz einer unabhängigen turkomanischen Dynastie und Sitz eines Regierungs-Präsidenten, auf Türkisch Kaimakan. Dieser Titel kommt, wie ich entdeckt habe und allen gelehrten Orientalisten, wie Lepsius, Blau, Brugsch 2c. zum Trotz behaupte, von Kaimak, d. h. Rahm, weil diese Herren grundsätzlich von Allem, was das Land dem Sultan und der Sultan dem Lande leistet, erst das Fett abschöpfen.

Wir wurden eine Treppe hoch im Hauptgebäude in ein Zimmer geführt, das Matten, Divans, und sogar Glasscheiben in den Fenstern hatte. Der offene, hallenartige Flur (natürlich Alles Holzbau) bot über die nur einstöckigen Nebengebäude eine lohnende Aussicht auf die reiche, schöne Gegend und auf einige türkische Gebäude, ein altes Festungsthor, wie es die illustrirte Ausgabe von 1001 Nacht oft zeigt, und eine Moschee, Alles reichlich mit Storchfamilien bevölkert.

Hier in Aidin kam nun aber doch wieder der in uns steckende skrophulöse Civilisations-Satan zum Vorschein, und zwar in der Gestalt des dringenden Bedürfnisses, uns zu waschen. Da war guter Rath theuer. Ich bitte, abermals daran zu denken, daß wir nicht in einem Hôtel, ja nicht einmal in einer Fuhrmannskneipe zum grünen Baum oder goldenen Löwen, waren, wo wir sicher einen Waschtisch, wenn auch nur von Kienholz, und ein Waschbecken, wenn auch nur von Fayence, gefunden hätten, sondern in einem Han. Glücklicherweise hatte sich dem Han gegenüber die im Orient sehr wichtige und überall sehr praktische Persönlichkeit eines Barbiers etablirt. Dort ließen wir ein Barbierbecken, das im Orient, wo man nicht den Bart, sondern den Kopf rasirt, dreimal so groß ist als bei uns, entlehnen, und darin wuschen wir uns auf dem Flur, Einer nach dem Andern. Wir hätten auch in den Hof an das Steinbassin des murmelnden Brunnens gehen können, allein dazu waren wir noch zu civilisirt. Acht Tage später haben wir ganz andere Dinge quoad Toilette getrieben. Der gütige Leser spare also sein Mitleid oder seine Verachtung über das erste Nachtquartier und die Wäsche in Aidin, bis er den Namen Tamuk liest!

Nachdem der Dragoman sich zum Menschen gemacht und zu unserem unaussprechlichen Gelächter sogar lackirte Stiefeln und Glanzhandschuh angezogen hatte, schickte ich ihn mit dem ebenfalls im Parade-Anzug auftauchenden Kavassen Hassan, der übrigens viel klüger und brauchbarer war, als der Dragoman, zu der Kaimak-Excellenz von Aidin, um dort meine Karte abzugeben und den offenen Empfehlungsbrief des Gouverneurs von Smyrna (a conto dessen wir sogar freies Quartier beim Kaimakan hätten fordern können, wozu ich jedoch zu stolz war) vorzuzeigen. Wir Anderen verhandelten indessen mit dem Kafehdschi über unser Mittagessen und tranken Kaffee dazu. Es ist unglaublich, wie viel türkischen Kaffee der Mensch auf solcher Reise vertragen kann. Nach einer Weile kam denn auch der Dragoman, der sehr höflich mit Kaffee und Tschibuk 2c. empfangen worden war, in Begleitung eines Offiziers und zweier Kavassen zurück, die der Kaimakan schickte, mich in der Stadt umherzuführen. Aidin enthält auf 600 christliche und 500 jüdische Familien 4500 türkische, ist also vorzugsweise türkisch und hat mir, abgesehen von Stambul, den ersten recht eigentlich orientalischen Anblick gegeben, in seinen engen Straßen, mit Jalousien geschlossenen Häusern und den ächt orientalischen Trachten. Kein Mensch im Innern des Landes, mit Ausnahme der Beamten, bekümmert sich um die Kleiderordnungen des Sultans. Alles — Mohammedaner, weiter im Innern sogar die Christen — trägt hier den weiten türkischen Talar und den eigentlichen Turban, so daß man Christen und Mohammedaner nur durch die Farbe des Turbans unterscheiden kann. Das ganze Leben und Treiben zeigte, daß die besseren Bilder in der schon gedachten illustrirten Ausgabe von 1001 Nacht wirklich aus dem Leben gegriffen sind.

Aidin hieß im Alterthum bekanntlich Tralles, letzteres lag aber verständiger Weise nicht, wie das jetzige Aidin, im Flußthal, wo die Bevölkerung fortwährend

vom Fieber decimirt wird, sondern auf der Höhe. Dorthin führten uns denn auch baldigst die Ortskavassen, denn sie wußten recht gut, daß die „Dyaur frenkler" verrückt genug sind, sich für das alte, längst vergeblich nach Schätzen durchwühlte, höchstens für den Kalkofen brauchbare Marmorgerümpel zu interessiren. Das Erste, was man uns zeigte, war ein sehr schön aus feinem weißen Marmor gearbeiteter Adler mit einer griechischen Inschrift, die ich kopirt und nach Berlin eingeschickt habe. Derselbe diente der Gartenmauer eines verlassenen und verfallenen türkischen Landhauses als Zierrath. Einige andere Skulpturen waren spät römisch. Sonst sind noch eine deutlich zu erkennende Arena, die Spuren eines wirklichen Theaters und allerlei unerkennbares Trümmerwerk zu sehen. Im Boden dürfte noch Manches liegen, was die Museen theuer bezahlen würden. Das interessanteste Gebäude war, nicht wegen seiner Schönheit, sondern wegen seiner Räthselhaftigkeit, eine Art von dreifachem Bogenthor, natürlich mindestens aus spätrömischer Zeit. Ein wirkliches Thor kann es jedoch nicht gewesen sein, denn ein solches muß denn doch nicht nur irgend woher, sondern auch irgend wohin führen. Die Außenseite dieses Gebäudes stößt aber so unmittelbar an einen tiefen, fast senkrechten Abhang, daß für einen Hinausgehenden von keinem „Wohin?" die Rede sein kann. Ich halte es für die Scena eines spätrömischen Theaters, worauf auch außer einigen Symptomen am Gebäude selbst der Umstand schließen läßt, daß Spuren einer kreisförmigen Umgebung auf der innern Seite zu sehen sind. Ein ehemaliger französischer Militärchirurg, welcher seit 11 Jahren in Aidin das Fieber in seinen Bemühungen zur allmäligen Ausrottung der türkischen Bevölkerung nach den Regeln der Kunst unterstützt und, um sich desto länger diesem edlen Werke hingeben zu können, oben im gesunden Tralles und nicht in Aidin selbst wohnt, wollte es für einen genuesischen Bau erklären, ohne zu wissen, was es vorgestellt. Das ist nun eine jener Wunderlichkeiten, welche zeigt, wie bedeutend einst Genua im Orient gewesen. Genuesisch nennen hier die Leute jedes Bauwerk, das sie sonst nicht unterbringen können; auch die rhodiser Citadelle von Smyrna, die nie ein genuesischer Fuß betreten hat. Zwei concentrische, an Druidensteine erinnernde Steinkreise haben die Griechen plötzlich, ohne daß ich die Berechtigung dazu habe entdecken können, für die Kirche irgend eines Heiligen erklärt und lesen dort Messe. Habeant sibi, wenn die Türken Nichts dagegen haben. Bei dem genannten französischen Doktor erhielten wir Kaffee und Mastix; seine Gattin war eine sehr liebenswürdige Wirthin und erheiterte uns nicht wenig durch den Stolz, mit welchem sie wiederholt sagte: „Je suis de Paris!" Arme Pariserin, die in Aidin verkommen muß.

Nachdem ich noch einem Dr. Salviati, österreichischen Konsular-Agenten und belgischen Vice-Konsul, einen kollegialen Besuch abgestattet, hatte ich alle Merkwürdigkeiten von Tralles-Aidin erschöpft, und wir beschlossen, am andern Morgen früh weiter zu reisen. Da kam der unglückliche Dragoman mit der Nachricht, der Kaimakan wolle uns morgen früh eine Extra-Eskorte von Gott weiß wie viel Kavassen mitgeben. Es sei durchaus nöthig. Ein preußischer Regierungs-Präsident würde kassirt, wenn in seinem Bezirk in tiefem Frieden eine Reisegesellschaft von sechs bewaffneten Männern auf offener Heer- und Landstraße einer Gensd'armerie-Eskorte bedürfte. Ich hielt das auch in Kleinasien für unnütz und ließ dem Kaimakan sagen, wir hätten keine Furcht, er solle uns mit seiner Eskorte vom Leibe bleiben. Nachdem nun Freund Kondjau (der Dragoman) noch einige Male hin und her gelaufen, kam denn ein Vergleich dahin zu Stande, daß die Landstraße ganz sicher sei, daß ich mir aber eine Ehren-Eskorte von zwei Mann gefallen lassen müsse. Mittags- und Abendessen fielen zusammen, Pilaw, harte Eier, Schlackwurst aus Braunschweig (ein Geschenk treuer Mutterliebe an Herrn J.) und Kaimak, ohne „a n", d. h. saure Sahne, die mit Zucker, Rum und Brot sehr gut schmeckt. Als es dunkel wurde, zündete ich eines der mitgebrachten Wachslichter auf einem ebenfalls mitgenommenen Bronceleuchter an (man sieht, was der Mensch Alles mitschleppen muß, wenn er in Kleinasien reist), spielte noch zwei Partien Schach, und um acht Uhr schlief die Gesellschaft, allen christlichen und mohammedanischen Flöhen zum Trotz.

Zwei fahrbare Pässe über die chilenische Cordillere und eine interoceanische Eisenbahn durch Südamerika.

Das Hochgebirge, welches der ganzen Westküste Südamerika's entlang zieht, war bis auf den heutigen Tag eine lästige Schranke für den Verkehr. Es erschwert die Verbindung zwischen beiden Seiten des großen Festlandes ungemein, denn die verschiedenen Uebergangspässe, welche seither von Reisenden und für den Waarentransport benutzt wurden, liegen fast alle in einer Höhe von mehr als 12,000 Fuß über dem Meeresspiegel. Für Schiffer ist die Fahrt um das stürmische Kap Horn langwierig, lästig und nicht selten gefährlich. Unter diesen Umständen liegt die Bedeutung eines zu allen Jahreszeiten fahrbaren Passes, liegt die Bedeutung einer Eisenbahn, welche gerade durch Südamerika in dessen ganzer Breite von einem Ocean zum andern geführt werden kann, auf der flachen Hand.

Die Regierung der Republik Chile hat seit etwa 12 Jahren sich eifrig bestrebt, die Communication zu beleben. Von Chile aus kannte man früher 11 Pässe, welche über das Gebirge nach den argentinischen Landen führten, man war aber nicht im Zweifel darüber, daß im südlichen Chile mehr als ein praktikabler Paß vorhanden sein müsse. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Natur selber zwischen dem 38. und 40.° südlicher Breite einen Weg gebahnt hat. Auf der atlantischen Seite schneidet die Bucht von San Matias tief ins Land ein, auf der pacifischen Seite ist dasselbe mit dem Busen von Chiloë der Fall. Nordöstlich von diesem entspringt der Rio Negro, welcher fast auf der ganzen Länge seines Laufes schiffbar erfunden worden ist; er kann von kleinen Barken sogar bis zu zu seinem Quellsee, dem Nahuel huapi, befahren werden; er mündet unterhalb El Carmen und bildet die Grenze zwischen dem südlichen Gebiete der argentinischen Provinz Buenos Ayres und Patagonien.

Ich will hier ganz besonderes Gewicht darauf legen, daß schon im Jahre 1855 die Regierung Chile's eine Expedition veranstaltete, um einen Weg durch die Cordillere von Llanquihué zum Nahuel huapi aufsuchen zu lassen. Der Gefe politico in der deutschen Niederlassung Puerto Montt beauftragte unsern

Landsmann Geise mit dem Unternehmen. Dieser verließ Puerto Montt am 26. Februar, überschritt die Andes, am 3. März, auf einem Passe, der nur 2676 Fuß englisch über dem Meeresspiegel liegt, und befand sich schon am Abend des nächsten Tages am Ufer des schönen und großen Sees. Er fand den Weg bis dorthin ohne alle Schwierigkeiten, denn derselbe führte auf einer sanft abfallenden Fläche durch Weidengebüsch und Wälder nach Patagonien. Geise ermittelte, daß auf dem von ihm gefundenen Passe das Gebirge zu Wagen überschritten werden kann, und daß ein Fußgänger im Stande ist, die Reise von Puerto Montt in Chile nach Patagonien mit Bequemlichkeit binnen drei Tagen zurückzulegen. (Karl Andree, Buenos Ayres und die argentinischen Provinzen, Leipzig 1856, S. 287 ff.)

Die Priorität in Bezug auf die Entdeckung eines fahrbaren Passes in den chilenischen Andes, in der Cordillere von Llanquihué, gebührt demnach unstreitig unserem deutschen Landsmann Geise.

Nun sind in der neuesten Zeit abermals zwei leicht praktikable Pässe als „neuentdeckt" angekündigt worden. Der Gegenstand ist in geographischer Beziehung von solchem Interesse und in Bezug auf den Verkehr von so großer Wichtigkeit, daß wir ausführlicher auf denselben eingehen müssen.

Ein Blick auf die früheren Expeditionen. Die Reise des Don Guillermo Cox im J. 1863.

Sir Woodbine Parish, der längere Zeit englischer Geschäftsträger in Buenos Ayres war, hat ein werthvolles Buch über die argentinischen Lande geschrieben, das im Jahre 1852 in zweiter Auflage erschien. Durch ihn haben wir die folgenden Mittheilungen erhalten; wir entlehnen sie einem Bericht über die Sitzung der londoner geographischen Gesellschaft vom 9. Mai.

Don Guillermo Cox ist in Chile geboren, Sohn eines dort angesiedelten englischen Arztes. Gegen Ende des Jahres 1862 faßte er den Plan, über die Cordillere und den Rio Negro hinab zu reisen, um eine bequeme Verbindungsstraße aufzusuchen. Schon im Jahre 1782 hatte die spanische Regierung die Expedition des vormaligen Oberpiloten Don Basilio Villarino ausgerüstet; dieser sollte von der atlantischen Küste her bis zu den Besitzungen in Südchile vordringen. Sein Unternehmen gelang zu nicht geringem Theil, obwohl unter großen Hindernissen und Beschwerlichkeiten; er kam mit seinen Barken bis an den Fuß der Cordillere zu einem Punkt, wo der Rio Negro aus zwei Flüssen gebildet wird; der eine kommt von Norden, der andere von Süden her. Villarino wollte den letztern, welchen er Encarnacion benannte, näher erforschen, weil er von Indianern vernahm, daß dieser Arm aus dem See Nahuel huapi komme, der weit südlich von Valdivia liege. Deshalb beschloß er, den Nordarm, den Catapuliche, zu befahren, und folgte dem Laufe desselben stroman, bis er etwa in gleicher Breite mit Valdivia sich befand. Die Indianer sagten ihm, daß man über einen, ihnen recht wohl bekannten Gebirgspaß binnen vier Tagen gelangen könne. Villarino durfte nicht weiter gehen, weil er mit den Indianern in Zwist gerieth; er mußte zu seinem großen Bedauern auf eine Uebersteigung der Cordillere verzichten. Seitdem ist der Rio Negro immer nur bis zur Insel Choëlechel (dies ist die richtige Schreibart, nicht Choleechehel, wie Parish schreibt) befahren worden, weiter hinauf nicht. Dieses Eiland liegt etwa auf der Hälfte Wegs zwischen der Mündung und der Cordillere.

Vom Nahuel huapi (d. h. See des Tigers, Jaguars) wußte man vor Villarino nur, daß vor langen Jahren die Jesuiten dort Missionen gehabt hätten, die aber bald nachher zerstört wurden. Die Patres hatten einen bequemen Uebergangspaß aufgefunden und von der Bucht von Reloncavi her einen Weg durch den Wald geöffnet; so konnten sie binnen wenigen Tagen von der Küste nach ihren Missionen gelangen. Die Indianer aber besorgten, daß auf diesem Wege, welcher in der Ueberlieferung als Camino de Bariloche bezeichnet wird, die Spanier ins Land dringen würden, und schlugen die Missionäre todt. Von diesem Weg ist längst keine Spur mehr vorhanden; wenn es aber richtig ist, daß die Jesuiten nur drei Tage Reisezeit gebrauchten, um von ihren Missionen bis an die Küste zu gelangen, dann muß in jener Gebirgsregion ein Paß liegen, der niedriger ist, als die bisher bekannten.

Der Nahuel huapi wurde seitdem von keinem Spanier besucht, bis 1792 ein Priester sich aufmachte, um Spuren der früheren Missionen zu finden. Er kam auch an den See, und die Indianer zeigten ihm die Punkte, an denen die Gebäude gestanden hatten. Während der Herrschaft der Spanier wagte sich dann, aus Furcht vor den Indianern, Niemand mehr bis zum See. Seitdem aber 1852 deutsche Ansiedler sich in Puerto Montt, an der Bay von Reloncavi, niedergelassen hatten, gingen manche von ihnen in die Cordilleren. Die Kolonie zählt jetzt 15,000 Seelen und treibt einen schwunghaften Handel mit Holz. Die Deutschen gingen also in die Wälder. Im Jahre 1855 machte Don Vicente Gomez einen Versuch, den Nahuel huapi zu erreichen und entdeckte einen Paß, welchen er als Boquete de Rosales bezeichnete, und vom Berge Esperanza herab hatte er einen Ausblick auf den See. (Dies ist die Expedition Geise's.) Im Jahre 1856 kam der Arzt der deutschen Kolonie, Doktor Fonk, bis an den See und erstattete über denselben einen eingehenden Bericht. Cox nun studirte Alles, was seine Vorgänger ermittelt hatten, genau und beschloß dann, zu versuchen, ob er vom See aus den Rio Negro werde befahren können.

Im Mai 1862 ging Cox nach Puerto Montt und verkehrte dort mit dem oben erwähnten Gomez. Der Plan wurde dahin festgestellt, daß Cox den Fluß Limay befahren solle, welcher aus dem See kommt und zum Rio Negro fließt; dieser letztere sollte bis zur Mündung beschifft werden. Cox versorgte sich mit Allem, was zu einer solchen Expedition nothwendig erschien; seine Partie bestand aus 16 Männern, von denen neun ihn nur bis an den See begleiten sollten, während die übrigen ihm bis zur Mündung folgen sollten. Er hatte drei aus Gatta pertscha verfertigte Boote, Lifepreservers, Musketen und Schießbedarf, Zimmermannsgeräthschaften, Barometer, Thermometer, Chronometer und andere wissenschaftliche Instrumente; auch musikalische Instrumente fehlten nicht.

So ausgerüstet, traten die Reisenden ihre Wanderung an, ritten bis zum Llanquihué-See und fuhren über denselben in einem Boote, welches zu diesem Zweck auf dem Flusse Manllin (welcher aus dem See abströmt) dorthin gekommen war. Der Llanquihué-See liegt nur etwa 200 Fuß über dem Meer; er ist der niedrigste in einer Kette von Seen, die einer über dem andern liegen und bis an den Fuß des Gebirges hinaufreichen. Er ist etwa 18 Miles lang; sein Ostende liegt zwischen den Vulkanen Osorno und Cabuco in 41° 12′ s. Br. und 72° 49′ w. L. von Greenwich. Cox fuhr in der Richtung von Westen nach Osten über den See und landete am Fuße des Osorno; zwischen diesem Berg und dem Cabuco zieht sich eine lange, sumpfige Ebene hin bis zum See Todos Santos.

Am 14. December verließ Cox die Küsten des Llanquihué-Sees und drang weiter vor, bis er an den Fluß Petrohué kam; dieser strömt aus dem Todos Santos-See in die Bay von Reloncavi; dieser eben genannte See wurde am andern Tage erreicht; des schlechten Wetters halber mußte die Gesellschaft ein paar Tage

liegen bleiben und konnte erst am 19. December die Ueberfahrt wagen. Der Todos Santos liegt 700 Fuß über dem Meer, ist 18 Miles lang, 5 bis 6 breit und auf allen Seiten von Bergen umschlossen; unter diesen hat der mit Schnee bedeckte Puntagudo etwa 5900 Fuß Höhe.

Am 22. September brach Cox auf, um den (von Geise, respective Gomez, entdeckten) Rosales-Paß zu suchen und nahm drei Zimmerleute mit, welche am Nahuel huapi ein Boot verfertigen sollten. Am 23. December folgten die übrigen Begleiter, und am 24. gelangten alle wohlbehalten an den Eingang zum Rosales-Passe, wo sie ein Lager aufschlugen. Der Paß bildet einen Bruch in der Gebirgskette, und es wäre sehr schwierig gewesen, ihn ausfindig zu machen, wenn man nicht im Voraus die Anweisungen dazu gehabt hätte. Cox bestimmte die Höhe zu 2760 Fuß englisch. (Geise hatte, wie oben bemerkt, 2676 Fuß gefunden.)

Am 27. December begann die Uebersteigung des Gebirges. Der Paß war dicht mit Wald bestanden. Man hätte abwärts von ihm zum Rio Frio hinuntergehen können, der in den Nahuel huapi fließt; es blieb aber zweifelhaft, ob der Fluß mit Gatta-pertscha-Booten zu befahren sei, und eine Fußwanderung war, der Oertlichkeit halber, nicht gerathen. Deshalb zog Cox vor, geraden Wegs in nordwestlicher Richtung über das Gebirge an den See vorzudringen. Am Ostabhange der Cordillere sah er nun das Land vor sich liegen, durch welches er ziehen wollte, um bis zum Atlantischen Ocean zu gelangen. Der Spiegel des Nahuel huapi glitzerte im Sonnenlicht, und am 28. December, nach einer Reise von etwa 20 Tagen, stand Cox am Ufer desselben. Die Zimmerleute setzten nun ein Boot zusammen, während Gomez nebst acht Anderen nach Puerto Montt zurückging.

Das Wetter war schlecht und fast unaufhörlich fiel Regen, aber am 3. Januar 1863 war das Boot fertig; man benannte es Adventure. Es hatte 25 Fuß Länge, 7 Fuß Breite, flachen Boden und nur 12 Zoll Tiefgang. Am 4. Januar begann die Fahrt auf dem See; auf der Nordseite landete Cox in einer Bucht und konnte von dort aus sehen, wie die Cordillere in sanften Wellenlinien abfällt und wie sie, bevor sie sich allmälig in die Pampas verliert, eine tiefe Einsattelung bildet. Diese Einsenkung hält Cox für den weiter oben erwähnten Bariloche-Paß, und in seiner Ansicht wurde er von einem Pehuenche bestärkt. Dieser Indianer erzählte, daß seine Landsleute in jedem Jahre an diesen Theil des Sees kämen, um Vieh, das sich verlaufen habe, einzufangen; er selber habe nach und nach 50 Stück gefangen, und alle hätten Brandzeichen gehabt. Cox meint, daß dieses Vieh zu den Heerden der deutschen Ansiedler gehöre, denn die Weidegegend erstreckt sich bis an den Fuß des Gebirges; die Ochsen und Kühe haben dann wohl durch jenen Paß den Weg nach Osten genommen.

Die Aufmerksamkeit der Reisenden wurde durch einen langen Nebelstreif erregt, der offenbar von einem Fluß herrührte, welcher in jener Richtung aus dem See abströmte. Cox vermuthete ganz richtig, daß er den Limay sehe. Er steuerte von Westen nach Osten über den See, eine Strecke von etwa 40 Miles, kam an den Limay und fuhr denselben rasch hinab.

Bis dahin war Alles gut gegangen; der Limay war Anfangs schmal und reißend, wurde dann aber sanfter, doch rannte das Boot mehrmals an seichten Stellen auf, und weiterhin wurden die Anfangs flachen und lehmigen Ufer steil und felsig. Die Fahrt fing an gefährlich zu werden, weil das Bett steinig war und bedenkliche Stromschnellen zeigte. Bald nachher kam das Boot um eine Krümmung, und die Reisenden sahen sich plötzlich in einem Felsen- und Wirbellabyrinth mit heftiger Strömung. Das Boot schlug um; nur mit Mühe und Noth retteten sie das Leben und einen geringen Theil ihrer Sachen.

Am 27. Januar erschienen dann zwei Indianer zu Pferde. Cox ging auf sie zu und entschloß sich, mit ihnen in das Lager ihres Kaziken zu gehen, denn an eine Fortsetzung der Reise war nicht mehr zu denken, seitdem das Boot Schiffbruch gelitten hatte. Die Indianer waren zornig, weil Fremde es gewagt hatten, ohne vorherige Erlaubniß in ihr Land zu kommen; doch ließen sie sich besänftigen, als sie Glasperlen erhielten und Cox vor ihnen auf dem Flageolet spielte, überdieß auch Geschenke versprach.

Der Reisende ging durch den Raneo-Paß nach Valdivia zurück und langte dort an, nachdem er überhaupt 42 Tage unterwegs gewesen war. Er hat die Absicht, noch einmal den Versuch zur Beschiffung des Rio Negro zu machen.

Unsere Leser ersehen aus den vorstehenden Mittheilungen, daß von „Entdeckung eines neuen Passes" über die Cordillere gar nicht die Rede sein kann. Die Sache ist einfach die, daß Cox auf dem von Geise, respektive Gomez, entdeckten Rosales-Passe die Cordillere überschritt, und daß dieser Paß ihm von seinem Begleiter Gomez gezeigt wurde. Aber Cox war der erste weiße Mann, welcher den See Nahuel huapi befuhr und auf dem aus diesem See abfließenden Limay eine Strecke weit hinabschiffte.

Der Teno-Paß in der Cordillere von Colchagua.

Wir haben im Globus mehrfach erwähnt, daß der englische Ingenieur Weelwright den Plan zu einer Eisenbahn über die hohe Cordillere entworfen hat. Irren wir nicht, so war es sein Plan, die Schienen über den Paß Las Damas zu legen, welcher im Thale des Flusses Atuel in die Cordillere de Manantial tritt und am Flusse Tinguiriricá abwärts zieht. Er hat, nach Perez Rosales (Essai sur le Chili, Hambourg 1857; Carte des hauteurs) eine Höhe von 3099 Metres. Schon 1805 erklärte Souillac, daß dieser „Damenpaß" für Wagen fahrbar gemacht werden könne. Zamudio, ein Offizier im Dienste des Vicekönigs von Buenos Ayres, soll ihn wirklich mit einem zweiräderigen Karren befahren haben, aber der amerikanische Lieutenant Gillies, der ihn besuchte, hat ihn nicht so bequem gefunden.

Auf jeden Fall war es wünschenswerth, gerade in den mittleren Provinzen Chile's einen Gebirgsübergang ausfindig zu machen, der niedriger, als 3000 Meter liegt. Das ist nun geschehen, und ein zu Valparaiso erscheinendes Blatt, der Mercurio del Vapor, schreibt Folgendes: —

Ein großes Problem ist gelöst, und die ganze civilisirte Welt wird sich darüber freuen. Die Ausführbarkeit einer Eisenbahn über die Andes zur Verbindung der beiden Weltmeere steht endlich als ausgemachte Thatsache da. Schon vor einem halben Jahre meldete unser Correspondent in Santiago, daß ein neuer Paßweg gefunden sei. Bald nachher erschien Don Bartolo Navarrete, der in der Umgegend der Stadt Curicó wohnt und seit manchem Jahr in der Provinz Colchagua mit bergmännischen Forschungen beschäftigt ist, in Santiago bei Herrn Heinrich Meigs und theilte demselben mit, daß er einen neuen Paß gefunden habe, welcher dem Bau einer Eisenbahn keine Hindernisse in den Weg lege. Meigs beauftragte sofort zwei seiner Ingenieure, welche auf der Bahnlinie zwischen Santiago und Tabon beschäftigt waren, mit Navarrete nach dem von diesem bezeichneten Punkte zu reisen. Sie nahmen eine Anzahl von Arbeitern mit, kamen am Ende Februars 1864 zurück und statteten einen Bericht ab, welcher durchaus günstig lautet.

Die Eisenbahn über die Andes wird 57 Miles lang werden, an der Puerta de Teno beginnen, da wo der Rio Teno in das ebene Land Chile's eintritt, und am Rio Grande, einem der beträchtlichsten Zuflüsse

des Rio Negro, enden. Die Baukosten sind auf acht Millionen Dollars veranschlagt.

Der „neue" Paß ist aber nicht etwa neu oder völlig unbekannt, sondern höchst wahrscheinlich derselbe, welchen Zamudio, der von Buenos Ayres nach Talca kam, im Winter 1803 mit einem Wagen befuhr, und den auch Souillac für fahrbar erklärte (hier ist El Vapor im Irrthum; wir haben schon gesagt, daß es sich dabei um den Damenpaß handelte). Gewiß ist es aber der Paß, welchen 1817 Freire überstieg, und der als Planchón bekannt ist. Der jetzige Paßweg steigt jäh zur Höhe der Cordillere hinan, aber am Fuße der Bergkette, welche man als Planchon bezeichnet, läuft ein ausgedehntes Thal, el Valle de las Cienegas, und vermittelst desselben können jene steilen Abhänge vermieden werden. Dieses Thal führt zu einem Passe, der nicht höher als 6600 Fuß über dem Meere liegt. Und diesen praktikabeln Weg hat Bartolo Navarrete aufgefunden; ihm gebührt die Ehre. —

Wir haben den, Santiago, 7. März 1864 datirten Bericht des Ingenieurs E. C. Dubois vor uns liegen, gehen aber nicht auf alle technischen Einzelnheiten ein.

Dubois sagt: In der Centralreihe der Cordilleren, in gleicher Breite mit Curico (einer der drei kleinen Städte der Provinz Colchagua, etwas nördlich vom 35° s. B.) liegt eine Hochgebirgsgruppe, die man als Planchon bezeichnet. Ueber diese Gebirgsgruppe, in welcher auch ein Vulkan sich erhebt, führt der bekannte Planchon-Paß. Weit unter dem Höhepunkte desselben zieht das Cienegasthal, das man auch als Valle cenagoso oder Valle de los Ciegos bezeichnet, in einem Kreis um den Planchon herum; es ist 13 Miles lang, 1 bis 2 Miles weit, wird von einem kleinen Flusse durchzogen und hat Graswuchs. Etwa eine halbe spanische Meile vom Nordende desselben liegt ein kleiner Morast, aus welchem die Wasser einerseits nach Chile, andererseits nach den argentinischen Pampas abfließen. Auf beiden Seiten des Morastes hat das Gelände ziemlich dieselbe Abdachung, 30 Fuß auf die Mile; aber während die chilenische Seite, wie schon gesagt, nur eine halbe spanische Meile lang ist, hat der argentinische Abhang eine Länge von etwa 12 Miles. Diese Fläche, welche hier den Höhepunkt der Cordillere bildet, liegt 6600 Fuß über dem Thale von Tunco, bildet einen schönen Thalgrund, ist wohlbewässert und hat vortreffliche Weiden. Man findet eine solche Depression an keinem der anderen Quellflüsse des Teno, und im Süden desselben steigen die Gebirgsmassen des Planchon senkrecht empor. Nach Norden hin thürmen sich weniger steil Berge über Bergen auf, welche in der Spitze des Santa Helena auslaufen.

Die Entfernung von der Puerta del Teno bis zur Höhe des Cienegasthales beträgt, wie schon bemerkt, 57 Miles. Für einen Eisenbahnbau findet man auf der ersten, 13 Miles langen Strecke von der Puerta del Teno bis zum Flusse Claro gar keine Schwierigkeiten; die Steigung beträgt nur 30 Fuß per Mile. Die Beschaffenheit der nächsten sechs Miles ist ähnlich, aber die Steigung wächst bis zu 50 Fuß. Auf den alsdann folgenden 10 Miles werden manche Schwierigkeiten zu überwinden sein, doch werden auch die kleinsten Curven immer noch einen Radius von 1000 Fuß haben. Auf dieser ersten Gesammtstrecke von 29 Miles wird man vier nicht eben bedeutende Brücken bauen müssen. Bei der 30. Mile werden Fluß und Thal auf einer sieben Miles langen Strecke sehr uneben, und die dann folgenden fünf Miles haben eine Steigung von 116 Fuß auf die Mile. Diese Strecke bezeichnet man als Los Infernillos; das Thal verengt sich bis zu 100 Fuß; oft steigen die Gebirgswände hart am Flusse empor; hier wird der Radius einiger Curven nur 500 Fuß betragen, auch wird man Durchstiche und Tunnels durch das harte Gestein zu hauen haben.

Bis zum Ausgang aus den Infernillos, wir könnten sagen dem Höllenthal, hat der Weg von der Puerta del Teno an seine Richtung von Westen nach Osten beibehalten, jetzt biegt er plötzlich nach Süden hin in eine sechs Miles lange Schlucht, die Quebrada Vergara.

Vom Fuße dieser Schlucht, die 50 Miles von Curicó entfernt liegt, bis zum Gipfel des Manantial Cenagoso hat man in der Schlucht selber sechs Miles, und im Thale des Gipfels noch eine Mile. In jener sechs Miles langen Schlucht beträgt die Steigung 2600 Fuß oder 430 Fuß auf die Mile, oder 8,2 auf 100 Fuß. Hier wird der Bau auf die größten Schwierigkeiten treffen, die sich jedoch überwinden lassen durch Zickzackbauten. Vermöge derselben wird allerdings der Bahnkörper eine Länge nicht von 6, sondern von 10 Miles bekommen, mit einer gleichmäßigen Steigung von 260 Fuß auf die Mile oder 5 auf 100, und oft mit Curven von 500 Fuß Radius.

Dubois sagt, er könne die Bahnstrecke, welche auf den chilenischen Grund und Boden entfällt, also jene von Curico bis zur Uebergangshöhe binnen vier Jahren bauen und für acht Millionen Dollars sicher und dauerhaft herstellen. Der Schnee werde keine größeren Ungelegenheiten verursachen, als etwa auf den Bahnen im westlichen Neuyork oder in Canada. Oestlich vom Gipfel sind keine besonderen Hindernisse zu überwinden; das Thal hat dort einen Abfall von 30 Fuß auf die Mile und läuft in die 10 Miles lange Valenzuela-Schlucht aus, durch welche das von der Gipfelhöhe abfließende Wasser dem Rio Grande zueilt. Ein Bahnbau bis zum Atlantischen Ocean hätte von dort ab nicht die mindeste Schwierigkeit. Einen großen Tunnel, etwa wie jenen durch den Mont Cenis, braucht man nicht zu bauen; die Bahn wird auf der chilenischen Strecke, 57 Miles, an manchen Punkten unserer deutschen Sömmeringbahn gleichen und bis da, wo sie in die argentinische Ebene tritt, 87 Miles lang sein.

Dubois spricht am Schlusse seines Berichtes die Meinung aus, daß man wahrscheinlich am Maule oder irgend einem andern südchilenischen Fluß eine kürzere und bequemere Linie finden werde, aber ausführbar sei die Teno-Bahn auf der von ihm untersuchten Strecke.

A.

Die südliche Grenze des deutschen Bundes.

Die südlichen und südöstlichen Grenzen der deutschen Bundesländer erscheinen wohl auf den Karten durch einen Farbenstreifen angedeutet, indeß ihre genaue Kenntniß ist nicht so allgemein verbreitet, ja selbst an Ort und Stelle weiß Mancher nicht, was zum deutschen Bunde gehört. Dies gilt besonders vom görzer und istrianer Gebiet. Nach einigen an kompetenter Stelle gemachten Erhebungen erscheinen folgende Angaben als zuverlässig.

Man bezeichnet gewöhnlich das österreichische Küsten-

land, das Ost- und Nordgestade des Adriatischen Meeres als den südlichst gelegenen Theil Deutschlands. Zum Küstenlande gehören nun gegenwärtig nach der neuesten politischen Eintheilung Oesterreichs: der Kreis Görz, die Stadt Triest mit ihrem Territorium und der Kreis Istrien.

Der Kreis Görz umfaßt: 1) die Grafschaft Görz; 2) die Grafschaft Gradisca; 3) das ervenetianische Görz (Monfalcone und Grado); 4) die Herrschaften (Capitanerien) Flitsch-Tolmein und Kirchheim; 5) das Karstgebiet Sessana und Comen; er bildet seit 1849 ein eigenes Kronland, das seinen besondern Landtag hat. Von diesem Kronlande nun gehört Alles, mit Ausnahme des unter 3 begriffenen ervenetianischen Theils, zum deutschen Bunde.

An diese Görz-Furlaner Grenze reiht sich Triest mit seinem Territorium.

Der frühere Kreis Istrien, einst eben so wie Görz und das triester Gebiet ein Theil des „Königreichs Illyrien", bildet seit 1849 ebenfalls ein eigenes Kronland und umfaßt folgende Theile:

1) Altösterreichisch Istrien, bestehend aus dem ganzen politischen Bezirke Mitterburg (Pisino) und aus den zum Bezirke Albona gehörigen, dem frühern Bezirke Belai einverleibt gewesenen Ortsgemeinden Chersano, Sumberg, Costiacco, Cepich und Berdo; dann aus der zum Bezirke Pinguente gehörigen Ortsgemeinde Dolegnavas, endlich aus den zum Bisthume Triest (dominationis laicae) gehörigen Bestandtheilen, und zwar der Hauptgemeinde Dollina des Bezirkes Capod'istria und der Ortsgemeinde Materia des Bezirkes Castelnuovo.

2) Das ervenetianische Istrien, bestehend aus dem politischen Bezirke Capod'istria (mit Ausnahme der Hauptgemeinde Dollina) Pinguente, Buje, Montona, Parenzo, Rovigno, Signano, Pola und Albano (mit Ausnahme der oben angeführten Ortsgemeinden).

3) Oesterreichisch Liburnien, bestehend aus dem politischen Bezirke Volosca.

4) Der politische Bezirk Castelnuove. Die quarnerischen Inseln, früher zum Königreich Dalmatien gehörig.

Mit Ausnahme des ervenetianischen Istriens und der quarnerischen Inseln gehört das übrige Istrien zum deutschen Bunde; es wurde deshalb auch im Jahre 1849 zur Beschickung des frankfurter Parlaments aufgefordert.

Von St. Croce bei Volosca läuft nun die Grenze des deutschen Bundesgebietes in nördlicher Richtung bis zu dem an der nordöstlichen Seite des 5532 Fuß hohen Schneebergs bei der Ortschaft Presid befindlichen Ursprunge der Kulpa, die, Anfangs bis zu dem kroatischen Orte Brod südöstlich fließend, dann bis zu der alten Bergfeste Costel sich nördlich haltend, hierauf bis Möttling einen Bogen beschreibend, die natürliche Grenze gegen Kroatien hin bildet. Unterhalb Möttling betritt sie das kroatische Gebiet.

Die weitere natürliche Grenze gegen Kroatien bis zur Save bildet das Uskokengebirge.

Der wichtigste Theil der südlichen Bundesgrenze ist, wie Jedermann weiß, Triest und die Nordküste der Adria, denn durch dieselbe hat Deutschland nicht nur das Recht der Schifffahrt im Adriatischen Meere, sondern hier es ist ihm auch ermöglicht, sich gegen einen feindlichen Einfall von Süden her wirksam zu vertheidigen. Besser wäre es freilich, wenn auch das vormals venetianische Istrien einen Theil des Bundes bildete. Dasselbe hat eine etwa 30 Meilen lange Küste mit zahlreichen Buchten, natürlichen Häfen und Landungsplätzen. An dieser Küste liegen ansehnliche Städte mit 6 bis 12,000 Einwohnern, wie z. B. Capod'istria, Pirano, Rovigno, und eine Menge kleinerer, aber immer noch bedeutender Ortschaften, wie Muggia gegenüber dem Lloydarsenal bei Servola, Cittanova, Parenzo, Albano und das so wichtige Pola.

Das altösterreichische Istrien hat gar keine, österreichisch Liburnien nur eine drei Meilen lange Küstenstrecke, nämlich von St. Croce bis Berdez, auf welcher sich nur drei bedeutende Buchten befinden, nämlich jene von Prelucco bei Volosca, dann jene bei Icichi und bei Ika. In der letztern sind geeignete Plätze für Schiffswerften. Auf der weitern Strecke bis Berdetz ist das Ufer ein durchaus jäh abstürzendes, ungastliches; Lovrano und Moschienizze haben nur ganz kleine Fischerhafen.

An keiner Grenze Deutschlands herrscht ein solches buntes Sprachengemisch als an der südlichen und südöstlichen. Im görzer Kreise klingen Italienisch und Deutsch, Furlanisch (ein Dialekt des Nachbarlandes Friaul — nach der altrömischen Stadt Forum Julii sogenannt — welcher sehr viele lateinische Reminiscenzen enthält) und Slavisch (Krainisch, Slovenisch) neben und durch einander. Italienisch und Deutsch sprechen die Gebildeten und vornehmen Städter, Furlanisch redet das Landvolk im Görzerischen und in Gradiska, Slovenisch der Bewohner des Karstgebietes. Im triester Territorium wird Italienisch, Slavisch und Deutsch gesprochen; Triest selbst ist eine polyglotte Stadt, in welcher fast alle Sprachen der Welt gehört werden. Vorherrschend in der Umgebung ist das Slavische (Slovenische), in der Stadt das Italienische und Deutsche. Im ervenetianischen Istrien ist Italienisch die Geschäfts- und Umgangssprache, doch spricht der Gebildete auch Deutsch, oder versteht es wenigstens. Im altösterreichischen Istrien und Liburnien ist das „Illyrische" die Volkssprache, Italienisch und Deutsch spricht nur die vornehmere Klasse. Dies hat seine natürlichen Gründe. Im ehemals venetianischen Istrien, auf der Westseite also, sitzen die „Possidenti", die meist venetianischen Ursprungs sind und ihrer Gesinnung nach zu den Italianissimi gehören. In der seit uralten Zeiten zum deutschen Bund gehörigen Osthälfte der Halbinsel sitzt ein Adel, der seinen Ursprung mehr in Kärnthen, Steiermark, kurz in Deutschland hat. Hieß doch die Halbinsel ehedem auch Histerreich, welcher deutsche Name jetzt ganz dem italienischen „Istria" Platz gemacht hat. Die Literatur und Journalistik Istriens ist italienisch.

Ein Gemisch von Slovenisch und Kroatisch herrscht nur bis zur Kulpa hin, wo dasselbe wieder zum Theil von einem eigenthümlichen alten Deutsch, dem Dialekte der Gotscheer, abgelöst wird. Die übrige Grenze bis zur Save ist von Slovenen, Kroaten (hier „weiße Krainer" genannt) und Uskoken bewohnt. Die Sprache des Landvolks ist durchweg die kroatisch-krainische; in den Städten wird viel Deutsch gesprochen, welches auch die Amts- und Geschäftssprache, so wie die Umgangssprache der Vornehmen und Gebildeten ist.

Die klimatischen Verhältnisse dieser Grenzstrecke sind bekannt. Im Görzerischen, längs der Küste der Adria, im triester Gebiete und in Istrien herrscht südliche Temperatur — nur unterbrochen von den Borastürmen — und gedeihen Gewächse, die nur der Vegetation des Südens angehören, wie z. B. der Granatbaum, der Oelbaum, der Feigenbaum, der Weinstock, treffliches Obst. (Das görzerische ist berühmt.) Die Karststrecke ist öde; nach dem Schneeberg und dem gotscheer Boden hin bedecken dichte Wälder die Höhen, erst in Unterkrain, von Weiniz bis zur Save, besteht der Boden wieder aus fruchtbarem Hügelland, wo der Weinstock und treffliches Obst gedeihen. Die Kulpa liefert Leckerbissen an Fischen und Krebsen.

Ueber die Bewohner der kroatisch-krainischen Grenze ein ander Mal.

L. J.

Das COLOSSEUM in ROM

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Das Kolosseum in Rom.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Ein Vortrag, gehalten von Professor Dr. **Kayser** in Paderborn.

I.

Der Name Rom übt eine mächtige Anziehungskraft, einen eigenthümlichen Zauber auf das Gemüth jedes Gebildeten aus. Der Mann sehnt sich, den klassischen Boden zu betreten, welcher Heimath und Wohnsitz der Helden Schriftsteller war, mit denen er sich in den Studien seiner Jugend beschäftigte; den Christen verlangt nach dem mit dem Blute ungezählter Bekenner besenchteten Boden, der Kunstfreund wünscht sich an den erhabenen Gestalten und Formen, welche Meißel, Winkelmaß und Pinsel in alter und neuer Zeit hervorgebracht, zu bilden und zu erfreuen. Es ist also natürlich, daß der Drang nach dem Lande jenseit der Berge so allgemein und so mächtig ist.

Glückliche Umstände brachten mich früher, als ich zu hoffen gewagt, in die Lage, diesem Drange Folge geben zu können. Durch eigene Erfahrung habe ich erprobt, daß der Reiz, welcher über die ewige Weltstadt ausgegossen ist, weniger in der anmuthigen Umgebung, nicht so sehr auch in der Großartigkeit der Anlage, sondern hauptsächlich in den historischen Erinnerungen liegt, welche uns bei jedem Schritte begegnen. Genehmigen Sie daher, daß ich Sie im Geiste nach der alma Roma führe, die lange Zeit mit ihrem weltlichen Scepter der Macht, noch länger mit dem Thyrsusstabe der Wissenschaft und mit ihrem Hirtenstabe der Religion den orbis terrarum beherrschte.

Der specielle Gegenstand, für den ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehme, ist das großartigste Bauwerk nicht blos Roms, sondern vielleicht der ganzen alten Welt gewesen — ein Bauwerk, woran sich für den klassisch Gebildeten, wie für den gläubigen Christen und begeisterten Kunstfreund ein gleich hohes Interesse knüpft — das Kolosseum.

Ich bin mir der Schwierigkeit, welche die anschauliche Behandlung dieses gewaltigen Gegenstandes bietet, vollkommen bewußt; gestatten Sie daher, daß ich neben Ihrer Aufmerksamkeit mir auch Ihre ganze Geduld und schonende Nachsicht erbitte.

Schreitet man über das Kapitol, wo rechts noch der tarpejische Felsen ragt, auf dem jetzt die preußische Gesandtschaft ihren Sitz hat, links der Jupitertempel ehedem sich erhob, an der Rückseite das von Saturn beschützte Aerarium — Schatzhaus — sich befand, die via sacra — die heilige Straße — auf der so mancher siegreiche Feldherr triumphirend einzog, auf der Horaz täglich spazierend einherzuschlendern pflegte — Ibam forte via sacra, sicut meus est mos — (Sat. 9.*); schreitet man, sage ich, die via sacra entlang in östlicher Richtung weiter, so gelangt man an das forum Romanum, den Schauplatz der politischen Parteikämpfe der römischen Republik, den Knotenpunkt der römischen Ruinen. Zur Rechten erhebt sich der dreithorige Severusbogen, zur Linken höhlt sich im Felsen das alte Mamertinum. Durch den Titusbogen mit seinen denkwürdigen Reliefschilderungen der dem jüdischen Tempel geraubten Heiligthümer**) führt der heilige Weg an den Ruinen der konstantinischen Basilika Forensis oder, wie ich glaube, einer altchristlichen Basilika und an den Trümmern des prächtigen Doppeltempels der Venus und Roma vorbei zu den Triumphbogen Konstantins. Von hier lenken wir unsere Schritte nordöstlich zu der meta sudans, das ist der schwitzenden Säule — einem riesigen Springbrunnen, der, nach Cassiodorus, von Domitian erbaut wurde und seinen mächtigen Wasserstrahl viel höher emporschnellte, als die weltberühmten Wasserwerke von St. Peter —, die jetzt aber schon lange keinen kalten Angstschweiß mehr vergießt über die Tyrannei der römischen Cäsaren, welche die Freiheit des freiesten Volkes knechteten.

Nur noch einen Schritt weiter — und das Auge wird von einem staunenerregenden Anblicke überrascht: vor uns öffnen hunderte von Bogen ihre gewaltigen Mündungen, Säulenreihen über Säulenreihen gestellt, tragen kräftig ausladende Gesimse und den Blick des Beschauers zu schwindelnder Höhe — links noch wohl erhalten, rechts in argem Verfalle — wir stehen stumm vor Staunen an den gigantischen Ruinen des Kolosseums.

Seinen Namen trägt das Gebäude nicht, wie man gewöhnlich meint, wegen seiner kolossalen Dimensionen, sondern von dem Colossus Neronis, der mehr als 100 Fuß hohen Riesenstatue Nero's, welche Hadrian aus Erz gießen und vor dem Gebäude aufrichten ließ. Gegen dieses Standbild würden die Bavaria auf der Theresienwiese bei München und der Herkules auf der Wilhelmshöhe bei Kassel wie Kinder erscheinen. Nach dem 105 Fuß hohen Koloß der Sonne, welcher den Hafeneingang zu Rhodus zierte, angefertigt und zubenannt, übertrug er seinen Namen auf das Gebäude, vor dem er sich erhob; man nannte es Kolosseum, das ist: das Gebäude bei dem Koloß. Seit dem achten Jahrhundert, wo diese Benennung zum ersten Male vorkommt, ist sie der übliche Name für das achte Weltwunder, welches an Größe vielleicht nur von dem St. Petersdom überboten wird, in welchem das titanische Genie eines Michel Angelo gleichsam das Pantheon auf das Kolosseum thürmte.

Wenden wir uns nun zur Nordseite, so tritt uns der Bau in seiner großartigen Majestät vor die Augen; denn dort bemerkt man die wenigsten Spuren von dem Einflusse der Zeit und den Unbilden der Menschen, welche mit vereinten Kräften an der Zerstörung dieses Riesenbaues gearbeitet haben. Fast die ganze nordöstliche Hälfte der Umfassungsmauer ist bis zum Kranzgesims hinauf trefflich erhalten; nur aus den gähnenden Bogenöffnungen stiert uns die Verwüstung entgegen, welche die andere Hälfte in ihrem unlöslichen Banne hält. Tritt man dort, gegen die Thermen des Titus hin, etwas zurück und läßt den staunenden Blick an den Pilastern emporgleiten bis in eine Höhe von 193 Fuß — kümmerliches Gestrüpp, das auf der verwitterten Zinne sein elendes Dasein fristet, bildet die äußerste Spitze —, so fühlt man die Wahrheit der Worte, mit denen Ammianus Marcellinus davon sagt:

Ad cujus summitatem aegre visio humana conscendit.*)

Wer die Massenhaftigkeit der römischen Cäsarenbauten

*) „Einstmal schlendert' ich hin auf der heiligen Straße, so pfleg ich's."

**) Darum passirt ihn noch heute kein Bewohner des Ghetto, sondern lenkt seine Schritte, zum Zeichen seiner Entrüstung ausspeiend, um denselben herum.

*) „Des Menschen Blick wagt nur mit Mühe zu seiner Spitze emporzuklimmen."

in der ganzen Großartigkeit ihrer Dimensionen sehen will, der verweile dort mit seinem betrachtenden Blicke vor den Riesenmauern, die sich in mächtigen Armen von ihm abkehren, und er wird sich des Eindruckes einer gigantischen Gewalt, welche in der Hand der römischen Imperatoren lag, die über hunderttausende von Sklavenhänden zu verfügen hatten, nicht erwehren können, aber zum Ruhme des Baumeisters, welcher solche Massen und Dimensionen mit der Kraft seines Geistes beherrschte und ordnete und ineinander fügte, daß sie Jahrtausenden trotzten, mit den Flammenzügen der Erinnerung die Inschrift darauf setzen, welche das Felsenthor zu Salzburg zieren: Te saxa loquuntur — Dich preisen die Steine.

Setzen wir unsern Umgang in östlicher Richtung fort, so kommen wir der Hälfte näher, welche dem Ruine verfallen ist. Die Umfassungsmauer ist ganz verschwunden; von dem dahinter gelegenen Kernbau sieht man nur noch die unteren Geschosse. An den unregelmäßen Zacken des obersten Randes, in den sich der Verfall bald mehr, bald weniger eingefressen, streift der Blick wehmüthig dahin, während der Fuß über Trümmerstücke stranchelt, die von der Höhe herabgefallen sind. Hier stehts mit Riesenfraktur in Stein geschrieben, daß Menschenwerke, auch die größten und festesten, keinen bleibenden Bestand haben.

Sind wir nun zu unserem Ausgangspunkte zurückgekehrt, so haben wir auch ungefähr einen Begriff von dem Umfange des Baues gewonnen — wir mußten fast 1½ tausend Schritt zurücklegen, um unseren Umgang zu vollenden.

Nachdem wir an der Außenseite Umschau gehalten, treten wir durch das westliche Thor in das Innere. Wir werden überrascht, nicht von der Pracht und Herrlichkeit, sondern durch die weitgreifende Zerstörung, welche in dem wüsten Raume herrscht. Man wähnt einen großen Trümmerhaufen zu sehen, der sich um ein Oval gelagert. Erst nach und nach, wie beim Blick in ein Stereoskop, findet man sich zurecht und erkennt die Bogen und Mauern, welche ehedem die Marmorsitze der römischen Großen trugen. Die Nordhälfte ist auch hier besser erhalten, als die südliche, wenn überhaupt bei dieser Verwüstung des Innern noch von Erhaltung die Rede sein kann. Die Umfassungsmauer starrt über die Reste des Kernbaues um ein Drittel empor. Aber in die Technik des Ganzen gewährt dieser ruinöse Zustand einen desto tiefern Einblick.

Doch folgen wir der Einladung eines Cicerone, der an einer wohlverschlossenen Gitterthür behutsam Wache hält und uns gern für einige Paoli Zutritt zu dem Labyrinth der Gänge und Gewölbe und sicheres Geleit zu der Spitze gewährt. Wir dürfen seine Nähe nicht verlassen, ohne das Leben oder doch wenigstens die gesunden Glieder aufs Spiel zu setzen, so baufällig ist an vielen Stellen das Gemäuer. Unter seiner kundigen Führung steigen wir von Stockwerk zu Stockwerk, bis wir endlich, trotz Ammianus Marcellinus, die Zinne der Umfassungsmauer nicht blos mit den Augen, sondern mit unseren Füßen erklommen haben. Welch herrlicher Lohn wartet unser dort oben für all den Schweiß und all die Angst! Welch eine Aussicht eröffnet sich da rings umher — eine Aussicht, zwar nicht heiter und fröhlich, wie auf den Höhen von Camaldoli, dem reizendsten Punkte der Welt, interessanter jedoch, als jede andere, die mir begegnet ist —; es ist eine Aussicht auf ein großes Leichenfeld der alten Geschichte und begrabener Völker, an dessen Umgrenzung aber, wie in dem Gesichte des Propheten Ezechiel, das Leben einer neuen Zeit in mächtigen Trieben pulsirt. Wenden wir uns gegen Norden, so gewahren wir am alten Esquilinus die Ruinen der Titusbäder, aber hinter ihnen ragt die Basilika Maria Maggiore; wenden wir uns nach Osten, so bemerken wir die ausgedehnten Ueberbleibsel der Thermen des Caracalla, aber zugleich auch die Kuppeln der Laterankirche auf dem Coelius, welche da ist omnium ecclesiarum urbis et orbis mater et caput; wenden wir uns nach Süden, so streift unser Blick über den Palatinus, den einst die Kaiserpaläste ganz bedeckten und unter der Last ihrer Pracht fast erdrückten, zum Aventinus, dessen Spitze die alte Basilika San Sabina krönt, wo den Deutschen stets so freundliche Aufnahme erwartet; und wenden wir uns endlich nach Westen, so breitet sich vor uns das ganze forum Romanum mit seinen ragenden Säulen, mit seinen herabgestürzten Kapitälen und Friesen, mit seinen zerbrochenen Schaften aus, dessen Hintergrund der Kapitolinus bildet; die untere Wand dieses letztern zeigt noch die festen Substruktionsmauern des römischen Aerariums, worin die Schätze aufgespeichert lagen, welche das römische Volk eben so schlagfertig machten, als die erschöpften Finanzen heutzutage manchen Staat ohnmächtig machen. Denn die tapferen Römer wußten, daß zur Kraft eines Volkes nicht blos zahlreiche Truppenmassen, sondern auch wohlgefüllte Säckel gehören. Auf dem Kapitolinus aber erhebt sich der prächtige Palast des römischen Senats, überragt von dem Kreuze auf dem ragenden Campanile, erhebt sich die Kirche Ara coeli mit dem reichen Legendenkranze, der ihr ehrwürdiges Haupt umschlingt, und hinter ihm auf dem alten Campus Martius breitet sich das neue Rom mit seinen hunderten von Kuppeln, die, wie Küchlein um die Henne, so um St. Peter sich gruppiren. Und lassen wir den Blick zu unseren Füßen hinabsinken — da erblicken wir ein Meer von Trümmern, die von Bogen und Gängen wie von eben so vielen Wogen getragen werden. Doch steigen wir von der Höhe der ragenden Zinne hinab zu den Tiefen der Geschichte, um die Entstehung, den Zweck und den Kunstwerth dieses Riesenbaues kennen zu lernen.

Einem kriegerischen Volke, das, wie das römische, auf dem Schlachtfelde groß geworden und unter Blutvergießen aufgewachsen war, sagten besser als die Künste der tragischen Melpomene, besser selbst, als die der heitern Thalia, die blutigen Spiele der Bellona zu: das Wagenrennen und die Gladiatorenkämpfe. Sie waren dem Römer ein eben so großes Bedürfniß, wie das tägliche Brod. „Duas tantum optant, panem et Circenses — Nur zweierlei wünschen die Römer, Brot und Circusspiele", sagt kurz und kräftig charakterisirend der berühmteste Geschichtsschreiber Roms. Die Gladiatorenspiele wurden bis zur Kaiserzeit wie die Wagenrennen im Circus oder auch auf dem Forum abgehalten. Im Circus war die spina mit der meta, d. i. die Scheidemauer mit der Spitzsäule, um welche die Wagenführer die Pferde lenken mußten, der freien Entwickelung des Fechtkampfes hinderlich, so wie die unverhältmäßige Länge für die Zuschauer unbequem. Das Forum wurde immer weniger dazu geeignet, je großartiger sich die Prachtbauten entfalteten, womit man es umgab, je zahlreicher sich die Prunkdenkmäler erhoben, mit denen man es verzierte. Für die Fechterspiele war ein Gebäude nothwendig, das eine ganz freie Arena — Kampfplatz — hatte, deren längliche Form zwei streitenden Gruppen Raum bot und rings um dieselbe zahlreiche Sitzplätze für die Zuschauer enthielt, so zwar, daß Keiner im Vergleich mit Anderen vom Kampfplatze zu unverhältnißmäßig weit entfernt war. Dieses Bedürfniß drängte zur Erfindung des Amphitheaters, das darum überall, zu Capua, zu Verona, in Pompeji, in Lucca, in Padua, in Pozzuoli in elliptischer Form auftritt, das einzige von San Germano unterhalb Monte Cassino ausgenommen, welches einen kreisrunden Grundriß zeigt.

Dürfen wir den Mittheilungen Plinius des Aeltern, der Anno 79 bei dem bekannten Ausbruch des Vesuv, den uns sein Neffe, Plinius der Jüngere, so trefflich geschildert, ein tragisches Ende fand, Glauben schenken, so war es Cajus Scribonius Curio, der eifrige Anhänger Cäsars, der zuerst ein solches Rundtheater, freilich nur aus Holz, erbaute. Bei der Leichenfeier seines Vaters ließ er zwei bewegliche Theater errichten, die sich den Rücken zuwendeten. Früh ließ er darin scenische Spiele aufführen;

dann wurden — si fabula vera — beide Theater sammt den Zuschauern umgedreht, so daß die Rundungen derselben, caveae genannt, sich entgegenstanden. So bildete sich nach Beseitigung der scenae das Rund- oder Doppeltheater.*) Der Einfall des Scribonius fand Beifall. Nicht lange nachher ließ Cäsar ein festes Rundtheater, doch auch nur aus Holz, errichten und legte demselben, als Sprachkünstler gleich berühmt, wie als Feldherr, nach Dio Cassius (XLIII, 22.) den Namen Amphitheater bei. Das erste Amphitheater aus Stein erbaute Statilius Taurus im Marsfelde. Dasselbe ging wahrscheinlich bei dem berüchtigten Brande, welchen die diabolische Schaulust eines Nero geschürt hatte, nach kurzem Bestande gänzlich zu Grunde, ohne je wieder hergestellt zu werden. Nero suchte zwar, um das Volk zu befriedigen, rasch ein anderes Amphitheater auf dem Marsfelde herzurichten, aber es bestand aus leichtem Holzwerk und war darum nur von vorübergehender Dauer.

Nach kurzen Bürgerkriegen wurde endlich Titus Flavius Vespasianus, der eben in Syrien mit der Bekämpfung der aufrührerischen Juden beschäftigt war, 69 n. Chr. aus dem Lagerzelt vor Jerusalem auf den römischen Thron berufen. Um das Volk zu gewinnen, versuchte er ein Gebäude für die Abhaltung der bei Hoch und Niedrig so beliebten Fechterspiele aufzuführen, das im großartigsten Maßstabe concipirt war und mit dem ungeheuerlichsten Kostenaufwande hergestellt werden sollte — das Amphitheatrum, nach ihm Flavium zubenannt, dessen Ruinen wir vorhin zu beschreiben versucht. Zur Baustelle wählte er die flache Thalsohle zwischen dem Coelius und Esquilinus, welche den Mittelpunkt der Stadt bildete. Schon Augustus soll diesen Platz dafür ausgesucht haben; denn Sueton bemerkt in der Vita Vespasiani: „fecit et nova opera — Amphitheatrum urbe media, ut destinasse compererat Augustum.“**) Dort, wo sich der Teich des Nero ausbreitete, sollte sich der ehrwürdige Bau erheben.

„Hic ubi conspicui venerabilis Amphitheatri
Erigitur moles, stagna Neronis erant.“

sagt Martialis de Spectaculis, 2, 5.***)

Tief wurden die Fundamente ausgegraben, gewaltige Travertinquader hineingesenkt und so entstand eine Basis, die ringsum acht Fuß breit vorliegt. Der Grundriß wurde in zwei concentrischen Ellipsen abgemessen, die äußere mit einem Umfange von 1641 röm. oder 2013 rhein. Fuß; die längere Axe zu 581, die kürzere zu 481 röm. d. s. 713 und 586 rhein. Fuß. Der innern Ellipse, welche die Arena umschließt, wurde eine Peripherie von 748, eine lange Axe von 281, eine kurze von 181 röm. d. s. 916, 350 und 223 rhein. Fuß gegeben. Der Raum für die Zuschauer gewann dadurch eine Tiefe von 150 röm. oder 182 rhein. Fuß.

Das Erdgeschoß bestand aus vier gewölbten Corridoren, die, auf Pfeilern ruhend, sich in immer weiteren Ellipsen um die Arena hinziehen. Die auf der Travertinbasis sich erhebende Umfangsmauer wurde von 80 rundbogigen Thoren durchbrochen; zwischen je zwei stellte der Meister eine mächtige dorische Halbsäule; über die ganze Säulenreihe legte er zur äußerlichen Markirung des untern Stockwerks ein kräftiges dorisches Gesims. Die 80 rundbogigen Arkaden gestaltete er zu eben so vielen Eingängen. Sie sind doppelter Art, sie führen entweder auf die Arena oder zu den Sitzen. Der ersteren sind 4, der letzteren 76. Zwei von den Eingangspforten zu der Arena — die beiden größten am ganzen Bau — liegen in den Endpunkten der Längenaxe. Sie haben eine größere Lichtweite und waren mit besonderm Reichthum ornamentirt. Die dem Forum zugekehrte ist jedoch ein wenig enger als die entgegengesetzte. Durch erstere hielten die Festzüge und Gladiatorenreihen ihren Einzug; durch die andere dagegen wurden Maschinen, Kähne, Laubbäume ꝛc. hineingebracht, daher die größere Spannweite der letzteren. Von den beiden anderen Zugängen zu der Arena hieß der eine porta Sandapilaria oder Libitinalis — Pforte der Todten, so benannt von Sandápila oder Libitina, welches Todtenbahre bedeutet. Denn durch dieses Thor schleifte man die Leichen der erschlagenen Gladiatoren und die Cadaver der getödteten Bestien in das spoliarium, d. i. ein unmauertes Gehöft, welches an der Ostseite des Kolosseums, den fornices, dem großen Bordelle Roms gegenüber, eingerichtet war. Das andere führt den Namen Sanavivaria, Thor der Lebendigen, weil durch dasselbe die Glücklichen, welche im Kampfe gar nicht oder nur leicht verwundet waren, die Arena verließen, nachdem das Volk sie begnadigt hatte.

Die übrigen Eingänge waren für die Zuschauer und führten zu den Treppen, welche im zweiten und dritten Corridor des untern Stockes lagen, oder direkt zu den unteren Sitzreihen. Diese kleineren Eingänge waren über dem Schlußsteine des äußern Arkadenbogens mit Nummern bezeichnet, welche, um Verwirrung und Gedränge zu vermeiden, den einzelnen Klassen der Bürger anzeigten, durch welchen Zugang sie einzutreten hatten. An der Nordostseite sind diese Nummern noch jetzt zu sehen. Da sieht man z. B. über den Bogen, welche dem Endpunkte der kleinern Axe zunächst liegen, die Nrn. XXXVII und XXXVIII; der Bogen zwischen beiden ist unbeziffert. Ich führe diesen Umstand an, weil dadurch der italienische Forscher Marangoni auf die Vermuthung kam, auch an dieser Seite sei, wie an der entgegengesetzten, ein Cäsarenthor gewesen; denn ein zufälliges Ueberspringen läßt sich nicht denken. Aus dem Palaste des Titus, welcher diesem Eingange gegenüber lag, konnte der Imperator mit seinem Gefolge durch diesen ihm reservirten Eingang in einen dreischiffigen Saal und aus diesem zu seiner erhöhten Loggia, suggestum, oder pulvinar, gelangen. Pius VII. hat es nach dem ursprünglichen Plane wieder herstellen lassen. Aus der an der Südseite in dem entgegengesetzten Endpunkte der kleinen Axe befindlichen ähnlichen Kaiserloge führte, wie die neueren Nachgrabungen dargethan haben, ein unterirdischer Gang zu den Kaiserpalästen auf dem Palatinus, und durch denselben konnte der Imperator ungesehen aus seinen Gemächern in das Amphitheater gelangen. In der blutgetränkten Geschichte der Cäsaren ist derselbe berühmt geworden durch den Mordanfall, welchen bei der Verschwörung des Claudius Pompejanus ein gewisser Quintianus in dem Dunkel dieses Raumes auf den Kaiser Commodus machte.

Wir verlassen die Gänge des untern Geschosses mit der Bemerkung, daß dem Vespasian nicht vergönnt war, mehr als diesen Theil des Gebäudes zu vollenden und einzuweihen. Das zweite Stockwerk fügte sein Sohn und Nachfolger Titus hinzu und feierte das Einweihungsfest schon im Jahre 80. Wir steigen zu dem zweiten Stockwerk mittels der breiten Treppen empor, auf die wir bei unserer Umschau im zweiten Corridor des untern Stockes aufmerksam gemacht haben. Es wurde in drei gewölbten Corridoren angelegt, welche den drei äußeren des Erdgeschosses entsprachen. Die Umfassungsmauer ist von Arkaden durchbrochen, welche mit den darunter befindlichen Eingängen korrespondiren; die Scheidepilaster gehören aber der jonischen Ordnung an. Das dritte und vierte Stockwerk, wohin ähnliche Treppenanlagen, wie im Erdgeschoß, leiteten, führte Domitian, der Nachfolger des Titus und Vespasians zweiter Sohn, aus, das Riesenwerk seines Vaters endlich vollendend. Ersteres wurde aus zwei gewölbten Corridoren konstruirt, während dieses eine um den ganzen Umfang hinlaufende überdeckte Esplanade bildete, die nach der Arena durch eine Säulenreihe geöffnet war. Hier dehnte sich der ungeheure Raum für Stehplätze. Ueber dieser Gallerie

*) Plin. XXXVII, 15, 117.

**) „Er führte auch neue Bauten auf; unter diesen das Amphitheater, in der Mitte der Stadt, und zwar an der Stelle, welche schon Augustus dazu ausersehen hatte.“ (Kap. 9.)

***) „Dort, wo fernhin sichtbar der Riese des Amphitheaters würdig empor sich erhebt, war Neronischer Sumpf.“

lag noch eine Terrasse, wo den gleich zu erwähnenden Matrosen ihr Standort angewiesen war. Die Außenmauer der dritten Etage wurde wie die zweite gegliedert, mit dem einzigen Unterschiede, daß die korinthische Ordnung Maß und Verhältniß diktirte. Die Mauerfläche des vierten Stockes wurde dagegen von römischen oder sogenannten Composita-Säulen belebt, welche dem weitausladenden Kranzgesims zur sichtbaren Stütze gegeben wurden. Ein um das andere Feld durchbrach der Baumeister mittelst großer, oblonger Fensteröffnungen. Das Kranzgesims durchbohrte er mit zahlreichen senkrechten Löchern, und unter demselben ließ er eine gleiche Anzahl Konsolen aus der Mauer vortragen. Jene gewährten den mit vergoldeter Bronce überzogenen Masten Durchlaß, diese eine feste Stütze. An diesen Masten befestigten Matrosen der römischen Flotte mit purpurfarbigen Tauen schillernde Teppiche, die über den weiten Raum des Amphitheaters ausgespannt wurden, um die Sonnenstrahlen von den Zuschauern abzuhalten und den Fechtern die Wohlthat zu bereiten, im Schatten sterben zu dürfen.

Die bis jetzt beschriebenen Einrichtungen haben uns nur mit dem Unterbau für und den Zugängen bis an die Sitze bekannt gemacht. Die Sitze selbst erhoben sich ringsum stufenförmig über und hinter einander — wie wir noch jetzt sagen, amphitheatralisch, so daß jede weitere Zuschauerreihe über die Köpfe der vor ihr Sitzenden leicht hinwegsah. Der Baumeister stellte sie dadurch her, daß er auf Mauern, die von der Arena nach der Umfassungsmauer über den immer höher ragenden Corridoren schräg aufstiegen, Steinkreise in immer weiteren und weiteren Spannungen aus viereckigen Marmorblöcken mit zwei Fuß Steigung hinzog. Zu denselben führten aus den verschiedenen Corridoren Mündungen, welche der Römer, weil sie die Zuschauermassen in den innern Raum ausspieen, passend vomitoria nannte.

Die erste Sitzreihe — das Podium — erhob sich nur acht Fuß über die Arena und war durch ein starkes Eisengittter mit umgebogenen Spitzen geschützt. Zwischen den Spitzen waren bewegliche Rollen von Holz angebracht, damit die wüthende Bestie, wenn es ihr gelang, ihre Tatzen im wilden Sprunge bis zu dieser Höhe zu tragen, von den sich drehenden Rollen gleich wieder zurückgleite. Sicher gegen jede Gefahr sollten die Römer dem grausigen Schauspiele zusehen können. Auf dem Podium befand sich im Süd und Nord die Kaiserloge, daran reihten sich die Plätze der Prätoren, der sanften Vestalinnen und all der distinguirten Persönlichkeiten, welche sich des Privilegiums der Sella curulis erfreuten.

Das Podium als erster Platz war von dem dahinterliegenden zweiten und dieser von dem dritten, letzterer endlich von dem vierten Platze durch Ballustraden geschieden. Die einzelnen Rangklassen selbst waren außerdem durch Treppen, die wie Radien von der Arena zu der Gallerie schossen, in viele Abtheilungen gesondert; natürlich erweiterten sich dieselben, je höher sie lagen, hatten also mit der Keilform nicht geringe Aehnlichkeit, daher ihr Name cunei. Die Sitzplätze der vierten Rangklasse waren unter Domitian aus Holz konstruirt, während die der übrigen Klassen aus kostbarem Marmor bestanden. Der Stein wurde mit weichen Kissen und Polstern belegt, damit die Zuschauer ohne Nachtheil für die eigene Gesundheit ansehen konnten, wie die unglücklichen Opfer sich zu tausenden niedermetzelten. Damit es bei der Augenweide nicht auch an Genüssen für die niederen Sinne fehle, ragten zwischen den Sitzen Metallröhrchen hervor, aus denen Parfümerien, gewöhnlich eine Mischung von Safran und wohlriechendem Balsam — das Eau de Cologne der alten Welt — hervorquollen und wie feiner Thau herabrieselten. Auf der nächsten Klasse hinter dem Podium befanden sich die reservirten Sitze für die Senatoren, Ritter, fremden Gesandten, vornehmsten Magistratspersonen und ihre Familien. In die übrigen Sitzreihen drängten sich nach einer festgesetzten Ordnung die Schaaren der römischen Bürger.

Das flavische Amphitheater oder Kolosseum hielt auf seinen weiten Steinellipsen für 87,000 Menschen bequeme Sitzplätze bereit; 20,000 Mann konnte es ohne Gedränge auf den Stehplätzen unterbringen — im Ganzen also vermochte es 107,000 Mann in sich zu fassen, das Dienstpersonal — manuales genannt — und die Gladiatoren nicht eingerechnet.

Die Geest in Ostfriesland.

Von **Hermann Meier** in Emden.

Die verschiedenen Arten des Sandbodens. — Meerten. — Die Meeden, natürliche Wiesen. — Urre. — Die hoogen Loogen. — Dörfer auf der Geest. — Die Häuser und deren Einrichtung. — Der Acker und dessen Bearbeitung. — Trachten. — Heirathen. — Kindelbier und Tröstelbier. — Wettspinnen. — Gastfreundlichkeit.

Was willst du draußen? sagte einst ein Vater im Marschlande zu seinem reiselustigen Sohne. Bleib daheim, denn außerhalb der Marsch ist die ganze Welt Geest. Und der Sohn gab seine Reisepläne auf.

Bezeichnet die Warnung des alten Marschbauern einestheils die Anhänglichkeit an die eigene Scholle, die er für den reizendsten Fleck der ganzen weiten Erde hielt, so doch auch andererseits eine Mißachtung der Geest, die weit hinter der Marsch zurückstehen soll. Hinsichtlich der Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Bodens hatte er vollkommen Recht; liefert die Marsch schon bei geringerer Anstrengung die reichsten Ernten des edelsten Getreides, die Geest verlangt die ganze Arbeitskraft des Mannes und der Seinen, verlangt reiche Düngung, um dann doch nur weniger reiche Ernten hervorzubringen.

Ostfriesland hat etwa 16 Quadratmeilen Geest- (von jüst = unfruchtbar) oder Sandboden, der sich zwischen Marsch und Moor hindurchzieht. Dies ist der höchste und älteste Theil unseres Landes, der schon seit Jahrtausenden sich von der Herrschaft des Meeres frei gemacht hat. Er durchschneidet die in ihm befindlichen ausgedehnten Moräste nach allen Richtungen hin und erstreckt sich mehr oder weniger weit und mehr oder weniger verzweigt nach der Küste hin, fünf Minuten bis eine Stunde breite Landengen oder inselartige Ausläufer in die Marsch sendend. Vom Flugsand der Inseln und den Sandplatten des Meeres ausgehend, bildet der Sand, mit mehr oder weniger anderen Stoffen vermischt, das Watt, unterteuft dann den Marschboden, tritt hinter diesem wieder hervor, an den höchsten und am trockensten gelegenen Stellen in unfruchtbaren, wirklichen Dünensand ausartend, in seinen Niederungen aber fruchtbaren Sandboden

und die Hochmoore aufnehmend und geht dann von Papenburg ab in eine eigentliche Haidestrecke über.

Etwa drei Viertel dieses Bodens sind angebaut, das Uebrige ist noch wüst und mit Haide bewachsen und dient nur kleinen Haidschnucken und wenigen mageren Geestkühen zur Weide.

Der Sandboden ist nach seinen verschiedenen Beimischungen von verschiedener Art und Güte. Wir finden alle Abstufungen. Der feine, reichlich mit Humus vermischte Sand ist zum Roggen- und Buchweizenbau außerordentlich gut geeignet; der unfruchtbarste, aus scharfem Sande bestehende, bringt nicht einmal Haide hervor. Erstgenannter Boden ist entweder lehmig (einzeln an der Grenze der Marsch auch thonig) und eignet sich dann zum Bau von Roggen, Hafer, Gerste und in der Nähe der Marsch von Rapssamen, oder schwarzsandig, welche Farbe er von der Beimischung wilder Dammerde oder sauer Torferde erhält. Dieser schwarzsandige Boden, den man auf fast allen unseren Fehnen findet, wo der Torf bis auf den Sand abgegraben und der Sandboden dann unter Beimischung gebrannter Torferde in Kultur genommen wurde (s. unsern vor. Artikel Globus VI, S. 141, 179), ist bei Weitem nicht so fruchtbar, als der eben genannte. Doch läßt sich jene Ertragsfähigkeit durch reichliche Düngung und Beimischung von Seeschlamm (Schliek) bedeutend erhöhen. Man hat mit dem Schliek Versuche gemacht, die ein über alle Erwartung glänzendes Resultat gehabt haben.*)

Nicht unerwähnt dürfen wir jene Niederungen des Sandterrains lassen, die freilich über dem Spiegel des Meeres liegen, aber doch im Winter theilweise oder ganz vom Binnenwasser überfluthet werden und mit verschiedenen Erscheinungen zu Tage treten. War die Menge des sich ansammelnden Wassers sehr bedeutend, die Lage relativ sehr niedrig und der Abfluß sehr oder ganz gehemmt, so bildeten sich Seen, hier Meere oder Meerten genannt, zwar nicht von besonderer Größe, doch in großer Zahl. Der größte derselben, „das große Meer", ist etwa eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit. Viele dieser Seen, die man auch, aber weniger, auf der Marsch findet, sind seit Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgetrocknet und in ergiebige Weiden und Wiesen verwandelt worden.

Wo die Niederungen nur im Winter vom Binnenwasser überschwemmt werden, dagegen aber der Meeresküste zu einen so bedeutenden Abfluß haben, daß beim Eintritt der trocknen Jahreszeit das auf ihnen angesammelte Wasser abfließen kann, da haben wir die natürlichen Wiesen oder Meeden. Sie haben unter ihrem dichten Grasteppich einen aus den modernden Theilen der Gräser und Riedgräser und einiger anderen phanerogamischen Sumpfpflanzen und Sumpfmoose gebildeten, torfähnlichen Morast, den sogenannten Darg, der reichlich mit Sand vermischt ist.

Der Untergrund des Sandbodens zeigt unter der wenige Zoll tiefen Ackerkrume rothen, unfruchtbaren Sand, dem der weiße Seesand folgt. Der rothe Sand wird häufig durch Lehm ersetzt, noch häufiger durch Urre, einen feinen, rostfarbigen, äußerst festen Sand, der sehr unfruchtbar und namentlich dem Baumwuchs hinderlich ist, da die Bäume absterben, sobald ihre Pfahlwurzel die für sie undurchdringliche Urre berührt. —

*) Pläne, den Schliek, den der emdener Hafen in größter Menge erzeugt, zu trocknen, zu pulverisiren und ihn dann zum Handelsartikel zu machen, sind bis jetzt nur Pläne geblieben, doch scheint es im Ganzen, als ob die Aufmerksamkeit nicht vergebens auf den Schliek als Düngungsmittel hingerichtet wäre. Auch unsere Stadt Norden würde einige 100,000 Schiffsladungen Schliek liefern können. —

Seit einiger Zeit hat sich in Emden eine Gesellschaft gebildet, die den Versuch machen will, aus dem Schliek Backsteine zu brennen. Die gelieferten Resultate scheinen günstige Erfolge erwarten zu lassen. H. M.

Ist der unter der Ackerkrume vorhandene Lehm weiß oder gelb, feinsandig und milde, so ist er fruchtbar, zeigt er sich aber blau und gräulich, mit grobem Sande, Kieseln oder Quarz ꝛc. vermischt, so läßt seine Kultur wenig Resultate erwarten.

Die Oberfläche der Geest hat durch die auf ihr befindlichen Hügel, die unaufhörlich mit Niederungen abwechseln, ein wellenförmiges Ansehen.

Etwas niedriger als das Hochmoor senkt sich der Boden, sich davon entfernend, allmälig, steigt wieder, hier wenig, dort stark, ein oder mehrmals bis zur Marsch; er ragt einige Fuß über diese hervor und bildet gewöhnlich einen etwas steil ablaufenden Rand. Jene Hügel sind meistens nur einige Fuß hoch, doch ziemlichen Umfangs, sie bestehen aus unfruchtbarem, im Urzustande nur Haide tragendem Sande, der hier in wirklichen Dünensand übergeht, dort an der Grenze der Marsch mit fruchtbarer Erde untermischt ist, wie das fast immer der Fall in den Niederungen zwischen den Hügeln. Hier finden wir die alten Dörfer (die hoogen Loogen [Loog = Dorf]), die Stadt Aurich, die Städte Leer, Norden und Esens ganz oder zum größten Theil.

Vom botanischen Gesichtspunkte betrachtet, läßt sich die Geest wiederum in drei Unterabtheilungen eintheilen: das ist die kultivirte, die bewaldete und die wilde Geest oder die Haide im engern Sinne des Worts. Die kultivirte Geest bietet dem Botaniker fast keine einzige bemerkenswerthe, hervorragende Erscheinung und ist eine der uninteressantesten Floren. Eben so arm ist der Waldboden, schon wegen der äußerst geringen Ausdehnung unserer Forsten, aber trotz ihrer Armuth bieten sie doch mehrere interessante, charakteristische Einzelnheiten dar, z. B. die schöne Corydalis claviculata, die niedliche Cornus Succica, die seltene Ajuga pyramidalis und Primula acaulis, vor Allem aber die herrliche Agraphis nutans, die äußerst selten in der deutschen Flora vorkommt.

Die Vegetation der wilden Haide wird an Einförmigkeit und Oede nur noch vom Hochmoor übertroffen. Die gemeine Haide (Calunna vulgaris) tritt so massenhaft auf, daß man in ihrem Revier nur einzelne, kleine, durch ihre Vegetation abweichende Oasen findet, welche ihr graubraunes Kleid nicht tragen. Den „Meeden" zu finden sich nur wenige Wiesen innerhalb der Haide. Wo sie vorhanden sind, liegen sie meistens in feuchten Niederungen und bestehen gewöhnlich aus wenigen, gemeinen Gräsern. In der Nähe der menschlichen Wohnplätze zeigen sich mehr oder weniger Abweichungen, die indessen nur durch die Kultur bedingt sind; denn überläßt man den Boden wieder mehrere Jahre sich selbst, so wird derselbe von der Haide und ihren Vasallen erobert. Zu den vorzüglichsten dieser letzteren gehören: Gentiana Pneumonanthe, Linaria, Pedicularis, Pinguicula und besonders die in schönstem Farbenschmuck und in sehr abweichender Form prangende Orchis maculata; nicht zu vergessen die wohlriechende Platanthere.

In den „Meeden" führen die Gräser eine absolute Herrschaft, alle zwischen ihnen wachsenden Vegetabilien sind nur geduldete Gäste, denen es nur selten gelingt, sich eine unabhängige Stellung zu erringen. Die „Meeden" gleichen in ihrer äußern Erscheinung dem Spiegel des ruhigen Meeres; statt der öden, graubraunen Farbe der Haide haben wir hier das schöne Grün als Grundfarbe. Die Haide ist öde und wild, auch der Charakter der „Meeden" streift an das Wildromantische; aber das Wilde desselben wird doch meistens durch das Aufheiternde, Freundliche der Pflanzen selbst wesentlich gemildert. Die Haide nimmt freilich einen viel größern Raum ein, als die „Meeden", trotzdem bietet aber auch letztere Flächen dar, die nach mehr als einer Himmelsgegend hin unbegrenzt zu sein scheinen. Sie erinnern in dieser Beziehung, wenn auch in sehr geringem Maßstabe, an die Prairien Amerika's.

Die Dörfer der Geest sind durchgängig größer,

als die der Marsch. Im Innern des Landes liegen sie mehr in runder, an der Grenze der Marsch mehr in länglicher Form. Einen Vergleich gegen die Marschdörfer können sie wohl aushalten. Während diese in den meisten Fällen großen Steinklumpen gleichen, indem das Auge nur mit Mühe einen Baum oder Strauch ausfindig zu machen im Stande ist, findet man in jenen Häuser und Gärten von Eschen und Eichen umgeben. Während dort die Gärten fast nur Kohlacker an Kohlacker zeigen, findet man hier eine reiche Abwechslung. Die Häuser stehen in den Dörfern am Rande der Geest in einiger Entfernung von einander und ziehen sich oft in weiter Ausdehnung längs des Hauptweges hin; ein Dorf schließt sich nicht selten so dicht an das andere, daß man in vielen Fällen nicht weiß, in welchem Dorfe man sich befindet und die am Wege stehenden Anzeigetafeln um Auskunft befragen muß. Während auf der Marsch fast jedes Dorf seine eigene Kirche hat, sind auf der Geest durchgängig mehrere Ortschaften zu einer Gemeinde vereinigt. — Hinter jedem Hause findet man dessen Sandäcker, die in unabsehbarer Ferne bis zum Hochmoor hinlaufen. Vor sich hat man die niedrige, grüne, von unzähligen kleinen Gräben durchschnittene Marsch, wo rüstige Mäher das hochaufgeschossene Gras schneiden, wo fröhliche Arbeiter und Arbeiterinnen die Luft von Gesang und Scherz ertönen lassen, in den nebenan das Vieh in vollem Chor einstimmt.

Zur Winterszeit aber hat sich die Scene vollständig geändert. Die ganze Gegend scheint zum See umgeschaffen zu sein, die entfernte, höhere Marsch erscheint wie eine Insel, auf der die rothen oder in Schnee gehüllten Dächer sich nur mühsam erkennen lassen.

Auch auf der eigentlichen Geest, wo die Dörfer eine mehr geschlossene Form haben, gleichen im Winter Wege und Umgebung derselben einem Sumpfe, der von Menschen und Vieh nur mit Mühe zu passiren ist. Nicht selten liegt die Hinterseite des Hauses dem Wege zugekehrt, und der hier befindliche Düngerhaufen sendet das, was von ihm abläuft, so reichlich über die nächste Umgebung, daß Seiltänzerkünste dazu gehören, trocknen Fußes durch diesen Schmutz zu gelangen.

Die Häuser der Geest sind nicht so massiv und großartig, wie jene der Marsch, sie sind niedriger und in der Regel mit Stroh gedeckt. Während dort ein Bauernhof „Plaathe" genannt wird, heißt solcher hier „Heerd"; es gibt ganze, halbe und viertel Heerde. Die innere Einrichtung der Bauernhäuser gleicht der auf der Marsch fast ganz. Das Gebäude zerfällt in Vörham und Achterham (Vorder- und Hintertheil); auf letzterem steht die Windfahne, fast immer ein Pferd. Im Vordertheil befinden sich Küche und „Aufkammer", unter dieser die Milchkammer. Der Thür der Küche gegenüber ist der Kamin, auf dem Rande desselben stehen die nur bei Begräbnissen dienenden Zinnkrüge mit je zwei Henkeln, so wie zinnerne oder altmodische, porzellanene, blaue Teller. Massive eichene Schränke mit oft kunstvollem Schnitzwerk, so wie „Buddeleien" (Glasschränke) mit zur Schau aufgestellten Glassachen nehmen mit den Bettstellen die anderen Seiten der Küche ein.

Der Viehreichthum ist nicht so groß, wie auf der Marsch, mehr als 10 Stück Hornvieh und einige Pferde findet man selten, wie man denn überhaupt der Viehzucht weniger Aufmerksamkeit widmet und sich hauptsächlich auf den Ackerbau legt, der aber auch, so lange man zur Erlangung des so nothwendigen Düngers keine Stallfütterung einführt oder andere Quellen eröffnet, auf einer ziemlich niedrigen Stufe stehen bleiben muß. Da ihm solche zur Zeit noch nicht fließen, so muß sich unser Geestbauer auf jede andere Weise Dünger zu verschaffen suchen. Bei Dörfern, welche Gemeindeweiden haben und auch sonst, wo die privaten Weiden nicht hinlänglich Nahrung bieten, stellt er das Vieh des Nachts auf; freilich erhält er dadurch noch nicht viel Dünger, aber durch Vermischung mit Plaggen (große Rasenstücke, die von sandigen Haidefeldern abgehauen werden) weiß er seinem Acker doch ergiebige Ernten abzugewinnen.

Aufgestalltes Vieh steht, wie auf der Marsch, mit dem Kopf nach der Außenmauer, nur das Jungvieh stellt man umgekehrt hin.

Das Ackerland einer Gemeinde liegt gewöhnlich in einer Fläche beisammen, die Aecker sind nur durch eine Furche von einander getrennt. Hochliegendes Weideland, hin und wieder auch die ganze Dorfflur oder wenigstens das unmittelbar am Dorf liegende, wird in größere oder kleinere Stücke getheilt. Solche Stücke, die mit einem Erdwall umgeben werden, weil hier wegen der Höhe des Bodens keine Gräben gezogen werden können, wie auf der Marsch, heißen „Kämpe". Diese Einfriedigung macht das Hüten des Viehs nothwendig; wer in einem „Kamp" nur ein oder einige Stück Vieh hat, „tüddert" dasselbe, d. h. er bindet dasselbe an einen in die Erde geschlagenen Pfahl und überhebt sich dadurch der Mühe des Hütens. Jene Wälle werden mit Birken und Eichen bepflanzt, wodurch besonders größere Dörfer einen angenehmen Anblick darbieten.

Die Arbeit des Geestbauern ist eine viel mühsamere, als die seines Kollegen auf der Marsch. Alles muß dem Boden völlig abgerungen werden, und will er reichliche Resultate seines Schweißes sehen, so darf er die Hände niemals in den Schooß legen. Früh Morgens schon sieht man ihn auf seinem Acker, und wenn die Sonne längst untergegangen ist, kann man ihn noch „pöseln" (unaufhaltsam und mühevoll arbeiten) sehen, denn eine bestimmte Arbeitszeit mit einem erquicklichen Feierabend gestattet ihm sein Boden nicht. Seine Kinder, Mädchen und Knaben, müssen schon recht früh ihren Antheil zum Lebensunterhalt beitragen; ihre Thätigkeit beginnt mit dem Hüten des Viehs und steigt zu immer schwereren Arbeiten auf. Nur selten findet man beim Geestbauer einen Knecht; er behilft sich meistens mit einer billigern Magd, die bald in der Hauswirthschaft, bald beim Ackerbau auszuhelfen hat. Gegen acht Uhr Morgens kehrt Alles hauswärts, die am vorigen Abend übrig gebliebene Buttermilch mit Roggenmehl zu verzehren; blieb nichts übrig, so kocht die Hausfrau Roggenmehl mit Wasser, welches alsdann mit Milch übergossen wird. Der Mittagstisch steht um 12 Uhr bereit und bietet viel Buchweizenspeisen, viel Speck, aber wenig Fleisch; zwischen drei bis vier Uhr wird Thee getrunken, Abends kommt der eben genannte Brei, zu dem Brot und Butter gegeben wird, auf den Tisch. So essen und trinken die Dienstboten, und die Herrschaft hats nicht besser.

Die alte Sitte des Tischgebets steht hier im vollsten Flor. Es werden nämlich vor Tische nicht weniger als sieben Gebete gesprochen, und zwar in der Weise, daß die Mutter anhebt und dann die Kinder von Groß zu Klein fortfahren, so daß die Größe der Kinder und die Länge der Gebete im Verhältniß zu einander stehen. Ein Amen beschließt das Ganze, bei dem sich der Vater passiv verhält.

Weihnachten, Ostern und Pfingsten bäckt jede Familie, die es nur einigermaßen vermag, aus feinem Roggenmehl große „Stuten" (Weißbrot), von welchen die ganze Woche hindurch gegessen wird. Die Frauen wetteifern mit einander, die besten Stuten zu liefern, und man hört sie oft einander zurufen: „Is jo Stute ook good worn?" Denn jeder Bauer bäckt selbst, er hat den Ofen entweder im Hause oder im Garten stehen. Dem Prediger und Lehrer (Pestoorohm und Mesterohm) werden alsdann so viele Stuten ins Haus gebracht, daß das liebe Vieh mithelfen muß, den zu großen Segen zu genießen.

Die Kleidung des Geestbauern ist einfach, wie seine ganze Lebensweise. Die des Mannes besteht für gewöhnlich aus einem wollenen und boyenen Wamms und einer Zwillichhose, ein breitgefaltetes, einem Halseisen nicht

unähnliches blaues Halstuch schließt den Hals ein, und die Füße stecken in schweren, aber billigen „Klumpen" (Holzschuhen). Des Sonntags bedeckt ein urväterlicher Hut sein sinnendes Haupt, und statt der Holzschuhe zieren Schuhe, die außerdem mit messingenen Schnallen (Gaspen) geschmückt sind, seine Füße. Im Ganzen sind die dunklen Farben, besonders blau und schwarzgrau, am meisten beliebt.

Die Frauen kleiden sich ebenfalls vorzugsweise mit inländischen Zeugen. Ueber einen rothwollenen Unterrock ziehen sie ein ganzes Heer anderer von Boye und gestreiftem Zeuge, rothe, grüne, gelbe. Ein Jäckchen (Jaktje) von Boye oder Fünfschaft mit Schürze und Halstuch vollenden den Putz. Den Kopf ziert eine gar kuriose Haube, aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt, die bei älteren Personen durch messingene „Knipers", welche sich enge an die Wangen anschließen, festgehalten wird. Auch die Frauen tragen in den Wochentagen Holzschuhe. —

Der Geestbauer ist gezwungen, im Sommer seine ganze Kraft und Zeit dem täglichen Erwerb zu widmen, doch darum ist ihm der Sinn für ein gemüthliches, geselliges Beisammensein keineswegs abhanden gekommen. An Winterabenden besucht der Nachbar den Nachbar, um ein Stündchen zu verplaudern. Mann und Frau, beide das Spinnrad unterm Arm, suchen sich Gesellschaft und Unterhaltung. Spinnen ist eine Beschäftigung, mit der sich im Winter Jung und Alt unmüßig hält. Nur einen kleinen Theil des Gewebes und zwar das gröbere behält man zum eigenen Gebrauch. Das meiste und feinere wird dem Krämer für Waaren oder in der Stadt für baares Geld verkauft. Um sich dieses nutzbringender zu machen, wird ziemlich viel Flachs angebaut. Jeder zieht wenigstens so viel, als er im Winter verspinnen kann. Auch wird hin und wieder Hanf gebaut und versponnen.

Nicht selten findet um diese Zeit ein sogen. Wettspinnen statt. Es bilden sich zwei Parteien; jede hat eine Kämpferin, die es mit einer andern im Spinnen aufnehmen will. Sobald eine solche Wette zu Stande gekommen, eilt die Kunde davon wie auf den Flügeln des Windes durchs Dorf und Jeder drängt sich heran, mit in to hollen, d. h. sich einer Partei zuzuschlagen und seinen Antheil an der Wette zu zahlen. Das ganze Dorf ist fieberhaft bewegt und mit Ungeduld sehnt man den Tag der Entscheidung herbei. Endlich ist er da! Beide Spinnerinnen treten in den Kreis der längst Versammelten, ordnen das Nöthige und erwarten nun den Befehl der „Holders", die mit vorgestrecktem Arm dasitzen, um im Nu ihre eigenen oder Anderer Befehle ausführen zu können, die Arena zu betreten.

Das Kommando ertönt, und nun entfalten die beiden Mädchen ihre ganze Kunst, ihre volle Gewandtheit. Es ist unmöglich, den raschen Bewegungen von Hand und Fuß zu folgen. Alles bewundert und staunt, da unterbricht ein lautes Halt! die lautlose Stille, beide „Holders" greifen in die Räder, denn dem einen Mädchen ist der Faden gerissen, und bis sie fertig, muß auch die Gegnerin feiern.

Eine halbe Stunde ist rastlos fortgekämpft, da lassen beide Mädchen auf Befehl die Arme sinken, der Kampf ist beendet. Die Fäden jedes Rades werden abgehaspelt und gezählt. Glückwünschend umringt man die Siegerin und einige Tage später wird der Ertrag der Wette von der gewinnenden Partei hauptsächlich in Bier verzehrt, und auf solchem Spinnelbeer herrscht ungeheure Heiterkeit.

Hieran knüpfend erwähnen wir einiger Familienfeste des Geestbauern.

Zur Kindtaufe (Kinnelbeer) wurden früher durch besonders dazu angestellte „Bitter" alle Dorfbewohner eingeladen, jetzt durch einen Knaben oder ein Mädchen der Familie, dem von allen Eingeladenen eine Gabe an Geld verabreicht wird, nur noch die nächsten Verwandten und Freunde. Mit großer Aengstlichkeit wird dafür gesorgt, daß die Gesellschaft nicht aus 13 Personen bestehe. Prediger und Lehrer dürfen nicht fehlen und nehmen die ersten Plätze ein. Nachdem Allen Kaffee, den Männern außerdem lange thönerne Pfeifen gereicht und die wichtigsten und dringendsten Neuigkeiten besprochen sind, geht die heilige Handlung vor sich, bei der selten weniger als zwei bis drei Pathen fungiren. Nach beendigter Ceremonie beginnt das Festessen, bei welchem der unvermeidliche „Roggenstüten" und Thee oder Warmbier mit Schnaps verabreicht werden.

Hatte sich früher ein Heirathslustiger ein Mädchen ausersehen, so schickte er Meekslü (Mäkler = Freiwerber) dahin, die in Küche und Keller eine sorgsältige Rundschau hielten. Fiel diese zur Zufriedenheit aus, dann erschien etwas später der Vater mit seinem Sohn, um die Angelegenheit zu Ende zu führen. Jetzt nimmt der Jüngling die Sache gewöhnlich von vornherein selbst in die Hand, und Vater und Mutter erfahren hier wie fast überall erst dann davon, wenn die Liebenden längst einig sind. Den Tag der öffentlichen Verlobung feiert das Jungvolk des Dorfs mit Freudenschüssen, wofür es vom Bräutigam mit einigen Thalern beschenkt wird, die alsdann von jenen gemeinschaftlich verjubelt werden.

Eine Braut aus fremdem Dorfe wird beim Heimholen in einem zwischenliegenden Dorfe mit Schießen begrüßt, wofür abermals mit einem Geldgeschenke gedankt wird. Aber Eine, die beim „Jungvolk" mißliebig ist, eine alte Jungfer, Wittwe oder gar ein in Verruf stehendes Mädchen werden nicht begrüßt, und der Groll macht sich in einer über alle Maßen gräßlichen Katzenmusik Luft.

Wer das Zeitliche gesegnet hat, wird am folgenden Abend eingesargt. Man ladet aber nicht die Verwandten, sondern nur die benachbarten Frauen ein, welche das Hennekleed (Todtenkleid) machen. Der Spiegel wird verhängt, und die Uhr muß stehen bleiben. Der Leichenbitter geht bald darauf von Haus zu Haus, um die Einladung zum Begräbniß (Tröstelbeer) ergehen zu lassen. Die früher übliche unsinnige Formel, nach welcher der Verstorbene selbst zur Begleitung seiner Leiche einladen ließ, ist gegen eine vernünftigere vertauscht. Die Einladung lautet auf Vormittags 10 Uhr, doch gebietet der Anstand, nicht vor 12 Uhr zu erscheinen. Der Sarg wird auf die Tenne getragen und bleibt während der nun stattfindenden Parentation verschlossen, wird aber nach Beendigung derselben geöffnet und jeder Anwesende eingeladen, die Leiche zum letzten Male zu sehen. Nach dem Grabe und an demselben wird von der Schuljugend gesungen, und nun begibt sich Alles in die Kirche, um die Leichenrede anzuhören. Darauf geht man wieder ins Sterbehaus zurück, um vörleef to nehmen mit dat, wat Keller un Köken vermag. Für Fremde, Fernerstehende und Kinder ist auf der Tenne ein langer Tisch hingestellt, während die Verwandten und Honoratioren auf die Upkamer geladen werden. Erst gegen 10 Uhr Abends geht Jeder nach Hause.

So haben sich viele alte Sitten und Gebräuche in das Innere des Landes, auf die eigentliche Geest zurückgezogen, um dort ein vielleicht nur noch kurzes Dasein zu fristen.

Haben wir schon vom Marschbauer gesagt, daß er dem Alten, Hergebrachten sehr anhange, so läßt sich dies doppelt vom Geestbewohner sagen. Er glaubt sich gleichsam bestellt, das von den Vätern Ererbte den Kindern zu überliefern. Kann man sich einestheils darüber nur freuen, da ja eben dadurch manche Eigenthümlichkeiten unseres Volksstammes ein Asyl vor dem Civilisationsdrange der Gegenwart gefunden haben, so hat dieses doch auch, besonders für den Geestbauer selbst, seine mißliche Seite. Wie der Vater seinen Acker bearbeitet, so und nicht anders wirthschaftet auch der Sohn. Eine Aenderung im Hergebrachten, bei dem der Vater so ziemlich zurecht kam, könnte für ihn eine Lebensfrage werden, da bei versuchten Abweichungen die Wirthschaft leicht zerstört

werden dürfte und Abänderungen Folgen haben könnten, die schwer auszugleichen wären. Erst jahrelanges Beispiel, jahrelanges Vorangenhaben günstiger Erfolge bei veränderter Wirthschaft sind vielleicht im Stande, ihn dem Neuen, Bessern zuzuwenden.

Sparsamkeit wird dem Geestbauer von allen Seiten diktirt. Darum arbeitet er mit all den Seinen, den Lohn für einen Knecht zu sparen, darum beschäftigt er sich neben seiner eigentlichen Wirthschaft mit dem Aufziehen von Jungvieh, mit Buchweizenbau auf dem Hochmoor, mit dem Torfstich auf eigenem Grund und Boden, mit Bienenzucht, Spinnen 2c. Darum begnügt er sich mit einfacher Kost und Kleidung, mit einfacher Hauseinrichtung. Vieles, was der Marschbauer mit baarem Gelde kauft, zieht er aus seiner Wirthschaft. Sein Hanf liefert ihm das erforderliche Tauwerk, sein Flachs Kleidung, seine Bäume manches Stück Geräth, seine nothwendigen Bedürfnisse erheischen wenig baare Auslagen; seine Abgaben sind gering und bestehen nur theilweise in Geld; diese und Siellasten, die so besonders schwer auf dem Marschbauer lasten, kennt er nicht, seine hauptsächlichsten Abgaben bestehen in Naturalien: Speck, Hühner, Eier, Roggen, Butter 2c., Abgaben, aus der Häuptlingszeit herrührend, die aber theilweise in Geld umgewandelt sind.

Bei alledem aber ist die Gastfreundschaft noch nicht von seiner Schwelle verbannt. Wer um die Mittagszeit sein Haus betritt, der setzt sich ohne weitere Umstände an seinen Tisch und würde den Hausherrn und die Seinen verletzen, wenn er vor lauter Komplimenten nicht mit in die Schüssel langen wollte. Auf der Marsch ist es mit dieser Tugend schon ganz anders bestellt.

Der Geestbauer liegt mehr oder weniger noch immer in den Banden des Aberglaubens. Hexen und Gespenster, Spuk und Vorgesichte sind für ihn so gewißlich da, wie nur irgend etwas in der Welt. Versagt der Kuh die Milch, will die Butter nicht aus der Milch, findet man Federballen in den Bettkissen, heult ein Hund, weigert sich ein Pferd, an einem Hause vorbeizugehen 2c., so hat das Alles seine abergläubige Deutung. Alte Frauen mit rothen Augen, schiefen Schultern, magerem Körper finden häufig ein mit Kreide gezeichnetes Kreuz auf ihrer Schwelle, das vollständigste Zeugniß, daß man sie zur Hexe gestempelt hat und sie durch das Zeichen des Kreuzes in ihre Wohnung bannen will.

Aber mit so vielem Guten, von den Ahnen Ererbten verschwinden auch diese Schattenseiten des friesischen Charakters, wie der Schnee vor der Lenzsonne, vor der zunehmenden Bildung, die durch gut eingerichtete Schulen mit hungernden Lehrern auch dem Geestbauer mit dem Lichte einer bessern Erkenntniß leuchten.

Aus allen Erdtheilen.

Der neueste Bericht des Herrn v. Heuglin. Beim Präsidium der Leopoldo-Karolinischen Akademie ist ein Schreiben des Herrn v. Heuglin eingegangen, datirt „Murah-Scholl, unfern der Meschrah des Bahr-Chasal im Lande der Reg-Neger (auf der Rückreise nach Chartum) vom 12. Februar 1864", worin derselbe theils den richtigen Empfang eines im vorigen Jahre aus der Kasse der Akademie erhaltenen Beitrags zu den Reisekosten dankend anzeigt, theils selbst Beiträge zur Kenntniß der afrikanischen Volksstämme und Fauna bringt, welche demnächst in den Verhandlungen der Akademie erscheinen werden. Ueber die Schicksale der Expedition fügt er noch bei: „Die Verhältnisse erlauben mir es leider nicht, zu dem muthmaßlichen Benue, von dem ich kaum 40 deutsche Meilen entfernt war, vorzudringen, obgleich ich eine solche Reise für leicht ausführbar halte. Ich hielt mich für verpflichtet, die Gesellschaft, der ich mich einmal angeschlossen, im Unglück nicht zu verlassen, von dem wir durch den Verlust von vier europäischen Mitgliedern heimgesucht waren. Es gereicht mir indeß immer zum Troste, daß ich die wenige Zeit, die ich zu Arbeiten und Untersuchungen verwenden konnte, nicht unbenutzt vorübergehen ließ und daß ich so glücklich bin, andern Reisenden eine Straße mitten durch Afrika zeigen zu können, deren Verfolgung vom größten Interesse für die Wissenschaft sein muß. Ich besitze augenblicklich weder die Mittel, noch — ich gestehe es offen — den Muth, sogleich wieder nach dem Innern aufzubrechen. Vielleicht erhalte ich in Chartum Nachrichten von Speke, mit dem ich halb und halb übereingekommen bin, eine Expedition nach Westen zu unternehmen. Vorläufig muß ich etwas meine vollständig ruinirte Gesundheit pflegen."

Ein neuer Brief von Livingstone. Dieser Reisende befand sich am 24. Februar in Mosambik, war bei guter Gesundheit und wollte nach Bombay hinüberfahren, um dort den von ihm auf eigene Kosten gebauten Dampfer Lady Nyassa zu verkaufen. Wir haben früher schon gemeldet, daß die englische Regierung ihn aus Südafrika abberufen ließ, weil keine seiner Vorhersagungen sich erfüllte. Livingstone ist aber zäh und bleibt bei seinem Systeme, so unzweckmäßig dasselbe auch ist. Er schreibt an Herrn Murchison, daß er seine Abberufung erfuhr, als er gerade in Schupanga war. Er wollte noch eine Reise in die Gegenden westlich vom Schire unternehmen und wo möglich zu ermitteln suchen, ob der Nyassa-See, welchen er schon früher befahren hatte, etwa Zuflüsse von Norden her erhalte und ob einer derselben aus dem von Burton entdeckten Tanganyika-See komme. Aber das Boot, mit welchem er den Schire hinauf zu fahren gedachte, ging in den Katarakten verloren. Er wanderte mit seinen, ihm treu anhängenden Makololo und dem Steward des Dampfers Pioner in nordwestlicher Richtung weiter, erforschte eine Gebirgskette, die sich von Norden nach Süden zieht, bis 6000 Fuß über dem Meere, die in einer Höhe von etwa 2000 Fuß sehr schöne Thäler hat. So gelangte er an den See, und zwar an die Kotakota-Bay, unter 12° 15′ s. Br., wo der Nyassa sich zu einem schmalen Kanale verengt. Dort überzeugte er sich, daß viele Sklaven nach der Ostküste gebracht werden, und bedauerte, daß er seinen kleinen Dampfer Lady Nyassa nicht dort hatte, weil er dann im Stande gewesen wäre, den Sklaventransport über diesen schmalen Seearm zu verhindern. —

Man sieht, Livingstone ist förmlich besessen von dem Wahne, daß er mit seinen geringen Mitteln etwas gegen eine landesübliche Sitte ausrichten könne, oder daß es seine Aufgabe sei, einer tief eingewurzelten Barbarei zu steuern. Was man anderswo mit Waffengewalt und mit einem paar Dutzend kreuzenden Kriegsschiffen nicht hindern kann, dem gedenkt der Missionär auf eigene Hand ein Ende machen zu können. Er hat sich ganz unbefugter Weise überall in die inneren Angelegenheiten der schwarzen Stämme, sogar mit Waffengewalt, eingemischt und das Mißvergnügen der Leute recht planmäßig gegen sich aufgestachelt. Es ist ein Wunder, daß er alle diese Gefahren, welche er durch sein unbesonnenes Benehmen selber heraufbeschwor, überstanden hat. Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn er als Opfer seiner Unbedachtsamkeit gefallen wäre.

Die Ostküste von Afrika und die Nil-Entdeckungen. Die londoner geographische Gesellschaft hat unserem Landsmanne Karl von der Decken die goldene „Founders Medal" zuerkannt, in Betracht seiner beiden Reisen von der Ostküste Afrika's bis zum Kilimandscharo. Der Vorsitzende, Roderich Murchison, hob hervor, daß Herr von der Decken wichtige astronomische Beobachtungen angestellt habe, und daß wir ihm Barometermessungen verdanken, durch welche der höchste

Punkt des Berges auf 20,065 Fuß engl. bestimmt worden sei. Dann wurde erwähnt, daß der Reisende auf eigene Kosten eine neue Expedition ausgerüstet und einen Dampfer, den er „Welf" benannt, gebaut habe, um mit demselben, wenn irgend möglich, Flüsse zu befahren, die vom Kenia herabkommen. Er wolle bisher unbekannte Gegenden besuchen und bis zu einem der oberen Nebenflüsse des obern Nils vordringen.

Eine andere Medaille erhielt Speke's Gefährte, Kapitän Grant. Murchison gab eine kurze Uebersicht der bisherigen Nil-Entdeckungen. Es sei allerdings von Bedeutung, daß man nun einen Abfluß aus dem Nyanza-See kenne, der als Quellstrom des Nils bezeichnet worden sei. Der Geograph könne sich aber dabei nicht beruhigen; allerlei Zweifel und Bedenken seien laut geworden, und es komme darauf an, sie zu beseitigen. Miani behauptet noch, daß er den Nil bis $2\frac{1}{2}^{0}$ südsüdwestlich von Gondokoro hinauf erforscht habe. Der Ausschuß der geographischen Gesellschaft wünscht deshalb, daß die physikalische Geographie jener ganzen Region, und namentlich auch die ganze Küstenlinie des Nyanza-Sees (dessen Flächeninhalt, nach Speke's Behauptung, größer sei, als jener von ganz Schottland), genauer erforscht werde. Es komme ferner darauf an, die Beschaffenheit, die Länge und Ausdehnung der verschiedenen Zuflüsse des Nyanza-Sees zu untersuchen; sodann müsse die Gegend zwischen dem Luta Nzige in Bezug darauf erforscht werden, ob nicht, wie Manche annehmen, gerade aus dieser Region, die im Westen des Nyanza liegt, der Nil Quellflüsse erhalte. Nöthig sei auch, daß man den Fluß, dessen Abzug aus dem See Speke ermittelte und den er als den Weißen Nil bezeichnet, vom Abfluß aus dem Nyanza bis zu der Stelle, wo er das Ende des Luta Nzige berührt, in seiner ganzen Länge und ohne Lücken oder Unterbrechungen erforsche. Zu diesem Zweck will die Gesellschaft eine neue Expedition nach den oberen Nilgegenden senden, damit Alles, was unklar und ungewiß geblieben ist, nun Aufklärung erhalte. Sie soll aber nicht von Sansibar oder überhaupt von der ostafrikanischen Küste dorthin vordringen, sondern den Nil aufwärts. Zu diesem Zwecke will die Gesellschaft 1000 Pfd. St. beitragen.

Die Europäer in Abessinien. König Theodor von Aethiopien, über den wir neulich (Bd. VI, S. 16) gesprochen haben, treibt wunderliche Dinge. Nachdem er es mit den Franzosen schon längst verdorben, geht er nun auch schlimm mit den Engländern um, und auch die Missionäre werden von ihm schnöde behandelt. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Im Gebiete Seiner äthiopischen Majestät leben die sogenannten abessinischen Juden, die Falaschas, welche im Auftrage der londoner Gesellschaft zur Bekehrung der Israeliten von einem zum Christenthum übergetretenen deutschen Juden, Stern, besucht worden sind. Nachdem dieser Missionär ein sehr anziehendes Werk über die Falaschas veröffentlicht hatte (Globus III, S. 312 ff.), sandte ihn die Gesellschaft nebst zwei anderen deutschen Judenmissionären, Rosenthal und Hausmann, wieder nach Abessinien, um sein Bekehrungswerk fortzusetzen. Es scheint, als ob die drei Männer die Absicht gehabt haben, Abessinien wieder zu verlassen, denn ein vor uns liegender Bericht (ohne Datum), sagt, sie seien nach der Hauptstadt Gondar gekommen, um sich beim Könige zu verabschieden. Sie fanden sich zu diesem Zweck Abends im Palast ein, nachdem eben der König gespeist hatte (Lejean hat ihn als einen Trunkenbold geschildert), und Theodor war sehr ergrimmt, weil das Erscheinen der Fremden in einer Abendstunde gegen die abessinische Hofetikette verstieß. Stern hielt an den König eine Anrede, die aber von zweien seiner Begleiter schlecht verdolmetscht wurde, und der Herrscher wurde darüber so ärgerlich, daß er die beiden Dolmetscher zu Tode peitschen ließ. Stern war darüber im höchsten Grade bekümmert und biß sich auf die Finger; er wußte nicht, daß die Abessinier darin eine Beleidigung, eine Drohung und ein Rachegefühl sehen. Die Offiziere machten den König auf dieses Fingerbeißen aufmerksam, und Theodor ließ den Missionär auspeitschen und in Ketten legen. Der englische Konsul Cameron hörte von dem empörenden Vorfall und ließ den deutschen Missionär Flad (aus Basel) holen, der ganz fertig Amharisch redet und mit Theodor auf dem besten Fuße steht. Dieser wollte aber den Konsul nicht empfangen und stellte ihn unter strenge Ueberwachung. Flad mußte zu Stern gehen und diesem sagen, daß er den König in Gegenwart seiner Unterthanen schwer gekränkt habe; er solle nun Abbitte leisten. Als Sterns Antwort ihm nicht genügte, ließ er dem Gefangenen zwar die Ketten abnehmen, behielt ihn aber in Haft, um ihn vor ein Gericht zu stellen. Hausmann durfte Abessinien verlassen und ist in Chartum angekommen.

Eben lesen wir, daß Theodor den Konsul Cameron verhaftet habe; er ist also ihm gegenüber zu Werke gegangen wie früher gegen Lejean. Der gesunde Menschenverstand scheint ihm abhanden gekommen zu sein.

Der Naturforscher Franz Junghuhn ist im Frühling dieses Jahres zu Lembang auf Java gestorben. Die holländischen Zeitungen, welche diese Nachricht bringen, geben den Todestag nicht an. Junghuhn war ein sehr kenntnißreicher, von Eifer für die Wissenschaft beseelter Gelehrter, den auch Alexander v. Humboldt wohl zu schätzen wußte; er hat seit Jahren an der Spitze der naturforschenden Kommission in Niederländisch Indien gestanden, und die Kunde dieses letztern ist durch Junghuhns Werke wesentlich bereichert worden. Durch ihn haben wir genaue und zuverlässige Kunde über das merkwürdige Volk der Battas auf Sumatra erhalten; auch seine „Topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java" und ein anderes Werk: „Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart" gewähren der Wissenschaft eine reiche Ausbeute.

Ein Zug über die Landenge von Darien. Nachrichten aus Panama vom 16. April melden, daß in dieser Stadt die Ingenieure Mc. Dougalt, Foreman, Sweet und Rudi angekommen seien. Sie haben eine, wie sie sagen, in jeder Beziehung befriedigende Erforschung der Landenge von Darien durchgeführt. Ihren Ausgangspunkt bildete die Mündung des Flusses Boyano an der Südsee und den Endpunkt die Bay von San Blas am Atlantischen Ocean. Sie haben auf der ganzen Strecke Nivellirungen und Vermessungen vorgenommen und sind von den Indianern nicht belästigt worden. Es war noch nicht bekannt, in wessen Auftrage diese Expedition stattgefunden hat, und Einzelnheiten über die Reise sind von jenen Ingenieuren noch nicht mitgetheilt worden. Sie beschränkten sich auf die Angabe, daß sie durch ein schönes, wohlbewässertes Land gekommen seien, in welchem sie viel Wild sahen. Edle Metalle wollen sie nicht bemerkt haben, wohl aber Anzeichen, daß Steinkohlen nicht fehlen.

Einwanderung in Canada 1863. In den beiden Häfen Quebec und Montreal landeten 19,419 Emigranten; davon waren Engländer 4830, Irländer 5508, Schotten 3949, Deutsche 3047, Skandinavier 1416. Gewiß thun die Auswanderer besser, sich nach Canada zu begeben, als in die völlig zerrütteten Vereinigten Staaten, wo fortan jährlich eine Steuerlast von einer halben Milliarde aufgebracht werden muß.

Hungersnoth auf den Inseln des Grünen Vorgebirges. Diese Eilandflur hat wenig Kulturboden, und die Ernte wird nicht selten durch Dürre oder Heuschrecken vernichtet. Jetzt eben ist sie wieder einmal von einer Hungersnoth heimgesucht, und sämmtliche 11 Eilande leiden. Am schlimmsten stehen die Dinge auf Santiago, wo die Stadt Porto Praya liegt. Der Kapitän eines englischen Schiffes, das zu Ende des März dort ankerte, fand in der Umgegend tausende von hungernden Menschen, die unter freiem Himmel Hungers starben; sie waren aus dem Innern gekommen mit der Hoffnung, in der Stadt Brot zu finden; manche waren schon unterwegs erlegen. Man meint, daß zwei Drittel der gesammten Bewohner, welche für die ganze Gruppe etwa 102,000 Seelen beträgt, vom Hungertode hingerafft werden.

Noch eine Expedition nach den Nordpolarländern. Wir lesen in einem neuyorker Blatte, daß Dr. C. F. Hall aus Cincinnati im Juni wieder eine Reise nach den Polarregionen antreten will. Bekanntlich ist er von seiner frühern langen Wanderung erst vor etwa 18 Monaten zurückgekehrt. Jetzt gedenkt er nun aus der Hudsonsstraße in die Hudsonsbay zu segeln, und zwar auf dem Walfischfahrer Monticello, Kapitän Chapel. Dann will er bis zum König Wilhelmslande vordringen und mit Hülfe seiner Eskimos, die ihn nach den Vereinigten Staaten begleitet und sich dort recht wohl befunden haben, gedenkt er seinen Zweck erreichen zu können. Sein erstes Winterquartier will er an der Repulse-Bay nehmen und von dort, also vom Nordwestende der Hudsonsbay, im Jahre 1865 auf Hundeschlitten bis nach Boothia felix und

König Wilhelmsland vordringen und allen Spuren von Franklins Gefährten folgen, um über das endliche Schicksal derselben volle Klarheit zu gewinnen.

Die telegraphische Verbindung zwischen Europa und Ostindien ist hergestellt. Wie dem „Moniteur" aus Bagdad gemeldet wird, ist das unterseeische Kabel von Basra und der Mündung des Schat el Arab (Euphrat und Tigris) nach Karratschi an der Mündung des Indus glücklich gelegt worden. Von Basra geht die Leitung bekanntlich durch Mesopotamien nach Bagdad ꝛc. fort, ist aber augenblicklich durch den Aufstand eines Beduinenstammes gestört.

Der sibirische Telegraph. Der nordamerikanische Unternehmer C. W. Field erhielt am 8. Mai, 10 Uhr 10 Min. Vormittags, in Queenstown folgende Depesche, die um 8 Uhr 10 Minuten Vormittags in Irkutsk (Sibirien) aufgegeben war: „Die Thätigkeit der sibirischen Telegraphenlinie ist jetzt vollkommen in Ordnung. Die Fortsetzung derselben von hier bis zur chinesischen Grenze — 470 Meilen — schreitet trotz aller Schwierigkeiten rasch vorwärts und man erwartet, die Linie bis zum Ende dieses Jahres zu eröffnen." Die Entfernung zwischen Irkutsk und Queenstown beträgt 6500 engl. Meilen.

Das Aufblühen von Schanghai in China ist bemerkenswerth und eine Folge der Rebellion des Himmelskönigs. Als die Taïping die Stadt Su tschen (Soochow nach der widersinnigen Schreibart der Engländer) einnahmen, flüchteten von dort viele Einwohner nach Schanghai, wo sie Anfangs kein Obdach fanden und durch Hunger schwer litten. Aber sie brachten sich durch Anstelligkeit und Fleiß vorwärts, und jetzt, da Su tschen wieder in den Händen der Kaiserlichen ist, mögen sie gar nicht in ihre alte Heimath zurück, sondern bleiben in Schanghai, das gegenwärtig anderthalb Millionen Einwohner zählt. Auf die eigentliche innere Stadt kommen davon nur etwa eine Viertel Million; die übrigen wohnen in den Vorstädten und auf dem Flächenraume, welcher von der kaiserlichen Regierung den Europäern eingeräumt worden ist, und wo die Konsuln ihre Gerichtsbarkeit ausüben. Etwa eine halbe Million Chinesen haben sich unter den Schutz derselben gestellt und benehmen sich im Allgemeinen gut; nur die Cantonesen zeigen sich dann und wann ungebärdig. — Uebrigens ist in einigen Provinzen China's, welche durch den Krieg zerrüttet sind, die Noth so groß, daß in mehr als einer zerstörten Stadt getrocknetes Menschenfleisch auf dem Markte feil geboten, gekauft und gegessen wird!

Die Verhältnisse in Japan nehmen einen Verlauf, welcher die europäischen Mächte nicht im Mindesten befriedigt. Der Mikado, der Kaiser, die Feudalfürsten und das Volk, Alle sind mißtrauisch geworden und beobachten eine große Zurückhaltung. Nachrichten vom Anfang März melden, daß die Regierung allen Unterthanen verboten habe, Waaren, die vom Auslande her eingeführt werden, zu kaufen und zu gebrauchen. Das ist ein harter Schlag namentlich gegen die Manchesterpolitik der Engländer, und die den Japanern abgezwungenen Handelsverträge verlieren durch diese Maßregel einen großen Theil ihrer Bedeutung. Der Taïkun (Kaiser) hatte Yeddo verlassen, um alle unmittelbare Berührung mit den Fremden zu vermeiden und war nach Miyako gegangen, wo der Mikado residirt. Er denkt vorläufig nicht an eine Rückkehr nach Yeddo und hat seinen Palast, welcher zu Ende des vorigen Jahres von einer Feuersbrunst verheert wurde, in Schutt und Trümmern liegen lassen. Er nahm alle werthvolle Habe, seine Gemahlin und den ganzen Hofhalt mit sich. Sein Staatsschiff wurde von sechs japanischen Kriegsfahrzeugen begleitet. Die Daïmios (Feudalfürsten) haben allen Verkehr mit den Ausländern abgebrochen. Die Russen drohen, weil einige ihrer Landsleute von Japanern ermordet worden sind.

Im Jahre 1863 sind 24,000 Ballen Seide im Geldwerthe von 17 bis 18 Millionen Thalern aus Japan exportirt worden.

Volkszahl von Neu-Süd-Wales. Nach der Zählung vom 31. December 1863 betrug dieselbe 378,939 Seelen, wovon 209,643 männlichen Geschlechts. Sie hatte sich binnen sechs Monaten um 7779 Köpfe vermehrt.

Die Ausgrabungen in Pompeji. Das berühmte Museo borbonico, jetzt Museo nazionale genannt, war unter der frühern Regierung nicht in so liberaler Weise zugänglich wie jetzt. Wer Neapel besucht, findet die Säle dieses Museums an jedem Tage geöffnet, Montag allein ausgenommen, und kann die Schätze unentgeltlich besichtigen. Vor ein paar Monaten ist auch ein mit lithographischen Abbildungen versehener Katalog der wichtigsten Gegenstände veröffentlicht worden. Das Museum soll durch neue Räume vergrößert werden, in denen man die Alterthümer unterzubringen gedenkt, welche Pompeji in größerer Menge als je zuvor liefert. Dort schreiten die Ausgrabungen rüstig voran, und nach und nach wird die ganze Stadt bloß gelegt sein. Man ist in Verlegenheit darüber, wie man alle dort zu Tage geförderten Schätze zweckmäßig aufstellen soll. Bis jetzt hat man jeden einzelnen Gegenstand, sei er bedeutend oder nicht, sorgsam aufbewahrt, und die Zahl der Doubletten ist sehr groß gewesen; man will nun ein zweites pompejanisches Museum gründen.

Bei den Ausgrabungen verfährt man, laut der Schilderung eines Augenzeugen im Athenäum, folgendermaßen. Zuerst wird die Erdschicht hinweggeräumt, welche über der Aschenlage ruht; nachher entfernt man die letztere aus dem Hause und geht dabei vorsichtig zu Werke, um etwaige Wandgemälde nicht zu beschädigen. Der zumeist aus leichten Schlacken bestehende Schutt wird von Mädchen bis an die Eisenbahn geschafft. Man stellt die Arbeit vorläufig ein, wenn man die Asche ꝛc. bis auf etwa drei Fuß über dem Boden hinweggeräumt und doch keine größeren Gegenstände gefunden hat; man legt Steine vor den Eingang des Hauses, welches von einem Hüter bewacht wird. In der zurückgelassenen Aschenlage findet man gewöhnlich Hausgeräthe und dergleichen Sachen. Der Direktor erhält nun Kunde, daß das Haus für die eigentliche Ausgrabung vorbereitet sei, und wenn diese stattfindet, kommt er entweder selbst oder schickt seinen Stellvertreter. Die Arbeiter, alle sehr geübte Leute, werden von vier Beamten genau beaufsichtigt und können nichts bei Seite schaffen.

Als ich in Pompeji war, leitete der Direktor selbst die Ausgrabung. Die Arbeiter gingen mit Spaten und Schaufeln ans Werk, und schon nach einigen Minuten kamen die broncenen Hespen der Thüren und deren Riegel zum Vorschein. In einem Zimmer trafen sie auf einen reichen Fund von kleinen Broncestatuen, Ringen, irdenen und gläsernen Gefäßen, eigenthümlich gestalteten Trinkgefäßen, welche in Folge der Oxydirung wie Edelsteine glitzerten, und auf eine Menge pfriemartiger Werkzeuge von Knochen und Elfenbein. In diesem Zimmer kamen etwa 50 verschiedene Gegenstände zum Vorschein, in einem andern Gemach etwa zehn, in fünf anderen Räumen des Erdgeschosses fand man nur Thürhespen. Offenbar hatten die Hausbewohner beim Ausbruch des Aschenregens ihre werthvollste Habe in ein Zimmer gebracht, um sie fortzutragen, konnten sich aber nur selber retten und mußten sonst Alles zurücklassen.

Pompeji wurde bekanntlich im Jahre 79 verschüttet, und heute sehen wir viele der zu Tage geförderten Gegenstände so frisch, als wären sie von gestern. Manche Geräthe gleichen auf ein Haar denen, welche noch heute im Gebrauche sind.

Die italienische Regierung hat einen topographischen Plan von Pompeji eröffnet, und man kann aus demselben abnehmen, daß bis jetzt etwa ein Drittel der Stadt ausgegraben worden ist. Unablässig sind 40 Männer und 15 Frauen an der Arbeit. An jedem Sonntage findet freier Zugang statt; dann kann man ganz nach Belieben durch die Straßen von Pompeji wandern und ungestört alle Eindrücke in sich aufnehmen.

Vor einigen Monaten wurden vier Menschengestalten aufgefunden, welche von der Schlackenasche derart umgeben waren, als seien sie in Gyps abgegossen gewesen. Sie werden nun in einem kleinen Haus in Pompeji unter Glas aufbewahrt, und man kann sie mit voller Muße betrachten. Man sieht an der ganzen Lage oder Stellung, daß sie mit dem Tode zu kämpfen hatten. Eine feine weibliche Gestalt liegt mit dem, theilweise durch eine Hand geschützten Antlitz auf dem Boden, während die andere Hand sich krampfhaft zusammengeballt hat. An den Fingern einer andern Frau erkennt man noch die Ringe, während die Ueberbleibsel ihrer Sandalen aus der die Füße bedeckenden Asche hervorstehen.

Einen ausführlichen, illustrirten Bericht über die Ausgrabungen in Pompeji wird der Globus in Kürze bringen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Heinrich Mouhot's Wanderungen in Cambodscha und Laos.

I.

Uebersicht der Wanderungen Mouhot's. — In Udong, der Hauptstadt von Cambodscha. — Die Raststationen im Waldgebiete. — Verkehr mit dem zweiten Könige; Bewirthung, Ceremoniell. — In Pinhalu; die französischen Missionäre. — Der Bazar zu Penomb penh; die schwimmende Stadt. — Die Mutter der Flüsse und die Insel Ko Sutin. — Ankunft in Brelum. — Die wilden Stiengs, ihr Land und ihre Lebensweise. — Eine Sonnenfinsterniß.

Der Naturforscher Mouhot aus Mömpelgart war ein liebenswürdiger, unternehmender Mann und durchdrungen von eifriger Liebe für die Naturwissenschaften, denen er sein Leben zum Opfer gebracht hat. Trotz seines kräftigen Körpers und aller Vorsicht ist er aber dennoch im fernen Laos, am 10. November 1861, dem Fieber erlegen; die Wissenschaft hat einen Märtyrer mehr.

Wir haben den Reisenden auf seinen Streifzügen durch Siam und am Golfe von Siam bis zum Hafen Campot an der Küste von Cambodscha begleitet und seine Audienz beim Könige dieses Landes geschildert (Globus IV, S. 193, 225 ff; V, S. 65 bis 75), wollen aber, in aller Kürze, eine Uebersicht seiner Reisewege geben, damit der Leser dieselben im Zusammenhang überblicken könne. Mouhot landete am 12. September 1858 in Bangkok, der Hauptstadt von Siam, befuhr den Menamstrom bis Ayuthia, der alten Hauptstadt dieses Landes, ging zum Wallfahrtskloster auf dem Berge Phrabat und nach Saraburi und Patawi, nordöstlich von Ayuthia. Dann kehrte er nach Bangkok zurück und unternahm eine Küstenfahrt gen Osten nach Schantabun, auf welcher er thätige unterseeische Vulkane fand, machte einige Ausflüge ins Binnenland und fuhr dann nach Campot, das einen der schönsten und sichersten Häfen Asiens hat, und nach dessen Besitz die Franzosen trachten. Bis Campot haben wir ihn begleitet; wir verließen ihn, als er sich anschickte, seine Wanderung nach der Hauptstadt Udong anzutreten, das 135 Miles nordöstlich liegt, und wo sich der zweite König von Cambodscha aufhielt. Von dort zog er noch etwa 100 Miles weiter gen Osten nach Brelum, wo er das mehr als halbwilde, seither wenig bekannte Volk der Stiengs beobachtete, und besuchte auf der Rückreise von Udong aus den Tuli sap, einen großen Binnensee, an welchem die großartigen Ruinen von Ongkor liegen. Diese erforschte er genau und ging dann auf dem Landwege nach Bangkok zurück, das er vor 15 Monaten verlassen hatte. Nachdem er sich etwas von den Anstrengungen einer ungemein beschwerlichen Reise erholt, unternahm er einen Ausflug in westlicher Richtung nach Petschaburi, wo eine in Siam berühmte Grotte liegt, blieb dort vier Monate lang, ging dann wieder nach Bangkok und trat im Oktober 1860 eine Wanderung nach Korat an, das in gerader Linie 180 Miles nach Nordosten hin liegt. Dort legte ihm der Statthalter so große Hindernisse in den Weg, daß er nach Bangkok zurückgehen mußte, um von König Mongkut schriftliche Befehle auszuwirken, welchen die Beamten Folge zu leisten hatten, zog dann von Bangkok 420 Miles weit in nördlicher Richtung in das Land Laos, bis Luang Prabang, wo er dem Fieber erlag.

Der König von Cambodscha.
(Nach einer Zeichnung von Lange.)

Der König von Cambodscha hatte dem Reisenden Transportmittel versprochen, als aber die Wanderung beginnen

sollte, stellte der Obermandarin ihm nur drei elende Karren zur Verfügung, und Mouhot miethete deshalb einige Wägen auf eigene Kosten und fuhr nach Udong. Diese Hauptstadt von Cambodscha liegt nordöstlich von Campot, etwa drei Wegstunden von einem aus dem großen See kommenden Zuflusse des Mekong, 130 Miles vom Meer entfernt. Mit Ochsenkarren gelangt man in acht Tagen dorthin, mit Elephanten in vier Tagen, aber dieser Transportthiere bedienen sich nur die Könige, Mandarinen und reiche Leute. Der Weg führt überall durch ungelichtete Wälder, welche bis an die Thore der Hauptstadt reichen. Die Hitze war ungemein drückend, und Mouhot legte einen Theil des Weges barfuß zurück. Ich hätte, sagt er, nie geglaubt, daß die Sonnenstrahlen eine so fürchterliche Gewalt ausüben könnten. Diese glühenden Strahlen prallten auf den Sand, und von 10 Uhr Morgens an war die Hitze kaum auszuhalten. Dann konnten die Eingeborenen trotz ihrer sehr abgehärteten Fußsohlen nicht mehr auf den nackten Boden treten, sondern suchten Grasbüschel; die Ochsen stöhnten unaufhörlich, man sah ihnen Pein und Erschöpfung an, und oft wollten sie trotz des Anstachelns und vieler Hiebe mit dem Bambusrohr nicht mehr von der Stelle. Das Wasser in den Pfützen war nicht etwa lauwarm, sondern heiß, die ganze Natur schmachtete dahin. Gegen Mittag rasteten wir und brachen bald nach drei Uhr wieder auf. Es war sehr schlimm, daß wir auf dem ganzen Wege keinen Tropfen guten Trinkwassers fanden; unsere Thiere hatten noch mehr vom Durste zu leiden, als wir Menschen; zum Reis- und Theekochen hatten wir nur Wasser aus den Pfützen, in welchen manche nux vomica lag. Abgesehen von dem Wassermangel und dem lästigen Staube während der trockenen Jahreszeit ist der ganze Weg zwischen Campot und Udong recht gut. —

Ein Page des Königs von Cambodscha.
(Nach einer Zeichnung von Lange.)

In ziemlich gleichen Entfernungen, gewöhnlich 12 Miles von einander, findet der Reisende Stationen. Neben den alten Karawanserais, in welchen auch die frohndpflichtigen Lastträger, welche alle fünf Tage abgelöst werden, ein Unterkommen finden, stehen auch neue Gebäude für den König und dessen Gefolge. Aber auf der ganzen Wegstrecke liegt nur ein einziges, obendrein sehr kleines Dorf, und Mouhot sah nirgends einen Pfad, der in das Innere des Waldes geführt hätte. Erst ganz in der Nähe der Stadt bemerkte er einige Reisfelder und Fruchtgärten; in den letzteren stehen kleine Häuser, und dorthin kommen Abends die wohlhabenden Leute, um frische Luft einzuathmen.

In Udong begab sich Mouhot sofort in den Palast des zweiten Königs; es ist eine ziemlich armselige, von einem großen Platz umgebene Gebäudemasse. Es traf sich, daß er gerade bis ans Thor eines Gebäudes kam, in welchem eben einige Mandarinen öffentliche Gerichtssitzung hielten. Der Fremde sandte seinen Diener Nin hinein und ließ um eine Wohnung bitten. Sofort strömten Richter und Publikum heraus und geleiteten ihn ins Justizgebäude, wo er sofort unter den Augen der Leute, die ihn Anfangs für einen Kaufmann hielten, seine Kisten und Kasten zurecht stellte und sich häuslich einrichtete. Der König ließ ihm bald nachher durch zwei Pagen eröffnen, daß er einen Besuch erwarte; es sei gar nicht erforderlich, daß der Fremde zuvor die Kleider wechsle. Mouhot ließ sich also ohne Weiteres von einem Mandarinen zum Palaste geleiten, an dessen Eingange etwa ein Dutzend Kanonen ohne Laffeten lagen; in einigen dieser Feuerröhre nisteten Vögel ganz harmlos. Weiterhin sah er Geier, welchen man den Abhub von des Königs Mahlzeit vorwarf.

Der Audienzsaal war mit chinesischen Fließen gepflastert, und die Wände hatte man mit Kalk weiß angestrichen. Eine beträchtliche Anzahl Pagen, die allesammt Siamesen waren, trug rothseidene Langutis um die Hüften und saß, des Herrschers gewärtig, in orientalischer Weise niedergekauert am Boden. Ein Weilchen nachher trat er ein, benahm sich ganz zwanglos, fragte den Fremden nach seiner Heimath und dem Zwecke seiner Reise und war mit der Antwort, daß Mouhot gekommen sei, um das Land kennen zu lernen und zu jagen, vollkommen befriedigt. Dann sagte er, der Fremde möge ihn besuchen, und ging dann fort.

Die Häuser in Udong sind aus Bambus, einige auch aus Brettern gebaut; der Markt, auf welchem auch hier die Chinesen die Mehrzahl der Leute bilden, ist äußerst schmutzig, die längste Gasse etwa eine halbe Wegstunde lang, und die Einwohnerzahl mag sich auf etwa 12,000 Seelen belaufen. Die Stadt erscheint aber sehr belebt, weil viele Landleute aus der Umgegend dorthin kommen und die Mandarinen bei ihren häufigen Aufzügen immer eine große Menge von Sklaven im Gefolge haben. Vornehme Leute reiten auf kleinen, sehr reich angeschirrten, äußerst munteren Pferden, die alle auf den Paßgang abgerichtet sind. Ochsenkarren sieht man immer in den Straßen, dann und wann auch Elephanten und nicht selten auch Processionen andächtiger Leute, die unter lärmender Musikbegleitung nach den Pagoden ziehen. Dabei fehlen bettelnde Talapoinen (Buddhapriester) nicht; sie tragen ein gelbes Gewand und haben den heiligen Kochtopf auf dem Rücken befestigt.

Am dritten Tage erschien der König zu Fuß im Justizgebäude, begrüßte den Europäer und ersuchte ihn, Platz auf einem Stuhle zu nehmen. Alle Landeseingeborenen im Hause und auf dem großen Platze vor demselben lagen platt am Boden. Das Gespräch drehte sich um politische Angelegenheiten. Ehemals, sagte der zweite König (er ist jetzt der erste), war Cambodscha ein mächtiges Reich, aber die Annamiten haben uns viele Provinzen entrissen. Er bot dem Europäer eine Cigarre an, und dieser schenkte ihm eine stand in einer helmförmigen Mütze von Korkholz, welche sehr leicht und luftig ist. Ein Kammerherr führte ihn in ein hübsches, in europäischer Weise möblirtes Zimmer, in welchem schon Speisen aufgetragen waren. Die Landessitte erfordert, daß der Hauswirth nichts genießt, während der Gast die Speisen zu sich nimmt. Der König stellte seinen jüngern Bruder vor, einen Knaben von etwa 14 Jahren, der platt am Boden lag, und hob dabei hervor, daß er Hühner und Enten nach europäischer Art habe kochen lassen, wies

Ein Komiker auf der Schaubühne zu Udong in Cambodscha. (Nach einer Zeichnung von Bocourt.)

Miniébüchse. Darauf erfolgte eine Einladung zum Mittagessen; auch erbot sich der Herrscher, dem Fremden die Einzelnheiten der Stadt und den Palast des ersten Königs zu zeigen und überdies Komödie spielen zu lassen. Offenbar erfreute der Europäer sich hoher Gunst; am nächsten Morgen ließ der König ihm sogar ein Pferd zu beliebigem Gebrauche vorführen und ihn auf Nachmittags vier Uhr in den Palast bitten. Mouhot kleidete sich in weiße Weste, weiße Hose und schwarzen Frack; seine Kopfbedeckung bedann auf eine Flasche Cognac hin und sprach die beiden einzigen englischen Worte, die er überhaupt kannte: g o o d b r a n d y! Auch wurden verschiedene Gallerte und eingemachte Früchte aufgetragen, sodann Bananen und Mangos; zuletzt kamen Thee und Manilacigarren. Und nun wurde eine Spieluhr auf den Tisch gestellt, welche die Marseillaise und den Gesang der Girondisten spielte! — Als der junge Prinz sich verabschiedet hatte, setzte er sich rittlings auf die Schultern eines Pagen und wurde von diesem heimgetragen.

Am nächsten Morgen wurde Mouhot wieder zum Könige befohlen. Dieser saß im Empfangssaale auf einem Divan und theilte Befehle an seine Pagen aus. Dann stieg er in einen mit zierlichem Schnitzwerk geschmückten, reich ausstaffirten Tragsessel und ließ sein eines Bein über die Außenseite herabhängen, während Schultern und Kopf auf einem Lederkissen ruheten. Füße und Kopf waren unbedeckt; das Haar hatte der König (wie unsere Abbildung zeigt) nach siamesischer Sitte scheeren lassen; der Palankin wurde von vier Pagen auf den Schultern getragen, während ein anderer Page einen mächtig großen rothen Sonnenschirm an einem wohl 12 Fuß langen, vergoldeten Stiel über des Herrschers Haupt hielt. Der junge Prinz ging neben dem Tragsessel und trug des Königs Schwert; Mouhot befand sich auf der andern Seite, und der König machte ihn auf Manches aufmerksam. Das Volk war in großer Menge zusammengelaufen und warf sich platt auf den Boden. Dem Zuge voran schritten drei Liktoren mit gewaltigen Bündeln von Bambusrohr; diese galten für Symbole der königlichen Gewalt; hinter dem Palankin gingen, je zu zweien neben einander, etwa 30 Pagen und Kammerherren mit rothseidenen Langutis, Lanzen auf den Schultern und Säbeln und Flinten, die an ihnen herumhingen.

Der Zug kam am Palaste des ersten Königs an; Seine Majestät trat aus dem Palankin und ging dann einen Baumgang entlang, der zu Rasenplätzen und Gärten führte. Dort lagen etwa 100 kleine, mit Rohr bedeckte Häuser. Der König sprach zu Mouhot: „Alle diese Häuser sind von Frauen meines Vaters bewohnt, es ist kein einziger Mann darin." Der königliche Palast erhebt sich am Ufer eines kleinen Sees; er ist sehr anspruchslos und besteht aus Bambushäusern. Für einen Europäer bot er nichts Bemerkenswerthes dar.

Nach Sonnenuntergang begann die Komödie, in welcher ein Hanswurst eine große Rolle spielte. Sie glich den Vorstellungen, welche in Bangkok zum Besten gegeben werden, und die wir früher geschildert haben.

Am 2. Juli 1859 sandte der König Wagen, Elephanten und einige Pagen, welche dem Reisenden eine Strecke das Geleit gaben. Das Volk in den Straßen warf sich vor ihm nieder, weil es ihn am Abend vorher in freundlichem Gespräche mit dem Könige gesehen hatte.

Der Weg nach Pinhalú bildet eine sehr hübsche Chaussee, die an mehreren Stellen 10 Fuß höher liegt, als die auf einigen Strecken morastige Waldebene, welche sich bis zu dem großen Verbindungskanal zwischen dem Tnli sap und dem Mekong erstreckt. Mouhot kam über manche steinerne und hölzerne Brücke; dergleichen gibt es in Siam noch nicht. Die Straße war von Fußgängern belebt, welche nach Udong zu Markte gingen; da und dort standen armselige Hütten auf Pfählen; in denselben wohnen Thiames, welche der König vor einem Jahr aus den östlich vom Mekong gelegenen Ebenen hierher verpflanzt hatte, um sie für einen Aufstandsversuch zu bestrafen.

Gegen Abend war Mouhot in Pinhalú, einem sehr großen Dorf am rechten Ufer; dort leben manche Leute, die

Katholische Mission zu Pinhalú, Cambodscha. (Nach einer Zeichnung von Sabatier.)

von Portugiesen und von aus Annam geflüchteten Familien abstammen, und dort hat auch das apostolische Vikariat für Cambodscha und Laos seinen Sitz. Die Missionäre sind Franzosen, und bei ihnen fand Mouhot als Landsmann eine ungemein freundliche Aufnahme. Einer derselben, Arnoux, war aus demselben Departement gebürtig, wie der Reisende (jenem des Doubs), und eben von seiner Mission unter den wilden Stiengs eingetroffen, um sich mit allerlei nöthigem Bedarf zu versorgen.

Von diesen Missionären, namentlich auch vom Bischof Miche, erhielt Mouhot manche Nachrichten über Land und Leute, z. B. über die Schuldgesetze. Wer nicht zur anberaumten Frist bezahlt, wird sammt allen seinen Angehörigen Sklav des Gläubigers. Dieser trifft z. B. ein junges Mädchen auf der Straße und sagt: Geh jetzt mit mir, du bist meine Sklavin. — Ich kenne dich ja gar nicht. — Dein Vater ist mir schuldig geblieben. — Ich habe meinen Vater gar nicht gekannt, er starb, ehe ich geboren wurde. — Gut, wenn du nicht folgst, dann werde ich dich verklagen. —

Der Gläubiger gibt nun einem Gerichtsmandarinen

Geld und verspricht ihm noch einige Geschenke; das Mädchen wird vorgeladen, verurtheilt und ist von nun an eine Sklavin des Klägers.

Mouhot's Diener fürchteten sich, den Reisenden auf die andere Seite des großen Stroms in das Land der wilden Stiengs zu begleiten. Die Siamesen sind überhaupt nicht gern in Cambodscha, und die Gebirge und Wälder der Stiengs gelten mit vollem Rechte für außerordentlich ungesund. Aber Mouhot ließ sich nicht abschrecken, sondern fuhr von Pinhalú aus in einer von zwei Männern gerunderten Barke auf einem Verbindungsflusse nach dem Mekong. Es war ihm auffallend, daß ihm eine Art von Fluth entgegen trieb, aber die Sache erklärt sich. Während einer Zeit von fünf Monaten im Jahr hat der große Binnensee Cambodscha's, der Tuli sap, eine beträchtliche Tiefe, die sich dann vermindert, während der Umfang des Sees ziemlich derselbe bleibt. Zur Regenzeit erhält er nicht blos die Gewässer, welche aus dem an seiner Westseite sich erhebenden Gebirg herabkommen, sondern auch das überschüssige Wasser aus dem Mekong, welches den Abfluß des Sees verhindert und theilweise selbst bis weit in den See hineindringt.

Am Abend war Mouhot in Penomb penh, das nur 18 Miles von Pinhalú entfernt liegt und den größten Bazar in Cambodscha hat. Der Reisende hatte Reis und getrocknete Fische von den Missionären geschenkt bekommen und brauchte also nur Glasperlen, Zinndraht, Baumwollenzeuge und einige Sachen einzukaufen, die als Tauschwaaren im Handel mit den Wilden unentbehrlich sind. Penomb penh liegt am Zusammenfluß von zwei großen Strömen, und von seinen 10,000 Einwohnern sind die meisten Chinesen. Dazu kommen aber noch etwa 20,000 Menschen, die dort keinen dauernden Aufenthalt nehmen und im wahren Sinne des Wortes als schwimmend betrachtet werden können, weil sie in ihren Barken leben. Sie sind aus Cambodscha und Cochinchina. Jetzt eben waren viele Fischer aus dem großen See zurückgekommen, um in Penomb penh einen Theil ihrer Ausbeute zu verkaufen; Andere hatten sich eingefunden, um Baumwolle einzuhandeln, die vor dem Eintritt der Regenzeit geerndet wird. Die Stadt dehnt sich lang hin und ist sehr schmutzig; von einer Pagode herab sah Mouhot, wie der Mekong und sein Nebenstrom durch eine ausgedehnte, bewaldete Ebene fließen; im Süden und Nordwesten erheben sich kleine Gebirgszüge.

Am folgenden Tage ruderte Mouhot bis ans südliche Ende der Stadt hinab und kam an einer zweiten schwimmenden Stadt vorbei. Die ungefähr 500, zumeist großen Barken, aus welchen sie besteht, dienen für eben so viele Kaufleute als Wohnungen und Waarenlager. Sobald Gefahr einträte, könnten sie rasch das Weite suchen.

Bald nachher befand der Reisende sich an dem Punkte, wo der aus dem Tuli sap abfließende Strom sich mit dem Mekong vereinigt. Dieser Name bedeutet Mutter der Flüsse; er gleicht hier dem Menam einige Meilen oberhalb Bangkok, aber seine Wasserfülle war gewaltiger und die Strömung reißend und mächtig. Einige Boote ruderten dicht an den Ufern mit Mühe bergan.

Die große Insel Ko Sutin ist nur etwa 40 Miles

Waldgestrüpp im Lande der Stiengs. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

von Penomb penh entfernt, wurde aber erst nach fünf Tagen erreicht, denn die Strömung ist so heftig, daß an manchen Stellen das Boot getreidelt werden mußte; je weiter nach Norden, um so stärker fließt der Mekong, und die Ruderer können trotz der größten Anstrengung an manchen Tagen kaum zwei Miles zurücklegen. Ja, es kommt vor, daß sie Abends ihren Reis auf derselben Stelle kochen, von welcher sie am Morgen sich in Bewegung gesetzt haben. 30 bis 36 Stunden nördlich von der Insel Ko Sutin, unweit der Grenze von Laos, beginnen die Stromschnellen und Katarakten. Dann sind die Barken und Boote nicht mehr zu gebrauchen; man muß Kähne nehmen, die nebst dem Gepäck auf dem Rücken der Schiffsleute von einer unfahrbaren Stelle zur andern getragen werden.

Auf Ko Sutin traf Mouhot gleichfalls einen französischen Missionär, der ihm dringend von einer Wanderung zu den Stiengs abrieth. „Die Regenzeit beginnt; Sie gehen einem sichern Tod entgegen oder tragen wenigstens ein Fieber davon, an welchem Sie Jahre lang zu leiden haben werden. Ich selber habe dieses gräßliche, dieses fürchterliche

Tschengelnfieber gehabt; bis in die Fingernägel hinein wurde ich von einer geradezu höllischen Hitze gemartert und gleich darauf von eisiger Kälte gequält. Die Meisten sterben daran; wir Missionäre wissen das am besten." „Aber", sagt Mouhot, „mein Entschluß war einmal gefaßt, ich wußte, daß ich in dieser gefährlichen Gegend Muscheln finden würde, die nur dort vorkommen, und daß die Wilden mir Stoff zu allerlei Beobachtungen boten, und so ging ich in Gottes Namen weiter nach Pemptielan und von dort durch dichte Wälder." Die Dorfbewohner waren unfreundlich; mehr als einmal mußte der Reisende im Freien auf feuchtem Boden übernachten, und seine beiden Diener bekamen das Fieber.

So kam er nach Pump ka Daye, einem Srok oder Weiler, in welchem etwa 20 Stiengs wohnen; diese sind bis hierher, an die cambodschaner Grenze, geflüchtet, um der Sklaverei in ihrer Heimath zu entgehen. Von diesem Orte schickte der Reisende, welcher hier keine Wägen erhalten konnte, Boten nach Brelum, zum Missionär Guillour, welcher ihm dann auch Transportmittel und Diener entgegen schickte, und so kam er am 16. August nach Brelum, wo bei seinem Einzug in die Mission Freudenschüsse abgefeuert wurden.

„Seit drei Monaten verweile ich nun inmitten der wilden Stiengs, tief in den Wäldern, wo wir von wilden Thieren förmlich belagert sind. An jedem Tage besorgen wir einen Angriff, und unsere Gewehre sind stets geladen. Trotz aller Vorkehrungen kommen manche ganz nahe zu uns heran. Es wimmelt, kann man sagen, in den Wäldern von Elephanten, Rhinocerossen, Tigern, Ebern und Büffeln, und man sieht an allen Wasserstellen die Spuren dieser Thiere; im Dickicht hört man immer das Eine oder das Andere rauschen oder brüllen. Uebrigens fürchten sie die Nähe des Menschen, und wer sie erlegen will, verbirgt sich in der Nähe der Tränken auf einem Baum oder in einer Laubhütte. Am meisten fürchten wir die Skorpione, Hundertfüße und Schlangen, gegen welche wir stets auf der Hut sein müssen, auch sind die Stechmücken und Blutigel ungemein lästig. Ganz besondere Vorsicht ist während der Regenzeit geboten, namentlich, wenn man sich schlafen legt und auch, wenn man erwacht; es kann Einem sonst begegnen, daß man auf eine giftige Schlange tritt. Ich habe in meiner Wohnung einige Schlangen mit dem Beil und mit Kugeln getödtet, und während ich diese Zeilen schreibe, spähe ich vorsichtig umher, ob nicht eins dieser giftigen Kriechthiere, auf welches ich gestern Abend trat, sich wieder hereinschleicht. Eben jetzt höre ich auch das Brüllen eines Tigers, der draußen umhergeht und eine Gelegenheit sucht, durch die Bambuseinzäunung zu brechen und sich ein Schwein zu holen. Ein Rhinoceros hat vor einer halben Stunde den Gartenzaun eingerannt und läßt es sich wohlschmecken.

Die wilden Stiengs, welche dieses Land bewohnen, gehören wahrscheinlich zu einem und demselben großen Stamme mit den Leuten auf den Hochebenen und in den Gebirgen, welche zwischen Siam und Cambodscha einerseits und Annam andererseits liegen. Diese Region begreift das Land zwischen 11 und 16° n. Br. und 104 bis 106° 20′ ö. L. von Paris. Sie scheinen eine von den umwohnenden Völkern ganz verschiedene Gruppe zu bilden, und ich halte sie für die Ursassen des Landes, welche sich, von ihren Nachbarn bedrängt, in diese Gegend zurückgezogen haben. Jedes Dorf bildet eine unabhängige Gemeinde für sich, und alle diese Wilden haben eine solche Anhänglichkeit an ihre Wälder und Berge, daß ein Verlassen dieser Heimath ihnen entsetzlich schwer fällt. Allerdings kommen Manche als Sklaven unter die Cambodschaner, fühlen sich aber dann allemal recht elend und ergreifen jede Gelegenheit zum Entweichen.

In Cambodscha und Annam fürchtet man sich vor den Stiengs, weil diese Wilden ausgezeichnete Bogenschützen sind. Ihr Land ist, wie schon bemerkt, ganz außerordentlich ungesund, das Fieber wüthet schrecklich und rafft fast alle Annamiten und Cambodschaner hinweg, die ins Land kommen. Man versicherte mir, daß kein Fremder von den Einwirkungen der Malaria verschont bleibe.

Häuptling eines Stieng-Dorfes.
(Nach einer Zeichnung von Rousseau.)

Der Stieng liebt den Schatten der dichtesten Wälder, lebt gleichsam in Gesellschaft mit den wilden Thieren und bahnt keine Pfade, weil er dergleichen nicht bedarf, denn er geht unter den Bäumen hinweg oder um sie herum. Er hat, wie gesagt, große Anhänglichkeit an sein „Hochland", denn so bezeichnet er seine Gegend, aber die Stelle, an welcher er geboren wurde, ist ihm gleichgültig. Er verläßt sein Dorf, wenn ein Nachbar ihm nicht gefällt oder einer seiner nächsten Angehörigen am Fieber stirbt, und nimmt anderwärts seinen Aufenthalt; denn Wald findet er überall und Getreide kann er säen, wo es ihm beliebt. Man darf diese Wilden als unabhängige Leute betrachten, obwohl die Laotier, Cambodschaner und Annamiten einzelnen Dörfern einen Tribut abpressen; derselbe wird aber nur alle drei Jahre erhoben und besteht in etwas Wachs und Reis.

Ein gewisser Communismus hat bei den Stiengs seine Verwirklichung gefunden; wer etwas oder viel hat, theilt Anderen gern von seinem Ueberflusse mit. Sie verstehen sich vortrefflich auf die Bearbeitung des Eisens und Elfenbeins, und die Säbel und Beile, welche von einigen nördlichen Stämmen verfertigt werden, sind in Annam sehr gesucht und geschätzt. Auch verfertigen sie Töpfergeschirr, und ihre Frauen weben und färben Baumwollenzeuge. Der Ackerbau ist für ein abgeschieden in den Wäldern lebendes Volk mannigfaltig genug; der Stieng baut Reis, Mais, Tabak und pflanzt Bananen, Mango und Orangenbäume. Jeder hat sein besonderes Feld, das allemal ziemlich weit vom Dorf entfernt liegt und in sehr gutem Stand erhalten wird. Dort lebt der Eigenthümer während der Regenzeit in einer auf Pfählen stehenden Hütte, denn er kann nicht auf Jagd oder Fischfang ausgehen, weil die ungeheure Menge von Blutigeln ihn daran verhindert. Das Feld wird in sehr einfacher Weise urbar gemacht. Der Stieng

klärt mit seiner Axt ein Bambusgestrüpp; das abgehauene Holz wird nach ein paar Tagen verbrannt, und die Asche bildet einen Dünger, der aber für einen so fruchtbaren Boden überflüssig erscheint. Große Bäume bleiben stehen, und um die Bambuswurzeln kümmert man sich nicht. Der Boden wird in langen Reihen vermittelst eines Bambusstabes aufgerissen; die Frau geht hinter dem Manne her und wirft das Saatkorn in die Furchen. Eine Egge braucht man nicht, weil ein starker Regen den Dienst einer solchen verrichtet und die Saat mit Erde überdeckt. Bis zur Ernte hat ein solcher Landmann mit dem Acker nichts mehr zu schaffen. Er steigt auf seine Pfahlhütte, raucht Cigarren, hat immer Bogen und Pfeile neben sich liegen und spähet, ob Eber, Affen und andere Thiere in seine Nähe kommen. — Die Ernte fällt in den Oktober, aber schon zwei Monate vorher macht sich Mangel fühlbar, denn der Stieng hat keinen Begriff vom Haushalten und Aufsparen. Im Nothfalle begnügt er sich mit Schlangen, Kröten, Fledermäusen, die er in hohlen Baumstämmen findet, kaut dazu, was er noch etwa an Maiskörnern hat und verspeist junge Bambussschossen und Knollenpflanzen, wie der Wald sie ihm eben darbietet. Er besitzt Hornvieh, Schweine, Hühner und Enten, aber nur in sehr geringer Zahl. Elephanten werden in den südlichen Theilen nur selten als Hausthiere gehalten; in den nördlichen dagegen, beim Stamme der Benams, hat jedes Dorf einige Elephanten.

Nach der Ernte beginnen die Festlichkeiten; ein Dorf ladet das andere ein, und Leute, die noch vor wenigen Wochen mit Schlangenfleisch sich begnügten, schlachten nun Ochsen und Kühe, prassen Tag und Nacht beim Schall eines Tamtam und singen Lieder. Die Ueberfülle nach bittrem Mangel erzeugt Krankheiten; Krätze und andere Hautkrankheiten treten häufig auf; theilweise entstehen sie aus Mangel an Salz, welches die Stiengs sich nicht jederzeit verschaffen können. Magenübel suchen sie dadurch zu heilen, daß sie die Magengrube mit einem glühenden Eisen brennen. Offene Wunden werden niemals verbunden, sondern man läßt sie von den Sonnenstrahlen bescheinen, und auf solche Weise heilen auch tiefe Geschwüre. Der bei den Chinesen so häufige Aussatz kommt bei ihnen nicht vor; sie halten den Körper sehr reinlich und baden an manchem Tage dreimal.

Der Stieng unterscheidet sich in seinen Zügen wesentlich vom Annamiten und vom Cambodschaner, doch trägt er, wie der Erstere, das Haar in einen Knoten gebunden (siehe die Abbildung), den er am Hinterhaupte mit einem Bambuskamme befestigt. Er ist kaum mittelgroß, sieht aber kräftig aus, die Glieder sind ebenmäßig, die Gesichtszüge regelrecht, die Augenbrauen dicht, der Bart ist manchmal ziemlich stark, falls die Haare nicht ausgerissen worden sind. Die Stirn ist gut entwickelt und läßt auf mehr Intelligenz schließen, als beim Cambodschaner. Gastfrei sind alle Stiengs, und der Fremde wird stets gut aufgenommen; man schlachtet ein Schwein, um ihn gut zu bewirthen, oder ein Huhn und setzt ihm Wein vor, welcher vermittelst einer Bambusröhre aus einem großen Topfe geschlürft wird. Die Bekleidung besteht in einer langen, schmalen Schärpe, aber in den Hütten legt man auch diese ab. Die Sklaven haben große Freiheit, und körperliche Züchtigung ist unbekannt. Wer gestohlen hat, muß ein Schwein oder ein Stück Rindvieh und mehrere Töpfe Weins zum Besten geben, sonst wird er als Sklave verkauft. Priester und Tempel sind nicht vorhanden, doch wird ein höchstes Wesen anerkannt, von welchem alles Gute und Böse herrühren. Dieser Gott heißt Bra und wird sehr oft angerufen. Bei einer Hochzeit finden Lustbarkeiten statt; bei Leichenbegängnissen versammelt sich das ganze Dorf und heult Wehklagen. Der Verstorbene wird bei seiner Wohnung begraben; man setzt über das Grab ein kleines Blätterdach und stellt Kalebassen mit Getränk, sodann Pfeile und Bogen daneben; an jedem Tage säet ein Familienglied ein paar Reiskörner, damit der Todte keinen Mangel leide. Vor jeder Mahlzeit wirft man für die Seelen der Vorfahren einige Reiskörner auf die Erde. Die Thiere haben auch eine Seele, welche nach dem Tod umgeht. Deshalb bittet man ein geschlachtetes oder auf der Jagd erlegtes Thier um Verzeihung für das Böse, was man ihm angethan habe, und bringt ihm ein Opfer, welches sich nach der Größe und Stärke des Thieres richtet. Bei einem Elephanten macht man viele Umstände, denn man schmückt seinen Kopf mit Kränzen und sieben Tage lang wird gesungen und Tamtam geschlagen. Das ganze Dorf ist betheiligt und Jeder bekommt seinen Antheil. Zwar versteht man sich auf das Räuchern des Fleisches, gewöhnlich wird aber alles frisch weggegessen. Man röstet, wo immer thunlich, das ganze Thier in Haut und Haar, schneidet erst nachher einzelne Stücke ab und kocht diese oder röstet sie noch einmal auf Kohlen.

Eine blödsinnige Stienge.
(Nach einer Zeichnung von Lange.)

Den Bogen legt der Stieng nicht ab; auch trägt er stets ein Hauptmesser und dazu auf dem Rücken einen Korb. Er geht viel auf den Fischfang oder auf die Jagd, ist ungemein beweglich und flink, schlüpft wie ein Hirsch durch den

dichtesten Wald, kann große Beschwerden ertragen, und die Frauen sind nicht minder kräftig als die Männer. Pfeile und Bogen handhaben sie meisterhaft, doch reichen die ersteren selten weiter als 50 Schritte. Große Thiere erlegt man mit vergifteten Pfeilen, und das Gift wirkt sehr schnell; Elephant, Rhinoceros und Tiger fallen gewöhnlich ein paar hundert Schritte von der Stelle entfernt, wo man sie angeschossen hat. Der Tiger wird als „Großvater" bezeichnet, weil er ein feines Gehör hat und eine weniger achtungsvolle Benennung sehr übel nehmen würde.

Glasperlen werden in mancherlei Weise zum Putz verwandt und dienen, neben dem Zinndraht, als Geld, als Landesmünze, nach welcher der Werth eines Ochsen, Schweines oder einer bestimmten Quantität Reis oder Mais sich regelt. Beide Geschlechter durchbohren das Ohr und stecken drei Zoll lange Knochen oder Elfenbeinstücke hinein. Die Häuptlinge haben mehrere Frauen, ärmere Männer begnügen sich mit einer Frau.

Während meines Aufenhalts bei den Stiengs trat eine totale Sonnenfinsterniß ein. Sie wird dadurch verursacht, daß ein mächtiges Wesen den Mond oder die Sonne verschluckt; man macht ein entsetzliches Geräusch, damit das bedrohte Gestirn die Gefahr rascher überstehe, schreit, paukt auf das Tamtam entsetzlich los und schießt Pfeile in die Luft, bis die Sonne wieder hell am Himmel steht. Eine eigenthümliche Belustigung darf ich nicht mit Schweigen übergehen. Die Stiengs lassen Drachen steigen, an welche sie ein bogenförmiges, musikalisches Instrument befestigen. Wenn bei Nacht der Wind geht, vernimmt man wohlklingende, sanfte Töne, welchen der Stieng gern lauscht.

Man kann einem Stieng nur mit Mühe begreiflich machen, was Rechnen sei. Er legt 100 Maisähren, die er zu verkaufen hat, in 10 verschiedene Haufen, und es kostet ihm Mühe, herauszubringen, ob Alles richtig sei.

Zwischen verschiedenen Dörfern kommen nicht selten Fehden vor, sie sind aber nicht sehr blutig, weil es hauptsächlich darauf abgesehen ist, Gefangene zu machen, welche dann nach Laos oder Cambodscha verkauft werden. Eigentlich hat der Stieng einen sanften und schüchternen Charakter; sobald er sich bedroht glaubt, zieht er sich in die dichtesten Waldungen zurück und bespickt die pfadähnlichen Wege, die zu seinen Schlupfwinkeln führen, mit Bambusspitzen, damit der Feind sich die Füße verwunde.

Die Stiengs in der Stadt Brelum und der nächsten Umgegend sind von den französischen Missionären in mancher Beziehung gesittigt worden. Von Bekehrung zum Christenthum kann bisher allerdings nicht die Rede sein, aber Mahnungen und gute Beispiele der weißen Geistlichen haben doch eine gute Wirkung."

Die Boka.

Von v. R.-D.

I.

Die Bocche di Cattaro. — Castel nuovo und seine Forts. — Türkenkriege. — Landschaftliche Reize der Boka. — Teodo Bai, Risano Bai und Cattaro Bai. — Perasto. — Risano und die Risanoten.

Wie die Italiener unter Le Bocche, verstehen die Südslaven unter Boka oder Boke nicht nur den Meerbusen von Cattaro, den Sinus Rhizonicus der alten Römer, sondern auch das ihn umgebende Land, welches früher das „venetianische Albanien" hieß und jetzt den Kreis von Cattaro, den südlichsten Kreis Dalmatiens, ausmacht.

Der Name rührt von der eigenthümlichen Gestaltung des Kanals von Cattaro her, welcher aus vier großen Becken besteht, die vermittelst kurzer Engen (Bocche, Mündungen) mit einander zusammenhängen und ihrerseits wiederum mehrere kleine Buchten bilden.

Der ganze Golf, der sich 15 bis 17 Miglien weit landeinwärts erstreckt und ringsum von Gebirgen eingeschlossen wird, ist durch seine Ausdehnung und Tiefe zur Aufnahme der zahlreichsten Flotte und größten Kriegsschiffe geeignet und würde einer der schönsten Häfen der Welt sein, wenn das Ein- und Auslaufen der Schiffe zu allen Jahreszeiten mit gleicher Leichtigkeit von Statten gehen könnte. Aber die Mündung der Bocche di Cattaro in das Meer ist den Winden der Südstriche so gänzlich preisgegeben, daß Segelschiffe oft Tage lang warten müssen, um auslaufen zu können.

Die Haupteinfahrt wird durch den Scoglio Rondoni, der zwischen der Punta d'Ostro und der Punta d'Arza liegt, in zwei Wasserstraßen getheilt, von denen die nördliche, zwischen der Punta d'Ostro und dem Scoglio, beinahe doppelt so breit ist als die andere. Um beide beherrschen zu können, haben die Oesterreicher sowohl Rondoni, wie die über 200 Fuß hohe Punta d'Ostro und die ihr gegenüber liegende Landspitze stark befestigt.

Aus der ersten oder äußern Bucht führt die Bocca di Kobila zwischen der gleichnamigen Punta am Berge Kobila, auf welchem die türkische Grenze sich befindet, und der Punta di Lustizza am Ende der Halbinsel, welche diesen Namen trägt, in das zweite größere westliche Becken, das den Fuß des Gebirges von Lustizza, sowie die Küsten von Kombea und Castel nuovo bespült und westlich die Bai von Topla bildet.

Castel nuovo selbst, amphitheatralisch an einem Hügel auf der Nordseite des Kanals gelegen, gewährt mit seinen alterthümlichen Mauern und Thürmen, die es von allen Seiten umgeben, einen höchst malerischen Anblick.

Einer dieser Thürme, welcher in der Tiefe des Bergabhanges auf einem vom Meere bespülten Felsen steht und aus den schwarzen Blöcken in die Höhe steigt, welche die Rhede bilden, wird Castel di mare genannt und sollte einst die Stadt vor Angriffen von der Seeseite her schützen,

während hinter ihm ein anderer fester Thurm, Castel di terra genannt, emporragt, um die Stadt auf der Landseite zu vertheidigen. Beide Thürme sind gleich den Mauern, die sich durch Gärten winden, oder die Stadt umschließen, in Folge der vielen Erdbeben halb verfallen, und nur das Fort Spagnuolo, in der Volkssprache Gornjigrad, obere Burg, genannt, ist in brauchbarem Zustand erhalten worden. Es erhebt sich auf einer Anhöhe, eine kleine Miglie nördlich der Stadt, und beherrscht die ganze Umgegend nach der Straße von Ragusa zu. Hinter ihm blinken die weißen Kuppen des Monte Dalmastizza über dem wellenförmigen Thal hervor, das mit dem Dunkel seiner epheuumrankten immergrünen Eichen und baumartigen Hecken den Zwischenraum ausfüllt, und rechts vom Fort zieht sich ein ähnlich bewaldeter Abhang zum Meere hinab, wo Meligne, der Ort des Zollamts und Lazareths, liegt. Hier müssen alle ein- und auslaufenden Schiffe sich legitimiren, und die Kirchen gegen den Abhang zu schließt, hat man eine entzückende Aussicht auf die Bocche und das Meer, welches sich jenseits der Halbinsel Lustizza endlos ausbreitet. Ringsum ist Grün und Duft, und nur die gegenüberliegende Halbinsel, auf welcher man am Fuße des Gebirges von Lustizza das gleichnamige Dorf und den kleinen Hafenort Porto Rose erblickt, wo die Schiffe, geschützt vor allen Stürmen, den zum Auslaufen aus den Bocche günstigen Wind zu erwarten pflegen, erscheint in einer Nacktheit, die blos halb durch Gesträuch verschleiert wird.

Das Innere der Stadt Castel nuovo entspricht ihrem Aeußeren: durch und durch malerisch und verfallen. Hier und da sieht man ein zierliches Haus, aber eben so oft ein zerstörtes, die unregelmäßigen Straßen sind bald äußerst belebt, bald gänzlich vereinsamt, Epheu und andere Schlingpflanzen allenthalben. Die Piazza ist völlig ländlich, außer den Thürmen des Forts gibt es keinen, selbst nicht den

Einfahrt in die Bocche di Cattaro. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

aus Griechenland und von den Jonischen Inseln kommenden Quarantaine halten. Der Weg, welcher von Castel nuovo nach Meligne führt, ist einer der anmuthigsten Spaziergänge, die man sich denken kann, und es ist eine wahre Erquickung in dem kahlen Dalmatien, auf einer guten Straße, im Schatten hochstämmiger Bäume daher zu wandeln, durch deren Laub hier und da Orangen schimmern.

Mitten in der frischen duftigen Waldung steht auf einer parkähnlichen Lichtung das griechische Kloster Santa Sava oder Sarina mit seiner kleinen alten und großen neuen Kirche, seiner riesigen Cypresse und seinen von den Fremden bewunderten mehrstämmigen Pomeranzenbäumen. Es diente nach der Zerstörung des Klosters Tvèrdosch in Trebinje im Jahre 1695 längere Zeit dem Vladika der Herzegovina zum Wohnsitz und rühmt sich, unter anderen Reliquien die rechte Hand der Kaiserin Helena zu besitzen. Auch mehrere werthvolle kirchenslavische Manuskripte werden in der Bibliothek aufbewahrt, und an der Brüstung, welche den Platz vor den einer Kirche — das Kriegerische tritt überwiegend hervor, und die Geschichte der Kämpfe, welche die Festung ausgehalten, steht überall mit grauer Lapidarschrift hingeschrieben.

Im Jahre 1379 gründete König Tvèrtko I. von Bosnien Castel nuovo und machte es zur Handelsstadt und zum Stapelplatz der dort neu angelegten Salinen, welche er jedoch 1382 auf die Beschwerden der Ragusaner wieder eingehen ließ. Vom Herzog Stephan von S. Sabba, der es zur Hauptstadt der Herzegowina erhob, vergrößert und verschönert, fiel Castel nuovo bereits unter dessen Sohn Vlatko 1483 in die Hände der Türken. Eine christliche Flotte unter den Befehlen des päpstlichen Legaten, Fürsten von Melfi, des venetianischen Admirals Vincenzo Capello, und des spanischen Generalkapitäns und Vicekönigs von Neapel Ferdinand von Gonzaga warf am 27. Oktober 1538 vor Castel nuovo oder novi Anker, um es wieder zu erobern. Es ward mit Sturm genommen, 1700 Gefangene und eine Beute von mehr als 70,000 Thalern an Werth blieben den Sie-

gern, und Gonzaga ließ eine Besatzung von 4000 Spaniern in der Festung zurück. Francesco Sarmiento, der sie befehligte, legte das Fort an, das noch jetzt das „spanische“ heißt, und trieb die drei Sandschaks, welche sich am 1. Januar 1539 mit sechs Kanonen vor der Stadt zeigten, mit Verlust ihrer Geschütze zurück, noch ehe sie einen Schuß gethan. Dieser mißlungene Versuch der Türken veranlaßte jedoch, daß nicht nur Chosrew-Pascha, Beglerbeg von Rumelien, mit 60,000 Mann gegen Castel nuovo marschirte, sondern auch der gefürchtete Admiral Chaireddin-Pascha am 17. Juli mit 150 Segeln vor der Festung erschien. Seine 27 Schiffe starke Vorhut hatte schon am 13. Juli Anker geworfen und Tags darauf bei einem Brunnen, 1000 Schritt von der Stadt, wo die Mannschaft Wasser einnehmen wollte, durch einen Ausfall der Spanier 400 Todte verloren.

Chaireddin Barbarossa ließ 80 Kanonen ausschiffen und während der dreiwöchentlichen Belagerung 10,000 Kugeln verschießen. Am 7. August gab er Befehl zum Sturme, aber obgleich bereits in die untere Stadt gedrungen, wurden die Türken mit einem Verlust von 8000 Mann zurückgeschlagen. Am folgenden Tage verriethen indessen zwei spanische Ueberläufer, daß es der Besatzung an Munition und Provision gebreche und die Spanier in der obern Burg von 700 auf 300 Mann zusammen geschmolzen seien, und dadurch ermuthigt, wagten die Türken am 10. August einen letzten Angriff. Sarmiento mit kaum 300 Mann, dem Rest der ganzen Besatzung, mußte capituliren und die Einwohner wurden ein Opfer der Wuth der Türken, weil Chaireddin die Gefangenen nicht Preis geben wollte.

Mehrere Male versuchten es die Venetianer, sich Castel nuovo's wieder zu bemächtigen, mußten aber immer unverrichteter Sache abziehen, bis es ihnen endlich 1687 gelang, mit Hülfe der Malteserritter die Stadt nach einer 28tägigen Belagerung zu nehmen. Da die Bewohner der Umgegend viel dazu beigetragen hatten, die Entsatztruppen zu schlagen, welche Hussein-Pascha, der Vezir der Herzegowina, den Belagerten zuführen wollte, gewährten ihnen die Venetianer gleich der Bevölkerung von Castel nuovo gänzliche Steuerfreiheit. Die türkische Moschee, welche in der Mitte der Stadt stand, ward in eine christliche Kirche zu Ehren des heiligen Girolamo verwandelt, und nur die orientalischen Inschriften am Eingangsthor des Fort Spagnuolo, über der Porta terra oder Porta grande und am Brunnen auf der Piazza erhielten sich als Zeugen der Anwesenheit der Türken.

Mit der Küste von Castel nuovo bis Kombur, welche unstreitig die anmuthigste Gegend von Dalmatien ist, beginnen die landschaftlichen Schönheiten, welche die Boche di Cattaro mit Recht weltberühmt gemacht haben.

Denn die Boka gleicht ganz den lieblichen Alpenseen Norditaliens, mit dem Unterschied jedoch, daß sie statt süßen Wassers salziges hat, weil sie mit dem Meere in unmittelbarer Verbindung steht, und daß sie Klima und Flora mit Sicilien theilt.

Obwohl felsig, sind die Ufer dennoch äußerst fruchtbar, und Wein und Oelbäume, Limonen und Orangen steigen bis zu einer beträchtlichen Höhe hinauf. Selbst die Abhänge der Berge sind durch sogenannte „Muren“ (mece) bebauungsfähig gemacht, indem man unmauerte Erdbeete terrassenförmig eines über dem andern angelegt hat, damit das von den Höhen herabströmende Regenwasser nicht das Erdreich wegschwemme, und überall, von Castel nuovo an bis Cattaro, erblickt man Feigen-, Granaten- und Mandelbäume, Kastanienwälder und die den Boche eigenthümlichen Rosen, die auf serbisch Boketjke heißen, zwischen den zahlreichen Landhäusern und Häusergruppen, welche den ganzen Golf entlang sich aus dem Wasserspiegel erheben. Hier und da schimmert die Aloë mit ihren hohen Blüthenstengeln oder eine Palme mit ihrer Blätterkrone hervor, während über der Linie des Pflanzenwuchses nackte Felsen in den bizarrsten Formen fast senkrecht bis zur Alpenhöhe emporragen, und südwärts die hohen kahlen Gebirgsmassen von Montenegro das ganze Panorama abschließen.

Eingang des Castel di terra in Castel nuovo.
(Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Aus dem zweiten Becken, welches gegen 4 Miglien lang und 1½ Miglie breit ist, führt die Boeca di Kombur in den mittelsten Busen, der fast ein gleichseitiges Dreieck von je 4 Miglien Länge bildet. Die Halbinsel von Lustizza scheidet ihn nach Süden zu vom Meere, und die Seoglien S. Michele, Stradioti und Otok bilden zwei Einbuchten, deren südliche die Bai von Kartoli, und deren nördliche die Bai von Teodo heißt. Letztere bespült den wunderschönen Küstenstrich von Teodo, welcher sich von Lepetane bis Solile oder Le Saline hinzieht, reich an Südfrüchten und bekannt durch seinen guten, dem Malaga ähnlichen Wein, Marcemin, ist und den reichen Familien von Cattaro und Perzagno zum Sommeraufenthalt dient.

Der kleine Seoglio Stradioti, der in der Nähe liegt, hieß früher Prevlaka, und die Sage erzählt, es habe ein altes griechisches Kloster dort gestanden, in welchem der Metropolit der Zeta residirte, derselbe sei jedoch mit 72 Caludjeri von den Cattarinern römischen Glaubens vergiftet

worden, und deshalb sei das Kloster verlassen, die griechische Bevölkerung der Boka aber bis zu Anfang dieses Jahrhunderts unter der geistlichen Herrschaft des Vladika von Montenegro geblieben. Die Kirche, welche noch steht, ist uralt und enthält eine der frühesten und wichtigsten slavischen Inschriften. Die ganze Insel wurde nebst Lustica, Kèrtole und Gèrbal bereits 1115 vom serbischen König Georg der Stadt Cattaro geschenkt, und Radoslav (1250), so wie Urosch und Elena (1351) bestätigten diese Schenkung.

Dem Beginn des Berges Vermaz gegenüber, welcher sich von Teodo bis nach Cattaro hinzieht, in seinem höchsten Gipfel, dem Monte di S. Elia zwischen Stolivo und Lastua, bis zu 2450 Fuß erhebt und beim Fort Trinità zwischen Cattaro und Budua mit den Ausläufern des Loveiner Gebirges vereinigt, geht der theils waldige, theils nackte Gebirgszug der Monti Dereſiglie, welcher über der Bianca, einem sorgfältig bebauten Uferstrich mit vielen Landhäusern, seine größte Ueppigkeit an Grün entfaltet. Wie da, wo der Dobrastika sich senkt, das griechische Kloster Kutti, so schimmert hier das Kloster von Santa Domenica, im Laube halb verborgen, von der Höhe herab, während der bewaldete Zelenico, der in der Spitze von Kombur endet, Castel nuovo den Blicken des Reisenden entzieht und hinter Gionovich der türkische Grenzberg aus den Augen verschwindet.

An der Bianca verengt sich das Becken zu der fast eine Miglie langen Bocca di Lepetane, welche in das letzte oder östliche Becken führt, das sich in zwei große dreieckige Buchten, eine westliche und eine östliche, theilt. Die erstere erstreckt sich über zwei Miglien weit bis zu dem im nördlichsten Winkel liegenden Flecken Risano, die andere hat in ihrem südlichen Winkel die Stadt Cattaro, an ihrem östlichsten Punkte das Dorf Drahovaz.

Am Ausgang der Bocca di Lepetane, da, wo sie die engste Stelle des ganzen Kanals bildet, indem sie kaum 160 passi (à 5½ wiener Fuß) breit ist, steht rechts ein altes Schloß, das den Namen Le Catene führt, weil man hier früher den Kanal mit einer Kette zu versperren pflegte. Ihm gerade gegenüber, jenseits des Wassers, erhebt sich Perasto am Fuße seines starren Berges, des 2783 Fuß hohen Monte Cassone, gewissermaßen die gemeinschaftliche Spitze der beiden Buchten bildend.

Es liegt im Halbkreis um das Bergufer her, hat große

Castel di mare in Castel nuovo. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

alte Häuser, seltsame eigenthümliche Kirchen und macht von Außen einen höchst malerischen Eindruck. Steigt man aber ans Land, so sieht man sich sehr bald aufs unangenehmste enttäuscht. Eine einzige enge Straße windet sich um den Berg, an der Kirche von S. Niccolò, deren hoher Thurm den ganzen Ort beherrscht, sucht man vergeblich den nach ihr benannten Hauptplatz, und die Paläste am Ufer sind wie ein Schirm, hinter welchem sich die Armseligkeit des Fleckens verbirgt. Gleichwohl war Perasto unter Venedig eine Stadt, deren Deputirte den bevorrechteten Titel ambassiatori, Gesandte, trugen, und die sich durch ihre Tapferkeit und Treue einen historischen Namen gemacht hat. Denn trotz ihrer gänzlich unbefestigten Stadt schlugen die Perastiner am 15. Mai 1654 den unvermutheten Angriff eines über 6400

Mann starken türkischen Heeres ab, tödteten Viele der Feinde und erbeuteten drei Fahnen. Eine davon wird noch aufbewahrt. Eben so das Schwert, welches ein Graf Peter Zrini den Perastinern zur Erinnerung schenkte, als er voller Bewunderung ihrer That eigens aus Kroatien nach Perasto reiste, um die heldenmüthigen Bewohner dieses Ortes persönlich kennen zu lernen.

Der venetianische Rettore und Provveditore von Cattare, Francesco Battaggia, stellte ihnen am 25. Mai 1654 ein besonderes Zeugniß über ihr treffliches Verhalten aus, und die Republik verlieh ihnen als Auszeichnung das sogenannte vessillo del gonfalone, eine Standarte des heiligen Marcus, welche beim Fall Venedigs unter rührenden Ceremonien und allgemeiner Trauer in einem Sarge unter dem Hochaltar der Pfarrkirche feierlich begraben wurde.

Will man nach Risano, dem ältesten Orte der Boka, welche einst nach ihm benannt wurde, so läßt man Perasto rechts liegen und fährt in die westliche Bucht ein. Die Küste von Costagnizza, welche man links erblickt, ist zwar arm an Häusern, aber eben so reich an Oelbäumen und Kastanien, wie das nordwestliche Ufer des Busens felsig und wüst ist. Risano selbst liegt ganz am Grunde, am Fuße bewaldeter Berge, mit kleinen Steindämmen aus seiner schmalen, mit Feldern bebauten Campagna in das Wasserbecken hineintretend. Es steht auf der Stelle oder unfern des alten Rhizinium, welches, unter den illyrischen Königen berühmt und blühend, seiner geschützten Lage wegen von der Königin Teuta zum Zufluchtsort auserwählt wurde, als sie von den Römern besiegt worden war. — Als Castel nuovo 1539 von den Türken erstürmt wurde, ergab sich Risano Tags darauf ohne Schwertstreich und ward erst 1648 von den Venetianern wieder genommen, welche alle Befestigungen schleiften, den Ort aber beim Friedensschluß den Türken zurück geben mußten.

Griechische Klosterkirche in Castel nuovo. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Mit der Eroberung Castel nuovo's 1687 fiel auch Risano bleibend an die Republik, und die Bewohner zeigten sich seitdem als so unerbittliche Feinde der Türken, daß es sprüchwörtlich heißt: „Wären nicht die Risanoten und

Perasto in der Bocca di Cattaro. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Kriwoschianer*), zahlte die Boka den Türken den Haratsch." Gleichwohl leben die heutigen Risanoten fast ausschließlich vom Handel mit den angrenzenden türkischen Provinzen und stehen bei den Oesterreichern in dem Verdachte, geheime Verbündete der Montenegriner zu sein und Alles zu kaufen, was die Letzteren rauben.

Ihre Festtagskleidung ist eben so eigenthümlich, wie kostbar. Während sie nämlich für gewöhnlich schwarzseidene kurze Hosen, blaue oder weiße Strümpfe, Holzpantoffeln mit hohen Absätzen, eine schwarze gekreuzte Weste, schwarzes Jäckchen von Serge und ein rundes schwarzes Mützchen mit einem in Goldfaden gestickten Kreuz auf dem kleinen Deckel tragen, besteht ihre Feiertagstracht aus weißen Strümpfen, weißen oder schwarzen seidenen Hosen (gaie), welche weit und faltig bis ans Knie reichen, wo goldene Bänder sie festhalten, einer Weste von rother Seide (tjecerma), die vorn schräg offen ist und eine Einfassung von vergoldeten Silberstücken (toke) hat, und einen Waffenrock (dolama) von feinstem grünen Tuch, der bis an die Knie geht, an den Rändern und den enganliegenden Aermeln roth eingefaßt und reich mit Goldtressen und Goldknöpfen verziert ist. Eine rothseidene Schärpe (pas) umschließt ihn, unter welcher in einem breiten, starken Ledergürtel die ganz silbernen Pistolen nebst dem Messer stecken. Das Gehänge des massiv vergoldeten Säbels ist gleich dem Täschchen zu den Cartouchen von silberbeschlagenem Leder. Die rothen Gamaschen (dokoljenice), reich mit Gold besetzt, gehen bis an den Fuß. Die Schuhe von rothem oder schwarzem Leder sind mit Gold verziert. Ein buntseidenes Halstuch, leicht umgeschlungen, eine ärmellose Jacke (tjetscherma) von rothem Sammt mit vergoldeten Silberstücken und Knöpfen offen über dem Dolama getragen und eine gleichfalls rothsammtene Mütze (kappa) mit starker Goldquaste vollenden den Anzug.

Nicht weniger prächtig ist die Festtagskleidung der Frauen. Ueber einer weißen, mit rothem Band und Goldspitzen eingefaßten Chemisette tragen sie ein Jäckchen von rothem Sammt (kamischola), an den engen Aermeln aufgeschlitzt und mit goldenen Filigranknöpfen besetzt. Der faltige Rock (brano) von rother Seide mit breiter Goldspitze wird von Achselbändern aus Goldborten festgehalten. Die Schürze (traversal) ist roth und mit Goldspitzen besetzt, der Gürtel besteht im Rücken aus breiter Goldborte, vorn aus massivem Gold mit Juwelen, und von jeder Achsel bis in den Gürtel gehen über die Brust weg breite, flache Goldplatten (ombrelle), eine in die andere gehäkelt.

Castel spagnuolo in Castel nuovo.
(Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Den Kopfputz (kokulica) bilden eine Masse goldener und silberner Nadeln, welche am Hinterkopf in Form eines Helms so dicht in das Haar gesteckt werden, daß ihre Köpfe dasselbe ganz verbergen. Darüber werden der seidene Zendalin und ein Musselintuch (fazzulet) mit Stickerei und Goldspitzen gehangen. Gestickte weiße Manschetten, aus Gold und feinen Perlen reizend gearbeitete Ohrgehänge, eine goldene Broche, eine goldene Kette mit schöngefaßten Dublonen daran, Ringe an allen Fingern und das goldene Messer (britva) an silberner Kette gehören eben so zum unentbehrlichen Schmuck wie vorn an der linken Seite des Kopfes in der Haarflechte zwei Nadeln in Form einer silbernen Blume und eines goldenen Schwertes.

Für alle Tage kleiden sich die Frauen wie in anderen Orten der Bocche „italienisch" oder all'italiana, wie man das europäische Kostüm dort nennt, während die weiblichen Dienstboten gewöhnlich über einem gestickten Hemde einen weißwollenen Sadak, eine bunte Schürze, ein weißes Kopftuch und eine Fülle von Halsketten tragen.

*) Bewohner der sogenannten Grafschaft Krivoschije, welche ungefähr zwei Stunden nördlich von Risan an der türkischen Grenze auf den hohen nackten Felsenbergen acht kleine Dörfer mit 1000 Seelen umfaßt und noch von Knezen statt der in den Bocche üblichen Sindici regiert wird.

Die Weinrebe als Kulturpflanze und der Wein als Getränk bei den verschiedenen Völkern.

Von **Georg Ebers.**

II.

Als erster Winzer wird Ikarios genannt. Diesem soll Dionysos die erste Rebe geschenkt und die Behandlung des Weinstocks gelehrt haben. Kaum hatte derselbe den köstlichen Saft getrunken, als er auf seinem ledernen Weinbehälter herumzutanzen begann und also zum Erfinder des bei den attischen Winzern üblichen Schlauchtanzes wurde.

Bald verbreitete sich das Geschenk des Gottes durch ganz Griechenland und nahm nicht nur die Thätigkeit des Bauern,

sondern auch des Kaufmanns in Anspruch, welcher das gewonnene Rebenblut unfruchtbaren Ländern zuführte und den Austausch der Sorten vermittelte.

Der Wein-Großhändler (ἔμπορος) wurde zu den geachtetsten Handelsherren gezählt und schloß seine Geschäfte auf dem Deigma (der Börse) nach Proben ab, während der Krämer oder κάπηλος (Kapelos), welcher einen offenen Weinladen unterhielt, das Getränk in kleinen Quantitäten verschenkte. Der bloße Besuch eines solchen Lokales galt für unschicklich, und der Bürger pflegte seinen ganzen Bedarf auf dem Markte einzukaufen.

So sehen wir nur Leute von ganz untergeordnetem Stande, — gewöhnlich freigelassene Sklaven — zu Schenkwirthen werden und sich dadurch der Verachtung ihrer Landsleute aussetzen. Dem Hellenen konnte derjenige, welcher die heilige Pflicht der Gastfreundschaft, um Geld zu verdienen, ausübte, nicht ehrenhaft erscheinen.

Trotzdem gab es zu Athen und in anderen Seestädten viele fleißig besuchte Schenken; ja wir hören sogar erzählen, daß die Bewohner von Byzanz ihre eigenen Wohnungen vermiethet und sich nur in Weinhäusern aufgehalten hätten.

Der freie Bürger von Athen bedurfte übrigens der Schenken keineswegs, war er doch gewiß, seine Freunde auf dem Markt zu finden und mit ihnen beliebige Zusammenkünfte, sei es in seinem eigenen, sei es in irgend einem andern Hause, verabreden zu können. Ein Mahl ohne Gäste galt für kein rechtes Mahl; darum sehen wir die Hellenen fast immer in größerer Gesellschaft speisen und trinken.

Während des Essens pflegten sie den Wein zu verschmähen; wenn aber die Speisen abgetragen waren und man den Durst mit Käse, eingesalzenen Oliven, gehacktem Rettig mit Senf und Weinessigbrühe, besonders aber mit bloßem Salze gereizt hatte, so wurde der Mischkessel gebracht und der Wein mit Wasser verdünnt.

Ungemischten Rebensaft ohne ausdrückliche ärztliche Verordnung zu trinken hatte Solon streng, Zaleukos bei Todesstrafe verboten. Uebrigens war die Sitte, den Wein mit Wasser zu vermengen, schon in homerischer Zeit, lange vor diesen Gesetzgebern, üblich gewesen und entsprach der Schwere der griechischen Sorten, so wie dem leicht erregbaren Geblüt der Hellenen.

Auf die Verfertigung von Trinkgefäßen wurde viel Zeit, Kunst und Geld verwendet. Homer nennt sogar den Gott Hephaistos (Vulkan) als den Bildner schön gearbeiteter Mischkessel und Pokale, und es gab wenige Bürgerfamilien, bei denen sich nicht verschiedene Becher und Krüge von Gold oder Silber vorfanden. Kleine Mäßchen von edlen Metallen wurden zur Mischung des Weines gebraucht. Wenn Anakreon singt:

„Mit dem Wasser fülle zehnmal,
Mit dem Wein das Mäßchen fünfmal",

so beweist er große Mäßigkeit, denn der Tischwein bestand nicht gewöhnlich aus ⅔ Wasser und ⅓ Wein, sondern aus ⅗ Wasser und ⅖ Wein. Es kam sogar nicht selten vor, daß die angeheiterten Gäste größere Pokale und sehr wenig vermischten oder gar ganz reinen Wein zu bringen befahlen.

Viele der bedeutendsten hellenischen Schriftsteller geben ausführliche Schilderungen von solchen Trinkgelagen oder Symposien, in denen die Schönheit des griechischen Geistes hell zu Tage tritt.

Ein Gelage ohne anregende Gespräche, Musiker oder Tänzer war ebenso unerhört als unbekränzte Gäste. Wein und Blumen galten ihnen für so zusammengehörig, wie Mond und Sterne. — Ephen, Pappel, Rosen oder Lotoskränze pflegten Haupt und Brust des Zechers zu zieren und die Dichter sangen:

„Mit der Liebesgötter Blume,
Mit der Rose paart den Bacchos!"

„Duftathmende Kränze wanden sie
Von Lotos geflochten um die Brust."
(Anakreon.)

„Kränzt mir nur mit Narzissen das Haupt; laßt gellende Pfeifen tönen!" (Philodemos.)

„Denn, wenn nie beim Weine das Haupt du mit Blumen bekränzt hast,
Nimmer ein Liebchen umarmt, nie dich mit Kränzen geschmückt,
Stirbst du dahin und verläßt ein reiches und glänzendes Erbgut,
Während, o Armer, dir selbst nichts als der Obolos*) bleibt."
(Antiphanos.)

So wie diese Dichter zechten alle Hellenen am liebsten, wenn in der Trinkhalle, vermischt mit Weihrauchwolken, der Duft von ringsumher gestreuten Blumen schwebte.

„Auf der Myrthe zarten Zweigen
Und auf Lotos ruhend, will ich
In die Runde gastlich trinken."

Ehe das eigentliche Gelage begann, wurde, gewöhnlich durch das Loos, ein Symposiarch oder Festkönig gewählt, dem es oblag, die Art der Mischung zu bestimmen und weniger dem zu vielen Trinken der Gäste, als Ungebührlichkeiten in den Weg zu treten; der Rausch als solcher kann nämlich sicher als ein Nebenzweck dieser schönen Festlichkeiten angesehen werden. Man liebte denselben, wenn er nicht in rohe Trunkenheit ausartete, weil er die Empfänglichkeit aller Sinne steigerte und man sich durch denselben in eine fast übermenschliche Stimmung versetzt fühlte.

Anakreon singt:

„Süß ist es, trunken mit dem Freunde zu schwärmen",

und Aläos ruft:

„Nicht darf der Geist sich beugen im Ungemach;
Denn wir gewinnen Nichts durch die Traurigkeit,
O Bachus! Drum der Mittel bestes
Bleibet, zum Rausche den Wein zu holen!"

So besaßen die Griechen denn auch ein Wort, welches den zum Rausch geneigten Mann ohne schimpfliche Nebenbedeutung bezeichnet (μεθυστικός) während „μέθυσος" zwar unserem „Trunkenbolde" entsprach, aber nur in Bezug auf Weiber angewendet wurde.

Diesen gegenüber galt der Rausch mit Recht für unschicklich, und Athenäus findet das Weintrinken überhaupt nicht passend für Frauen. In früherer Zeit wurde übrigens der Genuß des Rebensaftes dem schönen Geschlechte durchaus nicht mißgönnt. So sehen wir z. B. im Homer, daß die phäakische Königstochter Nausikaa, ein Muster edler Weiblichkeit, als sie sich zur Abfahrt mit ihren Gefährtinnen anschickt, den Wein keineswegs vergißt. Auch später muß, außer den Hetären, welche häufig an den Symposien Theil nahmen, selbst edlen Jungfrauen der Rebensaft gestattet gewesen sein; erfahren wir doch z. B., daß eine gewöhnliche Liebeserklärung darin bestanden habe, von derselben Stelle des Bechers zu trinken, welche die Lippen der Angebeteten vorher berührt hatten. Hierher gehört auch die Grabschrift der Bachuspriesterin Myrtas, deren Grabstein aus einem Weinfaß bestand, wenn das folgende Epigramm nicht satyrisch aufzufassen ist.

„Myrtas, welche vordem an der heiligen Kelter des Bachos
Reichliche Becher geschöpft, nimmer mit Wasser gemischt,
Deckt nicht dürftiger Erde Geschenk; ein geräumiges Weinfaß
Froher Genüsse Symbol, ist ihr ergötzliches Grab."

*) Der Obolos oder Groschen, welchen Charon, der Fährmann der Unterwelt, erhält.

Vieles Trinken würde den hellenischen Frauen doppelt schlecht gestanden haben, weil selbst die Männer, trotz ihrer Vorliebe für einen leichten Rausch, sich nur selten bis zur thierischen Trunkenheit erniedrigt zu haben scheinen. Milon der Krotoniat, der stärkste aller Griechen, bedurfte zur Ernährung seines Riesenleibes 20 Pfd. Fleisch, 30 Pfd. Brod, — aber nur drei Quart Wein. Diese letzte Angabe, welche dem Berichterstatter ungeheuer vorgekommen sein muß, scheint uns im Vergleich mit der Menge der Speise sehr gering zu sein und beweist, daß in Hellas weit weniger als z. B. bei uns zu Lande getrunken worden ist. Wir erinnern uns aus unserer Universitätszeit ganz anderer Trinker, als des krotoniatischen Athleten.

Für die edelsten griechischen Weinsorten hielt man den Rebensaft von Lesbos, Korkyra, Thasos, Naxos und besonders Chios. —

So großer Wohlgeschmack und Duft diesen Getränken aber auch von Natur innewohnen mochte, begnügte man sich doch nur selten mit ungewürztem Rebenblute und pflegte das Arom derselben, nach Art unserer Bowlen- und Maitrankbereiter, durch hineingeworfene Blumen, Früchte oder Salben zu steigern. Hierzu wurden am liebsten Veilchen und Rosen gewählt. Sauern Wein versüßte man gern mit Honig, während man allen Sorten ohne Unterschied Seewasser beigab, um sie leichter verdaulich und weniger berauschend zu machen.

Der gewöhnliche Wein war sehr billig. So kosteten drei Kotylen (¾ Quart) von dem nicht gerade schlechten Teckotylosweine nach unserm Gelde einen guten Groschen. Die ¾ Quartflasche des vorzüglichen Chierweines kam freilich 15 Sgr. 4 Pf. In späterer Zeit, als bei keinem römischen Gastmahle hellenischer Wein fehlen durfte, werden noch ganz andere Preise bezahlt worden sein.

Die Römer pflegten, nachdem die Einfachheit und Nüchternheit, welche die ersten Bürger der Tiberstadt ausgezeichnet hatte, der Ueberfeinerung und Ueppigkeit gewichen war, keine Kosten zu scheuen, wenn es galt, den Sinnen zu schmeicheln oder Glanz und Pracht zu entwickeln.

Von der Zeit, in welcher sich die Lenker des Staats mit einem Gericht Rüben begnügten und den Pflug mit eigener Hand über den Acker führten, besitzen wir eine Menge fabelhafter Erzählungen, aber nur sehr wenige glaubhafte Berichte. Die Nymphe Egeria soll nach der Fabel den König Numa Pompilius in die Künste des Friedens eingeweiht und könnte ihm also wohl auch den Weinbau gelehrt haben, wenn wir nicht wüßten, daß die Rebe schon viel früher in Italien gepflanzt worden ist.

Auf Sicilien und dem nahen Festlande wuchs der Weinstock schon zur Zeit des Homer wahrscheinlich wild; seine Früchte scheinen aber von den Eingeborenen, unveredelt wie sie waren, nicht geachtet worden zu sein. Wenige Jahrzehnte später kamen die ersten hellenischen Ansiedler nach Süd-Italien und nannten dasselbe sofort Oinotria, ein Umstand, welcher beweist, daß sie daselbst Rebstöcke vorgefunden haben müssen.

Wann der Wein in der nächsten Umgebung von Rom zuerst gepflanzt worden sei, können wir nicht bestimmen; doch wissen wir, daß „der Rebstock zwar früh aufgekommen ist, aber, wenigstens in Latium, bei weitem jünger als der Getreidebau genannt werden muß". Nach Plinius soll Romulus, statt mit Wein, mit Milch Trankopfer dargebracht haben. Wie günstig sich der italienische Boden später für die Zucht der Reben erwies, läßt sich aus der Angabe desselben Plinius ersehen, daß von 80 im römischen Reiche — d. h. fast in der ganzen damals bekannten Welt — erzeugten Sorten 53 in Italien gebaut worden sind.

Der Gott Bacchus gehört nicht zu den einheimischen römischen Gottheiten; der Dienst desselben ist vielmehr erst 496 v. Chr. (250 Jahre nach der Erbauung der Stadt) den Griechen entlehnt und zu Rom eingeführt worden.

Bald begann man auch die Dionysien nachzuahmen und Bacchanalien zu feiern, welche aber bei dem weniger feinen Schönheitsgefühle der Römer eine so rohe Gestalt annahmen, daß sie durch den Senatsbeschluß „de bacchanalibus" 186 v. Chr. verboten werden mußten.

Auf dem Forum befand sich unweit der Rednerbühne ein für sehr alt gehaltener heiliger Weinstock.

Wenn den Römer in seiner Ursprünglichkeit das frische, geistig rege Leben in den italisch-griechischen Pflanzstädten nur angemuthet hatte, wenn er sich damals nicht schente die Erfindungen der Hellenen aufzunehmen und ihre Werke zu bewundern, so stellte er sich, nachdem er die halbe Welt erobert hatte, in ein ganz anderes Verhältniß zum Griechenthum, welches ihm alle Mittel zum angenehmen Genuß seiner Lorbeern darzubieten schien. So verdrängte denn das Hellenenthum nach und nach das lateinische Wesen „aus Dichtkunst, Bau- und Bildkunst, Familie und Religion. Der Römer möchte ein Grieche werden mit seinem ganzen innern Leben und nur eben fortfahren, mit römischen Worten zu reden".

Diese letzten, dem trefflichen Werke Th. Mommsens entlehnten Worte mögen uns entschuldigen, wenn wir dem Leser in Bezug auf den Bau und den Genuß des Weins bei den Römern nur wenige Notizen geben und ihn auf das oben von den Griechen Gesagte verweisen.

In der That ist z. B. ein römisches Weingelage von einem griechischen höchstens durch geringere Feinheit der Gespräche und größere Mengen des getrunkenen Rebensaftes zu unterscheiden. Hier, wie dort, lag man während des Trinkens, mischte man den Wein, wählte man Zechkönige, bekränzte man sich, streute man Blumen in die Trinkhalle. Verres ruhte auf einem mit Rosen gepolsterten Kissen, trug Rosenkränze um Kopf und Hals und führte dann und wann ein mit Rosen gefülltes Netz zur Nase.

Kleopatra ließ ihren Speisesaal eine Elle hoch mit Rosen bestreuen. Hätte Horaz Griechisch geschrieben, so würde man viele seiner Gesänge für anakreontische halten können.

Eines der lieblichsten, anmuthendsten Bilder in Bezug auf das Weintrinken der Römer gibt Virgil in der Einladung der syrischen Wirthin, welche den Reisenden ersucht, in ihr Haus zu treten und zu trinken:

„Wozu frommt es jetzt, auf staubiger Straße zu reisen,
Wie viel lieblicher ist's, trinken auf schwellendem Sitz!
Hast im Garten ja Rosen und Becher und Saiten und Flöten
Und eine Laube dabei, schattig von Reben umrankt.
Hier der Syringe Getön' süß schwätzend in ländlichen Weisen,
Wie man je sie gehört auf der arkadischen Flur.
Hier ist Wein aus gepichtem Faß' erst eben gezogen,
Seinen erfrischenden Trunk beut euch ein murmelnder Bach,
Auch sind Kränze für dich aus Safran und Veilchen gewunden,
Wo goldfarbiger Schein purpurne Rosen umglänzt.
. . . . .
Bist du klug, so lag're dich her, laß Gläser kredenzen,
Oder auch, wenn dir's beliebt, Becher von hellem Krystall.
Nun denn, wohlan, so pflege der Ruh' im Schatten der Reben,
Um das ermüdete Haupt binde die Rose zum Kranz.
Komme, mein lieblicher Freund, und koste die Lippe des Mädchens!
Fort zum Henker, wer jetzt zeiget ein grämlich Gesicht.
Willst zum Leichengepräng' du sparen die duftigen Kränze?
Erst zur Zierde des Sargs brauchen den blumigen Schmuck?
Wein und Würfel herbei: „Zum Henker, wer sorget für morgen!"
„Lebet!" so mahnt uns der Tod, „Lebet! Ich komme gar bald!"

Schilderungen ganz anderer Art, als dieses ganz mit griechischem Geiste gesättigte Idyll, finden wir in den Satyrikern, welche die übertriebenen Gelage und die Schwelgerei der Römer aus späterer Zeit geißeln. Statt der Geister und der Anmuth, welche die hellenischen Symposien verschönten, verunstalten ekelhafte Prahlerei, nimmersatte Gefräßigkeit und geistlose Verschwendung die Gastgebote der Beherrscher der Welt. Dieses Treiben macht einen doppelt widerwärtigen Eindruck, weil sich die Römer, trotz ihrer grenzenlosen Ueberfeinerung, immer noch etwas auf die einfachen Sitten und die Mäßigkeit ihrer Vorfahren zu Gute thaten. Leider können wir von jenen tüchtigen, schlichten Zeiten nur wenig mehr erzählen, als daß man damals auch dem Weine mäßig zusprach, daß der Rausch für schimpflich gehalten wurde und ein üppiges Gastmahl zu den verbotenen Dingen gehörte. Dagegen scheint die Sitte, sich bei Tische durch Musik erfreuen zu lassen, sehr alt gewesen zu sein, denn der strenge Cato sagt: „Wer vor Alters musicirend bei den Gastmählern umherzog, wurde ein Herumtreiber genannt."

Noch im zweiten Jahrhundert v. Chr. wurde ein angesehener Mann, weil sein Silberzeug mehr als 10 Pfund wog, aus dem Senat verwiesen. 100 Jahre später hatte das Silberzeug des Volkstribunen Marcus Drusus nach unserem Gelde einen Werth von 280,000 Thalern. Cicero erstand einen Tisch von Thya-Holz für 55,000 Thaler. Crassus pflegte seinen Wein aus ein paar silbernen Trinkbechern, welche in der Werkstatt des berühmten Goldschmieds Mentor 55,000 Thaler gekostet hatten, zu trinken. Noch später schaffte man goldene Tafelgeschirre an und trieb mit denselben solchen Luxus, daß Tiberius diesen Unfug durch ein Gesetz verbieten mußte; endlich wurden Becher und andere Gefäße aus edlem Gestein, besonders aus fein geschnitztem Onyx, verfertigt. Nero bezahlte für einen Pokal von sogenannter Vasa Murrhina (indischem Adular-Spath) 300,000 Thaler. Eine noch größere Summe mag für einen Mischkessel bezahlt worden sein, der rings von krystallenen Trauben umgeben war, in welche rother Wein derartig eindrang, daß es aussah, als ob die Beeren, nach und nach reifend, die Farbe wechselten.

Die wahnsinnigen Gerichte, welche ein Lucullus seinen Gästen vorsetzte, sind allgemein bekannt; aber es wurde selbst bei weniger Bemittelten nicht ungewöhnlich, daß man 100 Thaler für ein Fläschchen Sardellen aus dem Schwarzen Meere und 7000 Thaler für einen Sklaven, der sich in der Kochkunst besonders hervorthat, verschwendete.

Kein Gastmahl konnte ohne griechischen Wein, kein griechischer Wein ohne kostbare Becher gegeben werden. Wenn ein seltenes Gericht oder ein absonderlicher Wein aufgetragen wurde, so verkündete ein Herold den Preis und die wunderbare Geschichte des schnell vertilgten Schatzes. Die beißendsten Gewürze, welche die Zunge eines Javanen verbrennen würden, mußten Durst und Hunger reizen. Wenn aber dennoch alle Eß- und Trinklust dahin war, so schämte man sich nicht, seine Zuflucht zu Brechmitteln zu nehmen.

Alle Aufwandgesetze, alle Mahnungen und satyrischen Geißelhiebe der Stoiker, Alt-Römer und besser gesinnten Dichter vermochten Nichts gegen diese geschmacklosen, entsittlichenden Auswüchse. Alle Schätze und Erzeugnisse der Welt strömten eben in Rom zusammen; weil aber die Herren der Welt dieselben nicht geschmackvoll zu gebrauchen verstanden, so lag ihnen nichts näher, als sie geschmacklos zu mißbrauchen.

Horaz verschmähte diese lärmenden Gelage, zechte, nach echt griechischer Weise, am liebsten mit einer kleinen Anzahl auserlesener Freunde und wußte den Wohlgeschmack und die Blume des Weins als begabter, aber verständiger Trinker zu schätzen. Selbst den Rausch hellenisch auffassend, sagt er: „Den Nüchternen macht die Gottheit Alles schwer", und verachtet den gemeinen Troß seiner Landsleute, welcher nur trank, um den Gaumen zu kitzeln und den Leib zu füllen. In seinen wie in den Kellern aller wohlhabenden Römer standen die Weinkrüge wohlgeordnet da und führten Inschriften, welche den Jahrgang und die Sorte des Rebensaftes, den sie enthielten, angaben. So ruft der Dichter seinen Lieblingswein folgendermaßen an:

„O du, der du mit mir zu gleicher Zeit geboren wurdest, als Manlius Konsul war!"

Fremde Weine verschmähend, hielt es Horaz mit dem Rebensafte seiner Heimath, der schon zu seiner Zeit den besten hellenischen Sorten durchaus nicht nachstand. Der opimische und falerner Wein von 120 v. Chr. war ganz besonders berühmt; ja, dieser Jahrgang wurde nicht vergessen, nachdem sein Geschenk schon längst bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken war.

Ueber die Art des römischen Weinbaues erfahren wir Manches; besonders, daß die Reben gewöhnlich, wie noch heut in Italien, an Bäumen, besonders an Pappeln und Ulmen, aufgezogen wurden, — daß man bei der Traubenlese tollen Uebermuth vollführte und in allen anderen Stücken mit dem Rebensafte wie in Griechenland verfuhr.

Die Güte des Weins wurde nach Farbe, Geruch und Geschmack geprüft. Color, odor, sapor geben nach dem Akrostichon den cos oder Probirstein für den Rebensaft ab.

Nach einem in diesem Jahrhundert aufgefundenen Tarif aus der Zeit des Diokletian kostete der Sextarius (ungefähr eine Flasche) italienischen Weines einen Silbergroschen sieben Pfennige bis sechs Silbergroschen. In Oberitalien, wo es überhaupt sehr wohlfeil gewesen sein muß, stellten sich die Preise viel billiger. Dort sollen 34½ Quart Wein nur 2½, sage zwei und einen halben Silbergroschen, gekostet haben. Nicht minder staunenswerth ist die Nachricht des Polybius, daß man in den dortigen Wirthshäusern für Wohnung und Verpflegung nicht mehr als kaum drei Pfennige per Tag bezahlt habe.

In Lusitanien, dem heutigen Portugal, muß der Weinbau sehr fleißig betrieben worden sein, weil daselbst 34½ Quart nicht mehr als 7½ Sgr. kosteten.

Auch in Spanien kannte man den Rebensaft schon ziemlich früh. Griechische Kolonisten brachten im sechsten Jahrhunderte v. Chr. jenen Wein, dessen Ruhm sich bis zum heutigen Tage erhalten hat, nach der pyrenäischen Halbinsel.

In der Provinz Pannonien oder Ungarn soll der Kaiser Probus den Weinbau, wenn nicht eingeführt, so doch begünstigt haben. Vopiscus erzählt, daß derselbe Imperator den Berg Alma bei Sirmium (dem heutigen Mitrowitcz) mit auserlesenen Reben bepflanzte. Wer Tockayer und Ruster Ausbruch kennt, wird wissen, welche herrlichen Früchte dies kaiserliche Geschenk noch in späten Jahren zu tragen bestimmt war.

Ueber das Alter des Weinbaues in Germania oder Deutschland herrschen verschiedene Ansichten. Einige nennen den Kaiser Probus (276 bis 282 n. Chr.) als den Noah der Deutschen; Andere, wie der gelehrte Weihbischof von Hontheim, setzen den Weinbau über die Römerzeit hinaus. Für denselben spricht Tacitus, welcher in seiner Charakteristik unserer Vorfahren sagt:

„Gleich nach dem Schlafe gehen sie ins Bad und vom Bade zur Mahlzeit. Dann begeben sie sich an die Arbeit; nicht selten aber auch, in vollen Waffen, zu Trinkgelagen.

Niemandem bringt es Schande, Tag und Nacht zu durchzechen. Wenn sie trunken sind, dann entsteht oft Zank und Schlägerei .... Diejenigen, welche dem Ufer (des Rheins) am nächsten wohnen, treiben auch Handel mit Wein." („Proximi ripae et vinum mercantur.") Aus dieser Stelle kann man, vielleicht mit Recht, schließen, daß der deutsche Weinbau schon zur Zeit des Tacitus (geboren 57 u. Chr.) bestanden habe. Derselbe große Historiker macht noch folgende auf die Trinklust unserer Vorfahren bezügliche Bemerkung:

„Ihren Hunger stillen sie mit einfachen Speisen; in Bezug auf Durst zeigen sie aber nicht dieselbe Mäßigkeit. Wenn man sich ihrem Hange nach Trunkenheit gefällig erweisen und ihnen so viel (geistiges Getränk), als sie begehren, herbeischaffen wollte, so würde man sie weit leichter durch ihre Laster, als mit den Waffen besiegen können."

Wie richtig der große Menschenkenner die guten Deutschen erkannt hatte, beweist der Umstand, daß dieselben, sobald sie den süßen italienischen Wein gekostet hatten, fortwährend danach strebten, die Heimath desselben zu erobern. Jener Toskaner, welcher Italien an die Deutschen verrieth, suchte sie durch die Schilderung des köstlichen Weins in seinem Vaterlande zu locken, und kein Strom ist dem Germanen von jeher so lieb gewesen, als sein Reben umgrünter Rhein.

In der Mitte des vierten Jahrhunderts n. Chr. sehen wir bereits den Weinbau an den Ufern der Mosel in voller Blüthe stehen. Der um 300 n. Chr. geborene Konsul und Dichter Ausonius gibt uns in seinem Moselliede ein höchst anmuthiges Bild des grünen Stromes mit seinen Fischen, Rebenhügeln und stattlichen Landhäusern. Hören wir einige den deutschen Weinbau berührende Verse aus diesem für die Kulturgeschichte unserer Heimath so interessanten Gedichte:

„Anhöh'n schwimmen in rieselnder Wog', und es zittert die ferne
Rank' und schwellend erscheint die Traub' in krystallener Tiefe;
Stets sich täuscht aufzählend die grünenden Reben der Schiffer,
Schiffer in wiegendem Kahn hinschaukelnd über die Fläche."

„Ragende Villen hier auf hangenden Ufern gegründet,
Dort die Hügel, von Bacchus umgrünt, anmuthige Strömung,
Dort, in murmelndem Laufe gemach hingleitend Mosellas.
Sei mir gegrüßet, o Strom, belobt ob Fluren und Pflanzern,
Strom, deß' Hügel umher bepflanzt mit duftendem Bacchus."

Da schon damals der Weinbau an einem deutschen Strome so emsig betrieben wurde, kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir ein Jahrhundert später die Nibelungen in Worms, beim Markgrafen Rüdiger an der Donau und bei König Etzel (Attila) vom Hennenland fleißig Wein trinken sehen.

In Worms:

„Am Abend war's, wo Gunther dort zu Tische saß,
Da wurden reicher Kleider viel vom Weine naß."

An der Donau:

„Da hieß man bald den Gästen schenken guten Wein:
Traun, es konnt an Helden nie besser geschehen sein.

Bei Etzel:

„Nun trinken wir die Freundschaft und zahlen des Königs Wein,
Der junge Fürst der Hennen, der muß der allererste sein!"

Durch die Einführung des Christenthums in Deutschland wurde der Verkehr unseres Vaterlandes mit Italien sehr lebendig und dadurch das Gefallen am Wein immer größer. Namentlich in den Klöstern sorgte man eifrig für gute Sorten, und mancher Abt ließ seine Schößlinge für seine Rebhügel über die Alpen kommen. Unser Vaterland ist der Geistlichkeit für die schnelle und weite Verbreitung der Rebe ganz besonders verpflichtet.

Auch Karl der Große begünstigte den Weinbau, wo er konnte, und seine Nachfolger gaben sich alle Mühe, dem großen Ahnherrn wenigstens in dieser Beziehung gleich zu kommen.

In keiner Gegend Deutschlands ist die Rebenpflanzung unversucht geblieben. Selbst dem dürren Sandboden der Mark Brandenburg muthete man zu, Wein zu erzeugen. Die Resultate dieser Bemühungen können wir nicht besser, als durch folgende im 16. Jahrhundert gedichtete Verse charakterisiren:

„Vinum de Marchica terra
Transit guttur tamquam serra.
Das Märkerland ein Weinchen trägt,
Das unsre Kehlen schier zersägt."

Die Geschichten von den naumburger und grüneberger Strumpf- und Dreimänner-Weinen sind jedem Kinde geläufig. Ferner weiß Jedermann, daß noch heute in Deutschland keine Schmauserei ohne geistige Getränke denkbar ist, und ein Blick auf die halbverfallenen Klosterkellereien, das heidelberger Faß und die Apostel im bremer Rathhauskeller belehrt uns, daß unsere mittelalterlichen Landsleute ganz besondere Freunde des Rebensaftes gewesen sein müssen. Außerdem beweist die große Zahl von Trink- und Weinliedern, welche wir vor allen anderen Völkern besitzen, die reiche Auswahl unserer Euphemismen für das Wort „betrunken", und die Virtuosität im Trinken, welche gewissen deutschen Ständen von Alters her nachgerühmt wurde (Ritter, Landsknechte, Mönche, Faß- und Bürstenbinder, Studenten und Musikanten), daß wir bis jetzt nur wenig von den guten Sitten der Germanen des Tacitus eingebüßt haben. Ein großer Ethnograph hat geäußert, der englische Kolonist baue zuerst eine Kirche, der französische ein Theater und der Deutsche eine Schenke.

Die edelsten deutschen Sorten sind die Rhein-, Mosel-, Neckar- und Main- oder Frankenweine. Der treffliche Capwein wurde durch die Holländer vom Rheine nach dem Cap der guten Hoffnung verpflanzt. —

Der französische Weinbau ist um Vieles älter, als der unsere, denn wir wissen, daß die Phokäer, welche Marseille im sechsten Jahrhundert v. Chr. gründeten, Wein in der heutigen Provence zu pflanzen versucht haben. Dort gedieh der Rebstock so gut und häufig, daß Kaiser Domitian im Interesse des Ackerbaues (81 bis 96 n. Chr.) den Ligurern befehlen mußte, ihre Weinstöcke auszuschneiden und höchstens die Hälfte derselben stehen zu lassen. Probus hob dieses Gesetz wieder auf. Der Dichter des oben erwähnten Moselliedes, welcher zu Burdigala (Bordeaux) an der Garumna (Garonne) gegen 300 n. Chr. geboren worden ist, rühmt die Schönheit seiner französischen Heimath und singt:

„Ja so malt mein Rebengeländ' die gold'ne Garumna
Da bis zur äußersten Höh' der sanft abneigenden Bergwand
Ist des Stromes Geränd umpflanzt mit grünem Lyaeus."

Auch in Burgund wurde schon zur Zeit der Antonine Wein gebaut. Im Anfange des vierten Jahrhunderts spricht nämlich der Redner Eumenius von Weinstöcken in der Gegend von Autun, die wegen ihres hohen Alters eingingen, und deren erste Anpflanzung nicht mehr nach der Zeit zu bestimmen gewesen sein soll. —

Das nördliche Frankreich wurde von den Römern als zu kalt und feucht für das Fortkommen des Rebstocks gehalten, und dennoch sehen wir später, gerade hier, ganz vortreffliche Sorten gedeihen. Durch die eigenthümliche Behandlung des von ihr erzeugten Rebensaftes hat sich die französische Provinz Champagne seit mehreren Jahrhunderten einen ganz besondern Namen und einen der einträglichsten

und weitverbreitetsten Handelsartikel erworben. Der Schaumwein wird in allen Welttheilen genossen, von den Franzosen sehr geliebt und namentlich von den Frauen derselben allen anderen Weinen vorgezogen, während der wahre Kenner feinen Burgunder, Bordeaux, Roussillon und nicht mousssirenden Champagner dem süßen Sekte vorzieht.

Schließlich müssen wir den Franzosen nachrühmen, daß sie im Ganzen sehr mäßige, aber feinschmeckende Trinker sind, welche, nach antiker Weise, ihren Wein sehr häufig mit Wasser zu vermischen pflegen.

Sie greifen, um ihre Zunge zu kitzeln und ihren Geist zu erheitern, nach dem Rebensafte, während der Deutsche, einem unbestimmten Gefühlsdrange, einer inneren Nothwendigkeit folgend, trinkt. Es ist charakteristisch, daß die Franzosen für „zutrinken" das deutsche „trinken" in der Form von „trinquer" adoptirt haben, und die Redensart: „il boit comme un lansquenet", „er trinkt, wie ein Landsknecht", nicht selten gebrauchen. Ihnen ist die Liebe, was dem Deutschen seine Getränke sind; sie haben die meisten Liebes-, wir die meisten Trinklieder gesungen.

Die Engländer konnten, wegen des Klimas ihrer Insel, niemals Weinbau treiben; dennoch sind sie, schon wegen ihrer germanischen Abkunft, von jeher große Freunde des Rebensaftes, besonders der schwersten, südlichen Sorten, gewesen. Die Ritter an König Arthus Tafelrunde zechen eben so wacker, als sie kämpfen,und Sir John Falstaff, der Urtypus einer ganzen Menschenklasse aus der Zeit des großen Shakespeare, versteht erstere Arbeit weit besser, als die letztere.

Uebrigens pflegt man nirgends schlechtere und gemischtere Weinsorten zu trinken, als in England. Daß sich dies schon im vorigen Jahrhundert eben so verhalten habe, beweisen folgende Worte des 1751 geborenen Sheridan: „Wenn ich in England in einem Gasthof einzukehren genöthigt bin, lasse ich mir sogleich eine Flasche Wein geben, um den Wirth leben zu lassen, trinke sie aber nicht, um selbst leben zu bleiben."

Wie die Söhne Albions, so wurden auch die skandinavischen Völker durch das Klima ihrer Landschaft verhindert, Reben zu pflanzen. Dennoch trinken dieselben, als echte Germanen, von jeher gern und viel.

Die Russen können nur in der Krim und am Don selbständigen Weinbau treiben. Der dort erzeugte Rebensaft soll eben so leicht, als angenehm sein.

In Amerika werden heutigen Tages viele Traubensorten gezüchtet, deren Ursprung älter ist, als man glauben sollte. Schon 500 Jahre vor der Entdeckung der neuen Welt durch Columbus waren normännische Seefahrer an der Küste von Grönland gelandet. Um das Jahr 1000 entdeckte der Normanne Leif, Sohn Erik des Rothen, das eigentliche Amerika und nannte den Küstenstrich zwischen den heutigen Städten Neuyork und Boston das gute Win- oder Weinland. (Vinland is goda.) Ein Deutscher, Tysker, fand dort zu gleicher Zeit wilde Trauben, deren auch die alten Nationalgesänge der Farör-Insulaner erwähnen.

Heute wird in Amerika sowohl diese nördlichere, als auch eine südliche später entdeckte und kultivirte Traubenart gezüchtet. Besonders berühmt ist der californische und der sogenannte Skhuppernong-Wein aus Georgia in Nord-Carolina, so wie die treffliche Isabella-Traube (Abart der Fox-Rebe, vitis labrusca). Nach dem Kommissions-Berichte des Repräsentantenhauses zu Washington, welchen ich der Güte meines verehrten Freundes, des Herrn Legations-Sekretärs Kreismann (bei der Gesandtschaft zu Berlin), verdanke, haben manche amerikanischen Weinberge seit 1849 wenigstens 250 Gallonen Wein auf den Acker ergeben.

Eine Konsular-Reise durch das General-Gouvernement Smyrna.

II.

Montag, den 30. März. Als wir früh sechs Uhr in den Hof hinabstiegen, stand richtig die Ehren-Eskorte zwei Mann hoch im Thorweg. Nach einem mäßigen Frühstück von altem Brot und türkischem Kaffee zogen wir von dannen. Die Ehren-Eskorte hatte doch in so fern ihr Gutes, als wir ohne dieselbe uns schwerlich aus dem Wirrwarr von engen Gassen hinausgefunden hätten und am Ende noch heute als spukende Reiter dort umherirren würden. Das Wetter war schön, der Weg verhältnißmäßig gut, allerlei zwei- und vierbeiniges Volk begegnete uns, die Gegend war fruchtbar und gut angebaut, kurz die Zeit verging uns sehr schnell, obgleich der Dragoman bereits Gesichter schnitt, die auf einen nicht ganz unbedenklichen Zustand gewisser Körpertheile schließen ließen. Bei einem Kaffeehause im Schatten großer Platanen mit kühler Veranda und einem laufenden Brunnen gönnten wir uns und unseren Pferden einige Ruhe. Kaffee war natürlich zu haben. Sämmtliche Eßwaaren bestanden aber Summa Summarum aus sechs Eiern, zu denen nicht einmal Salz vorhanden war. Die mitgebrachte Schlackwurst mußte deshalb zugleich als Salz dienen. Der Mann bekam zuerst ein Ei; die beiden letzten wurden aber ausgespielt, wobei ich mit gewöhnlichem Spielunglück zu kurz kam. Auch hier mußte mich die Schlackwurst trösten, von der ich ein tüchtiges Stück in meinen Privat-Eßkober eskamotirte, eine Vorsicht, die sich seiner Zeit in Tamuk glänzend belohnte. Dann bekam die Ehren-Eskorte ihren Backschisch und wurde nach Hause geschickt. Wir aber ritten weiter das fruchtbare Mäander-Thal hinauf. Diese Fruchtbarkeit auf dem rechten Ufer des Mäander und dem linken des Kogamus und Hermus, die selbst von den Türken nicht hat zu Grunde gerichtet werden können, stammt nach meiner Meinung von einer eigenthümlichen geologischen Erscheinung. Auf dem rechten Ufer des Mäander und dem linken des Kogamus und Hermus läuft nämlich zwischen dem Fluß und dem den eigentlichen Thalrand bildenden Gebirge eine dünenartige Kette von Lehmhügeln, deren sehr zerwaschener Anblick beweist, daß Schnee und Regen fortwährend an ihnen arbeiten und auf diese Weise den guten, fetten Boden im Flußthal jährlich mit dem Raube dieser Hügel erneuern oder doch aufmuntern. Wo sich eine Lücke in dieser Dünenkette als Thor für einen aus dem Hauptgebirge herabströmenden Nebenfluß findet, da

ist auch im Thal der Boden mit Geröll, Myrthen- und Oleandergestrüpp, diesem sichern Zeichen der Unfruchtbarkeit und des Kulturmangels, bedeckt.

Während dieser Betrachtung, für welche ich als Laie die Geologen und Oekonomen von Fach um Nachsicht bitte, ist die Reisegesellschaft um ein Uhr in Aktscha-Bazar angelangt. Dies ist ein großes Ackerbaudorf von 5000 Einwohnern, worunter jedoch nur etwa 200 Christen. Das Dorf selbst liegt eigentlich seitwärts von der Landstraße, wie ich dies vielfach bemerkt habe, und schiebt an letztere als Vorposten nur einen Barbier und ein Kaffeehaus, so wie eine Gebetstätte vor. Hier ruhten wir eine Stunde, tranken Kaffee, holten mit Hülfe des Barbiers oder vielmehr seines Beckens die heut früh in Aidin nothgedrungen versäumte Abwaschung nach, welche der Staub der Reise noch nothwendiger gemacht hatte. Die Gebetstätte, natürlich eine mohammedanische, interessirte mich sehr. Sie bestand aus einem zwei bis drei Stufen über dem Erdboden erhöhten Brettergerüst, das von einem leichten Staketzaune umgeben und mit einem von rohen Baumstämmen verandaartig getragenen Schilfdach bedeckt war. Die Mitte der einen Langseite nahm eine von Lehm ziemlich roh, jedoch Spuren saracenischen Styls zeigende Nische ein, um die Richtung nach Mekka anzudeuten. Mein Interesse an der Gebetstätte der Gläubigen (Moslem) rührt übrigens nicht daher, daß ich selbst ein solcher geworden wäre, obgleich hier zu Lande die Christen recht dazu angethan sind, jedem rechtlichen Menschen das Christenthum für die Praxis in bedenklichstem Lichte erscheinen zu lassen. Der gemeine Türke (vom Beamten ist nicht die Rede, das liegt auf einem andern Felde) ist durchaus ehrlich, treu und rechtschaffen, während hier unter 100 Christen sicher 105 Spitzbuben und Betrüger sind, die Juden gar nicht gerechnet. Aber dennoch bin ich durchaus nicht gesonnen, dem Wein abzuschwören, um mich dafür durch mehrere Frauen zu entschädigen. Das Interesse an dieser Gebetstätte war ein rein architekturgeschichtliches. Ich hatte nämlich schon in Konstantinopel darüber nachgedacht, ob die ganz specifische, auf die Schablone der Sophienkirche zurückzuführende Form der dortigen Moscheen, wie sie auch in Smyrna, Aidin und Kassaba sich zeigt, wirklich von der Sophienkirche abstrahirt sei, oder ob sie etwa eine specifisch orientalische wäre, die sich auch der christlichen Sophienkirche aufgedrängt hätte. Bei dem gänzlichen Mangel an gelehrtem Material hier mußte ich mich mit der Hoffnung trösten, diese Fragen durch eigene Anschauung zu lösen, und das ist mir auch gelungen. Die quadratische Kuppelform der Moscheen von Konstantinopel und der natürlich dem Einfluß von Konstantinopel unterliegenden von Smyrna, Aidin und Kassaba (beide letztere Orte noch zu nahe an Smyrna, um einige Selbständigkeit zu bewahren) sind wirklich nur nach dem Muster der Sophienkirche gebaut.

Weiter im Innern des Landes, wo sich auch in anderen Beziehungen eine gewisse sehr nützliche und erfreuliche Autonomie der türkischen Bevölkerung erhalten hat, sehen die Moscheen ganz anders aus. Wie heute noch das türkische Bauernhaus nichts ist, als das allmälig aus Balken statt aus Pfählen errichtete, mit Steinen und Lehm, statt mit Filzdecken ausgefüllte Nomadenzelt, so ist auch die Moschee, die sich unabhängig von dem Sophienstyl von Stambul erhalten hat, nichts, als eine ummauerte und fester bedeckte, vergrößerte Gebetstätte, wie eben jene offene, für die ruhenden Reisenden bestimmte bei Aktscha-Bazar. Alle Moscheen, welche ich im Innern gesehen habe, bestehen aus einem Parallelogramm, an dessen einer Langseite eine oft doppelte offene Halle, an der anderen die Gebetnische sich befindet, während das Minaret daneben steht. Von Kuppelbau ist keine Rede. Auch ist ja die Moschee ursprünglich nichts, als der Ort zur Verrichtung der täglichen kanonischen Gebete. Predigt liegt wohl nicht im Charakter des Islam. Hat dies den Leser gelangweilt, so thut es mir leid. Der Reisende muß Alles erzählen, was ihn interessirt. Der Leser mag dann herausnehmen, was ihm gefällt.

Um zwei Uhr ritten wir auf einer immer noch erträglich bleibenden Straße, die jedoch nicht mehr durch so reiche Kulturen führte, wie in der Nähe von Aidin, bis Nasly. Dasselbe besteht aus zwei auch lokal ganz getrennten Städten, einer türkischen von 1000 und einer christlichen von 200 Familien. Niehl würde sich freuen. Bei meinen Fragen nach der Einwohnerzahl erhielt ich die Antwort niemals nach der schnöden, pulverisirten Kopfzahl, sondern immer nach Familien. Um diese dann ins Bureaukratisch-Statistische zu übersetzen, multiplicirte ich mit fünf, was wohl im Durchschnitt das Richtige geben wird. Der Han in Nasly war sehr groß und alt, nicht besonders sauber, auch fehlten bereits die Glasscheiben in den nur mit Holzlatten vergitterten, Nachts mit Läden zu schließenden Fenstern. Auch lieferte man uns nur Binsenmatten, nicht Teppiche, geschweige denn Divans. Der Bazar enthielt jedoch noch viel europäische Waaren. Es gelang uns sogar, dort unsere Reisevorräthe mit einem dringend nothwendigen Glase, einem geschliffenen, grünen, böhmischen und einem Pfund Stearinlichter zu bereichern. Man denke! Ich habe im Allgemeinen für die Engländer das Gegentheil von Vorliebe, und hier in der Türkei habe ich durchaus keine Veranlassung gehabt, meine Meinung zu ändern; aber Eines muß man ihnen lassen. Wo an der äußersten Grenze der Kultur ein Europäer als tapfer arbeitender Vorposten gegen die Barbarei steht, da ist es ein Engländer. Sie marschiren wirklich an der Spitze der Civilisation, wie die Franzosen mit rührender Komik von sich behaupten. Und so fanden wir auch hier einen Engländer als Dirigenten einer Lakritzenfabrik. Dieselbe gehört einer englischen Aktiengesellschaft und beschäftigt allein 1000 Naslyer mit dem Graben der hier zu Lande sehr häufigen Süßholzwurzel, die einen bedeutenden Ausfuhr-Artikel bildet. Der Lakritzen wird übrigens nicht als Apothekerwaare, sondern von den englischen Brauereien in dieser kolossalen Menge verbraucht. Besagter Engländer, dessen einzige europäische Gesellschaft sein Faktor, ein jonischer Grieche, ist (der reichste griechische Kaufmann in Nasly spricht nur Türkisch), freute sich unglaublich über den europäischen Besuch, lud uns zum Abendessen ein, was wir dankbar annahmen, zeigte uns die ganze Fabrik, führte uns im Mondschein spazieren, dann ins Kaffeehaus, wo wir erst viel Kaffee und dann Mastix trinken mußten. Dann wieder in seine Wohnung, wo wir um neun Uhr eine vortreffliche Hühnersuppe mit Reis, die gekochten Hühner mit Sauce, dann gebratene Hühner mit Kartoffeln, und endlich kalten Milchreis mit Zucker und Zimmt aßen. Dazu Ale und Bordeaux: ein Göttermahl mitten in Kleinasien, namentlich, da ich seit dem einen Ei und dem schwarzen Kaffee früh nichts genossen hatte. Allerdings vier Gerichte aus zwei Ingredienzien, aber ein Schelm gibt mehr, als er hat, und hier zu Lande sind nun einmal Hühner und Reis die Hauptnahrung. Wir haben eigentlich auf der ganzen Reise nichts Anderes gesehen, und mein Magen hat sich dabei sehr viel besser befunden, als bei der verwünschten halbeuropäischen, halborientalischen Oelküche im Hôtel zu Smyrna.

Um 10 Uhr gingen wir in unsern Han und schliefen vortrefflich. Man muß übrigens nach Kleinasien kommen, um das Sprachwunder der ersten Pfingsten zu verstehen. Daß ich hier Deutsch, Französisch und Italienisch so durcheinander rede, daß ich oft in einen Satz alle drei Sprachen bringe, versteht sich von selbst. Auf der Reise aber habe ich es sogar dahin gebracht, nicht nur einige türkische Worte mit dem Kavassen, einige griechische (altgriechisch nach dem Itacismus ausgesprochen) mit dem Pferdeknecht zu reden, sondern ich habe sogar, man höre und staune, Englisch gesprochen. Unser freundlicher Wirth

in Nasly konnte natürlich nur seine Muttersprache (der Jonier sprach zu meiner Freude Italienisch), redete mich darin an, und ich entgegnete ihm: „I do not speak English.“ Worauf ich später ihm gegenüber den Mund nur zum Essen öffnete.

Dienstag, den 31. März. Früh 6¼ Uhr rückten wir aus Nasly, nachdem unser Engländer uns noch besucht und eine Strecke das Geleit gegeben. Wir verließen heute die gerade Straße, um einen ungewöhnlichen Abstecher auf das linke Mäanderufer und die dortigen Gebirge zu machen. In Rücksicht auf die sehr schwarzen Flecke, welche die Kiepert'sche Karte von Kleinasien für diese Gegenden zeigt, und in Betracht der schreckenvollen Abmahnungen aller Leute in Smyrna, die uns schon beraubt und ermordet sahen, hatten wir einige Bedenken. Es war aber mit all den Gefahren der Gegend und der Räuber „Bosch“, d. h. Unsinn. Gerade diese nächsten Tage bilden den Glanzpunkt der Reise und sind die Kosten und Mühen allein werth. Zunächst passirten wir auf engem, gewundenem Fußsteig im Gänsemarsch eine mit dickem, schilfigem Gras bedeckte Wiese, bis wir an den Mäander gelangten. Dieser berühmte Fluß, welcher wegen seines Vagabundirens der bekannten Verzierung den Namen gegeben hat, ist zu tief und zu reißend, als daß man ihn, wie alle übrigen Flüsse, welche uns in die Quere kamen, brevi manu durchreiten könnte. Wir fanden auch wirklich eine Art von Brücke, d. h. einen ungefähr sechs Fuß breiten, gitterlosen Steg. Dann ließen wir eine Stadt, welche ungefähr wie Perleberg hieß, verächtlich rechts hinter uns liegen und ritten auf weiter, sandiger, schattenloser Ebene, den Spuren einer alten Römerstraße folgend, sehnsüchtig auf die Erscheinung eines Kaffeehauses wartend. Wir befanden uns nämlich noch gänzlich nüchtern, da bei unserem Ausmarsch aus Nasly das Kaffeehaus noch geschlossen war. Aber jokdm! Schon entschlossen wir uns, bei einem uns begegnenden Brunnen von unseren Vorräthen zu frühstücken, aber der Brunnen hatte kein Wasser! Und so mußten wir denn wirklich, wie der berühmte Balladen-Ritter im Hungerthurm, „vor Mißbehagen schwach im Magen“, bis 10 Uhr reiten, wo wir am Fuß der das Mäander-Thal am linken Ufer begrenzenden Berge Ali Aga Schiflik, einen türkischen Flecken, erreichten. Wir bemächtigten uns sofort des besten Platzes im Kaffeehause, sahen uns alsbald von den Notabilitäten des Ortes umgeben und in stummer Verwunderung angestaunt. Spaßes halber schickte ich den Dragoman mit meinem großen Gouvernements-Schreiben zu dem Ortsschulzen (Aga). Er kam alsbald angewackelt, rauchte einen Tschibuk von Herrn J.'s gutem Tabak und trank einen Kaffee, mußte aber die Lektüre des gedachten Bujurdi's ablehnen, da Lesen und Schreiben in der Türkei in die Reglements für die Examina der Verwaltungsbeamten noch nicht aufgenommen ist. Ich glaube, bei den englischen Diplomatie-Aspiranten hat es Lord Palmerston jetzt gegen den Widerspruch der Tories durchgesetzt. Die Wissenschaft braucht hier wenigstens nicht umzukehren. Es fand sich übrigens unter der Corona ein Gelehrter, welcher es der staunenden Versammlung vorlas.

Ich mußte diesmal und noch öfter daran denken, wie unsere Mütter, Schwestern, resp. Frau in Deutschland wohl erschrocken wären, wenn sie uns in einem Zauberspiegel plötzlich mitten in Kleinasien, von lauter bärtigen Türken umgeben, gesehen hätten. Das Gefühl unbedingter Sicherheit, das uns dagegen erfüllte, kam wirklich nicht von unseren Revolvern oder von dem Bujurdi, sondern von der Ueberzeugung, daß das türkische Volk durchaus nicht den mörderischen Ruf verdient, den es hat, und dann auch von dem Bewußtsein unserer europäischen Ueberlegenheit. Wir waren viel zu stolz, auch nur die Möglichkeit einer Ungebühr zuzugeben. Schon in unserem ersten Nachtquartier war mir die Anwesenheit von Tscherkessen aufgefallen. Die Zahl derselben nahm von Ort zu Ort zu, und hier in Ali Aga Schiflik überwog die Pelzmütze fast den Turban. Es war übrigens Jahrmarkt im Orte. Ich besah ihn pflichtschuldigst und kaufte ein eingeborenes, gesticktes Frauenkleid.

Um 12 Uhr ritten wir weiter und mit einer scharfen Wendung nach Süden nun direkt in das Gebirge schlagend. Anfangs war in der Tiefe des Querthales, an dessen Rand wir in die Höhe kletterten, noch etwas Korn und Obstbau zu sehen. Später hörte dies auf. Der Weg wurde immer steiler und wilder, die Gegend immer wüster und zeigte bald nichts, als niedriges Nadelholz und Vallonee-Gesträuch. (Vallonee ist die Eiche, deren Eichelbecher unter dem Namen Knoppern einen der wichtigsten Ausfuhrartikel Smyrna's bilden.) Dagegen zeigten sich auf diesem vielleicht alle 10 Jahre einmal von Europäern betretenen Pfade die auf der Heer- und Landstraße vermißten Dörfer, natürlich nur fixirte Nomaden. Die Hauptbevölkerung dieser Gegend bestand aus der hübschen, langohrigen Ziege, deren Haar ebenfalls einen Ausfuhrartikel bildet. (Der Regierungsbezirk Aidin hat übrigens doch eine Aehnlichkeit mit Preußen, d. h. mehr Schafe als Menschen, nämlich 700,000 Stück, während ich ihm nicht 200,000 Einwohner gebe.

Um 3½ Uhr Nachmittags erreichten wir unser heutiges Nachtquartier zur großen Freude unserer recht müden Pferde. Es war Karassu, auf Deutsch Schwarzwasser. Die Stadt liegt auf einer Erdzunge zwischen zwei tiefen und steilen Schluchten, über welche zwei schön gemauerte Brücken führten. Auf der einen, die wir beim Eintritt passirten, war die ganze weibliche, weißgewaschene Jugend versammelt und empfing uns mit Verwunderung und Lachen, lief uns sogar zum Theil bis an unsern Han nach. Man kann es den Kindern, vom kleinen, kaum laufenden Würmchen bis zum verschleierten, auf den Mann wartenden 12 bis 13jährigen Backfisch eigentlich nicht verdenken. Wenn plötzlich in ein hinterpommerisches Städtchen vier wirkliche Türken unter Vortritt eines Gensd'armen einritten, die liebe Jugend würde es nicht besser machen. Daß sämmtliche weißgewaschene Jungfrauen der Stadt auf der Brücke sich versammelt hatten, war wohl eigentlich nicht uns zu Ehren, wir zogen es uns aber zu Gemüthe. Die Stadt war nämlich noch damit beschäftigt, den dreitägigen „Beiram“ auf die ganze Woche auszudehnen. Karassu soll früher 10,000 türkische Familien gehabt haben. Nach dem Umfange und der Zahl der Moscheen, der Größe der Begräbnißplätze, ist diese Angabe wohl nicht zu sehr übertrieben. Jetzt sind es nur noch 2500, offenbar arm, lediglich darauf angewiesen, für ihre Vallonee und Ziegenhaare Kaffee und Reis und das zur Bezahlung der Steuern nöthige Geld einzutauschen. Der Bazar enthielt nichts. Die Kleidung sämmtlicher Bewohner vom Turban bis zu den Pantoffeln bestand zum Kummer meines zollvereinsländischen Konsular-Herzens aus inländischen Stoffen. Das Beste in der Stadt war das Kaffeehaus der Honoratioren, vor welchem mitten auf dem Platze ein um drei Fuß erhöhtes Gerüst stand, welches im Sommer von einer alten Platane überschattet wird. Jetzt war sie noch nicht grün. Dort ließen wir uns nieder, um Kaffee zu trinken, während der Dragoman bei der hohen Obrigkeit für morgen früh einen Kavassen requirirte, weniger als Eskorte, wie als Wegweiser durch die Gegend, wo uns nun auch die Kiepert'sche Karte im Stich ließ. Unser Abend-Mittag-Essen, das immer zusammenfiel, bestand natürlich aus Huhn, Pilav und harten Eiern. Der Han aber! Ich wollte, ich könnte malen, beschreiben läßt sich das nicht. Er war sehr groß und gehörte zu denen, die das Kaffeehaus in der Mitte haben. Das Erschreckliche aber war das Alter und die Altersschwäche. Unsere Stube lag über dem Kaffeehause. Zu derselben mußten wir auf einer baufälligen, unter jedem Schritt ächzenden, auf drei Stufen sogar bedenklichen Hühnertreppe klettern. Eine Art von Balkon, eben so bau-

fällig wie die Treppe, vermittelte die Verbindung dieser mit der Stubenthür. Die Fenster waren natürlich ohne Scheiben, der Fußboden (nichts als alte, morsche Bretter, durch die wir stellenweise in das Kaffeehaus hinunter sehen konnten) bog sich knarrend unter jedem Schritt! Aber all dies Leiden wurde doch dadurch aufgewogen, daß wir an der einen Wand eine Art von Divan fanden, auf dem wir vier in einer Reihe liegen konnten, ohne uns im Schlafe Fußtritte zu geben, und zweitens, daß sich auf dem abgedachten, balkonartigen Treppenabsatz ein irdener, halbzerbrochener Napf vorfand, dem wir sofort durch einstimmigen Plenarbeschluß den Charakter als Waschbecken verliehen.

Es war mir aufgefallen, daß auf der Gallerie, die das zweite Stockwerk des Hauses umgab und an Solidität dem übrigen Bau nichts nachgab, mehrere Knaben, unter denen sich eine erwachsene schwarze Gestalt befand, ein an Buchstabiren erinnerndes eintöniges Gemurmel hören ließen. Ich riskirte Leben und gesunde Glieder, denn ein Reisender muß vor allen Dingen neugierig sein, kletterte hinauf und fand den griechischen Pastor loci, der den Sprossen der 12 in Karassu lebenden griechischen Familien Lesenunterricht gab. Die Thüre, vor welcher sich diese höhere Bildungsanstalt etablirt hatte, führte in die Kirche der hierher verschlagenen christlichen Gemeinde. Es war (NB. im Han) ein Zimmer, so groß wie eine sogenannte berliner Stube, jedoch mit den vom griechischen Ritus geforderten Geräthen vollständig ausgestattet, alt, das Holzwerk dunkelbraun, aber nicht angestrichen. Interessant war der gewiß sehr alte, mit Silber beschlagene Pergament-Einband eines Meßbuches und ein ganz von Silber getriebenes Bild, eine heilige Familie, deren Gesichter, horribile dictu, bunt gemalt waren. Nachdem wir beiden Preußen noch schließlich zu Ehren des Einzuges in Paris, allen diplomatischen Rücksichten zum Trotz, und auf das preußische Heer einen Schnaps getrunken, gingen wir zur Ruhe und schliefen, wie man schlafen muß, wenn man acht Stunden geritten ist und morgen wieder acht Stunden reiten soll.

Mittwoch, 1. April. Da Allah und sein unabänderliches Kesmet nun einmal über uns verhängt hatten, daß wir in Schwarzwasser nicht gebraten werden sollten, so war wirklich in der Nacht das Kaffeehaus nicht abgebrannt, obgleich wir mit unserer alten, dürren, wurmstichigen Bretterstube direkt über dem Feuerheerde wohnten. Eben so gelang es uns, die Leiter ganzbeinig mit all unserem Gepäck hinunter zu kommen. Dagegen blieb der bestellte Kavaß aus. Nachdem wir dem türkischen Grundsatz, welcher mit dem einen Worte yarasch die ganze, nicht leben und nicht sterben könnende Existenz des türkischen Reiches bezeichnet, genügend Rechnung getragen, rückten wir aus dem Han dem „Mudir" (Landrath) vor das Haus, langten dort unsern Kavassen ab und zogen von dannen. Dieser Auszug, auf ganz schmalem, bröcklichem Fußsteig, zwischen der Stadtmauer und der Schlucht, war ein Vorschmack dessen, was uns Baba Dag am Donnerstag bieten würde. Der Weg blieb lange für die Pferde recht beschwerlich, die Gegend aber war stellenweise so schön, wie man sie auf einer Gebirgsreise nur irgend erwarten kann. Auch meinte es die Sonne so rechtschaffen, daß schließlich in der Nacht ein Gewitter entstand. Um 10½ Uhr ritten wir durch ein noch stehendes (allerdings sehr spätes, aus antiken Trümmern zum Theil zusammengesetztes) Thor in die Ruinen von Aphrodisias, in deren Mitte sich ein kleines türkisches Dorf, Namens Geira, befindet. Die Besichtigung von Aphrodisias war die Ursache unseres Abweichens von der herkömmlichen Route. Es war auch seit mehr als 10 Jahren kein Europäer dort gewesen, weil der Weg, auf dem wir morgen die kultivirtere Gegend wieder erreichen sollten, verläumderischer Weise für besonders schlecht und für unsicher gilt. Bosch! Nachdem wir einen Kaffee getrunken, machten wir uns unter Führung eines Türken auf den Weg in die Ruinen. Das Erste, was uns begegnete, waren jedoch keine Ruinen, sondern ein Haufe rothbäckiger Kinder, die einen unter anderen Dingen auch mit türkischem Zuckerwerk handelnden Hausirer bewundernd umstanden. Wir kauften für einige Piaster und vertheilten es an die Jugend, ein diplomatischer Akt christlicher Liebe, der uns bei der Bevölkerung mehr nützte, als alle Fermans und Bujurdis gethan hätten.

Aphrodisias ist noch heute von einer, in ihrem ganzen Umfange deutlich erkennbaren, aber sehr späten, wahrscheinlich im höchsten Drange der Noth schnell aus dem zur Hand liegenden Material erbauten Befestigung umgeben. In derselben stecken zahllose antike Marmorblöcke, obgleich sie innen eine sogenannte Klabastermauer ist, aus kleinen Steinen und Kalkguß, nur zusammengehalten durch zwei dünne, wirkliche Quadermauern. Auch spricht der Mangel aller flankirenden Vorsprünge für die Eile des Aufbaus. Noch ist es mir jedoch nicht gelungen, Näheres über die Geschichte von Aphrodisias zu ermitteln. Am südlichen Thore entdeckte ich im Fundament zwei Tafeln mit Inschriften; ich ließ sie durch unsern türkischen Führer bloßlegen und kopirte sie mit Hülfe von J., während der junge Schweizer in Begleitung des Dragoman und des Kavassen sich von uns trennte, um zu zeichnen. Ein aus fünf nebeneinander fortlaufenden Gewölben von ganz kolossalen Blöcken bestehender Bau trotzte allen unseren Bemühungen. Wir haben in Laodicea dicht bei der Arena Aehnliches gesehen, konnten es aber auch dort nicht entziffern. Von dem Tempel der Aphrodisia, welche der Stadt den Namen gegeben, steht noch der größte Theil der Säulen, welche die beiden Langseiten eingefaßt haben. Sie sind jonisch, aber schlecht gearbeitet. Eine der Säulen trägt auf einer beim Cannelliren ausgesparten Tafel eine Inschrift, die ich ebenfalls kopirt und nach Berlin eingeschickt habe. Der Tempel hatte einen Vorhof, der durch eine niedrige, römische Säulenhalle eingefaßt wurde. Er ist übrigens für seine Länge zu schmal und macht selbst noch in seinen Trümmern den Eindruck der Decadence. Wer einmal auf der Akropolis von Athen gestanden hat, ist eigentlich für Bauwerke aus der Römerzeit vollständig verdorben. Den Glanzpunkt der Ruinen von Aphrodisias bildet übrigens die Arena, die noch so vollständig erhalten ist, daß man ohne Weiteres irgend ein Wettfahren oder ein Fechterspiel darin vor einigen tausend Menschen aufführen könnte. Die Sitzreihen sind noch alle vollständig da, eben so die Treppen, welche hinabführen, und die Gewölbe unter den Sitzreihen, die früher vielleicht als Löwen- und Tigerställe dienten, jetzt aber friedliche Ziegen beherbergen. Ich habe hier zum ersten Mal ein deutliches und zwar ein ganz vollständiges Bild einer Arena bekommen. Sie ist 300 Schritt lang und 40 Schritt breit. Jetzt wächst da, wo vor Zeiten Menschen zum Vergnügen der Einwohnerschaft sich gegenseitig morden mußten, oder von wilden Bestien zerrissen wurden, friedliche Gerste.

Das Kolosseum in Rom.

Ein Vortrag, gehalten von Professor Dr. **Kayser** in Paderborn.

II.

Es erübrigt nun noch, zur Vollendung unserer Skizze die Arena zu zeichnen. Sie maß, wie schon oben bemerkt, 916 rhein. Fuß im Umfange, 350 und 223 rhein. Fuß nach ihren beiden Hauptaxen. Der Boden war durch eine Bretterbedielung hergestellt, die auf Mauern ruhte. Unter derselben befanden sich, wie die Ausgrabungen der Jahre 1812 bis 14 ergeben haben, abgesonderte Räume, worin wilde Thiere und Laubbäume aufbewahrt wurden, die man durch den plötzlichen Ruck von Maschinen auf die Oberfläche zu schleudern im Stande war, um die Scenerie zu ändern und die Fechter zu überraschen, das Volk zu ergötzen. Aus einem mächtigen Wasserreservoir, welches aus dem Aquädukte des Claudius gespeist werden konnte, führte ein Kanal zur Arena. Durch diesen konnte dieselbe in wenigen Minuten unter Wasser gesetzt und zu Seegefechten hergerichtet werden. Die Einmündung ist an der Südseite noch jetzt deutlich zu erkennen. In der untern Hälfte der acht Fuß hohen Mauer des Podiums, welche die Arena umgibt, wurden von Zeit zu Zeit Oeffnungen angebracht, die zu den wohlverwahrten unter den Sitzen befindlichen Behältern — carceres — für die wilden Thiere führten. Sie wurden mit starken, eisernen Fallthüren geschlossen, die den bekannten Gitterthüren alter Festungsthore ähnlich waren.

Gewöhnlich führten die Römer den Oberbau, der sich über den festen Travertinfundamenten erhob, aus großen 1 bis 1½ Fuß im Quadrat haltenden Ziegeln auf; die Fronten und Schauseiten maskirten sie mit detaillirten Hausteinen. Dieses System hat der Baumeister des Kolosseums verlassen; er hat dasselbe ganz aus Stein von Tivoli, einer festen Marmorart, die selbst dem Feuer trotzt, errichtet. Die gewaltigen Blöcke, an denen man noch die Werknummern sieht, verband er mit Cement und verbleieten Ankern zu einem so festen Gefüge, daß es Jahrtausenden Widerstand leisten mußte, wenn der Menschengeist, der diese Fugen in eiserne Fesseln geschlagen, sie nicht wieder zerriß mit seiner Gewalt. Wie aber war es möglich, einen so gigantischen Bau in der verhältnißmäßig so kurzen Zeit von kaum 15 Jahren zu vollenden? Das läßt sich nur begreifen von Tyrannen, die sich mit dem Fette der Völker und dem Blute der Nationen gemästet; das läßt sich nur begreifen von Gewalthabern, die über die Reichthümer einer halben Welt und über die Arbeitskraft ganzer Sklavenheere unbeschränktes Verfügungsrecht besitzen. So entstanden jene Riesenbauten zu Ninive und Persepolis, deren Trümmer der unsterbliche Layard erforscht; so entstanden die Kolossalwerke Aegyptens, die der gelehrte Lepsius beschrieben; so entstand auch das flavische Amphitheater. Die römischen Imperatoren hatten die Tyrannei — vorausgesetzt, daß sie der Mensch überhaupt zu erlernen braucht — dem Orient abgelauscht, dem Orient und Occident Menschen und Schätze geraubt. Mit diesen Hebeln waren sie im Stande, Werke aufzuführen, vor deren Größe und Massenhaftigkeit die kühnste Phantasie schwindelt. „Hoc Titi potentia principalis divitiarum profuso flumine excogitavit aedificium fieri — Die Kaisermacht des Titus hatte sich ausgedacht, mit einer strömenden Fluth von Schätzen diesen Bau zu errichten", sagt daher schon ein Cassiodorus mit allem Fug von unserem Kolosseum. Aber, indem sie mit Tyrannengewalt und Erschöpfung des Staatsschatzes Bauten schufen, welche Jahrtausenden widerstanden, untergruben sie die Fundamente des eigenen Thrones, denn nur der Staat kann dauernden Bestand haben, welcher auf Recht und Freiheit der Bürger und der Wohlfahrt der Nation beruht. Die Geschichte lehrt sicher, aber sie lehrt langsam! Vespasian und Titus verwendeten zum Bau des Amphitheaters Hunderttausende von Juden, die beim jüdischen Kriege in Gefangenschaft gerathen waren. Ueber je 10 war ein Aufseher gesetzt, über je 100 ein Oberaufseher, die ihre Untergebenen mit scharfem Stachel unablässig zur Arbeit trieben, wie der italienische Ochsentreiber noch heute die Zugstiere. Unter der kurzen Regierung des Eroberers von Jerusalem sollen allein 12,000 den Mühen der Arbeit und den Grausamkeiten ihrer Dränger erlegen sein. Wer ist, der da seinen Blick nicht von dem Schlußpunkt der Geschichte dieses merkwürdigen Volkes zu ihrem Anfange zurückwendete? Seltsames Schicksal der Söhne Abrahams! Das Entstehen dieser Nation ist bezeichnet durch die Frohndienste an den Prunkbauten der ägyptischen Pharaonen, ihr Untergang markirt durch die Handlangerdienste bei den Riesenschöpfungen der römischen Imperatoren. Pyramiden errichtet sie neben ihrer Wiege, ein Kolosseum erbaut sie über ihrem Grabe!

Das ist der Kampfplatz, wo die Thiergefechte, die Fechterspiele, die Seetreffen geliefert wurden, das römische Volk zu unterhalten und zu belustigen. Das ist die Schaubühne, wo die Römer, vom Cäsar bis zum Sklaven, den blutigsten Auftritten und grausamsten Metzeleien zusahen. Titus weihte sie ein mit Spielen, die 120 Tage dauerten; 5000 Bestien wurden dabei niedergestoßen, 10,000 Gladiatoren fanden dabei ihren Tod; denn diese waren wohlfeiler, als die wilden Thiere. Wahrhaftig, das sind Räume, die mit Blut gebaut und mit Blut zum Blutvergießen geweiht wurden! Und solche Amphitheater existirten in jeder größern Stadt des weiten römischen Reiches. Solche grausige Spiele wurden von den angebeteten Männern des römischen Alterthums gegeben. Cicero, das Idol klassischer Latinität, unterhielt auf eigene Kosten eine Gladiatorenschule; Augustus, der Humanist auf dem Kaiserthrone, nährte zahlreiche Fechterschaaren, um sie stets in Bereitschaft zu halten, so oft das Volk seine Lieblingsspiele verlangte. (Suet. in Claud.) Scipio Nasica und Publius Lentulus ließen bei ihren Festspielen 60 Panther und 40 andere Bestien auftreten. (Tit. Liv. 44, 18.) Scaurus gab 150 Panther, Sulla 100 mähnige Löwen, Pompejus 600 Löwen, von denen 315 zottige Mähnen schüttelten, 410 Panther, 20 Elephanten, Servilius 300 Bären und eben so viele vierfüßige Kinder der Wüste Sahara zum Besten; die unglücklichen Menschen, welche der Wuth dieser wilden Bestien zu trotzen bestimmt wurden, gar nicht gerechnet. Doch kehren wir zum flavischen Amphitheater zurück. Domitian stellte darin Spiele an, die 1000 Strauße, eben so viele Hirsche, 1000 Eber und eine gleiche Anzahl Giraffen in den Kampf und Tod führten; Trajan schickte bei einem einzigen Feste nicht weniger als 10,000 wilde Thiere und 10,000 Gladiatoren auf die Arena des Kolosseums. Zuletzt waren durch die Fechterspiele die Wüstenthiere fast ausgerottet; darum mußte ein besonderes Gesetz, welches den Juristen aus dem Codex Theodosianus

erinnerlich sein wird, verbieten, einen Löwen in Afrika zu tödten.

Um solchen Aufwand bestreiten zu können, wurden die Länder ausgepreßt, wurden die Provinzen Afrika, Asien, Gallien mit der Gestellung von wilden Bestien bedrückt. Die Fechter wählte man aus den Sklaven, Kriegsgefangenen, verurtheilten Verbrechern. Selbst Weiber verschonte man nicht. Gebrach es bei der unersättlichen Schaulust zuletzt, nachdem Tausende gefallen waren, an neuen Opfern, so sprangen selbst Senatoren und Ritter von ihren Sitzen in die Arena, um den Kampf zu erneuern. Ein ungezähltes Kontingent lieferten die zum Tode verurtheilten Christen. Ad bestias— zu den Thieren! lautete tausend und aber tausend Mal der Ruf auf dem Forum und in den Gerichtshallen, wenn ein Verehrer des Einen wahren Gottes und Bekenner des Gekreuzigten den Götzen zu opfern sich weigerte. Die Arena des flavischen Amphitheaters wurde mit Strömen von Martyrerblut getränkt. Aber das Wort des Apologeten: „sanguis martyrum est semen crucis — aus dem Blute der Martyrer sproßt das Kreuz!" ist hier buchstäblich zur Wahrheit geworden; auf dem also gedüngten Boden erhebt der Baum des Lebens kräftig seine weltumspannenden Aeste. Und die Zuschauer? Sie drängten sich wochenlang Tag für Tag zu den Eingängen und Sitzen, ohne ihre Schaulust zu ermüden, ohne ihre Blutgier zu sättigen. Um die grauenhaften Ergötzungen nicht durch die Stimme des Magens unterbrechen zu lassen, wurde im Amphitheater Angesichts der Leichen, beim Qualme rauchenden Menschenblutes gegessen und getrunken. Selbst die Dunkelheit, welche doch stets dem Krieger in der wüthenden Schlacht, auch einem Wellington bei Waterloo, Ruhe verhieß, that dem Hinschlachten keinen Einhalt. Man setzte bis tief in die Nacht, ja ganze Nächte hindurch, die schaurigen Spiele fort. Dann wurde das Kolosseum mit tausenden von Fackeln erleuchtet, die ihr flackerndes Licht über Zuschauer und Fechter ergossen und die Greuelscenen noch schauriger machten. Zwei, drei, ja fünf Tage und Nächte haben die Spiele ohne Unterbrechung gedauert. „Venationes gladiatoresque", sagt Sueton von Domitian, noctibus ad lychnuchos dedit; nec virorum modo pugnas sed et feminarum — Domitian gab Thiergefechte und Gladiatorenspiele zur Nachtzeit beim Scheine von Fackeln; und nicht blos Männer, sondern auch Frauen schickte er auf die Arena."

Doch hinweg von diesen grausigen Scenen! Wem nicht Barbarenblut das Herz oder Berserkerwuth die Seele erfüllt, der fühlt selbst bei der Schilderung dieser Greuel den innersten Nerv seines Wesens erbeben. Wenden wir uns vielmehr einer erquicklichern Betrachtung des flavischen Amphitheaters zu. Verlassen wir den Gesichtspunkt der Sittengeschichte, um den Standpunkt der Kunsthistorie zu betreten. Fassen wir das Kolosseum als Kunstwerk, als Schöpfung der Architektur ins Auge, an die sich die Skulptur wie die Tochter an die Mutter anschmiegt.

Das Amphitheater ist eine der römischen Architektur eigenthümliche Schöpfung, die kein anderes Volk kannte, die keiner andern Nation entlehnt ist. In demselben ist aber auch der Grundcharakter der römischen Baukunst so vollständig und bestimmt zum Ausdrucke gelangt, daß man an dem Kolosseum so zu sagen ein Compendium der römischen Architekturgeschichte vor sich hat. Die römische Baukunst ist trotz der Massenhaftigkeit und Solidität, die darin herrscht, nicht originell, sie ist vielmehr eine Kombination des altetruskischen Gewölbebaues mit dem klassisch-griechischen Säulenbau. — Die praktischen und werkthätigen Bewohner Etruriens waren es, die zuerst den glücklichen Gedanken erfaßten, abgestumpfte Keilsteine in der Richtung der Radien eines senkrecht auf seinem Durchmesser stehenden Halbkreises zusammenzufügen und so den Rundbogen und das Tonnengewölbe zu konstruiren. Das Thor von Volterra ist das älteste erhaltene Beispiel des Rundbogens, den kein früheres, kein anderes Volk aufzuweisen hat. Und wer kennte nicht das älteste Tonnengewölbe, das die etruskische Bauverständigkeit uns hinterlassen hat, die Cloaca maxima des Tarquinius Priscus, die noch heute das Thal zwischen dem Capitolinus und Palatinus entwässert? Von den Etruskern erlernten die Römer den Gewölbebau und bildeten ihn zum imposanten Kuppelbau und zu dem wichtigsten aller architektonischen Glieder, dem Kreuzgewölbe, aus.

Der griechische Architekt schuf den etruskischen Nützlichkeitsbauten gegenüber jene bewunderten Prachtbauten der Hellenen — die Tempel. Der griechische Tempel ist kurz gesagt ein Säulenhaus, und die griechische Architektur ist eben so vorwiegend Säulenbau als die etruskische Gewölbebau. Die griechische Säule ist die ästhetisch gegliederte senkrechte Stütze für eine horizontale Last. Sie besteht aus Basis, Schaft und Kapitäl. Den verschiedenen Charakteren der Hauptstämme dieses klassischen Volkes entsprechend, haben sich diese Säulenglieder verschiedentlich ausgestaltet. Als mächtiger, kräftiger Strahl schießt die dorische Säule aus dem dreistufigen Unterbau — Stylobat — der die gemeinschaftliche Basis abgibt, ernst und würdig empor. In üppiger Fülle schwillt ihr Schaft in dem untern Drittel allmälig an, verjüngt sich aber dann, gleichsam für den Konflikt mit der drückenden Last ihre Kräfte sammelnd. Diese straffe Spannung der Kräfte ist es auch, welche die Muskulatur dieses stämmigen Gliedes in senkrechten Kaneluren mit scharfen Stegen zusammenzieht. Das Kapitäl signalisirt dem Auge den Zusammenstoß der aufstrebenden Kraft mit dem Drucke der Last. Darum baucht sich der Säulenhals in dem Angriffspunkte zu einem mächtigen Halbwulst, wenn ich in technischem Terminus reden darf, dem Echinus, aus, ist aber unter demselben von Riemchen umschlungen, das Auseinanderplatzen zu verhüten. Auf den Echinus setzt sich eine kräftige viereckige Platte, der Abakus, auf, welcher dem horizontalen Langbalken — Architrav — als unmittelbare Unterlage und Vermittlung dient.

Dem würdevollen Ernste des dorischen Charakters gemäß beträgt die Höhe der dorischen Säule fünf untere Durchmesser oder wie der lateinische Architekt Vitruv sagt: 10 Modul. Leichter und heiter wie der Jonier ist auch seine Säule; ihr Schaft mißt neun untere Durchmesser oder 18 Modul; die Caneluren sind tiefer ausgehöhlt und stoßen in flachen Stegen zusammen. Um ihrer schlanken Höhe am Fußpunkte mehr Halt und Standfestigkeit zu geben, ist eine besondere Basis untergeschoben, die aus zwei halbrunden Wulsten besteht, welche mittels einer straff gezogenen Hohlkehle verbunden werden. An die Stelle der Riemchen, welche den Manneshals der dorischen Säule umschlingen, tritt eine schmucke Perlschnur, welche sich zierlich um den Nacken der jonischen Jungfrau schmiegt. Auf den Echinus ist ein Ornament gemeißelt, welches ein Mißverständniß den Eierstab nannte, nach Carl Böttichers („Tektonik der Hellenen") richtiger Bemerkung aber in Wirklichkeit sein Motiv von einem Blätterkranze entlehnte. Der starre Abakus über demselben ist von einem Gliede voll sprudelnder Lebenskraft verdrängt — dem sogenannten Polster oder Thorus. In Folge des lastenden Druckes quillt es in üppiger Fülle zu beiden Seiten reichlich hervor, rollt sich aber in den schwunghaften Schneckenwindungen oder Voluten auf zu energischer Feder- und Hubkraft.

In der Kapitälbildung griff der architektonische Genius des prunk- und prachtliebenden Korinthers zu noch reicheren Motiven. Er gestaltete den Säulenkopf aus einer Blätterkrone des malerisch gezahnten Akanthus. Zwei in einandergeschobene Reihen von Akanthusblättern bilden den Kelch; aus der obern Blattreihe wachsen zwischen den Blättern acht Blumenstengel hervor, die sich unter zierlichen Blatthülsen spalten und nach der Mitte und den Ecken der Seiten des profilirten Deckgliedes sich ausbreiten. Durch den Druck des Architravs werden

die aufstrebenden Blattspitzen des Kelches zu elastischen Neigungen, die Blumenstengel zu leichten Voluten umgebogen.

Die Säulenkonstruktion erlernte die römische Architektur von den Griechen und eignete sie sich in ihrem ganzen Umfange mit schmiegsamer Gefügigkeit an. Aber die Umgestaltung, welche sie mit dem Kapitäl vornahm, um den drei griechischen Ordnungen eine vierte — die römische — zuzufügen, ist mißlungen, weil mißverstanden. Sie setzte nämlich auf den korinthischen Blattkelch den jonischen Säulenkopf und schuf so das unorganische und darum unschöne Komposita-Kapitäl.

Die Römer, welche die große Kraft besaßen, die Völker zu unterjochen und ihre Reichthümer an sich zu reißen, hatten auch eine eben so große Biegsamkeit, ihre einheimischen Traditionen mit der Religion, der Bildung und Kunst der bezwungenen Nationen zu verflechten und zu verweben. Dieser Mischcharakter ist das Specificum ihrer Philosophie und Kunst. Im Vorigen haben wir die Legirung der römischen Architektur analysirt und ihre reguliniſchen Bestandtheile nachgewiesen, wie sie sich an den römischen Bauten bald mehr, bald weniger vollständig, aber am vollständigsten am römischen Kolosseum wiederfinden. Der unbekannte Baumeister des Riesenwerkes hat es verstanden, den etruskischen Rundbogen und die griechischen Säulenordnungen untereinander und mit der römischen Ordnung zu einer gelungenen und großartigen Harmonie zu vereinigen. Der Künstler hat es verstanden, mittels architektonischer Formen den kolossalen Massen Geist und Leben einzuhauchen. Das zeigt sich besonders an der Außenseite, wo sich das eigentliche Feld der Kunstthätigkeit entfaltete. Die endlose Mauerfläche hat er eben so einfach als sinnig gegliedert. In horizontaler Richtung theilte er sie durch kräftige Gesimse; die so entstandenen Mauerstreifen durchbrach er in den drei unteren Etagen mittels mächtiger Arkaden, die er in senkrechter Richtung durch eben so viele Halbsäulen trennte. Während er die unteren Bogenöffnungen zu Eingängen einrichtete, stellte er in die des zweiten und dritten Stockes gewaltige Marmorstatuen, deren Piedestale noch in den Ruinen bemerkbar sind, die selbst aber auf alten Münzen in Reliefs des Kolosseums uns entgegentreten. Die vierte Etage durchbrach er zwar durch kleinere viereckige Fensteröffnungen, aber für die flache Außenseite, welche blieb, hatte er in riesigen Reliefschilden ein lebengebendes Element in Bereitschaft.

Die große Schwierigkeit, bei so ungeheueren Dimensionen schöne Verhältnisse zu finden, hat er mit unübertrefflichem Geschicke bewältigt; es ist Einem, als müßte es gerade so, als könnte es nicht anders sein. Wie den Meister des Stils, so erkennt man den Meister der Kunst oft besser aus dem, was er wegläßt, als aus dem, was er anbringt. Da bei riesenhaften Massen nur das Großartige Wirkung haben kann, so ist mit sicherm Takte alles kleinliche Beiwerk in der Detailbildung vermieden. Der Baumeister des Kolosseums war seiner Mittel so sehr Herr, daß er, unbekümmert um die Vorschriften und Gesetze der Schule, aber mit weiser Berechnung des Effektes, an den Säulen die Canelirung, unter dem dorischen Sims die Dreischlitze fehlen ließ, deren Anwendung nur Unruhe und Verwirrung in den Anblick, ermüdende Ueberladung in das Bild hineingetragen hätte. Das weit vorspringende Krönungssims stützte er eben so überlegt auf den kräftigsten Zahnschnitt, den je ein Architekt entworfen.

Tief gedacht und richtig empfunden ist es auch, wenn er in der untern Pilasterreihe die kräftige dorische, in der zweiten die schon leichtere jonische, über dieser die schlanke korinthische und endlich — gewiß nicht ohne römische Selbstüberhebung — zu oberst die schmächtige römische Säule herrschen läßt. Dadurch ist nicht blos die Last nach Maßgabe der Kraft vertheilt, sondern das Auge erhebt sich auch mit gesteigertem Wohlgefallen von den schlichten und einfachen Formen zu den immer reifer sich entwickelnden Gestaltungen. Der vielfachste Wechsel von Licht und Schatten ist über die gedehnte Mauerfläche ausgegossen. Die Perspektive führt dem beobachtenden Auge jede folgende Säule unter einem andern Gesichtswinkel, jede Bogenöffnung in einer andern Curve vor — und doch ist jede Reihe aus identischen Gliedern konstruirt. So herrscht in dem Ganzen durchdachte Mannigfaltigkeit bei harmonischer Einheit. Bedarfs noch der Erwähnung, daß eben darin das Princip der Schönheit beruht?

Die ferneren Schicksale dieses Riesenbaues von seiner Vollendung an, bis er zu seinem jetzigen ruinösen Zustande verfiel, kann ich nur flüchtig berühren. Als Macrinus die Vulcanalien darin feierte, fuhr, trotz des gefeierten Feuergottes, dessen Gesellen dem Jupiter die Donnerkeile schmiedeten, ein Blitzstrahl hinein und entzündete die drei oberen Sitzreihen, welche aus Holz konstruirt waren. Alexander Severus vollendete die Restauration, welche Eliogabal, sein Vorgänger, begonnen, und Philippus Arabs, sein Nachfolger, feierte im Jahre 248 n. Chr., dem tausendsten nach Roms Erbauung, die prächtigen Säkularspiele in demselben. Als das Christenthum den römischen Staat mit seinem Fermente durchsäuert hatte, mußten die grausamen Fechterspiele und blutigen Thiergefechte aufhören, da sie dem milden Geiste und der strengen Moral des Christenthums schnurstracks zuwiderliefen. Mit dem Abstellen dieser Volksbelustigung verlor aber das Amphitheater seine praktische Bedeutung und fand daher nur noch wenig Beachtung. Im Mittelalter diente es den römischen Baronen als Festung; um das 12. Jahrhundert besaßen es die Frangipani, denen es jedoch die Annibaldi gar oft streitig machten. Letztere hatten es um das Jahr 1312 in Besitz, mußten es aber in diesem Jahre an Kaiser Heinrich VII. übergeben, der es dem Senate und Volke zurückstellte. Nun brach eine für ganz Rom und im Besondern auch für das Kolosseum höchst traurige Zeit herein — die Zeit des Aufenthalts der Päpste in Avignon. Der gewaltige Drei-Kaiserbau wurde als Steinbruch benutzt, aus dem man das Material zum Bauen und Kalkbrennen schöpfte. 1381 stellten Senat und Volk den dritten Theil des Gebäudes einer Bruderschaft zur Verfügung, welche ihre stattliche Capella Sanctorum beim Lateran daraus erbaute. Zeit und Menschen setzten das Zerstörungswerk emsig fort. Paul II. konnte aus den herabgestürzten Blöcken den Palazzo di San Marco — jetzt Hotel der österreichischen Gesandtschaft — erbauen; der Kardinal Riario entlehnte von demselben die Bausteine des heutigen Palastes der Cancellaria und Paul III. das Material zu dem ausgedehnten Palazzo Farnese. Benedikt XIV. endlich weihte es religiösen Zwecken und entriß den Bau durch dieses sichere Mittel, dem so manche Antike ihre Erhaltung verdankt, der fernern Verwüstung. Er errichtete rings um die Arena sogenannte Stationen und pflanzte in der Mitte derselben ein mächtiges Kreuz auf. Jeden Freitag wird die via crucis abgehalten; und es macht in der That einen ergreifenden Eindruck, inmitten dieser Trümmer die klagenden Weisen der Passionslieder zu vernehmen. Von da ab fing man an, auf die Erhaltung des Gebäudes Bedacht zu nehmen. Pius VII. und Leo XII. haben mächtige Streben aufführen lassen, um dem Einsturze der Umfassungsmauer vorzubeugen. Pius IX., der jetzt regierende Papst, wies bedeutende Summen aus seiner Privatschatulle an, um eine Restauration der noch vorhandenen Theile vornehmen zu lassen.

Sollen wir jetzt vom Kolosseum scheiden? Mit nichten. In einer Reisebeschreibung habe ich gelesen, das Kolosseum müsse man beim Mondscheine sehen, um den ganzen Zauber desselben auf sich wirken zu lassen. Zum Schlusse möchte ich mir erlauben, das Bild einer solchen Mondscheinscenerie vor Ihnen aufzurollen. Aber gestatten

Sie, daß ich den Pinsel in die Tinte einer unvergeßlichen Erinnerung tauche.

Es war am 27. September des Jahres 1857. An diesem Tage sollte das Kolosseum in Augenschein genommen werden. Der Abend vorher und der Morgen gehörten den Vorbereitungen zu diesem Gange. Die auf das Amphitheater bezüglichen Stellen bei Suetonius Tranquillus, der uns die interessanten Biographien der 12 ersten römischen Kaiser hinterlassen, wurden nachgeschlagen; Annäus Seneca, der unglückliche Erzieher Nero's, der, wie ein antiker Eugene Sue, an silbernen Tischen in weinerlicher Sentimentalität über die Bedrängnisse des Volkes schrieb, wurde durchblättert; Tertullians, des berühmten Apologeten, und Martialis, des bekannten Epigrammatikers Libri de spectaculis wurden nachgesehen; das von Augenzeugen verfaßte Martyrium des heiligen Ignatius von Antiochien durgelesen; endlich Josias Bunsens großes Werk über Rom und Nibby's klassisches Buch dell'Anfitheatro Flavio herangezogen. Bei diesen Vorbereitungen leistete uns der gemüthliche Tyroler, Dr. Flir, ein eben so trefflicher Charakter als ausgezeichneter Gelehrter, von dem ein vielgenannter deutscher Schriftsteller mit Recht sagt, ihm sei jeder Stein in Rom bekannt gewesen, mit seinem reichen Schatze von Kenntnissen und literarischen Hülfsmitteln treffliche Dienste. Leider ist derselbe, nachdem er die letzte Vorstufe vor dem Kardinalat in dem Präsidium der Rota Romana, des obersten römischen Gerichtshofes, der durch seine gründlichen Entscheidungen in der juristischen Welt eines guten Klanges sich erfreut, erstiegen hatte, der Wissenschaft und den Deutschen, welche Rom besuchen, durch einen zu frühen Tod entrissen worden. Es ist zu bedauern, daß seine Vorarbeiten zu einer Geschichte der Monumente Roms bei seinem Ableben noch nicht so weit gediehen waren, daß Freundeshand sie als opus posthumum herausgeben konnte. Friede seiner Asche! Mir selbst kam es trefflich zu statten, daß ich das im Innern noch ganz erhaltene Amphitheater zu Verona wiederholt gesehen hatte, einmal im Jahre 1853, als — welche Ironie des Schicksals! — eine erbärmliche Komödiantentruppe ihre elende Bude auf der Arena aufgeschlagen hatte; das andere Mal, als der Statthalter von Venetien und der Lombardei mit seiner jungen Gemahlin von Adel und Volk festlich darin begrüßt wurde.

Am Nachmittage wurde mit dem geschilderten Rüstzeug die Wanderung zum Kolosseum unternommen, die großartige Ruine zu besichtigen und wie den Phönix aus der Asche vor unserm Geiste aus den Trümmern in ihrem alten Glanze erstehen zu lassen. Der Genuß war groß, die Zeit verflog unerwartet, die Sonne war längst untergegangen, und die rosenfingerige Abendröthe ergoß schon den letzten Rest ihrer unbeschreiblichen Farbenmischung von Purpur und Violet über den westlichen Horizont, als wir zurückkehrten. Abends gegen neun Uhr riß ich mich von einer heitern Gesellschaft, welche die köstlichen Erinnerungen des Tages mit Cyperwein befeuchtete, los, um einen nächtlichen Spaziergang über das Forum zum Kolosseum zu machen. Es ist ein wahrer Hochgenuß, so in stiller Einsamkeit der Nacht zwischen Ruinen der Vergangenheit in den Ueberlieferungen der Geschichte zu schwelgen. Solche Stunden ragen in die späteste Erinnerung hinein, wie die goldumsäumten Spitzen der glühenden Alpen in das Dunkel des Himmels. Unvergeßlich sind mir die Stunden, welche ich mit solchen historischen Phantasien in dem verfallenen Kreuzgange der Kathedrale zu Canterbury, wo Einen der spekulative Geist eines Anselmus anhaucht, am Schloßhügel zu Avignon, wo eine lange Periode des Papstthums, am Tower zu London, wo die ganze englische Geschichte an der Seele plastisch vorüberzieht — aber am unvergeßlichsten ist mir der Abend, welchen ich im Kolosseum verbrachte.

Der Mond hängt in voller Scheibe am tiefblauen, sternbesäeten Himmel, die Ruinen des Forums und ihre dunkelen Schatten reizen die Phantasie zu reger Thätigkeit, indem sie, ich möchte sagen, die wehmüthige Ouvertüre zu dem Trauerspiel anstimmen, das unser wartet. Die frische Luft duftet aromatisch, wie von Wohlgerüchen getränkt. Am Eingange werde ich von einem französischen Posten angerufen, der, mit seiner Muskete im Arm, die Trümmer zu bewachen scheint. Es ist ein Esasser, der, sobald sein sicherer Instinkt einen Deutschen erkennt, mit den in der Fremde doppelt süßen Tönen der Muttersprache zu mir redet, mich auf die Unsicherheit der Gegend aufmerksam macht und vor nächtlichem Ueberfalle warnt. Der Unglückliche! er ahnt nicht, daß er eher an seine eigene Sicherheit zu denken Grund hatte. Ich unterdrücke die Betrachtung über den großen Ruin des Vaterlandes, welche der Elsasser mit seinen rothen französischen Inexpressibles meinem Gemüthe aufdrängt und trete beherzt in die größten Trümmer des größten Reiches. Ich wähle meinen Platz in der südlichen Cäsarenloge — als Kayser durfte ich mir schon erlauben, den Sitz eines Kaisers einzunehmen — und bitte Sie, sich links und rechts niederzulassen. Vor uns liegt, von dem magischen Lichte des Vollmonds beschienen, die ganze nördliche Hälfte der Riesentrümmer, überragt von der emporstarrenden Umfassungsmauer; wir selbst befinden uns in zauberhaftem Halbdunkel, das uns geisterhaft umfängt. Die Konturen sind bei solcher Beleuchtung noch schärfer gezeichnet, der Wechsel von Schatten und Licht kontrastirt noch greller, als beim Sonnenschein.

Da ergießt sichs in mächtigen Strömen auf die Schöpfräder der Phantasie. Wie mit einem Zauberschlage hat diese schaffende Wunderthäterin aus dem Materiale, welche das handlangende Gedächtniß aus dem Schachte voraufgegangenen Studiums ihr zuträgt, die Arena und die Sitzreihen hergestellt in ursprünglicher Pracht. Ueber uns wallen, von sanfter Brise geschwellt, in spielendem Wellenschlag die purpurnen Teppiche, mit einem Heere von Goldsternen übersäet. An den gespannten Tauen hangen tollkühn die Matrosen, um die Flaschenzüge zu entwirren und die Schläuche für die wohlriechenden Wasser zu ordnen. Unter unseren Füßen brüllen Löwen, Panther, Bären in ihren überwölbten Behältern, so daß das ganze Theater erzittert. Das nördliche Kaiserthor öffnet sich, und vom Prätor und zahlreichem Gefolge umgeben nimmt der Imperator uns gegenüber in der prächtig ausgeschlagenen Hofloge Platz. An ihn reihen sich die weißgekleideten Vestalinnen und ehrwürdigen Senatoren in goldverbrämten Mänteln; und im folgenden Augenblicke haben 107,000 Zuschauer sich der Steh- und Sitzplätze bemächtigt. Rechts und links vom Cäsar, so wie hinter demselben die römischen Matronen mit ihren blühenden Töchtern, strahlend von Schönheit wie von Purpur und Diamanten — wahrhaftig ein Damenkranz, wie ihn nur Roms Schönen zu flechten vermochten.

Plötzlich wirds stille. Ein Priester des Jupiter tritt feierlich ernst durch das westliche Thor; eine Prätorianerschaar, das bekrönte Schlachtopfer führend, folgt ihm. An dem in der Mitte der Arena aufgepflanzten Tragaltare zuckt der flamen dialis das blinkende Messer; das Opfer ist gefallen, Jupiter ist versöhnt, das grausige Spiel kann beginnen. A jove principium! gilt für die Fechterspiele um so mehr, da sie zu Ehren Jupiters gefeiert werden. Schon hören wir schmetternde Fanfaren nahen. Unter demselben Thore, durch welches der Opferpriester eintrat, erscheinen die venatores, Hetzer, in zwei Reihen geordnet; sie tragen Peitschen in ihren Händen, um die Schaaren der Unglücklichen, welche nackt in ihrer Mitte gehen, zum Kampfe anzutreiben, falls sie furchtsam zurückscheuen sollten. Das sind die bestiarii, welche zum Theil mit Schwertern und Lanzen bewaffnet, gegen die wilden Bestien zu kämpfen haben, theils an Pfosten gebunden oder in Netze verstrickt, dem Zerreißen preisgegeben werden sollen. Unter den Verzweifelten sehen wir Män-

ner und Jünglinge, die freudestrahlend mit verklärtem Antlitze die Arena betreten wie im Triumphzuge; es sind zum Tode verurtheilte Christen, welche die ewige Siegespalme zu erringen im Begriffe stehen. Ein Herold voran, ziehen sie unter dem Schalle der Musik rings um die Arena, vor dem Kaiser tief sich verbeugend, rufen sie laut: „Caesar, morituri te salutant!“ — „Cäsar, dich grüßen die Kinder des Todes!“ Sie werden in verschiedene Haufen gesondert, um nach einander zur Beute der Thiere zu werden. Die Zuschauer harren ungeduldig des Anfangs; endlich erheben sich die sanften Vestalinnen und geben das Zeichen zum Beginne der Metzelei. Da öffnen sich die Fallthüren vor den Carceres, und ausgehungerte Löwen, Tiger, Panther, Bären, Eber stürzen, zuvor durch Stacheln und glühende Eisen in Wuth gesetzt, mit funkelnden Augen und weit geöffnetem Rachen in wildem Sprunge auf ihre Opfer.

Die Armen! sie fallen schaarenweise unter den Tatzen und Zähnen der Raubthiere. Die lange Liste der Thierkämpfer ist endlich erschöpft. Die Schaulust des Volkes hat das Blut in Strömen fließen sehen; aber sie ist nicht gesättigt, sie ist vom ersten Kosten nur zu wilder Gier entflammt, um sich darin ganz zu berauschen. Ehe aber ein neues Blutbad beginnt, ein kleines Intermezzo: Wie die gierigen Bestien über die Thierkämpfer, so stürzen jetzt ausgehungerte Menschen, die selten Wildprett kosteten, über die erlegten Hirsche und Eber hin, um sich von den Thieren, die mit Menschenfleisch gesättigt, mit Menschenblut besudelt sind, einen Wildbraten für ihren ärmlichen Tisch zu erhaschen. An die erschlagenen Fechter aber macht sich eine Schaar confectores, Abdecker. Ihnen voran zwei als Götter verkleidete Führer; der eine, Mercur, untersucht die Leichen mit einem glühenden Stabe, der andere, Pluto, schlägt ihnen, wenn sie noch zuckend Lebenszeichen von sich geben, mit einem Hammer den Schädel ein; die Uebrigen schleifen mit Haken die Leichen in das spoliarium.

Auf die confectores folgen zahlreiche Sklaven in glanzvoller Livree, mit Hacken den aufgewühlten Zinnoberkies zu ebnen und die Blutlachen zu beseitigen. Während dessen aber träufeln köstliche Rosenwasser von den Teppichen des Velariums herab und überduften den Blutqualm; Gesang aus hundert exquisiten Kehlen und die Musik von tausend Instrumenten ergötzt das Ohr, Reihen von Bajazzos amüsiren das Auge mit ihren tollen Sprüngen.

Doch horch! neues Trompetengeschmetter! Die Gladiatoren nahen. Sie trinken an dem Springbrunnen der meta sudans die letzte Erquickung. Auf buntbemalten Wagen fahren sie durch das Westthor rings um die Arena; nur eine kleine Abtheilung der großen Schaar ist zu Pferde. Sie sind mit leichtem Gewande bekleidet, das von bronzenem Gürtel um die Hüfte zusammengehalten wird. Auf den Köpfen blinken verschiedenartige Helme. Noch lauter als zuvor erschallt uns gegenüber der Ruf: „Caesar, te salutamus morituri! — Cäsar, noch an der Schwelle des Todes unsern Gruß dir!“

Das Kampfspiel eröffnen in mehr komischer Weise die Andábâtae — Herumtapper, mit ihren drolligen Lufthieben und Fehlangriffen: denn sie streiten gegen einander mit dem Schwerte bei verbundenen Augen.

Es folgen die retiarii — Netzkämpfer. Sie tragen einen kleinen, runden Schild — die parma, einen Dreizack — tridens, und ein Netz, in das sie sich beim Kampfe zu verstricken suchen; der Glückliche, dem es gelingt, den Gegner in seinem Netze zu fangen, schleift ihn über die Arena, während der Umstrickte mit seinem Dreizack noch aus dem Netze den Sieger zu verwunden strebt.

Eine neue Abtheilung rückt vor zum blutigen Gemetzel. Es sind Gallier, Vorfahren der grande Nation; sie führen einen großen, runden Schild — den clypeus — und das gewaltige Sichelmesser, eine gallische Waffe, welche ihnen den unübersetzbaren Namen Mirmillones gab.

Nachdem diese furchtbare Todessichel viele klaffende Wunden geschnitten, Hunderte dahingemäht, kommen die laquearii — Schlingenkämpfer — an die Reihe. Ihre Schutzwaffe ist ein kupferner Schild; zum Angriffe dient ihnen blos eine Strickschlinge, die sie sich gegenseitig um den Hals zu werfen suchen, um sich die Kehle zuzuschnüren.

Was sollen die zweirädrigen Streitwagen, welche, von Sklaven gezogen, am östlichen Eingange der Arena sich zeigen? Der Kampf der Essedarii — Wagenkämpfer — beginnt; so benannt von der Esseda, dem gallischen Kriegswagen.

Eine noch seltsamere Kampfart löst sie ab; die *Διμάχαιροι* treten auf; man gab ihnen einen griechischen Namen, denn die lateinische Sprache reichte nicht aus, alle die Specialitäten der Gladiatoren zu bezeichnen. Sie haben keine Schutz-, nur Angriffswaffen; als solche führen sie in jeder Hand ein kurzes Schwert und kämpfen mit beiden Händen ein seltsames Floret.

Endlich sehen wir die eigentlichen Gladiatoren. Sie kämpfen zu Fuß mit langen Degen und decken sich mit großen oblongen Schilden. Die zu Pferde schwingen eine mächtige Lanze gegen einander zum blutigen Turnier.

Die Zuschauermenge geräth in Wuth; die sanften Vestalinnen springen von ihren Sitzen auf; die Augen der Senatoren funkeln vor Zorn. Was ist geschehen? Ein nerviger Gladiator spaltet mit mächtigem Schwerte Schlag für Schlag einem andern Gegner den Kopf. Das ist der grausamen Schaulust ein zu rasches Ende; sie will sich weiden an langdauerndem Todeskampfe der unglücklichen Opfer. Von der andern Seite des Zuschauerraumes erschallt lauter Jubel. Dort entwickelt sich ein hartnäckiges Gefecht zwischen einem gewandten Gladiatorenpaare. Die Rappire kreuzen sich munter. Hoc habet! hoc habet! — Der sitzt! der sitzt! tönts rings mit diabolischer Freude. Der Getroffene sinkt zu Boden, erhebt sich aber bald wieder auf ein Knie und fleht mit zitternd erhobener Hand um Gnade. Der Sieger läßt stolz seinen Blick über die Sitzreihen hingleiten; die Hände der Zuschauer bleiben gesenkt und erheben sich nicht; die Menge will den Tod des Verwundeten. Der Unglückliche muß nun auf den Knien liegend die Spitze des gegen ihn gezückten Degens mit eigener Hand ergreifen und sich auf die Kehle setzen, um sich so selbst den Tod zu geben. Schallender Jubel und Händeklatschen begleiten eine jede solche Exekution. Die Sieger aber verlassen mit jauchzendem Beifall durch die porta sanavivaria den Kampfplatz.

Die Gladiatorenkämpfe sind beendet; zahllose Leichen bedecken die Arena; in das Freudengeschrei der elektrisirten Menge mischt sich das Röcheln des Todes. Doch was sehen wir? Gierig stürzen vornehme Patrizier und zerlumpte Bettler über die klaffenden Wunden der Leichen und schlürfen, wie vom Vampyrdurst gequält, das warm hervorquellende Blut. Grausiges Schauspiel! Es sind Epileptische, die in eitlem Wahn glauben, sich durch frisches Menschenblut von „der schweren Noth“ heilen zu können; ein Wahn, dem selbst Aristoteles und Plinius huldigten, ein Wahn, der noch nicht ausgestorben, wie sich erst jüngst bei der Hinrichtung des Raubmörders Nolte zu Hanau gezeigt; — so fest wurzelt Vorurtheil im Leben des Volkes!

Die Arena ist gesäubert; aber das Knarren der Maschinen und Knurren der Bestien unter derselben deuten auf Vorbereitungen zu neuer Ueberraschung hin. Als Zwischenspiel dient Mucius Scävola, der berühmte Römerheld, dessen Geschichte in Aller Gedächtniß fortlebt, dessen Gesinnung aber längst im Römervolke ausgestorben. Ein Sklave wird von Soldaten an eine glühende Kohlenpfanne geführt. Sein Widerstreben ist vergebens. Die auf die Brust gezückten Schwerter zwingen ihn, seine Hand lebendigen Leibes in der Gluth zu versengen. Seht, er zittert — er wankt vor markerschütterndem Schmerz; er droht umzusinken. Da legt eine Fackel

Brand an sein geschwefeltes Kleid — die tunica incendialis —; der Aermste flammt auf in grenlicher Lohe.

Indem wir noch erbeben vor diesem furchtbaren Autodafé, ändert sich plötzlich die Scene. Da es dunkel geworden, flackern wie auf einen Wink tausende von Fackeln. Die Arena wandelt sich wie mit einem Ruck in Hügel und Wald. Die Fechter sehen sich nach allen Seiten von hundert Löwen-, Tiger- und Pantherrachen angefallen, welche durch das Geschrei der Menge, aber mehr noch durch die Pechkörbe, welche den Wald der Arena erleuchten, zu furchtbarster Raserei getrieben sind. Eine wilde, grausige Jagd beginnt — wie noch kein wilder Jäger sie gejagt.

Doch kürzen wir ab. Alles ist todt; Menschen- und Thierleichen bedecken in wüstem Durcheinander den Kampfplatz. Nur die Fackeln leben noch und einige Alpenbären und wenige Löwen Numidiens und lauern auf frische Beute. Was will der Sklave, welcher, scheu umhersehend, mit ängstlichen Grimassen auf die Arena gedrängt wird? Er muß zur Belustigung des Volkes ein Ei auf seiner flachen Hand zwischen den lauernden Bestien dahintragen. Er erreicht springend und balancirend glücklich das andere Ende und rettet Haut und Leben unter dem schallenden Gelächter der Zuschauer.

Doch ihre Blutgier ist noch nicht gesättigt. Der Ruf: bestiarios! Thierkämpfer! ertönt von allen Sitzen. Es sind keine mehr in Bereitschaft; desto lauter wird das fordernde Geschrei. Da tritt ein Bote zum Kaiser. Auf einen Wink verkündet der Herold, daß eben der Bischof Ignatius*), der sich selbst Christophorus, Christusträger, nenne, von Antiochien her angelangt ist, um durch die Zähne und Klauen der Löwen die Strafe für sein Verleugnen der Götzen und Bekennen des Gekreuzigten zu erleiden. Ein ehrwürdiger Greis tritt mit verklärtem Antlitz auf die Arena; sein Auge strahlt von himmlischer Beseligung. Selbst den Löwen der Wüste flößt diese überirdische Erscheinung Ehrfurcht ein; sie schmiegen sich, freundlich mit dem Schweife wedelnd, zu seinen Füßen. Erst die Aufforderung des Heiligen, der mit der Ruhe eines höhern Wesens die Bestien lächelnd anschaut — erst die Aufforderung des Heiligen: „ihn wie Korn mit ihren Zähnen zu mahlen, damit er ein reines Brod Christi werde", gibt denselben Gewalt über seinen Leib und sein Leben. Ein Doppelsprung — und der Bischof hat ausgekämpft — die Martyrkrone ist sein! Die Geschäftigen, welche mit Schwämmen sein Blut sammeln und in goldene Phiolen ausdrücken und sorgsam die gröberen Knochen auflesen, welche die Löwenzähne verschonten, sind fromme Christen aus Antiochia, der asiatischen Metropole, welche den Heiligen nach Rom begleiteten, um Zeugen seines Heldentodes zu sein und sich seiner Reliquien mit Gefahr ihres eigenen Lebens zu bemächtigen.

Aber horch! Welch ein Plätschern der Wasser, welch ein Rauschen der Wogen schlägt an unser Ohr? Oeffnet vielleicht die Rache des Himmels wie bei der Sündfluth die Schleusen der Erde, um ein so verkommenes Geschlecht vom Erdboden zu vertilgen? Keineswegs. Der Kanal des Amphitheaters hat sich aufgethan und setzt die Arena unter Wasser. In den Fluthen wälzen sich 36 gewaltige Krokodile und doppelt so viele Nilpferde. Barken mit Fechtern und Harpunirern bemannt stoßen von allen Seiten ab, und nun gibts ein Kämpfen und Streiten, ein Zappeln und Platschen, ein Winden und Wogen auf der Wasserfläche im buntesten Durcheinander. Hier wird ein Ungeheuer getroffen und fährt unter lautem Gebrüll durch die Wellen, dort ein Kahn umgestürzt und — da werde ich durch einen Schuß aus meinen Träumen aufgeweckt; das Gesicht war verschwunden, die aufwachenden Augen sahen nur noch die Trümmer. Ich eile zum westlichen Eingange, wo ich den Elsasser getroffen. Er liegt am Boden, sich windend vor Schmerz, seine abgeschossene Muskete neben ihm. Das meuchlerische Stiletto eines Italianissimo hatte ihn, aber glücklicherweise nicht tödtlich, verwundet. Erst gegen 12 Uhr langte ich wieder in meiner Wohnung an. Dixi. Valete!

*) Man wird dieser „Reverie" zu Gute halten, daß sie den Kaiser Trajan, der doch in Antiochien weilte, beim Tode des Ignatius im Kolosseum anwesend sein läßt.

Die Oase Tuat in der nordwestlichen Sahara.

Im Globus wurde schon sehr oft hervorgehoben, welche Bedeutung die Oasen in der nordwestlichen Sahara haben. Die Franzosen wollen von Algerien aus sich einen Handelsweg nach dem obern Niger, insbesondere nach Timbuktu, eröffnen, während sie zugleich von ihren senegambischen Besitzungen aus einen sichern Verkehrsweg bis zum großen Strom des Sudan zu gewinnen trachten. Unsere Leser wissen, daß eben jetzt der Lieutenant Mage unterwegs ist, um sich mit den Zuständen jener Gegenden näher bekannt zu machen und mit den verschiedenen Negerkönigen Verbindungen anzuknüpfen. Wir lesen eben, daß es ihm gelungen sei, bis an den obern Niger zu gelangen. Er hat eine Sendung, welche jener Duveyriers entspricht, der vor drei Jahren mehrere Oasen der nördlichen Sahara durchzog, namentlich um mit den Tuareks freundschaftliche Verhältnisse anzuknüpfen. Wir haben darüber in unseren kulturgeographischen Erläuterungen zur Karte von Nordwestafrika geredet. (Globus V, S. 270 ff.)

Von besonderer Wichtigkeit ist der Oasen-Archipel, welchen man mit den Namen Tuat bezeichnet. Ein Blick auf die Karte zeigt sofort, daß derselbe für die Karawanen, welche aus Tunesien und Algerien nach Timbuktu ziehen wollen, gewissermaßen den Schlüssel oder das Eingangsthor zum Sudan bildet. Duveyrier hat nun im Maihefte der Nouvelles Annales des Voyages eine Schilderung Tuâts mitgetheilt, welche uns einen Einblick in sehr eigenthümliche und verwickelte Zustände gewährt.

Der Oasen-Archipelagus Tuât (so lautet die berberische Form für das Wort Oase) besteht aus fünf Oasengruppen, von denen Tidikelt die südlichste ist. Den Hauptort derselben bildet In-Salah (d. h. Stadt Salah; in ist ein Pronomen demonstrativum im Tamaschek, d. h. der Sprache der Tuareks); es ist der wichtigste Mittelpunkt für den Handel des Archipelagus mit Centralafrika, Algerien, Tunesien und Tripolitanien und liegt in annähernd gleich weiten Entfernungen von Timbuktu, Mogador, Tanger, Algier und Tripolis.

Tuât bildet eine unabhängige Conföderation von 3 bis 400 kleinen Ortschaften, hat eine Ausdehnung von Norden nach Süden von etwa 300 Kilometern, von Westen nach Osten von 160 Kilometern; es liegt zwischen den Meridianen von Algier und Oran auf dem geraden Wege, der von Algerien aus nach Timbuktu führt. Den Verkehr mit Algerien kann es nicht entbehren, und Duveyrier sagt deshalb: „Es liegt im Bereich der natürlichen Anziehungskraft unserer Besitzung." Tuât bekommt von dort Getreide, Fleisch und Wolle, die ihm von den

Stämmen Algeriens regelmäßig zugeführt werden. Auf das innerlich zerrüttete Marokko darf es nicht rechnen.

Die Bewohner von Tuât erkennen die religiöse Oberherrschaft der Schorfa (Scherife), d. h. der Kaiser von Marokko an, die für Nachkommen des Propheten gelten. Diesem Religionsoberhaupte geben sie Geldgeschenke, in ähnlicher Weise wie die Katholiken dem Papst einen Peterspfennig verabfolgen. Sie zahlen aber auch ein solches Geldgeschenk an die Marabuts von Timbuktu, an die Bakkay, aber allemal mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß die weltliche Obrigkeit sie nichts angehe. Ueberhaupt sind sie auf ihre politische Unabhängigkeit sehr eifersüchtig, und ganz besonders den Franzosen gegenüber, und das ist ihnen am wenigsten zu verargen. Sie sehen, wie diese nach und nach immer weiter in die Wüste eingedrungen sind und Laghuat und Wargla besetzt haben. Colonieu (Globus V, S. 129 ff.; wir finden den Namen aber sehr oft auch Colomieu geschrieben) kam 1861 mit einer Karawane bis Timmimun, und der mit den Franzosen verbündete Chalifa Si Hamsa kam bis El Goleah. Dadurch entstand unter den Tuâtern eine solche Bestürzung, daß Viele sich anschickten, in die Berge des Ahaggar- (Hogar; s. Globus V, S. 304) Tuarek zu flüchten, und zu diesem Zwecke waren Kameele so gesucht, daß der Preis eines Thieres damals um mehr als das Doppelte stieg. Sie wandten sich an den Kaiser von Marokko und baten denselben, sich auf diplomatischem Wege für ihre Unabhängigkeit zu verwenden; auch den obersten Marabut von Timbuktu (den Emir El Bekkay, Heinrich Barths Freund) forderten sie auf, in London und Konstantinopel Fürsprache zu ihren Gunsten einzulegen. Aber schon vorher hatten sie sich in enge Verbindungen mit zwei erbitterten Feinden der Franzosen eingelassen, mit dem Hadsch Ahmed, der an der Spitze der religiösen Verbrüderung der Senusi steht, und an Mohammed ben Abdallah; der Letztere hat vor wenigen Monaten den Kampf begonnen, welcher eben jetzt den Franzosen so große Verlegenheit in Algerien bereitet.

Bisher haben die Tuâter dahin getrachtet, sich so viel als nur immer möglich zu isoliren und Handelsverkehr mit den Franzosen abzulehnen, aber Manche begreifen, daß ein solches Abschließen auf die Dauer nicht möglich sei, denn Tuât liegt, wie schon gesagt, auf dem Wege nach Timbuktu. Aber die Klasse der Tolba, der Schriftgelehrten, die beim Volke in großem Ansehen stehen, will von einer Annäherung nichts wissen; sobald die Europäer als Herren ins Land kämen, würde sie allerdings an Einfluß viel verlieren, und das mag sie nicht. Darum macht sie mit den Feinden der Franzosen gemeinschaftliche Sache.

Die Letzteren bemühen sich nun, den Tuâtern begreiflich zu machen, daß sie nicht nach der Herrschaft über diese Oasen trachten, wohl aber ungehinderten Durchzug für Waaren und Reisende nach und von Timbuktu verlangen; werde, so sagen sie, ein solcher ihnen verwehrt, dann würden sie entweder Tuât erobern oder dessen Verkehr lahm legen, indem sie die Karawanen zwängen, den Weg zum Sudan von Wargla aus über El Beyyodh, Agelaschschen und Mabruk zu nehmen.

Unterhandlungen mit den Tuâtern sind eine höchst schwierige Sache, denn diese Conföderation, wenn der Name erlaubt ist, von Republiken hat nicht einmal eine allgemein anerkannte Oberbehörde für jede einzelne Oasengruppe und eben so wenig eine Centralgewalt für das Ganze. Alles ist zerklüftet, und jedes kleine Centrum hat seine eigene und eigenartige Regierung. In den von Berbern bewohnten Dörfern findet man demokratische Ortsbehörden; in den arabischen Dörfern ist die Gewalt in adeligen oder Marabut-Familien erblich; wo Negerblut vorherrscht, ist die Obergewalt aristokratisch und in den Händen von weniger dunkelfarbigen Menschen. Dazu kommen dann noch vier verschiedene Parteien, welche im Volk Anhang haben, nämlich zwei politische: die Sefiân und Jhamed, und zwei religiöse: die Senusi und Tedschadschna.

Die Franzosen hoffen nun, daß es dem Scheich El Bekkay von Timbuktu möglich sein werde, diesen anarchischen Zustand in Tuât zu beseitigen; er ist seinerseits Grundbesitzer in den Oasen und wünscht einen lebhaften Handelsverkehr zwischen Nordafrika und dem obern Niger, doch so, daß Tuât nicht in die Hände der Christen falle.

Betrachten wir uns nun die Bewohner dieses Oasen-Archipels. Die Schwarzen sind am zahlreichsten, und Duveyrier ist entschieden der Ansicht, daß sie die ältesten im Lande seien, eben so wie in Gurara und Augerut. Die alten griechischen und lateinischen Schriftsteller sagen, daß das heutige Tafilelt (die Landschaft, welche man im Mittelalter als Sedschelmessa bezeichnete) als die Westgrenze der Garamanten zu betrachten sei. Demgemäß wären die Schwarzen von Tuât stammverwandt oder vielmehr eines und desselben Ursprungs wie jene in Fezzan, wo auch die alten Garamanten wohnten. Beide haben noch heute dieselbe Art von Brunnen mit Gallerien (die Fogarate). Weiter nach Norden hin, bei Moghar und Asla, findet man an den Felsen eigenthümliche Skulpturen, die wohl von den Garamanten herrühren; Duveyrier nimmt also an, daß die Schwarzen in Tuât, Leute mit subäthiopischem Typus, ursprünglich zur Garamantengruppe gehört haben.

Die verschiedenen Berberstämme kamen von Norden her als Eroberer, und ihnen sind später auch Araber gefolgt, von denen Manche sich ihre eigenen Dörfer bauten. Das Berberische ist aber die Volkssprache in den Oasen Gurara, Augerut und Timmi geblieben, während das Arabische Handels-, Religions- und Schriftsprache ist.

In jeder Oasengruppe, die auf der sanftabfallenden Westabdachung der Hochebene von Tademayt liegt und von dieser das Wasser zum Trinken und zur Bewässerung erhält, findet man eigenthümliche hydraulische Vorrichtungen, welche den Berbern und Arabern unbekannt sind und nur da vorkommen, wo die subäthiopischen Schwarzen den Grundstamm der Bevölkerung von jeher gebildet haben. Ohne solche Wasserarbeiten wäre Tuât unbewohnbar, denn es sind schon Perioden von 25 Jahren vergangen, in denen auch nicht ein einziger Regentropfen gefallen ist.

Tuât also bildet den Abfall einer Hochebene, aber trotzdem hat das Gelände viel Aehnliches mit den Einsenkungen der Sebchas von Wargla, Uad Righ, Nefsana und Fessan. Die centralafrikanischen Leute haben sich im Norden vorzugsweise in solchen Regionen niedergelassen, welche in klimatischer Beziehung die meiste Aehnlichkeit zeigen; sie würden sich auch in anderen Gegenden nur schwer eingewöhnt und fortgepflanzt haben.

Die Oasengruppen sind stark bevölkert, und deshalb wandern viele Leute aus. Man findet die Tuâter weit und breit, in Timbuktu, Aghades, Rhat, Ghadames, Tripoli, Tunis, Tlemsen, im westlichen Theile der algerischen Sahara und in allen größeren Städten von Marokko. An Handelsplätzen treiben sie Kaufmannschaft, bei den wandernden Stämmen sind sie Lehrer; wer sich in der Fremde eine Summe erworben hat, kehrt in die Heimath zurück. Der Boden ist überall fruchtbar, wo er bewässert wird, liefert aber nicht genug für die Bevölkerung, außer etwa Datteln und Gemüse; für andere Zufuhren sind die Tuâter auf die Provinzen Algier und Oran angewiesen. Baumwollenzeuge kommen aus Timbuktu oder überhaupt aus dem Sudan, die Wolle zumeist aus Algerien.

Für den Lokalhandel sind die Ortschaften Timmi, Timmimun und Tabalkosa von einiger Bedeutung; für den größern Austausch sudanesischer und europäischer Erzeugnisse die beiden Plätze In Salah und Agabli. Diese letzteren verdanken ihre Handelswichtigkeit dem Umstande, daß sie in täglichem Verkehr und gutem Einvernehmen mit den Tuarek stehen, welche Herren der Karawanenstraßen sind. In Salah ist eine junge Stadt,

die Einwohner selbst halten sie für etwa 200 Jahre alt, aber sie ist die wichtigste und reichste in dem ganzen Oasen-Archipelagus. Mit einer europäischen Stadt hat sie gar keine Aehnlichkeit. Man begreift nämlich unter dem Namen In Salah verschiedene Gruppen von Wohnhäusern (Quessur), die sich von Westen nach Osten hinziehen und mit einander zusammenhängen. Jeder einzelne dieser vier Flecken hat seine besondere Befestigung und sein eigenes Leben. Um diesen Hauptort herum liegen noch 15 andere befestigte Dörfer und bilden gleichsam eine Bannmeile. In der Stadt selbst überwiegen die Araber; doch sind auch Kaufleute aus Ghadames ansässig, und mehrere Tuarek-Häuptlinge besitzen Häuser, Magazine und Dattelgärten. Ueberhaupt ist es Brauch der Nomaden, in den Ortschaften der Oasen den werthvollsten Theil ihrer Habe unterzubringen; in dieser Gewohnheit liegt ein Vortheil für die Ortschaften, welche dann an solchen Nomaden Freunde und gleichsam natürliche Beschützer haben. So hat sich in Bezug auf In Salah eine gewisse Solidarität zwischen der Stadt und den Hoggar-Tuareks gebildet; diese Letzteren können sich auf diesem Markte mit Allem versehen, was ihnen in ihren Gebirgen mangelt. Dafür lassen sie den In Salah-Karawanen ihren Schutz angedeihen. Eine gleiche Solidarität zeigt sich zwischen den Marabuts von Timbuktu und den Kaufleuten von In Salah. Uebrigens gelten die Bewohner dieser Stadt für tapfere Krieger; sie sind gute Reiter und führen Feuerwaffen; mit ihren nicht minder tapferen Stammverwandten, den Ulad ba Hammun, stehen sie im besten Einvernehmen, und dieser Umstand ist von Belang, weil sie nun gegen allzugroße Anforderungen ihrer Freunde und Nachbarn, nämlich der Hoggar, einigermaßen gesichert sind. Jene Ulad ba Hammun, Nomaden von arabischer Abstammung, reden noch Arabisch, haben aber im Uebrigen alle Sitten und Gebräuche der Tuareks angenommen und kleiden sich auch wie diese.

Man sieht, wie eigenthümlich die Lebensverhältnisse in solch einer Oase der Sahara sich gestaltet haben.

Aus allen Erdtheilen.

Neue Reisen. Dr. Alfons Stübel ist im Mai von einer Reise im nördlichen und nordwestlichen Afrika nach Dresden zurückgekehrt. Er war 22 Monate abwesend und hat namentlich einen Theil der marokkanischen Küste besucht, auch, besonders in geologischer Beziehung, die Inseln des Grünen Vorgebirgs und Madeira erforscht. Wir werden im Globus Näheres über Dr. Stübels Reise mittheilen.

Berthold Seemann, der bekanntlich in London lebte, ist aus Venezuela zurückgekehrt. Es ist für jenes Land von nicht geringer Erheblichkeit, daß er am Flusse Tocuyo sehr mächtige Lager vortrefflicher Steinkohlen gefunden hat.

Richard Spruce ist nach einer Reise durch verschiedene Theile Südamerika's, die nicht weniger als 15 Jahre in Anspruch nahm, nach Europa zurückgekehrt.

Vambery, ein Reisender aus Ungarn, ist aus Centralasien zurück und befindet sich jetzt in London. Er hat, als Derwisch verkleidet, Buchara, Samarkand und Balch besucht, ist am Oxus hingewandert, war auch in Herat und verweilte längere Zeit unter verschiedenen, noch wenig bekannten Turkomanenstämmen; er wird im Laufe des nächsten Winters seine Tagebücher in London eröffnen.

Mage geht von Sego nach Hamdallahi. — Perraud von St. Louis nach Timbuktu. Lieutenant Mage war auf seiner Reise vom Senegal nach Timbuktu glücklich am Niger eingetroffen und hatte die Stadt Sego erreicht, in deren Nähe Mungo Park 1796 den großen Strom Innerafrika's zuerst erblickte. Er wollte am 30. März von dort weiterreisen und zwar, wie ein Bericht aus Bakel meldet, zu dem erbittertsten Feinde, welchen die Franzosen am obern Niger haben, nämlich zu dem Hadsch Omar, dessen Lebenslauf und Bedeutung wir im Globus mehrfach geschildert haben. Bekanntlich ist er durch die Tuareks und den Scheich El Bekkay von Timbuktu zurückgeschlagen worden und herrscht nun in Hamdallahi, der Hauptstadt des westlichen Fulbereiches, dessen Herrscher von ihm besiegt und getödtet wurde. In Sego, das im Lande der Bámbara-Neger liegt, ist ein Sohn Omars König geworden. Es ist möglich, daß Mage mit demselben eine Verständigung gehabt hat, denn sonst wäre nicht leicht zu begreifen, wie der Franzose den Plan hätte fassen können, nach Hamdallahi zum Hadsch Omar zu gehen.

Eine andere überraschende Nachricht ist folgende. Wir haben in einer frühern Nummer berichtet, daß Sidna Mohammed, Sohn des berühmten Scheichs El Bekkay (Heinrich Barths Retter und Freund), in St. Louis am Senegal eingetroffen sei, wo er bei dem Gouverneur Faidherbe eine äußerst freundliche Aufnahme fand. Beide haben Freundschaft geschlossen, und Faidherbe hat dieselbe benutzt, um, von Mage abgesehen, noch einen andern Franzosen nach Timbuktu abzusenden. Am 20. Mai nämlich ging eine Expedition aus St. Louis ab. Sie bestand aus Sidna Mohammed und dessen Gefolge; angeschlossen hatten sich der Spahilieutenant Perraud, ein junger Soldat vom eingeborenen Geniekorps Namens André, der Dolmetscher Amadu Kan und ein schwarzer Spahi Musa Diara. Perraud hat vom Gouverneur den Auftrag, von Timbuktu aus nach Algerien durch die Wüste zu gehen und einen der Söhne des Scheich El Bekkay mitzunehmen. Vielleicht trifft es sich, daß er unserm Landsmanne Gerhard Rohlfs begegnet, aus welchem die englischen Geographen, beiläufig bemerkt, einen Mstr. Rolf Gérard machen!

Zur Kennzeichnung der Zustände in Ostindien. Die indischen Berichte wissen wieder viel von „Annexationen" zu erzählen, welche nothwendig geworden seien. Unsere Leser kennen den Streit, in welchen die Engländer mit dem wunderlichen Radscha von Manipur verwickelt sind; er bedrängt die Theepflanzer in Kaschar, und diese verlangen nun völlige Einverleibung dieses Schutzgebietes in die britischen Besitzungen.

Wir haben schon erzählt, wie schlimm es dem britischen Gesandten Eden in Bhutan ergangen ist; jetzt erfahren wir, daß die Engländer, welche einen Vertrag abschließen sollten, allerdings schwer verhöhnt und mißhandelt worden sind. Dem einen Mitgliede der Gesandtschaft steckte man mit Gewalt Betel in den Mund, und einem andern wurden in feierlicher Staatssitzung die Haare ausgerauft. Nun will die indische Regierung einige Regimenter Soldaten nach Bhutan schicken; ob diese aber hinreichen, das streitbare Volk der Bhutia im Zaume zu halten, ist sehr die Frage.

„Die Mohammedaner sind stets zu Verschwörungen geneigt", so heißt es in einem Berichte, der zugleich einige Mittheilungen über die geistige Bewegung unter den indischen Bekennern des Islam gibt. Schon seit längerer Zeit bemühen sich solche Hindus, welche auch eine europäische Schulbildung in den englisch-indischen Gymnasien erhalten haben, Kenntnisse unter ihren Volksgenossen zu verbreiten, und Viele benutzen das, was sie gelernt haben, um gegen die Engländer und insbesondere gegen die Missionäre scharf zu polemisiren. Diese werden bedenklich, und der Berichterstatter hebt hervor, daß eine geistige Ausbildung in europäischer Weise die Eingeborenen nicht etwa der britischen Herrschaft geneigter mache. „Genaue Beobachter sagen, daß die Eingeborenen, je mehr sie lernen, auch um so geschickter werden, den Geist ihrer minder gebildeten Landsleute zu vergiften und gegen uns einzunehmen."

Die Mohammedaner sind nun dem Beispiele der Brahminen gefolgt, gehen aber ganz unabhängig zu Werke und kümmern sich gar nicht um die Regierung. Ein höherer Ge-

richtsbeamter in Calcutta, Mulwi Abdullatif, hat einen wissenschaftlichen Verein gebildet, welchem sich die angesehensten orthodoxen Muselmänner angeschlossen haben. Den ersten Vortrag in demselben hielt der Stifter selbst; er sprach über den Ursprung der Zeitungen. Dann folgten andere Vorlesungen über Elektricität, über das Sonnensystem und über den Ackerbau. Mulwi Mohammed Abder Rowuf sprach hindustanisch über die englische Verfassung und Regierungsform; sodann wurden Vorträge über Copernicus und Newton gehalten. Saïd Ahmed aus Gasipur ermahnte, in persischer Sprache, seine Glaubensgenossen eindringlich, sich mit allen Fortschritten der Wissenschaften des Abendlandes bekannt zu machen. Das Alles zeugt von geistigem Streben unter den Mohammedanern, und es ist gewiß von Bedeutung, daß jener wissenschaftliche Verein auch die gesellschaftliche Stellung der mohammedanischen Frauen in den Kreis seiner Erörterungen zieht und eine Reform für dieselbe anzubahnen trachtet.

Wir erwähnten (Globus IV, S. 223) einer neuen sehr gefährlichen Krankheit, die „einen geheimnißvollen, schrecklichen Charakter" trägt. Jetzt erfahren wir einiges Nähere. Sie greift in den unteren Theilen von Bengalen immer weiter um sich und hat dort, wo sie einmal auftrat, im Jahre 1863 nicht weniger als 36 Procent der Bevölkerung hinweggerafft. Es wurde ermittelt, daß in einem Bezirke binnen sechs Jahren von 18,000 Einwohnern nicht weniger als 12,000 der Seuche erlagen. Die Aerzte wissen mit derselben nichts anzufangen; sie ergreift den Menschen urplötzlich und rafft ihn binnen 36 Stunden bis 5 Tagen dahin. Dieses „congestive remittirende Fieber" wird von den Eingeborenen für eine neue Krankheit gehalten und als Nutan Jwar bezeichnet; wer etwa den ersten Anfall übersteht, wird doch bei Neu- oder Vollmond abermals ergriffen und stirbt. Man meint nun, die über alle Beschreibung arge Unsauberkeit der niederen Klassen in Bengalen sei schuld an dem Entstehen der Krankheit. Neben der Hütte des Bauern liegt allemal eine Grube, in welche aller Unrath geworfen wird, der dann in dem heißfeuchten Klima gährt und fault; die Luft findet keinen Zugang, weil die Wohnung von Bambusgebüsch oder Waldgestrüpp umgeben ist; gewöhnlich ist auch eine Pfütze oder ein Teich in der Nähe, der mit Pflanzen bedeckt ist; in denselben baden die Leute, waschen dort ihre Kleider und trinken dieses Wasser, weil sie kein anderes haben. Die mohammedanischen Bauern begraben ihre Todten am Ufer dieser Teiche und allemal nur ganz oberflächlich. Flußwasser ist eben so ungesund, weil die Hindus ihre Leichen hineinwerfen. Trotz aller Warnungen dauert all dieser Unfug fort, und nun sind viele Dörfer ganz ausgestorben oder nur noch von ein paar Familien bewohnt, die aber auch bald ihrem Schicksal erliegen werden.

Eine Probe nordamerikanischer Freiheit. Zu Neuorleans in Louisiana schaltet seit länger als einem Jahr ein Prokonsul, der General Banks. Dieser Mann ist ein ächter Vollblutyankee aus Boston in Massachusetts, war bis zum Ausbruche des großen Krieges Advokat und machte als eifriger Puritaner, der keine Kirche versäumte, und als heftiger Abolitionsprediger viel Glück bei seinen Gesinnungsgenossen. „Freiheit für unsere schwarzen Brüder!" Das war sein Wahlspruch. Er wurde vor drei Jahren plötzlich General und als solcher nach Louisiana geschickt, wo er seitdem mit Hülfe einer Armee und der Generalprofoße über einen kleinen Theil jenes „Rebellenstaates" schaltet, als würdiger Nachfolger des bekannten Butler und ganz in dessen Geiste.

Während Präsident Lincoln durch einen Ukas alle Sklaven, welche „Rebellen" gehören, für emancipirt erklärte, während die Sklaven „loyaler Bürger" nach wie vor Eigenthum der Letzteren bleiben, hat Banks durch einen Ukas vom 3. Februar 1864 die emancipirten Neger unter neuem Namen wieder zu Sklaven gemacht. Er zwingt sie auf den von der Regierung ihren Eigenthümern konfiscirten Plantagen zur Arbeit, bestimmt den Arbeitslohn (zwei bis acht Dollars Papier monatlich!), bindet sie an die Scholle, trennt die Familien von einander, verbietet den Genuß von Branntwein und stellt alle Schwarzen unter das Kommando des Generalprofoßes.

Der Zwang gegen die Weißen ist noch ärger. Es soll den Anschein gewinnen, als ob die Südstaaten wieder Neigung hätten, in die Nordunion aufgenommen zu werden. Ein Ukas Lincolns verfügt nun: „Wenn ein Zehntel der Bevölkerung (die aus dem Norden nach Louisiana geschickten Soldaten, Beamten und Spekulanten mitgerechnet) sich für Wiedereintritt in die Union erklärt, dann soll der Staat so angesehen werden, als sei er in die Union zurückgetreten, und er hat das Recht, Senatoren und Repräsentanten in den Kongreß nach Washington zu senden."

Nun hat Banks, um ein Zehntel Stimmen zusammen zu bringen, einen Ukas erlassen, dem gemäß er die Leute zwingt, loyale Wahlstimmen abzugeben. Artikel 24 besagt wörtlich: „Es ist eine feierliche Pflicht für Jedermann, behülflich zu sein, damit die bürgerliche Regierung so bald als möglich wieder hergestellt werden könne. Opinion is free; open hostility cannot be permitted; indifference will be treated as a crime, and faction as treason." Also: die Meinung ist frei, aber offene Feindseligkeit nicht erlaubt; Gleichgültigkeit wird als Verbrechen und factiöses Wesen (Thaten und Gesinnungen) als Hochverrath bestraft. Der Ukas erläutert diesen Satz: „Leute, welche sich weigern, ihr Land vermittelst der Stimmurne oder der Patrontasche zu vertheidigen, haben keinen Anspruch auf die Wohlthaten der gesetzlich gesicherten Freiheit."

Man sieht, wie wahr Professor Neumann in München spricht, wenn er verkündet, daß „die republikanischen Einrichtungen nie in solcher Pracht und Herrlichkeit erschienen sind", als gerade jetzt! Der Abolitionist Banks liefert den Beweis dafür, und daß die eben angeführten Drohungen ernst gemeint waren, davon zeugen die nachstehenden Thatsachen, die in der Türkei unmöglich wären.

Einer der angesehensten Bürger von New Orleans, James Denegre, mißfiel dem Prokonsul Banks. Dieser hat im März 1864 einen Civilgouverneur wählen lassen, und er fand ihn in der Person eines Advokaten, der den deutschen Namen Hahn führt. Banks hatte erklärt, es sei ein Verbrechen, wenn Jemand seine Wahlstimme nicht abgebe; trotz aller Bemühungen konnte der Prokonsul nur 11,000 Stimmgeber zusammen bringen, eine kleine Zahl, wenn man bedenkt, daß mehr als 20,000 Nordsoldaten in und bei New Orleans standen. Diesen gehörten denn auch jene 11,000 Stimmen an. Von Eingeborenen des Staates Louisiana hatte sich kaum Jemand betheiligt; aber Banks ließ in seinen amtlichen Zeitungen eine Reihe von Namen angesehener Bürger aufführen, welche für seine Kreatur, jenen Advokaten Hahn, gestimmt hätten; diese seien auch bei der Einsetzungsfeierlichkeit des Gouverneurs zugegen gewesen.

Prokonsul Banks stand dadurch als planmäßiger Lügner da, denn jene Leute hatten weder gestimmt, noch sich an der Feier betheiligt. Denegre vergaß, daß er unter dem Zwange des nordstaatlichen Militärdespotismus lebte, als er in die „Abeille de la Nouvelle Orleans" vom 6. März folgende Bekanntmachung einrücken ließ:

„Ich sehe, daß man in öffentlichen Blättern meldet, ich hätte mich bei der gestrigen Einsetzungsfeierlichkeit betheiligt. Allerdings hatte man mich zu derselben eingeladen; ich bin aber nicht hingegangen und nahm überhaupt keinen Antheil. Noch mehr war ich überrascht, als ich las, daß die Veteranen von 1815, J. B. Planché und Alfred Hennan zugegen gewesen seien; denn der Erstgenannte ist schon seit länger als drei Jahren todt und der Andere seit dem vorigen Frühling gar nicht mehr hier anwesend."

Den Grad von republikanischer Freiheit, welchen die Yankees gestatten, kann man nach dem ermessen, was sich nun begab.

„Hauptquartier des Generalprofoßmarschallamts, Golf Departement, 208, Carondeletstraße, Neuorleans, 18. März.

Herrn James D. Denegre. Sir — Auf Befehl des kommandirenden Generalmajors (Banks) erhalten Sie hiermit die Weisung, binnen heute und fünf Tagen dieses Departement zu verlassen. Nach Ablauf dieser Ihnen gestatteten Frist würde dafür gesorgt werden, daß sie über die Grenzlinie der Armee hinaus transportirt und in die Linien geschafft würden, welche unter Controle der Rebellenregierung stehen.

Mit Hochachtung

James Brown,
Brigadegeneral."

Herr Denegre ging nun zu diesem Brigadegeneral Brown und suchte darum nach, daß man ihm gestatten möge, nach Europa oder nach Havanna zu fahren; er wolle, da man ihn nun doch einmal in Neuorleans nicht mehr dulde, sich verpflichten, vor Beendigung des Krieges nicht zurückzukehren. Das wurde ihm verweigert; der Prokonsul bestand darauf,

ihn an die „Rebellen" abzuliefern, und nicht einmal 24 Stunden Aufschub wurden ihm gegönnt. Am fünften Tage holten Soldaten der Yankeefreiheitsarmee ihn ab und nahmen ihn auf den Schub.

Um die Infamie dieser „Pracht und Herrlichkeit" völlig zu begreifen, muß man Folgendes in Erwägung ziehen. Leistet Denegre der konföderirten Regierung den Eid, so konfiscirt Prokonsul Banks dem Millionär sein ganzes Eigenthum, denn Lincolns „Pracht und Herrlichkeit" hat bekanntlich das Eigenthum Aller, welche seine Regierung nicht anerkennen, für konfiscirt erklärt. Der Schwarm von politischen Gaunern und Abenteurern, welcher im Gefolge der „Freiheitsarmee" überall erscheint, wo Beute zu machen ist, lauert auf solche Gelegenheiten. Leistet Denegre den Konföderirten den Eid nicht, so werden sie mit ihm verfahren, wie mit dem Repräsentanten Vallandighan aus Ohio, d. h. sie weisen ihn nach irgend einem ihrer Häfen, und er mag dann sehen, wie er weiter kommt.

Es würde sich in der That lohnen, die Barbareien zusammen zu stellen, welche von den „Vorkämpfern der Freiheit und Civilisation", nämlich den Yankees, ihren Nachtretern und Söldlingen verübt werden. Unerquicklich wäre die Arbeit, aber sie würde wesentlich dazu beitragen, zu zeigen, wie planmäßig das europäische, namentlich auch das deutsche Publikum durch parteiische Korrespondenzen irre geführt wird.

Auswanderung über See. Es ist amtlich nachgewiesen worden, daß in den Jahren 1847 bis 1854 nicht weniger als 1,324,725 Menschen aus Irland nach Amerika ausgewandert sind. Aus Großbritannien und Irland sind von 1801 bis 1863 nicht weniger als 5,482,000 Leute ausgewandert, davon 3,303,000 nach den Vereinigten Staaten. — Nach Australien kommen noch immer Chinesen; sie erregen die Mißgunst und Abneigung der weißen Goldgräber, und die Regierung von Victoria erließ, um die chinesische Einwanderung zu erschweren, eine Verordnung, der gemäß jeder „Himmlische", welcher über See in die Kolonie kam, 10 Pf. St., wenn über die Landgrenze, 4 Pf. St. zahlen mußte. Dieses Dekret ist für die nächsten zwei Jahre aufgehoben worden. — Aus Indien sind 1863 etwa 10,000 Kulis nach der Zuckerinsel Mauritius gebracht worden. — Merkwürdig sind die Negerauswanderungen in Westindien. Auf einigen wenigen Inseln, die so dicht bevölkert waren, daß aller Grund und Boden in festen Händen und unter Anbau sich befand, blieb auch nach der Sklavenemancipation den Schwarzen nur eine Wahl: sie mußten auswandern oder arbeiten, wenn sie nicht verhungern wollten. Das gilt namentlich von Barbadoes und Antigua. Auf dem erstgenannten Eilande war aber im Frühjahr 1863 die Ernte so schlecht und die Noth so groß, daß viele Neger nach Antigua, St. Croix und Britisch Guyana hinüberschifften. — Seit Aufhebung der Sklaverei in holländisch Guyana macht sich Mangel an arbeitslustigen Menschen fühlbar. Die holländischen Pflanzer in Surinam werden nun von jenen in Demerara beschuldigt, daß sie durch Agenten die Kulis zu sich herüber locken wollen, welche die englischen Pflanzer doch mit schwerem Gelde für ihre Rechnung aus Indien haben kommen lassen.

Die Auswanderung der Tscherkessen aus dem Kaukasus. Sie begann, wenn auch erst in kleinerem Maßstabe, schon im Spätherbst 1860, hat aber seit dem Frühjahr 1864 einen so großen Umfang angenommen, daß nun (im Juni) schon weit über 100,000 Köpfe ihre alte Heimath verlassen haben, um in der Türkei ein neues Vaterland zu suchen. Wir lesen, daß im Ganzen nahe an 300,000 dieser Bewohner des westlichen Kaukasus auswandern werden. Nachdem sie fast ein halbes Jahrhundert lang den Vertheidigungskampf gegen die Russen mit der größten Hartnäckigkeit und Ausdauer bestanden haben, mußen sie endlich doch weichen. Theilweise erklärt sich diese Erscheinung aus dem Umstande, daß die Russen seit längerer Zeit angefangen haben, die nordwestliche Kaukasusregion planmäßig zu besiedeln. Wir ersehen aus dem Bulletin der geographischen Gesellschaft in St. Petersburg, daß Weniukoff eine von ihm entworfene Karte über den nordwestlichen Theil des Kaukasus vorgelegt und zu derselben Erläuterungen gegeben hat, welche Licht auf manche bisher wenig bekannte Verhältnisse werfen.

Die Russen dringen unaufhaltsam vor und behalten, was in früherer Zeit ihnen nicht gelang, festen Fuß. Sie waren in der Mitte des Jahres 1863 in der transkubanischen Gegend bis zur Laba, bis zum Pschisch und zum Il vorgedrungen. Die Eingeborenen wichen zurück und verließen die Gebirge, sobald Kosaken sich in denselben niederließen. Die Russen haben nun angefangen zu kolonisiren. Weniukoff wies nach, daß sie zu der angegebenen Zeit in dem transkubanischen Lande bereits 90 Stanitzen (Kosakendörfer) mit einer Bevölkerung von 103,000 Seelen hatten; dabei sind aber die Soldaten nicht mitgerechnet. Ungefähr 150,000 eingeborene Kaukasier wurden schon damals als völlig unterworfen betrachtet. Diese mußten die Berge verlassen, sich im Flachland ansiedeln und wurden unter die Aufsicht russischer Behörden gestellt. Unser Gewährsmann schätzte die Zahl der damals noch nicht bezwungenen und noch feindseligen Gebirgsbewohner auf ungefähr 60,000; diese wohnten am Südabhange des Kaukasus bis zum Flusse Bzyb. Die russische Regierung wollte noch 150,000 Seelen beiderlei Geschlechts, meist Kosaken, in jener Gebirgsgegend ansiedeln. Auf diese Weise erklärt sich „der Exodus der Tscherkessen".

Großbritanniens Seeschifffahrt. Amtlichen Nachweisen zufolge waren in den verschiedenen Häfen des vereinigten Königreiches im December 1863 nicht weniger als 28,637 Schiffe einregistrirt; die Tragfähigkeit derselben betrug 5,308,073 Tonnen, von je 20 Centnern; für 1862 stellten sich die Ziffern auf 28,440 Schiffe mit 4,934,000 Tonnen Gehalt. In sämmtlichen Häfen des vereinigten Königreichs liefen 1863 (die verschiedenen Fahrten, welche jedes einzelne Schiff, das oft zehnmal und mehr in einem und demselben Hafen ankam, und alle Küstenfahrer mitgerechnet) 182,698 britische Schiffe ein, von 26,092,110 Tonnen Tragfähigkeit; dazu kamen noch 25,615 Schiffe unter fremden Flaggen mit 4,935,517 Tonnen. Die englische Rhederei hat also zugenommen, die nordamerikanische ist zurück gegangen.

Rückgang der nordamerikanischen Seeschifffahrt. Auf letztere hat der Eroberungs- und Unterjochungskrieg, welchen nun schon bis ins vierte Jahr hinein die Nordstaaten gegen den für seine Unabhängigkeit kämpfenden Süden führen, sehr nachtheilig eingewirkt. Aus amtlichen Mittheilungen geht hervor, daß in den fünf Jahren von 1857 bis 1861 der Gesammtwerth der unter nordamerikanischer Flagge ein- und ausgeführten Güter über 1000 Millionen Dollars betrug, während die unter fremden Flaggen eingeführte Waare eine Ziffer von, rund, 644 Millionen ergaben. Ein Bericht sagt: Statt dessen sind nun in den zwei letzten Jahren (1862 und 1863) nur 232,678,842 Dollars unter unserer Flagge angekommen und abgegangen und 559,386,224 Dollars unter fremder Flagge. Im letzten Quartal von 1862 betrug unser auswärtiger Handel 104,933,812 Dollars, wovon nur 11,965,546 Dollars unter unserer Flagge befördert wurden, also nicht viel mehr als 10 Procent. Hr. Welles hat nach einem kürzlich von ihm ausgegebenen Berichte über mehr als 600 Kriegsschiffe zu verfügen. Dieser gewiß respektablen Macht gegenüber konnten die wenigen Kaper der Rebellen es so weit bringen, daß wir von 60 Procent des Rheder-Geschäfts, welches vor Ausbruch des Krieges in unseren Händen war, nur noch 10 Procent behalten haben.

Die Tabelle des Werthes der Ein- und Ausfuhr in Neuyork und des Antheils der amerikanischen und der ausländischen Flagge ergibt Folgendes:

	In amerikanischen Schiffen.	In ausländischen Schiffen.
1857 . .	239,565,610 Dollars	104,354,631 Dollars
1858 . .	153,594,970 „	83,234,103 „
1859 . .	213,977,985 „	167,825,648 „
1860 . .	233,893,593 „	149,923,149 „
1861 . .	165,604,513 „	138,983,675 „
1862 . .	150,177,598 „	238,614,915 „
1863 . .	82,501,244 „	320,771,300 „

Schleswig-Holsteins Handelsflotte. Bisher ist dieselbe immer als ein Theil der dänischen Flotte aufgeführt worden; das ändert sich nun. Sie ist beinahe eben so bedeutend als die eigentlich dänische Handelsflotte. Diese wies 1860 eine Ziffer von 2770 Seeschiffen mit einer Tragfähigkeit von 69,497 Commerzlast auf; jene von Schleswig-Holstein 2883 Seeschiffe mit 53,673 Commerzlast. Während die Einfuhr Dänemarks (mit Jütland) sich auf einen Werth von 36,512,000 Thlr. und die Einfuhr auf 17,950,000 Thlr. stellte, betrug für Schleswig-Holstein die erstere 25,454,000 und die zweite 21,058,000 Thlr. Die Zolleinkünfte in Dänemark betrugen 1861/62 5,792,000, jene der beiden Herzogthümer 3,819,000 Thaler.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Heinrich Mouhot's Wanderungen in Cambodscha und Laos.

II.

Die Trümmer von Battambang und die Prachtruinen der alten Hauptstadt Ongkor.

Mouhot verweilte etwa drei Monate in Brelum und unternahm von dort manche kleine Wanderungen, insbesondere nach Norden hin, bis halbwegs nach Bassac, wo vortreffliches Eisenerz in großer Menge gefunden wird.

Auch die Gegend nach Südwesten hin wurde von ihm besucht; sie ist eine unbewohnte Waldzone und scheidet die Stämme, welche im Gebiete des Mekong wohnen, von jenen in Annam. Selbst in diesen äußerst ungesunden Wäldern blieb der Reisende vom Fieber verschont, während seine Diener von demselben schwer heimgesucht wurden. In der Regenzeit namentlich ist die Luft ungemein feucht und schwer, und in den Wäldern, wo kein Sonnenstrahl bis auf den Boden dringt, glaubt man sich in ein Dampfbad versetzt. Im September und Oktober fiel der Regen in Strömen ununterbrochen bei Tag wie bei Nacht; im Juli und August stellte sich jeden zweiten oder dritten Tag ein sehr heftiges Sturmgewitter ein. Im November schlug der Wind um und brachte kalte Nächte, in denen der Thermometer bis auf 12° C. fiel, während von Mittag bis drei Uhr Nachmittags die Temperatur sich ziemlich gleichblieb, 30 bis 33° C.

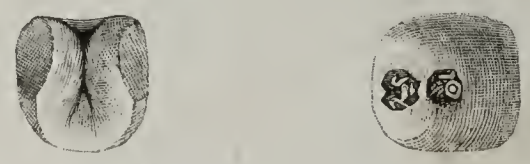
Der mittlere Pavillon in den Tempelruinen von Ongkor.
(Nach einer Zeichnung von Thérond.)

Auf der Rückreise von Brelum hatte Mouhot trockenes, angenehmes Wetter und wurde von dem Mandarin in Pemptielau gut aufgenommen. Wir haben früher (S. 228) erwähnt, daß der König von Cambodscha eine Anzahl Leute vom Stamme der Thiames, welche gegen ihn einen Aufstand gewagt, aus den östlich vom Mekong liegenden Ebenen zwangsweise in die Gegend zwischen Pinhalu und Udong versetzt hatte. Sie waren von den Mandarinen sehr hart behandelt worden und hatten einen Versuch gemacht, sich dem drückenden Joche zu entziehen; als Strafe dafür nahm man ihnen ihre Fischerei- und Ackergeräthe weg, und in Folge dessen waren Manche von ihnen Hungers gestorben, Andere in die Wälder und noch Andere nach Cochinchina entflohen.

Penom Penh, die große Marktstadt von Cambodscha, ist schon in unserm vorigen Bericht (S. 229) erwähnt worden; sie liegt 103° 3′ 50″ ö. L. von Paris und 11° 37′ 30″ n. Br., nur etwa vier Wegstunden von der Grenze Cochinchina's entfernt. Bei dieser Stadt theilt sich der Mekong; sein Lauf landein zu Berg hat Anfangs eine nordöstliche, dann eine nordwestliche Richtung bis nach China und dann nach Tibet hinein; in diesem letztern liegen seine Quellen. Der andere Arm führt keinen besondern Namen, Mouhot schlägt indeß die Bezeichnung Me Sap vor (nach dem Namen des Sees Tuli Sap); er kommt aus Nordwesten. Unter 12° 25′ n. Br. beginnt der große See, der sich bis 13° 53′ n. Br. ausdehnt und die Gestalt einer Geige hat. Bei der Einfahrt in diesen See hat man einen großartigen Anblick.

Sie gleicht einer Meerenge mit niedrigen Ufern, die bewaldet sind und theilweise unter Wasser stehen; aber landeinwärts erhebt sich eine prächtige hohe Bergkette. In der Mitte dieses großen Sees ragt ein großer Mastbaum empor, welcher die Grenze zwischen Siam und Cambodscha bezeichnet.

Schon früher haben wir bemerkt, daß das in den Jahren 1861 und 1862 durch innere Fehden zerrüttete Cambodscha nun unter das „Protektorat" der Franzosen gekommen, d. h. von diesen abhängig geworden ist. Es ist in alten Zeiten ein mächtiges Reich gewesen; dafür zeugen die herrlichen Ruinen in den Provinzen Battambang und Ongkor; aber jetzt beträgt die gesammte Bewohnerzahl nicht über eine Million Köpfe. Unter ihnen befinden sich viele Chinesen, sodann Malayen, welche schon seit Jahrhunderten ansässig sind, und einige tausend Annamiten. Der Boden ist imgemein fruchtbar, Tabak, Pfeffer, Ingwer, Zuckerrohr, Kaffee, Seide und Baumwolle gedeihen vortrefflich, und die Wälder bieten eine unerschöpfliche Fülle werthvoller Hölzer dar. In den Gebirgen findet man Gold, Silber führendes Bleierz, Zink, Kupfer und Eisen, aber nirgends ist Betriebsamkeit. Die Producenten sind schwer mit Abgaben belastet, je mehr sie erzeugen, um so mehr werden sie besteuert; wer wenig erzeugt, zahlt auch wenig; es ist also begreiflich, daß unter solchen Umständen die Leute lieber gar nicht arbeiten. Ohnehin befindet sich die Mehrzahl der Bevölkerung in einem Sklavereiverhältnisse.



Cambodschanische Ruines.

Münze im heutigen Siam.

Mouhot gebrauchte drei lange Tagereisen, um über den Tuli Sap, da, wo er am breitesten ist, hinüber zu fahren. Er bezeichnet dieses große Süßwasserbecken als „ein kleines mittelländisches Meer von Cambodscha" und hebt besonders hervor, daß es ungemein fischreich sei. Die Wasservögel finden dort ein wahres Paradies; an den Ufern ist ein wahres Gewimmel von Pelikanen und Kormoranen. Bei der Einfahrt in den Fluß von Kun Boreye, der aus mehreren Armen gebildet wird (einer derselben führt den Namen Battambang) wiederholt sich dasselbe Schauspiel in kleinerm Maße; das Thierleben ist ungemein reich und mannigfaltig. Mouhot steuerte in den Battambang hinein, der in vielen Schlangenwindungen sehr schnell strömt; er hat an manchen Stellen nur 40 bis 50 Fuß Breite, und manchmal reichen die Aeste der Bäume, in denen Affen ihre munteren Spiele treiben, bis ins Wasser hinein; dann und wann sieht man auch Alligatoren. Nach einiger Zeit kam Mouhot an einen Flecken, neben welchem sich eine von Erdmauern umgebene Burg erhob. Diese Ortschaft war Battambang. Die gleichnamige Provinz ist seit etwa 100 Jahren im Besitze des Königs von Siam, hat sich aber mehrmals gegen denselben erhoben und sogar den Annamiten unterwerfen wollen, die vor nun etwa 25 Jahren ganz Cambodscha eingenommen hatten; sie wurden aber von den Siamesen zurückgeschlagen, und seitdem war Cambodscha den Letzteren zinspflichtig. Die Mehrzahl der Einwohner von Battambang besteht aus Cambodschanern, und die Regierung erhebt von ihnen keine Steuern oder Abgaben; sie befinden sich deshalb im Wohlstand und bestellen ihre Aecker sehr gut. Auch bis Battambang sind französische Missionäre vorgedrungen.

Die Provinz ist mit Ruinen aus unbekannter Zeit, man kann sagen, übersäet. Sie bilden um das Nordende des Sees einen ungeheuern Halbkreis, der an den Quellen des kleinen Flusses von Battambang beginnt und sich bis in die unbewohnten Waldungen erstreckt, die nach Osten hin zwischen dem Tuli Sap und dem Mekong sich hinziehen; in diesen verliert er sich. Aber auf der ganzen weiten Strecke trifft der Reisende auf Schritt und Tritt Spuren einer hohen, nun längst verschwundenen Civilisation.

Gleich in der unmittelbaren Nähe von Battambang fand Mouhot die Ruinen von Banon, Wat Et und Bassett, und die letzteren hat er mehrmals besucht. Sie haben viel von der Zeit gelitten, sind von der üppigen, tropischen Vegetation überwuchert, ganze Gallerien eingesunken, doch steht noch ein etwa 70 Fuß langes, 20 Fuß breites Gebäude ziemlich wohlerhalten da, und man erkennt manche Skulpturen, z. B. einen sitzenden Mann mit langem Barte, der eine hohe, kegelförmige Kopfbedeckung trägt; seine Hände ruhen übereinander auf dem Griff eines Dolches. Auch sieht man vierköpfige Elephanten und andere phantastische Figuren. In der Nähe gewahrt man prächtige Säulen; einige stehen noch, andere haben sich geneigt, viele sind umgestürzt, gleich den Thürmen, welche sich einst neben diesen Säulen erhoben. Man findet auch ein schönes, nun trocken liegendes Becken von etwa 60 Fuß Länge und 6 Fuß Tiefe, zu welchem Stufen hinabführen. Der Ueberlieferung zufolge war Bassett einst ein Lustschloß, das oftmals von den Königen besucht wurde. Das heutige Battambang ist eine neue Ortschaft, nicht viel über 100 Jahre alt. Damals wohnte hier eine zahlreiche cambodschanische Bevölkerung, die aber in Folge der vielen Kriege mit Siam verschwunden ist. Die Menschen wurden von den Siegern hinweggeführt, und so kommt es, daß in Siam und in Laos ganze Provinzen vorzugsweise von Cambodschanern bevölkert sind. Die Staatsweisheit in jenen hinterindischen Reichen findet es angemessen, eine Gegend zu entvölkern und eine andere zu bevölkern!

Mouhot fuhr den Fluß von Battambang etwa acht deutsche Meilen aufwärts nach Süden hin und kam an die Vorberge einer Verzweigung, welche von der großen Gebirgskette Pursat ausläuft. Am Fuße des Ausläufers steht eine Pagode aus neuerer Zeit, aber auf dem abgeplatteten Gipfel liegt die Ruine von Banon. Acht Thürme sind durch Gallerien verbunden und stehen von zwei Seiten her mit einem centralen Thurme in Verbindung, der etwa 30 Fuß im Durchmesser und mehr als 60 Fuß Höhe hat. Das Ganze ist aus Sandstein und trefflich gearbeitet. Alle diese Monumente der Provinz Battambang und eben so jene von Ongkor bilden schon des Sandsteins wegen einen Gegensatz zur siamesischen Architektur, welche Ziegelsteine und Fayence verwendet. Banon ist gewiß ein Tempel gewesen; man findet im mittlern Hofraume und zwei kleinen, durch einen Gang mit einander verbundenen Thürmen eine große Menge kolossaler buddhistischer Götzenbilder, die wohl so alt sind, wie das Gebäude selbst, sodann kleinere Idole aus sehr verschiedenen Zeiten. Am Fuße des Berges liegt eine hohe, gewölbte Höhle, von deren Kalkgestein schöne Stalaktiten herabhängen. Das von den letzteren tröpfelnde Wasser gilt den Cambodschanern für heilig. Sie glauben, daß dieses Wasser Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kenne; auch

kommen kranke Pilger, um es zu trinken und dadurch gesund zu werden. Der Wat (d. h. Tempel) Ek liegt nur eine starke deutsche Meile von Battambang und ist noch ziemlich wohl erhalten.

Am 20. Januar 1860 brach Mouhot, vom französischen Missionär Sylvestre begleitet, von Battambang auf, um die großartigen Ruinen von Ongkor zu besuchen. Sie liegen auf der Nordostseite des Sees. Am 22. fuhren die Reisenden in die Mündung eines kleinen Flusses ein, verließen ihren Nachen, wanderten eine Stunde lang auf einer noch wohlerhaltenen Landstraße und gingen über eine sandige, baumlose Ebene. Sie wird im Süden von den Somraisbergen begrenzt, welche ihrerseits eine Verzweigung des Koratgebirges bilden, und im Westen erhebt sich der reizende Berg Schrôm.

So kamen sie nach der heutigen Ortschaft Ongkor. Nochor oder Ongkor war einst die Hauptstadt des alten Königreichs Cambodscha oder Khmer, das unter den Staaten Hinterindiens eine so große Rolle spielte. Nicht weniger als 120 Könige seien demselben zinspflichtig gewesen, es habe fünf Millionen bewaffnete Männer ins Feld gestellt, und allein die Gebäude der königlichen Schatzkammer seien einige Meilen lang gewesen. So erzählt die Sage.

In der heutigen Provinz Ongkor, welche im Osten des Tuli Sap liegt (14° n. Br., 102° ö. L. v. P.), findet man nun Ruinen von solcher Großartigkeit, Bauwerke von so wunderbar schöner Arbeit, daß der Beschauer in gewaltiger Weise von Staunen und Bewunderung gepackt wird, und daß sich ihm unwillkürlich die Frage aufdrängt: was ist denn aus dem so mächtigen, hochcivilisirten Volke geworden, das solche Riesenwerke schuf? Ein Tempel namentlich kann den Vergleich mit unseren schönsten Basiliken aushalten und übertrifft an imposanter Erscheinung Alles, was jemals die Architektur der Griechen und Römer geleistet hat, und namentlich bei ihm tritt auf das Allerschärfste der Gegensatz hervor, welchen die Barbarei der Gegenwart gegenüber der bewundernswürdigen Pracht der Vorzeit bildet. Aber die Zeit ist unbarmherzig und tastet auch das Schönste an. Von allen Himmelsgegenden her sind Barbarenhorden nach Ongkor gekommen, zuletzt die Siamesen, und vielleicht hat auch ein Erdbeben an dem Werke der Vernichtung geholfen. Dasselbe nimmt auch jetzt seinen Fortgang.

Diese Ruinen zeugen für das „erhabene Königreich Maha Nokhor Khmer"; von den Herrschern desselben ist aber keine andere historische Erinnerung übrig geblieben, als das Bild des aussätzigen Königs, welcher für den Erbauer des größten Tempels gilt. Alles Andere ist der Vergessenheit anheimgefallen; die Inschriften, welche auf manchen Mauerwänden vorkommen, sind unverständlich für die heutigen Gelehrten des Landes, sie können dieselben nicht entziffern. Auf die Frage: „Wer sind denn die Gründer des Ongkor Wat?" entgegnen die heutigen Cambodschaner: „Pra-Enn, König der Engel, hat sie geschaffen"; oder „Alles ist von Riesen gebaut worden", oder auch: „Sie rühren vom aussätzigen König her". Manche wollen auch wissen, daß diese Werke sich selber gebaut hätten!

Statue des aussätzigen Königs.
(Nach einer Zeichnung von Thérond.)

Es bleibt auffallend genug, daß kein einziges von allen diesen Monumenten zur Wohnung für Menschen bestimmt gewesen ist; alle tragen den Stempel buddhistischer Vorstellungen. Selbst im Palaste beziehen sich alle Statuen und Basreliefs ausschließlich auf bürgerliche oder religiöse Gegenstände; man sieht eine Reihenfolge von Königen, die von ihren Frauen umgeben sind; Kopf und Leib erscheinen mit Zierrath überladen, namentlich mit Hals- und Armbändern; die Kleidung besteht in einem Hüftenschurz, Lanquti. Sonst findet man überall Scherben und Bruchstücke von Porzellan und irdenem Geschirr, allerlei Schmuck, eiserne Werkzeuge und Silberstücke, welche den heutigen cochinchinesischen Münzen, den sogenannten Raines, gleichen, nur daß jene alten viel größer sind; die heutigen wiegen 378 Grammen.

Die Erbauer haben die Stelle, auf welcher diese Monumente stehen, gewiß der centralen Lage halber gewählt. Der Punkt befindet sich 15 englische, oder etwa drei starke deutsche Meilen vom großen See entfernt in einer sandigen Ebene. Die Hauptstadt eines mächtigen Reiches hätte aber gewiß am Ufer eines schiffbaren Stromes eine zweckmäßigere Stelle gehabt.

Unter allen Denkmälern ist der Tempel von Ongkor bei weitem das schönste und auch am besten erhalten; auch tritt er dem Reisenden zuerst entgegen. Wer von Battambang kommt und über den See gefahren ist, rudert einen kleinen Fluß etwa eine halbe Stunde weit hinauf bis dahin, wo derselbe eine Art von Becken, gleichsam einen natürlichen Hafen bildet. Von dort aus führt eine noch gangbare Straße bis nach dem heutigen Flecken Ongkor, der unbedeutend ist; er liegt 15 Miles nordnordwestlich vom Seeufer und ist Hauptort der Provinz.

Als Mouhot und Sylvester ankamen, fanden sie den

Gouverneur; er hatte den Auftrag, ein kleines, aber ungemein hübsches Monument nach Bangkok zu schicken. Diesem sehr gesprächigen Manne schenkten die Reisenden ein Stück Seife und ein paar lithographirte Bilder. Er war davon entzückt, streichelte Mouhot's Bart und fragte dann, was er anfangen müsse, damit auch sein Bart so lang und so voll wachse. Am andern Tage stellte er den Reisenden einen Wagen. Aus dichtem Waldgestrüpp kamen sie plötzlich auf eine Esplanade, einen Vorplatz, der mit großen, wohl aneinander gefügten Steinen gepflastert und der ganzen Länge nach auf jeder Seite von einer Treppe eingefaßt war. An den vier Anfängen der Treppe stehen je zwei granitne Löwen.

Die nördliche Treppe führt zum Haupteingange, den man auf einem gepflasterten, 708 Fuß (230 Metres) langem Weg erreicht. Dieser hat 27½ Fuß breite und an

und Herrlichste, was die Baukunst jemals geschaffen und geleistet hat, hineinversetzt in die Tiefe dieser Wälder, in eine von allem Verkehr weit abgelegene Gegend, in eine wilde, unbekannte Einöde, in welcher man auf Schritt und Tritt Spuren wilder Thiere antrifft, wo man das Gebrüll des Tigers und den rauhen, heisern Schrei des Elephanten hört!"

Mouhot schwelgte einen ganzen Tag lang in diesen Ruinen von Ongkor; er schaute ein Wunder nach dem andern und ein Entzücken folgte dem andern. „Weshalb bin ich kein großer Schriftsteller oder Maler, um den Kunstfreunden zu beweisen, wie schön und großartig diese Trümmer sind, die wohl ihres Gleichen nicht auf der Welt haben! Diese Ruinen, die einzigen unglückseligen Ueberbleibsel eines dahingeschwundenen Volkes, dessen Name eben so unbe-

Waffen, Schmuck und Geräthschaften an den Mauerwänden des Ongkor Wat.

den Seiten ungemein dicke Stützmauern. Dieser Gang führt auch über einen sehr breiten Graben, welcher das ganze Gebäude umgibt; seine Futtermauer ist neun Fuß hoch und drei Fuß dick.

Der Tag war heiß, Mouhot fühlte sich von der Anstrengung erschöpft und warf sich in den kühlen Schatten eines mächtigen Baumes. Da fiel sein Blick gen Osten hin auf einen ungeheuern Säulengang, der überwölbt war und aus welchem fünf hohe Thürme hervorragten; einer, und zwar der größte erhebt sich über dem Eingange, die vier übrigen stehen an dem Erker, und alle sind an ihrer Basis, nach Art der Triumphbögen, offen. Sie heben sich prachtvoll ab vom tiefen Blau des Himmels und dem saftigen Grün des dichten Waldes. Gegen eine solche Architektur verschwanden die Ruinen in der Provinz Battambang gleichsam in Nichts! „Man denke sich alles Schönste

kannt ist, wie jener seiner großen Männer, Könige und Künstler; man weiß keinen solchen Namen; alle Erinnerung ist unter Schutt und Staub begraben."

„Die Colonnade ist ganz herrlich, und je näher man ihr tritt, um so mehr bewundert man sie. Zuerst kommt man vom Eingang her an hohe, viereckige Säulen, alle aus einem einzigen Stück; jeder Portiens, alle Kapitäler und die runden Dächer sind aus großen Blöcken zusammengefügt; Skulptur und Politur sind überall geradezu bewunderungswürdig. Beim Anblick dieses Tempels fühlt der Geist sich gedrückt; Alles, was die Einbildung sich vorzaubern kann, wird überflügelt; man sieht, staunt und schweigt, denn Worte findet man nicht. Allerdings sind Gold und Farben an diesem Gebäude beinahe völlig verschwunden, nur Steine sind übrig geblieben; aber welch ein beredtes Zeugniß legen sie ab für das Genie, die Kunstfertigkeit, die Ausdauer, das

Der centrale Porticus des Ongkor Wat. (Nach einer Zeichnung von Théroud.)

Talent, den Reichthum und die Macht der Kmer Dôm, d. h. der alten Cambodschaner! Wer war der orientalische Michel Angelo, welcher den Plan zu einem solchen Werk entwarf, die einzelnen Theile mit der bewunderungswürdigsten Kunst an einander ordnete und zusammenfügte und alle Einzelnheiten derart herstellte, daß sie des Ganzen würdig erscheinen? Noch mehr; er hat Schwierigkeiten gesucht, um dieselben ruhmreich zu überwinden, und auch das ist ihm gelungen. Und welche Kraft hat diese gewaltige Anzahl mächtiger Blöcke bis zu den höchsten Theilen des Gebäudes hinaufgehoben, nachdem sie in weitentlegenen Bergen aus dem Gestein gebrochen und dann so sorgfältig, wie wir es sehen, bearbeitet worden waren? Wir konnten uns an all der Herrlichkeit gar nicht satt sehen und waren von tiefer Ehrfurcht vor dem Genius durchdrungen, der solche Werke erdacht und geschaffen hat."

Das Gebäude besteht aus zwei Vierecken concentrischer Gallerien, die in rechtem Winkel von Zugängen durchschnitten sind; diese laufen in einem centralen Pavillon aus und dieser ist die eigentliche Krone des Werkes, das Allerheiligste, wofür der Baumeister die ausgesuchtesten Verzierungen bestimmt hat. In diesem Tabernakel ist ein Standbild Buddha's, welches König Mongkut von Siam dorthin geschenkt hat. Den Tempeldienst verrichten arme Talapoinen; sie wohnen zerstreut im nahen Walde, und dann und wann findet sich auch ein frommer Pilger ein. Einst war es anders; denn ohne Zweifel kamen Könige als Wallfahrer zu diesem Heiligthume und tausende von Priestern in langer Prozession; dann wurde mit den Glocken in den 24 Kuppeln geläutet und von jeder Pagode der Hauptstadt ertönte Geläute in dieser Hauptstadt Groß-Ongkor, die zehn Stunden im Umfang hatte und gewiß eine so zahlreiche Bevölkerung besaß, wie irgend eine Hauptstadt in unseren Tagen.

Die Ruinen von Ongkor dôm, der alten Hauptstadt, beginnen anderthalb Stunden weit nordwestlich vom großen Tempel. Eine zum Theil verfallene, dick mit Sand überlagerte Straße führt über Getrümmer von Steinen, Blöcken, Säulen, Löwen und Elephanten zum Eingangsthore, das einem Triumphbogen gleicht. Dieses Thor ist noch leidlich erhalten, hat in der Mitte einen 55 Fuß hohen Thurm, der von vier kleineren Thürmen umgeben und von zwei anderen flankirt wird; oben sieht man vier kolossale Köpfe in ägyptischem Geschmack. Alles ist mit Skulpturen bedeckt. Der untere Theil des großen Thurmes hat ein Gewölbe, durch welches Wagen fahren können. Rechts und links vom Thore läuft die große Ringmauer in einer Erstreckung von 24 englischen Meilen; ihre Dicke beträgt mehr als 11 Fuß. An den vier Himmelspunkten befinden sich ähnliche Eingangsthore, das im Osten hat deren aber zwei.

Alles, was von dieser Ringmauer umzogen wird, ist jetzt mit dichtem Wald bestanden, aber man trifft bei jedem Schritt auf mehr oder weniger verfallene Gebäude, welche den ehemaligen Glanz der Stadt beurkunden. Mouhot durchforschte auch den Palast der alten Könige, dessen wohlerhaltene Mauerwände überall mit Basreliefs bedeckt sind. Diese bilden vier übereinanderstehende Reihen, und jede derselben stellt einen König dar, der in orientalischer Weise mit übereinander geschlagenen Beinen da sitzt; die Hände ruhen auf der Mitte eines Dolches, zu beiden Seiten sitzen Frauen. Alle Figuren tragen Schmuck, z. B. außerordentlich lange Ohrringe, Hals- und Armbänder, sind nur mit einem Languti bekleidet und haben eine hohe, spitz zulaufende Kopfbedeckung. Die Basreliefs auf einer andern Seite stellen Schlachten dar; man sieht Kinder mit langem Haare, das in einen Knoten geschlungen ist.

In diesem Palaste fand Mouhot auch die Statue des aussätzigen Königs. Kopf und Gesichtsausdruck sind edel, die Züge frei und regelmäßig, es liegt Stolz darin; auf der Oberlippe ist ein feiner, nach oben gebogener Schnauzbart, und das gelockte Haar fällt auf die Schultern herab. Der ganze Körper ist nackt, ohne Schmuck oder Zierrath. Ein Bein und eine Hand sind abgebrochen, aber auf unserer Abbildung ergänzt worden. Dieser König trägt ganz und gar den arischen, vorderindischen Typus; auch findet man in Ongkor noch manche Basreliefs, welche in die alte indische Mythologie hinaufreichen, in die Zeit, da sich der Buddhismus noch nicht gebildet hatte und der Brahmanismus unangetastet dastand. Auch eine uralte Brücke, ein ganz massives Werk, ist sehr wohl erhalten, etwa 130 Fuß lang, 16 Fuß breit und hat 9 Bögen; aber jetzt läuft der Fluß nicht mehr durch dieselben, sondern neben der Brücke hin.

Fast auf allen Ruinen sind Inschriften mit verschiedenen Zeichen eingegraben. Die eine Schriftgattung kommt sehr häufig vor, die anderen finden sich seltener, aber keine hat etwas gemein mit dem heutigen Pali, und wie schon oben gesagt wurde, die Schriftgelehrten in Siam und Cambodscha wissen nichts mit denselben anzufangen. Zwar sagen sie, es gebe einen Schlüssel zur Entzifferung, aber dieser ist noch nicht gefunden worden. Einem heiligen Buche der cambodschanischen Buddhisten zufolge soll der Gründer von Ongkor in einer Zeit gelebt haben, die in das dritte Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung fällt; er habe Bua Sivisitthiwong geheißen und buddhistische Priester aus Ceylon her in sein Land berufen. Er war, so heißt es weiter, aussätzig und baute den großen Tempel, damit die Götter ihm Heilung gewähren möchten.

Die Gegend von Ongkor hat viele alte Sagen; jene über die Entstehung des Tuli Sap lautet folgendermaßen. Einst war dort, wo nun der See ist, alles Land eine weite Ebene, und auf dieser stand eine wunderschöne Stadt. Der König hatte die Liebhaberei, Fliegen zu halten, und der Erzieher seiner Söhne, der Prinzen, pflegte viele Spinnen. Da traf es sich, daß die Fliegen von den Spinnen aufgefressen wurden; der König ergrimmte darob sehr und ließ den Prinzenlehrer tödten. Dieser aber war ein Zauberer, erhob sich in die Lüfte, verfluchte den König nebst der ganzen Stadt, und urplötzlich wurde die Ebene von Wasser überfluthet. Alles war verloren, nur allein die berühmte Buddhastatue aus Jaspis, welche jetzt im Palaste des Königs in Siam zu Bangkok aufbewahrt wird, blieb übrig, denn sie schwamm, von Lotusblumen umgeben, auf dem Rücken eines Yak (tibetanischen Grunzochsen) auf dem See umher und wurde von Siamesen aufgefischt.

Mouhot ist der Ansicht, daß die ältesten Gebäude Ongkors weit über 2000 Jahre hinaufreichen und die jüngsten ungefähr vor etwa 20 Jahrhunderten gebaut worden sind. Er war überrascht, an den meisten Basreliefs viele Einzelnheiten zu finden, in welchen die heutigen Cambodschaner mit den wilden Stämmen im Osten des Landes übereinstimmen: regelmäßige Gesichtszüge, langen Bart, schmalen Languti und fast dieselben Waffen und musikalischen Instrumente. Beide haben ein feines, melodisches Gehör, und die Gebirgsstämme verfertigen Tamtams von antiker Form, die weit und breit gesucht werden.

Wir verlassen hier den Reisenden, um ihn später auf seinen Wanderungen nach Laos zu begleiten, wo er ein Opfer des bösen Klimas wurde.

Die Boka.

Von v. R.-D.

II.

Die Inseln bei Perasto. — Feste zu Ehren der Madonna. — Die Bocchesen als Seefahrer. — Glinta. — Die Dobrota. — Sprachliche Verhältnisse. — Religion. — Cattaro. — Der heilige Tryphon. — Fort St. Trinità. — Die Gründung Cattaro's. — Geschichtliches.

Fährt man von Risano nach dem gegen 10 Miglien entfernten Cattaro, so erblickt man Perasto gegenüber Stolivo und dazwischen, fast mitten im Kanal, wie im Meere schwimmend, die kleinen Inseln Madonna dello Scarpello und S. Giorgio.

Die erstere ist bekannt durch die Wallfahrtskirche, welche einem 1452 wunderbar aufgefundenen Madonnenbilde ihre Entstehung verdankt und 1630 ihre jetzige Gestalt erhielt. Es ist ein kleines Oratorium auf ödem Felsengrund, an den Wänden Bilder oben und unten, und silberne Votivtafeln mit getriebener Arbeit in der Mitte, an der Decke Bilder in Feldern, der Fußboden und Altar aus Marmor.

Die Bilder sind von dem Maler Cocaglia aus Perasto, von dem sonst nirgends anderswo Gemälde vorhanden sein sollen, dessen Porträt aber im Ossiz des Podestà von Perasto hängt.

An die Kirche stoßen das Haus des Pfarrers und ein Café, welches zur Feier am 15. August geöffnet wird. An diesem Tage nämlich, wo so viele Gläubige des katholischen und griechischen Ritus zusammenströmen, daß der kleine Scoglio die Menge kaum zu fassen vermag, wird auf dem mit Quadern belegten Vorhof der Kirche ein alter, herkömmlicher Tanz aufgeführt, bei welchem zwei große mit Wein gefüllte Flaschen in die Mitte des Platzes gestellt werden. Um diese tanzen die Männer der benachbarten Ortschaften in ihrer Nationaltracht, mit ihren schönsten Waffen geschmückt, im Kreise herum, indem Jeder das Schnupftuch des Nebenmanns anfaßt und Einer der Bejahrtesten mit einem bloßen Schwert in der Hand den Vorsänger beim Absingen der dabei üblichen serbischen Lieder macht. Nach dem Tanze werden zum Schluß der Festlichkeit die Flaschen geleert.

Am 22. Juli, dem Tage, an welchem das Bild gefunden wurde, pflegen die Bocchesen sich ebenfalls zahlreich hinzubegeben, und jeder Perastiner bringt nach hergebrachter Sitte einen Stein mit, den er am Rande des Dammes in das Meer wirft, so daß der Scoglio eine Art Wall unter dem Wasser erhält, der ihn vor zu heftigem Andrang der Wellen schützt. Auch ist es Sitte, daß jeder Besucher der Madonna wenigstens eine Wachskerze spendet, und kein Hochseefahrer der Bocche vorüberfährt, ohne sie mit einigen Kanonen- und Flintenschüssen zu begrüßen. Besonders lebhaft aber ist das Feuern aller in der Nähe vor Anker liegenden Schiffe, wenn das Marienbild am 15. Mai zur Erinnerung an den Sieg über die Türken, welchen die Perastiner einem Wunder der heiligen Jungfrau zuschrieben, zu Perasto in feierlicher Prozession herumgetragen wird. Zu diesem Umzug holt bereits am ersten Sonntag im Mai eine Prozession von Barken das Bild mit großem Gepränge ab, um es in San Rinold aufzustellen und am 27. Juni wieder in sein Heiligthum zurückzubringen.

Der Scoglio von S. Giorgio ist berühmt durch die reiche Benediktinerabtei, welche auf ihm stand, und deren Abt am Feste des heiligen Tryphonius in Cattaro das Hochamt in Pontificalibus halten durfte, dem Bischof von Cattaro aber dabei ein kleines Geschenk überreichen mußte. Der Adel von Cattaro, welcher das Patronatsrecht über das Kloster besaß, trat dasselbe 1634 dem venetianischen Senate ab und erhielt dafür zwei Freistellen auf der Universität von Padua.

Die Türken, welche schon 1571 die Abtei einmal niedergebrannt hatten, plünderten die wiederaufgebaute Kirche 1624 und 1654 nochmals, und die Franzosen verwandelten die Gebäude, die beim Erdbeben von 1667 stehen geblieben waren, in eine Kaserne, welche sie verschanzten und vertheidigten, bis am 24. Oktober 1813 die Wegnahme des kleinen Forts von Santa Croce über Perasto durch eine muthige Schaar Perastiner sie zur Kapitulation nöthigte, da der Scoglio durch das Fort beherrscht wird.

S. Giorgio und Perasto gegenüber folgen längs der Küste von Le Catene bis nach Mulla, eine halbe Stunde von Cattaro, die Ortschaften Stolivo und Perzagno, welche, mit Ausnahme von Stolivo superiore, das auf der Höhe gebaut ist, am Fuße der bewaldeten Bergkette des Vermaz gleichsam unmittelbar aus dem Wasser aufsteigen, und deren Häuser mit ihren Gärten so zerstreut liegen, daß sie nur eine einzige Ortschaft zu bilden scheinen.

Die Bewohner, deren Zahl gegen 2000 beträgt, sind meist Seefahrer, und jeder Schiffseigenthümer hat seinen kleinen Hafen an seinem Hause, da die Bocche fast überall 100 bis 200 Fuß Tiefe haben.

Nur die Einwohner von Mulla, deren Häuser mit denen von Perzagno zusammenhängen, ernähren sich größtentheils durch Fischfang. Die von Dobrota dagegen, auf der andern Seite des Busens zwischen Cattaro und Glinta, sind ebenfalls Seefahrer.

Denn obwohl die Boka der bestbebaute Distrikt von ganz Dalmatien ist und die Bocchesen sich durch Arbeitsamkeit auszeichnen, reicht der Ertrag des Landes doch nicht aus für den Bedarf, und die Bewohner sehen sich genöthigt, vom Meer zu leben. Da die Bocchesen für die besten und gewandtesten Seeleute der österreichischen Küste gelten und außerdem eben so industriell, wie mäßig sind, kehren sie gewöhnlich nach einer Reihe von Jahren wohlhabend genug zurück, um in der Heimath ihr Leben sorgenfrei beschließen zu können, indem es sprüchwörtlich heißt: Ueberall muß man hingehen und Geld gewinnen, aber es nur in die Boka bringen und dort verzehren.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts gab es nicht weniger als 360 Hochseefahrer, 100 Küstenfahrer und über 300 Schaluppen mit 3 bis 4000 Mann Bemannung, und wenn auch diese Zahl durch die Verluste, welche zur Zeit der

Cattaro und Bocche di Cattaro. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

französischen Herrschaft die Engländer der dalmatischen Schifffahrt zufügten, bedeutend abgenommen hat, so findet man doch noch jetzt selten einen Bocchesen, welcher nicht in Odessa, Smyrna oder Alexandrien gewesen wäre.

Die Dobrotschaner werden für die reichsten Anwohner der Bocche gehalten, und ihre Häuser, welche meist eins vom andern getrennt, oder in kleinen Gruppen beisammen stehen, sind im Innern elegant und wohnlich eingerichtet. In der Regel wird jedes von einer hohen, mit Schießscharten versehenen Mauer eingeschlossen, welche es vor unerwarteten räuberischen Angriffen der Montenegriner schützen soll, und gleicht daher einem förmlichen Kastell.

Die vordersten Häuser schließen sich fast an Cattaro an, und die Kirche San Matteo, welche dem ersten der drei Kirchspiele Dobrota's angehört, gewährt einen höchst malerischen Anblick, indem unmittelbar vom Wasser aus an jeder Seite eine Rampe empor zu dem freien Platz führt, auf dem sie steht.

Gliuta, das letzte Kirchspiel Dobrota's, verdankt seinen Namen einem Gießbach, welcher unweit von Drahovaz weißschäumend mitten aus den Bergen herausstürzt und zu Zeiten nicht minder wasserreich ist, als der Sopot, der nach Regengüssen und bei Scirocco in der Nähe von Risano aus einer über 40 Fuß hohen Höhle in einer Felswand mit großem Geräusch herabfällt.

Die ganze Ortschaft ward nebst einigen Dörfern vom König Urosch und seiner Gemahlin Jelena im Jahre 1351 der Stadt Cattaro geschenkt und bildete seitdem eine der fünf Communità der Bocche. Als Venedig fiel, vereinigten sich die Dobrotschaner, zogen nach einer feierlichen Messe in die nahe Stadt, um dort das Wohl der Provinz zu berathen, und beschlossen mit den Cattarinern, sich freiwillig Oesterreich zu unterwerfen.

Trotz dieses gemeinsamen Handelns blieb jedoch Dobrota eben so abgeschlossen, wie immer. Denn die Dobrotschaner heirathen nur unter sich, verkehren fast nie mit ihren Nachbarn und haben ihre eigenthümliche Kleidung, Sitte und Sprache beibehalten. Namentlich leben die Frauen abgeschieden, wie im Orient, und dürfen nicht einmal mit am Tische essen, wenn Fremde da sind.

Die Tracht besteht aus kurzen, seidenen Beinkleidern, Strümpfen und glanzledernen Schuhen, Kreuzweste mit vergoldeten Silberknöpfen und Goldbesatz, Jäckchen mit Seidenstickereien und kleiner seidener Kappe, Alles schwarz bis auf den violetten Gürtel, in welchem Handschar und Pistolen stecken; auch die Sprachweise ist so verschieden von der anderer Bocchesen, daß Jemand, der vertraut genug mit allen Lokalismen ist, augenblicklich unterscheiden kann, wer ein Bewohner von Debrota oder Perzagno, Risano oder Perasto ist.

Ueberhaupt ist für die serbische Sprache keine Gegend so wichtig und bedeutend, wie die Boka, indem man dort eine Masse von echtslavischen Wörtern hört, die nirgends anders üblich sind, und die Aussprache, welche in Slavonien, Dalmatien und Bosnien die Anhänger der römischen und orientalischen Kirche sogleich erkennen läßt, bei den Katholiken und Griechen dieselbe ist.

Italienisch wird nur in den größeren Orten von den gebildeteren Klassen gesprochen; in dem

St. Giorgio, Madonna della Scarpello und Perasto, von Stolivo gesehen. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

häuslichen Verkehr ist Serbisch überall ausschließlich im Gebrauch, da die Einwohner bis auf einen kleinen Theil der Katholiken slavischer Abstammung sind.

Fast drei Viertel der Bevölkerung, welche sich auf 35,000 Seelen beläuft, bekennen sich zum griechischen Glauben, obwohl die Venetianer Alles thaten, um sie zum Katholicismus zu bekehren. So mußte z. B., wer sich mit einem Katholiken verheirathen wollte, katholisch werden, um vom Bischof die Erlaubniß zur Trauung zu erhalten, und Kaludjeni, welche ohne dieselbe zu trauen wagten, wurden 1667 mit Verbannung, Gefängniß und Galeerenstrafe bedroht. Ein Ducal von 1672 wies sämmtliche nichtunirten griechischen Geistlichen aus, und alle Griechen, welche sich an den Boeche neu ansiedeln wollten, mußten die Oberhoheit des Papstes anerkennen. Auch mußten die Griechen laut Edikt von 1679 die Festtage der römischen Kirche feiern, und in Cattaro wurde ihnen erst zur Zeit der Franzosen die Kirche S. Rinoldo eingeräumt, welche früher zum Kloster der Dominikaner gehörte.

Seit 1809 befinden sich die Griechen der Boeche unter der geistlichen Leitung des Bischofs von Dalmatien, während die Katholiken einen eigenen Bischof in Cattaro haben. Denn Cattaro, das „weiße Kotor" der Slaven, welchem die Boka ihren heutigen Namen verdankt, ward schon im sechsten Jahrhundert der Sitz eines Bisthums, das Anfangs unter Salona, im neunten Jahrhundert unter Dioclea und nach dessen Zerstörung unter Spalato stand, aber 1033, als alle Bischöfe des obern Dalmatiens auf der Reise zu einem Provinzial-Concil in Spalato ertranken, zu Antivari, später zu Ragusa und zuletzt zu Bari kam. Seit 1829 steht die Diöcese, welche über 10,000 Seelen zählt, unter dem Erzbischof von Zara, und statt des Provveditore straordinario, welcher unter der venetianischen Herrschaft die Verwaltung des venetianischen Albaniens mit großer Machtvollkommenheit leitete, residirt gegenwärtig ein Kreishauptmann, vom Volk kurzweg Circolo genannt, in Cattaro.

Die Stadt selbst liegt, wie bereits bemerkt, im äußersten südlichen Winkel des Kanales am Fuß des steilen Monte Sella. Zwei Sturzbäche, Finmara und Gordiechio, die aus der Tiefe herausquellen, machen sie gewissermaßen zur Halbinsel, und drei Thore, Porta Gordiechio (seit 1818 Francesco), Porta di mare oder della marina und Porta di Finmara, führen aus den 25 bis 28 Fuß hohen Mauern, welche die Stadt von allen drei Seiten einschließen. An der vierten erhebt sich, fast senkrecht über ihr auf einem Vorsprung des Monte Sella, das Kastell oder Fort San Giovanni, welches durch Mauern und mehrere kleinere Forts auf isolirten Felsen mit den Ringmauern der Stadt verbunden ist. Es führen drei Wege hinauf, der eine rechts, der andere links, der dritte mit vielen Windungen in der Mitte, wo auf halber Höhe eine der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle steht, die von den Einwohnern der Stadt häufig besucht wird.

Wegen der vielen Krümmungen, welche der Kanal macht, wird Cattaro oder vielmehr das darüber liegende Kastell dem zu Wasser fahrenden Reisenden erst sichtbar, wenn er sich zwischen Perzagno und Dobrota befindet. Die Stadt ihrerseits wird durch die hohen Pappeln, welche die Finmara entlang bis zum Strande stehen, gänzlich verborgen, und auch wenn man um die Bastion biegt, an welcher die Pappelreihe aufhört, und vor sich die freie Marine mit ihren Maulbeerbäumen hat, erblickt man nur die Mauern, hinter denen die Thürme der Kirchen emporragen, und über dem Meerthor (porta di mare) den geflügelten Löwen Venedigs. Aber sobald man sich innerhalb des Thores befindet, ist man auch schon in Cattaro. Straßen, welche zwar nicht lang, aber nirgends so eng sind, wie mitunter in den anderen Städten Dalmatiens, führen zu den vielen kleinen, unregelmäßigen Plätzen, die vor Kirchen liegen und alle höchst malerisch aussehen. Die Häuser sind oft groß und stattlich, oft aber auch dachlos und verödet, mit Epheuranken in den Fenstern und mit Steinen in den früheren Thüröffnungen, und man bemerkt überall die Spuren der Erderschütterungen, welche Cattaro nicht minder heimgesucht haben, als Ragusa.

Die Kathedrale mit ihren beiden Thürmen ist berühmt durch ihr Reliquarium, welches das Grabmal des heiligen Tryphonius enthält, dem der Dom geweiht ist.

Die Legende erzählt nämlich, die Venetianer hätten den Leichnam dieses Heiligen im Jahre 809 nach Venedig führen wollen, seien aber von einem Sturm gezwungen worden, in die Boeche einzulaufen, und als der Wind sich endlich wieder gelegt, wäre das Schiff nicht von der Stelle zu bringen gewesen. Die Geistlichkeit, welche natürlich von dem wunderbaren Vorfall Kunde erhielt, begab sich auf das Schiff und holte den Körper, den ein frommer Bürger, Andreazzo de Saracenis, für 200 Goldsoldi kaufte, feierlich in die Stadt. Andreazzo, der schon vorher mit seiner Frau und seinen Söhnen die Kirche Sta Maria Infumaria oder S. Maria del Finme, die spätere sogenannte Collegiata, hatte erbauen lassen, legte noch in demselben Jahre den Grund zu einer neuen Kirche, um die heiligen Gebeine ihrer würdig unterzubringen, und so entstand die Kathedrale, welche wahrscheinlich zwischen 1000 und 1100 ihre jetzige Gestalt erhielt. S. Trifone aber, dessen Leben man im Reliquarium meisterhaft in Marmor dargestellt sieht, ward zum Schutzheiligen der Stadt erhoben und zu seinen Ehren jährlich am 3. Februar ein Fest begangen, das die Marinerezza oder der Tanz von S. Trifon (Ballo di S. Trifone) hieß.

Im Jahre 1809 wurde dieses Fest, welches nahe an 1000 Jahre gefeiert worden sein soll, zum letzten Mal begangen, und spätere Versuche, es wieder ins Leben zurückzurufen, sind erfolglos geblieben.

Die bereits genannte Collegiata, welche 1221 von den edlen Familien Dersa und Bisanti umgebaut wurde und bis in neuester Zeit unter dem Patronat mehrerer Adelsfamilien Cattaro's stand, befindet sich am Finmarathor, vor welchem wöchentlich dreimal der montenegriner Bazar abgehalten wird. Sobald man nämlich die bedeckte Brücke hinter sich hat, welche über die Seurda oder Finmara führt, kommt man auf einen Kiesplatz mit Maulbeerbäumen, dessen Hintergrund der vom Fort S. Giovanni gekrönte Felsen nebst dem hohen Lovcinergebirge bildet, das fast auf allen Straßen und Plätzen Cattaro's sichtbar ist und der Stadt nicht blos den Tag um einige Stunden kürzer, sondern auch den Sommer noch drückender macht, als er im übrigen Dalmatien ist.

In langen Zügen steigen die Montenegriner zu Fuß und zu Pferd den Zickzackweg hinab, um die Cattariner mit Brennholz, Eis, Gemüsen und Castradinen zu versorgen, und die Männer legen in einem offenen Schuppen ihre Gewehre ab, da sie nur ohne Waffen die Stadt betreten dürfen.

Nicht minder belebt ist der Bazar auf der Marine, wo sich die Boechesentrachten mit den montenegrinischen mischen und namentlich viele Fische verkauft werden. Denn Seefische, Reis, Polenta und Gemüse, Schaf- und Ziegenfleisch sind die gewöhnlichen Gerichte der Cattariner, wie aller Boechesen. Rindfleisch ist wenig, und zwar blos in Cattaro, zu haben, und in der Zeit der Fasten, welche von Katholiken und Griechen gleich streng beobachtet werden,

ist Stockfisch oder Banolà fast das tägliche Essen. Das gemeine Volk begnügt sich auch außer den Fasten mit Banolà, Zwiebeln, Polenta und Scoranzen, einer Art Fische, welche die Montenegriner bringen. Castradin, d. h. geräuchertes Schöpsen- und Ziegenfleisch, gehört zu den Festtagsspeisen, und frischgebratenes Fleisch zu den seltenen Gerichten. Geistige Getränke werden gern und viel genossen, und sehr beliebt bei Reich und Arm ist schwarzer Kaffee.

Zur Vertheidigung der Straße, die sich nach Albanien abzweigt, ist auf der Einsattelung eines Bergrückens das Fort St. Trinità errichtet. Es ist dies ein festes Blockhaus mit einem Graben, einer Terrasse zur Aufstellung von Geschützen und Schießscharten statt der Fenster, das gewissermaßen mit zu den Befestigungswerken Cattaro's gehört, von dem es nur eine Stunde weit entfernt ist. Unter ihm, da, wo jetzt der kleine Ort Scagliari liegt und in dem äußersten Grunde des Kanales das Meerwasser im Schilf versickert, soll sich bis über das heutige Cattaro hinaus das alte Ascrivinm ausgedehnt haben. Es ward nach Einigen 638, nach Anderen 865 gänzlich zerstört, und die Einwohner flüchteten sich auf den steilen, nur von einer Seite zugänglichen Berg des Kastells. Als dieser zu klein wurde, benutzte man den Abhang bis zum Meeresufer, um sich darauf anzubauen, umgab die neue Stadt mit Mauern und verband sie mit dem Kastell. Sie wurde nach Einigen von den aus der Höhe stürzenden Wassern Dacatera genannt, nach Anderen gaben Flüchtlinge aus dem zerstörten Kotor in Bosnien zur Erinnerung an ihre Heimath der Niederlassung, welche sie aufnahm, den jetzigen Namen.

Die Risanoten, die Nebenbuhler der Cattariner, behaupten, als das mächtige Risano ins Meer gesunken, sei bei einer Schafhürde (Kod tora) eine neue Stadt gegründet und Kotora genannt worden, und die Volkssage aus Cattaro erzählt:

Der Montenegriner-Bazar in Cattaro. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Im Felsen über Kotor ist ein großes Loch wie eine Höhle, das wollte der mächtige Czar Stephan weiter ausgraben, um darin die Stadt Kotor zu bauen. Aber die Vila kam zu ihm und sagte: „Thue das nicht, denn in dieser steilen Höhe ist weder ein Ankerplatz für das Schiff, noch ein Tummelplatz für das Pferd; baue die Stadt lieber unten am Meerbusen.“ Der Czar hörte auf den Rath der Vila, baute mit ihrem Beistand Kotor und lud, als es fertig geworden, die Vila nebst vielen Damen zu einem Gastmahl ein. Als sie nun bei Tische saßen, rühmte er sich immerfort, was für eine schöne Stadt er gebaut hätte, bis endlich die Vila ihm vorwarf, daß er es ohne ihre Hülfe nicht ge-

konnt. Das verdroß den Czaren so, daß er der Vila ins Gesicht schlug. Die Vila rächte sich, vergiftete alle Brunnen und Quellen der Stadt und machte sämmtliche Gäste des Czaren wahnsinnig. Als der Czar all das Unglück sah, legte er sich demüthig aufs Bitten und erweichte die Vila so weit, daß sie ihm die Gäste wieder gesund machte und eine Quelle vor dem südlichen Thore der Stadt vom Gift reinigte. Deshalb haben alle anderen Brunnen noch jetzt, namentlich im Sommer, salziges und ungesundes Wasser.

Beim Falle Venedigs 1797 ergab Cattaro sich freiwillig an Oesterreich, und nach dem Abzug der Oesterreicher im Jahre 1806 ward es am 4. März von den Russen besetzt, welche es erst am 12. August 1807 an die Franzosen abtraten. Aber 1813 verlangten die Montenegriner Cattaro zurück, belagerten und beschossen es, und nach mehrmonatlicher, hartnäckiger Vertheidigung sah der General Gautier sich genöthigt, am 8. Januar 1814 die Festung dem englischen Commodore Hoste zu übergeben, welcher sie den Montenegrinern überließ. Diese weigerten sich, die Stadt wieder abzutreten, als die Oesterreicher die Bocche besetzten, und erst nach einem mehrtägigen Bombardement gelang es dem General Milutinovich, am 19. Juni 1814 in Cattaro einzuziehen und Besitz von der Hauptstadt der Boka zu nehmen.

Fort St. Trinità bei Cattaro. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Die dänischen Kjökkenmöddings, die Pfahlbauten in der Schweiz und Deutschland und die irischen Seewohnungen.

Wir lesen eben in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ Folgendes: „Die Pfahlbauten der Steinzeit, welche von einem unbekannten Volk in sehr alter vorhistorischer Zeit auf dem Wasser ausgeführt wurden, sind nun auch in Bayern, im Starnberger See, entdeckt, wo wir ein Vorkommen derselben am wenigsten vermuthet hatten. Das Verdienst dieser interessanten Entdeckung gebührt dem bekannten Geologen, Prof. Desor aus Neuenburg, dem wir über die Pfahlbauten der Schweiz eine Reihe wichtiger Beobachtungen verdanken, und der auch seine Vermuthung über das Vorkommen ähnlicher Reste in den bayerischen Seen in seiner Schrift: „Die Pfahlbauten des Neuenburger Sees“ bestimmt ausgesprochen hat. Desor ist verhindert, seine Nachforschungen persönlich fortzusetzen, läßt aber einen in dem schwierigen Auffinden der Pfahlbauten praktisch geübten Mann zurück, in dessen Begleitung zwei Mitglieder der münchener Akademie die Untersuchungen in den östlichen Seen Bayerns fortsetzen werden.“

Diese Pfahlbauten am Starnberger See sind aber nicht die ersten, welche bei uns in Deutschland entdeckt wurden. L. Büchner hat darauf hingewiesen, daß man dergleichen schon 1863 in Mecklenburg gefunden habe. Auch hier tragen sie genau dieselben Eigenschaften an sich, wie jene der Schweiz, und dadurch wird die gleiche Kulturstufe der vorgeschichtlichen Bewohner beider Länder nachweisbar. Bei dem Ausmodden (Modde oder Mudde ist niederdeutsch und bedeutet weichen Schlamm) eines kleinen ehemaligen Sees bei Wismar, der rings von Hügeln eingefaßt ist und seit Jahrhunderten zugeschlammt war, so daß der moddige Untergrund bereits mit einer zwei Fuß starken Lehmschicht überdeckt war, fand man die Reste der Pfahlbauten. In dem Urboden des Sees war ein doppelter Kreis von eingerammten eichenen Pfählen vorhanden mit einem Durchmesser von 10 bis 12 Fuß, so daß also die über dem Wasser stehende Wohnung rund gewesen sein muß. Die oberen Enden der Pfähle waren verkohlt; man darf also wohl den Schluß ziehen, daß das Gebäude durch Feuer zerstört wurde. Beim Nachgraben in die Tiefe fand man verschiedene Alterthümer, alle aus der Steinperiode, namentlich einen großen, künstlich ausgehöhlten Mühlstein, nebst einer Anzahl runder Mühlsteine, einen sehr zierlichen Keil und andere steinerne Geräthe; ferner auch Scherben irdener Gefäße und endlich Thierknochen, namentlich ein Gehörn, das wohl von einem wilden Rind herrührt, und dann noch einen drei Zoll langen Zahn eines Wiederkäuers. Die Alterthümer befinden sich im Besitze des um die Alterthumswissenschaft sehr verdienten Archivraths Lisch.

Bekanntlich nehmen die nordischen Alterthumsforscher eine Reihenfolge von Zeitaltern an, welche sie als Stein-, Bronce- und Eisenzeit bezeichnen, je nach dem Material, dessen sich die Menschen eines solchen Zeitalters zur Verfertigung ihrer Werkzeuge bedienten. Das Steinzeitalter ist das früheste, das vorhistorische und reicht sehr weit über die sogenannte „Erschaffung der Welt“ hinaus. Der Gebrauch der Bronce setzt schon einen viel höhern Kulturgrad voraus, der auch durch die Beschaffenheit der Töpferarbeit aus diesem Zeitalter bestätigt wird. Die Menge und Verschiedenheit der aus demselben aufgefundenen Geräthe, sodann der allmälige Fortschritt in der Kunst, welche bei ihrer Verfertigung angewandt wurde, zeugen für die lange Dauer jener Periode. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bronce durch das Eindringen eines von Außen her vordringenden, erobernden Volkes nach Europa gekommen ist. Der Gebrauch des Eisens fällt in eine spätere, schon geschichtliche Zeit.

Die Kjökkenmöddings (Küchenkehricht, Küchenabfälle), die Muschelhügel, welche man an den östlichen Gestaden der dänischen Inseln in ganz ungeheurer Menge findet, gehören dem Steinzeitalter an. Unsere Leser erinnern sich, daß wir über diese höchst interessanten Erscheinungen vor einiger Zeit sehr ausführlich gehandelt haben (Globus V, S. 149 ff.: „Das Vorkommen der Muschelhügel in allen Erdtheilen“). Wir wiesen nach, daß sie von Dänemark und den Shetlands Inseln bis Australien vorkommen und nur Knochenreste und Steinwaffen enthalten; wir schilderten auch jene auf der malayischen Halbinsel und nach den uns von Woldemar Schultz gemachten Mittheilungen auch jene an der Südostküste Brasiliens. Auch Lyell hat in seinem neuesten Werke*) über diese Muschelhügel gesprochen. Wir brauchen hier nur die wesentlichsten Züge hervor zu heben.

Unter den unzähligen Austern, Herzmuscheln, Miesmuscheln und Strandschnecken findet man Werkzeuge von Stein, Holz, Knochen, Horn, Stücke von roher Töpferarbeit, Holzkohlen und Asche, aber niemals Werkzeuge von Bronce oder Eisen. Diese Muschelhaufen haben 3 bis 5, manche sogar 10 Fuß Mächtigkeit und erstrecken sich über 1000 Fuß Länge, während die Breite 150 bis 200 Fuß beträgt. Manchmal biegen sie auch wohl rund um einen freien Mittelpunkt, der ein Wohnort gewesen zu sein scheint; nur ausnahmsweise liegen sie etwas entfernt von der Küste auf dem platten Lande, immer aber nur wenig erhaben über dem Meeresspiegel. Natürliche Muschelbänke sind sie nicht, sondern Küchenabfälle; sie sind das Werk von Menschen, die sich vorzugsweise von Fleisch und Muschelthieren nährten und die geleerten Schalen und die ausgesaugten Knochen bei Seite warfen. Von Pflanzenstoffen hat man bis jetzt nur unbestimmte Kohlenstückchen gefunden, sodann kleine Haufen von Asche, welche wahrscheinlich von dem gewöhnlichen Gürteltang herrühren. Die obengenannten Muschelarten kommen noch heute in jenen Meeresgegenden vor, aber nicht mehr so voll und von solcher Größe; daran ist wohl Schuld die langsame Umgestaltung und Wechselwirthschaft des Meeresbodens, welche an den Austernbänken schon vielfach nachgewiesen worden ist. Außer obigen Muschelarten findet man noch einige andere, aber nur in geringer Zahl; auch nur we-

*) Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde und der Ursprung der Arten durch Abänderung, nebst einer Beschreibung der Eiszeit in Europa und Amerika. Nach dem Englischen des Charles Lyell, mit eigenen Bemerkungen und Zusätzen und in allgemein verständlicher Darstellung von Dr. L. Büchner. Autorisirte deutsche Uebertragung nach der 3. Auflage des Originals. Mit zahlreichen Holzschnitten. 1. Lief. Leipzig 1864, bei Theodor Thomas. Der Herr Verleger war so freundlich, uns die Aushängebogen dieses wichtigen Werkes und die Abbildung einer Pfahlbaute zur Verfügung zu stellen. — Ueber die Küchenabfälle handelt ausführlich auch Karl Vogt, Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde, Gießen 1863. II. S. 111 ff.; — gleich Lyell spricht er auch über die Pfahlbauten, welche auch B. Studer (Geschichte der physischen Geographie der Schweiz, Bern und Zürich 1863) in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Ueber die Pfahlbauten haben wir schon eine umfangreiche Literatur von Ferd. Keller, Desor, Rütimeyer, Christ, Troyon ꝛc.

nige Ueberreste von Krabben, dagegen sehr viele vom Häring, Stockfisch, der Scholle und vom Aal. Knochen kommen vor von mehreren Arten wilder Gänse und Enten, vom wilden Schwan, vom Auerhahn und dem großen Taucher. (Dieser letztere, Alca impennis, starb, wie Vogt bemerkt, 1842 in Island aus; hier hatte er seinen letzten Zufluchtsort gefunden; Lyell meint, er komme noch in Grönland vor, wo er aber alljährlich sich vermindere.) Vogt sagt, nach dänischen Quellen, daß der Auerhahn in Dänemark fehle, weil dort die Fichten, von deren jungen Sprossen er sich im Frühjahr hauptsächlich nährt, längst ganz und gar verschwunden sind; und Lyell hat gewiß Unrecht, wenn er behauptet, daß man dort den Auerhahn noch antreffe. Kleinere Landvögel sind in den Muschelhügeln nicht gefunden worden, und das Huhn fehlt gänzlich.

Von Vierfüßern sind am häufigsten Knochen vom Hirsch, Reh, Biber, Seehund und dem nun völlig ausgestorbenen Urochsen (Bos primigenius). Von dem Auerochsen, der von jenem Urochsen ganz verschieden ist, trifft man Spuren in den Torfmooren, nicht aber in den Muschelhügeln, in diesen letzteren aber Knochen vom Biber und vom Seehund. Sodann vom Wolf, Fuchs, Marder, Luchs, Fischotter und von der Wildkatze, vom Igel und der Wasserratte; jene vom Rennthier, Elenn und vom Hasen fehlen, eben so jene vom Hausochsen, Pferd oder Schaf; das einzige Hausthier war der Hund, und zwar eine kleine Art, welche unserm Wachtelhund ähnelt. Von Vögeln finden sich nur die langen Knochen, welche die Hunde, wenn sie Vögelleiber fressen, allein übrig lassen.

Alle Röhrenknochen sind zerschlagen, zuweilen selbst der Länge nach gespalten, um die Markhöhle zu öffnen; Knochen ohne eine solche sind unverletzt, aber überall benagt, und man sieht Eindrücke der Zähne vom Menschen und vom Hunde. Die Leute, von welchen die Muschelhügel herrühren, aßen auch Raubthiere; sie verstanden das Fleisch zu kochen oder zu braten, denn man findet unter den Küchenabfällen manchmal Steine, die so zusammengelegt sind, daß sie einen Herd von zwei Fuß Durchmesser bilden; neben denselben liegen Kohle und Asche. Die Scherben zeigen, daß man Töpfe hatte. Wir haben schon erwähnt, daß man nur Kieselgeräthschaften der rohesten Art besaß: Aexte, Keile, und als Messer dienende Steinsplitter, deren Eindrücke auf den Knochen deutlich zu erkennen sind. Man verstand es auch, Werkzeuge, die man zum Schneiden und Spalten verwandte, zu schärfen und zu glätten, aber zum Zerschlagen der Knochen bediente man sich nur roh bearbeiteter Kiesel. Auch bearbeitete Knochen fand man vor. Von Getreide- oder Ackerbau keine Spur.

So viel von den Muschelhügeln. Lyell hebt hervor, daß er solche, welche jenen in Dänemark ähnlich und gleichfalls mit Steinwerkzeugen vermischt sind, nahe am Seeufer sowohl in Massachusetts wie in Georgia gesehen habe. Sie rühren von den eingeborenen Indianern her und reichen weit über die Zeit der Entdeckung Nordamerika's hinaus.

Wir müssen auch der Torfmoore Dänemarks erwähnen, namentlich der jenem Lande eigenthümlichen Waldmoore (Skovmose), welche bis zu 30 Fuß tiefe, fast trichterförmige Höhlungen ausfüllen. An den steilen Wandungen derselben wuchsen, als jene Moore sich bildeten, Fichten, zum Theil von 3 Fuß Dicke, und theilweise, wie die Jahresringe zeigen, mehrere hundert Jahre alt. Diese Fichten sind derart umgestürzt, daß ihre Spitzen gegen den Mittelpunkt des Moores liegen. Nun haben aber in historischer Zeit in Dänemark keine Fichten existirt und Anpflanzungen, welche man dann und wann versucht hat, gediehen nicht. Die Eiche trat auf, ist aber fast gänzlich verschwunden, um der Buche Platz zu machen. Nun beweist das Vorkommen von Knochen des Auerhahns in den Küchenabfällen, daß das Volk, von welchem diese herrühren, während der Fichtenperiode lebte, auf welche dann die Eichenperiode folgte, die aber auch vorüberging, und daß dann die gegenwärtige Periode der Buche eintrat. Man hat Fichtenstämme gefunden, die der Mensch offenbar mit Feuer bearbeitet hatte, und zwischen den Fichtenstämmen Kieselgeräthschaften, gleich jenen in den Muschelhügeln. Der dänische Alterthumsforscher Steenstrup zog mit eigenen Händen eine Steinart unter einem verbrannten Stamme einer dieser Fichten hervor. Dagegen fand man in den Torfmooren, welche der Eichenperiode entsprechen, schöne Broncegeräthschaften. Menschenknochen sind weder in den Küchenabfällen, noch in den Torfmooren gefunden worden; aber man hat Gräber blosgelegt, die aus großen, rohen Steinblöcken zusammengestellt sind. In denselben lagen Stein- und Knochenwerkzeuge und Schädel. Diese sind auffallend klein, sehr rund, das Hinterhaupt ist sehr kurz, die Augenhöhlen sind ungewöhnlich klein, während die Augenbrauenbogen ungewöhnlich hervorspringen und die Nasenknochen stark hervortreten. Zwischen Augenbrauenbogen und Nasenknochen ist eine so tiefe Einsenkung, daß sie den Zeigefinger eines Erwachsenen aufnehmen kann. Diese Schädel gleichen einigermaßen jenen der Lappen durch ihre Rundung und Kleinheit, unterscheiden sich aber von diesen durch den tiefen Eindruck der Nasenwath und die schiefe Stellung des vorderen Zahnrandes. Jedenfalls gleichen sie keiner andern europäischen Rasse als jenem hochnordischen Lappenvolk oder vielleicht auch den Finnen, auf deren Gewohnheiten auch das Aufschlagen der Knochen, das Aussaugen des Markes ꝛc. hindeuten. (Vogt II, S. 119.) Wir wollen noch beifügen, daß, nach Lyell, jene dänischen Torfmoore mindestens 4000 Jahre alt sein müssen, daß sie aber auch 16,000 Jahre zu ihrer Bildung gebraucht haben können. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Leute der Muschelhügelzeit in Kähnen fuhren, welche sie aus Baumstämmen verfertigten, und daß sie Fischfang trieben; Kannibalen waren sie nicht.

Uebrigens hat die Steinperiode im Norden gewiß sehr lange gedauert und nur allmälig der Broncezeit Platz gemacht. Aber das „Lappenvolk der Steinzeit" bewohnte ganz gewiß auch den Norden Deutschlands. Darauf deuten Schädelfunde im Mecklenburgischen hin, z. B. bei Plau und bei Schwaan.

Wir wenden uns zu den Pfahlbauten. Im Winter von 1853 auf 1854 hatte der Züricher See einen ungewöhnlich niedrigen Wasserstand, und man benutzte die günstige Gelegenheit, um auf dem trockenen Seeboden Mauerwerk aufzurichten und solchergestalt ein Stück Landes zu gewinnen. Bei der Arbeit stieß man in einer Tiefe von etwa fünf Fuß auf Köpfe von Pfählen und auf eine Menge von steinernen Aexten, Keilen, Hämmern ꝛc. und Feuersteingeräthen. Dr. Ferdinand Keller aus Zürich forschte weiter nach und förderte Geräthe aus Knochen, Horn, Zähnen und Holz, sodann rohe Gefäße aus ungebranntem Thon, eine Bernsteinperle, eine einzige Broncespange, aufgeknackte Haselnüsse, Reiser und Zapfen von Tannen, den obern Theil eines menschlichen Schädels und Theile mehrerer Menschenskelette zu Tage. Die Schicht, in welcher alle diese Gegenstände vorkamen, bestand aus schwarz gefärbtem Letten, und Keller bezeichnet sie als Kulturschicht; sie war mit gelblich grauem, etwa eine Elle hohem Schlamme überdeckt. Die Pfähle steckten in dem ursprünglich alten Seeboden. Hier war also eine vorgeschichtliche Baustelle aufgefunden; dort hat ein Volk gewohnt, das während einer langen Epoche seines Daseins den Gebrauch der Metalle noch nicht kannte und dessen Civilisationsstufe etwa jener der oben erwähnten nordischen Leute in mancher Beziehung geglichen hat, obwohl die Pfahlbauer doch höher standen, denn sie kannten den Ackerbau und säeten Getreide. Seit jenem Funde Kellers bei Meilen am Züricher See hat man nun eine geradezu überraschende Menge von Pfahlbauten auch in Italien, Deutschland und Frankreich entdeckt und was die Schweiz anlangt, so sagt Karl Vogt, „daß fast

kein See und kein Torfmoor im ebenen Lande zwischen Jura und Alpen vorhanden sei, in welchem man nicht Spuren solcher Pfahlbauten angetroffen hat".

Diese merkwürdigen Bauwerke sind von verschiedener Art. Manche waren schon längst den Fischern bekannt, welchen an denselben die Netze zerrissen wurden; diese liegen am Ufer der Seen und sind nur von Wasser, Lehm oder Kalksinter überdeckt. An einigen Stellen, wo die Pfähle am weitesten in den See hinausgepflanzt wurden, ist über ihnen ein Wasserstand von 30 Fuß, aber durchschnittlich ist derselbe weit geringer. In den Seen der westlichen Schweiz kann man die Bemerkung machen, daß solche Pfahlbauten, in denen kein Metall gefunden wird, näher am Ufer und in nur geringer Tiefe angelegt sind, diejenigen aber, in denen Metall, namentlich Bronce vorkommt, in größerer Entfernung und Tiefe.

Die Pfahlbauten in den Torfmooren kommen stets an solchen Stellen vor, wo früher ein See war, von welchem gewöhnlich in der Mitte des Moores ein kleiner Rest übrig ist. So in Moosseedorf, Wauwyl, Robenhausen am Pfäffikonsee und vielen anderen Punkten. Ganz allgemein liegt auf dem Grunde des Torfmoores und über dem Kies und Sand der älteren Anschwemmungen, die an einigen Orten der Schweiz Elephantenknochen enthalten, der sogenannte Weißgrund, eine kalkige Schicht, die größtentheils aus zu Pulver zerfallenen Schneckenschalen besteht. Dieser Weißgrund entspricht dem ältern Letten bei Meilen; in denselben sind gewöhnlich die Pfähle tief hinabgetrieben; bei Wauwyl steckte ein solcher 10 Fuß in dem alten Seegrunde. Auf dem Weißgrunde liegt der Torf von 5 bis 6, aber auch bis zu 20 Fuß Mächtigkeit. Die Stein- und Knochengeräthschaften der Kulturschicht liegen gewöhnlich auf dem Grunde des Torfes, unmittelbar auf dem Weißgrunde, aber in diesem letztern hat man nie eine Spur von Alterthümern gefunden. Die zerschlagenen Knochen, die Geräthschaften, Kohlen, Rundhölzer ꝛc. bilden die unterste Schicht des Torfes, welche 5 Zoll bis 3 Fuß betragen kann. Reste, welche man aus geschichtlicher Zeit gefunden hat, z. B. römische Münzen bei Moosseedorf, lagen immer weit höher im Torf und Gegenstände aus dem Mittelalter weit höher, unmittelbar unter der Dammerde. In den Pfahlbauten von Wauwyl fand man fünf übereinander liegende Böden aus wagrecht gelegten Rundhölzern, die zwischen den Pfählen in verschiedenen Winkeln übereinander sich befanden; der unterste Boden liegt unmittelbar auf dem Seegrunde, und die Dicke aller fünf zusammengenommen beträgt etwa 3 Fuß. Die Köpfe der in den Seegrund eingerammten Pfähle ragen also durchschnittlich noch um etwa einen Fuß über diese Böden hervor. Oft sind zwei verschiedene Bodensysteme dadurch miteinander verbunden, daß mehrere Rundhölzer vom obersten Boden des einen Systems in den zweiten des andern Systems übergehen und solchergestalt eine gangartige, rampenförmig ansteigende Verbindung bilden; solch ein Gang ist etwa zwei Ellen breit. Alles bei den Pfahlbauten angewandte Holz ist Rundholz; man bemerkt an keinem Pfahle eine senkrechte Einschneidung und bei den wagrechten Rundhölzern eben so wenig eine Ueberplattung oder Verschneidung oder irgend eine Holzverbindung, zu welcher künstliche Werkzeuge nöthig gewesen wären; kein Loch ist bemerkbar, auch hat man nie einen hölzernen Nagel gefunden, einen von Metall natürlich gar nicht; die horizontalen Rundhölzer sind demnach nur aneinander geschoben; an den Kreuzpunkten derjenigen, welche als Rahmen des Bodens angesehen werden können, befinden sich senkrechte Pfähle, zwischen welche diese Rahmenhölzer wohl hineingezwängt worden sind. In den Räumen oder Fugen zwischen zwei horizontalen Hölzern findet man eine Auffüllung von Lehm und unter derselben, also zwischen zwei Böden, allerlei kleines Geäste, ebenfalls mit Lehm. (Vogt II, S. 129.) Bau und Anlage eines solchen Pfahldorfes wird aus unserer Abbildung klar. Manche solcher Seeansiedelungen mögen bis zu 200 oder 300 Pfahlhütten enthalten und reichlich 1000 Bewohner gezählt haben.

Pfahldorf. (Aus Lyell, Das Alter des Menschengeschlechts von Dr. L. Büchner.)

Wie alt sind diese Pfahlbauten? Eine absolute Chronologie läßt sich nicht feststellen, sondern nur das relative Verhältniß der einzelnen Schichten. Die Erbauer lebten in einer vorgeschichtlichen Zeit. Morlot nimmt für die Schicht, in welcher Bronce vorkommt, ein Alter von mindestens 29 und höchstens 42 Jahrhunderten, für die Steinschicht ein solches von 47 bis höchstens 70 Jahrhunderten an. Gillieron meint, daß an einer Pfahlbaute in der Nähe von Neuchatel ein Alter von mindestens 6000 Jahren angenommen werden müsse.

Die verschiedenen Pfahlbauten haben Vieles gemeinsam, doch zeigen sich auch manche specifische Eigenthümlichkeiten. Bei jenen in der östlichen Schweiz findet man gar keine oder nur wenige Metalle, dagegen in der westlichen viele, welche nur Kulturgegenstände aus der Broncezeit enthalten, oder auch dergleichen neben Geräthschaften aus der Steinzeit aufweisen; in einigen findet man sogar römische Münzen und eiserne Werkzeuge. Uebrigens sind die Pfähle aus der Steinzeit dicker als jene der Broncezeit; die der letzteren hatten zumeist nur 4 Zoll, die Stämme sind häufig in vier Theile gespalten, die Köpfe ragen mehrere Fuß aus dem Boden hervor, während jene aus der Steinzeit ganz zwischen den darum gehäuften Steinen verborgen sind, namentlich dort, wo des felsigen Grundes wegen Pfähle nicht eingerammt werden konnten. Man kann unterscheiden:

Reine „Steinbauten", z. B. bei Moosseedorf, Wauwyl, Meilen, Robenhausen, Wangen (wo mehr als 40,000 Pfähle stehen) und die zahlreichen Pfahldörfer am Bodensee; — Pfahlbauten, welche aus der Steinzeit her durch die Broncezeit fortdauerten, z. B. Concise am Neuenburger See, Stäffis, Hageneck und einige andere Ansiedelungen am Bieler oder Neuenburger See; — sodann Bauten, welche sogar noch Eisengeräthschaften zeigen, z. B. der Steinberg am Bieler See. Manche haben nur Bronce geliefert, namentlich am Genfer und Neuenburger See und bei Sempach; in einer einzigen Pfahlbaute, von La Tène bei Marin am Neuenburger See, fand man nur Eisen.

Viele dieser Pfahldörfer sind offenbar durch Feuer zerstört worden, und bei Moosseedorf konnte nachgewiesen werden, (durch die Richtung der verstreuten Asche und der Kohlenstückchen), daß der Brand während eines heftigen Föhnsturmes stattgefunden haben muß. Durch das Zurückweichen der Gewässer sind im Fortgange der Zeit manche Ansiedelungen trocken gelegt und von den Menschen als nicht mehr zweckdienlich verlassen worden. Dann überwucherte sie der Torf; später wuchsen die Gewässer wieder, und die Pfahlbauten versanken unter den Spiegel des Wassers oder wurden unter dem langsam anschwellenden Torfe gänzlich begraben.

Aber zu welchem Zwecke wurden diese Gebäude nicht auf dem festen Lande, sondern auf Pfählen im Wasser angelegt? Man sagt, solche „Inselwohnungen" hätten in rohen Zeiten besondern Schutz dargeboten, indem die Bewohner leicht alle Verbindung mit dem Lande unterbrechen konnten (Lyell, von Büchner, S. 16). Vogt spricht die Vermuthung aus, daß die ersten Steinbauten oder Steinberge (denn so könne man namentlich jene am Neuenburger See bezeichnen) nur künstliche Inseln gewesen seien, ähnlich den Crannoges in Irland, deren wir weiter unten erwähnen; die Schweiz hat einen solchen Crannog im kleinen See von Jekwyl bei Solothurn. Man benutzte sie wohl vorzugsweise zum Fischfang und zu Festen; aber viele waren gewiß bewohnt. Nach Desors Ansicht waren sie in späterer Zeit als Vorrathsspeicher benutzt worden. Dafür spreche, daß man in den Pfahlbauten auf einzelnen Punkten Töpfe finde, die noch voll von Vorräthen sind. Die Broncegegenstände erscheinen fast alle neu, die Töpfe sind ganz, die einzelnen Vorräthe gut gesondert, massenhaft an einzelnen Punkten angehäuft. „Es sind also wahrscheinlich Magazine, welche zufällig verbrannten; die aus Reisig und Lehm aufgeführten Wohnungen, deren man eine am Ebersberg bei Zürich aufgefunden hat, befanden sich in der Nähe auf dem festen Lande." Dieser Ansicht pflichtet Vogt bei. Er weist darauf hin, daß im skandinavischen Norden das Wasser den Handelsweg bilde, daß die Menschen, welche an den Föhrden wohnen, mit einander nur zu Wasser verkehren, daß die Magazine auf Pfählen stehen und die Waaren unmittelbar aus diesen Speichern auf die Schiffe verladen werden. Die Fischer und die Lappen, welche oft viele Stunden weit herkommen, kochen, essen und schlafen auf den Holzbrücken, welche die Magazine umgeben. Es sei nicht unwahrscheinlich, daß in den Tagen der Pfahlbauer ähnliche Verhältnisse stattgefunden haben.

Bei diesen Leuten läßt sich eine fortschreitende Civilisation nachweisen, „es gab Bauern und eine industrielle Aristokratie". Dieses alte Autochthonenvolk war zäh, energisch und geduldig; es bearbeitete den Stein, ohne metallene Werkzeuge zu besitzen; es wählte die härtere Molasse zu Schleifsteinen und Handmühlen, den Serpentin zu Hämmern und Aexten, spaltete und schliff die verschiedenen Kiesel zu schneidenden Werkzeugen. Ein Verkehr nach Außen hin muß stattgefunden haben; Feuersteine sind aus dem nordwestlichen Frankreich gekommen, woher Bernstein und Nephrit, ist noch nicht mit Sicherheit ausgemacht.

Anfangs sind die Pfahlbauer vorzugsweise Jäger und Fischer gewesen, späterhin auch Ackerbauer. Am öftersten erscheint der Weizen; bei Wangen hat man viele ganze Aehren gefunden und ausgedroschene Körner, die in großen, dichten Klumpen bei einander lagen; sodann die zwei- und die sechszeilige Gerste, Roggen aber nicht. Alles Getreide ist in verkohltem Zustande. Mühlen waren natürlich unbekannt, man zerquetschte das geröstete Getreide zwischen runden, geschliffenen Steinen. Man hat verkohlte Aepfel und Birnen gefunden, warscheinlich von wilden Bäumen, Steine von Schlehen und von der Traubenkirsche, Kerne von Himbeeren und Brombeeren, Schalen von Haselnüssen und Buchekern. Die Pfahlbauer bereiteten Käse, sie hatten Brot, das aus zerquetschten Körnern und mit der Kleie zwischen heißen Steinen gebacken wurde. Aus dem Flachs, welchen sie selbst bauten, haben sie Fäden, Stricke und Seile verfertigt, sodann auch Gewebe; denn unter den Ueberresten findet man auch Gewichte (Thonkugeln) zum Anspannen der Fäden an den Webstuhl. Den Hanf kannte man nicht. Die Kähne bestanden aus einem einzigen dicken Stamme, waren also Einbäume.

Unter den Pfahlbauten, welche der Steinzeit angehören, ist jene bei Meilen am Züricher See die einzige, in welcher man einen menschlichen Schädel gefunden hat. Die Größenverhältnisse desselben stimmen genau mit denen des jetzigen Schweizerschädels zusammen. In Bezug auf die Thiere hat Rütimeyer in Basel („Die Fauna der Pfahlbauten, Basel 1861") werthvolle Nachrichten geliefert. Er weist nach, daß die Pfahlbauer 54 Arten hatten, die alle noch vorhanden sind, mit Ausnahme des Urochsen; man kannte Hund, Pferd, Esel Schwein, Ziege, Schaf und einige Hornviehharten. In den frühesten Zeiten des Steinalters wurden mehr wilde, später mehr zahme oder Hausthiere gegessen; in der Broncezeit verschwindet der früher sehr häufig vorkommende Fuchs fast gänzlich, dagegen tritt ein großer Jagdhund auf, der wohl aus der Fremde gekommen war. Den Hasen verschmäheten die Urbewohner, gleich den alten Britanniern und den heutigen Lappen. Ein Vergleich der ältesten und neuesten Ansiedelungen ergibt, daß die Ausrottung des Elenns und Bibers und die allmälige Verminderung der Bären, Hirsche, Rehe und der Landschildkröten sehr sichtbar sind. Der Auerochs scheint zur Zeit, da Broncewaffen in Gebrauch kamen, ausgestorben zu sein; Spuren der Hauskatze bemerkt man nur in den allerjüngsten Ansiedelungen.

So viel über die Pfahlbauten. Wir wollen noch Einiges über die Crannoges in Irland beifügen. Man hat solcher künstlichen Inseln nicht weniger als 46 gefunden; sie bestehen aus Baumstämmen, die im Viereck zusammen gefügt und deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt sind. Sie liefern eine große Menge von Knochen und Alterthümern aus dem Stein-, Bronce- und Eisenalter. Im Ardekillin-See, in der Grafschaft Roscommon, liegt eine kleine Insel von länglich runder Gestalt; sie bestand aus einem auf Baumstämmen ruhenden Steinlager,

und rund herum ruhete ein Steinwall auf eichenen Pfählen. Im Jahre 1833 entdeckte Mudge im Drumkellie Moor, Grafschaft Donegal, in einer Tiefe von 14 Fuß unter der Oberfläche eine merkwürdige Hütte aus Baumstämmen. Sie hielt 12 Fuß im Viereck, war 9 Fuß hoch und hatte zwei Stockwerke, je von 4 Fuß Höhe. Die Planken waren von Eichenholz und man sah noch die Steinärte, mit denen sie gespalten worden waren. Die Hütte hatte ein flaches Dach und eine Pfahleinfassung; in der Nähe sah man Ueberreste ähnlicher Wohnungen. Im Innern fand man einen Celt (steinernen Keil), ein Stück von einer ledernen Sandale, eine Pfeilspitze von Feuerstein und ein hölzernes Schwert. Das Haus stand auf feinem Sand; unter diesem war das Moor 15 Fuß dick. Diese Seewohnungen in Irland stehen nicht auf Pfählen und auf Gerüsten aus Baumstämmen, sie sind von den Pfahlbauten der Schweiz völlig verschieden.

Eine Konsular-Reise durch das General-Gouvernement Smyrna.

III.

Bei den Ruinen von Aphrodisias wurde auch gegen mich das erste der mehrfachen räuberischen, oder besser mörderischen Attentate verübt, denen wir von jetzt ab dauernd ausgesetzt waren. Während Herr J. mit seinen scharfen Augen für mich die obgedachte Inschrift kopirte, suchte ich noch etwas in den umherliegenden Trümmern herum. Plötzlich stürzte aus dem Innern des Tempels hinterrücks ein Kerl in der ersichtlich schlechtesten Absicht auf mich los. Leichtsinniger Weise erhub er seinen Mordlärm zu früh, so daß ich ihn rechtzeitig bemerkte und mich zur Wehr setzen konnte. Meinen Revolver hatte ich allerdings bequemlichkeitshalber beim Gepäck gelassen, meine Hetzpeitsche aber bei mir. Und diese dirigirte ich denn auch so energisch in die Physiognomie des Attentäters, daß er sofort Kehrt machte und nun, von mir verfolgt, sich in sein Reich im Innern des Tempels zurückzog, wo er sich setzte und leise weinend mit der Pfote seine Schnauze rieb. Es war nämlich ein rechtschaffener Canis oder Kepek, der meine an die im Innern des Tempels hausenden Jurnken großen Durstes halber gerichtete Frage nach Milch wegen meines gebildeten Türkisch wahrscheinlich nicht verstanden hatte und nun zur Vertheidigung der seinem ritterlichen Schutze anvertrauten Ziegen den Ausfall gewagt, der ihm so schlecht bekam. Derartige Attentate hatten wir in der eigentlichen Jurukei, in Tamuk, noch viele zu bestehen, es waren aber auch die einzigen, und die Hetzpeitsche oder ein gelegentlicher Steinwurf genügten vollständig zu unserer Vertheidigung.

Ich habe eben die Jurnken genannt. Da ich von diesen vortrefflichen Leuten noch öfter reden muß, will ich sie hier gleich vollständig darstellen. Die Jurnken sind ein mit den Türken nahe verwandter, aber nicht identischer Nomadenstamm von sehr bedenklicher mohammedadischer Orthodoxie. Einige wenige sind allmälig ansässig geworden und treiben Ackerbau. Die Mehrzahl zieht mit Zelten von Kameel-Filz und großen Heerden von Ziegen, Schafen und Kameelen nomadisirend umher, wozu allerdings die vielen unbebauten großen Strecken Landes sehr einladend sind. Selbst bis in die Nähe von Smyrna dringen sie vor. Sie haben noch ihre eigenen, nationalen Beys, welche die Steuern für die türkische Regierung von ihnen erheben und in bedeutendem Ansehen zu stehen scheinen.

Die armen Jurnken stehen in Smyrna ganz ungerechter Weise im allerschlechtesten Geruch. Man hatte mir vor meiner Reise mehrfach gesagt, wir sollten uns nur vor den Jurnken in Acht nehmen, und namentlich, als wir von der Idee sprachen, den Baba-Dag und den Derbent zu passiren, hielt man uns für geliefert. Das ist die schändlichste Verleumdung. Gerade in diesen Gegenden ist uns keine verdächtige Katze begegnet. Die Bauern und die Reisenden, welche wir sahen, trugen nicht einmal Waffen. Unter Hierapolis habe ich zwei und einen halben Tag in dem Jurukendorfe Tamuk gewohnt. Unsere Hütte konnte nur mit einem Bindfaden zugebunden werden; wir selbst waren den größten Theil des Tages oben in den Ruinen, und es ist uns nicht eine Stecknadel gestohlen worden. Die Leute hatten nicht einmal Waffen, kaum einen Stock, und nur zwei bis dreimal wurden wir sehr freundlich und bescheiden um einen Schluck aus unseren Reiseflaschen gebeten. Die Sicherheit der Person und des Eigenthums unter diesen Wilden, vor denen selbst der Engländer in Nasly (obgleich er offenherzig die türkischen Kaimakan's, Müdir's und Aga's für die eigentlichen Straßenräuber erklärte) uns warnte, ist größer, als in Smyrna. Ich will jeden Augenblick jene verschrieenen Pässe ohne Eskorte passiren und mich wieder in Tamuk aufhalten, während es mir durchaus nicht angenehm ist, Abends spät ohne bewaffneten Kavassen einen gewissen Theil der Frankenstraße in Smyrna zu passiren. Dies zur Ehrenrettung der braven Jurnken.

Nachdem wir im Kaffeehause von Aphrodisias unsere sterblichen, durch den Marsch in der Mittagshitze sehr ermüdeten Leiber gestärkt und namentlich frische Milch getrunken, ein Genuß, den man sich in Smyrna für vieles Geld nicht verschaffen kann, zogen wir um zwei Uhr weiter. Ich hatte zwei Silbermünzen gekauft, denn allerorts kommen sofort Leute mit alten Münzen, meist römischen Kupfermünzen, gelaufen. Leider habe ich sie durch ein zu spät entdecktes Loch in der Tasche wieder verloren.

Das beackerte Land hörte bald auf, und je höher wir stiegen, desto wilder wurde die nur mit Gestrüpp bedeckte, mit schwarzen Ziegen bevölkerte Gegend. Zuletzt hatten wir, dem leugnenden Schweizer zum Trotz sei es behauptet, die vollständigste Alpenlandschaft. Wir ritten auf einem nicht sehr breiten Bergrücken, rechts ein schmales, bewaldetes Thal, auf dessen anderer Seite wieder wilde, jedoch noch mit Nadelholz nicht allzu dicht besetzte hohe Berge aufstiegen. Links ein tiefes Thal, und jenseits desselben hohe, zur halben Höhe mit Schnee bedeckte Berge, deren höchster, Baba-Dag (Vaterberg), dem ganzen Gebirge den Namen gegeben hat. Hinter uns stieg das von der glühenden Sonne ausgebrütete Gewitter auf, und wir schonten deshalb weder Sporen noch Peitsche, um vor dem Ausbruch unser heutiges Nachtquartier zu erreichen, nämlich Karahissar (Schwarzburg). Dasselbe liegt in einem breiten Längenthale des Gebirges, und der Anblick beim Hinabsteigen in dasselbe bei der Abendbeleuchtung war wunderschön. Links Schneeberge, rechts das fruchtbare, angebaute Thal nicht abzusehen, vor uns erst eine niedrige Hügel-

kette, und über dieser hohe Schneekuppen, an denen wir morgen vorbei sollten.

Es dämmerte stark, als wir in das, aus elenden Lehmhütten bestehende, an Schwarzburg in Thüringen nicht erinnernde Dorf einritten. Einen Han gab es nicht (wir hatten Anfangs die Moschee dafür gehalten). Doch fand sich hier die lobenswerthe Einrichtung, die wir nachher öfter fanden, nämlich die des Fremdenhauses, d. h. es wird von Gemeindewegen ein unbewohntes Haus unterhalten, in welchem der ankommende Fremde Schutz gegen das Wetter, eine Strohmatte und ein Kaminfeuer erhält. Für alles Uebrige muß der Reisende selbst sorgen. Dahin führte man uns auch in Karahissar. Aber oh und ach! Eine Lehmhütte, keine sechs Fuß hoch, mit plattem, mit Erde gedecktem Dach, ohne Fenster, das war das Fremdenhaus. Daffelbe bestand aus zwei Gemächern, einem kleinern zuerst, einem größern dahinter. Letzteres erhielten wir.

Bis dahin drangen auch die Bewohner des Orts, um uns stumm anzustarren. Noch mehr Mühe machte es, die Pferde unterzubringen, doch gelang auch dies endlich, und eben so fanden sich mitleidige Seelen, die für Geld und gute Worte uns einen Pilav und Eier kochten. Doch hier erhielten wir nicht einmal jenes runde, durch sechs Zoll hohe Latten vom Fußboden abgehobene Brett, welches den Türken als Eßtisch dient.

Das Gewitter kam bei uns nur als Regen zum Ausbruch, brachte aber empfindliche Kälte mit, so daß ich auf meinem Lager, das lediglich aus der Binsenmatte und meiner Hirschdecke bestand, erbärmlich von unten fror, sobald das Kaminfeuer erloschen war. So lange dieses brannte, war wegen Mangels an Fenstern eine drückende Hitze im Salon. Das Vorderzimmer hatte doch den Vortheil, daß die Thür direkt auf den Hof, also in die frische Luft ging. Es war aber für uns zu klein und nicht vornehm genug, auch hauste darin eine reisende Türkenfamilie. Es war spaßhaft, das Abendessen derselben zu beobachten. Dicht am Kaminfeuer stand die Schüssel Pilav. Um dieselbe herum hockten mit untergeschlagenen Beinen die Hungrigen und nahmen, der Vater zuerst, die Diener zuletzt, Einer nach dem Andern einen Bissen mit den drei ersten Fingern und warfen ihn in den Mund. Nachher bereiteten sie ihren Kaffee, die Bohnen in einem uralten, also kostbaren Mörser zerstoßend.

Donnerstag, 2. April. Als wir früh erwachten, hatte es zwar zu regnen aufgehört, aber es war grimmig kalt. Die Berge rundherum hatten ihre Schneemütze bedeutend tiefer gezogen. Wir mußten ziemlich lange warten, ehe wir unsere im ganzen Dorfe vertheilten Pferde bekamen, und als wir abritten, war mir mein Mantel von grauem Militärtuch durchaus nicht zu warm, namentlich da wir fortwährend stiegen. Ehe ichs vergesse: — die Schilderungen der Leute in Smyrna von dem Paß, den wir heute überschreiten sollten, hatten doch sehr bedenklich auf das Gemüth des Dragomans gewirkt. Sein Galanteriedegen befand sich längst als unnützes Möbel auf dem Packpferde, und in dieser Nacht machte sich sein gepreßtes Herz durch einen Traum von Räubern Luft. Mais c'est un danger très-sérieux! rief er im Schlaf, so laut, daß wir aufwachten und lange vor Lachen nicht wieder einschlafen konnten! Um acht Uhr kamen wir nach Kasilsche-Bulnk, einem Gebirgsdorfe, wo gerade Jahrmarkt war. Die vorhandenen Waaren konnten nur schmerzlich mein zollvereinsländisches Konsularherz berühren, da sie sämmtlich autochthon waren. Noch mehr schmerzte mich, daß dies elende Gebirgsdorf mitten in der Jurukei etwas hat, was Berlin seit Jahren vergeblich erstrebt, nämlich eine zweckmäßige, geräumige und trockene Markthalle, welche Käufer, Verkäufer und Waaren vor den Unbilden der Witterung schützt!

Hier verließ uns auch der Kavaß, den wir aus Karassu mitgenommen, verlangte jedoch vom Aga des Dorfes eine Bescheinigung, daß er uns richtig abgeliefert. Mit seinem Backschisch war er zufrieden. Statt seiner octroirte uns der Herr Dorfschulze seine ganze bewaffnete Macht, Infanterie und Kavallerie, nämlich einen Kavassen zu Roß und einen zu Fuß. Nach einer Stunde zogen wir weiter, zunächst nach einem Hügel, auf dem sich die Fundamente und einige mit schlechten Skulpturen bedeckte Steine eines alten Tempels befanden. Dann ging es immer höher in die Berge. Mit jedem Schritt wurde es kälter, kam uns der Schnee näher, wurde aber auch die Natur großartiger. Selbst der schweizer Gefährte vermochte nicht mehr, die vollständige Alpennatur der Gegend abzuleugnen. Einige Male hatten wir als Weg eben nur einen schmalen, vom Schnee schlüpfrigen Pfad, links den senkrecht aufsteigenden Felsen, rechts tiefen Abgrund. Zu Fuß wäre ich bei meiner Neigung zum Schwindel sicher hinuntergefegelt. Zu Pferde aber wird mir nicht schwindlig, und mein braver Schimmel kletterte über die schlimmsten Stellen mit der Sicherheit einer Katze. Ich ließ ihm ganz seinen Willen, ihn nur durch einen leichten Druck des rechten Schenkels möglichst nahe an den Felsen haltend.

Bald bedeckten sich die Nadelholzbüsche auf der Schattenseite mit Schnee, dann auch die auf der Sonnenseite, und endlich ritten wir wohl zwei volle Stunden völlig im Schnee. Der Dragoman, der bisher Schnee in greifbarer Nähe nur in der Limonade gesehen, machte große Augen, und es fror ihn sehr. Uns beide Norddeutsche aber heimelten die kandirten Tannenbäume so weihnachtlich an, daß wir in eine kindische Freude geriethen. Ich konnte es mir nicht versagen, allmälig von den mir erreichbaren Tannenzweigen einen derben Schneeball abzustreifen und den vor mir reitenden J. damit zu bedienen. Dieser revanchirte sich, indem er einen großen, wagrechten Tannenzweig in dem Augenblick, wo er darunter fort war, auf mich abschüttelte! Der Fels bestand aus Nagelflühe, die besonders zur Formation grotesk wilder Partien geeignet ist. Ein Block, um den wir herum reiten mußten, sah gerade aus, wie ein kolossaler Koppenkäse! Welche Fluthen müssen das gewesen sein, die erst dies Gestein abgeschliffen, dann mit Kalk wieder zusammengebacken, dann an seiner jetzigen Stelle abgelagert und schließlich zu seiner heutigen Gestalt mit Hülfe einiger Erdbeben wieder auseinander geriffen haben! Ich kenne von der Schweiz nur die Gotthardstraße, die wildesten Partien vom Harz und Thüringen und das gasteiner Land, aber gegen diese Gebirgslandschaft, die wir heute durchritten, kommen sie nicht auf.

Nachdem wir endlich wieder so weit hinabgestiegen, daß der Schnee auf dem Wege und den Bäumen aufhörte, kamen wir an eine Kavassenwache, die, wie immer, zugleich als Kaffeehaus dient. Eine Hütte aus dem Gestein des Gebirges an den Felsen angeklebt, eine von rohen Baumstämmen gestützte Veranda, in welcher sich ein Kamin befand, einige Tannen, einige noch unbelaubte andere Bäume, ein vom schmelzenden Schnee tobend zu Thale stürzender Gebirgsbach, die bärtigen, braunen, von Dolchen und Pistolen starrenden Türken, welch ein Bild! Wer doch Maler gewesen wäre! Um das Schicksal, das uns auf einer kleinasiatischen Osterreise zum Schneeballen verführt, zu verhöhnen, und um einem tiefgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, benutzten wir das im Kamin kochende Kaffeewasser, meinen noch von Smyrna vorhandenen Zucker und J.s Cognac, um einen handfesten Grog zu brauen; auch wohl der erste und der letzte, der an dieser Stelle getrunken worden ist. Ein Stück mitgebrachten Brotes, etwas von unserer Schlackwurst und schließlich der unausbleibliche türkische Kaffee vollendeten unser Frühstück, und dann zogen wir weiter, jedoch zu Fuß, zwei Stunden lang. Denn von nun ab ging es scharf bergab in das Thal von Denislü, und zwar auf einem Wege, wo die Pferde, so tapfer und geschickt sie auch waren, doch mit sich selber genug zu thun hatten. Es wäre

grausam gegen die Thiere und leichtsinnig gegen unser Leben gewesen, wenn wir sitzen geblieben wären. Die Führung meines Pferdes übernahm mein Kavaß, und so konnte ich mich, munter voranschreitend, dem ungestörten Genuß der großartigsten Natur, die ich bis jetzt gesehen habe, hingeben. Namentlich an einer Stelle, wo der Weg auf schmalem Felsgrat aus einem Thal in das andere übergeht, und wo ich, die übrige Gesellschaft etwas zurücklassend, plötzlich ganz allein zwischen himmelhohen, wilden Felsen und tiefen Abgründen stand, nichts hörend, als tief unter mir das dumpfe Brausen des Bergbaches. Da wurde mir ganz wundersam zu Muthe. Ich war so weit, weit von der Heimath und Allen, die mich lieben, und wenn die Nagelflühe unter meinem Fuß sich löste, so lag ich bis zum jüngsten Tage tief unten, wohin nie ein menschlicher Fuß gekommen ist, nie kommen wird.

Das war aber nur ein Moment. Die Großartigkeit der allerdings mehr grausigen als schönen Natur behielt nicht die Oberhand. Ich habe auf der ganzen Reise eine mir selbst unbegreifliche Elasticität des Geistes gehabt, keinen Augenblick die Laune verloren, und so that ich an dieser Stelle einen Pistolenschuß in die Luft, um das Echo zu wecken, das aber nicht sehr stark war, und schritt von dannen. Schließlich wandte sich der Weg geradezu rückwärts, im Zickzack, oft durch schmale, kaum unser Packpferd durchlassende Felsspalten in das Thal hinabsteigend. Endlich unten angelangt, wünschte ich den Maler Grafen Kalckreuth aus Weimar herbei. Ein enges Thal, von steilen, dünn mit Nadelholz bewachsenen Felsen gebildet, und über diesen hohe Schneegebirge, unten als Hauptstück ein türkischer Brunnen mit der durstigen Reisegesellschaft.

Von hier ging es bei sanfter Senkung auf gutem Wege in starkem Trabe, um die durch den Fußmarsch eingebüßte Zeit einzubringen, nach Denislü hinein, wo wir um drei Uhr Nachmittags eintrafen. Denislü ist eine wunderlich weitläufig gebaute Stadt, in welcher 4500 türkische, 150 griechische und 30 armenische Familien in ganz getrennten, weit von einander liegenden Vierteln wohnen. Die Straßen sind fast alle von kleinen Bächen durchströmt und von hohen Hof- und Gartenmauern eingeschlossen. Die Häuser liegen rückwärts, vollständig versteckt. Als wir beim Besehen der Stadt auf den Bazar kamen, wollten sich zwei Orts-Kavassen unnütz machen, wurden jedoch von unserm vornehmen smyrnaer Gouvernements-Hassan schleunigst auf ihren Standpunkt verwiesen. Bei dieser Gelegenheit kaufte ich eine Anzahl runder, süßer Citronen, die uns sehr gute Dienste leisteten, wenn wir unterwegs Durst litten. Man kann nur den sehr erquickenden Saft genießen, das Fleisch ist bitter. Der Han in Denislü war gut und ganz neu, ohne auffallende Abweichung von der Regel. Beim Auspacken zeigte sich, daß an einer Stelle die Felsspalten, durch die wir ins Thal herabgestiegen, für unser Packpferd zu eng gewesen. Eine der beiden Flaschen Portwein, die ich bei mir hatte, war zerbrochen, und meine ganze Wäsche karminroth gefärbt. Glücklicher Weise besaß der Han ein Individuum, das bei uns in einen Hausknecht umzubilden gewesen wäre. Dieses ließ sich durch einen tüchtigen Backschisch bewegen, die Sachen sofort zu waschen, und eine Stunde später hing Alles auf der Gallerie vor unserm Zimmer. Ich mußte sie zwar noch etwas feucht wieder einpacken; die Trocknung wurde jedoch auf einer Dornhecke in Tamuk nachgeholt. Und über den Mangel an Rollen und Plätten setzte ich mich bereits mit der für einen in Kleinasien Reisenden gebührenden Kaltblütigkeit fort. Die Schneeberge, welche uns gegen Abend durch eine Art von Alpenglühen noch einen erfreulichen Abschiedsgruß zuwinkten, machten sich in der Nacht anders geltend. Der Thermometer sank unter 0 und Morgens hatten wir Reif auf den Dächern.

Freitag, den 3. April. Um sieben Uhr Morgens rückten wir ab. Die Gegend war zwar hügelig, kam uns aber nach unserer gestrigen großartigen Gebirgsreise armselig vor, die Kultur hörte bald hinter Denislü auf, und wir ritten lange, vergeblich das nahe geglaubte Laodicea suchend, über das Weideland. Um eine Aussicht zu gewinnen, sprengte ich einen Hügel hinauf, und Hassan voll Angst um mein Leben hinterher. Hier war ich denn auch der Erste, der die Ruinen entdeckte. Zunächst kamen wir in ein elendes Türkendorf, das nicht einmal ein Kaffeehaus hatte. Dort ließen wir die Pferde und stiegen zuerst auf einen Hügel, auf dem sich die Reste einer Wasserleitung zeigten. Architektonisch war nichts daran. Merkwürdig aber war, daß der vielleicht mehr als tausendjährige Regen einen Theil des Kalksteins (die ganzen Berge umher bestehen aus Kalk) aufgeweicht hatte. Dieser war aus seinem Stein herausgeflossen und hatte sich dabei von Neuem zu Tropfstein verhärtet. Merkwürdig ferner war uns bei dieser Wasserleitung, daß deren Erbauer das hydrostatische Gesetz der korrespondirenden Röhren gekannt haben muß. Die Wasserleitung überschreitet nämlich das Thal zwischen dem obengedachten Hügel und dem, auf welchem Laodicea liegt, nicht, wie alle anderen antiken Wasserleitungen, auf einer Bogenbrücke, sondern steigt in sehr massiven Steinröhren, von welchen noch bedeutende Reste daliegen, in das Thal hinab und auf der andern Seite wieder hinauf nach Laodicea. Ich hatte das gedachte Gesetz für eine Entdeckung der Neuzeit gehalten.

Laodicea selbst muß, nach der mit Trümmern bedeckten Fläche zu urtheilen, einen sehr bedeutenden Umfang gehabt haben. Von Privatgebäuden ist natürlich nichts vorhanden, als die Ziegelsteine, die in Brocken durch das ganze weite Feld dem Pflüger die Arbeit erschweren. Das am besten erhaltene Gebäude ist wieder eine Arena, sie ist jedoch stärker mitgenommen, als jene in Aphrodisias. Dicht daran, auf dem Hügel, der die eine Seite der Arena bildet, stößt ein mysteriöser Bau von starken, plumpen, nebeneinander brückenartig fortlaufenden Gewölben. Ein Theater ist auch noch zu erkennen. Ein zweites Theater soll noch besser erhalten sein, es lag mir jedoch, bei der sehr stark brennenden Mittagssonne, zu weit. Ein runder Tempel mit römischen Säulen und zahlreiche kleinere Tempelbauten waren in ihren Fundamenten deutlich zu erkennen. Etwas, das man mit Sicherheit für eine christliche Kirche halten dürfte, habe ich nicht gesehen. St. Johannes hätte es mir zeigen sollen, wo die von ihm gemeinte Kirche gestanden hat. Laodicea hat mehrere für die ältere Kirchengeschichte wichtige Concilien gehabt. Anno 1119 war sie noch so bedeutend, daß Kaiser Johann Komnenus, genannt Kalojoannes, es der Mühe für werth hielt, sie unter Aufbietung großer Streitmacht den Saracenen wieder abzujagen. Im Jahre 1174 war sie unter Manuel Komnenus nur noch ein offener Flecken, der sich vertheidigungslos von Azeddin, Sultan von Ikonien, ausplündern lassen mußte. 1402 scheint der Ort durch Timurs Horden in seine jetzige völlige Vernichtung gestürzt zu sein.

Herrn J. hatte seine Neugierde von einem Trümmerhaufen zum andern getrieben, während wir drei ziemlich weit von einander uns jeder einen Säulenstumpf zum Ruhen und Träumen ausgesucht hatten. Plötzlich war Herr J. gänzlich verschwunden. Wir suchten ihn fruchtlos überall, feuerten sogar vergeblich wiederholt unsere Pistolen ab, um ihn zu rufen. Endlich nach einstündigem Warten entschlossen wir uns, nach dem Dorfe zurück zu gehen und die Einwohnerschaft zur Klapperjagd nach dem möglicher Weise in irgend ein altes Gewölbe versunkenen Reisegefährten aufzubieten. Da fielen plötzlich im Dorfe schnell hintereinander sechs Schuß, die nur aus dem Revolver unseres Freundes kommen konnten. Er war von Ruine zu Ruine von uns ungesehen dorthin zurückgelangt. Auf einem großen Stein hielten wir von unseren Vorräthen, darunter 12 harte Eier von gestern, ein Steh-

frühstück. Das Dorf lieferte weiter nichts als Wasser. Gott sei Dank, wenigstens dies. Dann trabten wir an der Todtenstadt von Laodicea, den einzigen noch übrigen Privatgebäuden, vorüber, nach dem eigentlichen Ziel unserer Reise, Hierapolis, türkisch Pambuc Kaleſſi oder Baumwollen-Schloß, jurukisch Tamuk genannt. Schon von Laodicea aus hatten wir die weißkandirten Felsen, welche den türkischen Namen gegeben, leuchten sehen. Je näher wir kamen, eine fast wagerechte, vom Lykos durchschlichene, von Jurukenheerden bevölkerte Ebene durchreitend, desto deutlicher trat dies wunderbarste aller Naturspiele hervor. Ich will es versuchen, eine Beschreibung zu geben. Unvollkommen genug wird sie sein.

Das Gebirge, dem wir entgegenritten, eine Parallelkette der gestern passirten Hochgebirge, aber Kalkstein, fällt gegen das Lykusthal in einer ungefähr 200 Fuß hohen, 2000 Schritt breiten, fast wagrechten Terrasse ab. Auf dieser Terrasse entspringt eine starke, 30° R. warme, stark kohlensaure, kalkhaltige Quelle. Diese hat Veranlassung zur Gründung der Stadt und vor allen Dingen der Gegend ihren Charakter gegeben. Die Quelle fällt jetzt in drei nicht breiten Armen in das Thal hinunter, früher ist sie wahrscheinlich sehr viel stärker gewesen und in breiter Kaskade hinabgestürzt, oder aber sie hat mehrfach den Ort ihres Sturzes gewechselt, wofür allerdings sehr bedeutende Indicien sprechen. Durch die Abkühlung und das durch die Berührung mit der freien Luft bewirkte Entweichen der Kohlensäure wird der im Wasser gebundene Kalk frei und setzt sich als Sinter, allmälig zum Fels erstarrend, ab. So ist denn eine, wohl 500 Schritt breite Strecke des Abfalls blendend weiß kandirt. Aber damit nicht genug. Die Natur hat bei der Bildung dieser Tropfsteine eine Laune und stellenweise eine künstlerische Grazie entwickelt, die vollständig an das Märchenhafte grenzt.

Ich kann es der glühenden Phantasie eines noch nicht durch Bildung ernüchterten Volkes durchaus nicht verdenken, wenn sie das Ganze für das Werk von Geisterhänden erklärt. An einer Stelle des Wasserfalls, d. h. des ehemaligen, hat sich der Bach förmliche Stufen, oder besser stufenförmig über einander geordnete kleinere und größere Bassins mit ganz regelmäßiger Einfassung gebaut. Man denke sich Champagnerkelche von doppelter Mannshöhe, diese mit Milch gefüllt, welche in dem Augenblick schäumenden Aufkochens erstarrt ist. Darunter immer wieder neue Bogenreihen derselben Gestalt, aber immer kleiner werdend, die kleineren und größeren Bassins ebenfalls flach mit dem festen Kalksinter gefüllt, der aussieht, als wenn Milch in dem Augenblick, wo ein leichter Wind darüber fortgeweht hat, erstarrt wäre. Le Notre hätte allen Heiligen auf den Knien gedankt, wenn er Hierapolis gesehen und bei der Anlage der Wasserfälle von Versailles diese wunderbaren Rococo-Naturspiele hätte nachahmen können. Auch oben auf der Terrasse selbst wiederholt sich die stufenförmige Bassinbildung mit Rändern von Champagnerkelchen an einigen Stellen, nur kleiner und älter, weshalb dort der Kalkstein schon grau geworden ist und nicht so schön aussieht.

Ein zweites merkwürdiges Produkt dieses Wassers ist die Bildung der hohen, mauerartigen Leitungen, in oder besser auf denen es läuft. Der niederfallende Kalksinter erhöht fortwährend das Bett der verschiedenen Rinnen, in denen das Wasser aus dem Bassin nach dem Wasserfall strömt. Das hierdurch überlaufende Wasser erhöht dann auch wieder die Ränder der Rinnen durch seinen Niederschlag, und so entsteht im Lauf der Jahrhunderte eine, an verschiedenen Stellen über Mannshöhe reichende natürliche Mauer von Kalksteinen, in deren oberer Rinne das Wasser läuft. Wird diese Mauer endlich so hoch, daß das Wasser des Quellen-Bassins tiefer liegt, so sucht sich dasselbe einen andern Abfluß, dort dasselbe Spiel erneuernd. So ist denn das ganze Ruinengebiet von Hierapolis, wie ein Obstkuchen mit schmalen Blätterteigstreifen, mit diesen natürlichen Kalkmauern umzogen. Daß diese Bildung bis in die neueste Zeit fortgegangen ist, beweist eine solche, mehr als mannshohe Mauer, welche mitten durch ein der zweiten Periode von Hierapolis angehörendes Thor geht und dasselbe fast versperrt. Schon Strabo spricht von diesen Mauern und bemerkt, daß die Einwohner sie als Gartenmauern benutzen. Auch das abströmende Wasser hat sich allmälig vom Felsen in das Thal eine Art von Rampe gebaut, in deren Mittelrinne es bequem hinabfließt, statt hinabzustürzen. Nur ungefähr 20 Fuß hoch, dicht am Rande der Terrasse, fällt es senkrecht, hat aber auch dort durch Kalksprossenbildung dafür gesorgt, daß man ganz bequem in dem Wasserfall in die Höhe klettern kann.

Wundersam ist es, an den Rändern dieses immer noch 22 bis 23 Grad warmen Wasserfalls den noch nicht vollständig erhärteten, breiartigen, zum Theil mit Pflanzen untermischten Sinter anzufassen. Ich riß mir etwas davon los, um es, in eine Form gepreßt, an der Sonne schnell erhärten zu lassen. Das Experiment gelang aber nicht. Die Masse zerbröckelte. Wahrscheinlich gehört zur Felsbildung die dauernde, langsame Einwirkung des Wassers. Hinter der Terrasse erhebt sich dann ziemlich steil die in ihrer Bildung unbedeutende, auch nicht sehr hohe eigentliche Kalksteinbergkette. Ich möchte fast glauben, daß in der Urzeit die ganze Terrasse von den damals sicher viel reichlicher strömenden kohlensauren Kalkquellen an die Bergkette angebaut worden ist. Doch wer kann das wissen.

Auf dieses wunderbare Naturschauspiel nun trabten wir in der größten Spannung los; die Stufenbildung und die Rauheit des erstarrten Sinters, welche den Pferden ganz festen Tritt gestattete, machten es uns möglich, bis auf die Terrasse hinaufzureiten, wo wir nicht wußten, sollten wir mehr über die fabelhaften Naturspiele oder über die wie ein Geisterschloß aus 1001 Nacht uns zunächst entgegentretenden Ruinen staunen. Stellenweise dröhnte der Boden unter dem Hufschlage unserer Pferde in greulicher Weise. Das Wasser hat sich nämlich an einigen Stellen durch allmälige Verbreiterung der Ränder seiner Rinne nach Innen selbst überwölbt, und nachdem es dann später diesen geschlossenen Lauf verlassen, war eine Höhle zurückgeblieben, die wie ein Gewölbe dröhnte. Die Mittagssonne, die Müdigkeit unserer Pferde und unsere Mägen zwangen uns jedoch, vorläufig von den Wundern der Natur und den Werken der Menschenhand ab- und uns nach einem Unterkommen umzusehen.

Aber das, was wir von unten und auch noch eine Zeitlang oben für das Jurukendorf Tamuk gehalten, das nach den uns gemachten Mittheilungen in Hierapolis liegen sollte, waren Alles schnöde römische Ruinen! Weit und breit in dem großen Ruinenfelde war keine menschliche Wohnung zu sehen. Endlich erschienen einige Hirtenknaben vom Berge, die uns bedeuteten, Tamuk liege unten. Wir hatten es, da es von der oben erwähnten Rampe des Baches halb versteckt wurde, immer nur auf die Felsbildungen schauend, übersehen, und zwar um so leichter, als alle Hütten aus dem Gestein der Gegend zusammengesetzt sind und deshalb sich von diesem schlecht abheben. Da war guter Rath theuer. Der Vorschlag, in den Ruinen zu bivouakiren, erwies sich wegen der Nachtkälte, der Schwierigkeit, Lebensmittel hinaufzuschaffen, und wegen der Jahrhunderte langen Benutzung der Ruinen als Schaf- und Ziegenställe als unausführbar. Also wieder hinunter! Das war nun mit den Pferden, die wir natürlich führten, schwerer, als das Hinauf. Aber es ging, ohne daß irgend ein Unfall vorgekommen wäre, und so gelangten wir denn, von fürchterlichem Gebell der stark nach Vetter Wolf aussehenden Hirtenhunde empfangen, in Tamuk an.

Eine Hütte erhielten wir bald angewiesen, aber auch

wirklich nur eine Hütte. Dieselbe war ungefähr 12 Fuß lang, 8 Fuß breit, so hoch, daß ich nur gebückt hinein schreiten konnte, oder vielmehr hinunter, denn das Innere lag ungefähr einen Fuß unter dem Horizonte. Die beiden Schmalseiten waren giebelförmig, wenn auch nicht sehr regelmäßig und trugen einige rohe Baumäste, die dann mit einem, allerdings dichten, Schilfdach gedeckt waren. Die eine Schmalseite hatte einen Kamin. Fenster — keine. Sie wären auch unnütz gewesen. Der Kamin und die Lattenthüre, die sich an einem nicht dicht an die Mauer schließenden Pfahl drehte und an der andern Seite an einem eben solchen Pfahl mittels eines Bindfadens geschlossen wurde, ließen genug Licht ein. (Nebenbei auch einen spitzbübischen Kater, der in der einen Nacht unsere letzte Wurst auffraß.) Der Boden bestand aus dem natürlich gewachsenen.

Diese Hütte nun, welche selbst im hintersten Hinterpommern für einen Ziegenstall zu schlecht gewesen wäre, war nun für 2½ Tag das königlich preußische Konsulat für Smyrna und Dependenzien. Der Flaggenbaum fehlte nicht. Dicht neben der Thür stand ein wirklicher Baum, und auf demselben wurde die nothwendige schwarz-weiße Flagge hinreichend durch das darauf hausende Ehepaar Storch repräsentirt. Schön war der Aufenthalt nicht! Auch hat mich in den drei Nächten, wo die Temperatur bis + 3° R. sank, zwischen Kamin und Lattenthür arg gefroren. Aber doch sind die 2½ Tage in Tamuk die Glanzpunkte der Reise, und ich bin jeden Augenblick bereit, sie noch einmal zu verleben. Der äußere Komfort thut es wirklich nicht, sobald Körper und Geist gesund sind, und ich wollte, ich wäre immer so gesund, wie in dem zugigen Ziegenstall von Tamuk!

Schwerer war es, für die Pferde ein Unterkommen zu finden. Man wollte uns nichts geben, als einen offenen Schuppen, der uns denn doch bei den sehr kalten Nächten nicht recht für die armen Thiere gefiel. Das Schlimmste aber war, daß die edle Jurukenschaft hartnäckig das Vorhandensein von Futter für Mensch und Pferd ableugnete. Schon war beschlossen, den Kavassen und den Reitknecht mit dem Packpferd nach dem nächsten größern Ort (zwei Meilen) zu entsenden, um dort auf Grund unseres Bujurdi's Futter für Mensch und Thier zu requiriren.

Da kam die Nachricht, der nationale Bey der in dieser Gegend ansässigen und umhernomadisirenden Juruken sei im Dorfe angelangt, um die Heerden zum Zwecke der Erhebung des Zehnten zu zählen, und sitze mit Gefolge im Dorfe. Wir begaben uns sofort zu ihm, und nun fand eine jener Unterhaltungen statt, wie sie bei den ersten Ansiedlungen der Europäer in Amerika zwischen diesen und den Rothhäuten beschrieben werden. Der Jurukenbey, ein schöner Mann im besten Alter, braun, mit langem Bart, in prächtig gestickter Kleidung, Dolch und Pistolen stark mit Silber beschlagen im Gürtel von persischem Stoffe, saß auf einem Stein. Neben ihm kauerte sein Vertrauter à la turc auf der Erde, hinter ihm stand seine Leibwache, drei bis an die Zähne bewaffnete Mohren und sein Pfeifenträger, ein bildhübscher, prächtig gekleideter Junge. Ich saß auf einem andern Stein, auf den ich mein Plaid gedeckt, ihm gegenüber. J. und B. standen neben, Hassan hinter mir, wie eine Grenadier-Schildwache unter Friedrich Wilhelm I., zwischen uns der Dragoman. Und nun begann die wundervolle Unterhaltung. Der Bujurdi des Gouverneurs von Smyrna that seine Schuldigkeit, und als ich dem Bey schließlich die eine Photographie von mir, welche ich bei mir hatte, geschenkt, war die Freundschaft groß. Er lud uns ein, ihn auf der Weiterreise in seinem Dorfe zu besuchen, und ertheilte den Juruken von Tamuk Befehl, bei Vermeidung seines Zornes uns Alles zu liefern, was wir brauchten. Dann ritt er von dannen. Die Juruken gehorchten, und unsere Pferde erhielten ein angemessenes Unterkommen nebst Gerste, wir aber Eier, Pilav und Milch, so viel wir wollten. Nur das gelieferte „Huhn" war ein Hahn, und zwar unzweifelhaft der Patriarch von 10 Generationen Tamuk-Hühnern. Auf unsere Remonstration erwiederte die Jurukenfrau, die ihn brachte, ja ein Huhn lege Eier, das könnten wir nicht bekommen, ein Hahn thue das nicht. Dieser unumstößlichen Wahrheit mußten wir uns fügen.

Reisebilder aus dem Etschlande.

Von **Friedrich Brinkmann.**

I.

I. Der Vintschgau.

Der Wanderer, welcher, um von Nord- nach Süd-Tyrol zu reisen, den östlichen Straßenzug durch den Finstermünzpaß wählt, kommt, bald nachdem er den höchsten Punkt der Straße, die Reschen-Scheideck, berührt hat, an drei ziemlich ansehnlichen Seen vorbei, die untereinander in Verbindung stehen und ihre Gewässer in einem muntern, sich rasch vergrößernden Flüßchen nach Italien hinabsenden. Das ist der Ursprung der Etsch, und ihr Thal, das sich ganz plötzlich zu einer erstaunlichen Breite ausweitet, heißt bis zu seiner Verengung durch den s. g. Töll dicht vor Meran der Vintschgau.

Die glänzende Reihe von wohlhabenden Ortschaften, welche sich durch dieses so fruchtbare tyroler Thal von einem Ende bis zum andern zieht, eröffnet im Westen, wo wir in dasselbe eintreten, der Marktflecken Mals, von einem altersgrauen, aber wohlerhaltenen gothischen Kirchthurm und mehreren Burgruinen überragt und von grünen Bergen rings umgeben, über welche gegen Süden der Ortles sein majestätisch weißes Haupt erhebt. Wenngleich Mals nur 4 Stunden von der Reschen-Scheideck entfernt ist und über 3100 Fuß hoch liegt, so hat hier der Vintschgau doch schon eine so beträchtliche Breite, daß neben den ausgedehnten Fluren von Mals noch ein zweites Dorf, Latsch, Platz genug für die Seinen darin gefunden hat.

Ich habe an einem andern Ort die Kreiswanderung erzählt, welche ich von hier aus durch das etwas unterhalb einmündende Münsterthal, über Sta Maria in Graubündten nach der Höhe des Stilfser Jochs und wieder zurück nach dem Vintschgau machte, um den Ortles in möglichster Nähe zu sehen, dessen Schneefelder an jener Stelle fast bis unmittelbar an die Straße reichen. Der Punkt, wo mich mein Weg wieder in den Vintschgau führte, ist das Dorf Prad, welches ungefähr da liegt,

wo die Etsch die bis dahin eingehaltene Richtung von Norden gegen Süden verläßt und sich gegen Osten wendet.

Dieser Winkel des Etschthales ist ein Fleckchen Erde, das wie wenige geeignet ist, gleichsam in Einem Blicke zur Anschauung zu bringen, ein wie reiches Land der Vintschgau ist, und besonders dann, wenn man auf demselben Wege dahin kommt, wie ich, wenn man unmittelbar vorher auf den unwirthlichen Höhen am Ortles umher geschweift ist. Traffoi, ungefähr 3000 Fuß tiefer gelegen als die Ferdinandshöhe, die höchste Erhebung der Stilfser Straße, ist doch noch ganz von Gletschern umstarrt. Auf dem weitern, 2 Stunden betragenden Wege nach Prad fängt aber sehr bald das Leben wieder an sich zu regen, und wenn wir einmal das seltsam anzuschauende, hoch oben an einem ziemlich steilen Bergabhange gleichsam angeleimte Dörfchen Stelvio, von welchem die weltberühmte Straße ihren Namen hat, zu unserer Linken haben liegen lassen, sind wir aus dem Bereiche der Wildniß herausgetreten. Bald sehen wir die weißen Häuser von Prad vor uns schimmern und nun entfaltet sich immer mehr das große Panorama des Vintschgaus, stromaufwärts und stromabwärts, vor unseren Blicken. Schlösser und Burgen, die überall im Vintschgau als besonders charakteristisch in der Landschaft hervortreten, liegen gerade hier in erstaunlicher Anzahl rings zerstreut im Thale und an den Abhängen der Berge, ein Dorf taucht hinter und neben dem andern aus dem Grün der Fluren und des Buschwerks auf, so weit das Auge die imposante Ebene zu überblicken vermag, und aus der Ferne begrüßt uns Mals mit dem dahinter sich erhebenden Kloster Marienberg als alte Bekannte.

Die weitere Wanderung durch den Vintschgau nach Meran war mir besonders in zwei Beziehungen interessant und genußreich: eines Theils durch die Beobachtung, wie allmälig, je mehr ich stromabwärts kam, der Pflanzenwuchs üppiger wurde und ein südliches Gepräge annahm, andern Theils durch den Wechsel der Bodenformation, wodurch das Thal in mehrere natürliche Abschnitte zerfällt und die ihm eigenthümlichen Charakterzüge um einen neuen, bedeutungsvollen vermehrt werden. Es hat nämlich nicht eine gleichmäßig und allmälig sich neigende, ununterbrochene Thalsohle, sondern diese ist von hügelartigen Erhebungen in der Quere durchzogen. Die erste ist zwischen Eyrs und Laas, die zweite dicht hinter Latsch, die dritte vor Naturns, und endlich wird der ganze Vintschgau abgeschlossen und von dem untern Etschthale getrennt durch die Erhebung, welche nach dem nahe dabei gelegenen Dorfe die Töll genannt wird. So zerfällt denn dieser in vier natürliche Abschnitte (von Mals bis Laas, von da bis Latsch, von da bis Naturns, von da bis zur Töll), und alle vier unterscheiden sich von einander durch ihren landschaftlichen Charakter.

Der erste übertrifft alle anderen an Breite und ist ein durchaus ebenes, grünes, aber noch nicht sehr fruchtbares Gelände, dessen Boden meistens zu Futterbau und Anpflanzung von Gerste, Roggen und Weizen benutzt wird. Als ich gegen Ende meines ersten Tagemarsches die Anhöhe vor Laas hinanging und diesen Theil des Thales wie ein großes, grünes, fast quadratisches Viereck zwischen den hohen, aber in durchaus milde Formen gekleideten Bergen vor mir liegen sah, das Ganze übergossen von den goldenen Strahlen der Abendsonne, wurde ich gefesselt von dem majestätisch Erhabenen, welches die Landschaft trotz ihrer Einfachheit und Anspruchslosigkeit besaß, und um so mehr gefesselt, weil ich den eigenthümlichen Grund dieses Eindrucks nicht entdecken konnte, wenn es nicht die ungemeine, imposante Thalweite war, in Verbindung mit dem Einfachen, in sich Harmonischen und Lebensvollen der ganzen Erscheinung.

Der Mittelpunkt des zweiten Thalabschnittes ist Schlanders, ein großer, wohlhabender, fast städtischer Ort mit einer schönen, großen Kirche. Der Boden ist hier offenbar fruchtbarer als vorher, Maisfelder sind schon in großer Anzahl zu finden, während sie dort ganz fehlten, und der Baumwuchs wird ausgebreiteter und kräftiger. Daß die Gegend von jeher eines großen Wohlstandes sich erfreute, scheint mir in unzweideutiger Weise aus der Masse von Burgruinen hervorzugehen, auf die man aller Orten stößt. Auf der nicht zwei Stunden Wegs betragenden Strecke von Schlanders bis Latsch sind mindestens ein Dutzend zu finden. So reich aber die Vegetation geworden ist, Weinpflanzungen gibt es hier noch nicht.

Diese erscheinen in der Landschaft erst, nachdem wir die Einengung der Etsch hinter Latsch, eine Art Felsenthor, durch welches sie in der Tiefe tobend dahin braust, erreicht haben und in den dritten Thalabschnitt eingetreten sind. Von hier an gewinnt der Vintschgau plötzlich einen ganz andern Charakter, der ihm bis zum Ende bei der Töll bleibt, so daß durch diesen Punkt die beiden Haupttheile des Thales bezeichnet werden, die wieder je in zwei Unterabtheilungen zerfallen.

Der dritte und vierte Abschnitt, die den zweiten Haupttheil ausmachen, unterscheiden sich nämlich von den beiden ersten, die wir bis jetzt kennen gelernt, in viel schärferer Weise und viel wesentlicheren Beziehungen, als der erste von dem zweiten oder der dritte von dem vierten. Wenn wir jene Einengung des Thales und die dicht dabei liegende, überaus malerische Burgruine Castelbell passirt haben, so fängt zwar das Thal wieder an, sich allmälig auszuweiten, es gewinnt aber die Breite nicht wieder, die ihm bis dahin eigen war. Noch auffallender ist der Unterschied in der Gestalt der Berge. Die sanften, rundlichen, kuppelgekrönten Formen, die uns bis dahin begleitet haben und so schön zu dem weiten Thale passen, sind jetzt höheren und entschiedener ausgeprägten Gestalten gewichen, deren allerdings üppig grüne Abhänge sich in scharfe, oft felsige Kanten und Spitzen gipfeln, in geraderen Linien in die Ebene hinabstreichen und mannigfaltigere Gruppen bilden. Endlich ist auch die Thalsohle eine ganz verschiedene geworden. Sie ist von nun an keine Ebene mehr, sondern ein sanft von dem Fuße der beiderseitigen Berge nach dem Flusse sich senkendes Terrassenland. Für den Wanderer, der sie der Länge nach durchzieht, nimmt sich jede Flußseite wie eine Gruppe großer, sehr stumpfwinkliger Dreiecke aus. Der stumpfe Winkel liegt dicht am Fuße der Bergkette, fast immer in einer Schlucht der Thalwand, und an dieser Stelle ist denn auch regelmäßig das durch seinen Kirchthurm auf weite Entfernungen hin angekündigte Dorf erbaut, welchem die grünen, mannigfaltig bepflanzten Fluren des betreffenden Dreiecks gehören. Die beiden Schenkel des Winkels erstrecken sich lang hin zum Flusse, berühren ihn aber nicht. Zwischen ihm und der Basis des Dreiecks befindet sich gewöhnlich ein mehr oder weniger breites, noch sanfter geneigtes Uebergangsterrain, das sich deutlich von jenem höher gelegenen Lande durch seine Gestalt und Vegetation unterscheidet.

Eine Folge dieser so vielfach verschiedenen Bodengestaltung und des immer größer gewordenen Unterschiedes in der Höhe der Thalsohle, der so bedeutend ist, daß er für die ganze Strecke von Mals bis Meran ungefähr 2000 Fuß beträgt, ist das vollständig verschiedene Gewand, welches hier die Gegend kleidet. Gleich an der Grenze, dicht hinter Latsch, erscheint zum ersten Male an der Straße das, was wir schon so lange erwartet haben, ein kleiner Weingarten, und in dem Maße, wie sich das Thal wieder ausweitet, nehmen die Weinpflanzungen einen immer größern Raum ein, bis sie dann bald den Hauptplatz, den unteren und mittleren Theil des oben beschriebenen Terrassenlandes, besitzen. Neben ihnen stehen Maisfelder und andere Cerealien. Das Erdreich ist aber so fruchtbar, daß selbst zwischen den Weinstöcken noch vielerlei Gewächse gedeihen, als Mais, Kürbisse und Kohl, der Boden von Vegetation über und über bedeckt ist und daher von der Kahlheit der Weinberge, wie sie uns am Rhein so oft störend entgegentritt, hier nichts zu bemerken

ist. Dazu trägt aber auch die schöne Art und Weise bei, wie der Wein hier gebaut wird, daß die Reben nicht an Stöcken in die Höhe gezogen, sondern über mehr oder weniger hohe Lauben ausgebreitet werden, von wo sie sich mit ihrem reichen Laube und den überaus großen Trauben nach allen Seiten hinabsenken.

Zuweilen reichen diese Weingärten bis an den Fuß der Berge. In der Regel jedoch wird dieser höher gelegene Theil des Geländes von anderen Pflanzungen, insbesondere von kleinen Wäldchen zahmer Kastanien- und Nußbäume eingenommen. Nicht selten senden diese sogar ihre äußersten Ausläufer weit bis zum Flusse herab, ja an manchen Orten haben sie sich so weit ausgedehnt, daß ihre prächtigen, dunkelgrünen, oft wie eine Kugel geschlossenen Kronen den größten Theil der Flur verdecken und zugleich ihre schönste Zierde ausmachen.

Den niedrigsten Theil des Thales dicht am Flusse, dessen Ueberschwemmungen er nur zu häufig ausgesetzt ist, erfüllt gewöhnlich ein üppig wucherndes Gebüsch von Bäumen des mannigfaltigsten Grüns, worunter die schönen und großen Weidenbäume mit ihrem zarten, graulichen Laube am besten zu gedeihen scheinen.

So kann man denn jetzt mit Recht sagen: das ganze Thal ist wie ein großer Garten, während dieser Ausdruck auf den obern Theil angewendet eine arge Uebertreibung ist. Ja selbst jetzt dürfen wir uns die Beschaffenheit des Bodens nicht allzu genau ansehen, wenn wir bei jener Bezeichnung bleiben wollen. Denn sonst möchten wir doch wohl einigen Anstoß daran nehmen, daß er mit ziemlich großen Steinen wie übersäet ist, wie man es auf dem Hochplateau der Rauhen Alp nicht ärger antreffen kann. Dieser Umstand scheint aber dem Gedeihen des Pflanzenwuchses nicht hinderlich, ja dem Wein sogar günstig zu sein.

Was endlich den ästhetischen Genuß betrifft, so ist es von selbst einleuchtend, daß Auge und Gemüth in dieser Umgebung von pittoresken Bergen und einer üppigen, bunt zusammengesetzten, schon an den Süden mahnenden Vegetation mehr Nahrung finden als in dem obern Theil des Thales. Wir können aber nicht unterlassen hervorzuheben, daß aus diesem Gesichtspunkte die eigenthümliche Hebung des Thalbodens, das allmälige Aufsteigen desselben zu den Bergen, als der fesselndste, ansprechendste Zug der Landschaft besonders hervortritt, und daß gerade diese Bodengestaltung es ist, welche die reizenden Bilder in der mannigfaltigsten Zusammenstellung hervorbringt, alle belebt und besonders geziert durch die zahlreichen, prachtvoll gelegenen menschlichen Ansiedlungen. Aus diesem Grunde verdient denn in ästhetischer Beziehung der dritte Abschnitt (von Latsch bis Naturns) auch den Vorzug vor dem vierten und somit vor allen, da die auffallendste Verschiedenheit, welche hinter der letzten Verengung des Thales bei Naturns hervortritt, die ist, daß die gedachte Gestalt der Thalsohle allmälig in diejenige übergeht, in welcher jenseits der Töll das meraner Thal beginnt, d. h. in eine gleichmäßig auf beiden Seiten stromabwärts geneigte Ebene.

Der Krieg der Engländer gegen den König von Aschanti.

Ein gründlicher Kenner Afrika's, Richard Burton, sagt rund heraus, daß das ganze System, welches die Engländer in ihren westafrikanischen Besitzungen befolgen, widersinnig, ja geradezu skandalös sei; auch belegt er seinen Ausspruch mit einer Menge von Thatsachen.

Der Krieg gegen Aschanti wurde in einer höchst leichtfertigen Weise vom Zaune gebrochen. Die Engländer haben an der Goldküste von Guinea mehrere Faktoreien mit Befestigungen; in der bedeutendsten derselben, Cape Coast Castle, wohnt der Gouverneur, jetzt ein Herr Richard Pine. Im Innern dehnt sich das Königreich Aschanti nach Norden hin bis zum Konggebirg aus; seine Hauptstadt ist Kumassi. Bis an die Seeküste reicht das Gebiet des Königs nicht; denn zwischen dem Gestade und dem Prahflusse liegt ein Strich Landes, welchen das Volk der Fantis bewohnt, und diese stehen unter verschiedenen Häuptlingen, die für „Könige" gelten wollen. Die in jeder Hinsicht unvernünftige Politik der Engländer hat nun von jeher Alles aufgeboten, um die Aschantis nicht bis an die Küste gelangen zu lassen; sie unterstützte die Fantis und nahm dieselbe in „Protektion". Aus diesem Verhältnisse sind viele Verwickelungen und mehrmals auch Kriege entstanden, in welchen die Engländer große Verluste zu beklagen hatten. Es galt als Maxime, daß man den König von Aschanti selbst in seinem eigenen Lande bekämpfen müsse, wenn er den einen oder andern Häuptling angreife. Die „Könige" im Fantilande hatten also stets an den Engländern einen Hinterhalt, den sie oft benutzt haben, um den Herrscher der Aschanti's zu reizen.*)

Der gegenwärtige Krieg hatte folgende Veranlassung. Zwei Aschantihäuptlinge verfehlten sich gegen ihren König; namentlich hatte der eine seinem Herrscher eine beträchtliche Menge Gold gestohlen und war mit seinem Raub über die Grenze zu einem Fantihäuptlinge geflüchtet, bei dem er willige Aufnahme fand. Der König verlangte die Auslieferung dieses Verbrechers, welche ihm sowohl von dem Fantihäuptlinge wie von dem Gouverneur Pine rundweg abgeschlagen wurde. Der Letztere nahm von vorne herein entschieden Partei, indem er erklärte, daß jene beiden Leute unschuldig seien; er machte den König zum Lügner, und dieser ließ nun Truppen in das Gebiet jenes Fantihäuptlings rücken, während er zugleich erklärte, daß er gegen die Engländer keine feindseligen Absichten hege.

Pine sah in diesem Vorgehen einen Kriegsfall, fing im Anfange des Jahres 1863 zu rüsten an und verlangte von dem damaligen britischen Kolonialminister, Herzog von Newcastle, Truppenverstärkung, namentlich schwarze Regimenter aus Westindien. Der Minister verstand offenbar nichts von westafrikanischen Verhältnissen, denn er war leichtfertig und gewissenlos genug, dem nicht minder unverständigen Gouverneur die Weisung zu geben, den Aschantis in ihrem eigenen Land einen Schlag beizubringen (to strike a blow with in the Ashantee territory).

Wir wollen hier eine Bemerkung einschalten, zu welcher uns ein Aufsatz im „Auslande" Veranlassung gibt. (Derselbe ist auch in die „Augsburger Allgemeine Zeitung" übergegangen.) In demselben wird gesagt: „Aschanti und Dahomey sind bisher die Vormächte des afrikanischen Despotismus gewesen, welche sich dem Fortschritte

*) Die Vorgänge im Aschantilande und jene in Yoruba, namentlich in Abeokuta und Dahome, sind höchst interessant und in vieler Beziehung charakteristisch. Wir werden sie demnächst schildern und dabei englische Quellen zum Grunde legen, namentlich die Werke von Cruikshank, Wilson, Burton, Winwood Reade und Anderen.

des Christenthums und der christlichen Kultur widersetzt haben, weshalb es nur erwünscht sein kann, wenn diese feindlichen Reiche geschwächt oder gar unter europäische Kuratel gestellt werden."

Das sind aber hohle Redensarten. Jeder Sachkenner weiß, daß der Fall des Fetischheidenthums in Guinea und im Sudan nicht dem Christenthum zu Gute kommt, sondern immer und allemal dem Mohammedanismus. Die Missionäre haben sich stets in ihren Hoffnungen getäuscht; auf einen Neger, den sie „bekehren", kommen allemal tausende, welche der Mohammedanismus gewinnt, und es erklärt sich überhaupt leicht, wie Reisende zu dem Ausspruche sich gedrängt sehen, daß das Christenthum, gegenüber dem unaufhaltsam vordrängenden Islam, in Afrika wenig oder gar keine Aussichten auf Verbreitung und reelle Erfolge habe. Was aber eine „europäische Kuratel" bedeuten will, weiß jeder Kundige; sie wirkt nur zersetzend und demoralisirend. Gerade die Fantis an der Goldküste, welche sich einer solchen „Kuratel" erfreuen, d. h. unter britischem Schutze stehen, liefern dafür einen Beleg, und bei ihnen finden die Kultur- und Civilisationsschwärmer am allerwenigsten ihre Erwartungen und Wünsche erfüllt. —

Doch wir kommen wieder auf den Krieg zurück. Im ganzen vorigen Jahre hatte Pine gar nichts ausgerichtet, wohl aber viel Geld vergeudet und viele Menschen hingeopfert. Die Fantis selber wollten den Krieg nicht, aber der steifnackige Gouverneur hatte es sich in den Kopf gesetzt, in Aschanti „einen Schlag zu führen". Er erließ am 7. März eine Proklamation, in welcher er verlangt, „daß alle getreuen und loyalen Unterthanen innerhalb dieses Protektorates die Truppen ihrer Majestät unterstützen sollen"; er forderte alle männlichen Personen auf, daß sie sich waffnen sollen, um zu marschiren; „wer aber dieser Proklamation nicht gehorcht oder derselben zuwider handelt, soll für einen Feind Ihrer Majestät gehalten und so behandelt werden, wie ich, der Stellvertreter derselben, es für gut finden und verfügen werde."

Dieser Gouverneur Pine erklärte, daß er selber ins Feld ziehen wolle; er schickte die weißen und schwarzen Truppen in den „Busch", d. h. in den dichten Wald, wo sie lagern mußten, und zwar hart an der Grenze des Schutzgebietes. Jenseit desselben ist undurchdringlicher Wald, ohne Wege, und die Truppen wurden auf der andern Seite des Prah, also auf Aschantiboden, verwandt, um den Wald auszuhauen, damit Kanonen und Raketenbatterien eine Base fänden. Das geschah, als die Regenzeit anrückte. Der Kolonialminister hatte 700 Mann Truppen aus Westindien nach Cape Coast Castle beordert, die auch ankamen.

Dieses ganze Verfahren lief auf ein ganz gewissenloses Hinopfern von Menschen hinaus, und schon im December begann eine entsetzliche Tragödie. Weiße und Schwarze starben wie die Fliegen, gesund war Niemand; als Alles, was noch lebte, gegenüber der gräßlichen Ernte, welche der Tod hielt, in Verzweiflung gerieth, fand der Anstifter alles Unheils, Gouverneur Pine, es gerathen, die Unglücklichen im Stiche zu lassen; er ging „aus Gesundheitsrücksichten" an Bord eines Dampfers. Und als dann Offiziere, welche dem Tode mit genauer Noth entronnen waren, in Europa ankamen und im Mai und Anfang Juni die Sachlage darstellten, da endlich gab die englische Regierung Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen.

Das sind die „Kulturprotektoratsbestrebungen", und das war der Krieg gegen den König von Aschanti, der gewiß ein wilder Barbar ist, der aber hier in seinem Rechte war, und welchem selbst die Engländer nachrühmen, was sie von sich selber zu behaupten nicht wagen dürfen, daß er nämlich stets ehrlich sein Wort und die Verträge gehalten habe. Der Leser wird aus den nachstehenden Briefen ersehen, wie entsetzlich die Lage der Dinge war.

Die englischen Offiziere wußten sehr wohl, was ihnen bevorstand, und daß das ganze Unternehmen eine frevelhafte Tollheit sei. So schrieb Kapitän Baker Gabb aus Fort Anamaboe schon unterm 10. December 1863 an seinen Bruder nach London:

„Dieser Brief an Dich wird wohl der letzte sein. Wir sollen in den nächsten Tagen gegen die Aschantis ins Feld rücken und ich befehlige eine Abtheilung von 200 Soldaten nebst einer Schaar von Eingeborenen und Freiwilligen. Wir rücken in drei Divisionen, zusammen wohl 25,000 Mann, vor; davon sind aber nur 800 Soldaten. Wir sollen ein Lager an einem Punkte bilden, der Mansne heißt; er liegt etwa 100 Miles von der Küste mitten im Walde; von dort, wo unser Depot sein wird, sollen wir nach Aschanti einbrechen, wo möglich bis zur Hauptstadt Kumassi, welche überhaupt nur erst von zwei weißen Menschen besucht worden ist. Ich meinerseits hege die feste Ueberzeugung, daß wir niemals dorthin kommen werden, und glaube, daß nur Wenige von uns lebendig zurückkehren, denn das ganze Land ist dicht mit Wald bestanden und durch diesen führen nur Pfade von zwei Fuß Breite. Jeder Europäer, welcher Flußwasser trinkt, bekommt Dysenterie. Die Aschantis haben ein sehr starkes Heer; sie sind tapfer, streitbar, kennen ihr Land ganz genau und wir haben sehr schlechte Aussichten. Der Wald ist im höchsten Grade ungesund und wir werden sicherlich die Hälfte unserer Mannschaft an Dysenterie und Fieber verlieren. Hier in Anamaboe können des Fiebers halber weder Pferde noch Maulthiere oder überhaupt Lastthiere leben; Alles muß durch Menschenhände beschafft werden."

Der Schreiber dieses Briefes hat sein Schicksal voraus gewußt; er starb bald nachher an Dysenterie.

In einem andern Brief, aus Cape Coast Castle, 15. April, schildert ein Offizier, was aus den europäischen Truppen geworden sei, nachdem diese nur erst ein paar Wochen „im Busche campirt" hatten. Man hatte Viele von ihnen nach der Küste zurückgebracht. Dann sagt er:

„Im Busche lagern bedeutet einfach: sterben, oder, was noch schlimmer ist, am Leben bleiben mit einer für immer zu Grunde gerichteten Gesundheit. Mit dem abgehenden Dampfer werden sechs Offiziere nach Europa zurückgeschickt, und alle anderen werden nie wieder gesund. Es erscheint vielleicht wunderlich, wenn ich unsere Tragödie hier als eine Farce bezeichne, aber dem ist doch so. Denn wie kann man von einem Krieg oder Feldzug reden, nachdem wir volle drei Monate lang im Sumpfe steckten, ohne auch nur einen einzigen Krieger der Aschantis gesehen zu haben. Der Verlust an Menschenleben und Geld ist entsetzlich, und den Zweck des Krieges, nämlich die Einnahme der Hauptstadt Kumassi, können wir doch niemals erreichen und wenn wir noch zehnmal mehr Truppen hätten. Das weiß der König von Aschanti auch recht gut und nimmt deshalb gar keine Notiz von uns. Er hat die sehr richtigen Worte gesprochen: „Der weiße Mann hat zwar viele Kanonen in den Busch gebracht, aber der Busch ist viel stärker und mächtiger als die Kanonen." Die Regenzeit ist nun eingetreten, und wir können vor dem November, wo sie zu Ende geht, gar nichts ausrichten. Nun hat man aber eine Menge von Vorräthen im Lager aufgehäuft; dieses liegt wenigstens 80 Miles landeinwärts in einem dichten Walde, der jetzt unter Wasser steht. Dort sollen wir eine Garnison lassen, um die Vorräthe zu beschützen. Die Offiziere und zwei Kompagnien meines Regiments sind dazu befehligt worden, und in der nächsten Woche gehen wir dorthin. Es wird mir eine angenehme Ueberraschung sein, wenn ich jemals von dort zurückkommen sollte, aber ich gestehe frei, daß ich darauf gar nicht hoffe. Wir werden in dieser Jahreszeit in den Wald geschickt, wo wir kein anderes Obdach finden, als eine aus Schlamm aufgeworfene Hütte, wo wir kein anderes Nahrungsmittel

haben, als gesalzenes Schweinefleisch und Schiffszwieback. Wer nun das Klima hier kennt, weiß, daß das Alles so viel bedeutet, als geradeswegs in den Tod rennen. Ich marschire, weil das meine Pflicht ist, wenn mir aber in diesem Augenblicke die Wahl gelassen würde, ob ich auf 300 Schritt Entfernung mich eine halbe Stunde lang dem Feuer meiner ganzen Kompagnie aussetzen, oder ob ich marschiren soll, dann würde ich unbedingt das Erstere wählen." —

Ein dritter Brief, gleichfalls von einem Offizier aus Cape Coast Castle geschrieben, schildert eindringlich die jammervolle Lage.

„Gott sei uns gnädig! Nun sind wir hier! Ich meinte schon manchen schlimmen Fleck in der Welt gesehen zu haben, aber eine Wirklichkeit, wie sie vor meine Augen tritt, hat meine kühnste Phantasie sich nicht träumen können. Seit zwei Monaten wußte man hier, daß wir (die Truppen aus Westindien) eintreffen würden, unsere Ankunft war im Voraus gemeldet worden, und doch war für das Unterbringen von 200 Mann Soldaten und 29 Offizieren nicht die mindeste Vorkehrung getroffen worden. Die Mannschaft konnte zum Theil ins Castell gehen, aber von uns Offizieren keiner. Einige der Letzteren liegen mit ihren Leuten unter Zelten, uns Anderen wurde bedeutet, daß wir für uns zu sorgen hätten, so gut es eben angehe; wir bekamen weder Quartier noch Quartiergeld. Stadt und Land sind eine einzige ungeheure Masse von Schmutz und Unrath, und der Gestank ist geradezu unerträglich. Jeder von uns erhält täglich eine Gallone Wasser; das muß ausreichen zum Waschen, Kochen und Trinken."

„Hier lagen 19 Offiziere. Als wir landeten, waren aber nur drei im Stande, herumzukriechen. Fünf sollen mit dem nächsten Dampfer nach Europa geschickt werden — wenn sie es noch erleben; einige gingen mit dem letzten Dampfer ab; wie viele gestorben sind, ehe man sie fortschaffen konnte, weiß ich nicht. Das Alles ist Folge des Lebens im Busche während der trockenen Jahreszeit. Was wird aber nun geschehen? Wir sollen zwei Lager landeinwärts besetzt halten während der sechs Monate andauernden Regenzeit. Aber wozu denn? Ei, um einige Vorräthe zu verzehren, die dorthin geschafft worden sind, und die man nicht wieder zurück schaffen will. Und um die Sache voll zu machen: — seit 18 Monaten dauert dieser Humbug, der täglich 1000 Pfund Sterling kostet, und noch hat man keinen einzigen Aschanti gesehen!"

Wie indische Fürsten von den Engländern behandelt werden.

Die Geschichte der Engländer in Indien besteht aus einer langen Kette von Treulosigkeiten, Grausamkeiten, Barbareien der ärgsten Art und einem planmäßigen Raub- und Betrugssysteme, das bei keinem andern Volk alter oder neuer Zeit seines Gleichen findet. Als Krämer schlichen sie sich ins Land ein, in welches sie dann Zerrüttung brachten und das sie als Eroberer mit Blut bedeckten. Ihr Verfahren gegen die einheimischen Fürsten ist selbst im londoner Parlament als „maussprechlich schandbar, als infam über alle Beschreibung" gebrandmarkt worden. Warren Hastings war lange nicht der schlimmste Gouverneur; das Verfahren gegen den Radscha von Sattara und die schnöde Ungerechtigkeit, durch welche Nena Sahib zu seiner blutigen Rache getrieben wurde, schreien zum Himmel. Das System planmäßiger Ungerechtigkeit ist auch heute nicht zu Ende; man setzt sich noch immer über Verträge und eingegangene Verpflichtungen hinweg, die Brutalität, das Plusmachen und Betrügen dauern fort. Daß man von Seiten des „großmüthigen Albion" den letzten Großmogul zu Rangun in Pegu hat beinahe verhungern lassen, erzählten wir früher, legen aber darauf kein Gewicht, denn der Nachkomme Akbars des Großen war ja ein „Rebell", und Rebellen werden von den Engländern vermittelst des „Wegblasens" vor Kanonen in die Ewigkeit befördert. Die Engländer sind sehr fromme Christen und haben eine sehr langweilige Sabbathfeier. Aber befremdlich und fast kindlich erscheint es, wenn ein Korrespondent, welcher der Times aus Calcutta schreibt (vom 8. Mai; Times vom 14. Juni), sich wundert, daß die Mohammedaner in Indien von tiefem Ingrimm gegen die Herrschaft der Briten erfüllt seien und sich in jede Verschwörung einlassen, die irgendwo angezettelt wird. „Ihr Haß ist unausrottbar, und sie stürzen sich auch in die wildesten Pläne hinein, um unsere Herrschaft zu untergraben." In Patna (am Ganges, in Bengalen) ist das wahre Treibhaus, wo Verschwörungen ausgebrütet werden." — Wir unsererseits glauben, daß die große Sipahi-Menterei, deren Dämpfung so ungeheuere Anstrengungen kostete, nicht die letzte in Indien sein werde.

Man begreift jenen Ingrimm, wenn man weiß, wie treulos und abscheulich manche mohammedanische Fürsten von den Engländern behandelt worden sind. Ein Beispiel dafür liefert das Schicksal des Asim Dschah, der einst Nawab des Karnatik war. Diese südindische Region gehörte zum Reiche des Großmogul, erstreckte sich bis zum Kap Komorin und begriff namentlich Madura, Tritschinapalli, Tinneoelli, Tandschur, Arcot und Nellore. Jener Fürst verlangt seit Jahren vergeblich Gerechtigkeit vom britischen Parlamente, sie wird ihm freilich eben so wenig zu Theil, als anderen seiner indischen Unglücksgefährten. Wenn es aber für ihn ein Trost sein kann, daß er Fürsprecher und Vertheidiger findet, so muß ihm die Debatte im Unterhause zu London, vom 13. Juni, wohlgethan haben. Ein Herr Smollet nahm sich seiner an, obwohl er von vorne herein den Gesetzgebern Großbritanniens sagte. „Restitution, Wiederherausgabe ist ein Wort, das im Vocabularium der indischen Regierung vergeblich gesucht wird." Dann fuhr er fort: —„Dem Nawab Asim Dschah gegenüber ist Ehre und Treue verletzt worden, man hat seine Familie so schnöde behandelt, daß das Andenken daran lange unter den Bewohnern Indiens fortleben wird. Und die Geschichte dieser Familie ist die Geschichte beinahe aller anderen indischen Fürsten, die das Unglück hatten, mit der englisch-indischen Regierung in irgend eine Beziehung zu gerathen."

Als die indische Compagnie nur erst eine Handelsgesellschaft war, so sagte der Redner, hatte sie gegen den Nawab von Karnatik große Verpflichtungen. Als sie aber eine mächtige politische Körperschaft wurde, fand sie ihre Beziehung zum Nawab lästig und trat die Familie verächtlich mit Füßen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts übten die Beamten der Compagnie faktisch eine

große Gewalt im Karnatik; man hatte 1787 und 1792 Verträge mit dem Nawab geschlossen, die aber dem Generalgouverneur unbequem erschienen, weil sie eine Art von Doppelregierung im Gefolge hatten. Es wurde also zu Anfang unsers Jahrhunderts ein starker Druck auf den Nawab geübt, damit er die bürgerliche und militärische Gewalt an die Compagnie abtrete. Man bot ihm Geld, der Fürst wollte jedoch auf die schmeichlerischen Vorspiegelungen der Diplomaten nicht hören, und dann erfolgten Drohungen, z. B. daß man ihn absetzen werde, weil er sich einer verrätherischen Korrespondenz zum Nachtheile der Compagnie schuldig gemacht habe. Doch auch die Drohungen fruchteten nicht. Der Nawab starb 1801 und hinterließ einen Sohn, dessen Illegitimität von keiner Seite her angezweifelt worden ist. Der damalige Generalgouverneur, Marquis von Wellesley, ein sehr gewandter und durchaus nicht skrupulöser Mann, schlug doch ohne Weiteres vor, daß man diesen illegitimen Sohn ohne Verzug als Nachfolger anerkennen solle, unter der einen Bedingung, daß er die bürgerliche und militärische Verwaltung abtrete. Als auch er sich dessen weigerte, zog der Marquis andere Saiten auf, erklärte den Thron für erledigt, weil das Erbfolgerecht zweifelhaft sei; zugleich sprach er amtlich aus, daß das Karnatik faktisch in seiner Gewalt sei, und daß er dasselbe auch von Rechts wegen in Besitz nehmen könne. Solch ein Verfahren sei schon in Folge der eben erwähnten verrätherischen Korrespondenz gerechtfertigt, die man in den Archiven von Maïssur vorgefunden habe. Doch wolle er, der Marquis, darauf weiter kein Gewicht legen, weil in ganz Indien sonst eine große Abneigung gegen unsere Herrschaft entstehen würde. Er gab also dem Gouverneur von Madras, damals Lord Clive, die Weisung, als Thronerben im Karnatik den nächsten Vetter des verstorbenen Nawab anzuerkennen.

Mit diesem nun schloß man 1801 einen Vertrag ab, der 56 Jahre lang in voller Kraft war und dann auf eine schmachvolle Weise verletzt wurde. In diesem Vertrage heißt es: Die britischen Interessen hätten bisher im Karnatik nicht die genügende Sicherheit gefunden, deswegen sei ein neuer Traktat erforderlich, durch welchen Alles auf festen Fuß gebracht und eine ewig dauernde Freundschaft zwischen beiden Theilen geknüpft werde. Der Prinz sei fortan Nawab des Karnatik mit ausdrücklicher Einwilligung der Compagnie, welcher er für ewige Zeiten die bürgerliche und militärische Verwaltung übertrage. Als Gegenleistung solle er Würde und Titel behalten und ein Fünftel aller Nettoeinkünfte des Landes, in keinem Fall aber weniger als 100,000 Pfund Sterling alljährlich beziehen. Alle Bestimmungen der beiden früheren Verträge, von 1787 und 1792, welche nicht ausdrücklich durch den neuen Traktat (jenen von 1801), für ungültig erklärt worden seien, sollten auch künftig in Kraft bleiben. Dieser Vertrag wurde von Lord Clive und dem Nawab unterzeichnet und von Lord Wellesley ratificirt.

Der auf solche Weise ausdrücklich anerkannte Fürst starb 1819. Die Regierung von Madras fragte dann beim Generalgouverneur, Marquis Hastings, an, ob der Vertrag von 1801 ein permanenter sei und die Thronfolge dem direkten Nachfolger garantire; es fragte ferner, ob etwa Aenderungen in jenem Traktate vorzunehmen seien. Der Generalgouverneur antwortete, daß die hinterbliebenen Prinzen ipso facto in den Verrag eingeschlossen seien, dieser müsse als ein permanenter betrachtet werden, nicht als ein zeitweiliger, und Aenderungen seien nicht nöthig.

Jetzt, 1864, behauptet die britische Regierung, der Vertrag sei ein nur temporärer gewesen und schon im Jahre 1819 erloschen! Das ist geradezu abscheulich. Die Madras-Regierung setzte dann 1819 den ältesten Sohn des verstorbenen Nawab unter allen landesüblichen, unserer europäischen Krönung gleichbedeutenden Feierlichkeiten auf den Thron, und dieser neue Nawab wurde von den englischen Behörden in Indien beglückwünscht als erblicher Nachfolger seines Vaters. Er starb 1825 und hinterließ einen Knaben, der von Thomas Munro, damaligem Gouverneur, als Nawab anerkannt wurde; seiner Minderjährigkeit halber wurde von diesem Gouverneur der älteste Bruder des Verstorbenen zum Regenten bestellt, und die britischen Behörden erhielten die Weisung, ihm alle Ehrenbezeugungen zu erweisen, welche einem Könige gebühren. Der Regent schrieb an König Georg IV., welcher in seinem Antwortschreiben ihm Glück wünscht und die Hoffnung ausspricht, „daß der Glanz und die Hoheit, welche ein Erbtheil im erlauchten Hause der Nawabs des Karnatik sind, noch recht lange dauern mögen".

Aber was geschah? Der solchergestalt von einem britischen Könige beglückwünschte Mann ist nun ein Bettler.

Der Regent schrieb auch an die Direktoren der indischen Compagnie; auch sie gratulirten ihm und schrieben ihrerseits: „Wir beten zu Gott (die Direktoren haben, so viel ich weiß, niemals gebetet; es scheint aber, daß sie es im Jahre 1828 einmal gethan haben), daß der junge Nawab recht lange leben möge, um sich seiner hohen Würde zu erfreuen, und daß er seine alte und erlauchte Familie, deren Erbe er ist, fortpflanzen möge." Dieses Gebet ist nicht erhört worden. Man ließ den Knaben in völliger Unwissenheit aufwachsen, und Lord Harris wollte das so, denn, sagte er, wenn der junge Nawab eine ordentliche Erziehung erhält, wird er mißvergnügt (gegen den englischen Druck). So dachte ein liberaler Lord; ich denke anders. Die dann folgenden Gouverneure von Madras haben allesammt geschehen lassen, daß der junge Prinz ausgeplündert wurde; seine Einkünfte verschleuderte man, trotzdem ein britischer Resident an seinem Hofe war; dieser gestattete auch den Frauen der Familie die größte Verschwendung. Europäische Gentlemen verkauften dem Knaben Sachen und nahmen dafür dreimal mehr, als dieselben werth waren. All diesem Unfuge wurde nicht gesteuert, und als der junge Nawab volljährig wurde, schlugen die Schulden ihm über dem Kopfe zusammen; der Mangel verbitterte ihn und kürzte sein Leben ab. Und dieselbe britisch-indische Regierung, welche das Alles hatte geschehen lassen, legte diese Dinge der Nawabfamilie zur Last und nahm daraus einen Vorwand her, um derselben ihre Würden und Einkünfte zu nehmen! Der Nawab starb zu Ende des Jahres 1855, hinterließ aber nicht die zahlreiche Nachkommenschaft, für welche die Compagniedirektoren zum Himmel gebetet hatten.

Nun meldete der Regent den Tod des Nawab und bat die indische Regierung, daß sie ihn seinerseits als Nachfolger anerkennen und ihm die vertragsmäßig bedungenen Einkünfte auszahlen lassen möchte. Auf dies Gesuch hat er nie eine Antwort erhalten. Der Gouverneur, welcher den Regenten mit königlichen Ehrenbezeugungen empfangen hatte, behandelte ihn jetzt, als sei er ein gemeiner, unverschämter, zudringlicher Betrüger; zehn Tage nach dem Todesfalle setzten sich der Gouverneur und dessen Räthe hin und entwarfen ein Protokoll, welches die Nichtigkeit des Vertrags darthun sollte. Das indische Kontrolbureau zu London eignete sich den Inhalt des Protokolles an und hieß denselben gut. Und doch ist dieses Protokoll ein Aktenstück, das an Keckheit und Dreistigkeit seines Gleichen nicht hat. Zwar gesteht es zu, daß der Oheim gesetzlicher Erbe und Nachfolger des verstorbenen Neffen sei, und daß man ihm Würden und Einkünfte zu belassen habe, wenn der Vertrag gültig sei. Aber man könne mit allen Ehren den Vertrag für ungültig erklären; es sei ja nur ein persönlicher Vertrag und lediglich zu temporären Zwecken abgeschlossen. Zwar hatte, wie schon bemerkt, die indische Regierung selber ihn als einen permanenten anerkannt, aber

Lord Harris interpretirte so: Statt permanent sei temporär, d. h. nur zeitweilig, zu sagen, und wenn im Vertrag ausdrücklich stehe, daß er „abgeschlossen sei auf ewige Zeiten, for all time to come, so verstehe sich ganz von selbst, daß dieser Satz nur bedeuten könne, der Vertrag sei gültig für die Lebenstage des Nawab Asim ul Daulah, mit welchem er abgeschlossen worden sei; auf dessen Nachfolger beziehe er sich nicht. Das ausdrücklich im Vertrage gewahrte Recht der Erbfolge faßte Lord Harris so auf, als verlange der Vertrag, daß dasselbe abgeschafft und für ungültig erklärt werde! —

Smollet führte dann ein Schreiben des berühmten Herzogs von Wellington an, der ausdrücklich sagte: „Wir haben mit Asim ul Daulah 1801 einen Vertrag geschlossen, der gültig ist, und ich hoffe, das Unterhaus werde eine etwaige Behauptung, dieser Vertrag laufe 1819 ab, mit Verachtung zurückweisen; sonst hätten wir ja ein System des Raubes und Betruges." Jetzt behauptet man mit einer frechen Schamlosigkeit, der Vertrag sei allerdings schon 1819 erloschen; der Gouverneur von Madras erklärt, Verträge seien überhaupt ungültig, wenn sie der allgemeinen Wohlfahrt hinderlich wären; und das sei hier der Fall. Der fragliche Traktat sei eigentlich gar kein Vertrag. Das ist doch eine freche und unverschämte Behauptung, welche dieser Edelmann aufstellt, — er erklärt einen Vertrag für keinen Vertrag, obwohl kein geringerer Mann als Lord Clive denselben abgeschlossen und kein geringerer als der Marquis von Wellesley ihn ratificirt hat. Obendrein ist er noch von allen Herrschern Großbritanniens anerkannt worden. Sir Thomas Munro, dieser Gouverneur von Madras, sagt: „Wäre der Vertrag ein permanenter, so würden wir auch das Jahrgeld permanent zu zahlen haben und dadurch geriethen wir in Nachtheil!" „Es ist klar, man hat unter falschen, nichtswürdigen, höchst frivolen Vorwänden den Vertrag beseitigt. Man will dem alten Manne und dessen Angehörigen und Erben das Geld nicht mehr zahlen; die vertragsmäßig übernommene Verpflichtung wird nun für lästig erklärt; man behält das Karnatik, streicht alle Einkünfte, welche früher der regierenden Familie gehörten, ein und zahlt dieser Familie keinen Pfennig mehr. Und gerade diese Familie hat der indischen Compagnie allzeit die größte Gunst erwiesen, und das Karnatik ist britische Besitzung geworden, ohne daß man nöthig gehabt hätte, auch nur einen Tropfen Blut zu vergießen. In dem ganzen Protokoll ist kein wahres Wort, keine einzige rechtschaffene, ehrliche Beweisführung."

Smollet verlangte dann eine Untersuchung dieser Angelegenheit. Ich habe, sagte er, mit einem Gentleman über die Sache gesprochen und Beweise angeführt, daß der Nawab von britischen Beamten auch in Privatgeldangelegenheiten übervortheilt worden sei. Was erhielt ich zur Antwort?

Bah, der Nawab ist ein verdammter Nigger; der mußte ausgeplündert werden!"

Man sagte mir ferner: „Wir können den Nawab nicht wieder einsetzen, dann hätten wir ja einen Staat im Staate und 100,000 Pfund Sterling jährlich an ihn zu zahlen, — das wäre eine enorme Summe." Nun muß aber, von dieser vertragsmäßig gegen Abtretung von Land und Leuten und Einkünften zuerkannten Summe der Nawab noch 10 bis 12 verwandte Familien unterhalten. Die Frage stellt sich einfach so: „Soll ein Vertrag, ein Uebereinkommen in Betreff von Geldleistungen, wobei Englands Treue und Ehre verpfändet, ehrlich gehalten, oder soll Englands Treue und Ehre in den Schmutz getreten werden?" Die Sache selber ist sonnenklar, alle Sophistereien vermögen nichts dagegen. —

Smollet hat ohne Zweifel gewußt, daß er nichts ausrichten würde. Die Zeiten, da man es im englischen Parlamente mit solchen Gaunereien und Beraubungen noch genau nahm und einen Warren Hastings gleichsam an den Pranger stellte, wo Männer wie Burke und Sheridan für die Ehre des Landes in die Schranken traten und dem Parlamente die Achtung der gebildeten Welt verschafften, — diese Tage sind längst dahin. Das Unterhaus billigte Raub und Betrug; es lehnte mit 62 Stimmen gegen 45 die Niedersetzung einer Untersuchungskommission ab. Natürlich; die Untersuchung würde ergeben, daß man den Nawab schmachvoll betrogen, daß man eben so schmachvoll einen gültigen Vertrag unter den frivolsten Vorwänden beseitigt hat. Der verdammte Nigger, derselbe Nawab des Karnatik, welchem man Land und Einkünfte genommen, soll seine 100,000 Pfund jährlich nicht bekommen, denn das wäre „lästig".

Das ist die öffentliche Moral von Englands Regierung und Parlament. Wie verkommen und sittlich auf die niedrigste Stufe herabgesunken dieses Unterhaus ist, ergibt sich aus den Entgegnungen, welche gegen Smollets Thatsachen vorgebracht wurden. Ein Herr Greenfell wußte nichts Besseres dagegen einzuwenden, als daß solche indische Throne überflüssig, dem Publikum nichts nütze und für die Inhaber auch nicht eben vortheilhaft seien. Man dürfe das Unterhaus nicht in ein Zerwürfniß mit der indischen Regierung verwickeln und könne doch dem Volke nicht zumuthen, eine so beträchtliche Jahressumme zu zahlen!

Dagegen erzählte Baillie eine Thatsache, durch welche der freche und frevelhafte Hochmuth der englischen Gewalthaber in helles Licht gestellt wird. Er fragte: „Sollen wir vor dem Volk und den Fürsten Indiens dastehen als eine Nation, welche in perfidester Weise ihre nationalen Verpflichtungen verletzt, oder sollen wir zeigen, daß wir Gerechtigkeit und Verträge achten?" Dann kam er auf Lord Dalhousie zu sprechen, denselben Generalgouverneur, welcher den letzten Krieg gegen den König von Barma planmäßig anzettelte, um diesem Monarchen das Delta des Irawaddy, d. h. das Land Pegu mit der Hauptstadt Rangun, zu rauben. „Lord Dalhousie wollte eben Indien verlassen; im Bewußtsein seiner Machtfülle und mit unverschämtem Uebermuth sagte er zu einem indischen Fürsten, daß er ihn für so niedrig und gering achte, wie den Staub unter seinen Füßen. Nun, dieser Fürst war der Nisam von Haiderabad, und einige Monate später war es gerade dieser Nisam, dessen Loyalität, ehrlichem Verfahren und ganz ausgezeichneten Dienstleistungen wir es verdanken, daß wir unsere Herrschaft nicht verloren; er hat uns Indien gerettet und erhalten."*) Solchen Dingen gegenüber wußte selbst Lord Palmerston nichts vorzubringen; hier konnte er weder lügen, noch verdrehen.

Nun steht aber dieser Fall mit dem Nawab von Karnatik nicht vereinzelt da. Eben jetzt, im Juni 1864, ist in London ein Buch erschienen: Dhar not restored, in spite of the house of Commons and public opinion, by John Dickinson. (Athenäum vom 11. Juni, S. 805.)

An der Nerbadda und theilweise am Windhyagebirge liegt das Gebiet von Indur (Indore) mit der gleichnamigen Hauptstadt. Etwa sieben deutsche Meilen nach Südwesten und sechs deutsche Meilen westlich von der Stadt Mhan liegt der kleine Schutzstaat Dhar. Er hat (Hartwig Brauer, Asien, Leipzig 1862, S. 627) 51

*) Gegenüber einem so frevelhaften Hochmuth wird die Stimmung der indischen Fürsten erklärlich. Ueber die Stellung, welche der Nisam von Haiderabad den Engländern gegenüber einnimmt, verweisen wir unsere Leser auf die Mittheilungen, welche wir neulich gaben (S. 124). Er wies den Ordensstern zurück, welchen 40 Offiziere und Beamte ihm überbringen wollten; der englische Resident schnitt sich aus Verzweiflung den Hals ab, und der Nisam sagte: „Die Engländer sind Menschen von plumpen Sitten und grober Lebensart; sie wissen ganz und gar nicht, was sich ziemt und schickt." Der Fürst hatte den Lord Dalhousie kennen gelernt, und so begreift sich dieser Ausspruch.

Quadratmeilen, 104,860 Einwohner, 48,000 Pfd. St. Einkünfte, hält 47 Artilleristen, 254 Reiter und 798 Mann Fußvolk und zahlt kein Schutzgeld. Die Hauptstadt Dhar liegt unter 22° 58′ n. Br. Der Fürst gehört zu einer Radschputen-Familie, die aber als Mahratten-Familie naturalisirt worden ist. Mit ihm schloß England am 10. Januar 1819 einen Allianz-Vertrag, welcher bis zum 23. Mai 1857 in Kraft blieb. An diesem Tage starb der Fürst. Damals war die große Meuterei der Sipahis ausgebrochen. Der Thronerbe von Dhar war minderjährig, und der britische Resident hätte demnach sofort eine Regentschaft einsetzen müssen. Aber der Beamte, Oberst Durand, ein „Annexationist", wollte die günstige Gelegenheit, einen Länderraub zu begehen, nicht ungenützt vorüber lassen. Er hatte aus Indore entfliehen müssen, aber englische Truppen bei sich und that alles Mögliche, um in Dhar Verwirrung anzurichten. Den jungen Radscha erkannte er erst im Oktober als Thronfolger an, machte es ihm aber dann zum Vorwurfe, „daß er seine Soldaten nicht im Zaume gehalten". Ein Theil derselben hatte nämlich am 31. August sich des Forts in Dhar bemächtigt und gegen die Engländer erklärt; aber weshalb? Weil diese einen Mann, der beim Volke für heilig galt, aufgehoben und ins Gefängniß gesperrt hatten.

Wegen „des Verbrechens, die Soldaten nicht in Zucht gehalten zu haben", erklärte der Generalgouverneur, Lord Canning, auf Durands Antrag, daß der Staat Dhar als confiscirt betrachtet werde. So geschah es auch, er wurde annectirt.

Um die Albernheit und Nichtswürdigkeit eines solchen Vorwandes recht zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die Engländer selber ihre Truppen nicht „in Zucht halten" konnten, denn hätten sie es vermocht, so wäre ja eben die Meuterei nicht ausgebrochen. Logisch genommen, hätte also jener Lord Canning sich selber, die indische Compagnie und alle Engländer confisciren müssen!

Genug, der Raub wurde zu einer vollendeten Thatsache. Was geschah weiter? Lord Stanley, der Reichsminister in London, befahl, daß die Confiscation rückgängig gemacht werden solle; sie sei ungültig. In Indien aber bekümmerte sich die Regierung nicht um diesen Befehl und nahm die Confiscation nicht zurück. Dann brachte Bright diese Dinge vor das Unterhaus, das sich in Lord Stanley's Sinn entschied. Trotzdem blieb die indische Regierung bei Raub und Confiscation. Der junge Radscha von Dhar ist ein gebildeter Mann, redet drei Sprachen und gilt allgemein für sehr gescheidt. Die indische Regierung aber, um den Raub nicht herauszugeben, wendet ein, er sei „unfähig, zu regieren". Sie gibt ihm sein Land nicht und zahlt ihm auch eine Jahressumme von 1200 Pfd. St. nicht, welche sie vertragsmäßig zu leisten hat.

Dickinson weist das Alles in seiner Schrift nach, und man sieht, daß in Bezug auf den Radscha von Dhar dasselbe System des Raubes und des Betruges befolgt wird, wie gegenüber dem Radscha des Karnatik.

Aus allen Erdtheilen.

Nähere Nachrichten über das Schicksal der Juden-Missionäre in Abessinien und König Theodor. Als die Notizen, welche wir in einer früheren Nummer mittheilten, schon gedruckt waren, erhielten wir eingehende Nachrichten über den merkwürdigen Vorfall. Gerade die Einzelnheiten sind für die Zustände in Habesch charakteristisch, und deshalb kommen wir noch einmal auf die Sache zurück.

Diese Falaschas, d. h. Verbannte oder Wanderer, stammen angeblich aus Jerusalem. Sie erregten die Aufmerksamkeit der Gesellschaft in London, welche viel Geld verwendete, um die Kinder Israel zum Christenthum zu bekehren. Als Apostel verwendet sie getaufte Juden, zumeist aus Deutschland, und zu diesen gehört auch der Missionär H. Stern. Nachdem er eine Zeitlang unter den Falaschas verweilt, kam er 1861 nach Europa zurück und veröffentlichte über das interessante Volk ein Buch, welches wir (Globus III, 312) besprochen haben. Die Folge war, daß die Bekehrungsgesellschaft ihn 1862 wieder nach Habesch sandte, wo er vom König Theodor sehr freundlich empfangen worden war. Mit ihm gingen zwei andere Missionäre, Rosenthal und Hausmann. Diese drei Männer vertheilten dann Bibeln unter den Falaschas, predigten, gaben Schulunterricht und meldeten nach Europa, daß sie binnen zwei Jahren etwa 60 Falaschas bekehrt hätten. Der König zeigte sich ihnen gewogen; dann traf aber plötzlich eine ungünstige Wendung ein, deren Ursachen wir nicht kennen. Der Verlauf der Dinge wird in der Mainummer des „Journal des Missions evangeliques" ausführlich berichtet, und wir wollen das Wesentliche mittheilen:

Stern befand sich im September 1863 zu Gondar, der Hauptstadt des Königs, bei welchem er sich verabschieden wollte, bevor er eine Rundreise zu den verschiedenen Falaschagemeinden antrat. Er nahm zwei Eingeborene als Dolmetscher mit sich und ging zu Theodor, welcher sich mit seinem Hofstaat an einem Orte Namens Voghera aufhielt. An jenem Tage hatte der König ein Festmahl gegeben. Die Hofetikette verbietet, daß man ihm Abends, nachdem er gespeist hat, die Aufwartung macht, es sei denn, daß man ausdrücklich eingeladen worden sei. Stern wurde vorgelassen und hielt seine Anrede; es scheint aber, daß die Dolmetscher den Inhalt nicht genau wiedergegeben haben, denn der König wurde ärgerlich und ließ sie hart an; er fragte, weshalb sie, die schon lange bei Stern in Diensten seien, dessen Sprache nicht besser gelernt hätten? Das verdiene Züchtigung. Er ließ dann sechs Soldaten kommen und die beiden Dolmetscher zu Tode peitschen.

Der arme Missionär mußte diese Barbarei mit ansehen. In seiner Verzweiflung und da er nichts sagen durfte, fuhr er unwillkürlich mit der Hand an die Lippen und biß sich auf die Finger. Gewiß dachte er nicht daran, daß man darin eine Kundgebung des Rachegefühls sieht; in Abessinien ist dem aber so. Der König wurde jetzt noch wüthender und ließ auch Herrn Stern dermaßen peitschen, daß der unglückliche Mann, dem gewiß nichts ferner gelegen hatte, als dem grimmigen Halbbarbaren trotzen zu wollen, mehrere Tage lang in Lebensgefahr schwebte. Theodor ließ ihn binden und nach Gondar schleppen.

Dort verweilte eben der englische Konsul Cameron, der sofort zum Guten reden wollte; aber der König ließ ihn nicht vor und gab auf eine schriftliche Mittheilung eine sehr grobe Antwort.

Inzwischen befanden sich Rosenthal und Hausmann zu Gaffat, wo die deutschen Missionäre aus Basel, welche bisher beim König in hoher Gunst standen, ihre Station haben. Sie sind ihm vielfach nützlich gewesen und haben ihm sogar Kanonen gegossen. Das Alles hat ihnen aber nichts geholfen. Am 13. November erschien ein hoher Würdenträger, Ras Hailu, in Gaffat, und mit ihm kamen ein paar tausend Soldaten. Der Vorstand der Station, Missionär Flad, war abwesend. Ras Ali ließ ohne Weiteres Frau Flad, deren Kinder und alle zur Mission gehörenden Leute binden und nach Gondar bringen; dorthin wurden auch Rosenthal und Hausmann abgeführt. Die Soldaten zerstörten das Haus und stahlen Alles, dessen sie habhaft werden konnten, und zwan-

gen dann einen Missionär und Frau Flad, die Orgel zu spielen und einen Psalm zu singen.

Unterwegs wurden die Gefangenen arg mißhandelt, sogar die zwei kranken Kinder der Frau Flad. In Gondar wurden sie alle vor Theodor geführt, der sehr wüthend war und Herrn Rosenthal mit der Frage anfuhr:

„Kannst du Lanze und Schwert führen und dich mit einem meiner Krieger messen?"

„Nein."

„Wenn du nicht einmal das kannst, weshalb beleidigst du mich denn?" Rosenthal erklärte, daß ihm dergleichen nicht in den Sinn gekommen sei, das half aber nichts; er wurde mit Ketten beladen. Die deutschen Missionäre von der Station wurden nach einigen Tagen im Gefängnisse milder behandelt, Stern und Rosenthal aber desto schlimmer. Man ließ sie hungern, und ein Diener starb aus Mangel an Nahrung. Inzwischen kam Herr Flad nach Gondar, richtete aber beim Könige weiter nichts aus, als daß Rosenthals Gattin Besuch von Frau Flad erhalten durfte.

Am 20. November ließ der König unter freiem Himmel Gericht halten, mehrere tausend Zuschauer hatten sich versammelt, und alle in Gondar anwesenden Europäer waren eingeladen worden. Das Volk bildete einen weiten Halbkreis, und der König saß, umgeben von seinen höchsten Würdenträgern, auf einem großen Gerüste. Rosenthal und Stern, die man an den Armen zusammen gebunden hatte, wurden vorgeführt, beladen mit allem Schmutz des Gefängnisses und in äußerst erschöpftem Zustande, halbverhungert. Auch Frau Flad wurde angeklagt, weil sie, angeblich, in respektwidrigen Ausdrücken von Theodor gesprochen habe; der König begnadigte sie, weil ihr Mann sein Freund sei.

Unter Sterns Papieren war ein Stück von einem Tagebuche gefunden worden; es heißt darin, daß der König mit kaltem Blut eine Anzahl gefangener Rebellen habe niederhauen lassen. Darin sah man ein Verbrechen, und Rosenthal wurde als Theilnehmer desselben angesehen. Demgemäß wurde dann die Anklage gestellt und aus dem Fetha Negest, dem abessinischen Gesetzbuch, eine Stelle verlesen, in Folge welcher der mit dem Tode bestraft werden solle, wer den König beleidigt. Theodor besprach sich mit den Würdenträgern, ob in vorliegendem Falle das Gesetz Anwendung finden solle. Ein Beamter, der das verneinte, wurde sofort in Ketten gelegt. Die Todesstrafe wurde indeß nicht ausgesprochen; Stern und Rosenthal wurden ins Gefängniß zurück gebracht und dort nahm man ihnen sogar die Ketten ab. Das öffentliche Schauspiel, bei welchem der König seine Macht zeigen wollte, hatte wohl den Halbbarbaren etwas besänftigt.

Missionär Hausmann war auch in Haft gehalten worden, bekam aber nach dem Urtheilsspruch Erlaubniß, das Land zu verlassen, und ging nach Chartum, von wo aus er einen Bericht über diese tragischen Vorgänge an den englischen Generalkonsul in Kairo eingeschickt hat. Dieser reklamirte sofort bei Theodor und forderte die Freigebung der Gefangenen, weil sie englische Unterthanen oder doch Schutzbefohlene seien. Der König ist aber jetzt den Engländern nicht gewogen, weil sie, wie er meint, nicht zuvorkommend genug gegen ihn seien. —

Seitdem Hausmann seinen Brief geschrieben, ist die Nachricht nach Europa gelangt, daß Theodor nun auch den englischen Konsul Cameron in Gondar habe einsperren lassen. Dadurch wird er sich ohne Zweifel manche Verlegenheiten zuziehen.

Konsul Richard Burton gegen Kapitän Hanning Speke. Diese beiden Reisenden machten bekanntlich die Reise von Sansibar ins Innere von Ostafrika zum Tanganyika-See gemeinschaftlich. Als Entdecker dieses letztern muß Burton betrachtet werden. Er erkrankte zu Kaseh in Unyamuesi und sandte seine Gefährten von dort aus nach Norden. Auf dieser Wanderung kam Speke an das Südende des Nyanza-Sees. Beide Entdecker geriethen dann in Zerwürfniß, weil Speke es in seinen Berichten mit der Wahrheit nicht genau nahm und namentlich auf seiner Kartenskizze um das Nordende des Tanganyika-Sees in Hufeisenform ein, gar nicht vorhandenes, Hochgebirge einzeichnete, das er Mondgebirge nannte. Burton erklärte von vorn herein und wies nach, daß es sich dabei um eine Phantasieschöpfung Speke's handle und tadelte diesen wegen solch einer Versündigung an der Wissenschaft; nichts desto weniger hat Speke in seinem Werk über die Entdeckung der Nilquellen dieses „Mondgebirge" abermals auf der Karte verzeichnet! Nun schreibt Burton aus Buena Vista, Insel Fernando Po, es sei durchaus nicht seine Absicht, Speke's, „nicht durch ehrenhafte Mittel erworbene Lorbeern anzutasten". Aber er geht scharf um mit dem großprahlerischen Manne, der sich selber als einen „Regenerator Afrika's" hinstellt, und erwähnt, daß derselbe in seiner Tischrede zu Taunton falsche Angaben gemacht habe. Wir unsererseits sagten im Globus, gleich nachdem Speke jene Rede in seiner Vaterstadt gehalten, daß er in derselben manche geradezu lächerliche Dinge zum Besten gegeben habe, z. B. daß Oesterreich die Absicht hege, Afrika zu erobern. Burton kommt nun auf die angeblichen Mondgebirge zurück. Speke legt den innersten Punkt des Halbmondes oder Hufeisens mindestens 150 Miles entfernt von dem nördlichsten Punkte, bis zu welchem man am Tanganyika-See, „dieser von Bergen umschlossenen Mulde" vorgedrungen ist. „Ich weiß mit Bestimmtheit, daß der Settler der Nilquelle solche Gebirge mit keinem Auge gesehen hat, daß auch Niemand von jenem erwähnten Punkt aus sie sehen kann. Auch sagt Speke in seinem Buche (S. 263), daß er das besagte Huseisen (Mondgebirge!) nicht aus eigener Anschauung kenne, sondern durch wissenschaftliches und geographisches Raisonnement!" „Durch Speke's Entdeckungen sind die Nilquellen durchaus noch nicht bekannt geworden. Sie beweisen uns, daß das Becken des Nyanza eben so wenig als die wahre Quelle betrachtet werden kann, wie der Tzana, d. h. See von Dembeah in Abessinien oder Bruce's abessinischer Sumpf (den man für die Quelle des Blauen Nils ausgab. Es entsteht einfach die neue Frage: Ist der große Strom (Nil) aus Krapfs Tubiri und dem Baringo-See abzuleiten, kommt er also von der nordwestlichen Wasserscheide des Kenia, Kilimandscharo und den Mondgebirgen des Ptolemäus? Und wenn das nicht der Fall: haben wir seinen Ursprung zu suchen im Bahr el Gasal oder in dem Hochlande, das südwestlich vom Nyanza liegt und von wo der Kitangulesluß kommt? Ich halte das erstere für wahrscheinlich und glaube, es werde sich schon herausstellen, daß der Nyanza eine mächtig große Lagune ist, in welche eine Anzahl von, für Afrika sehr beträchtlichen, Flüssen fällt. Nur bei einer solchen Annahme erklärt sich, daß mehrere Gewässer aus ihm abströmen. Wir kennen nur vom Nil (durch Speke) etwa 300 Miles mehr als früher. Aber von Entdeckung der wahren Quelle kann erst die Rede sein, wenn von competenten Forschern das südöstliche und südwestliche Ende des Sees, überhaupt der südliche Halbkreis des Nilgebietes erforscht worden sind. Ein künftiger Forscher wird sich auch nicht mit der puranischen Geographie Afrika's abgeben, also nicht mit Dingen, von denen kein Wort in den indischen Puranas steht (Anspielung auf den Betrug, welchen indische Pandits dem Lieutenant Wilford spielten; Globus VI, 189). Auch wird ein Forscher nicht Völker, welche Kafirsprachen reden, z. B. die Wahuma und Waganda, mit den Galla verwechseln, welche semitisch sprechen. Endlich wäre es wohlgethan, wenn künftige Reisende, die nur etwa bloß an einem Stücke vom Nyanza-See hinweggereist sind, nicht soviel Geschrei machten und doch so wenig Wolle zurückbrächten, wie der Mann, welcher sich selbst für den Nilentdecker ausgibt."

Die Lage der Dinge in Cambodscha. Wir finden in einem Schreiben aus Saigong, vom April (in der Allgemeinen Zeitung) folgende Mittheilungen, welche geeignet sind, Manches über die gegenwärtigen Verhältnisse in klares Licht zu stellen und Mouhot's Schilderungen zu ergänzen.

Die Macht und Herrschaft des alten Cambodscha, das noch in den Sagen und Erinnerungen der ultra-indischen Völker lebt, würde bei dem jetzigen Zustand des Landes als eine mythische Fabel und Erdichtung erscheinen, wenn nicht die großartigen Steinruinen, die kürzlich an den Ufern des Binnensees wieder entdeckt wurden (die Ruinen von Ongkor), uns das Bild dieser vergangenen Zeiten vorführten. Die jetzige siamesische Monarchie wuchs auf unter den Plünderungen des damals reichen Cambodscha, und nach der Eroberung des Königreichs von Tsiampa kamen die Cochinchinesen von der andern Seite für ihren Antheil an der Beute. Seitdem haben beständige Verheerungen und Einfälle das Land in eine Wüste verwandelt, und die Revolutionen dauerten fort bis in die jüngste Zeit.

Im Jahr 1860 starb Sombet Phra Harirak, der König von Cambodscha, der von dem Unterricht der Missionäre hinlänglich gelernt hatte, um die Inschrift „domus ad mendicandum orizam et bibendum vinum" über seinen Speisesaal zu setzen. Der zweite Sohn, Ong Wata, der als Geisel am Hofe des Königs von Siam lebte, erhielt die Erlaubniß zurückzukehren und dem Leichenbegängniß seines Vaters beizuwohnen, benutzte aber die Gelegenheit, um einen Aufstand gegen seinen älteren Bruder, Naromdom, anzustiften und ihm den Thron

streitig zu machen. Während dieser Unruhen erhob Sauongso, einer der Edelleute im Gefolge Ong Wata's, die Fahne der Empörung in seinem eigenen Namen, und beide Prinzen flohen nach Bangkok, von wo der ältere durch eine siamesische Armee zurückgeführt und auf dem Thron befestigt wurde. Der jüngere ging auf gutgemeintes Anrathen in ein Kloster in Bangkok. Da der jetzige König seine Erhebung so dem siamesischen Hof verdankt, fühlt er sich in einer verlegenen Stellung gegenüber seinen französischen Besuchern, die mit ihren Kriegsschiffen die breiten Arme des Mekong bis hin zu seiner Hauptstadt befahren können.

Die Franzosen haben allerlei Ansuchen und Vorschläge, über die er nicht zu entscheiden wagt, so lange das Auge des siamesischen Residenten, der zu seiner Beaufsichtigung hergeschickt ist, auf ihm ruht. Eine der Forderungen Frankreichs war, die Landspitze in Panom-Pen abgetreten zu erhalten, die das dortige Kreuz der vier Flüsse dominirt. Da der junge König von Cambodscha durchaus kein abgesagter Feind von Vergnügungen ist und die domus ad bibendum häufiger besucht als seine buddhistische Religionspflicht erlauben sollte, ist es nicht gerade schwer, ihn in derjenigen liebenswürdigen Stimmung zu finden, in welcher auch mit den afrikanischen Potentaten oder den Indianern manche Verträge geschlossen worden sind. Die älteren Minister haben indeß die schon zugestandene Konzession rückgängig zu machen gesucht und führen jetzt beständig die Erzählung von dem listigen Ländererwerb im Munde, die in unsern Geschichten den Karthagern zugeschrieben wird. Nach den Cambodschanern waren die Holländer, die früher eine Faktorei in der Nähe Udongs hatten, die Erfinder, und die Javanesen beschuldigen sie, auf dieselbe Weise in Batavia Fuß gefaßt zu haben. Dadurch gewarnt, wollen die Cambodschaner den Franzosen keinen festen Fuß gönnen, damit sie nicht ihr Büffelhautnetz von dort ausspannen.

Unter der Aegide des französischen Schutzes haben sich schon verschiedene Abenteurer dieser Nation im Innern Cambodscha's gezeigt, aber leider nicht zum Vortheil des europäischen Namens und kaufmännischer Redlichkeit.

Die Stadt Saigong im französischen Cochinchina. Der Eindruck, welchen Saigong augenblicklich macht, ist ein äußerst unfertiger. Man sieht Straßen mit Häusern im europäischen Styl gebaut (mit Restaurationen natürlich und Kaffeehäusern) zwischen Strecken von Schutt, zwischen Wiesen und Morästen. Hie und da steht ein großes Steingebäude für öffentliche Zwecke, aber man kann nur auf Umwegen von einem zum andern gelangen, da den zwischen liegenden Kanälen die Brücken fehlen. Alles dies kann weiter kein Vorwurf sein. Jedes Ding muß einen Anfang haben, und es ist nur unter besonderen Verhältnissen möglich, daß eine Stadt in drei oder vier Jahren zu der Vollkommenheit von San Francisco oder Melbourne auswächst. Wenn sich später so gute Interessen erwarten lassen, wie sie Singapore an England oder Batavia an Holland bezahlt hat, darf man die erste Anlage des Kapitals nicht scheuen. Die temporäre Verminderung des Handels mag theilweise in der Entvölkerung der eingebornen Stadt, aus welcher die reichsten Bewohner bei der Belagerung entflohen, ihren Grund haben, ist aber auch vielfach den willkürlichen Eingriffen der Regierung, wie sie unter einer militärischen Verwaltung stets mehr oder weniger vorkommen werden, zur Last zu legen. Ueber die Zukunft Saigongs sind die Ansichten bis jetzt sehr verschieden. Man hört bald extravagante Hoffnungen aussprechen, bald nur unheilvolle Prophezeiungen. Saigong liegt allerdings in dem weiten Delta des Mekongflusses, aber dieser majestätische Strom hat kein produktives Hinterland. Er fließt nicht wie der Ganges durch übervölkerte Provinzen, den Sitz alter Kultur, noch strömt er, gleich dem Irawaddi, an der Hauptstadt eines königlichen Hofs vorbei, der den ganzen Reichthum seines Landes an sich zieht und bei sich konzentrirt.

Der Mekong gleicht mehr dem Salwen, und Saigong ist nicht mit Calcutta oder Rangun zusammenzustellen, sondern mit Maulmein, das ohne die lokale Ausfuhr des Tekholzes nie eine commercielle Bedeutung erlangt haben würde. Die Umgegend Saigongs producirt nur Reis, und auch diesen bei der schwachen Bevölkerung in bloß geringer Quantität. Das einheimische Produkt von Bangkok ist gleichfalls nur Reis, aber in Bangkok findet sich außerdem eine beträchtliche Zufuhr anderer werthvollen Artikel, theilweise aus den inneren Provinzen Siams, theilweise aus Cambodscha, dessen König zu einem jährlichen Tribut verpflichtet ist. Da dieses unglückliche Land, das seit 300 bis 400 Jahren der stete Spielball seiner mächtigeren Nachbarn war, auch an Cochinchina einen dreijährigen Tribut zu bezahlen hatte, so behaupten die Franzosen jetzt, daß dieses Souveränitätsrecht durch die Besetzung Saigongs an sie übergegangen sei, und sie haben es zum Vorwand verschiedener Einmischungen gemacht, die von dem König von Siam mit ängstlichen Augen angesehen werden.

Land, Leute und Kriegführung an der Westküste von Afrika. Die nachstehenden Bemerkungen sind von Winwood Reade, dem Verfasser des Werkes „Wildes Afrika". Er macht dieselben in Hinblick auf das widersinnige Verfahren der englischen Regierung gegenüber dem Könige von Aschanti. —

Der ganzen Westküste Afrika's entlang, von St. Louis am Senegal im Norden bis nach Benguela im Süden finden wir, einen einzigen Punkt ausgenommen, nirgends eine Gegend, in welcher ein kranker Mensch sich erholen könnte; die ganze weite Strecke ist als eine ungeheure Kloake des Fiebers, der Dysenterie und aller Dinge zu betrachten, die abscheulich und tödtlich sind. Jenen Ausnahmepunkt bildet das Cameronesgebirge, und Kapitän Burton hat mit vollem Rechte denselben für die Anlage einer Gesundheitsstation empfohlen. Im Uebrigen sind an der Küste die Militärlazarethe auch in der günstigsten Zeit mit Kranken angefüllt. Und nun ein Feldzug in einem solchen Lande! Allnächtlich wird der Soldat von einem unsichtbaren, unwiderstehlichen Feind angegriffen, der Malaria, welche aus den Sümpfen kommt. Die Nahrungsmittel sind schlecht, Schöps- und Rindfleisch können nur als Leckerbissen betrachtet werden. Die Wege sind so schmal wie Schaftriften, und die Soldaten müssen sich manchmal mit dem Seitengewehr einen Pfad durch den Wald bahnen. Ein eigentlicher Krieg findet nicht statt; man legt dem Feind einen Hinterhalt, und für dergleichen eignet sich Afrika ganz ausgezeichnet.

Diese Wälder scheinen von der Natur geschaffen zu sein für die Erhaltung des nackten Negers, etwa in ähnlicher Weise wie sie das Stachelschwein, das Armadill und den Alligator mit einem häßlichen aber undurchdringlichen Panzer geschützt hat. Man braucht kein Feldherrngenie zu haben und kann doch begreifen, daß unter solchen Umständen ein Angriffskrieg seine sehr bedenklichen Seiten hat. Jene unsinnige Expedition gegen die Aschantis gehört zu den merkwürdigsten Fällen menschlichen Unverstandes und zeugt von einer sehr dünkelhaften Anmaßung.

Man nimmt in der Regel an, die Neger seien eine wilde Rasse, welche den weißen Mann tödte, wann und wo sie das ungestraft wagen könne und die mit eben so großem Behagen Blut aus einem Menschenschädel saufe, wie wir alten Portwein trinken. Ich meinerseits habe die Neger als furchtsame, weibische, höfliche Wesen kennen gelernt, als Weltleute, die nicht gern Blut vergießen, außer wenn die Furcht sie dazu treibt oder ihre religiösen Leidenschaften ins Spiel kommen. Vor allen Dingen sind sie auf Handelsvortheile erpicht. Sie empfangen von uns Weißen allerlei Luxusartikel, welche ihnen nun zum Bedürfniß geworden sind, als da sind Baumwollenzeuge, Glasperlen, Rum, sodann auch Pulver, Gewehre und Kugeln, mit denen sie uns todtschießen, wenn wir ihnen keine andere Wahl lassen.

Zu diesem äußersten Mittel greifen sie aber nur ungern, und ich kann das gerade in Bezug auf den Aschantikrieg nachweisen. Ein Unterbeamter nämlich, der vor vielen Monaten mit der ersten Expedition ins Innere ging, zu einer Zeit, wo man in England von dem ganzen Kriege noch nichts wußte, erzählte mir, daß er mit seinen Leuten an einer Stelle vorüber kam, wo einige hundert Aschantis im Hinterhalte lagen. Er bekam davon erst später Nachricht durch einen Fanti, welchen die Aschantis gefangen genommen hatten. Auf die Frage: weshalb sie nicht aus ihrem Hinterhalte heraus Feuer gegeben hätten, sagten sie, ihr König habe befohlen, daß den weißen Leuten nichts zu Leid geschehen solle. Sie fügten hinzu: „Wir haben Krieg mit den Fantis, nicht mit euch; und wenn ihr dieser Fantis halber mit uns Krieg anfangt, so wollen wir doch nicht gegen euch kämpfen." Und während des ganzen ersten Feldzugs haben sie ihr Wort gehalten; das englische Detachement kam zurück, ohne einen Aschanti gesehen zu haben; sie fochten lediglich gegen unsere Verbündeten, die Fantis.

Unter gewöhnlichen Umständen liegen in unseren Besitzungen an der afrikanischen Westküste Truppen aus Westindien, um, wie man zu sagen pflegt, unsern Handel zu beschützen. Ich habe nun ein gut Theil solchen militärischen Schutzes bei Franzosen, Engländern und Portugiesen gesehen und behaupte

entschieden, daß es sich mit demselben genau so verhält, wie mit dem eisernen und dem irdenen Topf in der äsopischen Fabel. Gerade dieser militärische Schutz hat am Senegal dem Handel großen Nachtheil gebracht, hat in Angola mehrere lissaboner Häuser zu Grunde gerichtet und legt nun an der Goldküste den Verkehr lahm. Das wichtigste Erzeugniß, welches wir aus Afrika bekommen, ist Palmöl und zwar von den Flüssen Calabar, Braß, Bonny und Benin. Dort ist kein „militärischer Schutz", und der Weiße wird nicht belästigt; in Bonny ist er sogar Juju, d. h. ein Fetisch, gleichsam ein geheiligtes Thier wie eine Eidechse, und Niemand darf ihm, bei Todesstrafe, etwas zu Leide thun. Manchmal haben die Kaufleute allerdings mit schlechten Schuldnern zu schaffen, aber dann machen sie an Konsul Burton nach Fernando Po eine Meldung, dieser schickt ein Kanonenboot in den Fluß, und dasselbe bleibt liegen, bis Zahlung erfolgt.

Die Neger haben großen Respekt vor Kriegsschiffen und den langen Kanonen in den Forts der Küstenstädte, aber sie verlachen unsere eingedrillten Neger. Diese unglücklichen Soldaten und noch mehr die unglücklichen Offiziere sind in Westafrika ganz unnütz, und es ist eine wahre Grausamkeit, sie dorthin zu schicken. Zur Vertheidigung der Küstenplätze reicht eine Miliz hin, aber bei einem Krieg im Innern würde selbst eine napoleonische Armee in den Wäldern zusammen schmelzen, als wäre sie Schnee. Es reicht vollkommen hin, wenn allmonatlich einmal ein Kanonenboot sich in den Palmölflüssen sehen läßt; aber auch dieser Dienst ist des Klimas wegen gefährlich, doch bei weitem nicht in dem Maaße als jener, welchen Soldaten im Innern zu thun haben.

Ausrottung der Indianer in Nordamerika. Im Anfange des Maimonates 1864 hat General Sully in St. Louis eine große Expedition, die aus etwa 3000 Reitern und berittenen Infanteristen besteht. Er will die Sioux im Territorium Idaho unterwerfen oder völlig vernichten. Idaho, ein erst vor Kurzem organisirtes Gebiet hat als Grenzen: im Westen Oregon und Washington, im Süden Nevada, Utah und Colorado; im Osten Nebraska und Dakotah, und im Norden den 49. Grad nördlicher Breite, durch welchen es vom britischen Gebiete getrennt wird. Der Expedition schließen sich befreundete Indianer an, namentlich Mandanen, Krähen, Delawaren und Schahnis, die als Späher und auch als Krieger verwandt werden sollen. Der westliche Theil von Idaho ist goldreich; die Goldgräber sind bis jetzt von den Sioux belästigt worden; diese gedenkt Sully zu Paaren zu treiben und dann von Idaho aus nach Osten hin bis an den Missouri und weiter durch Minnesota eine Kette von Infanterieposten anzulegen.

Die Goldfunde in Britisch Columbia. Bisher gaben die Minen im Distrikte Cariboo den reichsten Ertrag, seit mehreren Monaten hat sich jedoch heraus gestellt, daß der Bezirk Schuswap noch ergiebiger ist. Dort fördern Arbeiter, die weiter nichts als eine Hacke haben, im Durchschnitte täglich für fünf Dollars Gold. Oberhalb der Stadt Lytton am Fraser arbeiten etwa 40 Indianer, von denen Jeder Tag für Tag für mehr als 20 Dollars gewinnt. Als das bekannt wurde, fand sich eine Schaar Chinesen ein, um Besitz von diesen „Claims" zu nehmen. Der Richter entschied aber gegen die weizengelben und für die kupferbraunen Leute.

Die Deutschen zu Victoria in Australien haben in Melbourne einen „Centralausschuß der deutschen Vereine in Victoria und anderer Kolonien Australiens" gegründet, um die gemeinsamen Interessen unserer Landsleute zu wahren und zu fördern. In einem Rundschreiben sagt der Ausschuß:

„Die Deutschen in Victoria und in den anderen Kolonien Australiens bilden einen erheblichen Bestandtheil der Bevölkerung dieser Länder, die zu immer größerer Bedeutung und Wichtigkeit sich entwickeln. Die Zahl der Deutschen übersteigt 30,000, sie bewähren sich als gute und erfolgreiche Kolonisten und sind als fleißige und verläßliche Arbeiter geschätzt. In allen Zweigen der mannigfachen Thätigkeit, im Betriebe des Handels und der Gewerbe, der Handwerke, der Landwirthschaft, der Goldminen stehen Deutsche in erster Linie, und um die Einführung des Weinbaues, der die günstigsten Erfolge verspricht, so wie um die Einführung verschiedener anderer Industrien haben sich dieselben anerkannte Verdienste erworben. Auch in Kunst und Wissenschaft sind erhebliche Erfolge aufzuweisen. Deutsche Forscher erwerben sich hervorragende Verdienste und helfen dem deutschen Namen im entferntesten Süden Anerkennung und Achtung zu gewinnen. In den Hauptstädten und anderen Mittelpunkten der Bevölkerung bestehen verschiedene deutsche Gesellschaften und Vereine, deren Aufgabe es ist, durch die Verbreitung deutscher Zeitschriften und Literatur ein geistiges Bild der Vereinigung mit dem fernen Vaterlande zu erhalten, durch Veranstaltung gemeinschaftlicher Feste freundliche und gesellschaftliche persönliche Beziehungen unter den Deutschen zu fördern, durch gemeinsame regelmäßige Beiträge einen Fond zur Unterstützung hülfloser und unglücklicher Landsleute zu schaffen, Neuankommenden mit Rath und Nachweisung an die Hand zu gehen, während Turn- und Gesangvereine dazu beitragen, vaterländische Sitten zu bewahren und das gesellige Zusammenleben zu fördern. Die Landesgesetze sichern den Deutschen in wesentlichen Punkten gleiche Rechte mit ihren Mitkolonisten. Die Deutschen in Victoria haben durch gemeinsames Zusammenwirken die Vereinfachung des Naturalisationsgesetzes erwirkt, und der großen Menge der fremdgebornen Bevölkerung sowie Nicht-Naturalisirten wichtige Erleichterungen und Rechtserweiterungen in Bezug auf Landbesitz und Vererbung verschafft."

Die Entdeckung der Pfahlbauten im Starnberger See. Professor Desor hatte aus der Schweiz den Schiffer Benz mit nach München gebracht und schickte diesen, der Pfahlbauten kundigen Mann voraus an den Starnberger See, um sich dessen Ufer zu betrachten. Am 13. Juni folgte dann Desor selber mit dem berühmten Zoologen von Siebold. — Wir begannen (so schreibt er der berner Zeitung „Bund") mit der Untersuchung des rechten Ufers, wo wir nur auf einige unbedeutende römische Ueberreste stießen. Bald darauf erreichten wir eine Insel am linken Seeufer, gegenüber dem neuen Sommerpalaste des Königs Max, mit dessen Bau man jetzt beschäftigt ist. Gerade hier, am Strande dieser Insel, mußten die Zeugen alter Pfahlbauten sich befinden, wenn jemals solche in diesem See bestanden. Und wir waren noch nicht um die Insel herumgefahren, so entdeckten wir in der That mehrere Pfahlspitzen. Die ersten waren nicht sehr deutlich, doch war es unmöglich, sich über ihr Vorhandensein zu täuschen. Bald erblickten wir auch andere, kenntlichere, gerade auf dem Grunde abgeschnittene Pfähle, ähnlich denen unserer Stationen aus der Steinzeit bei Hauterive und Auvernier. Einige derselben waren so sichtbar, daß man durch das Wasser, welches an dieser Stelle nicht mehr als drei Fuß tief ist, die Jahresringe des Stammes zählen konnte. Herr v. Siebold war voller Entzücken beim Anblicke dieser Tausende von Jahren zählenden Bauten, denn alle Kennzeichen sind vorhanden, daß wir es hier wie im Bodensee mit Alterthümern aus der Steinzeit zu thun haben. Das Merkwürdigste dabei ist, daß die Pfähle, die bis auf einen Fuß Durchmesser haben und häufig oben spitz zugehen, unter der Insel fortzulaufen scheinen, gerade wie wir es letztes Jahr an der Isoletta im Vareser See beobachtet, so daß es sehr wahrscheinlich ist, daß die Roseninsel im Starnberger See, auf der sich ein Sommerpalast des Königs befindet, wie diejenige im Vareser und die im Inkwyler See eine künstliche Insel ist.

Die Pfähle allein konnten uns indessen nicht genügen. Wir mußten noch einige sprechendere Zeugnisse haben, und galt es auch nur, zu beweisen, daß es sich hier wie in der Schweiz um Bauten handelt, die von Menschen errichtet und bewohnt worden, und nicht etwa von Bibern. Benz entdeckte denn auch bald Reste von Töpfergeschirr. Es sind, wie bei uns, Gefäße aus schwärzlichem Thon, unvollkommen gebrannt, zwar mit der Hand geformt, doch am Rande theils mit einer Riefe, theils durch Eindrücke der Finger verziert, oder auch mit einem Kranze, der am Hals des Gefäßes mit Daumen und Zeigefingern gezogen worden.

Herrn v. Siebold, als Zoologen, lag natürlich daran, sich zu überzeugen, ob nicht etwa zwischen den Pfählen sich Thierknochen vorfänden. Auch diese kamen bald zum Vorschein und sogar in ziemlich großer Menge, da wir in weniger als zwei Stunden Knochen vom Pferde, dem Hirsch, dem Ochsen, dem Wildschwein und dem Wolf herausfischten. Nicht minder bezeichnend ist, daß die Mehrzahl der Knochen und speciell die längeren gespalten sind. Dies ist ein neuer Beweis, daß sie von den Pfahlbauern hier aufgehäuft worden. Sie pflegten bekanntlich die Thierknochen zu spalten, um das Mark herauszuholen.

Bayern hat also auch seine Pfahlbauten! Nun, da der Impuls gegeben, will sich Jedermann ans Werk machen. Herr v. Sieboldt reist mit Benz nach dem Chiem-See. Es ist sofort Befehl ertheilt, um die Roseninsel herum dragiren zu lassen, und ich zweifle nicht, daß man unter dem Schlamm Aexte und Messer aus Feuersteinen finden werde. Jetzt sollte man sich noch mit den österreichischen Seen beschäftigen. Ich bin fest überzeugt, daß es auch da nicht an Pfahlbauten fehlen wird. — (In der nächsten Nummer mehr darüber.)

Zur Völkercharakteristik. Dänen und Deutsche. Wenn ein Engländer verrückt wird, dann wird er es gleich gründlich. Jetzt hat sich John Bull bekanntlich in eine Danomanie und in eine Deutschenfresserei hinein geraf't, die nichts zu wünschen übrig lassen und, so schimpflich beide auch für die Engländer sind und wie thöricht sie sein mögen, doch für uns Deutsche eine ergötzliche Seite haben. Hannemann am Sund, der süße Straßenpöbel in Kopenhagen, die Peiniger Schleswigs, die Eiderdänen alle werden, trotz der „fratzenhaften Eitelkeit", welche schon der alte Arndt als ihr Charaktermerkmal hingestellt hat, — sie Alle werden überrascht sein, wenn sie im londoner Spectator folgende Schilderung von sich lesen.

„Ich kenne die Dänen durch und durch. Sie sind sanftmüthig und haben gar nicht das Zeug in sich, aus welchem man Tyrannen macht."

„Sie sind höflich, und es ist ganz und gar nicht denkbar, daß sie unversöhnlich sein könnten."

„Sie haben ein gefühlvolles Herz, und es liegt gar nicht in ihrem Wesen, einen verwandten Volksstamm hart zu behandeln."

„Sie sind honett und ehrenhaft. Selbst wenn sie in der Lage wären, zu dominiren, so würden sie die Herrschaft doch nimmermehr zu eigennützigen Zwecken ausüben."

„Sie sind wahrhaftig und wahrheitsliebend, und sie können platterdings während der letzten zwölf Jahre in Schleswig keine Lügen gesagt und keine Lügen geliebt haben."

„Sie sind Gentlemen, und als solche sind sie niedriger Handlungen unfähig."

„Sie erfreuen sich der ausgedehntesten Freiheit, und ganz dieselbe Freiheit haben sie den von ihnen abhängigen Herzogthümern angeboten."

So sind die Dänen. Nun wollen wir aber einmal untersuchen, was die Deutschen gethan haben.

„Die Deutschen, sind sie etwa sanftmüthig? Polen und Ungarn zeugen von dem, was sie sind."

„Höflich? Jeder Reisende (Mac Donald, Mayhew, Snob & Compagnie?) weiß davon nachzusagen, und die in Venedig mißhandelten und in Ungarn ausgepeitschten Frauen wissen es." (Der Engländer meint wohl Brescia, wo italienische Frauenzimmer verwundeten Croaten gewisse unnennbare Glieder abrissen.)

„Die Deutschen haben ein gefühlvolles Herz? Ei, sie plündern ihre Freunde aus, zu deren Unterstützung sie angeblich gekommen sind."

Und wahrheitsliebend sind die Deutschen? Die planmäßigen Lügen, welche sie seit dem Januar ausgesprengt haben, reichen hin, um ein Verdammungsurtheil gegen sie zu fällen."

Und Gentlemen wären die Deutschen? Trotzdem die Bürgerschaft von Flensburg dringend bat, man möge ein Denkmal stehen lassen, das über den Gebeinen ihrer im Kriege gefallenen Landsleute errichtet war, warfen sie dieses Grabmonument über den Haufen (den „aufgeblasenen Laubfrosch", den „Löwen von Idstedt").

„Und frei wären die Deutschen? Es ist ja erst in diesen Tagen von der mecklenburgischen Kammer die Prügelstrafe neu sanktionirt worden. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." —

Das Alles ist nun, wie in Deutschland Jeder weiß, mit Ausnahme der letzten Thatsache unwahr oder verdreht, aber dem englischen Publikum kann man dergleichen aufbinden. Die mecklenburgischen Stockprügel sind leider nicht in Abrede zu stellen; sie sind aber ein Schimpf und eine Schande lediglich für die Junker und den Feudalstaat. Wir unsererseits wollen aber ausdrücklich erklären, daß wir diese mecklenburgischen Junker gar nicht als Deutsche betrachten, denn sie sind dieses Namens nicht würdig. Sie kommen uns vor wie Yankees, bei denen in Heer und Flotte tapfer gepeitscht wird, oder sie sind würdig, Engländer zu sein. Bei diesen Inselbarbaren spielt zwar nicht der mecklenburgische „Büttelj unkerknüttel" eine Rolle, wohl aber die weltberühmte neunschwänzige Katze. Alle Anträge im Parlament (welchem die Statistik der in Heer und Flotte ausgetheilten Hiebe alljährlich genau mitgetheilt wird), zur Abschaffung der Prügelstrafe sind durchgefallen, John Bull steht also auf gleicher Linie mit den obotritischen Barbaren, — „bras dessus, bras dessous, frère et cochon." Erbweisheit ohne Gleichen, hüben und drüben!

Das ist unser Commentar vom Standpunkte der Völkerpsychologie.

Die Kilkenny-Katzen und die Deutschen. Es ist einem geistreichen Engländer (in den „Notes and Queries") gelungen, durch einen haarsträubenden Beweis darzuthun, daß wir Deutschen ein höchst grausames und blutgieriges Volk seien.

Wenn man rauflustige Menschen in Irland charakterisiren will, dann sagt man, sie seien so streitsüchtig wie Kilkenny-Katzen. Denn in der guten Stadt Kilkenny bissen sich einmal ein paar Katzen mit solcher Erbitterung, daß eine die andere ganz auffraß, und am Ende blieben nur zwei Schwänze liegen. Der geistreiche Engländer ist nun hoch erfreut und „glücklich darüber, den Beweis führen zu können, daß der Schimpf und die Schmach dieses Vorganges weder auf Irland im Allgemeinen, noch auf Kilkenny insbesondere falle", und erzählt dann Folgendes:

Während der irischen Rebellion 1789 „oder vielleicht 1803" (so genau ist der Mann unterrichtet!) lag in Kilkenny ein Regiment hessischer Soldaten, und diese Barbaren hatten die Gewohnheit, die Schwänze zweier Katzen an einander zu binden und sie dann einander gegenüber zu stellen und auf einen Platz zu werfen, auf welchem man Zeug trocknete. Die Katzen wurden natürlich wüthend, kratzten einander, rissen einer der andern den Bauch auf, und am Ende waren beide todt. Die Offiziere erhielten Kunde von dieser barbarischen Grausamkeit und verboten sie, aber die „grausamen Soldaten" trieben den Unfug trotzdem fort und stellten Wachen aus, um nicht überrascht zu werden. Als eines Tages ein humaner englischer Offizier sich überzeugen wollte, ob nicht etwa solch ein Katzengefecht von den „grausamen Hessen" veranstaltet worden sei, hieben diese den armen Thieren die Schwänze ab. Die Katzen nahmen sofort Reißaus, denn das Fenster stand offen, und als der humane englische Offizier kam, fand er an den zum Trocknen ausgespannten Stricken keine Katzen, sondern nur zwei blutige Schwänze hängen. (Vorher sagt der geistreiche Engländer, daß die Katzen im Freien hätten kämpfen müssen auf dem Trockenplatze; jetzt sind sie aus dem Fenster gesprungen!) Als er nun fragte, was die blutigen Schwänze zu bedeuten hätten, sagten die grausamen hessischen Soldaten, zwei Katzen hätten so wüthend gegen einander gekämpft, daß es unmöglich gewesen sei, sie von einander zu trennen, sie hätten sich gegenseitig bis auf die Schwänze zerrissen und verschlungen.

Der geistreiche Engländer fügt als Nutzanwendung und mit einem grimmigen Seitenblicke hinzu: „Solch eine Antwort mag etwa einen Kapitän Schummelkettel befriedigt haben, aber sonst hätte doch wohl Niemand daran geglaubt, außer etwa ein bierversoffener Preuße."

„Das „Weltblatt", die tadellose Times, verschmäht es nicht, diese Albernheit abzudrucken. Vielleicht weiß sie, daß der geistreiche Verfasser den wohlklingenden Namen Kirendbrightbneeleugh-Dusterswivel führt und der großen Familie Cockney-Snob-Macdonald angehört.

Alterthümer auf den orkadischen Inseln. Beim Hinwegräumen von Mauertrümmern eines alten Gebäudes unweit der Kirche zu Deernes fanden die Arbeiter Stücke von einem Kamme mit einer doppelten Reihe von Zähnen von sehr hübscher künstlicher Arbeit; ein Stück Fischbein, in welchem sich drei runde Löcher befinden; zwei Stücke von einem Hirschgeweih, das einem sehr großen Thier angehört haben muß; einen Scherben von einem Topf aus gebranntem Thon und einen großen Hauzahn eines Ebers, der so frisch und glänzend ist, als rühre er aus der allerneuesten Zeit her. Dazu kommt noch ein Wirbel, wie man meint von einem Spinnrad. Dieser und der Kamm befinden sich bei Ueberbleibseln von solchen Thieren, die jetzt ausgestorben sind; es fragt sich nun, ob die Verfertiger des Wirbels, des Kammes und des Topfes gleichzeitig mit den jetzt nicht mehr vorhandenen Thierarten auf den Orkaden gelebt haben.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Nürnberg.

Von **Friedrich Brinkmann.**

Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen
Der edlen Künste voll;

Dich, nimmermehr veraltet,
Du treue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Max v. Schenkendorf.

I.

Die Weltlage der Stadt. — Bedeutung Nürnbergs. — Der Handel.

Bei der Betrachtung von Natur und Menschenleben möchte sich uns wohl kaum eine Beobachtung in größerer Allgemeinheit aufdrängen, als die, daß die Gaben mit einer gewissen Sparsamkeit vertheilt sind, daß in der Regel die Eigenschaften und Kräfte, welche der Gattung zukommen, in höchst ungleichem Grade bei dem einzelnen Individuum vorhanden sind, daß Einseitigkeit als der durchschlagende Charakterzug alles Geschaffenen angesehen werden darf, und die Harmonie der Weltordnung weniger in dem einzelnen Individuum hervorleuchtet, als in dem Spiele der sich gegenseitig das Gleichgewicht haltenden Einseitigkeiten.

Der Panierplatz. (Nach einer Photographie.)

Wie demgemäß auch die einseitig begabten und gebildeten

Menschen die große Masse ausmachen, wie die Nationen eine jede ihre Stärken und ihre Schwächen haben, so finden wir auch, daß die Städte gewöhnlich nur in Einer Gattung menschlicher Thätigkeit Bedeutendes leisten, diese Eine alle so dominirt, daß sie dem ganzen Leben der Stadt das eigenthümliche Gepräge gibt. Man kann daher ganz passend nach diesem Gesichtspunkte die Städte eintheilen. So gibt es denn Ackerbau treibende Städte, Industriestädte, die (besonders in England) wieder nach dem besonders stark betriebenen Gewerbe in eine Menge von Unterabtheilungen zerfallen, und Handelsstädte; Universitätsstädte, Residenzstädte, Beamten- und Militärstädte (Festungen); Badeorte und andere der Landlust, Erholung und Vergnügungssucht dienende Orte, für welche Klasse die Franzosen den Namen villes d'agrément erfunden haben; und selbst ein Analogon der alten Tempelstädte fehlt uns nicht (Alt-Oetting, Mariazell, Maria-Einsiedel ꝛc.).

Jene Regel der Einseitigkeit hat aber auch ihre Ausnahmen auf allen Gebieten des Lebens. Wie die Rose die Schönheit der Camelie mit dem Wohlgeruch des Veilchens vereint und darum mit Recht die Königin der Blumen heißt; wie ein Shakespeare in seinen Werken eine so allseitige Persönlichkeit widerspiegelt, daß dadurch die Vertreter der mannigfaltigsten Wissenschaften und Künste sich haben verführen lassen, ihn als ihren Berufsgenossen in Anspruch zu nehmen; wie es wenigstens Eine Nation gegeben, welche sich die harmonische Entfaltung des ganzen Menschen zur Lebensaufgabe gemacht und diese Aufgabe wirklich so glücklich gelöst hat, daß das Griechenthum für alle Zeiten die reinste Darstellung des Menschenthums „des Menschen" schlechthin sein und bleiben wird: so zeigen auch einige Städte, wenn sie einmal eine gewisse Größe und Macht erreicht haben, das Bestreben, ihren einseitigen Charakter abzustreifen, ihre Mängel zu ergänzen, auch andere Gebiete menschlicher Arbeit, als die bisher von ihnen gepflegten, anzubauen und so vielseitige oder gar allseitige Städte zu werden.

Es besteht aber ein großer Unterschied zwischen den einzelnen hieher gehörigen Städten, je nachdem diese Vielseitigkeit die natürliche, nothwendige und gesetzmäßige Entwicklung einer ausnahmsweise reichen Begabung unter besonders glücklichen Umständen ist, oder sie nur durch das Machtgebot der Willkür mit Anwendung künstlicher Mittel erzielt wurde.

Die Hauptvertreter der letztern Art möchten sich wohl unter unseren Haupt- und Residenzstädten finden. Ein bei weitem höheres Interesse nehmen die erstgedachten, die naturwüchsig vielseitigen Städte in Anspruch. Nur sie stehen unter den Schöpfungen der städtebildenden Lebenskraft zu den einseitigen Städten in demselben Verhältnisse, wie der allseitig begabte und gebildete Mensch zu dem einseitigen. Die Zahl derselben ist sehr gering in jedem Lande, selbst in demjenigen, welches mehr als irgend ein anderes der Gegenwart jeder Einseitigkeit abgeneigt ist und mehr als irgend ein anderes immer das volle, ganze Menschenthum, die Humanität im eigentlichsten Sinne des Wortes, im Auge hat und zu verwirklichen sucht, in unserm Deutschland. Wir können sie nur unter den alten Städten suchen, da gerade zur Herausbildung solch eines Charakters Zeit erforderlich ist; unter ihnen aber gibt es keine, die den Charakter der Vielseitigkeit vollendeter zur Darstellung gebracht hätte, und darum keine, welche würdiger wäre, den übrigen, namentlich dem jüngern, heranwachsenden Geschlechte der Städte als Vorbild, als anzustrebendes, wenn auch nicht erreichbares Ideal, vorgehalten zu werden, als Nürnberg.

Kaum möchte es eine menschliche Arbeit, eine Gattung des Handels, der Industrie, eine Wissenschaft oder Kunst geben, die nicht entweder jetzt noch in hervorragender Weise in Nürnberg betrieben würde, oder doch einmal in einer frühern Periode so betrieben worden wäre, daß sie ihre deutlichen Spuren hinterlassen und gleichsam dem Gesammtcharakter der Stadt tief eingeprägt hätte; und darum ist unter all den oben aufgezählten Klassen von Städten nicht eine einzige, die nicht mit mehr oder weniger Grund Nürnberg zu den ihrigen zählen könnte, entweder wegen dessen, was es noch leistet, oder wegen dessen, was in früheren Stadien seiner Entwicklung von ihm geleistet worden ist und als köstliche Frucht seiner Vergangenheit in seinen Mauern sich aufgespeichert findet.

Fassen wir zunächst alle diese Charakterzüge kurz gedrängt zusammen. Nürnberg ist die erste Handels- und Industriestadt des Königreichs Bayern und war eine der blühendsten Handels- und Industriestädte von ganz Deutschland bis zum 17. Jahrhundert. Es ist und war ausgezeichnet durch die Pflege der Künste und Wissenschaften und besaß, so lange es freie Reichsstadt war, auf seinem Gebiete eine Universität (Altorf). Es war seit den ältesten Zeiten eine Residenz der deutschen Kaiser und ist jetzt gewissermaßen die zweite Residenzstadt des Königreichs Bayern geworden. Es war noch zur Zeit des 30jährigen Krieges eine der festesten Städte Deutschlands und hat jetzt noch den Schein einer Festung in solch einer täuschenden Weise, daß seine woherhaltenen Mauern, Thürme, Bastionen und Gräben zu den allerhervorstehendsten Zügen der Stadt gehören. Es übt eine mächtige, von Jahr zu Jahr wachsende Anziehungskraft auf alle Fremden, Deutsche wie Nichtdeutsche, aus durch die Fülle der edlen Genüsse, die es bietet, besonders aber durch die originelle, so scharf ausgeprägte und schöne Individualität, die es im Laufe der Geschichte gewonnen und sich erhalten hat, und ist daher eine Stadt des edelsten Vergnügens, eine „Vergnügungsstadt" der edelsten Art, wie es eine zweite in Deutschland nicht gibt. Früher gehörte es sogar zu dieser Klasse von Städten nicht gleichsam, sondern wirklich. Es war seit dem 15. Jahrhundert ein viel besuchter Badeort wegen des mineralischen Gesundbrunnens, den es auf der Insel Schütt besaß, des sogenannten Wildbades, und der noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestand. Endlich war Nürnberg bis ins 12. und 13. Jahrhundert eine berühmte, sehr besuchte Tempelstadt, ein Wallfahrtsort, und ein Wallfahrtsort der edelsten Art ist es noch immer; wer da bedenkt, wie gewaltig der Eindruck ist, den Nürnberg auf ein jedes deutsche Gemüth macht, welche große Gedanken und Erinnerungen sich an Nürnberg knüpfen, und in wie gehobener, feierlicher Stimmung wir uns fühlen, so lange wir in seiner Atmosphäre weilen, der wird es wohl nicht seltsam finden, wenn uns die Schaaren von Deutschen, die in den schönen Sommermonaten hieher zusammenströmen, wie Pilger vorkommen, die ein National-Heiligthum besuchen, wenn wir Nürnberg den besuchtesten und besuchenswerthesten Wallfahrtsort der gebildeten Deutschen nennen.

Wo wäre die deutsche Stadt, wo sich das Alles zum zweiten Male zusammenfände, oder je zusammengefunden hätte? Es gab nur Ein Nürnberg und „es gibt nur Ein Nürnberg". Dies alte Sprüchwort dürfen wir mit vollem Rechte für die Gegenwart erneuen. —

I.

Wir können uns den so eigenthümlichen Charakter Nürnbergs nicht besser klar machen, als wenn wir die so eben angegebenen Züge, welche in der Schroffheit, womit sie voran-

gestellt sind, vielleicht etwas befremden mögen, im Einzelnen genauer besprechen und sie dann schließlich zu einem Gesammtbilde wieder zusammenfassen. Wir werden daher diesen Gang der Darstellung im Folgenden einschlagen. Zunächst müssen wir aber diejenige Thätigkeit Nürnbergs ins Auge fassen, welche die älteste ist, diejenige, aus welcher die übrigen als aus ihrem gemeinsamen Wurzelstocke hervorgesproßt sind.

Sie verdient mit um so größerer Aufmerksamkeit verfolgt zu werden, als wir nur auf diesem Wege zur Beantwortung der Frage gelangen können: Woher kam die außerordentliche Kraft, welche alle diese Blüthen zur Entfaltung brachte, was waren die Quellen, aus denen dieser Riesenbaum deutschen Bürgerthums seine Nahrung sog, um sich aus eigener Kraftfülle zu einer so herrlichen Krone zu erschließen?

Diese Hauptwurzel der Größe Nürnbergs ist sein Handel. Die Industrie ist erst durch die Anregungen, welche er brachte, geschaffen worden und hat sich erst mehrere Jahrhunderte, nachdem jener schon die Aufmerksamkeit der Mitwelt auf sich gezogen, zu einer ähnlichen Höhe erhoben. Es soll uns also jetzt zunächst die Frage nach dem Ursprunge und der Entwicklung des Handels von Nürnberg beschäftigen.

Das Allerwichtigste aber unter all den Momenten, die zusammentreffen mußten, um eine Handelsstadt wie Nürnberg zu schaffen, ist seine Lage. Wir können in der Regel bei jeder bedeutenden Stadt, selbst wenn sie nicht die Größe des mittelalterlichen Nürnbergs erreicht hat, besonders günstige Verhältnisse in der Beschaffenheit des Bodens oder der Lage nachweisen, denen sie ihr Aufblühen verdankt. Hier bei Nürnberg scheint aber auf den ersten Blick nichts von einer derartigen Gunst der Umstände nachweisbar zu sein. Weder die sandige Ebene, in der es liegt, noch die kleine Pegnitz scheinen uns besonders geeignet zu sein, eine Stadt hervorzubringen, die mit den glücklich gelegenen Städten an Rhein und Donau, an Elbe und Weser zu gleichem Range sich erheben konnte. Und doch steht die Größe Nürnbergs im innigsten Zusammenhange mit seiner Lage. Freilich darf unser Blick, um diesen Zusammenhang zu erkennen, nicht an der Umgebung der Stadt haften bleiben, sondern muß sich sofort zu einer größern Ueberschau erheben. Die Frage, wie gerade an dieser Stelle ein Nürnberg entstehen konnte, vermag uns nicht die Topographie der Stadt zu beantworten, sondern nur die Geographie Deutschlands und Europa's.

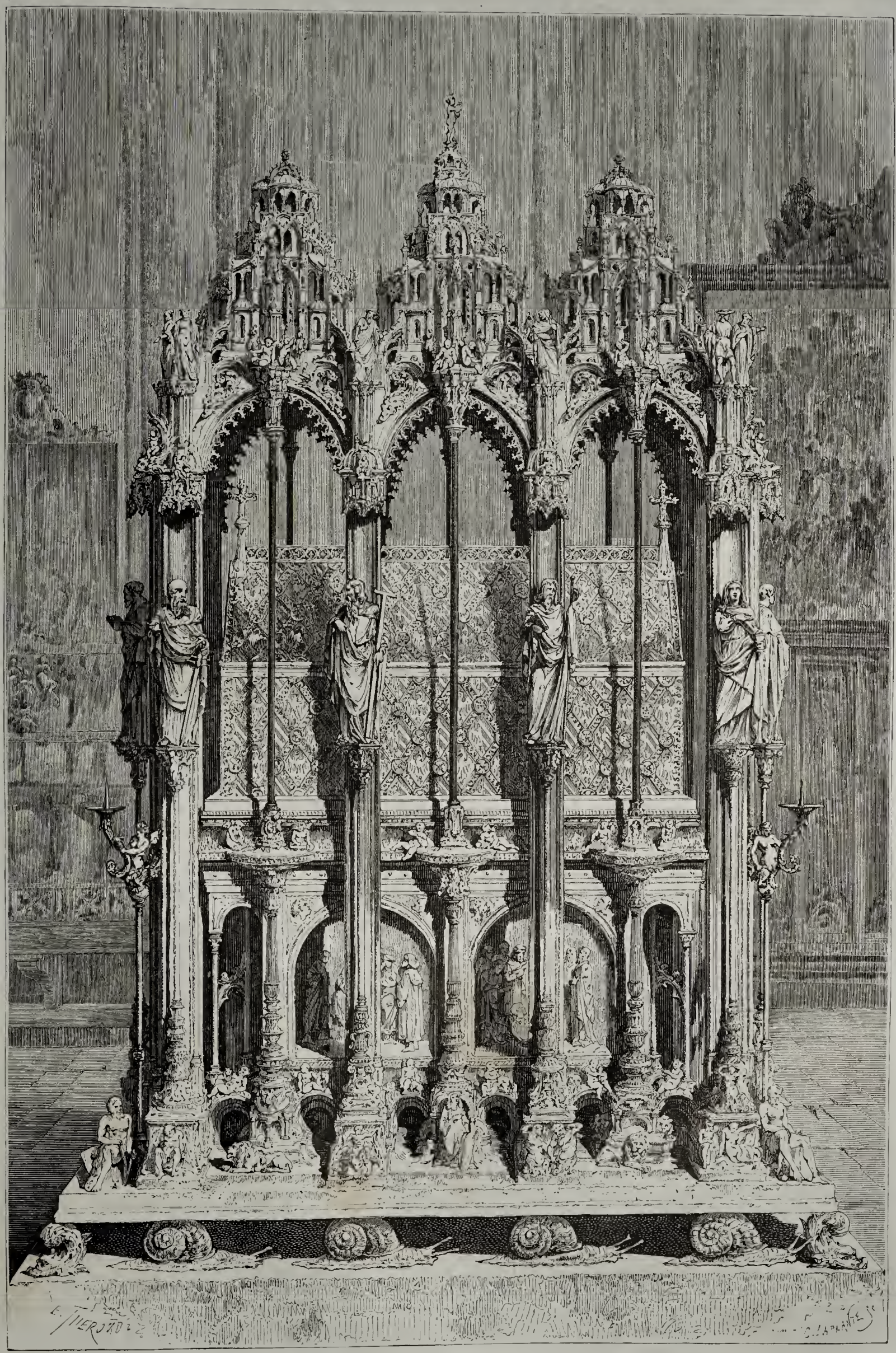
Fassen wir in dem Relief, welches die Gebirge Deutschlands bilden, denjenigen Abschnitt näher ins Auge, zu welchem Nürnberg gehört, so sehen wir, daß er eine von milden Höhenzügen umschriebene, ziemlich deutlich hervortretende Ellipse ist. Sie wird begrenzt im Süden und Osten von dem im Bogen nach Norden zum Fichtelgebirge streichenden Fränkischen oder Deutschen Jura, im Norden von dem nach Westen vorgeschobenen Ausläufer dieses Gebirges, welcher unter dem Namen der Fränkischen Schweiz bekannt ist, und im Westen von dem schwäbisch-fränkischen Terrassenlande, welches die Wasserscheide zwischen der Regnitz, der Altmühl (Donau), der Jart (Neckar) und der Tauber (Main) bildet. Sämmtliche aus diesen Bergen von Westen, Süden und Osten in das Becken strömenden Gewässer, die beiden Rezat, die Pegnitz, Schwabach, Wiesent, Aisch, Zenn, vereinigen sich in dessen Mitte und bilden die Regnitz. Die Ellipse kann also auch als das Flußgebiet der Regnitz angesehen werden, und ihre von Norden nach Süden gehende Längenaxe wird ziemlich genau durch diesen Fluß und seinen obersten Lauf, der Rednitz heißt, dargestellt. Die ganze Linie der Rednitz-Regnitz wird nun durch die fast rechtwinklig sie schneidende Linie der Pegnitz in zwei ungefähr gleiche Theile getheilt, durch die Vereinigung beider Flüsse mithin ein Punkt bezeichnet, welcher sich als das Centrum der Längenaxe und folglich als das Centrum der ganzen Ellipse heraushebt. Dieses orographisch-hydrographische Naturganze hat sich aber auch im Laufe der Geschichte zu einem ethnographischen Ganzen entwickelt, es ist Mittelfranken geworden, und jenes natürliche, so zu sagen mathematische Centrum hat sich nach den einfachsten Principien, welche die Anlage von städtischen Ansiedlungen bestimmen (S. Kohl: Der Verkehr. S. 104—120), zum Verkehrsmittelpunkte der von ihm beherrschten Ellipse erhoben. Nürnberg, ganz dicht bei jenem Vereinigungspunkte der Pegnitz mit der Regnitz gelegen, ist die Hauptstadt Mittelfrankens geworden.

Mit welcher innern Nothwendigkeit diese ganze Entwicklung vor sich gegangen ist, zeigt uns auch in sehr schlagender Weise ein vergleichender Blick auf den benachbarten, als Quadrat oder Kreis zu betrachtenden Kessel Böhmens. Hier sind Gebirge und Flüsse in viel großartigeren Verhältnissen und verschiedener ausgebildet. Aber davon abgesehen, besteht die größte Aehnlichkeit zwischen beiden Gebilden, so daß das Becken Mittelfrankens als eine getreue Nachahmung Böhmens im Kleinen angesehen werden kann. Ganz besonders tritt sie in den Flußsystemen hervor, da die Moldau der Rednitz mit der fränkischen Rezat, der obere Lauf der Elbe der Pegnitz, der untere Lauf derselben der Regnitz, die Eger der Aisch, die Berannka der Zenn entspricht. Daher sehen wir denn hier auch eine ganz ähnliche Volks- und Städtebildung vor sich gehen. Der Kessel ist lange auch ethnographisch ein Ganzes gewesen, erst Sitz der Markomannen, dann der Bojer, endlich der Tschechen, neben welchen das deutsche Element sitzt, und seine Hauptstadt, Prag, ist an einer Stelle aufgeblüht, welche ganz und gar der Lage Nürnbergs in seinem ungleich kleinern Gebiete ähnlich ist. —

Daß nun aber diese im Mittelpunkte Mittelfrankens gelegene Stadt auch über das zunächst von ihr beherrschte Gebiet hinaus ihre friedlichen Eroberungen auszudehnen und ein so wichtiges Glied im großen Verkehre Deutschlands und Europa's zu werden vermochte, das begreifen wir nur, wenn wir ihre Lage zu ganz Deutschland und zu den Hauptrichtungen des europäischen Handels im Mittelalter betrachten.

Was das Letztere betrifft, so wird sich weiter unten, bei der Uebersicht über die historische Entwicklung von Nürnbergs Handel eine bessere Gelegenheit zur Besprechung bieten. In ersterer Beziehung aber fällt uns nichts so sehr auf, als daß auch hier wieder Nürnberg als Centrum erscheint, als der Mittelpunkt Deutschlands. Wie wahr dies zunächst in rein äußerlichem, mathematischem Sinne ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß es so nahe dem Fichtelgebirge liegt. Viel wichtiger ist es aber, zu bemerken, daß auch, wenn wir auf die Oberflächengestaltung Rücksicht nehmen, also jenen Satz im geographischen Sinne verstehen, er nicht minder wahr ist. Schon wenn wir auf die Gebirge, welche das Becken Mittelfrankens bilden, unsern Blick richten, werden wir von der Beobachtung überrascht, daß die eine Hälfte, der Fränkische Jura, dem Systeme der süddeutschen Gebirge, den Alpen, angehört, da er als der äußerste Ausläufer des Schweizer Jura erscheint, und die andere schon als der erste Anfang der Gebirge Norddeutschlands, des sogenannten hercynischen Gebirgssystems betrachtet werden kann, wovon sie nur durch den Main getrennt ist und mit deren zunächst liegenden Gliedern sie ihrer geologischen Beschaffenheit nach gerade so übereinstimmt, wie der Fränkische

Der Marktplatz mit der Frauenkirche und dem schönen Brunnen. (Nach einer Photographie.)



Das Sebaldus-Grabmal von Peter Vischer. (Nach einer Photographie.)

mit dem Schweizer Jura. Eben so aber, wie sich in dem unscheinbaren Becken, welches Nürnberg beherrscht, die beiden großen Gebirgssysteme Deutschlands zu einem Verbindungsringe zusammenschließen, geht durch dasselbe auch der natürlichste und kürzeste Verbindungsweg der beiden größten deutschen Ströme, der süddeutschen Donau und des westnorddeutschen Rheines, und das interessirt uns hier am meisten. Beide Flußsysteme treten, sofern man die für den Verkehr unerheblichen Quellgebiete außer Acht läßt, nirgendwo näher zusammen, als auf der Strecke zwischen Bamberg, dem östlichsten Punkte des schiffbaren Mainlaufes, und Regensburg, dem nördlichsten Punkte des Donaulaufes. Hier macht die Wasserscheide zwischen Main und Donau die Ellipse Mittelfrankens aus, und rings um sie greifen die beiderseitigen Nebenflüsse so bunt durcheinander, daß beide Ströme fast zu einem einzigen Strome verwachsen und mit verhältnißmäßig geringer Mühe zu einem Ganzen gemacht werden konnten, ein Projekt, welches so nahe lag, daß es schon zur Zeit Karls des Großen gefaßt wurde, wenngleich es erst in unserm Jahrhunderte zur vollendeten Ausführung gekommen ist. Mitten zwischen jenen beiden Städten, und zwar an der Hauptpulsader der Gewässer des Beckens, liegt nun Nürnberg, und dadurch wurde ihm offenbar der Beruf, den Verkehr zwischen Rhein und Donau zu vermitteln.

Nicht weniger günstig war aber seine Lage für den Verkehr, der von Süden nach Norden und umgekehrt ging, insbesondere um Schwaben und Bayern mit Thüringen und Sachsen zu verbinden. Das springt besonders dann in die Augen, wenn wir bemerken, daß die Linie der Regnitz die Fortsetzung der Lechlinie mit ihrer im Mittelalter überaus wichtigen Handelsstraße ist, und so Nürnberg in gerader Linie zwischen Augsburg und den bedeutendsten Hansastädten, als Erfurt, Magdeburg, Braunschweig, Lübeck liegt. Der Beziehung zur Lechlinie verdankte es Nürnberg insbesondere, daß es im spätern Mittelalter das mehr östlich und für jenen Handelszug weniger günstig gelegene Regensburg zu überflügeln und dessen Handel immer mehr an sich zu reißen vermochte.

Diese beiden Linien, die von Südosten nach Nordwesten und die von Süden nach Norden, sollten für das Aufblühen Nürnbergs die wichtigsten werden. Daß es aber für die so emporgebrachte Stadt nicht schwierig sein konnte, auch in den übrigen Richtungen, nach Westen und Osten, nach Schwaben, Böhmen, Schlesien und Polen Handel zu treiben, ist von selbst einleuchtend. —

So viel zunächst über die Lage der Stadt. Eben so wichtig aber wie die Natur des Bodens, auf welchem Nürnberg steht, ist unter den Elementen, aus welchen es zu seiner Größe herangewachsen ist, die Natur der Menschen, die an dieser Stelle sich ansiedelten, die Art und der Charakter der Bevölkerung. Den Grundstock derselben bilden jedenfalls Franken. Zu ihnen kamen aber sehr früh von Süden Bayern in beträchtlicher Anzahl, und die hieraus hervorgehende Vermischung des rührigen, fein organisirten Franken mit dem kraftsprudelnden, zähen Bayern muß als eine äußerst glückliche bezeichnet werden. Dem letztern Elemente möchte es wohl zuzuschreiben sein, daß die Mittelfranken sich durch Kraft und Schönheit der Gestalt auffallend von den anderen Franken am Main und Rhein unterscheiden. Andererseits ist dieser Zusatz bayerischen Blutes aber auch gewiß erheblich anzuschlagen, um die Energie zu erklären, welche Nürnberg fast zu allen Zeiten an den Tag gelegt, deren es aber ganz besonders im Anfange bedurft hat, um neben noch günstiger gelegenen und schon im Besitze eines beträchtlichen Handels befindlichen Städten aufzukommen und sie sogar zu überflügeln. Der so viel gerühmte „Nürnberger Witz“*), worunter überhaupt Intelligenz, Gewandtheit und Geschicklichkeit verstanden werden, ist freilich ein echt fränkisches Erbtheil.

Zu diesen fränkischen und bayerischen Elementen, die es mit ganz Mittelfranken gemein hat, mischte sich in Nürnberg selbst, während der Zeit, wo es hohenstaufisch war, (1125 bis 1250), das schwäbische, ohne daß dieses jedoch eine jenen beiden gleichkommende Bedeutung erlangt hätte. Wollen wir es in der Geschichte wiedererkennen, so möchte es wohl nicht allzu gewagt sein, ihm die Besonnenheit zuzuschreiben, welche die Special-Geschichtschreiber Nürnbergs so gerne als auszeichnenden Charakterzug der Stadt zu allen Zeiten hervorheben. Und wenn es einen Grund hat, was die Nürnberger seit den Zeiten des Aeneas Sylvius von sich rühmen, daß sie eine eigene, von den übrigen Mittelfranken verschiedene Rasse seien, so muß es besonders der Zusatz von schwäbischem Blute sein, was dies bewirkt.

Endlich aber verband sich mit diesen drei deutschen Elementen noch das slavische. Daß die Slaven sich schon sehr früh (wahrscheinlich schon zur Zeit Karls des Großen) in Mittelfranken festgesetzt haben, beweisen unter Anderm die Namen der Flüsse Rednitz, Regnitz, Pegnitz. Später, als sie sich den Franken unterworfen und das Christenthum angenommen hatten, wurden sie wahrscheinlich auch nach einzelnen Orten Mittelfrankens verpflanzt und so zum Anbau der Gegend verwendet. Besonders müssen sie sich nach den nördlich und östlich von Nürnberg gelegenen Theilen gezogen haben. Hier macht sich noch heutigen Tages das slavische Blut durch Besonderheiten der Sitten, besonders der Tracht, und durch die Gesichtsbildung so bemerklich, daß man die Dörfer gewisser Striche in fränkische und slavische eintheilen kann. Nürnberg selbst wurde natürlich von Slaven weniger berührt, als das flache Land, und das mag ein zweiter Grund sein, warum die Nürnberger sich für ein ganz besonderes Geschlecht halten.

Diese beiden Thatsachen: die vortheilhafte Lage des Ortes und die Art der Bevölkerung, machen das aus, womit die Natur Nürnberg ausgestattet hat, um eine glänzende Rolle in der Geschichte zu spielen. Wir wollen jetzt nachzuweisen suchen, wie die Geschichte hier eingewirkt hat, um die vielfachen, hier schlummernden Keime zu wecken und so die von der Natur vorgebildete Größe Nürnbergs zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Als die erste Gunst des Glückes, welche der Gegend von Nürnberg zu einer Zeit zu Theil wurde, wo sich kaum die ersten Ansiedlungen dort erhoben haben konnten, muß wohl das schon erwähnte Projekt und der Versuch Karls des Großen angesehen werden, die Rednitz mit der Altmühl, und so Main und Rhein mit der Donau durch einen Kanal zu verbinden (um's Jahr 793). Denn wenngleich es bei dem bloßen Versuche blieb, so zeigt er doch,

*) Bekannt ist das Sprüchwort:
Hätt ich Venedigs Macht,
Augsburger Pracht,
Nürnberger Witz,
Straßburger Geschütz,
Und Wiener Geld,
So wäre ich der Reichste in der Welt.
Weniger bekannt und älter (wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert) ist folgendes:
Het ich Hertzog Jorgen von Bayern Gud,
Und der von Ulm Mud,
Und Hertzog Christoffels von Möncheu Leip,
Und Hertzog Siegmunts von Oesterreich Weip,
Und der von Nornberchg Witz,
Ich geb um alle Sachsen nicht ein Switz.

wie früh man schon die Wichtigkeit des Beckens von Mittelfranken für den großen Verkehr erkannte; er blieb im Andenken der folgenden Jahrhunderte, durch ihn mußte die Aufmerksamkeit derselben hieher gelenkt werden, und so stellt sich denn jene Erkenntniß der durch die Natur gegebenen Vortheile als der erste Schritt dar, sie auszubeuten.

In nicht viel spätere Zeit als dieses Unternehmen fällt wahrscheinlich die Entstehung der ältesten Theile der Burg. Sie wurde zum Schutz der dort liegenden großen Reichskammergüter und der ganzen Gegend gegen die Einfälle der von Norden und Osten andringenden Slaven erbaut, und ihre Anlage ist zugleich als der Akt anzusehen, worin die Stadt Nürnberg ihren Ursprung nahm. Denn der Boden rings umher ist wegen seiner theils ganz sandigen, theils sumpfigen Beschaffenheit so unfruchtbar und der menschlichen Ansiedlung so ungünstig, daß nicht daran zu denken ist, als hätte hier zuerst ein Dorf von Landbebauern gestanden und dieses sich dann allmälig zu einer Stadt entwickelt. Hingegen eignete sich die Gegend zur Anlage einer Burg sehr wohl, da sie als trefflichen Punkt dafür den etwa 230 Fuß über die Pegnitz sich erhebenden, die ganze Ebene beherrschenden Sandsteinhügel bot, in welchen der von dem östlichen Gebirgsrande Mittelfrankens (dem Fränkischen Jura) am rechten Ufer des Flusses nach Westen streichende sandige Höhenzug ausläuft. Und unter dem Schutze dieser Burg siedelten sich nun bald am Südabhange des Hügels und nach und nach weiter gegen die Pegnitz Kaufleute und Handwerker an, soweit solche von den Herren der Burg, von den Reichskammergütern und von den vielleicht in der Gegend entstehenden Kirchen und Klöstern ihren Unterhalt gewinnen konnten.

Ungleich mehr aber als Kaiser und Reich that der heilige Sebaldus, der Schutzpatron Nürnbergs, für das Aufschießen des ersten kräftigen Keimes von Handel und Gewerbe an diesem Orte, und darum ist es bedeutungsvoll, daß noch jetzt dicht neben der Sebalduskirche das Rathhaus steht. An der Stelle, wo diese Kirche sich jetzt erhebt, ist nach der Sage eine St. Peter geweihte Kapelle von dem heiligen Bonifacius erbaut worden, also schon im achten Jahrhundert, und bald darauf sind die Gebeine des heiligen Sebaldus — von dem die Legende*) sehr viel, die Geschichte aber auch nicht das Geringste zu erzählen weiß — in ihr niedergesetzt worden, da der Heilige verordnet hatte, er wolle da begraben sein, wo die seine Leiche ziehenden Ochsen von selbst still stehen würden, und diese bei der Peterskapelle hielten. Der Ruhm der Wunderthaten des heiligen Sebaldus muß sich sehr rasch verbreitet haben. Denn wir ersehen aus Lambertus von Aschaffenburg, daß schon ums Jahr 1072 die Gläubigen von allen Seiten, auch aus außerdeutschen Ländern, z. B. Frankreich, nach Nürnberg gepilgert sind, um die Gebeine des Sebaldus zu besuchen.**) Bekanntlich hat aber nichts so sehr zur Einrichtung von Märkten und „Messen“ und zum Aufblühen von Handel und Gewerben im Mittelalter beigetragen, als das Zusammenströmen der damals so weit zerstreuten Bevölkerung zu kirchlichen Festen, und zwar um so mehr, als die Geistlichkeit diese weltliche Benutzung der kirchlichen Zusammenkünfte mit günstigem Auge ansah, die einmal entstandene Sitte, an Feiertagen auch weltliche Geschäfte abzumachen, meist entschieden förderte und nicht selten sogar die Räumlichkeiten der Kirchen selbst zur Aufspeicherung von Waaren hergab.

Jene Notiz Lamberts von Aschaffenburg gehört zu den frühesten Nachrichten, die wir über Nürnberg besitzen. Die allerfrüheste ist nur 20 Jahre älter, aus dem Jahre 1050, und das ist eine sehr auffallende Thatsache, da doch manche viel kleinere Orte aus der Umgegend, als Fürth, Erlangen, Augsburg, sogar Dörfer wie Hersbruck, früher von der Geschichte erwähnt werden, und Nürnberg schon vor dem Jahre 1050 von einiger Bedeutung gewesen sein muß. Denn in diesem erscheint es bereits als Stadt (oppidum, castrum), und aus der ältesten Urkunde, die wir über Nürnberg besitzen, von Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1062 ausgestellt, ersehen wir, daß es schon von dessen Vater, Heinrich III., also zwischen 1039 und 1056, Marktfreiheit, Zoll- und Münzrecht erhalten hatte.

Von den einzelnen Privilegien, womit von nun an die Kaiser Nürnberg als ihren erklärten Liebling reichlich bedachten, wollen wir nur das Wichtigste erwähnen, — das im Jahre 1219 von Kaiser Friedrich II. verliehene „große Privilegium“, die sogenannte Fridericiana. Seine Bedeutung besteht besonders darin, daß Nürnberg hierdurch von allem Lehnsnexus und der Landvogtei befreit und unmittelbar unter Kaiser und Reich gestellt wurde, die Stadt mithin ein selbständiges, in sich geschlossenes Gemeinwesen wurde, mit eigener Verwaltung (die Steuer durfte nur von der Stadt im Ganzen, nicht von den einzelnen Bürgern erhoben werden), mit eigenem Stadtrechte und eigener Gerichtsbarkeit, unter dem Schutze des durch den Reichs-Schultheißen vertretenen Reiches. Außerdem erhielt sie durch diese selbe Urkunde Befreiung von vielen Zöllen und Marktrechte an anderen Orten. —

So wichtig nun aber diese Begünstigungen für die Entfaltung von Nürnbergs Handel und Industrie gewesen sein mögen, so war doch ein gewaltigerer Hebel erforderlich, um eine Stadt zu schaffen, die sich zu einem Mittelpunkte des europäischen Verkehrs aufschwingen sollte. Es mußte der Welthandel in die ihm von mehreren Seiten weit geöffneten Thore und das ihm vorbereitete Bett einen seiner befruchtenden Ströme aussenden, und hiermit kommen wir denn nochmals auf die Lage Nürnbergs zu sprechen. Wir haben oben seine Lage zu Mittelfranken und die zu ganz Deutschland erörtert. Jetzt müssen wir jene zu fast ganz Europa, zu all' den Ländern ins Auge fassen, welche der Welthandel im Mittelalter umfaßte.

Dieser zerfiel in zwei Hauptgebiete, die wieder im fernen Indien ihren gemeinsamen Ausgangspunkt hatten. Das eine gruppirte sich um das Mittelländische Meer, das andere um die Ost- und Nordsee. Das letztere wurde von den seit dem 13. Jahrhunderte größtentheils zum Hansabunde vereinigten norddeutschen und den flandrischen Städten dominirt und blieb in deren Herrschaft bis zum Ende des Mittelalters. Das erstere hingegen erfuhr eine wesentliche Veränderung im Laufe dieser Zeit. Anfangs ging der asiatisch-europäische Handelszug von Konstantinopel die Donau hinauf und verbreitete sich von da aus weiter in das Innere von Deutschland, insbesondere von Regensburg aus, welches in dieser Zeit zur wichtigsten und reichsten Handelsstadt Süddeutschlands aufblühte. Seit dem Ende der Kreuzzüge wandte er sich aber in Folge des Aufschwunges, welchen während derselben die europäischen Seestädte am Mittelländischen Meere, vorzüglich die italienischen, genommen hatten, immer mehr von der Donau ab, und Italien übernahm die Vermittlung zwischen ihm und dem nördlich gelegenen Binnenlande.

*) Sie ist in zwei sehr alten Handschriften von Pergament verzeichnet, die in der Sakristei der Sebalduskirche aufbewahrt werden.

**) Clara et celebris valde his temporibus per Gallias et memoria S. Sebaldi in Nurnberg.

Hieraus ist nun aber auch einleuchtend, wie vortrefflich Nürnberg lag, um von dem Strome des Welthandels sich erfassen und zu einer merkantilen Höhe ersten Ranges emportragen zu lassen. Denn eben so, wie wir gesehen haben, daß es der Mittelpunkt Mittelfrankens ist, sodann, mit welchem Rechte es der Mittelpunkt Deutschlands genannt werden kann, so sehen wir jetzt, daß es auch die Mitte zwischen dem nördlichen und dem südlichen Gebiete des europäischen Welthandels im Mittelalter einnahm. Alle die einzelnen Beziehungen, in denen wir oben das Vortheilhafte der Lage Nürnbergs zu ganz Deutschland aufgewiesen haben, stellen sich erst unter diesem Gesichtspunkte, wenn wir die angedeuteten Linien über die Grenzen Deutschlands hinaus verfolgen und mit den Wegen des Welthandels verknüpfen, in ihrer vollen Bedeutung dar und gewinnen so erst weite und großartige Perspektiven.

Zunächst machte sich die günstige Lage zur Donau, als der großen Verbindungsstraße mit Konstantinopel und Indien, geltend, da der Weltverkehr bei seinem weitern Vordringen nach Norden und Nordwesten Nürnberg nicht wohl umgehen konnte. Dieses wußte schon zur Zeit, als Regensburg noch in voller Blüthe stand, den von hier und von dem gerade südlich gelegenen Donauwörth nach Norden und Westen gehenden Handel immer mehr an sich zu ziehen und sich zu einem Stapelplatze dafür zu erheben. Schon im 12. Jahrhundert erstreckte sich sein Handel im Süden bis Passau, im Westen bis Worms am Rheine, im Nordwesten sogar über die deutschen Grenzen hinaus bis nach den Niederlanden, dem ersten außerdeutschen Lande in dem Handelsgebiete Nürnbergs, und überhaupt stand es damals schon mit 71 Städten im Zollfreiheitsverhältnisse.

Mit voller Kraft erfaßte der Welthandel Nürnberg aber erst seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, seitdem er nicht mehr vorzugsweise auf der Donau durch die Vermittlung von Konstantinopel Deutschland erreichte, sondern direkt von der Levante nach den italienischen, französischen und spanischen Städten des Mittelmeeres sich wandte und von Italien, besonders von Venedig aus durch die tyroler Pässe, nach Deutschland drang. Von nun an sank, trotz aller Kraftanstrengungen, die Macht des unter den veränderten Umständen weniger günstig gelegenen Regensburgs immer mehr, und die westlicher gelegenen Städte, Augsburg, Nürnberg, Ulm, erhoben sich auf seine Kosten. Der Haupthandelszug der italienischen und morgenländischen Waaren bewegte sich in dieser zweiten Periode auf der alten, noch von den Römern erbauten Straße, von Venedig über Botzen, Innsbruck und Füßen nach Augsburg, Kempten, Ulm ꝛc. Den größten Vortheil von dieser Wendung der Dinge hatte natürlich Augsburg, nächst ihm aber Nürnberg. Denn es war dem befruchtenden Strome des Welthandels gerade entgegen gelagert, so zu sagen in eben demselben Bette, in welchem er bis dahin sich fortbewegt hatte, da, wie wir schon oben hervorgehoben haben, die Regnitz die gerade Fortsetzung der Lechlinie ist, wie sie sich in ihrer süd-nördlichen Richtung von der Durchbrechung der Alpen bei Füßen bis Augsburg und weiter bis zur Mündung in die Donau bei Donauwörth gestaltet, und dazu die von beiden Seiten keilförmig gegen einander und dem Fichtelgebirge zu streichenden Gebirge kaum einen andern Weg übrig lassen. Daher nahm der Haupthandelszug der italienischen Waaren nach Norden, der früher von Regensburg nach Forchheim, Bamberg und Erfurt gegangen war, jetzt von Augsburg an zunächst seine Richtung auf Nürnberg, und von da nach Erfurt, Braunschweig und Magdeburg, Lübeck, Hamburg und Bremen. Namentlich stand Erfurt als Haupttauschplatz zwischen Ober- und Niederdeutschland in regem Verkehr mit Nürnberg.

Noch schwunghafter jedoch als nach dem Norden entwickelte sich jetzt der Handel Nürnbergs nach dem Nordwesten. Was in dem südeuropäischen Handelsgebiete die norditalienischen Städte, das waren im nördlichen die flandrischen, und was dort Venedig, das war hier Brügge und später Antwerpen. Wie aber dies das erste Land außerhalb Deutschlands war, wo die Nürnberger Handelsverbindungen anknüpften, so erlangte auch kein anderer Zweig ihres Handels eine solche Bedeutung wie dieser; nirgendwo standen sie in einem größern Ansehen als hier, und ihre Macht reichte so weit, daß sie sich im 14. Jahrhundert eine völlige Zollfreiheit in Brabant zu verschaffen wußten.

Zu diesen vier bis jetzt aufgezählten Handelslinien, nach Norden (Hansa), nach Nordwesten (Flandern), nach Süden (Italien) und nach Südosten (Ungarn), kamen nun aber noch vier andere, die sich bis zum Ende des 14. Jahrhunderts alle völlig ausgebildet hatten: eine westliche, der schon oben gedacht ist, nach Worms, Straßburg, Metz und Verdun; eine südwestliche, nach der Schweiz und nach Frankreich, insbesondere nach Lyon*), wo die Nürnberger eine eigene Waarenniederlage hatten; eine östliche nach Böhmen, Mähren und Schlesien; und eine nordöstliche nach Königsberg, Danzig und Posen. Fügen wir noch England hinzu, dessen Produkte durch die Vermittlung der Hanseaten und der Niederländer in den nürnberger Handel kamen, und als äußerstes Grenzgebiet im Südwesten Spanien und Portugal**), wo unter Anderm im 15. Jahrhunderte die Familie der Behaim handelte, so sehen wir, daß kaum ein Land des civilisirten, mittelalterlichen Europa's im weiten Kreise des nürnberger Handelsgebietes fehlte.

Wir wollen noch einmal einen raschen Blick auf alle acht im Einzelnen besprochenen Linien des nürnberger Handels in ihrer Gesammtheit werfen. Wir werden dann schließlich noch einmal kurz und schlagend darauf aufmerksam gemacht, was wir in der Darstellung des nürnberger Handels immer am meisten hervorgehoben haben, auf das eigenthümlich Vortheilhafte der Lage der Stadt. Wir finden nämlich, daß die diametral entgegengesetzten Linien ungefähr dieselbe Länge haben: so in nordsüdlicher Richtung die Linie von Nürnberg nach Lübeck und die von Nürnberg nach Venedig; in nordwest-südöstlicher Richtung die nach Brabant (Brügge) und die nach Ungarn; in west-östlicher Richtung die nach Mähren oder Schlesien und die nach Verdun oder Straßburg; in südwest-nordöstlicher Richtung die nach Lyon und die nach Danzig; und daß die längsten von allen, dem Baue Europa's entsprechend, südwestlich bis Spanien und Portugal und nordöstlich über die Ostsee sich erstrecken. Diese Betrachtung läßt uns aber so deutlich wie nur möglich einsehen, wie fern von aller Uebertreibung, wie richtig im eigentlichsten Sinne des Worts es ist, wenn am Ende des 15. Jahrhunderts, wo Nürnberg auf dem Zenith

---

*) Sie bildeten hier seit dem 15. Jahrhunderte eine eigene Korporation, „die Jakobiner-Bruderschaft", so genannt von dem dortigen Jakobiner-Kloster de Confort, in welchem sie ihre Andacht zu verrichten pflegten. Dieselbe bestand noch im 17. Jahrhundert. König Heinrich IV. bestätigte im Jahre 1602 alle die Handelsfreiheiten, welche die Nürnberger seit Franz I. bis auf ihn erhalten hatten.

**) Im Jahre 1505 errichteten hier nürnberger Kaufleute in Verbindung mit Florentinern, Genuesen und Portugiesen eine Handelsgesellschaft, um indische Waaren von Calicut nach Europa zu bringen, und, wie es scheint, mit dem glücklichsten Erfolg.

seiner Macht stand (1471), der berühmte Astronom Regiomontanus (Johannes Müller von Königsberg in Franken) in einem noch vorhandenen, an seinen Freund Roder in Erfurt gerichteten Briefe Nürnberg das „Centrum Europae", den Mittelpunkt Europa's und des europäischen Handels nennt (locus ille perinde quasi centrum Europae propter excursum mercatorum habeatur). —

Wenn also irgend eine Stadt des Mittelalters sich rühmen konnte, ihr Handel sei ein allseitiger, so war es Nürnberg. Aber nicht nur in Bezug auf die Richtungen, sondern auch in Bezug auf die Gegenstände war er ein allseitiger zu nennen. Sie bestanden aus den Produkten all der Länder, mit denen Nürnberg Verkehr hatte, aus denjenigen der noch entfernteren Länder, Indiens und Skandinaviens, die ihm durch die Italiener und die Hanseaten zugeführt wurden, aus den Manufakturen der Niederlande und Italiens und aus seinen eigenen, die gemäß dem Worte: „Nürnberger Hand geht durch alle Land" auf allen Märkten erschienen. Von der kostbarsten Arbeit des Gewerbfleißes und der Kunst bis zu dem rohesten Naturprodukte fehlte kaum ein Gegenstand in dem nürnberger Handel. In den großen Lager-, Zoll- und Waaghäusern der Stadt, die sich aus dem Mittelalter bis auf unsere Zeit erhalten haben, trafen die feinen Spezereien des Orients, die kostbaren Seidenstoffe der Italiener, die feinen Tücher und Lederarbeiten der Niederländer, die prachtvollen Stoffe, die diese aus der Verarbeitung von Seide, Sammt und Wolle mit Gold und Silber gewannen, schlesische Leinwand, englisches Wollengarn, seine eigenen Goldschmiedarbeiten und Knustwerke zusammen mit englischem Zinn, mit Kupfer, Pelzwerk, Häuten, Fischbein, Häringen, Wachs, Oel, Talg aus Skandinavien, und den Rohprodukten der noch halb barbarischen östlichen Völker, Ungarns, Polens, Preußens, um von hier aus sich wieder nach allen Richtungen bis zu den Grenzen Europa's zu zerstreuen. —

Als die Zeit, worin der Handel Nürnbergs und gleichzeitig damit seine Industrie, Kunst und äußere Macht als Stadt die höchste Blüthe und den größten Glanz erreichte, ist das Ende des 15. und der Anfang des 16. Jahrhunderts anzusehen, in runden Zahlen etwa die 50 Jahre von 1480 bis 1530. In diese Periode fallen aber auch die beiden wichtigen Ereignisse, welche eine Revolution in dem ganzen europäischen Handel hervorriefen und später in ihren Folgen die Größe Nürnbergs untergraben und zum Sturze bringen sollten, die Entdeckung Amerika's und die des Seewegs nach Indien um das Kap der guten Hoffnung (1498). Letztere erwies sich natürlich als besonders unheilvoll für Nürnberg und entzog ihm allmälig fast den ganzen Zwischenhandel. Freilich dauerte es lange, ehe diese Folgen in ihrer ganzen Entschiedenheit sich darstellten, in Nürnberg vielleicht länger, als in irgend einer andern der von dem gleichen Schicksale bedrohten Städte. Anfangs wirkten manche Umstände ein, um die Veränderung zu verlangsamen, unter Anderm der lange verbreitete Glaube, die indischen Waaren verlören an Güte durch den Transport zu Wasser, und daher sind im 16. Jahrhundert noch keine erheblichen Spuren des Verfalls zu bemerken. Um so plötzlicher und schroffer treten sie aber im 17. hervor, wo das unvermeidliche Schicksal noch durch die fürchterlichen Schläge, welche der dreißigjährige Krieg dem ganzen deutschen Leben versetzte, und durch die kolossalen Opfer, die insbesondere Nürnberg bringen mußte, beschleunigt wurde. Und was von Wohlstand, Handel und Gewerbthätigkeit das 17. Jahrhundert stehen gelassen hatte, das mähte das folgende und der Anfang des jetzigen vollends nieder. Theils war es die dem Handel Nürnbergs feindselige Haltung der anderen deutschen Staaten, die sich in den zahlreichen Durchgangszöllen, Mauthen und Einfuhrverboten von nürnberger Manufakturen bekundete, theils die gewaltige Kriegsnoth, die in Folge der französischen Revolution über Deutschland hereinbrach und durch Freund und Feind sich gleich fühlbar machte. So erhob der französische General Jourdan 1796 bei einem sechszehntägigen Aufenthalte in Nürnberg eine Kontribution von 1½ Millionen Gulden, und das Jahr darauf leerten die Kaiserlichen das ganze Zeughaus. Bei den folgenden Occupationen nahm überhaupt ein Jeder, was zu nehmen sich lohnte, aus Kirchen und Häusern, öffentlichen und Privat-Sammlungen, eine Menge Kunstwerke wurden geraubt, verschlendert, und einzelne verschwanden spurlos. So kam es denn, daß die Einwohnerzahl, die zur Zeit der größten Blüthe sich auf etwa 100,000 belaufen hatte, allmälig auf 27,000 herabsank, und daß die einst so reiche Stadt, die fast jedes Jahr einen beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte zurückzulegen vermocht hatte, im Jahre 1806, als sie durch die Rheinbunds-Akte an Bayern fiel, eine Schuldenlast von 10 Millionen Gulden hatte.

Hiermit war denn Nürnberg auf dem tiefsten Punkte seiner Erniedrigung angelangt, und von da an beginnt mit dem Aufschwung, welchen bald nach jenem Jahre das ganze deutsche Volk nahm, ein neues, viel versprechendes und durch seine Schnelligkeit überraschendes Aufstreben, das zwar vornehmlich auf dem Gebiete des Gewerbfleißes hervortritt, aber auch im Handel sich so bemerkbar macht, daß Nürnberg in diesem Betrachte jede andere Stadt des Königreichs Bayern überragt. Die Gegenstände liefert ihm allerdings hauptsächlich die Industrie der Stadt, und demnächst die Umgegend. Er besteht besonders in Manufakturwaarenhandel und Landesproduktenhandel, in welchem Tabak, Hopfen und Getreide eine hervorragende Stelle einnehmen.

Von den äußeren Umständen, die den Handel bei seinem Wiederaufleben begünstigt haben, sind wohl besonders die Vollendung des Ludwigskanals mit Anlage eines Freihafens und die Eisenbahnbauten zu nennen. Von letzteren hat man zwar vielfach behauptet, sie brächten dem Handel Nürnbergs Schaden, und scheinbar spricht für diese Ansicht der so veränderte Anblick, welchen die einst so belebten Straßen und Plätze, wo Güter auf- und abgeladen wurden, jetzt darbieten. Sie ist indessen doch nicht gegründet, und das wird sich immer entschiedener herausstellen, je mehr mit der Vollendung der jetzt im Bau begriffenen oder projektirten Bahnen die Wichtigkeit Nürnbergs als Knotenpunkt des Verkehrs sich geltend macht. Freilich wird dies nicht in dem Grade geschehen, wie die oben erörterte Lage Nürnbergs es eigentlich verlangte und wie es mit Nothwendigkeit geschehen müßte, wenn nicht die beiden durch künstliche Mittel emporgebrachten Hauptstädte Süddeutschlands, Stuttgart und München, einen großen Theil des Verkehrs, der naturgemäß über Nürnberg gehen würde, so sehr nach Süden gezogen und somit die Bedeutung eines Hauptknotenpunktes des Eisenbahnverkehrs, der sich naturgemäß auf Nürnberg concentriren sollte, zum großen Theile Augsburg zugewendet hätten. —

Die Jahrmärkte Rußlands, insbesondere jener von Nischni-Nowgorod.

Von **M. v. Bulmerincq** in St. Petersburg.

Ein Blick auf eine Karte Europa's zeigt uns ein dichtgedrängtes Netz von Städtenamen auf der westlichen Hälfte unseres Erdtheiles; auf der flachen, großen Ostseite dagegen erscheinen sie nur dünn gesät. Trotz der ungeheuren Ausdehnung des europäischen Rußlands, welches bekanntlich die Hälfte des Gesammtareals von Europa ausmacht, steht die Zahl seiner Städte und Flecken (598) noch unter jener des 18mal kleinern Englands (815), oder Preußens (über 900), des neunmal kleinern Frankreichs oder Oesterreichs.

Viele von diesen Städten der sarmatischen Tiefebene haben nur noch eine geschichtliche Bedeutung, etwa als Stammsitze der früheren Theilfürsten, durch welche nach Jaroslaws Tode im 11. Jahrhundert die Alleinherrschaft zersplittert wurde.

Kommerzielle oder industrielle hervorragende Größe unter den russischen Städten zu suchen, wäre fruchtlos. Nur an den äußersten Endpunkten des Czarenreichs, im Westen, Norden und Süden erblühten handeltreibende Städte, welche theilweise dem westlichen Europa den Ueberschuß der russischen Rohproduktion zuwendeten: so Archangel Holz, Petersburg und Riga Hanf, Talg, Borsten, Häute und Odessa Getreide. Industrielle Bedeutung, jedoch nur für den Binnenverkehr, erlangte namentlich Moskau, das geschichtliche Centrum des Reichs, wohin schon im 14. Jahrhundert der regierende Großfürst Daniel seinen Sitz verlegte; in Folge dessen zogen Handwerker, Künstler und Gewerbtreibende aller Art dorthin, um den Bedürfnissen des Hofstaates und der Bojaren zu genügen. Aber kein ausländischer Artikel gelangte während dieser Periode und in den beiden folgenden Jahrhunderten auf altrussischen Boden, denn das damals mehr asiatische als europäische Reich stand in gar keiner Verbindung oder Wechselwirkung mit dem Abendlande. So hat sich seit Peter dem Großen, der den Pfad nach Europa durch sein Vorrücken an das Baltische Meer erschloß, und seit Katharina der Zweiten, welche die Nordküste des Schwarzen Meeres den Türken nahm, die eigentlich russische Betriebsamkeit auf einheimischem Boden entwickelt, fast ganz ohne Zufluß oder Aufmunterung von Außen. Ein ähnliches Beispiel in der Geschichte liefert China, wo jedoch geographische, klimatische und politische Verhältnisse, zusammengenommen mit der eigenthümlichen Anlage und Begabung des Volkes, die Industrie reicher und schöner erblühen ließen, als auf den Ebenen Rußlands, das drittehalb Jahrhunderte lang unter dem Tartarenjoche seufzte.

Von Moskau, dem alten Czarensitze, ging strahlenförmig die Industrie nach allen Seiten aus; sie umfaßt namentlich das ganze Stromgebiet der Oka, jenes gewaltigen Nebenflusses der Wolga, bis hinauf nach dem Gouvernement Orel. Nördlich von Moskau sind die Gouvernements Jaroslaw, Kostromà und Nischegorod industrielle Bezirke; hervorragend ist das Gouvernement Wladimir mit dem Dorfe Iwanowo, dem „russischen Manchester"! So prahlerisch dieser Name klingt, so ist doch für das innere Rußland Iwanowo eine Art von Aequivalent für Manchester. Natürlich dürfen die Fabrikate weder in Qualität noch Quantität mit einander verglichen werden, aber der russische Bauer macht auch an sein baumwollenes Hemde geringe Ansprüche; wenn es nur recht grell roth gefärbt ist und an der Achselhöhle einen großen viereckigen dunklern Einsatz hat, so ist seinen bescheidenen Anforderungen genügt.

Handel und Industrie gehen Hand in Hand, denn nur wo die letztere auf Absatz rechnen darf, erblüht sie. Daher ist fast das ganze Stromgebiet der Oka der Sitz eines beständigen Handels geworden. Beständiger Handel, wie fremd klingt dieses Wort dem europäischen Ohre! Wo in Deutschland, England, Frankreich, selbst dem zurückgebliebenen Italien, gibts ein Städtchen oder Dörfchen, wo nicht zur Stunde das Nothwendigste für den Lebensbedarf herbeigeschafft werden könnte? Sogar Luxusartikel sind fast überall zu haben; was fehlt, könnte in wenigen Stunden der nächste größere Ort liefern.

Anders in Rußland. Die spärliche Bevölkerung, namentlich am Nord-, Ost- und Südrande des Landes, hat noch nicht die Nothwendigkeit ununterbrochener Handelsbeziehungen hervorgerufen; auch könnten dieselben schwerlich gedeihen bei 120 Menschen auf der Quadratmeile im Gouvernement Astrachan, oder gar 20 im Gouvernement Archangel. Zudem weichen Sitten, Lebensweise und namentlich Bedürfnisse um so entschiedener vom Abendlande ab, je weiter wir nach Osten vordringen. Das alte Tartarenreich Kasàn z. B., das sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts vor dem russischen Scepter beugte, enthält ethnographisch bis heute weit mehr mongolische, als kaukasische oder indo-germanische Elemente, und die meisten, den Europäern zur zweiten Natur gewordenen kleinen Bedürfnisse des täglichen Lebens, zu deren Befriedigung nur die entferntesten Länder und Weltgegenden ausreichen, sind den Söhnen des Ostens noch fremd. Austausch der Erzeugnisse findet aber nur dann statt, wenn das Bedürfniß nach Fremdländischem sich geltend macht. Der Ueberschuß der eigenen Erzeugnisse veranlaßt noch keinen großen Handel. So erklärt es sich, weshalb bis jetzt in einem großen Theile Rußlands der An- und Verkauf der zu verbrauchenden Gegenstände auf eine bestimmte Zeit im Jahre reducirt ist. Der Handelsmann fände bei ununterbrochenem Angebote keinen Absatz, der Verbraucher aber zeigt kein ununterbrochenes Bedürfniß.

Das europäische Rußland ist deshalb recht eigentlich das Land der Jahrmärkte.

Fast in 4000 verschiedenen Ortschaften des Reiches sind Jahrmärkte, wenn wir alle Dörfer hinzuziehen, in denen einmal im Jahre, bisweilen nur auf die Dauer eines Tages, ein Wollmarkt, Pferdemarkt oder dergleichen abgehalten wird. Die großen Märkte finden wir vorzugsweise im Süden des Reiches, in den Stromgebieten des Don und des Dnjepr; die wichtigsten werden in der östlichen Hälfte Rußlands, in Nischni-Nowgorod und Irbit abgehalten.

Der Handel in der Region des Borysthenes (Dnjepr) wird durch den fühlbaren Mangel an Verbindungswegen sehr beeinträchtigt. Der Dnjepr selbst ist nur von Orscha (Gouvernement Mohilew) bis Krementschug (Gouvernement Poltawa) schiffbar; die weiter abwärts liegenden Stromschnellen gestatten eine Schifffahrt höchstens im Frühjahr, nach dem Anschwellen der Gewässer. Der Binnenverkehr ist ungleich größer, als die Verbindung nach Außen. Aber auch der erstere hat bis jetzt nur größere Jahrmärkte, und noch keinen beständigen Handel hervorgerufen. Die großen Messen im Gebiete des Dnjepr sind: die Eliasmesse (oder Iljinsnaja) in Poltawa, die Korennája bei Kursk; sie hat ihren Namen von einem 25 Werst von Kursk gelegenen Dorfe; die Onufriewsche, nach einem Heiligen der griechischen Kirche

benannt, in der Stadt Berdytschew im Gouvernement Kiew, die Roménsche im Städtchen gleichen Namens des Gouvernements Poltawa; der Jahrmarkt zu Krotewetz im Gouvernement Tschernigow, und endlich jene zu Jekaterinoslaw, zu deutsch Katharinen-Ruhm oder Verherrlichung, denn die große Kaiserin gleichen Namens legte hier in Gegenwart des Kaisers Joseph II. den Grundstein zu einer griechisch-russischen Kirche, um welche allmälig eine Stadt entstand.

Im Stromgebiete des Don ist die Zahl der alljährlichen Jahrmärkte ebenfalls groß. Die bekanntesten sind: Rostow am Don, die Ilrjúpinskaja Stanitza im Lande der donischen Kosaken und ganz besonders Charkow, das vier Messen im Jahre hält; die wichtigste ist während des Festes der heiligen drei Könige, und deshalb bezeichnet man sie als Kreschtschenskaja oder Tauf-Messe. Endlich gedenken wir am Dnjestr noch des Jahrmarktes zu Kishiniów (Kischenew), dem Hauptorte der halb türkischen, halb russischen Landschaft Bessarabien.

Der wichtigste Jahrmarkt ist aber jener von Nischni-Nowgorod, zu deutsch die untere Neustadt. Die Benennung „untere" deutet auf das noch auf den Höhen des Waldaigebirges gelegene Alt-Nowgorod, zu deutsch Naugarten, am Ausfluß des Wolchow aus dem Ilmensee hin. Dieses Nowgorod oder Neustadt hat seinen Namen von dem Warägerfürsten Rurik, der, im Jahre 862 von den Slaven nach Rußland berufen, seinen Aufenthalt in der Stadt Belosero am Weißen See (oder Belye ósero) im jetzigen Gouvernement Nowgorod nahm und erst zwei Jahre später in eine andere Stadt übersiedelte, welche den Namen „neue Stadt" erhielt. Die geographische Lage Nischni-Nowgorods eignet sich vortrefflich zu Handelsbeziehungen, da der Ort auf der Scheide zweier großen Völkergruppen liegt; östlich wohnen viele Tartaren und verschiedene Völker finnischen Stammes, westlich Russen. Außerdem verbinden sich hier zwei Flüsse: die breite und schiffbare Oka und „der König der Ströme Europa's, die Lebensader des russischen Reiches", die majestätische Wolga. Vermittelst des großen russischen Kanalnetzes, das alle Gewässer Ost-Europa's unter einander verbindet, kann Nischni-Nowgorod die dort umgesetzten Waaren weit und breit versenden. Es liegt so recht in der Mitte, etwa in gleicher Entfernung vom Schwarzen und vom Weißen Meere, und im Mittelpunkte zwischen Torneå und den südwestlichen Häfen des Kaspischen Meeres.

Schon früh entwickelte sich am mittlern Lauf der Wolga ein Austausch der Erzeugnisse zweier Erdtheile. Anfangs war Kasán der Sammelplatz von Käufern und Verkäufern. Die Tartaren jedoch legten den russischen Kaufleuten viele Hindernisse in den Weg. Aber die russische Regierung griff durch und verbot ihren Unterthanen den Handel mit Kasán, und bald entstand ein neuer Handelsplatz in dem Städtchen Makariew, oberhalb Kasán, an der Wolga, im Gouvernement Nishegorod. Man muß diesen Punkt nicht verwechseln mit einem andern Makariew, das im Gouvernement Kostromà liegt. Gleich Mekka, dessen kommercielle Bedeutung bekanntlich nur eine Folge der von allen Weltgegenden alljährlich herbeiströmenden Pilgerschaaren ist, ward Makariew Anfangs Sammelplatz von Kleinkrämern, die ihren Vortheil während des Jahrestages des heiligen Macarius, des Schutzpatrons der Stadt, suchten und fanden. Zur Verehrung dieses Heiligen der griechisch-russischen Kirche kamen alljährlich viele Gläubige herbei. Als aber die Kleinkrämerei eine beträchtliche Ausdehnung gewann, erschienen in Makariew zum „Tempelfeste" russische und asiatische Kaufleute in immer größerer Anzahl, und zu Anfang unsers Jahrhunderts wurde Makariew, trotz des sandigen Bodens, welcher die Zufuhr der Waaren sehr erschwerte, ein wichtiger Handelsplatz. Als im Jahre 1816 die Meßgebäude in Feuer aufgingen, ward die Gelegenheit benutzt, um dem periodischen Handel einen passenden Ort anzuweisen; man verlegte den Markt nach Nischni-Nowgorod.

60 mächtige steinerne Gebäude sind ausschließlich zu Meßzwecken auf dem Winkel zwischen dem rechten Ufer der Wolga und dem linken der Oka erbaut. Ein breiter, schöner Boulevard trennt diese letzteren, die das Centrum des Jahrmarkts bilden und über 2500 Verkaufslokale enthalten, in zwei Hälften. Man umgab das Ganze mit einem Kanalgürtel, doch sind jetzt schon jenseits des Kanals große Reihen hölzerner Gebäude mit über 4000 Verkaufslokalen entstanden, in denen namentlich schwere Güter aufgespeichert liegen. An der Hauptpromenade, dem Boulevard, liegen zu beiden Seiten Läden für zumeist ausländische Galanteriewaaren. Die übrigen Waaren (mit Ausnahme des Thees) sind zumeist russischen Ursprungs; diese bilden etwa fünf Sechstel der ganzen Zufuhr.

Abseits vom Boulevard liegen in ungeheueren Massen Pelzwerk, russische Industrieprodukte, Drogueriewaaren ꝛc. zum Verkauf; am Kanal folgt die sogenannte chinesische Linie, noch weiter am Ufer der Wolga zeigt sich die sibirische Reihe, wo ganze Haufen von Thee, Baumwolle, Bast, hölzernen Geräthen und dergleichen Gegenstände ihre Abnehmer erwarten. Auf der Wolga selbst schaukeln sich unzählige Schiffe, beladen mit Mehl und Korn, von welchen manchmal fünf Millionen Pud ausgeführt werden. Die Kornkammer Rußlands, die den Ueberschuß ihrer Schätze nach Süden in das Ausgangsthor Odessa sendet, die wohl angebauten Gouvernements Orel, Tula, Rjäsán, Tambow und Pensa gehören sämmtlich dem Stromgebiete der Wolga an und spenden freigebig zur Zeit der Messe in Wahrheit das tägliche Brot sowohl dem entfernten Finnländer, wie dem noch entferntern Samojeden, oder gar der europäischen Bevölkerung Ostsibiriens, da der einzige den Ackerbau begünstigende Boden Sibiriens, das „sibirische Italien", oder wie es merkwürdiger Weise auch genannt wird, die Steppe des Irtysch, nur erst geringen Ackerbau hat.

Der Jahrmarkt fällt in den Juli. Sobald die Ströme frei von Eis sind, schwimmen von allen Seiten schwerbeladene Schiffe herbei. Einer amtlichen Verordnung zufolge darf der Jahrmarkt erst am 15. Juli alten Styls beginnen; dann wird er mit kirchlicher Feierlichkeit und Glockengeläute eröffnet. Seine Dauer beträgt 40 Tage. Am 25. August muß er geschlossen sein, doch beginnt die Hauptthätigkeit erst gegen den 10. August. Die Kaufleute haben Waaren feil, aber die wenigsten sind mit baarem Gelde versehen. Der Jahrmarkt zu Nishni ist auch eine Art von Börse; auf ihm werden die Preise der Waaren festgestellt, und daher beeilt sich Niemand mit Einkaufen, sondern schaut vorsichtig nach allen Seiten um. Höchst interessant ist das vom wallenden Barte umflossene sinnende Antlitz des gemeinen Russen, wenn er, statt Griffel, Kreide, Bleistift oder Feder zu benutzen, die bunten Ringe des klappernden Rechenbrettes, ohne dessen Hülfe er nicht die einfachste Addition machen kann, auf und nieder schiebt und im Geiste, aber dennoch halblaut, seinen muthmaßlichen „Barysch" oder Vortheil berechnet. Bei der, manchen slavischen Völkern eigenen, klaren Auffassung versieht er sich dabei nur selten. Dem Russen hilft bei Erzielung des „Barysch" auch die Zungenfertigkeit, mit der er seinen tawar, seine Waaren, herausstreicht. Dabei blickt scheinbar Gutmüthigkeit hervor. „Hierher, mein Herr, hierher, bitte gehorsamst einzutreten, wir haben Mützen, Beinkleider, Westen" — oder: „Hier sind Teppiche, Shawls, Kattunkleider" — und so geht es fort, bis der fürbaß schreitende eventuelle Käufer nur deshalb nichts mehr hört, weil ihm bei dem folgenden Laden ganz dasselbe, oft mit denselben Worten, zugerufen wird. Mit einem merkwürdigen Späherblick mustert der bereitwillige Verkäufer den Vorübergehenden und legt einen besondern Accent gerade auf den Theil des Anzuges, den er als einigermaßen schadhaft anerkennt,

oder er sucht im Nu in seinem Auge zu lesen, was Jener wohl gebrauchen könnte, und streicht den Gegenstand sofort heraus.

Das Gemisch von Trachten ist nicht so bunt, wie man gewöhnlich glaubt, nicht mehr, als etwa in Marseille, Triest oder anderen Häfen des Mittelmeeres. Zur Messe ziehen meist Russen, und obwohl über 60 verschiedene Nationalitäten dem Scepter des russischen Alleinherrschers unterworfen sind, so kommen doch die entfernten sibirischen, meist heidnischen und sehr verschieden kostümirten Stämme nicht, oder nur in einzelnen Exemplaren zum Jahrmarkt. Fast der ganze asiatische Handel ist in den Händen der Armenier, namentlich der Verkauf des Thees. Dieser übt großen, nicht selten entscheidenden Einfluß auf die Handelsthätigkeit zu Nishni. Jedermann kauft Thee. Andererseits bedürfen die sibirischen Theehändler entschieden der Manufakturprodukte des europäischen Rußlands, und um dazu die Mittel zu gewinnen, muß mit dem Thee, namentlich wenn das Ende des Jahrmarkts herannaht, geräumt werden. Aus diesem Grunde beginnt, wie oben bemerkt, die Haupthandelsthätigkeit erst gegen den 10. August, wenn die Theekrisis vorüber ist.

Sämmtliche Waaren könnten in drei Klassen getheilt werden: russische, westeuropäische und asiatische, denn Nischni ist nicht nur der große Markt Rußlands, sondern er vermittelt auch die Beziehungen Europa's mit dem fernen Osten. Europa sendet für die Summe von 3½ Millionen Rubel seidene, wollene und baumwollene Stoffe, Kolonialwaaren und Wein, namentlich Champagner, der nicht nur die Tafel des reichen Gutsbesitzers ziert, sondern in einigen Gouvernements des Ostens, z. B. in Perm, nothwendiges Attribut jedes Namensfestes, selbst des ärmern Beamten, ist. An den Ufern des Don wird zwar Schaumwein bereitet, doch ist dieses unter dem Namen Donskóje bekannte, brausende Getränk in Rußland verrufen, und nur angeblich französischer Champagner, der in der Provinz mit fünf Rubel per Flasche belegt wird, darf getrunken werden. China liefert jährlich für sieben bis neun Millionen Rubel Thee, das Lieblingsgetränk der Russen aller Stände, Chiwa und Búchara senden Pelzwerk, rohe und gesponnene Baumwolle, aus Persien kommen Teppiche, Seide und Baumwolle. Die specifisch russischen Waaren gehören sowohl der Urproduktion, als der Manufaktur an. Groß ist die Zahl der Fabrikate von den Webstühlen aus der moskauer Gegend: Kattun und andere Baumwollengewebe aus den Kreisen Murom, Alexándrowsk und Schúja im Gouvernement Wladimir; zu letzterm Kreise gehört das schon erwähnte Dorf Iwánowo. Ferner Hanf- und Flachswaaren, namentlich aus der großen Segeltuch-Fabrik zu Kosélsk im Gouvernement Kaluga; die feinere Linnenindustrie hat ihren Sitz in der Stadt Jaroslaw an der Wolga. Wollen- und Seidenprodukte sind stark vertreten. Die Gesammtindustrie bildet 37 % der ganzen Zufuhr aus Rußland. Nach dem Bekleidungsmaterial sind Metalle, sowohl roh als verarbeitet, ein Hauptkontingent Rußlands auf der Messe; Tula's berühmte Fabrik liefert Waffen und versorgt das ganze Reich mit Samowáren, jenem praktischen und gemüthlich summenden Apparat zum Theekochen. Zwei kleine Dörfer, Pávlowo und Wóssma, im Gouvernement Nischegorod, liefern viele Messerschmiedwaaren. Die Metallzufuhr beläuft sich auf 23 %. Dann folgen quantitativ Pelzwerk und Leder. Zu den feinsten Lederwaaren gehören auch die „kosakischen Morgenstiefel"; insgesammt 13 %. Wein kommt aus der Krim und dem Kaukasus, namentlich aus der Provinz Kachetien, und aus den Gegenden am Don kommen Getreide und Fische, an denen die Gewässer Rußlands merkwürdig reich sind (wir erinnern nur an den nicht selten 800 Pfund wiegenden Hausen), Rübenzucker wird besonders aus dem Gouvernement Kiew zugeführt. Diese Artikel bilden insgesammt 11 %. Alle übrigen auf der Messe ausgestellten russischen Artikel können auf 16 % angeschlagen werden.

Schließlich möge noch erwähnt werden, daß die Totalsumme aller verkäuflichen Waaren zu Nisni etwa 60 Millionen Rubel ausmacht.

Wir fügen diesem Artikel noch einige Mittheilungen bei, welche zur Ergänzung desselben dienen können. Sie kommen von einem Augenzeugen, welcher Nischni-Nowgorod im Mai dieses Jahres, also kurz vor dem großen „Budenbrand im Juni", besucht hat.

Die Messe oder der große Jahrmarkt wird in der eigentlichen Jahrmarktstadt oder jenem Theile Nischni-Nowgorods abgehalten, der zwischen der Oka und der Eisenbahnstation liegt. Früher bildete der kaiserliche Regierungspalast mit der griechischen Kirche, und der steinerne große Kaufhof mit seinen 2521 steinernen, auf Pfahlwerk erbauten Buden in 60 Abtheilungen gewissermaßen den Mittelpunkt des ganzen Meßviertels, heute aber verschwinden schon diese alten berühmten Baulichkeiten mehr oder weniger, gegenüber den großen und schönen steinernen Privathäusern, die in Folge von eintretendem Bedürfniß oder Spekulation bis dicht an die Eisenbahnstation erbaut sind, und die den Anfang zu einer ganz neuen und nicht blos während der Jahrmarktszeit bevölkerten Stadt bilden, wie letzteres sich von den übrigen älteren Gebäuden dieses Theils sagen läßt.

Schon jetzt sind diese neuerbauten, drei bis vier Stock hohen Privathäuser auch außer der Meßzeit bewohnt, ja von der Eisenbahnstation aus ziehen sich ganz neue Straßen bis zu den Ufern der Oka. Diese Häuser enthalten nicht nur Verkaufsläden, sondern auch Speicher und Magazine, um große Quantitäten Waaren in sichern Verschluß zu halten und vor den nachtheiligen Einflüssen einer übeln Witterung zu schützen.

Unter diesen sichtbaren Zeichen eines mächtigen und nachhaltigen Aufschwungs hat die Regierung ein doppeltes Interesse daran, die die nischni-nowgoroder Messe besuchenden Kaufleute sowohl in Betreff ihrer Personen, als auch ihrer werthvollen Handelsartikel auf jede Weise in ihren besondern Schutz zu nehmen und jede Störung des Geschäftsgangs der Messe fern zu halten. Es hat denn auch der Kaiser in den letzten Jahren nicht wie früher üblich den Gouverneur, sondern einen besonders tüchtigen und als energischen Mann gekannten Generaladjutanten mit einer entsprechenden Militärmacht nach Nischni-Nowgorod entsandt, um während der Meßzeit seinen Sitz im Regierungspalais des Meßplatzes zu nehmen.

Die beiden letzten Messen waren von ausnehmender Bedeutung, wenigstens wenn man den Rückschlag berücksichtigt, den einerseits die Aufhebung der Leibeigenschaft und in Folge davon die verminderte Produktion von Metallen und Metallfabrikaten, andererseits aber die Aufhebung des Seeeinfuhrverbots von Thee durch die mindere Zufuhr von sogenanntem Karawanenthee ausüben mußte. Metalle und Metallfabrikate und chinesische Thees bilden aber die Haupthebel des nischni-nowgoroder Meßverkehrs, und wenn der Verlauf der Messe trotz der mangelhaftern Zufuhr dieser beiden Artikel ein günstiger war, so kann man hieraus den sichern Schluß ziehen, daß sich die Handelsverhältnisse Rußlands im Allgemeinen wesentlich gehoben haben müssen, und daß die Produktion anderer Handelswaaren den Ausfall hinlänglich deckt, der durch die mindere Zufuhr von Eisen, Kupfer und Thee zu erwarten stand.

Man kann die Messe zu Nischni-Nowgorod mit Recht eine Weltmesse nennen, denn es sind nicht nur europäische oder speciell russische Waaren, die hierher zum Verkauf gebracht werden, sondern diese Messe dient hauptsächlich zur Begünstigung des russisch-asiatischen Handels, der von ziemlicher Bedeutung ist. Dieser Handel verfolgt, abgesehen vom Wasserwege über das Kaspische Meer

und die Wolga, im Großen und Ganzen drei Wege: den einen über Perm, Sibirien (Kiachta) nach China, den andern über Orenburg mittels Karawanen nach Chiva und Persien und den dritten durch Vermittlung der Posten und Stationen in den Kirgisensteppen nach dem Aralsee und von dort aus weiter in das Innere von Asien, ein Weg, der von Jahr zu Jahr mehr Bedeutung gewinnt und den Russen immer mehr Einfluß in Asien verschafft. Rußland versteht die Beziehungen und Fortschritte seines Handels auch politisch vortrefflich auszubeuten und seinem Einfluß eine immer größere Tragweite zu geben.

Die Geschäfte werden, und dies ist unter den russischen Verhältnissen eine kritische Sache, nicht gegen baare Zahlungen, sondern auf Wechsel abgeschlossen. Diese Wechsel, die häufig ein Jahr darüber laufen, werden, wenn sie von den während der Messe in Nischni-Nowgorod zahlreich vorhandenen öffentlichen Notaren für richtig befunden und kontrasignirt worden sind, von der Kommerzialbank, die eine Filiale hier hat, eskomptirt, so daß der Verkäufer, der seinen Preis in Berücksichtigung des zu gewährenden Kredits von Haus aus gleich entsprechend erhöht, eigentlich gar keinen oder nur einen geringen Verlust hat. Trotz dessen bleibt das Entnehmen der Waaren auf 6, 12 und 18 Monate Kredit immerhin eine üble Sache und erschwert den russischen ausländischen Handel ungemein. Ueberhaupt sind die Kreditverhältnisse in Rußland nichts weniger als geordnet, und große Vorsicht ist in dieser Beziehung bei allen Gelegenheiten anzuempfehlen.

Reisebilder aus dem Etschlande.

(Mit einer Ansicht von Schloß Tyrol.)

Von **Friedrich Brinkmann.**

II.

Meran.

„Ober-Mais bei Meran, den 9. September 1860."

„Die graue Wolkendecke und der unaufhörliche Regen, die mir bisher die Schönheit des meraner Thals verhüllten, sind endlich verschwunden, und der Himmel hat ein heiteres Gewand angelegt, ein blaues Festgewand, wie es dem heutigen Tage, einem Sonntage, geziemt. Es ist noch früh am Morgen. Die Ruhe und Stille, welche die Bewohner des reizenden Dorfes, wo ich seit einigen Tagen weile, stets erquickt, ist doch heute von besonders feierlicher Art. Nichts läßt sich hören, als das leise Rauschen des Passeyerbaches und dann und wann der Schall einer Glocke, die von einem der unzähligen nah und fern im Thale und an den Bergabhängen zerstreuten Dörfer zu mir herübertönt.

Wie festgebannt stehe ich an meinem Fenster, und habe ich es eben verlassen, so muß ich gleich wieder dahin zurückkehren. Welch ein Bild liegt da vor den entzückten Blicken! Den Vordergrund bilden ein prächtiger, nur durch eine Straße von mir getrennter Weinberg, ein halb darin verstecktes Bauernhaus, zu beiden Seiten üppiges Gebüsch, und etwas entfernter, ein wenig zur Linken, die Dorfkirche mit ihrem spitzen, grünen Thurme. Ringsum liegen, ohne alle Ordnung, zwischen Weingärten und Bäumen zerstreut, die stattlichen Schlösser und Häuser des Dorfs. Dahinter, aber etwas tiefer und zur Rechten, zeigt sich das dicht an Mais stoßende Meran, hoch überragt von dem Thurme der Pfarrkirche, angeblich dem höchsten in ganz Tyrol, und einem näher gelegenen, viereckigen Thurme einer alten Burgruine. Und dieser Kern des Bildes wird nun rings umgeben von dem Kranze der majestätisch hingelagerten, theils mit einer reichen Vegetation bedeckten, theils von Felsen und Schneefeldern starrenden Gebirgen, besonders fest thalaufwärts geschlossen durch die allmälige Erhebung des Thalbodens zur Töll, die fast auf ihrer Höhe durch ein reizend gelegenes, fern sichtbares Dorf gekrönt ist.

Diese Pracht, diese Lebensfülle ist mehr als Alles, was wir auf unserm bisherigen Wege vom Norden nach dem Süden gesehen haben. Das ist schon echt südliche Schönheit und Fruchtbarkeit. Es ist ein Ausläufer südlicher Natur, der sich in die noch nordischen Berge hineingeschoben hat.

Für uns Nordländer hat daher der erste Anblick dieser Gegend etwas Berauschendes. Uns scheint sie, besonders in der jetzigen Jahreszeit, an jedem Tage, wo der blaue Himmel auf sie niederschaut, in einem festlichen Gewande zu prangen, jeder Tag scheint hier ein Sonntag zu sein. Ueberblicken wir von einem weit gebietenden Aussichtspunkte das ganze imposante Thal, oder streifen wir in demselben umher, so weit wir wollen, auf der Landstraße, auf den Fußsteigen, und selbst in den Straßen der Dörfer, überall fällt uns keine andere Vegetation auf, als unendliche Rebenpflanzungen und Kastanienbäume, nichts von Körneranbau, höchstens hier und da ein wenig Welschkorn, das meistens zwischen den Reben selbst wächst. Wegen dieses Mangels der Cerealien in der Physiognomie der Landschaft vergessen wir, daß der Mensch dazu bestimmt ist, im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu essen. Wir glauben, in ein Land gekommen zu sein, wo dies harte Gesetz nicht besteht, wo der Mensch von dem Nektar der Trauben und der Ambrosia der Kastanien lebt, die ihm, wie wir aller Orten sehen, in der größten Fülle und Schönheit vor den Augen hangen, daß er nur zuzugreifen braucht, um sein Göttermahl zu halten und sein Götterleben zu fristen. Dieser Eindruck der Gegend wird noch dadurch verstärkt, daß wir nirgendwo arbeiten sehen. Denn es gibt jetzt nichts zu arbeiten in den Weingärten, die so sehnlich erflehte Gluth der Sonnenstrahlen ist es allein, die noch für den Menschen arbeiten kann."

[Aus meinem Tagebuche.]

Diesem sonntäglichen, zur Ruhe und zum Genusse einladenden Charakter der Gegend entspricht auch die Erscheinung der Bewohner. Sie scheinen Tag für Tag im Festgewande zu gehen, so bunt ist ihr Anzug zusammengesetzt. Die Männer tragen einen spitzen, breitrandigen Filzhut, ein langes Wamms (Joppe) ohne Kragen, aus grober Wolle verfertigt, statt der Weste ein eng anliegendes Leibchen, worüber die breiten, aus Leder oder Wolle gemachten, mit einem Verbindungsbande vorne und hinten versehenen Hosenträger liegen, kurze, eng anschlie-

ßende, bis zum Knie reichende Lederhosen, einen sehr breiten Ledergürtel um die Hüften, wollene Stümpfe, die aber das Knie ganz bloß lassen, und stark ausgeschnittene Schuhe. An diesen Kleidungsstücken sind nun alle Farben angebracht, die überhaupt existiren, und zwar in der buntesten Zusammenstellung. Am häufigsten ist Roth vertreten. Es fällt am grellsten in die Augen als Farbe des Unterfutters der Joppe, die vorne zu beiden Seiten zurückgeschlagen ist und so dieses in zwei breiten die Brust einfassenden purpurrothen Streifen sehen läßt. Ferner ist das Leibchen (Brustlatz) roth, zum Theil auch purpurroth, häufiger aber rosaroth. Außerdem finden wir dieselbe Farbe wieder als Einfassung der Beinkleider an der Nath zur Seite, und der Schuhe, und endlich auf dem Hute als Farbe des Bandes, das aber oft noch Grün dazu trägt. Braun ist die Joppe, schwarz der Hut (dieser manchmal auch grün), die Beinkleider, das Halstuch und die Schuhe; weiß der Hemdkragen und die Strümpfe; grün die Hosenträger, wenn sie nicht von Leder sind; gelb die große Schnalle an dem Gürtel, die Quaste auf dem Hute und zuweilen eine der Schnüre, womit dieser umzogen ist, und dazu wird diese Farbe schon genügend hervorgehoben durch die nackten Knie, die Hände und die gar nicht selten italienisch gelben Gesichter. Es fehlt jetzt nur noch das Violett und Blau, und es scheint einiges Nachdenken erfordert zu haben, diese Farben noch irgendwo unterzubringen, da alle Theile des Anzugs von den übrigen schon in Besitz genommen waren. Endlich aber hat man doch noch zwei bescheidene Plätzchen dafür glücklich ausfindig gemacht. Das sind die Strumpfbänder und die Schnüre um den Hut. Jene sind violett und unter diesen finden sich auch einige blaue, und so tragen denn die guten Leute die ganze Musterkarte der Farben in wirklich seltener Vollständigkeit auf dem Leibe.

Um so auffallender ist es, daß die Frauen, außer einem sehr faltenreichen, dunklen Rocke, kaum etwas Besonderes, Eigenthümliches in ihrer Tracht haben, wenigstens nicht in derjenigen, worin sie an Werk- und Feiertagen sich gewöhnlich zeigen. Früher war das freilich anders, wie wir z. B. aus den Reliefs des Hofer-Denkmals in der innsbrucker Hofkirche ersehen können.

Der Bau des meraner Menschenschlags ist in Bezug auf das Knochengerüste ein starker zu nennen. Die Männer haben in der Regel mehr als mittlere Größe und sind breit in den Schultern und Hüften, wenngleich häufig nicht so sehr, als es scheint, da die Tracht, namentlich die offene, nach den Schultern zurückgeschlagene, kragenlose Joppe und der Gürtel um die Hüften, sie breiter erscheinen läßt, als sie sind.

In der ganzen Haltung aber, im Gange und im Gesichtsausdrucke ist allgemein eine gewisse Schlaffheit auffällig, die man bei so kräftig gebauten Menschen nicht erwarten sollte. Ist man aber einmal so auf den Mangel an Energie aufmerksam geworden und betrachtet sich darauf hin diese scheinbar starken Gestalten etwas schärfer, so findet man, daß auch die Gliedmaßen, trotz der starken Knochen, sehr viel zu wünschen übrig lassen. Das Muskelsystem scheint im Allgemeinen von schlaffer Faser und schlecht ausgebildet zu sein. Das erkennt man am besten an den nur von einem eng anliegenden Strumpfe bekleideten Beinen, die doch bei den Leuten, als Bergbewohnern, am stärksten unter den Gliedern entwickelt sein sollten. Aber es ist außerordentlich selten, daß man eine kräftig hervortretende Wade bemerkt. Unter zehn Personen haben sicherlich neun dürre Beine, von denen man nicht recht einsehen kann, wie sie den starkknochigen Oberkörper zu tragen vermögen.

Zu solchen Studien über das meraner Volk eignen sich besonders gut die Sonntage, an denen die Bauern von allen Seiten in die Stadt zusammenströmen. Vor und nach dem Gottesdienste am Morgen und Nachmittage sieht man die Männer zu Hunderten in mannigfaltigen, oft sehr malerischen, bunten Gruppen auf dem Platze bei der Pfarrkirche zusammenstehen. Fällt dem Auge aber in diesem Wald von Beinen einmal ein Paar besonders voller Waden auf, so findet sich in der Regel, daß ein Mann aus dem Passeyerthale der glückliche Besitzer derselben ist.

Wenn es mir erlaubt ist, eine Vermuthung über den Grund der auffallenden Erscheinung auszusprechen, welche das meraner Volk in der Schlaffheit des Muskelsystems bei einem starken Knochenbau darbietet, so glaube ich, daß er in der Lebensweise der Leute gesucht werden muß, und zwar in dem übermäßigen Genusse des schlechten, sauren Weins, der hier ganz an der Tagesordnung ist. Ueberall, wo so viel Wein gebaut wird, wie in hiesiger Gegend, wird auch viel Wein getrunken, und zwar größtentheils schlechter und sehr schlechter. Denn der gute wird verkauft und versandt, der schlechte findet aber keinen Käufer und kann auch nicht einmal versandt oder aufbewahrt werden, sondern muß sehr bald getrunken werden. Leider sagt man Letzteres von allem Weine, der hier zu Lande wächst, auch dem guten.

In dem Charakter des meraner Volks tritt eine gewisse Gutmüthigkeit und Menschenfreundlichkeit überall hervor. Die Leute sind freundlich und gefällig. Sie weisen dem Fremden zuvorkommend die Wege, machen ihn sogar ungefragt auf nähere oder bessere aufmerksam und grüßen ihn fast regelmäßig. Man vermißt freilich dabei das Frische und Fröhliche, welches uns im Gruße des bayrischen Bauern, besonders im Chiemseeland, so wohlthuend entgegentönt. Es liegt in der Art zu grüßen etwas Gedrücktes, ich möchte fast sagen, Serviles, und es geschieht meist stumm durch Abnehmen des Hutes, während der bayrische Bauer in der Regel, ohne an den Hut zu rühren, uns nur sein herziges, aber stolzes „Grüß Gott" zuruft. Es kann indessen sehr wohl sein, daß dieser Mangel an heiterem Muthe und Selbstgefühl auch von den gedrückten Vermögensumständen der Leute herrührt. Diese müssen durch die seit vielen Jahren herrschende Traubenkrankheit, die schlechten Weinernten und die immer wachsende Steuerlast sehr fühlbar gelitten haben. Auch hier also zeigt sich, wie am Rhein und an der Mosel, der nachtheilige Einfluß ausschließlichen oder vorwiegenden Weinbaus auf den Wohlstand und das Wohlbefinden der Bevölkerung.

Ich bin in diesen Mittheilungen über das meraner Volk, namentlich in denen über seine äußere Erscheinung, etwas weitläufig gewesen, weil ich mir bewußt bin, daß meine während eines achttägigen Aufenthalts gewonnenen Eindrücke sich in keinem andern Betrachte so sehr von demjenigen unterscheiden, was Andere als die ihrigen berichtet haben. Denn bisher war es Sitte, wenn von dem meraner Volk die Rede war, ein Gloria anzustimmen. Ich habe einfach gesagt, was ich im Jahre 1860 gesehen habe. Was Andere zu anderen Zeiten gesehen haben wollen, habe ich hier nicht zu erörtern.

Noch ein Wort über die Abstammung der Meraner. Auch in dieser Hinsicht sind allgemein Ansichten verbreitet, die eben so irrig sind, wie die Vorstellungen von den strotzenden Gestalten, die man hier auf Schritt und Tritt antreffen soll. Man glaubt, das meraner Volk sei ein rein deutsches Geschlecht. Man spricht von deutschen Recken, die hier unter einem italienischen Himmel sich das reine Blut und die Kraft des alten Germanen erhalten hätten. Wollte Gott, es wäre so! Ein Blick auf die Erscheinung des Volks und auf die Geschichte beweist, daß es nicht so ist.

Die Bevölkerung, welche die Römer hier antrafen, waren die Rhätier, ein Volk, das Einige für Etrusker, Andere für Kelten halten. Die Römer eroberten das Land unter August, und dieses römisch-rhätische Grundelement erhielt nun im langen Laufe der Jahrhunderte vielfache Beimischungen von Italienern und von Germanen verschiedener Stämme, insbesondere seit der Be-

gründung der bajuwarischen Grenzgrafschaft in Botzen von Bajuvaren.

Demgemäß ist das Bild, welches die jetzige Bevölkerung in ihrem Typus bietet, ein ziemlich buntes, und aufmerksame Forscher wollen sogar mit Bestimmtheit unterscheiden können, ob ein Individuum rein germanisches oder blos wälsches, oder aus beiden gemischtes Blut in seinen Adern hat. Das Letzteres regelmäßig der Fall sein wird, ist nach dem natürlichen Verlaufe der Dinge als natürlich vorauszusetzen, und das ist der Eindruck, den die Physiognomie des Volkes als Masse auf uns macht. Freilich stößt man nun hin und wieder auch auf blauäugige, blondhaarige, hochstämmige Burschen von durchaus deutschem Gepräge, und dieser, wenngleich seltene, aber in der so ganz anders gestalteten großen Masse des Volks um so mehr auffallende Typus hat in Verbindung mit anderen Thatsachen, namentlich gewissen Eigenthümlichkeiten der meraner Mundart, einige Gelehrte auf die Vermuthung gebracht, diese den germanischen Typus in so unverkennbarer Reinheit darstellenden Personen seien Abkömmlinge von Ostgothen, die sich nach Vernichtung ihrer Herrschaft in Italien in diese Gebirge geflüchtet hätten. Daß die Sache sich möglicher Weise so verhält, kann man immerhin zugeben, ohne damit irgend etwas von dem obigen Urtheile über das vielfach gemischte Blut des meraner Volkes als Masse zurückzunehmen. —

Schauen wir uns jetzt die Stadt mit ihrer Umgebung etwas an. Meran ist ein kleines, nur aus wenigen Straßen bestehendes, ziemlich eng gebautes Städtchen, das seinen Ursprung bis auf die römischen Zeiten zurückführt und während des ganzen Mittelalters eine nicht unbedeutende Handelsstadt war, da ein beträchtlicher Waarenverkehr vom Ober-Innthale nach Botzen hier durchging. Es erstreckt sich der Länge nach neben dem aus den Bergen brausend herausstürzenden und eine halbe Stunde weiter in die Etsch sich ergießenden Passeyerbache (der Passer).

Die größte, am meisten belebte, dunkelste und engste Straße ist die Laubenstraße, so genannt von den zu beiden Seiten herlaufenden Bogengängen, die von dem ersten Stockwerke der Häuser wie von Lauben überdacht sind, wie sie ja auch in anderen alten Städten Deutschlands, z. B. Bern, gefunden werden. Diese Straße ist für den Fremden theils darum interessant, weil hier alle Läden und Handwerkerbuden sind, in denen er etwas zu kaufen hat, auch die meisten Obsthändler hier stehen, die ihn mit Trauben versorgen, noch mehr aber darum, weil viele jener Läden und Werkstätten nach der Straße zu offen sind und so schon an die Städte Italiens erinnern. Eben dahin weisen die an einzelnen Häusern angebrachten Balkone, oder vielmehr offen gelassene, nur leicht bedeckte Räume an der Front der oberen Stockwerke, wo die Leute in freier Luft sitzen und arbeiten, oft so hoch über dem Erdboden, daß sie auf dem Dache zu sitzen scheinen. Bei diesen Hindeutungen auf Italien habe ich mich um so mehr gewundert, nicht ein einziges Haus mit flachem Dache anzutreffen, eine Bauart, die doch in so vielen, weit entfernter liegenden Städten Bayerns und Oesterreichs zu finden ist.

Dicht neben Meran, nur durch den Passeyerbach davon getrennt, liegen Ober- und Unter-Mais, die Stelle der alten römischen Niederlassung Maja, deren Verschüttung durch einen Bergsturz die Veranlassung zur Gründung Merans ward. Es sind dies zwei große Dörfer mit sehr stattlichen Häusern, die meist weit auseinander liegen, ein jedes umgeben von einem mehr oder weniger großen Weinlande und daran stoßenden Gärtchen, welches, von Weinlaub eingeschlossen und oft auch überdacht, mit seinen vielen in dieses sich verschlingenden Blumen, Cedern, Feigenbäumen und prächtigen Citronenbäumen schon ein Bild südlicher Vegetation gewährt. Besonders zeichnet sich Ober-Mais aus durch seine vielen, alten, aber in gutem Zustande erhaltenen Schlösser und durch die reizende Aussicht, welche wegen der etwas erhabenen Lage des Orts fast alle Häuser auf Meran und das ganze Thal bieten. Aus diesem Grunde ist es im Sommer und Herbste von Fremden für längern Aufenthalt bei weitem mehr gesucht, als die Stadt selbst, wo es während dieser Zeit drückend heiß und schwül ist. Im Winter wird natürlich die Stadt vorgezogen. Der Unterschied zwischen dem Klima beider Orte ist dann vielleicht noch fühlbarer, als im Sommer, da er vorzugsweise durch den aus dem Passeyerthale kommenden Wind bedingt wird, und dieser im Winter von einer schneidenden Kälte und außerordentlicher Heftigkeit sein soll. Schon im Herbste ist er manchmal so kalt und durchdringend, daß man durch die ihm ausgesetzten Fenster hindurch deutlich den Luftzug bemerkt.

Die Bedeutung Merans als Winteraufenthalt für Kranke ist bekannt. Doch soll der Besuch nicht mehr so stark sein wie früher. Wahrscheinlich wirkt wohl die immer stärkere Anziehungskraft, welche der westliche Winkel des Genfer Sees mit seinen vielen Ortschaften, Montreux, Clarens, Vevay ꝛc. auf das reisende Publikum und besonders auf die zu ihrer Gesundheit reisenden Personen ausübt, nachtheilig auf Meran ein. Und es scheint mir in der That, daß im Allgemeinen jene Orte mit Recht als Winteraufenthalt den Vorzug vor Meran verdienen. Es herrscht dort jedenfalls mehr Leben und Verkehr, und der Anblick des reizenden, mit Dampfbooten befahrenen Sees muß im Winter besonders viel werth sein. Dazu kommt aber noch ein namentlich für Kranke sehr wichtiges Moment, daß an jenen Orten die Wintergäste in sogenannten Pensionen zusammenwohnen und darum viel Geselligkeit dort herrscht, während in Meran ein Fremder leicht vereinsamen kann, wenn er krank ist. Auch möchten wohl die übrigen Annehmlichkeiten jener Häuser am Genfer See, die ganz für das Bedürfniß der Kranken eingerichtet, z. B. durch und durch geheizt sind, in Meran sich schwerlich finden. In Betreff der Preise ist kein Unterschied. Das Klima Merans mag aber allerdings ein wenig milder noch sein, als das dortige, die Lage noch ein wenig geschützter. Wenigstens rühmt man hier allgemein, daß selbst an den kältesten Tagen es um Mittag immer so warm sei, daß auch der empfindlichste Kranke spaziren gehen und in der Sonne sitzen könne. Auch soll es äußerst selten sein, daß Schnee fällt, und das, was fällt, gar nicht liegen bleiben, sondern sofort schmelzen. —

Von der herrlichen Umgebung Merans haben wir schon oben im Allgemeinen gesprochen, indem wir den ersten Eindruck wiederzugeben suchten, welchen sie auf uns machte. Zu einer genauern Kenntnißnahme derselben laden die sehr zahlreichen, rings umher gelegenen Orte ein, welche entweder ein besonders malerisches Bild oder eine besonders umfassende Aussicht gewähren. Unter diesen nimmt die erste Stelle Schloß Tyrol ein, auch in historischer Beziehung der interessanteste Punkt der Gegend, da es bis 1303 Residenz der Grafen von Tyrol war und die Grafschaft von ihm den Namen erhielt. Es liegt anderthalb Stunden von Meran, ziemlich hoch über dem Thale, am sogenannten Küchelberge. Man hat es auf den meisten Spaziergängen, die man im Thale machen kann, stets vor Augen, und von allen Seiten führen Wege zu ihm hin. Von oben überblickt man die Gegend stromabwärts neun Stunden, aufwärts sieben Stunden weit. Hier springt es so recht in die Augen, welch ein Garten das ganze Land ist. Zu unterst, zu beiden Seiten der in mannigfachen Windungen sich hinschlängelnden, weit sichtbaren Etsch, dehnen sich saftige, mit Weidenbäumen an den Grenzen bepflanzte Wiesen aus. Sie nehmen aber nur einen verhältnißmäßig schmalen Streifen ein. So wie der Boden sich etwas hebt, fangen die Weinberge an und sie ziehen sich nun in unabsehbaren Feldern bis hoch an die Berge hinauf. Wo sie aufhören, schließen sich die prachtvoll belaubten Kasta-

nienbäume an und breiten sich in ganzen Wäldern aus. In der Ferne erblickt man thalabwärts die rundlichen, sanften Formen der Berge des botzener Kessels.

Sehr ähnlich ist die Aussicht von der mehr thalabwärts gelegenen Burg Lebenberg, jedoch beschränkter, da man nur thalabwärts sehen kann, wogegen dieser Punkt den Vorzug hat, daß dort eine gute Wirthschaft ist, und man in einem kleinen, reizend angelegten Gärtchen bei Wein oder Kaffee in aller Behaglichkeit der Gegend sich erfreuen kann. Seit vielen Jahren war in diesem Gärtchen während der Herbstmonate regelmäßig ein freundlicher, noch rüstiger, durch sein stark geröthetes Gesicht etwas auffallender Herr zu treffen. Er unterhielt sich gerne mit jedem neuen Ankömmlinge, führte ihn aufs Zuvorkommendste in der alten Burg umher und erzählte gerne die alten darauf bezüglichen Geschichten. Jetzt weilt er nicht mehr unter den Lebenden. Es war ein origineller, von Vielen sehr geschätzter, von mindestens eben so Vielen angefeindeter Mann, dem man aber doch nicht mehr recht zürnen konnte, wenn man ihn einmal in seinem gemüthlichen Treiben auf Schloß Lebenberg beobachtet hatte. Es war Professor Lassaulx aus München, der hier seit vielen Jahren seine Herbstferien zubrachte. Sein Andenken wird sich noch lange an Schloß Lebenberg knüpfen.

Außer diesen beiden Punkten gibt es nun noch eine Menge von Burgen, Dörfern und einzelnen Bauernhöfen, die eine eigenthümlich ausgezeichnete Aussicht bieten, ja jeder neue Spaziergang, den man macht, enthüllt neue Reize der Gegend. Die eigentlich malerischen Bilder darf man jedoch, wie auch meist anderwärts, nicht von den wegen ihrer Fernsicht gerühmten und in die Reisehandbücher einregistrirten Aussichtspunkten erwarten, sondern muß sie nach eigenem Urtheile, oder auf gut Glück selbst suchen. Um ein Beispiel von den bereits genannten Orten herzunehmen, so können sich die Aussichten von Schloß Tyrol und Lebenberg trotz all ihrer großen Vorzüge, die Niemand williger anerkennen kann, als ich, an malerischer Schönheit mit der von Ober-Mais nicht messen. Unsere Reisehandbücher sind aber noch nicht so weit gekommen, diesen so wesentlichen Unterschied zu beachten, und daher rührt es denn, daß das scheinbar Unmögliche möglich wird, daß mit gesunden Sinnen begabte und für das Schöne nicht unempfängliche Menschen von einem Paradiese, wie Meran, nicht befriedigt werden und in ihren Erwartungen getäuscht es wieder verlassen. Man darf sie natürlich nur unter dem großen Trosse der eiligen, sich überstürzenden Touristen suchen. Einem solchen kann aber jene Enttäuschung sehr wohl begegnen. Er kommt z. B. des Abends spät hier an und bestimmt den folgenden Vormittag dazu, sich in der Umgegend umzusehen, den Mittag aber zur Abreise. In seinem Reisehandbuche findet er als den besuchenswerthesten Aussichtspunkt Schloß Tyrol angeführt. Er hat also am andern Morgen nichts Eiligeres zu thun, als dies zu besuchen, was drei bis vier Stunden erfordert, und wenn er noch Zeit übrig hat, geht er auch nach Lebenberg. Mehr kann er in der kurzen Zeit nicht bewältigen. Die Aussichten, die er auf diesen beiden Burgen genießt, können nun sehr leicht hinter den hochgespannten Erwartungen, die er, wie fast ein Jeder, von der berühmten meraner Gegend hat, zurückbleiben, und ich muß ihm sogar Recht geben, wenn er sie, im strengen Sinne des Worts, nicht malerisch schön findet. Er ist verstimmt, er schließt von dem ihm als das Schönste Gepriesenen auf das Uebrige und beeilt sich, abzureisen. Hätte er dagegen nur dieselbe Zeit, die er Meran gewidmet hat, dazu benutzt, ruhig und unbefangen in der nächsten Umgebung umherzustreifen, nur zu verschiedenen Seiten etwas aus der Stadt hinauszuwandern, so würde er seine kühnsten Erwartungen übertroffen gefunden haben. So ist meist der sorgloseste Reisende, der es mit den sogenannten „Merkwürdigkeiten" eines Ortes am wenigsten genau nimmt, der verständigste, und so sieht der stets mit dem rothen Buche unter dem Arm in fieberhafter Aufregung von einer Merkwürdigkeit zur andern Rennende oft am wenigsten, er sitzt mitten in der Fülle des Schönen und wird es nicht gewahr, er sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht, das Wort paßt so recht auf ihn. —

Eine Stadt in der afrikanischen Wüste.

Mursuk in Fessán, dem Lande der alten Garamanten.

Die kleinste Ansiedlung des Menschen im Meere des Sandes erscheint dem Wanderer wie ein Ort der Ruhe und des Friedens. Hier hat der Herr der Erde einem todten Stück Erde das Entsetzliche genommen; hier bekundet sich mitten in der Oede die Größe des Menschengeistes. Er hat dem Sande Leben abgerungen, in der Einöde seinen Zauberkreis gezogen; er hat der verdorrenden Gluth des Flugsandes ein Ziel gesetzt und den Segen des allbelebenden Wassers zur Geltung gebracht. Während ringsum in der Wüste alles Wasser durch den Sand verdrängt und von ihm ersetzt zu sein scheint, übt es in der Oase, in der Nähe des Brunnens seine gewaltige und doch so milde Macht, die Erde mit frisch grünem Kleide zu schmücken. Ueber die Oase haucht der Giftwind Samúm seinen verderbenden Odem, ohne das Verderben wirklich herbeizuführen, denn das Wasser lähmt seine verheerende Gewalt. Darum sind Brunnen und Oasen Friedensorte in der Wüste; Orte des Friedens, denn hier ruhet der ewige Kampf zwischen Sand und Wasser, welcher, je nachdem der Eine oder das Andere den Sieg errungen, eine Wüste oder ein lachendes Gelände zur Folge hat; Orte des Friedens, weil auch der Reisende, welcher während des Zuges durch die Wüste ohne Rast und Ruhe vorwärts strebt, nur hier die Ruhe und den Frieden findet.

Zur Entstehung einer Oase ist eine becken- oder thalartige Vertiefung der Erdoberfläche nothwendige Bedingung, weil ohne einen sprudelnden Quell, wenigstens ohne Brunnen ein reicheres Pflanzenleben nicht denkbar ist. Wasser aber wird in der Wüste blos in höheren Gebirgen oder tiefen Einsenkungen gefunden. Nun darf man sich unter dem Wüstenbrunnen keinen sprudelnden oder murmelnden Quell denken, wie wir sie bei uns zu sehen gewohnt sind, keinen Quell, dessen kräftigendes Naß im Stande wäre, einen frischen, grünen Rasenteppich und Schaaren lieblicher mit den Wellen plaudernder Blumen zum Leben zu rufen; — das Wasser sickert gewöhnlich in Felsenspalten zusammen und fließt von dort aus wie verkümmert weiter, wenn es wirklich zum Fließen stark genug ist. Aber gleichviel: es ist vorhanden, und sein Segen ist nicht minder groß, als irgend wo anders, ja hier scheinbar noch größer. Um den Quell selbst siedelt bald eine Pflanzenschaar sich an; man weiß nicht, auf welchem Wege ihr Samen bis hierher kam. Ob es wohl

der Sandsturm war, welcher von fernher den Keim zu den anspruchslosen Mimosen, Sennespflanzen und anderen niederen Kräutern herbeitrug und hier in die feuchte Erde senkte, daß sie leben, wurzeln, treiben und das Thal begrünen konnten, so weit der Segen des Wassers reicht? Wer weiß das! Die Mimosen wurden sicherlich nicht vom Menschen gepflanzt; sie waren längst vorhanden, als er den Brunnen entdeckte, denn sie finden sich in jeder Niederung einzeln oder in geringer Zahl, oder auch zum Haine vereint. Sie allein sind hinreichend zur deutlichen Kundgebung, daß das belebende Wasser die Herrschaft über den ertödtenden Sand sich erkämpfte; sie grünen und blühen und duften. In ihrem Schatten gedeiht nun noch gar manches andere Kraut, in ihrem Schatten lebt das Gedicht der Wüste; denn die Gazelle ruht in ihm von ihren wirren Wanderzügen aus.

So fand der Mensch die von ihm in Besitz genommene Oase. Er aber gibt der Pflanzenwelt ihren König, die Palme, und nun erst wird die Niederung zur Oase, nun erst wird sie bewohnbar. Hier ist die Herrliche Alles in Allem: der König, der vom Liede, von der Sage Gekrönte, die den Menschen an den kleinen Fleck Erde Fesselnde, die ihn Erhaltende und Nährende. Eine Oase ohne Palmen wäre ein Gedicht ohne Worte, ein Brunnen ohne Wasser, ein Haus ohne Bewohner. „In der Wüste wird die Palme zur Palme", zum Bilde der arabischen Dichtung, welche wie sie dem unfruchtbaren Boden entwächst, wie sie den Wolken zustrebt, wie sie in der Höhe erblüht, wie sie goldene Früchte treibt. Eine Oase ohne Palmen wäre keine Oase!

Auf solchen reichen Inseln des Sandmeeres hat sich der Mensch bleibend ansiedeln können, während er am einzelnen Brunnen nur tagelang zu weilen vermag und mit seiner beweglichen Habe nach kurzer Rast von einer Niederung zur andern ziehen muß. Der von Brunnen zu Brunnen wandernde Nomade gleicht einem von Insel zu Insel steuernden Schiffer, der in einer größern Oase Wohnende einem Insulaner, — und nicht blos in einer Hinsicht. Jeder Wohnort einer Oase hat das Meiste von dem ihr zunächst liegenden Lande angenommen. Er unterhält mit diesem einen lebhaften Verkehr, und seine Bewohner bringen von ihren Reisen gar Mancherlei aus dem fruchtbaren Lande mit heim. Deshalb zeigt die Ortschaft der Oase immer mehr oder weniger das Gepräge des Dorfes oder der Stadt jenes Landes. Sie hat ihre Moschee, ihre Kaufhallen, ihr Kaffeehaus, ihre Mönche, ihre Geistlichen, ihre Märchenerzähler, ihre Tänze, Sitten, Gebräuche, kurz Alles, wie jene.

Und dennoch ist der Eindruck der Wüstenstadt ein ganz anderer, als der einer Stadt des großen Landes. Der Geist der Wüste spricht aus Allem. Die Wüste begrenzt den Gesichtskreis, zwischen den Häusern sind Zelte aufgeschlagen, in den Zelten sitzen sonnengebräunte Beduinen in ihrer faltenreichen und doch so einfachen Tracht, dem schlichten Burnuß oder der langen Wolldecke; vor ihnen stehen an dem Hinterfuße gefesselte Rosse mit einem hochlehnigen Sattel und breiten Steigbügeln. Auch die übrigen Städtebewohner unterscheiden sich von denen des großen Landes durch das scharfgeschnittene Gesicht mit den blitzenden Augen, die sehnigen, gleichsam vertrockneten Glieder, den langsamen aber elastischen Gang und die bilderreiche Sprache; sie sind ächte Kinder der Wüste, und zwar vom Hause aus, oder wenigstens solche geworden. Denn gar Viele von ihnen waren ursprünglich nicht hier heimisch, sondern blieben bei einem ihrer Wanderzüge dort wohnen. So entstand nach und nach eine höchst gemischte Bevölkerung in der Ortschaft der Oase; aber ein einiger Geist, eine Macht verbrüdert die so verschiedenen Elemente. Die Wüste prägt ihre Kinder aus oder die in ihrem Schooße sich niederlassenden Fremdlinge wenigstens um. So nehmen die einzelnen Bewohner der Oase, die Berber, Tibbos, Tuareks und Sudanesen allgemach den Charakter der ächten Wüstensöhne an; sie werden anspruchslos, genügsam, strebsam und rege, gastfrei und dem Fremden wohlwollend, ehrlich und offen — und gleichwohl wieder das gerade Gegentheil von all dem, ohne aber jemals den Beduinen körperlich oder geistig zu erreichen, geistig weder im Guten, noch im Bösen.

Diese flüchtigen Umrisse gelten auch für die Landschaft Fessán. Ein starrer, breiter Gürtel umgibt das Wüstenland; die Wüste selbst, — aber die Wüste in ihrer fürchterlichsten Gestalt. „El Hammada" nennt sie hier der Araber; der Name läßt sich am besten mit „die Durchglühte" übersetzen. Sie ist die beste Schutz- und Trutzmauer der durch sie eingeschlossenen Bewohner, der Schrecken der Karawanen, die Qual der Kameele; eine entsetzliche Nacktheit kennzeichnet sie; kein Tropfen Wasser fließt, keine Pflanze grünt in ihr, kaum einen Brunnen findet man. Ein ewig blauer Himmel, an welchem die glühende Sonne jedes feuchte Wölkchen verzehrt, liegt hier schwer über der öden, traurigen, todten Landschaft, in welcher der wie von Todesfurcht gejagte Mensch nur dann und wann auf kurze Zeit als lebendes Wesen erscheint. Die Landschaft Fessán gleicht einem frischen Garten, der Hammada gegenüber. Zwei langgestreckte Thäler, das Wadi-Schiati (d. h. das gespaltene) und das „Wadi", ohne jede andere Nebenbezeichnung, sind als die Lebensadern des ganzen Gebiets zu betrachten. In den ungemein salzreichen Niederungen gibt es nämlich ausgedehnte Palmenwälder, Weizen- und Gerstenfelder, Gärten, einzelne Feigenbäume und anderes Grün, welches zwischen den nackten Höhen wie ein Smaragd am Busen der hier fast allzuernsten, schmucklosen Mutter Erde erscheint. Zwar drängen sich überall mehr oder minder hohe Flugsanddünen zwischen das Grün, oder das Salz erglüht in Krystallen auf der Oberfläche des dunklen Bodens der Thalsohle; aber das Lebendige im Bilde läßt die durch die einen wie durch das andere hervorgerufene Oede vergessen. Die Felder werden von künstlichen Becken aus dürftig bewässert und diese durch Sklaven aus Brunnen gefüllt, wie dies fast in allen Steppenländern Afrika's der Fall zu sein scheint. Sie geben zwar nur einen mittelmäßigen, für die anspruchslose Bevölkerung, welche überdies der Palme ihre Hauptnahrung entnimmt, aber genügenden Ertrag.

Das eigentliche Hochland von Fessán steht an Fruchtbarkeit weit hinter den Auadin oder Thälern zurück, obwohl es einige bebaute Niederungen in seinem Schooße birgt. Mit vieler Mühe werden zwischen den Flugsanddünen einige Gärten erhalten und aus Brunnen „getränkt"; in denselben baut man etwas Weizen, Gerste und Mais und ein wenig Gemüse. Die oben genannten Bäume, ein unserer Kornelkirsche ähnlicher Baum und eine prachtvolle Sonnenrose, hier und da auch noch einige Ethelbäume und wenige Heilkräuter wachsen in den und um die Gärten. Die wichtigste Pflanze ist auch hier unstreitig die Palme; denn man baut aus ihr nicht nur Hütten und Häuser, sondern verfertigt aus ihren Zweigen auch Geräthschaften der verschiedensten Art; ihre Früchte aber werden von Mensch und Thier verzehrt.

Fast alle Gebäude dort bestehen aus lufttrockenen Lehmziegeln und sind mit einem flachen, auf Palmenstämmen ruhenden Dache aus Lehm bedeckt. Die Palme gibt wohl das schlechteste Bauholz ab, welches man sich denken kann. Der ganze Stamm besteht nämlich nicht etwa aus einer festen, zusammenhängenden Masse, sondern aus hunderten und tausenden einzelner Fasern, welche nur lose mit einander verbunden sind, einem zusammengeschnürten Pack von schwachen Fäden einigermaßen vergleichbar. Er besitzt nur eine höchst geringe Festigkeit und biegt sich unter jeder auf ihm ruhenden Last. In den Nilländern wird deshalb die Palme nur im äußersten Nothfalle zum Hausbau verwendet. Fessán ist aber so arm, daß man diesen schlechten Baustoff als ein köstliches Gut betrachten und

nothgedrungen möglichst verwenden muß. Man fertigt Alles in Allem aus der Palme: die Säulen, welche die Kaufhallen, und die Balken, welche das Dach tragen, Thürpfosten, Thüren, Stühle, Kisten ꝛc. Freilich ist der Bau der Häuser ungemein einfach. Ueber die mit Thüren und Fenstern nothdürftig versehenen, dicken, nach oben mehr zusammentretenden vier Grundmauern des Hauses legt man in ellenweiten Entfernungen etwas geneigt Palmenstämme, auf sie querüber und dicht nebeneinander Blattwedel der Palme, überdeckt diese mit Matten aus Palmenblattstreifen und stampft auf ihnen den die Terrasse bildenden Lehm fest, führt die Grundmauern etwas weiter in die Höhe, gibt dem Dach Abzugslöcher für etwaige Regengüsse, setzt nothdürftig Thüren und Fenster ein, stampft die Erde zum Boden fest: — und das Haus ist fertig. Der Diwan und die Lagerstelle, der Heerd ꝛc., — Alles ist aus Lehmziegeln errichtet, Kisten, Kissen und Teppiche, Geschirre und Geräthe bilden den einzigen Schmuck der Wohnung.

Zu ihnen hat das Ungeziefer aller Art freien Zutritt. Fliegen und Wespen peinigen den Menschen entsetzlich, möchten aber noch zu ertragen sein, wenn sie die einzigen Quälgeister wären. Außer ihnen finden sich jedoch noch viel häßlichere und gefährlichere Gäste ein. Skorpionen und widerwärtige Spinnen gehören zu den stehenden Hausbewohnern, selbst Vipern kommen gar nicht selten in die Häuser. Die häufigen und ständigen Genossen des Menschen, verschiedene Eidechsen und Gekos, welche den Fliegen zu Leibe gehen, werden dagegen gern gesehen und ohne Anstand geduldet. Bei Tage fallen die hungrigen Fliegen in Masse über die Hausbewohner her, Nachts beunruhigen sie die Spinnenthiere. Zu diesen Plagen kommen nun noch die heißen Stürme, welche Massen von Staub und Flugsand durch alle Räume jagen, die verpestenden Ausdünstungen der Salzwasserlachen, der Mangel an reinigenden Luftströmungen aus Norden, welche durch die Sanddünen abgehalten werden, die dadurch doppelt fühlbare Hitze und die außerordentliche Armuth an Pflanzen und der damit zusammenhängende Mangel an gesunden Nahrungsmitteln, die Entbehrungen ꝛc., um den Aufenthalt in einer Wüstenstadt oft recht unangenehm zu machen. Trotz der großen Dürre sind Fieber häufig; noch verheerender aber treten, wie in allen heißen, salzreichen und staubigen Ländern, Augenkrankheiten auf. — Das Klima ist gleichmäßig heiß und trocken; Regen sind ganz ungewöhnlich und werden auch nicht herbeigewünscht, weil sie die schlechten Häuser bis zum Zusammenstürzen aufweichen und die Palmen durch das Auslaugen und Auflösen des Salzes am Boden verderben. Im Winter tritt zuweilen so große Kälte ein, daß sich auf stehendem Wasser eine dünne Eisschicht bildet.

Mursuk ist der Sitz eines türkischen Pascha, des Befehlshabers der Provinz Fessân. In der Stadt wohnen gegenwärtig etwa 2500 freie Einwohner und 600 Sklaven, welche durch 240 Soldaten im Zaum gehalten werden. Ganz Fessân dürfte nicht über 60,000 Einwohner enthalten. Die Bewohner der Stadt leben größtentheils vom Handel mit Sklaven und anderen Erzeugnissen des Innern, so wie Salz, Natron, Arzneipflanzen und dergleichen; die Sklaven sind aber der Hauptgegenstand des ganzen Verkehrs. Gewerbserzeugnisse liefert Mursuk nicht; die Natur selbst ist der beste Arbeiter der Kaufleute. Uebrigens sind nur die wenigsten der bedeutenderen Kaufleute dauernd hier ansässig. Sie kommen und gehen, wie es ihre Geschäfte erheischen. Der wirkliche Kern der Bevölkerung ist ein Gemisch, wie ich es eben zu schildern versuchte. Aber das frische Volksleben anderer Wüstenorte scheint Mursuk zu fehlen. Die türkische Herrschaft ist den freidenkenden Wüstenleuten zu schwer, die Sklaverei wegen des bedeutenden Menschenhandels hier viel zu ausgeprägt, als daß ein solches Leben gedeihen könnte. Mursuk ist wichtig für den Handel zwischen der Küste und dem Innern, in jeder andern Hinsicht aber ein unbedeutender, trauriger Ort.

Dr. **A. E. Brehm.**

Mittheilungen des Goldgräbers Karl Goltz aus Otago in Neuseeland.*)

I.

Da sitze ich einsam und allein an den Ufern des Molineux, in der Provinz Otago in Neuseeland. Hinter mir steigt das Gebirge Knobby Ranges steil bis zu 5000 Fuß in die Höhe; vor mir strömt der seegrüne Fluß Clutha.

Es ist kalt, es stürmt und schneit, trotzdem wir den 21. Oktober schreiben. Ich befinde mich in einer Felsenhöhle, deren Eingang durch Gebüsch verwahrt und mit einer wollenen Decke gegen Sturm und Kälte geschlossen ist. Das Gewölbe, die Seitenwände und der Boden sind quarzadriger Schieferstein. Farrenkräuter und trocknes Gras in einem Winkel bilden meine Lagerstätte. Meine Mitarbeiter haben mich heute verlassen und sind den Fluß höher hinauf gegangen. Ich mußte zurückbleiben, da mein rechter Fuß eine Beule im Gelenk und eine auf dem Schienbein bekommen hat. Auf wollenen Decken sitzend, die Füße in Opossum-Felle gehüllt, schreibe ich diese Zeilen. — Ich bin ein Goldgräber.

Der Molineux enthält X-Tonnen und Tonnen Goldes, aber das Wasser ist seit vier Wochen um 16 Fuß gestiegen und hat das Gold dem Mineur entführt. Ich muß warten, bis es abgelaufen ist; das kann aber drei, auch vielleicht vier Monate lang dauern, denn das Gebirge um mich her und meilenweit höher hinauf ist mit tiefem Schnee bedeckt. Die kommenden warmen Tage (denn es geht gegen den Sommer) schmelzen all diesen Schnee, und drei große Seen, gleichsam drei große Kessel, nehmen die Wassermassen auf. Der Wakatip-, der Wanaka- und Hawasa-See ergießen ihren Ueberfluß direkt, oder, wie der Wakatip-See, durch den Pawarau in den Molineux oder Clutha-Fluß. Erst wenn all dieser Schnee sich mit dem Stillen Ocean verbunden hat, kann die Ernte des Gold-Diggers beginnen. Den kalten Winter hindurch kann er die trockenen Seiten des Ufers (die aus Quarz und Schiefersteinen bestehen) waschen und zum Lohne erhält er den Goldsand. —

Als wir vor zwei Monaten zuerst an den Fluß kamen, war er 10 Fuß flacher; wir hatten dann einige warme Tage, und er stieg bis auf 16 Fuß; bei dem jetzigen kalten Winter ist er sechs Fuß gefallen. Den ersten halben Tag erwarben wir drei Männer so viel, daß wir den Preis einer kleinen Cradle (Wiege, Gefäß zum Waschen) erschwingen konnten, nämlich 9 Pfd. St. oder 60 preußische

*) Der Verfasser ist ein Neffe von Bogumil Goltz.
D. Red.

Thaler; aber leider hat das Steigen des Flusses alle kostspieligen Operationen zu Wasser gemacht. Wir waren ¾ deutsche Meilen unterhalb des Zusammenflusses des Manuherikia mit dem Molineux und dachten unten eher etwas machen zu können, brachen deshalb unser Zelt ab, und beladen mit 30 Pfund Mehl, 30 Pfund Fleisch, etwas Thee und Zucker, mit Picken und Schaufeln, Schüsseln und Cradle, mit wollenen Decken und Opossum-Fellen, mit ein Paar Kesseln und Bratpfannen machten wir uns auf den Weg, den Fluß hinunter.

Aber wie soll ich diesen Pfad beschreiben? Pferde kann man hier gar nicht gebrauchen. Obwohl wir schwer beladen waren, mußten wir doch oft von Felsen zu Felsen springen, ein Fehltritt hätte uns das Leben gekostet. Bald gings steil in die Höhe und bald darauf die abschüssigen Felsen hinab. Dieser Pfad ist schrecklich! Ich war nahe daran, den Muth zu verlieren; aber die Sonne scheint oft so hell und klar, und das Leben ist so süß! Ja, eine schöne Welt, aber ein schweres Dasein! Das Gold ist noch immer sehr schwer zu heben und Menschenknochen werden hier zu billig ruinirt. Nacht für Nacht träume ich die schrecklichsten Dinge von diesem Pfade, den wir allwöchentlich zurücklegen müssen, weil wir meilenweit her unsere Lebensmittel holen. Mein rechter Fuß versagte mir oft; aber trotz heftiger Schmerzen zwang ich ihn, seine Schuldigkeit zu thun. Ich fiel und traf mit der Schulter an ein hervorragendes Felsstück, welches mich vor dem Herabstürzen bewahrte. Die Berührung war zwar keine angenehme, aber die Knochen blieben doch heil.

Unter unnennbaren Schrecken, Gefahren und Mühseligkeiten kamen wir bis hieher und machten diese Höhle zu unserer vorläufigen Heimath und Residenz.

Leider fanden wir hier weniger Gold als oben, und deshalb sind meine beiden Gefährten heute wieder zurückgegangen. Die Ueberanstrengung und die geänderte Diät haben mich invalide gemacht. Es gibt nichts als Schaffleisch und Brod; ersteres kostet hier das Pfund 14 Silbergroschen, letzteres 20 Silbergroschen. Mehl wurde anfänglich mit einem Reichsthaler das Pfund bezahlt; einstweilen ist es etwas billiger geworden.

Vor etwa drei Monaten hielten sich an diesem meilenlangen Flusse nur zwei Goldmineure, Hartley und Reilly, auf. Ein halbes Jahr hindurch blieben sie höher nach den Seen hin. Sie entdeckten auch, daß dieser Fluß Gold enthalte, und arbeiteten heimlich fort. In den letzten vier Monaten gewannen sie täglich ein Pfund Gold; das war ihr Minimum. Hie und da sind Stationen in diesem Lande, wo die großen Vieh- und Schafzüchter wohnen; von diesen holten sie ihren Proviant und wechselten so oft wie möglich, um keinen Verdacht zu erregen. Als sie aber auf eine andere Partie Goldsucher trafen, machten sie sich nach der Hauptstadt Dunedin auf und erhielten für die Entdeckung des Goldfeldes unter gewissen Bedingungen 2000 Pfd. St. zugesichert. Die Regierung ließ in die Zeitungen einrücken, daß hier Gold zu machen wäre. Ich verließ mit Anderen die Tuapeka Diggings, wo ich die letzten neun Monate gearbeitet hatte, um nach dem goldenen Flusse zu wandern. Von allen Richtungen des Landes strömten Tausende dorthin; sogar die Hauptstadt des Landes war fast ganz verlassen worden, denn die Nachricht war zu sicher und gut. Das Land ist leider anders, als meine letzte Heimath Victoria; es ist sehr gebirgig, hat großen Mangel an Brennholz, und Proviant fehlt im Innern fast ganz.

Obgleich Pferde und Maulesel sehr im Preise gestiegen sind, so haben ich und meine beiden Gefährten doch einen, wenn auch schulterlahmen Gaul gekauft. Eine gute Ladung selbst tragend, verließ ich mein Zelt und manche meiner Habseligkeiten, und vorwärts gings Berg auf und ab. Einer hielt sich am Kopfe und die Anderen gingen zu den Seiten des Pferdes, und zwar auf einer Art von Pfade, der nach einer Station führt, wo wir Näheres über unsere Route erfahren sollen. Es wird finster, wir kommen an den Tuapeka-Fluß, trauen uns aber nicht in der Dunkelheit durch die Furth zu gehen. Nachts kommt Gewitter und ein förmlicher Wolkenbruch; unser altes Zelt, in der Eile an langstieligen Schaufeln befestigt, ist leider nicht wasserdicht! —

Am Morgen ist die Tuapeka ein reißender Strom, nur für einen wahrhaft Lebensmüden passirbar; trotz unserer Eile müssen wir 36 Stunden liegen bleiben; zum Glück finden wir etwas Brennholz.

Wer wollte aber alle Beschwerden der ganzen Tour aufzeichnen! — Oft mußten wir bei starkem Frost im Schnee kampiren und dabei, wegen Mangels an Holz, die Wohlthat des Feuers entbehren; auch verdeckt das Schneegestöber den Pfad und man weiß nicht, wohin sich wenden. — Und wie kalt sind diese Gebirgsflüsse, welche man mitunter sogar zweimal durchwaten oder durchschwimmen muß. So erhitzt man auch vom Tragen und Gehen sein mag, man darf die Erkältung doch nicht scheuen, sondern muß die Kleider ablegen und ins Wasser springen.

Endlich, zwei Tagereisen von dem Goldflusse, treffen wir den ersten Mineur, der zurückkommt und einen ganz miserabeln Bericht abstattet: Von Proviant gebe es nichts auf dem Platze, als Schaffleisch; und das Schrecklichste der Schrecken: man finde dort nicht genug Gold, um die laufenden Ausgaben und den Lebensunterhalt zu bestreiten. — Alles eitler Wahn! Und so treffen wir bald Hunderte, bald Tausende, die in großer Eile und sehr hungrig zurückkehren. Einer meiner Kameraden wird verzagt und kehrt gleichfalls um.

Wir fanden, als wir zu dem Flusse kamen, am zweiten Tage eine Stelle, die bis 20 Thaler pro Mann und pro Tag einbrachte; und doch waren Tausende fortgelaufen.

20 geographische Meilen dieses Flusses sind reich an Gold; um aber die guten Stellen aufzufinden, muß man alte Erfahrungen haben und Glück obenein. Leider hat das Hochwasser wieder sehr Viele von hier fortgetrieben. Es sind hier Stellen gefunden worden, wo der Mann pro Tag 100 Thaler verdient hat. —

Vor vier Tagen lag ich auf einem Stück Felsen weiter unterhalb des Flusses; mein Fußleiden erpreßte mir Thränen, und doch mußte ich mich nach einer lohnenden Stelle umsehen. In diesem reißenden Strome haben schon mehrere Mineure ihr Leben verloren; nicht einmal ein Seil ist über den Fluß gespannt. 10 Leute ziehen ein Walfischboot. Es gehört dem „Prospektor" Reilly und ist das erste Boot, welches je von der See den Fluß hinauf gebracht worden ist. Einer springt von Felsen zu Felsen und schlingt dann ein Ende des Taues, das er getragen hat, um eine vorragende Felsenspitze; dann kommen die Anderen nachgeklettert und ziehen, auf einer Stelle stehend, nicht gehend (welches unmöglich ist), das Boot eine Strecke weit gegen den Strom; und auf diese Weise haben sie es wirklich 20 geographische Meilen hinaufgebracht. Es soll oben an der Pawaran als Ueberfähre gebraucht werden, obgleich es deren schon etliche an verschiedenen Stellen des Flusses gibt, welche über Land auf Wagen für den Preis von 700 Thaler, à Centner 18 Sgr. Fuhrlohn, hingebracht worden sind. Als ich zuerst an den Manuherikia kam, setzte ein Mann zu Pferde Leute über; der Preis war 25 Sgr. pro Person. Ehe ein Boot dahin kam, brachte das Geschäft täglich über 100 Thaler mit einem Pferde; jetzt ist es billiger, 10 Sgr. pro Kopf. —

Der Fluß ist voller Stromschnellen; hin und wieder gibt es einen kleinen Wasserfall. Oberhalb ist das Gefäll ungefähr 12 Fuß; der reißende Strom hat viele Strudel; das Wasser steigt an den Ufern bemerklich fast alle Viertelminuten. Ein Mann schlug mir eine Wette vor um ein Pfund Gold, daß ich nicht an das jenseitige Ufer schwimmen könne; aber ich sollte mein Testament machen und ihn, im Falle meines Todes, zum Erben einsetzen.

Der Strom ist nur etwa 300 Fuß breit; aber das Wasser war eiskalt, deshalb ging ich die Wette nicht ein.

Wenn all die Beschwerden und Mühen, welche ich in den vielen Jahren in Victoria überstanden habe, auf eine Woche reducirt wären, so würde dies ungefähr eine Idee geben von dem, was ich in diesem Otago ausgestanden habe. An Gabriels Gully, im Tuapeka-Distrikt, wo ich arbeitete, ehe ich hierher kam, mußte ich jedes Bündel Brennholz auf dem Rücken meilenweit herholen, trotz meines kranken Fußes. In der ersten Zeit verdiente ich nicht einmal meinen Lebensunterhalt. Mit Karl G., den ich hier zufällig traf, habe ich manchen Sack voll von Steinen und Erde vom Gebirge herab nach dem Flusse zum Waschen getragen, und doch konnten wir das Salz nicht verdienen. Ich kam bis auf die letzte Fünf-Pfundnote zurück, verkaufte meine goldene Uhr und traf noch immer nicht auf Gold, fand auch Keinen, der mit mir den Fluß abgeleitet hätte. Endlich gelang es mir, eine Partie zu formiren; ich grub einen Kanal, leitete das Wasser ab und gewann etliche hundert Thaler. Ich schickte zwei Pfund Gold nach Dunedin, die größtentheils auch wieder auf dieser Reise zugesetzt worden sind.

Der Sommer war sehr naß, es gab fast immer Regen und Sturm und später Sturm und Schnee. In keinem Lande sollen solche Stürme wehen, wie auf dem südlichen Theil Neuseelands, hier in dieser kahlen und bergigen Provinz Otago; Häuser, Zelte, Pferde und Wagen werden umgerissen. Es bläst so stark, daß ich im Anfang glaubte, es könne nicht lange dauern; aber es blies Tag und Nacht und mitunter drei Tage lang hintereinander. Dann kamen plötzliche Ueberschwemmungen; zweimal wurde unser Damm fortgewaschen, das Wasser ebnete Alles, und alle geschehene Arbeit war wie nie dagewesen.

Der Winter kam und brachte Schnee und Eis; aber Gott sei gedankt! es wurde in der Nähe ein Kohlenlager gefunden, man konnte für 10 Sgr. so viel Feuerstoff bekommen, als man zu tragen vermochte. Ich hatte mir einen guten Kamin aus Steinen und Rasen gebaut. Mein Zelt bezog ich inwendig durchweg mit Kattun, machte einen „Breakwind" (Windbrecher) mit Gebüsch gegen die Hinterwand des Zeltes und brachte über demselben eine sogenannte Fliege an, d. h. einen Streifen Kattun oder Zwillich, der den ersten Regen oder Schneefall bricht, da der Streifen über das ganze Zelt reicht. Ich besitze zwei Tische, ein Proviantspind, einen Schemel und ein gutes Bett mit Heu-Matratze. Ich subscribirte in der Leihbibliothek, und man konnte mich in den langen Winterabenden sitzen sehen, mit einer selbst fabrizirten Opossummütze, ein kurzes Kalkpfeifchen rauchend, bei einem warmen hellen Feuer im Kamine, vertieft in der Lektüre von Carlisle's Geschichte der französischen Revolution, oder von Cromwells Briefen und Reden, oder von P. Montaigne's Essays. — Trotz heulendem Sturm und Schneegestöber und schwergeleisteter Tagesarbeit saß ich hier nicht ohne Behaglichkeit, mich wirklich wohlfühlend. Das Schlimmste war aber das Bücherwechseln, welches nur Abends geschehen konnte, da gearbeitet wurde, so lange das Tageslicht dauerte; denn, durch alte verfallene oder eingestürzte Minenschachte den Weg von meinem Zelte zur zwei englische Meilen entfernten Bibliothek zu finden, war mit mißlichen Abenteuern verknüpft.

Tritt Thauwetter ein, so fließt der Schnee von den Gebirgen in zwei Gebirgsflüßchen durch unsern Kanal; wir arbeiten unterhalb der Vereinigung beider; bricht der Damm, dann geht alle Arbeit verloren. Die Besorgniß war überflüssig; Alles ging glücklich vorüber, nur daß mein Zelt eines Tages, als der Schnee sehr dick lag, mit genauer Noth der Zertrümmerung entging. Es steht hart an dem Fuße eines hohen steilen Berges. Einige joviale Bursche machten sich das Vergnügen, einen ungeheuern Schneeball herabzurollen; größer und größer werdend, sehe ich ihn auf mein Zelt zustürzen; aber eine Felsenspitze spaltet ihn und zerstäubt ihn zu einem Phantom.

Ich fühlte mich hier ganz behaglich und trennte mich nur ungern von meinem mir heimisch gewordenen Zelte; aber das Gold hat eine magische Gewalt, es treibt die Leute über Land und Meer! Leider war meine Gesundheit angegriffen, mitten in der Brust empfand ich einen nagenden Schmerz. Sowohl von meinem Zelte wie auch von der Stelle, an der ich arbeite, sieht man den Begräbnißplatz auf einem hohen Berge. Manchmal drängte sich mir wohl der Gedanke auf: wo wird man dich hinlegen? Aber es ist sonderbar; obgleich ich die Ahnahnung vor Augen habe, daß die Geschlechter der Menschen wie die Blätter der Bäume vergehen, so gelingt es mir doch nicht, mich mit Todesgedanken vertraut zu machen. — Das Leben bleibt in jungen Leuten obenauf. Ich habe übrigens keine Zeit für Grübeleien.

In diesem Augenblick ist es zehn Uhr; der Fluß rauscht mit großem Wiederhall vom Gebirge, ich bin allein in meiner Höhle; ich will mich in meine wollenen Decken, in die Opossum-Felle einhüllen und zu schlafen versuchen, was mir nur selten gelingt. Manche Nächte liege ich ohne Schlummer, mit einem Brennen wie laufendes Feuer über den ganzen Körper; am Tage empfinde ich jedoch nichts von dieser Plage. Gott gebe, daß ich bald wieder gesund werde und mehr arbeiten kann, daß ich nicht wieder verliere, was ich mit hartnäckigen Kämpfen, von denen ich nur eine schwache Schilderung gegeben, errungen habe. Der Wille ist da, — aber das Fleisch ist schwach! —

Ein neuer Tag ist da; „Heulend kommt der Sturm geflogen"; aber keine Feuersbrunst (wie in Schillers Glocke), nur ein kleines Feuerchen unter einem flachen Steine; heute backe ich Brod und zwar wie die alten Egypter zwischen zwei flachen Steinen. Sonst konnten wir nur trockene flache Brodkuchen auf der Pfanne machen, jetzt habe ich schönes Brod. — Gott sei gedankt, mein Fuß ist besser! Ich weiß noch nicht, ob ich mich Nachmittags aufmachen werde oder morgen früh. Es stürmt und ist kein besonders empfehlenswerthes Reisewetter; es macht die gefährlichen Steine nur noch schlüpfriger, doch ein wandernder Proletarier muß mehr wie das riskiren können.

Dieser Theil Neuseelands hat ausgezeichnetes Ackerland (ich meine die Provinz Otago im Ganzen genommen); der große Mangel an Holz ist ein Nachtheil, aber an vielen Stellen sind Kohlen leicht zu haben. Ein ungeheures Feuer muß vor Hunderten von Jahren Alles verzehrt haben; nur hin und wieder finden sich in Gebirgsschluchten kleine Fleckchen Wald, worin es ziemlich starke Bäume giebt. Auch sieht man hier und da auf dem Gebirge kleines, vom Feuer förmlich gehärtetes, außen verkohltes, ganz trockenes Gesträuch. Der Tauteke-Busch ist das einzige respektable Stückchen Wald im ganzen Lande, er liegt zwischen dem Ausflusse des Mantaura und des Clutha an der Küste. Es giebt auch hier Naturscenen, die man nie vergißt. Nachdem wir, von Dunedin zu den Minen kommend, fortwährend über Berge geklettert waren, lag von Gebirgen eingeschlossen ein Flußthal vor uns, durch dessen Mitte der Taieri fließt; hin und wieder kam das Wohnhaus eines Ansiedlers zum Vorschein, von weißen und rothen Kleefeldern umgeben, Alles hübsch mit Erdwall und Graben eingezäunt und in der Nähe der Wohnhäuser mit wohlriechenden Gesträuchen bepflanzt. Weit weg nach Norden, wo das Thal aufhört, sieht man etwas wie Silber in der untergehenden Sonne glänzen: es ist der Waihola See; der Fluß gleichen Namens liegt links ab und ergießt sich zwei deutsche Meilen davon in den Stillen Ocean. Hier sieht man wirkliche Seeschiffe kleinerer Größe, Schooner und Galioten, die von Dunedin, mit Lebensbedürfnissen aller Art beladen, bis hier nach Waihola kommen, welches

eine Niederlassung mit einer Art Kai, am obern Ende des Weihola-Sees, ist. Die Ladung wird dann weiter mit Fahrzeugen nach den Tuapeka-Minen heraufgeschafft; dort sind über 10,000 Menschen zu verproviantiren. Man findet dort außer den Goldmineuren die entsprechende Masse von Kaufleuten, Gasthof-Besitzern, Speisewirthen, Handwerkern aller Art und eine Menge deutscher wie polnischer Handelsjuden, wie überall in der Welt.

Boden und Klima sind ausgezeichnet für die Kultur von Weizen, Gerste, Hackfrüchten, Klee und Gräsern, so wie für Gemüse aller Art. Ich habe hier die schönsten Kartoffeln und Mohrrüben gegessen. Wegen fast gänzlichen Mangels an Bäumen ist der Boden leichter zu bestellen, aber das Einzäunen kostet um so viel mehr; und hin und wieder sind weite Strecken mit dem sogenannten Spartogras oder neuseeländischen Flachs bewachsen. Derselbe hat lange, stechende, lanzettförmige Blätter, die für Reisende mit empfindlicher Schienbeinhaut etwas Unbequemes sind. Wo dieses Gras und die Farrenkräuter in Massen wachsen, da findet man das wilde Schwein, welches nichts weiter ist, als ein seit etwa 90 Jahren verwildertes, europäisches Hausschwein. Kapitän Cook setzte davon mehrere auf jeder Insel ab und ließ von den Häuptlingen das „Tabu" auf die Thiere legen; sie wurden durch diese Ceremonie unantastbar gemacht und haben sich mit Beistand einer wilden Religion so vermehrt, daß sie besonders auf der nördlichen Insel den Schäfereien durch Auffressen der Lämmer vielen Schaden thun. Es ist nichts Ungewöhnliches für einen Schäferknecht, im Laufe eines Jahres 4 bis 500 Stück Schweine todtzuschlagen, die er dann der Verwesung überläßt. Merkwürdig ist es, wie leicht diese Thiere wieder gezähmt werden können, wenn sie jung eingefangen werden. Sie verlassen nach einer Woche die Wohnung des Herrn nur, um ihm wie ein Hund zu folgen.

Der neuseeländische Flachs sieht ganz wie Calmus aus; er hat lange Fruchtstengel mit purpurrothen Blüthen. Der Blumenkelch ist voll einer krystallhellen, honigsüßen Flüssigkeit, Maoris-Honig genannt. Die calmusartigen Blätter sind grün und unzerreißbar; sie enthalten in den Faltungen, besonders nach unten zu, eine Art Gummi, welches, wie ich erst vor ein Paar Tagen erfuhr, bei den Maoris als Heilmittel gegen wundgelaufene Füße gebraucht wird. Dieses Gummi war lange Zeit das Hinderniß, um diesen Flachs in irgend einen brauchbaren Handelsartikel zu verwandeln; es ist jetzt längst beseitigt. Der neuseeländische Flachs wächst bis 12 Fuß hoch, auf hohem trocknem Lande, aber auch auf etwas feuchtem Boden; sein tiefer Wurzelstock muß ausgegraben werden, wie die Pfahlwurzel eines Baumes.

Ein Ausflug nach den Farörn.

Thorshaven. — Leben auf den Inseln. — Der Vogelfang. — Eine Walfischjagd. — Fahrt nach den Shetlandinseln.

Mit dem Dampfer Arcturus hatten wir Leith, den Hafen Edinburgs, verlassen. Die bergigen Landschaften am Firth of Forth entschwanden unseren Augen, wir erreichten die offene See, und am Morgen des vierten Tages waren die Farör in Sicht. Die grauen mit grünen Flecken bedeckten Trappfelsen lagen vor uns, und wir konnten die Schafe an den Bergen unterscheiden, welche den Inseln den Namen gaben. Seevögel umschwärmten unsern Dampfer und tauchten in die Wellen, die zahlreiche Boote trugen, in welchen die kräftigen Insulaner in ihrem selbstgesponnenen Wadmal standen. In einem dieser Boote, welches 12 kräftige Bursche ruderten, landeten wir im Hafen von Thorshaven. Das Städtchen ist rund um die Bucht herum gebaut, in die Höhlungen hinein, welche die Wogen in den Trappfelsen ausgefressen haben. Die Häuser sind meist aus Holz, die engen Straßen ziehen bergauf, bergab; große Stücke Walfischfleisch hängen in ihnen zum Trocknen aus.

Unsre Freunde in Thorshaven waren begierig, die neuesten Nachrichten vom Festlande zu erfahren; wir erzählten ihnen und wurden dafür wieder mit Insel-Neuigkeiten beglückt: daß die See ruhig sei, daß der Fischfang glücklich ablief, aber daß die Wale immer seltener würden und daß im letzten Jahre nur 200 gefangen wurden. Dann dreht sich das Gespräch um den Vogelfang, der eine der Haupt-Beschäftigungen und ergiebigsten Erwerbsquellen für die Insulaner ist. Puffins und Guillemots sind die wichtigsten Vögel der Inseln. Die Guillemots, die man als dumme Thiere betrachtet, sind in manchen Stücken doch sehr klug; denn zu tausenden brüten sie auf den Klippen der Inseln, legen ihre Eier auf den nackten Stein, und doch kennt jeder Vogel seine eigenen. Am 29. Juli, dem St. Olafs Tage, ziehen die Guillemots (Colymbus grylle, die sogenannte „grönländische Taube") gen Süden und kehren erst am 29. Januar, St. Pauls Tag, zurück. Fleisch und Federn dieser Thiere liefern dem Insulaner Nahrung und Handelswaare, und was an Fleisch nicht frisch verzehrt wird, salzt man ein. Der jährliche Fang beträgt etwa 55,000 Stück; dabei läuft viel Gefahr mit unter, und die Kühnheit, mit der Männer und Knaben auf den Klippen den Vögeln nachgehen, erregt Bewunderung. Am leichtesten erlangt man die auf den unteren Klippen brütenden Vögel mit Böten von der See aus; viel schwieriger ist die Art des Fanges, welche auf den Inseln „Figling" genannt wird. Von oben herab wird ein wohl hundert Faden langes starkes Seil an den Klippen niedergelassen, an dem ein Mann so befestigt ist, daß er Beine und Arme frei bewegen kann. Ist er ein guter Vogelfänger, so darf er nie das Seil mit den Händen berühren und muß seine Beine so gebrauchen, daß er die Klippen und mit ihnen die Vögel stets im Gesichte behält. Fünf Männer halten oben das Ende des Seiles, das über Walzen bis zum Abhange der Klippen läuft, damit es von diesen nicht durchschnitten wird. Der unten aber hat über sich den blauen Himmel, unter sich die schäumenden Wogen, vor sich die belebten schwarzen Klippen; Furcht und Schwindel darf er nicht kennen. Diese Art des Vogelfanges findet meist Mitte Juni statt, wenn die jungen Guillemots ausgebrütet und die Alten nicht sehr scheu sind. Ein guter Vogelfänger kann etwa 1000 Guillemots in einem Tage fangen, aber er darf sie an ihren Brutplätzen nicht ganz ausrotten und muß vor Allem dafür sorgen, daß die Klippen nicht mit dem Blute der Vögel bespritzt werden, denn sonst kommen sie nicht wieder an diese Stelle.

Der Hauptvogel der Faröer ist aber der Puffin, Fratercula aretica, von dem etwa 235,000 jährlich gefangen werden. Er kommt um Mitte April und beginnt sogleich die Erdlöcher im weichen Grase von den Steinen

zu befreien, welche Regen und Schnee etwa hineingewaschen haben. In diese mit etwas trockenem Grase ausgefüllten Höhlungen legt der Puffin sein einziges Ei. Die Jungen kriechen Ende Mai aus; Hahn und Henne wechseln im Brutgeschäft, und sobald die Jungen auskriechen, füttern die Alten sie mit Sandaalen (Ammodytes). Die Vogelfänger erzählen, daß ein 50 fünfzig Sandaale auf einmal in seinem Schnabel zum Neste trägt, die ihm dann zu beiden Seiten wie ein Bart herabhängen. Die Thatsache unterliegt keinem Zweifel, nur ist es unerklärlich, wie der Vogel auf einmal so viele dieser Fische fangen kann. Wahrscheinlich fängt er sie auf einmal, indem er in einen Schwarm Sandaale hineinfährt und den Schnabel voll herausholt. Die Puffins fliegen um Mittagszeit in ungeheuren Schwärmen um die Klippen und fallen später an bestimmten Stellen wieder ein. Dort sind Netze für sie bereitet, in denen ein tüchtiger Mann gegen 900 an einem Tage fangen kann, die er dann auf gefährlichen Wegen nach Hause schleppen muß. Schon 100 Stück dieser Vögel sind eine gute Tracht für einen Mann. Mitte August ziehen die Puffins ab, die auf den Inseln außer den Menschen noch die Raben zum Feinde haben. Der Rabe stellt dem Ei des Vogels nach, wird aber von diesem häufig mit dem großen Schnabel an der Kehle gepackt und erdrosselt.

Ein anderer Bewohner der Faröer ist die Scharbe oder der Cormoran, der als zungenloser Vogel bei den Insulanern Verwunderung erregt. Sie fragen daher: „Ovuj vear Skarvur tunguleisur?“ Warum ist die Scharbe zungenlos? und geben zur Antwort: „Tuj han seje Ravenum fra qvear Cavan atti!“ Weil er dem Raben das Nest der Eiderente verrathen hat! —

Nun einige Worte über das Leben auf den Faröern. Für einen Fremden kann es nicht leichter etwas Hübscheres geben als einen Spaziergang nach dem Hügel von Kirkby, wo die Ruinen einer Steinkirche stehen. Sie ward nie vollendet, denn als das Lutherthum auf die Inseln kam, blieb der Bau liegen, der nun wegen seines Materials unter den Holzhütten merkwürdig absticht. Die Aussicht von Kirkby auf das Meer ist wundervoll. Um die See kennen zu lernen, macht man in der Frühe eine Spazierfahrt nach Nolsö, der Insel, welche Thorshaven gegenüber liegt und den Hafen dieser Stadt abschließen hilft. Die Höhle und der Bogen, welche durch den Trappfels auf Nolsö gebildet werden, sind der Besichtigung werth, und der Mineralog wird sich durch schöne Stilbite und Zeolite belohnt finden. Nach der Mahlzeit, die auf den Faröern gewöhnlich um 4 Uhr eingenommen wird, erfreuten wir uns häufig an dem eigenthümlichen Tanze der Insulaner, bei dem der Boden von den Männern zu Staub zerstampft wird. Dann geht man frühzeitig zu Bette, aber es ist Juli, und da giebt es auf den Faröern, unter 62° n. Br., keine ordentliche pechfinstere Nacht.

Weitere Bootfahrten auf den wilden Wogen der Nordsee, zu den nördlichen Inseln hin, gewähren immer neue Abwechselung. Die Boote der Insulaner sind ausgezeichnet stark gebaut, gehen sicher und sind tüchtige Segler. So flog auch einst unser Boot an einem nebligen Morgen an Stromö, Auströ und Swinö vorüber. Als die Sonne den Nebel verjagt hatte, stimmten die kräftigen Ruderer ein Lied an, das von Sigurd Fafnisbane, dem Siegfried der Nibelungen, handelte. Die Faröer erscheinen nach allen Seiten hin malerisch; überraschend sind die Blicke, die man oft an den Felsenufern der verschiedenen Föhrden findet. So die Aussicht von Myggenös nach Westen hin, nach dem Atlantischen Ocean zu; da erheben sich Klippen und Nadeln aus der See, vor denen selbst die berühmten „Drongs“ in Nord Mavin auf den Shetlandinseln sich verbergen müssen. Die herrlichsten Klippen findet man aber bei den nördlichen Inseln Kadalsö, Kunö, Viderö und Fuglö. Wüthend tosen und branden die Wogen, besonders wenn ein frischer Nordwest sie aufregt.

Eines Morgens, als wir etwas gelangweilt aus unseren Fenstern schauten und schon Alles, was die Faröer bieten, zu kennen glaubten, wurden wir durch die lebhafte Aufregung, das Umherrennen und Schreien der Insulaner in Erstaunen versetzt. Mit scharfen Messern und Harpunen bewaffnet lärmten die Männer am Gestade herum, und selbst der sonst so stille Schulmeister stand bewaffnet und in ungeheuren Wasserstiefeln am Ufer. Nur die Worte: „Grinder, grinder!“ konnten wir unterscheiden. Da trat unser freundlicher Wirth auf uns zu, klärte uns den Sachverhalt auf und lud uns ein, an einer Walfischjagd Theil zu nehmen. Alles stürzte nach den Booten, und der Statthalter des Königs von Dänemark sowohl, wie Schulmeister und Kirchendiener nahmen an dem Fehdezug Theil, denn ihnen gebührt von Rechts wegen ein Theil von jedem gefangenen Walfische. Es ist das alter Brauch und Herkommen. König und Kirche verlangen ihren Tribut.

Von Thorshaven her bewegte sich eine stattliche Flotte von Booten und an jeder Föhrde zwischen diesem Orte und Westmannahaven am andern Ende Stromö's stießen neue Boote zu uns. Alle strebten dahin, den Walen (Grinders) den Rückzug nach dem offenen Meere abzuschneiden, sie zu umzingeln, dem Lande zuzutreiben und dort abzuschlachten. In etwa drei Stunden waren wir an der Mündung von Westmannahaven, und ein Freudengeschrei erscholl von allen Schiffen, als uns hier die Wale endlich in Sicht kamen. Da lagen sie an der Oberfläche, wie ungeheure schwarze Tonnen, und spielten mit den Meereswellen, wie wir mit dem Wasser im Waschbecken. Eine doppelte Reihe Boote schnitt sie vom Meere ab, segelte auf sie zu und trieb sie mit Geschrei und Steinwürfen in die Föhrde hinein. Die starken Thiere scheinen ihre Kraft nicht zu kennen, sie fürchten sich vor den Steinwürfen; sie brauchten nur umzukehren. und die ganze Linie der Boote wäre im Nu durchbrochen, Aber so schwimmen sie geängstigt in die Föhrde hinein, dem Verderben entgegen. An der Spitze der Boote segeln die, welche mit Harpunen bewaffnet sind. Die in die Enge getriebenen Wale, welche Unrath wittern, peitschen das Wasser mit ihren Finnen, das nun bald von ihrem Blute geröthet ist. Denn Harpunier nach Harpunier wirft sein Mordwerkzeug, und die langen Messer, welche die Kehlen der mit Bootshaken herangezogenen Thiere durchschneiden, vollenden das blutige Werk. Nachdem das Thier getödtet ist, muß man es mit Stricken fest halten, damit es nicht gleich in die Tiefe versinkt.

Die Föhrde von Westmannahaven, wo wir dem blutigen Schauspiele beiwohnten, ist etwa ¼ engl. Meile weit und ¾ Meilen lang. Sie ist von amphitheatralisch aufsteigenden Hügeln umgeben, von denen ein Bergstrom herabfließt, der kurz vor seiner Verbindung mit dem Fjord einen weißschäumenden Wasserfall bildet, der nun seltsam mit dem blutrothen Wasser kontrastirte.

Von der Nacht, die auf den Walfischfang folgte, wollen wir schweigen. Die Lustigkeit und Fröhlichkeit überstiegen alle Schranken. Wie viel getrunken wurde, wir wissen es nicht; aber die gutherzigen Leute gaben selbst uns einige Thaler als unsern Beuteantheil.

Die Dampfschiffverbindung der Faröer mit dem Festlande ist keine allzuhäufige. Der Dampfer, welcher uns hierher gebracht hatte, war nach Island weiter gesegelt und sollte uns auf dem Rückwege wieder aufnehmen. Vier und zwanzig Stunden wartete er in Thorshaven auf uns, als wir gerade auf einem Ausflug abwesend waren. Wir hatten nun die Wahl, bis zum nächsten Postdampfer zu warten oder auf einem offenen Boote nach den Shetlandsinseln überzusetzen und von dort wei-

ter zu gehen. Wir wählten Letzteres. Für 10 Pfund Sterling mietheten wir ein starkes Boot, das mit fünf tüchtigen Matrosen bemannt und mit Lebensmitteln für einen Monat versehen wurde. Wenn der Wind Nordwest bläst, hält er oft wochenlang so an, und mit diesem Winde machten wir uns unter Führung von Magnus Jonsson, unserm Capitän, nach „Hetland", wie die Männer von Faröer sagen, auf. Groß- und Klein-Dimon, zuletzt Suderö, entschwanden unseren Blicken. Die Guillemots und Puffins blieben aus, nur die schwarzwangige Möve, Larus marinus, und die Häringsmöve, Larus argentens, verließen uns zu keiner Tages- und Nachtzeit. Sie zogen die Häringe, welche sie aus den Schwärmen hervorholten, allen anderen Fischen vor.

Der Wind hielt an. Von Suderö bis nach Unst, dem nördlichsten Punkte der Shetland-Inseln, sind 180 Miles. Unser Magnus Jonsson erzählte alte nordische Heldensagen, wie sie noch auf diesen einsamen Inseln fortleben. In 40 Stunden hatten wir die Fahrt bei schönem Wetter glücklich zurückgelegt. Wir ankerten in dem Hafen von Balta Sund und gingen von da nach Lerwick, wo wir den Postdampfer nach Kirkwall in Schottland bestiegen. — (Nach der North British Review. Mai 1864.)

Die slavischen Bewohner an der südöstlichen Grenze des deutschen Bundes.

Von **Ludwig Isleib** in Laibach.

Das Herzogthum Krain, ein Bestandtheil des österreichischen Kaiserthums und des deutschen Bundes, wird gewöhnlich eingetheilt in Ober-, Inner- und Unterkrain. Zu dem erstern gehören die Gegenden der nördlichen und nordöstlichen Ausläufer der Triglavgruppe, die Karavanken und Santhaler Alpen; das zweite umfaßt den größten Theil des Karstgebirges, und das dritte besteht aus dem Walde und Hügellande längs der kroatischen Grenze. Die Grenzstrecke selbst, vom Fuße des Schneebergs, der höchsten Erhebung des Karstgebietes, bis zu dem Dorfe Jessanitz an der Save, ist etwa 32 Meilen lang.

Der Unterkrainer (dolenz, von dol, unten) gehört nicht einem Stamme an, sondern es wohnen verschiedene Völkersplitter in diesem Lande. Die Mehrzahl sind Slaven, und zwar: Krainer oder Slovenen, Kroaten, Uskoken oder Vlahen, und Deutsche, nämlich Gotschever.

Die Bewohner Krains nannten sich früher Alle: Krainer. Die Bezeichnung „Slovenen", welche jetzt mehr und mehr gebraucht wird, ist neuern Ursprungs und eigentlich erst seit dem Jahre 1848, seit der starken Regung des Nationalitätsprinzips, eingeführt worden. *) Früher sagte man wohl auch „Winden", statt „Slovenen"; allein der gelehrte Slavist Kopitar hat nachgewiesen, daß diese Bezeichnung nur den in Kärnthen und Steiermark ansässigen Slaven gegolten habe, welche zum Unterschied von ihren deutschen Mitbürgern „Winde" genannt wurden; der Ausdruck ist also nur das deutsche Synonym für „Slaven", etwa wie „Ungar" für „Magyar" ist. Die Slaven in Kärnthen und Steiermark nennen sich selbst „Slovenzi", d. i. Leute vom slavischen Stamme; da sie aber in Sprache, Tracht und Lebensweise den Krainern gleich sind, so hat man den Namen „Slovenen" auch auf diese ausgedehnt.

Der Slovene Unterkrains unterscheidet sich von jenen Ober- und Innerkrains in manchen Punkten. Die bedeutendste Verschiedenheit dürfte in der Lebensweise und im Charakter bestehen; in Sprache, Tracht und Sitte finden wir nur unbedeutende Abweichungen. Während, nach dem Urtheile des alten krainischen Geschichtsschreibers Hoff, der Oberkrainer von schönem Wuchse, munter, scharfsinnig, arbeitsam, reinlich in seiner Haushaltung, dabei aber zänkisch und jähzornig, der Innerkrainer untersetzt, äußerst genügsam und fleißig ist, erscheint der Unterkrainer mehr von schwächlichem Körperbau, nicht selten schmutzig, in seiner Haushaltung nachlässig, rachsüchtig und liederlichem Leben geneigt. Dieß Urtheil gilt nicht nur für die damalige, sondern auch für die jetzige Generation.

Natürlich ist hier von der Landbevölkerung die Rede; in den Städten ist deutsche Sitte und Sprache so weit eingebürgert, daß sie Gemeingut aller Gebildeten ist.

Wesentlich verschieden von den Slovenen sind die Gotschever, die Bewohner der Südgrenze Unterkrains. Es sind das Deutsche, Thüringer und Franken, welche sich unter Kaiser Karl IV. in den Jahren 1350—60 hier ansiedelten und ein halbes Jahrtausend hindurch inmitten der slavischen Bevölkerung ihre Sprache unvermischt erhalten, dieselbe aber auch nicht weiter entwickelt haben, so daß sie unter sich noch ganz die beiden alten Dialekte sprechen; das ist für einen Germanisten natürlich von außerordentlichem Interesse. Auch von ihren altdeutschen Sitten sind viele Reste geblieben; die alte Tracht aber, welche in krainischen Chroniken ausführlich beschrieben wird, ist jetzt ganz modernisirt und manchem slavischen Einfluß unterlegen. *)

Die weitere südöstliche Grenze Krains ist von Slovenen, Kroaten und Uskoken bewohnt, welche in Folge der Stammesverwandtschaft sich mehr und mehr assimilirt haben. Je nachdem das eine Element, oder das andere, überwiegend oder lebensfähiger war, hat es einen, für die Weiterentwicklung des Nachbarn bestimmenden Einfluß geübt. So war die Bevölkerung in der Nähe von Möttling früher entschieden kroatischer als jetzt, und die Bruchtheile der Uskoken werden allmälig absorbirt.

Die Unterkrainer kroatischen Stammes, welche das linke Ufer der Kulpa in einer Ausdehnung von 10 Meilen bewohnen, sind wesentlich verschieden von den anderen Krainern und werden wegen ihrer Tracht „weiße Krainer" (beli krajnzi) genannt. Ihr Hauptsitz ist bei

*) Dagegen spricht Prof. Dr. Klun, von dem wir einen sehr interessanten Aufsatz: „Die slovenische Literatur; eine historische Skizze" im 3. und 4. Bande der Oesterreichischen Revue 1864 finden. „Der Grund, daß die Slovenen kaum dem Namen nach gekannt sind, ja daß selbst der Name von den Gegnern als „eine Erfindung der Neuzeit" bezeichnet wurde, liegt darin, daß sich dieser Volksstamm nach auswärts wenig bemerkbar gemacht hat; daß daher die nicht slavischen Völker von der Thätigkeit des regsamen und strebsamen Völkchens südlich der Drawe, bis an der Adriaküste und längs deren Nordostseite, Kenntniß zu nehmen kaum Gelegenheit fanden." A.

*) Der Globus hat über die Gottschever in Band II, S. 86 ff. einen Bericht gebracht. In der allerjüngsten Zeit hat P. v. Radics, in der Oesterreichischen Revue 1864, eine anziehende Beschreibung dieser Völkerschaft gegeben; wir werden einige Auszüge daraus mittheilen. A.

Möttling (metlitza), der letzten Stadt Krains an der Straße nach Karlstadt, und in Pöllard. Ihre Tracht ist höchst originell und malerisch. Der Mann trägt eine rothe oder blaue Mütze, eine Art Fes, die aber in der neuesten Zeit von dem kleinen, runden, im übrigen Krain üblichen Hut verdrängt wird, eine blaue oder weiße, roth eingefaßte Weste, ein verschnürtes Wamms, enganliegende Beinkleider (wie die Magyaren), mit blauem Vorstoß. Die Fußbekleidung besteht aus weißwollenen Socken, die oberhalb der Knöchel buntfarbige Streifen haben, und darüber werden die Opanken (Sandalen, Ledersohlen) mit Riemen befestigt.

Die Tracht der Frauen ist besonders malerisch. Sie besteht aus einem langen, bläulich weißen Rock von Tuch oder grober Leinwand, mit blauen Schnüren eingefaßt, darunter ein langes, sackartiges Oberhemd von Perkal oder feiner Leinwand, in der Taille mit einem buntfarbigen Shawl oder einer Schürze zusammengehalten, deren Zipfel hinten herabhängen. Als Schürze dient ein teppichartiges Tuch mit Fransen. Die schwarz- oder grauwollenen Strümpfe sind bis nahe über die Waden mit rothen oder weißen Schnüren umwunden, die in Quasten verlaufen. Als Schuhe dienen weißwollene Socken mit bunten Fransen. In einigen Orten herrscht die Sitte, das Haar in zwei Zöpfe zu flechten und über die Schulter und Brust herabhängen zu lassen. Als Schmuck tragen die Mädchen und jungen Frauen Glasperlen, Korallen, Münzen und messingene Knöpfe in diesen beiden Zöpfen, die dadurch oft ein ganz respektables Gewicht erlangen.

Viele Gebräuche dieser „weißen Krainer" sind höchst originell. Manche derselben haben zwar unter der Zeitströmung auch gelitten, jedoch weniger als es anderwärts mit des Volkes Sitten und althergebrachten Gebräuchen geschehen ist.

Bei den Kindtaufen herrscht die sonderbare Sitte, daß die Pathin ein weißes Brod mitnimmt, welches sie an die Kinder, die ihr begegnen, austheilt. Wenn sie nichts gäbe, dann würden ihr diese nachschreien: volk ti požri dète! (Der Wolf fresse dir das Kind.)

Die Brautwerbung geschieht durch den Vater, den ein Nachbar oder Verwandter nebst dem Sohne begleitet. Die Werber heißen snubači. Hochzeiten finden meist in der Faschingzeit statt. Am Trauungstage holt der Bräutigam mit seinen Gästen die Braut aus dem elterlichen Hause ab. Die Verlobten reichen einander die Hände, die der Speisemeister und Brautführer (Starasina) mit einem weißen Tuche umwindet; er besprengt dann das Brautpaar mit Wein. Diese Ceremonie heißt hišna poročka (häusliche Trauung). Nach der kirchlichen Trauung geht man gewöhnlich auseinander, und erst am Abend kommt man im Hause der Braut wieder zusammen.

Die Braut (Nevesta) trägt auf dem Kopfe eine glänzende Brautkrone aus Rauschgold, Wachsperlen und Glaskorallen; ein Stirnband, das ebenfalls mit Glaskorallen geschmückt ist und an welches am Hinterkopfe eine Menge schmaler, buntfarbiger, fliegender Seidenbänder befestigt sind, die über den Nacken bis zur Schulter herabfallen. Das Uebrige des Brautkleides ist der gewöhnlichen Tracht entsprechend, nur reicher und feiner. Um den Hals trägt die Braut Schnüre von Glasperlen, vorn am Gürtel ein Crucifix, oder eine Münze mit einem Marienbilde. In der rechten Hand hält sie ein gelbes Taschentuch, die linke Hand ist in der Tasche verborgen.

Der Bräutigam hat außer der gewöhnlichen Tracht an diesem Tage noch einen weißen Tuchmantel, in einigen Orten auch zwei rothe, kreuzweise über die Brust geschlungene Seidentücher.

Der Brautführer (Staraschina), gleichsam das Faktotum, der Hauptnarr bei einem Hochzeitfeste, ist eine Hauptfigur im Brautzuge. Er trägt einen rothen Tuchmantel, eine hellblaue Tuchweste, roth eingefaßt und mit großen Metallknöpfen. In seinen Händen hält er eine Fahne, die aber nur eine einfache Stange ist, an welche ein gelbes Tuch befestigt ist; oben prangt ein Blumenstrauß. Er geht tanzend dem Zug voran, stimmt die Lieder an, sammelt für die Spielleute, indem er dabei allerlei Späße verübt, und belustigt die Hochzeitgäste.

Die Braut darf beim Austritt aus dem elterlichen Hause nicht durch die gewöhnliche Hausthür gehen, sondern durch eine Seiten- oder Hinterthür. Der Bräutigam (Zenin) setzt ihr seine Mütze auf und hängt ihr seinen Tuchmantel um. Im Vorhause muß sie sich auf einem niedrigen Stuhle niederlassen. Ein kleiner Knabe (Koleinik) wird ihr auf den Schooß gegeben, und sie muß ihn mit einem bunten Halstuche und einem Brotlaibe beschenken. Gemeinschaftlich mit der Braut trägt einer der Gäste ein zweites großes Brot, das über dem Tische aufgehängt wird. Der Staraschina (Brautführer) theilt dasselbe nach der Hochzeit in zwei Hälften; die eine wird sogleich an die männlichen Gäste herumgegeben, die zweite wird der Braut eingehändigt, damit sie dieselbe am nächsten Sonntage beim Kirchgange unter ihre Bekannten vertheile.

Wenn ein Wittwer zum dritten Male heirathet, geht die Braut nicht zum Hausthore, sondern durchs Fenster ins Haus, sonst, sagt man, müsse sie binnen einem Jahre sterben. Eine Wittwe muß einem ledigen Manne immer selbst die Hand antragen.

Wenn die Hochzeitgäste vor der Wohnung des Bräutigams (nach der Hochzeit, denn diese wird im Hause der Braut gefeiert) anlangen, kommen die Eltern des Neuvermählten ihnen mit einem Glase Wein entgegen, küssen die neue Tochter und sagen in einer Anrede, wie sie sich als Hausfrau zu betragen habe. Diese trinkt den Wein und betritt an der Hand des jungen Mannes das Haus, wo am folgenden Tage die Schmausereien beginnen.

Bei Begräbnissen hat man bei den weißen Krainern noch die Klageweiber, ähnlich wie in Bosnien und Serbien.

In einigen Orten herrscht zur Weihnachtsfeier eine eigenthümliche Sitte. Bei Möttling werden in jedem Hause vier Brote gebacken, eins aus Weizen-, die anderen drei aus gemischtem Kornmehl. Das weiße Brot ist mit allerlei Verzierungen, Kränzen ꝛc. geschmückt, heißt Božičnik und ist rund, weil es in Siebreifen eingeschlossen gebacken wird. Die anderen drei Brote haben die gewöhnliche Form. Wenn am Weihnachtsabend Alles zur Ruhe gegangen ist, werden diese Brote von der Hausfrau auf den Eßtisch gelegt, das weiße in die Mitte; am andern Morgen werden sie wieder fortgetragen. Dies geschieht am Vorabende des zweiten Weihnachtsfeiertags und am Neujahrsabende ebenfalls. Am Neujahrsmorgen werden sie dann an die versammelten Hausangehörigen, an das Hausvieh, an das Gesinde und an die Verwandten vertheilt.

Das weiße Brot soll das Christuskind, die drei schwarzen Brote sollen die drei morgenländischen Weisen bedeuten; das Volk glaubt, Gott segne diese Brote vorzugsweise, und behandelt sie daher mit Verehrung.

Die „weißen Krainer" sind gastfreundlich im hohen Grade, am meisten aber gegen den, der gut mit ihnen tafelt und trinkt. Es ist das ein kroatischer Charakterzug. Das Hausrecht übt patriarchalisch der Aelteste im Hause, und seinen Befehlen folgt man. Die Feldarbeit wird gemeinschaftlich besorgt, einerlei, wie viele Familien auch ein Haus bilden.

In Bezug auf geistige Bildung ist das Volk noch sehr zurück; es darf uns daher auch nicht verwundern, wenn der Hexen- und Aberglaube unter ihm noch sehr verbreitet ist. Unter Anderm glaubt man, daß ein am Schlangenbiß Gestorbener oder vom Blitz Erschlagener nicht selig werde.

In den Volksliedern spielt der „Erbfeind der Christenheit" die Hauptrolle; es ist das begreiflich, denn hier an der Kulpa fanden viele Türkenkämpfe statt; der Haß gegen den Türken wurzelt noch tief im Herzen des Volkes.

Die Uskoken, oder wie sie sich selbst nennen, die Vlahen (Wlachen), sind ein eingewanderter Volksstamm, was schon aus dem Namen hervorgeht. Im Slovenischen heißt Uskok ein Ueberläufer, Deserteur (von Skok, Sprung) und die Uskoken sind wirklich Flüchtlinge, welche um das Jahr 1543 aus der Türkei nach Krain kamen.

Ueber die Abstammung dieses merkwürdigen Völkchens hat man verschiedene Angaben. Nach Einigen, welche auf die Bezeichnung „Vlahen" ein besonderes Gewicht legen, sollen sie von den Walachen der Donaufürstenthümer abstammen. Andere meinen, sie seien unterjochte Römer, Italiener, denn Lah heißt Italien. Endlich behaupten Andere, es seien vor den Türken geflüchtete Serben, Bosniaken oder Bulgaren, und dies ist das Richtige, denn aus ihrer Sprache geht offenbar hervor, daß sie einem slavischen Stamme und keinem romanischen angehören. Auch in Dalmatien gibt es solche Uskoken oder vor den Türken geflüchtete Serben, die an der illyrischen Küste erst in Clissa, dann in Zengg ein Gemeinwesen gründeten. Zu den Walachen in den Donaufürstenthümern, deren Sprache (das Rumänische) wirklich ein romanischer, mit viel Slavischem untermengter Dialekt ist, stehen die Uskoken (was auch schon der alte Chronist Valvassor nachweist) in keiner Beziehung.

Die serbischen Flüchtlinge siedelten sich an dem längs der Kulpa sich hinziehenden Uskokengebirge an, das erst nach dem Erscheinen dieser Ankömmlinge seinen heutigen Namen erhielt. Ihr Hauptsitz ist in jenem Theile der Sluiner Militärgrenze, welche zwischen Krain und Kroatien eingeklemmt ist, und wo die alte, den deutschen Namen Sichelburg führende Veste liegt. Ein Theil siedelte sich auch auf dem linken Kulpaufer bei Freienthurn und Weinitz an, wo wir ihre Nachkömmlinge noch heute finden. In Tracht und Sitte sind sie jetzt meist den „weißen Krainern" gleich; nur in der Sprache und in der Religion besteht noch einige Verschiedenheit.

Die Unterkrainer gehören alle, bis auf einen kleinen Bruchtheil, der römisch-katholischen Kirche an. Unter den weißen Krainern giebt es mehrere Hunderte griechischer Katholiken, und unter den Uskoken einige Hundert nicht unirter Griechen, sogenannte „Altglauber" (staraverce). Diese Altgläubigen bewahren ihre hergebrachten Sitten und Gebräuche; sie haben die „Hauscommunion", wie sie auch in der Militärgrenze besteht, nämlich jene patriarchalische Einrichtung, daß der Familienälteste das Oberhaupt, aller Besitz gemeinschaftlich ist ꝛc. In einem Hause leben oft drei bis vier Familien.

Im Gebirge bewohnen die Uskoken meist einzeln stehende Gehöfte, bei denen sich ihre Weinberge, Obstgärten, Felder ꝛc. befinden. In der Nähe von Freienthurn und Weinitz haben sie aber auch große Dörfer.

Bei den Hochzeiten und Begräbnissen walten eigenthümliche Gebräuche ob. Die Braut wird zu Pferde heimgeholt, und zwar von dem Brautführer, der hier Dever heißt; sie sitzt vor ihm auf dem Pferde mit verhülltem Angesicht. Der Brautführer umwindet ihr nämlich den Kopf mit Tüchern, damit sie nicht sehe, wohin sie geführt wird. Auch wenn die Abholung zu Fuße geschieht, geht die Braut mit verhülltem Antlitz, das sie erst während der Trauung entblößt. Ein poetischer Gebrauch war früher der, daß der Geistliche während der Trauung dem Brautpaare Rosenkränze aufsetzte, als Sinnbild der Treue.

Ihre Todten begräbt man an einem beliebigen Platze; in den Sarg legt man eine Münze und ein Stückchen Brot. Ehemals legte man dem Todten auch Steine auf Kopf und Füße, damit er nicht als Todter wiederkehre. Bei Begräbnissen von Kindern verwünscht die Mutter den Tod und zerschlägt die Wiege.

In früheren Zeiten standen die Uskoken in keinem sonderlich guten Rufe, und die Schilderung, welche der alte Chronist Valvassor von ihnen entwirft, hebt zwar hervor, daß sie sehr tapfer und kriegerisch seien, verschweigt aber auch nicht, daß Raub und Diebstahl bei ihnen eher als Verdienst, denn als Verbrechen angesehen wurden. Zum Kampfe gegen ihren Erbfeind, den Türken, waren sie zu jeder Stunde bereit. Dies hat sich natürlich geändert; die Uskoken sind jetzt gleich den übrigen Krainern mehr friedlicher Natur, treiben ihre Viehzucht, ihren Feld- und Weinbau in derselben Weise, wie die anderen Unterkrainer, und lieben nur noch den Kampf mit dem herben, aber sonst der Gesundheit sehr zuträglichen unterkrainer Wein, wobei sie oft unterliegen.

Der Bewohner Unterkrains heißt Dolenz, denselben Namen führt auch der Wein, und ferner ist Dolenz ein oft in Krain vorkommender Eigenname. Dies hat einmal zu einer ergötzlichen Verwechslung geführt. Ein Straßenwärter fand einen Bauer, der aus Kopfwunden blutete, im Straßengraben. Auf seine Frage, wer ihm das gethan, antwortet der Bauer: preklet Dolenz (der verdammte Dolenz). Der Straßenwärter macht die Anzeige, das Gericht zieht einen vagabondirenden Dolenz ein, confrontirt ihn mit dem Bauer, der gar nicht weiß, weshalb er vorgeladen wurde, und unter dem Gelächter der Anwesenden klärt sich das Mißverständniß auf. Der Bauer hatte den Wein gemeint.

Die Eingeborenen Algeriens unter der Herrschaft Frankreichs.*)

I.

Charakter der französischen Herrschaft. — Die eingeborenen Völker. — Die Araber und ihre Verfassung. — Kabylen, Mauren und Juden. — Provinzen; Militär- und Civilgebiete.

Die Einnahme der Stadt Algier durch die Franzosen am 4. Juli 1830 war mit verhältnißmäßig geringen Opfern erreicht worden. Der Dey Hussein dankte ab und zog sich auf ein Landhaus bei Neapel zurück, während eine von Marschall Graf Bourmont niedergesetzte Kommission über die Regierung des eroberten Landes berieth.

Einer der größten Fehlgriffe dieser Kommission war es, die Türken zu entwaffnen und, mit Ausnahme der Verheiratheten, nach Smyrna einzuschiffen. Die Türken hatten mehrere Jahrhunderte hindurch das Land regiert, sie kannten die Kriegsführung und die Art, die Eingeborenen zu behandeln. Sie wären in den vielen nun folgenden Kämpfen von entschiedenem Nutzen gewesen. Diese

*) Der Verfasser dieser Mittheilungen, der königlich sächsische Oberlieutenant Herr Lommatzsch, hat zu zwei verschiedenen Malen Algerien besucht und dort etwa anderthalb Jahre verlebt. Ihm lag daran, die Zustände jener Besitzung genau kennen zu lernen, und der obige Aufsatz, dem wir späterhin einen andern über die große Kabylie folgen lassen werden, ist ein Ergebniß seiner Beobachtungen.

Kämpfe ließen nicht lange auf sich warten. Schon Bourmont empfing auf einer zwecklos unternommenen Expedition gegen Blidah eine empfindliche Lehre, ja einer seiner Nachfolger, General Berthezène, wurde im Engpaß von Monzaïa von den Kabylen des kleinen Atlas aufs Haupt geschlagen. Die entschiedenen Mißgriffe der Gouverneure von Algerien, das fortwährende Schwanken in Betreff der Verwaltung des Landes und die geringe Unterstützung von Seiten des Mutterlandes waren nicht geeignet, die junge, neue Besitzung in Blüthe zu bringen, oder die Sympathien der Eingeborenen zu erwecken.

Dagegen, oder eben dadurch gelang es dem genialen, kraftvollen Sohne des Sidi Mahiddin, dem Emir Abdelkader, fast alle Völkerschaften Algeriens zum heiligen Kampf (Dschihad) gegen die Franzosen zu versammeln und, vom Glück unterstützt, sich ein mächtiges Reich im Süden und Westen der Kolonie zu gründen. Selbst die nächste Nähe der Stadt Algier war vor den Räubereien seiner Schaaren, unter denen namentlich die Hadschuten durch ihre Grausamkeit und Kühnheit sich ausgezeichnet haben, nicht gesichert. Unter solchen kriegerischen Umständen konnte an eine geordnete, regelrechte Verwaltung des Landes nicht gedacht werden. Der Generalgouverneur von Algerien handelte mit der Befugniß eines Diktators, nach Laune und Willkür, während man in Paris darüber berieth, ob man nicht überhaupt die ganze Eroberung wieder fallen lassen solle. Erst nach der Gefangennehmung Abdelkaders am 23. December 1847 trat ein mehr geordneter Zustand ein, und die Beschlüsse der provisorischen Regierung 1848, sowie später die kaiserlichen Dekrete zeugen von dem Bestreben, den Interessen des Landes überhaupt, in gleicher Weise denen der Kolonisten wie der Eingeborenen, Rechnung zu tragen. Es ist hier nicht der Platz, das vollständige System der französischen Verwaltung Algeriens zu entwickeln. Im Allgemeinen sucht man Frankreich nach Algerien hinüberzutragen und, allmälig vorwärts schreitend, den Eingeborenen französische Sitte und Geist zu octroyiren.

Die muselmännische Bevölkerung von Algerien besteht aus Arabern, Kabylen, Mauren, Türken, Kuluglis und Negern, welche allesamt durch Abstammung, Charakter und Sitte von einander geschieden sind. Zu den Eingeborenen müssen außerdem die Israeliten gerechnet werden.

Die Araber sind jedenfalls schon im 7. Jahrhundert nach Christi Geburt in das Land gekommen, wo sie als Eroberer sich zum Theil mit der besiegten Bevölkerung vermischten. Im Allgemeinen haben sie jedoch, namentlich in den Steppen und in der Wüste, ihre alten patriarchalischen Sitten zu erhalten gewußt. Man unterscheidet zwei Hauptklassen unter ihnen: die Beduinen oder wanderuden Araber, welche noch heut zu Tage mit ihren Heerden nach Weideplätzen umherziehen und wenig oder gar keinen Ackerbau treiben, und die Hadars oder angesessenen Araber. Die Zahl der Letzteren ist nicht sehr groß.

Lust zu ungebundenem Leben und Abenteuern erscheint als ein Hauptcharakterzug dieses Volkes. Deshalb ist dem Araber das Leben in der Wüste so lieb, wo er treiben und thun darf, was er will. Seine Bedürfnisse sind einfach. Die Kleidung, ein Haïk und Burnus aus Wolle gefertigt, vererbt sich vom Vater auf den Sohn und wird zu jeder Jahreszeit, in jedem Wetter getragen. Hunger und Durst hat der Araber von Kindheit an zu ertragen gelernt, und es ist für ihn eine Lust, auf flinkem Rosse in glühendem Sandmeer den flüchtigen Strauß zu jagen oder die Truppen der Rummi (Christen) Tage lang unausgesetzt zu umschwärmen. Wehe dem, der in seine Hände fällt; ein qualvoller Tod ist ihm sicher.

Bei dieser Lust zur Ungebundenheit ist der Araber fremden Einflüssen doch zugänglich. Er läßt sich leicht bestimmen, an einem Abenteuer Theil zu nehmen, betreffe es eine Liebesangelegenheit oder Jagd, eine Räuberei oder Krieg. Schnöde Habgierde macht ihn unter Umständen zum Verräther an Volk und Glauben, zum Mörder seiner Blutsverwandten. Der Predigt des Marabut leiht er immer ein williges Ohr, und aus dem Mörder wird dann ein Gottesstreiter, der durch das Blut der Ungläubigen sich das Paradies erwirbt und den Tod im Kampfe als die Pforte zum Himmel betrachtet. —

Auch in seinem Duar ist der Araber ein treuer Bekenner des Koraus; er versäumt nie die Stunde des Gebets, und während des Rhamadan wäre keine Macht im Stande, ihn zur Uebertretung des strengen Fastens zu verleiten. Die meisten Reisenden preisen die Gastfreundschaft der Araber. Der Verfasser dieses Aufsatzes, welcher längere Zeit unter jenem Volke gelebt hat, kann dem unbedingt nicht beistimmen. Hier freundlich empfangen, verdankte er anderwärts nur den Empfehlungen der gefürchteten Bureaux arabes ein leidliches Unterkommen. Auch weigerte sich der Wirth niemals, eine Bezahlung vom Gastfreunde anzunehmen.

Die Araber wohnen meistens in schwarzen oder grauen, aus Kameelhaaren gewebten Zelten. Die Vereinigung mehrerer Zelte bildet ein Dorf — Duar — dem hergebrachtermaßen das Haupt der Familie, oder der Aelteste — als solcher Scheikh genannt — vorsteht. Eine Ferka — Abtheilung, Sektion — heißt die Vereinigung mehrerer Duars unter einem Scheikh. Der „Tribus" — Stamm — unter einem Kaïd besteht aus mehreren Ferkas, ein Aghalik unter einem Agha aus mehreren Stämmen. Alle höheren Würden sind erst durch die Franzosen geschaffen worden.

Als nationale Grundeintheilung ist der Stamm zu betrachten, welcher vor dem Namen der ursprünglichen Familie gewöhnlich das Wort Beni oder Uled (Söhne, Kinder) führt, z. B. die Beni Merriem, die Söhne der Maria (der Mutter Jesus) und die Uled Sidi Scheikh ꝛc.

Außer diesen zeitweilig erwählten Chefs — den Scheikhs, Kaïds, Aghas — finden wir bei den Arabern noch drei Gattungen von Adeligen, welche jedoch weniger ihrem Namen, als ihrer eigenen Aufführung einen möglichen Einfluß und eine Auszeichnung verdanken. Scheurfa nennt man diejenigen Muselmänner, welche von Fatma Zohre, der Tochter des Propheten, und Sidi Ali-Abi-Taleb, dem Oheim desselben, abstammen. Die Djuad, ein militärischer Adel, sind die Nachkommen der alten arabischen Familien, welche erobernd von Osten her in das Land gedrungen sind. Sie bilden die Anführer im Kriege. Von höchstem Einflusse sind die Marabuts, der geistliche Adel, von dem weiter unten die Rede sein wird.

Ueber die Abstammung der Kabylen herrscht noch heut zu Tage ein gewisses Dunkel. Während ein großer Theil der Geschichtsforscher und Geographen sie für Abkömmlinge der alten Numidier hält, sehen Andere in ihnen die Nachkommen der Vandalen. Es ist wahrscheinlich, daß sie ein Mischvolk aller der Völker sind, welche hintereinander in Nordafrika sich niedergelassen und von den neuen Eindringlingen besiegt in die schützenden Berge zurückgezogen haben.*) Gelehrten Forschern diese Untersuchung überlassend, bemerkt der Verfasser nur, daß er auf seinen Reisen in der Kabylie und namentlich in der großen Kabylie durch Gestalt und Wesen der Kabylen vielfach an unsere süddeutschen Bauern erinnert wurde. Außerdem scheinen ihre Ueberlieferungen auf einen germanischen Ursprung hinzudeuten. Sie rühmen sich der Abstammung von einem Volke, das blond gewesen und aus dem Norden gekommen sei. Zur Erinnerung eines ehemaligen andern Glaubens tragen noch heut zu Tage die Frauen ein Kreuz auf der Stirn tättovirt.

*) Man vergleiche den Aufsatz: Die blondhaarigen, blauäugigen Kabylen in Algier (Globus VI, S. 181 ff.), in welchem die verschiedenen Ansichten über diesen Gegenstand zusammengestellt worden sind. D. Red.

Man findet die kabylischen Stämme auf der ganzen Nordküste von Afrika zerstreut, wo sie überall mit Vorliebe bergige Gegenden bewohnen. Wohl nirgends haben sich ihre Sitten reiner erhalten, als in der großen Kabylie, einem Hochlande, welches durch mächtige Flüsse und Gebirge — im S. und O. das felsige Dscherdscheragebirge — beinahe vollkommen isolirt wird. Die Bewohner dieses Landes haben den französischen Bajonetten am längsten widerstanden, und erst 1857 war Marschall Randon im Stande, die politische Eroberung Algeriens mit der Unterwerfung dieses bis dahin fast unzugänglichen Gebietes abzuschließen. Mit äußerster Hartnäckigkeit vertheidigten die Bewohner ihre Berge, ihr Dorf, ihr Haus.

Im Gegensatz zu den Arabern sind die Kabylen seßhaft und verlassen nur nothgedrungen die heimathliche Schwelle. Sie bewohnen steinerne Häuser und pflegen den Garten und Ackerbau. Mit Rücksicht auf Vertheidigung sind ihre Häuser festungsartig auf die Spitzen der Berge gebaut, zu denen nur unwegsame, leicht verbarrikadirbare Schluchten führen.

Der Araber liebt den Krieg aus Lust an Abenteuern, der Abwechslung Willen, der Kabyle aus Unabhängigkeitsgefühl, vielleicht um des Kampfes selbst Willen. Auch vor Ankunft der Franzosen haben die Kriege unter ihnen nicht aufgehört. Diese Kämpfe erinnern an die Sitten der alten Germanen. In der Regel ging eine Art Kriegserklärung voraus, z. B. der Austausch eines Gewehres u. dgl. Zuweilen galt ein Angriff auf die Heerden des andern Stammes gleich einer solchen. War der Streit ein gewöhnlicher, dann wählte man ein bestimmtes Feld zum Austrage des Kampfes. Mit langen, weittragenden Gewehren und Flissa (Yatagan) bewaffnet schlug man sich nach Plänklerart, und der größere Verlust an Todten galt am Abend als Zeichen der Niederlage. Nicht selten waren jedoch die Kämpfe ernstlicher und endigten mit der Zerstörung des Dorfes und der Vernichtung der streitbaren Männer eines Stammes. Dann versammelten sich im höchsten Momente der Gefahr die Frauen in der Mitte des Dorfes, in ihren Hochzeitsschmuck gekleidet, und sangen, sich an der Hand fassend, den Kriegs- und oft den Sterbegesang. Bei solchen Streiten, wie auch stets im Kriege mit den Franzosen, war ausgesuchte, entsetzliche Grausamkeit an der Tagesordnung.

Die Sprache der Kabylen ist die berberische, welche erst in unseren Tagen, z. B. von Haneteau, näher erforscht worden ist. Von den Arabern, den Siegern, haben sie nichts als den Islam angenommen, ohne gerade allzu eifrige Bekenner desselben zu sein. Mit Fasten, Beten und Enthaltung gewisser Speisen wird es nicht genau genommen. Dagegen theilen die Kabylen mit den Arabern eine unbegrenzte Anhänglichkeit an die Marabuts, vielleicht weil die Frömmigkeit dieser Leute die ihrige einigermaßen ergänzt, wahrscheinlicher aber, weil sie diese Sitte von ihren Altvordern überliefert bekommen haben.

Der Kabyle besitzt sehr viele gute Eigenschaften und zeichnet sich, nach meiner Meinung, vortheilhaft vor dem Araber aus. Man trifft überall sorgfältig angebaute Felder, Frauen und Kinder nehmen an der Feldarbeit regen Antheil. Nicht wenige Stämme sind durch ihre Industrie berühmt. Die Beni-Raten z. B. verfertigen Gewehre und Schießpulver nach einer richtigen Mischung; die Atbes haben gegen 200 gangbare Oelmühlen; noch andere Stämme haben mit ziemlichem Glücke französische Gold- und Silbermünzen fabricirt.

Gegen Fremde ist der Kabyle äußerst gastfreundlich. Selbst nüchtern und einfach in seinen Genüssen würde er sein letztes Lamm schlachten, um den Kuskussu seines Gastfreundes damit zu belegen. Abweisung eines Gastes würde eine allgemeine Verachtung nach sich ziehen, die Mißhandlung desselben aber (nach den ehemaligen Gebräuchen) unnachsichtlich mit Steinigung als Todesstrafe bestraft worden sein. Dem Fremden wird der Arme, der Unglückliche gleichgestellt. Es ist keine seltene Ausnahme, daß einem heruntergekommenen Landsmann von Seiten des Dorfes der Acker bestellt, oder das baufällige Haus wieder aufgebaut wird.

Noch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die kabylische Frau sich einer bei weitem größern Freiheit erfreut, als die arabische. Erstere speist mit ihrem Manne, sie geht unverschleiert zur Mühle, zur Quelle. Auch die Jünglinge und Mädchen nähern sich einander ungezwungen, ohne daß der Anstand und die Sitte eine Verletzung erfahren.

Merkwürdig ist die politische Organisation dieses Volkes. Das Dorf — Dachera — wird von allen streitbaren Männern gebildet, welche gleichberechtigt in der Dschemâa stimmen. Mehrere Dachera formen den Arch (Stamm). Ihm steht ein erwählter Amin vor, der Anführer im Kriege, welcher aber im Frieden nur mit der Exekutivgewalt bekleidet erscheint. Mehrere Arch, welche ein Schutzbündniß schließen, nennen sich Kebila, eine Congregation, die in den Familienverwandtschaften und der Lage der Wohnorte ihre Grundlage findet. Rein politischer und zeitweiliger Natur sind die Bündnisse der „Sof", welche den Zweck haben, eroberungssüchtigen Gelüsten der Familien, Dörfer oder Stämme vorzubeugen.

Als allgemeines Gesetzbuch der Kabylie gilt der Kanun, eine Reihe gesetzlicher, mündlich überlieferter Bestimmungen mit örtlichen Abweichungen. Die Strafbestimmungen bestehen in größeren oder kleineren Geldstrafen, wenn nicht (natürlich unter französischer Herrschaft streng untersagt) Exil oder Todesstrafe angedroht werden. Besonders zahlreich sind die Bestimmungen des Kanun wegen Diebstahls; Hehlerei und Blutrache gehen straflos aus.

Die Mauren sind das älteste Volk der westlichen Berberei, welches nach Sallust aus einer Vermischung der eingewanderten Meder und Armenier (!) mit den eingeborenen Libyern hervorgegangen ist. Statistische Nachrichten weisen nach, daß ihre Zahl stark abnimmt. Der Araber durchzieht seine Steppen, der Kabyle bebaut seine Berge, der Maure hat seine Campagne auf dem Lande, sein Haus und sein Verkaufsgewölbe in der Stadt. Ein großer Theil der Mauren treibt Handel, daher sind die Städte an der Küste ihr Hauptaufenthalt. Nach Ankunft der Franzosen verließ ein kleiner Theil die volkreichen Städte, um sich im Innern niederzulassen, wo er sich bald mit den Arabern vermischte. Diejenigen, welche geblieben sind, haben sich durchaus an das französische Regiment gewöhnt. Im höchsten Grade bildungsfähig, spricht jetzt beinahe jeder Maure neben der arabischen die französische Sprache. Die französisch-arabischen Schulen werden fleißig besucht, das Collège arabe-français, sowie die Schule der Mousses indigenes zählen gegen zwei Drittel maurische Schüler. Im Umgang mit Europäern ist der Maure gesprächig und umgänglich. In den Bierhäusern und Cafés der Stadt Algier findet man zu jeder Zeit maurische Gäste, welche ein ziemlich unschuldiges Bier oder den nervenaufregenden Absynth trinken. Trotz alledem sind sie im Grunde fanatische Anhänger Mohammeds, welche nie die Gebete versäumen und ihre Frauen mit eifersüchtiger Aengstlichkeit überwachen. Doch haben auch diese an dem modernen Fortschritt einigermaßen theilgenommen; es existiren mehrere französische Pensionate für maurische Mädchen, und europäische Frauen sind in jedem maurischen Damenkreise willkommene Gäste.

Von den übrigen Nationalitäten ist im Allgemeinen nicht viel zu sagen.

Die Türken sind unter dem Korsaren Chaireddin in das Land gekommen, welcher sich zum Vasallen des Sultan Selim I. erklärte. Selim schickte ihm 2000 Janitscharen. Diese mächtige Räuberschaar, aus deren Ka-

fernen viele Deys hervorgegangen sind, ergänzte sich fort und fort durch neue Truppensendungen oder Anwerbungen. Viele verheiratheten sich mit christlichen Sklavinnen, und ihre Kinder erhielten dieselben Rechte, wie die Väter, wogegen die Kulunglis, d. i. die Kinder von Türken und Maurinnen, dieses Vorzugs beraubt waren. Daher haben diese Letzteren sich auch mehrfach empört. Im Jahre 1629 sind sie bei einer Revolte fast vollständig ausgerottet worden.

Wie schon erwähnt, verbannten die Franzosen 1830 alle unverheiratheten Türken. Aus diesem Grunde ist die Zahl derselben zur Zeit nur noch sehr klein. Dasselbe gilt noch weit mehr von den Kulunglis, die man außerdem äußerlich von den Mauren fast nicht zu unterscheiden vermag.

Die Neger aus Bornu, Timbuktu, Bambarra u. s. w., haben seit undenklicher Zeit als Sklaven in Algerien gedient, wo sie nach Annahme des Islam ein mildes Loos fanden. Nicht wenige haben in der Armee der Deys gekämpft. So war es ein Neger, welcher beim Sturm auf Algier 1830 des Fort de l'empereur und sich selbst in die Luft sprengte. Nach Aufhebung der Sklaverei durch die Franzosen zog ein guter Theil es vor, in den alten Verhältnissen zu ihren Herren zu bleiben.

Sie sind ein gutmüthiges, aber leicht verletzbares und dann rachsüchtiges Volk. Im Kriege haben sie sich stets treu und tapfer gezeigt. Bei den algerischen Volksfesten spielen sie noch jetzt die Rolle der Spaßmacher, indem sie unter Musik von Trommel, Tamtam und eisernen Castagnetten ihre diabolischen Tänze aufführen.

Wir würden die Juden an dieser Stelle gar nicht berühren, wenn ihnen nicht die Rolle vorbehalten wäre, gewissermaßen die Dolmetscher und das Verbindungsglied im Verkehr zwischen Franzosen und Eingeborenen zu bilden. Diese Funktion erfüllten sie schon zu Zeiten der Deys, nur daß sie unter diesen fortwährend großen Erpressungen und Mißhandlungen ausgesetzt waren. Sie sind jetzt in rechtlicher Hinsicht ganz den Franzosen gleichgestellt und haben somit durch die neue Regierung wirklich große Vortheile erlangt, was sie jedoch schwerlich dazu bewegen würde, im Nothfalle zur Vertheidigung der Franzosen eine Hand zu rühren. Geldgierig, schmutzig von Außen und Innen leben sie nur vom Handel, und jeder Gewinn ist ihnen recht. Die Zuführer der öffentlichen Dirnen in Algier sind nur Juden. Es versteht sich allerdings, daß Ausnahmen von dieser Allgemeinheit glücklicherweise nicht selten sind.

Die erste durchgreifende Maßregel zur Regelung der inneren Verhältnisse Algeriens erfolgte unter der Verwaltung des Marschall Bugeaud (1841 bis 1847). Schon vorher hatte General Avizard 1832 ein Bureau arabe errichtet, welches indessen mehr die äußeren Verhältnisse zu den Stammhäuptern der Eingeborenen ins Auge faßte. Marschall Bugeaud theilte das Land in drei Provinzen, und jede Provinz wieder in ein „territoire civile, mixte et militaire" mit Rücksicht auf die mögliche Ein- und Durchführung der französischen Civilverfassung. Mit wenigen Modifikationen beruht die Organisation noch heut zu Tage auf dieser Eintheilung.

Algerien zerfällt in drei Provinzen, Algier, Oran und Constantine, welche zusammen von einem in der Stadt Algier residirenden Generalgouverneur regiert werden. Die Gewalt desselben ist eine sehr ausgedehnte, in vielen Fällen geradezu dictatorische.

Er ist unbeschränkter Kommandant der Land- und Seemacht; er ordnet das Budget und ist für seine Anordnungen mit Ausnahme weniger Fälle nur dem Kaiser selbst verantwortlich. Ein Conseil consultatif über alle das Landeswohl betreffenden Fragen und ein Conseil supérieur, welcher das Budget prüft, steht ihm mehr nur berathend zur Seite. In seiner Abwesenheit wird seine Stelle durch einen Sousgouverneur ersetzt.

Aus allen Erdtheilen.

Soll man Abessinien oder Aethiopien sagen? Darüber hat in einer der jüngsten Sitzungen der pariser geographischen Gesellschaft Abbadie Folgendes bemerkt:

Die ostafrikanische Region zwischen dem Nil und dem Rothen Meere von 7 bis 20° n. Br. wird gewöhnlich mit dem Namen Abessinien belegt; derselbe ist aber aus mehreren Gründen unstatthaft. Man hat nämlich aus dem portugiesischen Adjektiv aberim (sprich abeschim) Abyssin gemacht. Das Wort kommt vom arabischen Habaschah; dieses bedeutet eine Anhäufung von Leuten verschiedener Stämme, und die Bezeichnung wird für etwas Beleidigendes erachtet. Sie ist falsch, wenn man sie auf die Bewohner der Landschaft Tigre anwendet, die wahre Semiten und auf ihre Vorfahren nicht minder stolz sind als die Araber vom reinsten Geblüt. Das Wort Habasch hat sich im Bulgärarabisch als Habesch erhalten; so schreiben viele Deutsche, die aber das Adjektiv abyssinisch haben; die Franzosen sagen Abyssinien. Man schreibt auch Abessinien, und eine feste übereinstimmende Schreibart ist demnach nicht vorhanden, und eben so wenig gibt es für das, was man Abyssinien nennt, eine genaue geographische Umgrenzung. Die Eingeborenen, selbst die mohammedanischen, wollen von allen diesen Bezeichnungen nichts wissen, und ein Araber, der seinen Stammgenossen in diesen Gegenden Afrika's bezeichnen will, nennt ihn nach dem Namen des Stammes, zu welchem er gehört, oder belegt ihn mit einem in Europa wenig bekannten Namen: Djibberti.

Die Eingeborenen, auch die mohammedanischen, sagen: Wir sind Eingeborene von Ityopya, denn so schreiben sie statt unsers Aethiopia. Die Bezeichnung Aithiopes für das Volk kommt schon in Homer vor; der Portugiese Tellez hat dasselbe 1600 und der gelehrte Deutsche Ludolf 1669. Schon im hohen Alterthume hatte man auch Gi'iz, d. h. „(Land der) Freiheit". Die Könige, deren Hauptstadt Gondar war, führten den Titel „König der Könige von Aethiopien", und diese Bezeichnung ist geblieben bis diesen Tag. Das von ihren Vorfahren beherrschte Gebiet reichte von Suakim am Rothen Meere bis Kaffa, und vom blauen Strome bis an das Gebiet der Somal. Es wäre demnach gerathen, diese ganze Region Aethiopien zu nennen.

Krieg wegen eines Menschenopfers in Orissa. Diese Landschaft bildet einen britischen Schutzstaat, sie liegt zwischen den Präsidentschaften Calcutta und Madras und wird von einer Fortsetzung der östlichen Ghatsgebirge durchzogen. Vom Godavery bis zum Ganges erstrecken sich dichte Wälder, das Klima ist heißfeucht und sehr ungesund und die ganze Region ein Paradies für Raubthiere und Schlangen. An der Küste liegt die Stadt Dschaganât, wo alljährlich im März das berühmte Wagenfest zu Ehren Krischna's und anderer Götter gefeiert wird; zu Ehren derselben ließen sich früher und lassen manchmal noch jetzt Andächtige sich unter den Rädern des Götzenwagens zerquetschen. Im Innern wohnen die wilden Völker, die Khonds und Saurias, alte Urbewohner, welche sich unter keiner Bedingung zur Abschaffung der Menschenopfer verstehen wollen. Nun melden Berichte aus Indien Folgendes: Am 15. April fand in den Gebirgen von Orissa eine blutige Schlacht von Landleuten aus Dscheypore und denen aus

Talung statt, weil die Letzteren eine Frau opfern wollten. Der Häuptling von Dscheypore hat nämlich mit den englischen Behörden gemeinschaftliche Sache gemacht, um ein solches Abschlachten zu verhindern, und wollte seine Schuldigkeit thun. Der Häuptling von Talung dagegen hatte das Gelübde gethan, seine Schwester der Gottheit zu opfern, wenn er Kinder bekäme. Vor Kurzem wurde ihm nun ein Sohn geboren, und nun wollte er seine fünfzigjährige Schwester der Gottheit weihen. Die Leute von Dscheypore griffen alsbald zu den Waffen und retteten die dem Tode Geweihte.

Fortschritt in der Republik Paraguay. Dieses Land kennt nicht die arge Plage eines häufigen Präsidentenwechsels und ist vom Jammer der Bürgerkriege verschont geblieben; das Volk ist friedlich, eine zusammengeraffte, buntschäckige Soldateska nicht vorhanden, säbelrasselnde Generäle und Obersten nach mexikanischer Art fehlen gleichfalls; jungen Demagogen, welche sich Mühe gaben, die Indianer zum Communismus zu bekehren, wurde vom Präsidenten Lopez das Handwerk gelegt. Deshalb schreien sie über „Tyrannei", aber das Land gedeiht. Im Juni erschien in der Hauptstadt Asuncion ein deutscher Ingenieur, Richard von Fischer, welchen der Präsident mit Herstellung einer Telegraphenlinie beauftragt hat; alles nöthige Material war schon aus Europa eingetroffen. Die Drähte werden eine Länge von ungefähr 500 Miles haben; eine Linie geht von Asuncion nach Villarica; eine zweite am Paraguaystrom hin nach Hemaïta, zur Mündung des Paraná, 180 Miles. Die dritte geht von der Hauptstadt nach Norden in die oberen Provinzen.

Auf dem Paragnay wird die Dampfschifffahrt immer lebhafter, und der Anbau des Tabaks und der Baumwolle gewinnt alljährlich eine größere Ausdehnung. Für beide eignen sich Boden und Klima ganz ausgezeichnet. Die nach Europa gesandten Proben von Baumwolle sind für sehr gut befunden und mit 30 Pence per Pfund bezahlt worden; im Jahr 1864 wird die Ernte, in runder Ziffer, etwa 18 Millionen Pfund betragen. Die Tabakserute von 1863 hat 35 Millionen Pfund ergeben; auf europäischen Märkten wird das Pfund Paraguaytabak durchschnittlich mit acht Silbergroschen bezahlt. Auf manchen Pflanzungen fängt man aber an, den Tabaksbau sehr sorgfältig zu betreiben und gewinnt ein vortreffliches Blatt, auch ist die Regierungsinspektion jetzt sehr streng in Betreff des Sortirens. — In Asuncion sind einige europäische Franciskanermönche angekommen, um eine Mission in Gran Chaco zu gründen.

Aus den Staaten am La Plata. Ein in Buenos Ayres erscheinendes englisches Blatt, der „Standard", schildert die Lage der Dinge, im Juni, folgendermaßen: „Die argentinische Republik macht im Ackerbau große Anstrengungen und Fortschritte; man verspricht der Regierung des Präsidenten Mitre Dauer, und in den oberen Provinzen, welche seither eine Beute der Anarchie und des Bürgerkrieges waren, herrscht nun Frieden und Ordnung". — An den Eisenbahnen wird rüstig gearbeitet, und die Gesellschaft, welche den Saladofluß mit Dampfern befahren wird, bethätigt große Rührigkeit. In den Saladeros herrscht eine ungemeine Thätigkeit, und der Tag ist nahe, an welchem argentinischer Wein, Kaffee, Tabak und Baumwolle in beträchtlicher Menge zur Ausfuhr gelangen werden. Der „Standard" sagt ganz richtig: „Die Argentiner sind namentlich gegen alle Fremden ungemein wohlwollend, warmherzig und außerordentlich gastfrei, und wir erfüllen nur eine Pflicht der Gerechtigkeit, wenn wir sagen, daß in keinem andern Lande Amerika's der Europäer mit größerer Rücksicht und Achtung behandelt wird als hier."

Die Regierung der Provinz Córdova hat an einen, in Buenos Ayres ansässigen Kaufmann 1000 Quadratleguas Land verkauft und erhält für jede Legua 200 Dollars in Silber. Eine glasgower Firma war im Juni in Unterhandlung getreten, um in den Provinzen Santa Fé und Córdova für 200,000 Pf. St. Land anzukaufen.

Hoffentlich wird die deutsche Auswanderung nun bald massenhaft ihren Zug nach den schönen und gesunden Gegenden am La Plata nehmen und nicht lange mehr verächtliches Kanonenfutter für die freiheitsmörderischen, mit Schulden und Abgaben überbürdeten, dem Bankerott entgegen eilenden und den nichtswürdigsten Handwerkspolitikern preisgegebenen Yankeestaaten der Nordunion liefern. Die argentinische Regierung nimmt die Einwanderer mit offenen Armen auf und gewährt ihnen große Begünstigungen, mit denen es ehrlich gemeint ist. Sie läßt 1) Nationalländereien von Privatleuten kolonisiren, mit denen sie Verträge nach gegenseitigem Uebereinkommen abschließt; oder 2) sie zahlt theilweise oder ganz das Ueberfahrtsgeld; oder sie verkauft Land an Einwanderer, die auf gutes Glück kommen. In Betreff des zweiten Punktes hat sie ungünstige Erfahrungen gemacht; eine einzige Ansiedlung von 2000 Leuten, Esperanza in der Provinz Santa Fé, verursachte ihr 300,000 Silberdollars Kosten. Am besten ist es immer, wenn der Einwanderer ganz nach seinem Gutdünken verfährt, sich den Punkt der Ansiedlung aussucht und die Regierung sich weiter um nichts bekümmert, als daß sie ihr Land billig verkauft und für Schutz und gute Rechtspflege sorgt; alles Andere ist überflüssig. Die Kompagnie, welche die Eisenbahn von Rosario nach Córdova baut, will Strecken guten Landes umsonst an Einwanderer abgeben, damit sich Ansiedlungspunkte bilden; das zwischen denselben liegende Land bekommt dadurch Werth und kann späterhin vortheilhaft verkauft werden.

Das Asyl und Nachweisungsbureau für Einwanderer in Buenos Ayres leistet ersprießliche Dienste, und auch in Rosario soll im Laufe dieses Jahres ein solches gegründet werden. In einem Berichte, welchen der Minister des Innern dem Kongreß abgestattet, wird hervorgehoben, „daß jetzt im Jahre durchschnittlich 10,000 Einwanderer anlangen. Durch die, welche freiwillig und auf gutes Glück kamen (ohne Regierungskontrakte und ohne Unterstützung), ist die Umgegend von Buenos Ayres und Rosario, die Provinz Entre Rios und mancher Ort in den inneren Provinzen wunderbar gediehen. Das gesunde Klima, die große Fruchtbarkeit des Bodens, das gastliche Benehmen der Bewohner und die für den Einwanderer durchaus günstigen Gesetze, — diese alle üben schon jetzt ihre Anziehungskraft aus und sichern uns einen unablässigen Zufluß von Einwanderern, vorausgesetzt, daß die Ruhe ungestört bleibt".

In Bezug auf die Staatsländereien befolgt die Regierung ganz das in Australien und Nordamerika übliche System; sie läßt dieselben vermessen und auslegen und verkauft sie zu billigen Preisen.

Die früher im Globus erwähnte Kolonie von Walisern wird in Patagonien am Flusse Chubut gegründet. Die Auswanderungsgesellschaft in Wales verpflichtete sich, 10 Jahre lang alljährlich 300 bis 500 Einwandererfamilien nach der im Süden des Rio Negro liegenden Kolonie zu schaffen. Die argentinische Regierung gewährt je 200 Familien eine „Municipaldirektion" über zwei Quadratleguas Land. Aus dem Ertrag oder Erlös einer Legua sollen Kirchen, Schulen, Rathhaus, Besserungsanstalt ꝛc. gebaut und erhalten werden; die zweite Legua wird theils für Bauplätze ꝛc. bestimmt, welche den Einwanderern unentgeltlich bewilligt werden, theils wird sie verkauft, aber so, daß die Kaufgelder der Kolonie zu gute kommen. Dennoch erhält jeder Ansiedler 25 Quadrate von je 150 Fuß; außerdem werden für je 200 Familien 5 Leguas Land gratis bewilligt, welche an das Municipaleigenthum stoßen. Im Nothfalle wird ihnen mehr Land zu den billigsten Bedingungen verabfolgt. Metalle, Kohlen und sonstige unterirdische Funde gehören dem Entdecker, welcher weiter nichts als die landesübliche Abgabe zahlt. Jede Gemeinde hat ihre unabhängige Municipalverwaltung; die Kolonisten sind 10 Jahre lang von jedem Militärdienst und überhaupt jeglicher Kriegsleistung befreit, müssen sich aber selber gegen die Indianer schützen. Eine Kolonie, deren Bevölkerung auf 20,000 Seelen angewachsen ist, wird eine Provinz. Die argentinische Regierung gibt den ersten Einwanderern 4 Kanonen, je 50 Fanegas Mais und Weizen, 50 Tonnen Bauholz, 200 Pferde, 50 Milchkühe und 3000 Schafe. — Diese walliser Kolonie soll an der Bahia nueva gegründet werden.

Dampfschifffahrt und Handel auf dem Amazonenstrom. Wir finden in einem Berichte, welchen der Baron de Mauá in Rio de Janeiro veröffentlicht hat, manche neue Angaben über die Entwicklung des Verkehrs auf und an dem südamerikanischen Riesenstrome. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß der Amazonas der freien Schifffahrt und für alle Flaggen geöffnet werden wird, und daß ein Gleiches mit seinen Nebenflüssen geschieht. Daß der Purús näher erforscht worden ist, haben wir neulich gemeldet, jetzt erfahren wir, daß demnächst auch der Rio Negro, der Madeira und der Tapajós regelmäßig mit Dampfern befahren werden sollen. In Vorbereitung und theilweise schon zur Ausführung gelangt ist eine Telegraphenlinie von der südlichen Provinz Rio Grande bis nach Para; man denkt daran, sie nach den An-

tillen weiter zu führen, und auch ein direkter Telegraph von Pernambuko nach Europa ist in Aussicht genommen; das aber sind bis auf Weiteres nur Wünsche und Projekte.

Pará wird ohne Zweifel nach und nach und in demselben Verhältnisse, in welchem das Binnenland sich entwickelt, an Handelsbedeutung gewinnen; denn dieser Hafenplatz, wo die Seeschifffahrt beginnt, bildet die Ein- und Ausgangsthür für ein ungeheures, an werthvollen Erzeugnissen überreiches Gebiet, das jetzt noch in den ersten, sehr schwachen Anfängen der Entwicklung sich befindet. Vom Madeirafluss kamen 1863 auf dem Amazonenstrom nach Para 15,000 Arroben Kautschuk, 2000 Arroben Cacao, 5000 Alqueires Brasilnüsse und 6000 Maaß Oele verschiedener Art, im Werth von 78,750 Pf. St.

Der Tapajós wird für den Handel immer wichtiger. An seiner Mündung liegt die Stadt Santarem; er ist 300 Meilen lang und führt recht eigentlich in das Innere Brasiliens. Von dort, wo er aufhört schiffbar zu sein, ist der Weg nicht weit nach Cuyabá, bis wohin die Dampfer aus dem Paraguaystrome fahren. Die Provinzialversammlung von Pará unterstützt die Dampfschifffahrt auf dem Tapajós jährlich mit 2250 Pf. St., und der Gouverneur hat Ingenieure ausgesandt, welche die eben erwähnte Strecke vermessen und eine Landstraße bauen sollen. Während auf solche Weise eine Verbindung zwischen den Provinzen Pará und Matto grosso angebahnt wird, ist man in der Provinz Goyaz thätig, um vermittelst der Schifffahrt auf dem Tocantins und den Araguaya mit der Stadt Pará in Verbindung zu gelangen. Auf beiden Flüssen sind 1863 mehr als 40,000 Häute nach Pará geschafft worden; gegen diesen Artikel tauschten sie Salz, Eisen 2c. ein. Der Handelsumsatz betrug 22,500 Pf. St.

Die Dampfschifffahrtsgesellschaft des Amazonenstroms hat jetzt sechs Linien im Betrieb: von Pará nach Manaos, zweimal im Monate; — von Manaos nach Tabatinga, monatlich einmal; — von Pará nach Cametá, alle 14 Tage; — von Pará nach Itaenan, alle 14 Tage, — und nach Soure monatlich einmal. Sie hat mehrere neue Dampfer im Bau, und einer derselben, der „Explorador", ein kleines Fahrzeug mit geringem Tiefgange, soll vorzugsweise zur Befahrung der oberen Flußläufe benutzt werden.

Die Kompagnie beförderte 1863 für 578,137 Pf. St. Waaren; davon kommen auf die Einfuhr 258,975, auf die Ausfuhr 319,162 Pf. St. In der Gesammtsumme ist auch der Verkehr, welchen Peru auf dem Amazonenstrom hat, inbegriffen; er betrug 41,668 Pf. St. für die Einfuhr, 18,560 für die Ausfuhr, zusammen 60,174 Pf. St.

Der Gesammtexport des Amazonas stellte sich 1863 in folgender Weise heraus: Kautschuk 210,477 Arroben; Cacao 267,968 ditto; Brasilnüsse 72,543 Alqueires; trockene Häute 41,706; trockene gesalzene Häute 4954; nasse gesalzene Häute 957,634 Pfund; Copaibaöl 145,314 Pfund; Reis in der Hülse 115,700; Piassava 11,825 Arroben; Sassaparille 3933 ditto; Fisinglaß 1733 ditto; Baumwolle 4631 ditto und Annatto (Orleans, Roeou) 5291 Arroben.

Der offizielle Werth aller Einfuhren (auf Dampf- und Segelschiffen) betrug 1863 646,537, jener der Ausfuhr 686,587, zusammen 1,333,124 Pf. St.

Ostindien. Wir müssen die Vorgänge, welche sich dort ereignen, im Auge behalten; es scheint, als ob der Boden schon wieder unterwühlt sei. Den Nachrichten vom 24. Mai zu Folge hat das 18. Regiment der Madras-Infanterie aufgelöst werden müssen, weil dasselbe durch und durch demoralisirt war. Es bestand ganz aus Eingeborenen, und auch die eingeborenen Offiziere sind kassirt worden. In Bengalen will man dagegen die einheimischen Regimenter verstärken und sie lediglich aus Purbhias, ächten Bengalesen, zusammensetzen; Sikhs und überhaupt Leute aus dem Pendschab sollen nicht ferner angenommen werden. Bezeichnend ist, was die englisch-indische Regierung den noch unabhängigen indischen Fürsten eröffnet hat. Sie sollen künftig nur so viele regelmäßige Truppen halten, als die englische Regierung ihnen gestattet, und jährlich nur so viel Pulver und Schießbedarf bekommen, als diese Regierung ihnen verabfolgen will. Offenbar traut sie jenen „unabhängigen" Fürsten nicht. Die Klagen, daß weit und breit die Mohammedaner sich mit Empörungsplänen tragen, dauern fort. Die „Verschwörer", aus Amballah und Patna, welche den aufständischen Sittanis an der Nordgrenze Geld und Kriegsbedarf geliefert hatten, sind nun gerichtet worden. Der Leiter der Conspiration, Mohammed Schaffi, ist nebst drei Anderen zum Tode verurtheilt worden, acht Andere werden auf Lebenszeit verbannt und kommen nach den Andamanischen Inseln, die jetzt ein für allemal zum Deportationspunkte bestimmt worden sind. Mit dem Könige von Barma, dem die Engländer so viel Gebiet geraubt und dem sie lästige Verträge aufgezwungen haben, sind sie wieder einmal in Irrung gerathen. Sie hatten eine „Specialmission" (es wird nicht gesagt, zu welchem Zweck) über die barmanische Grenze gesandt, und der König wollte dieselbe nicht weiter ziehen lassen. — Gegen die Bewohner von Bhutan, welche dem englischen Bevollmächtigten Ashley Eden Barthaare ausgerauft haben, soll der Krieg im September beginnen, nach der Regenzeit und ehe der strenge Winter eintritt. Die Engländer lassen sich dort in einen schlimmen Handel ein, und die Bhutanesen rüsten, um jeden Angriff abzuschlagen. Im besten Falle können jene in dem Gebirgslande doch nicht viel ausrichten. Die Gebirgsstämme in der Umgegend von Peschawar verhalten sich ruhig, der Radscha von Kaschmir hat die Ausfuhrzölle herabgesetzt; und die Irrungen mit den Arabern in der Umgegend von Aden in Arabien scheinen beseitigt zu sein. Die Stämme hatten an der Küste eine Anzahl von Punkten in Besitz genommen und verlegten den mohammedanischen Pilgern aus Indien den Weg nach den heiligen Städten; nun zahlt die Regierung von Aden ihnen ein Jahrgeld.

Bombay hat nach der neuesten Zählung (Anfangs 1864) eine Bevölkerung von 816,562 Seelen. Die französische Gesellschaft der Messageries imperiale (welche als eine wahre Wohlthat betrachtet werden muß, weil sie dem drückenden Monopole der Peninsular and Oriental Company ein Ende gemacht hat) läßt jetzt monatlich zweimal einen Dampfer zwischen Bombay und Suez fahren.

Port Denison in Queensland. Diese Stadt hebt sich rasch. Der Hafen ist von der See her leicht zugänglich und hat vortrefflichen Ankergrund, keine Barre und gilt überhaupt für einen der besten in Australien. Man hofft, daß er künftig von allen Schiffen besucht werde, welche von und nach Indien durch die Torres-Straße fahren. Port Denison sei ein gesunder Platz, die Bay, an welcher derselbe liegt, erinnere an den Golf von Neapel und fast ununterbrochen wehe frischer Luftzug.

Die Pfahlbauten in den bayerischen Seen. Professor Moritz Wagner gibt in der „Bayerischen Zeitung" einen Bericht über die Funde in den oberbayerischen Gebirgsseen und zieht daraus folgende Resultate.

Die „Bronezeit", welche der keltisch-germanischen „Eisenzeit" vorausging, scheint bei den Pfahlbauten der Roseninsel ziemlich sicher erwiesen. Ob die ältesten Pfähle von Fichtenholz und das rohe, plumpe, thönerne Geschirr der „Steinzeit" angehören, wie Hr. Desor vermuthet, der die Pfähle ganz ähnlich denen von Hauterive und Auvernier am Neuenburger See findet, ist noch nicht festgestellt. Werkzeuge und Waffen von Feuerstein oder Serpentin, welche diese Hypothese bestätigen müßten, sind von Dr. Wagner aus den Pfahlbauten der Roseninsel bis jetzt noch nicht herausgebaggert worden. Ein knöcherner Messergriff aber, der von ihm in der schwarzen Kulturschichte gefunden wurde, ist nach der Versicherung des Schiffers Benz ganz ähnlich den knöchernen Griffen von Feuersteinmessern, die er selbst aus dem Neuenburger See herausgefischt hat. Unter den Alterthümern, die bei dem Beginn des königlichen Schloßbaues auf der Insel selbst gefunden wurden, befindet sich eine sehr schön gearbeitete Lanzenspitze von Feuerstein, die im königlichen Schloß der Roseninsel aufbewahrt wird.

Es sind also jedenfalls zwei, vielleicht sogar drei ganz verschiedene Perioden bei diesen alten Pfahlbauten am westlichen Ufer des Starnberger Sees vertreten. Die Roseninsel hat durch diese für die Urgeschichte der Menschheit so wichtige Entdeckung auf deutschem Boden an wissenschaftlichem und allgemeinem Interesse ungemein gewonnen.

An dieser reizenden Stätte hatte sich in grauer Vorzeit ein unbekanntes, längst untergegangenes Volk angesiedelt, dem diese Ufer als Wohnsitz gefielen, und das seine Hütten auf Pfählen im See zu seiner Sicherheit aufführte.

Andere Völker, welche broncene Werkzeuge und Schmuckgegenstände besaßen, folgten. Auch sie gehören einer Zeit an, über die jede geschriebene Urkunde, wie jede mündliche Tradition fehlt, einer Zeit, zu welcher keine historische Quelle hinaufreicht, und wo das Studium von jenem ersten Anfang der ältesten Menschenkultur dem Natur- und Alterthumsforscher anheimfällt. Mühsam entziffert er aus den unter dem Wasser begrabenen Resten den Kulturzustand jener verschwundenen

Völker, ihren Schädelbau, ihre Lebensweise, ihre Art zu wohnen und sich zu nähren, die verschiedenen Gegenstände ihrer primitiven Industrie, die auf ihre Kultur ein so eigenthümliches Licht werfen, und sucht ihre geographische Verbreitung zu ergründen, wie dies seit 14 Jahren in der Schweiz mit so rühmlichem Eifer und mit so glänzenden Erfolgen geschehen ist.

Während Dr. Wagner diese ersten Ausgrabungen an den Pfahlbauten des Starnberger Sees vornahm, machte Professor v. Siebold in Begleitung des Schiffers Benz einen Ausflug nach dem Chiemsee, wo er nahe der Herreninsel viele ähnliche alte Pfähle fand. Auch an der Klosterinsel von Seon wurden von ihm alte Pfahlbauten gefunden. Spuren davon lieferte ihm auch die Insel im Schliersee, wo zwar keine Pfähle stehen, aber schon bei den ersten Nachgrabungen mit der Baggerschaufel jene charakteristischen umgebrannten Scherben und gespaltenen Knochen, die „Küchenabfälle" jener uralten Seebewohner, zu Tage kamen.

Am Ammersee fand Dr. Wagner sehr merkwürdige Pfahlbauten zwischen Holzhausen und Utting am westlichen Ufer. Es sind starke noch ziemlich gut erhaltene Pfähle, welche sechs Fuß unter dem Wasser stehen, anderthalb Fuß über dem Seeboden emporragen und sechs bis sieben Zoll im Durchmesser haben. Im kleinen Wörthsee, nahe der Insel, welche Eigenthum des Grafen von Seefeld ist, wurden von dem genannten Forscher bei dem Aufwühlen des Seebodens mit der Baggerschaufel gleichfalls die charakteristischen schwarzen aufgeschlagenen Knochen in geringer Tiefe, aber keine Pfähle gefunden. Alle diese Punkte verdienen eine weitere genauere Untersuchung. Bestimmte Ergebnisse lassen sich durch länger fortgesetzte sorgfältige Nachforschungen und besonders durch Graben mit der Baggerschaufel auf einem größern Raum erlangen. Die Monate Oktober und November, wo die Seen niedriger und das Wasser klarer als während der Sommermonate, sind zu solchen Untersuchungen weit günstiger als die letzten Wochen, wo auch der anhaltende Regen die Untersuchungen erschwerte.

In dem inselreichen Staffelsee, welchen die HH. von Siebold und Wagner gemeinschaftlich untersuchten, finden sich gleichfalls sehr große Pfähle, die aber von ganz anderer Form sind, eine Bearbeitung mit eisernen Werkzeugen deutlich verrathen und höchst wahrscheinlich der Römerzeit angehören. Es sind die Ueberbleibsel einer Brücke, welche die Hauptinsel mit dem festen Lande verband. Die Größe der Insel erklärt das Fehlen von wirklichen alten Pfahlbauten. Wenn die alten Bewohner der Steinzeit oder Broncezeit auch dort lebten, so genügte ihnen das ziemlich ausgedehnte Territorium jener Inseln, und sie brauchten nicht vom Land aus in den See hineinzubauen. Der Riegsee und der Ostersee, welche Dr. Wagner mit dem Fischer Benz genau durchforschte, zeigen die geringste Spur von Pfahlbauten. Auch in den schweizer Seen sind die Reste jener räthselhaften Wasserdörfer in den kleinen Seen weit seltener und sparsamer als in den großen. Der Neuenburger See, in welchem nicht weniger als 47 Pfahlbaustationen nachgewiesen sind, besaß mehr solcher Niederlassungen als alle kleinen Seen der übrigen Schweiz zusammengenommen.

Die überaus reichen Sammlungen aus der Steinzeit und Broncezeit, welche z. B. das züricher Museum, Oberst Schwab in Biel, Prof. Desor, die HH. Morlot, Troyon, Messikommer und andere schweizerische Privatmänner besitzen, erregen die Bewunderung Aller, die sich für Alterthumsforschung und namentlich für jene Urzeit des Menschengeschlechts in Europa interessiren. Diese sichtbaren Resultate, die kein Zweifler abläugnen kann, sind aber dort erst nach jahrelangen, mit Umsicht und Beharrlichkeit fortgesetzten, äußerst mühevollen Nachgrabungen und Untersuchungen nicht ohne sehr bedeutende Geldopfer gewonnen worden. Es ist barer Unsinn, zu glauben, daß man hier gleich in den ersten Tagen der Nachgrabungen so seltene Gegenstände, wie z. B. die verkohlten Reste vom Brod der Pfahlbauer, welche Hr. Löhle am Untersee, Hr. Messikommer am Pfäffiger See erst nach jahrelangen Nachgrabungen entdeckten, gleich bei den ersten Versuchen finden sollte. Auch an den Seen Bayerns werden reiche Fundorte sicher erst nach längeren Nachforschungen entdeckt werden. Bis jetzt bietet von all den genannten Punkten, wo in den bayerischen Seen alte Pfähle gefunden wurden, nach der Meinung des erfahrenen Pfahlbautenfinders Benz die Umgebung der Roseninsel, wo die Pfähle nicht tief unter dem Wasser stehen, bei weitem die günstigsten Chancen zu wichtigen Entdeckungen.

Küchenabfälle und Muschelhügel auch bei Halifax in Neuschottland. Es geht mit den Muschelhügeln wie mit den Pfahlbauten; seitdem einmal das wissenschaftliche Interesse sich denselben zugewandt hat, werden diese interessanten Denkmäler der vorhistorischen Zeit in immer größerer Menge aufgefunden. Daß sie in Südamerika an der Ostküste wie am Stillen Weltmeer vorkommen, ist unseren Lesern bekannt (in Brasilien Globus V, S. 151; in der Gegend von Guayaquil VI, S. 31). Nun erfahren wir, daß sie auch an der Ostküste Nordamerika's auftreten. J. M. Jones, Präsident der naturforschenden Gesellschaft der Kolonie Neuschottland erstattete darüber dem Athenäum (vom 9. Juli) einen Bericht aus Halifax vom 21. Juni. Der wesentliche Inhalt ist folgender:

Der eben genannte Verein zählt zu seinen Mitgliedern den Pfarrer des Kirchsprengels an der Margarethen-Bay. Dieser Geistliche John Ambrose meldete, daß er an jener Bay ausgedehnte Lager von Knochen und Muscheln, sodann auch zerbrochenes Töpfergeschirr und Pfeilspitzen und Lanzenspitzen aus Feuerstein gefunden habe; sie erinnerten ihn lebhaft an die Kjökkenmeddinge in Dänemark, und er forderte die Mitglieder des Vereins auf, diese Muschelhügel näher zu untersuchen. Das geschah dann auch. Am 11. Juli begaben sich viele Mitglieder von Halifax aus nach der Margarethenbay, welche etwa 22 Miles in südsüdwestlicher Richtung von jener Stadt liegt. Sie ist sehr geräumig, dringt tiefer als acht Miles landein und ist ungefähr sechs Miles breit. Am Ausgange zur See wie im innern Winkel liegen einige kleine Inseln und bewaldete Vorgebirge; der Strand hat an manchen Stellen eine sehr geschützte Lage und gestattet das Anlanden. An einer dieser kleinen Buchten mit sandigem Ufer fand Ambrose einen großen Muschelhügel, der sich etwa 20 Fuß über den höchsten Wasserstand erhebt. Er gehört zum Grasacker eines unweit von ihm liegenden Meierhofes und ist von Menschenhand wenig berührt worden. Das Muschellager ist 50 und mehr Yards lang und genau 8 Yards breit, die Oberfläche hat unregelmäßige Einsenkungen, und am westlichen Ende liegen kleine Granitblöcke zerstreut umher. Der Erdboden gleicht jenem der umliegenden Felder, ist aber ein klein wenig dunkler, mit gewöhnlichem Wiesengras und Wiesenpflanzen bewachsen und nur etwa drei Zoll dick. Unter dieser Dammerde treten dann gleich die Muscheln auf und bilden ein kompaktes Lager ganzer und zerbrochener Stücke; dazwischen fand man Knochen von Vierfüßern und Vögeln, Pfeil- und Lanzenspitzen von Feuerstein und Quarz, große und kleine Thierzähne, Scherben von sehr roh gearbeiteten Töpfergefäßen, an denen aber Spuren zu erkennen, daß an ihnen Verzierungen angebracht waren. Diese Gefäße sind sehr dunkelfarbig und enthalten viele Körner von Granitsand und Glimmer. Nach den vorhandenen Randscherben zu urtheilen, können sie nicht groß gewesen sein und nur etwa ein Quart gefaßt haben; sie kommen aber in großer Menge vor und waren sicherlich in allgemeinem Gebrauch. Geräthe, welche auf die Eisenzeit hinweisen könnten, fehlen gänzlich; und außer dem Töpfergeschirr und den Pfeilspitzen zeigen nur einige zu Ahlen hergerichtete Zähne von dem Bestreben nach einiger Betriebsamkeit.

In der Mitte und noch mehr auf dem Boden des Muschellagers liegen viele abgerundete Steine, deren kleinste nicht größer sind als eine geballte Faust; sie sind offenbar der Wirkung des Feuers ausgesetzt gewesen, im Uebrigen aber ganz so wie jene, die noch heute am Strande gefunden werden. Unten am Boden des Muschelhaufens, der ungefähr 18 Zoll dick ist, beginnt eine zwei Zoll dicke Lage schwarzer Erde, unter dieser liegt eine, gleichfalls zwei Zoll dicke Lage weißbraunen Sandes, dann folgt eine röthliche Erde, welche nach der Tiefe zu heller wird; dann kommt man auf harten Löß, sogenannten Drift.

Die zerstreut umher liegenden Granitsteine waren Sitze für die Menschen, welche dort am Rande der Wälder ihre Nahrung gekocht haben; denn man fand überall bei diesen Steinen größere Anhäufungen von Muscheln und weiche und harte Holzkohle.

Von Vierfüßern enthält dieser Muschelhügel Knochen des Mufetthiers (Cervus alces), des Bären (Ursus americanus), des Bibers (Castor canadensis) und des Stachelschweins (Hystrix dorsata). Die Zähne von den beiden letzteren sind so glänzend und fest, als gehörten sie unseren Tagen an. Ein Biberzahn ist an der Wurzel abgerieben und abgeglättet, die Spitze abgeschliffen und bildet eine Art von schneidendem Werkzeug. Einige Zähne sind am spitzen Theil und am Rand eingezackt. Die Knochen sind allesammt zerbrochen. Manche Vögelknochen sind ziemlich groß und haben einem Thier angehört, das größer war als der jetzt lebende große nordische Taucher (Colymbus

glacialis), der zu den größten wilden Vögeln Neuschottlands gehört. Auch die Vögelknochen sind mehr oder weniger zerbrochen; an einem erkennt man deutlich, daß er vermittelst eines schneidenden Werkzeugs der Länge nach aufgespalten ist. Von Mollusken kommen vor: Venus mercenaria, Pecten islandicus, Crepedula fornicata und Mytitus edulis. Vorzugsweise aus den Muscheln der beiden ersten besteht die ganze Hügelmasse; die Miesmuschel ist so zerbrechlich geworden, daß sie bei der ersten Berührung zusammenfiel. Auch Rückenwirbel von einigen Fischen sind gefunden worden. Die Durchforschungen an anderen Muschelhügeln sollte im Laufe des Sommers stattfinden.

Alterthümerfund in südrussischen Kurganen. Wir haben darüber vor einiger Zeit (Globus V, S. 217) Mittheilungen gemacht. Mit Bezugnahme darauf sendet uns ein Freund unserer Zeitschrift in Livland die Nummer 162 der Rigaischen Zeitung vom 24. Juli, welche den nachstehenden Korrespondenzartikel aus Nowotscherkask im Lande der don'schen Kosaken enthält.

„Der Mangel an genießbarem Wasser und die kostspielige Anfuhr desselben aus der Umgegend rief hier das Projekt zur Anlegung einer Wasserleitung hervor. Das Komité begann die Ausführungsarbeiten im vorigen Jahre und hofft dieselben in diesem Jahre beendigen zu können, ungeachtet die Herleitung des Wassers aus einer Entfernung von circa 30 Werst zu besorgen ist und zu diesem Behufe in und neben der Stadt sechs verschiedene umfangreiche Bassins zu errichten sind. Bei Ausgrabung eines der letzteren, ungefähr 2½ Werst von Nowotscherkask und unmittelbar neben einem Steppenhügel (Kurgane), stieß man am 12., 13. und 17. Juni d. J. auf verschiedene alterthümliche Gegenstände und durchsuchte in Folge dessen den ganzen Hügel.

Die sorgfältig vorgenommene Reinigung und Untersuchung der gefundenen Gegenstände lieferte das erfreuliche Resultat, daß Gold- und Edelsteinsachen aus längst verflossenen Zeiten und von erheblichem Werthe vorhanden waren. Eine Krone, dem Anscheine nach für ein männliches Haupt, wog 2½ Pfund und zeichnet sich besonders durch einen runden Rubin von selten klarer Durchsichtigkeit aus. Eine zweite leichter und zarter gearbeitete Krone, mit echten Perlen versehen, die aber meistentheils dem Verderben anheimgefallen sind, ist 2 Pfund schwer. Ferner fanden sich zwei schlangenförmige Armbänder, 2½ Pfund, zwei Pokale (ein größerer und ein kleinerer), zusammen 2 Pfund, ein Räucherbecken, ½ Pfund schwer, und viele kleine Figuren in Gestalt eines gehörnten Hirsches, andere wiederum einen bloßen Zickzack vorstellend, die wahrscheinlich zur Verzierung der Kleider gedient haben.

Das Gesammtgewicht dieser Goldsachen beträgt 11 Pfund, die losen kleinen Steine und Perlen nicht mitgerechnet. Den ganzen Werth des Schatzes taxirt man auf 20—30,000 Rbl.; freilich kann hierüber nur das Urtheil von wirklichen Sach- und Fachkennern maßgebend sein. Eine Inschrift oder Jahreszahl war auf keinem Gegenstande zu ermitteln; es läßt sich daher nur vermuthen, daß jene Sachen aus der heidnischen Zeit herstammen und der „Periode der Scythen", nicht der Zeit der Tartarenhäuptlinge angehören. Es ist zu präsumiren, daß der Schatz etwa 2000 Jahren zählen könnte.

Schon durch frühere Nachforschungen hat sich ergeben, daß die Hügel in der Steppe theils zu Signalen und damaligen kriegerischen Befestigungen gedient, theils das Grabmal eines Häuptlings oder heidnischen Königs bezeichnet haben. In letzterm Falle waren die Hügel mit unförmlichen Steinfiguren versehen, und da diese männliche und weibliche Gestalten vorstellten, so läßt sich daraus entnehmen, daß durch die verschiedenartigen Steinfiguren das Geschlecht des unter dem Hügel Begrabenen hat angezeigt werden sollen, und eben diesen Gebrauch schreibt man mehr den Scythen, als den Tartaren und Tschuden zu. Es läßt sich jedoch annehmen, daß der hier besprochene Fund keineswegs einen Leichnam geziert hat, indem sich Ueberreste verwester kleiner kupferner Behälter fanden, in welchen der Schatz lediglich für sich allein vergraben gewesen zu sein scheint. Mehrere der erwähnten Hügel sind noch jetzt hin und wieder auf jeder Steppe bemerklich, doch die unförmlichen Steinfiguren fehlen, weil man sie unbedachtsam vernichtet oder, wie z. B. aus hiesiger Umgegend, gesammelt und im öffentlichen Stadtgarten zur Ausfüllung irgend eines Plätzchens aufgestellt hat. Man beabsichtigt nunmehr, alle Kurgane im donischen Lande zu untersuchen."

Eingewöhnung europäischer Nutzthiere in Australien. Mehrfach haben wir auf die große Thätigkeit der „Acclimatisationsgesellschaft" zu Melbourne, der Hauptstadt von Victoria, hingewiesen. Jüngst hat ein Vorsitzender derselben, E. Wilson, einen umfassenden Bericht über die bisher erzielten Resultate gegeben, und wir entnehmen demselben Folgendes:

Die Gesellschaft erhält von der Kolonialregierung eine Unterstützung von 4000 Pf. St. jährlich, damit sie ausländische Thiere und Pflanzen einführe, welche sich für das Klima Australiens eignen. Sie hat ihre eigentliche Thätigkeit erst vor drei Jahren begonnen, und zwar im Royal Park bei Melbourne. Die aus Indien gebrachten Kameele kosteten das Stück 120 Pfund; sie wurden zu den verschiedenen Entdeckungsreisen benutzt, viele gingen zu Grunde, aber Wilson hat einige gerettet, die sich nun auf seinem Gute Wimmera vermehren. Die Alpacas und die aus England herbeigebrachte Kreuzung von Llama und Alpaca haben sich von 19 Stück auf 56 vermehrt. Die Angora-Ziegen sind ein Geschenk aus Frankreich und gedeihen, und eine Heerde von Kaschmir-Ziegen scheint sich sehr wohl zu befinden; dasselbe gilt von den verschiedenen Schafsorten, namentlich jenen, deren Heimath ein warmes Klima hat; vollkommen eingebürgert sind: Damhirsche, das indische Elenn, der Axishirsch, die jetzt an Wilsons Vorgebirge, bei Wimmera, am Zuckerhut und am Bunyip frei herumstreifen. Andere Hirscharten, z. B. aus Manila, sollen erst losgelassen werden, wenn sie eine bedeutend größere Nachkommenschaft erzielt haben, als bis jetzt der Fall gewesen. Der Hase befindet sich auf Phillip-Island außerordentlich wohl, nicht minder das Sandhuhn aus Algerien. Die wilde Ente aus England vermehrt sich stark und ist nun auf den Lagunen des botanischen Gartens so zahlreich, wie das einheimische wilde Wassergeflügel. Die ägyptische Gans brütet im Park, die wilden Pfauen aus Ceylon hat man ins Freie gelassen, dasselbe ist mit verschiedenen Taubenarten mit gutem Erfolge geschehen. Der Hokko brütet gut.

Dazu kommen viele verschiedene Fische; sogar lebendige Seefische, z. B. die Meeräsche, sind lebendig in Australien angelangt, eben so Krabben und jetzt auch Laich vom Lachse.

Die Landleute in Victoria hatten viel über Raupenfraß zu klagen; deswegen führte die Gesellschaft viele insektenfressende Vögel ein, z. B. Grau- und Schwarz-Drosseln, Feldlerchen, Staare, Buchfinken, Sperlinge aus Europa, China und Japan, sodann den Mino aus Indien. Dazu kommen noch Stieglitz, Bluthänfling, Grünfink, Goldammer, Kanarienvogel, Rothkehlchen und manche andere. Auch die italienische Biene ist eingeführt worden und vermehrt sich in unglaublicher Menge.

Wilson sagt in seinem Berichte, daß er das Alles nur als Anfänge betrachte, aber diese seien vielversprechend, und die Gesellschaft werde in ihrer gemeinnützigen Thätigkeit nicht nachlassen.

Versendung von Champagnerweinen. Frankreich liefert nicht den zehnten Theil der Weine in den Handel, welche als „ächter Champagner" von den Gastwirthen für solchen ausgegeben werden, einmal um einem Vorurtheile des Publikums zu fröhnen, sodann um höhere Preise ansetzen zu können. Wir wissen Fälle, daß in weitberühmten Gasthöfen „ächte Wittwe Clicquot" für 2 Thaler 20 Silbergroschen verkauft und von den „wahren Kennern" jahrelang als solcher anerkannt wurde, und doch war er in der Niederlößnitz bei Dresden verfertigt worden und kostete im Ankauf einen Thaler. Sachsen, Thüringen, das Rheinland und Würtemberg liefern jährlich manche Millionen Flaschen Schaumwein in den Verkehr, leider zum großen Theil noch unter falscher Etikette, was schlimm und schlecht genug ist. Ueber die Versendung französischer Schaumweine haben wir amtliche Nachweise über das Jahr vom 1. April 1862 bis dahin 1863. Demgemäß versandten die Hauptplätze Chalons sur Marne, Epernay, Aix und Mareul nach dem Auslande 7,937,836 Flaschen, und nach anderen französischen Plätzen 2,767,371, zusammen 10,705,207 Flaschen. Der Durchschnittspreis betrug 3½ Francs und die Totalsumme 37,468,224 Francs 50 Centimes. Je nachdem der Herbst ausfällt, liefert Frankreich zwischen 8 bis 16 Millionen Flaschen, nie mehr; im Jahre 1849 z. B. 7,847,773; im Jahre 1854 dagen 16,198,219 und 1860 fast eben so viel, nämlich 15,708,846 Flaschen. Ein zehnjähriger Durchschnitt wird etwa 11 Millionen Flaschen ergeben.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Nürnberg.

Von **Friedrich Brinkmann.**

II.

Kunst und Kunstdenkmäler.*)

Wir gelangen jetzt zur Besprechung desjenigen Charakterzuges der Stadt, welcher in unserer Zeit am auffälligsten, darum aber auch am bekanntesten ist: zu ihren Leistungen auf dem Gebiete der Kunst. Man kann im Durchschnitt voraussetzen, daß jetzt ein jeder gebildete Deutsche, der nur etwas gereist ist, auch Nürnberg gesehen hat. Ein Jeder aber, der auch nur einen Tag hier zubrachte, nimmt, wenn ihm auch sonst nichts ein Interesse abgewann, wenigstens

Der Heidenthurm auf der Burg in Nürnberg. (Nach einer Photographie.)

*) Der Herr Verfasser hat auch die Industrie Nürnbergs behandelt, und dieser Abschnitt bildet mit den drei übrigen, welche wir mittheilen, zusammengenommen ein Ganzes. Wir sind der Raumverhältnisse wegen leider genöthigt, jenes Kapitel hier ausfallen zu lassen, theilen jedoch dasselbe in einer der nächsten Nummern mit. Es ist in sich völlig abgerundet und wird unseren Lesern sehr willkommen sein.

A.

den Eindruck mit fort, daß er an einem Orte geweilt, welcher der Kunst seit vielen Jahrhunderten eine eifrige Pflege gewidmet und ihre Weihe erhalten hat. Wegen dieser allverbreiteten Bekanntschaft mit den Kunstdenkmälern Nürnbergs ist es aber auch eine mißliche Sache, darüber zu sprechen. Dazu sind Beschreibungen aller Art theils durch das Kunstinteresse, theils durch buchhändlerische Spekulation auf die Masse der Fremden in solch einer Anzahl hervorgerufen worden, daß es wahrlich eine höchst überflüssige Arbeit wäre, das so oft Gesagte und Wiederholte noch einmal zu wiederholen. Andererseits würde es aber eben so unstatthaft und schon des Raumes wegen unmöglich sein, eine Kunstgeschichte Nürnbergs, oder vielmehr, richtiger ausgedrückt, eine Kunstgeschichte Deutschlands mit besonderer Rücksicht auf Nürnberg hier im Abrisse folgen zu lassen.

Wir wollen daher einen andern Weg einschlagen, um die Kunstmonumente Nürnbergs von derjenigen Seite vor Augen zu führen, von welcher sie das allgemeinste Interesse erregen. Seit durch die Vervollkommnung der Verkehrsmittel und die in Folge davon vermehrte Reiselust alle Theile unsers Vaterlandes in eine lebhaftere und innigere Berührung mit einander gekommen sind, ist Nürnberg zu der Nation in ein so eigenthümliches Verhältniß getreten, wie es bei keiner zweiten Stadt sich findet. Es ist für ganz Deutschland ein einziges, unersetzliches Besitzthum geworden, das Schooßkind des deutschen Volkes. Norddeutsche wie Süddeutsche, Protestanten wie Katholiken, Großdeutsche und Kleindeutsche, Demokraten und Aristokraten, Fortschrittsmänner wie rückwärts Schauende, alle hangen sie mit gleicher Liebe an Nürnberg als einem kostbaren alten Erbstück der Nation. Der „fürsichtige, ehrbare und weise“ Rath von Nürnberg brauchte es sich nur einfallen zu lassen, die Mauern und Thürme der Stadt niederreißen und den Stadtgraben ausfüllen zu lassen, so würde ein Schmerzensschrei durch die ganze Nation ertönen vom Rheine bis zum Pregel, als hätte jeder Zweig derselben, jede Stadt selbst den Verlust erlitten.

Woher kommt nun dieser Antheil, den ganz Deutschland an Nürnberg nimmt? Sollte es etwa die Kunst sein, der Reichthum an Kunstschöpfungen aller Art, der Genuß, den diese bieten? Aber warum machen denn andere Orte, die in dieser Beziehung Nürnberg gleich kommen oder gar es übertreffen, warum macht denn München mit seiner encyklopädischen Vollständigkeit auf allen Gebieten der Kunst, mit seinen reichen Sammlungen von Gemälden und Skulpturen, denen Nürnberg nichts Aehnliches entgegenzusetzen hat, nicht einen eben so starken Eindruck, und warum ist derjenige, den es macht, nicht nur dem Grade, sondern auch der Art nach so ganz verschieden von dem Nürnbergs? Oder sollte es etwa der Umstand sein, daß hier die deutsche Kunst so besonders reich vertreten ist? Aber auch das trifft nicht zu. Es gibt Städte, die, wenn auch nicht mehr, so doch schönere Denkmäler der deutschen Kunst aufzuweisen haben. Der Dom in Regensburg, wie er *jetzt* ist, macht einen erhabenern Eindruck, als die Lorenzkirche in ihrer *dermaligen* Gestalt, und wenngleich so viele große deutsche Künstler in Nürnberg gelebt und gewirkt haben, so sind doch ihre Werke nichts weniger als dort vereint, sondern über fast ganz Europa zerstreut, welches Letztere namentlich von dem größten nürnberger Künstler, Albrecht Dürer, gilt.

Nein! die Kunst *als solche* ist es nicht, die jenen ganz einzigen Eindruck auf das deutsche Gemüth macht. Sprechen wir den Namen „Nürnberg“ aus, so denken wir zunächst weder an die Gallerie in der Moritzkapelle, noch an die im landauer Brüderhause, weder an das Sakramentshäuschen von Kraft, noch an das Sebaldusgrab von Vischer, und wenn uns sofort das Bild der Sebalds- und Lorenzkirche vor das geistige Auge tritt, so ist es doch nicht das Kunstinteresse an ihnen, was es weckt. Der Name „Nürnberg“ ist in unser Herz geschrieben, und bei diesem Namen wird es uns warm ums Herz. Es steigen in unserer Phantasie alle die ehrwürdigen Gestalten unserer *vaterländischen Geschichte* auf, die Bilder deutscher Herrlichkeit, zwischen denen wir im Geiste wandelten, als wir in den Mauern Nürnbergs weilten, und dahinter erheben sich dann die so malerischen, so wunderbar uns ansprechenden Bilder seiner Straßen, Plätze und Umgebungen, seine ehrwürdigen gothischen Dome mit den hohen, glänzenden Thürmen und skulpturreichen Portalen, seine alterthümlichen Häuser mit den Thürmchen, den zackigen Dächern, den Erkern und Bildsäulen, seine Brunnen und seine epheuumrankten Mauern und Bastionen, um dem erregten Gemüthe seine Ruhe und Heiterkeit wiederzugeben. Kurz, Nürnberg, wie es in unserer Erinnerung lebt, ist vorzugsweise der Eindruck, den es *als Ganzes*, als diese historisch gegebene, so originelle, scharf ausgesprochene Individualität, *als Charakterstadt* auf unser *Gefühl* macht.

Wir wollen es nun zu unserer Aufgabe machen, diesen *Gesammteindruck* der Stadt näher darzulegen, und an diesen Faden werden wir dasjenige anreihen, was die Architektur, Skulptur und Malerei hauptsächlich in Nürnberg geschaffen haben. Hierbei wird sich auch Gelegenheit bieten, das anzuführen, was von ihm in der Wissenschaft geleistet worden ist.

Jener Eindruck auf unser Gefühl ist aber ein zweifacher: es ist der Eindruck der Stadt als großes *Monument der Vergangenheit*, als Bild unserer vaterländischen Geschichte, und es ist der Eindruck, den die Stadt in ihrer *gegenwärtigen Gesammterscheinung* als malerisches Bild auf Auge und Gemüth macht; die Erregung unsers patriotischen Gefühles und die unsers Schönheitsgefühles.

Zunächst wollen wir uns dem historisch-patriotischen Interesse zuwenden, welches uns an Nürnberg fesselt.

Es möchte wohl kaum eine zweite Stadt geben, an welcher ein Patriot mit solch einer Theilnahme hangen könnte, wo er die ganze Scala vaterländischer Gefühle vom tiefsten Ingrimme bis zum höchsten Jubel so vollständig und so stark in seinem Herzen angeschlagen fühlte, als in Nürnberg. Ein jedes große, epochemachende Ereigniß unserer vaterländischen Geschichte hat hier ein Denkmal gefunden, wenngleich allerdings Eine Periode vorzugsweise reich vertreten ist, und darum rollt sich bei einem Gange durch die Straßen und bei einem Besuche der Alterthümer und Kunstschätze die ganze deutsche Geschichte von der ältesten bis zur neuesten Zeit vor unseren Augen auf. Und auch diese Thatsache ist wohl nicht bloßer Zufall, sondern hängt vielmehr mit der oben besprochenen, so scharf hervortretenden Eigenthümlichkeit der Lage Nürnbergs zusammen und ist mithin eine Folge derselben Bedingungen, worauf seine Größe in Handel und Industrie beruhte. Denn die Politik sucht mit derselben Nothwendigkeit, wie der Handel, die centralen, dem Herzen des Staatskörpers nahe liegenden Orte zu ihrem Hauptsitze zu machen und sich in deren Besitz zu setzen, beziehungsweise sich darin zu behaupten; der Krieg, selbst eine Art des Verkehrs und zwar nicht immer eine bloß destruktive, zieht dieselben Straßen wie der Frieden, und in noch innigerm Zusammenhange mit der Entwicklung von Handel und Industrie steht das Aufblühen von Wissenschaft, Kunst, Religion, der ganzen Bildung und Gesittung, so daß die Kulturgeschichte, der eigentliche Kern der ganzen

Geschichte, regelmäßig Hand in Hand geht mit der Handelsgeschichte.

Weil nun die Kunstschätze und Alterthümer Nürnbergs ein so festes und ehrwürdiges Band umschlingt, das der empfängliche Sinn sogleich herausfühlt, hat Nürnberg eigentlich keine Kuriositäten, sondern nur Denkmale. Nicht unsere Neugierde ist es, die hier vorzugsweise erregt und befriedigt wird, sondern ein viel tieferes, edleres, heiligeres Interesse. Wir flattern hier nicht zwischen einer bunten Menge von hunderterlei Gegenständen umher, die uns zerstreuen, verwirren und oft bis zum Ueberdruß ermüden, wie in anderen Städten, sondern in gesammelter, weihevoller Stimmung bewegen wir uns zwischen den Zeugen einer uns theuern Vergangenheit. Wenn daher irgend eine Stadt würdig ist, ein Wallfahrtsort des gebildeten Deutschen zu sein, so ist es Nürnberg, wenn irgendwo, so fühlt er sich hier, wie der alte Hellene in Delphi und Olympia.

So wollen wir denn jetzt unsere Wanderung durch die Straßen Nürnbergs an der Hand unserer vaterländischen Geschichte antreten und wenigstens die Hauptmomente derselben, die wir hier in einer kolossalen, nicht geschriebenen, aber gebauten Chronik verzeichnet finden, uns merken.

Als Erinnerung an die älteste Zeit steht der fünfeckige Thurm der Burg da, dessen Erbauung aller Wahrscheinlichkeit nach in jene frühe Zeit fällt, wo die Altäre und die geweihten Haine der deutschen Götter noch nicht den Streichen römischer Mönche erlegen waren.

Karl der Große, der Sachsenbekehrer und Wiederhersteller des römischen Reiches in dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation, hat in Nürnberg außer dem Ludwigskanale, von dem schon die Rede war, ein glänzendes Denkmal in seinem von Albrecht Dürer geschaffenen Bilde gefunden, einem der größten Meisterwerke dieses Künstlers und einem der wenigen Originale, die seine Vaterstadt von ihm noch besitzt (in der Gemäldesammlung der Kunstschule). Karl ist über Lebensgröße dargestellt und trägt den Krönungsornat der deutschen Könige. Er „ist gerade von vorne gesehen; unter der goldenen Krone wallt reiches, silbernes Haar herab, mit dem gleichen vollen Barte sich vereinend. Die schweren, breiten Falten von Mantel, Stola ꝛc., über und über mit Perlen, Steinen und Goldstickerei bedeckt, bergen den geweihten Leib. Schwert und Reichsapfel fehlen natürlich nicht in den Händen. Der Ausdruck des Gesichtes hat etwas Löwenartiges; die ganze Gestalt bildet die verkörperte Idee des alten deutschen Kaiserthums in all seiner Herrlichkeit und Größe". (v. Eye: Dürer.)

An den von den Karolingern zu dem sächsischen Kaiserhause den Uebergang machenden Konrad I., den Franken (912 bis 918), erinnert uns die Burg, da ihre Gründung ihm zugeschrieben wird. Es ist wahrscheinlich, daß der fünfeckige Thurm, von welchem wir oben als dem ältesten Theile der Burg sprachen, eine in den fränkischen Wald gebaute bloße Warte war und Jahrhunderte lang einsam dastand, bis erst König Konrad den eigentlichen Grund zur Burg legte, indem er ein Jagdschloß nahe bei diesem Thurme baute, vielleicht an der Stelle, wo jetzt die Walburgiskapelle steht, neben der ein altes Gemäuer noch heut zu Tage „die Jägerburg" heißt.

Auf der Burg finden wir auch zwei Denkmale des sächsischen Kaiserhauses. Der Heidenthurm, so genannt, weil man die alten verwitterten Steinfiguren an seiner Außenseite für heidnische Götzenbilder hielt, rührt mitsammt der darin befindlichen Margarethenkapelle wahrscheinlich (nach Heideloffs Ansicht) von Heinrich II. (1002 bis 1024) her, wofür die Aehnlichkeit des Styles, namentlich in den Verzierungen, mit dem von Heinrich gebauten bamberger Dom spricht. Ein noch ehrwürdigeres Denkmal dieses Kaiserhauses ist die alte, noch immer lebenskräftige Linde auf dem Schloßhofe. Sie soll nach der Sage von der Wittwe Heinrichs, der heiligen Kunigunde, gepflanzt worden sein. Erst in neuester Zeit, bei Gelegenheit der Renovation der Burg zum Aufenthalte für König Max, sind die vier Herolde beigefügt worden, welche im Kreise herumstehen und die Wappen von Bayern, Franken, Schwaben und der Pfalz tragen, die Repräsentanten der vier Stämme des Königreichs in der alten Kaiser- und neuen Königsresidenz versammelt um den uralten, königlichen, durch die Sage geheiligten Baum.

Das auf den heiligen Heinrich folgende, so ganz anders geartete Haus der fränkischen Kaiser, unter denen der große, das ganze Mittelalter bewegende Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt, Kaiser und Papst, zum ersten Male zu gewaltigen Konflikten führte, repräsentirt uns ganz besonders diese Seite des Mittelalters. Und gerade von demjenigen, der am meisten in diesem Kampfe zu ringen und zu leiden hatte, von Heinrich IV., bewahrt Nürnberg manche Andenken. Denn es ist derselbe Kaiser, unter dessen Regierung es zum ersten Male in der Geschichte auftritt und seine Geschichte daher anfängt, während Alles, was über die vorhergehenden Jahrhunderte gesagt werden kann, nur auf mehr oder weniger sicher gegründeten Muthmaßungen beruht. Wie wir schon oben erwähnten, ist die älteste Urkunde, die Nürnbergs gedenkt, das von diesem Kaiser ausgestellte Privileg vom Jahre 1062. Heinrich verweilte häufig in Nürnberg. Er empfing hier die Gesandten des Papstes Gregor VII. (1074), kam nach seiner Demüthigung in Canossa über Nürnberg zurück und wurde hier kurz vor dem Ende seiner tragischen Laufbahn (1105) von seinem Sohne Heinrich V. belagert. Die Stadt wurde auch von diesem, nachdem der alte Kaiser nach Lüttich entflohen war, erobert und unterworfen, und nach seinem Tode fiel sie mit seinen übrigen Besitzungen an die Hohenstaufen, in deren Besitz sie blieb bis zum Untergange dieses Hauses.

Je heller jetzt immer das Schicksal Nürnbergs von der Geschichte beleuchtet wird, um so zahlreicher und bestimmter werden die Spuren, welche der große Gang der Ereignisse dort hinterlassen hat. Der erste Kaiser aus dem hohenstaufischen Hause, Konrad III. (1137 bis 1152), ist für Nürnberg besonders denkwürdig wegen der Erweiterung, die er mit der Stadt vornahm. Er war auch derjenige, welcher den ersten Reichstag hier abhielt 1142 (welchem der letzte gerade 400 Jahre später folgen sollte 1543). Noch entschiedener wandte sein Nachfolger, Friedrich Barbarossa, Nürnberg seine Gunst zu. Er hielt auf der Burg sehr oft seinen Hof, so 1156, als er sich zu seinem großen Zuge gegen die lombardischen Städte, besonders Mailand, rüstete, 1163, 1166, 1170, 1174, 1188, in welchem Jahre er hier die Gesandten des griechischen Kaisers Isaak und die des Sultans von Ikonium empfing, und wohl mit Recht wird ihm die Vergrößerung und Verschönerung der Burg zugeschrieben. Wahrscheinlich ist er auch Erbauer der obern Kapelle des Heidenthurms, der sogenannten „kaiserlichen Kapelle". Sie steht gerade über der oben schon genannten ältern Margarethenkapelle und ruht ganz auf den Grundmauern, was sich bei den Burgen häufig findet und durch den geringen Flächenraum, den solche boten, erklärt wird. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Kapellen, von denen die obere für die Herrschaft, die untere für die Dienerschaft bestimmt war, und die Verschiedenheit der Zeiten, denen sie ihren Ursprung verdanken, wird am schärfsten durch die vier Säulen hervorgehoben, welche in jeder das Mittelschiff von den beiden Sei-

tenschiffen trennen. In der untern sind sie dick und kurz und mit stark ausladenden Kapitälen besetzt, die in altromanischer Weise mit Adlern und Löwenköpfen verziert sind. Die der obern hingegen sind sehr hoch und schlank und aus einer eigenthümlichen Art Marmor verfertigt, „dem grünlich gestreiften Saline, den man in der Lombardei bricht“. Form und Material machen es wahrscheinlich, „daß sie einem italienischen Gebäude entnommen wurden“, und Friedrich Barbarossa sie hieher gebracht, mithin er Urheber der Kapelle ist.

Bei den folgenden Hohenstaufen stand Nürnberg eben so in Gunst. Nach der auf der Burg aufgestellten Tafel, welche die Namen aller Kaiser, die dort wohnten, aufführt, hat Heinrich VI. in vier verschiedenen Jahren, Philipp von Schwaben in acht, Friedrich II. in fünf hier residirt. Dieser verlieh zur Zeit seines letzten Aufenthalts (1219) der Stadt das „große Privilegium“, dessen wir früher bei der Geschichte des Handels gedachten.

Außer diesen besonderen Erinnerungen, welche an die einzelnen hohenstaufischen Kaiser mahnen, hat aber noch die ganze Hohenstaufenzeit in Nürnberg zwei große glänzende Denkmale gefunden. Als solche sehen wir die Sebaldus- und die Lorenzkirche an, an denen zwar, wie an fast allen alten Domen, mehrere Jahrhunderte des Mittelalters, ja fast das ganze Mittelalter hindurch, gebaut worden ist, und die daher auch mit Recht als Monumente des ganzen

Die alte Linde auf dem Burghofe in Nürnberg. (Nach einer Photographie.)

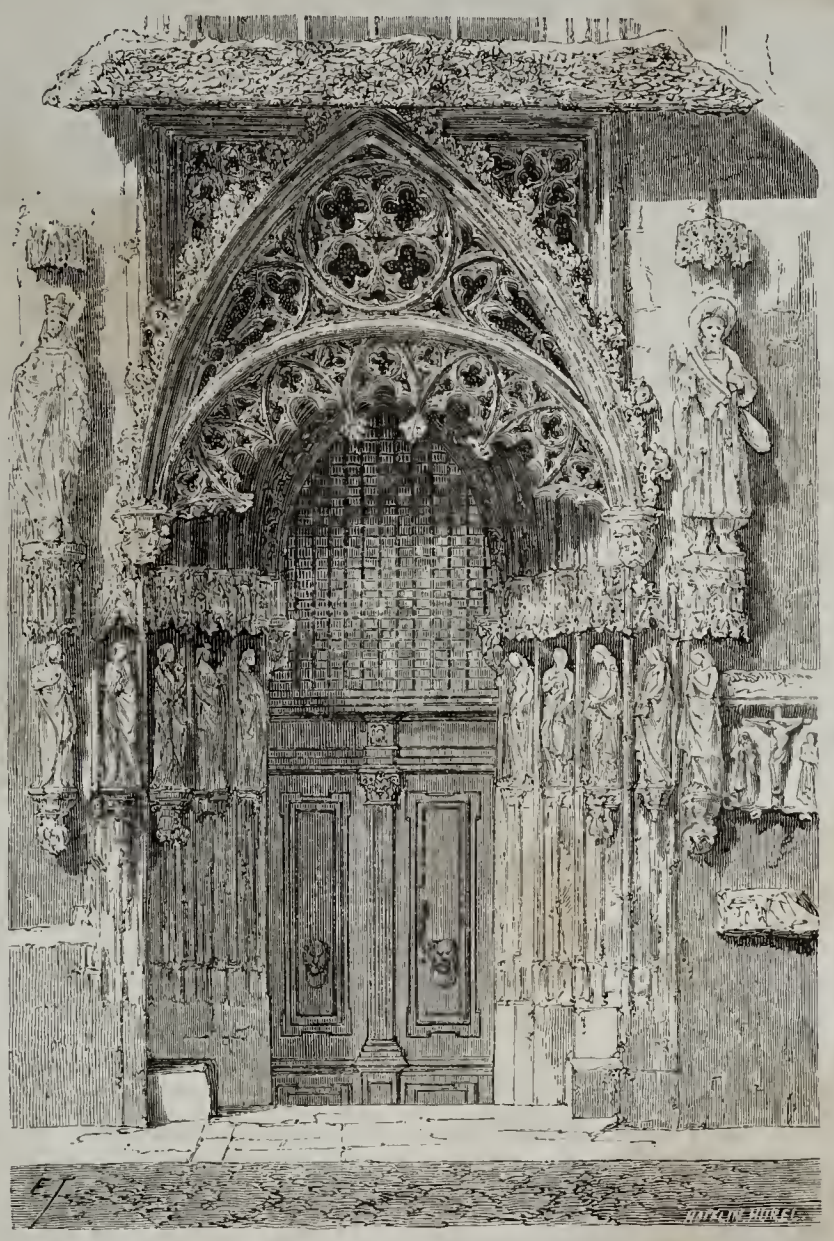
Mittelalters gelten müssen, die wir aber doch gerade an dieser Stelle in unser Bild einzufügen berechtigt sind, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird.

Das hervorragende Ereigniß aus der Hohenstaufenzeit sind die Kreuzzüge, und namentlich ist die Heldengestalt Barbarossa's in der Erinnerung unsers Volkes untrennbar damit verbunden. Von ihnen hat sich nun ein zwar wenig in die Augen fallendes, aber in sehr prägnanter Weise redendes Zeugniß in Nürnberg erhalten, welches uns die Rückwirkung jener Alles mit sich fortreißenden Epoche auf die

Kunst und den Handel veranschaulicht, und zwar in der Sebalduskirche. Sie ist im romanischen Style angefangen und im gothischen vollendet. Diese Thatsache scheint uns zunächst nur in kunstgeschichtlicher Beziehung zu interessiren. Sie steht aber nicht isolirt für sich; wir sehen vielmehr an diesem Beispiele, wie genau Handel und Kunst zusammenhangen. Der romanische Styl, auch der byzantinische genannt, ist aller Wahrscheinlichkeit nach aus Byzanz nach Europa gekommen, und zwar nach Süddeutschland auf dem Wege der Donau, und hier herrschte er so lange, als der Welthandel über Byzanz und die Donau hinauf seinen Weg nahm. Der gothische Styl stammt aber von den Arabern her, er ist, wie Göthe sagt, „eine sarazenische Blume im Westen aufgegangen" und wurde den abendländischen Völkern durch den Verkehr mit den Sarazenen in Spanien, Sicilien, und besonders seit den Kreuzzügen in der Levante, zugeführt. So bilden die Kreuzzüge eben so sehr einen Wendepunkt in der Kunst wie im Handel und darum mahnt uns die in dieser Uebergangszeit erbaute Sebalduskirche*) nicht nur an eine kunstgeschichtliche Begebenheit, sondern eben so sehr an eine politisch-kulturgeschichtliche und an eine handelsgeschichtliche, an den Umschwung, welchen die Kreuzzüge im Welthandel hervorbrachten, und insbesondere an die eben dargelegte Bedeutung, welche dieser Umschwung für die Blüthe Nürnbergs hatte.

Aber noch aus einem andern und allgemeinern Grunde dürfen wir die Sebalduskirche in eine besondere Beziehung setzen zur Hohenstaufenzeit, aus einem Grunde, der zugleich für die Lorenzkirche gilt. Diese Zeit ist überhaupt diejenige Periode, in welcher die mittelalterliche Kultur ihre schönsten Blüthen erschloß: das deutsche Kaiserthum hatte in Friedrich I. und Friedrich II. seinen Kulminationspunkt erreicht, die Kirche machte noch vorzugsweise ihre Kultur fördernden Wirkungen geltend und wurde durch die Macht des Kaiserthums in wohlthätigen Schranken gehalten, Kunst und Wissenschaft wurden mit Enthusiasmus und großen Erfolgen betrieben, die Poesie der Minnesänger blühte an den Höfen der Kaiser und Fürsten, das ganze mittelalterliche Leben entfaltete in allen Ständen, an den Fürstenhöfen, auf den Ritterburgen, in den Klöstern und in den Städten damals die ganze Fülle seines grellen Farbenspieles im buntesten Wechsel.

Darum hat es einen guten Grund, wenn wir das Größte, das Majestätischste, was die mittelalterliche Kunst in Nürnberg geschaffen hat, obschon sie noch lange Zeit nach den Hohenstaufen brauchte, um das damals Begonnene zu vollenden, und obschon diese Schöpfungen uns im weitern Sinne das ganze Mittelalter repräsentiren mögen, doch insbesondere als ein Denkmal des hohenstaufischen Zeitalters ansehen, wenn wir in dem Glanze, welchen diese Kunstwerke über die Gegenwart und die Vergangenheit Nürnbergs werfen, einen Abglanz der großen Hohenstaufen, der Herrlichkeit des alten deutschen Reiches erblicken.



Die Brautthüre der Sebalduskirche in Nürnberg. (Nach einer Photographie.)

Das sind die Sebalduskirche und die Lorenzkirche.

Die Gründung beider fällt ungefähr in dieselbe Zeit, wahrscheinlich in die ersten Jahrzehnte der hohenstaufischen Periode, und beide wurden auch um dieselbe Zeit vollendet, gegen das Ende des Mittelalters (Ende des 15. Jahrhunderts). Die ältere ist die Sebalduskirche, die, wie oben gesagt, an der Stelle der nach der Sage von dem heiligen Bonifaz gegründeten Peterskapelle erbaut worden ist. Die dem romanischen Style angehörigen Theile sind der westliche Chor (auch Peterskapelle, oder löffelholzersche Kapelle genannt), der auf einer Gruft steht und sich durch seine hohe Lage über dem Schiffe auszeichnet, die unteren Theile der beiden Thürme, die zu beiden Seiten desselben sich erheben, und das Mittelschiff. Der östliche, dem Rathhause zugewendete Chor hingegen ist eins der reichsten Prachtwerke gothischer Baukunst und wurde am Ende des 14. Jahrhunderts (1361 bis 1377) dem ältern Baue angefügt. Seltsam ist es zu bemerken, daß dieser Chor „mit der Kirche nicht in Einer Achse liegt, sondern sich vielmehr nach der Nordseite neigt", wovon „Einige den Grund im Erdreiche suchen, Andere in einer bestimmten Absicht des Baumeisters, der damit habe andeuten wollen, daß Christus am Kreuze das Haupt zur Rechten geneigt habe". Die beiden schlanken viereckigen Thürme wurden erst im Jahre 1483 zu ihrer jetzigen Höhe ausgebaut.

Unter den einzelnen Schönheiten und Kunstwerken, die diese Kirche besitzt, ist nächst dem berühmten Sebaldusgrabmale, von welchem weiter unten die Rede sein wird, besonders die sogenannte Brautthüre hervorzuheben, welche sehr reich, zierlich durchbrochen und mit ihrem vor dem

*) Eben so die Eucharinskapelle. „Die Kapitäle der Mittelpfeiler haben einen auffallend arabischen Geschmack mit Perlenschnüren an den Flächen und Lotosblättern an den Ecken und erinnern in dieser Weise an mohammedanischen Einfluß, welcher durch die Kreuzzüge und den Verkehr mit dem Morgenlande bei uns eingeführt wurde." v. Rettberg.

eigentlichen innern Eingange vertretenden Spitzbogen eine Vorhalle bildend gerade an der Grenze zwischen Langschiff und Chor in das letztere führt. Diese Vorhalle hatte den Zweck, die Brautpaare, welche vor der Kirche eingesegnet wurden, gegen schlechtes Wetter zu schützen; in den einspringenden Seitenwänden der Thür sind zierliche Säulenstellungen angeordnet, an denen unter Schirmdächern die Steinbilder der klugen und thörichten Jungfrauen lehnen —; außen zu beiden Seiten des Spitzbogens die Bilder der Maria mit dem Kinde und des heiligen Sebald mit Pilgerstab und dem Modell der Sebalduskirche.

Beiläufig wollen wir hier auch noch des außen am westlichen Chore hangenden, vielleicht von dem Vater Peter Vischers herrührenden, kolossalen Crucifixes aus Metall (wie man sagt, von Silber, 18 Centner schwer) gedenken, das während des 30jährigen Krieges (1625), um ihm den Silberglanz zu nehmen und es gegen Plünderungen sicher zu stellen, schwarz angestrichen wurde und so Veranlassung gab, daß die Nürnberger den Spottnamen Herrgottsschwärzer erhielten.

Die Lorenzkirche bestand schon im Jahre 1162, lag aber damals wahrscheinlich noch außerhalb der Stadt, da diese bis zu ihrer Erweiterung, die durch Konrad III. ums Jahr 1150 begonnen wurde, nur bis zur Pegnitz reichte, und diese Erweiterung erst nach und nach ins Werk gesetzt, vielleicht erst unter Rudolf von Habsburg vollendet wurde. So viel steht wenigstens fest, daß im Jahre 1162 die Lorenzkirche noch von der Michaeliskirche in Fürth abhängig war, wie die Sebalduskirche eine Filialkirche von Poppenreut gewesen ist, und wie beide Seiten der Pegnitz bis zum 11. Jahrhunderte sogar zu verschiedenen Bisthümern gehört haben, die sebalder Seite zu Würzburg, später Bamberg, die lorenzer zu Aichstädt. Die Legende vom heiligen Lorenzo ist natürlich nicht weniger erbaulich, als die vom heiligen Sebaldus, und bekannter als diese, schon wegen der häufigen Darstellungen, die sein Feuertod auf dem Roste gefunden hat. In Nürnberg muß er sich aber jenem Heiligen, von welchem man außerhalb wenig weiß, unterordnen und ist gleichsam nur sein Gast, da jener der hochverehrte Schutzpatron der ganzen Stadt ist, und dessen Ehrentag, der 19. August, früher in feierlichster Weise, mit großen, festlichen Umzügen begangen wurde. Umgekehrt ist das Verhältniß zwischen den diesen beiden Heiligen geweihten Kirchen. Die Lorenzkirche ist ohne Zweifel ein gewaltigerer, imposanterer Bau, als die Sebalduskirche. Alle ihre Verhältnisse sind beträchtlich größer, das Ideal, welches der Künstler hier zu verwirklichen suchte, ist ein höheres, kühneres, man fühlt in ihm den himmelanstrebenden Zug des Mittelalters entschiedener ausgesprochen, und darum ist der ganze Eindruck ernster, feierlicher, majestätischer. Die Ausführung dieses Ideals ist aber auch mit einem ungleich größern Aufwande von Glanz erfolgt, die ganze Pracht, worüber die Gothik zu verfügen hatte, ist aufgeboten worden, um es würdig zur Darstellung zu bringen und spricht sich in gleich hohem Grade im Aeußern wie im Innern aus: dort besonders an der Façade, in der bewundernswürdigen Rosette, einem im Achteck abgetheilten Stern, in dem Giebel des Mittelschiffes, in dem mit Bildwerken ganz bedeckten, 42 Fuß hohen Hauptthore und den beiden Thürmen; hier in den eben so kraftvoll als leicht aufstrebenden sieben Pfeilerpaaren mit ihren aus den Kapitälen aufsteigenden, an den Gewölben sich durchkreuzenden Rippen, in den das Licht so mystisch dämpfenden Glasmalereien der Fenster, und in dem überreichen Netzgewölbe, in welches die hohen Pfeiler des Chores unmittelbar, ohne Blätterkränze vorher zu bilden, auslaufen, wie Palmen, die ihre Kronen in einander verschlingen.

Das ganze Innere zerfällt, wie das der Sebalduskirche, in drei Schiffe, das Mittelschiff ist jedoch doppelt so hoch und so breit, als die Seitenschiffe. Was uns aber beim Vergleiche der Lorenzkirche mit anderen gothischen Kirchen am meisten auffällt, ist der Umstand, daß sie gar kein Querschiff hat, und daß die Strebepfeiler ins Innere der Seitenschiffe zurücktreten, woraus sich denn zwei Folgen ergeben: die eine, daß eine Menge kleiner Kapellen im Innern gebildet wird, die andere aber, daß die Außenseite der Kirche sich nicht so reich gliedert, wie die der Sebalduskirche, und namentlich die des Chores hinter dem Sebaldschor zurückbleibt. Auch die erstgedachte Seltsamkeit, daß das Querschiff ganz fehlt, möchte wohl eher ein Mangel, als ein Vorzug zu nennen sein. Jedenfalls muß sie das Kunstgefühl, wie es sich einmal durch den Anblick der regelmäßig mit Querschiff gebauten gothischen Kirchen ausgebildet hat, befremden. Wir bekommen den Eindruck, als wäre der ganze Bau nicht machtvoll genug in die Breite ausgedehnt, um sich zu der Höhe und Länge, die er hat, erstrecken zu können, und dadurch verliert er an majestätischer Würde.

Wir wollen jedoch diesen Umstand nicht mit zu viel Nachdruck betonen. Um so bestimmter müssen wir aber einen andern hervorheben, der wesentlich dazu beitragen dürfte, daß trotz des Vorranges, den man im Allgemeinen der Lorenzkirche vor der Sebalduskirche einräumen muß, es doch nicht Wenige gibt, die sich durch diese letztere mehr befriedigt fühlen. Die ästhetische Wirkung des ehrwürdigen Lorenz-Doms wird für denjenigen, welchem es nicht gegeben ist, über störende Kleinigkeiten sich hinwegzusetzen und sich an das Ganze zu halten, erheblich verkümmert durch die außerordentliche Masse des gar nicht hineinpassenden Beiwerks, das sich im Laufe so vieler Jahrhunderte dort angehäuft hat und jetzt überall an Wänden, Pfeilern und Gewölben sich breit macht; allermindestens wird hierdurch dem Genusse der feine Duft geraubt, den nur das in sich Harmonische gewähren kann.*)

Von all solchem nicht schmückenden, sondern entstellenden Schmuck ist die Sebalduskirche frei. Kommen wir daher zu ihr, nachdem wir unmittelbar vorher die Lorenzkirche gesehen haben, so wird es uns ordentlich leicht und froh ums Herz beim Eintritt in diese in edler Einfachheit gehaltenen Räume. Dazu fühlen wir aber bald, daß diese Kirche gerade in ihrer geringern Größe, in ihrer größern Anspruchslosigkeit und dem freundlichen, heitern Charakter das Gemüth mit einem eigenthümlichen Zauber bestrickt. Erinnern wir uns jetzt der Lorenzkirche, so kann es wohl sein, daß der feierliche Ernst derselben für uns eine Beimi-

*) Als solches störende Beiwerk sind die alten, halb vermoderten Wappenschilde patricischer Familien anzusehen, die zu Hunderten an den Wänden umherhangen; die vielen Nebenaltäre an den Pfeilern, die abstehenden Bilder dieser Altäre, die in ihrer Disharmonie mit den Pfeilern das Auge ganz besonders beleidigen, die über das Hauptschiff und die Seitenschiffe gespannten hölzernen Bogen mit kleinen darauf stehenden Engeln, das in der Mitte des Hauptschiffes angebrachte große, unförmliche Kreuz, und selbst die aus Holz geschnitzten, an sich vortrefflichen Figuren des sogenannten „englischen Grußes“ von Veit Stoß, die von der Decke herabhangen. Eine jede Tugend kann übertrieben werden, auch die Pietät gegen das Alterthum. Das sollten die Nürnberger beherzigen und eine gründliche aber verständige Säuberung mit ihrer Lorenzkirche vornehmen. Von diesen und ähnlichen Beobachtungen muß auch Herr von Rettberg ausgegangen sein, so daß er endlich zu dem harten Urtheile gelangt ist: „Die Lorenzkirche ist nur als ein Beispiel mit einzelnen Schönheiten anzuführen, welche jedoch unter sich keinen durchgebildeten Zusammenhang haben.“

schung von Düsterkeit erhält, und wenn wir auch einräumen müssen, daß jene uns würdevoller und erhabener entgegentritt, so muthet uns doch hier Alles immer mehr an, je länger wir verweilen; wir fühlen uns bald heimisch, und nur schwer vermögen wir uns loszureißen.

Der heilige Sebaldus muß es natürlich am besten selbst wissen, wie viele und große Vorzüge seine Kirche vor der seines Nebenbuhlers voraus hat, und darum läßt er diesen ruhig im Besitze der prächtigern Kirche. Es weiß das aber auch das nürnberger Volk, das von jeher mit seinem Schutzpatron auf einem Fuße vertrauter Freundschaft stand, und darum wird sich wohl auch hier wie anderwärts der Erfahrungssatz bewähren, daß das Volk die anspruchslosern, freundlichern Kirchen lieber und stärker besucht, als die prächtigen Dome, deren erhabene Größe es weniger anmuthet. —

Doch kehren wir nach diesen Abschweifungen auf das Gebiet der Kunst, die indessen nöthig waren, um uns mit den beiden größten kirchlichen Bauten Nürnbergs bekannt zu machen, wieder zu unserm Thema zurück.

Gleich derjenige deutsche König, welcher die nach dem Untergange der Hohenstaufen einbrechende „kaiserlose, schreckliche Zeit" beendete, Rudolf von Habsburg, erwies sich wieder als ein Freund und Beschützer Nürnbergs, eben so Adolf von Nassau und Rudolfs Sohn, Albrecht I., zu dessen erstem Hoftage (1298) nicht weniger als 74 Fürsten, 360 Grafen und Edle und 6500 andere Fremde, den Troß nicht mitgerechnet, hier zusammen kamen und alle in der Stadt untergebracht wurden. Kein Kaiser hatte aber eine solche Vorliebe für Nürnberg und machte es so häufig zu seiner Residenz, als Ludwig I., der Bayer (1314 bis 47). Darum bildete sich aber auch bei der Einfachheit und Geradheit, die in jener Zeit auch im Verkehre mit Kaisern und Königen herrschte, ein Verhältniß wahrer Freundschaft zwischen ihm und der Stadt. Denn als solche dürfen wir wohl dasjenige bezeichnen, in welchem Ludwig zu den vornehmsten Bürgern stand, bei denen er zu wohnen pflegte, besonders zu Konrad Groß, dem Sohne „des reichen Heinz", bei dem er in den letzten Jahren ausschließlich einkehrte und den er seinen lieben Wirth zu nennen pflegte.

Sein Nachfolger Karl IV. (1347 bis 78) war daher anfangs als Feind des bayerischen Hauses und Vertreter der päpstlichen Partei, als „Pfaffenkönig", wie man ihn nannte, den Nürnbergern verhaßt. In ein freundlicheres Verhältniß zur Stadt kam er jedoch sehr bald durch den Ausgang des gleich nach Ludwigs Tode ausbrechenden Aufstandes der Zünfte gegen die Patricier, da diese verjagt, von ihm aber zurückgeführt und wieder in das Regiment der Stadt eingesetzt wurden. Er ließ es sich jetzt angelegen sein, die Freundschaft der an sich schon so bedeutenden, namentlich aber für den Verkehr zwischen seiner Residenz Prag und dem Reiche so wichtigen Stadt zu erhalten. So begegnet uns denn in Nürnberg sein Andenken sehr häufig, fast häufiger als es uns lieb ist.

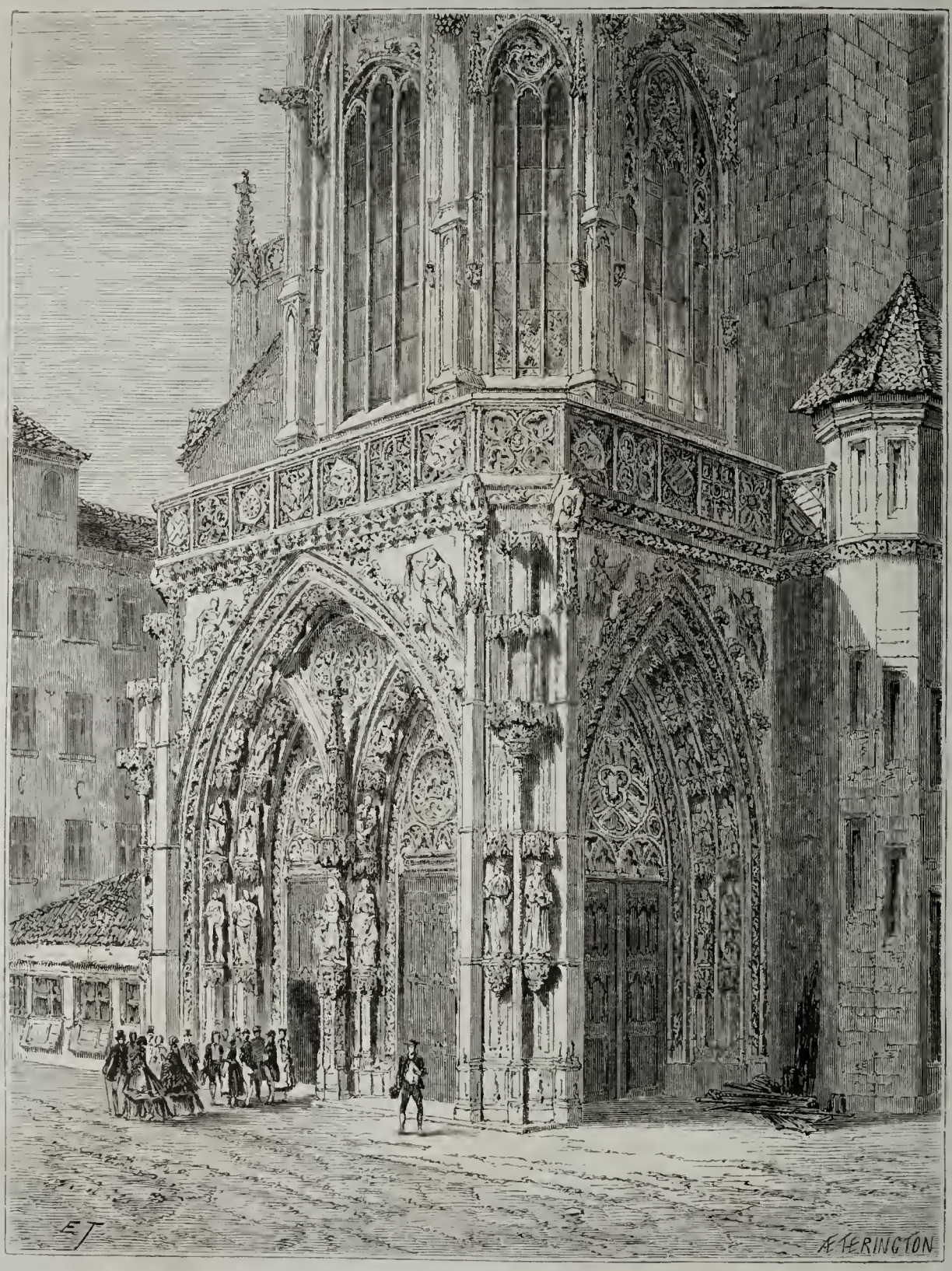
Vor Allem fällt uns auf, daß die kleine, aber reizende Frauenkirche mit ihrer ganzen Umgebung, dem großen Markte (auch Hauptmarkt oder Grüner Markt genannt) und dem in einem Winkel desselben stehenden schönen Brunnen (s. Fig. 2 in der vorigen Nummer, S. 292) eng mit dem Andenken dieses Kaisers verwachsen ist. Bei dem erwähnten großen Aufstande hatte nämlich der Pöbel, wie es allgemein bei solchen Gelegenheiten im Mittelalter üblich war, die Häuser der Juden, die an der Stelle des spätern Marktes zusammenlagen, geplündert und zum Theil zerstört, die Bewohner selbst aber aus der Stadt vertrieben. Nachdem man die Ruhe wiederhergestellt hatte, wurden mit Erlaubniß Karls alle Judenhäuser niedergerissen, und der Platz wurde zum Markte gemacht, „angesehen in Nürnberg kein großer Platz sei, darauf die Leute ohne Gedränge kaufen und verkaufen mögen", an der Stelle der Synagoge aber ließ Karl zu Ehren der Maria eine Kirche bauen, die den Namen „unserer lieben Frauen Saal" erhielt und zur „kaiserlichen Kapelle" bestimmt wurde (1355 bis 61 erbaut von den Gebrüdern Ruppprecht). Und als solche erscheint sie noch immer durch die ungemeine Pracht der aus der Mitte der Façade frei vorspringenden Vorhalle, während die darin aufgestellten zahlreichen Bildwerke von Schonhofers Hand, welche sich um den die Hauptpforte in zwei Hälften theilenden Pfeiler und die an demselben thronende Maria gruppiren und auf diese sich beziehen, die Kirche noch immer als „Marienkirche" oder „unserer lieben Frauen Kirche" charakterisiren. Gleichzeitig mit ihr und von denselben Baumeistern wurde der gegenüber liegende, „vor allen Brunnen Deutschlands sogenannte Schöne Brunnen" errichtet, eine reich durchbrochene und mit Bildwerken gezierte Spitzsäule von 60 Fuß Höhe, die zwar vielfach, namentlich in den Figuren, durch den Zahn der Zeit gelitten hat, aber in unserm Jahrhundert in möglichster Anschließung an die alte Gestalt renovirt worden ist, nur ohne die Bemalung und Vergoldung, in welcher die vielen Standbilder früher auf das bunte, in farbenreichen Trachten zu ihren Füßen sich bewegende Leben des Mittelalters herabschauten.

An denselben Kaiser und das wichtigste Ereigniß seiner Regierung, die Abfassung der goldenen Bulle auf einem in Nürnberg gehaltenen Reichstage (1356), erinnert uns eine Straße Nürnbergs, die „Schildgasse". Sie wurde so genannt von dem in ihr liegenden Hause, in welchem Karl die ersten Kapitel jenes Gesetzes berieth und feststellte, und das zum Andenken daran durch einen vergoldeten, mit einer Inschrift versehenen Schild ausgezeichnet ist, daher auch zum goldenen Schilde genannt wurde. Endlich begegnet uns der Name Karls auch in der Sebalduskirche. Da er nämlich so häufig in Nürnberg verweilte, so ereignete es sich, daß sein Sohn und Nachfolger Wenzel hier geboren und in dem Taufbecken der Sebalduskirche, einem der ältesten nürnberger Gußwerke, getauft wurde.

Die Regierung Wenzels (1378 bis 1400), jene seines Bruders Sigismund (1410 bis 1437) und die Friedrichs III. (1437 bis 1493) bieten das klägliche Schauspiel des rasch sinkenden, zu einem Schatten seiner frühern Größe verblassenden kaiserlichen Ansehens und des gänzlichen Zerfalles des Reiches in ein Chaos, dessen Gährung die neuere Zeit hervorbrachte. Es ist die Zeit des schamlosesten Faustrechts, der blutigsten inneren Kämpfe, besonders zwischen den Ritterbünden und Städtebünden, des Verfalls der Kirche, wie er uns in der Geschichte der Concilien entgegentritt, und somit der Vorbereitung der Reformation und der Souveränetät der deutschen Fürsten, der beiden Thatsachen, welche den Eintritt der neuen Zeit im Staatsleben bezeichnen.

An alle diese Thatsachen der sich auflösenden und zersetzenden mittelalterlichen Kultur werden wir in Nürnberg lebhaft erinnert. Wie bei allen Städten Süddeutschlands, so treten auch bei Nürnberg in der Geschichte dieser Periode seine Kämpfe mit den Fürsten und Rittern in den Vordergrund. Was die Letzteren betrifft, so war diese Zeit der ganz darnieder liegenden kaiserlichen Macht die Blüthezeit der „Placker", der adligen Schnapphähne, die an allen Straßen und Flüssen ihre Raubburgen hatten und von da über die Waarenzüge und Schiffe friedlicher Kaufleute her-

fielen. Die gerade damals mehr als je gedeihenden und zum Bewußtsein ihrer Kraft kommenden Städte wußten aber ihre Gegenmaßregeln zu treffen und sich selbst Recht zu verschaffen. Insbesondere zeichnete sich Nürnberg durch die Energie und Strenge aus, womit es gegen die Stegreifritter verfuhr. Es führte ein eigenes Achtbuch über die fränkischen Edelleute, welche sich als Placker gezeigt hatten, und um einen jeden von ihnen, der in seine Gewalt kam, war Schnapphähne, Eppo, oder Eppelein (Appolonius) von Gailingen, erhalten. Nach vielen Unbilden, die er der Stadt und ihren Bürgern zugefügt hatte, fiel er endlich in die Hände der Nürnberger, wurde auf der Burg gefangen gesetzt und zum Tode verurtheilt. Da aber jeder zum Tode Verurtheilte das Recht hatte, sich eine letzte Gnade vor seinem Ende zu erbitten, so bat er um die Erlaubniß, an dem zu seiner Enthauptung festgesetzten Tage sein Roß



Portal der Frauenkirche in Nürnberg. (Nach einer Photographie.)

es geschehen; Ritterblut floß für Bürgerblut und Bürgergut. Selten erlaubte man ihnen, sich durch bedeutende Summen loszukaufen. Zahlreich sind die Geschichten solcher Händel aus jener Zeit. Die bekannteste hat eine noch heute sichtbare Spur in Nürnberg hinterlassen. Sie knüpft sich an eine Stelle der Freiung neben dem fünfeckigen Thurme der Burg, an einen dort befindlichen Stein, in welchem zwei Vertiefungen, die Eindrücke von großen Pferdehufen gleichen, sichtbar sind. Sie sollen das Andenken an einen jener auf der Burg umhertummeln zu dürfen. Er erhielt sie und benutzte die Gelegenheit, um von der Brüstung der Mauer über den Graben zu setzen und so zu entkommen. Den vielen, ihm begegnenden Landleuten, die nach Nürnberg zogen, um den berüchtigten Räuber hinrichten zu sehen, sagte er: „Die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn!“ und so soll er der Urheber dieses Sprichwortes geworden sein. Wenn die Nürnberger aber einen Placker hatten, so hängten sie ihn, falls sie nicht vorzogen, ihn zu

köpfen, und das wurde dem alten Eppo selbst zu Gemüthe geführt. Er gerieth zum zweiten Male in die Gewalt der Nürnberger, und jetzt halfen ihm alle Springerkünste nichts. Er wurde zu Neumarkt enthauptet.

Wie sich die einzelne Stadt gegen den einzelnen Ritter selbst zu helfen wußte, so trat sie gegen die Fürsten und die unter deren Führung gebildeten Ritterbünde mit anderen Städten zu Städtebünden zusammen. Schon 1256 hatte sich Nürnberg in den rheinischen Städtebund aufnehmen lassen, 1384 aber trat es in den schwäbischen Bund und bald nahm es in ihm eine hervorragende Stellung ein. So wurde es denn in dem Kriege, welchen derselbe im J. 1446 gegen die unter der Führung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg stehenden Fürsten und den Adel Oberdeutschlands zu unternehmen sich genöthigt sah, zum Haupte des Bundes erwählt und bewährte als solches seine Tüchtigkeit. Denn es brachte seinen Feinden eine beträchtliche Niederlage am Billenmnther See (1456) bei, die noch demüthigender für den Adel ausgefallen wäre und mit der Gefangenschaft seines Führers Albrecht geendet hätte, wenn nicht der im Solde Nürnbergs stehende Kunz von Kauffungen (dieselbe Person, die später durch den Raub der sächsischen Prinzen berüchtigt wurde) ein Verräther gewesen wäre. Veranlassung zu diesem Kriege gab ein sogen. „Gesellenstechen", welches die jungen Patrizier 1446 in Nürnberg zur Hochzeitfeier des Wilhelm Löffelholz mit der Kunigunde Paumgärtnerin in hohen Gezengen hielten, da der Adel hierin ein Turnier und somit einen Eingriff in seine vermeintlichen Vorrechte sah. Dieses Stechen finden wir im Rathhause an der Decke des Korridors im zweiten Stockwerke in Stuckatur dargestellt, woraus sich die Schilde und Helme mit den Wappen der Personen, die an jenem Waffenspiele Theil nahmen, in Farben heraushebeu.

Wenzel unter der Linde in Nürnberg.
(Nach einer Photographie.)

Was die in diese Zeit fallenden Concilien betrifft, so werden sie in der Erinnerung unsers Volkes besonders durch die Person des Kaisers Sigismnnd vertreten, der eine wenig beneidenswerthe Berühmtheit durch das wichtigste derselben, das Costnitzer (1414—18), erlangte und durch seinen schmählichen Trenbrnch gegen Huß die Grenel der Hussitenkriege über Dentschland brachte. Das Böhmen so nahe gelegene Mittelfranken wurde natürlich nicht wenig davon heimgesucht, und Nürnberg machte keine Ausnahme. Indessen stand es zu Sigismund in einem freundlichen Verhältnisse, wie es denn das Schicksal dieser Stadt zu sein scheint, daß die allerverschiedensten Charaktere sie lieb gewinnen müssen. Ein nicht geringes Zeichen seiner Gnnst war es, daß er während der Hussitenkriege, als ihm die Reichskleinodien an ihrem bisherigen Aufbewahrungsorte, auf der Blindenburg in Ungarn, gefährdet schienen, sie von dort nach Nürnberg bringen ließ und verordnete, sie sollten auf ewige Zeiten dort aufbewahrt werden. Sie blieben hier bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, kamen dann nach Frankfurt a. M. und 1806 nach Wien. Der Ort, wo sie in Nürnberg niedergelegt waren, ist die Heilige Geist-Spitalkirche, wo noch die Kapsel gezeigt wird, die früher den Reichsapfel einschloß. In dem ersten Jahrhnnderte nach ihrer Uebersiedlung muß durch sie das Andenken Sigismunds sehr lebhaft in Nürnberg erhalten worden sein. Es bestand nämlich damals die Sitte, sie alljährlich einmal, gleich nach Ostern, in feierlicher Weise gleichsam znr Verehrung öffentlich auszustellen. Es geschah dies auf dem Söller, der sich über der Vorhalle der Frauenkirche befindet. Man glaubte, daß sie von Karl dem Großen herrührten, und betrachtete sie als etwas Heiliges, nannte sie daher auch die „Reichs-Heiligthümer". Mit ihrer Ausstellung war eine Heiligthumsmesse und ein großer Ablaß verbnnden, so daß sich diese Tage zu einem großen Volksfeste für die Stadt gestalteten, zu welchem von nah und fern die Leute zusammenströmten. Da dieses Fest erst zur Zeit der Reformation, im Jahre 1523, abgeschafft wurde, so muß Dürer (geb. 1471) als Kind, Jüngling und Mann es oft mitgemacht haben, und die hier gewonnenen Eindrücke sind daher aller Wahrscheinlichkeit nach die Veranlassung gewesen, daß er außer Karl dem Großen gerade Sigismnnd zum Gegenstand eines Gemäldes aus der Reihe der dentschen Kaiser gewählt hat. Zum Ueberflusse weisen auch die Unterschriften beider Bilder darauf hin, indem sie sagen, Karls Krone und Kleidung werden alle Jahre zu Nürnberg gezeigt, Sigismund aber, der Stadt in sondern Gnaden geneigt, habe das Heiligthum dorthin gebracht. Ja man kann bei einem so eminenten Kopfe, wie Dürer, mit Grnnd voraussetzen, daß er in diesen Bildern den Gegensatz der kaiserlichen Machtfülle und der lächerlichen Machtlosigkeit zur Darstellung bringen wollte, und somit beide einen und denselben Ursprung haben in den Gedanken, die sich an jenes Kaiserornat, als das rein äußerliche Band zwischen zwei so himmelweit verschie-

denen Persönlichkeiten, anknüpfen mußten. Auch dieses Werk Dürers hat sich Nürnberg erhalten, und es ist neben dem Karls des Großen in der städtischen Gemäldegallerie aufgestellt. Beide Bilder können gleichsam als Ersatz der Reichskleinodien gelten, da wir diese hier getreu nach der Wirklichkeit von Dürers Hand dargestellt finden.

Endlich auf die in dieser Zeit der Wirren vortrefflich gedeihenden Anfänge der Fürstensouveränetät können wir nicht nachdrücklicher hingewiesen werden, als durch das wichtigste Ereigniß, welches sich an die Burg von Nürnberg knüpft und für jeden gebildeten Fremden das Erste sein wird, woran er denkt, wenn er von den Burggrafen von Nürnberg hört. Es ist der zwischen Friedrich VI. von Hohenzollern, dem Burggrafen von Nürnberg, und Kaiser Sigismund 1415 abgeschlossene Vertrag, wodurch jener von diesem die Mark Brandenburg erhielt und somit den Grund zu demjenigen Staate legte, welcher zuerst völlig mit dem Reiche brach.

Die Zustände in Bhutan.

Von **Emil Schlagintweit.**

Bhutan ist einer derjenigen Grenzstaaten im Norden des englisch-indischen Reiches, dessen Erforschung in ungewöhnlicher Weise durch das Mißtrauen der Herrscher erschwert wird; nur viermal gelang es, während der letzten 100 Jahre, politischen Missionen den Zutritt zu erwirken. 1774 war es Brogle, der bis in die Nähe von Taschilhunpo kam, der Residenz des zweithöchsten Würdenträgers der heutigen Buddhisten. Turner, 1783, erreichte Taschilhunpo selbst; doch leider durfte er nur der Route von Brogle folgen, und selbst auf dem Rückwege wurde eine Abweichung davon energisch verweigert. Glücklicher war in dieser Beziehung Pemberton, der 1838 an den Hof des Dharma Radscha abgeschickt wurde. Auch ihm verweigerte man anfangs neue Routen, aber nach langer Correspondenz erlaubte man endlich, daß er einen viel östlichern Weg nehme.

Während Brogle und Turner von Goolpara in Assam in gerader Richtung nördlich, hin und zurück, reisen mußten, ging Pemberton viel östlicher, von Gowhatty aus nördlich bis Tasgong, dann wandte er sich westlich und zog quer durch Bhutan bis Tassisudon, der Residenzstadt. Den Rückweg nahm er, wie seine Vorgänger, über Punsaiha (Buxa Duar). Ueber die Routen von Ashley Eden (Vergl. Gl. Bd. VI. S. 189) fehlen noch die Einzelnheiten.

Er war mit dem Auftrage an den Hof von Bhutan gesandt, dahin zu wirken, daß genügende Garantien gegeben werden gegen räuberische Einfälle in das assamesische Gebiet, welche die Zemindars oder größeren Grundbesitzer schon seit mehreren Jahren zur Erntezeit der Früchte ihrer Saaten beraubten. Aber Ashley Eden wurde gefangen genommen, als er energisch für den Zweck seiner Mission auftrat, man bedrohte ihn mit dem Tode; erst nachdem er einen Vertrag unterzeichnet hatte, daß Assam an Bhutan fallen solle, ließ man ihn wieder ziehen. Die indische Regierung verweigerte die Ratification dieses Vertrages und erhob dagegen Ansprüche auf Genugthuung wegen der Beleidigung ihres Gesandten.

Von Turner und Pemberton haben wir ausführliche Berichte, aber des Letztern Zusammenstellung seiner Notizen und Betrachtungen ist in Europa nur wenig bekannt. Eine wichtige Ergänzung erhalten ihre Beschreibungen durch intelligente Eingeborene aus Bengalen und Assam, von denen die Regierung Mehrere nach Bhutan gesandt hatte mit ausführlichen Instruktionen über die Gegenstände, die sie beachten sollten. Die neuen Daten wurden von den asiatischen Gesellschaften zu Calcutta und London bekannt gemacht; Einzelnes findet sich auch in den „Berichten" der indischen Beamten über ihre Besuche bei den wilden Stämmen der Abors, Dophlas, Miris und Mischnus, die an der Ostseite von Bhutan bis zur Vereinigung des Dihong mit dem Brahmaputra wohnen. Ueber administrative Verhältnisse, über den Charakter und die Lebensweise der Eingeborenen und über die Produkte des Landes enthalten diese Berichte sorgfältige und zuverlässige Angaben; weniger in wissenschaftlicher Beziehung. Was von allgemeinerem Interesse ist, wurde für die folgende Darstellung ausgewählt; viel neues Material ist den Manuscripten meines Bruders Hermann von Schlagintweit entnommen und den einleitenden Kapiteln zu seiner „Meteorologie von Indien und Hochasien" (sie wird erst in einigen Monaten ausgegeben werden). Seine Routen führten östlich von den Wegen, welche die früheren politischen Missionen nahmen; er erreichte Narigun, 3,642 engl. Fuß; auf dem Wege nach Tarang nöthigte man ihn zur Umkehr, indem man ihm keine Träger bewilligte (Vgl. Globus Bd. VI, S. 104).

Die politischen Zustände in Bhutan erinnern vielfach an die Zeit, wo Deutschland noch von hunderten von kleinen souverainen Fürsten regiert wurde. Bhutan zerfällt in zahlreiche kleine Fürstenthümer. Als ihr gemeinsames Oberhaupt wird der Dharma Radscha genannt, der „Gesetzes-Fürst"; er ist jedoch viel mehr, als man es bei einem orientalischen Fürsten erwarten sollte, von dem guten Willen seiner Vasallen abhängig. Die Ursache ist weniger sein geistlicher Stand und die Zurückhaltung, welche dieser ihm auferlegt — er gilt als eine Verkörperung eines Buddha, der zum Heil und zur Erlösung der Menschen vom Jammer des Daseins menschliche Form annimmt —, als der Umstand, daß erst im 16. Jahrhundert n. Chr. Geb. der erste incarnirte Dharma Radscha auftrat. Die einheimische Geschichte berichtet, daß er aus Lhassa gekommen sei, und es scheint, daß die Anhänger der „rothen Sekte", die in Tibet, dem nördlichen Grenzlande von Bhutan, nicht als orthodox gelten und um diese Zeit von dort verwiesen wurden, unter den Bhutias zu neuem Ansehen gelangten. Die eingeborenen weltlichen Fürsten lieferten Naturalien und steuerten zum Tempelbau bei, und was anfangs freiwillige Leistung war, wurde später durch feste Satzung geregelt. Eine Gebietsabtretung fand nicht statt, ihre Macht wurde aber gebrochen, indem Lamas zu Gouverneuren der Festungen und zu Aufsehern über die Vorrathshäuser ernannt wurden; eine weitere Beschränkung erhalten sie durch die Befugnisse des Depa, des „Regenten", des höchsten Beamten des Dharma Radscha. Jeder Besitz wird als eine Verleihung, als ein Lehen von ihm betrachtet, und es hat der Beliehene eine ziemlich bedeutende Geldsumme als Preis der Verleihung zu zahlen.

Es ist zwar die Regel, daß der Besitz sich in derselben Familie erhalte, aber wenn sie sich gegen den Depa feindlich benahm, kam es oft schon vor, daß ein anderer, ihm ergebener Stamm damit belehnt wurde, der aber dann meistens durch Waffengewalt sich den Besitz erstreiten muß. Der Depa wird von den Großen des Reichs erwählt, und zwar ist es stets der Mächtigste, vor dem die Anderen sich beugen. Dem Gesetze nach erhält er die Regentschaft auf drei Jahre, jedoch behauptet er sich stets länger im Amte. Gewöhnlich dankt er nur gezwungen ab, indem einer der Großen, der sich durch Erpressungen bereichert hat, Truppen ausrüstet und den Depa verjagt; doch weiß man auch von Fällen, daß zu maßlose Ueberschreitungen seiner Macht einen allgemeinen Aufstand gegen ihn veranlaßten. Besonders hervorzuheben ist noch, daß der Depa, wenn er nicht schon dem geistlichen Stande angehörte, Lama wird.

Die größten Gebiete sind im Besitze der Fürsten von Paro, Taugro und Andipur; an Einkommen aus Abgaben und Handelsunternehmen, sowie an Einfluß sind ihnen aber überlegen die Gouverneure der Festungen von Punakha (3739 engl. Fuß) und von Tassisudon (circa 4000 Fuß); sie sind Kreaturen des Regenten. Kleiner sind die Gebiete im Tieflande, in den Landschaften, die sich vom Himalaya bis Assam ausdehnen; hier, besonders häufig im Osten, wußten sich die Klöster schon früh von den Beamten des Depa unabhängig zu machen und gaben unmittelbar an den Dharma Radscha Abgaben. Die Mönche, die Lamas, stehen fast ausschließlich unter der Jurisdiktion des Dharma Radscha. Er entscheidet, wer in den geistlichen Stand treten dürfe, und empfängt für die Bewilligung die festgesetzte Steuer von 125 Rupies (= 63 Thlr.); das Vermögen der Lamas, die an seinem Hofe leben oder aus seinen Vorrathshäusern gespeist werden, fällt nach ihrem Tode ihm zu.

Die Großen bedrücken ihre Unterthanen in jeder Weise; wer wohlhabend ist, wird unter nichtigen Vorwänden seines Vermögens beraubt; es genügt schon, bessere Kleider zu tragen, um die härtesten, ungewöhnlichsten Dienste zu verlangen, in der Absicht, daß der Bedrängte sich durch eine bestimmte Menge von Naturalien oder Geld loskaufe. Gegen solche Bedrückungen gibt es keinen Schutz, Beschwerden haben nur den Erfolg, daß der höhere Richter sich die erpreßte Beute aneignet. Sogar Civilforderungen an einen gewöhnlichen Unterthan sind nicht durch Klage zu erhalten; der Richter untersucht zwar die Sache gewissenhaft und verurtheilt auch den schuldigen Beklagten zur Zahlung, behält jedoch die Summe selbst; sollte aber die Forderung des Klägers nicht erwiesen werden können, so hat dieser die eingeklagte Summe dem Richter zu zahlen. Selbst gegen Verbrecher findet keine weitere Strafe statt, wenn sie im Stande sind, die nicht sehr hohen Geldbußen zu bezahlen; sonst wird der Mord z. B. so bestraft, daß der Mörder an den Leichnam des Getödteten gebunden und mit Steinen beschwert an einer tiefen Stelle im Wasser versenkt wird.

Die Leute, selbst wohlhabende, sind ärmlich gekleidet, um nicht durch bessere Kleidung sich den Verfolgungen ihrer habsüchtigen Herren auszusetzen. Nur darin äußert sich ihre Wohlhabenheit, daß sie die harten Frohndienste abkaufen. Ganze Ortschaften müssen ohne Entschädigung Tage lang schwere Lasten von Waaren tragen; ein gegohrenes Getränk aus Marva-Hirse, Tschong genannt, das zuweilen gereicht wird, ist ihre einzige Belohnung. Diese Frucht, die Eleusine coracana, eine rothbraune Hirse, die auch in den Khassia-Gebirgen und ganz besonders in Sikkim gebaut wird, verdient hier wegen der Eigenthümlichkeit der Anwendung eine besondere Erwähnung. Der Same wird befeuchtet und zwei Tage lang der Gährung ausgesetzt; dann wird heißes Wasser aufgegossen und durch Saugröhrchen von Bambus geschlürft, damit die Hirsenkörner nicht in den Mund kommen. Der Geschmack ist schwach säuerlich, aber angenehm und erregend; seine berauschende Kraft ist äußerst schwach.

Weniger beschwerlich gilt der Kriegsdienst, zu welchem alle waffenfähigen Männer verpflichtet sind; die Hoffnung auf Beute und die geringe Gefahr vor Verwundungen, wenn sie unter sich Krieg führen, kann als die Ursache betrachtet werden. Ihre Waffen sind Luntenflinten, Bogen, Speere, Säbel und Messer (Dolche). Die Luntenflinten, Gewehre mit einer Lunte am Hahne, welche, wenn niedergedrückt, auf das Pulver auf der Pfanne fällt und so den Schuß entzündet, sind vorzüglich bestimmt zur Allarmirung und Beunruhigung des Feindes; die Pulverladung ist viel zu schwach, um die Kugel weit zu tragen, auch ist der Lauf so schlecht geschmiedet, daß das Abschießen wegen der häufigen Unglücksfälle mit großer Vorsicht, ja fast Furcht geschieht. Zielen während des Losdrückens wurde selten beobachtet, häufiger ist dagegen, daß das Gewehr zuerst auf der Gabel, die fast stets daran befestigt ist, gegen den zu treffenden Gegenstand gerichtet und dann mittelst eines Bindfadens entzündet wird. Gewehre mit Gabeln zum Aufsetzen sind auch in ganz Tibet und nordwestlich bis Yarkand und Kaschgar im Gebrauche.

Die eigentliche Schießwaffe ist der Bogen; sie schießen damit auch Kugeln, indem die Sehne aus zwei Theilen gebildet ist und diese da, wo die Kugel zu liegen kommt, durch zwei Querstäbe ausgespannt ist. Mit diesen Kugelbogen treffen sie sehr sicher, doch gehen sie nur auf geringe Entfernung. Die Pfeile sind meistens vergiftet. Im Handgemenge gebrauchen sie die Säbel und Dolche; bei Belagerungen werfen die Belagerten Steine und heißes Wasser auf die Stürmenden. Zum Schutze gegen die feindlichen Geschosse werden Panzerhemden, Eisenschienen und Schilde aus Büffelleder benutzt. Die Panzer sind sehr schwer, aber gut gearbeitet; wegen ihres hohen Preises werden sie jedoch nur von Vornehmen getragen. Die Eisenschienen bedecken die Schenkel und Oberarme, zugleich sind um den Leib vier runde Schilde von je etwa 4″ im Durchmesser gebunden; man nennt sie „Schicksalspanzer“, weil sie keinen sichern, sondern einen zugleich vom Schicksal abhängigen Schutz gewähren. Den Kopf schirmt eine dicke Pelzmütze, häufig mit Eberzähnen, Blechspangen und Talismanen phantastisch verziert. *)

In allen Kriegen, von denen wir wissen, entschieden wenige Schlachten den Sieg. Die Schlachten beginnen mit heftigem Gewehrfeuer, nur langsam nähern sich die Parteien. Verdeckt durch Unebenheiten des Bodens suchen sich einzelne Haufen dem Gegner zu nahen und ihn durch Bogenschüsse zum Weichen zu bringen. Der Vorhut rücken rasch Andere nach, und der Sieg ist erfochten, nachdem es gelungen ist, sich zwischen die Feinde zu schieben und ihren Rückzug zu bedrohen, denn damit fällt auch ihre Habe dem Sieger zur Beute; nur bei sehr gefürchteten Feinden, wie den kriegerischen Gorkhas von Nepal, weiß man von energischem Widerstande im Handgemenge.

Das Angegebene wird genügend erläutern, wie wenig die Engländer diese Gegner als Krieger zu fürchten haben; auch wird die Zahl der waffenfähigen Mannschaft nur auf 10,000 Mann geschätzt. Bedeutender sind andere Schwierigkeiten für das Vordringen einer geregelten Armee, die zugleich andere Ansprüche als die Truppen der Eingeborenen an Transport- und Nahrungsmittel zu machen hat; die Straßen sind durchgehend sehr schlecht, selbst Geschütz wäre als Saumgepäck zu transportiren; und der Bedarf an Getreide müßte zum großen Theile von den

*) Eine große Serie von Waffen aus Bhutan und Tibet befindet sich in den ethnographischen Sammlungen des Herrn v. Schlagintweit, die jetzt auf ihrer Besitzung, dem Schlosse Jägersburg in Franken, aufgestellt sind.

Truppen für weite Strecken in Vorrath mit geschleppt werden. Der beste Eingang, wo wenigstens an den schlechtesten Stellen des Weges für den Handelsverkehr bereits theilweise nachgeholfen ist, ist jener über Pusakha, oder Bura Duar.

Versuchen wir jetzt darzustellen, welchen Ersatz hiefür der englischen Regierung der Besitz von Bhutan bieten könnte. In den südlichen Provinzen (etwa der Hälfte des ganzen Gebiets) wird der Ertrag der Ernte jetzt auf drei Laks Rupies geschätzt — 200,000 Thaler; aber es wird beigefügt, daß schon durch die Regelung der Abgaben die Ernte auf 8 Laks Rupies steigen würde. Auch sind jetzt die landwirthschaftlichen Geräthe noch sehr unvollkommen. Der Pflug (ich beschreibe ihn nach einem Exemplare auf der Jägersburg) ist ein konisch zugespitztes Stück harten Holzes, vorne mit einer eisernen Spitze beschlagen; er wird am Boden fortgeschleift und öffnet eine schmale, wenig tiefe Rinne; ein Stürzen des Bodens ist bei dem Mangel eines Streichbrettes nicht möglich. *) Das Zugvieh (Büffel) reicht nicht aus; die Großen finden es vortheilhafter, ihre Unterthanen zum Unterhalte von Lastthieren (Pferden und Maulthieren) zu nöthigen, die sie bei Waarentransporten requiriren.

Die Haupterzeugnisse sind Reis, Weizen, Gerste, Mais und Hirse; doch glaubt man, daß auch Theepflanzungen, wie in Sikkim, sich mit großem Vortheile anlegen lassen. Zucker gedeiht in einzelnen Lagen bis zu 4000 Fuß, auch Mangobäume sind noch bis zu dieser Höhe beobachtet worden. Die Bevölkerung in diesem Theile von Bhutan wird auf 100,000 geschätzt, doch könnte sie leicht auf das Vierfache steigen, während jetzt kaum für 100,000 ausreichende Nahrung vorhanden ist. Auch in militärischer Beziehung ist dieser Theil von Bhutan von großer Wichtigkeit, weil da, wo die Flüsse den Himalaya verlassen, die Zugänge zu Bhutan liegen.

Ganz verschieden davon ist der Charakter des Hochlandes. Man darf sich dieses nicht denken, wie unsere Alpen; das Eigenthümliche des Himalaya, was in den Alpen in dieser Ausdehnung höchstens (an der Via mala) vertreten ist, sind die tiefen Erosionsschluchten und der Mangel an Seen. Die steil ausgeschnittenen Flußränder, die nicht selten bis zu der bedeutenden Tiefe von 1500 engl. Fuß an muldenförmigen Auswaschungen und Ablagerungen von Rollsteinen mit abgestumpften Ecken ganz deutlich sich verfolgen lassen, sind stets die Folge der erodirenden Kraft des Wassers, dessen Gewalt hier dadurch so sehr gesteigert wird, daß die Regenzeit sich auf wenige Monate zusammendrängt, während zugleich die Menge des Regens diejenige in den Alpen um das Doppelte bis Dreifache übersteigt. Die tiefen Flußthäler werden gerade in Bhutan besonders häufig in ihrer regelmäßigen Form einer Erosionsrinne durch das stufenförmige Aufeinanderfolgen von jetzt entleerten Seebecken unterbrochen, ähnlich den Thalstufen unserer Alpen. Die allgemeinen Uebersichten aber, welche in Höhen von 10,000 bis 12,000 Fuß die sie umgebenden Gipfel oder Kämme bieten, unterscheiden sich von europäischen Alpenpanoramen zunächst durch die mächtiger hervortretenden Höhenunterschiede schon in den mittleren Theilen, noch mehr wenn, weiter im Innern, auch die bedeutenden Schneegipfel des östlichen Himalaya sichtbar werden, unter denen man so lange schon den Tschamalari („Gipfel der erhabenen Gottheit und seiner Gemahlin") auch in Europa kannte. Aber noch hat der Himalaya hier nicht seine größte Entwicklung erreicht; etwas westlicher in Sikkim und Nepal sind die Gegensätze zwischen Thälern und Gipfeln größer, überraschender, dagegen fehlen dort Bhutans freundliche Thalbilder mit großen bewohnten Orten in den verhältnißmäßig geringen Höhen von 3000 bis 6000 Fuß, wie Devangiri 2150, Narigum 3642, Talung 5929 ꝛc. Vom Stromthale des Brahmaputra läßt sich in den Aussichten von Gipfeln Bhutans, auch wenn man nahe dem Gebirgsrande bleibt, nur selten ein großer Ueberblick gewinnen. Zunächst weil die ersten Höhenzüge zu langsam ansteigen; auch Trübung der Atmosphäre in ihren unteren Schichten durch Feuchtigkeit oder, im Sommer, durch suspendirten Staub beschränkt hier gewöhnlich die Durchsichtigkeit.

Im Bhutan-Himalaya liefert der Feldbau nicht die nöthige Menge von Früchten, obwohl viel Fleiß darauf verwendet wird. Da das natürliche Flußbett so tief eingeschnitten ist (selbst in den flachen Thalstufen beträgt die Erosion gewöhnlich Hunderte von Fußen), wird die künstliche Bewässerung, die der Boden fast überall erheischt, sehr schwer ausführbar; 2000 Fuß lange Leitungen in Bambusröhren, bis das befruchtende Element in Gräben weiter geführt werden kann, sind nicht selten. Sehr brauchbar ist die Hacke, mit welcher die steilen Bergabhänge bearbeitet werden; sie ist an einem kurzen, im Winkel von etwa 45 Graden gebogenen Gabelstiele befestigt, mit der Breitseite gegen den Arbeiter gekehrt, der von oben nach abwärts das Erdreich terrassenförmig zusammenscharrt. Ganze Waldungen von verschiedenen Coniferen, von Abies, Webbiana, Pinus excelsa findet man noch bis 8000 engl. Fuß; die eigenthümliche, langnadelige Föhre von den Khassiagebirgen, die Pinus longifolia, kommt ebenfalls häufig in etwas geschützterer, niederer Lage vor. Auch sehr verschiedenen Formen der großblüthigen Rhododendrons begegnet man noch in diesen Höhen. Bei 11,000 Fuß tritt hier fast überall absolute Baumlosigkeit ein; selbst größere Gesträuche sind selten. Die holzbildenden Gewächse finden hier niedrigere Grenzen, als z. B. in Sikkim, weil hier zugleich die Trockenheit mit dem Annähern gegen die höheren Theile des Himalaya sehr rasch zunimmt. Schon von den mittleren Theilen von Bhutan sagt Kischen Kant Bose, ein assamesischer Berichterstatter, im Jahre 1824: „es gibt nur Dunst und Nebel"; übrigens erzählt er zugleich von manchen anderen physikalischen Erscheinungen sonderbare, jedenfalls übertriebene Dinge. Zahlreich trifft man Heerden wilder Thiere an; besonders eifrig wird auf Moschusthiere gejagt, der Handel mit Moschus ist eine nicht unwichtige Einnahmsquelle der Großen. Die höchste Erhebung der Himalayakette liegt gegen Sikkim; dort steigt der Tschamalhari (im Leptscha Malerte Rimiet-rimsachu) bis zu 23,944 engl. Fuß empor. Die Engpässe sind im Winter oft längere Zeit geschlossen. Die Großen leben in dieser Saison im Tieflande oder auf den Ausläufern des Himalaya; künstliche Erwärmung der Zimmer durch Feuer empfiehlt sich auch deßwegen nicht, weil bei dem Mangel an Glasverschluß dicke Wollenvorhänge oder Bretterläden die Fensteröffnungen verschließen und die Räume finster machen; man hat jedoch Kohlenpfannen zum Wärmen des Körpers.

Die Bewohner der Himalaya werden als viel roher und ungebildeter geschildert, als die des Tieflandes von Bhutan, die Duars. Es überrascht Jeden Waaren zu finden, die aus freier Hand statt mittelst des Rades gedreht werden; ja selbst der Gebrauch der Säge ist nur Wenigen bekannt, Beile und Stemmeisen vertreten ihre Stelle. Sie zerfallen in 15 Tribus, die sich wohl ursprünglich als verschiedene Stämme gegenüber standen, jetzt jedoch nicht mehr strenge gegen einander sich absondern. Wie in Tibet herrscht auch hier bereits Polyandrie, oder die Sitte, daß mehrere Unbemittelte zusammen eine Frau haben; die Kinder reden den Aeltesten als Vater an, die Jüngeren als Onkel. Von den verheiratheten Frauen wird berichtet, daß sie, auch wenn sie nur einen Mann haben, sich nicht zur Untreue verleiten lassen; die Mädchen dagegen geben sich einem ausschweifenden Lebenswandel hin; um so auffallender ist dabei, daß sie gespaltene Fruchtkörner längs des Nasenbeines und um

*) Für diejenigen, die sich für Bodenwerkzeuge interessiren, sei erwähnt, daß Copien der Originale in der Schlagintweitschen Sammlung in Hohenheim aufgestellt sind.

die Augenbrauen kleben, um häßlicher zu werden; einzelne färben sich auch das ganze Gesicht schwarz, eine Sitte, die aus dem nördlichen Tibet herüberkam.

Die Bhutias sind noch im tiefsten Aberglauben befangen. Allgemein wird geglaubt, daß das Tragen von Amuletten, oder das Kleben von Talismanen gegen die Wand die Annäherung der bösen Geister hindere. Wenn Krankheit oder Unglück anderer Art eintritt, müssen stets böse Geister entweder die Ursache der Entstehung, oder doch der Fortdauer sein; sie zu bannen hat man verschiedene Gebräuche und Geräthe. Am häufigsten wird der Phurbu („der Nagel") angewendet; durch diesen werden sie gleichsam in der Luft festgenagelt. Es ist dieses ein mit Zaubersprüchen beschriebenes Dreieck, von Flammen eingefaßt und mit einer Handhabe in der Form eines Priesterscepters versehen. Der Lama — nur er kann mit voller Wirkung die Gebete sprechen — geht um das Haus oder die Stelle herum, wo der Kranke oder in anderer Weise von den bösen Geistern Geplagte sich befindet, und sticht damit nach allen Himmelsgegenden unter dem Hersagen von Gebeten. Hilft der Zauber nicht und stirbt z. B. der Patient, dann wird es als die Strafe für Sünden, begangen in einer frühern Geburt, betrachtet, und über diese hat der Lama keine Gewalt.

Die Leichname werden verbrannt; auf dem „Platze zum Verbrennen", in der Nähe der Ortschaften, sind quadratische Feuerstellen errichtet. Früher sollen die Leichname als Fraß für wilde Thiere ausgesetzt worden sein, doch hat sich diese barbarische Sitte nur auf die höchst seltenen Fälle beschränkt, wo selbst unvollkommene Verbrennung wegen Mangel an Brennmaterial nicht mehr möglich ist. Die Knochen und Aschenreste werden gesammelt; wenn sie vergraben werden, muß der Boden dem „Herrn der Erde", Laday, abgekauft werden, und der Kaufpreis bildet eine der wesentlichsten Einnahmen der Lamas. Häufig sollen jedoch die Aschenreste in einer Urne in den Fluß geworfen werden.

Mit dem Glauben an böse Geister verbindet sich die Zuversicht auf den Schutz durch gütige Götter, noch mächtiger als jene, und stets bereit, sie abzuwehren. Aber die Götter gewähren ihre Hilfe nicht unaufgefordert; in der rechten Weise zu bitten, verstehen nur die Priester, die Lamas, und ihre große Autorität beruht vorzüglich in dem Vertrauen der Laienbevölkerung in ihre Gebete und religiösen Gebräuche. In den Himalaya-Distrikten ist die Zahl der Lamas besonders groß, sie sollen dort ⅙ der Bevölkerung sein; dieser Stand ist, da er sich an der Bearbeitung des Bodens nicht betheiligt, eine der wesentlichsten Ursachen der Verarmung der Bevölkerung.

Die diplomatischen Verhandlungen, welche jetzt von der englischen Regierung mit Bhutan geführt werden, haben schwerlich einen Erfolg. Selbst wenn die Bhutias Zugeständnisse machen sollten, würde wahrscheinlich, wie es mit Ausnahme der Mission von Turner geschah, die Ratifikation verweigert werden. Militärische Occupationen dagegen haben für die Engländer wenig Schwierigkeit, die Truppen in Assam sind zuverlässig, auch die Einwohner wissen sich der Behandlung noch zu erinnern, die sie vor nicht so ferner Zeit von ihren eigenen Fürsten zu erdulden hatten, um ihren neuen Herren ergeben zu sein. Uebrigens wäre möglich, daß momentane politische Verwicklungen von größerer Wichtigkeit, z. B. die Beziehungen zu den Katschars und zu Barma, die Engländer wünschen lassen, im Augenblicke jeden offenen Streit mit Bhutan zu vermeiden.

Man bereitet jedoch gegenwärtig zur energischen Einschüchterung die Besetzung des Tieflandes vor, d. i. der Duars, des Tarai und des schmalen Saumes von hügeligem Vorlande, durch welches in Höhen von 2—3000 Fuß den größeren Thälern entlang, aber durch einzelne Schluchten und Verengungen geschützt, die wichtigsten Zugänge zum eigentlichen Himalaya liegen. Durch die Besetzung dieser reichen Landstriche werden die Vasallen-Fürsten und der Depa, die jetzt so trotzig und herausfordernd gegen die Briten sich benehmen, ihrer Revenuen und ihre Unterthanen der Nahrungsmittel beraubt; auch Pemberton (1838) sprach sich dafür aus, daß die Besitznahme dieser Provinzen den raschen Abschluß von Verträgen und Genugthuung für Beleidigungen und Eigenthumsbeschädigungen britischer Unterthanen sichere. Den Theepflanzungen, die bei ihrer Wichtigkeit eine ganz besondere Rücksicht erfordern, wird ein Schutz gegen räuberische Einfälle nur durch Einverleibung dieser Distrikte gewährt werden können; die Annexion des Tieflandes von Bhutan wäre auch die empfindlichste Strafe für die Beleidigungen, welche die Bhutan-Regierung dem englischen Gesandten Ashley Eden in so unvorsichtiger und demüthigender Weise zufügte.

Die frische Nehrung.

Von **Friedrich Dentler.**

Lage, Bewohner, Bauern und Fischer. — Bernsteinfischerei. — Sprache. — Religion. — Thierwelt. — Neukrug. — Die Binsenernte.

Tolkemit am Frischen Haff, im August 1864.

Ich will die Leser des Globus an den westpreußischen Strand der Ostsee führen, auf den langen und schmalen Uferwall, welcher das Binnenwasser des Frischen Haffes vom Baltischen Meere scheidet, denn nur eine schmale Oeffnung bei Pillau verbindet beide Gewässer.

Sand, Wasser und Himmel! Hier donnert die rauschende Woge an das einsame, nackte, wenig begrünte Gestade der von Dünen umkränzten Ostsee, dort rollt das lehmige Wasser seinen Gischt auf die Binseneinfassung des Haffstrandes; dazu die Brise, welche die Stirne des Wanderers kühlt, und der blaue, majestätische Gotteshimmel mit seiner Riesenkuppel und dem hell aufflammenden, im Wasser sich wiederspiegelnden Sonnenstrahle: das ist der Anblick von der Sanddüne der Frischen Nehrung auf Haff und Ostsee.

Die Nehrung, vom Frischen Haff, der elbinger und danziger Weichsel und von der Ostsee umschlossen, lehnt sich inselartig an das Festland und bildet eine fast zungenförmige Vormauer gegen die Wogen des Baltischen Meeres. Trostlose Oede und üppige Fruchtbarkeit sind ihre Kennzeichen. Wo das Haff an die kaum von einer Viertel- bis zu einer Achtelmeile breite Landzunge grenzt, findet der Wanderer eintönigen Sandboden, auf dem Nichts, als die Kiefer, der Wachholder, der Sandhafer und einige unscheinbare Strandpflanzen gedeihen.*) Zu

*) Pinus sylvestris; Juniperus communis; Arundo arenaria; Cakile maritima, Arenaria peploides.

Anfang der vierziger Jahre riß von der Weichsel aus beim Eisgange ein Dünendurchbruch bei Neufähr.

Als Gegensatz finden wir einen blühenden, fruchtbaren, meilenbreiten Landstrich zwischen Ostsee und Weichsel; nur die kaum eine Sechstelmeile breite Düne in der Gegend des Durchbruchs bei Neufähr macht eine Ausnahme. Eine zumeist 100 bis 150 Fuß hohe Dünenkette, welche sich von der Festung Weichselmünde, dieser Festung am danziger Weichselhafen, bis zum Tief, d. h. dem Ausfluß des Haffes in die Ostsee, hinzieht und ein nach dem Haffe und dem Weichselstrome liegender Streifen von Kiefern- und Laubholzwald verschließen die Aussicht auf das Meer. Der Küstenstrich hat ein verhältnißmäßig mildes Klima, weil die kalten, rauhen Nordwinde durch Wald und Dünen zurückgehalten werden.

Auf dem fruchtbaren Theile der Nehrung wohnt der reiche Hufenbesitzer. Er kennt schon Luxus und Behäbigkeit und sucht gewissermaßen die Civilisation und den Fortschritt auf. Seine Kinder schickt er zur Ausbildung in Provinzialstädte und Erziehungsanstalten, im Hause hält er sich Erzieherinnen und tüchtige Lehrer; die häusliche Einrichtung, Pferde, Wagen ꝛc. kann man als musterhaft bezeichnen; der Mann selbst aber verfällt, mit Beibehaltung seiner alten Bräuche und der plattdeutschen Sprache, nicht selten in Uebermuth und Dünkel, denn er weiß, daß er auf der „Näring" wohnt, wo Milch und Honig fließen; aber sein angeborener, gutmüthiger Charakterzug geht ihm nie ganz verloren.

Von Budenwinkel bis Polske, also im Sanddistrikte, liegen sieben große Dorfschaften mit ungefähr 3000 Seelen. Sie heißen: Budenwinkel, Vogelsang, Pröbbernau, Liep, Kahlberg, Neukrug, Polske. Von dort aus bis zum Tief ist die Nehrung, mit Ausnahme der Schule und Försterei Möweuhaken und dem Strandhause Alttief, unbewohnt. Die meisten Leute sind Fischer und Fischhändler. Wer ein hölzernes, rohrgedecktes Haus und noch gar einen, von verkrüppelten Kirschbäumen bepflanzten Gemüsegarten besitzt, in welchem Kartoffeln sehr gut gedeihen, gilt für wohlhabend und wohlangesehen.

Ob der Sturm von der See brüllt, ob eine Brise die Wogen des Haffes aufwühlt, ob die Sonne sich glühheiß auf dem Wafferspiegel reflektirt, — der Fischer muß hinaus, um sein tägliches Brot zu erwerben. Häufig besteigt seine ganze erwachsene Familie, bei mondhellen Nächten, die Lodsche, ein Boot mit zwei Spitzen, um sich gemeinschaftlich auf den Flunderfang zu begeben. Beginnt dann die See zu rollen, der Wind vom Lande aufzubrisen, dann finden wohl manche Fischer in den Fluthen ihr Grab. Fast jede Familie betrauert Einen, der hinausfuhr und nimmer wiederkehrte.

Diese Fischer sind groß und schlank; stark beleibte Männer findet man nicht auf den Dünen. Sie machen einen höchst vortheilhaften Eindruck, sind zumeist blond, haben blaue, treue Augen und ein langes, wettergebräuntes, oft bartloses Gesicht. Die verhältnißmäßig langen Arme, die sehnigen Beine und der kräftige Körperbau erinnern, so meinen einzelne Schriftgelehrte, an die Gestalten der alten Phönizier. Diese, so phantasirt man weiter, besaßen am Esthenmeer und am Dranseusee Kolonien für ihren Bernsteinhandel; vielleicht seien manche der Kolonisten in Preußen für immer zurückgeblieben. Daraus möchte man die vermeintliche Aehnlichkeit erklären. Aber es ist doch ausgemacht, daß der wohlbekannte Gesichtstypus mit jenem der Fischer in Westpreußen nicht die allermindeste Aehnlichkeit hat. Diese phönizische Hypothese schwebt in der Luft. Die Frauen sind ebenfalls schlank und hochgewachsen, aber nur Wenige unter ihnen kann man schön nennen; auch werden sie früh reif und altern auch früh. Sie sind züchtig und sittsam; uneheliche Geburten kommen höchst selten vor.

Das ganze Völkchen, dem es nicht an Biedersinn und Naturwüchsigkeit fehlt, scheint förmlich zum Leben auf dem Wasser geboren zu sein. Zwölfjährige Knaben und sechszehnjährige Mädchen führen schon das Boot durch Sturm und Wellen, ohne Furcht zu hegen.

In den Hütten dieser Nehrunger herrscht durchschnittlich Sauberkeit und Ordnung. Der einfache, unbemalte Tisch und die Stühle von Kiefernholz sind eben so reinlich, wie die mit Sand bestreuten, weißgebohnten Stubendielen.

Der Fang der Flundern, Dorsche (hier Pomuchel genannt), Störe, der Aalfang, weniger der Häringsfang, und die Bereitung des Caviars bilden die Haupterwerbsquellen. Die Hafffischerei kann aber nur zu bestimmten Zeiten betrieben werden und beschränkt sich natürlich auf die im Haff vorkommenden Fische. Der Fang der Kaulbarsche ist von großem Belang.

Eine Lieblingsbeschäftigung dieser Küstenbewohner bleibt, während des Frühjahrs und der Herbstmonate, die Bernsteinfischerei. Wenn die See nicht zufriert, dann wird auch die Winterzeit benutzt; Jung und Alt eilt hinaus an den Strand, um der Göttin Fortuna die Hand zu bieten, denn Schasch (Bernstein — aus welcher Sprache mag dieser Ausdruck herstammen?) ist Geld.

Die Tracht eines Bernsteinfischers macht einen eigenthümlichen, fast komischen Eindruck. Große, bis an die Hüften gehende Wasserstiefel, ein lederner, den hohen Brustkasten verhüllender Panzer und eine Art Schurzleder umschließen den Körper. Ein Südwester bedeckt das Haupt, die Hand trägt einen Käscher.*) So ausgerüstet geht der Nehrunger in die eiskalte, wogende See, denn nur bei Sturm gibt es Bernstein. Der Kopf ragt kaum über das Wasser hervor. Oft rollt die Welle über den Unerschrockenen, oft sieht es aus, als versinke er in das Fluthengrab, aber nach kurzen Augenblicken richtet er sich kühn empor, denn für ihn gibt es keine Gefahr. Sein Muth, seine Ausdauer, die Gewohnheit überwinden alle Schwierigkeiten. Mit dem Käscher greift er tief in den Meeresgrund, am liebsten aber begibt er sich auf die Stellen, wo der Seetang bis zur Wasseroberfläche ragt. Sobald der Käscher mit Geröll, Muscheln und Seepflanzen angefüllt ist, eilt der Fischer ans Land, um nachzusehen, welchen Fund er gemacht. Größere Stücke verbirgt er im Wamms, damit seine Kameraden so wenig wie möglich von seiner Beute zu Gesichte bekommen, und erst auf Umwegen kehrt er zur alten Stelle zurück. Er hütet sich wohl, den Fundort zu verrathen, weil sonst alle Uebrigen dorthin eilen würden; im Wasser entstände dann jedenfalls eine Rauferei.

Jeder Bernsteinfund muß dem Strandwärter abgeliefert werden, und dieser bezahlt dafür nach seinem Gutdünken. Deshalb bringt der Bernsteinfischer gern ein Stück Schasch auf die Seite, um es anderweitig zu besserm Preise zu verkaufen. „Segnet Gott den Strand", dann lebt der Nehrunger einen guten Tag; der Hauptgewinn wandert aber in den Dorfkrug. Oft verdient er 20 bis 30 Thaler an einem Tage, oft gibt lange Mühe gar keinen Lohn.

Der Nehrunger redet eine eigenthümliche Mundart. Statt des „a" gebraucht er fast immer das „ä" (z. B. Häken statt Haken; Knäken statt Knaken, Knochen); überhaupt viele Doppelvokale, wobei jedoch Eigennamen eine Ausnahme machen. Außerdem hat er einzelne Ausdrücke, die nur er kennt und versteht, wie fäken — oft; krägen — nöthigen; frist — friert; Kindelbär —

*) Richtiger Kätscher, d. h. der Fänger. Es ist ein altdeutsches Wort, das auch bei den Fischern in Niedersachsen ꝛc. noch üblich ist. In Braunschweig z. B. bezeichnen sie als Kätscher ein beutelartiges Netz an einer etwa sechs bis acht Fuß langen Stange, mit dem sie namentlich hart am Ufer von Teichen und Bächen fischen. Die Engländer haben das Wort durch die Angelsachsen erhalten, to catch; catcher bedeutet auch bei ihnen Fischhamen, Fischnetz; Ergreifer, Häscher, Fänger. A.

Kindtaufen; Kest — Hochzeit; Schasch — Bernstein; von Däg — heute ꝛc.*)

Der Nehrunger ist evangelisch, hält strenge seinen Glauben und besucht Sonntags die Kirche (auf der Nehrung sind fünf Kirchen: in Bohnsack, Schönbaum, Steegen, Pröbbernau, Neukrug), obgleich sie oft meilenweit von der einsamen Strandwohnung entfernt liegt. Auf den „Herrn Prediger" läßt er, wenn dieser nicht ein zu arger Zelot ist, Nichts kommen. Der Bauer und Fischer schließen und beginnen mit Gott ihr Tagewerk. Der Fischer, welcher sein Boot besteigt, um in See zu stechen, spricht: „Nun, in Gottes Namen." Auf dem Wasser ist er ernst, ruhig, aufmerksam und schweigsam, aber auch nicht frei vom Aberglauben.

Am Strand ist Leben. Die auf den Dünen sehr zahlreichen Strandvögel versammeln sich bei Sonnenschein in großen Schaaren, oft tausende einer und derselben Art am Haff- und Seestrande, und flattern scheu empor, sobald ein Mensch ihnen sich nähert. Die Wächter und Vorposten dieser Schaaren stoßen ein Geschrei aus, und der ganze Schwarm erhebt sich kreischend in die Luft. Die Möwen eilen hinaus auf das Haff, um sich in die Fluthen zu tauchen, die wilden Gänse und Enten verbergen sich in den Binsen am Ufer.

Außer den genannten Vögeln finden wir Fettgänse, die auf den Wipfeln der Kiefern ihr Nest bauen und im Herbst zu Hunderten geschossen werden; doch sind nur die Federn zu verwenden, das Fleisch ist ungenießbar. Fischreiher, wilde Schwäne, Drosseln, Krammetsvögel, Adler, Geier, Krähen, Dohlen, Habichte ꝛc. fehlen nicht. Die Singvögel fliehen den Sanddistrikt, halten sich aber desto zahlreicher in den fruchtbaren Gegenden der Nehrung auf, selbst Nachtigallen sind dort zu finden. Von Säugethieren kommen Füchse, Rehe und Hasen vor.

Von Kahlberg bis Polske ist die Düne kahl und öde. Kein Baum erfreut das Auge, niederes Wachholdergestrüpp wuchert nur hier und dort hervor, und der Sandhafer schüttelt seine gelben, dürren Halme im Sturmwinde hin und her. Dann pfeift es durch die Grasbüschel und hallt und verklingt weit hin, wie der Accord einer Aeolsharfe. Aber nicht einmal der Sandhafer würde hier wachsen, wenn nicht Menschenhände*) ihn angepflanzt hätten, um die versinkende Düne vor den Fluthen und der Windsbraut zu schützen. Bei dieser Bepflanzung finden viele Wittwen und Waisen Beschäftigung, namentlich diejenigen, deren Männer und Väter in der See ihr Grab gefunden haben.

Mitten im Sande liegt das Dorf Neukrug, das seiner Oede und Abgeschlossenheit halber sich auszeichnet.

Ein Kirchlein ohne Thurm an einem Dünenabhang steht nach der Haffseite hin und ist von vier riesigen Ahornbäumen umschattet; der Krug, die Schule und etwa 20 Feuerstellen liegen gleichfalls fast ohne Vegetation im Sande zerstreut. Höchstens stehen einige verkrüppelte Weiden- und Kirschbäume bei einzelnen Hütten, deren Rohr- und Strohdächer kaum von der Farbe des Sandes sich unterscheiden.

Ein Binsengürtel zieht sich längs dem Haffstrande hin und verleiht der eintönigen Landschaft eine geringe Abwechslung. Diese Binsen sind dem Nehrunger ganz unentbehrlich. Ohne dieselben würden die ohnehin mageren Kühe, denen es an Weide fehlt, verhungern müssen. Jeder Hausbewohner ist gezwungen, sich wenigstens eine Kuh zu halten, und sie ist beinahe das einzige lebende Inventarium, welches er besitzt. Die Binse reift im August; unreif trocknet sie nicht, sondern verstockt. Dann beginnt die Ernte derselben, Binsenaust genannt. Alt und Jung schwimmt hinaus auf Booten und Kähnen, um zu mähen und zu schneiden, und wer am meisten kann, ist der beste Mann; denn nur einige Tage dauert die Erlaubniß zum Ernten, welche der danziger Magistrat ertheilt. Wer keine Binsen erntet, ist unglücklich; seine Kuh muß verhungern, seine Familie darben.

Nach dem Einmähen wird die Binse wie Heu getrocknet und eingebracht. Die Kuh frißt sie gerne und gibt nach dem Genusse derselben viel Milch.

Die Hauptnahrung der Dünenbewohner besteht in Fischen, und dabei ist der Mensch kräftig und gesund. Bei niedrigem Wasserstande, wenn durch verwesende Thiere und Pflanzen böse Luft entsteht, treten Wechselfieber auf, seltener kommen Typhus und Cholera vor.

*) Faken, d. h. oftmals, kommt im Sassisch-Niederdeutschen überall vor; frist für friert eben so; Kindelbär heißt richtiger Kindelbeer, Bier auf der Kindtaufe, und ist die Bezeichnung für den Schmaus bei der Taufe überhaupt. Kest wird richtiger geschrieben Köste, Hochzeit; fan Dage für heute ist auch in Niedersachsen allgemein bräuchlich. A.

*) Er ist von Björen eingeführt, einem Dänen, der in Danzig lebte.

Mittheilungen des Goldgräbers Karl Goltz aus Otago in Neuseeland.

II.

Heute ist der erste November 1862. Ich habe die Felsenhöhle verlassen und, Gott sei Dank, den schwierigen Pfad mit schwerer Ladung zurückgelegt. Es war mir möglich, den Fluß hinauf zu wandern bis drei Viertel deutsche Meilen unterhalb der Verbindung des Manuherikia mit dem Molineux. Meine Kameraden haben diese Gegend ganz verlassen. Während der letzten Woche habe ich 2½ Tag gearbeitet und allein an Gold 36 Thlr. gemacht, fand dann aber nichts Lohnendes mehr. Mein Fuß ist auch wieder schlimmer geworden, ich muß abermals im Zelte bleiben und mich schonen.

Wir haben jetzt warme Tage, obgleich es Nachts noch kalt ist; gestern gab es einen förmlichen Nebel, so stark verdunstete in der großen Hitze alle Feuchtigkeit. Der Fluß steigt wieder; ich fürchte, es wird Monate lang dauern, ehe sein Wasserstand so niedrig sein wird, wie ich ihn bereits gesehen. Es ist doch besser, Schäferknecht in Queensland oder etwas der Art in dieser Himmelsgegend, als ein Bauer oder Inspektor zu Hause zu sein. Werde ich in der Heimath krank, so bin ich dort so nutzlos wie hier. — Nach Mehl und Fleisch muß ich heute doch noch gehen, es ist aber nur vier englische Meilen weit. Wo früher nur ein einzelnes Zelt stand, findet man jetzt Straßen voller Läden, die natürlich nur aus Leinwandhäusern bestehen, von denen der Wind hin und wieder welche niederreißt.

Das Mehl ist billiger geworden, das Pfund kostet jetzt nur 13 Sgr., das Fleisch hat denselben Preis; Zucker ist auf 25 Sgr. gestiegen; Tabak kostet 4 Thlr. das Pfund; die Einfuhrsteuer beträgt jedoch à Pfund 15 Sgr. Höher

den Fluß hinauf, 11 englische Meilen von hier, ist ein anderes Städtchen, und dort haben mehrere Kaufleute ihre Häuser von Steinen aufgebaut. Die verschiedenen Geldbanken haben eiserne Häuser, andere sind mit galvanisirten Eisendächern versehen. Doktoren mit ihren kleinen Apotheken haben sich dort niedergelassen. Es gibt schon Hôtels, Restaurationen, Lesezimmer, Barbiere, und an käuflichen Frauenzimmern fehlt es ebenfalls nicht. Allmälig kommen auch Handwerker aller Art dazu, und so entsteht eine Stadt. Jetzt ist auch sogar eine Posterpedition in dem Städtchen. —

Die kleinen Sandfliegen sind heute unausstehlich; ihre Stiche verursachen Jucken und Anschwellungen; sie kriechen unter die Kleidungsstücke und peinigen fürchterlich. Sie sind eine bedeutend ärgere Plage als die australischen Mosquitos, die doch nur größtentheils des Abends belästigen und sich mit dem Gesichte und den Händen begnügen. Eine andere große Plage ist die große Schmeißfliege, die Alles in diesem Lande mit ihren Maden bewirft; sie begnügt sich nicht nur mit dem in der Sonne hängenden Fleische, sondern sie kommt in das Zelt; wenn man Abends heimkehrt, findet man seine wollenen Decken lebendig von großen garstigen Maden ohne Zahl. Flöhe sind hier eine große Seltenheit. Dies Land ist auch von dem garstigsten europäischen Ungeziefer, von den Wanzen, verschont. — Es gibt hier auch keine Schlangen, keine giftigen Ottern und Tausendfüßler; leider aber auch keine Kängurus und Opossums.

Man läuft auch keine Gefahr, wenn man Abends auf dem Rücken liegt, daß sich plötzlich eine Tarantula auf das Gesicht herabwirft. Die Opossums wären hier von großem Werth, da ihre Felle vorzügliche Schlafdecken und Mützen für den Winter liefern.

Zweierlei Enten habe ich hier gesehen; eine große weiß und schwarze, die wie ein Kranich krächzt, und eine kleine perlgraue Art, die ein reguläres „quack, quack", wollüstig ausschreit. Abends hört man auch einen „Kiwi" schreienden Vogel; er soll von der Größe eines Truthahns sein; wenn ich nicht irre, so ist es der Apteryx Australis. Die Maoris nennen ihn Kiwi. An verschiedenen Stellen dieser Insel findet man Knochen, höher hinauf am Pawaran sogar in großen Massen, von einem antediluvianischen Vogel fabelhafter Größe. Man trifft hier auch wilde Hennen, die so groß sind wie unsere Haushennen, aber nicht fliegen, sondern nur laufen können. Dann gibt es hier noch eine wilde Taube, halb so groß wie unsere Haustauben. Außerdem ist hier der „Kawkaw" zu Hause, eine Art Cacadu. Ebenso habe ich auch Habichte und Falkenspezies gesehen. Unbedingt muß man sich in der Nähe von Feldern oder eines Waldes aufhalten, um mehr von Vögeln zu Gesichte zu bekommen. Fast überall trifft man hier auf ein der deutschen Ackerlerche ganz und gar ähnliches Vögelchen. Die Maoris fangen hunderte von ihnen in kurzer Zeit mit einer Schlinge.

Am 2. November.

Den ganzen Tag muß ich im Zelte liegen, mein Fuß ist an einer neuen Stelle aufgebrochen. Drei deutsche Meilen von hier sollen reiche Minen entdeckt worden sein, und ich kann mich nicht rühren! — Auf dem einen Gebirge, wo man unter dem Schnee nach Gold suchte, hat man ein Zelt gefunden mit 14 Leichen, — Goldsucher, die vor Hunger und Kälte umgekommen sind.

In dieser Woche wird der erste Mann, der in dieser Provinz einen Mord verübt hat, gehangen.

Mit der Auffindung der Goldminen sind als natürliche Folgen eine Masse schlechter Subjekte hierhergekommen. Früher war in Dunedin das Gefängniß nie verschlossen, man fürchtete nicht, daß die Gefangenen es ohne Erlaubniß verlassen würden; größtentheils waren sie Seeleute, die dem Kapitän den Gehorsam verweigert hatten. Folgende Anekdoten, wahr bis aufs Wort, sind sehr kennzeichnend für die damaligen Zustände, denen man keineswegs das gemüthliche Element absprechen kann.

Am Tage des jährlichen Wettrennens sah der Gefangenwärter fast alle seine Gefangenen auf der Rennbahn. Nachdem es ihm gelungen war, den größten Theil zusammen zu bringen, redete er sie so an: „Hört mal, meine Kinder, wenn Ihr nicht Alle um 9 Uhr zu Hause seid, dann schließe ich das Thor, und Ihr könnt sehen, wo Ihr sonst bleibt."

Ein Freund des Gefangenwärters, der auch mein nächster Nachbar ist, besuchte ihn einst und sah einige Gefangene das Federvieh, andere die Schweine füttern, und wieder andere sich aus Langerweile nützlich machen, wie sie konnten. Einer sagte zum Wärter: „Hört mal, alter Vater, wenn Ihr nicht versuchen werdet, Alles ein Bischen mehr komfortable für uns zu machen, so werden wir nicht lange hier bleiben." Der Wärter gab ihnen Tabak und antwortete: „Nun, nun, schon gut, geht und blas't eure Wolken." Hin und wieder mußten die Gefangenen die Wege ausbessern, und wenn ein Fremder vorüberkam, der sich geneigt zeigte, Neuigkeiten mitzutheilen, dann setzte sich der Wärter mit allen Anderen hin und hörte dem Erzähler zu.

Die alten Ansiedler, größtentheils sehr religiöse Schotten, sahen mit großem Mißtrauen die Menge Mineure an, die nach Bekanntmachung der Goldentdeckungen ins Ländchen strömten. Der Acker war früher von sehr geringem Werthe. Ein reicher Spekulant kam von Melbourne herüber, weil er die künftige Wichtigkeit des Seehafens Dunedin voraussah. Er wollte einem Schottländer ein großes Eckstück Land abkaufen, weil es in dem besten Stadttheile lag; um seines Kaufes gewiß zu sein, bot er ihm dafür die Summe von 80,000 Thlrn. Der alte Schotte sagte mit einem Gesicht, als ob ihn der Gott sei bei uns selbst versuchen wolle: „Mann, Mann! Du kannst Dein Geld nicht auf die ehrlichste Weise verdient haben, wenn Du mir so viel bietest! Ich will Dein Geld nicht, Gott beschütze mich!" Damit ging er fort und wollte sich nicht in das Geschäft einlassen. Der Spekulant mußte die andere Straßenecke kaufen und dafür 100,000 Thlr. bezahlen. Er baute einen großartigen Gasthof und ist heute ein Millionär. Das Land in der Stadt ist bis zu einem ungeheuern Preise gestiegen.

Am 4. November.

Heute mache ich Grützumschläge für meinen Fuß, habe auch Pillen eingenommen, bin aber mein eigener Doktor. Der Fluß ist noch immer im Steigen und man sagt, daß er vor Anfang März nicht fallen wird; ich hoffe indeß auf einen willkommenern Naturprozeß. Wie gut ist es doch, daß wir die Zukunft nicht vorher sehen können! Nirgends scheint mir die Hoffnung mit größerm Glanze entgegen zu treten, wie in diesen Goldregionen hier! So lebt man von der Hoffnung, um vielleicht in Verzweiflung zu sterben. Hunderte verlassen täglich verzagt dieses Land.

Als die erste Nachricht von der Entdeckung dieses Goldflusses nach Victoria kam, verließen die Goldgräber in allen Gegenden ihre Minen. Ungefähr 12,000 Diggers (Gräber) strömten nach Melbourne; drei Schiffe brachten ungefähr 1900 starke, stämmige, sonnverbrannte Burschen nach Dunedin, und Schiff folgte auf Schiff, bis man in den Straßen Dunedins sich kaum bewegen konnte. Die Stadt schien mit Sturm erobert worden zu sein. Die Lebensmittel stiegen; denn 12,000 Extramagen plötzlich zu sättigen, wo man bisher schon Mehl, Kartoffeln, Schinken, Speck, Schafe, Zucker und Thee von Victoria und Van Diemensland einführte, reduzirte die augenblicklichen Vorräthe in bedenklicher Weise. Zum Glück der hiesigen Viehzüchter und ersten Ansiedler war die Lungenseuche in ganz Australien ausgebrochen, und deshalb wurde die Einfuhr von

Rindvieh gesetzlich verboten. Nur Schafe wurden importirt. Die Rindviehzucht hat hier zu Lande einen gefährlichen Feind in dem sogenannten Tutu oder Tut, einem kleinen Gesträuch mit (selbst für Menschen) giftigen rothen Beeren. Wenn dieselben ein Stück Rindvieh frißt, läuft es rasend davon und stellt sich selten lebendig wieder ein. Daher vermehrt sich das Rindvieh sehr langsam, denn man findet den Tutu hier überall.

Rindfleisch ist auf ½ Thlr. per Pfund gestiegen; das ist ein ungeheurer Preis, wenn Leute größtentheils nur von Brod und Fleisch leben und in Australien das Pfund für weniger als 2 Sgr. kauften. Kartoffeln hier am Fluß kosten das Pfund ½ Thlr.

Ich war in Gabriels Mine in Tuapeka und ging zu Wardens Office, um einen „Miners right" für mich zu nehmen. Ein Miners right ist ein Dokument, wofür man 1 Pfd. Sterl. pro Jahr bezahlt; mit selbigem kann man auf irgend welchem Regierungs- oder Kronlande nach Gold suchen und Schutz von den Behörden verlangen. In dem Bureau waren drei Mineure; sie gaben gerade die Erklärung ab, daß sie ein Goldfeld entdeckt hätten, zeigten auch ein paar Pfunde Gold. Es war in der Nähe des Waipora river; sie beschrieben den Weg dorthin, daß man, nachdem der Fluß durchwatet worden sei, in nördlicher Richtung fortwandern und sich nach gewissen Felsen auf dem Gebirge richten solle.

Das war eine Entdeckung für mich! Ich war einer der Ersten, der sie erfuhr! Wir ließen unser Zelt im Stich, belnden uns mit Brot, Käse, Thee und Zucker, mit Schaufeln, Picke, Zinnschüssel, Kessel und Beil, und machten uns auf den Weg. Trotzdem wir zu den Ersten gehörten, waren doch schon Tausende auf der Wanderschaft, und wir sahen noch von allen Seiten Leute herbei strömen. Vorwärts gings in das Gebirge immer höher hinauf, leider aber in einer Gegend ohne alles Brennholz. Niemand wußte etwas Genaues über die einzuschlagende Straße; Alle hatten eine Idee: es müsse in der und der Richtung sein. Der Regen wurde stärker und unsere Last durch die Nässe immer schwerer; aber vorwärts! Endlich kommen wir an den Waipora und finden dort Hunderte rathlos umherlaufen, weil Keiner den Weg kennt.

Ich sehe mich indeß nach den mir von den Prospektoren angegebenen Richtpunkten um, erblicke endlich die grüne und die verbrannte Schlucht, so auch die sonderbar aussehenden Felsen auf dem Gebirge — „das muß die rechte Richtung sein"!

Es regnete unaufhörlich, wir waren hungrig und müde, beschlossen also zu übernachten. Mit Hilfe unserer Schaufeln und Gepäckleinen und der nassen wollenen Decken machen wir uns ein zwei Fuß hohes Zelt, um darunter zu schlafen.

Am nächsten Morgen geht es durch den Fluß, denn das gesuchte Eldorado liegt irgendwo jenseits! Zweimal muß ich durch den reißenden Strom, bis an die Brust in dem Wasser; Gott sei Dank! das ist hinter uns; nun weiter vorwärts!

Zwischen meinen Kameraden und mir erhebt sich ein Streit; sie wollen durchaus die nördliche Richtung einschlagen', ich wieder hierhin; was bleibt mir übrig, als nachzugeben, und so geht es denn über das Gebirge Meilen und Meilen weit dahin! Manchmal durch eine Gebirgsschlucht, dann wieder bergauf. Hin und wieder sehen wir Leute in der Ferne, aber in allen Richtungen wandern, treffen auch welche, die verzagt und hungrig ihren Rückweg suchen. Keiner weiß, wo die Minen liegen. Wir irren weiter; es fängt an zu hageln, so daß wir uns hinter großen Grasbüscheln zu verstecken suchen. Müde und muthlos suchen wir den Rückweg und plötzlich kommen wir an einen Creek, sehen Zelte, und das sind die neuen Minen. Hurrah!

Proviant ist hier, wie immer bei der Eröffnung von Minen, nicht für Geld zu bekommen. Zum Glück gab es aber etwas Brennholz! Ich mache also ein großes Feuer, ringe meine Wäsche aus, trockne sie, und nach zwei Stunden sitze ich, von einem überhängenden Felsstück vor dem Regen geschützt, schmauche mein Pfeifchen und erquicke mich mit einem warmen Schluck.

Aber Gold ist hier nur sehr sparsam verbreitet! Hin und wieder soll es reiche Stellen geben, wohl dem, den der Zufall an eine solche führt! Tausende sind hier, und Tausende verlassen diese Minen, um mit Aerger und Verzweiflung zu den von ihnen verlassenen Stellen zurückzukehren. Auch wir begeben uns auf den Rückweg. Aber der Waipora ist angeschwollen, und ein armer Teufel, der zu schwimmen versuchte, bereits fortgerissen worden. Wir mußten den Fluß Meilen und Meilen weit hinunter gehen, um die Fähre zu benutzen, und dann wieder dieselbe Meilenzahl am Flusse hinauf, um auf unsern alten Pfad zu kommen und zu unseren verlassenen Minen. Ja, es machte uns große Freude, daß wir unser altes Zelt wiederfinden und wieder eine Nacht im Trocknen schlafen sollten! Diese Aussicht machte uns zufriedener, als wir vorher gewesen. —

Dies ist Goldsuchen! Auch hier am Molineur wandern Hunderte umher, und Hunderte wandern den ganzen Tag und gewinnen kaum ihren Lebensunterhalt.

Ich werde nie den Augenblick vergessen, als jenseits des Flusses mir gegenüber das Gras auf dem Gebirge brannte! Die Flamme rannte prasselnd höher und höher hinauf, sich weiter und weiter ausbreitend. In der finstern Nacht schienen die Berge voll feurig fließender Lava zu sein. Was für großartig schöne Schattirungen gaben die in wilder Unordnung umherliegenden schwarzbraunen Schieferblöcke! Gold schien sich von den Gebirgen herab in den Fluß zu ergießen. Oben stand ein kleiner Dornbusch, der allein vom Feuer verschont blieb und jetzt frisch grünt. Die Scene erinnerte mich an die Rettung der kleinen Leute, wo die großen Menschen zu Grunde gehen. Die Berge, die frei von Felsblöcken sind (wie an Gabriels und Wetterostones Minen, im Tuapekadistrikt), sehen wie ungeheure Klumpen Teig aus, die mitten in der Gährung hart geworden sind.

Das ganze Land muß früher häufig von Erdbeben heimgesucht worden sein; hätten wir nachgesucht, so würden wir auch wohl manchen erloschenen Krater gefunden haben. Unser Pfad am Fluß hinunter ging über alte Schwefellager, und an mehreren Stellen lag verhärtete Lava, besonders wo der Wasserfall des Molineur schäumt. Die Minen in Otago haben sich gleichfalls in unvergeßlichen Bildern meinem Gemüth eingeprägt.

Es war in Waitahuna. An der steilen Seite eines Berges ging ich auf einem Pfade mit einem Amerikaner; plötzlich sagt Jener: „Es muß hier gewesen sein, wo der arme Teufel vom Winde herunter geworfen wurde und unten zerschmettert ankam!" Ich wünschte, er hätte es nicht gesagt, denn ich war müde, und der Wind blies so stark, wie er nur in Neuseeland blasen kann, doch kam ich glücklich davon! Um eine Ecke biegend, sahen wir vor uns ein Thal, es ist das der Waitahuna Diggings. In der Mitte Bach bei Bach und Schacht bei Schacht; an beiden Seiten eine Masse Zelte und Leinwandhäuser. Alles ist still, es ist Sonntag. Wie verschieden von einer australischen Mine! Keine Rauchwolke steigt gen Himmel, denn Holz ist hier sehr rar. Der Platz kommt mir wie eine von den verzauberten Städten vor, von denen ich in meiner Jugendzeit in schönen Märchenbüchern gelesen. Es ist sehr warm; die Hitze bildet eine Art Nebel, der zwischen mir und dem Thale liegt. Ja, das muß eine verwünschte Stadt in einem See sein! Menschen sieht man wohl, doch kein anderes Lebenszeichen dabei. Wir stiegen den Berg hinab und sahen zu unserer Linken höher hinauf, von den anderen Wohnplätzen getrennt, die Polizeigebäude liegen, Bretterhäuser mit galvanisirten Eisendächern. Dann kamen wir in eine lange Straße, zu beiden Seiten Häuser, größtentheils alle von weißem

Kaliko; dazu Hôtels von allen Größen, Restaurationen, Kaufmannsläden, Barbierbuden, Schmieden- und Handwerkerbuden, und um mit Onkel Bogumil zu sprechen: so machten frech geputzte Frauenzimmer für diese hastig zusammengewürfelten Kulturfragmente die Honneurs.

Wir sind hungrig und lassen uns zu essen geben; obgleich nur 60 engl. Meilen von Dunedin, kostet unser Mittagsbrot doch 1 Thlr. 10 Sgr. Ich kaufe ein altes Zelt, und da man von mir nur für die bloße Erlaubniß, auf meinem Zelte unter einem Kalikodache zu schlafen, 20 Sgr. verlangt, so gehen wir ins Freie, nehmen Brod und Käse mit und wollen in unserm Zelte übernachten. Als wir im ersten Schlummer liegen, werden wir geweckt; man nimmt uns in ein Zelt; der Besitzer, ein Goldmineur, gibt uns eine wollene Decke, eine getheerte Leinwand und wünscht uns eine gute Nacht. Solche Christen findet man zuweilen! So viel von meinen Landabenteuern für diesmal.

Auch manche Scenen auf der Seereise hierher werden meinem Gedächtniß eingeprägt bleiben; ein anderes Mal erzähle ich davon. Ob wir uns mündlich unterhalten werden, weiß Gott allein, der in die Zukunft sieht!

Die Eingeborenen Algeriens unter der Herrschaft Frankreichs.

II.

Stellung der französischen und der eingeborenen Beamten. — Rechtspflege. — Die arabischen Bureaux. — Marabuts und religiöse Brüderschaften. Derwische. — Lage der Franzosen. — Der Aufstand des Si Seliman. — Bedeutung eines heiligen Krieges.

In administrativer Hinsicht wird jede der drei Provinzen in ein Territoire civile und ein Territoire militaire eingetheilt.

Im Territoire civile herrscht das europäische Element vor, weswegen denn auch alle Zweige der Civilverwaltung ins Leben gerufen worden sind. Ein Generaldirektor vereinigt in sich die Civilverwaltung des ganzen Landes. Jede Provinz für sich bildet in dieser Hinsicht ein Departement unter einem Präfekten, dem ein Präfekturrath zur Seite steht, während jährlich einmal ein Generalrath unabhängig vom Präfekten über die Interessen des Landes berathschlagt. Das Departement zerfällt in Arrondissements unter einem Unterpräfekten, diese in Distrikte unter einem Civilkommissar, diese in Kommunen unter einem Maire.

Die Eingeborenen im Civilterritorium sind den Gemeinden zugetheilt und ihre Scheikhs bilden eine Art Unterbehörde des Maire. Zur Wahrung ihrer besonderen Interessen bestehen seit 1854 die Bureaux arabes départementaux in den Städten, welche im Namen und im Auftrag des Präfekten handeln.

In ihr Ressort gehören: die Verwaltung des Kultus, der Rechtspflege, die Ueberwachung der religiösen Brüderschaften (Khruars; vergleiche unten), der Schulen, der Wohlthätigkeitsanstalten, die Führung statistischer Tabellen ꝛc.

Im Militärterritorium, wo die Zahl der Eingeborenen überwiegt, trägt die Verwaltung einen durchaus militärischen Charakter. Der befehlhabende General einer Provinz bildet mit Zuziehung eines Conseil des affaires civiles die höchste Behörde der Division, welche wieder in Unterdivisionen, diese in Cercles (Kreise) und detachirte Posten zerfällt. Jeder „Cercle“ umfaßt in der Regel ein oder mehrere Kaidats. Wir haben oben das Nöthige über die Organisation der Eingeborenen gesagt. Die Franzosen ließen diese Eintheilung wenigstens dem Namen nach bestehen, sie haben aber die Machtbefugnisse der Häuptlinge genauer geregelt.

Der Vorstand einer Ferka, der Scheikh, wird vom Kaïd vorgeschlagen und vom Kommandanten der Subdivision gewählt. Er bekleidet eine Stellung ähnlich der eines Maire der Gemeinde, übt vorzüglich die polizeiliche Gewalt aus und hat zu seiner Unterstützung einen Beirath, der aus den vornehmsten Adligen seines Duars besteht. In seiner Ferka betreibt er die Einziehung der Steuern und gesetzlichen Strafgelder. Erstere sind durchaus nicht höher, als zur Zeit der Herrschaft der Deys. Es besteht eine Art Ernteſteuer — Aschur, — eine Viehsteuer — Zekkat; eine außerordentliche Steuer ist der Cezma, welcher von rebellischen Stämmen als Preis der Unterwerfung gezahlt wird.

Der Kaïd wird auf die Präsentation des Kommandanten der Subdivision vom General der Division ernannt. In seinem Stamm bringt er die Befehle seiner Chefs in Ausführung, nimmt die Steuern von den Scheikhs ein, präsidirt den Märkten und übt die Polizeigewalt aus mit einer Strafgewalt bis zu einer Höhe von 25 Francs. In Kriegsfällen vereinigt er die unregelmäßige Reiterei des Stammes — den Gum — um sich.

Die Aghas werden vom Kriegsministerium auf Vorschlag des Generals der Division ernannt. Sie sind für das Aghalik das, was der Kaïd für den Stamm, mit einer Strafberechtigung bis zu 50 Francs.

Noch höhere Stellungen sind der Baschaga und der Khalifa, welche außerdem in der Regel eine von Frankreich besoldete, eingeborene Soldatenmenge zu ihrer Verfügung haben, natürlich mit Vorbehalt der nothwendigen Beistimmung der französischen Behörden für den Fall einer beabsichtigten militärischen Operation. Ihre Strafgewalt steigt bis zu 100 Francs.

Aghas, Baschagas und Khalifas werden von Frankreich aus besoldet; der Letztere erhält z. B. neben vielen Tantièmen und Gefällen ꝛc. einen festen jährlichen Gehalt von 12,000 Francs.

Im Territoire civile und militaire wird die Civiljustiz von einem Kadi ausgeübt nach hergebrachten bürgerlichen und religiösen Bestimmungen. In jedem Stamm wird derselbe vom Kommandanten der Subdivision ernannt und spricht Recht an der Seite des Kaïd. Außerdem befindet sich bei jedem Bureau arabe, unter dessen unmittelbarer Ueberwachung, ein Kadi. Die Berufung geschieht an eine Behörde — den Midschles — wenn die Parteien sich nicht ausdrücklich auf ein französisches Tribunal berufen.

Bei den Kabylen ist, wie wir gesehen haben, die Vereinigung aller streitbaren Männer eines Dorfes zugleich die polizeiliche, administrative und richterliche Behörde. Der Amin präsidirt der Dschemaa, hat aber mit Ausnahme der Ertheilung von Geldstrafen auf Grundlage des Kanun nur eine vollziehende Gewalt. Der Urtheilsspruch der Dschemaa ist ohne Appellation. Die französische Regierung hat hierin Nichts geändert, nur daß sie durch die Bureaux arabes die Ueberwachung übt und die Amins für alle Uebergriffe verantwortlich macht.

Vollständig ist den Eingeborenen die Ausübung der Strafjustiz genommen worden, welche lediglich nur von französischen Behörden und nach französischen Gesetzen gehandhabt wird. Hier tritt im Militärterritorium ein durchaus summarisches, militärisches Verfahren ein. Disciplinargerichte, aus Offizieren und Civilisten zusammengesetzt, beurtheilen leichtere Vergehen; doch ist die Bestätigung des Kommandanten der Division erforderlich. Alle größeren Vergehen gehören unerbittlich vor die Schranken eines Kriegsgerichts. Von dieser Strenge sind alle im Militärgebiete sich aufhaltenden Europäer und Israeliten ausgenommen; sie werden von Civilgerichten gerichtet. Das Recht, einen ganzen Stamm für ein Verbrechen, dessen Thäter unbekannt geblieben, verantwortlich zu machen, steht ausschließlich dem Gouverneur zu.

Um die Kluft zwischen Militärrichtern und Rechtsunterworfenen in Etwas auszufüllen und, wie die Gesetzgebung idealistisch sich ausdrückt, die Eingeborenen nach und nach auf die Segnungen der französischen Civilgesetzgebung vorzubereiten, hat man eine Mittelbehörde geschaffen, die sogenannten Bureaux arabes militaires. Ihre Einrichtung stammt, wie schon erwähnt, aus dem Jahre 1833; eine Art Organisation erhielten sie erst 1844, und sie ist später noch weiter ausgedehnt worden. Sie haben ihren Platz bei den Kommandanten der Division, der Subdivision, der Kreise und einzelner detachirter Posten, wo sie gewissermaßen den Generalstab ihres Chefs bilden.

Ihr Amtskreis umfaßt heut zu Tage sämmtliche Zweige der Regierung und der Verwaltung der Muselmänner. Sie überwachen in den Stämmen den Kultus, die bürgerliche Rechtspflege, den Unterricht; sie regeln die Vertheilung und Eintreibung der Steuern, sie leiten die öffentlichen Arbeiten, die Anlagen von Baumpflanzungen und Privathäusern, sie sorgen für die Sicherheit der europäischen Ansiedlungen, der Straßen, Märkte ꝛc. Im Kriege befehligen sie außerdem die irreguläre Kavallerie.

Werfen wir einen Rückblick auf das eben Gesagte und betrachten wir die octroyirte Verfassung mit den Augen der Eingeborenen.

Im Civilgebiete sind die Eingeborenen in den Gemeinden einbegriffen. Die Gleichheit der materiellen Interessen und eine Art Gleichmäßigkeit des Lebens haben dieser Maßregel ohne große Hindernisse den Weg gebahnt. Man wohnt unter einander, man begeht dieselben Straßen, besucht dieselben Märkte; die Feuersbrunst eines europäischen Hauses bedroht auch die Wohnung des benachbarten Muselmanns. Das gleiche materielle Interesse ist hier das wirksame Bindemittel, welches wenigstens oberflächlich kittet. Bei tieferem Einblicke sieht man allerdings, wie trotzdem eine innere Abscheidung fortdauert, wie ängstlich man insgeheim am Namen und an den Ueberlieferungen der Stammfamilie festhält, wie wenig man bereit sein würde, trotz der Segnungen der französischen Regierung, die Stammvettern der Wüste, wenn sie mit bewaffneter Hand erschienen, vertreiben zu helfen; daß die französische Regierung viel gethan hat, um den Wohlstand und die Interessen des Landes zu fördern, ist anzuerkennen. Ihre Einrichtungen kommen auch den Eingeborenen zu Gute, ja manche derselben diesen ausschließlich. Daß dies ohne polizeiliche und andere Gesetze und Behörden nicht möglich sei, begreift auch die Indolenz eines Arabers. Diese Ueberwachung trifft ja auch nicht ihn allein. Ihr sind Alle unterworfen: Franzosen, Fremde und Eingeborene. Eine Trennung in administrativer Hinsicht würde nur eine Erschwerung, eine Stockung im nationellen, täglichen Verkehr herbeiführen, unter der sie, die Eingeborenen, wahrscheinlich am meisten zu leiden hätten. Wie nun die Eingeborenen im Civilgebiet aus materiellen Rücksichten die administrative Gleichheit als nothwendig und zweckmäßig anerkennen, so suchen sie aus gleichem Grunde auch mit den Europäern in gutem Einvernehmen zu leben. Man hat vergessen, daß der europäische Kolonist ein Land bewohnt und bebaut, das einst die Gläubigen besessen und nicht bebaut haben. Der Arme findet Arbeit und Brot bei den „Fermenbesitzern", der Reichere hat von ihnen gelernt, seinen Boden besser zu bearbeiten und im gegenseitigen Handelsverkehr vortheilhafter zu verwerthen. Der Wohlstand hat allgemein zugenommen.

Erwähnen wir noch, daß bei Streitigkeiten zwischen Europäern und Eingeborenen das französische Gesetz als maßgebend gilt, eine Maßregel, der sich die Letzteren um so eher fügen, als ihre Gesetze — auf den Koran basirt — durchaus nicht ausreichen. Es geschieht nicht selten, daß auch die Eingeborenen bei Streitigkeiten unter einander auf das französische Gesetzbuch und einen französischen Gerichtshof recurriren.

Im Militärgebiet stehen in der Hauptsache das Heer, die Sieger, den Muselmännern, den Besiegten, gegenüber. Zwar tönt nicht mehr das Kriegsgeschrei durch das Land, aber das eingesteckte Schwert ist immer bereit, von Neuem geschwungen zu werden. Wir haben in den Revolutionen der Neuzeit einen Namen erfunden, der auch trefflich für diese Art der Territorien zu passen scheint: sie sind in einem unausgesetzten Belagerungszustande. Der Kommandant der Division ist beinahe unbeschränkter Herr und Gebieter über Leben und Tod; unter ihm entscheiden die Kriegsgerichte in summarischer Weise über Leben, Freiheit und Eigenthum; halbmilitärische Gerichte richten über die kleineren Vergehen. Doch ist hier Nichts klein oder darf Nichts klein erscheinen. Was im bürgerlichen Gebiet eine einfache Polizeistrafe nach sich zieht, wird im Militärgebiet schon nach der ganzen Strenge der Kriegsgesetze beurtheilt; eine Appellation findet nicht Statt. Zum Schutze der Befehlshaber, zu Durchführung auch der härtesten Maßregeln steht ja immer ein Heer bereit, während Gensdarmen und Spahis als Recognoscirungspatrouillen unausgesetzt das Land durchziehen.

Man hat den Eingeborenen den Schein einer gewissen Selbstregierung gelassen, indem man die ursprüngliche Eintheilung der Stämme und die Chefs wenigstens dem Namen nach fortbestehen ließ. Diese Chefs haben sogar eine gewisse Strafgewalt. Indessen von wem werden diese Häuptlinge erwählt? Von ihren Stämmen? Diese haben nicht einmal das Recht der Verwerfung. Die französischen Kommandos setzen Scheikhs, Kaïds und Aghas ein, ohne die Eingeborenen zu befragen. Es ist begreiflich, daß sie nur treu ergebene Männer dazu wählen, daß sie dieselben fortwährend mit Ehrenkreuzen und dergleichen ködern, und daß gar oft ein Auge zugedrückt wird, wenn wirkliche Gewaltthätigkeiten und Erpressungen vorliegen. Die Erwählung zum Chef der Eingeborenen wird in ganz Algerien als eine Goldgrube betrachtet, welche auszubeuten der Betreffende nicht ermangeln wird. Ob es wahr ist, daß, um zu einer solchen Stellung zu gelangen, auch von Seiten der Eingeborenen Bestechungen der französischen Befehlshaber mit Glück geübt werden, muß zum Beweis denjenigen überlassen werden, welche mir das erzählt haben. Uebrigens zeugt eine Stellung von einer gewissen politischen Unbedachtsamkeit oder auch Ohnmacht der Regierung; wir meinen die der Baschagas und Khalifas, in deren Händen sich ein gefährliches Spielzeug für die Untreue und den Ehrgeiz eines Arabers befindet: eine immer schlagfertige Armee.

Um nun unter solchen Verhältnissen die sich bildenden Gegensätze in Etwas auszugleichen und zwischen Regierung und Regierten eine Art Vermittelung zu ermöglichen, hat man, wie schon erwähnt, die intervenirende Behörde der Bureaux arabes militaires geschaffen. Die Stellung derselben soll nur transitorisch sein. Sie sollen eben dahin wirken, eine Ausgleichung herbeizuführen, in der Art, daß das Militärgebiet mit einem Mal oder allmälig in ein Civilgebiet verwandelt wird. Mit Erfüllung

dieser Aufgabe hat das arabische Bureau auch seinen Lebenszweck vollständig erfüllt und wird überflüssig.

Doch fragt sich sehr, ob diese Bureaux das geeignete Werkzeug sind, um die Eingeborenen in das Dorado der französischen Civiladministration hinüberzuführen. Sie sind ebenfalls nur Militärbehörden, abhängig von den Kommandanten ihrer Kreise und diesen verantwortlich. Außerdem sind sie Franzosen. Man darf sich also nicht wundern, wenn sie zunächst das Interesse Frankreichs, dann das ihrer Chefs, dann das eigene vertreten; den vierten Platz nehmen endlich die Eingeborenen ein. Vergessen wir nicht, daß die Stellung eine sehr weitgreifende, und der persönlichen Ansicht, der Willkür des Einzelnen ein großer Spielraum gegeben ist. Es kommt hinzu, daß eine jahrelange Ausübung des Amtes eine Kenntniß des Landes, der Sitten, der Sprache hervorgebracht hat. Es gibt außer den Offizieren dieser Bureaux nicht viele Offiziere in Afrika, die sich dessen rühmen könnten. Indem sie auf die Chefs der Eingeborenen oder auf diese selbst unmittelbar einwirken können, die ihnen überlassene polizeiliche Gewalt aber einen raschen, thätigen Arm fordert; da sie in den meisten Fällen die Voruntersuchung begangener Verbrechen allein oder doch unter Beisitz der Sprache unkundiger Offiziere zu führen haben: welche Möglichkeiten sind ihnen nicht gegeben, aus speziellem Interesse willkürlich, parteiisch, gesetzlos zu verfahren? Man sagt, daß noch kein Chef eines Bureau arabe ärmer geworden aus seiner Stellung geschieden ist.

Wenn in wenigen Jahren das Civilgebiet der Provinz Constantine um das Dreifache gewachsen ist, so sind es bestimmt nicht die arabischen Bureaux, denen dies zugeschrieben werden muß. Vielleicht werden einmal Kolonisation in Massen und Erweiterung des Verkehrs und der Verkehrswege in besserer Weise vermitteln.

Wir brauchten den Ausdruck, das Militärgebiet befinde sich „im Belagerungszustande", einem unnatürlichen Zustande der Spannung, welcher durch eine Zwitterbehörde, wie die arabischen Bureaux, nicht gemildert, sondern eher erhöht werden muß.

Die Sicherstellung des Landes mag eine derartige Maßregel erheischen; die Eroberung ist noch zu neu, zu unvollständig. Das Pferd bäumt sich noch gegen den Zaum. Aber eben so mit Händen zu greifen ist es, daß der Eingeborene das Glück der französischen Herrschaft nicht fassen kann, daß er wirkliche Segnungen, wie z. B. die artesischen Brunnen in der Wüste, mit Mißtrauen betrachtet, daß ein Odem der Unbehaglichkeit, der Gedrücktheit das Land durchzieht, daß die Erinnerung des Geschehenen und der Haß fortglühen unter der Asche, nur auf die Gelegenheit wartend, um in hellen Flammen loszubrechen. Die kostbarsten Güter sind geschmälert worden: die süße Ungebundenheit dem Araber, der ungestörte Besitz und die Freiheit seiner Berge dem Kabylen.

Und was bietet im glücklichsten Falle die Zukunft? Eine Ueberschwemmung von Spekulanten und geldgierigen Kolonisten, eine Wegepolizei in der Wüste, das Aufgehen der Stammverwandtschaft in einer französischen Commune, französisches Gesetz, französische Verwaltung. Der freie Beduine der Wüste soll ein verächtlicher Hadar werden!

Nehmen wir indeß das Wunder an, Araber und Kabylen seien nicht abgeneigt sich civilisiren zu lassen und mit Hintansetzung der Sitten und Ansichten ihrer Väter den Namen Commune gegen den Stamm, einen Maire gegen einen Kaïd einzutauschen. Man hätte Geschmack gefunden an der französischen Lebensweise, welche die Jugend in den Schulen und die Truppen in fremden Landen kennen gelernt. Die Lust zur Unabhängigkeit, zur Ungebundenheit verschwinde, und mit Handel, Industrie und Wohlstand wüchsen Toleranz und Lust zur Ordnung empor. Der Adel würde indessen durch Orden und Ehrenstellen beschwichtigt.

Ehe dieses Wunder geschehen könnte, müßten zwei andere vorher eingetreten sein:

Gleichgültigkeit der Eingeborenen gegen die Religion Mohammeds, und Aussterben der eifrigsten Vertreter der Lehre, der Khruans, Marabuts und Zauïas.

Ein inniger fester Glaube an die Lehre Mohammeds durchdringt alle Schichten der Bevölkerung. Alle Feindschaften zwischen Einzelnen oder ganzen Stämmen hörten auf, wenn die Marabuts den Dschihad, den heiligen Krieg, predigten. Araber und Kabylen reichten sich über dem Koran versöhnt die Hand. Diese Glaubensfestigkeit wird allen Eindrücken widerstehen. Die Hadars werden den Glauben nicht im Gewühl des Marktes, die Spahis nicht in der Ueppigkeit der französischen Hauptstadt vergessen lernen. In den Städten freilich tritt der religiöse Fanatismus weniger hervor; man ist gestört durch den Lärm des Tages, man hat weniger Zeit zum Beten, wenn man Geld gewinnen will. In der Oase und in der Wüste aber, in den verborgenen Schluchten der kabylischen Berge hebt die unterdrückte Religion noch offen und stolz ihr Haupt empor; sie wird gelehrt, gepredigt und eifrig ausgeübt.

Der Ausdruck „unterdrückte Religion" ist nicht mißzuverstehen. Sofort nach der Eroberung der Stadt Algier versicherte Marschall Bourmont die Freiheit und Unantastbarkeit aller Religionen. Unter seinen Nachfolgern sind allerdings grobe Verstöße vorgekommen. Viele Moscheen wurden niedergerissen oder zu Magazinen, Kasernen, ja selbst Theatern verwendet. Mitten durch die geheiligten Ruhestätten der Todten in der Stadt Algier ließ Savary, Herzog von Rovigo, fahrbare Straßen anlegen. 1851 wurde der mohammedanische Kultus durch ein Dekret geregelt und das Land in religiöse Bezirke abgetheilt. Der mohammedanische Glaube an sich ist indessen niemals angegriffen, seine Bekenner sind in der Ausübung desselben niemals beschränkt worden, wenn nicht der religiöse Fanatismus in Empörung, die sich heiligen Krieg nannte, ihren Ausdruck fand.

In dem Wort Dschihad gipfelt sich der Mohammedanismus. Im mildesten Sinne Abneigung und Haß gegen die Ungläubigen überhaupt bedeutend, heißt es zu anderer geeigneter Zeit Glaubenskampf, heiliger Krieg und Vernichtung aller Rumis, d. h. Europäer, Christen, durch Feuer und Schwert. Diese Abneigung nun zu nähren, das Volk von dem Verkehr mit Christen möglichst fern zu halten, einer etwaigen Verschmelzung entgegenzuwirken, den Fanatismus durch langen Frieden nicht einschlummern zu lassen, das ist die unausgesetzte Arbeit der Khruans und besonders der Marabuts. In ihrem verbrecherischen Treiben von der französischen Regierung überwacht, nehmen sie ihren Aufenthalt namentlich in den unzugänglichen Gegenden des Militärgebiets.

Ihre Hauptwerkstätten daselbst sind die großen religiösen Etablissements der Zauïas.

Khruans nennt man die religiösen Brüderschaften, welche neben der strengen Befolgung der Gesetze des Korans die Lehre eines berühmten Marabuts als die ihrige angenommen haben. Nach diesem Marabut nennen sie sich auch. Sie wohnen durch das ganze Land zerstreut und suchen durch Predigten und seltsame Ceremonien auf das religiöse Gefühl des Volkes zu wirken. Nicht wenige stehen im Geruche, mit Hülfe ihres Heiligen Wunder zu thun. Der leicht erregbare Sinn des Arabers unterwirft sich gern ihren Aussprüchen, die ja von Allah selbst eingegeben werden. Daher die Möglichkeit für die Khruans, diesen Einfluß nach jeder Richtung hin auszubeuten. Die französische Regierung hat gerechte Gründe, sie durch die arabischen Bureaux überwachen zu lassen, was aber natürlich nicht eben dazu beiträgt, ihren Franzosenhaß abzukühlen. Die Brüderschaften

an der Grenze von Marokko sind von allen Khrnans die am meisten fanatischen.

Die Marabuts bilden den geistlichen Adel der Araber, der vererbbar auf den Sohn ist, wie der militärische, aber von weit größerm Einflusse als dieser. Auch die Marabuts der Kabylen sind arabischer Herkunft; sie haben in Zeiten der Noth eine Zuflucht in den Bergen gefunden und ihr Ansehen namentlich auch dadurch zu erhalten gewußt, daß sie niemals einen Landbesitz als Eigenthum für sich, sondern nur im Namen Gottes erwarben. In der Kabylie finden wir ganze Ansiedlungen und Dörfer der Marabuts.

Man unterscheidet mehrere Klassen derselben, je nach der Autorität, welche sie dem Volke gegenüber durch Abkunft, Bildungsgrad und streng ascetisches Leben einnehmen. Die niedrigste Klasse sind die sogenannten Derwische, welche als Zauberer, Aerzte, Beschneider das Land durchziehen. Doch wird auch diesen eine gewisse Achtung nicht versagt, und jeder begegnende Muselmann küßt ihnen ehrerbietig die Hand. Man muß selbst unter den Eingeborenen gelebt haben, um zu begreifen, wie mächtig, fast unbegrenzt der Einfluß dieser Heiligen ist. Sie vollziehen die Akte der Trauung, sie beschneiden die Knaben, sie empfangen den letzten Willen der Sterbenden. Sie stiften Frieden in der Familie, wie im Volke. Ihrem eindringlichen Worte gelingt es nicht selten, streitende Stämme zu versöhnen. Andererseits suchen sie wenigstens die Kampfbestimmungen festzustellen, welche gewisse Stunden des Tages und gewisse Orte von dem Kampfe ausschließen und das Ende des Streites an eine bestimmte Stunde binden. Die angesehenern Marabuts besitzen eine Zauïa, meist eine weitläufige Anstalt, die aus einer Moschee, den Wohngebäuden für die Priester, einem Hospital, einem Gasthaus zur unentgeldlichen Beherbergung von Wallfahrern, Reisenden und Armen, einer Bibliothek u. s. w. besteht. Beinahe in jeder Zauïa findet sich außerdem eine Schule für Kinder und ein Kolleg für die Erwachsenen. Letztere erhalten neben Geographie, Mathematik und Geschichte einen sorgfältigen Unterricht in der Auslegung des Korans und der religiösen Gesetzbücher. Zur Zeit der Feste, namentlich im Monat Rhamadan, sind diese Anstalten von zahlreichen Fremden und Wallfahrern besucht. Die Edlen des Landes erscheinen daselbst in großen Prozessionen, um ein gemeinschaftliches Gebet abzuhalten.

Das ist nun die beste Zeit für die Marabuts, um auf den religiösen Sinn der Araber durch Lehre und Predigt einzuwirken. Indem sie diesen anfachen, befestigen sie zugleich ihr eigenes Ansehen, das sich lediglich auf die Religion stützt. Die Empörungen, der Aufruf der Gläubigen zum heiligen Krieg sind fast immer aus einer Zauïa hervorgegangen; ein Marabut hat die Seelen dafür entzündet und sich selbst oder einen Höhern an die Spitze gestellt. Was den Edlen des Landes selten gelang, ihr Ansehen auf mehr als einige Stämme auszudehnen, vollführte der Marabut Abdelkader ohne große Schwierigkeit. Bei fast allen größeren Unternehmungen gegen die Franzosen hat ein Marabut an der Spitze gestanden, während unter ihm viele andere durch eigenes Beispiel die Tapferkeit und die Ausdauer predigten. Wahre Frömmigkeit beseelt die Einen, während Andere der Ehrgeiz vorwärts treibt, gedeckt durch das Aushängeschild des Glaubens. Noch Andere folgen lediglich einem Gefühl der Rachsucht, nachdem etwa die Wachsamkeit eines arabischen Bureau sie als „Betrüger und Aufrührer" entlarvt und darum aus der Heimath vertrieben hat.

Der religiöse Adel der Marabuts bildet für die Franzosen den gefährlichsten, niemals ruhenden Feind. Sie mögen eine Zeitlang zum Frieden mahnen aus Gründen der Klugheit und Politik, doch niemals für immer. Ein Marabut, der sich den Rumis dauernd unterwerfen wollte, würde gar bald von den Seinigen verlassen und seines Ansehens verlustig sein.

So lange demnach die Franzosen im Besitze Algeriens sind, werden Empörungen der Stämme niemals aufhören. Freilich kann auf längere Zeit der europäischen Kriegskunst ein Widerstand nicht geleistet werden, und oft ist schon mit dem Tode des Marabutchefs der ganze Aufstand zu Ende. Indessen bleibt doch das Land, mit Ausnahme der Küstenstädte etwa, in einem fortwährenden Zustande der Unsicherheit. Die europäischen Ansiedler haben die Zeiten nicht vergessen, wo die Kabylen alljährlich sengend und brennend in die Ebene Metidjscha eindrangen, ja bis an die Thore von Algier streiften. Die große Kabylie ist ja erst 1857 vollständig unterworfen worden.

In der Ebene Metidjscha sind alljährlich während der Ernte viele tausend Kabylen auf den „Fermen" (Landgütern europäischer Ansiedler) beschäftigt. Auf manchen Gütern arbeiten deren oft über 500, und viele Marabuts sind unter ihnen. Der Verfasser, welcher längere Zeit auf einem Gute in der Nähe des Atlas zugebracht hat, war Zeuge, daß wegen Beleidigung eines Marabut mehrere hundert Kabylen die drängende Arbeit der Ernte im Stiche ließen. Schrecklich wäre es, wenn diese Schaaren plötzlich fanatisirt würden. Ehe eine militärische Hülfe von Algier käme, wäre längst in dem Flammenmeer der Felder und Fermen das Blut vieler hundert Familien verraucht, die Mörder aber wären in die unzugänglichen Schluchten ihrer Berge entflohen.

Der Moniteur vom 14. April 1864 brachte die Nachricht von einem Aufstand, der in der Provinz Oran in dem Kreise von Saïda, bei dem Posten Geryville, ausgebrochen sei. Der Kommandant des Kreises, Oberst Beauprêtre, soll in Folge seiner Bedrückungen der Eingeborenen die Ursache gegeben haben. Der Baschaga von Geryville, Si-Seliman-Ben-Hamza *), aus einem alten Marabutgeschlecht entsprossen, griff mit seinen untergebenen Schaaren den Oberst Beauprêtre an, schlug die Franzosen, tödtete ihren Chef und soll selbst ebenfalls gefallen sein. Der Aufstand griff bald um sich, obgleich die französischen Blätter der Sache jede Wichtigkeit absprachen. Ein algierer Blatt wurde sogar bestraft, weil es vom Dschjihad, dem heiligen Kriege, gesprochen hatte. Es war allerdings ein Glaubenskrieg, der mit den großen Bewegungen in Tunis und Marokko in engem Zusammenhang stand, in Algerien aber, wie es scheint, zu ungeeigneter Zeit losbrach. Wenn man nachrechnet, so dürfte im Monat Februar dieses Jahres, auf welchen der Rhamadan fiel, die Aufwiegelung der betreffenden Stämme erfolgt sein.

Bezeichnend ist die Mittheilung des Moniteur vom 21. Mai über die wahrscheinlichen Ursachen des Aufstandes. (Beilage zur Leipziger Zeitung vom 24. Mai Nr. 122.) „In der religiösen Genossenschaft des Si Hamza begann die Insurrection und verbreitete sich fast augenblicklich über alle unter dem Einflusse jenes Bundes stehenden Stämme. Einige Zeit vorher hatte ein Mokkadem des Ordens der Sidi Abderhaman die Bevölkerung von Zuagha in der Provinz Constantine aufzuregen versucht. Jetzt rufen die Marabuts der Flittas zum heiligen Kriege. Alles dies zeigt jetzt, wo die Mekka-Wallfahrten bald wieder beginnen, die Rolle, welche die Khouans (ich schreibe auf meine Quellen gestützt „Khrnans") oder religiösen Sekten hierbei spielen, im klarsten Lichte. Andererseits darf man sich nicht verhehlen, daß seit 1858 die muselmännischen Häuptlinge, die kriegerischen sowohl, wie die religiösen, mehr als einmal

*) Die Leser des Globus werden sich dieses Namens erinnern; er war als Freund der Franzosen im Gefolge des Kommandanten Colomieu, dessen Zug durch die nördliche Sahara nach der Oase Warghla wir Band V, S. 129 ff. geschildert haben. Auf S. 130 gaben wir ein Porträt jenes Si Seliman. Wir verweisen auf jene beiden Aufsätze, welche einen Einblick in die inneren Verhältnisse Algeriens gewähren und gerade gegenwärtig ein erneuertes Interesse haben. A.

sich durch die unaufhörlichen Angriffe, deren Ziel sie gewesen, verletzt gefühlt haben. Letzteres mag wahr sein, sagt die France, aber der Moniteur hätte ferner als Ursache des Aufstandes anführen müssen, daß man den Hochmuth der Häuptlinge unkluger Weise immer mehr hat anwachsen lassen, namentlich in letzterer Zeit, wo sich die Herren Araber einbildeten, Frankreich werde auf die Kolonisation Algeriens verzichten und ihnen wieder die volle Herrschaft überlassen."

Wie es scheint, sind die religiösen und militärischen Chefs der Eingeborenen von dem möglichen Ausbruche eines allgemeinen europäischen Krieges unterrichtet gewesen. Die Gelegenheit schien günstig. Wegen des Krieges in Mexiko war die algerische Armee bedeutend verringert worden, und in einem Lande wie Algier ist dies ein großer militärischer und politischer Schnitzer. Neue Regimenter sind unterdessen aus Frankreich angekommen, drei starke Kolonnen operiren, jedenfalls schonungslos, im Süden, und man hofft den Aufstand bald vollständig niederschlagen zu können.

Möglich; aber wie lange?

Die Kabylen haben sich nicht an dem Aufstande betheiligt.

Eine Konsular-Reise durch das General-Gouvernement Smyrna.

IV.

Nachdem so für Wohnung und Nahrung in Tamuk gesorgt war, stiegen, ungefähr um 4 Uhr, J. und ich auf die Terrasse, um uns wenigstens vorläufig in den Ruinen zu orientiren. B. schien auszuspannen, und der Dragoman hatte es vollständig gethan. Er lag in der Hütte und streckte alle Viere von sich. Wir wählten die Rampe von Tropfstein, die sich das herabströmende Wasser selbst gebildet, als Treppe, und schließlich auf dem höchsten Punkt derselben, wo wir den links ab in den Fels führenden Fußsteig nicht bemerkten, den Wasserfall selbst. Es war ein wunderliches Gefühl, in diesem warmen Wasser in die Höhe zu klettern, und sah von unten gewiß sehr gefährlich aus, war es aber bei der eigenthümlichen Rauhheit und Stufenbildung des Felsens gar nicht. Oben angelangt, besahen wir zuerst das große Bad und das noch sehr schön erhaltene Theater.

Die Jurukenfrauen gehen unverschleiert und unterhalten sich ganz harmlos mit den Fremden. Vielweiberei herrscht nicht unter den Juruken. Die Weiber sind zwar nicht zufrieden damit, ergeben sich aber darein, weil der Sultan Rekruten braucht. Spiegel waren ihnen noch unbekannt. Sie schrieen laut auf, als ich ihnen einen mitgenommenen Spiegel vorhielt. Dies führt mich auf unsere eigene Toilettenfrage. Kleider-Reinigen gehörte längst zu den halbverklungenen Mythen einer ganz verschollenen urweltlichen Kultur. Stiefelputzen hatte es nur in Aïdin und Denislü gegeben, wo ein im Han etablirter Schuster sich unserer erbarmte. Später noch einmal in Philadelphia. Aus Karahissar waren wir natürlich ungewaschen fortgeritten. Die Nachholung dieser Ceremonie war ein um so dringenderes Bedürfniß, als unsere Kleider und unser Gepäck so eingestaubt waren, daß eine Berührung meines Reisesacks die Nothwendigkeit einer Händewäsche zur Folge hatte. In Tamuk aber gab es nicht einmal einen Barbier, bei dem man ein Waschbecken hätte entlehnen können. Doch ein Königl. Preuß. mobiles Consulat weiß sich zu helfen. Floß doch durch das Dorf ein noch lauwarmer Arm des oftgenannten kohlensauren Kalkbaches. Ich hatte sehr bald eine Stelle ausfindig gemacht, 50 Schritt von unserer Hütte, wo ein zum Sitzen geeigneter Stein dicht am Bache lag. Daneben ein zweiter, der dazu diente, Seife, Handtuch ꝛc. hinzulegen. Von dem ersteren dieser Steine warf ich zwei kleinere in den Bach, um die Füße darauf zu setzen, und das Toilettenzimmer war fertig. Dorthin begaben wir uns nun, so oft wir uns waschen mußten, stets mit der Hetzpeitsche gegen die uns hartnäckig feindseligen Hunde bewaffnet, und von Weibern und Kindern bewundernd umstanden. Da ich in der ersten Nacht zu unbillig gefroren, kaufte ich von einem Juruken einen jener groben, aus Wolle und Ziegen- oder Kameelhaar bestehenden Teppiche, welche die Leute als Nebenbeschäftigung weben, für zwei türkische Thaler und legte ihn unter meine Hirschdecke. Sehr viel weicher wurde das Lager dadurch nicht, aber doch nicht mehr so kalt von unten. Es hat übrigens durchaus Nichts geschadet. In Europa oder auch nur in Smyrna hätten mich drei solche Nächte im Zugwind ohne gehöriges Lager sicher todtkrank gemacht. In Tamuk that das Nichts. Ich schreibe dies übrigens hauptsächlich der einfachen Nahrung, der vielen frischen Milch, der Bewegung in freier frischer Luft den ganzen Tag, und den beiden Bädern zu, die wir am Ostersonnabend und -Sonntag oben im Quellenbassin genommen. Die Juruken sagen, wer jede Woche dort einmal bade, stürbe nie; das will ich nun zwar nicht unterschreiben, aber ein Hochgenuß waren die beiden Bäder. Das Wasser ist klar und durchsichtig wie Luft, in höherm Grade, als das gasteiner, 30 Grad warm und so stark voll Kohlensäure, daß sich der ganze Körper voll Schaumbläschen setzt; und wenn man sich im Wasser rührt, oder gar schwimmt, dann schäumt es um den Badenden, wie Champagner. Ein solches Bad unter Gottes freiem dunkelblauem Himmel, bei klarem Sonnenschein, die wundervolle Alpenkette mit ihren Schneegipfeln vor uns, die märchenhaften Ruinen um uns her: „jauss Raimak-Ribi", sagt der Türke, zu Deutsch: „süß wie Sahne." Allein um des Bades willen hätte ich, wenn es sonst möglich gewesen wäre, noch gern einige Tage im Ziegenstalle von Tamuk ausgehalten. Ob wohl noch Jemand außer uns am Ostersonntag, Mittags 12 Uhr, in warmem Selterswasser gebadet hat?

Am Ostermontag suchten J. und B. eine sogenannte Dunsthöhle auf, welche von den Alten als Eingang in den Tartarus bezeichnet wurde, weil alles Lebendige, was die Schlucht betrat, dort sofort verstarb. Es war einfach eine aus der ganzen Umgebung sehr erklärliche Ausströmung von Kohlensäure, wie der Pausilippo bei Neapel noch heute. Strabo spricht ausführlicher von dieser Höhle, oder besser Schlucht. Die Kohlensäure ist aber längst ausgegangen, und die Schlucht völlig ungefährlich. Vielleicht daß irgend ein Erdbeben — und diese haben schlimme Spuren ihrer Macht in Hierapolis hinterlassen — die Communikationen mit dem Erdinnern verschüttet hat, oder daß die unterirdische Champagnerflasche im Laufe der Jahrtausende schaal geworden ist. Dagegen haben wir dicht an den Fundamenten des großen Badgebäudes zwei kleine Löcher, eines mit Wasser gefüllt, gefunden, über deren Boden die Kohlensäure bis auf

Höhe von vier, beziehentlich zwei Zoll schwebt. Ein hinuntergebrachtes Licht erlosch in dieser Entfernung vom Boden, und zahlreich umherliegende todte Käser und Schnecken hatten ihren Vorwitz mit dem Leben bezahlen müssen.

Nun will ich zur Beschreibung der Stadt Hierapolis und ihrer wichtigsten Ruinen übergehen.

Die Stadt, oder besser ihre Ruinen, nehmen, exclusive der Todtenstadt, die bereits obenerwähnte Terrasse in einem Halbkreis ein, dessen Längendurchmesser von Osten nach Westen ungefähr 2500 Schritt, dessen Halbmesser vielleicht 1200 Schritt beträgt. Dieser Halbkreis wird gegen die Berge, vor welchen die Terrasse liegt, durch eine noch deutlich in ihrem Gange zu erkennende, jedoch meiner Meinung nach schon der zweiten Periode von Hierapolis angehörende Mauer abgeschlossen. Man muß nämlich bei den Ruinen zwei Architektur-Perioden unterscheiden, eine vorchristliche und eine christliche, beide physisch wahrscheinlich durch ein bedeutendes Erdbeben getrennt. Wenigstens können einige Zerstörungen nur durch Erbbeben hervorgebracht sein, und die Säulen und Säulentrümmer, die in dem Badebassin liegen, sind nicht durch Menschenhand hinein geworfen worden. Ein ganz unbedeutender Theil ist saracenisch, das eigentliche Pambuk-Kalessi. Wenn man im Osten, wo wir zuerst hinauf geritten waren, und wo wahrscheinlich seiner Zeit ein ordentlicher Fahrweg hinaufgeführt hat, emporsteigt, kommt man zuerst an einige Grabgebäude, wie die, welche ich später mit der Todtenstadt beschreiben werde. Dann gelangt man an ein nicht sehr hohes, auch nicht übermäßig breites gewölbtes Stadtthor aus Kalkstein, in welches bereits ältere, mit Skulptur bedeckte Marmorblöcke vermauert sind, weshalb ich dasselbe der zweiten Periode zuschreibe. Es ist dasselbe, durch welches die mehr als mannshohe Tropfsteinmauer durchgewachsen ist. Innerhalb desselben ist das erste erkennbare Gebäude ein runder Thurm, und dann ein eigenthümlicher Bau, den wir nach langem Simuliren nur für ein sehr großes Grab erklären konnten. Eigenthümlich ist daran, daß der Erbauer eine der vom Wasser gebildeten natürlichen Kalksteinmauern mit in den Bau hinein gezogen hat. Dann findet man unter zahllosen Bruchstücken, unter denen mir besonders einige gräßlich geschmacklose barbarische monolithe Doppelsäulen auffielen, die Reste einer christlichen Kirche. Die Bestimmung dieses Baus ist unverkennbar. Derselbe ist übrigens fürchterlich plump, geschmacklos, und muß sehr finster gewesen sein, kurz dem Zustande entsprechend, in welchem sich das Christenthum bereits befand, als es zur römischen Staatsreligion erhoben wurde.

Weiter nach Westen findet sich dann südlich das große, märchenhafte Badegebäude am weitesten nach Süden, dicht am Abhang der Bergterrasse. Von dieser führte eine noch deutlich erkennbare mit Säulen eingefaßte Treppe vorbei an einer spätern, in ihren Kalksteinwänden ebenfalls ältere Marmorblöcke enthaltende Halle (von uns Trinkhalle getauft) zu dem Theater. Dasselbe lehnt sich bereits an die eigentlichen Berge, so daß die Stadtmauer, um es einzuschließen, hier in einem großen Bogen eine bedeutende Steigung macht. Das Theater ist mit Ausnahme der Scene noch so vollständig erhalten, daß das Publikum sofort wieder Platz nehmen könnte. Es ist sehr groß und konnte wohl an 1000 Menschen fassen. Wunderbar schön ist die Akustik. Ich stand in der Mitte der höchsten Sitzreihe und konnte Sylbe für Sylbe das verstehen, was J. nicht lauter, als wenn wir neben einander ständen, von der Mitte der ehemaligen Scene aus zu mir sprach. Letztere liegt in Trümmern. Ein Marmorfries, der sie einst geschmückt hat, und dessen Bruchstücke jetzt die Orchestra bedecken, zeigt einen Bacchuszug. Ein Beweis, daß man bis in die späteste Zeit die von Athen ausgegangene Idee festgehalten hat, nach welcher die Theater eigentlich Bacchustempel waren. Die auf diesem Fries vorkommenden Wägen haben auffallender Weise vier Räder, während die antiken Wägen doch eigentlich deren nur zwei haben. Das Theater ist übrigens, wie alle, auch die älteren Gebäude, römisch. Das beweisen die auch hier vorkommenden Tonnengewölbe, die der griechischen Architektur ganz fremd sind. Die Blöcke, aus denen die Scene zusammengesetzt war, sind übrigens, wie beim Badegewölbe, kolossal, und man begreift kaum, wie es bei dem damaligen mangelhaften Zustand der Mechanik möglich gewesen ist, sie zu handhaben. Das Badegebäude ist ein Complex der verschiedenartigsten Säle und Hallen, deren Beschreibung ohne Zeichnungen unmöglich sein würde. Die Wände waren einst, wie man deutlich erkennt, mit Marmor bedeckt. Ein Windbeutel von Franzosen, der vor ungefähr 15 bis 20 Jahren eine angeblich wissenschaftliche Reise durch diese Gegenden gemacht hat, erklärt diesen Bau für ein Gymnasium. Das ist aber Bosch. Die alten Badebassins, jetzt mit dem niedergeschlagenen Kalksinter ausgefüllt, und wie Eisflächen aussehend, sind unverkennbar. Eben so einige durch das Gebäude gehende schmale Wasserleitungen, die aus dem Quellenbassin herkommen. Herr J., der in Rom gewesen ist, meinte, der ganze Bau habe die größte Aehnlichkeit mit den Bädern des Caracalla. Ungefähr aus dieser Zeit kann er auch herrühren. Daß die Einwohner von Tamuk es zu einem Wohnsitz der Dschins, Geister, machen, versteht sich von selbst. Ich würde es ohne meine bei Werder in Berlin erworbene logische Aufklärung auch thun.

Nicht weit von diesem Bade, das den Raum einer kleinen Landstadt einnimmt, liegt ein Haufe kolossal dicker, gemauerter Pfeiler, die zum Theil durch Gewölbe verbunden gewesen sind. Was sie einst vorgestellt, ist nicht zu errathen. Von da kommt man, immer weiter gegen Westen gehend, an ein Stadtthor, an das sich die Mauer, von der Höhe herabsteigend, anschließt. Das Thor besteht aus zwei starken vierkantigen, sehr nach außen vortretenden Thürmen, die durch das hochgewölbte Thor verbunden sind. Letzteres ist jetzt mit großen Quadern zugesetzt. Der ganze Bau ist entschieden aus der zweiten Periode. Im Innern des einen Thurms, in den wir durch ein Mauerloch mühsam hineinkrochen, befindet sich hoch oben, mitten unter den Kalksteinquadern eine Anzahl mit Skulpturen bedeckter Marmortafeln, einen Fries bildend, der sicher einst anderswo angebracht war. Hier ist er ohne Anfang und Ende. Etwas nördlich von diesem Thor, aber noch innerhalb der Mauer befindet sich das Kaiserlich Römische Stadtgericht von Hierapolis, von klassisch gebildeten Leuten Basilika genannt, nämlich eine offene Halle, deren Säulenstümpfe noch fast sämmtlich erkennbar sind, und deren römische Capitäle umherliegen, hinten durch eine feste, halbrunde Nische, das Prätorium, geschlossen. Der obgedachte französische Windbeutel will diese Ruine für einen Kybele-Tempel erklären. Bosch! Kein antiker Tempel hat jemals den erst bei christlichen, aus der Basilika hervorgegangenen Kirchen als Altarnische vorkommenden kreisförmigen Ausschnitt gehabt.

Von dem obgedachten Stadt- und Festungsthor führt eine gerade, auf beiden Seiten von offenen Hallen eingeschlossen gewesene Straße zu einem zweiten Thor. Hier faselt obbemeldeter Franzose, Ponjoulat heißt der Mann, von Säulen mit elliptischer Basis und prächtigen Capitälen. Wir hatten dies vorher in seinem Buche gelesen und wurden sehr heiter, als wir nun sahen, was er dafür gehalten. Barbarisch und geschmacklos ist das Ding allerdings, aber bis zu der Tollheit einer Säule mit ovaler Basis haben es die Baumeister von Hierapolis doch nicht gebracht. (Eine Säule mit spiralförmiger Cannelirung habe ich allerdings gesehen, eine geradezu unsinnige Geschmacklosigkeit, welche jedoch von der sogenannten Renaissance als schön wieder aufgenommen

worden ist.) Die gedachten Hallen wurden von Pilastern mit quadratischer Basis gebildet. Aus diesen Pilastern traten nach vorn und hinten Halbsäulen hervor. Jede dieser Halbsäulen, welche nicht cannelirt sind, trägt ein konisches Halbcapitäl von der gröbsten, nachlässigsten Arbeit, und zwischen diesen Halbcapitälen ist der flache Pilaster mit einer Maske verziert. Das sind die „prächtigen Capitäle“ des Herrn Ponjoulat. Das zweite Thor, zu welchem diese Hallenstraße führte, bestand aus zwei kreisrunden dicken Thürmen, von denen einer noch steht, und drei, auf zwei plumpen, gemauerten Pfeilern ruhenden Rundbogen. Das Ganze ist gedrückt und unschön. Eine Inschrift war da, aber nicht zu entziffern.

Außerhalb dieses Thores ist nordwestlich in ziemlich weiter Entfernung ein zweites, aber sehr zerstörtes Theater zu sehen. Es lohnte nicht der Mühe, dasselbe zu besuchen. Sofort vor diesem Thore beginnt die Gräberstadt, die wohl eben so groß ist, wie die eigentliche Stadt. Den Anfang macht eine unverkennbar christliche Kirche, die, ich weiß nicht mit welchem Rechte, für eine Johanniskirche gehalten wird. Sie ist plump und finster, durchaus unschön. Die Zerstörung ist sicher auch durch ein Erdbeben erfolgt. Nur ein solches konnte die kolossalen Blöcke so durcheinander werfen. Dann folgt nun eine weite, mit Grabhäusern und einzelnen Sarkophagen bedeckte Strecke, das Einzige, was von den Privatbauten von Hierapolis übrig geblieben ist. Wahrscheinlich haben die Privathäuser der Lebenden seiner Zeit aus Holz bestanden und sind deshalb spurlos verschwunden. Die Sarkophage in der bekannten Form sind sämmtlich sehr groß, massiv aus einem Kalksteinblock gehauen, eben so die Deckel. Dennoch sind letztere ohne Ausnahme von den Barbarenhorden, die seit 1000 Jahren über dies gesegnete Land verwüstend fortgezogen sind, geöffnet und die Gräber durchsucht worden. Die Grabhäuser, offenbar Familiengräber, haben mich sehr interessirt. Einige von ihnen sind recht groß. Sie sind sämmtlich aus starken Quadern auf einem stufenförmigen Unterbau massiv errichtet, und selbst die Decke besteht aus großen Kalksteinblöcken. Bei den größesten ist diese Decke durch zwei Säulen im Innern gestützt. Während alle noch vorhandenen Baulichkeiten der Lebenden in Hierapolis den breiten Stempel der spätrömischen Kaiserzeit tragen, schließen sich diese kleinen Häuser der Todten mehr an den griechischen Styl an. Mehrere sahen wirklich aus wie kleine griechische Tempel. Andere mit flachem, breitüberkragtem Dach erinnern fast an Aegypten. Im Innern sind die meisten zu zwölf Särgen eingerichtet, einige auch zu 18, nämlich an jeder Wand je zweimal drei übereinander, bei vielen dann noch einer oben auf dem platten Dach. Ein ganz eigenthümliches Familienbegräbniß besteht nicht aus einem solchen tempelartigen Häuschen, sondern aus einer mehrere Fuß hohen, aus großen Blöcken erbauten Platform, auf welcher die Sarkophage und zwei steinerne Bänke stehen. Gewiß hat sich der Letzt-Ueberlebende einer großen Familie diesen Ruheplatz bauen lassen, um da, umgeben von der Asche aller seiner Lieben, zu träumen. Ich habe am Ostersonntag lange da gesessen und in die Gebirge im Süden geschaut, freilich nicht ahnend, wie auch mir acht Tage später der Tod, in dessen Residenz ich hier weilte, an das Herz greifen sollte.

Beim letzten Hinabsteigen aus den Ruinen am Ostersonntag Abend wandten wir unsre Aufmerksamkeit schließlich einem ganz gesondert stehenden Gemäuer von völlig anderer Struktur zu. Schießscharten und vorspringende Thürme ließen es sofort als ein Festungswerk erkennen, nur daß es seine Außenseite (Scharten und Thürme) gegen die Stadt kehrte, während auf der dem Felsen zugewendeten Seite der Mauer die Eingänge zu den Thürmen, die Treppen zur Mauer sind. Eine genauere Betrachtung der Mauerstruktur ergab, daß wir an dieser Stelle das eigentliche Pambuk-Kalessi, das Saracenenschloß vor uns hatten, das, auf einem kleinen runden Vorsprung der Felsterrasse erbaut, seine Geschosse natürlich gegen die Stadt kehren mußte. Damit nahmen wir von dem Ziel und Glanzpunkt unserer Reise einen Abschied, der uns ungeachtet der Wohnung in der elendesten der Hütten, der Härte und Kälte unseres Nachtlagers doch schwer wurde. —

Die Geschichte von Hierapolis ist mir bis jetzt völlig dunkel geblieben. Strabo erwähnt nur der natürlichen Mauern und der Dunsthöhle. Im Jahre 588 nach Christo muß es noch ein recht angenehmer Aufenthalt gewesen sein. Denn der Kaiserliche General Philippicus, welcher abgeschickt war, um eine Meuterei des in Mesopotamien gegen die Perser stehenden römischen Heeres zu unterdrücken, zog es vor, so lange in Hierapolis still liegen zu bleiben, bis sich die Ordnung von selbst wieder hergestellt hatte. Das ist Alles, was ich weiß. Wann und durch welche Barbarenhorde Hierapolis in seinen jetzigen Zustand versetzt worden, konnte ich nicht ermitteln, namentlich hier nicht!

Ostermontag den 6. April. Früh um 7 Uhr brachen wir auf, unter Führung eines Juruken, der uns den Weg zur Mäanderbrücke zeigen sollte. Wir ritten über eine weite, vom Lycus durchströmte Wiesenebene, in welcher wir zahlreiche Jurukenlager, auch zwei feste Jurukendörfer mit ihren Heerden von Schafen, Ziegen und Kameelen trafen. Allmälig zog sich der Weg in die Bergkette, welche den Mäander auf dem linken Ufer einschließt, und die der Lycus durchbrechen muß, um in den Mäander zu fallen. Die Gegend war stellenweise recht hübsch. Das Hinabsteigen endlich zum Mäander und seiner Brücke geschah in einer durch Blitz oder Erdbeben erzeugten Felsspalte, die mich lebhaft an das Annathal bei Eisenach erinnerte. Die Brücke selbst war ein elender Steg, so unsicher, daß wir nicht nur einzeln hinüberritten, sondern daß der zweite Reiter sie immer erst betreten durfte, wenn der erste das andere Ufer erreicht hatte. Zwei Pferde zugleich hätte sie nicht getragen. Als wir glücklich hinüber waren, lohnten wir unsern Führer ab und zogen den Mäander auf dem rechten Ufer, das wir hinter Naslü verlassen, wieder hinab, uns damit dem Meere und Smyrna zuwendend. Nach ungefähr einer Stunde lenkten wir vom Flusse wieder ab in die Berge, welche wir heute überschreiten sollten, ließen die dürftigen Ruinen von Tripolis (Spuren eines Theaters und einer Kirche, einige Säulenstümpfe) rechts liegen und gelangten um die Mittagsstunde nach Jenidsche (Neustadt). Es ist dies ein schlecht gebautes Türkennest, dessen Häuser keine Fenster, geschweige denn Glasscheiben, wohl aber ganz flache Erddächer wie in Karahissar haben. Von den letzteren aus bellten uns die Hunde des Orts, die hier also gegen die sonstige türkische Sitte Hausthiere zu sein schienen, furchtbar an. Das Fremdenhaus, welches man uns nach einigem Warten öffnete, war ganz neu und reinlich. Es enthielt hinter einem hohen, verandaartig bedeckten Balkon zwei Zimmer mit Kamin, jedes durch ein niedriges Gitter in eine kleine und eine große Hauptabtheilung getheilt. Man machte uns Feuer an, kochte uns Kaffee und Eier, und wir ruhten und aßen, liegend auf ziemlich weichen und reinlichen Teppichen. Nachher wollte man nur die Eier bezahlt nehmen, den Gebrauch der Stube und den Kaffee aber nicht. Wir gaben deshalb das Doppelte des Geforderten.

Dann ritten wir hinein in den Derbent-Paß; dies ist eigentlich ein Pleonasmus, denn Derbent heißt schon Paß. Hier sollten wir nun nach der Ansicht unserer smyrniotischen Bekannten auf dem schlechtesten aller Wege den Hals brechen, und wenn das nicht, doch sicher beraubt und ermordet werden. Der Weg war allerdings zum Theil recht steil und an manchen Stellen der Aufmerksamkeit einer hochlöblichen Wege-Polizei dringend bedürftig. Aber er war an der schlechtesten

Stelle immer noch besser, als der Weg über die Berge, den wir von Ephesus aus am ersten Tage gemacht. Auf der kalten Höhe angelangt, warfen wir noch einen Abschiedsblick auf das Lykusthal mit den weitleuchtenden weißen Felsen von Hierapolis. Dann ging es auf einer Hochebene ziemlich lange auf glattem weichen Boden durch Kiefernhaide. Von Räubern keine Spur. Ein harmloser Holzhauer war der einzige Mensch, der uns begegnete. An einer Stelle sahen wir eine Anzahl antiker, nicht türkischer Gräber, von denen auch wohl kein Archäolog etwas weiß. Das Hinabsteigen in das Kogamus-Thal war ganz sicher und gut, und so gelangten wir denn gegen drei Uhr nach dem Dorfe Derbent, dem berechneten Nachtquartier für heute. Der Han war aber so abscheulich, daß wir, obwohl eben aus Tamuk kommend, uns nicht entschließen konnten, zu bleiben, sondern, nachdem wir überlegt hatten, daß unsere Pferde nach dreitägiger Ruhe wohl noch einen ordentlichen Marsch leisten konnten, beschlossen vier Stunden weiter zu gehen. Wir folgten dem hier noch als kleiner Gebirgsbach erscheinenden Kogamus, sein Bett oft durchkreuzend.

Der Weg führte zumeist durch eine enge, wilde, hochromantische Schlucht von weißem Granit, bald im Fluß selbst, bald am Rande der Felsen. An einer Stelle hatte sich ein abgedankter türkischer Soldat damit beschäftigt, einen recht passablen Weg herzustellen, wofür er natürlich von uns einen schönen Backschisch erhielt. Es war, abgesehen von dem Baba-Dag, die schönste Natur, die wir auf dieser Reise gesehen. Es ist übrigens wunderbar, welche Sicherheit man allmälig auf dem Pferde durch das tägliche Reiten gewinnt. Von müde werden war bei mir gar nicht mehr die Rede, und eine Stelle, wo der schmale Pfad hoch über der Schlucht dicht am Felsen fortführte, die ich zu Fuß nur mit bedenklichem Schwindel passirt hätte, ging ich zu Schimmel in munterster Laune im scharfen Galopp, um die vorausgeeilten Mitglieder der Gesellschaft einzuholen. Allmählig erweiterte sich die Schlucht zum Thal, es zeigte sich eine Mühle, dann Ackerland, die Abhänge wurden sanfter und boten Viehweiden dar. Das Thal wurde immer breiter, der Weg besser, das Land immer kultivirter, Weiber und Kaffeehäuser kamen zum Vorschein, auch die schon früher bei Aïdin gesehenen, kleinen, nach Norden offenen Steinhäuser, die jenen unserer kohlensauren Jungfrauen in Berlin sehr ähnlich sehen, und in denen wirklich im hohen Sommer Wasser verkauft wird. Um halb Acht endlich, nachdem wir heute den stärksten Marsch der ganzen Reise gemacht und volle 10 Stunden zu Pferde gewesen, langten wir in Aïnejöl an, wo wir in einem menschlichen Han ein erträgliches Unterkommen fanden.

Dienstag den 7. April. Dem scharfen Ritt von gestern verdankten wir doch einen längern Schlaf, als wir eigentlich auf der Reise gewohnt waren, so daß wir erst 7½ Uhr von Aïnejöl aufbrachen. Das Dorf ist groß, hat eine wirkliche Moschee, und der ganze Eindruck hier wie in der nächsten Umgebung ist der einer verhältnißmäßigen Wohlhabenheit und Behäbigkeit. Die Kaffeehäuser haben Bäume vor den Thüren, unter welchen man sitzen kann. Der Weg glich einem guten Vicinal-Wege in der Mark. Bei nassem Wetter wäre er natürlich in dem schweren Boden sofort grundlos geworden, weshalb man auch nirgends Wagenspuren sah. Das Thal erweiterte sich schnell so bedeutend, daß alle landschaftliche Schönheit verschwand und ich alle meine Aufmerksamkeit dem Kulturzustande des Bodens zuwenden konnte. Derselbe glich mit Ausnahme weniger steinigen Stellen dem in der Nachbarschaft von Aïdin, war also verhältnißmäßig sehr gut. Eine rationelle Landwirthschaft, welcher mehr Menschenkräfte zu Gebote stehen, würde natürlich das Drei- und Vierfache aus dem Boden ziehen. Und dennoch: bei einer erträglichen Ernte müssen große Massen von Getreide positiv verfaulen, während in Smyrna das Brod dreimal so theuer ist, als in Berlin, weil bei dem schmachvollen Zustand der Straßen es an Transportmitteln nach den Häfen fehlt! Und bei solchen Zuständen sprechen die englischen Zeitungen von guter Verwaltung in der Türkei! Wenn am jüngsten Tage Gericht darüber gehalten werden wird, was hier zu Lande mit dem von Gott gegebenen Reichthum geschehen ist, dann wird die schwerste Strafe nicht die Türken, sondern die mit Absicht und Bewußtsein diesen empörenden Zustand aufrecht erhaltenden Engländer treffen. Aber das himmlische Strafgericht wird doch noch einmal über dies Volk hereinbrechen. Die jetzige Baumwollennoth ist wohl ein kleiner Wink, was ihnen einmal blühen könnte.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde vor Philadelphia den dortigen Mudir (Landrath), der ein lächerlich großes Gefolge hatte, begegnet, (er war wohl auf einer Steuererpressungsreise, denn zu anderen Zwecken wird ein türkischer Beamter nicht mobil) langtem wir um 11 Uhr in Philadelphia (türkisch Alaschehr) an. Es ist dies ein fürchterlich enges, schlechtgebautes Nest. Die Straßen sind so schmal, daß ein breit mit Baumwolle beladenes Kameel an vielen Stellen nicht passiren könnte. Nach den schmutzigen Straßen zu sieht man nur Hof- und Gartenmauern. Die Häuser liegen rückwärts und haben alle Ursache sich zu verstecken, denn sie sind aus Lehm und Holz elend zusammengeflickt. Ich habe ein einziges Haus mit Glasscheiben in den Fenstern gesehen. In einem andern waren die Fenster mit Papier verklebt, in welchem kleine Glasscheiben steckten. Alle übrigen, auch unser sonst erträglicher Han, hatten in den Fenstern nur hölzerne Gitter und für die Nacht Läden. Der Bazar enthielt schon wieder europäische und zur Rührung meines Konsular-Herzens einige nürnberger Waaren, erschien jedoch im Allgemeinen sehr unbedeutend. Alaschehr soll von 2500 türkischen und 400 griechischen Familien bewohnt sein und weder Juden noch Armenier haben. Es soll dort 25 christliche Kirchen und 21 Moscheen geben. Gesehen habe ich nichts davon. Wahrscheinlich ist jede kleine offene Kapelle und Gebetstätte mitgerechnet. Die in der Nähe des Haus etablirten Barbiere erlaubten uns, für unsern äußern Menschen etwas zu thun. Für unsern innern Menschen sorgten wir durch Erstehung eines Hammelbratens, den wir bei einem Bäcker in seinem eignen Fett braten ließen und mit Pilav verspeisten. Letzteres hatte einige Schwierigkeit, da wir außer einem Messer jeder, zusammen nur eine Gabel und zwei Löffel bei uns führten. Hühner waren bisher mit der Naturgabel zum Munde geführt worden. Das Interessanteste an ganz Philadelphia ist eine kleine Lakritzenfabrik und die alte, sehr lückenhafte Stadtmauer, welche von einer dichten Besatzung von Störchen bewacht wurde.

Mittwoch den 8. April. Um dem Peinigen durch die Flöhe zu entgehen, stand ich lange vor Tagesanbruch auf und zündete die an der Wand hängende eiserne türkische Lampe wieder an. Die anderen Herren schliefen noch weiter. Als ich auf der Gallerie vor unserm Zimmer stand und mit meiner Toilette beschäftigt war, fühlte ich plötzlich ein stechendes Brennen auf dem Kopf. Ich nahm den Hut ab und bemerkte zu meinem Schrecken, daß der auf meinem Hut gegen den Sonnenstich angebrachte weiße Turban in hellen Flammen stand. Ich riß ihn schnell herab, ohne selbst weitern Schaden zu leiden und goß und trat das Feuer aus.

Um sechs Uhr ritten wir weiter. Weg und Gegend waren im Allgemeinen wie gestern, nur daß das Kogamus-Thal immer breiter wurde und sich schließlich ganz sachte in das Thal des Hermus, in welchen der Kogamus fließt, verlor. Die Kultur nahm allmälig ab. Die Anwesenheit von Jurukenlagern lieferte den Beweis, daß große Landesstrecken unbebaut dalagen. Einige, jetzt mit Myrthe und Oleandergestrüpp bedeckte Stellen zeigten

deutlich, daß sie vor Jahren beackert gewesen waren. Kurz, je näher wir Smyrna, dem Centrum der türkischen Provinzialregierung, kamen, desto deutlicher wurden die Zeichen nationalen und politischen Verfalls. Auch der Weg wurde schlechter. Gegen Mittag kamen wir in ein ganz griechisches Dorf, dessen (nach Ausweis des noch vorhandenen Begräbnißplatzes) einst nicht unbedeutende türkische Bevölkerung gänzlich verschwunden war.

Um drei Uhr gelangten wir nach Sardes, d. h. nach der Stelle, wo einst die Residenz des Krösus gestanden. Jetzt besteht das türkische Sart Kalessi aus einer als Kaffeehaus dienenden Kavassenwache, einem Bakal, welcher auch Fremde aufnimmt, und zwei elenden Lehmhütten. Auf dem Hügel, wo einst die Burg von Sardes stand, und welcher von den Unbilden des Wetters seit mehr als 2000 Jahren arg mitgenommen ist, finden sich noch einige wenige Mauerreste, welche die zum Theil gefährliche Mühe des Ersteigens nicht werth sind; doch ist die Aussicht sehr schön. Ein altes Theater ist ebenfalls noch zu erkennen. Einige alte, dem Mauerwerk nach spätrömische Bauwerke blieben uns unerklärlich. Möglicherweise waren es christliche Kirchen, jedoch von ganz eigenthümlicher Construction. Der Zeit des Krösus gehören sie entschieden nicht an. Das Merkwürdigste sind, auf der andern Seite des Burghügels, die Reste eines sehr alten Tempels. Zwei hohe, kolossal dicke Säulen, aus Marmortrommeln zusammengesetzt, stehen noch. Sie sind nicht cannellirt. Dennoch tragen sie jonische Capitäle, und die an diesen Capitälen sitzenden kleinen Stücke des Säulenstumpfes sind cannellirt. Wahrscheinlich sind die Capitäle an der Küste von richtigen griechischen Baumeistern gearbeitet, die Säulen selbst aber von unkundiger Hand an Ort und Stelle errichtet worden. Rund umher liegen zahlreiche Säulentrommeln und Capitäle, an denen man die kolossalen Dimensionen erkennen kann. Die beiden noch stehenden Säulen sahen übrigens gedrückt aus, weil sie bis zum vierten Theil ihrer Höhe in Schutt und Trümmern versteckt waren. In der Nähe hatten wandernde Juruken ihre schwarzen Filzzelte aufgeschlagen. Sonst war ringsherum Wald und Wiese. O Krösus! Unser Quartier war den Lokalitäten entsprechend. Hatten wir das Konsulats-Palais in Tamuk schnöder Weise für einen Ziegenstall erklärt, so wurden wir in Sardes zur Strafe in einen wirklichen Hühnerstall gethan. Das Ding hatte zwar zwei Kamine und einige Luftlöcher, wie bei uns die Scheuern, auch legte man uns Matten hinein, auf die wir unsere Teppiche ꝛc. breiteten, aber in jeder Ecke saß eine brütende Henne, und die edlen Thiere ließen sich durch unser Eindringen durchaus in ihrer sitzenden Beschäftigung nicht stören. Pilav, Kaffee und Huhn waren gut. Auch bekamen wir Milch. — Ein großer, längst verlassener türkischer Begräbnißplatz, von dem jetzigen der Juruken verschieden, beweist, daß auch Sart Kalessi ehemals eine nicht unbedeutende türkische Stadt gewesen ist, die aber dem allgemeinen, mit immer steigender Geschwindigkeit fortschreitenden Aussterben der türkischen Bevölkerung sich nicht entziehen konnte.

Donnerstag den 9. April. So wenig einladend auch der Aufenthalt in unserm Hühnerstall war, wir mußten ihm doch noch eine zweite Nacht widmen. Einmal nämlich wollten wir doch die Reste von Sardes gründlich durchstöbern, und zweitens hielt ich es für meine Pflicht, die in der Nähe liegenden lydischen Königsgräber zu besuchen. Wir ritten also unter Zurücklassung des Dragomans gegen 10 Uhr von dannen. Hassan machte den Führer, da er seiner Zeit bei Herrn Spiegelthal Kavaß gewesen war und als solcher den Ausgrabungsversuchen des genannten Herrn beigewohnt hatte. Zuerst passirten wir ein festes Jurukendorf, in dessen Nähe die Felder sehr gut bestellt waren, dann den Hermus, in welchem unsere Pferde fast schwimmen mußten, dann eine weite, sumpfige, mit Jurukenlagern und Heerden bedeckte Ebene, auf welcher wir wiederholt von unseren Hetzpeitschen gegen die Hunde Gebrauch machen mußten. Endlich gelangten wir zu einem langen schmalen Höhenzug, auf welchem sich die berühmten lydischen Königsgräber befinden. Ich sah eine Anzahl von mindestens vierzig künstlich aufgeschütteten kreisrunden, halbkugelförmigen, zum Theil wunderbar regelmäßigen Hügeln, von welchen der niedrigste nicht unter 30, der höchste 200 Fuß hoch ist. Einer von den beiden höchsten ist der Alyattes-Hügel, in welchem Herr Spiegelthal gegraben hat. Daß er nichts gefunden, ist allerdings nicht seine Schuld, denn der Hügel war schon früher geöffnet worden. Ich konnte mich anfangs nicht überzeugen, daß dieser Hügel ein Werk von Menschenhand sei. Erst als ich hineinkroch, überzeugte ich mich davon, denn man kann ganz deutlich die einzelnen Lagen verschiedener aufgekarrter und festgestampfter Erde unterscheiden. Das Nähere über die Aufschüttung dieses Hügels und die Thätigkeit der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen dabei mag man im Vater Herodot nachlesen. Oben auf dem Hügel liegt noch der Marmorknopf, der genau so geformt ist, wie bei uns der Knopf einer Käseglocke, mit welcher die sämmtlichen Hügel übrigens der Form nach eine frappante Aehnlichkeit haben. Vor der Höhe des Alyattes-Hügels sieht man auch einen kleinen Landsee.

Freitag den 10. April. Auf immer schlechterm Wege zwischen spärlich bebauten Feldern ritten wir heute gen Cassaba, der letzten Stadt vor Smyrna. Die Gegend war stellenweise recht hübsch. Cassaba selbst ist specifisch türkisch; seine türkische Einwohnerzahl erhält sich stets auf gleicher Höhe, wegen der Zuwanderung der sich fortwährend aus Smyrna dorthin zurückziehenden türkischen Familien. Die griechische Bevölkerung nimmt sogar ab, weil die Griechen Smyrna, als den Mittelpunkt alles Schwindels und Betrugs, und wegen des mehr griechischen Charakters der Stadt, vorziehen. Die Straßen sind eng und schlecht gebaut, mit einem Moddergraben in der Mitte; die Moscheen bereits nach der Schablone von Constantinopel, achteckig mit Kuppel, gebaut. Der Bazar ergab dasselbe Resultat wie in Aïdin, nur in kleinerm Maßstabe. Der Han war gut und hatte sogar Glasscheiben in den Fenstern. Dagegen machte sich die Nähe der Civilisation von Smyrna auch in anderer weniger erfreulichen Weise geltend. Das Essen war schlechter, als auf der ganzen Reise, beinahe so schlecht, wie in meinem Hôtel in Smyrna, und dafür forderte man uns schweres Geld ab! Der Handschi war ein Christ; damit ist in diesen Gegenden Alles gesagt! Seine Spitzbüberei sollte ihm aber nicht glücken. Als Verhandlungen nichts halfen, stiegen wir zu Pferde, und ich ließ ihm sagen, er würde das, was ihm zukäme, durch den Gouverneur von Smyrna erhalten. Das Geld wäre natürlich ganz im hiesigen smyrnaer Konak geblieben, und der Gastwirth hätte höchstens die Bastonade bekommen. Dies begriff der Mann auch und begnügte sich mit einem Viertel seiner Forderung, dem Doppelten dessen, was Recht war.

Sonnabend den 11. April. Wir brachen früh auf, denn wir hielten die Entfernung von Smyrna für größer, als sie ist. Der Boden blieb gut, aber an der steigenden Größe der wüsten Strecken, an dem immer schlechter werdenden Wege merkten wir, daß wir uns Smyrna näherten. Einen kleinen Fluß durchritten wir neben einer stattlichen, aber mit den Ufern nicht mehr in Zusammenhang stehenden Römerbrücke, ließen weit links die Berge von Nymphi, wo das Sesostris-Denkmal ist, liegen, und als der Weg bei einem Kavassen-Kaffeehause anfing, lebensgefährlich zu werden, sahen wir das Thal von Smyrna und das Meer vor uns. Schon drei Meilen vor Smyrna, lange, ehe wir die Stadt erblicken konnten, hatte uns der warme, weiche Seewind getroffen, und als unsere Pferde ihn merkten, waren sie kaum mehr

zu halten. In Burnabat, dem Charlottenburg Smyrna's, verloren wir durch eine Dummheit des Dragomans erst unser Packpferd, und als wir dies wieder hatten, ihn selbst.

Gegen vier Uhr rückten wir in Smyrna ein, gerade 14 Tage nach unserer Abreise, jetzt nicht wie Comödianten, welche Räuber dargestellt, sondern wie wirkliche Strauchdiebe aussehend, aber gesund und vergnügt, und vollständig befriedigt von dem gelungenen Unternehmen. Nach einer Stunde erschien auch der verlorene Dragoman in meinem Hôtel, ließ sein Pferd ohne Aufsicht in dem einen öffentlichen Durchgang bildenden Hofe und warf sich auf's Sopha. Das Pferd wurde natürlich sofort gestohlen, jedoch von Hassan nach einigen Tagen wieder aufgetrieben. Das Konsulat fand ich in der schönsten Ordnung. Abends erzählten wir der im Kaffeehause versammelten deutschen Gesellschaft ein heftiges Pistolen- und Säbelgefecht mit einer Räuberbande, bei welchem ich die Rettung meines Lebens nur dem außerordentlichen Heldenmuth meines Dragomans verdankte. Man glaubte sie aber nicht und that wohl daran. Der Leser aber wird gebeten, diesem Beispiel nicht zu folgen, sondern dieser durchaus wahrhaften Reisebeschreibung vollständigen Glauben zu schenken. v. B.

Die Lagôa dos Patos in Südbrasilien.

Von **Karl v. Koseritz** in Porto Alegre.

Als im Jahre 1510 der spanische Kapitain D. Joao Dias de Solis auf seiner Exploration der brasilianischen Küste vom Amazonen-Strom bis zum La Plata (damals, nach ihm, Rio Solis genannt) zum ersten Male mit seinen leichten Caravellen durch die seichte Einfahrt des Rio Grande do Sul in den großen Salzwasser-Binnensee schiffte, an dem heute die blühenden Städte Rio Grande do Sul und Porto alegre liegen, benannte er ihn die Lagôa dos patos, d. h. der große Entensee, und die charakteristische Eigenschaft, welche damals dem See seinen Namen erwarb, ist noch heute vorhanden. Noch heute ist diese Laguna, ihres ungemeinen Reichthumes an Wasservögeln halber, eine merkwürdige Naturerscheinung, und die unzähligen Schaaren Vögel aller Art, welche das Auge des Reisenden überraschen, bieten dem Ornithologen ein weites und ergiebiges Feld für sein Studium.

Der „Entensee" liegt zwischen dem 30. und 33. Grade südlicher Breite und hat 46 Meilen Länge bei 10 Meilen Breite. Mit dem Atlantischen Ocean verbindet ihn ein natürlicher Kanal von zwei Meilen Länge und einer Meile Breite. Man hat denselben unpassend Rio Grande do Sul genannt und mithin als Fluß klassifizirt. Die Einfahrt dieses Kanals, die „Barra do Rio Grande", ist eine der gefährlichsten Passagen für Schiffe, nicht nur wegen ihrer großen Seichtigkeit (die im Fahrkanal selten mehr als 15 bis 16 Spannen Wasser läßt), sondern auch der vielen beweglichen Sandbänke halber, die der Flugsand dort täglich bildet. An der Einfahrt stehen ein guter eiserner Leuchtthurm und ein Signalthurm, um die herum sich die Wohnungen des Lootsenkommandanten und seiner Untergebenen befinden; dort liegt auch die Kaserne der Zollwächter. Auch eine hübsche kleine Kapelle, der „lieben Frau der Schifffahrt" gewidmet, erhebt sich dort auf den Sandhügeln des Ufers. Von der Barra nordwärts erstreckt sich der wüste und sandige Küstenstrich des Albardao, auf dessen Bänken alljährlich manche Schiffe stranden, und dessen glücklicherweise nicht zahlreiche Bewohner zum größten Theile wilde Strandräuber sind. Ein Fahrzeug, welches glücklich über die Barre gekommen ist, wird die Binnenküste entlang vom Schleppdampfer bugsirt bis zum Hafen von Rio Grande.

Die Küsten bieten einen traurigen Anblick; man sieht nichts als Sand und hie und da einige ärmliche Häuser. Endlich gelangt man in den Entensee, an dessen sandigem Ufer, zwischen hohen Hügeln gleichsam verloren, die kleine Stadt Sao José do Norte liegt; ihr gegenüber auf einer schmalen und sandigen Erdzunge erhebt sich die Stadt Rio Grande mit ihrem geräumigen Hafen.

Rio Grande, der bedeutendste Handelsplatz Südbrasiliens, zählt heute 14 bis 15,000 Einwohner und sein Verkehr ist sehr bedeutend; im Jahre 1862 liefen in seinem Hafen 207 europäische Schiffe und 1182 Küstenfahrer ein. Die Ausfuhr nach Europa und den Vereinigten Staaten betrug in demselben Jahr 2,171,338 Dollars, und die Ausfuhr nach Häfen des Kaiserreiches stieg auf 2,051,045 Dollars. Die Einfuhr überseeischer Artikel betrug 2,505,073 Dollars, wovon allein auf Hamburg 303,289 Dollars kommen.

Der Stadt Rio Grande gegenüber, hinter einer etwa drei Meilen langen und eine halbe Meile breiten, sehr fruchtbaren Insel, Ilha dos Marinheiros genannt, erstreckt sich die Lagôa dos Patos; sie wird von zahlreichen Dampfern und hunderten von Segelschiffen durchfurcht. Am nördlichen Ende des Sees unter dem 30. Breitengrade liegt die blühende Stadt Porto-Alegre, Sitz der Provinzialregierung und des Bischofs; diese reizende Stadt, welche an der Mündung des Jacuhy in den See liegt, bietet ein herrliches Panorama und zählt 22,000 Einwohner, unter denen sich nahe an 3000 Deutsche befinden. Ihr nahe liegt die blühende Ortschaft Sao Leopoldo, wo 18,000 wohlhabende, zum Theil sogar reiche deutsche Kolonisten wohnen.

Doch wir kehren zum Entensee zurück. Fünf Meilen von Rio Grande öffnet sich nach Südwesten hin ein anderer schiffbarer Kanal von 16 Meilen Länge, Rio Sao Gonzalo genannt, an dessen Ufern die hübsche und geräumige Stadt Pelotas mit ihren Salzfleischfabriken liegt. Der Rio Sao Gonzalo, der auch nur ein natürlicher Kanal und kein Fluß ist, verbindet den „Entensee" mit der Lagôa Mirim (mirim bedeutet in der Guarani-Sprache klein), welche sich nach Süden hin in einer Länge von 25 Meilen bei einer Breite von sechs Meilen erstreckt und ebenfalls schiffbar ist, jedoch, als Grenze mit der Banda Oriental (Republik Uruguay), nicht befahren wird, um die Schmuggelei zu vermeiden, die ohnehin schon stark genug ist. In ihrer Nähe liegt die blühende Stadt Jaguarao, die als Grenzort bedeutend ist und stets eine starke militärische Besatzung hat.

So viel über die topographischen Verhältnisse der Lagôa dos patos; gehen wir nun zu ihrer Beschreibung über. Der See hat Salzwasser, und in der Nähe von Rio Grande, sowie überall in der Nähe der Küsten, ist er seicht; weiter nach der Mitte zu jedoch kann er von den größten Schiffen befahren werden, die von Rio Grande nach Porto alegre, Pelotas und Jaguarao gehen. In ihm liegen viele kleine, unbewohnte Inseln, und auf einigen derselben stehen Leuchtthürme, die hier sehr nöthig sind.

Brasilianische Kriegs- und Passagierdampfer durchschneiden die Lagôa nach allen Richtungen und geben ihr einen belebten Anblick; was jedoch den See am interessantesten macht und ihm ein ganz charakteristisches Ansehen giebt, das sind eben die ungemein vielen Vögel, die ihn beleben und denen er, wie schon bemerkt, seinen Namen „Entensee" zu danken hat.

Der See bietet, namentlich am frühen Morgen, ein gar merkwürdiges Schauspiel. Ich habe es oft genossen, und die Frühstunden, die ich auf der Lagôa zugebracht habe, zählen unter die schönsten meiner Reiseerinnerungen. Oft treibe ich hinaus im leichten Nachen nur von einem viereckigen Segel getrieben, lange vor Sonnenaufgang, so daß ich mich bereits mitten im „Entensee" befinde, wenn im Osten die goldige Kugel heraufsteigt und Himmel und Wasser in ihrem rosigen Glanze verschmilzt. Der Nachen tanzt leicht über die Wellen von Insel zu Insel, und stundenlang ruht die Flinte unberührt neben mir, denn das herrliche Schauspiel läßt mich immer von Neuem den Zweck meiner Fahrt, die Jagd, vergessen. Tausende von Wasservögeln, von schönen und seltenen Arten, schweben in der Luft, schwimmen auf dem Wasser oder stolziren am Ufer der kleinen Inseln umher. Ueber uns wiegen sich in der frischen Morgenluft leichtbeschwingte Möven und ziehen dahin ganze Schaaren von rosenfarbigen Löffelgänsen, von wilden Enten und Gänsen, von langschnäbeligen Maçaricos und mächtigen Socós. Die dem Schwane ähnlichen Capororocas (welche dem See ausschließlich angehören) mit ihrem glänzend weißen Gefieder, die großen Hermelinenten, deren Haut gegerbt wird, die vielen Arten von langhälsigen Tauchern, und viele, viele andere Vögelarten wiegen sich in großen Haufen auf der Fluth und bedecken das Wasser. Mein Schifflein streicht an ihnen vorüber, und krächzend und schreiend erheben sie sich in die Luft, welche sie verdunkeln, um nahebei wieder sich zu senken. Und am Strande der kleinen Inseln schreiten riesige Myktersen einher, Marabuts mit schwarzem Kopfe, riesige Strandläufer, mächtig große Maçaricos, zierliche Reiher, Weihen und allerhand glänzende geflügelte Wasservögel.

Es ist ein seltsames, fast unbeschreibliches Schauspiel. Wie manche, noch unbeschriebene Arten von Vögeln mögen auf dem Entensee vorhanden sein? Noch hat sie kein Ornithologe erforscht, denn die, welche es versucht haben, sind von der Größe der Arbeit zurückgeschreckt. Und alle diese Vögel legen merkwürdiger Weise ihre Eier zusammen, auf einer kleinen Insel mitten in dem See, welche deshalb Ilha dos ovos (Eierinsel) genannt wird. Dort legen sie tausende von Eiern, welche dort ausgebrütet werden und eine stets wachsende Menge von Vögeln hervorbringen; denn der Brasilianer, träg wie er ist, denkt gar nicht daran, diese Unmenge von Vögeln durch die Jagd zu verringern und ihre Federn wenigstens als Verkaufsartikel in den Handel zu bringen. Der weiche Flaum der Capororoca (die zu vielen Hunderttausenden auf der See vorkommen) und der des Pato arminho (der Hermelin-Ente) ist eben so fein, wie die besten Eiderdunen, und würde in Europa hoch bezahlt werden. Doch der Brasilianer denkt nicht daran, und wir Fremde schießen nur ab und zu, aus Jagdliebhaberei, einige wenige Vögel. Unsere armen deutschen Jäger, die daheim einen ganzen Tag im Wasser waten, um eine oder zwei Enten aufzufinden, würden sich bedeutend verwundern, wenn sie einmal auf dem Entensee jagen könnten, wo ein einziger Jäger in einem Morgen einen ganzen Nachen mit den schönsten und seltensten Vögeln füllen kann.

Auch an Fischen aller Art, vom großen Springer, der oft vier und fünf Fuß lang wird, bis zum Silberhecht, Königsfisch genannt, giebt es alle, in den südlichen Gewässern heimische Zwischenarten von Fischen, die von hunderten von Fischern in Netzen gefangen, oder auch, wie die Linguados (eine Art von Scholle, die jedoch oft zwei Fuß lang und eben so viel Fuß breit ist) harpunirt werden. Der Fischmarkt von Rio Grande ist deshalb reich versehen mit Fischen aller Art, mit Krabben, Krebsen ꝛc. Es ist wirklich ein selten reiches und gesegnetes Wasser, dieser salzige Binnensee Südbrasiliens!

Aus allen Erdtheilen.

Adolf Bastian über das alte Cambodscha und die Ruinen von Ongkor. Als der Aufsatz, den wir neulich über diese merkwürdige Trümmerstadt nach Mouhots Angaben mittheilten, eben die Presse verlassen hatte, kam uns im Athenäum vom 2. Juni ein Bericht unsers Freundes Adolf Bastian zu Gesicht. Dieser unermüdliche Reisende und ausgezeichnete „Menschenforscher" durchwandert seit einigen Jahren die hinterindischen Länder, in denen namentlich für die Ethnographie noch so Vieles zu thun ist. Nach seiner Rückkehr dürfen wir von dem rüstigen Naturforscher eine reiche Ausbeute hoffen.

Bastian schreibt unter dem 4. April 1864 aus Saigong, daß er vor einigen Wochen von einer Wanderung zu den Ruinen Cambodscha's heimgekehrt sei, und gibt Mittheilungen, durch welche jene Mouhots ergänzt werden. Man spricht, so sagt Bastian, viel von jenen „geheimnißvollen" Ruinen; mir aber erscheint es am Merkwürdigsten, daß sie bis vor Kurzem den Reisenden und Orientalisten verborgen geblieben sind. Ein alter Schriftsteller, de Maneanedo, bemerkt, daß während seines Aufenthalts in Cambodscha, 1570, die Diener des Königs durch Zufall tief im Wald die Ueberreste einer ungeheuern Stadt entdeckt hätten; dieselben seien mit Skulpturen von Fabelthieren geschmückt und enthielten Inschriften, die Niemand lesen könne. Er nannte diese Stadt Angcor, und Aukhor, oder richtiger Nakhon (das indische Naghara), ist der Name dieser Trümmer, welche erst vor ein paar Jahren wieder aufgefunden wurden, nachdem sie einige Jahrhunderte lang in Vergessenheit gerathen waren. Doch das darf kaum Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß man bis vor Kurzem von der Geographie Cambodscha's so viel wie Nichts wußte und kaum den Namen des großen Sees (des Tuli sap) kannte, der jetzt für die Wissenschaft eine so reiche Ausbeute gibt. —

Die Landesgeschichte schweigt völlig über diese Ruinen, die an Pracht und Ausdehnung einen Vergleich mit allen anderen der Welt nicht zu scheuen haben. Die Eingeborenen leiten sie von den Göttern her. Phra in (der Indra der brahminischen Mythologie), so sagt die Legende, schickte den Phra-Phryttakam oder Vitsaunkam, damit er den Palast erbaue und für einen seiner zahlreichen Söhne herrichte, welche er mit einem irdischen Weibe gezeugt. Die übrigen Götter nämlich wollten diesen halb irdischen, halb göttlichen Sprößling im Himmel nicht dulden, und sein göttlicher Vater suchte ihn dadurch zu trösten, daß er ihm auf Erden einen Palast bauen ließ, und zwar ganz nach dem Muster des himmlischen Palastes.

Andere dagegen wollen wissen, daß der Nakhon Wat nur dem Stallgebäude nachgebildet worden sei, in welchem Erawaddi, Indra's Lieblingselephant, steht; darauf kommt jedoch nicht viel an, weil in Hinterindien die Ställe für die weißen Elephanten nicht selten den Königspalästen gleichen. Vitsaunkam (nach siamesischer Aussprache) ist Wiswakarma, der indische Gott der Baumeister und sitzt als solcher auch in der

Baumeistergrotte zu Ellora. Demnach kann die Aehnlichkeit der Skulpturen von Kailasa mit den cambodschanischen, welche gleichfalls Scenen aus dem Ramayana, die Avatars Wischnu's und andere brahminische Gottheiten darstellen, nicht überraschen. Hier wie dort finden wir Spuren heller Farben und von Vergoldungen, mit welchen man die Statuen der vielgestaltigen Götter mit der Menge von Armen und Beinen schmückte; aber hier sind sie nun ihrer Zierrath entkleidet und stehen einsam und verlassen da.

Auf der höchsten Plattform des mittlern Thurmes (Globus VI, S. 271) sitzt die Gestalt Buddha's. Als der große Patriarch Buddhagosa mit seinem Schwarme von Mönchen in diesen prangenden Tempelpalast einzog, in welchem schon manches Königsgeschlecht gethront hatte, wurde der alte klassische Name Jathapattaburi abgeschafft und in Nakhon Wat umgeändert, d. h. Stadt der Mönche. Um den Namen Buddhagosa's concentrirt sich eigentlich die ganze Literatur Hinterindiens; er ist für Barma und Siam, für Laos und Cambodscha gewissermassen ein Ulfilas; denn er brachte die heiligen Bücher des Trai Pidok aus Ceylon, wo er sie in die Sprache Magadha's übersetzt hatte, und ihm schreibt man die Einführung der Palibuchstaben zu.

Aber die älteste Art der Inschriften im Nakhon Wat und namentlich auch jene im Nakhon Tom, d. h. der noch weit ältern Königsresidenz, sollten aus einer über Buddhagosa's Zeit hinausreichenden Periode stammen und werden in Verbindung gebracht mit dem berühmten Nagasena oder Nagardschuna, mit der alten Form des buddho-siwaitischen Schlangenkultus, der auf Java bei den Budschanga-Brahminen galt. Er spielt eine wichtige Rolle in der buddhistischen Literatur.

Dit heutigen Cambodschaner erklären, daß die Inschriften nicht zu entziffern seien. Aber die Buchstaben ähneln jenen des Pali, obwohl sie eine alterthümliche Form haben und die Wörter zumeist von den jetzt gebräuchlichen abweichen. Vielleicht wird von der einen oder andern Inschrift irgend eine geschichtliche Thatsache erwähnt, welche sich auf diese Denkmäler bezieht. Die geschriebene Geschichte Cambodscha's läßt uns völlig im Stiche; sie beginnt erst mit der Zeit, in welcher die Könige erst die neue Residenz Basan oder Panompen und nachher Lawek bezogen. Damals brachen die Siamesen aus ihren Bergen hervor, fielen in das fruchtbare ebene Land ein, und die Könige zogen in die durch Sümpfe geschützte Region an dem großen See. Der königliche Bibliothekar in Udong ging mir an die Hand, als ich Auszüge aus den neueren Chroniken von Cambodscha machte, und bedauerte, daß er mir ältere nicht zur Verfügung stellen könne; diese seien alle zu Grunde gegangen, theils durch Feuer, theils in den verheerenden Kriegen; ich aber glaube, daß hauptsächlich das zerbrechliche Material (Palmblätter) die Schuld trägt. Die Geschichte von Siam, und besonders auch jene von Barma, reicht in weit höhere Zeiten hinauf. Allerdings enthalten auch sie viele Fabeln und Widersprüche, haben aber trotzdem einen gewissen Werth. Ich habe in Mandelay und in Bangkok Abschriften genommen und bin durch Kritik schon zu einigen Resultaten gelangt, indem ich sie mit den vergleichweise zuverlässigeren Chroniken von Tontin und Cochinchina verglich. Barmanischen Quellen zufolge kann Nakhon Wat nicht vor dem fünften Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung gebaut worden sein, und aus siamesischen Berichten ergibt sich, daß sie nicht nach 1337 fallen. Weitere Nachforschungen werden zu genaueren Angaben führen.

Die eingeborenen Geschichtschreiber schildern mit Ueberschwänglichkeit die Regierung des großen Königs Prakrama von Ceylon, der im Jahre 1170 einen Kriegszug gegen Cambodscha und Aramana (d. h. das Land an der Küste von Arrakan bis Cambodscha) unternahm. Das war in einer Zeit, da die Siamesen sich noch nicht von den übrigen Schan-Völkern getrennt hatten. Er besiegte die Cambodschaner, nahm ihre Hauptstadt ein, entthronte mehrere Könige, und sein ceylonesisches Reich umfaßte zugleich das südliche Vorderindien, die Gestaderegionen am siamesischen Golf und Cambodscha. Aber von alle dem weiß das Volk in diesem Lande eben so wenig wie das Volk auf Ceylon; jedoch die Thatsachen sind richtig, Prakrama baute viele Tempel und ließ Künstler aus Indien holen, die mit sarazenischer Bauart bekannt waren. Man bemerkt mohammedanische Einflüsse an den schlanken, minaretartigen Säulen an manchen Eingangsthüren des Nakhon Wat, an den gewundenen Fenstersäulen und an den späteren Bauwerken von Basek, Patentaphrohm ꝛc. Von ihm rühren die gewaltigen Teiche und Wasserleitungen her, ebenso verdankt ihm der künstliche See von Safong, eine Tagereise von Nakhon Wat entfernt, sein Entstehen. Cambodschanische Bootsleute haben mich versichert, daß am Thalesab (Tuli sap) ungeheure Uferbauten vorhanden seien. —

Bastian hat Kopien von Inschriften zu Nakhon Wat genommen. Anhalt für ein Datum fand er nur auf einer Tafel aus dem Jahre 1623. Ueberhaupt gehören sehr viele Inschriften den späteren Jahrhunderten an.

Ein chinesischer Offizier, welcher 1295 Cambodscha bereiste, entwirft folgende Schilderung von Ongkor: — Die Hauptstadt hat fünf Doppelthore; das Hauptthor hat zwei Eingänge; jenseit der Thore ist ein großer Graben; von diesem ab gehen Verbindungswege nach den großen Brücken. Auf jeder Seite der Brücke standen 54 steinerne Götterbilder, sehr groß und mit drohendem Antlitz. Die fünf Thore sahen einander gleich; die Brückenpfeiler waren von Stein und mit Schlangenbildern verziert; jede Schlange hatte neun Köpfe; jede der 54 Statuen hielt eine Schlange in der Hand. Ueber den Thoren sah man große steinerne Brustbilder Buddha's; jedes Brustbild hatte fünf Köpfe und schaute gen Westen, das in der Mitte trug einen goldenen Kopfschmuck. An jeder Seite des Thors stand ein aus Stein gemeißelter Elephant. Der Königspalast liegt etwas nördlich vom Thurm und der goldenen Brücke; der vordere Theil ist mit Blei, das Uebrige mit gelben Ziegeln gedeckt.

Die Pfahlbauten in Mecklenburg. Der Gegenstand ist von so erheblichem Interesse und von so großer Tragweite, daß wir es für angemessen halten, die Notizen über die Pfahlbauten, welche nun in so überraschender Menge gefunden werden, so wie wir sie finden, mitzutheilen. Späterhin wird sich die Gelegenheit ergeben, den Gegenstand im Zusammenhange zu erörtern und eine Uebersicht der Ergebnisse mitzutheilen.

Ueber die Pfahlbauten in Mecklenburg hat Archivrath Lisch an Professor Rütimayer in Basel ein Sendschreiben gerichtet, dem wir Folgendes entlehnen:

Im Mai 1864 entdeckte Hr. Büsch eine große Pfahlbauanlage in einem Torfmoor bei Wismar, in der Nähe des Stadtgutes Müggenburg. Hier liegt noch der ganze Pfahlbau der Steinperiode mit allen dazu gehörenden Alterthümern in sehr großer Zahl. Das ausgedehnte Moor bei Wismar ist ungefähr 16 Fuß tief. In der Tiefe liegt auf Thon eine 10 Fuß dicke Schicht von wasserhaltigem, jedoch festem, torfartigem, schwarzem Moder. Bis zur Höhe dieser untersten Schicht, welche in uralten Zeiten den Spiegel eines Sees gebildet haben wird, reichen die Pfähle der Pfahlbauten, und innerhalb der Pfahlringe und neben denselben liegt auf dem Grunde der gesammte Hausrath der ehemaligen Bewohner. Diese unterste Moder- oder Pfahlbautenschicht wird von einer ehemaligen Rasenschicht von etwa 1 Fuß Dicke bedeckt, welche nichts enthält. Auf dieser Mittelschicht, welche schon in grauer Vorzeit die im tiefen Grunde stehenden Pfahlbauten mit Vergessenheit verhüllt hat, ist eine reine Torfschicht von etwa 5 Fuß Dicke gewachsen. Um zur Erkenntniß eines Pfahlbaues zu kommen, mußte die ganze Moder- und Torfmasse bis zur Tiefe von 16 Fuß bis auf den Grund ausgegraben werden, was bei dem stark andrängenden Grundwasser und den langen heftigen Regengüssen in der ersten Hälfte des Monats Juli große Schwierigkeiten hatte. Am 6. Juli und in den folgenden Tagen lag aber das Pfahlwerk eines runden Hauses von ungefähr 14 bis 16 Fuß Durchmesser klar frei. Die Pfähle von Eichenholz sind jetzt etwa 10 Fuß hoch und 6 bis 7 Zoll dick, und stehen gegen 2 Fuß weit von einander entfernt. Das Holz ist schwarz und von dem Moder schwer zu unterscheiden; es ist beim Aufdecken weich wie Moder und zerbricht oft bei der geringsten Berührung, jedoch erhärtet es wieder an der Luft. Auf den jetzigen oberen Rasendecken des Moors liegt außerordentlich viel Holz von diesen schwarzen Pfählen, welche hier in sehr großer Anzahl gestanden haben. In und bei dem oben erwähnten runden Pfahlfundament sind in kurzer Zeit bis jetzt schon außerordentlich viele Alterthümer der Steinzeit gefunden, viele Pfähle von Eichenholz, einige auch an der Oberfläche verkohlt, 14 Keile aus Feuerstein, 2 Schmalmeißel aus Feuerstein, 1 Säge aus Feuerstein, 4 angearbeitete Feuersteinblöcke zu Geräthen, 10 Feuersteinspäne zu Messern, viele Splitter und Stücke von Feuerstein, 1 Streitaxt aus Diorit, 2 ausgeschliffene schöne Schleifsteine aus altem rothen Sandstein, 2 kugelförmige Reibsteine aus feinkörnigem Granit und altem Sandstein, 1 linsenförmiger Glättstein aus Thonschiefer, 1 runde Mühlsteinplatte aus Lava, viele Gefäßscherben, Holzkohlen, viele vollständige Haselnüsse, viele vollständige und angearbei-

tete Hirschgeweihe, abgehackte Hirschhornenden zu Geräthen, außerordentlich viele zerhackte und gespaltene Thierknochen, Rehgeweihe, Stierhörner, Schafhörner, viele Thierzähne der verschiedensten Art, ganze Schädel von kleineren Thieren, z. B. ein Hundeschädel und ein Biberschädel, und Anderes. Beim Fortschritt der Torfarbeit im jetzigen Jahre und in den künftigen Jahren werden die Alterthümer sich ohne Zweifel sehr mehren, da es scheint, als wenn die Grabung erst bis gegen die Mitte der runden Pfahlfundamente vorgeschritten sei.

Pfahlban-Alterthümer in Mähren. In Anschluß an die Mittheilungen über Pfahlbauten an den Seen der Schweiz und Bayerns, und namentlich als Erwiederung auf Professor Desors Bemerkung: „nur Oesterreich fehle noch bei den Entdeckungen", gibt Herr L. H. Jeitteles, Gymnasiallehrer zu Olmütz, in der „Oesterreichischen Zeitung" folgende Aufschlüsse:

Oesterreich, sagt er, fehlt keineswegs bei diesen Untersuchungen. Die Seen des Salzkammerguts zwar haben die geheimnißvollen Schätze, welche sie in ihrem Schooße und an ihren Ufern ohne Zweifel bergen, noch nicht zu Tage gefördert (hoffentlich wird auch dieser Schleier bald gelüftet sein); dagegen gelang es dem Verfasser dieser Zeilen, Trümmer ältester menschlicher Ansiedlungen mit zahlreichen Resten einer untergegangenen Thierwelt in Mähren aufzufinden. Diese bilden zugleich das erste Beispiel von Flußbauten, während man bisher nur Seebauten kannte. Bereits im Spätherbst 1858 war der Berichterstatter so glücklich, Reste ausgestorbener Ochsen- und Hirscharten, welche ganz unzweifelhafte Spuren menschlicher Bearbeitung an sich trugen, im Weichbilde der Stadt Troppau aufzufinden. Obwohl von der außerordentlichen Wichtigkeit des Fundes überzeugt, welche Ueberzeugung er auch mündlich und schriftlich schon damals gegen mehrere Fachmänner aussprach, war er doch nicht im Stande, diese Entdeckung weiter zu verfolgen. Seit 1862 in Olmütz, wendete er seine Aufmerksamkeit fortwährend diesem Gegenstande zu. Ungeachtet er manche vergebliche Reise deshalb unternommen, gelangte er doch zu Ende des vorigen Jahres zu der Ueberzeugung, daß im Norden von Mähren Pfahlbauten-Reste vorhanden sein müssen.

Große Hoffnungen, wenigstens einige sichere Andeutungen zu erhalten, setzte er auf die Ende Mai begonnenen Arbeiten zur Legung der Gasröhren in der Stadt Olmütz. Und diese Hoffnung hat sich auch wirklich völlig bewährt. Seit etwa vier Wochen wurden in der obersten Decke der bei diesen Arbeiten entblößten Moorschicht von mir selbst, von meinen Schülern und von den Arbeitern zahlreiche Knochen, Zähne und Gebisse von Thieren nebst Arbeiten menschlichen Kunstfleißes aus Bein, Stein, Bronze und Eisen aufgefunden. Riesige Zähne vom Wildeber und zahllose Reste des Hausschweins, Knochen und Zähne vom Ur- und Hausrind, vom alten Pferd, von Hirschen und Rehen und anderen Wiederkäuern (wie es scheint, sind auch Rennthier-Reste dabei); vom Hund und von vielen anderen kleineren und größeren wilden und zahmen Thieren fanden sich viele; ja die meisten der Röhrenknochen waren in jener charakteristischen Weise der Länge nach zerspalten, wie sie Rütimeyer von den schweizer Pfahlbauresten beschreibt; unsere Urväter benützten nämlich auch das Mark dieser Knochen zur Speise. Eben so finden sich sehr viele Knorpelflächen abgenagt, und beinahe ohne Ausnahme die Alveolarhöhlen aller in Olmütz aufgefundenen Unterkiefer aufgebrochen. Nicht wenige Knochen zeigen mannigfaltige Spuren künstlicher Bearbeitung zu Instrumenten.

Ferner fand man in der Torfschicht verschiedene Gegenstände von Eisen (Lanzenspitzen, Hufeisen, einen Sporn, Nägel, Angeln), mehre Bronze-Sachen (einen Ring, eine Nadel, eine halbe Spange, einen Griff zu einem Werkzeug und zwei Stücke geschmolzener Bronze), endlich eine Pfeilspitze (?) aus Feuerstein. Die Bronze-Sachen dürften in größerer Tiefe vorherrschend sein und bei systematischen Nachgrabungen viel häufiger gefunden werden. In den tiefsten Lagen des Torfmoors wird man dann vielleicht zahlreichere Steinwerkzeuge finden. Auch nicht wenige Bruchstücke interessanter uralter Töpferarbeiten wurden in Olmütz zu Tage gefördert. (Die von mir gesammelte Masse von Natur- und Kunstprodukten aus dieser Torfschicht ist schon jetzt sehr groß, da bereits mehr als 500 Stücke in meinem Besitz sind.) Am Niederring, nicht weit vom Festungskommando, fand man nebeneinander Trümmer von Graphit-Tiegeln, geschmolzene Bronze-Klumpen, zahlreiche Schlacken und Kohle — offenbar Reste eines weit hinter alle Geschichte zurückreichenden kleinen Hüttenwerks.

Hier allein wurden auch zwei horizontale 9 bis 11 Fuß lange Balken sichtbar. Senkrechte Pfähle hat man noch nicht aufgefunden. Bei tieferen Nachgrabungen wird man aber wahrscheinlich nicht vergeblich nach letzteren suchen. Unmittelbar unter diesen horizontalen Balken dürften sich die sie tragenden vertikalen Pfähle finden. Die Knochen des Pferdes gehören, wie es scheint, der ausgestorbenen Form Equus angustidens an; der Unterkiefer zeichnet sich durch ganz riesige Eckzähne aus. Was den Hund betrifft, so stimmen die zwei gefundenen Unterkieferhälften in ihren Dimensionen genau mit den von Rütimeyer angegebenen Maßen jener Hunderasse überein, welche ehemals in der Schweiz lebte. Hier haben wir vielleicht die Stammform (?) unserer jetzt so vielfach auseinander gehenden Hundespielarten. Von Hölzern ist das Birkenholz entschieden vorherrschend. Andere Früchte als zahlreiche Haselnüsse fand man noch nicht.

Ein Eisberg und Alterthümer am Fuße des nassauischen Westerwaldes. Uns ist darüber aus dem Herzogthum Nassau eine Mittheilung zugekommen, der wir das Nachfolgende auszugsweise entlehnen.

In der Nähe von Hadamar, eine Stunde von Limburg an der Lahn, erhebt sich ein bedeutender Basaltkegel, der unter dem Namen Dornburg bekannt ist. An den Abhängen nach Süden und Südosten liegt ein etwa eine Drittel Stunde langes Geröll von Basaltstein, welches in einem Winkel von 35 bis 40 Grad dachjäh bis zu 300 Fuß gegen den Berg aufsteigt und sich an einzelnen Stellen an festes Basaltgestein anlehnt. Am Fuße des Berges, unterhalb des Gerölles, machte man am 20. Juli 1864 in dem dicht mit Gras, Moos und Wald bestandenen Boden eine Oeffnung, aus welcher ein heftiger Luftzug von + 4 bis 5° R. ausströmte, während die Temperatur der äußern Luft + 23° im Schatten betrug.

In dem Steingerölle hatte Doctor Thomä (Direktor der landwirthschaftlichen Anstalt auf dem Gaisberg bei Wiesbaden) in den Jahren 1839 bis 1847 zu fünf verschiedenen Malen Schachte bis zu 30 Fuß abteufen lassen. Er fand schon einige Fuß unter der Oberfläche, bis auf 26 Fuß Tiefe hinunter festes Eis, welches die Klüfte des Basaltgerölles ausfüllte. Drei Quellen, welche diesem Eisberg entströmen, und deren Wasser eine größere Strecke angebauten Bodens durchfließen, zeigten eine Temperatur von 5 und von $6\frac{1}{2}$° R. Die verschiedenen Beobachtungen Thomä's wurden im Herbst, Winter und Frühjahr angestellt, und die Ergebnisse sind in den Jahrbüchern des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau, Wiesbaden 1849, Heft IV, veröffentlicht worden. Es wird darin die Thatsache bestätigt, daß auf der Höhe der Basaltgerölle auf weiten Strecken, selbst bei dem stärksten Schneefalle, kein Schnee liegen bleibt und aus den Spalten, in welchen die Luft einströmt, im Winter (25. Januar 1847) eine solche von + 9° R. ausströmte, während in derselben Gegend die Kälte an den vorhergegangenen Tagen bis — 16° R. betragen hatte. Um diese Quellen warmer Luft versammeln sich im Winter die Holzarbeiter wie um einen warmen Ofen; auch Thiere, welche sonst im Winter nicht vorkommen, z. B. Feuerfalamander, wurden von Dr. Thomä in der Nähe dieser warmen Luftlöcher beobachtet.

In den Tagen vom 5. bis 9. Oktober 1846, als noch gar kein Frost eingetreten war, und nach einem sehr heißen Sommer, fand Thomä Eis in einem der Löcher. Alle diese Erscheinungen blieben seit 1847 unbeobachtet; jetzt nun hat Herr Troost in Hadamar vom 15. bis 21. Juli 1864 neue Untersuchungen angestellt. Er ließ mit Hülfe von 10 Arbeitern die eingefallenen Schachte wieder öffnen und fand schon bei 2 bis 4 Fuß Tiefe Eis in Stücken von 1 bis 7 Pfund zwischen den Klüften des Basaltes, trotzdem die Sonne hier von Morgens früh bis Nachmittags 3 Uhr in die Schachte hinein scheint. Er stellte in die Spalten des Gerölles der Schachte Wasser (in porösen Thongefäßen), die Temperatur desselben sank schnell von + 16° auf 0° R. Neben den Schachten machte er die oben erwähnten Oeffnungen, aus welchen ein Windzug von stets sich gleichbleibender Temperatur (+ 4° R.) ausströmte, während sich der Beobachter nahe dabei in einer Lufttemperatur von + 23° R. im Schatten und von wenigstens + 25° bis + 30° in der Sonne befand; zwei Schritte weiter am Rande des Schachtes war er einer Temperatur von + 8° ausgesetzt; einen Schritt zur Seite von dem von ihm gemachten mannshohen und mannsbreiten Luftzugstollen hatte er einen starken Windzug von + 4° R., wiederum vier Schritte in die Tiefe

des Schachtes eine Temperatur von + 5° R., und dort war er rings von Klüften umgeben, die mit Eis gefüllt sind. Um festzustellen, ob das Eis vom Winter herrühre (was Thomä behauptet), oder sich etwa durch Verdunstung und die dadurch erzeugte Kälte bildet was die Ansicht des Herrn Troost ist, hat der Letztere eine größere Anzahl mit Wasser gefüllter Gefäße in die Schachte gestellt und diese wiederum mit dem Geröll ausfüllen und mit Wasser übergießen lassen, um nach einiger Zeit, wenn die Schachte von Neuem ausgeräumt worden, zu sehen, welche der Ansichten die richtige sei. Die drei Quellen zeigten constant: die eine + 4°, die zweite + 5° und die dritte + 6° R. während der sechs Tage, zu ganz verschiedenen Stunden, trotzdem die äußere Lufttemperatur von + 14 bis + 23° R. variirte.

Im Basaltgerölle fanden sich drei Stücke eines Hand-Mühlsteins, aus Basalttuff gearbeitet; ferner ein Pfeil aus Feuerstein. Zwischen dem Eisberge und dem Ausfluß einer Quelle, wahrscheinlich über dem Laufe derselben, befanden sich sechs große Zähne eines antediluvianischen pflanzenfressenden Thieres.

Die Höhe des Berges Dornburg beträgt gegen 500 Fuß über dem vorbeifließenden Elbbach und jene über dem Meere ungefähr 1200 Fuß. Der Berg bildet ein Plateau von etwa 100 rhein. Morgen guten Getreidelandes, um welches sich ein 20 bis 25 Fuß breiter und 10 bis 15 Fuß hoher Wall von aufgeworfenen Steinen hinzieht, von dem die Sage geht, daß er die Umfassungsmauer einer längst untergegangenen Stadt: „Dornburg" gebildet habe. Auf dem vordern Südrande findet man noch die Reste eines kreisförmigen Gemäuers von ungefähr 100 Fuß im Umfange; in der Mitte desselben im Basaltgerölle steht ein Wasser in der Tiefe von 1½ Fuß und 4 Fuß im Durchmesser. Dasselbe soll nach Aussage der Umwohner sich stets auf derselben Tiefe selbst in dem trockensten Sommer erhalten. Dieses Wasser zeigte am 15. und 20. Juli bei einer Lufttemperatur von + 23° resp. + 16° R. die gleichbleibende Temperatur von + 10° R. Hier wurden zu verschiedenen Zeiten Urnen, eiserne Töpfe, Hand-Mühlsteine, Schmucksachen von Gold, Kupfer, Eisen, Münzen, Gegenstände aus der Steinzeit ꝛc. aufgefunden. Von dort oben genießt man eine prachtvolle Aussicht, man überschaut die fruchtbarsten Felder und Wiesen, bewaldete Hügel und Berge des Elb-, Aar- und Lahnthals; der Blick schweift von einem Ausläufer des Westerwaldes hinüber bis zum Taunusgebirge; man sieht die schönen Schlösser Schaumburg, Molsberg, Westerburg, Schadeck, den Dom zu Limburg, sowie eine große Zahl Städte, Städtchen und Dörfer.

Kunstwerke in alten Knochenhöhlen. Im Jahre 1858 wurde bei Brixham, vier Miles von Torquay, in Devonshire, England, eine noch unberührte Knochenhöhle entdeckt. Man fand in derselben in einer Lehmschicht Knochen vom vorweltlichen Elephanten oder Mammuth, vom sibirischen Rhinoceros, vom Höhlenbären und der Höhlenhyäne, vom Höhlenlöwen, Rennthier, von einer Art Pferd, vom Ochsen und von verschiedenen Nagethieren. Menschenknochen waren nicht vorhanden, wohl aber viele Steinmesser. Diese Werkzeuge müssen so alt sein, wie die ausgestorbenen Thierarten; dafür sprechen unwiderlegliche Gründe, die Lyell in seinem „Alter des Menschengeschlechts" (deutsche Ausgabe von Büchner, S. 65) angibt. Diese Entdeckung machte nicht geringeres Aufsehen als die frühere in der Picardie, im Sommethal. Bald kamen auch aus Südeuropa Nachrichten von interessanten Funden. Professor Busk entdeckte 1863 eine Knochenhöhle in Gibraltar. Im mittlern Frankreich wurden Gegenstände zu Tage gefördert, welche beweisen, daß die, sagen wir der Kürze wegen, voradamitischen Menschen einen gewissen Kunstgeschmack hatten und, ohne Metallwerkzeuge zu haben, Skulpturen an Thiergeweihen, z. B. Hirschhörnern, anbrachten und in Stein Gestalten von Thieren schnitzten, die jetzt ausgestorben sind.

Falconer, welcher bei dem ersten Ausgraben in Brixham zugegen war und auch die von Boucher de Perthes bei Abbeville gesammelten Gegenstände gesehen hat, gibt jetzt allerlei wichtige Nachweise. Die Beweise für ein sehr hohes Alter des Menschengeschlechts stützt man bis jetzt auf zweierlei. Man weist darauf hin, daß die Spuren im Kies und in Knochenhöhlen vorkommen. Die Spuren, welche man in dem erstern findet, weisen mit großer Zuverlässigkeit in eine sehr weit entlegene Zeit zurück, aber sie zeigen nur sehr einfache Gegenstände auf, nämlich Waffen und Geräthschaften aus Feuerstein, und auch diese kommen nicht in großer Menge vor. Von Menschenknochen ist im Kies nichts gefunden worden, das über allen Zweifel erhaben wäre. Ganz anders in den Knochenhöhlen. Sie zeigen, in bestimmten Fällen, die Rasse an, zu welcher die ursprünglichen Höhlenbewohner gehörten, ihre Gestalt und Körperkraft, welche Thiere gleichzeitig mit jenen Menschen lebten, von welcherlei Weichthieren, Fischen, Vierfüßern und Geflügel sie sich nährten. Wir wissen, daß sie das Fleisch kochten, das Mark aus den Knochen gewannen, und wie das geschah, welcher Waffen sie sich auf der Jagd bedienten, wie sie die Häute und Felle abzogen und zubereiteten, daß sie das Fleisch von den Knochen abkratzten, die Thiersehnen als Leinen für die Harpunen oder als Zwirn für die fein zugespitzten, mit Oehren versehenen Nadeln benutzten, welche Geräthe und Waffen sie aus Stein, Knochen oder Hirschhörnern verfertigten, welcherlei Zierrathen sie besaßen und wie sie ihre Todten bestattet haben. Sie hatten auch einen gewissen Sinn für Kunst und machten Musik, denn wir finden ausgehöhlte Knochen mit Blaslöchern, also Anfänge zu einer Flöte. Wir wissen, daß Urmenschen während der Driftperiode (der Zeit, wo das Wasser Löß anschwemmte) vorhanden waren; wir kennen die Küchenabfälle und Muschelhügel und die Pfahlbauer, aber die Knochenhöhlen sind doch viel ausgiebiger als diese alle.

Dafür liefern abermals einen Beweis die Forschungen, welche Lartet und Christy im Departement der Dordogne, in der vormaligen Provinz Périgord und im Bezirk von Sarlat, im südwestlichen Theile des mittlern Frankreichs, angestellt haben. Sehr reich waren die Funde in der Höhle bei Les Eyzies in der Gemeinde Tayac; sodann die Höhle Le Moustier, sodann unter dem überhängenden Gelände von Laugerie haute, Laugerie basse und la Madeleine im Thale der Vezère in der Kreideformation. Der Boden der Les Eyzieshöhle besteht aus einer zusammenhängenden Lage von Breccie, die aus einer Basis von Asche, ausgebrannten Kohlen und Holzkohlen besteht, sodann aus Knochen, die noch in ihrem natürlichen Zustande sich befinden, oder gespalten, angesengt oder verbrannt sind; Kieseln, vielen Bruchstücken von Feuersteinmessern und Geräthen oder Waffen aus Rennthiergeweihen. Das Ganze bildet ein wirres Durcheinander und hat seit der Zeit, da es in jener Höhle abgelagert wurde, keinerlei Störung erlitten.

In der Les Eyzieshöhle fand man unter vielen Platten eines harten Schiefers, der in jener Gegend nicht vorkommt, auch zwei, auf welchen das Bild eines vierfüßigen Thieres eingegraben ist. Die eine ist durch einen alten Bruch verstümmelt; auf ihr sieht man das vordere Viertel eines Thieres, dessen Kopf Hörner hatte; die Linien sind aber nur schwach angedeutet. Die andere Platte zeigt einen Kopf, an welchem die Nasenlöcher scharf gezeichnet sind; der Mund ist halb geöffnet; die Profillinien der Stirngegend sind in Folge einer spätern Abreibung ziemlich verwischt. Man sieht auch die Schaufel von einem Geweih, wie Lartet meint, eines Musethiers (Elenns). Diese Platten enthalten die ältesten Eingrabungen auf Stein, welche von den Urmenschen in der europäischen „Rennthierperiode" herrühren.

Bei Laugerie haute und basse und bei La Madeleine fand man unter allerlei Knochenabfällen und anderen weggeworfenen Gegenständen sehr viele Feuersteine und dann auch Skulpturen. Dort hatten die alten Wilden offenbar Kochstellen und Arbeitswerkstätten; die Knochen sind vom Pferd, Ochsen, Steinbock, von der Gemse, dem Rennthier, von Vögeln und Fischen; solche von Hirsch, Eber und Hasen kommen nur in geringer Menge vor. Man fand einzelne Backenzähne von dem nun ausgestorbenen irischen Elenn und Platten vom Backenzahne eines Mammuth. Es scheint, als ob in Laugerie haute die Geräthe aus Feuerstein verfertigt wurden, und daß man in Laugerie basse aus Rennthierhörnern Lanzen- und Pfeilspitzen, Harpunen, Dolche, Nadeln und andere Geräthe herstellte. Man fand in dieser Höhle eine ganz ungewöhnliche Anhäufung von Rennthiergeweihen, und fast alle zeigten Spuren davon, daß an ihnen eine steinerne Säge thätig gewesen war. Manche dieser Skulpturen erscheinen, in Anbetracht der Zeit, aus welcher sie stammen, und der dürftigen Werkzeuge, welcher man sich bedienen konnte, als wahre Wunderwerke, sowohl in Zeichnung, wie in Ausführung der Arbeit. Ganz ausgezeichnet ist ein langer Dolch, welcher aus einem einzigen Horn besteht. Der Griff stellt ein Rennthier dar; die einzelnen Theile haben das richtige Verhältniß und sind mit großem Kunstgeschmack behandelt. Die Vorderbeine liegen zierlich unter dem Bauche zusammengeklappt, die Hinterbeine sind allmälig nach der Klinge zu lang gezogen, der Kopf ist nach aufwärts gebogen, und den Handgriff bildet eine Krümmung, welche vom Halse bis zur Schnauze reicht. Lartet be-

merkt, daß die Hand, für welche solch ein Griff bestimmt war, viel kleiner gewesen sein muß, als jene der heutigen Europäer. Jener Dolch war vom Künstler noch nicht ganz fertig gearbeitet, kann aber auch so einen Vergleich mit den Dolchgriffen aushalten, welche man noch jetzt im Orient aus Elfenbein schnitzt. — Ein anderer Griff läuft an einem Ende als Lanzenspitze aus und zeigt, theilweise in Relief, einen Pferds- und einen Rennthierkopf; andere sind mit Wellenlinien und dergleichen verziert. Auf manchen Rennthierschaufeln findet man in eingeschnittenen Linien, in Basrelief oder auch in Hochrelief Thiergestalten. Außer den Lanzenspitzen kamen noch zum Vorschein: Nadeln mit eingebohrtem Oehr und eingezackte Harpunen, welche jenen der heutigen Eskimos gleichen. Das Schulterblatt eines Rennthiers ist vermittelst eines Feuersteins durchbohrt worden, der vermittelst einer kalkigen Kruste noch jetzt in demselben festgehalten wird. Von Metall ist in jenen Höhlen an der Dordogne keine Spur vorgekommen.

Aus den slavischen Ländern. Es ist von Interesse für uns Deutsche, den Bewegungen und Regungen in den slavischen Ländern zu folgen; denn sie sind auch für uns von Bedeutung. Es ist merkwürdig genug, daß unter den eifrigsten Vertretern des Slaventhums viele Männer mit deutschen Namen sind. Ein Hauptorgan derselben ist die zu Bautzen in der sächsischen Lausitz erscheinende „Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft. Verantwortlicher Redacteur J. E. Schmaler". Herrn Schmalers slavische Bestrebungen haben das Wohlwollen der russischen Regierung gefunden; sie hat ihn jüngst durch die Verleihung des Annenordens ausgezeichnet. Die Zeitschrift selbst erscheint in deutscher Sprache, welche noch immer das sicherste Mittel der Verständigung unter den neun verschiedenen Slavengruppen ist.

Herr A. v. Hilferding, ein sehr unterrichteter Mann, der von St. Petersburg aus sehr eifrig in russischem Interesse wirkt, hat die Ueberreste der Slaven auf der Südküste des Baltischen Meeres geschildert und hebt die besonderen Eigenthümlichkeiten der slovinzischen und kaschubischen Sprache hervor. Diese bildet mit der polnischen den lechischen Zweig der „slavischen Sprache", der in den polnischen und baltischen Dialekt zerfiel, in ähnlicher Weise etwa, wie der russische Zweig sich in den großrussischen und kleinrussischen theilt. Die Sprache der Kaschuben und pommerschen Slovinzen ist das letzte noch lebende Ueberbleibsel des baltischen Dialektes. Dieser ist aber erloschen in den Gegenden, wo er die ganze Vollständigkeit seines selbständigen Typus besaß, d. h. an den Ufern der Elbe und im westlichen Theile der baltischen Küste. Als Slovinzer und Kabatker bezeichnet Herr v. Hilferding die armen Fischer und Kolonisten, welche am Garden- und Leba-See in Pommern wohnen, und er gibt über die Mundart derselben einen eingehenden Bericht, der für Sprachforscher von Werth ist.

In einem Aufsatz aus Laibach, „Slowenisches", wird hervorgehoben, daß die nationale Entwicklung unter den Slowenen immer mehr zunehme, aber sich bis jetzt fast nur auf das literarische und gesellschaftliche Gebiet beschränke, weil es auf dem politischen auf scheinbar unüberwindliche Hindernisse stoße. Unter den Weckern des slowenischen Nationalbewußtseins stehe die niedere Geistlichkeit in vorderster Reihe; sie gebe Sprachunterricht in den Volksschulen und erinnere in Krain, Steiermark, Kärnthen ꝛc. die Leute daran, daß sie Slowenen seien. Die Lesevereine und Zeitungen mehren sich; in den Statuten der Matitza ist durch die Behörden ausdrücklich eine „slowenische Nation" anerkannt. Die Béseda-Gesellschaften in Laibach, Cilly und Marienburg stehen in schönster Blüthe; durch den cillyer Leseverein sind 4000 Gulden zur Gründung einer slowenischen Buchdruckerei zusammengebracht worden. In Laibach gibt „der ausgezeichnete und hochverdiente Patriot Dr. Bleiweiß" (wieder ein deutscher Name) eine slowenische Zeitung heraus, die 5000 Abnehmer hat. — Die „slowenische Nation" ist in fünf Kronländern vertheilt, nämlich in den drei obengenannten und in Istrien und Triest; sie zählt im Ganzen nur anderthalb Millionen Seelen; fast der ganze slowenische Adel ist seiner Nationalität entfremdet; das Slowenenthum befindet sich im Gedränge zwischen dem Deutschthum und dem Italienismus. — Im nächsten Winter will eine Schauspielergesellschaft in Laibach, Görz, Triest, Cilly und Marienburg Theaterstücke in slowenischer Sprache aufführen; Dr. Bleiweiß gibt eine Sammlung von Stücken für Liebhabertheater heraus; das erste derselben ist in slowenischer Sprache von Linhart verfaßt, wieder einem Manne mit deutschem Namen.

Ein kroatischer Patriot hat einen Preis von 100 Dukaten für eine in krooatischer Sprache zu verfassenden Geschichte seines Volkes in den Jahren 1840 bis 1850 ausgesetzt.

Die Matitza serbska, welche bisher ihren Sitz in Pesth hatte, ist nach Neusatz verlegt worden. Sie kann wirklich als eine Muttergesellschaft betrachtet werden, denn sie hat die Bildung ähnlicher Vereine bei den Tschechen, Kroaten, Russinen (Ruthenen), bei den lausitzer Serben, den Slowenen und Slowaken veranlaßt.

Die Ruthenen in Ungarn haben einen literarischen Verein für Bildung des ruthenischen Volkes gegründet. Protektor ist der ruthenische Bischof von Munkatsch und Eperies.

V. J. Lamansky in Petersburg, ein hervorragender Panslavist, hat über „Serbien und die südslavischen Provinzen Oesterreichs" geschrieben. Er räth der Süd- und Westslaven in der Türkei und Oesterreich, sich dem Fürstenthum Serbien zu nähern und keine Hoffnung auf Verwirklichung eines slavischen Föderalismus in Oesterreich zu setzen, „da dieses niemals seinem deutschen Ursprung untreu werde und sich auf keinen Fall in ein slavisches Reich verwandeln kann". Die Macht der deutschen Idee sei zu stark; Oesterreich habe in sich sieben vollständig geschiedene slavische Stämme, welche in ihrer Gesammtheit keine allgemeine Nation, sondern nur einzelne Nationalitäten bilden. Ihre Verschmelzung könnte eine allgemeine diplomatische und wissenschaftliche Sprache fördern „und am bequemsten wäre dazu die russische Sprache, deren Literatur reicher und vollständiger ist, als die aller genannten Stämme, die tschechische nicht ausgenommen. Nur die russische Sprache könne bei ihnen die deutsche verdrängen „welche letztere sie selbst die panslavistische nennen" (weil jeder gebildete Slave Deutsch versteht; der bekannte Slavenkongreß zu Prag, 1848, fand selber, daß die deutsche Sprache das zweckmäßigste Medium für das Verständniß sei). Lamansky betont die Nothwendigkeit einer „allgemeinen slavischen Literatursprache". Mit dem Polnischen, Tschechischen und Serbischen habe man es vergebens versucht; es bleibe also nur die russische, deren Ausbreitung zu fördern eine slavische Pflicht sei. Durch diese Ausbreitung werde „die weitere Zunahme des Schwabenthums und des Pariserthums, der deutschen und französischen Idee, abgewendet; Serbien werde dann Kraft erhalten nicht nur zu befreien, sondern auch an sich zu ziehen sowohl die Slaven in der Türkei als auch in Südösterreich, wo die Intelligenz stark mit deutschem und magyarischem Geiste versetzt ist".

Der höchste Berg in Großbritannien. Die Ingenieure, welche jetzt Schottland vermessen, haben auch den Ben Macdhui und anderen Höhen der Cairngorm-Gruppe ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Sie fanden den Maedhui, dessen Höhe man früher zu 4390 Fuß annahm, nur 4296 Fuß hoch. Der Ben Nevis ist einer frühern Messung zufolge 4373 engl. Fuß hoch, auf neueren Karten findet man aber 4406 angegeben. Der Braeeich hat 4248, der Cairtoul ist jetzt auf 4240 und der Benabourd auf 3923 Fuß bestimmt worden.

Der Ausfuhrhandel von Hakodade, dem für den Verkehr mit Ausländern geöffneten Hafen auf der nordjapanischen Insel Jeso, ist im Anwachsen: im Jahre 1862 betrugen die Ausfuhren in fremden Schiffen 167,025 Pf. St., im Jahre 1863 waren sie auf 267,538 gestiegen.

Die Bevölkerung von Paris betrug nach der Zählung von 1863 in den 20 Arrondissements 1,696,151 Seelen. Im Jahre 1862 wurden geboren 52,312 Kinder, davon 14,501 außereheliche. Todesfälle 42,185.

Die Finanzen Ostindiens. Das amtliche Rechnungsjahr schließt mit dem 30. April ab. Die Bruttoeinnahme 1863/64 betrug 44,753,500 Pf. St., der Reinertrag aber, in Folge von Erhebungskosten, Ausgaben für Salz, Opium ꝛc. 35,946,700 Pf. St. Landtaxe, und Tribute der eingeborenen Fürsten ergaben 18,488,000, Zölle 2,041,420, Stempel 1,598,280, Salzsteuer 4,929,250, Opium 4,740,550; andere Steuern 1,325,950 Pf. St. Der Anschlag für die Ausgaben stellt sich auf 35,688,811, wovon 12,765,281 für die Armee und Zinsen für die Schulden 5,247,569 Pf. St.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Nürnberg.

Von **Friedrich Brinkmann.**

III.

Kunst und Wissenschaft.

Wir haben die Denkmäler geschildert, welche uns in Nürnberg das Mittelalter repräsentiren, wahrlich eine stattliche Zahl, und darunter das Ehrwürdigste und Schönste, was Nürnberg überhaupt in sich birgt. Ein noch gewaltigeres Monument hat aber das ganze Mittelalter in der Stadt, als Masse betrachtet, gefunden, in der Physiognomie, die ihr als Ganzem eigenthümlich ist. Vertreten jene uns, wenn wir sie im Besondern betrachten, ein jedes ein besonderes Ereigniß oder einen besondern Zug des Mittelalters, so treten sie bei einem Gesammtüberblicke in die Massen der Häusergruppen, der Straßen und Plätze zurück und gliedern sich als Theile in das Ganze ein, und zwar in solch einer harmonischen Weise, daß die Stadt wie aus Einem Gusse zu sein scheint. Das ganze Nürnberg, wie wir es jetzt noch vor uns sehen, ist ein einziges, imposantes Denkmal des deutschen Bürgerthums im Mittelalter, seiner Handels-, Industrie- und Kunstthätigkeit, seines gediegenen Wohlstandes und Reichthums und seiner imponirenden Machtstellung innerhalb und außerhalb Deutschlands. Wir geben uns aber um so williger diesem Eindrucke und den sich daran reihenden Erinnerungen hin, als diese uns gerade die Lichtseite jener in einem so seltsamen Farbenspiele schillernden Zeit vor die Seele führen, und die dunklen Seiten zwar auch angedeutet sind, jedoch nur so, daß es dem Menschenfreunde leichter wird, den Schleier darüber zu werfen, als an fast allen anderen Orten von gleichem Alter. —

Alte Häuser an der Stadtmauer in Nürnberg.
(Nach einer Photographie.)

Die Periode des Ueberganges von dem Mittelalter in die neuere Zeit ist, wie schon oben gesagt, dieselbe Epoche, in der Nürnberg den Zenith seiner Größe erreichte, wo es sein Gebiet zu einem wahrhaft fürstlichen Umfange ausdehnte, wie keine andere Stadt Deutschlands ein solches besaß, wo es sich zum Mittelpunkte des europäischen Handels machte, wo seine Industrie und die mannigfaltigsten Künste, die Malerei, Skulptur, Erzgießerei, Bildschnitzerei und der Meistergesang, die größten Meister und Meisterwerke aufzuweisen hatten. Daher kömmt es denn, daß diese Zeit auch in der Physiognomie des jetzigen Nürnbergs sich noch sehr bemerklich macht, und wir fast überall auf ihre Spuren stoßen. Und das ist nicht etwa eine Verkümmerung des so eben hervorgehobenen mittelalterlichen Charakters der ganzen Stadt. Denn wenngleich die geschichtlichen Thatsachen, welche in ihren Folgen die neuere Zeit herbeiführten, in das Ende des 15. Jahrhunderts fallen, so erhält sich der mittelalterliche Charakter in der Denkungs- und Gefühlsweise der Menschen, somit auch in der Kunst, und hier wieder ganz besonders in der Architektur, doch viel länger und geht nur nach und nach in den der modernen Zeit über. Dieses allmälige Verlaufen

des Alten in das Neue wird uns sehr anschaulich durch das Erscheinen einer Persönlichkeit, wie Kaiser Maximilian, am Ende des Mittelalters, als schon die neue Zeit in vollem Anzuge war, vor Augen geführt, und „der letzte Ritter“ ist gerade einer von den Kaisern, an die wir in Nürnberg am lebhaftesten gemahnt werden. Wie sein Vater, der schwache, aber menschenfreundliche Friedrich III., ein Freund der Städte war und gern in Nürnberg weilte, wo sich noch manche anekdotenartige Erinnerungen an ihn erhalten haben, so auch Maximilian, und Beiden trug ihr herablassendes Wesen die goldene Frucht, daß von ihrer Zeit an die Städte, unter ihnen auch Nürnberg, eine entschiedene Vorliebe für das habsburgische Haus faßten.

Uns interessirt hier besonders das Verhältniß, in welchem Max zu Albrecht Dürer stand, da er diesem beinahe Alles verdankt, was uns in Nürnberg an ihn erinnert. Leider benutzte der Kaiser den großen Künstler fast zu nichts Anderm, als zur Verherrlichung seiner Person, und so sehen wir an diesem Beispiele wieder, wie an hundert anderen, welch ein Hemmschuh für den Künstler und die Kunst Mangel an Kunstsinn bei den Auftraggebern war. Die bekannteste von den Arbeiten, die Dürer für den Kaiser machte, ist der „Triumphwagen“. Die von Max selbst gegebene Idee wurde von dem Freunde Dürers, dem berühmten Willibald Pirkheimer, ausgearbeitet und so kam sie zur Darstellung. Mit Recht nennt v. Eye das Ganze eine „ausgeklügelte Allegorie und schale Lobrednerei, die durch Nichts versöhnt wird, als durch die harmlose Naivetät, mit der sie vorgetragen ist“. Ein jedes Ding an diesem prächtigen, von 12 Pferden gezogenen Wagen, worauf der Kaiser im Ornate fährt, hat bis auf die Räder und Zügel seine allegorische Bedeutung, die durch die beigefügten Namen ausgesprochen ist, und eben so alle die Frauengestalten, die neben den Pferden und dem Wagen herschreiten. Die Wagenlenkerin z. B. ist die Vernunft, die Zügel sind Adel und Macht, die Räder Herrlichkeit, Ehre, Würde und Ruhm ꝛc. Hinter dem Kaiser kniet in flatterndem Gewande die Siegesgöttin und setzt ihm einen Lorbeerkranz aufs Haupt. Einen erfrischenden Gegensatz zu diesem vornehmen allegorischen Aufzuge macht die Musikantengruppe in der Ecke, Alles aus dem Leben gegriffene Gestalten, vielleicht Porträts von nürnberger Stadtpfeifern.

Dieses ganze Werk war dazu bestimmt, in Holzschnitt ausgeführt zu werden, und wurde darin ausgeführt. Erst später hat man danach ein Wandgemälde im großen Rathhaussaale zu Nürnberg anfertigen lassen, und in dieser Ge-

Das Albrecht Dürer-Haus in Nürnberg. (Nach einer Photographie.)

stalt gelangt es jetzt gewöhnlich zur Kenntniß des Publikums. Es ist aber durchaus zweifelhaft, ob Dürer auch nur einen Pinselstrich daran gemacht hat, vielmehr wahrscheinlich, daß es von fremder Hand herrührt. Uebrigens ist diese Frage eine ziemlich müßige, da die Uebermalung, welche im 17. Jahrhundert erfolgte, vom Originale Nichts mehr erkennen läßt. Die Musikantengruppe jedoch ist von dem besten Schüler Dürers, Georg Penz, gemalt.

Ein zu demselben Zwecke, der Verherrlichung Maximilians, bestimmtes, an Kunstwerth ungleich höher stehendes Werk Dürers ist die sogenannte „Ehrenpforte", ein Triumphbogen, „der in Stammbäumen, Wappenreihen, Porträtfiguren und geschichtlichen Darstellungen die ruhmreiche Abstammung, die weite Herrschaft, das Leben und die Thaten des Kaisers" darstellen sollte. Auch dies ist ein Holzschnitt von enormem Umfange (10½ Fuß Höhe, 9 Fuß Breite). Nach dem Tode des Kaisers fertigte Dürer aus eigenem Antriebe noch einen Holzschnitt dieser Art, den man die Apotheose des Kaisers nennt und zu den schönsten Arbeiten des Meisters rechnet. Endlich sind hier noch die Randverzierungen in dem Andachtsbuche Maximilians zu erwähnen, die indessen mehr von kulturhistorischem, als von Kunstinteresse sind, da sie uns zeigen, was für seltsame Dinge man in Erbauungsbüchern zu malen pflegte (Dürer hat hierin nur eine alte Gewohnheit des Mittelalters beibehalten) und wie rein äußerlich man die Religion auffaßte. Dies Buch befindet sich jedoch nicht in Nürnberg, sondern auf der königlichen Bibliothek in München, zu deren größten Schätzen es gezählt wird.

Ein interessantes Kapitel, reich an erbaulichen Texten zu Strafpredigten an das deutsche Volk, ließe sich noch zusammenstellen aus den Thatsachen, welche die Geldverhältnisse zwischen Kaiser und Künstler betreffen, und die wieder Veranlassung geben würden, über die Art zu sprechen, wie in dieser Beziehung der Rath des reichen Nürnbergs sich gegen einen Dürer benahm. Wir ziehen es aber vor, zu schweigen. Denn alles Blut verwandelt sich Einem in Galle, wenn man sieht, wie solch ein Künstler von einem Kaiser, wie Maximilian, von einer Stadt, wie Nürnberg, behandelt wurde, er, dem Venedig einen Jahrgehalt von 200 Dukaten, dem Antwerpen einen solchen von 300 Philippsgulden mit anderen großen Vortheilen anbot blos für die Gunst, daß er seinen Wohnsitz bei ihnen nehme, der aber das Alles ausschlug, um sich seiner Vaterstadt zu erhalten; und das tiefste Schamroth muß Einem in die Wangen steigen, wenn man bedenkt, daß dies Schandblatt deutscher Geschichte fremden Nationen unter die Augen kommt.*) —

Wenden wir uns jetzt den Ereignissen zu, in denen das Morgenroth einer neuen Zeit anbricht. Gleich die erste große That, von welcher an diese datirt, die Entdeckung Amerika's, weist uns wieder auf Nürnberg hin. Der berühmte Weltapfel, welcher in der Behaimschen Familie aufbewahrt wird, der erste Globus, der je angefertigt wurde, rührt von einem Manne her, auf den Nürnberg Ursache hat, so stolz zu sein, wie auf irgend einen andern seiner Söhne. Es ist Martin Behaim, geboren 1459, gestorben 1506 in Lissabon, einer Familie angehörig,

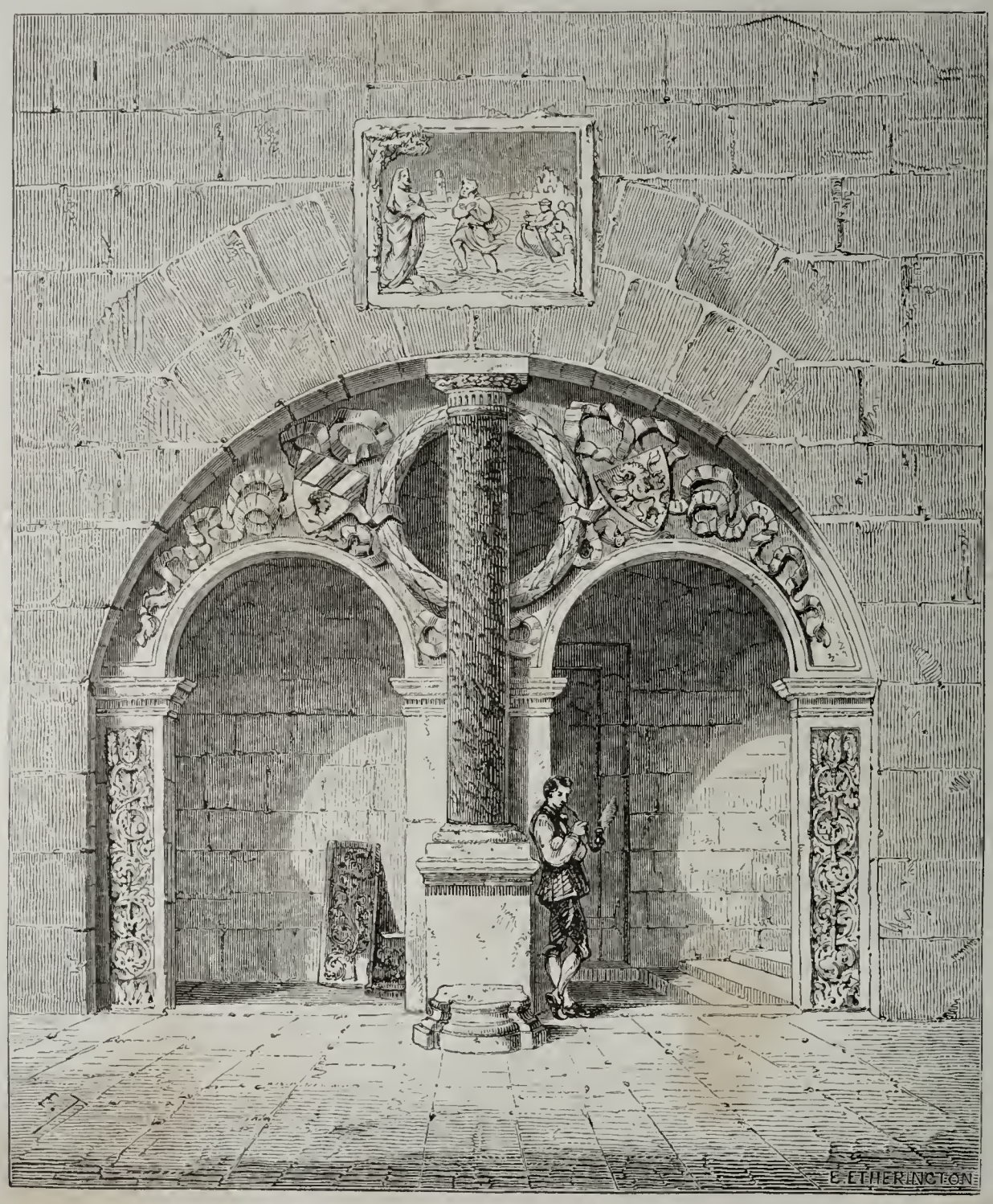
Hof eines Hauses in der Theresienstraße in Nürnberg. (Nach einer Photographie.)

die zu den angesehensten der Stadt gehörte und außer ihm an berühmten Persönlichkeiten Matthias Behaim, den ersten mittelalterlichen Uebersetzer der Bibel ins Deutsche (ums Jahr 1343), und den Meistersänger Michael Behaim aufzuweisen hat. Jenem Martin gebührt jedenfalls ein nicht geringer Antheil an den großen Entdeckungen, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts gemacht wurden, insbesondere an der Entdeckung Amerika's, und vielleicht auch ein Theil des Ruhmes, der sich bis jetzt auf den Namen des Columbus

*) Das Ausführliche bei v. Eye: Leben Dürers, a. v. O., z. B. S. 368: „Der Kaiser verfuhr in dieser Sache, wie wir es auch sonst von ihm gewohnt sind: er versuchte, den Künstler mit fremdem Gelde zu bezahlen, und stellte demselben einen Freibrief aus, worin er dem Rathe der Stadt Nürnberg auferlegte, Dürer von allen städtischen Abgaben zu befreien, „„In Ansehung Unser guad von seiner berüemten Kunst"". „Der Rath nöthigte ihn aber, auf das kaiserliche Anerbieten zu verzichten." S. 239: „Dürer konnte es nicht über sich gewinnen, Vaterland und Heimath zu verlassen; er kehrte zurück. Deutschland gewann seinen größten Künstler, aber ein herrlicher Geist ging zu Grunde."

concentrirt. Es herrscht jedoch über das Maß seines Verdienstes und dessen Verhältniß zu dem des Columbus noch immer viel Dunkel, und die kompetenten Richter können sich noch nicht zu einem Urtheile darüber einigen. So nimmt Franz Löher in seinem trefflichen Werke: „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika“ nicht den geringsten Anstand, Behaim geradezu den eigentlichen Entdecker Amerika's zu nennen. Andere sprechen sich hingegen weniger entschieden aus, z. B. Humboldt (Kosmos II., S. 478), der nur sagt: „Columbus wird wahrscheinlich Behaim in

burg (1524) vor allen anderen Städten Deutschlands der Reformation beigetretreten war, bekannten sie sich nicht nur Alle, mit kaum einer Ausnahme, zu der neuen Lehre, sondern sie standen auch zum größten Theile in persönlichem Verkehr und freundschaftlichen Verhältnissen mit den Reformatoren und fochten sogar die Kämpfe mit durch, welche diese zu bestehen hatten. Ein besonderes Verdienst um die rasche Verbreitung der neuen Ansichten erwarben sich Lazarus Spengler, Kaspar Stützel, Hieronymus Ebner und Hans Sachs. Der Erstgenannte, Speng-



Thor der Kapelle des Tucher'schen Hauses in Nürnberg. (Nach einer Photographie.)

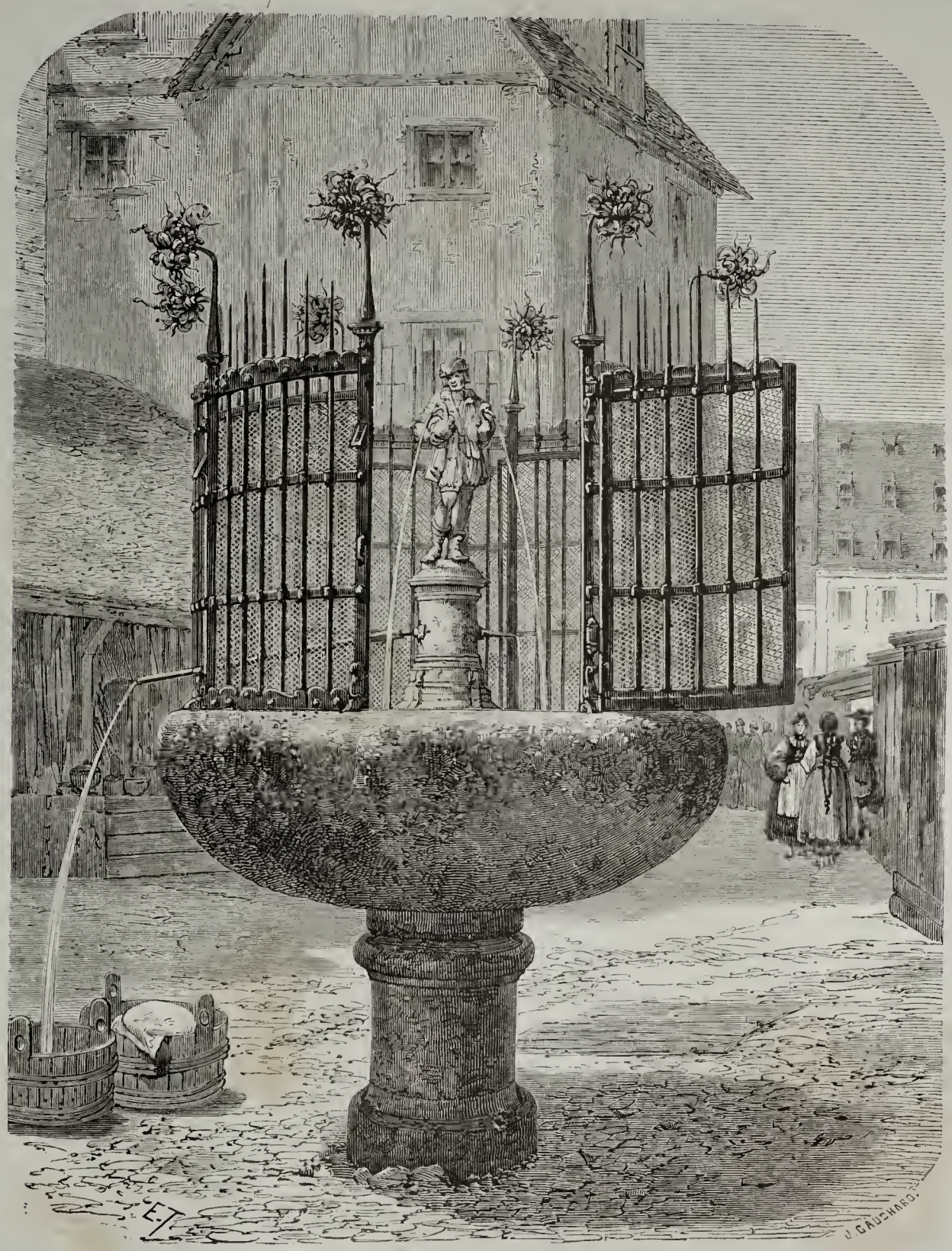
Lissabon gekannt haben, wo beide von 1480 bis 1484 sich aufhielten“, dagegen den Ruhm des Ersteren ungeschmälert läßt, und die Nichtdeutschen wissen natürlicher Weise von Behaim am wenigsten.

Mag indessen das Verdienst dieser einen That, mit welcher die neue Zeit beginnt, zum größten Theile den romanischen Nationen gehören, die andere, die Reformation, ist um so entschiedener eine deutsche That. Sie wird uns durch alle die Männer vertreten, welche in dieser Blüthezeit Nürnbergs lebten und wirkten, und durch alle die Meisterwerke, die sie schufen. Denn nachdem die Stadt gleichzeitig mit Magde-

ler, gab sogar seine Parteinahme für Luther durch eine 1519 herausgegebene „Schutzrede“ desselben in so scharfer Weise zu erkennen, daß er zugleich mit seinem Freunde Willibald Pirkheimer vom Papste in den Bann gethan wurde. Pirkheimer erkaltete zwar später, da sein klassisch gebildeter, mehr auf ein ruhiges Genießen gestellter Sinn durch die in Folge der Reformation ausbrechenden Unruhen sich abgestoßen fühlte, in seinem Eifer für Luther und änderte seinen Glauben nicht, blieb aber nichts desto weniger ein Freund der Verfechter des neu angebrochenen Geisteslebens, eines Ulrich von Hutten, Erasmus und Reuchlin, und zählte nach wie

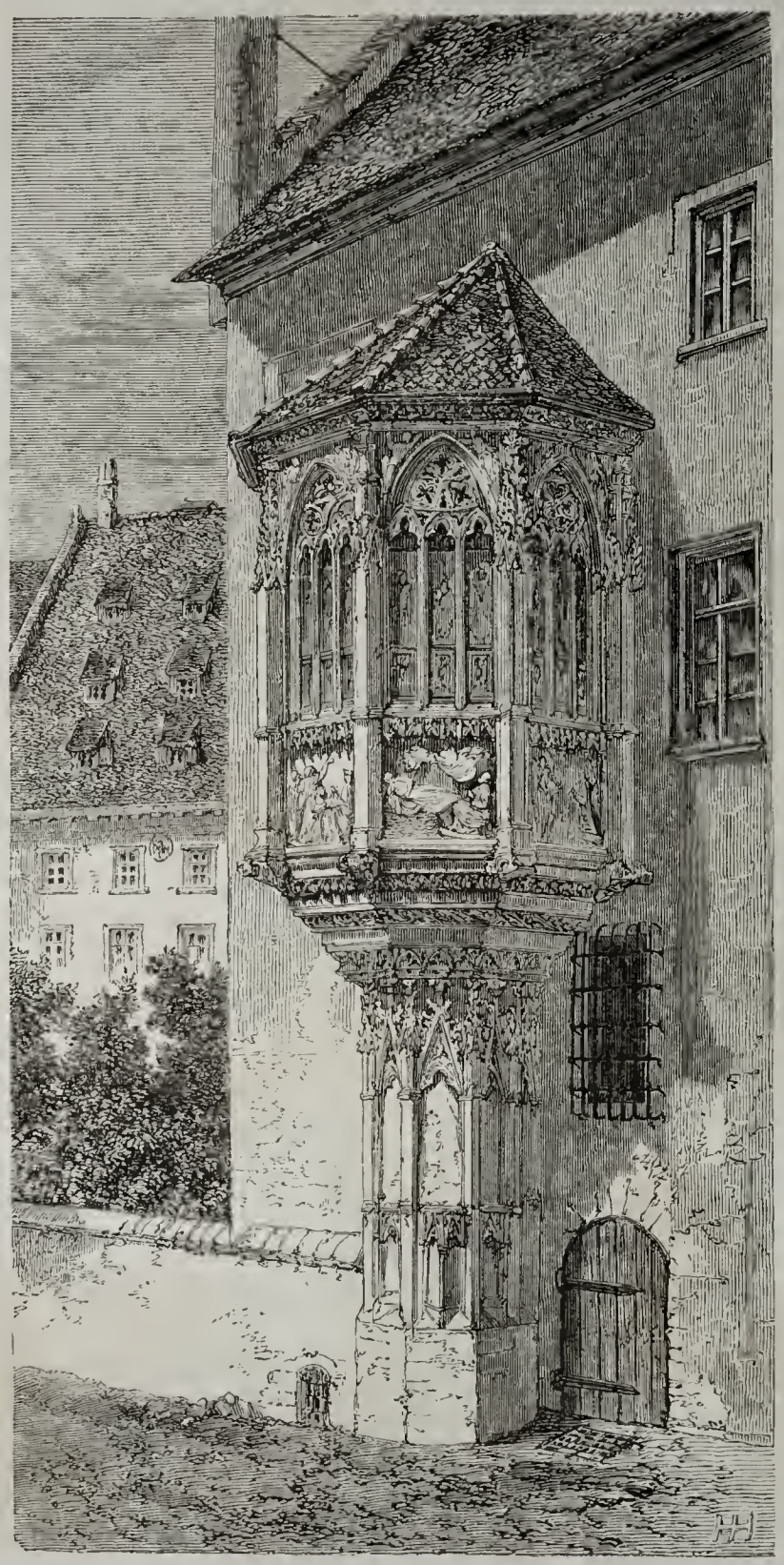
vor zu den ersten Vertretern des Humanismus seiner Zeit. Der auch durch seine Gelehrsamkeit berühmte Hieronymus Paumgarten war ein vertrauter Freund Melanchthons, „sein Haus einer der Hauptvereinigungspunkte der gebildeten Welt, und er führte als Gesandter Nürnbergs auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 eine sehr kräftige Sprache". Dürer machte gleich im Anfange von Luthers Laufbahn, während des augsburger Reichstages von 1518, dessen persönliche Bekanntschaft, „und der Reformator gedachte noch in späteren Jahren rühmend der Zustimmung, welche damals schon Dürer ihm gezollt". In ein noch innigeres Verhältniß trat er zu Melanchthon, als dieser 1526 wegen der Gründung des Gymnasiums sich längere Zeit in Nürnberg aufhielt. Er fertigte auch ein Bild von ihm in Kupferstich an.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Werke, die aus dieser Zeit herrühren und im Bilde des gegenwärtigen Nürnbergs als Andenken derselben uns entgegentreten. Vor Allem sind da wieder die Werke Dürers zu nennen, des größten Künstlers, ja vielleicht des größten Mannes überhaupt, den Nürnberg je hervorgebracht hat, da er, eben so wie seine großen Kunstgenossen Michel Angelo und Leonardo da Vinci, mehr als Maler war, und darum gerade ein großer Maler (geboren 1471). Einige derselben haben wir schon auf dem bisher durchwanderten Wege durch die deutsche Geschichte kennen gelernt, und eben so oft ist uns das Andenken Dürers mit dem anderer hervorragender Persönlichkeiten unserer Vergangenheit verflochten worden. Hier bleiben uns noch besonders zwei Gemälde zu erwähnen übrig, zwei der vorzüglichsten Arbeiten Dürers: das Porträt des Hieronymus Holzschuher, „ein prächtiger, trotz des silberhaarigen Alters noch jugendkräftiger Kopf mit feurig glü-



Das Gänsemännchen in Nürnberg. (Nach einer Photographie.)

henden Augen", das als ein Familienheiligthum in der Holzschuherschen Familie aufbewahrt wird, und die auf zwei Tafeln vertheilten Bilder von vier Aposteln, des Johannes und Petrus auf der einen, des Markus und Paulus auf der andern, die unter dem Namen der „vier Temperamente" am bekanntesten sind. Das Werk verdient aus mehr als Einem Grunde besonders hervorgehoben zu werden: einmal, weil es vielleicht dasjenige ist, worin der Dürersche Genius sich am schärfsten und vollendetsten ausgesprochen hat, dann, weil es das letzte ist, welches er geschaffen (er starb zwei Jahre darauf, 1528), endlich, weil er es seiner Vaterstadt zum Andenken geschenkt hat. Leider ist ihr auch dies kostbare Vermächtniß ihres großen Sohnes abhanden gekommen und sie besitzt jetzt nur eine Copie des Bildes. Kaiser Rudolf II. hätte außer den vielen anderen Dürerschen Sachen, die er aus der Imhofschen Sammlung nach Prag schleppte, auch gern dies Stück mitgenommen. Er mußte es aber dort lassen. Dagegen gab der Rath den dringenden Bitten, oder vielmehr Forderungen des Kurfürsten Maximilian von Bayern, wie es scheint, nothgedrungen, nach, und die zwei Tafeln wanderten 1627 nach München, wo sie jetzt in der Pinakothek aufgestellt sind. Das Standbild, welches Dürer im Jahre 1840 auf dem nach ihm genannten Platze errichtet wurde, ist wahrlich ein wohlverdientes. Die Stadt hat hierin ihren guten Willen zu erkennen gegeben, das Unrecht, das sie gegen ihn bei seinem Leben und nach seinem Tode, gegen seine Person und seine Werke begangen, wieder gut zu machen und seine vielleicht zürnenden Manen zu versöhnen.



Chörlein des Sebalder Pfarrhofes in Nürnberg.
(Nach einer Photographie.)

Nächst den Dürerschen Werken sind nun die beiden großen Monumente zu nennen, die ihrem Jahrhunderte und sich selbst das Freundespaar, Adam Kraft († 1507) und Peter Vischer († 1529) gesetzt haben, und die an Kunstvollendung der Art mit einander wetteifern, daß die staunende Mitwelt nicht wußte, welchem sie den Vorzug geben sollte, und nur die beiden Künstler selbst diesen Streit entschieden, indem ein Jeder das Werk des Andern über das seine erhob.

Das ältere von beiden ist das Sakramentshäuschen (Weihbrotgehäuse) von Kraft. Den Auftrag dazu erhielt er von dem reichen nürnberger Kaufmanne Hans Imhoff († 1499), welcher den aus einem glücklichen Handelsgeschäfte gezogenen Gewinn (von 770 Gulden, nach unserm Gelde beinahe das Siebenfache) dazu bestimmte, die Lorenzkirche mit einem großen Skulpturwerke zu schmücken. „Das zur Aufbewahrung des Weihbrotes (Hostie) bestimmte Gehäuse ist unten mit einem Geländer umgeben, zu welchem zwei Treppen führen, und welches von den lebensgroßen knieenden Figuren des Meisters und zweier Gesellen getragen wird. Ueber diesem Behälter, aus geviertem Grundrisse, sproßt ein pflanzenartiger Thurm empor, der sich in seiner obersten Spitze hakenförmig wie ein Bischofsstab krümmt und mit kleinen Standbildern heiliger Personen verziert ist." Das Ganze hat eine Höhe von beinahe 64 Fuß. Es erregt besonders Bewunderung durch die unübertreffliche Kunst, womit in den reichen Verzierungen, dem Blattwerk, den sich verschlingenden Ranken und Aesten, die lebendige Natur nachgeahmt ist. Daher entstand unter den Zeitgenossen der Glaube, Kraft habe die Kunst erfunden, die Steine zu erweichen und in Formen zu gießen, und dieses Märchen hat sich bis in die neueste Zeit erhalten.

Der Schatz, den die Lorenzkirche in diesem Kunstwerke erhielt, machte die Sebalduskirche, welche bekanntlich ein kitzliches Ehrgefühl hat und immer die erste sein will, eifersüchtig. Ihr Kirchenmeister, Sebald Schreyer, nahm sich ihrer an und wußte den Mann zu finden, der mit Kraft in die Schranken treten konnte. Er war zwar nicht so reich, daß er das nöthige Geld hätte selbst dazu hergeben können, aber er ruhte nicht eher, als bis er durch Sammlungen die erforderliche Summe (2400 Gulden) zusammengebracht hatte. Peter Vischer, der Rothschmied, der sich eben so gut auf die Anfertigung der mannigfaltigsten Kunstwerke im alten gothischen und im neuen italienischen (Renaissance) Geschmack verstand, wie auf die Herstellung von messingenen Leuchtern zum alltäglichen Gebrauche, erhielt den Auftrag, für den schon früher (ums Jahr 1400) gearbeiteten, eichenen, mit Gold- und Silberblech gedeckten Sarg des heiligen Sebaldus ein kapel-

lenartiges Erzgebäude anzufertigen, ein Plan, womit man sich schon lange getragen zu haben scheint, und führte das Werk im Zeitraum von 11 Jahren (1508 bis 1519) zur Vollendung.

„Der Unterbau des Sarges, auf einer Platte von kriechenden Schnecken und Delphinen getragen, ist mit vier Basreliefs aus der Sage des Heiligen geschmückt. Neben demselben erheben sich acht Pfeiler mit Halbsäulchen und tragen auf ihren Deckplatten acht gekräuselte Rundbögen, die sich zu drei vielfach durchbrochenen, thurmartigen und reich mit kleinen Strebepfeilern und Strebebögen verzierten, kuppelartigen Erhöhungen aufbauen. Auf der mittelsten und höchsten steht das Christkind mit der Weltkugel als heilbringender, mächtiger Schutzgeist. Vor der Mitte der Bögen sind reichgeschmückte Leuchter aufgestellt, deren gleichfalls eherne Kerzen die Bögen stützen helfen, indem sie in Blätterkelche auslaufen, auf welchen anmuthig spielende Knaben sich schaukeln und herabschauen. An den Ecken des Grabes sind wirkliche Leuchter angebracht, welche von vier sehr zart gebildeten und anmuthigen Meerjungfrauen gehalten werden. Vor den Pfeilern aufgerichtet stehen auf leuchterähnlichen Säulchen die 12 Apostel einzeln, an den Eckpfeilern zu zwei; über ihnen, auf den Pfeilern, die 12 kleinen Propheten, und unterhalb an der einen Schmalseite des Unterbaus der heilige Sebaldus, an der andern Peter Vischer selbst in seiner Rothgießerkleidung; endlich zu unterst an den vier Eckpfeilern die nackten Figuren des Nimrod, Simson, Perseus und Herkules.“ „Die Rundfiguren sind vielleicht das Schönste, was deutsche Bildner- und Gießkunst geleistet; in den Aposteln z. B. ist eine außerordentliche Feinheit künstlerischer Gefühlsstufen entwickelt und überhaupt in der ganzen Auffassung und fleißigen Durchbildung ein wahrhaft edler Styl.“*) Immerhin hält es jedoch schwer, das Band, welches diese bunte Menge von Thieren und Menschen, von heidnischen, jüdischen und christlichen Figuren zu einem geschlossenen Ganzen einigt und zusammenhält, die Idee, welche in dem ganzen Werke sich ausspricht, herauszufinden. Als solche glaubt v. Rettberg, ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahin gestellt, Folgendes zu erkennen:

„Vischer scheint bildlich haben aussprechen oder wenigstens andeuten zu wollen, wie das edlere religiöse Gefühl und eine höhere Welt, die in den Apostel- und Propheten-figuren, in den Engelein und endlich dem Christuskinde, das als Heiland den Gipfel des ganzen Gedankenaufbaues bildet, vertreten und versinnlicht wird, stets erhaben und in uns siegreich sein solle über das, wenn auch noch so anmuthige und ergötzliche Treiben und den Kindertand der irdischen Sinnenwelt, deren Gebilde er deshalb mehr an den unteren Theilen seines Kunstwerkes vertheilte und hier in desto reicherer Fülle, als das uns umgebende Mitleben so überschwenglich reich daran ist und, unwiderstehlich zum Mitgenuß auffordernd, oft schwer zu einer höhern Anschauung gelangen läßt.“ —

Wendeltreppe im Fuchs'schen Hause in Nürnberg.
(Nach einer Photographie.)

Zu den eben besprochenen beiden Kunstwerken pflegt man als drittes den sogenannten „Englischen Gruß“ von Veit Stoß zu stellen, und eben so diesen mit Kraft und Vischer zu einer Künstler-Trias zusammenzufassen. Aber das Eine wie das Andere ist unstatthaft, dieses eine Herabsetzung der beiden trefflichen Meister, jenes eine Herabsetzung ihrer Meisterwerke. Während diese beiden Männer in ihrem öffentlichen Wirken wie in ihrem Privatleben, besonders in ihrem Familienleben, wahre Musterbilder des mittelalterlichen Künstler- und Handwerkerstandes sind, war Veit Stoß eine unruhige, händelsüchtige und geradezu unehrenhafte Persönlichkeit, ein Mensch, der bald im Gefängnisse, bald auf der Flucht sich umhertreiben mußte und sogar wegen Urkundenfälschung von Henkershand gebrandmarkt wurde, bei dem daher auch kein Geselle arbeiten mochte.*) Da er kein geborener Nürnberger war, sondern aus Krakau einwanderte, darf man, wenngleich die Familie deutsch sein soll, annehmen, daß sein Blut zu einem guten Theil undeutsch war. Aus jenen Gründen

*) So schreibt Herr v. Rettberg.

*) Baader, Beiträge zur Kunstgeschichte. Nürnberg 1860. S. 14 bis 24.

stand er daher auch zu Kraft und Vischer in gar keinem persönlichen Verhältnisse und konnte nicht darin stehen. Was indeß sein Kunstwerk, den viel genannten, aber wenig gekannten „Englischen Gruß“ betrifft, der oben hoch in der Lorenzkirche aufgehängt ist, so mag er als Holzschnitzwerk vortrefflich sein, darf sich aber mit den beiden Monumenten, die Kraft und Vischer geschaffen, nicht messen. Dazu kann dasjenige, was an ihm bewundert zu werden verdient, in der Entfernung, worin der Beschauer steht, gar nicht einmal geschätzt werden. Schon aus diesem Grunde thäte man daher wohl, ihn aus der Lorenzkirche herauszuschaffen, wie er ja auch lange daraus verbannt gewesen ist; noch mehr wird dies aber darum geboten, weil er in das Ganze der Kirche nicht paßt, sondern nur stört.

Die übrigen so zahlreichen Kunstwerke, die diese Männer und ihre Zeitgenossen in Nürnberg geschaffen, müssen wir mit Stillschweigen übergehen, und selbst für die so hervorragenden und interessanten Persönlichkeiten eines Hans Sachs, eines Willibald Pirkheimer bleibt uns kein Raum mehr übrig.

Von den denkwürdigen Häusern, welche in dieser Zeit entstanden, wollen wir hier nur das Gymnasium nennen. Es wurde 1526 von Melanchthon gegründet, und gerade 300 Jahre später ist diesem auf dem Platze, an welchem es liegt, eine Bildsäule gesetzt worden. Später (1575) wurde es nach dem nahen, noch zum nürnberger Reichsgebiet gehörigen Altdorf verlegt, bald darauf aber (1578) in eine Akademie umgewandelt und diese im Jahre 1622 zu einer Universität erhoben, wogegen das Gymnasium 1632 nach Nürnberg zurückkehrte. Damit hatte denn die Stadt wieder ein Besitzthum gewonnen, wodurch sie sich vor allen anderen deutschen Reichsstädten auszeichnete. Denn sie theilte unter allen nur mit Straßburg die Ehre, eine eigene Universität zu besitzen und behielt diese bis zum Ende seiner Reichsfreiheit, wo Altdorf mit Erlangen zu Einer Universität vereint wurde.*)

*) Die Hinweisung auf diese Universität und auf die vielen Gelehrten, die aus Nürnberg hervorgegangen sind (Pirkheimer, Pannigarten, Camerarius, Scheurl ꝛc.), mag genügen, um zu zeigen, was das alte Nürnberg für die Wissenschaft gethan hat. Was aber ihre Pflege in der Gegenwart betrifft, so braucht nur wieder an dasselbe Gymnasium erinnert zu werden, dessen Rektorat acht Jahre lang (1808 bis 1816) einer der ersten Vertreter der modernen Wissenschaft, Hegel, bekleidete, nachdem sein Ruf als Philosoph längst begründet war (er kam von hier als ordentlicher Professor nach Heidelberg, 1818 als solcher nach Berlin); an die große polytechnische Schule, das hervorragendste Institut dieser Art in ganz Bayern, und das germanische Museum, das sich zum Ziele gesetzt, der Mittelpunkt der ganzen deutschen Geschichtsforschung im umfassendsten Sinne des Wortes zu werden, und sich demselben schon merklich genähert hat.

Endlich sind noch als Denkmale dieser großen Zeit Nürnbergs die Häuser zu erwähnen, wo jene Vertreter derselben gewohnt haben, und die noch immer durch Inschriften ausgezeichnet werden, und als ein noch ehrwürdigeres der Ort, wo sie ihre letzte Ruhestätte gefunden, der Johanniskirchhof. Wie der Gottesacker fast jedes Dörfchens besucht zu werden verdient, so gehört der Johanniskirchhof für den sinnigen Reisenden zu dem Interessantesten, was Nürnberg bietet. Er stößt unter den 4000 Grabsteinen, die hier zusammengehäuft sind, auf die ruhmvollsten Namen: Albrecht Dürer, Willibald Pirkheimer, Hans Sachs, Hieronymus Paumgarten u. a., die auf Messingplatten in die großen Sandsteinblöcke eingefügt sind, und der Schmuck der Kunst fehlt natürlich auf einem Kirchhofe Nürnbergs nicht. (Holzschuhersche Kapelle, die Kraftschen Stationen.) —

Mit dieser Darstellung der Blüthezeit Nürnbergs brechen wir unsere historischen Betrachtungen ab, da der beschränkte Raum uns nicht gestattet, die weiteren Spuren der deutschen Geschichte in Nürnberg zu verfolgen. Wir sind zu dieser Abkürzung um so mehr berechtigt, als die folgenden Jahrhunderte zu den traurigsten der deutschen Geschichte gehören und es eine unerquickliche und undankbare Aufgabe ist, das Spiegelbild des unaufhaltsam fortschreitenden Verfalls des deutschen Volkes in dem stätigen Sinken der Größe Nürnbergs aufzudecken.

Nur den Einen tröstlichen Gedanken müssen wir noch hervorheben, daß, wie die größte Erniedrigung Deutschlands

Die Pegnitz in Nürnberg. (Nach einer Photographie.)

mit der Schlußscene der Geschichte Nürnbergs als freier Stadt und der ärgsten Zerrüttung seines Wohlstandes zusammenfällt, wie 1806 das Jahr war, in welchem eben so wohl für die altersschwache freie Reichsstadt, als für das altersschwache deutsche Reich die Todesstunde schlug, eben so das jetzt mit überraschender Schnelligkeit wieder aufblühende Nürnberg uns als ein Wahrzeichen gelten darf, daß auch das deutsche Volk neu grünt und blüht, und sein kraftvoller Wuchs sich wieder zu einer Krone erschließen will, in welcher das in jenem unseligen Jahre zu Grabe getragene „heilige römische Reich deutscher Nation" neu aufersteht als das einige deutsche Reich. —

Das nürnberger Wohnhaus. Alte und neue Pracht.

Es wurde früher von uns gesagt, der Eindruck, den Nürnberg in seiner Ganzheit auf unser Gefühl mache, sei einestheils ein patriotisch-historischer, anderntheils ein ästhetischer. Nach der Besprechung des erstern gehen wir jetzt zu dem letztern über. So allgemein auch jener bei einem jeden Gebildeten vorausgesetzt werden darf, so werden sich diesem doch noch weniger Personen entziehen können, die auch nur einmal diese einzige Stadt gesehen haben. Denken wir uns Jemanden, der weder für das große Gebiet der Kunst, noch für Handel und Industrie ein Interesse, und zu wenig historische Kenntnisse hätte, als daß er jenen patriotischen Antheil an Nürnberg nehmen könnte, oder bei dem dieser darum unmöglich ist, weil er ein Ausländer ist, — auch ein Solcher würde, wofern er nur mit einem freien, offenen Sinne für das in Natur und Menschenleben sich bietende Schöne begabt wäre, noch einen sehr befriedigenden Eindruck von Nürnberg mit fortnehmen. Ja sollte Einer selbst alle Städte so gründlich hassen, wie Byron, daß er mit diesem sprechen könnte:

To me
High mountains are a feeling, but the hum
Of human cities torture —

für Nürnberg müßte er eine Ausnahme machen, Nürnberg müßte er dennoch lieb gewinnen.

Es ist das rein ästhetische, von allen Beziehungen und Voraussetzungen unabhängige Wohlgefallen an der Stadt, was auch solche Gemüther fesselt. Es ist die unwiderstehliche Wirkung des in sich Schönen und Charaktervollen, das als solches uns in Besitz nimmt, die ganz ähnliche Wirkung, wie wir sie vor einem von Künstlerhand geschaffenen Porträt empfinden, sollten wir auch nicht wissen oder nur ahnen können, wer oder was diese Person im Leben gewesen; es ist das Interesse an der Stadt als Charakterbild.

Wir besprechen dies zuletzt, weil der Eindruck, welchen die Stadt, von dieser Seite aus gesehen, macht, gleichsam der einigende Farbenton ist, in welchem sich alle die einzelnen Charakterzüge zu einem harmonischen Ganzen verschmelzen. In der Wirklichkeit ist dies Interesse aber das erste, das uns einnimmt, sobald wir die Stadt betreten. Haben wir nur erst einige Gänge durch die Straßen gemacht, so sind wir von dem durch und durch malerischen Gepräge derselben so erfüllt, daß wir weder an die Geschichte, noch an Handel und Industrie, ja nicht einmal an die Kunst denken, sondern uns ungetheilt dem Vergnügen hingeben, die Bilder, die sich unaufhörlich und unzählig vor unseren Augen entfalten, in uns aufzunehmen. Wer ähnliche Städte noch nicht gesehen hat, braucht einige Zeit, um sich von seinem Staunen zu erholen, wenn er gewahrt, welch wunderbar malerische Perspektiven sich nach allen Seiten in den Straßen eröffnen, er mag gehen, wohin er will. Er möchte glauben, alle die Häuser seien von Kennerhand absichtsvoll nur zu dem Zwecke hingestellt, um das Bild zu Stande zu bringen. Aber er sieht ja ganz deutlich, daß hier gar Nichts beabsichtigt worden ist, daß Alles so durchaus naturwüchsig ist, wie die Berge und Ebenen, wie die Wälder und Fluren, deren unbegreifliche Schönheit ihn so oft entzückt hat, und diese Beobachtung trägt nun wieder nicht wenig dazu bei, sein Staunen zu vermehren.

Die Königsbrücke in Nürnberg. (Nach einer Photographie.)

Leider gestattet uns der beschränkte Raum, der uns noch übrig bleibt, nicht, Nürnberg von dieser Seite mit derselben Ausführlichkeit darzustellen, wie es bisher geschehen. Wir müssen uns auf das Wesentlichste beschränken und im Uebrigen auf die Schilderung verweisen, die wir an einem andern Orte von Nürnberg gegeben haben (s. Meine „Studien und Bilder aus süddeutschem Land und Volk", S. 45 bis 68).

Nur Einen Punkt wollen wir hier ausführlicher besprechen. Er betrifft das Individuum, das in allen jenen Bildern wiederkehrt, das Grundelement, woraus sie sich aufbauen: das nürnberger Wohnhaus.

So alterthümlich-mittelalterlich uns die nürnberger Häuser auch erscheinen, so rühren doch die ältesten mit wenigen Ausnahmen aus der Zeit her, wo das Mittelalter schon in die neue Zeit überging, aus dem Ende des 15. und dem 16. Jahrhundert. Denn erst damals wurde es allgemein Sitte, massiv aus Steinen zu bauen, vorher verwendete man diese höchstens zu öffentlichen Gebäuden; die Privatleute bauten sich Häuser aus Fachwerk, als deren Repräsentanten in dem heutigen Nürnberg wir das Albrecht Dürer-Haus ansehen können. Kamen einmal Ausnahmen von dieser Regel vor, so wurde es immer als etwas Außerordentliches in den Urkunden erwähnt, und selbst die im Jahre 1457 angelegte, jetzt Marbrücke genannte Brücke konnte noch „die steinerne Brücke" getauft werden, weil die übrigen aus Holz waren.

Was nun die Struktur und die Gestalt des altdeutschen Hauses betrifft, wie es uns in Nürnberg entgegen tritt, so

kann man alle Eigenthümlichkeiten desselben, die oft über einander hervorragenden Geschosse, die treppenartigen Giebel, die uns so auffallende Vertheilung der inneren Räume, die Chörlein und Erker und den übrigen äußern Schmuck, man kann das Alles bis auf den kleinsten Säulenknauf und den letzten Schnörkel beschreiben, und derjenige, dem es beschrieben wird, gewinnt doch keine rechte Anschauung der Sache, höchstens ein todtes Bild, wenn ihm nicht zugleich die Gründe entwickelt werden, warum man so baute und so bauen mußte, wenn nicht das Leben vorangestellt wird, welches sich diese Häuser als Form angebildet hat, der Inhalt, aus welchem diese Form mit Nothwendigkeit hervorgegangen ist.

Mit diesen Worten haben wir schon den wesentlichsten Unterschied jener altdeutschen Häuser von den unsrigen modernen angedeutet. Damals war die Architektur noch ihrem Kardinalgesetze getreu, daß sie aus dem Bedürfnisse des Menschen, aus dem Leben des Volkes organisch herauswachsen, daß sie im Großen und Kleinen, von der ganzen Anlage des Baus an bis zum kleinsten Ornamente nichts sein soll als eine durchsichtige Hülle, ein wohlsitzendes Gewand, das sich an die nationalen Lebensformen eng anschmiegt und deren Schönheit deutlich durchschimmern läßt, mit Einem Worte: daß sie wahr sein soll. Die Renaissance hat die einem fremden Volke entlehnten, für einen ganz verschiedenen Lebensinhalt entstandenen Bauformen dem deutschen Leben äußerlich aufgeheftet und damit die Architektur unwahr, das Haus zu einer todten Maske gemacht, und an den Folgen dieser historischen Thatsache leiden wir noch immer.

Der mittelalterliche deutsche Bürger ließ also sein Haus so bauen, daß es ganz und gar seinen individuellen und besondersten Bedürfnissen und Interessen entsprach, er ließ es gleichsam sich und seiner Familie auf den Leib anmessen und anpassen. Die Folge davon ist, daß das Haus, wie es der lebendige Abdruck der Persönlichkeit einer Familie wurde, selbst ein scharf charakterisirtes Individuum, gleichsam eine Person, wurde, und hierin liegt ganz besonders der unsägliche und im Anfange ganz unerklärliche, man möchte sagen mystische Zauber, den die Häuser Nürnbergs auf jedes empfängliche Gemüth ausüben. Es ist, als ob alle diese Häuser, die uns mit ihren so ausgearbeiteten Physiognomien so lebendig anschauen, etwas zu erzählen hätten von dem, was sie Alles erlebt und mitangesehen haben, und wenn sie nicht durch das laute Treiben der Gegenwart gestört werden, in stillen Nächten, mögen sie auch wohl seltsame Gespräche mit einander pflegen, die uns ein Dichter wohl einmal gelegentlich mittheilen könnte.

Dieser Charakter wird nun aber noch dadurch erhöht, daß wir nicht selten erkennen, wie eine ganze Reihe von Geschlechtern in dem Hause gewohnt, wie es von Vater auf Sohn, Enkel und Urenkel übergegangen ist, und ein Jeder es nach seinem Bedürfnisse und Geschmacke umgeändert, erweitert und ausgeziert hat, wie also das einzelne Haus als altehrwürdiges Monument einer im Laufe von Jahrhunderten als Ganzes sich darstellenden und sich fühlenden Familie dasteht.

Wie aber die alte Familie in der zeitlichen Aufeinanderfolge der Geschlechter als eng verbundenes Ganzes sich fühlte, so waren auch die einzelnen gleichzeitig mit einander lebenden Glieder der Familie inniger an einander gerückt, das Familienleben war ein entschiedeneres Zusammenleben als heut zu Tage, der Einzelne zog sich weniger auf sich selbst zurück und lebte mehr in dem Ganzen. Im Hause findet dieser Zug der alten Zeit seinen Ausdruck darin, daß im Innern die Vertheilung des Raumes so ganz verschieden ist von der unserer Häuser, daß dieser, wie es den Kindern des 19. Jahrhunderts vorkommt, in wahrhaft verschwenderischer Weise zur Anlage von Vorhallen, Hausfluren, Gängen und Höfen verwendet worden ist, und die Zahl der für den Gebrauch der Einzelnen bestimmten Gemächer verhältnißmäßig gering und diese selbst sehr beschränkt sind. Wer sich hierüber wundert, bedenkt eben nicht, daß unser Leben ein so ganz anderes geworden ist in den letzten drei Jahrhunderten, daß damals gerade diese großen Räume zu den am meisten benutzten und nothwendigsten gehörten, sie recht eigentlich für das Zusammenleben der ganzen Familie (mit Einschluß des Gesindes) bestimmt waren, hier am Morgen das gemeinsame Gebet stattfand, am Mittag und Abend, wenigstens im Sommer, die Mahlzeit eingenommen wurde und hier nach der Arbeit des Tages die Einzelnen zusammen kamen, um sich auszuruhen und den Abend gemeinsam zuzubringen, ein Zuschnitt des Lebens, der sich in der bäuerlichen Sitte vieler Gegenden Deutschlands, besonders derjenigen, die eines blühenden Bauernstandes sich erfreuen, noch immer erhalten hat.

Daher sind auch diese zur gemeinsamen Benutzung der Familie bestimmten Räume meistens reich ausgeschmückt. Das schwere Täfelwerk ist oft schön ausgeschnitzt und Säulen, Skulpturen und Gemälde sind in ihnen bei wohlhabenden Familien zu finden. Die inneren Höfe sind mit mehr oder weniger reich ausgearbeiteten Gallerien und Gängen umgeben, zuweilen mehreren Reihen über einander, die von Bogen mit Kreuzgewölben getragen werden, und sie gewinnen dadurch einen besonders traulichen Charakter, weshalb sie von den Kindern eben so sehr als Spielplatz, wie von den Erwachsenen als Ruheplatz nach der Arbeit gesucht sind. Die zahlreichen Treppen im Innern haben oft ein schön durchbrochenes Geländer von Holz oder Stein und sind in den vornehmen patricischen Häusern oft wahre Kunstbauten. Es finden sich sogar auch eigene Privatkapellen für den Hausgottesdienst, oder ein Theil der großen Flur im ersten Stocke ist mit besondern Schmucke zu diesem Zwecke ausgestattet. Uebrigens waren regelmäßig nur die oberen Stockwerke für den Gebrauch der Haushaltung bestimmt, das Erdgeschoß wurde ausschließlich für den Handelsbetrieb und als Waarenlager verwendet.

In dem Aeußern der Häuser fällt uns zunächst auf, daß der Giebel durchgängig der Straße zugewendet ist. Das altdeutsche Bürgerhaus hat diese Stellung des Giebels mit dem alten deutschen Bauernhofe, wie er sich noch so häufig findet, gemein, und diese Bauart ist wieder ein Ausdruck der deutschen Familie und zwar desselben Zuges, den wir unmittelbar vorher besprochen haben. Denn das Zusammenschließen der Familie nach innen stellt sich gegen außen als ein Abschließen dar, und darum wendet das Haus nur seine schmale Seite, die Giebelseite, nach außen, die breite aber nach innen, nach dem Hofe, der nun gerade dadurch wieder eine erhöhte Bedeutung bekommt, besonders, wenn auch der Eingang durch ihn führt. Beim Bauernhofe besteht nun das dieser Sitte ursprünglich zu Grunde liegende Verhältniß noch immer, in den Städten ist es wenigstens in den Häusern noch zu erkennen, die einen Hof haben. Da dies aber in der Regel nicht der Fall ist, so muß es das zähe Festhalten an der alten deutschen Sitte überhaupt gewesen sein, was an jenem besondern Brauche im Häuserbau festzuhalten gebot. Dann mögen aber auch die äußeren Umstände der mittelalterlichen Städte dazu mitgewirkt haben. Denn der beschränkte Raum, der den Bürgern hinter ihren Mauern gelassen war, machte es nöthig, den Häusern nur eine möglichst schmale Ausdehnung gegen die Straße zu geben, dagegen sie sehr tief und sehr hoch zu bauen. Von dieser

Seite hängt denn die Giebelstellung zur Straße mit der ganzen Gestalt und den Proportionen des Hauses zusammen.

Richten wir nun unsern Blick auf die Ausschmückung dieser oft vier bis fünf Stock hohen, spitzgiebeligen Häuser, so wird er vor Allem durch die reizenden Erker (Chörlein, wie sie hier in Nürnberg heißen) gefesselt. Wenn man einige Zeit in den Straßen Nürnbergs umhergegangen ist und diese unzähligen Chörlein betrachtet hat, wenn man bemerkt, wie der Bauherr keine Kosten, der Baumeister und Steinmetz keine Mühe gescheut haben, um das Zierlichste von Formen und Ornamenten, das ihnen im Bereiche der Gothik zu Gebote stand, in diesen Chörlein zur Darstellung zu bringen und wahre Prachtstücke der Architektur zu schaffen, so muß man wohl auf den Gedanken kommen, daß sich in ihnen ein gutes Stück deutschen Wesens ausspricht, und daß das unendliche Wohlgefallen, womit wir an ihnen hangen, noch einen andern Grund hat, als das blos ästhetische Interesse. Wir denken es uns so „gemüthlich" (dies viel mißbrauchte Wort ist hier recht an der Stelle), in diesem koketten Schmuckkästchen sich einzunisten, von wo man die ganze Straße und zugleich das Zimmer übersehen kann, zugleich auf der Straße und im Zimmer, und doch wieder weder auf der Straße noch im Zimmer, sondern bei sich ist. Es spricht sich in diesem eigenthümlichsten Schmucke der deutschen bürgerlichen Architektur der Hang des Deutschen zur Beschaulichkeit und Innerlichkeit aus, die Neigung, „sich gegen die Außenwelt abzuschließen, und, indem er sich in der Menge verliert, sich in sich selbst um so mehr zu finden", dieser Charakterzug unsers Volkes, woraus alle unsere besten Eigenschaften, aber auch unsere Schwächen herrühren, und wodurch wir uns besonders stark von den Völkern des klassischen Alterthums unterscheiden, „die, von engsten Grenzen ausgehend, in das Weite strebten und den Markt lieber als das Haus bewohnten". Das Chörlein ist, wie v. Eye treffend sagt, wieder „ein Zimmer im Zimmer, gleichsam ein Versteck, aus dem man in die umgebende Welt hineinschauen kann, und somit steht es in dem altdeutschen Hause als Ergänzung der auf das enge Zusammenleben der Familie berechneten Räume da, als der Arbeits-, Spiel- und Schmollwinkel, wohin sich der Einzelne zurückziehen kann, ohne sich jedoch von der Familie abschließen zu können, da es gegen das Zimmer offen ist". (Dies ist eine feine Deutung des Erkers von Riehl.) Darum ist es auch immer schöner, weicher und bequemer eingerichtet, als das übrige Zimmer, es ist der Lieblingsplatz der ganzen Familie, und eine traute Unterhaltung wird immer am liebsten dort gepflogen. Eins der schönsten Chörlein Nürnbergs, aus der Blüthezeit der Gothik, dem 14. Jahrhundert herrührend, ist das am Sebalder Pfarrhofe gegen Osten angebrachte. Aus seinen Fenstern hat gewiß sehr oft der alte, ehrwürdige Probst Melchior Pfinzing, der Freund Maximilians, herausgeschaut, um ein wenig auszuruhen, wenn er mit der Ueberarbeitung des vom Kaiser verfaßten Gedichtes Theuerdank beschäftigt war.

An diese Eigenthümlichkeiten, die das altdeutsche Haus überhaupt charakterisiren, müssen wir nun noch eine anreihen, die Nürnberg besonders zukommt. Das ist eine gewisse bürgerliche Vornehmheit, ein aristokratischer Geist, der aus seinen Häusern spricht. Es zeichnet sich vor den übrigen deutschen Städten, in denen sich noch mehr oder weniger Häuser altdeutschen Styles finden, nicht nur durch die Massenhaftigkeit aus, in welcher er hier auftritt, sondern auch durch den Reichthum, in welchem er hier seine Schönheit entfaltet. Und Letzteres muß von jeher so gewesen sein. Dafür zeugt der Ausspruch des Aeneas Sylvius († 1464): „Die schottischen Könige würden froh sein, wenn sie so wohnen könnten, wie ein nürnberger Bürger."

Darum aber greifen wir wohl nicht fehl, wenn wir diesen Zug, abgesehen von dem Wohlstande der Stadt, mit dem entschieden patricischen Charakter des Stadtregimentes und somit des ganzen städtischen Lebens in Verbindung bringen, wodurch sich Nürnberg bis zum Ende seiner Reichsfreiheit vor allen anderen deutschen Städten auszeichnete. Denn beim Vorwalten ächt aristokratischer Gesinnung steigen immer die Würde des Hauses und der Werth, welcher auf den Besitz eines eigenen Hauses gelegt wird (s. a. a. O. S. 64 fg.). Dem entsprechend mußte man hier also mehr als anderswo darauf bedacht sein, das Haus möglichst reich von innen und außen zu schmücken und diesen Schmuck wieder zur schärfern Individualisirung zu verwenden, um es bestimmt von dem Nebenhause zu unterscheiden und es auf den ersten Blick erkennen zu lassen, daß man ein eigenes Haus besitze. Darum bietet denn eine Straße von nur mäßiger Länge eine solche Mannigfaltigkeit von Häusern dar, daß keins dem andern gleicht, sondern ein jedes sich als ein besonderes, ein eigenes darstellt durch die Gestalt und Höhe des Daches, wodurch es sich namentlich immer von den Nachbarhäusern unterscheidet, durch die Gestalt und Verzierung des Giebels, durch die Zahl und Form der Thürmchen und Dachluken, durch die Gestalt der Chörlein, durch Stäbe und Streifen, welche die Wandflächen unterbrechen, durch die bald zwei-, bald dreitheilige Gestalt der Fenster und deren Verzierungen, durch eingefügte Basreliefs, und durch die Ritter-, Heiligen- und Marienbilder, die unter Schirmdächern auf kleinen Postamenten stehen.

Was die im Renaissance- und Rococostyle gebauten Häuser betrifft, so treten sie zwar an Zahl ganz und gar hinter die im gothischen gebauten zurück, da diese modernen Bauarten viel später in die bürgerliche Architektur Eingang fanden, als in die kirchliche und staatliche. Dagegen gehören ihnen gerade die glänzendsten Wohnhäuser an, die Nürnberg aufzuweisen hat: das Tucher'sche Haus, 1554 im Uebergangsstyle gebaut, und das ehemals Peller'sche, jetzt Fuchs'sche Haus, 1605 im reichsten venetianischen Palaststyle aufgeführt, ausgezeichnet u. a. durch seinen Prachtsaal und die überaus zierliche Wendeltreppe im Innern. An manchen Häusern findet sich der Renaissancestyl nur in den Verzierungen, z. B. in den Chörlein des Peterseni'schen Hauses (Ecke des Panierplatzes und der Söldnersgasse s. S. 289). Derselbe ist unter den öffentlichen Gebäuden vertreten durch die Fronte des Rathhauses, und der spätere Rococostyl durch die Egidienkirche und die Deutschhausordenskirche. —

Es könnte nun aber vielleicht auch eine andere Stadt denselben Reichthum an gothischen Häusern haben, und doch nicht entfernt einen ähnlichen Eindruck auf unser Schönheitsgefühl machen, wie Nürnberg. Es treten noch eine Menge anderer günstiger Umstände hinzu, um aus dem bisher betrachteten Grundelemente die reizenden und mannigfaltigen Bilder zu schaffen. Wir können sie aber nur in aller Kürze berühren. Vor Allem ist die Art und Weise hervorzuheben, wie die einzelnen Häuser sich zusammengruppiren, um eine Straße zu bilden. In ganz Nürnberg gibt es keine einzige schnurgerade und ebene Straße. Alle sind mehr oder weniger gekrümmt oder gar winkelig, steigen sehr oft auf und ab, da die Stadt auf einem hügeligen Boden erbaut ist, und durchkreuzen sich in der buntesten Weise. Dazu aber treten die Häuser nicht in geschlossenen, in Einer Linie liegenden Mauern an die Straße hinan, sondern bilden mit einander eine Zickzacklinie, die sich in eigensinniger Weise bald dem Straßendamme

Die Maxbrücke in Nürnberg. (Nach einer Photogra phie.)

nähert, bald wieder davon entfernt. Von diesen beiden Momenten, der stetig und mannigfaltig sich schlängelnden Straße und der selbständigen Stellung, welche das Haus in der Zickzacklinie dieser gegenüber einnimmt, rührt es her, daß auch in den größten Bildern, welche die Straßen Nürnbergs darbieten, ein jedes einzelne Haus so vortrefflich hervortritt, daß es nicht als Fläche, sondern in seiner plastischen Körperlichkeit sich darstellt, da wir es fast immer von zwei aber auch der Grund, warum sich der jedesmalige Hauptgegenstand des Bildes immer so reizend von einem einleitenden Vordergrunde und einem abschließenden Hintergrunde abhebt. —

In die so gebildeten, schon an sich so lebendigen und so mannigfaltig zusammengesetzten Bilder der Häuser und Straßen Nürnbergs mischen sich nun noch viele andere Elemente: die zahlreichen Kirchen und Kapellen, die

Ansicht der Burg in Nürnberg vom Stadtgraben aus. (Nach einer Photographie.)

Seiten sehen, so zu sagen halb en face. Der Vortheil, welchen eine derartig gebaute Stadt in ihrer ästhetischen Wirkung vor den nach der Schnur in geradlinigen Straßen und geschlossenen Häuserfronten angelegten Städten voraus hat, ist ganz derselbe, wie derjenige, weshalb eine in freien Gruppen sich bewegende oder zusammenstehende Volksmenge eine dankbarere Aufgabe für einen Künstler ist, als ein in Reih und Glied aufmarschirtes Regiment Soldaten. Andererseits ist jene eigenthümliche Beschaffenheit der Straße durch die ganze Stadt zerstreut sind; die vielen, meistens mit großer Kunst angefertigten Brunnen, von denen der schon genannte „schöne Brunnen", „das Gänsemännchen" von Labenwolf († 1563), der des Rathhaushofes von demselben, und der sogenannte „Wasserspeier" auf dem Marktplatze, von Bromig, (1687) sich auszeichnen; der die ganze Stadt in fast gerader Linie durchströmende und sie in zwei Hälften theilende Fluß, die Pegnitz mit ihren Brücken, aus deren großer Zahl die Königsbrücke, die

nach dem Vorbilde des Ponte Rialto in Venedig erbaute Fleischbrücke, die Karlsbrücke und die Maximiliansbrücke besonders genannt zu werden verdienen; und endlich die Stadtmauern, Thürme, Bastionen, Wälle und Gräben mit den sie rings einschließenden Anlagen. Insbesondere sind es die beiden zuletzt gedachten Umstände, welche so wesentlich die Schönheit der Häusergruppen erhöhen, und darum sind die Brücken der Pegnitz und die Anlagen um die Stadt diejenigen Standpunkte, welche die ausgesuchtesten von all den schönen Bildern gewähren, die uns in Nürnberg entzücken.

Werden die malerischen Reize der altehrwürdigen Bauten für den auf einer der Pegnitzbrücken stehenden Beobachter durch die größeren Zwischenräume und die weiteren Perspektiven, welche der Fluß sich in die Häusermassen bricht, besonders aber durch den Gegensatz des flüssigen Elementes hervorgehoben, so geschieht es bei den Spaziergängen um die Stadt fast noch mehr durch die frische Vegetation, welche rings um sie aufsprießt, durch den Epheu, der oft in ganzen geschlossenen Wänden an den Mauern aufrankt, durch den grünen Rasen, welcher den trocken gelegten Stadtgraben auskleidet, durch die zahlreichen Obstbäume, welche dort in der Tiefe und auf den Wällen weit sich ausbreiten und ihre blühenden Kronen zu den alten Mauern hinauf- und nicht selten hoch darüber hinausrecken, durch die reizenden Anlagen selbst, durch die zahlreichen Gärten mit ihren Blumen und schmucken, oft eleganten Villen, welche auf der andern Seite dem alten Nürnberg sich gegenüber lagern, und durch die etwas hügelige Gestalt des Bodens, die nicht selten erhabene Standpunkte mit umfassenden Blicken bietet.

Hätte daher auch Nürnberg weiter nichts als seine Häuser und Kirchen, seine Pegnitz und seine Anlagen, so dürfte es schon darum als eine der genußreichsten „Vergnügungsstädte" Deutschlands einem Jeden empfohlen werden, welchem Mutter Natur ein malerisches Auge geschenkt hat. —

Doch was für ein Genuß würde es erst sein, wenn wir in diese alten mittelalterlichen Häuser und Straßen das Leben zurückzurufen vermöchten, das zur Zeit, wo sie entstanden und ihr Styl der allgemein herrschende war, sich in ihnen bewegte, wenn wir das Zauberwort zu finden und auszusprechen wüßten, um den alten Nürnbergern, die unter den alten Steinplatten der Sebaldus-, der Lorenzkirche und all der anderen Kirchen und unter den Grabsteinen des Johannis- und Rochuskirchhofes ruhen, das vollsaftige Leben, von dem sie einst strotzten, wiederzugeben und sie in ihren alten bunten Trachten durch die Straßen ziehen zu lassen; — wenn wir solch einen Zug ungesehen mit anschauen könnten, wie man am höchsten Festtage der Stadt, am Ehrentage des heiligen Sebaldus zu veranstalten pflegte, oder, falls die Patricier, die dabei eine Hauptrolle zu spielen hatten, sich unsertwegen nicht aus ihrem Grabe herausbemühen wollten, einen Aufzug der Handwerkerzünfte oder der Schützengilden, oder einen Urbauszug, ein Schönbartlaufen, oder eins der vielen Volksfeste, oder wär es auch nur ein Zug schwedischer oder wallensteinscher Kriegsgestalten!

Ein schöner Traum! aber ein Traum, der sich doch unter Umständen verwirklichen kann, ein Traum, der im Laufe des letzten Jahrzehntes verwirklicht worden ist. Und wer war der Zauberer, der dies Wunder vollbrachte? — Es war die Liebe eines warmherzigen und intelligenten Volkes zu einem Fürsten, dessen Namen die Geschichte auf ihre lichtesten Blätter schreiben wird, und der ihr leider schon angehört.

Wir sprechen von den unvergeßlichen, einzig schönen Tagen des Jahres 1855, dem 2. und 3. Juli, an welchem Nürnberg den Einzug König Maximilians in die zur königlichen Residenz neu eingerichtete Burg feierte. Das ganze Fest dauerte eine Woche, doch zeichneten sich die beiden Tage besonders aus, an welchen die großen Festzüge gehalten wurden. So verschieden auch der eine vom andern war, so fesselnd waren beide, und beide in gleicher Weise Nürnbergs würdig. Der erste Tag hatte es sich zur Aufgabe gemacht, eine althergebrachte Sitte der Stadt, daß die Bürger einem Jeden, der sich bei ihnen niederläßt, Geschenke an Lebensmitteln und Hausgeräthen darbringen, auch bei dem Einzuge des königlichen Mitbürgers zur Anwendung zu bringen, natürlich in einem der Würde desselben entsprechenden Maßstabe. Der zweite sollte die Vergangenheit und Gegenwart Nürnbergs darstellen. Beide Tage waren für denjenigen, der aufrichtigen Antheil an Nürnberg nimmt, eine unschätzbare Gelegenheit, sich eine lebendige Anschauung davon zu verschaffen, was Nürnberg ist und was es war. Und von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen beide Festzüge als Ein Ganzes, da der erste Tag nur eine Ausführung von einem Theile des Themas des zweiten gab, der „Gegenwart" Nürnbergs, als deren vornehmste Erscheinung die Gewerbthätigkeit Nürnbergs anzusehen ist.

Der erste Festzug bewies, daß die nürnberger Industrie noch heut zu Tage das Lob der Allseitigkeit eben so gut verdient, wie ehemals. Ein jedes Gewerbe war in ihm durch die schönsten Meisterwerke vertreten. Von dem kleinsten und gewöhnlichsten Ding an, das in einer Haushaltung gebraucht wird, bis zu dem größten und kostbarsten, von der Schuhbürste und dem Mehlsack an bis zu dem Silbergeräthe und der glänzenden Kutsche fehlte Nichts unter den Geschenken, womit die königliche Haushaltung durch den nürnberger Gewerbfleiß versorgt wurde, und der Werth derselben belief sich daher auf eine ansehnliche Summe, wie man sagt, bis auf 30,000 Gulden.

Indessen konnten auch hier diejenigen Gewerbe, welche den Namen Nürnbergs hauptsächlich außerhalb Bayerns vertreten, nicht umhin, die besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen: die „nürnberger Waare", das „nürnberger Bier" und die „nürnberger Lebkuchen". Die erst gedachte hatte ein sehr passendes Ausstellungslokal in einem riesigen Christbaume gefunden, dessen Zweige mit allem nürnberger Tand behangen waren. Das Bier für den König wurde in großen, mit reichem Schnitzwerk geschmückten Fässern von wahren Prachtexemplaren jener großen und starken pinzgauer Pferde gefahren, mit denen man in Bayern regelmäßig die Wagen der Brauer bespannt sieht. Ein Lebkuchen aber war in einer Größe vorhanden, wie er wahrscheinlich weder vorher noch nachher gebacken worden ist, ein Lebkuchen von 1½ Centner Gewicht, und an ihn schloß sich in würdiger Weise ein Kunstwerk der Metzger an, ein Tempel, würdig des Schlaraffenlandes, mit einem Parquet von Sülze, mächtigen Säulen von Servelatwurst, einer Kuppel von Würsten, deren Verzierungen aus Knackwürstchen bestanden. Dazu hatte aber auch das berühmte nürnberger Krautland die königliche Küche mit den schönsten Exemplaren aller seiner Gemüse bedacht.

War der ganze Eindruck dieses Festzuges mehr ein behaglicher und zur Heiterkeit stimmender, so war der des zweiten Tages ein erhabener durch die großen Erinnerungen, welche er wach rief, und durch die historische Treue, die Pracht und Schönheit, womit die großen Bilder, in denen Nürnbergs Vergangenheit und Gegenwart sich versinnlichen und zusammengruppiren lassen, zur Darstellung gebracht wurden. In dem ungeheuern Zuge, der zwei Stunden brauchte, um ganz vorbei zu defiliren, erschienen zuerst gleich nach der Noris, der

Personifikation des alten Nürnbergs, einem schönen Mädchen in rothem Gewande, mit goldener Mauerkrone auf dem Haupte, gezogen von einem Viergespann, die Vertreter des alten nürnberger Handels, eine stattliche Cavalcade von 20 Kaufleuten in schwarzem Sammtwamms mit Barett und Feder, und bald darauf der lange Zug der alten Gewerbe, durchaus in mittelalterlicher Zunfttracht und mit all den Fahnen, Insignien, Handwerkskleinodien und sonstigen Andenken, welche die Stadt von der Industrie der alten Zeit besitzt. Diese Repräsentanten des alten Bürgerthums wurden durch die auf sie folgenden, prächtig gekleideten Schützengilden getrennt von demjenigen und zugleich „geschützt" vor demjenigen, welcher mit der Stadt in stetem Unfrieden lebte, darum aber gerade in einer Darstellung ihrer Geschichte nicht fehlen durfte, dem Burggrafen, in grünem Sammtkleide und Pelzmantel, begleitet von einem in das reichste mittelalterliche Jagdkostüm gekleideten Gefolge zu Pferde. Hierauf folgte die Reformationszeit, dargestellt durch alle die großen Männer, die damals Nürnberg auszeichneten, Dürer, Pirkheimer, Vischer, Hans Sachs ꝛc.; dann das 17. Jahrhundert, vertreten durch einen Geleitszug nürnberger Kaufleute mit den Stadtpfeifern und in lederne Koller gekleideten Reisigen an der Spitze, endlich das 18. Jahrhundert, repräsentirt durch den Volksdichter Grübel und seine Zeitgenossen mit Alongeperücken, mit Zöpfen, dreieckigen Hüten und mit Kniehosen.

Wie die „Vergangenheit" Nürnbergs durch die Noris, so wurde der zweite Theil des Zuges, „die Gegenwart", durch die Bavaria angeführt, eine Jungfrau in blonden Locken, auf einem prächtigen, von acht reich geschirrten Pferden gezogenen Wagen. Ihr folgte „der Ackerbau", Ceres zu Wagen an der Spitze von Schnittern und Schnitterinnen, dann „der Gartenbau", Flora auf einem von vier Schimmeln gezogenen Triumphwagen, begleitet von einer Fülle reizender Mädchen, die Blumen, Kränze und Füllhörner trugen, und Pomona, inmitten malerisch zusammengehäufter Früchte thronend. Das Ganze wurde abgeschlossen durch eine lustige Bauernhochzeit. Und hier hätte nun der Zug vom vorigen Tage noch einmal folgen können, als Vertreter der Industrie der Gegenwart.

Mit der Erinnerung an dieses große Volksfest, worin das nürnberger Volk eben so wohl sich selbst, als seinem Könige Max ein Ehrendenkmal gesetzt hat, rufen wir Nürnberg unsern Abschiedsgruß zu. Heil der Stadt, die einer solchen Vergangenheit und einer solchen Gegenwart sich rühmen kann, die ihre Vergangenheit so kennt und liebt, und die so kraftvoll dahin strebt, die Gegenwart zu einem verjüngten Abbilde einer solchen Vergangenheit zu gestalten. —

Ein Ausflug von Inverneß bis zur Pentland-Föhrde in Nordschottland.

Von Dr. **Richard Andree**.*)

Zwei Prinzen ohne Nationalgefühl. — Fahrt von Aberdeen nach Elgin. Die Kathedrale. — Nairn und Macbeths Hexe. Cawdor Castle. — Inverneß und dessen Lage. — Druidenzirkel. — Der nordöstliche Theil Schottlands. — Die Grafschaft Sutherland. Dornoch und die große Stadt Golspie. — Dunrobin Castle. — Ueber Brora nach Helmsdale. Ueber Berriedale nach Wick. — Gegensatz zwischen dem germanischen Pachter und dem gaelischen Häusler. — Der Häringsfang. — Nach Thurso. — Auf dem nördlichsten Gestade von Schottland.

Am 2. August verließ ich Aberdeen, nicht ohne einigen Aerger, denn das Letzte, was ich dort sah, waren Photographien zweier deutschen Prinzen in Hochländertracht. Diese Bilder gemahnten mich an jene der Komödianten, welche wir auf dem Markt bei Arnolds (in Dresden) oder auf der Schloßgasse ausgestellt sehen; man sah die in Hochländer travestirten Prinzen in Kild und Blade von hinten und von vorn und von der Seite, und nun werden sie für ein Paar Pence verkauft. Ich hatte mich schon früher über eben dieselben Prinzen geärgert. Auf den Edelsitzen schottischer Herzöge, die ich besuchte, hatten sich Leute von Stand, aus Frankreich, Italien und Spanien und auch Schweden, alle in ihrer Muttersprache in das Album eingezeichnet; nur allein die deutschen Prinzen hatten es für angemessen erachtet, ihre Muttersprache zu verschmähen, und sich englisch einzuschreiben! Man ist wegen der dänischen Händel, über die man einem Engländer keinen vernünftigen Begriff beibringen kann, noch immer auf uns Deutsche etwas grimmig, und so schien es einem sonst leidlich verständigen Engländer, im Schlosse des Herzogs von Athol, Vergnügen zu machen, mich auf jenes Gebahren der p. p. Prinzen hinzuweisen. Mir war freilich schon vorher dieser Mangel an Anstand und Nationalgefühl aufgefallen, aber daß Engländer darüber spöttelten, und gerade in dieser Zeit, das jagte mir die Schamröthe in's Gesicht, und ich stieß einige derbe, recht derbe Flüche aus, deren Goethe sich nicht hätte zu schämen brauchen. Doch fort mit diesen Personen.

Die Fahrt ging nordwestlich mit der Bahn nach Elgin. Gut bestellte Felder wechselten mit moorigen Strecken ab; die Hügel waren kahl, Wald war wenig zu sehen. Bei Rothes kamen wir durch das hübsche Speythal. Die Umgebung von Elgin, das etwa eine Stunde vom Meere abliegt, ist sehr hübsch, angenehm hügelig; das Getreide stand prächtig. Elgin hat ungefähr 8000 Einwohner und sieben Kirchen! Die Straßen sind freundlich und sauber; manche tragen noch ein mittelalterliches Gepräge; man findet noch Giebelhäuser mit kleinen Eckthürmchen und rundbogigen Thorwegen; auf einem Platze eine uralte Stadtsäule und oben drauf eine mehr moderne Sonnenuhr. Namentlich waren es die herrlichen Ruinen der Kathedrale, die uns nach Elgin zogen. Die zwei massigen Hauptthürme sind noch ziemlich erhalten, aber von den fünf Schiffen des Hauptgebäudes nur unbedeutende Reste vorhanden, so daß der Transept, der älteste Theil des Gebäudes, isolirt dasteht. Der Chor mit dem Erbbegräbnisse der Gordons, denen dieser Theil Schottlands gehört, bietet mit seinen reichen Steinmetzarbeiten das meiste Interesse. Auch er schließt, wie das bei den meisten Kathedralen Großbritanniens der Fall ist, mit einer geraden Wand ab, in der zwei Reihen schmaler, spitzbogiger Fenster übereinander stehen. Einzig in seiner Art und schon allein eines Besuches werth ist

*) Der Verfasser, Mitglied des Vereins für Erdkunde in Dresden, befindet sich seit dem Frühling d. J. auf einer, zu naturwissenschaftlichen und technischen Zwecken unternommenen Reise durch Großbritannien. Die obigen Mittheilungen sind Auszüge aus einem Brief an mich. A.

das angebaute Kapitelhaus, welches von einem einzigen Mittelpfeiler getragen wird, von dem die herrlichen Wölbungen des vieleckigen Raumes ausgehen. Das Gebäude hat seltsame Schicksale gehabt. Im 16. Jahrhundert wurde das Blei des Daches zu Kriegszwecken geraubt; in Folge dessen stürzte es später ein.

Um zu sehen, wie schottische Mönche vor der Reformation ein üppiges Faullenzerleben in paradiesischer Gegend führten, fuhr ich nach Plusseardine Abbey; in einem prächtigen Thale, bestanden mit den besten Weizenfeldern, umgeben von bewaldeten Hügeln, liegen die Klosterruinen. In ihnen ist die erste Periode des gothischen Styles ohne alle Verunzierung in edler Weise vertreten. Ich machte dort einige archäologische Beobachtungen, mit denen ich Dich aber heute verschonen will. Das ganze große Gebäude ist mit einem ungeheuern Epheuwuchs überzogen, von der Sohle bis zur höchsten Giebelspitze, in der That ein imponirender Anblick.

Von Elgin reiste ich westlich nach Nairn durch eine einfache Küstengegend, ohne besondere Abwechselung; wir durchfuhren die Haide von Forres, wo Shakespeare die Hexen dem Macbeth erscheinen läßt. Nairn ist ein freundlicher Hafenort von 4000 Einwohnern am Firth of Moray gelegen. Die Straßen sind sauber, die Häuser meist mit Stroh gedeckt, und nach dem Meere zu nimmt das Städtchen ganz den Charakter eines Fischerdorfes an. Hier beginnt wieder gaelisches Element, oder vielmehr es tritt zum ersten Male an die Ostküste Schottlands, die es auf eine kurze Strecke mit dem germanischen Elemente zusammen inne hat, um dann später wieder ganz von der Küste (bei Dingwall) verdrängt zu werden. Am Firth of Moray hatte ich eine herrliche Aussicht gegen Norden: die rothen, jäh abfallenden Klippen des Gestades von Sutherland, hinter denen sich blaue Berge erheben, lagen vor mir. Auch in Nairn eine Stadtsäule mit Sonnenuhr.

Südwestlich von der Stadt liegt Cawdor Castle, wohin, wie nach Glamis und Inverneß, der Mord Duncans durch Macbeth verlegt wird. Es gibt in Schottland bald so viel Mordplätze Duncans wie heilige Röcke in der katholischen Christenheit. Auf der Fahrt nach diesem alten Schlosse (Heil dir, Than von Cawdor! rufen die Hexen) sah ich die ersten Roggenfelder, die ich freudig begrüßte, wie alte liebe Freunde aus der Heimath. Es war mir zu Muthe, wie einem Europäer, der in Aegypten die Störche ankommen sieht. In einem alten düstern Parke, durch den munter ein Bach hindurchrieselt, liegt das graue Schloß. Es ist im schottischen Bürgerstyle erbaut und stammt aus verschiedenen Perioden, die ältesten Theile reichen aber kaum über das 15. Jahrhundert hinaus; jüngere, aber stylgerecht angelegte, tragen Jahrzahlen aus dem 18. Jahrhundert. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß man in Schottland viel pietätvoller bei den Restaurationen zu Werke ging, als in England. Cawdor ist ein schönes Beispiel schottischen Burgenbaues, doch mit Glamis nicht zu vergleichen. Durch eine Zugbrücke tritt man ein und erblickt vor sich den massigen Hauptstock des Gebäudes, einen hohen viereckigen Thurm, flankirt von vier kleineren Thürmchen mit spitzen Dächern. Hieran schließen sich die anderen Baulichkeiten. Im Innern werden noch einige Reliquien gezeigt, die mit der Geschichte und Sage des Schlosses zusammenhängen. Keinenfalls reichen aber Theile desselben in die Zeit Macbeths hinauf. Die Tapeten sind hübsche Gobelins mit Scenen aus dem Don Quixote; als ganz besonders merkwürdig wurden einige steinerne Kaminsimse gezeigt, auf denen sich Sculpturen mit der Jahrzahl 1510 fanden. Es waren allerlei schnurrige Thiergestalten, eine Katze, die Geige spielt, ein Affe, der Flöte bläst. Da aber auch ein Fuchs, der eine Pfeife raucht, sich uns präsentirte, so erlaubte ich mir einige bescheidene Zweifel in die Zahl 1510 zu setzen.

Von Nairn nach Inverneß ist nur eine kurze Strecke, die durch das Moor von Culloden ausgefüllt wird, einen denkwürdigen Platz, denn hier unterlag 1745 der letzte Stuart mit seinen Hochländern den Engländern, und die Sache der Stuarts war auf immer verloren.

Inverneß bedeutet „Mündung des Neß“ *); diese Hauptstadt der Hochlande ist die ultima Thule der Touristen, an einem bedeutsamen Punkte gelegen und in stetem Wachsen begriffen: denn hier vereinigen sich Eisenbahn, Meer und caledonischer Kanal. Die neuen Stadttheile am rechten Neßufer nehmen schon ein ganz großstädtisches Aussehen an, und es wird wohl das Jahrhundert nicht ausgeläutet sein, bis hier das letzte Gaelisch verklungen ist. Mindestens die Hälfte der Einwohner, namentlich die niedrigen Stände, reden für gewöhnlich noch Gaelisch; so ist der Theil des Ortes, welcher aus lauter kleinen strohgedeckten Hütten besteht, und der auf dem linken Neßufer liegt, noch rein gaelisch. Schon erheben sich Fabriken und qualmen in die schöne Gegend hinein; die 14,000 Einwohner werden bald verdoppelt sein; Raum zur Ausdehnung ist vorhanden. Inverneß wird sicherlich einst eine Hauptrolle unter den nordschottischen Städten spielen. Das Palladium der Stadt ist der Tubbenstein, auf den einst die Mägde ihre Zuber und Bütten beim Wasserholen setzten. Jetzt ist er neben die Stadtsäule eingemauert. Am Besten übersieht man die Gegend von Craig Phadrick, Peterskuppe, aus. Auf dem Gipfel sind die Ringwälle eines alten keltischen Forts. Eigenthümlich erscheinen die ganz vereinzelt aufsteigenden Bergkuppen, unter denen sich Tomahurich, der Feenhügel, durch sargförmige Gestalt auszeichnet. Die Stadt mit vielen Kirchen, der Neß und seine lieblichen Inseln, der Kanal, die Berge von Roßshire, der Morayfirth, der reizende Beaulysee, alles das liegt vor unseren Augen. Bei Leys Castle, südlich von der Stadt, sah ich den ersten Druidenzirkel, aus rohen einzelnen Steinen aufgerichtet; von Beauly aus machte ich Ausflüge in das romantische Strathglaß und sah die Fälle von Kilmorack, — viele keltische Namen und Erinnerungen, alles im Verschwinden und Untergang begriffen, gegenüber angelsächsischer Zähigkeit und Ausdauer. Das gaelische Reden armer Leute, die schmutzigen Kilde noch schmutzigerer Jungen (und zwei gaelische Katechismen, die ich für Geh. Rath v. d. G. bestimmte), das ist Alles, was hier übrig ist von den Kelten, die einst Europa inne hatten; zwar traurig, aber gerecht.

Nun zu einer kurzen Schilderung „meiner Reise nach dem Norden“, die ich später einmal ausführlicher schildern werde. In den Tagen vom 4. bis 10. August habe ich den nordöstlichen Theil Schottlands gründlich befahren. Von Inverneß aus geht noch eine kurze Strecke Bahn weiter nördlich, das Endstück aller britischen Bahnen und, wie ich glaube, die nördlichste Bahn überhaupt. Diese benutzte ich. Zuerst westlich am Südufer der Morayföhrde weiter, die in ihrem letzten westlichen Ausläufer Loch of Beauly heißt. Die Ufer sind sehr flach, die Ebbe tritt weit zurück und legt große Sandflächen blos; die Felder waren sehr gut bestellt. Zur Rechten bleibt die Halbinsel Cromarty liegen; hier und da treten kleine Waldungen auf. Dann erreicht die Bahn den Firth of Cromarty, an dessen Ende Dingwall, der Hauptort von Roßshire, liegt. Dieser Name ist schon scandinavisch, der keltische lautet Inverphoeban, Mündung des Phoeban, und von nun an bis zum äußersten Norden tritt das Gaelische nirgends mehr, wenigstens nicht in den Städten, an die Küste. Dann kommt Invergordon und das hübschliegende Tain, wo der Firth of Dornoch erreicht wird. Alles kleine Nester von wenigen tausend Einwohnern. An der Dornocher Föhrde liegt Meikle Ferry, und hier hat die Bahn ein Ende.

---

*) Näß oder Nes (Nase) bedeutet vielmehr: Vorsprung, Vorgebirge. Red.

Was Tourist und Vergnügungsreisender hieß, lag lange schon hinter mir, die Luft wehte so unmittelbar über die Föhrde herüber, und außer einigen Geschäftsreisenden und Leuten, die nach den Orkneys und Shetlandinseln wollen, kommt so leicht Keiner mehr hierher. Das schmutzige kleine Dampfboot „Benwell", bei dem weder von Kajüte noch von Regendach die Rede war, führte mich über nach der Küste von Sutherland.

Sutherland, Südland, so genannt von den Wikingern, die von Norden, von den Orkneys kommend, dies Land südlich von sich fanden. Zu vier Fünfteln gehört der Boden dieser großen Provinz, die ich aber nur in ihrem östlichsten Punkte kennen lernte, dem Duke of Sutherland. Eine Coach „constructed for 4 persons inside and 12 outside" nahm uns auf; sie ist das einzige Kulturmittel in diesen Gegenden, die noch keine Ahnung von Telegraphen haben.

Also frisch hinauf auf den Top! Die vier Gäule ziehen brav an und hindurch ging's über die sandigen Dünen, welche das Nordgestade der Dornochföhrde umgeben. Ginster, Besenkraut, Sand und zahllose Kaninchenlöcher bilden die Landschaft; der dürre blaugrüne Sandhalm kann kaum Wurzel fassen, der Wind überschüttet ihn mit Sand, der Halm aber arbeitet sich wieder hindurch an's Tageslicht und hilft so die Düne befestigen. Bald kam Dornoch, die Kapitale von Sutherland, uns zu Gesicht, ein kleiner sauberer Ort von 700 Einwohnern. Erster langer und langweiliger Halt der Landkutsche. Ein einziger Platz liegt vor uns, mitten drauf eine massive gothische Kirche mit niedrigem Thurm, gegenüber die grauen Mauern eines alten Bischofssitzes, dabei einige Regierungsgebäude neu im altschottischen Style aufgeführt, und dann Sutherland Arm's inn; diese, vereint mit einigen niedrigen Häusern und strohgedeckten Hütten, machen das 700 Insassen zählende Dornoch aus.

Weiter nach Norden! Nadelhölzer und Birkenwaldungen folgen. Das System der Einfassungen der Felder und Wälder, von dem ich Dir früher schrieb, wird auch hier streng befolgt: fehlen Steine, so legt man Rasenplaggen übereinander und baut aus diesen einen künstlichen Wall, der bald mit stacheligem Ginster überzogen ist und eine undurchdringliche Hecke bildet. Auf einem sehr gut gebauten, mit Schleusen versehenen Damme passirten wir Loch Fleet, einen von Bergen hübsch eingerahmten Meeresarm. Die Berge treten nun immer näher an's Meer heran, die Formation des old red sandstone nimmt hier bedeutende Strecken ein, doch sind die Höhen kahl und bilden Schafweiden. Der Küstensaum am Meere aber ist herrlich angebaut, Weizen und Roggen gedeihen in der Gegend von Golspie trefflich (58° n. Breite!).

„Golspie is a large niece town" hatte ein Bürger von Dornoch gesagt, der mit mir auf dem Top der Kutsche saß; „but", fügte er hinzu, „it is not so fine as Dornoch". Golspie kam in Sicht. Zu unserer Rechten lag immer das Meer, zu unserer Linken erhob sich Ben-a-Bhrazie 1300′ hoch, und auf ihm thronte eine geschmacklose Kolossalstatue des verstorbenen Herzogs von Sutherland, ein Monument, das weit in's Meer und Land hineinleuchtet. An dem flachen, mit Algen und Schalthieren bedeckten Strande, der gerade zur Ebbezeit einen sehr üblen Geruch verbreitete, zieht sich eine einzige lange Straße hin; die Häuser sind fast alle einstöckig, abwechselnd mit Schiefer oder Stroh gedeckt, und vor dem einen oder andern liegen bereits — ein großer Fortschritt — breite Steine; kein Haus zeichnet sich vor dem andern durch schönere Bauart aus und gibt den Nachbarn Anlaß zum Neid; kein Thurm streckt sich von der niedrigen Kirche in die Höhe und keine Nebengasse wagt es, den Bauplan Golspies zu stören, das einem langen Bandwurm gleicht. Durch grüne Wiesen und üppige Felder hindurch fuhr die Kutsche ein. Die Kinder liefen zusammen und schrien: „it comes, it comes!" nämlich die Landkutsche. Und auch die Alten wurden aufmerksam und eilten von ihrem Geschäfte fort nach Thür und Fenster. Da trat der Grocer Low mit einer grünen Ladenschürze und der Feder hinter dem Ohre an die Thüre, der Shoe- and Bootmaker Mc. Kay warf seinen Leisten bei Seite und guckte durch das kleine viereckige Fenster des strohgedeckten Häuschens, während der Druggist Ferguson würdig einen Blick über die Brille hinweg den Fremdlingen zuwarf und seinen Gehilfen, indem er die Uhr zog, sagte: „Kommt heute 10 Minuten früher als gewöhnlich, möchte wissen warum?" Selbst der Stadtausrufer mit der Schelle in der Hand hielt inne und schaute die Kutsche an. Kurz und gut, Alles war in Aufregung und hier und da guckte auch ein blonder Mädchenkopf hinter den Blumen am Fenster hervor, der sich aber scheu vor den zudringlichen Blicken der Fremden wieder zurückzog. Die Kinderrotte vergrößerte sich; Bob gab dem David eine Ohrfeige, weil er ihn beinahe unter die Pferde gestoßen, und darüber kamen Bobs und Davids Mutter in einen Zank, den der Ironmonger Lindsay zu schlichten versuchte. Alles ward auf der Straße abgemacht. Die Menschen sind hier nicht so verwöhnt; sie liegen ab von den Kulturstraßen, von den unromantischen Schienenwegen, klatschen freundnachbarlich zusammen, gehen Sonntags strenggläubig zur Kirche und sprechen viel vom Fischfang, und daß auch der Surgeon Mc. Gregor sterben mußte, der so Manchen einst eurirt, und daß Mary Wells jetzt die Braut von Charles Anderson ist, nachdem sie dem Lachlan Mc. Allum einen Korb gegeben hat.

Das alles und noch viel mehr erfuhr ich bei der Fahrt durch Golspie, obgleich sie nur fünf Minuten dauerte, denn der Dornocher kannte alle Verhältnisse genau. Und als ich die lange Straße hindurch war und bei hübschen Gartenhäusern vorüber kam, fragte ich den Dornocher, der gesagt hatte, Golspie wäre eine „large niece town", ob nun die eigentliche Stadt begänne? „Please, Sir, it is at an end!" hieß es da, und ich bewunderte den bescheidenen Sinn des Mannes, der Golspie „large" finden konnte. Golspie hat nach dem letzten Census 876 Einwohner, jetzt mögen wohl 24 hinzugewachsen sein, so daß die Stadt 900 Insassen zählt.

Vor dem „Golspie inn" hielt der Wagen. Das Schild zeigte eine hockende Katze aus dem Helmschmucke der Herzöge von Sutherland; wir kehrten bei der Katze ein und fanden Alles gut und sauber. An vergangene Zeiten erinnerten mich Talglichter, denen ich in Großbritannien zum ersten Male hier begegnete, und die Lichtputzscheere betrachtete ich fast wie ein versteinertes Ungeheuer aus antediluvianischer Zeit. Ich war einen Tag und eine Nacht in Golspie, aber sie genügten, um in dem Städtchen Menschen und Dinge gründlich kennen zu lernen. Fühlte ich mich nicht 50 Jahre zurückversetzt in kleinbürgerliche, provinciale Verhältnisse? Gewiß! Als ich nach dem kurzen Aufenthalt schied, winkte ich Allen auf der Straße ein Lebewohl zu. Ich kannte sie ja! Denn bei jenem hatte ich eine Kleinigkeit gekauft, bei diesem nach dem Wege gefragt, mit dem dritten im Wirthshause mein bitter Ale getrunken. Alle waren freundlich, zuvorkommend gewesen. Der Lindenbaum am Ende des Ortes stand in voller Blüthe und schüttelte seine Aeste im Winde, und die zwei bärtigen Shetlandponies dort auf der Wiese, die dem James und John, den Söhnen des wohlhabenden Farmers Grant, gehören, sprangen munter umher. David und Bob, die sich bei unserer Ankunft geohrfeigt hatten, waren auch nebst der andern barfüßigen Rotte beim Abschiede wieder da; heute aber vertrugen sie sich, und schrien vereint, als der Driver die Peitsche schwang und wir auf den Top der Kutsche stiegen, ihr schallendes Hurrä! — Ade Golspie!

Gleich hinter G. ist der Fluß, ein munterer aber brauner Geselle, überbrückt, und auf der Brücke steht ein steinerner Obelisk mit einer gaelischen Inschrift, die ich mir copirte, um sie dereinst von G. übersetzen zu lassen. Es war die erste gaelische Inschrift, die

ich fand. Denn selbst hier in Inverneß habe ich nichts dergleichen gesehen, kein Schild, keine öffentliche Kundmachung in dieser Sprache.

Ein herrlicher Park beginnt, ein Forst wundervoller Bäume zieht sich am Meere hin, und daraus hervor leuchten die stolzen spitzdachigen Thürme von Dunrobin Castle; es ist ein großartiger Bau, mit verschwenderischer Pracht außen und innen ausgestattet, ein herrlicher Fürstensitz, das schönste Schloß Großbritanniens. Der Herzog von Sutherland, der Freund Garibaldis, bringt hier seine Jagdzeit zu; mit seiner Dampfyacht landet er am Gestade der Nordsee und schreitet durch wunderbar gehaltene Gärten hinauf nach seinem Schlosse, der Robertsburg (Dun-Schloß, Robin-Robert), die freilich uralt in ihren Anfängen, jetzt aber als imposanter neuer Bau vor uns steht. Der letzte freundliche Punkt nach Norden zu, denn jetzt hören die Wälder auf, und Alles, was uns noch zu Gesicht kommt, sind einzelne Bäume. Bis hinauf nach Wick verfolgte ich die Ostküste, die hinter Dunrobin, nach dem Fischerdorfe Brora zu, steil zu werden beginnt und diesen Charakter auch beibehält. Bei Brora, einem ziemlich großen aus elenden Hütten gebildeten Dorfe langte ich Nachmittags gegen 4 Uhr an und sah die ersten Häringsboote, etwa 20 an der Zahl, in See stechen. Die Berge zur Linken sind kahl und von kleinen Bächen durchrissen, die nach kurzem Lauf dem Deutschen Ocean zueilen. Ihr Wasser ist dunkelbraun, ein Zeichen, daß es aus den Torfmooren auf den Bergen kommt. Alle diese Wasserrisse sind mit steinernen Brücken überwölbt und die zwei oder drei Straßen, die durch den nördlichsten Theil Schottlands führen, besonders die an der Küste entlang, sind ganz vortrefflich gehalten; kein Wegegeld-Einnehmer stürzt wüthend über den harmlosen Reisenden her. An den Wasserrissen wuchert der Adlerfarrn mächtig und sucht uns für die Abwesenheit des Baumwuchses zu entschädigen. So geht der Weg eine Strecke fort, bis sich auf einmal wieder gut bebaute Hafer- und Rübenfelder zeigen. Das Meer macht eine Bucht, ein brauner Fluß windet sich durch Klippen hindurch, die von Möven umschwärmt sind; auf einem vorspringenden Punkte liegt eine alte Ruine, und unten im Thale am Flusse leuchten uns freundlich die mit blauem Schiefer oder rothen Ziegeln gedeckten Häuser von Helmsdale entgegen. Scandinavisch der Name und die Menschen. Die Luft riecht nach Häringen, Tonne bei Tonne liegt in dem sichern Hafen, und draußen auf der blauen Fläche der Nordsee segeln langsam etwa 100 Häringsboote, von unsrer hohen Straße wie schwarze Punkte anzusehen: schwarz das Boot, die Takelage, das kurze viereckige Segel — aber alles das werden wir noch besser und großartiger in Wick beobachten.

Hinter Helmsdale steigt die Straße fortwährend, die hohen Berge drängen sich immer dichter an's Meer, eine kahle, unwirthliche, wilde Gegend beginnt, in der keine einzige Hütte steht, in der nur Haidefläche und weites blaues Meer dem Blicke begegnen. Ein kalter Wind weht uns entgegen, hohe schwarze Schneestangen sind ausgesteckt, um im Winter die Straße zu bezeichnen, damit der Wanderer oder der Wagen nicht von ihr abkomme und hinab an den steilen Klippen in's Meer stürze. Die Goldammer und der Bergspatz zirpen an unserm Wege hin; höchstens begegnet uns ein zweiräderiger Karren mit braunem Torf beladen, den der arme Mann, welcher das Pferd antreibt, selbst für seinen Winterbedarf aus den weiten Mooren holte. Unser Weg führt hier 1200 Fuß hoch in schwindelnder Höhe über dem Meere hinweg, ein Granitberg zu unsrer Linken, ein Vorsprung in's Meer zur Rechten zeigen die Grenze von Caithneß an; wir sind am Ord of Caithneß. Wüste, wilde, menschenleere Gegend, umsäumt von den spitzen, hoch aufstrebenden Morvenhills (Mor-bhein im Gaelischen), die als Landmarke für Caithneß gelten und durch die ganze Grafschaft sichtbar sind. Es folgt ein tiefer, schwarzer Thalriß, und an den Wänden desselben stehen zum letzten Male Fichten und Lärchen, aber alle ohne die schlanke, hochaufschießende Spitze, welche diese Nadelhölzer sonst auszeichnet; sie haben breite Kronen gebildet. Diese Stelle, in der ein einsames Wirthshaus liegt, heißt Berriedale; es ist der romantischste Punkt in Caithneß: düstere Fichten, ein schwarzes schäumendes und brausendes Wasser, hohe Bergwände, schrosse Klippen, ein einsames Wirthshaus im kühlen Grunde, dabei das weite blaue Meer; das gibt schon ein Bild unter diesem nordischen Himmel.

Eine Strecke hinter Berriedale bleibt es noch wild, dann ist der Boden wieder bebaut, aber nur der schmale Küstensaum hinauf bis zum höchsten Nordpunkte; im Innern dagegen nur Moor und kahle Berge mit Schafzucht. Wir sind hier im Kirchspiele Latheron oder gaelisch: Lathair-Roin, d. h. Ruheplatz der Seehunde. Denn auf den Meeresklippen sonnen sich diese Thiere und werden den Küstenbewohnern häufig zur Beute. Hier treten uns zwei ganz verschiedene Arten Menschen entgegen, die sich heute noch scharf scheiden und in moralischer und physischer Beziehung himmelweit von einander verschieden sind: die gaelischen Häusler und die germanischen Farmer. Da stehen einzelne freundliche Häuser, aus Steinen erbaut, sauber angeweißt, das Dach mit Schiefer gedeckt; dabei ein Garten, in dem sorgfältig solche Blumen gepflegt werden, welchen das Klima erlaubt, zur Blüthe zu gelangen. Eine dichte kleine Anpflanzung von Ahorn und Ulmen, die etwa 12 bis 15' hoch wird, repräsentirt so etwas wie eine Art Wald. Die Haser-, Gersten- und Kartoffelfelder sind im besten Stande, und namentlich das Vieh (kurzhörnige englische Rinder und feinwollige Schafe) zeigt eine besonders gute Pflege. Die landwirthschaftlichen Geräthe sind nach den neuesten Mustern gearbeitet. Und nun sieh Dir einmal diese Tenants, Pächter, an. Schöne, große, blonde Männer, reckenhafte Gestalten mit freier Stirn und offenem Auge. Blühende Mädchen, ächte Nordlandkinder, rothwangig, blauäugig mit vollem blonden Haar, so daß man in Versuchung kommt zu fragen: heißt Du nicht Ingeborg? So sind diese Farmer, scandinavischer Abkunft, wohl durchgängig. Sie sprechen mit Vorliebe den altschottischen Dialekt.

Und nun das andere Bild. Dort zieht sich eine aus rohen Feldsteinen aufgeführte „gaelische Mauer" hin. Das Haidekraut, welches den Boden bedeckte, ist entfernt und einige Streifen Kartoffeln sind in den Boden gepflanzt; dabei etwas Hafer und Turnips. Am Rande des kultivirten Landstriches stehen einige Fliederbüsche in voller Blüthe; dann folgt ein wüster Platz, bedeckt mit Ginster und Pfriemkraut, in dem eine magere Kuh blökt. Inmitten dieser Besitzung steht die Hütte des gaelischen Pächters. Hat es ihm an Steinen in der Nachbarschaft gefehlt, so ist ihm der Torf ein willkommener Baustoff gewesen; vier Wände und eine Thür drin sind bald aufgeführt. Die Wände und der Fußboden werden mit Lehm ausgeschlagen, rechts und links ist je ein Gemach und in jedem zwischen ein paar Steinen die Feuerstelle und über dieser ein Loch im Dache, durch das der Rauch hinausziehen soll; aber dieser bleibt lieber in der Hütte, erfüllt dieselbe und schwärzt sie total. Einige Stühle, ein Tisch, im günstigen Falle ein Bett, ein Schrank, in dem die Bibel in gaelischer Sprache liegt, bilden die innere Ausstattung. Das Dach dieses Hütte genannten Loches ist in bogenförmiger Gestalt aus Stroh, Rasenplaggen, Haidekraut gebildet; in ihm befinden sich einige Löcher mit Scheiben darin, welche die Fenster vorstellen. Damit der heftige Wind das Dach nicht mit fortnehme, sind Strohseile quer über dasselbe gezogen, die mit Steinplatten am Ende beschwert sind. Kein Schmuck oder Bild im Innern, Nichts ist angestrichen, Alles roh. Draußen hängen an einem aus Latten zu-

sammengenagelten Dreiecke einige Häringe zum Trocknen, hinter der Hütte liegt ein Berg Torf für den Winter.

Ich bin oft in diese elenden Wohnsitze eingetreten, sei es, daß der Regen mich hineintrieb, oder unter einem andern Vorwande, aber stets ward ich freundlich empfangen, man las mir aus der gaelischen Bibel vor und nahm gern die kleine Gabe, die ich bot. Das Gepräge der Armuth ist im ganzen Wesen dieser Leute zu erkennen. Ihre Nahrung besteht aus Hafermehl, Kartoffeln und Fischen. Sie verschmähen auch den Dogfisch nicht, einen kleinen Hai, der den Häringen nachstellt und in den Netzen der Fischer große Verwüstung hervorbringt. An der Küste von Latheron ist auch die gaelische Sprache schon theilweise aus diesen Hütten verdrängt, aber der Charakter der Menschen ist geblieben.

Bei Dunbleath Castle sagte mir der Kutscher, ein jovialer Bursch: „das sind die höchsten Bäume in der Grafschaft;" es waren gegen 20′ hohe Ahorne. Es begann nun zu dunkeln, die Gegend wurde flach, aber das Ufer blieb immer noch hoch. Hier und da leuchtete der glimmende Torf, der in den Hütten gebrannt wurde, durch die offene Thür oder stand ein Wirthshaus am Wege. Das Meer sah aus wie eine weite graue Fläche. In der Ferne glänzte das Licht eines Leuchtthurms. Der Wachtelkönig ließ seinen schnarrenden Ton im Felde hören. Endlich Lichter und nach achtstündiger Fahrt war Wick erreicht.

Wick ist auch ein gut germanischer Name; wie der Ort gleichen Namens auf Föhr bedeutet es: Zurückweichung, Bucht. In diesem Sinne wird das Wort auch heute noch im schottischen Dialekte gebraucht. In der That bildet das Meer hier eine hübsche von Schieferklippen umgebene Bay, in welche das „Water of Wick" fällt. Am rechten Ufer liegt der Hafenort Pulteney town regelmäßig erbaut und neu, am linken der alte eigentliche Ort. Die Häuser sind fast alle gleich, zwei Stock hoch und aus schwarzen Grauwackeschiefern erbaut, die aus den Klippen am Meere gewonnen werden. Das ist der rechte Fischerplatz, und wer Häringe und Häringsfang sehen will, wer beobachten will, wie das Wohl und Wehe von 8000 Menschen von dieser Gabe des Meeres abhängt, der gehe im Juli oder August nach Wick.

In Wick ist Alles Häring. Am 6. August Morgens sah ich die Flotte von etwa 1000 Booten einlaufen. Welches Gewimmel am Hafen und welches im Meere! Wie ein schwarzer Ameisenhaufen, so sah die wunderbar grüne, durchscheinende Fluth aus; eins der schwarzen Boote nach dem andern kam hereingerudert; der weite Bauch war mit Netzen und Häringen gefüllt; Alle drängten nach den Landungsplätzen, die nicht genug Raum für die große Zahl der Boote hatten. In Körben wurden die silberglänzenden, am Rücken blau und rosa schillernden Häringe hinaufgezogen, und von Weibern und Männern wurde das Geschäft des Einsalzens mit merkwürdiger Geschicklichkeit vollbracht.

Das war ein Leben und Treiben! Hier die drallen, hochgeschürzten Wickerinnen, denen man aber nicht nahen mochte, so sehr waren sie mit Blut und Schuppen bedeckt; dort die stämmigen, wettergebräunten Fischer mit Südwestern oder rothen Fischermützen und in hohen Wasserstiefeln. Da lagen Fässer voll Salz, hier Faßdauben zu neuen Tonnen, dazwischen Küper, Händler, Matrosen größerer Schiffe. Kein Schuhbreit Platz war frei und überall ein Geruch, wie er schlimmer nicht gedacht oder gerochen werden kann. Häringe und Fischreste überall auf dem schmutzigen Boden zerstreut. Zweiräderige Karren, mit schweren Gäulen bespannt, zogen die gewichtigen Netze hinaus vor die Stadt, wo sie auf den Wiesen zum Trocknen ausgebreitet wurden und nun ganz Wick mit einem breiten schwarzen Gürtel umspannten. Die Wicker sind ein schöner Menschenschlag; wenn auch germanisches Blut in ihnen vorwaltet, so ist die keltische Beimischung doch keineswegs zu verkennen. Die dunklen Farben des Haares sind so häufig wie die blonden, und die Form des Gesichts ist mehr rund. Germanische Namen sind noch häufiger als die gaelischen, und mancher rein scandinavische wird gefunden; so Swanson und Manson (Magnusson). Ihre Mundart ist die schottische, mit einigen Eigenthümlichkeiten, die man leicht herausfindet; so sagen sie: fat für what, furch für church u. s. w. So viel für heute über Wick; doch sind damit meine Notizen noch lange nicht erschöpft.

Noch berichte ich Dir kurz über meine Fahrt nach Thurso. Das Nordgestade von Caithneßshire zwischen Wick und Thurso ist seiner ganzen Ausdehnung nach flach und bebaut. Die Straßen sind gut, die Einfassungen der Felder frei aufstehende Steinplatten von Zolldicke und 2′ Höhe, was der Landschaft einen eigenthümlichen Anblick gibt. Bäume fehlen ganz; doch gehen Sagen von Wäldern im Volke. Hier und da ziehen sich Haidestrecken und kleine Landseen zwischen den Feldern hin. Ginster und Weißdorn vertreten alle größeren Gewächse, und das schottische Feldhuhn läßt sich in Ketten hier und da sehen. Bei Castletown of Olrick kam mir zuerst der Atlantische Ocean zu Gesicht. Der kleine saubere Ort wird nur von Steinbrechern bewohnt, welche hier die herrlichen Schiefer und Pflastersteine gewinnen und verschiffen. Ein dicht gepflanzter kleiner Hain von etwa 12′ hohen Ahornen und Ulmen überraschte mich in dieser baumlosen Gegend freudig.

Thurso — Thorsaa, Thorsfluß — ein Städtchen von 3500 Einwohnern, liegt etwa unter 59° n. Br. an einer herrlichen Bucht. Es ist die nördlichste Stadt Großbritanniens. Die Häuser sind alle aus dem schwarzgrauen Schiefer aufgebaut, unbeworfen; die Straßen breit, regelmäßig, und am Sonntag, 7. August, herrschte eine fabelhafte Todtenstille. Als ich am Abend vorher einzog, begegnete mir hier und da eine Dogscart, dies eigenthümliche zweiräderige Fuhrwerk, und trotzdem mir vor Frost die Kniee schlotterten und die Zähne klapperten, spielten die Thursoer auf einem Anger vor der Stadt Cricket. Die Bucht wird nach zwei Seiten zu von Vorgebirgen abgeschlossen: östlich Dunnet Head, der nördlichste Punkt Schottlands, westlich Holborn Head, und nach Norden zu schließen die Orkneys, blau, prächtig wie eine Wand aufsteigend, den Golf. Ich war auf Holborn Head; eine Heerde Delphine schwamm gerade, als ich an die am weitesten hervorragende Spitze trat, um diese herum. 400 Fuß fielen die zerklüfteten Felsen jäh nach dem Meere zu ab; Schaaren von Seevögeln, die durch mich aufgestört wurden, umschwärmten diesen herrlichen Punkt. Unten lag das Meer, tief schwarz, und heulte und brandete. Wie Kanonenschläge erklangen die anprallenden Wogen, die grün, mit weißem Gischt bedeckt, sich aus der tiefschwarzen Meeresmasse abhoben, an den Klippen in die Höhe leckten und dann in Millionen nasse Atome zerstäubten. Gegenüber bei Dunnet Head brandete der Pentland firth vom Atlantischen zum Deutschen Ocean, weiß aufschäumend an den rothen Sandsteinfelsen dieses Vorgebirges. Fast greifbar, in vier Stunden mit dem Dampfer zu erreichen, lagen die Orkneys da; vor allen trat Hoy hervor; jeder Riß war zu unterscheiden, der sich durch die Felsen hinzog, und die Buchten zwischen den einzelnen Inseln. Drüber hin jagten Wolken und warfen ihre Schatten auf die Fluth. Das war ein schöner, herrlicher Anblick.

Auf den Klippen von Holbornhead breitete sich eine ächte Meerstrandsflora aus, und ich pflückte die schottische Primel, die nur an diesen Küsten wächst, und sah Großbritanniens treuesten Farrn, den Adlerfarrn, auch hier an diesem nördlichen Punkte. Ich hatte ihn von Kent ab verfolgt.

Thatsachen und Stimmen aus dem Yankeelande.

Drei Milliarden Schulden und drei Millionen Soldaten binnen drei Jahren. — Betrug gegen die Staatsgläubiger im Staate Neuyork; Repudiation. — Die gegenwärtige Lage der Dinge. — Die Kriegsdemokraten. — Urtheile über den Präsidenten Lincoln und seine Verwaltung. — Steuerdruck, Inlandsteuer, Erbschaftssteuer, Einkommensteuer, Polizeignälereien. — Wie weit es gekommen ist. — Apokalyptische und hegelianische Verherrlichung der Yankeezustände an einer Tafel in Berlin. — Professor Michelet und die Philosophie der Weltgeschichte. — Praktische Erläuterungen.

In der amerikanischen Nordunion geht mehr und mehr Alles aus Rand und Band, und selbst blöden Augen in Europa wird es allmälig klar, was am Ende kommen muß. —

Der Staatsbankerott scheint vor der Thür; binnen 36 Monaten hat man mehr als 3000 Millionen Thaler Schulden gemacht. Das Papiergeld ist um zwei Drittel entwerthet; im Juli war der Finanzminister mit 86,600,000 Dollars allein für Löhnung der Soldaten und Bezahlung von Lieferungen im Rückstande und wandte sich an die Nation, um von derselben einen Tropfen Wasser auf einen heißen Stein, nämlich eine Anleihe von 200 Millionen zu erhalten. In dem heillosen und widersinnigen Unterjochungskriege, welchen verblendete Parteiwuth und ein bis zum Wahnwitz gesteigerter Fanatismus gegen die für Selbstregierung und Unabhängigkeit kämpfenden Conföderirten führt, sind nun Aufgebote an nahezu drei Millionen Mann erlassen worden, und doch kamen im Juli 1864 die Conföderirten bis vor die Thore von Washington. Die Yankee-Regierung hat, amtlichen Mittheilungen im Congresse zufolge, mehr als 150,000,000 Dollars für Anwerbeprämien verausgabt, und ein großer Theil ihrer Armeen besteht aus europäischen, leider auch deutschen Miethlingen, weil eingeborene Amerikaner in nicht geringer Menge es vorziehen, sich durch Einzahlung von 300 Dollars frei zu kaufen oder Soldknechte zu stellen, welche dann die „glorreichen Schlachten der Freiheit" schlagen.

Im New York Journal of Commerce wird nachgewiesen, daß Präsident Lincoln binnen 39 Monaten folgende Mannschaften aufgeboten hat, um den Süden zu unterjochen.

16. April 1861	75,000	Mann.
4. Mai 1861	64,748	„
Juli bis December 1861	500,000	„
1. Juli 1862	300,000	„
4. August 1862	300,000	„
Ferner im Jahre 1862	300,000	„
1. Februar 1864	500,000	„
Im Juli 1864	500,000	„
	2,534,748	Mann.

Dazu kommen die gelegentlich, im Drange der Noth unter die Waffen gerufenen Milizen in verschiedenen Einzelstaaten, und damit ist die Ziffer von nahezu drei Millionen erreicht.

Trotz dieses in der Weltgeschichte beispiellosen Aufgebotes stand es zu Ende des Julimonates mit den kriegerischen Aussichten der Yankees schlimmer als je, und es war vielleicht nur die Ungeschicklichkeit eines conföderirten Generals, daß das zitternde und bebende Washington nicht überrumpelt wurde.

Mit dem Betrügen der Staatsgläubiger hat man im Staate Neuyork bereits den Anfang gemacht. Die beiden Häuser der Legislatur erklärten, daß die Zinsen der Staatsschuld nicht, wie doch die Verpflichtung lautet, in baarem Gelde, sondern mit Papier, mit „Greenbacks", bezahlt werden sollten. Sie blieben dabei, trotzdem der Gouverneur sie beschwor, einen so schimpflichen Treubruch nicht zu begehen; diese mahnende Botschaft, welche von Pflicht, Ehre und Schuldigkeit sprach, wurde zurückgewiesen. Die Gläubiger erhalten also nur ein Drittel dessen, was man verpflichtet wäre, ihnen zu zahlen und sind betrogen. Man bezeichnet im Yankeelande solch ein Verfahren als „Repudiation".

Politische Freiheit und die wichtigsten Bestimmungen der Bundesverfassung gehören zu den Dingen, die einmal gewesen sind, der Generalprofoß schüchtert nach Belieben die Gerichte ein, spielt den Meister und sperrt Jeden ein, der ihm nicht loyal genug zu sein scheint. Auch verbietet er ganz nach seinem Belieben mißliebige Zeitungen oder belegt Blätter mit Beschlag; nur in großen Städten, wo ein solches Eingreifen bedenkliche Folgen haben könnte, muß der Profoß manches „Illoyale" geschehen lassen.

Ein deutsch-amerikanisches Blatt faßt die Lage der Dinge in folgenden Worten zusammen: „Wir sind in unserer Republik viel schlimmer daran, als Neapel unter König Bomba je gewesen." Dieser Ansicht scheint man ziemlich allgemein zu sein, und die Blätter, selbst jene der herrschenden radikal-republikanischen Partei, sind ein Wiederhall derselben.

Es gewährt ein völkerpsychologisches Interesse, gerade jetzt — wo eine Katastrophe nach der andern über die in Grund und Boden zerrüttete Yankee-Union hereinbricht, die Barbarei immer wilder, die zu Boden getretene Freiheit von den Gewalthabern und ihrer Soldateska nicht eines Strohhalms werth geachtet wird —, gerade jetzt, sagen wir, amerikanische Stimmen über die öffentlichen Zustände zu hören. Wenn sie in hohem Grade trostlos lauten, so ist das nicht unsere Schuld. In allen uns zugänglichen Blättern der verschiedenen Parteien, der herrschenden mit eingeschlossen, finden wir Nichts, rein gar Nichts, woran man Freude haben, woraus man auf eine Umkehr, auf eine Besserung der Zustände schließen könnte. Es ist Alles chaotisch und voll Wirrsal, und daraus erklärt sich auch wohl, daß so viele Menschen sich völlig resigniren. Merkwürdig aber erscheint das Folgende. Bei anderen Völkern pflegen in gewaltigen Katastrophen, bei denen Alles aus den Fugen geht, hervorragende Männer aufzutreten, gewaltige Charaktere aus der revolutionären Bewegung aufzutauchen, das Volk zu begeistern und mit sich fortzureißen. Bei den Yankees sucht man dergleichen vergebens; sie selber klagen darüber, daß auch nicht ein einziges bedeutendes Individuum aufgetaucht sei; Alles sei Mittelmäßigkeit oder noch Schlimmeres.

Doch wir wollen Blätter, englisch und deutsch geschriebene, reden lassen und den Anfang mit der „Neuyorker Staatszeitung" machen, welche unter unseren überseeischen Landsleuten die weiteste Verbreitung hat. Der großen Krisis gegenüber befindet sie sich in einer falschen Lage, denn sie vertritt die Ansichten der kriegsdemokratischen Partei, welche den Süden mit Waffengewalt in die alte Union zurückzwingen will. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit, und dann, was wäre eine Union republikanischer Staaten werth, welche nur durch Soldatengewalt zusammengehalten werden könnte? Mit der bürgerlichen Freiheit hätte sie gewiß Nichts zu schaffen; ein solches Verhältniß müßte den Staat einer Militärdiktatur in die Hände geben. Die Kriegsdemokraten verfahren offenbar unlogisch und begehen verhängnißvolle Fehler. So lange sie für Zwangsmaßregeln sind, haben sie vor den Kriegsrepublikanern, namentlich den Lin-

eoln-Leuten, Nichts voraus. Die Friedensdemokraten dagegen stehen auf dem sichern Boden eines gerechten Princips, indem sie sagen, daß der Volkssouveränetät und dem amerikanischen Staatsrechte zufolge die Nordunion gar kein Recht habe, diejenigen Staaten, welche nicht ferner in der Union bleiben wollten, nachdem man sie in ihren Rechten und in ihren Interessen so schwer beeinträchtigt, mit Gewalt festzuhalten und in einen Verband zurück zu zwingen, von dem sie Nichts wissen mögen. Diese Partei der Friedensdemokraten hat während des laufenden Jahres starken Zuwachs erhalten und tritt immer entschiedener auf, allerdings zum großen Mißvergnügen derer, welche bei Fortführung des Krieges ihren Vortheil finden oder principiell eine falsche Stellung eingenommen haben. Doch wir wollen zunächst Mittheilungen aus der Neuyorker Staatszeitung machen, damit unsere Leser sehen, wie dieses Blatt sich die Dinge und die Menschen ansieht. Diese Mittheilungen entnehmen wir den Julinummern von 1864.

Ueber Lincoln lautet das Urtheil der verschiedenen Parteien fast einstimmig, und wenn eine Abtheilung der radikal-republikanischen Partei ihn wieder zur Präsidentenwahl vorgeschlagen hat, so geschah das nur, weil die Stelleninhaber nicht von ihren Aemtern weichen möchten. Daß das Land durch seine und seiner Minister Unfähigkeit bis hart an den Rand des Verderbens gebracht worden ist, weiß die Welt.

Die Neuyorker Staatszeitung beklagt nun „die Verwirrung und Trostlosigkeit der öffentlichen Angelegenheiten“ und sagt dann:

„Wie der unglückliche Trunkenbold den in ihm aufkeimenden Gewissensbissen durch Vertilgung einer verstärkten Dosis des verderblichen Stoffes, der ihn und seine Familie ins Elend gestürzt; zu entfliehen sucht, — so trachten die Wortführer der Administration dahin, die schrecklichen Folgen, welche sie durch ihre Mißachtung von Gesetz und Constitution über das Land heraufbeschworen, dadurch zu verbannen, daß sie nach neuen, noch ärgeren Willkürmaßregeln schreien. Die Früchte der Unfähigkeit, Verderbtheit und Erbärmlichkeit der Administration fliegen uns aus allen Ecken und Enden entgegen. Durch ihre finanziellen Mißgriffe hat sie die ganze Oekonomie und Gewerbthätigkeit des Volkes in die heilloseste Verwirrung gestürzt, — durch ihre Taktlosigkeit und Parteimalice hat sie den ganzen diesjährigen Feldzug zu einem Hülfsmittel der nächsten Präsidentenwahl im Interesse Abraham Lincolns, und dadurch die größten Anstrengungen und Opfer des Volkes zu Schanden gemacht; — ihre immer frecher auftretende Willkürherrschaft, ihre nur durch Fanatismus und Parteivortheile eingegebene Politik ersticken den Patriotismus des Volkes und setzen Rathlosigkeit und Verzweiflung an die Stelle der Entschlossenheit und Opferwilligkeit. Es droht Alles aus Rand und Fugen zu gehen und über den Häuptern der Clique, durch welche das Land in diese entsetzliche Situation gebracht worden ist, zusammen zu brechen.“

„Es herrschen nun Heulen und Zähneklappern in den Kreisen der Lincolniten, und ihre Pressen suchen ihre Herzensangst durch Schreien, Poltern, Schimpfen und Denunciationen zu übertäuben; sie befürworten diktatorische Maßnahmen. Diese Leute haben keine Ahnung von dem Wesen republikanischer Institutionen gehabt; ihre Parteiwuth wie ihre Herrschgier lassen es nicht zu, daß sie zu vernünftigen Ansichten zurückkehren; sie rasen fort auf der Bahn des Verderbens.“ — „Unser Vertrauen in die Intelligenz des amerikanischen Volkes wurde im Laufe der letzten Jahre bedeutend erschüttert; es ist sehr schwer, demselben die logischen Consequenzen einer gewissen Politik klar zu machen.“

In einem andern Aufsatze, welcher überschrieben ist: „Fortschreitende Willkür“, wird auseinandergesetzt, welcher Beweis- und Beweggründe es bedürfe, um das Volk aufzuklären: —

„Bei den Einen entscheiden die mörderischen Kriegspfuschereien, deren Abraham Lincoln überführt worden ist, bei den Anderen sind es die gefährlichen Eingriffe in die heiligsten und theuersten Rechte freiheitsliebender Männer, deren er sich schuldig gemacht hat. Bei den Dritten ist es die beispiellose Corruption, welche in allen Zweigen der Verwaltung eingerissen ist. Bei den Vierten und Fünften sind es die freche Raubsucht und die noch frechere Sittenlosigkeit, welche sich unmittelbar unter den Augen des „Honest Old Abe“ breit machen dürfen. Bei wieder Anderen ist es die schreckbare Mischung von Unwissenheit, Unfähigkeit, Verschlagenheit, Gewissenlosigkeit, roher Willkür und ungeschlachtem Ehrgeiz, welche man in Abraham Lincoln vereinigt findet, und die ihn zu einem gefährlichern Feinde der Institutionen des Landes und unserer Freiheiten machen, als das rücksichtsloseste der ihm ergebenen Werkzeuge. Und bei Anderen sind es endlich alle diese Dinge zusammengenommen.“

„Wir haben faktisch keine Legislative mehr, wie wir schon seit längerer Zeit keine Justiz mehr gehabt haben, wenn immer sie den Would be Autokraten in Washington sich unbequem erwies. Für Lincolns und seiner Werkzeuge freche und empörende Ueberschreitungen der Justiz brauchen wir nicht weit umher zu suchen, denn Dutzende von Fällen haben bis in die jüngste Zeit in unserm eigenen Weichbilde sich zugetragen, und mehrere unserer Gerichtshöfe, so wie der Gouverneur unseres Staates, kämpfen in diesem Augenblick mit dem Autokraten Lincoln für die Behauptung der constitutionellen Rechte des Staates und der verfassungsmäßigen Autorität der Gerichte.“

— Wir sagten oben, daß die alte radikal-republikanische Partei sich gespalten habe; die von Lincoln Abgefallenen hat den — als Politiker, wie als Soldaten ganz unfähigen, als Reisenden ganz ausgezeichneten — General Fremont zum Präsidenten vorgeschlagen. Nun schreibt die Staatszeitung: — „Der bei Lincoln zurückgebliebene Stumpf der weiland republikanischen Partei repräsentirt ein wahres Gemengsel von Abolitionismus, Radikalismus, Absolutismus und unfruchtbarem, inhaltleerem Conservatismus. Die Lincoln-Partei ist im Princip schwankend vom Conservatismus bis zum Radikalismus; in der Politik taumelnd zwischen Republikanismus und unerträglichem Despotismus. In dieser Partei ist nur Eins ausgesprochen und verstanden, von Lincoln an bis herab zum schmutzigsten und gierigsten Shoddy oder servilsten Schreibknecht, — nämlich das Streben nach Behauptung der Macht und Beute, und wenn es das Leben der Nation und den letzten Rest von Glück, Wohlstand und Freiheit des Volkes kosten sollte.“

Die sogenannte Inlandsteuer-Bill ist mit dem 1. Juli 1864 in Kraft getreten. Sie hat das eine Verdienst, originell zu sein, denn ein Nebenstück zu diesem „Monstrum der Finanzerpressung“ findet man in allen fünf Erdtheilen nicht. In einem „Eingesandt“ der Neuyorker Staatszeitung finden wir folgenden Stoßseufzer eines Bürgers: —

„Nichts vermag unsere Lage so treffend zu kennzeichnen, als die neue Steuergesetzgebung; Nichts zeigt uns mehr, in welchen trostlosen, zerrütteten Zuständen wir leben. Die enorme Höhe, welche der Stand des Goldes erreicht hat, ist zwar auch ein genauer Maßstab für diese so trübseligen Verhältnisse; allein dabei bleibt immer für den, der nicht sehen will oder angeblich nicht sehen kann, die Ausflucht, daß der Werth des Goldes

nur durch die Spekulation künstlich in die Höhe geschraubt worden sei."

„Sehen wir uns diese Steuergesetze etwas näher an, so können wir uns der Verwunderung nicht erwehren, wie weit es binnen wenigen Jahren in diesem reich gesegneten, früher so glücklichen Lande gekommen ist. Es gibt kaum eine Steuer, welche jemals von einem verschwenderischen, das Volk aussaugenden Despoten ersonnen worden ist, die nicht in der neuen Steuerbill ihren Platz gefunden hätte. Aber das ist noch nicht genug; hier tritt noch hinzu, daß die Höhe der für die meisten Ansätze beliebten Abgaben eine solche ist, wie sie kaum jemals in irgend einem Staate Platz gegriffen hat."

„In einem Zeitraume von drei Jahren haben unsere weisen Gesetzgeber in Bezug auf unsere Finanzen einen solchen Zustand geschaffen, wie die finanziell am meisten zerrütteten Staaten Europa's ihn nicht aufzuweisen haben; obwohl dort seit Jahrhunderten alles Mögliche geleistet worden ist, um die Finanzen einzelner Länder immer tiefer herab zu bringen. Bei uns sind Handel und Gewerbe dermalen mit einer solchen Steuerwucht belastet, daß man sich erschreckt von diesem Bild abwenden möchte. Und noch nicht genug daran, — unsere Finanzgesetzgebung hat auch eine prächtige Erbschaftssteuer geschaffen, und eine Einkommensteuer hat auch nicht auf sich warten lassen, und zwar eine solche, wie kaum ein anderes Land der Welt sie aufzuweisen hat. Die neue Steuerbill enthält ein so bunt durch einander gewürfeltes Gemenge der verschiedenartigsten so durchaus principlosen Steuergesetze, daß man sich über die Kunst, ein solches Allerlei zu schaffen, wundern muß."

„Während eine solche Steuergesetzgebung den Wohlstand des Volkes vernichtet, schafft die Ausführung der Gesetze eine so unendliche Menge von Polizeiquälereien, dergleichen auch schwerlich ein anderes Land der Erde aufzuweisen hat. Dadurch wird der Bürger nicht nur nach allen Seiten hin in seiner Freiheit beschränkt, sondern derartige polizeiliche Quälereien, Spionagen und Aufpassereien sind jeder geschäftlichen Entwicklung stracks entgegen." —

Wir haben einen Blick in diese Steuerbill gethan, sind die einzelnen Ansätze durchgegangen und finden, daß die oben ausgesprochenen Ansichten nicht zu schroff ausgedrückt sind. Jene Bill ist in der That ein wahres Monstrum; jede saure Gurke, jedes Glas Sodawasser ist hochbesteuert! Ein Reisepaß kostet im freien Yankeelande jetzt — fünf Dollars.

Wir haben mehrfach hervorgehoben, daß Herr Professor Neumann in München in den gegenwärtigen Zuständen des Yankeelandes eine großartige Entfaltung und Pracht der republikanischen Einrichtungen sieht. Ein berliner Professor, obendrein ein Hegelianer, hat sich noch höher verstiegen. Vor vier Jahren war der thätigste aller Drahtzieher und Stellenjäger der radikal-republikanischen Partei und ein Hauptwahlagent derselben zu Chicago in Illinois ein Advokat, Namens Judd, über dessen Lebensverhältnisse die Zeitungen und auch die öffentlichen Redner der Gegenpartei allerlei merkwürdige Dinge erzählten. Diese gehen uns aber hier nichts an; wir haben nur zu bemerken, daß Lincoln diesen Advokaten und Wahlagenten Judd mit einer aus den Umständen sich erklärenden Eilfertigkeit zum Gesandten in Berlin ernannte. Dort veranstaltet nun dieser Republikaner alljährlich am 4. Juli, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung, ein Gastmahl, bei welchem natürlich Reden nicht fehlen, und spread-eagle-Phrasen im Yankeestyl nicht auf sich warten lassen. Herr Judd brachte diesmal das Hoch auf seinen Patron Lincoln aus und sprach auch über den, vom Lincolnflügel der jetzt zerklüfteten sogenannten republikanischen Partei zum Vicepräsidenten vorgeschlagenen Herrn Johnson. Herr Judd kennt seine Berliner und sagte: „Beide Männer stammen aus der Klasse, welche man hier (in Berlin) die niedrigste nennt, aus der arbeitenden Klasse! Ich habe Johnson gekannt, als er sich seine eigenen Hosen schneiderte, und Lincoln, als er Zaunpfähle für Taglohn spaltete. Und dieser ehemalige Holzhacker ist jetzt berufen, im Lande der Freiheit deren furchtbarste Feindin, die Sklaverei, zu vernichten."

Es hätte mit einem Wunder zugehen müssen, wenn solch ein „egregious nonsense", wie man dergleichen in Amerika nennt (wo man aber weiß, was die Sache eigentlich zu bedeuten hat), an der Tafel in Berlin nicht gezündet hätte. Ein Holzhacker ist Präsident (und was für einer!), und ein Schneider soll Vicepräsident werden! Das klingt erhaben und packte. Ein Gast, der Consistorialrath Dorner, fühlte sich apokalyptisch angeregt und verkündete als Prophet: „Das Gold der Freiheit wird geläutert aus dem gegenwärtigen Gluthofen der Trübsal hervorgehen." Der Statistiker Dr. Ernst Engel, sonst ein verständiger Mann, wagte die mehr als kühne Behauptung: „Die Deutschen im amerikanischen Heere kämpfen nicht für Sold, sondern für die Freiheit." Wir möchten fragen: wie viele? Und wo ist denn die „Freiheit"? Doch was die Herren Dorner und Engel behaupten, erscheint harmlos gegen das, was ein Philosoph in Hegelscher Floskel zum Besten gab. Professor Michelet, so ziemlich der letzte Mohikaner der dem Aussterben nahen Hegelischen Schule, äußerte Folgendes: „Die Amerikaner sind am Endpunkte geschichtlicher Entwicklung, bei der Selbstregierung, angelangt. Jetzt tilgen sie den letzten Flecken aus, der ihnen anhaftet, die Sklaverei. Sie führen die Philosophie der Weltgeschichte praktisch durch; in Deutschland wird dieselbe nur theoretisch abgehandelt."

Herr Judd, der ein smarter, geriebener, äußerst gewürfelter matter of fact man ist, wird ins Fäustchen gelacht haben über diesen egregious nonsense des Hegelianischen dutchmen. Doch sehen wir zu, wie man im Yankeelande die „Philosophie der Weltgeschichte" praktisch durchführt.

„Wer sind denn die Unterstützer Abraham Lincolns?" so fragt die Neuyorker Staatszeitung und antwortet: „Es sind die Schoddies und Lieferanten, die Hausknechte und Lohnschreiber. Sie möchten auf der fetten Weide bleiben, auf der sie seit 1861 treiben. Das macht ihr ganzes Ziel und Streben aus. Greenbacks sind ihr Magnet; über den Greenbacks haben sie Verfassung, Union, Nation und alles Andere vergessen. Und wie haben sich unter der corrupten Administration und unter dem Kriegszustande diese Anhänger der Greenbacksspender vermehrt!" Doch dies beiläufig. Wir wollen, diesmal aus einem der Lincoln-Partei angehörendem Blatte, ein Beispiel anführen, wie die Werkzeuge Lincolns die „Philosophie der Weltgeschichte" verstehen und in welcher Weise sie den Ausspruch des berliner Professors Michelet rechtfertigen.

Ein vormaliger Advokat Namens Hunter ist, wie so viele seines Standes, zum General improvisirt worden. Er ist unfähig, fanatisch, grausam, hat im Felde nie Erfolge gehabt und wurde im Juli von den Conföderirten wieder einmal aufs Haupt und mit seiner ganz demoralisirten Heeresabtheilung in die Flucht geschlagen. Er kam auch nach der Stadt Lexington in Virginien, und wie er es dort getrieben, das sagt der „Cincinnati Commercial", wie bemerkt, ein republikanisches, ein Lincoln-Blatt. „Wir verloren Lynchburg durch Saumseligkeit. Das virginische Militärinstitut in Lexington wurde mit Bibliothek, physikalischen und chemischen Apparaten,

AFRIKA, SÜDLICHES BLATT.

Auf der Karte angegebene Routen

1831 Monteiro & Gamitto, nach Cazembe's Stadt
1840 Krapf, nach Ukambani
Rebmann nach Dschagga
1851 Fr. Galton, nach Ondonga
1861 3 Lud. Magyar, von Benguela nach Alt-Bo
1861 W.H. Gassiot, n. d. Limpopo
J. Sanderson, nach Rustenburg
1863 J. Ch. Anderson n. d. Ngami See
d° , n. d. Okovango
1865-66 Livingstone
1854 Rev. Moffat, n. d. Matebele
1855 du Chaillus angebliche Routen
1857 Hahn & Rath, nach Ondonga
1868 Rob. Moffat, d. Oranje Flüsse entlang
1859 Burton & Speke, n. d. grossen Seen
1865 Lieut. Texeira u. Padre Montanha, nach Zoutpansberg
1860-1 von der Decken, v. Kilwa u. Mombas ins Innere
1860 Newling, Atwal nach Natal
1857 Bastian, n. S. Salvador (Congo)

Höhe einiger Berge im Capland.

V.	Vogelklip	4076 Par. F.	4343 Engl. F.
K.	Koeberg	3280	3602
K.	Kamiesberg	4832	5150
Ka.	Kabi Kouw	4235	4514
Sp.	Spionberg		
Ko.	Roms Bg	4785	5100
Wi.	Gr. Winter hoek	6380	6840
	Compass Berg	7506	8000
	Gr. Winterberg	7349	7800
Co.	Cockscomb	6399	6820

Stammsitze in Gross-Namaqua Land.

Namaqua 1 Cornelius d. zweite Volk
2 Zwartboois
3 Arnolds
4 Willem Fransmans
5 Zeths
6 Hendriks Veldschoendragers
7 Bondelzwarts
8 Paul Links
9 Topnaar Namniuka
10 Gununka)
Oerlams 11 Jonker Afrikaners
12 Amraals
13 Jan Boois'
14 Paul Goliath's
15 David Christian's

Die Counties im Capland werden nach ihren unterstrichenen Hauptstädten genannt, mit Ausnahme von Victoria (Hauptstd. Alice), Albert (Hauptstd. Burgersdorp) und Albany (Hauptstadt Grahamstown).

An der Strasse von East London nach Queenstown liegen die Deutschen Militair Ansiedelungen Fanmure, Berlin, Frankfurt, Stutterheim, Greyton u. Tylden.

Distrikte in Natal.

1. d'Urban
2. Victoria
3. Weneri
4. Klip River (Umsinzatt
5. Pieter Maritzburg
6. Kaklamba (Drakenberg)
7. Ingela
8. Ober Umkomanzi (Umbizana)
9. Unter (Umsinkulu)
10. Umvoti

Erklärung

B. Britische Besitzungen
P. Portugiesische
Unabhängige Christl. Staaten
F. Französische Besitzungen
Besitzungen der arabischen Imam von Maskat
Heidenländer

Maafsstab 1: 12,000,000.

100 Deutsche Meilen = 500 Engl. Geogr. Meil
500 Britische Statute Miles
800 Kilometer = 80 Myriameter
400 Portug. Milhas (3.8 1 Legua)
150 Spanische Leguas
150 Türkische Aghatsch

Gez. v. E.G. RAVENSTEIN in London 1864.

Stich, Druck u. Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen.

Gest. v. Kern

geologischen Sammlungen und Reliquien niedergebrannt. Nichts wurde verschont. Washington College wurde geplündert, auch die Bibliothek; eigenhändige Briefe von Washington wurden gestohlen. Die Wohnung der Frau Letcher wurde durch Feueranlegen zerstört; man vergönnte ihr nur 10 Minuten Zeit, das Haus zu verlassen; sie rettete Nichts; ich habe das selbst mit angesehen. Das Militärinstitut und die Wohnung der Frau des Exgouverneurs (Letcher) wurden auf Hunters Befehl zerstört. Die Plünderung des Washington College geschah zwar ohne seinen direkten Befehl, aber er winkte dazu; denn als die Direktion seinen Schutz ansprach, schlug er diesen rundweg ab. General Crook protestirte gegen die Verletzung von Privateigenthum, aber ohne Erfolg."

Diese Barbarei steht nicht vereinzelt da; wir sind im Stande, aus Blättern der republikanischen Partei Dutzende solcher Scheußlichkeiten anzuführen. Sie liegen im System der Yankees, sind eine praktische Durchführung der „Philosophie der Weltgeschichte".

Genug für dieses Mal. Wir halten es für unsere Pflicht, Stimmen und Thatsachen reden zu lassen, von denen die zu Aemtern beförderten „Haus- und Schreibknechte Lincolns", welche einen großen Theil der Presse in Deutschland mit Correspondenzen aus Newyork und Washington versorgen, wohlweislich schweigen; diese Leute sind theilweise Rothe aus dem Jahrgange 1849 und jetzt, — wie fließen sie über von „Loyalität" und wie ingrimmig sind sie, die unglücklichen, flüchtigen Rebellen aus der alten Welt, nun gegen die glücklicheren „Rebellen" der neuen Welt. Aber wie armselig und wie unlogisch nehmen sie sich aus, diese weiland rothen Demagogen und Rebellen von Anno 1849, wenn sie als Gracchen sich gebärden, de seditione querentes! A.

Kulturgeographische Erläuterungen zu der Karte von Südafrika.

(Hierzu eine Karte.*)

Von **Karl Andree.**

Der Mangel an Gliederung, an Häfen und Strömen. — Charakter der Gewässer. — Gegensatz von Süden und Norden. — Die Zersplitterung der Völker und Stämme. — Mangel an historischer Fruchtbarkeit und Fähigkeit. — Die Menschen in der Region des Gabon. — Der Ogowaï-Strom und die heiligen Inseln im Jonanga-See.

Die Küsten Afrika's sind im Süden des Aequators fast noch weniger gegliedert, als im Norden der Linie, und gute Häfen fehlen; auch ist dieses ganze südliche Dreieck im Allgemeinen wasserarm und zeigt auf sehr ausgedehnten Strecken den Charakter zugleich der nordafrikanischen und der australischen Wüstenei. Es hat spärliche Bewässerung, und die in unseren Tagen bekannt gewordenen Seen sind, wie der Ngami, entweder nur große und seichte Lachen oder Pfützen, oder wie der Tanganyika und Nyassa für den Verkehr ohne Erheblichkeit; auch scheint es, als ob der Nyanza, aus welchem Speke seinen Nil abströmen läßt, nur von Kähnen und zwar lediglich am Strande befahren werde; eine lebhafte Schifffahrtsverbindung zwischen den Anwohnern der entgegengesetzten Küsten findet auf ihm nicht statt.

Auch die potamische Gliederung ist dürftig. Sehen wir ab vom Ogowaï, der erst in unseren Tagen als ein großer, weit her aus dem innern Aequatorialafrika herfließender Strom erkannt worden ist, über dessen obern Lauf wir aber ohne nähere Kunde sind, so finden wir an der ganzen Westküste die Mündungen von nur zwei auf einigermaßen beträchtliche Strecken fahrbaren, aber auch von Katarakten gesperrten Strömen, jene des Zaire-Congo und des Coanza. Alle anderen sind mehr Küsten- und Steppenflüsse; selbst der Oranje River, welcher die Nordgrenze der Kapkolonie bildet, trägt gewissermaßen ein australisches Gepräge und hat für den Verkehr gar keine Bedeutung.

Dasselbe gilt von den Gefließen der Ostküste, mit Ausnahme des Sambesi. Aber auch dieser hat Katarakten, auf weiten Strecken Sandbänke, welche sich verschieben, oder Stromschnellen, und die freien Strecken mit sicherm Fahrwasser können nur von Dampfern mit geringem Tiefgange beschifft werden. Vom Meere her ist die Einfahrt in das vielfach verschlungene und verwickelte Delta schwierig, und der Sambesi, obwohl ein großer Strom, mit einem Gesammtlaufe von vielleicht einer Länge von 700 Wegstunden, kann eben der Hindernisse wegen, welche er der Schifffahrt entgegensetzt, nie ein Kulturstrom werden.

Ein Vergleich zwischen der Nord- und der Südhalbe Afrika's fällt entschieden günstig für die erstere aus. Ihre Nordküste wird überall von dem Mittelmeere bespült, das drei Erdtheile verbindet und seit den ältesten Zeiten Schauplatz einer lebendigen und hochgesteigerten Thätigkeit vieler Völker war, und in welchem der Einfluß europäischer Civilisation ununterbrochen seinen Fortgang nimmt. Im Osten bildet das lange und schmale Rothe Meer ein vielbefahrenes Wasser, und an den westlichen Gestaden bis zu den Oelflüssen des Nigerdeltas finden wir neben der urafrikanischen Barbarei doch auf sehr vielen Punkten ein reges Handelsleben. Auch hat diese nördliche Hälfte große Wasserbahnen, welche aus dem Herzen des Festlandes kommen oder doch dasselbe berühren. Der Nil bildet, bis auf wenige Grade von seinem Ursprung hin, auf einer Strecke von etwa 1000 Wegstunden eine wirkliche Handelsstraße; Senegal und Gambia sind weit hinauf zu befahren; der Niger zieht in weit geschwungenem Bogen, in einer Länge, welche jener des Nils nicht beträchtlich nachsteht, von der Nähe der Senegalquellen bis in die Bucht von Benin. Durch diese Ströme werden in höherm oder geringerm Grade die Berührungen verschiedener Völker und der Austausch befördert; sie haben eine Kulturbedeutung, diese natürlich nach afrikanischem Maßstabe bemessen.

Der Südhalbe dagegen fehlen solche nassen Wege; aber auch die trockenen mangeln ihm. Wüsteneien von großer Ausdehnung hat auch er in Hülle und Fülle, aber nicht die lachenden Oasen, mit denen das Dattelland und die Sahara, wie von Flecken auf einem Leopardenfell, gleichsam besprenkelt sind. Dort ist ein großes Netz von Karawanenstraßen, auf welchen das mit Waaren beladene Schiff der Wüste zu vielen tausenden einherzieht, und auf denen seit vielen Jahrhunderten eine regelmäßige Verbindung zwischen den Gestaden des Mittelmeeres und den Regionen im Innern (dem Sudân, dem Lande der Schwar-

*) Aus Meyer's neuestem Handatlas in 100 Karten à 3¾ Sgr. Hildburghausen. Bibliographisches Institut. 1861—64.

zen) nach Süden hin unterhalten wird. Araber, Mauren, berberische Völker, Fulbe, Neger und Europäer stehen dort in mannigfacher Berührung, welche niemals auf längere Zeit unterbrochen wird und bis etwa zum 10° n. Br. hinab ihre Wirkungen ausübt. Auch fehlen westöstliche Karawanenwege nicht; doch liegt es in der Beschaffenheit der Dinge, daß dieselben weniger benutzt werden, als jene ersteren. Denn Regionen unter denselben Breiten haben zumeist auch ein und dieselben Erzeugnisse und deshalb nur einen sehr bedingten Austausch, also geringern Verkehr unter einander. Aber vorhanden sind jene Karawanenstraßen, und kein Jahr vergeht, in welchem nicht schwarze Mekka-Pilger, Takruri, aus Senegambien bis nach Suakim am Rothen Meere zögen; nachdem sie dann in der Stadt des Propheten ihre Andacht verrichtet, kehren sie auf demselben Wege in ihre Heimath zurück. Ueber ganz Nordafrika ist der Mohammedanismus verbreitet und auch jetzt noch siegreich im Vordringen; er bildet ein völkerverbindendes Element, dessen Wichtigkeit und, bedingungsweis, civilisirende Bedeutung gerade für Afrika nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Ueber den Aequator ist er noch nicht hinausgedrungen; wir finden ihn dort nur erst sporadisch auf einer kleinen Strecke der Ostküste, so weit die Herrschaft des Sultans von Sansibar anerkannt wird. Ueberall, wo der Islam Wurzel faßte, wird die nrafrikanische Barbarei zwar nicht beseitigt, wohl aber gemildert; er bringt gewisse Formen in das Leben, das er einigermaßen regelt; er steuert wenigstens der äußersten Wildheit, dem Kannibalismus und dem Fetischwesen, mit allen den grauenvollen Anhängseln, welche von demselben unzertrennlich sind.

Wir haben früher, in unseren Erläuterungen zu der Karte von Westafrika, darauf hingewiesen, daß im schwarzen Afrika, namentlich in den nicht-mohammedanischen Regionen, das ganze Leben atomistisch zersplittert erscheine. Die Menschen mit schwarzer Haut haben von Haus aus nur einen schwachen Begriff von Zusammengehörigkeit; die Vorstellung und das Bedürfniß von einem höhern, organisch gegliederten Staatswesen fehlen ihnen, cooperatives Bestreben geht ihnen durchaus ab, und deshalb erscheinen sie unfähig, einen Staat im Sinne der Europäer oder Asiaten oder der Azteken und alten Peruaner zu gründen. Allerdings hat es sich im Laufe der Jahrhunderte mehrfach begeben, daß einzelne Stämme über ihre Grenze hinausbrachen und weit und breit das Festland verheerend durchzogen; daß einzelne kühne Krieger eine große Anzahl von Landschaften eroberten und, wenn der Ausdruck gestattet wäre, ein Reich bildeten. Aber alle diese Reiche sind ohne innern Halt, die einzelnen Theile ohne organischen Zusammenhang und deshalb allemal fast eben so rasch auseinander gefallen, wie sie zusammen erobert wurden. Das gilt auch von den mohammedanischen. Die drei Fulbereiche am Niger zählen erst eine Dauer, die nicht viel über ein halbes Jahrhundert hinausreicht; in dieser Zeit sind die Fulbe vom Senegal bis hinab über den Benuë vorgedrungen, aber Auflösung und Verfall wurden schon längst sichtbar. Auch Südafrika hat seine großen Völkerstürme und seine sehr ausgedehnten Völkerverschiebungen; die Heerzüge der Dschaggas und Zimbes haben alle älteren Verhältnisse über den Haufen geworfen; wir sind in unserm Jahrhundert Zeugen einer großen Völkerbewegung unter den Kaffernstämmen des Südostens gewesen, und die Könige von Congo haben früher ein ausgedehntes Gebiet beherrscht.

Aber wo wäre in alle dem auch nur eine geringe Summe von Kulturelementen zu erkennen? Was auch geschieht, wer auch der Eroberer sei, wie die Herrschaft wechsle, — es ist und bleibt immer und überall dieselbe Barbarei. Wenn für den nichtmohammedanischen Norden, so weit es auf Staaten oder Reiche kommt, Aschanti und Dahome typisch sind, so haben wir im Süden den Matiamvo und den Muata Cazembe (Globus III, S. 13), nur ist hier, in Moropua und Lunda, Alles noch viel roher und noch weit weniger entwickelt. Die Kaffernkönige Dingaan, Moselekatze und wie sie weiter heißen, sind nicht minder Barbaren, wenn auch in etwas weniger niedrigem Styl, als jene Negerkönige.

Alle Bewegungen, Stürme und Eroberungen sind ganz und gar ungeschichtlich geblieben und haben für die Kulturentwicklung platterdings keinen Werth. Durch sie alle ist rein Nichts geschaffen worden, sie erscheinen gänzlich unfruchtbar. Wir sehen nirgends ein Emportauchen aus chaotischer Zerklüftung, und eben so wenig irgend eine Schöpfung von Dauer. Es ist eine allerdings betrübende, aber auch unbestreitbare Wahrheit, daß der schwarze Afrikaner stets unfähig gewesen ist, aus sich selber heraus über die Barbarei hinauszukommen. Wo dieselbe gemildert erscheint, ist immer und überall der Antrieb und, fügen wir hinzu, der Zwang dazu, von Außen her gekommen. Nicht minder betrübend, aber eben so wahr ist auch die Thatsache, daß der Neger allemal in seine urwüchsige Barbarei zurückfällt, sobald jener Antrieb und Zwang aufhört. So ist es in Afrika selbst, so auch in den amerikanischen Kolonien und überall, wo wir ihn sich selber überlassen in heißen, fruchtbaren Gegenden finden. Das civilisirende Element, welches dem Islam inne wohnt, ist als solches und an und für sich allerdings nur ein sehr geringes, aber wir müssen noch einmal hervorheben, daß er für Afrika als eine wahre Wohlthat betrachtet werden muß. Diese Thatsache wird sofort klar, wenn wir einen Vergleich anstellen zwischen dem Norden, wo er die Herrschaft unbestritten ausübt, und dem Süden, wo der Fetischdienst in alter Weise sich behauptet, die Anthropophagie im Schwange geht und der Zauberpriester als der einflußreichste Mann dasteht. Der Norden hat auch im Innern große Städte, wichtige Stapelplätze und Mittelpunkte für den Verkehr; er besitzt eine in mancher Beziehung nicht unerhebliche Gewerbsamkeit. Aber wo fänden wir im Süden des Aequators ein Kano, ein Kumassi oder auch nur ein Kuka oder Timbuktu? Wie sehr verschwinden gegen solche und andere Plätze die Residenzen des Herrschers von Congo, des Matiamvo und des Muata Cazembe? Was im Süden von Städten in unserm Sinne vorhanden ist, wurde von Portugiesen, Holländern und Engländern gegründet und beschränkt sich auf die Kolonialbesitzungen.

In unseren früheren Mittheilungen schilderten wir zuletzt die Zustände im Nigerdelta. Wir wenden uns nun etwas weiter nach Süden, wo wir hart im Norden und Süden des Aequators ein weit verzweigtes Netz von unteren Stromläufen und Aestuarien finden, ein Deltagebiet, das wir nur erst theilweise genauer kennen. Man bezeichnet jetzt diese Region als jene des Gabon, und hier haben die Franzosen einige Faktoreien gegründet. Sie ist während der letztverflossenen Jahre ein Schauplatz für mehrere Reisende geworden; dort fand Du Chaillu den gewaltigen Gorilla-Affen und die menschenfressenden Pahuins. Seine Angaben sind im Wesentlichen durch Winwood Reade, Wilson, Burton und Andere bestätigt worden; auch Braouezec stimmt mit denselben überein. Wir können hier in die hydrographischen Verhältnisse des Mündungsgebietes in der Gegend zu beiden Seiten des Kap Lopez nicht näher eingehen und heben nur hervor, daß der Gabon (die Engländer schreiben Gabun) nicht etwa einen großen Strom, sondern ein beträchtliches, weit ins Küstenland reichendes Aestuarium bildet.

Die Völker in der Gabonregion, zwischen dem Krystallgebirge und der Küste, bieten merkwürdige Erscheinungen dar. Während einige Stämme von Alters her in der Küstengegend seßhaft sind, kamen andere erst im Lauf unseres Jahrhunderts aus dem Innern, drangen immer weiter vor und haben nun schon die Gestade des Oceans erreicht. Wir finden also hier eine Erscheinung, welche sich in Afrika oft wiederholt, daß nämlich die Völker

des Binnenlandes Alles aufbieten, um sich einen unmittelbaren Verkehr mit der Küste zu verschaffen und sich der Zwischenhändler zu entledigen. Aus diesem Umstand erklären sich die vielen Fehden, in welche wir die Negervölker fast unaufhörlich verwickelt sehen.

Unter den Völkerschaften am Gabon sind am wichtigsten die Pongue, Bulus, Bakalaï's und die Pahuins oder Fans. Bevor wir die Letzteren schildern, wollen wir Einiges über die eigenthümlichen ethnographischen Verhältnisse am Ogowaï oder Ogobaï bemerken. Es wurde schon oben erwähnt, daß derselbe einen sehr beträchtlichen, weit aus dem Innern herfließenden Strom bilde; man wußte aber nichts Näheres, bis Serval und Griffon de Bellay im Juli 1862 den untern Lauf desselben mit dem Dampfer Pionnier befuhren. Sie steuerten in den etwa 14 deutsche Meilen südlich vom Gabon mündenden Nazareth, einen der Deltaströme, welcher etwas nördlich vom Kap Lopez ins Meer fällt, und hatten anfangs der seichten Stellen und Sandbänke wegen eine gefährliche und beschwerliche Fahrt. In der Nähe des Meeres waren die Ufer dicht mit Mangrovegebüsch bestanden, bald nachher traten Pandanus und Yucca auf, dann folgte eine prächtige Waldvegetation, ähnlich jener am Gabon, und auf den Inseln ragte die Oelpalme empor. Aber auf weite Strecken hin fand der Dampfer manche Schwierigkeiten, rannte einige Male auf, und die Reisenden mußten eine Pirogue besteigen. Sie fanden Dörfer verschiedener Stämme, z. B. der Gamby, Aschanka und Igane, die aber alle drei von der Küste ins Innere gegangen sind; die Ersteren kamen vom Cammaflusse her, die Zweiten gehören zu den Pongues (Mpongwe) und die Letzteren zu den Evilis. Dazu kommen dann noch die Galos, welche am Ogowaï das zahlreichste Volk zu bilden scheinen. Alle diese Anwohner des Stromes pflanzen Bananen, Manioc, Papaya, Erdmandeln und Zuckerrohr, aber nur für den eigenen Bedarf; in den Wäldern steht mancherlei werthvolles Nutzholz und eine Liane, welche vortreffliches Kautschuk liefert. Der ächte Tabak tritt nur als Zierpflanze auf; die Neger wollten nicht glauben, daß seine Blätter dieselben seien, welche sie durch den Handel bekommen; übrigens pflanzen sie auch den sogenannten Congo-Tabak, der aber nichts weiter ist, als Hanf; sie rauchen Haschisch. Die Ananas wächst wild. Eine auffallende Erscheinung bildeten in den sandigen Ufern kreisrunde, sehr regelmäßige Löcher von mehr als drei Fuß Durchmesser und etwa anderthalb Fuß Tiefe, welche sich ein im Ogowaï sehr häufig vorkommender Fisch, der Schondo, aushöhlt, um seinen Laich hineinzulegen. Er verfertigt sich dieses, Nest möchte man sagen, vermittelst seines Hornschnabels mit einer geradezu geometrischen Regelmäßigkeit. Die Termitenhügel erreichen eine Höhe bis zu 18 Fuß und haben die Gestalt eines unregelmäßigen Kegels, auf welchem vier bis fünf kleine Thürme stehen.

Die Galos erzählten viele wunderſame Dinge über einen der Elivas, d. h. Seen, welche mit dem Ogowaï in Verbindung stehen, namentlich über den Jonanga, in welchem die heiligen Inseln liegen. Dort sieht man, so sagten die Eingeborenen, in den Wolken die großen Meerschiffe, welche das Kop Lopez umsegeln; dort wohnen auch mächtige und böse Geister, welche jeden Kahn vernichten, der ihren Wohnsitzen nahe kommt, und auch den Tangonis, den weißen Leuten, nicht hold sind. Die Tangonis ließen sich aber nicht abschrecken und erhielten von dem über das Dorf Ndumbo herrschenden „König" zwei Piloten. Einer derselben trug einen langen Schleppsäbel, und seine Bekleidung bestand in dem Fell eines Tigers, dessen Schweif am Boden hin schleppte.

Der Ogowaï steht in Verbindung mit dem Jonanga vermittelst eines Wasserlaufes von etwa einer halben Stunde Länge und nahe an 1000 Fuß Breite, der zwischen hohen, bewaldeten Ufern hinströmt. Da, wo der See beginnt, liegt Avingi, ein Dorf, dessen Häuptling seinen Unterthanen all und jeden Verkehr mit den Bewohnern anderer Ortschaften verbietet. Eine Kette von Inseln, unter denen Asengibuiri die größte ist, theilt den See in zwei ungleiche Hälften. Der Jonanga selbst bietet einen wundervollen Anblick dar. Fast in jeder Schlucht stürzt von den bewaldeten Höhen ein brausender Bach herab, aber kein einziger Fluß von Bedeutung; das Wasser selbst hat in der trockenen Jahreszeit 12 bis 18 Fuß Tiefe und ist durchsichtig klar; im Süden und Osten steigt das Land in Terrassen bis zu den Tschankolobergen hinan.*)

Die meisten Dörfer am See werden von Galos bewohnt; weiter landein, hinter den Tschankolobergen, leben Aschiras, Menschen mit weit zurücktretender Stirn und vielleicht intellectuell niedriger stehend als die Galos und Pongue; doch sind sie weniger träg als diese, und sie verfertigen die feinen, weichen Matten, welche im Handel als Loango-Matten vorkommen und die man am Ogowaï häufig findet; doch verstehen lediglich die Aschiras diesen hübschen Stoff zu bereiten. Sie feilen sich die Zähne spitz, gerade so wie die Pahuins am Gabon.

In der bewaldeten Gegend zwischen dem See und den Tschankolobergen und in diesen selber wohnen Bakalais (Bakele, Akalais), ein kriegerisches, von seinen Nachbarn sehr gefürchtetes Volk. Sie unternehmen oft Raubzüge, um Sklaven zu erbeuten, welche sie dann weiter verkaufen, und sind im Norden des Ogowaï bis an die Nebenflüsse des Gabon verbreitet; dort aber setzen ihnen die immer weiter um sich greifenden Fans eine Schranke. Der Schifffahrt sind sie abgeneigt, lassen nur widerwillig Menschen anderer Stämme in ihr Waldland hinein, monopolisiren den Transit der landesüblichen Handelswaaren, als da sind: gefangene Menschen, Elephantenzähne, Wachs und verschiedene Geflechte. Am See haben sie nur zwei Dörfer inne.**)

Von dem Galosdorfe Asinguibuiri fuhren die Reisenden nach der heiligen Insel Arumbe hinüber; sie allein ist bewohnt, alle anderen Eilande sind menschenleer. Am Strande traten ihnen etwa ein Dutzend seltsam gekleideter Knaben entgegen, Candidaten oder junge Leviten, denn sie sind dazu bestimmt, die Reihen der Fetischpriester zu ergänzen. Diese Candidaten tragen einen rothen Schurz aus einem Stoffe, welcher bei den Bakalais verfertigt wird; sie befestigen denselben über den Hüften vermittelst eines Gürtels von weißen Glasperlen; mit dergleichen verschiedenfarbigen Perlen schmücken sie auch Hals und Brust; an Armen und Füßen tragen sie Messingringe. Nach vollendetem 17. Jahre hört das Noviziat auf, und der Jüngling wird zum Fetischpriester erklärt.

Im Dorf Arumbe wohnt der „König" der heiligen Inseln; er heißt Yondogowiro und war von seiner hohen Wichtigkeit ungemein durchdrungen. Sein Staatskleid bestand in einer alten, abgetragenen Corporaluniform, welche sich bis in diese fernen Gegenden verloren hat; dazu kamen ein Hüftenschurz und ein zerknitterter Strohhut. Dieser Herrscher ist aber nicht der eigentliche Ober-

*) So steht auf der Karte Servals; im Text steht Aschaukolos. Revue maritime et coloniale. Paris 1863. IX. S. 78.

**) Lieutenant Braouezec behauptet dagegen, sie seien gewandte Schiffer und Schwimmer (Globus I, S. 119). Der amerikanische Missionär Bert hebt hervor, daß sie noch keinen unmittelbaren Verkehr mit den Europäern haben und unsere Fabrikate sich in der Weise verschaffen, daß sie dieselben als Zahlung für ihre Töchter geben, welche sie den Mpongue verkaufen oder verheirathen, was ja auf Eins hinausläuft. Note sur les tribus qui habitent le Gabon; Bulletin de la société de Geographie, 1863. I. S. 185. Bei den eigentlichen Küstenstämmen dagegen, z. B. bei den Batangas wird eine Frau nicht durch Kauf erworben, sondern man tauscht Schwestern oder Töchter gegenseitig aus. J. Leighton Wilson, Western-Africa, its history, condition and prospects. London 1856. S. 266.

priester, der in Galimande wohnt, einem Dorf an Ogowaï, und nur selten nach Arumbe kommt; Beide gehören einer der Priesterfamilien an, in welchen die geistliche und weltliche Würde erblich ist. Die zwei heiligen Eilande liegen in der Nähe von Arumbe, sind dicht mit Wald bewachsen und ein Aufenthalt für unzählige Strand- und Wasservögel, namentlich Ibisse und Pelikane.

Der König begleitete die weißen Männer, um die bösen Geister zu beschwören. Gleich nachdem er an's Land getreten war, streckte er beide Arme weit aus; in der einen Hand hielt er eine lange Schellenglocke, das Symbol seiner geistlichen Gewalt, in der andern eine Art von Kuchen. Er sprach dann in zitterndem, meckerndem Tone: „Die Weißen sind hergekommen, um euch zu besuchen; macht sie nicht krank, sie bringen euch Geschenke mit; laßt sie nicht sterben, sondern wohlbehalten nach dem Gabon zurückkehren." Das Gebet war aufrichtig gemeint, aber vom Fieber blieben die weißen Männer doch nicht verschont. Yondogowiro nahm den Kuchen, füllte dann seinen Mund mit Branntwein und spie diesen nach allen Richtungen aus; die Besprengung sollte allen seinen Feinden Schaden zufügen. In's Innere der heiligen Inseln dürfen nur Fetischpriester eindringen; die weißen Männer kamen also nicht hinein.

Weiter stromauf sind Serval und Griffon de Bellay nicht gekommen. Ist nun der Ogowaï in der That dazu angethan, eine große Fahrstraße in's Innere zu eröffnen und vielleicht im Fortgange der Zeit eine Kulturbahn zu werden? Die Ansicht der Reisenden können wir in Folgendem zusammenfassen.

Der Ogowaï ist wirklich ein großer Strom; er wird etwa 60 Lieues oberhalb seiner Mündung gebildet durch die Vereinigung zweier sehr beträchtlichen Flüsse, des Okanda und des Nguniai; weiter abwärts erhält er dann einen Abfluß aus dem Jonanga-See; höher hinauf ist er, wie bemerkt, nicht erforscht worden. In jenem untern Laufe hat er eine durchschnittliche Breite von 2500 Metres, fließt so schnell und hat auch in der trockenen Jahreszeit eine solche Fülle von Wasser, daß dieses selbst bei hoher Fluth süß bleibt. Er ist eine Hauptader des afrikanischen Festlandes, wenn auch nicht so bedeutend und berühmt, wie der Niger.

Der Nguniai scheint im Allgemeinen die Richtung zu haben, wie der Ogowaï selbst, nur mit einer Biegung nach Süden, der Okanda dagegen kommt aus Nordosten her, vielleicht aus Norden, wir wissen aber nicht ob von einer Hochebene oder einem Gebirgsstocke, an dessen Nordabhange der Kullak und der Schari, Zuflüsse des Tschad-Sees, herabkommen, und an dessen Ost- oder Nordostseite vielleicht Zuflüsse des Nils liegen. Diese Annahme hat nichts Unwahrscheinliches. Die Namen von weit nach Norden hinliegenden Ländern könnte man am Ogawaï nur auf dem Weg am Okanda abwärts erfahren haben; aber die intelligentesten Häuptlinge hatten von den Ländernamen, welche die Reisenden ihnen vorsagten, nie etwas gehört, außer dem Könige des Dorfes Dembo, welcher einmal einen Sclaven aus „Waddaï" besessen hatte; dieser war vom obern Okanda gekommen. Fließt nun der Ogowaï aus Wadaï her oder aus dem südlicher liegenden Fertit? In diesem Falle läge seine Quelle nicht weit von dem Ursprunge der in den Tschadsee fallenden Gewässer. Ein Sclave, welcher auch vom obern Okanda hergekommen war, wurde von Serval ausgefragt, kannte aber den Namen Wadaï nicht, hatte auch nie gehört, daß ein weißer Mensch in seinem Heimathlande gewesen sei; auch von den Zuflüssen des Tschad hatte er nichts vernommen und wußte nur etwas von einem Flusse Lolo. Die Schwarzen am Ogowaï selbst gaben dagegen, in ächt afrikanischer Weise, viele Fabeln zum Besten; sie erzählten von den Pahdis, einem wilden Bergvolke mit Flügeln und Antilopenfüßen, und ein dem Volk der am Nguniai wohnhaften Schimba angehörender Mann wollte dergleichen geflügelte Leute mit eigenen Augen gesehen haben. Aber geschwänzte Leute kannte er eben so wenig, wie amphibische Schwarze, von denen man in Congo so viel zu erzählen weiß.

Die Stämme im Deltagebiet und am untern Lauf dieser westafrikanischen Aequatorialströme leben, wie wir schon hervorhoben, zersprengt und zerklüftet neben und zwischen einander. Serval meint, die Pahuïns (Fans), welche allen Küstenstämmen weit überlegen und nun schon bis an's Meer vorgedrungen sind, wären vom obern Okanda herabgekommen und einerlei Volk mit den Oschebas. Die Bezeichnung Pahuïn oder Fan kennt man am Ogowaï nicht, man bezeichnet aber dort die Stämme am Okanda als Aschebas oder Oschebas, und einige Stämme am Gabon bedienen sich dieses Namens, wenn sie von den Pahuïns reden. Auch am Nguniai fand Serval Oschebas, aber nur in geringer Anzahl, weil dort die Aschiras das Hauptvolk bilden, wie die Galos am Jonanga-See und oberhalb wie unterhalb dieses Sees, wo sie überall in weniger zerklüfteten Gruppen beisammen wohnen, als die übrigen Völker. Sie unterscheiden sich aber nur wenig von den anderen Anwohnern des Ogowaï, reden fast dieselbe Sprache, und der vom Gabon stammende Dolmetscher Servals konnte sich überall verständlich machen. Die Galos haben in jeder Beziehung große Aehnlichkeit mit den Mpongue.

Vom Jonanga weiter abwärts steht ein anderer See, der Anengue, mit dem Strom in Verbindung. Dort beginnen die sumpfigen Ufer, welche sich dann bis in's Delta fortsetzen. Galos wohnen dort nicht mehr, es treten Evilis auf, die aus Kabinda oder Loango dorthin gekommen sind; sodann Bakammas an jenen Deltaarmen, welche im Süden des Kap Lopez münden, und die Orungu, „Leute vom Strand", im Norden des eben genannten Vorgebirges.

Wir werden unsere Betrachtungen fortsetzen, demnächst die Fans schildern, der Küste entlang gehen, Loango und Congo in's Auge fassen, einen Blick auf die portugiesischen Kolonien werfen und auch den Völkern in der Kapregion und im innern Südafrika unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Die südostafrikanische Küstenregion bleibt einer besondern Erörterung vorbehalten.

Aus allen Erdtheilen.

Nachrichten über Reisende. Baker, derselbe welcher im vorigen Jahre in Goudokoro mit Grant und Speke zusammentraf und dann nilaufwärts fahren wollte, um den Luta Nzigi-See zu erforschen und überhaupt zu sehen, was für eine Beschaffenheit es mit Speke's Behauptungen und Angaben habe, ist im Sommer in Chartum angekommen. —

Capitän Hall hat in den letzten Tagen des Juni von Neulondon aus seine zweite Reise nach den Nordpolargegenden angetreten. Ueber die erste haben wir mehrfach berichtet. Er brachte von derselben zwei Eskimos, Ebier bing und To ku li to, nach Neuyork mit; diese begleiten ihn in ihre Heimath. Er hat ein Walfischboot von 28 Fuß Länge, 5 Fuß 10 Zoll Breite über den Deckbalken, und nur 26 Zoll Tiefgang. Dieses Boot ist an Bord eines großen Walfischfahrers.

des Monticello, gebracht worden, das ihn nach dem hohen Norden bringt. Ueber seinen eigentlichen Reiseplan hat Hall vorsätzlich nichts Näheres verlauten lassen.

Ein bisher ungenannter Reisender, Herr Londo, hat der pariser geographischen Gesellschaft mitgetheilt, daß er den Plan habe, Afrika von Norden nach Süden zu durchwandern.

Ueber Du Chaillu erfahren wir, daß er sich gegen Sommersanfang noch am Fernan Vaz, im Delta des Ogowaï, aufhielt, und daß ihm seine Instrumente zerbrochen waren. Er konnte seine Reise in's Innere nicht eher antreten, als bis die ihm nachgeschickten eingetroffen waren. Uebrigens hatte er bereits eine Sammlung von etwa 200 Schädeln und vielen Pflanzen zum Absenden bereit liegen.

Als Servals und Griffon de Bellay's Nachrichten über den Ogowaï bekannt wurden, und als man erfuhr, daß der Hauptarm, der Okanda, weit aus dem Innern her komme, war man sogleich bei der Hand gewesen, diesen Strom aus einem der ostafrikanischen Seen herfließen zu lassen. Die Reisenden erklären, daß sie diese Ansicht nicht theilen; Speke hatte sie aufgestellt, hinterher aber diese willkürliche Hypothese derart modificirt, daß er nun behauptet, der Ogowaï komme aus irgend einem noch unbekannten See, der aber westlicher liege als der Tanganyika. Speke drängt sich überall vor.

Der Löwentödter Gérard hat mit seiner westafrikanischen Expedition kein Glück. Seinen Plan, durch Aschanti zu gehen und von dort aus das sogenannte Konggebirge bis zu den Nigerquellen zu durchziehen, mußte er, wie wir schon früher gemeldet haben, aufgeben. Er schiffte dann nach Sierra Leone, um von dort in's Innere bis nach Timbuktu vorzudringen; er trat auch von der Hauptstadt Freetown aus seine Wanderung an, wurde aber von den Eingeborenen ausgeplündert und rettete nur mit genauer Noth sein Leben. Der „Freetown Observer" vom 16. Juni meldet, daß er in dieser Stadt wieder eingetroffen sei.

Das Leben der Europäer an der Westküste von Afrika. Alle Berichterstatter stimmen darin überein, daß dasselbe entsetzlich öde und einförmig sei; auch Winwood Reade hebt hervor, man könne sich nichts Schauderhafteres denken als eine anglo-afrikanische Existenz. Er bringt in seinem inhaltreichen Buch über das „Wilde Afrika" ein eigenes Kapitel über die „Gesellschaft an der Küste".

In England, sagt er, ist es längst nicht mehr Mode, daß ein gebildeter Mensch bei einem Mittagessen sich betrinkt. In Indien setzte man die „gute alte" Unsitte noch längere Zeit fort und trank starke Weine und Branntweine; dann aber trat das Bier auf, dieser Wohlthäter der Menschheit, und brachte in der Geschichte des Trinkens eine völlige Umwandlung hervor. Aber in Westafrika gilt es noch heute für unanständig, im Trinken Maß zu beobachten. Ich bin in vielen Häusern eingeführt worden; in allen verstand es sich von selbst, daß sofort ein schwarzer Diener einen Trunk kredenzte, entweder Champagnerwein oder starken Jamaica-Rum oder holländischen Wachholderbranntwein. Von früh bis spät nippt man und Abends trinkt man herzhaft. Ein Gouverneur der Besitzung am Gambia zog daraus den Schluß, Afrika müsse doch wohl die gesundeste Gegend in der Welt sein, denn so wie dort tränken doch wohl die Leute nirgends!

In Bathurst am Gambia fielen mir gleich die schwarzen Polizeimänner auf; sie begegneten mir auf Schritt und Tritt und trugen ihren Amtsstab mit unaussprechlich wichtiger Würde. Anfangs konnte ich mir nicht erklären, wozu denn eigentlich eine so große Menge schwarzer Hüter der Ordnung da sei, das Ding klärte sich aber bald auf. Wenn Offiziere und Beamte betrunken sind, reiten sie auf dem Nacken und Buckel der schwarzen Constabler nach Hause. Wie gütig die liebe Mutter Natur doch für Alles gesorgt hat. In Lappland läßt sie Moos für die Rennthiere wachsen; in der Sahara findet der Wanderer grüne Oasen und labende Quellen, und am Gambia, wo man noch keine Droschken besitzt, hat sie schwarze Policisten zum Besten benebelter weißer Leute geschaffen!

Trinken gehört zu den Staatseinrichtungen in Anglo-Afrika. Alter Cognac mit Wasser bildet das Nationalgetränk. Man beurtheilt den Mann nach der Menge Wassers, die er dem Branntwein zusetzt. Wer viel zugießt, ist ein „Milchtrinker", wer gar keinen Branntwein genießt, ein Pariah; Trinken ist die Hauptsache.

Ich habe oft mit Angloafrikanern zu Tische gesessen, und nicht selten bemerkte ich, daß der eine oder andere Mann plötzlich zusammenzuckte, als sei er von einem elektrischen Schlage getroffen; seine Gesichtsmuskeln verzogen sich. Das sind die Nachwehen intermittirender Fieber. Das will aber noch nicht viel sagen; man überzeugt sich bald, daß auch noch viel ärgere Uebel allgemein sind. Der eine Mann steht plötzlich auf und geht umher, weil er eine Fliege fangen will, die Tag und Nacht vor seinem unnebelten Auge schwimmt, ein Anderer sieht an der Decke einen Bienenschwarm, ein Dritter ruft und pfeift nach einem schwarzen Hunde, der aber gar nicht im Zimmer ist. Delirium tremens!

Leute, die völlig abgemagert sind und wie wandelnde Leichen aussehen, versichern jedem Ankömmling, daß man dort zu Lande ohne „Brandy and Water" gar nicht leben könne. Solch einem Menschen sind die Augen mit Blut unterlaufen, seine Hände zittern, sein Appetit ist dahin; das Alles straft seine Worte Lügen, aber er trinkt weiter trotz alledem, und die Anderen machen es eben so. Alle opfern auf dem Altare des Bacchus; aber dieser ist nicht der junge, freundliche, mit Blumen geschmückte und von lachenden Nymphen umgebene Gott, sondern ein widerwärtiger, nackter, häßlicher Kerl mit verschwommenen Augen, hohlen Wangen und übelriechendem Athem.

„Brandy and Water" ist eine Hauptursache vieler Krankheiten, die einen tödtlichen Verlauf nehmen. Von Interesse für geistige Dinge fand ich bei diesen Brandytrinkern keine Spur; nur hin und wieder kommen einzelne Rudera höherer Bildung zum Vorschein. Das ganze Leben und Treiben an der Küste entnervt den Leib und ruinirt den Geist.

Die Dampferstationen an der Westküste von Afrika sind folgende, von Süden her gerechnet: Benin, Fernando Po, Cameroons, Alt-Kalabar, Braß River, Bonny, Lagos, Accra, Cape Coast Castle, Kap Palmas, Sierra Leone, Bathurst, Teneriffa und Madeira.

Die Ramenanzas auf Madagaskar. Den neuesten Berichten zufolge ist die psychische Seuche, welche in den Monaten vor des Königs Ermordung tausende von Menschen ergriffen hatte, im Mai dieses Jahres wieder ausgebrochen. Sie war seit einem Jahre verschwunden; nun aber treten die von ihr Ergriffenen wieder in derselben Weise auf, welche wir früher geschildert haben (Globus IV, S. 270 ff.). Radama verfügte, daß diese Besessenen, die Ramenanzas, gewissermassen als heilige Personen betrachtet werden und unantastbar sein sollten; der jetzige Premierminister aber, der zugleich Gemahl der Königin ist, erklärte, daß er Jeden, der sich von der Seuche ergreifen lasse, hinrichten werde. Aber trotzdem nahm die Zahl der Angesteckten in bedenklicher Weise zu. Offenbar geht die Insel einer neuen Krisis entgegen.

Die Vorgänge in Bhutan. Wir erfahren jetzt Näheres über diese den Engländern sehr widerwärtige Geschichte. Ein calcuttaer Berichterstatter in der Times hebt hervor, daß die britischen Theepflanzer in Assam nicht selten von den Bhutias belästigt worden seien; diese Letzteren hätten sich zu einem regelmäßigen Handelsverkehr nicht herbei lassen wollen. Die indische Regierung beauftragte dann den Herrn Ashley Eden, mit den Bhutias einen Vertrag abzuschließen; sie ging aber dabei leichtfertig zu Werke, indem sie es nicht der Mühe werth hielt, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob die Leute in Bhutan überhaupt sich auf dergleichen einlassen würden. Alle Eingeborenen Indiens haben große Bedenken gegen Traktate mit den Engländern, weil sie dabei allemal zu kurz kommen und sehr wohl wissen, daß ihre Unabhängigkeit gefährdet wird. Eden sah gleich, als er Bhutan betrat, daß er als ein höchst unwillkommener Gast betrachtet wurde, die Dorfbewohner traten drohend gegen ihn auf, er ging aber doch nach der Hauptstadt. Dort zupfte man ihn am Barte und würgte ihm nicht, wie früher berichtet wurde, Reis in Mund und Schlund, sondern er mußte Betel verschlucken, welchen die Männer der Rathsversammlung vorher gekaut hatten. Dieser Beschimpfung folgte die Ablehnung des von Eden vorgelegten Traktatentwurfes und der Zwang zur Unterzeichnung des von den Bhutias entworfenen Vertrages, durch welchen ganz Assam an sie abgetreten werden sollte. Wir haben über diese Dinge schon früher eine Notiz gegeben. Eden benahm sich sehr feig und dachte nur an seine persönliche Sicherheit. Die Bhutias verlangen nun Erfüllung des Vertrages, d. h. sie nehmen die

große und schöne Landschaft Assam für sich in Anspruch; natürlich will die englische Regierung davon nichts wissen, muß aber neue Truppen schicken, um Assam zu decken. Alle nach Bhutan führenden Wege sollen von denselben gleichsam blockirt werden, und man will dem Bergvolke die Zufuhr abschneiden; an Krieg und Züchtigung darf man nicht denken und den Schimpf muß man eben hinnehmen.

Einen Krieg mit den Bhutias will die indische Regierung nicht beginnen, wohl aber einen Landstrich am Fuße der Gebirge, den Bezirk Ambarri Fallakutah, ihrer Provinz Assam einverleiben, eine Summe von 10,000 Rupien, welche sie bisher den Bhutiastämmen an der Grenze zahlte, nicht ferner bewilligen, und eine Anzahl Festungswerke errichten, um jeden Verkehr nach Bhutan abzusperren.

Geistige Regsamkeit unter den Hindus. Die europäischen Einflüsse wirken auf die Eingeborenen Indiens allerdings etwas ein, aber in mancher Beziehung doch nicht so, wie man gewöhnlich annimmt. In Bengalen, sagt ein Berichterstatter, bekümmert sich die überwiegende Masse des Volkes gar nicht um Politik. England herrscht und das ist gut; träte aber ein anderer Eroberer an die Stelle, dann wäre es eben so gut. Die Bengalesen haben weder große Vorliebe noch bittern Haß gegen die Engländer und trachten nur dahin, von jedem Einzelnen so viel Vortheil als immer möglich zu ziehen. Manche reiche Hindus bequemen sich den pariser Moden an, halten einen Bulldog und fahren im Cabriolet; aus der Mittelklasse werden Viele entweder Advokaten oder Aerzte. Unterricht und Erziehung in den Schulen der Engländer streifen den Hindu nur äußerlich an; er macht sich das, was von europäischer Civilisation an ihn kommt, in seiner Weise zurecht. Für ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit kann die Brahma-Somadsch-Sekte gelten. Sie verwirft alle Götzen und bekennt sich zu einem reinen Deismus. Anfangs meinten die Missionäre, daß diese Sekte für das anglikanische Christenthum gewonnen werden könne; dieselbe will aber entschieden nichts wissen von dem Dogma der Dreieinigkeit, und eben so wenig von vielen anderen Lehrsätzen der Christen. Der Bischof von Calcutta hält eine Reihe religiöser Vorlesungen für die Eingeborenen, um sie für das Christenthum zu gewinnen, muß sich aber von den Zeitungen, welche von Eingeborenen in englischer Sprache herausgegeben werden, kurzweg sagen lassen: „Diese Vorträge sind durchaus nicht original, vielmehr in hohem Grad ungenügend; es fehlt ihnen ganz und gar an philosophischer Durchdringung." Solchen Zweiflern und Kritikern gegenüber läßt sich nicht viel ausrichten.

Der Telegraph im Gebiete der Hudsonsbay-Compagnie. In der Ansiedlung am nördlichen Red River erscheint eine Zeitung, der „North Wester"; sie meldet unterm 13. Juni, daß der bekannte Polarreisende Dr. Rae in Begleitung eines Herrn Schweizer aus Canada eingetroffen sei, um vom Red River aus die westlichen Gegenden bis zum Stillen Weltmeere zum Behuf einer Telegraphenanlage zu erforschen. In den flachen Gegenden hat der Bau keine Schwierigkeiten; es kommt hauptsächlich darauf an, unter den Pässen, welche über die Felsengebirge führen, den zweckmäßigsten auszuwählen. Wir haben schon früher einmal darauf hingewiesen, daß die Region an Saskatschewan von Bedeutung werden kann; man hat dort Gold gefunden, und das Land ist, bei allerdings strengem Klima, doch sehr gut.

Ein neuer Riesenbaum: der Sumaumeira in Brasilien. Wir erhielten von Herrn Karl von Koseritz in Porto Alegre folgende Notiz:

Brasilianische Blätter erwähnen (nach der „Estrella de Amazonas") die Entdeckung eines neuen Riesenbaumes, der alle bis jetzt bekannten Wunder der Vegetation weit hinter sich zurück läßt.

Dieser enorme Baum wurde von dem bekannten deutschen Reisenden und Naturforscher G. Wallis, welcher den Amazonenstrom und dessen Nebenflüsse erforscht, am obern Rio Branco entdeckt. Den Angaben des Herrn Wallis nach ist die Vegetation an den Ufern des genannten Flusses von einem unglaublichen Reichthume. Unter Anderm gibt er nun auch Nachricht von dem „Riesenbaume", der zu den vielblumblätterigen hypogynischen Pflanzen und zwar zur Familie der Bombaceen (die ehemals für eine Unterabtheilung der Malvaceen gehalten wurde) gehört. Die Dimensionen dieses Kolosses sind unglaublich und viel bedeutender als jene des afrikanischen Boabab, sowie die der gewaltigen Arancarien Südbrasiliens und auch der Wellingtonias von Californien. Der fabelhafte Baum des Rio Branco hat eine Blätterkrone, deren Durchmesser 173½ Fuß beträgt, und deren Umfang also 520 Fuß ausmacht, woraus erhellt, daß sie eine Fläche von 33,800 Quadratfuß bedeckt. Unter diesem enormen Blätterdache können 10,000 Mann Schatten finden, und eine ganze Familie könnte unter demselben ein Landgut bebauen. Der Riesenvogel Tuyuyú, eine andere Eigenthümlichkeit des Amazonenthales, wohnt in den hohen Zweigen dieses Baumes und ist dort nicht nur vor den Pfeilen der Indianer, sondern selbst vor der Ladung der weittragenden Flinte sicher. Dieser Baum, der schon durch seine ungeheuern Dimensionen interessant erscheint, wird von den Brasilianern Sumaumeira genannt, ist sehr häufig in der Provinz Alto Amazonas und wächst gewöhnlich an den Flußufern. Der afrikanische Boabab von Senegambien gehört zu derselben Familie. Die Blätterkrone des Boabab bedeckt nur einen Flächenraum von 18,200 Quadratfuß, weshalb die Sumaumeira bedeutend größer ist, und ohne Zweifel das größte, in diesem Innern bekannte Naturwunder. Wallis gibt sonst noch sehr wichtige Nachrichten über andere, nicht minder interessante vegetabilische Erscheinungen und bestätigt durchaus den Ruf großer Fruchtbarkeit und gesunden Klimas, welchen die Umgebung des Rio Branco in ganz Brasilien genießt.

Zustände auf Neucaledonien. Aus dem Amtsblatte, welches in dieser Kolonie erscheint (vom 1. Mai 1864), geht hervor, daß die Franzosen mit den Eingeborenen ihre liebe Noth haben. Diese schwarzen Wilden leben in Stammesfeindschaft, belästigen die Ansiedler, und der Gouverneur mußte sich einmischen. Es kam zum Kriege, und die Schwarzen wehrten sich tapfer mit Wurfspeeren und Schleudern, sie wurden aber aufs Haupt geschlagen. Der amtliche Bericht meldet unter Anderm Folgendes:

Im September 1863 ließ der Häuptling des Moneo-Stammes einen Mann, welcher mit der Frau eines andern sich zu nahe eingelassen hatte, todtschlagen und dann auffressen. Das ist alter Landesbrauch. — Zu derselben Zeit wurde der zweite Häuptling der Moneo auf Veranlassung des Häuptlings der Ponnerihouen getödtet, weil er Menschenfleisch verzehrt hatte. — Im November lud Dipe Kambo, Häuptling von Nekul, vier andere Stämme: die Ba, die Huailu, Huaraye und Moneo zu einem großen Pilu-pilu ein. Während dieser großen Festlichkeit wurden auf Dipe's Befehl zwei Moneoleute festgenommen; während die Tänzer lustig umherſprangen, schnitt man jenen den Hals ab, briet sie gleich an Ort und Stelle und that sich an ihrem Fleisch eine rechte Güte. Aber der Moneostamm rächte sich; er fiel über die Huailu her und raubte 15 Leute: den Sohn des Häuptlings Dipe, 2 Männer und 12 Frauen; die drei Ersteren wurden bloß todtgeschlagen, die Weiber aber alle bis auf die Knochen verspeist. Man sieht, daß auf Neucaledonien der Kannibalismus noch in vollem Schwange geht.

Australische Notizen. Wir sagen unsern Dank für freundliche Uebersendung der jüngsten Nummer der zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung „Germania", der wir Folgendes entlehnen:

In Südaustralien ist durch eine Frau Davenport die Ailanthus-Seidenraupe eingeführt worden.

Als da, wo jetzt Melbourne steht, am Yarraflusse die ersten weißen Leute ankamen, fanden sie eine Horde Schwarzer, unter dem Häuptling Derrimut. Dieser ist am 27. April 1864 gestorben. Er rettete diesen ersten Ansiedlern das Leben, indem er sie gegen einen feindlichen Stamm in Schutz nahm. Melbourne hat nun mehr als 100,000 Einwohner, aber von den Eingeborenen ist kaum noch eine Spur übrig.

Die Goldfelder in Victoria lieferten 1863 aus Quarzadern 493,499 Unzen, aus Alluvialschachten 1,133,567 Unzen. Fast in jeder Woche werden neue Goldfundstätten angemeldet.

Im Hafen von Melbourne liefen 1863 von ausländischen Häfen 438 Schiffe ein.

Die Kolonie Westaustralien zählte 1861 unter ihrer Gesammtbevölkerung, welche sich auf nur 15,691 Personen belief, 6500 deportirte Verbrecher.

Am 24. Mai haben die Deutschen in Adelaïde ein großes Schützenfest abgehalten.

Bunyip ist ein fabelhaftes Thier, von welchem Weiße und Schwarze in Australien viel reden, und über welches die wunderlichsten Märchen in Umlauf sind. Jetzt will ein Fischer in Pechelba am Murrayfluß wirklich einen Bunyip gefangen haben. Er ist drei Fuß lang, noch nicht ausgewachsen und ein Süßwasserseehund. Am See Moodemere haben die Anwohner oft bei Nacht ein Geschrei gehört, das jenem der Seehunde glich; sie sahen auch einmal ein Bunyip in der Sonne am Ufer liegen, konnten ihn aber nicht fangen.

Zu Bendigo nahm man in einem Weinberge von einer Rebe 12 Trauben ab, die zusammen ein Gewicht von 70 Pfund hatten.

Der Krieg in Neuseeland. Allmälig werden in den londoner Blättern Stimmen laut, welche über das Verfahren der Engländer in Neuseeland der Wahrheit die Ehre geben. Ein „alter Feldoffizier" hebt hervor, daß die Kolonialregierung die ihr anvertraute Gewalt in schnödester Weise mißbraucht habe. Sie mißbraucht ferner aus eigensüchtigen Absichten die bewaffnete Macht. „Diese Aucklanders (d. h. die Beamten in der Hauptstadt Auckland) bereichern sich durch uns; sie möchten ihre Stadt zu einem zweiten Melbourne erheben und die eingeborenen Maoris ausrotten. Diese haben längst kein Vertrauen mehr zur Regierung; sie wissen, daß sie durchaus keine Gerechtigkeit erhalten können, die Sache möge so klar sein, wie sie wolle; sie wissen, daß die Kolonisten nach ihrem Blute dürsten und darin das schnellste Mittel sehen, die Ländereien in Besitz zu nehmen, nach welchen sie so gierig sind. Wir sind die Angreifenden; die Maoris fechten für ihr Leben, das sie lieber theuer verkaufen, als stufenweis aber sicher, wenn auch langsamer, untergehen wollen. Unseren Soldaten ist solch ein Krieg für solche Zwecke zum Ekel; sie sehen in den Maoris tapfere Feinde, aber der Gedanke, daß sie den Krieg für so schmutzige, eigennützige Menschen führen sollen, widerstrebt ihnen; sie schämen sich, daß sie als Werkzeuge der Grausamkeit und Ungerechtigkeit dienen müssen." Interessant ist die Notiz, daß englische Kaufleute es sind, welche den Maoris — Waffen verkaufen!

Religiöse Bewegungen in der Türkei. Die mohammedanische Reformpartei, deren Sitz Konstantinopel ist, macht große Fortschritte und flößt der osmanischen Regierung ernste Besorgnisse ein. Im Juli sind viele Neuerer verhaftet und Bücher, namentlich Bibeln, polizeilich weggenommen worden. Ein Bericht will wissen, daß die Zahl dieser Neuerer, „überaus nüchterne, intelligente und sehr resolute Männer", sich auf etwa 40,000 belaufe. Sehr viele Türken melden sich zur Aufnahme in die Freimaurerlogen; auch soll in Stambul eine besondere türkische Loge gebildet werden. In der türkischen Hauptstadt erscheinen nicht weniger als 33 Zeitungen, davon in französischer Sprache 3, in englischer 1, in griechischer 5, in armenischer 9, in bulgarischer 4, in israelitischer 1, in arabischer 1, in persischer 1, in deutscher 1; die übrigen in türkischer Sprache.

Die Krönungshalle der byzantinischen Kaiser in Konstantinopel ist wieder aufgefunden worden. Anfangs Juli wurden nach einer Feuersbrunst viele zertrümmerte Häuser niedergerissen, und bei dieser Gelegenheit fand man die Reste der vom Kaiser Heraklius gebauten Krönungshalle, in welche eine Menge von Juden bewohnter Häuser hineingebaut worden war. Säulen, Marmor und Ornamente haben durch den Brand viel gelitten. Dr. Dethier aus Oesterreich, ein gründlicher Kenner byzantinischer Alterthümer, stellt nun eingehende Untersuchungen an. Demselben Gelehrten ist es gelungen, einen Theil der berühmten Bibliothek des ungarischen Königs Matthias Corvinus wieder aufzufinden und zu ermitteln, daß in der Bibliothek des Sultans im Serail sich überhaupt nur 96 griechische und römische Handschriften vorfinden; davon stammen mindestens 16 aus der Büchersammlung des Matthias Corvinus (man erkennt sie an dem Raben, welcher in alle hinein gemalt ist, z. B. auch in jene, die sich auf der wolfenbüttler Bibliothek befinden); die übrigen stammen wohl zumeist aus Trapezunt und auch aus Italien. In der ganzen Sammlung befindet sich nur ein einziges Inedituni: der Bericht eines Augenzeugen über die Einnahme von Konstantinopel durch Mahomed den Großen 1453; Dethier hat eine Abschrift davon genommen.

C. F. **Ueber die Mücken in Lappland.** Nicht blos in den tropischen Ländern, sondern auch in den Polargegenden ist die Zahl der stechenden Insekten ungemein groß, und in den Lappmarken Schwedens, so wie im norwegischen Finnmarken bilden die zahllosen Mückenschwärme eine wirkliche, äußerst beschwerliche Landplage, die aber zu allem Glücke alljährlich nur etwa sechs Wochen dauert.

Um die Johanniszeit, wenn die Sonne in den nördlichen Theilen dieses großen Landes gar nicht untergeht und in den südlichen sich nur einen Augenblick unter dem nördlichen Horizonte birgt, wenn die Vögel ihre Lieder anstimmen, wenn die ganze Natur lebt und sich ihres blühenden grünen Kleides freut, entstehen auch aus ihrem Nichts diese gierigen Plagegeister und widrigen Singvögel und bedecken in Milliarden das ganze Land. Zuerst erscheint die sogenannte Languase oder eigentliche Mücke, die sich durch ihren Gesang auszeichnet; man wird von ihr bei Tage und bei Nacht, im Freien und im Zimmer belästigt. Bald darauf erscheint eine zweite Art, Knotten oder Knorten. Diese gleicht einer kleinen Fliege, bewegt sich gewandt, fliegt schnell, kriecht in alle Oeffnungen der Kleider, ist eine gewaltige Blutsaugerin und schwärmt in so zahlloser Menge umher, daß man sich ihrer gar nicht mehr zu erwehren weiß; doch stört sie nicht in den Zimmern und peinigt auch nicht in der Nacht, wenn die Sonne untergegangen ist. Zuletzt erscheint eine noch kleinere Fliege, so klein, daß man sie kaum sehen kann. Diese nennt man Sveda (d. i. Schmerz) oder Hya. Die erstere Benennung zeigt an, was sie verursacht. Doch ist sie nicht in so ungeheurer Menge vorhanden, wie die beiden erstgenannten Arten.

Um diese beschwerlichen Plagegeister von sich abzuhalten, nimmt man gewöhnlich zu dem Betheeren des Gesichts und der Hände seine Zuflucht, wenn man im Freien sein muß. Von diesem Betheeren darf man sich gleichwohl keinen falschen Begriff machen: es ist keineswegs gleichbedeutend, wenn man ein Boot mit Theer oder ein Schiff mit Pech beschmiert, oder wenn man das Gesicht betheert. Zu letzterm Zwecke mischt man nämlich in einem Hafen oder einer Flasche ein wenig Theer und süße Sahne und bestreicht sich mit dieser Schminke, so daß man hübsch brünett wird, und wiederholt diese Operation täglich mehrmals; denn sobald die Schmiere eintrocknet, werden die Mücken von neuem naseweis. Zwar sieht man am Abende aus wie ein Zigeuner oder wie ein rothhäutiger Indianer; doch das muß man sich gefallen lassen: es ist doch auf jeden Fall besser, als sich das Gesicht und die Hände zerstechen und mit Karbunkeln bedecken zu lassen und die Schmerzen zu ertragen. Auch läßt sich die Schmiere leicht abwaschen, wenn man zuvor ein wenig Sahne aufstreicht.

Im Zimmer aber kann man sich noch auf eine andere Weise schützen. Man treibt nämlich die Mücken durch Rauch hinaus. Hierzu kann man allerlei anwenden, z. B. feine Späne, Birkenholz, Wachholderreisig u. a., am besten aber Birken- oder Löcherschwamm (Boletus fumentosus). Dieser riecht nämlich recht angenehm, ist aber dennoch, so wie jeder andere Rauch, den Mücken unerträglich, daher auch die Lappen stets, wenn sie in freier Luft Feuer anzünden, sich an derjenigen Seite desselben hinsetzen oder hinlegen, wohin der Wind den Rauch treibt. Wenn man auf solche Weise im Zimmer Rauch verbreitet hat und nun ein Fenster öffnet, dann fliehen die Mücken oder lassen sich leicht hinausscheuchen. Um aber den gierigen Gästen schon den Eintritt so unangenehm wie möglich zu machen, setzt man draußen auf den Hausflur ein Rauchfaß hin, das stets dampft. Nicht überall in den Lappmarken wird man gleich stark von dieser Landplage belästigt; wo es viele Birken gibt, sind die Mücken am zahlreichsten, in der Nähe größerer Landseen, so wie in Norwegen am Gestade des Meeres scheinen sie vom Winde hinweggescheucht zu werden.

Es ist merkwürdig zu sehen, mit welchem Eigensinn man von dem Mückenschwarme verfolgt wird, wenn man über einen See fährt. Bei Windstille wird man die lästigen Begleiter gar nicht los. Wenn aber der Wind weht, suchen sie dennoch mitzukommen, indem sie sich auf die Kleider setzen oder sich in das Boot hinab begeben. Bei nur schwachem Winde folgt die Gesellschaft mit, bis man plötzlich wendet und gegen den Wind anrudert. Da verlieren sie den Kurs und lassen sich vom Winde treiben, bis sie entweder ertrinken oder das Land wieder erreichen. Dann ist man sie für die ganze Reise los; denn sobald der Wind weht, wenn auch nur ganz schwach, begeben sie sich auf eigene Hand nicht auf das Wasser hinaus.

Wenn eine Rennthierheerde durch den Wald zieht, kommen alle Mücken der ganzen Umgegend herbei und umgeben dieselbe, so daß sie durch ihre ungeheure Zahl die ganze Luft erfüllen. Zu ihnen gesellen sich dann noch zwei andere Plage-

geister der armen Rennthiere, nämlich ein paar Bremsenarten, welche auf Lappländisch Pitok und Sunpok heißen. Jene werfen den Rennthieren, ja selbst den Menschen, im Vorbeifliegen ihre Eier in die Nasenlöcher. Mit der Luft werden diese Eier dann eingeathmet, setzen sich nicht allein in den Nasenlöchern, sondern auch an dem Gaumen des Rennthieres fest und wachsen hier während des Winters in großen, neben einander liegenden Haufen zu ziemlich großen Maden heran. Im Frühlinge aber schnaubt das Rennthier dieselben aus, so daß sie auf die Erde fallen, um hier von der Sonne ausgebrütet zu werden und bald als Bremsen die armen Rennthiere von neuem peinigen zu können. Bei dem Menschen verursacht das Einathmen des Bremsensamens Unlust, Uebelbefinden und Schnupfen. Dieses hält einige Tage an; darauf aber ist jede Wirkung des eingeathmeten Bremsensamens verschwunden: der Schnupfen vertreibt wahrscheinlich diesen Samen, so daß er nicht Gelegenheit erhält sich fest zu setzen. — Der Sunpok legt seine Eier zwischen das Fleisch und die Haut des Rennthieres; die Larven, welche daraus entstehen, heißen Kurbena. Diese sehen im Frühlinge, da sie längs dem ganzen Rücken des Rennthieres in großer Menge liegen, garstig genug aus. Sie fressen sich dann durch die Haut des Thieres heraus und verursachen, daß in dieser Jahreszeit die Rennthierhäute ganz unbrauchbar und gleich einem Siebe überall durchlöchert sind.

Zu allem Glücke sind diese beiden Bremsenarten nicht sehr zahlreich; denn wären sie das in solchem Grade, wie die Mücken, so könnten weder Menschen noch Thiere in den Lappmarken ausdauern.

Steinwerkzeuge aus dem nordrussischen Gouvernement Olonetz. In Hinblick auf die Mittheilungen, welche der Globus über die Muschelhügel, Pfahlbauten, Steinwerkzeuge und andere „Alterthümer des Menschengeschlechts" gebracht hat, erhalten wir von dem berühmten Linguisten, Staatsrath und Akademiker Schiefner in St. Petersburg einen Bericht, welchen derselbe in der Akademie über Steinfunde im Gouvernement Olonetz abgestattet hat. Dasselbe umfaßt auf etwa 2700 deutschen Geviertmeilen das Gebiet des Onega-Sees und einige anliegende Landschaften. Die Oberflächengestaltung gleicht jener von Finnland, d. h. Wälder, wüste Triften, viele Seen und Sümpfe, Moos- und Flechtensteppen wechseln mit einander ab; vier Fünftheile sind mit Wald bedeckt, nur der 35. Theil ist angebaut. Die 280,000 Bewohner sind Finnen, Russen und Lappen, meist Waldarbeiter, Jäger und Fischer. Die Hauptstadt ist Petrosawodsk am Westufer des Onega-Sees mit etwa 10,000 Einwohnern. — Hier folgt der Bericht des Herrn Schiefner.

Als in der ersten Hälfte des Jahres 1861 eine Ausgabe des Worsaae'schen Werks „Nordiske Oldsager" mit russischem Text von der Akademie besorgt wurde, geschah dies hauptsächlich in der Absicht, das Interesse der Bewohner des russischen Reichs für die im russischen Boden verborgenen Reste eines frühen Alterthums zu wecken und dadurch eine größere Sammlung solcher Reste wo möglich aus den verschiedenen Theilen unsers Vaterlandes anzubahnen.

Bald nach dem Erscheinen des Werks verlautete es, daß sich eine sehr ansehnliche Sammlung von Steinwerkzeugen im Besitze des Generallieutenants N. v. Butenjew befinde, welche von verschiedenen Gelehrten, die sich mit dem Studium der ältesten Kulturperioden beschäftigen, mit dem größten Interesse in Augenschein genommen worden ist. Obwohl auch ich sowohl durch das von Herrn P. Lerch in seinem Aufsatze über die Werkzeuge des Stein- und Broncealters in Europa Bemerkte, als auch durch die mündlichen Berichte desselben Forschers und des Herrn Leopold Radloff von der Wichtigkeit dieser Sammlung unterrichtet worden war, bin ich doch erst vor Kurzem dazu gekommen, mich selbst durch eigene Anschauung mit dem Inhalt derselben bekannt zu machen.

Es besteht die ganze Sammlung der Steinwerkzeuge aus 240 Gegenständen, von denen nur zwei anderswo als im Norden Rußlands gefunden worden sind. Sie stammen aus den Kreisen Petrosawodsk, Powenetz, Pudosh und Olonetz des olonetzischen Gouvernements, ein Gegenstand aus dem Onega-Kreis des archangelschen Gouvernements, einer aus Serdobol; aus dem lepelschen Kreise des witepskischen Gouvernements, und von den Marquesas-Inseln rühren die beiden Stücke her, welche einen nicht nordischen Fundort haben.

Der Besitzer derselben, welcher Gelegenheit hatte, sich eine Reihe von etwa 30 Jahren als Bergingenieur in Petrosawodsk aufzuhalten, hatte seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf Sammlung von Alterthümern gerichtet; allein erst in den vierziger Jahren kam ihm das erste Steinwerkzeug in Petrosawodsk zu Gesicht, welches der Schuldirektor Troitzky damals an den Herrn Minister des öffentlichen Unterrichts sandte; erst einige Jahre später sah er ein zweites Stück, welches er der geographischen Gesellschaft darbrachte. Seit der Zeit aber beschloß er Alles aufzubieten, um eine größere Sammlung zu Stande zu bringen und seinen vielfachen, mit bedeutenden Geldopfern verbundenen Bemühungen ist es denn gelungen, die obengenannte Zahl von Gegenständen bis zum Jahre 1858 zusammenzubringen, wobei bemerkt werden muß, daß er bei Weitem die Mehrzahl aus der nächsten Umgebung seines Aufenthaltsorts, d. h. aus dem petrosawodskischen Kreise erhalten hat.

Gefunden sind die Gegenstände theils auf dem Felde, namentlich beim Aufpflügen des Bodens, aber auch wenn der Erdboden durch Regengüsse aufgelockert worden war, oder im Frühjahr beim Schwinden der Schneedecke; ein Theil der Gegenstände ist aus Seen beim Fischfang oder beim Auffischen von Erzen zum Vorschein gekommen; die Gegenstände aber, welche man beim Aufgraben der Erde gefunden hat, lagen nicht tiefer, als etwa eine Klafter.

Besonders zu beachten ist es, daß sämmtliche Gegenstände aus solchen Steinarten verfertigt sind, welche an Ort und Stelle gefunden werden, namentlich aus Quarz, Kieselschiefer, Talkschiefer, Probierstein, schieferartigem Sandstein und Diorit.

Was die einzelnen Werkzeuge anbetrifft, so wird die Bestimmung mancher derselben einige Schwierigkeit machen, da dieselben einen eigenthümlichen, von den bisher bekannten Arten abweichenden Charakter haben. Besonders reichlich sind die verschiedensten Keile, deren Zahl an 90 ist, dann die verschiedenen Arten von Meisseln, sowohl Schmal- als Hohlmeisseln, denen sich verschiedene Schabinstrumente anreihen; Keulen sind etwa nur sieben, vier Pfeilspitzen (zwei aus Quarz) und zwei Lanzenspitzen aus Kieselschiefer vorhanden.

Was den Quarz anbetrifft, so ist Herr von Butenjew der Ansicht, daß derselbe vor dem Gebrauch, um ihm seine Sprödigkeit zu nehmen, geglüht worden ist, und daß dies nicht unmittelbar vor sich gegangen, sondern vermittelst einer Umhüllung mit einer andern Masse. Eine der beiden Pfeilspitzen, welche im Jahre 1831 aus dem Megri-See an der Grenze des Gouvernements Olonetz und des Kuopio-Län aufgefischt worden ist, trägt noch deutliche Spuren des Niederschlags von Eisenerz, und eine andere beim putscheserschen See des Kreises Pudosh gefundene ist leicht angebrannt. Die beiden Lanzenspitzen sind beim Aufgraben des Bodens, die eine beim Graben eines Kanals, die andere beim Aufgraben des Fundaments einer niedergebrannten Dorfkirche im Onega-Kreise des archangelschen Gouvernements gefunden worden. Hierbei muß auch noch bemerkt werden, daß auch einige andere aus den Seen aufgefischte Gegenstände Eisenoxydspuren darbieten.

Zu den Gegenständen, über deren Bestimmung nur Vermuthungen stattfinden können, gehören einige, welche die Gestalt von Weberschiffchen oder Seilwinden haben und nicht allein mit einem Längs-, sondern auch mit einem Querstreifen versehen sind.

Ganz eigenthümlicher Art ist ein beim Dorfe Padosero gefundener Gegenstand, der vielleicht als Keule gedient hat, aber an dem einen Ende einen Thierkopf, wahrscheinlich einen Elennkopf mit abgebrochenem Geweih, darstellt. Es ist derselbe von einer Bäuerin gefunden worden, und zwar nach ihrem Bericht, als sie während eines Gewitters an die Stelle eines Feldes herantrat, auf welche sie den Blitz hatte niederfahren sehen. Sie fand den Hafer niedergeworfen und den Donnerkeil noch ganz heiß. Es war in ihren Augen eine Bestätigung des auch in Finnland verbreiteten Glaubens, daß diese Steinwerkzeuge mit dem Blitze herabfahren, weshalb sie auch dort ukon kivi, ukon pii, ukkosen vaaja, ukkosen nalkki, ukon tallta, d. h. des Donnerers Stein, Kiesel, Keil, Pfeil, Meissel, ja auch ukkosen kynsi, d. h. des Donnerers Klauen heißen. (Auf seiner Reise von Uhtuwa nach Kuusamo hörte Castrén eine Sage, der zu Folge die Lappen vormals in Feindschaft gelebt mit einem Volke, das man Kivekäät nannte. Diesen Namen hielt er mit Recht für eine Verdrehung von Kivikäet [im Singular Kivikäsi], „Steinhände", d. h. Leute, welche Steinwaffen führten. Zur Entstehung dieser Sage trug wohl der Umstand bei, daß man in den Gegenden Steinwaffen gefunden hatte.) Aehnlicher Weise sollte auch eine Art dieser Sammlung, welche in einem Baumstamm gefunden wurde, nur so in denselben gelangt sein, daß der Blitz in den Baum gefahren sei, und ein dritter Gegenstand, der auf dem

Boden eines Hauses, in welches das Wetter eingeschlagen war, aufgefunden wurde, konnte natürlich auch nur auf diese Weise dahin gelangt sein.

Das bisher Gesagte wird hinreichen, um einen Begriff von der Wichtigkeit dieser Sammlung zu geben, die, wenn sie sich auch nur auf eine bestimmte Gegend beschränkt, den großen Vorzug hat, daß bei den in ihr befindlichen Gegenständen nach Möglichkeit genau der Fundort angegeben worden ist. Berücksichtigt man die Schwierigkeiten, welche es hat, diese unter dem Namen Donnerpfeile zur magischen Medicin gebrauchten und deshalb theils geheim gehaltenen, theils theuer erachteten Gegenstände ausfindig zu machen und zu erwerben, so kann man dem Besitzer der Sammlung nicht genug Dank wissen für die Ausdauer, mit welcher er dieselbe angelegt hat. (Die Sammlung ist von der petersburger Akademie der Wissenschaften angekauft worden.)

C. F. **Stockholms Wasserverbindungen am 1. August 1864.** Trotz der Concurrenz, welche die Dampfschifffahrt in der neuesten Zeit durch die fertige Eisenbahn zwischen Stockholm und Gothenburg erfahren hat, ist dennoch die Dampfschifffahrt immer lebhafter geworden, und jetzt bedienen sich derselben nicht allein die Städte, sondern auch das platte Land, in einer recht bedeutenden Entfernung von der Hauptstadt, hat Vortheil dabei gefunden, sich Dampfschiffe anzuschaffen.

Jetzt wird Stockholm besucht von 96 gedeckten Dampfschiffen mit 4650 Pferdekräften. Von diesen machen 10 regelmäßige Reisen nach dem Auslande, nämlich 5 nach Deutschland (Lübeck), 2 nach Rußland und Finnland, 1 nach Dänemark, 1 nach Holland und 1 nach England; sämmtlich mit Passagieren und Frachtgütern; von ihnen sind 6 schwedische, 2 finnische, 1 holländisches und 1 englisches. Die Verbindung zwischen Stockholm und den östlichen, südlichen und westlichen Theilen Schwedens wird von 52 Dampfschiffen unterhalten, und zu den Städten, welche im Norden von Stockholm liegen, machen 26 Dampfschiffe regelmäßige Reisen mit Passagieren und Frachtgütern. 26 Dampfschiffe passiren auf ihren Reisen den Södertelge-Kanal, 21 machen Reisen zwischen Stockholm und den Ortschaften am Mälar, 3 passiren den Hjelmarsee und 4 den Strömsholmer Kanal, 40 gehen auf der Ostsee. 8 Dampfboote sind nur Lastzieher, von denen nur 3 regelmäßige Reisen, die übrigen 5 aber unregelmäßige Touren theils nach schwedischen, theils nach ausländischen Orten machen. 9 Dampfschiffe führen Passagiere und landwirthschaftliche Produkte nach Stockholm von den Orten am Mälarsee und von den östlichen Scheren. Durch den Götha-Kanal machen 14 Dampfschiffe regelmäßige Touren zwischen Stockholm und den westlichen Ortschaften.

Rücksichtlich der Construktion und des Baumaterials der Dampfboote sind der Propeller und das Eisen jetzt schon bedeutend überwiegend und werden es immer mehr: 66 Dampfschiffe sind mit Propeller und 30 mit Schaufelrädern, 78 von Eisen und 18 von Holz. Die größte Zahl der stockholmer Dampfschiffe, nämlich 53, ist in Motala gebaut.

Unsere stockholmer Dampfschaluppenflotille oder kleine ungedeckte Dampfboote von 3 bis 15 Pferdekräften, ist bestimmt, die Verbindung theils zwischen den einzelnen Stadttheilen und theils zwischen der Stadt und ihren näheren Umgebungen zu unterhalten und zählt jetzt 50 Schaluppen, sämmtlich mit Propellern, zusammen mit 265 Pferdekräften; davon sind 48 von Eisen und 2 von Holz. Von diesen werden 10 als Paßboote in der Stadt benutzt, 6 machen unaufhörliche Touren zwischen der Stadt und dem Thiergarten, 24 unterhalten die Verbindung zwischen der Stadt und etwa 100 theils am Mälar- theils in den Scheren und theils am Hammarby- und Järlasee gelegenen Ortschaften (besonders Sommerstellen), von denen einige über 4 deutsche Meilen entfernt sind; einige derselben gehen in jeder halben, andere in jeder Stunde und noch andere täglich einmal oder öfter; 5 Dampfschaluppen werden fast ausschließlich zum Bugsiren angewendet und die übrigen liegen theils als Reserve und machen theils außerordentliche Touren.

Noch dürfte anzumerken sein, daß nicht allein die Eleganz und Bequemlichkeit der Dampfschiffe nichts zu wünschen übrig lassen, sondern daß besonders auch die Güte und Schnelligkeit derselben mit jedem Jahre zugenommen haben. Während man vor einigen und dreißig Jahren bei jeder Reise mit einem Dampfschiffe in steter Sorge war, daß ein Unglück bevorstehen könne, hegt man jetzt ein so unbegrenztes Vertrauen zu der Stärke und Tüchtigkeit der Fahrzeuge, daß man auf denselben eben so sicher wie auf dem festen Lande zu sein meint, und während z. B. 1833 das schnellste Dampfschiff („Rosen") den Weg zwischen Stockholm und Norrköping in etwas weniger als 15 Stunden zurücklegte, wozu die früheren über anderthalb Tage gebraucht hatten, vollenden die jetzigen diese Reise in 9 Stunden.

Zur Statistik des deutschen Zollvereins. Umfassende und eingehende Nachrichten haben wir nur erst aus dem Jahre 1861. Damals zählte man 180,000 fabrikmäßig betriebene Anstalten; 32,406 Kaufleute, welche keine offenen Läden hielten, mit 24,642 Faktoren, Commis, Buchhaltern, Lehrlingen und Gehülfen; 150,863 Kaufleute hatten offene Verkaufsstellen; es gab 86,446 herum ziehende Krämer und Händler, 1551 Bankiers und Wechselhandlungen, 1302 Geld-, Waaren- und Schiffsmäkler im Großhandel, 7538 dergleichen im Kleinhandel, 14,962 Auctionatoren, Agenten, Commissionäre, Pfandleiher und Gesindevermiether.

Die Zollvereinsflotte zählt an Seeschiffen: 2827 Segelschiffe mit einer Tragfähigkeit von 271,773 Schiffslasten à 40 Ctr., dann 55 Dampfer mit 2944 Pferdekraft; an Flußschiffen: 17,374 Segel- und 254 Dampfschiffe und Schlepper.

Die im Jahr 1861 im Zollverein betriebenen 125 Eisenbahnen hatten $1482_{,7}$ geographische Meilen Bahnlänge im Betrieb, und standen ihnen 2704 Lokomotiven, 5154 Personen- und 51,566 Frachtwagen zur Verfügung.

Sämmtliche Chausséen des Zollvereins sind $10,283_{,8}$ Meilen lang; Fuhrleute gibt es 22,445 mit 19,150 Knechten und 65,122 Pferden.

Noch sei erwähnt, daß für das Unterkommen des reisenden Publikums 67,007 Gasthofbesitzer u. dgl. sorgen, und daß es außerdem noch 6744 Speisewirthe und Garköche, und 69,541 Schankwirthe, Billardhalter u. s. w. gibt.

Den literarischen Verkehr vermitteln: 69 Schriftgießereien, 1543 Buch- und Notendruckereien, 1224 Druckereien von Kupfer- und Stahlstichen, von Holzschnitten, Stick- und Strickmustern, Bilderbogen, einschließlich der lithographischen Anstalten. Ferner sind vorhanden 14 Institute für Globen, Landkarten, Plane und andere Unterrichtsmittel, 1714 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, 359 Antiquare und Antiquitätenhändler, 1036 Leihbibliothekare.

Sodann ist ermittelt worden, daß an 58,818 Bäckermeister uns mit Brod, 54,262 Metzger mit Fleisch versehen, und 10,583 Fischer unsern Tisch mit Fischen versorgen; 14,097 Barbiere sind stündlich parat, die männliche Zollvereinsbevölkerung über den Löffel zu barbieren; 966 Meister treiben das Friseurhandwerk; Schuh- und Pantoffelmacher gibts 189,006 mit 127,875 Gehülfen und Lehrlingen; 135,733 Männer und 34,191 Frauen treiben auf eigene Rechnung die Schneiderei und das Corsettemachen, 12,361 Frauen und 471 Männer die Putzmacherei; Musiker, welche sich ihrer Kunst an festen Orten widmen, gibt es 13,801 Meister mit 10,024 Gehülfen und Lehrlingen, umherziehende Musiker aber 6045 mit 3583 Gehülfen. Schließlich sei noch erwähnt, daß der Zollverein dermalen 81 stehende Theater mit einem Personal von 4312 Köpfen besitzt, und daß die umherziehenden Schauspieler, Equilibristen und Schausteller ein Kontingent von 953 Meistern und 1138 Gehülfen und Lehrlingen bilden.

Der Mineralreichthum Großbritanniens. Die amtliche Schrift, welche darüber von Robert Hunt erschienen ist (The Mineral Statistics of the United Kingdom of Great Britain and Ireland for the year 1863), enthält darüber folgende Angaben:

Kohle. Davon wurden im Laufe des Jahres gefördert 86,292,215 Tons, etwa fünfthalb Millionen Tons mehr als im Vorjahr. Die Kohlenausfuhr stellte sich auf: 1861 — 7,222,718; 1862 — 7,222,718; 1863 — 7,529,341 Tons. Die Zahl der Kohlengruben (Collieries), welche 1853 erst 2397 betrug, ist binnen 10 Jahren auf 3180 gestiegen, und in den großen Kohlendistrikten von Durham und Northumberland stieg sie 1863 auf 22,154,163 Tons.

Eisenerz. Produktion 9,088,060 Tons; davon kommen auf den Cleveland-Distrikt im Nord-Riding von Yorkshire 2,553,805, auf Schottland $1^1/_2$ Millionen, zumeist „Blackband". Die 597 Schmelzwerke lieferten an Roheisen: England 2,451,211, Wales 898,829, Schottland 1,160,000, Total 4,510,040 Tons; 566,571 Tons mehr als 1863.

Kupfer. 222 Gruben, wovon 190 in Devonshire und Cornwall; 210,947 Tonnen Kupfererz im Werthe von 1,100,554 Pf. St.; daraus wurden 4461 Tonnen Kupfer gewonnen. Eingeführt wurde an Kupfererz aus Chile 25,966 Tonnen und 18,708 Tonnen Regulus; aus Cuba 15,750 Tonnen und 858 Tonnen Regulus.

Zinn. Aus Devonshire und Cornwall 15,157 Tonnen Erz, welche 10,006 Tonnen weißes Zinn ausgaben. Die Zinn-

gruben werden bekanntlich seit ein paar tausend Jahren bearbeitet, aber in früheren Zeiten nur oberflächlich; sie wurden verlassen, sobald man auf das „Gelbe" kam, d. h. auf Kupfer. Aber später bearbeitete man sie auf dieses letztere und kam in beträchtlicher Tiefe dann wieder auf Zinn, z. B. in der Dolcoathgrube, welche bei 300 Lachter Tiefe 1026 Tons Zinnerz im Werthe von 69,741 Pf. St. ausgab. Das Aehnliche ist der Fall bei vielen anderen Gruben. Aus Holland und Singapore wurden 2728 Tons Banka-Zinn eingeführt.

Blei. 91,283 Tons Erz, welche 68,222 Tons Blei und 634,004 Unzen Silber ausgaben.

Zink. An Zinkerz (Black jack, Blende) 13,699 Tons; sie lieferten 3835 Tons Zink. England kann nur mühsam gegen die Zinkgruben des europäischen Festlandes concurriren.

Gold. 23 Gruben in Nordwales. Ueber den Ertrag hat man nur aus zweien derselben Kunde; sie lieferten 552 Unzen im Werthe von 1747 Pf. St. Im Jahre 1862 lieferten Vigra und Clogau allein 5299 Unzen Gold im Werthe von 20,390 Pf. St.

Der Gesammtwerth der Mineralerzeugnisse und ihr gegenseitiges Verhältniß ergibt sich aus folgender Tabelle:

			Werth	
Goldquarz	385	Tons	1,500	Pf. St.
Zinnerz	15,157	„	963,985	„
Kupfererz	210,947	„	1,100,554	„
Bleierz	91,283	„	1,193,530	„
Silbererz	88	„	5703	„
Zinkerz	12,941	„	29,968	„
Eisenerz	9,101,552	„	3,240,890	„
Eisenkies	95,376	„	62,035	„
Wolfram	13	„	67	„
Uranium	3	Centner	23	„
Gossans	4424	Tons	4576	„
Arsenik	1444	„	1200	„
Kohlen	86,292,215	„	20,572,945	„
Erdige Mineralien geschätzt auf			1,975,000	„

So stellt sich ein Gesammtwerth von 29,151,976 Pf. St. heraus. Die Ziffer der Kohlen begreift in sich Alles, was verkauft und verbraucht worden ist.

Aus den obigen Erzen sind Metalle im Werthe von 15,541,382 Pf. St. erzeugt worden; den Werth anderer Metalle veranschlagt man auf 250,000 Pf. St., so daß der Werth der geförderten Metalle und Kohlen sich auf 36,364,372 Pf. St. beläuft.

Der Einfuhrhandel Großbritanniens im Jahr 1863. Neulich gaben wir (S. 160) eine tabellarische Uebersicht der Ausfuhren Englands, heute wollen wir jene der Einfuhren mittheilen. Dieselben haben sich binnen zwei Jahren außerordentlich gesteigert; während sie 1861 erst den Geldwerth von 217,485,024 Pf. St. betrugen, stiegen sie 1863 auf 248,980,942 Pf. St. oder 1700 Millionen deutsche Thaler! Davon kommen auf die britischen Besitzungen in allen Erdtheilen 84,693,720 Pf. St., welche sich in folgender Weise vertheilen:

	1862:			1863:	
Indien	34,133,551	Pf. St.		48,434,517	Pf. St.
Britisch N.-Amerika	8,499,393	„	„	8,165,669	„
Australien	7,109,809	„	„	7,160,638	„
Westindien	4,180,870	„	„	3,993,354	„
Ceylon	2,488,262	„	„	3,700,806	„
Bahama-Inseln	463,972	„	„	2,282,713	„
Mauritius	967,714	„	„	1,986,270	„
Kap und Natal	1,517,851	„	„	1,919,843	„
Singapore	2,375,813	„	„	1,830,522	„
Guyana	1,561,543	„	„	1,510,500	„
Hong Kong	154,721	„	„	1,288,907	„
Bermudas	78,642	„	„	820,314	„
Kanal-Inseln	645,801	„	„	648,508	„
Belize	299,746	„	„	298,017	„
Jonische Inseln	339,254	„	„	192,879	„
Westafrika	234,774	„	„	191,207	„
Malta	110,819	„	„	152,562	„
Gibraltar	97,559	„	„	69,130	„
Falklands Inseln	20,131	„	„	17,114	„
St. Helena	2424	„	„	16,255	„
Aden	33	„	„	2983	„
Ascension	1	„	„	12	„
Helgoland	568	„	„	—	„
	1862: 65,283,251	Pf. St.		1863: 84,693,720	Pf. St.

Der gesteigerte Geldwerth der Einfuhren kommt durchaus auf Rechnung der hohen Baumwollenpreise. In der obigen Tabelle wird es auffallen, daß die Einfuhren von den Bahama- und von den Bermudas-Inseln binnen einem Jahre sich um fast drei Millionen Pf. St. gesteigert haben. Die Sache erklärt sich aber leicht; von beiden Punkten aus wird ein lebhafter Schleichhandel nach den konföderirten Staaten getrieben, aus deren Häfen die Schiffe, welche die Blockade brechen, Baumwolle bringen. Die Baumwollenzufuhr aus Aegypten erklärt auch, weshalb dieses Land jetzt an den Einfuhren mit einer so hohen Ziffer mit ungefähr 130 Millionen Thalern betheiligt ist.

Die Einfuhren aus fremden Ländern stellen sich in folgender Weise heraus:

	1862:			1863:	
Frankreich	21,675,516	Pf. St.		24,024,619	Pf. St.
Verein. St. v. N.-A.	27,715,157	„	„	19,570,815	„
Aegypten	12,225,783	„	„	16,495,581	„
Deutschland	14,349,369	„	„	13,591,734	„
Hansestädte	5,957,260	„	„	6,916,213	„
Preußen	7,833,927	„	„	6,231,717	„
Mecklenburg	260,977	„	„	219,505	„
Hannover	276,253	„	„	189,643	„
Oldenburg	20,952	„	„	34,656	„
China	11,982,374	„	„	12,906,642	„
Rußland	15,101,059	„	„	12,419,190	„
Holland	7,863,031	„	„	8,660,278	„
Türkei	5,020,474	„	„	6,025,545	„
Belgien	4,876,212	„	„	5,174,221	„
Spanien	3,931,191	„	„	5,070,838	„
Westindien	4,439,516	„	„	4,580,663	„
Brasilien	4,414,187	„	„	4,491,000	„
Schweden u. Norweg.	3,804,189	„	„	4,463,212	„
Pern	2,394,092	„	„	3,565,328	„
Portugal	2,404,212	„	„	2,672,732	„
Dänemark	2,165,040	„	„	2,420,513	„
Italien	2,597,354	„	„	2,355,583	„
Mexico	619,508	„	„	2,294,337	„
Chile	2,863,434	„	„	2,288,863	„
Westafrika	1,719,801	„	„	1,412,284	„
Philippinen	708,866	„	„	1,392,198	„
Japan	591,885	„	„	1,283,631	„
Argentin. Republik	1,133,071	„	„	1,239,651	„
Uruguay	992,328	„	„	1,220,629	„
Griechenland	797,568	„	„	980,439	„
Oesterreich	1,179,844	„	„	879,457	„
Neu Granada	811,304	„	„	774,311	„
Centralamerika	492,340	„	„	485,918	„
Marokko	434,071	„	„	427,834	„
Hayti u. S. Domingo	151,719	„	„	276,610	„
Bolivia	341,982	„	„	259,196	„
Französ. Ostindien	166,176	„	„	117,036	„
Algerien	47,264	„	„	104,204	„
Nördl. Walfischfang	102,623	„	„	72,398	„
Ecuador	95,023	„	„	68,608	„
Borneo	32,212	„	„	45,555	„
Ostafrika	—	„	„	34,405	„
Persischer Golf	301	„	„	31,601	„
Venezuela	9397	„	„	23,767	„
Java ꝛc.	96,026	„	„	22,417	„
Siam	37,824	„	„	20,746	„
Südsee-Inseln	19,630	„	„	19,967	„
Tunis	1532	„	„	10,314	„
Patagonien	2200	„	„	2551	„
Kirchenstaat	957	„	„	1099	„
Arabien	—	„	„	—	„
Tripolis	6078	„	„	—	„
Persien	5	„	„	—	„
	1862: 225,716,976	Pf. St.		1863: 248,980,942	Pf. St.

Die Einfuhren aus Peru bestehen fast ganz in Guano, jene von Westafrika in Palmöl. Die Ziffer Mexico's ist so hoch, weil die Konföderirten von Texas aus eine Menge Baumwolle über den Rio Grande hinüber gebracht haben, nach der an diesem Strome liegenden mexicanischen Hafenstadt Matamoros; auch die Million mehr, welche die Türkei aufweist, entfällt auf die Baumwolle.

Schanghaïs Theeausfuhr. Sie betrug im Handelsjahr 1863/64: 69,421,524 Pfund; davon 47,198,944 schwarzer, 22,222,580 grüner.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00630 3156